Per. in 4°
7 Cp
1852,2

Conversationsblatt

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 156. Donnerstag, 1. Juli **1852.**

Bayerische Staatsbibliothek München

Aus meinem Tagebuch.

Novellistisches, mitgetheilt von A. Loning.

1.

Es war am Nachmittag des 4. Juni 1836, als sechs Bataillone Carlisti unweit des Dorfes Zubyry im Königreich Navarra auf einer Anhöhe Bergrücken lagerten und sich von dem am Morgen erfochtenen Siege ausruhten. Das dritte Bataillon von Catilien, das letzte, welches der hochbegabte Zumalacarregui noch kurz vor seinem Tode aus kriegsgefangenen Christinos errichtet hatte und dem ich als Offizier angehörte, bildete die linke Flanke. Um sich gegen die senkrecht herabfallenden brennenden Strahlen der Sonne zu schützen, hatten mehre Soldaten ihre Mäntel über die in Pyramiden aufgestellten Gewehre gehängt und hielten ihre Siesta im Schatten dieser improvisirten Zelte. Ungefähr in Mitte des Lagers stand die von dienstfertigen Sapeurs aus grünen Zweigen erbaute Hütte des commandirenden Generals Garzia. Dieser selbst aber lag vor ihr auf der Erde hingestreckt und sah mit Wohlbehagen und in stolzer Siegesfreude den Treiben seiner Truppen zu. Außer dem kahlen Bergrücken, auf dem wir von acht Uhr morgens bis dies, Uhr nachmittags lagerten, war die Gegend rings umher wie ein Wald, aus dem hier und da einzelne Thurmspitzen und im Hintergrund die Thürme von Pampelona hervorragten. An demselben Bergrücken, etwas unterhalb des Lagers, schlängelte sich die von hohen Buchen beschattete Landstraße, die nach Navarra's Hauptstadt führte. Hier war ich mit dem Feldkaplan meines Bataillons hinaufgestiegen. Beide suchten wir dort Schutz gegen die drückende Hitze. Der Feldkaplan, ein ruhiger und sanfter Mann, den alle, Offiziere wie Soldaten, innig liebten, war früher Franziskanermönch in Barcelona gewesen und nur durch ein Wunder der Meßelei entgangen, die ein entmenschter Haufen unter den Mönchen jener Stadt im Jahre 1835 vorgenommen hatte. Pater Manuel, so hieß der Feldkaplan, erinnerte sich nicht gern der Schreckensscenen, die er erlebt; kam er aber durch ein Ungefähr darauf, so wußte er sie mit den lebhaftesten Farben zu schildern. Unglückliche Liebe hatte den jungen Mann dem Kloster zugeführt und wol war in Spanien kein Priester, den mehr Tugenden zierten als ihn.

Im Kloster von Barcelona hatte er sein Novizjat abgehalten und hegte noch immer eine kindliche Verehrung gegen seinen gewesenen Novizenmeister, namens Pater Josef. Dieser ward an jenem Schreckenstage an seiner Seite getödtet und kam der Feldkaplan auf ihn zu sprechen, so vermochte er es nicht, seinen Thränen zu gebieten. Als wir nun so einsam im Schatten einer Buche neben einander Platz genommen hatten, da ersuchte ich ihn, auch mir einiges über das Schicksal der Mönche und des Klosters vom heiligen Franziskus in Barcelona mitzutheilen. Er entsprach gern meinem Wunsche, um so eher, da er wußte, daß ich längere Zeit in Barcelona gelebt, und er mich oft in der Klosterkirche und im Kloster selbst gesehen haben wollte. In der Voraussetzung, daß seine Mittheilungen bei mir Theilnahme erwecken würden, zog er ein geschriebenes Heft hervor und sagte: ich weiß, daß Sie ein Tagebuch führen; ich werde Ihnen bieten, wenn es Ihnen angenehm ist. Dies war Wasser auf meine Mühle. Noch erfreut über diesen Vorschlag, war ich augenblicklich bereit, ihn auszuführen und fing Pater Manuel seine Erzählung folgendermaßen an:

Nachdem ich im Collegium zu Cervera ausgebildet worden, kehrte ich auf Befehl meiner Obern aufs neue in das Kloster zu Barcelona, wo ich mein Novizjat überstanden hatte, zurück; aufs neue beschritt ich dessen weite Gänge und Höfe und seinen Garten, den ich gepflegt. Ich kniete abermals vor dem Altar, vor dem ich meine Gelübde abgelegt hatte, und betrat wiederum die Dunkern, auf denen ich damals ausgestreckt lag, als die versammelte Menge meinen Schwur, den Vorschriften des heiligen Franziskus treu zu bleiben, aus meinem Munde vernahm. Die Zelle, die mir diesmal angewiesen wurde, ging auf das Meer hinaus, von woher bei guter Witterung das einlösige Gemurmel der Wellen, welche die Klippen belebten, zu mir drang und an stürmischen Tagen sich das Getöse empörter Wogen mit dem Brausen des Windes vermischte.

Von dem, was außerhalb des Klosters vorging, wußte ich ganz und gar nichts. Nur im allgemeinen hatte ich erfahren, daß der Bürgerkrieg heftiger wüthete als je zuvor. Verlegen ganz den ascetischen Uebungen ergeben, brachte ich zum Studium bestimmten Stunden in der Bibliothek zu. Ich bemerkte indessen, daß in der Zelle des Pater Provinzial häufige Versammlungen der Brüder stattfanden, und es kam mir vor, als ob ich in vielen Gesichtern, die sonst immer ernst und ruhig aussahen, den Ausdruck des Schreckens bemerkte. Zu ungewöhnlicher Zeit hallten Schritte in den Gängen und wurden Zellen geöffnet und verschlossen, und das Getöse verlor sich in der Ferne an dem Ort jener geheimnißvollen Zusammenkünfte. In einer Nacht rief Pater Josef sehr leise vor meiner Zelle an und trat darauf herein. Mein Bruder, erhebe dich, sprach er, denn Schlimmes der Gefahr naht.

Wir waren im Sommer und ich hatte das Fenster offen gelassen. Der Mond mit seinem Silberschimmer beleuchtete die Zelle und weithin das Meer. Die Nacht war ruhig und es bewegte sich kein Lüftchen. Zwischen dem Meer und meine Zelle befand sich ein kleiner Hof und die Mauer, die auf jene Seite die Stadt beschützt und den Wellen einen Damm entgegensetzt. Als ich mich erhob, rief eine Schildwache: „Sentinela alerta!“ das andere wiederholten, bis der Ruf sich in der Ferne verlor. Wie Sie wissen, schaltete hier der Feldkaplan ein, das Heft einen Augenblick bei Seite legend, ist dieser Ruf der Schildwachen in unseren Festungen bei der Nachtzeit gebräuchlich, um dadurch ihre Wachsamkeit zu bekunden und diejenigen, die

ihn unterlassen, werden streng bestraft. Der Pater griff hier wieder nach dem Hefte und fuhr fort: Was gibt es, Vater? fragte ich. Dieser Ruf, den du so eben vernommen, sagt es statt meiner, antwortete Pater Josef; er wird nur zu bald wiederholt werden und zeigt uns an, daß unser Schlaf nur kurz sein darf; mögen wir nur nicht zu bösen Stunden daraus erwachen. — Bedroht uns irgend ein Unglück? — Ein Unglück wird es sein, antwortete der Pater, wenn wir nicht darauf vorbereitet sind; in überschwängliches Glück aber wird es sich verwandeln, wenn es uns recht gerüstet antrifft. Höre, mein Bruder: Die Welt hat das Urteil gesprochen, daß diese Wohnungen von der Erde verschwinden sollen, und daß über ihre Grundfesten der Pflug gehen müsse. So ist denn nötig, sie vorher zu räumen. — Auch diese Zufluchtsstätte müssen wir also verlassen? fragte ich. — Einige unserer Brüder sind dieser Meinung; sie glauben, wenn sie jetzt sich unter der Menge verlieren, einst jenen selbst von Nutzen sein zu können, die uns jetzt eifrig verfolgen; auch halten sie dafür, es sei Pflicht, die Uebelwollenden an dem Verbrechen, Blut zu vergießen, zu hindern. — Und sollte es sie wirklich gelüsten, solches zu vergießen? — Mein Bruder, antwortete mir Pater Josef, schon vormals sind die Stätten der Buße und sogar die Tempel des Herrn auf schreckliche Weise entheiligt worden. Es wird jetzt leider nicht zum erstenmal sein, daß die Leidenschaft viele Unglückliche verführt. — Dann thut, sprach ich, was auch die andern thun, mein Vater; kommt dem Frevel zuvor. Sucht im Schoos einer der Familien denen Ihr Frieden und Trost gebracht, in diesen Tagen des Drangsals Schutz vor dem Zorn der Ungerechtigkeit. — Und was wird mein Bruder thun? fragte er. — Euer Bruder wird glücklich in dem Gedanken sein, daß Ihr aus neuem Asyl Gebete aufsteigen laßt, daß Gott ihm das Reich des ewigen Friedens eröffnen möge. Zu was oder wem bin ich nütze, oder wer erinnert sich meiner in der Stunde, in welcher die Augen des Leibes sich schließen und die der Seele sich öffnen? Ich muß mein Schicksal abwarten und von dieser Zelle aus meine letzte Reise unternehmen, die ohne Euren Trost der Verzweiflung zum Opfer werden würde. Bringt Euch in Sicherheit, Vater. — Manuel, antwortete Pater Josef mir mit Würde, der ist in Sicherheit, der auf Gott vertraut. Und verberge sich in einer in die finsterste Tiefe, in den Schoos des Meeres, in die Eingeweide der Erde; überall kann Gottes Macht ihn erreichen. Ich sehe, daß mein Bruder ein besser Theil für sich erwählt als für mich. Obgleich ihm aber nicht die Stärke fehlt, die in solchen Tagen eine köstliche Gabe des Himmels ist, so haben wir jetzt einen Befehl unserer Obern zu erfüllen und deshalb kam ich, die Ruhe des Bruders zu stören. (Fortsetzung folgt.)

Franklins Reisen im nordwestlichen Eismeer.

(Fortsetzung.)

Der Plan zu den von Austin im Winter 1850/51 und im folgenden Sommer von demselben anzustellenden Forschungen, war von Dr. Scoresby in seinem trefflichen Buch über die Aufsuchung der Expedition Franklins entworfen worden. Den 2. October, nachdem alle zur Sicherung der Fahrzeuge während des bevorstehenden Winters notwendig erachteten Maßregeln getroffen waren, brachen Abtheilungen von der Mannschaft nach verschiedenen Seiten auf, um in den Richtungen, welche man im nächsten Frühling verfolgen wollte, Lebensmittel niederzulegen. Die befriedigende Vollbringung dieses Vorhabens wurde leider durch das schlechte Wetter verhindert. Penny, der zu Austin gekommen und sich mit ihm besprochen hatte, übernahm die Erforschung des Wellingtonkanals. Der Winter verging ruhig, ohne daß man sich besonders über Krankheit zu beschweren hatte.

Ommaney gelangte mit einigen Matrosen bis zu einer weit vorragenden Eisspitze, nordwestlich von der Griffithinsel. Hier schlug er Zelte auf, und Capitän Austin musterte hier die ganze Mannschaft. Mit Einschluß der Offiziere bestand dieselbe aus 106 Köpfen. Man hatte vierzehn Schlitten, die für 42 Tage mit Lebensmitteln beladen waren. Durchschnittlich hatte jeder Einzelne 205 Pfund zu ziehen.

Den 15. April erfolgte der Aufbruch in den vorgeschriebenen Richtungen. Alle Abtheilungen kehrten jedoch zurück, ohne irgend eine Spur von Franklin gefunden zu haben; die einen schon den 27. April, die andern erst den 19. Mai, noch andere, denen die längsten Ausflüge zugetheilt worden, trafen den 28. Mai und 4. Juli bei den Schiffen wieder ein. Einige Matrosen hatten Hände oder Füße erfroren und ein Bootsmann war vor Frost und Erschöpfung umgekommen. Die nach der Melvilleinsel geschickte Abtheilung hatte dort eine Kälte von 52 bis 53 Grad R. zu ertragen. Die Nachforschungen wurden gleichzeitig auf beiden Seiten der Barrowstraße angestellt und zwischen dem 72. und 73. Breitegrade bis zum 103. Grade westlicher Länge ausgedehnt. Man entdeckte dadurch mehr als 800 Meilen oder 270 Wegstunden neue Küstenstrecken und bereiste zugleich 400 Meilen schon bekannter Küsten

Die Abtheilung unter Leutnant M'Clintock wurde oft tagelang durch heftige Windstöße aus Südost unter ihr 8 Fuß langes und 6 Fuß breites Zelt gebannt. Wärmte man irgend eine Speise auf dem Feuer, so verwandelte sich der davon aufsteigende Dampf augenblicklich in einen feinen, alle Kleidungsstücke, selbst das Pelzwerk durchdringenden Schnee. Im Winterhafen fand man noch die von Parry 1820 zurückgelassenen Gegenstände, in Form wie in Farbe ganz unverändert. Man grub in dem Felsen, unter der Inschrift zum Andenken an die Reise des „Hekla" und „Griper", die Jahreszahl 1851 ein.

Penny begann die Erforschung des Wellingtonkanals den 17. April. Die von ihm ausgeschickten Abtheilungen trafen zu Ende des Juni bei dem Schiffe wieder ein. Die von ihnen gewonnenen geographischen Ergebnisse waren wichtig. Sie waren bis über den 77. Breitegrad hinausgekommen, und zwar auf beiden Seiten des Kanals bis zu zwei sich einander gegenüberstehenden Vorgebirgen, denen man die Namen Sir John Franklin und Lady Franklin beigelegt.

Den 12. August 1851 begegneten sich die Schiffe Austins und die Penny's. Die beiden Befehlshaber pflogen sogleich eine Berathung. Nach gründlicher Erörterung der von seiner Mannschaft angestellten Nachforschungen war Austin zu der Ueberzeugung gelangt, daß Franklin weder in südlicher noch in westlicher Richtung von der Cornwallisinsel vorgedrungen sei, * und da Penny die schriftliche Erklärung abgab, daß die weitere Untersuchung des Wellingtonkanals zu nichts führen würde, überhaupt alles geschehen war, was man mit menschlichen Kräften zu thun im Stande gewesen, glaubte man die Rückkehr der Schiffe nach England, wo man den 1. October 1851 wieder eintraf, nicht länger verzögern zu dürfen.

Die britische Regierung will es jedoch bei dem vorbemerkten unvollständigen Ergebniß nicht bewenden lassen, und hat eine neue

---

* Zwischen den beiden von Ommaney und Mac Clintock bereisten Linien befindet sich ein Winkel von 45 Grad, der bisher noch nicht durchforscht worden ist. In diesen Winkel aber sollte Franklin, der Vorschrift der Admiralität gemäß, grade eindringen einen Ausweg gegen die Behringsstraße suchen. Die Capitäne und Austin und Penny haben aber diese Lücke noch offen gelassen, was von den englischen Zeitungen mit Recht gerügt worden ist.

Expedition zur genauen und vollständigen Untersuchung des Wellingtonkanals beschlossen. Die Leitung derselben ist den Capitänen Belcher und Kellett übertragen. Nordamerikanische Fahrzeuge werden sich ebenfalls nach der Barrowstraße begeben. Eine dritte, von der königlichen geographischen Gesellschaft lebhaft unterstützte Expedition, deren Kosten von Privatpersonen übernommen worden, soll unter Capitän Beatsons Befehl von der Behringsstraße direct gegen Nord vordringen. Beatson nimmt nämlich an, daß Franklin nördlich von den Parryinseln in westlicher Richtung fortgedrängt worden sei, und daß er in einem Meere sich befinde, welches südlich von einer Inselkette begrenzt werde, die sich bis nach Neusibirien erstrecke. Franklin würde also nördlich von der Behringsstraße zu suchen sein. Das Fahrzeug, mit dem Beatson in dieser Richtung vordringen will, ist ein mit drei vereinelten Dampfmaschinen, jede von acht Pferdekraft versehener Schooner von 200 Tonnen Last. Seine Mannschaft besteht aus 15 auserwählten Matrosen. Er ist für fünf Jahre mit Lebensmitteln versehen. Eins seiner Boote hat ebenfalls eine kleine Dampfmaschine von fünf Pferdekraft. Beatson will auf den Sandwichinseln Steinkohlen einnehmen und wo möglich die Behringsstraße um Mitte des Juli passiren. Von da wird er längs der Küste Sibiriens dem von Wrangel gesehenen offenen Meere zusteuern und das von Kellett bemerkte Land jenseits der Heroldinsel zu erreichen, sowie einen Theil des von dem Leutnant Pim entworfenen Plans in Ausführung zu bringen suchen. (Fortsetzung folgt.)

Gedichte des Naturdichters Peter Zirbes

aus Niederkail an der Eifel. *

6.

Der gefangene Ritter.

Das Abendrot flieht; es nahet die Nacht,
Sie bringet der Erde den Frieden.
Sie schleichet des Nachts, das trostlos geweint,
Erquickung reicht sie dem Müden.

Im Schlosse, das Mauern beschließt das Meer,
Da schmachtet ohne Erbarmen
Im Kerker ein Ritter viel Jahre schon.
Bringt sie auch Frieden dem Armen?

Er sehet kaum, wenn die Sonne scheint,
Kaum, wenn das Abendrot glühet;
Er hört nur das Rauschen der Wellen, wenn wild
Ein Wetter vorüberziehet.

Durch eine Luke, vergittert und klein,
Schaut er einst über die Fluten,
Auf denen des Mondes blasser Schein
Und Sternenschimmer ruhten.

Da rauscht es und plätschert es langsam heran,
Jetzt hört er's deutlich dort unten;
Hat denn durch Meeresgebrause den Weg
Die Liebe zum Kerker gefunden?

Der Ritter, er lehnt an das Gitter das Ohr,
Er höret ein wundersam Klingen —
Es tönet Gesang zur Luke empor,
Sein eigenes Lied hört er singen!

Das hat er sein Liedchen einst singen gelehrt,
In schöneren Lebenstagen.
Ach, ist es kein Traum, der den Armen bethört,
Darf er es zu glauben wagen?

Sein Liedchen ist's, das in kühner Fahrt
Vollbringet das kühne Wagen,
Im schwanken Kahne zum Armen den Trost
Der treuen Liebe zu tragen!

Wie schwer auch sein Herz ist vom alten Leid,
Er stimmet ein in das Singen,
Und stillet süßen, himmlischen Trost
In seine Seele dringen.

So singen zusammen die Treuen das Lied,
Vergessend ihr bitteres Leiden,
Bis daß der Tag im Osten erglüht
Und mahnet wieder ans Scheiden.

Es schleichet der Tag so träge dahin.
Wird's heute ihr wieder gelingen?
Sobald die Sterne am Himmel erglühn,
Sie wieder zusammen singen? —

Einst stand er harrend des Liebchens so lang,
Der Abend war lieblich und mild —
Er lehnet am Gitter so ahnungsbang —
Wie hebt sich der Sturm so wild!

Da rollet der Donner im wilden Gebraus
Es wütet der Sturm in dem Meer;
Es zucken am Himmel die Blitze so wild.
Treuliebchen, o wag' dich nicht her!

Da taumelt er hin auf den feuchten Sitz.
Verzweifelnd die schreckliche Nacht
Der Ritter, von Angst und Qualen erfüllt,
Bis zu dem Morgen durchwacht.

Und als er beim Morgenlichte hinaus
Schaut in der Wellen Reich —
Da trägt einen Leichnam die Flut daher,
— Es ist sein Liebchen so bleich!

Da taumelt er auf sein Lager zurück,
Es legt sich die Todesnacht
Auf Auge des Armen; sie hat ihm doch
Den Frieden endlich gebracht.

---

* Den bisherigen Unterzeichnern auf die demnächst im Druck erscheinende Sammlung der Gedichte des armen Zirbes diene zur Nachricht, daß ihnen die betreffenden Exemplare alsbald nach dem Erscheinen übermittelt werden sollen. Da wir innerhalb der nächsten acht bis zehn Tage die Subscriptionslisten an den Herrn Herausgeber W. O. v. Horn zu übersenden gedenken, so voraussetzen wir noch einmal dringend auf die in Nummer 126 dieser Blätter abgedruckte menschenfreundliche Einladung derselben und ersuchen, bis zur bemerkten Frist entweder in den verehrlichen Buchhandlungen von Aufferth, Boselli, Jügel, Sauerländer, Schmerber (Keller) oder auf unserm Redactionsbureau (Zeil 66) weitere Subscriptionen bewirken zu wollen. Die Redaction.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Alle umlaufenden Gerüchte über eine nahe bevorstehende Besetzung der erledigten Stelle eines Directors der Akademie der Künste in Berlin entbehren, wie die Karlsruher Zeitung meldet, der Begründung. Das Wahre ist, daß der Professor Rauch sich für zu alt für solchen, eine frische Kraft fordernden Posten hält, daß ferner Director Cornelius das Directorium der Akademie nur in dem Falle übernehmen will, wenn ihm eine gänzliche Umformung der letztern gestattet wird, daß endlich Professor Kaulbach als derjenige bezeichnet wird, der schließlich durch diesen ehrenvollen Posten in Berlin festgehalten werden wird. Wenn behauptet wird, daß der Professor Hensel nur deshalb in den Senat berufen worden sei, um von hier aus ins Directorium zu treten, so ist dies eine nur sehr einseitige Behauptung. Uebrigens läßt die gegenwärtige interimistische Verwaltung der Akademie durch den Professor Herbig die Vacanz des Directors kaum fühlen.

Vor ihrer Abreise nach Amerika hat Henriette Sonntag in Koburg und zwar zum letztenmal in Deutschland gesungen. Ein glänzendes Souper, welches der herzogliche Hausmarschall, Baron v. Wangenheim, zu Ehren der Künstlerin veranstaltet hatte, beehrte auch der regierende Herzog mit seiner Gegenwart. Nach ihrer Rückkehr aus Amerika beabsichtigt Frau Sonntag in Koburg ihren dauernden Wohnsitz zu nehmen; Herr v. Wangenheim unterhandelt gegenwärtig in ihrem Auftrag um den Ankauf einer Besitzung, für welche bereits 500,000 Gulden geboten sind. Auch Charlotte v. Hagn und Frau v. Bock (Frau Schröder-Devrient) haben in Koburg ihren bleibenden Wohnsitz genommen.

Der Schauspieler Weiß, das langjährige, aber noch immer geistesfrische Mitglied des Berliner Hoftheaters, ist fleißig mit dem Niederschreiben seiner Memoiren beschäftigt, die für die Kunstgeschichte wol von Interesse sein dürften. Der Veteran, noch ein Zeitgenosse der älteren berühmten deutschen Künstler, namentlich Iffands, Devrients, Wolffs und seiner Gattin, wird aus dem Leben aller dieser Koryphäen Charakterskizzen geben, aber auch die der Gegenwart bekannten Künstler, zum Beispiel Charlotte v. Hagn, nicht ausschließen.

Heinrich Heine steht im Begriff ein neues Werk herauszugeben, das Skizzen aus Paris enthalten wird. Man sagt, es werde auf Subscription erscheinen.

Einer von den Preisen, welche der schwäbische Sängerbund in Stuttgart für das beste Lied für vierstimmigen Männerchor ausgesetzt hat, wurde Karl Reinecke, Lehrer an der kölnischen Musikschule, zuerkannt, und zwar ihm allein durch einstimmigen Ausspruch sämmtlicher Preisrichter. Das Lied heißt „Frühling ohn' Ende" von Reinick und wird im Musikhandel erscheinen, da das Eigentumsrecht außerdem dem Componisten geblieben ist.

Am 23. Mai verlor die Lombardei eine ihrer Zierden durch das Hinscheiden des berühmten Architekten Carlo Amati, bekannt durch seine Leistungen am Dombau und als Erbauer des prachtvollen Tempels San Carlo in Mailand, der nun bald ganz vollendet dasteben wird. Amati war im Jahr 1776 zu Monza geboren und starb somit im Alter von 76 Jahren.

Binnen kurzem wird die, ihrer kostbaren und merkwürdigen Kunstschätze wegen berühmte Gallerie Rinuccini in Florenz zum Verkaufe kommen. Französische Commissäre werden zu diesem Verkaufe gesandt, um verschiedene der ausgezeichnetsten Gemälde für das Nationalmuseum zu erwerben.

Tabletten.

⁂ Der am 21. Juni in München verstorbene bekannte Astronom Dr. Franz Paula Gruithuisen war 1774 auf dem Schlosse Haltenberg am Lech, wo sein Vater baierischer Falkonier war, geboren. Er erlernte die Chirurgie und diente schon 1788 als österreichischer Militärarzt. Später bildete er sich auf der Universität Landshut und wurde 1808 Lehrer der Naturwissenschaften an der landärztlichen Schule zu München. Im Jahr 1826 erhielt er den Charakter eines Professors der Astronomie daselbst, nachdem er den Ruf nach Breslau und Freiburg abgelehnt. Seine zahlreichen Schriften über Geologie, Astronomie und Anthropologie sicherten ihm die allgemeine Achtung, ja Bewunderung der Gelehrten, obgleich Gruithuisen nicht frei von zu lebhafter, der Wissenschaft unbequemer Fantasie war.

⁂ Nach den jüngsten Beobachtungen zieht sich das adriatische Meer immer mehr von der österreichischen Küste zurück. Man hat die Beobachtung gemacht, daß seit dem Beginn dieses Jahrhunderts die gewöhnliche Flut an der Westküste um vier Zoll abgenommen hat. Malghera, welches zur Zeit der letzten französischen Belagerung noch eine Insel war, hängt jetzt schon auf einer Seite mit dem festen Lande zusammen.

⁂ In London wird mit nächstem Frühjahr eine Ausstellung von Producten ostindischer Kunst und Industrie stattfinden, deren Zweck ist, Europa genauer mit den außerordentlichen Leistungen der Hindu bekannt zu machen. Die Ausstellung wird alle Rohproducte des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs umfassen, ferner Gerätschaften aller Art, Instrumente und Modelle, Luxus- und Ziergegenstände, Schnitzwerke, Arbeiten in Edelsteinen, Elfenbein, Emaille, Porzellan und Thon, lackirte Sachen, Metallarbeiten aller Gattungen, Webereien in Seide, Baumwolle, Wolle, Ziegenhaaren ꝛc., sowie alle Manufacte Ostindiens.

⁂ Vor einiger Zeit, so erzählt ein französisches Blatt, war ein Regiment Lanzenreiter auf dem Marsche, als ein schweres Gewitter heranzog und der Druck der Atmosphäre, die außerordentlich stark von Elektricität geschwängert war, für Menschen und Pferde fast unerträglich wurde, ohne daß das Gewitter zum Ausbruch kam. Wie groß war aber das Erstaunen, der Schreck des an der Spitze des Regiments reitenden Obristen, als er, sich umsehend, gewahrte, daß auf jeder Lanzenspitze seiner Reiter eine blaue Flamme spielte! Er glaubte sein ganzes Regiment schon verloren, jede Lanze für einen Blitzableiter haltend, über den sich sofort der Blitz entladen konnte. Er befahl rasch die Lanzen umzuwenden und auf die Erde zu bringen, worauf das elektrische Feuer verschwand, welches wahrscheinlich sogenanntes Feu St. Elme oder Helenenfeuer war, wie man es an der Spitze der Masten oder der Thürme bei gewitterschwangerer Atmosphäre zuweilen gewahrt.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 1. Juli. Marie, oder: „Die Regimentstochter", Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Donizetti.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 157. Freitag, **2. Juli 1852.**

Aus meinem Tagebuch.

Novellistisches, mitgetheilt von A. Loning.

(Fortsetzung.)

Ich folgte ihm durch die Gänge, auf deren Boden der Mond die Schwibbogen sammt den Säulen, auf denen sie ruhten, abzeichnete. Die tiefe Stille, die überall herrschte, wurde von nichts unterbrochen als von dem Geräusch, das unsere Gewänder verursachten. Tastend suchten wir die Treppe, die zur Kirche führte. Nur eine Lampe brannte in dem weiten Schiff. Unsere geringsten Bewegungen, sogar unsere Athemzüge verursachten einen Widerhall. Es kam dem Pater Josef vor, als ob der Wind die fünf andern Lampen, die immer brannten, ausgeblasen hätte; er raunte mir dies ins Ohr. Eine davon, an der wir vorbeigingen, rauchte noch. Fast ohne die Lippen zu öffnen, antwortete ich ihm, daß sich ja kein Lüftchen rege. Erst brachten wir das heilige Brod in Sicherheit; darauf gingen wir umher zu den Altären und nahmen die köstlichsten Reliquien und die am leichtesten zu verbergenden Gegenstände weg, sowie die, welche von den Gläubigen am meisten verehrt wurden.

Wir sahen bei der Rettung durchaus nicht auf materiellen Wert. So nahm Pater Josef ein grobgeschnitztes Holzbild der heiligen Jungfrau und ließ in derselben Kapelle zwei silberne musterhaft gearbeitete Lampen hängen. Alle diese Dinge brachten wir in die Grotte, wo die verstorbenen Brüder begraben lagen. Hier ruhten wir einige Augenblicke, nicht sowol um uns zu erholen, sondern mehr um zu horchen, ob irgend ein Geräusch uns verrate, daß jemand unseren Schritten gefolgt. Wir hörten nichts. Als wir die Grotte verlassen, setzten wir uns desselben Zweckes willen am Fuß der Treppe nieder. Wir vernahmen nichts, überall herrschte tiefe Grabesstille. Wir betraten die Kirche und lauschten fast ohne zu athmen. Da deutete Pater Josef, mit seiner linken Hand meine Rechte drückend, mit der seinen nach dem Hauptaltar, ohne ein Wort zu sprechen. Sofort verstand ich, was er andeuten wollte. Die Lampe, die wir früher dort hatten brennen sehen, war erloschen. Wer oder was hatte sie ausgelöscht? Kein Zufall. Die Nacht war ruhig und die Luft so still, daß die gemalten Fenster der Kirche nicht im geringsten erzitterten. Auch da, wo eine Scheibe fehlte, bewegten sich die Vorhänge nicht. Mein Gefährte äußerte, er fange an zu glauben, daß jemand in der Kirche verborgen sei. Wir streiften umher und durchsuchten die Seitenkapellen; alles aber war gleich öde. Auch in den Beichtstühlen konnten wir niemand entdecken.

Weshalb, sagte Pater Josef, wollen wir uns ängstigen, daß eine Lampe erloschen? Soll das nicht ein Wink der Vorsehung sein, daß unversehends, wie dieses Licht, unser Leben erlöschen kann? — Nach diesen Worten stieg er schnell eine Treppe hinauf, die zu der Tribüne führte. Ich folgte ihm. Von dort abwärts erblickte man die Kirche im tiefsten Dunkel. Auch dort, wie überall hin, folgte ich meinem Führer ohne die mindeste Frage. Wir umschritten die Gallerie, die, in halber Höhe der Kirche, diese fast ganz umringte, und gelangten so ins Chor, das jetzt verödet war, aber noch vor kurzem von den Gebeten unserer Brüder widerhallt hatte. Ich ahne, sprach der Pater, daß ich von dieser Stätte aus niemals wieder Gott loben werde. — Er setzte sich an seine gewohnte Stelle während der Horen, kreuzte die Arme über die Brust, neigte das Haupt und versank während geraumer Zeit in tiefes Nachdenken. Nachher kniete er nieder und küßte den Boden, den er und seine Brüder so oft betreten. Sie werden, sprach er, weder meiner grauen Haare noch meines Schmerzes wegen mir erlauben, hier meinen letzten Seufzer zu verhauchen.

Meine Augen wurden feucht; ich umschlang den trefflichen Mann und flehte ihn an, er, der in den bittersten Tagen meines Lebens mir den Balsam der Erquickung gereicht, möge mich auch jetzt nicht in so großer Not verlassen. — Gewiß nicht, antwortete er sich erhebend; aber das Herz sagt mir, daß du bald deinen eigenen Eingebungen überlassen sein wirst. Du wirst, wenn dies eintritt, einen unbewußten Schatz des Trostes in dir bewahren, den ich dir zu füllen half, der aber aus der Liebe zu Gott und den Menschen herstammt. Du wirst ihn nicht so leicht erschöpfen. Nach diesem ging er zur Treppe, die zu der äußeren um die Kirche laufenden Gallerie führte. Niemals wird das Schauspiel, das wir von dort aus erblickten, aus meinem Gedächtniß schwinden. Zuerst kam es mir vor, als ob alles um uns her ruhig sei. Dann aber glaubte ich in der Ferne ein auffälliges, andauerndes und von Zeit zu Zeit verlängertes Geschrei zu hören. Darauf vernahm ich ein Geräusch, als ob Leute liefen, Pferde über das Pflaster galoppirten und Degen und Säbel klirrten. Dann und wann tönte eine laute befehlende Stimme, worauf dann neuer Galopp, neues Laufen folgte. Endlich hörte ich sogar, daß einer laut rufend die Straße zu räumen befahl und dann mit gedämpfter Stimme zum Volke sagte, es sei nichts zu fürchten.

Pater Josef erhob das Haupt und richtete den Blick nach der Mitte der Stadt. Siehst du nicht etwas wie eine schwarze Wolke, fragte er, sehr nahe da, wo St. Katharina's Thurm steht? Mein Gott, es ist grade, als ob die Sonnenstralen ihn erleuchteten und wir sind in der Mitte der Nacht. — Es ist eine Feuersbrust! — Ja, antwortete er, es ist ein gefräßiges Feuer, welches einen großartigen Tempel und ein Kloster in Asche verwandelt. — Aber wie kommt's, daß keine Glocke Sturm läutet? — Die Todtenglocke wirst du hören, aber nicht die Feuerglocke. Das ist ein Scheiterhaufen, auf dem man über den Trümmern eines gottgeweihten Hauses die Leichname derer aufhäuft, die darin eine Zuflucht suchten. — Seht dort eine andere Rauchsäule, sagte ich, die Augen nach dem Westen der Stadt richtend. — Ja, sagte der Pater, auch sie nimmt die Farbe des Feuers an. Es ist eine zweite Feuersbrunst. Sie ist

Unis von der Kirche unserer lieben Frau vom Bethlehem. Ohne Zweifel verzehren die Flammen Kirche und Kloster der Carmeliter. In dieser Richtung liegen beide. Wie die Flammen bis an die Wolken steigen! Sieh', wie diese beiden Brände über die Stadt einen röthlichen Schein werfen, als wäre sie von Blut überflutet. Die Mordbrenner! — Wollt ihr sagen, fragte ich mit Abscheu, daß diese Flammen von Menschenhand herrühren? — In deiner Kindheit, antwortete der Pater, machte dich der Donner entsetzen oder du fasstest voll Angst in den ungestümen Strom oder das ergrimmte Meer. Begreife jetzt, daß der Mensch in seiner Wut weit furchtbarer ist als alles, was die früher Schrecken einflößte. Manuel, laß uns Gott bitten, daß er sich der Unglücklichen erbarme, die sich vom Zorn so weit haben fortreißen lassen! Er warf sich auf die Knie und mit ausgestreckten Armen und thränenfeuchten, gen Himmel gerichteten Augen fing er an zu beten, als wäre er vor dem Hauptaltar unserer Kirche gelegen, während Wolken und Sturm ihn überwölbten und zwei entsetzliche Feuersbrünste ihm als Kerzen dienten. Ich folgte seinem Beispiel. Mein Gott, sagte er, lasse nicht zu, daß die Flammen, die sie angezündet, sich gegen ihre Häupter kehren. Gib ihnen Zeit zur Buße. Sie selbst werden einst als fostbare Ueberreste die Asche sammeln, die sie, übel von ihrem Zorn beraten, jetzt aufhäufen.

Er unterbrach sich bei diesen Worten und erhob sich voller Entsetzen, indem er ausrief: Wo sind wir? Die Stadt verwandelt sich in ein Feuermeer! Eine andere Feuersbrunst steht gegen Mittag. Diese ist viel näher. Es ist das Kloster der barfüßigen Trinitinnen. Noch eine Feuersbrunst! Das Kloster des heiligen Josef. O Zorn und Wut der Menschen!

(Fortsetzung folgt.)

Franklins Reisen im nordwestlichen Eismeer.

(Fortsetzung.)

Der Letztgenannte hatte sich auf die inständigen Bitten der Lady Franklin, welche alle Reisekosten zu bestreiten sich erbot, nach Petersburg begeben. Er gedachte zu Lande nach der Kotzymamündung zu reisen und von da nach Neusibirien hinüberzuschiffen. Die russische Regierung hatte sich zur Unterstützung jedes Plans, welcher gegründete Aussicht auf Erfolg gewähre, sehr bereitwillig gezeigt, die Ausführung des von Pim aufgestellten, nach langer und reiflicher Prüfung desselben jedoch für unausführbar erklärt. Die Unmöglichkeit bietet sich vorzüglich in dem Umstand, die unermeßlichen Einöden Nordsibiriens bis zur Mündung der Kolyma wegen der dort nomadisirenden wilden Horden, welche die Oberherrlichkeit Rußlands nur dem Namen nach anerkennen, zu bereisen. Die von dem Admiral Wrangel zurückgelegte Strecke bildet nur etwa das Drittel derjenigen, welche Lentnant Pim in Aussicht genommen, und doch hatte er dazu 50 Schlitten, nebst 600 Hunden gebraucht, welche täglich 3000 gesalzene Häringe verzehren. Pim hätte also 1200 bis 1500 Hunde gebraucht, durch deren Lebensmittelverbrauch die Volksstämme Nordsibiriens, welche selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen oft das Nothwendigste entbehren müssen, vollkommen ausgehungert worden wären. Die russischen Beamten in Sibirien haben überdem auf das bestimmteste versichert, daß Franklin sich nicht der Nordküste dieses ungeheuren Landes habe nähern oder gar dieselbe berühren können, ohne daß sie davon in Kenntniß gesetzt worden wären. Nach der übereinstimmenden Meinung der ausgezeichnetsten britischen Seeleute wäre er überdem weder in westlicher noch in südwestlicher Richtung über die Melvilleinsel hinausgekommen, noch hätte er versucht, durch einen der gegen die Nordküste des amerikanischen Festlandes gerichteten Seearm den Continent zu erreichen. Alle Nachforschungen, welche bisher in westlicher und südwestlicher Richtung angestellt worden, haben durchaus kein befriedigendes Ergebniß geboten. Die Ueberwinterung Franklins von 1845 bis 1846, auf der am Eingang des Wellingtonkanals gelegenen Beecheyinsel, läßt vielmehr annehmen, daß die Expedition durch diesen Kanal weiter vorzudringen entschlossen war. Hätte sie das wirklich gethan, so mußte sie in das eigentliche Becken des Polarmeers (insofern es ein solches gibt) gelangen, oder hätte sie in dieser Richtung ein Nordpolfestland gefunden, so würde sie entweder gegen Abend der Behringsstraße zu, oder gegen Grönland sich gewendet haben.

Die Hauptaufgabe der neuesten Expedition wird deshalb darin bestehen, den Wellingtonkanal genau und bis zu seinem Ende zu durchforschen, ebenso den Kanal der Königin. Denn nach der Ansicht Penny's und aller ihn begleitenden Offiziere, würde Franklin in dieser Richtung vorgedrungen sein. „Grebus" und „Terror" würden alsdann vom ewigen Eise umschlossen sein und die Mannschaft dieser beiden Schiffe hätte, aus Mangel an erforderlichen Transportmitteln, die Rückreise nicht antreten können. Sie würde sich also, wäre sie noch lebendig, in den Schiffen wie gefangen, oder wäre sie umgekommen, todt darin befinden. In Voraussetzung des einen oder des andern Falles gehört es aber keineswegs zu den Unmöglichkeiten, über ihr Schicksal sich Gewißheit zu verschaffen. Hat Franklin jenseit des Wellingtonkanals offenes Meer gefunden, so ist er unzweifelhaft in westlicher oder östlicher Richtung weiter gesegelt, um einen Ausweg zu suchen. In diesem letzten Fall würde auch Belcher wieder zurückkehren, ohne den eigentlichen Zweck seines Unternehmens erreicht zu haben. Auffallend, ja betrübend ist es jedenfalls, daß man weder auf der Beecheyinsel, noch auf dem Cap Walter, weder auf der Melvilleinsel, noch im Wellingtonkanal irgend eine bestimmte Andeutung von Seite Franklins über seine Reise und sein weiteres Vorhaben aufgefunden hat. Sollte man deshalb nicht annehmen dürfen, daß der durch die schlechten Nahrungsmittel, den strengen Frost und andere Umstände sehr verschlimmerte Gesundheitszustand der Mannschaft Franklin genöthigt habe, den vielleicht verfehlten Versuch zu machen, durch die Lancasterstraße in die Baffinsbay zurückzukehren? Durch diese Annahme würde sich nicht allein erklären lassen, wie die drei Leichen junger Matrosen auf die Beecheyinsel gekommen, in Uebereinstimmung mit den Spuren einer Einschiffung über Hals und Kopf, wie mit der Erzählung der Eskimos, hinsichtlich der Zerstörung der beiden Schiffe in der Baffinsbay und der Vernichtung ihrer Mannschaft. Die Aussage des Eskimoländers Adam Beck dürfte jedenfalls eine tiefere Bedeutung haben, als man ihr beilegt.

Anderseit scheint die Lösung des Problems einer südwestlichen Durchfahrt fast allein noch von dem Dasein oder Nichtdasein eines eigentlichen Polarmeers abzuhängen. Sollte ein solches Meer wirklich den Nordpol decken? In dieser Beziehung gehen die Meinungen und Ansichten weit auseinander. Ommaney erklärt ganz bestimmt, daß sich die Theorie eines Polarbeckens in keiner Weise rechtfertigen ließe; Osborne dagegen behauptet, daß es keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehören würde. Die Wissenschaft allein wird schließlich über die Frage entscheiden. Vor mehren Jahren schon haben wir die Muthmaßung aufgestellt, daß die Pole nichts als ungeheure Krater seien. Es war das auch eine Theorie die mehr für als gegen sich hat. Uebrigens nehmen fast alle neuern Geographen und Nordpolreisenden als zuverlässig an, daß die eigentlichen Pole nicht die kältesten Punkte der Erde seien. Man hat schon erkannt, daß in der nördlichen Hemisphäre das Maximum der Kälte in oder bei der Melvilleinsel sich biete, und

daß von da mehr gegen Nord der Frost wesentlich abnehme. Nach den von Scoresby und anderen Gelehrten angestellten Beobachtungen wäre die mittlere Temperatur des Nordpols etwa 10 Grad R. unterm Gefrierpunkt. Scoresby berechnet die mittlere Temperatur von Spitzbergen unterm 78 Breitegrad, auf 7 Grad R. und Parry die von der Melvilleinsel, unter 74° 30′ der Breite, auf 16 Grad R. unter Null.

Verbliebe sich dach wirklich so und verminderte sich vom 74 oder 75 Breitegrad hinweg gegen den Pol die Kälte in der That mehr und mehr, so würde Franklin schon jenseit des Wellingtonkanals in ein mildereß Klima gelangt sein, also auch einen weniger rauhen Winter zu überstehen gehabt haben, als auf der Melville- oder Beecheyinsel. Es wäre somit noch Hoffnung vorhanden, ihn im Polarbecken wiederzufinden.

Nachschrift.

Wir erfahren soeben, daß die von der Regierung der vereinigten Staaten nach dem nordwestlichen Eismeere entsendeten Schiffe auf ihrem Rückweg in den Wellingtonkanal getrieben, dann von schwimmendem Eise umschlossen und mit demselben der Lancasterstraße zugedrängt worden sind, aus welcher immer derselbe Eisstrom längs der westlichen Küste der Baffinsbay sie mit sich fortgezogen. Den ganzen Winter hindurch ist es den beiden Schiffen unmöglich gewesen, sich vom Eise frei zu machen. Mehrmals waren dieselben der Gefahr augenblicklicher Vernichtung ausgesetzt. Die Mannschaft mußte sie alsdann schnell verlassen und konnte erst, nachdem die drohende Krisis vorübergegangen war, in die Fahrzeuge wieder zurückkehren. Im nächsten Sommer bemühte man sich vergebend, die Lancasterstraße nochmals zu durchschiffen und mußte endlich dies Vorhaben aufgeben. Die Schiffe trafen den 12. August in Neuyork wieder ein. Sie hatten in der Baffinsbay den „Prinz Albert“ gesehen, der wahrscheinlich in der Lancasterstraße überwintert hat. Es befand sich auf diesem Schiff ein französischer Marineoffizier, namens Bellot, der die Erlaubniß erhalten hatte, dem Unternehmen sich beizugesellen.

Im Frühling 1851 brachte es Rae endlich so weit, in der Höhe der Mündung des Kupferminenflusses das Victorialand zu erreichen und von dessen Zusammenhangen mit dem Wollastonland sich zu überzeugen. Es ist ganz gewiß, daß es gegen Ost und West weithin sich ausdehnt, und gegen Nord, bei einer Breite von 220 Meilen oder 73 Wegstunden, bis zum Bankslande reicht. Rae wollte seine Forschungen den Sommer hindurch fortsetzen. Wahrscheinlich ist er jetzt auf der Rückreise nach England begriffen.

Capitän Moore, vom „Regenvogel“, kündigt in einem im Januar d. J. veröffentlichten Schreiben an, daß das Eisfeld 160 Meilen oder 53 Stunden mehr gegen Süd sich ausgedehnt habe, und daß er deshalb unter 70° 34′ der Breite und 169° westlicher Länge zurückgehalten worden sei. Er besorgt, daß aus demselben Grund die „Unternehmung“ keine weiteren Fortschritte im Osten habe machen können.

Ein neuer Nachforschungsplan, aufgestellt von Peterman, wird eben noch beraten. Der Genannte nimmt an, daß der weite Raum des Eismeers zwischen Spitzbergen und Nova Zembla am ersten geeignet sei, in das Polarbecken zu gelangen, und wenn Franklin wirklich noch dort sei, ihn wieder zu finden. Peterman nimmt also an, daß die Expedition, nachdem sie den Wellingtonkanal passirt, in ein Polarmeer gelangt sei. In wissenschaftlicher Beziehung läßt sich mehr als ein triftiger Grund gegen den in Vorschlag gebrachten Weg aufstellen. Nach allen bisher gemachten Beobachtungen ist vielmehr der Meridian, unter welchen man dem Pol am nächsten kommen kann, der zwischen Grönland und Spitzbergen. Unter demselben hat sich Capitän Parry am 23. Juli 1723 bis auf sieben Grad oder 175 Wegstunden dem Pol genähert, war Scoresby noch 8° 30′ davon entfernt und ist in neuester Zeit Phipps bis auf 9° 12′ gegen denselben vorgedrungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schatzkammer in der Hofburg zu Wien.

Aus dem Morgenblatt.

Während wir uns in das Innere der Kaiserburg zu Wien begeben, um dort die Schatzkammer in Augenschein zu nehmen, sei es vergönnt, einige Momente aus der Vergangenheit dieses ernsten, mit Deutschlands Geschicken so eng verflochtenen Baues zurückzurufen. In den Trümmern der römischen und karlowingischen Fabiana erhob Jasomirgott, Oesterreichs erster Herzog, seine Burg, den alten Herzogshof, später Münzhof, nachmals Kloster der weißen Brüder vom Berge Carmel, darauf Professhaus der der Jesuiten, jetzt Hofkriegskanzleigebäude. Leopold der Glorreiche begann eine neue Burg auf der Stelle des Schweizerhofes, den wir jetzt vom Josefsplatz aus betreten. Wie lebendig wird es hier vor der Fantasie, gedenken wir der Tage dieses Fürsten! Seine Kreuzfahrten, seine Heirat mit einer byzantinischen Prinzessin, die Pracht seines Hofes, an welchem sich Minnesänger drängten, wie um den von König Artus; das Zuströmen der Pilgrime, Handelsleute, Ritterorden — alles gleitet in buntem Licht vorüber. Dem ersten Habsburger Albrecht, der die älteste Burgkapelle errichtete, drohten bei dem bekannten Stadtaufruhr die übermüthigen Schuster, mit ihren Leisten den Burggraben auszufüllen. Im Herbst 1529 litt die Burg während der Belagerung durch Soliman, wie in unsern Tagen durch die Revolution, in deren Flammen der Flügel mit dem Bibliotheksaal und dem zoologischen Museum aufzulodern drohte, gleich dem benachbarten Augustinerthurm. Der zweite und dritte Ferdinand, Freunde der Gärtnerei, überhäuften den Lust- und Ziergarten, der von den Augustinern bis in die Schauflergasse sich ausbreitend, den heutigen Josefsplatz, Vögelmarkt und Michaelsplatz einnahm, mit Springbrunnen, Cascaden, Badhäusern, Grotten und Gallerien. In der Brunnenstube ward ein ganzes Bergwerk aus Silber vom Wasser getrieben. Der Bau einer dritten Burg, 1660 unternommen, des langen, auf der einen Seite dem innern, auf der andern dem äußern Burghofe, gegen Nobilis Säulenthor zugekehrten „Leopoldinischen Traktes“, sollte die alte Burg vom Widmerthurm herab mit der Rudolfsburg vereinen. Acht Jahre später brannte dieses ganze neue Werk durch Unvorsichtigkeit eines Tischlergesellen ab. Dabei blieb ein Kreuzzartikel, seit langen Jahren im Erzhause hoch verehrt und nun bei der Kaiserin Wittwe Eleonore verwahrt, unversehrt, obgleich Geld und Email der Fassung schmolzen, das Krystallglas zersprang und das halbversengte Kästlein erst nach fünf Tagen mitten aus noch glühender Kohle hervorgezogen ward. Dieser Vorfall veranlaßte die Fürstin zur Stiftung des Sternkreuzordens. Karl VI. ließ durch seinen Fischer von Erlach die Hofbibliothek, auch die Reichskanzlei ꝛc. aufführen. Die Bathyanistiege, dem Michaelerplatz zunächst und dem Burgtheater gegenüber, welche durch einen jener engreifenden Contraste der Geschichte nicht nur an den Erzieher Josefs II., nach welchem die Treppe genannt ist, den Fürsten Karl Bathyani, erinnert, sondern noch an einen andern gleichen Namens, der in jüngster Vergangenheit an dem Neugebäude zu Pest, dem

großen, gelben, von Kanonen strotzenden Hause, unter dem Richtschwert blutete, erhielt unter Maria Theresia die Vollendung.

Wir sind in dem erwähnten Schweizerhof vor der Schatzkammer angelangt. Nach wenigen Schritten im Corridor stehen wir vor der Thür, an der ein Grenadier Schildwache hält. Viel Volk, alle Nationalitäten, Landleute, Bürger Wiens und fremde Touristen drängen sich durch die bombenfesten, sehr alterthümlichen Gewölbe. Diener in Hoflivrée erklären die meistens in Glasschränken verwahrten Gegenstände so vernünftig und sorgsam, daß der Beschauer sich wirklich als Gast des Kaisers fühlt, aber freilich von dem massenhaften Reichthum sich nur einzelnes, gleichsam wie zur Probe, zu notiren vermag. Hier zum Beispiel das berühmte Crucifix aus Elfenbein von Benvenuto Cellini; dort ein goldener kleiner Wagen, Verweile, in welchem der König von Rom gefahren wurde, ein Geschenk der Stadt Paris und Christkinds Frenkutsche in unsern frühesten Weihnachtsträumen nicht unähnlich. Zu dem Diamantenekabinet, das gleichsam eine Nische in der Hauptgallerie bildet, steigt man einige Stufen hinan. Hier herrscht märchenhafter Glanz. Zunächst des Kaisers Staat beim Einzug in Frankfurt. Als das merkwürdigste erscheint der Krönungsornat Karls des Großen, die alte, ehrwürdige, mächtige Krone, aus feinstem Gold, Filigran, die farbigen Edelsteine noch ungeschnitten, Scepter, Reichsapfel, Dalmatika, Alba, Stola, Pluviale, Handschuhe mit ächten kleinen Perlen gestickt, Strümpfe nebst Bändern, Schuhe, Gürtel und Schwert. Noch befindet sich in einem andern Glasschrein eine getreue, auf Geheiß Franz I. dem zur Zeit des deutschen Reichs in Nürnberg bewahrten Urbild nachgeahmte Copie dieses ganzen Ornats. (Schluß folgt.)

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Der talentvolle Maler Julius Schrader in Berlin hat einen Vorwurf auszuführen gehabt, den vor ihm, wenn wir nicht irren, Ingres in Paris mit großem Glück und allgemeinem Beifall sich zur Aufgabe gemacht hatte: den Tod des Malers Leonardo da Vinci in Gegenwart des Königs von Frankreich Franz I. Die historische Wahrheit des Vorgangs hat dazu beigetragen, dem Bild einen großen Werth zu geben, und Schrader hat sehr glücklich alles das benutzt, was die Geschichte der Kunst sowie die allgemeine Geschichte ihm an die Hand geben konnten. Man sieht in der Mitte den sterbenden Greis Leonardo in einem Armstuhl sitzen: über ihn beugt sich der ritterliche König Franz I., ganz so, wie er in den gleichzeitigen Bildern dargestellt wird, mit sichtbarer Theilnahme an dem bevorstehenden Verlust des betrauerten Künstlers. Zur Rechten sieht man eine Gruppe von Freunden Leonardo's, unter denen sich besonders einer auszeichnet, der mit ängstlicher Spannung auf Leonardo blickt und die Folgen des Eindrucks der Gegenwart des Königs zu fürchten scheint. Er lehnt sich auf einen Tisch, der mit Früchten zur Erfrischung des Kranken bedeckt ist, sowie mit einem Teppich, dessen Ausführung im Bilde an die besten Niederländer erinnert. Weiter vorn steht man Bücher am Boden liegen. Zur Linken des Kranken kniet ein junger Freund, der dem Kranken eine Schale (die er aus einem vor ihm stehenden Silberbesteck genommen) hinreichen zu wollen scheint. Auch in seinem Gesicht spricht sich die ängstliche Theilnahme an den letzten Augenblicken Leonardo's aus. Eine treffliche Figur ist die eines jungen Priesters, welcher hinter dem Lehnstuhl des Kranken stehend aus einem Gebetbuch andachtsvoll die Tröstung für den Sterbenden zu lesen scheint; noch weiter hin sieht man einen am Altar messelesenden Priester von seinem Ministranten begleitet. Er wendet dem Beschauer den Rücken zu. Im Hintergrund, in einem zweiten Zimmer sieht man Leonardo's schönes, im Louvre in Paris befindliches Bild, die Monna Lisa, auf einer Staffelei stehen. Ebenso wirkungsvoll wie die Anordnung des Bildes ist die ruhige, keinen außergewöhnlichen Effect bezweckende harmonische Farbe. Das Gemälde, wie man hört nach England bestimmt, ist ein würdiges Gegenstück zu dem im Besitz des Berliner Kunstvereins befindlichen Bild des Künstlers: Eduard III. und die Bürger von Calais, und dürfte vielleicht in Hinsicht der Ausführung vor diesem noch den Vorrang behaupten.

Die deutsche Schauspielergesellschaft, welche sich unter Devrients Führung zur Zeit in London befindet, wird auch in Manchester später einen Cyklus von Vorstellungen eröffnen.

Auch in Madrid theilt man die fieberhafte, hohle Begeisterung, welche jetzt in lächerlicher Weise den vortrauenden Künstlern gezollt wird. Sowie Konstoll früher das spanische Publikum enthusiasmirte, so ist dies jetzt der Fall mit dem deutschen Pianisten Gottschalk, dem in seinem letzten Concert ein schöner Kranz mit einer Inschrift in Gold zugeworfen wurde: „Gottschalk, das Madrider Publikum, 1852". Man sieht daraus, die Lorbeeren werden täglich billiger, besonders die goldenen.

Tabletten.

*** Auf der Industrieausstellung zu Breslau fällt eine vom Grafen Renard eingelieferte Vase mit Blumenbouquet in das Auge, in den ausgezeichnetsten zierlichen Formen, aber alles farblos, schwarz. Die Vase ist nämlich aus Steinkohlen gedreht, das Blumenbouquet von papierdünnem Eisenblech gefertigt. Dieses Eisenblech ist eines der merkwürdigsten Producte der Ausstellung. Wer sollte nicht staunen, wenn er erfährt, daß von der dünnsten Sorte 7000 Quadratfuß auf den Centner gehen. Man hat einen Brief gesehen, der auf einen solchen Eisenblechbogen, natürlich mit weißer Tinte, geschrieben war, der dessenungeachtet kein doppeltes Porto zu tragen hatte. Von demselben liegt ein Album in Stahl gebunden vor, in das auch Ihre Majestäten ihre Namen eingeschrieben haben. Diese Bleche können auch auf galvanischem Wege mit Kupfer überzogen werden. Erhitzt man dann dieselben gelind, so läuft das Kupfer mit zu den schönsten irisirenden Farben an. Diese dünnen Eisenbleche möchten sich vortrefflich zu Theaterdecorationen eignen, da sie natürlich absolut feuersicher und nur um ein weniges schwerer sind als die gewöhnlich angewendete Leinwand.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 2. Juli. Richards Wanderleben, Lustspiel in fünf Abtheilungen, von Kettel. — Hierauf: Die weiblichen Drillinge, Posse in einem Act, von Holtei.

Samstag, den 3. Juli. Alessandro Stradella, Oper in drei Abtheilungen. Musik von Flotow. Alessandro: Herr Greiner, vom Hoftheater zu Weimar.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 158. Samstag, **3. Juli 1852.**

Aus meinem Tagebuch.

Novellistisches, mitgetheilt von A. Loning.

(Fortsetzung.)

Die Worte entrissen mich dem traurigen Sinnen, worin ich mich verloren, und als ich mich erhob, schien es mir in der That, als ob Barcelona zum unauslöschlichen Vulkan geworden. Vier Rauchsäulen stiegen aus seinem Schoos empor, vereinigten sich in der Höhe und bildeten ein schwarzes Gewölke, unter dem alles in Flamme zu stehen schien. Die dritte Feuersbrunst, die nächste, warf einen so hellen Widerschein auf uns, daß mir das Gesicht des Paters Josefs, als ich nach ihm hinsah, rot und entzündet erschien. Er sah nicht nach mir. Niemals habe ich ein begeistertes und erhabeneres Antlitz gesehen, als während dieses furchtbaren Augenblicks das seinige. Der jüngste Tag muß nahe sein, sprach er in Anschauen verloren. Der Mensch selbst bemüht sich, die Menschheit zu betrüben; diejenigen, die da zerstört werden sollen, rufen selbst die Zerstörung zu Hülfe, damit die Vernichtung sie schneller ereile; der Zorn herrscht in allen Herzen und der Durst nach Rache funkelt aus jedem Blick. — Das Geschrei kommt näher, unterbrach ich ihn. — Wirklich! und man ruft: nach dem Kloster der Hunde. Die Stimmen sind heiser und rauh vom vielen wütenden Schreien. Hörst du sie rufen: Feuer auf sie! Auch durchdringendes Geschrei von Weibern und Kindern läßt sich hören. Es rührt von Nachbarsleuten her, die Opfer des Feuers zu werden fürchten und die Stürmenden bitten, die Fackeln auszulöschen. Diese nähern sich. Mir zerreißt das Geheul der Unglücklichen das Herz! Hörst du, Manuel? Geschrei und Wut vermehren sich. Die rufen: Feuer! Die andern: Tod! Diesmal scheint das Klagegeschrei der Nachbarn wirksam gewesen zu sein. Die Mordbrenner fliehen. — Ja, mein Vater, sagte ich, aber grade hierher. — Es war dem so. Gleich nach diesem Augenblick erscholl vor der Thür unseres Heiligtums ein entsetzliches Geschrei, in dem man die ruchlosesten Lästerungen unterscheiden konnte. Man konnte hören, daß die Brandstifter in ihren Vertilgungsplänen nicht einig waren. Was hilft's, rief einer, das Nest zu zerstören, wenn die Vögel davon fliegen? — Laßt uns erst in das Haus der Pfaffen dringen; keiner soll lebend herauskommen. — Ihr werdet in ein Labyrinth von Gängen geraten und während dem wird die Beute entkommen, sagten andere. — Nein! wir wollen jeden Stein umkehren und in jeden Schlupfwinkel dringen. Auf diese Art werden wir auch die Schätze entdecken, die sie verborgen halten. — Wozu? schrie ein dritter; mögen die Schätze mit den verdammten Mönchen zu Grunde gehen. Ich will keine Beute, sondern Blut. — Und Rache, unversöhnliche Rache! kreischten viele Stimmen. — Aus ihrer Schlangenhöhle soll der Rauch aufsteigen, rief der vorige, so gehen die Pfaffen und das Haus zugleich unter. Feuer auf beides!

Es trat nun ein Augenblick flüsternder Unruhe ein und darauf tiefe Ruhe. Ich sah nach Pater Josef hin, der einen schmerzlichen Blick voll Liebe gen Himmel warf, als wolle er den Ewigen bitten, sich der Unglücklichen zu erbarmen, welche eine verderbliche Täuschung antrieb, ein scheußliches Sacrilegium zu begehen. Die Stellungen eingenommen, sagte jetzt eine Stimme draußen, eine Abtheilung bei jedem Ausgang. — Es dröhnten Schritte, wahrscheinlich derer, welche entsendet wurden. Da das Kloster ganz abgesondert liegt, so eignet es sich zu einem regelrechten Angriff; hier können keine heulende Nachbarn ihm zu Hülfe kommen. Augenblickliche Stille trat ein, worauf furchtbares Geschrei und Händeklatschen erfolgte. Nur zu bald gewahrten wir die Ursache des Lärms. Eine lebhafte Helle beleuchtete in diesem Augenblick die dem Kloster gegenüber liegenden Häuser und zeigte mehr als einen erschrockenen Bewohner, der aus Neugier mit zitternder Hand einen Fensterflügel geöffnet hatte und sich jetzt aus Furcht gesehen zu werden schnell zurückzog. Fünfmal erneuerte sich der grausenvolle Beifall und ebenso oft erklärte neue Feuersglut diese höllische Fröhlichkeit. Die Brunst umgürtete unser Haus und beleuchtete alle Vorsprünge und Thüren. Meine Adern durchrann kalter Schauer und mein Körper erstarrte. Ich war einer Ohnmacht nahe, als Pater Josef mich in seinen Armen auffing und mich liebevoll umfaßte. Wird es dir, sprach er, am schönsten Tage deines Lebens an Mut gebrechen? Weißt du nicht, mein Sohn, daß der köstlichste Gewinn, den ein Missionär hoffen kann, in der Märtyrerkrone besteht? Hast du mir nicht oft gesagt, daß du mir nach fernen Landen zu folgen wünschtest, um denjenigen, die das Licht nicht sehen, die Augen zu öffnen, nnd sollte solche Liebe dir auch das Leben kosten? Haben wir nicht alles was wir konnten gethan, daß unsere eignen Brüder das Licht nicht verkennen, das mit seinen Stralen uns alle erleuchtet? Ist es unsere Schuld, wenn sie in beklagenswertem Wahnsinn die Nacht dem Tage und der Klarheit die Verwirrung vorziehen? Scheinen dir jene nicht des Mitleids würdig, die in der von ihnen geliebten Finsterniß ihre Strafe finden, und dir nicht dagegen unser Loos, den Glauben, den wir bekennen, mit dem Tod zu besiegeln, des Neides wert? — Draußen scholl es: auf sie, wenn sie fliehen wollen. — Rache! Rache! schrie der ganze Haufen. — Der Klageruf einiger Opfer mischte sich unter dieses Geschrei. Hörst du, sagte Pater Josef, die letzten Seufzer einiger unserer Brüder? Der Ewige nimmt ihre Seelen aus dem Gefängniß des Körpers, um sie zu unaussprechlicher Glorie zu führen. Der da hat seine Zeche bezahlt! riefen die Angreifer. — Man muß das Aas fortschleppen und viertheilen, antwortete eine vom Schreien heisere Stimme. — Haltet euch nicht mit Leichen auf, sprach ein anderer; Frieden mit den Todten, wenn uns die Lebenden nur nicht entkommen. — Ich hielt mittlerweile den Vater fest umschlungen und sagte ihm: Mich kümmert der Tod nicht, da ich zu nichts nütze. Aber könnte ich

nicht etwas versuchen, um Euch zu retten, der Ihr schon morgen diesen Greueln, die heute Euren Tod wünschen, so nützlich sein könnt? — Glaubst du denn nicht, antwortete er, daß mein Tod, wenn der Ratschluß des Allmächtigen ihn verhängt, für sie vielleicht nützlicher ist als alle Mühsale eines durch Leiden und Alter abgeschwächten Lebens? Weißt du nicht, daß der Zorn der Menschen ähnlich dem Blitzstrale erlöscht und zu nichts wird, wenn er den Höhepunkt seiner zerstörenden Kraft erreicht hat? — Ein furchtbares Getöse, das den Boden unter uns erbeben ließ, unterbrach den Pater. Eine der angebrannten Thüren war eingestürzt. Zwischen ihr und der Kirche befand sich ein kleiner Hof, in welchen jetzt die Wütenden drangen. Unser Platz, mein Sohn, sagte Pater Josef, ist vor dem Altar und unsere Pflicht gebeut am Fuße des Heiligtums ausgestreckt zu sterben. Mut in Gott, jenem Gott, der das bitterste Leid und den tiefsten Schmerz erlitten! Wir gingen darauf nach der Treppe, auf der wir emporstiegen. Die Thüre unten setzte uns Widerstand entgegen. Es gelang uns indessen sie zu öffnen und knarrend flog sie auf.

(Schluß folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Herzog Albrecht, Trauerspiel in fünf Acten von Melchior Meyr. Herr Bürde als Gast.

Wäre der Wert eines Trauerspiels nach den Thränen zu bestimmen, die bei seiner Vorstellung von weichen Menschenseelen geweint werden, dann stände dieser „Herzog Albrecht“ hoch im Preis, denn viele Frauenaugen sah man gestern Abend sich feuchten über der schönen Agnes Bernauerin endlose Liebe und maßloses Leid. Aber wie das Gebet des Pilgers nicht dem grobgeschnitzten, buntbemalten Gotteshild gehört, welches an der Landstraße steht, sondern dem Gotte selbst, welchen die rohe, kunstlose Arbeit darzustellen versucht, so bezahlten auch gestern die erschütterten Herzen ihren Tribut nicht an das Werk des Dichters, sondern an die unglückliche Bürger- und Baderstochter der Geschichte. Und da Maß und Wert der gestern vergossenen Thränen das tragische Schicksal der schönen Agnes noch nicht einmal auszuwägen vermochten, weil nicht alle Gemüter, sondern nur die weicheren unter den Anwesenden ihren Tribut in die Wagschale legten, so haben Geschichte und Poesie zu gleichen Theilen noch Anspruch zu erheben an den Verfasser dieses „Herzog Albrecht“, weil er sich unfähig erwiesen hat, ihr schönes Darleben sammt Zinsen wieder an sie heimzuzahlen.

Von Melchior Meyr hätte man nach seinen dramaturgischen Aufsätzen, durch die er sich schon vor Jahren bekannt gemacht hat, etwas besseres erwarten dürfen als eine so grob geschnitzte, roh gefugte Arbeit, bei deren Anschauen man jeden Augenblick die Mühe der Mache nachempfindet. Der Genius der Dichtkunst ist bei der Geburt dieses Drama's ausgeblieben; es fehlt ihm nicht nur Weihe und Aufschwung, sondern überhaupt die warme, lebendige Seele, die selbst fühlend Mitgefühl erweckt, selber leidend zum Mitleid auffordert. Ein zum klappernden Skelett verdorrter, nothürftig mit theatralischem Aufputz behängter Nachzügler der weiland spektakellustigen Ritterschauspiele ist dieser „Herzog Albrecht“ nicht als Tragödie zu gebrauchen, geeigneter etwa noch als ein Opernsujet, von deren gewöhnlichem Schlag er in überraschender Weise alle schlechten inneren und alle guten äußeren Eigenschaften in sich vereinigt.

Einen tragischen Grundgedanken, welchen der Dichter durchzuführen gesucht hätte, haben wir nicht auffinden können. Dagegen muß es jeden gesunden Sinn bis zu einem gewissen Grad empören, daß der Verfasser in seinem Stück die unschuldige Agnes in grausamster Weise in den Tod hetzen läßt und dann Mitspielende wie Zuschauer am Schluß seiner Tragödie dadurch versöhnen zu können meint, daß er die dem armen Weib im Leben versagte Gerechtigkeit an der hingemordeten ausüben läßt, und zwar — durch stattlichen Aufputz und Ausstellung ihrer Leiche. Herzog Ernst steht sehr gerührt dabei; innerlich aber ist er wahrscheinlich sehr froh, denn er, der verantwortliche Urheber allen Uebels, hat bei dem ganzen unseligen Handel nicht nur nichts verloren, sondern seine Zwecke erreicht und noch gewonnen: Agnes ist endlich beseitigt, ein zu geeigneter Zeit angebrachtes „Zu spät“ rettet ihn, nach Herrn Melchior Meyrs Ansicht wenigstens, vor dem Antheil an der Blutschuld, und wäre dennoch etwas zu büßen, so ist ja der Kanzler v. Adelsreiter das Lamm, welches des Herzogs und — dieses Trauerspiels Sünden trägt.

Von einem Werden und Wachsen der Charaktere ist im ganzen Stück keine Rede: vielmehr kommen alle Figuren gleich zu Anfang für und fertig aus der Garderobe. Darum auch ebenso wenig von einer aus psychologischen Motiven entstehenden unlösbaren Verkettung; alles beruht und besteht vielmehr in Aeußerlichkeiten und in einem Mechanismus, der, bis er abgelaufen, ungestört fortschnurren kann, weil keine der darin figurirenden Persönlichkeiten sittliche Kraft und starken Willen genug besitzt, Halt gebietend in das klappernde Räderwerk einzugreifen. Von einer Exposition des Stoffes und Stückes ist so wenig die Rede, daß der Zuschauer gleich beim Aufziehen des Vorhanges, ohne sich noch haben sammeln zu können, einen höchst unbehaglichen Sprung mitten in die Handlung hinein thun muß. Der zweite Act ist zur größeren Hälfte eine dadurch etwas ermüdende Wiederholung des ersten. Bis zum Schluß des dritten Actes ist nicht, wie es doch der Titel des Trauerspiels beansprucht, Herzog Albrecht die im Vordergrund stehende Persönlichkeit, vielmehr folgt der Leser mit ungleich größerem Interesse den Ahnungen und dem Schicksal der Agnes Bernauerin; und wenn sie endlich den Märtyrertod in den Fluten der Donau gestorben ist, welch ein tieferes Leid, welch größere Erschütterung hätte der Zuschauer noch in den zwei letzten Acten zu erwarten? Enthält doch der vierte in der That nichts weiter als eine hier und da sogar widerliche Schilderung dessen, was wir kurz vorher innerlichst bewegt fast mit eignen Augen gesehen haben, während die Handlung nicht um einen Schritt weiter rückt; und weiß doch endlich auch der fünfte Act dem Gräßlichen nichts mehr zu- noch abzuthun; weder Ernst noch Albrecht können nach dem furchtbaren Ende der Agnes den Zuschauer noch interessiren, noch etwa vermag, wie schon bemerkt, die Leichenfeier am Schluß der Tragödie auch nur einigermaßen zu entschädigen für das herbe Schicksal der Lebenden. Ein solcher Ausgang eines Stückes mag theatralisch, mag operistisch sein: dramatisch gut und poetisch gerecht ist er nicht. Auch die Sprache ist nicht die des Kothurns; die tragische Würde ist ihr zu karg zugemessen und des Aufschwunges ist sie nicht fähig.

Und doch hat allen diesen Mängeln zum Trotz die hiesige Darstellung der Tragödie, die als eine überaus fleißige bezeichnet werden muß, die Aufmerksamkeit der Zuschauer bis ans Ende zu fesseln gewußt. Litten auch in der Turnierfene einige der untergeordneten Rollen an Gedächtnißschwäche, so lagen dafür die Hauptpartieen in guten Händen. Für seinen Herzog Ernst kann sich der Verfasser einen besseren Vertreter nicht wünschen, als er ihn hier in Herrn Reger gefunden hat, der im Darstellen solcher Fürstenbilder so sehr Meister ist, daß Heinrich Laube selbst

Regers Herzog Karl von Württemberg als die vortrefflichste aller Leistungen bezeichnete, die er in dieser Partie auf deutschen Bühnen gesehen habe. Fräulein Janauschek hat als Agnes Bernauerin neben vielen kleineren nur eine eigentlich große Scene, und zwar im dritten Act vor dem Gericht zu Straubing. Die warme, lebendige und kraftvolle Darstellung derselben verschaffte ihr stürmischen Beifall und Hervorruf. — Ein wiederum mit Meisterschaft ausgeführtes Genrebild war die Oberin des Augustinerinnenklosters bei Fräulein Lindner. — Der Kanzler Hartmann v. Adelsreiter spielt zwar eine wichtige Rolle im Stück, ist aber ebenso wie die meisten andern Figuren vom Dichter als Charakter so wenig motivirt und ausgeführt, daß er wegen naher Verwandtschaft mit den alten sogenannten Theaterbösewichten einen halb peinlichen, halb komischen Eindruck macht. Herr Haake that das Seinige, hier die Mängel der Dichtung durch künstlerische Darstellung zu überwinden.

Herr Bürde, der Gast der hiesigen Bühne, gab die Titelrolle des neuen Trauerspiels, eine Partie, welche durch den großen Aufwand von physischen Kraftmitteln eher einen Virtuosen als einen darstellenden Künstler erfordert. Auch Herr Bürde hat nach Vorschrift ein erkleckliches Maß von Kraft aufgewendet und die Stärke seines Organs, namentlich bei dem Turnier im zweiten Act, und dann in Landshut im vierten Act, hat das laute Echo des Parterre's und der Gallerie wachgerufen. Aber mehr wüßten wir über eine solche Partie nicht zu sagen, wo der Darsteller eben nichts zu thun hat, als das, was er seinem Gedächtniß treu einverleibte, kräftig wieder von sich zu geben. Ueber Fortgang und Erfolg von Herrn Bürde's Gastspiel bleibt ein ausführender Bericht bis nach dem Abschluß desselben vorbehalten: nur soviel mag heute noch bemerkt werden, daß seine Leistungen einer noch freundlicheren Theilnahme als bisher gewiß sein dürfen, wenn er sein Organ besser überwachen und meistern, es auf der einen Seite mehr nüanciren und auf der andern ihm nichts über sein Können zumuten will, und endlich wenn er auch die Mittelfarben der Stimmung und des Affectes fleißiger wiederzugeben versucht, anstatt sich, wie er zu thun pflegt, zu überstürzen. — Dies zu sagen, möge der Achtung vor anerkennenswerten, aber noch unvollkommen ausgebildeten Gaben gestattet sein. E. S.

Die Schatzkammer in der Hofburg zu Wien.

Aus dem Morgenblatt.

(Schluß.)

Wie blitzt und strahlt es dort, ein Meer von Funken! Hat die Tiefe all ihren Zauberschatz aufgethan? — Da die Agraffe, welche Franz I. auf dem Hut trug; oben blitzt der Riesendiamant von Granson, „der Florentiner". Ein gemeiner Schweizer Soldat hob ihn vom Boden auf nach der Schlacht, wo das morgenländisch prächtige Gezelt Karls des Kühnen, der goldene Stuhl, das goldene Vließ, das Hauptsiegel, die Kapelle, vierhundert Kisten der herrlichsten Stoffe, im Ganzen ein Wert von 30 Millionen heutiger Rechnung erbeutet wurden. Der Soldat, den Stein für ein Stück Glas haltend, wie die zahllosen Silberteller für Zinn, verkauft ihn um einen Gulden; der nächste Besitzer, Bartholmä May, Bürger zu Bern, verhandelt ihn den Genuesern, die ihn an Ludwig Moro Sforza bringen. Durch die Fugger gelangt das Kleinod in den Schatz der Medicäer nach Florenz und von dort durch Franz I. als Großherzog von Toscana, der mit Leidenschaft Juwelen sammelte, nach Wien. Weiter sehen wir die ungeheure Masche des Theresienordens, ein Agglomerat von Brillanten; mehrfach das goldene Vließ in Diamanten, wie es die Erzherzoge tragen, am stralendsten das des Kaisers. Ferner der orientalische Topas, den Maria Theresia in der Brillantschleife am Gürtel trug; ihr Brautschmuck, riesige Juwelen. Der Name dieser Kaiserin knüpft sich an Reihen von Perlen ohne Gleichen, von fabelhafter Größe, Hals- und Armgeschmeide, im Wert von zwei Millionen, Perlen, einander zum Verwechseln ähnlich, an denen Maria Theresia 33 Jahre gesammelt haben soll. Das köstliche Schwert der Ungarkönige bei der Krönung in Preßburg, das sie, den Hügel am Donaugestade hinansprengend, nach den vier Himmelsgegenden schwangen, zum Zeichen der Vaterlandsvertheidigung gegen jeden Feind, und das auch Karl VI. und Maria Theresa trugen. Mit dieser Waffe kreuzt sich eine andere, Elfenbein der Griff, reich an Juwelen, ein Geschenk des Schachs, der Degen Tamerlans. Ein Schwert mit dem bethleniſchen Wappen, vermutlich von dem Siebenbürger Fürsten und Gegenkönig in Ungarn, Gabriel Bethlen, worauf der Name des blinden Königs Bela, die Jahrzahl 1141 und der Zusatz steht, er habe seinem Sohn Geysa „hanc frameam atque coronam" gegeben. Nicht zu vergessen die Schwerter von Max I. und von Franz I. von Frankreich. Der Krönungsstaat Napoleons als König von Italien, über den Alpen zurückgelassen und seitdem auch von den Kaisern benützt; der Mantel grüner Sammt mit Gold, die Krone — glaubt man doch unter ihr das feingeschnittene Korsengesicht zu erblicken — die Krone fast antik, so leicht, so geschmackvoll unter all den schweren, mächtigen Kronen der deutschen Cäsaren. In einem goldenen Glaskästchen funkelt die minder gewichtige, für das kranke Haupt Ferdinands nachgeahmte Copie der österreichischen Krone, und auch die, welche die Kaiserin Amalie trug. Haben wir hier nicht eine Geschichte in Diamanten? An den Fensterwänden hängen zwei Familienbilder — „Interieurs" würde man nach dem heutigen Jargon sagen — äußerst fein gearbeitete Miniaturen, das eine Leopold und die Seinen, das andere Maria Theresia. In schwarzen Gewändern, die sie seit dem Tode ihres Gemals nie wieder ablegte, sitzt sie in traulicher Stube, von ihren erwachsenen Kindern umringt. Wie oft und gern wird man in Wien an die große Herrscherin erinnert! — In dem als Gegenüber in die jenseitige Mauer blendenartig vertieften „Goldcabinet" befindet sich das kaiserliche Taufzeug, Silber mit Perlen gestickt. Maria Theresia hat es für die Gemalin Josefs II. fertigen lassen. In dem Glasschrein an der entgegengesetzten Wand ist das Taufbecken ꝛc. sammt goldenen, mit Kameen besäeten Krügen. Es wird immer darin getauft, sagte der erklärende Diener, in seiner naiven Gewissenhaftigkeit hinzufügend: nur nicht eben jetzt, und fährt in seinem Amt fort: Spiegel und Rasirbecken aus der kaiserlichen Toilette von Maria Theresia und Kaiser Franz, so daß man meinen könnte, sie habe bei aller männlichen Geisteskraft auch einen Bart gehabt. — Es bleiben uns noch zu erwähnen außer dem riesigen Achat mit dem Reichsadler und mit Austria's Wappen, den Sirt Trautson Ferdinand III. bei der Tafel durch einen Mohrenpagen in der Pastete darreichen ließ, manche Reste des alten Hausschatzes von Burgund, dem Tage von Granson entronnen, wo das meiste in die Hände der Eidgenossen fiel. Wir finden unter andern hier den Krug Philipps des Guten, aus morgenländischem Serpentin, mit dem hebräischen Namen Jehova's und mehren Christusköpfen uralter Arbeit, im Deckel St. Andreas, der Hauspatron von Burgund, sammt den Inschriften: „Mon Joye S. Andrien. — Je l'aye emprins, bien en viene — Autre n'auray." — Wer verweilte nicht vor Wallensteins Talisman, seinem Horoskop? Zwei runde, aufeinander gelegte Krystallplatten, zwischen denen sich Sternbilder bewegen, des Friedländers Constellation. Auch sie diente dem Glücke Habsburgs. Es ist etwas Kolossales um das

Glück. Wie die Donau so viele Flüsse und Ströme aufnimmt, daß diese eigentlich sie sind, so hat das graue Habsburg in das Bett des eigenen Glanzes den jungen Strom Napoleons einmünden sehen, auf gewaltiger Flut Krone, Wiege und selbst den Sarg des korsischen Adlers mit fortgewälzt. Hier steht die Wiege des Königs von Rom, Geschenk Marie Luisens an die Schatzkammer — „zum Andenken an den Herzog von Reichstadt“. Eine schwere Silbermasse, eine Gabe der Stadt Paris, kunstreich gebildet, oben die Siegesgöttin, die mit dem Kranze über dem kleinen Lager schwebt. Auch der weiße seidene, reichgestickte Vorhang des Baldachins wallt noch daran herab, regungslos, nicht ein Fältchen zitternd im Sturme der Geschichte, der um diese Wiege braust. Der kleine Spreusack darin ist nur leicht mit Seide zugedeckt, der Purpursammt zwischen dem Gold und Silber verbleicht. — Was hab' ich hier nicht schon gesehen, wie viele Throne, Wiegen und Särge, Krönungs- und Leichenwagen! Alles schaukelt, rollt vorüber. Diademe, Bahrtücher, Schwerter und Juwelen flimmern vor unsern Augen in einander, um uns die Eitelkeit aller Dinge so recht erkennen zu lassen und unsern Geistesblick zu schärfen für die unermessenen Weiten, in die jede Seele sich einsam schwingen muß.

Tabletten.

*** Professor Steffel in Karlsruhe vermutet für den eben begonnenen Monat folgende Witterung: Im allgemeinen erwarte man einen warmen bis heißen Juli, der aber dabei öfter Regen und Gewitter bringt; doch mit mäßiger Regenmenge, dabei eine ziemliche Anzahl heißer Tage; W-S-Winde im Mittel, mittleres Barometer höher als gewöhnlich. Die Witterung gehört demnach zu den sehr fruchtbaren, und ist nur da und dort schädlich. Ausgezeichnete Kometenjahre haben solches Wetter gehabt; indem ich so sage, verwahre ich mich gegen Mißdeutung. Im besondern: Regen und Gewitter vom 1. bis 3.; dann Wärme zunehmend bis heiß vom 4. bis 7.; leicht Regen, dabei kühler vom 8. bis 11.; dann trocken, warm bis heiß vom 12. bis 19.; dazwischen Gewitter und Abkühlung am 16., 17.; Regen, Gewitter, mit Abkühlung vom 19. bis 21.; trocken, zunehmend wärmer und heiß vom 22. bis 29., gewitterhaft am 28. und 30.; also erst im letzten Drittel beständiger hell, trocken und heiß. Barometer steigt vom 1. bis 5. mit W-S-Wind, fällt etwas bis 9. mit veränderlichem Winde und steigt bis 13. mit W-S-Wind vom 7. bis 11.; fällt ferner bis 16. mit O-N-Wind, steigt am 17., 18.; fällt bis 20. und steigt bis 22. mit W-S-Winden, steigt und schwankt über dem Mittel vom 23. bis 29. mit O-N-Winden, fällt bis 31. mit W-S. Diese Barometerschwankungen, aus denen die Witterung abgeleitet wird, sind übrigens mit wenigen Ausnahmen am 20., 21. im Juli nicht groß. Bei und während Niederschlägen steigt es, unter Zunahme der Wärme ist es fallend.

*** Die Brüsseler Blätter beschäftigen sich in diesem Augenblick viel mit der Reiterstatue, welche das Zunfthaus der Brauer auf dem Marktplatz wieder schmücken soll, indem sich zwei Parteien gebildet haben, von welchen die einen den Volksfreund Grafen Egmont dort aufgestellt zu sehen wünscht, die andere aber das ursprüngliche Bild des Karl von Lothringen. Das Standbild, über neun Fuß hoch, soll in Zink ausgeführt und vergoldet werden, und sind die Kosten auf siebentausend Franken veranschlagt.

Sonette
von Carl Alberti.

Nichts und Sein.

Weil alles, was wir heute sehen,
Aus nichts nicht kann entstanden sein,
Weil die Vernunft beweist blos Nein,
Kann es auch nicht in nichts vergehen.

Nichts ist der Schall uns ohne Sinn,
Weil nichts wir nimmer denken mögen;
Denn jed' Atom, ob Duft, ob Regen,
Wir klein auch immer, sagt: ich bin.

Was ist, vermögen wir zu denken,
Und was wir denken, muß drum sein,
Kann nimmer sich in nichts versenken

Und nimmer nichts gewesen sein.
Gestalt mag ändern, doch das Denken
Und Gott und Welt muß ewig sein.

Unendlichkeit.

Ja, wo ich bin, da ist die Mitte,
Denn überall bin ich gleich weit;
Und wer mir diesen Satz bestritte,
Glaubt nimmer an Unendlichkeit.

Ob ich auf Erden, ob im Himmel,
Nach Mond, nach Sonnen lenk' die Schritte,
Ob hier, ob dort im Sternengewimmel,
Stets bin und bleib' ich in der Mitte.

Da ist kein Stern, wenn noch so weit,
Im Sirius oder Schwanenbilde,
Wo sich nicht dehnt nach jeder Seit'

Durch alle Räume, alle Zeit,
Das unermeßliche Gefilde
Undenkbarer Unendlichkeit.

Frankfurter Stadttheater.

☞ **Vorläufige Anzeige.** Die italienische Opergesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Bocca; sowie die Herren Scholz und Grois, Komiker aus Wien, werden im Verlauf der nächsten Woche ihre Gastdarstellungen auf hiesiger Bühne eröffnen.

Samstag, den 3. Juli. Alessandro Stradella, Oper in drei Abtheilungen. Musik von Flotow. Alessandro: Herr Greiner, vom Hoftheater zu Weimar.

Sonntag, den 4. Juli. (Vor der Abreise der Fräulein Janauschek.) Zum erstenmal wiederholt: Herzog Albrecht, Trauerspiel in fünf Abtheilungen, von Meyr. Albrecht: Herr Bürde.

Montag, den 5. Juli. (Gastdarstellung der italienischen Opergesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Bocca.) Lucrezia Borgia, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Abonnementsvorstellung mit gewöhnlichen Eintrittspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 159. Montag, **5. Juli 1852.**

Aus meinem Tagebuch.

Novellistisches, mitgetheilt von A. Loning.

(Schluß.)

Ein roter Schein ließ uns glauben, der Tempel stehe bereits in Flammen. Dem war aber nicht so; unten vor der Treppe stand ein Mann, der in der linken Hand eine brennende Fackel trug und in der rechten einen Dolch. Sein Gesicht war zu höhnischem Lachen verzogen, doch bezeugten seine eingesunkenen Augen und sein bleiches Antlitz, daß seine innere Bewegung nicht im Einklang mit seinem Aeußern stehe.

Weshalb kommt ihr, Bruder? fragte ihn Pater Josef mit größtem Gleichmut. — Ich komme Euch zu sagen, daß Eure Stunde gekommen, entgegnete die fürchterliche Erscheinung. Hinfort keine Heuchelei unter härenem Bußkleide, kein Stolz unter der Kutte, keine heimliche Herrschsucht unter aschfarbenem Gewand. Zittert, ihr Eitlen, die ihr zum Gimmilde das Nichts nahmt. Ist es nicht wahr, daß unsere Vergangenheit und Zukunft Staub sind? — Und glaubst du, Unsinniger, daß deine Wut nicht auch dem Staube angehört? fragte ihn Pater Josef. — Ja, antwortete der mit der Fackel, aber sie ist Staub, der andern Staub vernichten will. — Hast du Eltern, fragte wieder der Vater, als ob er mit jemand rede, dessen Schicksal ihm äußerst nahe gehe. — Ich kannte sie nicht. — Hast du Geschwister? — Ich segle allein gegen Wind und Flut. — Kinder vielleicht? — Mein Grimm gegen euch, ihr verhaßten Kuttenträger, ist mein Kind, das ich Tag und Nacht nähre. — Aber du glaubst doch an Gott, nicht wahr? — Aber nicht an den Gott, der dich zum Narren hält, du Heuchler. — Du irrst dich, Unglücklicher, denn mein Gott ist auch der deinige. Hier liege ich zu deinen Füßen, armer Mann, um dich anzuflehen, du mögest den Adel deiner Seele nicht herabwürdigen und dich für immer ins Verderben stürzen. Dein Gott schuf dich nicht, um Brandstifter und Meuchelmörder zu werden. — Pater Josef lag in der That vor dem unversöhnlichen Mann auf den Knieen.

Während dessen vernahm man durchdringendes Geschrei und Fluchen in der Kirche, im Chor, auf den Tribünen und ganz nahe bei uns. Ein anderer stürzte eiligst hinzu. — Heda! Hast du auch was im Taubenschlag gefangen? Ich will dir beim Abschlachten helfen. Von den beiden überlaß ich dir einen. — Er schwang den entblößten und bewaffneten Arm über Pater Josef und tauchte darauf seine Waffe in das unschuldigste und reinste Blut, das jemals in eines Menschen Adern war. Jetzt nach den Zelten! rief jene Hyäne, nach neuem Blute lechzend.

Ich bemerkte, daß der mit der Fackel unschlüssig war, ob er seines Gefährten Beispiel folgen sollte. Ich sah ihn unverwandt an und glaubte seine Züge zu erkennen, wenn sie auch durch die Zeit und den Grimm entstellt waren. Pater Josef war entseelt in meine Arme gefallen. — Im Namen einer Person, die Euch sehr theuer gewesen, sagte ich zu dem Brandstifter, tödtet mich, wenn es Euch so gefällt, aber rettet das wenige Leben, was diesem Greise geblieben. — Und wer war diese mir so theure Person, fragte der mit der Fackel. — Sie hieß Adele, sagte ich mit so leiser Stimme, als könne ich das Wort nicht aus der Kehle bringen. Der Mann ließ den Dolch fallen und die Fackel in seiner Linken zitterte merklich. — Ich erhob mich, lud den Getroffenen auf meine Schultern und floh, ich wußte selbst nicht wohin. Dann wurde ich vom roten Schein des Feuers angestrahlt und dann wieder hinderte der Rauch mich am Gehen und erstickte mich beinahe. Schon athemlos wollte ich einen Augenblick stehen bleiben, aber schrillende Stimmen und schleunige Schritte, die mir nachkamen, scheuchten mich auf; die letzte Kraft zusammenraffend, gelangte ich zur Grotte, öffnete darauf die Thür der Katakomben und vertiefte mich in dieser. Vor Ermüdung erschöpft, legte ich mich an die Seite meiner theuren Last auf den Boden nieder. Diese gab aber kein Lebenszeichen von sich. Ermüdung, Aufregung und Schrecken hatten meinen Körper in den Zustand äußerster Schwäche, meinen Geist aber in fieberhafte Ueberspannung versetzt. Wiewol wach, träumte ich doch. Die liebreiche und schmerzliche Stimme Josefs rief mich zum Bewußtsein zurück; er war es, der mich im wachen Traume umfangen hielt.

Wo sind wir? rief er; welche Dunkelheit ist dies? Was ist das für ein Getöse über unsern Häuptern, als ob der ganze Bau zusammenstürzte? Wo bist du, dessen glühende Thränen ich auf den Wangen fühlte? — Mein Vater! — Manuel, deine Stimme thut mir wol, obgleich dein Schluchzen mich schmerzt. Wohin hast du mich geführt, mein Sohn? — Zu den Begräbnißstätten unserer Brüder; was soll ich thun, Euer mir so theures Leben zu erhalten? — Zu unsern verstorbenen Brüdern hast du mich geführt, sagst du? Das hat Gott dir eingegeben. Hier ist die Ruhestätte, die ich für meinen Leib immer gewünscht. — Gott wird Euch neue Kräfte schenken, wie nach dem Sturme gutes Wetter eintreten kann. — Für mich kommt keines; der Sturm, den du entfesselt über unser Häuptern heulen hörst, wird meine Ruhe schon nicht mehr stören. — Habt Mitleid mit mir, Vater, und sprecht nicht so; es zerreißt mir die Seele. — Mut zu Gott, sagte ich dir, als wir den Sturm und die Flammen zu unsern Füßen sahen. Und jetzt, wo Flamme und Qual über uns wüten, wiederhole ich es dir. Bau' auf Gott. Wenn er dich erhält, so erhält er dich zu irgend etwas. Höre mich und lausche wol, damit der Widerhall meiner Worte nicht jemanden zu etwas antreibe, wodurch seine Seele Schaden nimmt. — Ich höre, mein Vater. — Die Katakomben haben einen Eingang, aber ebensowol einen Ausgang, vermöge dessen du unsere Reliquien retten kannst, wenn der Himmel... — Fahrt fort, mein Vater, ich lausche. — Gib mir die Hand, Manuel, und versprich mir, meinen Mörder, wenn du ihn kennen lernst, ebenso zu lieben, wie ich ihn liebe. — Ich

versprechе es, — Tem Umgang kennst du, doch mußt du dich dessen nicht bedienen, wenn du die Ueberreste unserer Brüder nicht zum Gespötte machen willst. — Ich weiß es, mein Vater. — Der Ausgang... Wehe! Gott behüte dich Manuel! Leb wol, für immer. — O mein Vater, antwortet mir! Mit diesen Worten faßte ich beide Hände des ehrwürdigen Greises, aber er sprach kein Wort mehr. Ich drückte meine Lippen auf die seinigen. Jene Grabgewölbe hatten den letzten Seufzer des tugendhaftesten Mannes aufgenommen, den ich je gekannt.

Der Feldkaplan legte bei diesen Worten das Manuscript neben sich auf die Erde hin, um seine reichlich fließenden Thränen zu trocknen. Ich sah ihn unverwandt an und theilte seinen Schmerz. Nach einigen Minuten stummen Hinbrütens verklärten sich seine Gesichtszüge wieder und grade wollte er fortfahren mir weiter zu dictiren, als ferner Kanonendonner und das augenblicklich hierauf erschallende Geschrei in unserem Lager ihn daran hinderte. Eiligst faßte ich mein Schreibzeug zusammen, der Kaplan steckte sein Manuscript wieder in die Brusttasche und beide bereiten wir uns dorthin zu gehen, wohin die Pflicht uns rief.

Der Kanonendonner wurde immer stärker und als wir oben im Lager anlangten, da erfüllte der Ruf: a las armes! * die Luft. Adjutanten jagten hin und her und die Hörner und Trommeln riefen die etwa noch zerstreuten Truppen zusammen. Mit Blitzesschnelle standen die sechs Bataillone kampfgerüstet da und Garzia führte sie unverzüglich dem unvermutheten Feind entgegen. Der General mit seinem Stab sprengte im Galopp voran. Immer näher kommender Kanonendonner und starkes Kleingewehrfeuer verkündeten uns, daß der Feind bereits die feste Stellung des zweiten Bataillons von Navarra angegriffen habe. Immer mehr lieben auch die Bataillonscommandanten zum Laufen an und in einer halben Stunde erreichten wir fast athemlos den Kampfplatz, wo leider keine Lorbeeren mehr zu pflücken waren, ja selbst die am Morgen errungenen wieder verloren gingen.

Was nun weiter sich ereignet, werde ich in der zweiten Abtheilung erzählen und ihr auch die Fortsetzung der Geschichte des Feldkaplans mittheilen.

* Zu den Waffen.

Franklins Reisen im nordwestlichen Eismeer.

(Fortsetzung.)

Schließen wir diese Zusammenstellung durch Mittheilung einiger Stellen aus dem vorerwähnten, schon vor mehren Jahren veröffentlichten theoretischen Aufsatz über die „wahrscheinliche Bildung der Pole, in Bezug auf die gegen dieselben gerichteten Expeditionen.“

Erwägt man die Versuche, welche bisher unternommen worden, um das Baumer der Wissenschaft wenigstens auf einem unserer Pole, auf dem uns zunächst gelegenen aufzupflanzen und das Problem der Bildung dieser Endpunkte unseres Planeten zu lösen; findet man, wie alle diese Versuche fehlgeschlagen sind, so kann man nicht anders als voraussetzen, daß die Mittel, deren man sich zur Erreichung eines so wichtigen Zweckes bedient hat, unzulänglich oder mangelhaft gewesen sind.

Wirft man einen prüfenden Blick zuerst auf eine möglichst richtige Abbildung unseres Erdballs, sodann auf die Expeditionen, welche man zu verschiedenen Zeiten gegen den Nordpol gesendet; vergleicht man das Streben der Menschen mit den fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, welche vom 76 Breitegrad sich ihnen entgegengestellt; beachtet man besonders die Umstände, welche den Captain Parry, der bis jetzt am weitesten gegen den Nordpol vorgedrungen ist, genöthigt haben, von seinem Vorhaben abzustehen, Umstände, * die uns ein helles Licht über die Bildung der Pole zu werfen schienen, so entnimmt man dem allem die Folgerung, daß man ein für allemal den Gedanken aufgeben sollte, zu Wasser gegen den Nordpol vorzudringen, und daß man versuchen müßte, ihn wo möglich zu Lande zu erreichen. Der Gedanke scheint paradox. Denn, sagt man, wie ist es erwiesen, daß ein Festland bis zum Pole reicht? Erwiesen ist es freilich nicht, doch ist es sehr wahrscheinlich. Mehr noch, wir glauben mit Zuversicht, daß die beiden Endpunkte unserer Erdaxe nicht aus Wasser bestehen können, noch viel weniger aus einer festen Eismasse, die nur durch Süßpunkte, wie Berge, ausgedehnte Landstrecken ꝛc. zusammen gehalten werden können.

Unsere Gradtheile sind beide Pole nichts als große Krater von etwa einem Breitegrade (15 geographische Meilen oder 25 Stunden) im Durchmesser.

Behandeln wir diesen wichtigen Gegenstand der einfachsten Voraussetzungen der Vernunft gemäß. Unsere Erde ist nichts als eine ungeheure Maschine, die durch ihr inneres Feuer (dessen Dasein jetzt kein Unterrichteter abzustreiten unternehmen möchte) in Bewegung gesetzt wird. Dies Feuer, unseres Planeten eigentlicher Urstoff und Kern, durch dessen Schlacken des Erdballs äußere Rinde gebildet worden, und wodurch sie vermuthlich fortwährend verdichtet wird, dies Feuer, welches die Bewegung der Erde, sowol um ihre eigene Achse, als um ihre Sonne veranlaßt, mußte längst erloschen sein, würde es nicht durch einen beständigen, starken Zug in sich selbst genährt und kräftig erhalten. Wodurch aber kann dieser Zug, der unumgänglich heftig sein muß, um die gewaltige Glut des innern Heerdes zu durchdringen, veranlaßt werden, wo nicht durch zwei sich grade entgegengesetzte Oeffnungen, von beträchtlicher Größe, an beiden Endpunkten der Erdachse?

Die Pole sind, in diesem Betracht, die beiden Hauptorgane des Erdkörpers, während man die feuersprühenden Berge, deren Röhren nicht unmittelbar bis in sein Innerstes dringen, nur als seine Poren betrachten kann. Der Wind, von einem dieser Hauptorgane eingeathmet, wird von dem andern wieder ausgestoßen, und man hat, ohne bisher dies Phänomen sich genügend erklären zu können, die allgemeine Bemerkung gemacht, daß, wenn der Vorcalthimmelsstrich reich an Stürmen ist, die Australzone in vollkommener Ruhe zu schlummern scheint, ebenso umgekehrt.

Einmal die Voraussetzung angenommen, daß beide Pole große Oeffnungen zur Erhaltung des inneren Erdfeuers sind, erklären mehre andere Phänomene sich ebenso leicht wie die des Wechselwindes in den Nord- und Südregionen.

Das Nordlicht unter andern, über dessen Entstehen man sich so lange den Kopf zerbrochen, ohne dieses große Naturrätsel in befriedigender Weise lösen zu können, ist sodann nichts als Widerschein des von Zeit zu Zeit aus den Polöffnungen herausschlagenden inneren Feuers. Dieser Widerschein wird allein sichtbar während der acht Monate langen Winternacht des einen oder des andern Pols, ist dagegen unsichtbar an dem vier Monate langen Sommertag. Er ist um so stärker, je näher man dem Pole kommt, um so schwächer, je weiter man davon sich entfernt. Unter dem vierzigsten Breitegrade auf beiden Seiten des Aequators verschwindet er gänzlich.

* Bekanntlich wurde Parry von dem bei völliger Windstille vom Pol mit ziemlicher Schnelligkeit nach Süden schwimmenden Eise fortgeführt. Er mußte sich endlich überzeugen, daß er nach einer dreiwöchentlichen Fahrt zwischen dem Eise mehr zurück als vorwärts gekommen war.

Diese Voraussetzung scheint triftig genug, um aufmerksame Beachtung zu verdienen. Denn wäre das Nordlicht eine elektrische Lufterscheinung, wie man bisher angenommen, warum sollte sie nicht ebensowol unter den niedrigen als unter den höheren Breitegraden sich zeigen? Warum sollte sie kaum bemerkbar vom 40. bis zum 50. Breitegrade, allmälig stärker werden vom 50. bis 60., an Intensität sich verdoppeln vom 60., und oft so mächtig sein, daß sie die Helle des Mondlichtes weit übertrifft und fast dem Tageslicht gleichkommt? Schon unter dem 60. Grade nördlicher Breite ist der Glanz des Nordlichts so stark, wie zwischen dem 50. und 55. Grad der Breite der des Sonnenlichts bei bedecktem Himmel an einem Wintertag, das heißt mit andern Worten, man kann bei demselben seine Geschäfte verrichten und jede Schrift lesen.*

Die Oeffnung der Pole erklärt noch ein anderes Phänomen, das des Losbrechens großer Eisberge an beiden Endpunkten der Erde, und die gewaltige Strömung, welche diese oft mehre Stunden im Umfang haltenden Eismassen einem milderen Himmelsstrich zuführt, wo sie schmelzen.

Beständen die Pole aus einer Eisfläche von zehn bis zwölf Breitegraden im Durchmesser, so würde dadurch zwar nicht das Losbrechen der äußersten Enden dieser gefrornen Masse unmöglich gemacht, dagegen aber das Daseln 800 bis 1000 Fuß mächtiger Eisberge, die keinswegs aus zusammengefrorenen Schollen, sondern aus ungeheurn, oft viele hundert Fuß im Durchmesser haltenden Blöcken bestehen, welche augenscheinlich nicht aus dem Wasser emporgewachsen, sondern von demselben entstanden sind und Aehnlichkeit mit dem Gletschereis haben. Beständen anderseits die Pole aus einer soliden Felsenmasse, im verjüngten Maßstab der eines Mondrichtergebirges ähnlich, so würden ohne Zweifel so große Eisberge sich bilden können, wie man in der höheren gemäßigten Zone solche schwimmend findet; aber es würde sich nicht leicht erklären lassen, wie diese Massen aus den Hochthälern des Polgebirgs, wo sie als Gletscher ruhten, allmälig sich bis an den Rand des offenen Meeres gesenkt, um abbrechen und fortschwimmen zu können.

Solche Senkung des Gletschereises ist nur durch den Wärmedruck auf die ganze gefrorene Masse möglich, die dadurch ausgedehnt und fortgeschoben wird. Woher aber könnte dieser Wärmedruck am Pole rühren? Die Sonnenstrahlen sind unter so hoher Breite nicht stark genug, um ihn zu veranlassen. Wenn ihre Kraft schon unter dem 70. bis 75. Grade in den Buchten Sibiriens und des Baffinmeeres nicht mehr das Eis abzulösen vermag, wie würde sie unter dem 85. Grade noch eine so große Wirkung ausüben können, um es in so ungeheuren Massen abzubrechen, wie man dieselben schwimmend gefunden?

Es ist also unumgänglich notwendig, eine andre Ursache aufzustellen, um das Losbrechen des Polareises in dem Maße als es in der That stattfindet, ebenso wie die fortgehende Kraft, welche dasselbe mildreren Regionen zuführt, auf eine befriedigende Weise zu erklären. Die Ursache ist, unserer Voraussetzung zufolge, keine andere, als die Wirkung des inneren Erdfeuers auf den Polkrater und auf dessen Umgebung, in Uebereinstimmung mit dem von diesem Krater von Zeit zu Zeit ausgestoßenen Mittzuge, der die Gletscher ausdehnt, das Eis losbricht und es fortstößt.

(Fortsetzung folgt.)

* Man behauptet, daß man über 68 Grad hinaus das Nordlicht wenig oder gar nicht mehr bemerke. Diese Angabe ist nicht erwiesen. Möglich ist ja doch, daß die starken Nebel über dem 68. Grade hinaus verhindern, es zu beobachten.

Die gefoppte Gesellschaft.

Aus der deutschen allgemeinen Zeitung.

Der Amerikaner Dr. Dow, der von England nach Hamburg herübergekam, kündigte Vorlesungen und Experimente über Elektrobiologie an und gab, da ihm die Polizei dieselben öffentlich darzulegen verweigerte, neulich eine Privatvorstellung, zu der sich ein ziemlich zahlreiches Publikum eingefunden hatte. Diesem sagte er, daß man eine kleine Zinkplatte mit einem kupfernen Knopf in der Mitte in die Hand nehmen und zwölf Minuten lang unverändert und mit voller Aufmerksamkeit ansehen müsse, um in einen Zustand versetzt zu werden, in dem man, obgleich wach und bei vollem Bewußtsein, nicht Herr seines eigenen Willens, sondern vielmehr dem des Magnetiseurs unterworfen sei. Ich sage Ihnen, rief er, Sie können Ihre Augen nicht öffnen, denn sie bleiben trotz aller Ihrer Anstrengungen geschlossen; Sie können Ihre ausgestreckten Arme nach vorn nicht zusammenbringen und siehe da, sie bleiben ausgestreckt und steif, so lange ich es will. Sie können nicht von Ihrem Stuhle aufstehen, nicht über die Schwelle dieser Thür schreiten, wenn ich es nicht gestatte. Ihre Sprache verstummt, so wie ich es befehle. Aber noch mehr: ich bin auch Herr Ihrer Vorstellungen und Gefühle. Ich gebe Ihnen Wasser zu trinken und Sie glauben die Flüssigkeit zu schmecken, welche ich Ihnen zu schmecken bestimme. Ich verwandle das klare Wasser in jeden Wein, in Porter oder Ale. Ist das nicht alles Möglichel Und doch war es noch nicht der Gipfel von dem, dessen der Tausendkünstler sich rühmte. Dr. Dow berichtete, daß er diese Kraft über die einmal so Magnetisirten nicht nur für wenige Stunden, sondern noch nach Wochen und Monaten behalte. Begegne er einem solchen auf der Straße und rufe er ihm zu: Sie können keinen Schritt vorwärts schreiten! so stehe derselbe festgebannt wie in Stein verwandelt ꝛc.

Nachdem dies alles erzählt und vorausgeschickt war, ließ sich Dr. Dow an, seine Versuche zu machen. Er ersuchte einige Personen der Gesellschaft, zu ihm auf die Tribüne zu kommen, um sich auf diese Weise magnetisiren zu lassen. Einige und zwanzig Personen stiegen denn auch richtig zu dem Wundermann hinauf und unterwarfen sich der Procedur. Alles war gespannt: eine athemlose Stille herrschte im Saale. Endlich waren die zwölf Minuten um und nun begannen der Reihe nach die Versuche. Zu jedem sagte Dr. Dow: Sie können Ihre Augen nicht öffnen, Sie können die Arme nicht bewegen, Sie können nicht aufstehen, Sie können nicht sprechen; und siehe: jeder konnte sprechen, jeder konnte aufstehen, jeder konnte die Arme bewegen und jeder die Augen öffnen. Das Experiment wurde noch einmal gemacht und noch einmal schlug alles fehl. Dr. Dow meinte nun: das sei ihm unerhört und noch niemals vorgekommen, es müsse in der Hitze des Saales, in den geöffneten Thüren und darin liegen, daß er nur Englisch sprechen könne und deswegen nicht auf sein Publikum Herrschaft zu gewinnen vermöge, wie durch die Muttersprache. Viele glaubten dem, manche schüttelten die Köpfe. Endlich verlief sich still, aber unwillig und murrend die ganze Gesellschaft. Der amerikanische Magnetiseur aber selbst reiste noch an demselben Abend ab, um vielleicht in Süddeutschland ꝛc. ähnliche Spiegelfechtereien zu versuchen.

Briefe.

56.

b* **Aus der Pfalz**, 30. Juni.

Der Klopfgeist in Bergzabern.

Daß der sogenannte Klopfgeist in Bergzabern, von dem ich Ihnen im April geschrieben, in irgend einer Weise noch ferner Rumor machen werde, das ließ sich gleich anfangs unschwer voraussehen. Nicht nur hat ein Correspondent der allgemeinen Zeitung von demselben Veranlassung genommen, die Klopfgeister auf historischem Gebiete zu verfolgen und analoge Erscheinungen aus früheren Zeiten zu besprechen, auch die Versammlung der Aerzte aus den Bezirken Frankenthal und Landau, welche am 19. Juni zu Winzingen bei Neustadt stattgefunden, hat den Klopfer in das Bereich ihrer Berathungen gezogen. Die beiden Doctoren Beutner von Bergzabern haben bei dieser Gelegenheit interessante Mittheilungen über die Krankheit des Mädchens gemacht, an welches das Phänomen sich knüpft. Das räthselhafte Klopfen und Krachen hatten sie beide vernommen, doch war im Laufe des zweiundsiebzigtägigen Aufenthalts des Kindes im Hause des Kantonsarztes eine wesentliche Besserung in seinem Gesundheitszustand eingetreten. Die unwillkürlichen Muskelbewegungen, der magnetische Schlaf und der somnambule Zustand waren verschwunden und darauf hin das Kind wieder in sein elterliches Haus zurückgekehrt. Die Besprechungen bei der ärztlichen Versammlung führten wol abermals zu der Ueberzeugung, daß eine absichtliche Täuschung in keiner Weise mit untergelaufen, aber auch keinerlei Grund vorhanden sei, das von mancher Seite so beliebte Hereinragen der Geisterwelt anzunehmen, daß vielmehr die allerdings höchst ungewöhnliche Erscheinung in dem wesentlich alienirten Nervenleben des Kindes ihre Ursache habe. Es blieb dabei nicht unerwähnt, daß das im April erschienene Schriftchen mancherlei Uebertreibungen enthalte. Ich erinnere dabei nur an das plötzliche Emporheben der Bettstelle. Dagegen erhebt sich nun der Herausgeber jenes Schriftchens, der Redacteur des Bergzaberner Wochenblatts, und behauptet, sich keiner Uebertreibung schuldig gemacht zu haben, sondern durch viele Zeugen die Wahrheit alles dessen erweisen zu können, was er veröffentlichte. Er behauptet, Herr Dr. Beutner sei mit seinem Manuscript, das er ihm mitgetheilt, einverstanden und zufrieden gewesen, was dieser einfach und ein- für allemal negirt. Zudem behauptet der Autor jenes Schriftchens, das Mädchen sei nicht geheilt in das Vaterhaus zurückgekommen, indem die früheren Erscheinungen sich wieder zeigten. So wäre denn der sogenannte Klopfgeist nahezu der Urheber einer journalistischen Klopfscheiterei geworden, wenn Herr Dr. Beutner nicht erklärt hätte, kein Wort weiter dem Redacteur Blank gegenüber verlieren zu wollen. Uns Leuten vom Publikum aber ist jedenfalls wieder die beherzigenswerte Lehre gegeben, dergleichen Erscheinungen cum grano salis aufzunehmen und uns nicht zu schnell von Geistern verblüffen zu lassen, selbst wenn sie klopfen und kratzen.

* Nummer 100 des Konversationsblattes.

Tabletten.

*** Etwas Neues für Kuchenliebhaber! Eine neue Erfindung ist der Cussy, ein köstlicher Kuchen und nach allem, was man davon hört, keine gewöhnliche Butterstolle, sondern ein Kuchen, der seines Gleichen nicht hat, — ein eleganter Souvenir der zarten Gastronomie des berühmten Marquis dieses Namens (Herrn de Cussy), welcher Oberst war und zu seiner Zeit für den ersten Feinschmecker Frankreichs galt. Was den Wolgeschmack und das Parfüm anlangt, so macht der Cussy dem Savarin und den berühmten Babas à la liqueur, die Carême für die Thees des Hauses Rothschild erfunden hat, den Rang streitig; aber er besitzt außerdem noch den nicht genug zu würdigenden Vortheil, daß er nach Wochen, ja nach Monaten noch so frisch ist wie am Tage seiner Bereitung. Das Recept dazu, unter den nachgelassenen Papieren des Marquis befindlich, war bisher unbeachtet geblieben und wäre vielleicht verloren gegangen, hätte es nicht ein alter Freund und Schüler, Carême's ehemaliger Secretär, welcher es zufällig fand, zum Nutzen und Frommen aller Gutschmecker der Verborgenheit entrissen. Dieser große Denker, dieser feine Gourmand, der in den Augen seines Herrn und Meisters nur einen Fehler hatte, nämlich, daß er nicht mehr als eine Grasmücke verzehrte, kann mithin den Dank jedes blasirten Gaumens und einen neuen Reiz begehrenden Magens mit vollem Recht beanspruchen.

*** In Paris ist, wie ein belgisches Blatt erzählt, kürzlich ein altes Fräulein von 76 Jahren gestorben, das nie eine erste Vorstellung in den Theatern versäumte und die Zeit damit hingebracht, sich alle neuen Romane vorlesen zu lassen und zwar Tag und Nacht, da sie trotz ihrer Leidenschaft an Schlaflosigkeit litt. Ihr Nachlaß bestand in 75,000 Franken Renten und einem Grundbesitz von mehr als zwei Millionen. Dafür soll nach ihrem Testament nicht etwa ein Asyl für arme und verarmte Schriftsteller, sondern ein zoologischer Garten in ihrem Heimatörtchen in der Provinz angelegt werden.

*** Am 9., 10. und 11. Juli wollen die norddeutschen Liedertafeln ein großes Sängerfest in Bremen feiern.

*** Ein theurer Spaß hat sich in voriger Woche in einem Berliner Kaffeehause zugetragen. Ein junger Mann spielte Billard. Einer seiner Freunde erlaubt sich im Einverständnisse mit einigen andern Gästen den Scherz, dem Spielenden die Brieftasche, welche 400 Thaler Papiergeld enthielt, aus der Tasche zu ziehen. Als die Partie zu Ende ist, will der Billardspieler bezahlen, findet aber zu seinem Schrecken die Brieftasche nicht. Eine Zeitlang ergötzt sich die Gesellschaft an der Verlegenheit des jungen Mannes; endlich entschließt sich der Freund, ihm die Brieftasche zurückzustellen. Nun kommt aber die Reihe des Erschreckens an diesen, denn — ein wirklicher Gauner hatte ihm die Brieftasche des Billardspielers ohne Scherz, sondern im vollen Ernst stibitzt und sich damit aus dem Staub gemacht. Der Spaßvogel muß nun den Verlust tragen.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 5. Juli. (Gastdarstellung der italienischen Operngesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Bocca.) Lucrezia Borgia, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Abonnementvorstellung mit gewöhnlichen Eintrittspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 160. Dienstag, 6. Juli **1852.**

Rheinländische Wanderlieder.

Von Karl Schmitt.

1. Des Rheines Reiz.

Warum ein nie versiegter Strom
Von Poesie im Rheine liegt?
Weil nie auf seinen Uferhöhn
Der goldne Born des Weins versiegt;
Weil alles, was er uns verleiht,
Gewürzet ist mit edlem Wein:
Er kleidet ja Ruinen selbst
Ins grüne Kleid von Reben ein!

2. An der Lurlei.

Als an dem Lurleifelsen
Zog unser Kahn vorbei,
Sucht' ich mir auszumalen
Das Bild der schönen Fei.

Ich dachte sie mir sitzend
Hoch auf der Klippe Rand,
Wie sie dem Schiffer winket
Mit ihrer weißen Hand.

Und als ich in Gedanken
Ihr Bild vollendet mir —
Da war es, lieb' Aline,
Ein treues Bild von dir!

Und wie mit Zauberklängen
Lockt mich Erinnerung
Und mahnt' an selige Tage,
Wo unsre Lieb' noch jung.

Da ward so tief und innig
Beweget mir das Herz —
Ich konnt' es selbst nicht sagen,
War's Freude, war es Schmerz.

Mir ward, als säßest du selber
Bei mir an Kahnes Rand,
Als hielt ich wieder deine
So lang entbehrte Hand.

Und weiter, immer weiter
Zog unser Kahn im Rhein —
Der Zauber war gelöset,
Ich war allein, allein!

3. Bacharach.

Hier sang ein wohlbekannter Sänger *
Von einer holden Kellnerin:
Wol heute noch den Becher schwäng' er —
Doch ach! er starb so früh dahin!

Und sollt' die Kellnerin noch leben,
Die er besang — alt wär' sie nun:
Denn nur dem edlen Saft der Reben
Vermag die Zeit kein Leid zu thun.

Und dies gerad' soll mich bestimmen,
Zu trinken hier vom alten Wein —
Was sonst die Jahre auch verstimmen,
Im Weine bringen sie es ein!

Dem Dichter, welcher hier gesungen,
Weih' ich dies erste, volle Glas,
Das zweite ihr, die liebumschlungen,
Ihn tränkend, ihm zur Seite saß.

4. Deutz.

Ich stand allein am Strande,
Zu Füßen mir der Strom —
Und drüben lichterhelle
Stadt Köln mit ihrem Dom.

Die Wellen brausten leise,
Als wiegten einander sie ein —
Die Sterne zogen oben
Mit ihrem lichten Schein.

Und als von Thurm zu Thurme
Dann Abendläuten scholl,
Da ward das Herz so stille
Und war doch reich und voll!

* Wilhelm Müller, der hier seine schönen Lieder von der Kellnerin zu Bacharach dichtete.

Der Friede, der so selten
Die Brust des Menschen füllt —
In diesen Augenblicken
Hab' ich ihn tief gefühlt!

5. In der Schenke.

Grausam ist's — das sagen alle,
Die Gefühl im Busen haben —
Daß man zarte Seelen störe,
Wenn sie sich am Weinen laben;
Denn durch Weinen wird das Leiden
Erst getröstet, dann begraben.

Grausam aber ist's nicht minder,
Will man durst'gen Seelen wehren,
Daß sie sich bei blanken Kannen
Ganz nach ihrem Wunsch verklären;
Jedem Schmerze soll man Weinen,
Und der Freude Wein gewähren!

Setzt, hier sitz' ich bei dem Glase,
Trink' es leer und füll' es wieder!
Jedem, der mich möchte stören,
Fahre Durst in alle Glieder:
Doch, die mit mir zechen wollen,
Heiß' willkommen ich als Brüder.

6. Künstlerfrühlingsfest zu Düsseldorf. (12. Juni.)

Buntes Künstlerfrühlingsfest,
Alle deine Freude
Ist mir in Erinnerung
Gegenwärtig heute:
Wie die Kämpfer voll Begier
Nach dem Siege rangen,
Wie des Schützen Büchse knallt',
Wie die Schwerter klangen!

Doch die Schönheit waffenlos
Legte bald das Streiten,
Und die Schwerter bargen sich
Wieder in die Scheiden;
Und von da bis in die Nacht
Läuteten die Becher:
Ist der Maler gut, so ist
Gut er auch als Zecher!

Mag ein Frühling mild und reich,
Künstler, für euch sagen:
Blühen mag ein jeder Keim,
Blüh'n und Früchte tragen;
Was die Welt an Schönem hat,
Labe eure Seelen,
Und an edlem Weine fehl'
Nie es euren Kehlen!

Franklins Reisen im nordwestlichen Eismeer.

(Fortsetzung.)

Der Polkrater, der, unserer Annahme nach, 25 Stunden im Durchmesser, folglich einen Umfang von beiläufig 150 Stunden, von nicht ganz regelmäßiger Zirkelform, haben könnte, würde aus vulkanischen Urerzeugnissen gebildet sein, mit einem Felsengrate von 1200 bis 2000 Fuß Höhe. Von diesem Grate würden sich in allen Richtungen Bergketten ausdehnen, deren Gipfel manchmal höher empor ragen könnten, als die des Polarkraters. Ihre Ausdehnung kann sehr ungleich sein. Auf der einen Seite können die gedachten Bergketten bis zum 65 Breitegrade reichen (in Grönland), auf der andern können sie schon unter dem 83. oder 80. Grad ersterben, oder doch nur in einzelnen Inseln (wie Spitzbergen, Scherry, Neusibirien, Melville ꝛc. sich fortsetzen.

Wie dem auch sei, würde man, nach den in Rede gestellten Voraussetzungen, doch das Dasein eines Nord-, wie eines Südpolfestlandes anzunehmen berechtigt sein. Von dem Nordpolcontinent hat man schon einzelne Punkte erblickt, sogar berührt. Wrangel behauptet, ihn auf seinen Ausflügen über das Eismeer, oberhalb Sibiriens, deutlich unterschieden zu haben. Auf keinen Fall verwechselte er dieses Land mit den Lächowsinseln, oder mit Neusibirien, Fadewskoi und der Kesselinsel, unter dem 76. Breitegrad. Er begann seine Reise vom Cap Taimura, unter dem 77. Grade und drang in gerader Richtung gegen den Nordpol vor. Die von ihm gesehene Küste befand sich also unter dem 81. oder 82. Grad und schien sich ununterbrochen weithin auszudehnen.

Im Norden Amerikas finden wir dieselbe Küste wieder, theils in der bis zum 60. Grad reichenden großen Halbinsel Grönland, theils in dem von Parry, Roß und anderen entdeckten einige hundert Stunden langen Landstrich auf der Nordseite des Baffinmeeres und jenseits der Lancasterstraße, wodurch dies große Wasserbecken mit dem Polarmeer in Verbindung steht, theils durch einen fortgesetzt ununterbrochenen Küstensaum, bis in die Nähe der Insel Melville, die vielleicht auch noch mit dem Polcontinent zusammenhängt, oder doch nur durch einen schmalen Meerarm davon geschieden ist. Der tiefste Punkt des Baffinmeeres, von wo das Gestade, welches sich bis dahin in nordwestlicher Richtung gezogen, plötzlich sich nach Süden wendet, ist unter dem 78., die Lancasterstraße dagegen unter dem 74. Breitegrad.

Die Küste Grönlands ist ununterbrochen vom 48. bis zum 81. Grade westlicher Länge von Paris. Unterm 64. Grad Breite und 53. Grad Länge ist ein bei 30 Stunden tiefer Meerbusen. Unter 71. Grad Breite und 52. Grad Länge ist ein zweiter, dessen Tiefe man noch nicht ganz erforscht hat, der auf keinen Fall aber das ganze Festland, welches auf diesem Punkt bei 250 Stunden breit ist, durchschneidet. Die ununterbrochene Küstenlänge, welche man auf dieser Seite aufgenommen hat, erstreckt sich vom 28. bis zum 81. westlichen Längengrade, und auf der östlichen Seite Grönlands vom 60. bis zum 83., auf der westlichen aber vom 60. bis 78. Grade nördlicher Breite. Ihre ganze Ausdehnung kann auf nicht weniger als 750 bis 800 Wegstunden angeschlagen werden.

Aus allen diesen Umständen ergibt sich auf fast unzweifelnde Weise, daß wirklich ein Polarfestland vorhanden ist, sowol auf der Boreal-, als auf der Australseite, auf welcher letztern Capitän Biscoe unter dem 67. Grad südlicher Breite und unter 50 Grad der Länge von Greenwich eine Küstenausdehnung von wenigstens hundert Stunden Länge gesehen hat. Diese Küste hängt wahrscheinlich zusammen mit der, welche Weddel 1822 unter 64 Grad der Breite und 60 bis 70 Grad westlicher Länge erkannte. Sie ist ungefähr 11 Grad südlich vom Cap Horn in der Nähe

von Neuschottland. Dieser letzte Archipel, wie der 1821 von Powell (unter 62 Grad Breite und 51 Grad westlicher Länge) entdeckte, und das etwa 20 Längegrade östlicher unter 60 Grad der Breite erblickte Sandwichland, deuten ein Austrafestland an, dessen Küstenentwickelung die des Borealcontinents noch übertreffen dürfte, indem seine Gestade sich weiter vom Pol entfernen, als dies in unserer nördlichen Erdhälfte der Fall ist.

Das Dasein eines Polarkraters wird auch noch durch andere bemerkenswerte Umstände bekundet. Unter keinem Himmelsstrich sind die feuerspeienden Berge, die heißen Quellen und alle übrigen Naturphänomene, welche mit den vulkanischen Ausbrüchen in Verbindung stehen, häufiger, als in der Nähe der Pole. Die Umgebung des Südpols ist uns noch zu wenig bekannt, um in seinem Betrachte dieselben Beweismittel aufzustellen, wie hinsichtlich des Nordpols. Doch weiß man bestimmt, daß Neuseeland, das Island der Austrafalmensphäre, beständig brennende Vulkane hat. Auf Neuschottland und im Powells-Archipel, wie auf der von Weddel gesehenen Küste, gibt es ebensalls noch thätige feuerspeiende Berge. Die meisten Inseln unter diesem Himmelsstrich wie Kergueelenland, St. Paul, Amsterdameiland, Macquarin, Prinz Eduard und andere, sind nichts als erloschene Vulane. Es ist wahrscheinlich dasselbe mit den Bergen auf Vanbiemensland und Feuerland.

In der Nähe des Nordpols finden wir auf dem 1800 Quadratmeilen großen Island einen feuerspeienden Berg, eine heiße Springquelle neben der andern. Bei Kriswick sehen wir heiße Dampfwolken aus Felsenspalten hervordringen, anderwärts siedenden Schlamm aufbrausen, hier teine vulkanische Erhöhungen sich bilden, dort andere verschwinden. Die 4000 Quadratmeilen große Halbinsel Kamtschatka hat viele feuerspeienden Berge. Die sämmtlichen aleutischen Inseln (mehr als hundert an der Zahl), welche sich in einem Halbkreis von 200 Stunden Ausdehnung von Kamtschatka zum russischen Amerika ziehen, sind durchaus vulkanischen Ursprungs und mit noch thätigen Feuerbergen bedeckt. Man erinnere sich unter anderem der in diesem Archipel bei Unalaschka 1795 entstandenen Insel, die bis 1802 ununterbrochen dampfte. Auf 19 der nördlichsten dieser Eilande kennt man bis jetzt schon 10 immerwährend Feuer ausspeiende Berge. Im Innern Nordamerika's in der Nähe des Makenziestromes, wie weiter westlich gegen die Behringsstraße, will man ebensalls Vulkane und vulkanische Spuren, heiße Quellen, Lava, Bimsstein ꝛc. bemerkt haben. Dieselbe Bemerkung findet auch ihre Anwendung auf das Stanowoigebirg in Sibirien, auf die Bäckowsinseln, auf den nördlichen Theil von Nowa-Zembla, auf Scherrn, Spitzbergen, Grönland ꝛc.

(Schluß folgt.)

Das Musikfest in Ballenstedt

am 22. und 23. Juni. *

Die schönen Tage des Musikfestes sind nun vorüber und die Fremden in ihre Heimat zurückgekehrt: allein das Andenken an die seltenen Kunstgenüsse und an die froh verlebten Stunden wird allen Theilnehmern unvergeßlich sein. Franz Liszt hat das Verdienst, sich der Sache mit seinem gewohnten Feuereifer angenommen und dieselbe in rühmlicher Weise durchgeführt zu haben. Das Programm, welches sich durch Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit empfiehlt, ist ebenfalls sein Werk, und es ist anzuerkennen, daß bei diesem deutschen Musikfest den rühmlichen Bestrebungen lebender deutscher Tondichter Rechnung getragen wurde. Die Kapellen von Ballenstedt und ein großer Theil der Weimarschen, Sondershausener und Köthener Kapelle wirkten unter Liszts energischer Leitung vereinigt, während die Vocalpartieen von etwa dreihundertfünfzig Sängern und Sängerinnen (unter diesen der Paulinerchor von Leipzig) und die Solo durch Herrn und Frau v. Milde (von Weimar) und Fräulein Franziska Schreck (von Erfurt) ausgeführt wurden, und Liszt bewährte sich an der Spitze dieser Kerntruppen als den seggewohnten Feldherrn, dem alles mit Freude und Hingebung folgt.

Die großen Räume der herzoglichen Reitbahn, die etwa dreitausend Personen fassen, mit Laubgewinden und Blumen geschmückt, waren zur Festhalle eingerichtet und gewährten einen imposanten Anblick; der Herzog und die herzogliche Familie befanden sich in einer Loge und brehrten die sämmtlichen Aufführungen wie auch das Festmahl mit ihrer Gegenwart. Die meisten Fremden waren aus den nahgelegenen Ortschaften des Harzes, von Quedlinburg, Halberstadt, Bernburg, Blankenburg, Köthen, Dessau ꝛc.; doch hatten sich auch von Berlin, Magdeburg, Leipzig und Hamburg Musikfreunde eingefunden. Indeß war die Theilnahme leider nicht so lebhaft, wie man nach den großartigen Vorbereitungen und dem angekündigten Programm wol hätte erwarten dürfen.

Die Aufführungen des ersten Tages begannen vormittags eil Uhr mit Richard Wagners Ouvertüre zu „Tannhäuser", ein Werk von seltener Schönheit und ergreifender Wirkung. (Die Oper ist bekanntlich in Dresden und durch Liszts Bemühungen auch in Weimar zur Aufführung gekommen und hat von Seiten des Publikums wie der Kritik die ehrenvollste Anerkennung gefunden.) Herr und Frau v. Milde sangen ein Duett aus dem „Fliegenden Holländer", ebenfalls von Richard Wagner. Beide sind zwar nicht im Besitz einer sehr starken Stimme, allein ihr Vortrag ist edel und anmutig und besonders für den Concertgesang trefflich geeignet. Darauf erschien eine junge Dame mit schwarzem Lockenkopf, die eine Fantasie von Alvars vortrug: es war die Harfenvirtuosin Rosalie Spohr. Mag vielleicht hier und da ein Ton nicht ganz correct zu Gehör gekommen, hier und da ein Griff zu kühn gewesen sein, die ganze Leistung zeugte von tiefpoetischer Auffassung und wahrer Genialität. Wir haben nie auf der Harfe so liebliche, helle Glockentöne gehört, wie dieser weibliche Arion sie seinem Instrument entlockte. Es folgte „die Macht der Musik" von Liszt und „große Fantasie für Pianoforte", in welcher Herr v. Bülow sich als einen würdigen Schüler seines berühmten Meisters bewährte. Fräulein Franziska Schreck sang mit schöner, kräftiger Altstimme eine Scene aus „Orpheus" von Gluck, worauf Beethovens neunte Symphonie mit Schlußchor die Aufführungen des ersten Tages in würdiger Weise schloß. Das Orchester musterhaft im Ganzen wie im Einzelnen (erste Geige: Musikdirector Stöhr), die Chöre frisch und ladellos, und Liszt an der Spitze — es war ein musikalischer Hochgenuß, der allen Theilnehmenden unvergeßlich sein wird. Der Jubel wollte kein Ende nehmen. Die Damen schwenkten die Tücher und der gefeierte Dirigent wurde mit Kranz- und Blumenspenden überschüttet.

Am Nachmittag vereinigte in der großen Festhalle ein mit Musik und Gesang gewürztes Mittagsmahl die Mehrzahl der Gäste, bei dem bald die heiterste Stimmung vorherrschend wurde. Die erste Gesundheit auf Seine Hoheit den Herzog, „den kunstliebenden Musikfreund" wurde von Dr. Langer (von Leipzig), ein poetischer Toast auf Meister Liszt vom Landrat Wendrath ausgebracht, worauf andere in bunter Reihe folgten. Die jüngeren Festgenossen, besonders die Studenten improvisirten zur Freude der tanzlustigen Damen noch einen Ball.

---

* Aus dem Hamburger Correspondenten.

Die Aufführungen des zweiten Tages begannen nachmittags 3 Uhr mit der Ouverture zur Oper „König Alfred“ von Naff, über die wir aber nach einmaligem Anhören kein Urteil abzugeben wagen. Sodann „das Liebesmahl der Apostel“ (für Männerchor) von Karl Wagner, „Harald“, große Simfonie von Berlioz, und „die Walpurgisnacht“, jene herrliche Tondichtung von Mendelssohn-Bartholdy, die ebenfalls von Seiten des Orchesters wie der Chöre in musterhafter Weise ausgeführt wurde. Auf vielseitiges Begehren wurde zum Schluß die herrliche Tannhäuserouverture wiederholt, die noch bei weitem mehr als das erstemal einen jubelnden Enthusiasmus erregte.

Nach beendigtem Concert wallfahrtete ein Theil der Gesellschaft nach dem in der Nähe der Stadt gelegenen Felsenkeller, um Gambrinus Gaben aus frischer Quelle zu schöpfen. Abends fand im herzoglichen Redoutensaal ein zahlreich besuchter glänzender Festball statt. Liszt erhielt von den Paulinerchor ein Ständchen und dankte seinen jungen Freunden mit herzlichen Worten. In derselben Nacht kehrte er nach Weimar zurück; ihm folgten seine Getreuen und was zum Feste gekommen war, am folgenden Morgen. Ballenstedt ist jetzt wieder einsam und still und nichts ist von allem Festesglanz übrig geblieben als die schöne Erinnerung.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Der Cyklus deutscher Vorstellungen im St. James-Theater zu London wurde am 29. Juni mit der Wiederholung des Faust geschlossen. Im ganzen war das Unternehmen ein glücklicher und gutausgeführter Gedanke. Wenn einem deutschen Kenner des Wiener, Berliner oder Dresdener Hoftheaters mancherlei Mängel und Dürftigkeiten auffallen mußten, so gelang es der aus dem Stegreif zusammengebrachten Truppe doch, dem gebildeten Engländer einen Begriff von den Eigenlümlichkeiten und Vorzügen der deutschen Schauspielkunst beizubringen. Wäre es möglich, die besten Kräfte aller deutschen Bühnen einmal hier zu versammeln, so müßte der Erfolg ein ungeheurer sein. Das beweist die außerordentliche Anerkennung, welche dieser erste Versuch gefunden hat. Die Times, welche mit ihrem Lob am sparsamsten umging, widmet dem deutschen Theater einen überaus beifälligen Nachruf. Die Wahl der Stücke sei tadellos gewesen. Die klassischen Dramen Schillers, Goethe's und Lessings hätten zwar wenig theatralisches Element, aber desto mehr moralische und naturhistorische Bedeutung. Schiller und Goethe — meint die Times — haben das Drama als nationales Bildungsmittel vielleicht überschätzt und indem sie die Bühne zu ideal auffaßten, die Bühnentechnik (auch Schiller?) vernachlässigt. Von dem „miserablen modernen Drama Englands“ lasse sich just das Gegentheil sagen. Aber das englische Publikum, welches Herrn Devrient lauschte, gehörte nicht zu den altklassischen Theatergehern; es kam mehr zu seiner Belehrung als Unterhaltung, und fand einen Genuß darin, die Meisterwerke, die es nur aus der todten Schrift kannte, in lebendigerer Gestalt sich näher zu rücken. Wallenstein, Iphigenie auf Tauris, Tasso wären sehr erwünscht gewesen; aber man sah ein, daß es an Zeit dazu fehlte. Auch einige moderne und leichtere Productionen, etwa ein Gutzkow'sches Stück, hätte die Times gewünscht; doch vertröstet sie sich auf das kommende Jahr. Das Publikum sehne sich offenbar nach einer Wiederholung der deutschen Vorstellungen und man werde sehr gern auf die von Mr. Mitchell versprochenen italienischen Tragödien bis 1854 warten, wenn man dafür Herrn Devrient und seine Freunde im Jahr 1853 wieder sehen könne. Als am 29. Juni abends der Vorhang fiel, wurden alle Schauspieler gerufen und mit einem sehr herzlichen Lebewol entlassen.

Unter dem Comite, welches zu Königsberg zusammengetreten ist, um dem Philosophen Kant ein würdiges Monument zu setzen, befinden sich auch die Professoren Hagen und Rosenkranz. Das Denkmal soll aus einem Standbild von Erz bestehen, dessen Ausführung Rauchs Meisterhand übernehmen will. Rauch hat Kant persönlich gekannt und ihn schon bei dem Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin in allgemein befriedigender Form dargestellt. Nur fand man den Platz für diese würdige Figur nichts weniger als passend. Die Statue soll auf dem Philosophendamm, woselbst sich Kant gern zu erholen pflegte, aufgestellt werden.

Tabletten.

*** Es sind Fälle vorgekommen, daß lange Bärte ihren Trägern polizeiliche Recherchen zugezogen haben; seltener aber bringt der Mangel eines solchen Schmuckes friedliche Leute in Verlegenheit. Vor kurzem wurde auf einer auswärtigen Eisenbahnstation ein schlichtes Individuum mit sprossendem Flaum am Kinn nach seinem Paß gefragt und nach Vorzeigung desselben auf dem Perron festgehalten. In dem Paß war unter den besonderen Zeichen „Bart zum Entstehen“ aufgeführt, den der Besitzer nicht aufweisen konnte und so lange des Vollgenusses seiner Freiheit beraubt wurde, bis ein geübterer Polizeiblick erkannt, der unbeutlich geschriebene Passus laute: „Bart im Entstehen“. Die Zuziehung eines Barbiers als Sachverständiger trug wesentlich zu diesem günstigen Ergebniß bei.

*** Einer der Hüte des Kaisers Napoleon hat letzthin die ganze Stadt Chateau-Thierry in Aufruhr versetzt. Da der Besitzer dieser Reliquie (Evrard) gestorben war, so entschied das Tribunal, daß derselbe nicht mit den andern Effecten ausgerufen werden, sondern auf dem Wege der Licitation unter den Erben verkauft werden solle. Diese fand am 12. Juni statt. Die Parteien stritten einen heißen Kampf um dem Besitz des Filzes, welchen die Wittwe Evrard um vierhundert Franken erstand.

*** Die schönste Treppe, die es in Europa gibt, ist soeben vollendet worden und zwar in Brüssel; es ist diejenige, welche aus der oberen Stadt in die untere führt. Oberhalb derselben wird später noch auf Kosten der Nation eine Constitutionssäule aufgestellt, an deren Bau man bereits arbeitet.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 6. Juli. (Gastdarstellung der italienischen Opernge sellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Bocca.) Auf mehrseitiges Begehren: Don Pasquale, komische Oper in vier Abtheilungen. Musik von Donizetti.

(Abonnementsvorstellung mit gewöhnlichen Eintrittspreisen.)

Mittwoch, den 7. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Karltheater in Wien.) Zum erstenmal: Verrechnet! Originalcharakterbild mit Gesang in drei Acten, von Kaiser. Musik von Binder. Lois: Herr Grois. Beckmann: Herr Scholz.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 161. Mittwoch, **7. Juli 1852.**

Die Tragödie im Wasser und die Braut im Trocknen.

Novellette, mitgetheilt von F. K.

„Junge Hunde und erste Posieen muß man ersäufen", sagt irgend ein kritischer Cerberus unseres Parnasses. — Wolan! der Mann soll seinen Willen haben; hinein mit dir, du ungeschlachter Zwitgkeitsdrieseß; hast nichts mit der Zeit zu schaffen, noch weniger mit dem Zeitchen, das wir unsere Zeit nennen. Ja! schwimme mit dem Strom im besten Sinn; er führt dich direct ins Meer hinaus, verfliegt nicht in den Eau-Bouquett-Flacons unserer sybaritischen Künstlertoilette! Hinein mit dir! werde Präsident im stummen Reichstag der Fische; schweig! schweig! wecke das Gewissen der Logen nicht auf, störe den Schlummer der Sperrsitze nicht, beleidige die unkeuschen Ohren der Gallerien nicht mit deinen erhabenen Grundsätzen. O armes deutsches Publikum! solltest du denn nimmermehr deine zudringlichen Poeten los werden? Solltest du denn ewig dafür büßen, daß einst ein Schiller und Goethe auf ein paar Wochen deine Faiblesse war, daß du hin und wieder ein Theaterbillet deinem legitimen Kobebue verunkreut. um Thekla weinen und Posa standrechtlich erschießen zu sehen? Nein, ich fühl's, ich fühl's! dieser classische Unfug muß endlich aufhören! Wer hat mir meinen Stammbaum verfälscht?! Sie alle, alle stammen ja von den Jägern und Spielern, von Fräulein Gurli und Madame Eulalia ab; nur ich allein hieße Iphigenien meine Großmutter und mutete dem Souffleur, dem letzten Künstler der deutschen Bühne, einen Dante und eine Beverice zu? Nein! irren ist menschlich — will sagen: bezeichnet sein ist göttlich; aber in der Begeisterung beharren, mehr als fehlhaft! Hinein mit dir!

Ich glaube, du rasest gelinde, scholl hinter Sigmund eine petulante Stimme — ein Schlag mit dem fischbeinenen Dandyfächchen, ein rascher Griff in seinen Arm — und der ewigfröhliche Tenorist hatte seinen desperaten Freund wie ein Deus ex machina überfallen. Richtige Declamation, harmonische Periodik und ein sein empfundenes komisches Pathos lassen sich deinem Monolog nicht absprechen, fuhr der jovialische Ankömmling keck fort; doch bezweifle ich, theurer Freund, daß das wenig gebildete Gemüt der Schiffer und Kohlenträger hier am Hafenquai dein Debüt gebürend zu schätzen weiß; was hast du denn da? eine Rolle... her! ein Manuscript... darf man wissen? — Es ist meine Dante. — Ach, du kommst von der Direction? Ein Refus? — Ja, ein Refus mit Umständen! Dieses Volk sagt nie: Herr, scheren Sie sich zum Teufel! sondern: ab, ich bitte nur einzutreten, äußerst willkommen, Harmant; wollen Sie nicht gefälligst den Oberrock ablegen... und den Regenschirm... und die Ueberschuhe... und auch Ihr rechtes Bein dazu... und den linken Arm vielleicht... und einen der Ohren... und einen Lungenflügel... und eine Herzkammer. — Der Tenorist lachte aus vollem Halse. Und da willst du den Dante ersäufen, wie ich gehört habe? Ein rascher Griff, eine rettende That und das Manuscript war dem exzentrischen Poeten entrissen. Du bist ein excellenter Junge, hast mehr Humor, als du selbst ahnst, fuhr der Sänger fort, aber wenn du einmal anfängst die ein Pathos einzutreten, so wirst du deine eigene Dupe, und das ist dein einziger Fehler. Ich wiederhole dir zum tausendstenmal: du verkennst offenbar deinen Beruf zum Lustspiel und der Himmel hat nur darum mein miserables Engagement an unserer baufälligen Bude vermittelt, um dich bei Zeiten zu retten. — Ich wollte, du hättest mehr Hirntöne im Umgang und weniger, als der alte Porpora wünscht, auf der Bühne, du verdammte Solfeggenraspel, murrte der Poet mit jenem Ueberwiegen von leichtblutigem Lachreiz mitten in seinem vermeintlichen Zorn, welches sein Freund so richtig als seinen wahren Charakter bezeichnete. Den Dante her! — Was sagte denn der Alte? laß doch hören! — Den Dante her! — Das hat keine Eile, mein Junge. Kühle dich erst ab. Komm, laß uns hier ins Café chinois treten auf ein Glas Limonade; ich hoffe auch den Reuter dort zu finden und den Gillenstein und den Schwarzbach — Und die ganze Meute! Ich wäre aufgelegt dazu! sagte Sigmund und lehnte sich, zum entschiedenen Zeichen, nicht von der Stelle zu wollen, in die ausgebogte Brüstung des Geländers am Hafenbassin. Künstlerdrama, expectorirte er sich — fatal... überlebte Richtung... schwer halten ... Künstlerdrama! Vergebens protestir' ich gegen alles vorgefaßte Fach- und Schablonenwesen, gegen Kategorien und Classificationen nach Berufsgattungen; vergebens demonstrir' ich dem Handwerker, wenn schon von Künstlerdrama die Rede sein sollte, das Stück hieße eins, dessen Held vermöge seiner Organisation als Künstler in dramatische Conflicte gerät, die dem Nichtkünstler erspart blieben; vergebens mach' ich mit Anwendung dieser Distinction geltend, daß ich meinen Dante als Politiker, als italienischen Patrioten, keineswegs aber als specifischen Künstler hingestellt habe, daß sich sein großes Herz an der divina comedia blos von den Wehen der Zeit erholt, wie sich ein kleineres mit Fischen und Jagen erholen würde — alles umsonst. Der Leiermann ist platterdings unfähig seine Register mit einem logischen Auge anzuschauen; er weiß aus seinem Brockhaus, daß Dante ein Dichter war, und nun muß mein Dante ein Künstlerdrama sein, wie es der höfische Tasso ist, der seine Gassa nie gefüllt hat, oder der blasse Correggio, der sie nicht mehr füllt. Rede ein Mensch mit dieser Race zwei vernünftige Worte! Und dann... streichen! kürzen! wie sich von selbst versteht. Nie ohne dieses! Ja, da ziehe man mit Pferdekraft Beweisgründe herbei, daß eine extensive Länge nicht notwendig eine intensive sein muß, und daß ein Mann, dem er auf der Guillotine den Kopf abhackt, nicht ein vollkommener Mann geworden ist, weil er ein kürzerer ist. — Siegmund hielt inne im Fluß seiner Rede. Sein Auge haftete auf einem Gegen-

standhe... und indem der Sänger ihrer Richtung nachfolgte, rief dieser: Dork kommt eine Barke mit unsern Engländern. Wahrhaftig, deine Miss ist darunter. — Deine Miss! brummte Sigmund verdrießlich nach. — Nun ja, oder die beinsinfollende Miss; du bist heute in einer Laune, wie ich sie nur kenne, wenn mir im dritten Monat die Gage ausbleibt. Desavouirt er seine Miss und sieh nur, wie ihr Lorgnon auf dich gerichtet ist! Nämlich hängen laß ich mich, wenn's nicht wir gilt. Wie weit seid ihr denn? vorausgesetzt, daß deine zarte Psyche die unzarte Frage verträgt. — Ich blätterе ihr die Noten um, wenn sie spielt, wie immer, war Sigmunds lakonische Antwort. — Nun, da sollte sich das Blatt doch endlich wenden, dächt' ich. — Wohin sich wenden? das ist die Frage. Dem Onkel bin ich zu viel Fantast, und ihr, fast scheint es, zu wenig romantisch. So steh' ich zwischen ihnen und ein ewig freundlicher Himmel von niederländischer Aussichtslosigkeit wölbt sich über das nichts weniger als spannende Verhältniß. Wenn nicht ein plötzlicher Zufall geschieden ist als wir alle, so seh' ich's kommen, daß sie abreise oder ich versetzt werde, dann tauschen wir eines schönen Morgens die gelebenen Noten und Bücher aus, schreiben uns in unser Stammbücher, sagen uns good bye und der Roman hat ein Ende. — Ich merke, sie ist so langweilig wie eine Thronrede und er wie ein Zolltarif.

(Schluß folgt.)

Schillers Todtenfahrt.

Mitgetheilt von Theodor Gretzmach.

In einem lyrischen Cyklus: „Schillers Todtenfahrt", hat Hermann Barth das Hinscheiden des großen Dichters und die seltsamen Umstände, unter welchen sein Begräbniß stattfand, wahrheitsgetreu und mit Empfindung dargestellt. Es ist wol nicht überflüssig, den Verlauf der Bestattung Schillers im Zusammenhang darzustellen, namentlich des Contrastes wegen, den dieselbe mit dem schon damals (1805) entschieden und allgemein festgestellten Ruhme des Meisters bildet. Zehn Jahre vorher, im Xenienkampf, hatte Schiller von sämmtlichen Organen der Literatur nur eines, und zwar ein sehr schüchternes, auf seiner Seite; nun, wo er verschied, „trat die Trauer in alle gebildete Cirkel und alle Edlen fühlten sich durch das gemeinschaftliche Unglück verbrüdert." Viele deutsche Bühnen veranstalteten Trauervorstellungen; eine der glänzendsten war die in Frankfurt, zu welcher die Eintrittskarten, mit schwarzem Rand versehen, gratis vertheilt wurden. Zu Berlin gab man die „Braut von Messina" als Benefiz für die Familie. Graf Bentzel-Sternau in Erfurt und Zacharias Becker in Gotha (den seiner Zeit einige Xenien von Schiller scharf getroffen hatten) machten den Vorschlag, ähnliche Benefizvorstellungen auf allen deutschen Theatern zu veranstalten und vom Ertrag ein ewiges Erbgut unter dem Namen Schillershain für die Familie anzukaufen. Die unruhigen Zeitläufte verhinderten die Ausführung dieses Planes; wurde doch Deutschland noch in demselben Jahr durch die Unglückstage von Ulm und Austerlitz in Schrecken gesetzt. In Weimar selbst sollte am 11. Mai eine Opernvorstellung stattfinden, aber das gesammte Personal verweigerte seine Mitwirkung. Am nächsten Tage, der ein Sonntag war, führte die fürstliche Kapelle dem Todten zu Ehren in der Jacobskirche Mozarts Requiem auf. In der dazwischen liegenden Nacht nun fand das Begräbniß statt und zwar in der folgenden unbegreiflichen Weise.

Heinrich Voß, Schillers jugendlich begeisterter Verehrer und treuer Hausfreund der nun vaterlosen Familie, hatte den Sarg bestellt, dem Tischler aber die größte Sparsamkeit empfohlen. So wurde ein Todtenschrein gefertigt, der drei Thaler und einige Groschen kostete. Dieser Sarg, in welchem die Leiche lag, stand in der Nacht vom 11. Mai auf dem Hausgang, der durch eine ärmliche Kerze erhellt war; neben ihm kniete stillweinend der treue Bediente Rudolf. Schon waren die Träger bestellt; in der Stadt war es Brauch, daß bei Todesfällen ohne Auszeichnung eine Zunft das Begängniß besorgte; diesmal war die Reihe an den Schneidern und das Bahrtuch, mit den Insignien ihres Handwerks geziert, schon in Bereitschaft. Da ging der weimar'sche Bürgermeister Schwabe am Hause vorüber und sah in der Flur die obengeschilderte Scene. Sogleich eilte er in einen südtischen Club, wo noch Gesellschaft beisammen war, und beschwor dieselbe, das Trägeramt bei dieser Leiche nicht gemieteten Händen zu überlassen. Zwölf junge Männer, darunter der Maler Jagemann und der Lustspieldichter Stephan Schütze, folgten seiner Aufforderung und begaben sich nach dem Sterbehaus. Es war nicht leicht, die Zunft zum Rücktritt zu bewegen. Der Zug setzte sich in Bewegung; den zwölf Trägern voran zogen die Primäner des Gymnasiums, aber nur ein einziger Begleiter, Dr. Froriep, folgte der Leiche. Es war des bewölkten Himmels ungeachtet eine schöne Mainacht voll Nachtigallenschlag. In der Nähe des Kirchhofs hörte man den Schall von Pferdehufen; ein Reiter stieg ab und schloß sich in einen dunklen Mantel gehüllt, dem Zuge an. Der Name dieses Leidtragenden blieb unbekannt; neuere Angaben deuten auf Schillers Schwager, General v. Wolzogen, der noch eben rechtzeitig von Naumburg angekommen war. Die Bahre wurde an der großen Gruft, welche das Landschaftskassengewölbe heißt, niedergesetzt; in diesem Augenblick trat der Mond aus den Wolken hervor. Schillers Leiche lag nun bei zehn andern unbekannten Särgen.

Dannecker, Schillers Freund und wie dieser ein Zögling der Karlsschule, hatte zwölf Jahre vorher des Dichters Büste gearbeitet und benutzte nun, hierin Goethen ganz unähnlich, den Eindruck des frischen, schmerzlichen Andenkens zu einer zweiten Production, indem er die Büste in kolossalem Stil in carrarischem Marmor ausführte. Als Schillers Söhne herangewachsen waren, kauften sie das frühere Werk für 200 Ducaten an und machten es der Stadt Weimar zum Geschenk. Die Anschauung des Nachbildes lenkte die Aufmerksamkeit auf das Urbild zurück, und wiederum war es Schwabe, der die Eröffnung des Kassengewölbes veranstaltete, wo seit zwanzig Jahren die Leiche moderte. Aber die schlechten Särge waren zusammengebrochen und ein wüstes Chaos von Gebeinen bot sich dem Anblick dar. Um die Ueberreste Schillers herauszufinden, ersuchte man zuvörderst seine noch lebenden Freunde, sich einzeln an Ort und Stelle zu begeben, die elf noch vorhandenen Schädeln zu untersuchen und ohne irgend eine Besprechung denjenigen zu bezeichnen, welcher dem Dichter zuzusprechen sei. Von allen einstimmig wurde ein und derselbe angegeben und das glänzende Urteil noch bestätigt durch die Aussage Färbers, der früher bei Schiller Bedienter gewesen war und sich erinnerte, daß derselbe beide Zahnreihen vollständig behalten bis auf einen, den er sich in Färbers Gegenwart hatte ausziehen lassen. Auch Goethe war einer von jenen Untersuchern und schrieb bei dieser Gelegenheit das herrliche Gedicht an Schillers Schädel, in welchem der Ausruf merkwürdig ist:

Erleucht' Gefäß, Orakelsprüche spendend:
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend!

Der Anblick dieses Gefäßes voll hoher Gedankenspur und die Erwägung, wie der Geist, vom Stoff gefesselt, diesem wiederum

sein Gepräge eindrückt, führen ihn zu dem großartigen Spruch, mit welchem das Gedicht schließt:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott, Natur ihm offenbare,
Wie sie das Hehre läßt zu Geist gerinnen,
Wie sie das Heitergegte fest bewahre?

Als die Identität des Hauptes festgestellt war, erhielt der Professor Schröter in Jena den Auftrag, durch Untersuchung und Anpassung die übrigen Gebeine des stattlich langen Körpers zu ermitteln. Das Unternehmen glückte vollständig. Nun aber ließ man sich, wahrscheinlich durch Goethe's osteologische Liebhaberei mit bestimmt, verleiten, den Schädel, getrennt vom Körper, auf der Bibliothek in demjenigen Postament zu verwahren, auf welchem die Büste stand. Hier wurde derselbe ausgezeichneten Fremden vorgezeigt; hier sah ihn auch König Ludwig von Baiern, als er kurz nach seiner Thronbesteigung Weimar besuchte. Dieser jedoch sprach sich in so starken Ausdrücken gegen die Entwürdigung der Gebeine des Dichters aus, daß man sich endlich entschloß, sämmtliche Ueberreste in einem Sarkophag zu vereinen. Letzterer wurde am 16. September 1827 in der Fürstengruft von Weimar beigesetzt, wo nunmehr Großherzog Karl August zwischen den beiden Unsterblichen ruht.

Das Schriftchen von H. Barth berührt die meisten der hier erzählten Umstände; der Verfasser schöpft hauptsächlich aus einem Aufsatz von A. Stahr, den im September 1851 die Berliner Nationalzeitung brachte.*

Franklins Reisen im nordwestlichen Eismeer.

(Schluß.)

Ohne unsere Nachforschungen über diesen Punkt weiter auszudehnen, weil sie doch nur Voraussetzungen bleiben müßten, begnügen wir uns mit Andeutung der Mittel, welche zur Erreichung des großen Zweckes, bis zum Pole zu gelangen, als die einfachsten erscheinen.

Zu Wasser kann man auf keinen Fall bis zum Pol gelangen. Die Unmöglichkeit in diesem Betracht hat sich erwiesen durch alle die mißlungenen Versuche, welche man sowol über Spitzbergen hinaus, als von Sibirien, im Baffinsmeere und in dem nordwestlichen Eismeere, bei Melville, unternommen.

Außer den gewaltigen schwimmenden Eismassen, womit man unaufhörlich zu kämpfen hat, in beständiger Gefahr durch das Zusammenstoßen derselben sein Fahrzeug zermalmt zu sehen, hat man auch noch eine Strömung gegen sich, die zu den stärksten gehört und deren Schnelle 3 bis 4 Seemeilen (1 bis 1½ Wegstunde) in einer Zeitstunde betragen soll. Diese Strömung dringt aus dem stillen Meere durch die Behringsstraße in das Eismeer und schneidet sich nach dem Eintritt in dieses große Wasserbecken in zwei Arme, wovon der linke sich an der Küste Sibiriens hinzieht, später sich ganz nördlich wendet, und in einer gewissen Entfernung nördlich bei den Lachowsinseln vorüberzuführen scheint. Der rechte Arm folgt der Küste Amerika's bis zum Eiscap und wendet sich darauf nach Nordost.

Zur Erforschung der nordwestlichen Durchfahrt könnte man dieser Strömung sich bedienen, zur Erreichung des Pols würde sie dagegen nicht nützlich sein. Die Insel Melville bezeichnet ungefähr die Hälfte des Weges zwischen dem Baffins- und dem Behringsmeere. Von der Mündung des Makenziestusses ist sie in grader Richtung ungefähr 200 Stunden entfernt, ebensoweit vom Eingang der Lancasterstraße und doppelt so viel vom Eisvorgeberg, welches letzte etwa 170 Stunden nordöstlich von der Behringsstraße gelegen ist.

Um den Pol zu erreichen, würde man Grönland zum Abgangspunkt zu wählen haben. Die dahin bestimmte Expedition könnte in Halifax, auf der Halbinsel Neuschottland, ausgerüstet werden, sich nach Okak auf Labrador, begeben, dort ihre Unterstützungsstation bilden, und mit Anfang der günstigen Jahreszeit so weit in das Wassinsmeer vordringen, als irgend möglich, um die Küste von Grönland zu erreichen. Unter dem 76. oder 77. Grad der Breite gelandet, würde man der schon von Parry gebrauchten Schlitten, die ebensalls als Fahrzeuge benutzt werden können, sich zu bedienen, und mit einem starken Hundevorspann die Reise zu Lande zu beginnen haben.

Das arktische Hochland, unmittelbar mit Grönland zusammenhängend, scheint von derselben Bildung wie dieses letztere zu sein. Es besteht aus Bergen, deren Gipfel sich bis zu 3500 Fuß über die Meeresfläche erheben. Die Thalgründe sind mit ungeheuren Gletschern angefüllt, welche bis in das Meer reichen. Ueberall sieht man nichts als Schnee und Eis. Es gibt im Innern des Landes sehr beträchtliche, oft 20 bis 30 Stunden lange Hochebene, die mit Eis und Schnee bedeckt sind, und deren Schimmer (Eisblink genannt) man meilenweit erblickt.

Hat die Expedition die erste Bergkette erstiegen, so kann sie wahrscheinlich auf jenen Eishochebenen reisen. Im Ganzen würde sie bis zum Pol noch 13 Breitegrade (325 Stunden) zurückzulegen haben. Auf jeden Fall würde es leicht möglich werden, bis nach Upernawick, der nördlichsten, dänischen Colonie, auf der Westseite Grönlands unter 72° 32′ Breite zu gelangen und daselbst zu überwintern, wesdhalb man die dazu nötigen Gegenstände im voraus dahin senden müßte.

Das Unternehmen auf der östlichen Seite Grönlands zu beginnen, würde nicht rathsam sein, obgleich Scoresby 1822 einen ununterbrochenen Küstenzug bis unter 83 Grad der Breite gefunden. Nicht nur, daß dort das Land, des vielen Eises wegen äußerst schwer zugänglich ist und die Berge im Innern steil abfallen, würde man auch zu weit entfernt sein von allen Punkten, von denen man Unterstützung beziehen, oder wo man im Nothfall überwintern könnte.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

In den Gesellschaftskreisen zu Berlin wird ein nicht in den Buchhandel gekommenes, sondern nur als Geschenk an Freunde vertheiltes Buch mannigfach besprochen. Es heißt: „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuscript“ * und enthält die Denkwürdigkeiten von Frau Charlotte v. Kalb, geborenen v. Athenn, einer geistvollen und bedeutenden Frau, die ein sehr reiches und mannigfaltiges Leben hatte, mit Goethe, Schiller, Bettina, Frau v. Stein und mit noch vielen andern berühmten Persönlichkeiten der damaligen Zeit bekannt und befreundet war. Diese Erinnerungen geben uns den Blick in ein edles, bewegtes und eigentümliches Gemüt; sie sind nicht mit dem Schlif einer gewandten Feder geschrieben, im Gegentheil ohne concisen Styl, ohne strenge Folge und Ordnung hingeworfen, aber sie zeigen Fülle der Empfindung, einen ernsten Geist und jenes tiefe Weh, mit welchem das Leben fast jede bedeutende Frauenseele heimsucht. Dieses Weh spricht sich rüh-

* Auch das Konversationsblatt hat schon im vorigen Jahrgang in Nummer 233 ff. ausführlicher über Schillers Bestattung berichtet.
D. Red.

* Berlin, 1851.

rend in Charlottens Ausruf aus: „Wer sich immer bewußt sein könnte, wo das Handeln aufhören, das Dulden beginnen müsse!“ Handeln, leiden, dulden, es bleibt das ewige Motto des Frauendaseins! Eine nähere Beziehung Charlottens zu Schiller ist in den Blättern ziemlich unverschleiert zu erkennen; sie bildete den Glanzpunkt ihres Lebens, um dann später in Weh und Leid zu enden, wie dies fast jeder Liebe auf dieser Welt beschieden ist. Wir bedauern, daß sie ihren Briefwechsel mit Schiller den Flammen übergeben hat; welch einen Schatz hätte er für unsere Literatur abgeben können! Aber auch ohne diesen Briefwechsel ist das Buch reich an Interesse und führt uns in jene Zeit und jene Kreise, aus denen wir noch heute schöpfen, wo unsere größten Dichter lebten und wirkten. Charlotte v. Kalb ist erst vor wenigen Jahren zu Berlin im königlichen Schlosse im hohen Alter gestorben; sie war zuletzt ganz erblindet und mußte andern die Erinnerungen dictiren, die ihre Tochter jetzt als Andenken an sie den Freunden übergeben.

Tabletten.

*** Es ist auffallend, wie viel Gelehrte Italiens noch immer den vornehmsten Gesellschaftskreisen angehören. Man darf nur Turin, eine Stadt von nicht mehr als 100,000 Einwohnern, mit ähnlichen deutschen Städten vergleichen, und man wird dann nirgends bei uns eine solche Anzahl von vornehmen Gelehrten finden, deren Beispiel nicht ohne Wirkung bleibt. Wer kennt nicht den in Turin lebenden Geschichtschreiber der Kriegskunst, den Marquis Seleszo, den dortigen gelehrten Beschreiber Sardiniens, den Fürstensohn della Marmora, den Romantiker Marquis d'Azeglio, die Antiquare Grafen Verme de Bandi und Sanquinitro, den Historiker Grafen Sauli, den Literaten Grafen Provana, aus dem ältesten Adel Oberitaliens abstammend? Eine vorzügliche Erwähnung verdient der Graf Friedrich Sclopis, dem wir eine sehr geachtete Geschichte der Rechtsverwaltung in Italien verdanken, ein Gegenstand, den nach ihm auch der dortige Professor Albini mit vielem Glück behandelt hat. Auch die bedeutendsten Staatsbeamten beschäftigen sich mit Wissenschaften; so hat der jetzige Finanzminister Pietor Cibrario vor kurzem einen Band geschichtlicher Forschungen herausgegeben und wem ist nicht Graf Cäsar Balbo als ausgezeichneter Historiker bekannt? Wenn aber die erste Gesellschaft den Wissenschaften huldigt, muß die Liebhaberei dafür sich weiter verbreiten; darum gehört der Dichter Ponti, der Antiquar Cossera ꝛc. zur guten Gesellschaft und statt daß man bei uns zur Ehre einer Braut einen Ball gibt, läßt man in Italien literarische Hochzeitsgeschenke drucken.

*** Der Verfasser des Libretto zu der Oper „Marie, die Tochter des Regiments“, H. de St. Georges, hat in das Album der Gräfin Rossi-Sonntag, um sein Entzücken über die Darstellung der Regimentstochter durch die Sängerin auszudrücken, folgende Verse geschrieben:

Talent adorable et charmant,
Oeil d'azur, où la bonté brille,
Voix de rossignol, pied d'enfant,
Jeu divin, où l'esprit scintille
Comme dans l'or le diamant!
Voilà le portrait de ma fille . . .
. . . de ma fille . . . du régiment!

Paris, 17. Sept. 1850. H. de St. Georges.

An und für die
Wolthäter des Kahlgrundes und der Rhön.
(Eingesendet.)

Nur Gott vermag's zu lohnen,
Was ihr den Armen gabt,
Die ihr mit milden Spenden
Die Leidenden gelabt.

Ja! Gott wird's euch vergelten
Durch mannichfaches Glück;
Das Herz fühlt sich befriedigt,
Wirft es den Blick zurück.

Verstummt ist Schmerz und Klage,
Getröstet Jung und Alt;
Daher von Rhön und Spessart
Ein Lob- und Danklied schallt.

Es gilt dem Herrn der Welten,
Der Unglück abgewandt
Und pflichtgetreue Boten
Zur Hülfe ausgesandt.

Und flehen auch noch Thränen,
Ist's Folge nicht vom Schmerz, —
Es sind die Dankgefühle,
Sie ziehen himmelwärts.

Der Dank gilt all' den Edlen,
Die's Unglück abgewehrt,
Die liebewarme Herzen
Den Armen zugekehrt.

Gesegnet war das Streben,
Gott sah's mit Freude an!
Die rühmend sind die Züge,
Was ward nicht all' gethan!

Wie drängte sich ein jedes
Herbei zu edler That,
Wetteifernd wie im Frühling
Die Keime und die Saat!

Wohin der Ruf getrungen
Von der Bedrängten Not,
Werd wach in allen Herzen
Der Liebe Morgenrot.

O laßt sie nie erkalten,
Sie adelt das Gemüth;
Denn aus der Saat der Liebe
Nur Heil und Glück erblüht!

Euch nach Gebür zu danken
Ist's arme Wort zu schwach,
Drum mag es Gott vergelten
Euch allen tausendfach!

W. G. z. B.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 7. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Carltheater in Wien.) Zum erstenmal: Verrechnet! Originalschauspiel mit Gesang in drei Acten, von Kaiser. Musik von Binder. Leo: Herr Grois. Brickmann: Herr Scholz.
(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 8. Juli. (Gastdarstellung der italienischen Opergesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Borca.) Ernani, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Verdi.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 162. Donnerstag, 8. Juli **1852.**

Die Tragödie im Wasser und die Braut im Trocknen.

Novellette, mitgetheilt von F. K.

(Schluß.)

Sigmund grüßte sehr verbindlich mit Hand und Hut über das Geländer hinaus: er glaubte von der näher kommenden Barke bemerkt worden zu sein. — Doch nicht, fuhr er dann in Erwiderung jener Worte fort. Es handelt sich nur darum, daß ich sie lebhafter für mich interessirte. Gings nach ihr, so gäb' ich mein Revisionsamt auf und würde gradewegs ein Byron; ging's nach ihm, so benützt' ich meine schönen Waarenkenntnisse, wie er's nennt, und schacherte mit ihm. — Armer Freund! Du spielst ja ganz meinen Tamino. Hier Feuer, dort Wasser. Es versteht sich, daß ich viel geneigter war, in ihrem Geiste einen Entschluß zu fassen, als in seinem. Da rafft' ich denn wieder einmal an Herz, Feuer und Muße zusammen, was mir meine Bolleten übrig lassen, schrieb diesen Dante, — es sollte eine That werden! Ja, eine Unthat ist's geworden! Künstlerdrama! Ha, ha, ha! Possen bringt! oder legt Höllenmaschinen vor die Directionsthüren, wenn sich ein tragisches Aschenbrödel blicken läßt. O ich!... verdammte Scharteke, hinein mit dir! Mit zurückkehrendem Raptus riß der Dichter dem Freund das Manuscript aus der Hand und schleuderte es weit hinaus in die treibende Flut. — Das geht zu weit, rief der Tenorist unmutig. Du bist in Wahrheit verrückter, als einem königlich bezeideten Waarenrevisor notwendig ist. Fährmann vor! — Er war mit einem Sprunge die Treppe hinab zum Landungsplatz in eine Gondel. — Fährmann vor! rief auch Sigmund und sprang eben so hurtig in ein zweites Fahrzeug. Der Sänger stieß ab — der Dichter ihm hitzig nach. Jener rief seinem Schiffer die Stange aus der Hand und suchte die Rolle zu entern, aber das gleiche that auch Sigmund, indem er bemüht war, sie in den Grund zu bohren, zu zerreißen, kurz, auf die schnellste Art zu vertilgen. God dam! schrieen die heranschwimmenden Engländer; — hundert Pfund, er erwischt sie noch! — Zweihundert, sie entgeht ihm! Es war der Onkel der Miß, der gegen seinen Freund auf den Verlust wettete. Das begeisterte den Dichter zu noch größerem Eifer, wie rasend legte er seine Lunge auf den unglücklichen Dante ein und gelang's, ihn zu spießen, so zerstörte er ihn zu tausend Fetzen. Aber auch der Sänger gebrauchte seine Harpune meisterlich; so stocherten die zwei kreuz und quer in der Flut herum, die Engländer jubelten, je nachdem der eine oder der andere den Stand der Wette veränderte; am Hafenquai sammelte sich das Publikum und sah dem seltsamsten aller Seegefechte mit großer Heiterkeit zu. Dante aber schauckelte im Schwung der Wellenlinie idealisch dahin, der schroffe Charakter wurde immer weicher, er begann bedenklich sich zu entfalten, — nur noch einige Minuten, so löste er sich ganz auf und die einzelnen Blätter trieben rettungslos ins Weite. Der Sänger ermattete einen Augenblick, angesichts dieser wahrscheinlichen Katastrophe. — Never strike! never strike! johlte ihm mit Nelsons classischem Commando sein Vertrauensmann in der Engländerbarke ermunternd zu. Hundert Pfund schrieen um Hülfe. Da warf der gereizte Seeheld seine Harpune weit aus — aber eine sachte Ablenkung des Nachens — und mit plötzlich veränderter Richtung war der fürchterlich geschleuderte Widerhacken unmittelbar auf die schöne Miß in der dichtherangeschwommenen Barke gezielt. Das geängstigte Kind stieß einen tragischen Angstschrei aus, warf sich schnell auf die entgegengesetzte Seite der Gondel, die schlug durch die gewaltsame Gleichgewichtsstörung um — und in einem Augenblick waren vier Menschen, den stark betheiligten Schiffer mitgerechnet, in den tückischen Fluten begraben. — Unseliger Dante! So verreckst du dein Unglück zu Wasser und zu Land, nimmst grausame Rache am Lebenslichte der Menschen, weil dir das Licht der Lampen versagt ist, und gibst dem Publikum, das freischend am Hafenquai zusammenläuft, ein Schauspiel im Freien, trotz allem Widerspruch der Directionen — entsetzliche Revanche eines verschmähten Dichters! — Diverse Rettungsthäter sprangen beim Anblick dieses Unglücks von allen Seiten ins Wasser, wie ein Rudel Frösche, die beim Tritt eines Autommenden vom Bord herab mit gestreckten Vieren in ihr Element platschen. Sämmtliche schwimmkundige Faullenzer, die sich am Hafen sonnten, Fischer, Matrosen, Steuerleute warfen Jacke und Kappe ab, weniger um drei geliebte Unterthanen ihrer britischen Majestät am Leben zu erhalten, als vielmehr die gute Rettungsprämie aus dem bläulichen Schoos der Thetis zu apportiren. Aber schon war zu bezweifeln, ob bei der Entfernung des Unglücks vom Land aus noch Hülfe zureichte. Die badenden Engländer waren also zunächst auf den Succurs an Ort und Stelle angewiesen. Dieses Contingent zählte vier Mann: die beiden Unheilsstifter, Sänger und Dichter, und ihre zwei Fährleute. In Abzug kam aber der Sänger als des Schwimmens unkundig, verblieben sohin nur noch drei Retter für die drei, eventuell vier Ertrinkenden, denn vom betrunkenen Barkenführer war es fraglich, ob er andere, oder andere ihn würden retten müssen. Unverzüglich sprang denn auch dieser Heerbann der umgestürzten Barke nach, während der Tenorist einsam in der verlassenen Flotille zurückblieb und sein Auge, das den Dante längst außer Sicht bekommen, an den Strudeln und Wirbeln der Wasserfläche ergötzte, unter deren schweigsamer Hülle sechs Menschen den schlechten Witz verfochten, den man Existenz nennt. Wird es gelingen? Nicht lange konnte diese Frage bestemmen; das Fatum schien das Ganze als einen Scherz zu nehmen, denn mit ironisch-guter Laune verhängte es, daß der Thersites dieser Ilade, der schnapsumnachtete Fährmann zuerst seine purpurne Nase ans rosige Licht der Sonne rettete. Er kam allein. Bald aber folgte ihm Nummer 2, ein triefender Parlamentsstenograph, derselbe der

auf die Rettung des Dante gewettet und jetzt in innniger Umarmung mit des Sängers Fährmann seiner eignen froh wurde. Nummer 3 zeigte einen durchnäßten Wollmaller, Hand in Hand mit dem Fährmann des Dichters. Nummer 4 endlich den triefenden Dichter selbst, der das schönste Kind umschlungen hielt, das je in seiner Muttersprache das süße Wort lovely gelispelt und es persönlich illustrirt. — How do you do? fragte der Parlamentsstenograph den Onkel Wollmaller unter einem Sprudel verschluckten Wassers. — I have won, antwortete dieser und schlug die Augen auf. — Thino for ever! hauchte die süße Miß dem zärtlichen Dichter zu, der sie mit bestem Erfolg zu beleben versuchte. — Pyramidales Glück! flüsterte der Tronrist, da hast du den plötzlichen Zufall, der geschieden war als ihr alle. Wendet sich nun das Blatt, wenn sich eine ganze Gondel wendet? Ich denke. — Und er hatte Recht. Nach sechs Wochen tanzte man auf der Hochzeit. Der Onkel war befriedigt von den prosaischen Garantieen Sigmundes, der es über sich gewonnen, eine ganze fünfactige Tragödie zu vernichten; die Miß war entzückt von der ritterlichen Romantik ihres Lebensretters und gab gern den Ruhm eines Child Harald dafür; der Dichter aber fühlte sich im Besitz des liebenswürdigen Kindes reichlich entschädigt für seine geopferten Ansprüche, und spät noch als glücklicher Vater gab er jüngeren Talenten den guten Rat, ihre Poesien nicht nur öffichtlich zu verbrennen wie bisher, sondern zur Abwechselung auch zu ersaufen; man könne nicht wissen, wozu es gut sei.

Valendis.

Briefliche Mittheilung aus Neuenburg.

Zwischen den Höhen längs der Nordseite des Neuenburger Sees und dem eigentlichen Jura läuft parallel mit beiden das vierthalb Stunden lange, vom Seyon bespülte, etwa zwanzig Ortschaften zählende Val de Ruz. Vom See aus führte ursprünglich, das heißt, bevor die Kunst eine schöne Straße über die Berge schuf, in dieses abgelegene Thal die wilde Seyongasse, eine schluchtenbewachsene Felsenschlucht, die schon die Römer von der sequanischen Niederlassung Noidenoler (das heutige Neuenburg) in die Ruzfläche leitete; noch erkennt man ihre Straße da, wo heutzutage die Erscheinungen der neuern Cultur, die Uhren-, Indienne-, Spitzenfabriken stehen. Hart am Ausgang dieser einstündigen Schlucht, auf der rechten Seite des überbrückten Seyonbachs liegt auf den Trümmern einer ältern Burg das Grafenschloß von Valendis oder Valangin und zu dessen Füßen ein Dorf von nur fünfzig Häusern und nicht fünfhundert Seelen, von denen fünfundzwanzig Familienväter die eigentlichen valendiser Gemeindebürger sind. Mit diesen wenigen, denen das liegende Gemeindevermögen der Dorfschaft angehört, darf die einige tausend Köpfe zählende, ein Capitalvermögen von 150,000 Franken verwaltende, vielbesprochene „Bourgeoisie von Valangin“ nicht verwechselt werden. Letztere ist eine politische Corporation, deren Ursprung ungefähr folgender. Mehre im Mittelalter zerstörte Dörfer und die darauf folgenden Ansiedlungen im Ruzthal und in den angrenzenden Bergen begaben sich in den Schutz der für damals mächtigen Burg Valangin. Daraus erwuchs im Lauf der Zeit eine Gemeinsame, welche mit der Stadt Neuenburg hinsichtlich der Kopfzahl rivalisiren konnte. Der Neuenburger Adel, der mit der Neuenburger Bürgerschaft zu kämpfen hatte, suchte in der Korperschaft von Valendis einen Bundesgenossen und fand ihn auch im entscheidenden Jahre 1707, wo die Adeligen die Erwählung eines fremden Fürsten, die bürgerlichen aber die Errichtung eines vierzehnten Schweizerkantons betrieben. Dadurch nämlich, daß die projectirte aristo-demokratische Republik eine Nachbildung Berns, Freiburgs, Solothurns ꝛc. werden und eine regierende Hauptstadt haben sollte, wurde die Eifersucht der zweitmächtigsten, alsdann bedeutungslosen Bourgeoisie geweckt; dieselbe versprach sich mehr Vortheile von einem ausdrücklich ausbedungenen Grafen von Neuenburg und Valendis als von einem Kanton Neuenburg. So erfolgte die Wahl des Preußenkönigs Friedrich I. zum Regenten beider Grafschaften. Als nun aber in dessen Namen die Neuenburger Aristokratie regierte, trat die Bürgerschaft von Valendis in die entschiedenste Opposition gegen die bisherigen Freunde, besonders in den Jahren 1722 und 1755. Da der die bürgerlichen Freiheiten beschneidende Adel vom Berliner Hof Recht erhielt, kam es zu dem stürmischen Jahr 1768, wo beide sonst rivalisirende Bürgerschaften als treue Verbündete eine engere Einverleidung in die schweizerische Eidgenossenschaft anstrebten, jedoch durch Berner Bajonette — der jeweilige Fürst von Neuchatel war Bernbürger — zur Ruhe gebracht wurden. Beim Ausbruch der französischen Revolution opponirte die valendiser Corporation gegen den Neuenburger Adel, der die Emigranten schützte, und verlangte deren Ausweisung. Unter der napoleonisch-berthier'schen Herrschaft und im ersten Jahrzehnt der preußischen Restauration finden wir sie ohne politische Thätigkeit; dagegen erscheint sie nach der Julirevolution an der Spitze der Reformfreunde. Hier nun beginnt der geschichtliche Wendepunkt. Die Aristokratie machte einige Concessionen, verschaffte den Chefs der Bürgerschaft Decorationen und trat selbst mit der Masse ihrer Anhänger in die alte Verbindung ein. Es wurde Mode und Ehrensache Bourgeois von Valangin zu heißen; die Königin von Preußen ließ der Corporation bei den Ursulinerinnen in Stäfis eine schöne Fahne sticken; es entstand aus dem oppositionären Verein ein Stützpunkt der preußischen Herrschaft. Die Revolution von 1848 fand daher in ihr eine entschiedene Gegnerin, deren Haß durch die neue republikanische Verfassung noch gesteigert wurde. Indem diese nämlich (§ 58) keine andere politische Körperschaft mehr anerkannte als die Legislative, Executive und Justiz, und indem sie alles und jedes Privilegium aufhob, wodurch die valendiser Bürgerschaft auch pecuniären Schaden litt, wurde dieselbe auf ein politisches Null reducirt. Sie organisirte sich nun 1849 nach Art der stadtneuenburger Bürgerstaft, die freilich ein mehr als fünfzigmal größeres Vermögen besitzt, mit einem weitern und engern Rat (conseil représentatif et conseil administratif) * und hielt unbeachtet von den Republikanern eine Versammlung in Engollon, wo in beide Räte ausschließlich Royalisten gewählt wurden. Diese Demonstration, obschon ohne alle politische Consequenz, erregte doch das republikanische Mißtrauen; man machte sich Vorwürfe, der Versammlung nicht beigewohnt zu haben; man sprach von deren Auflösung oder von einer zu octroyirenden Organisation derselben. Diese Bürgerschaft, Corporation, Verein oder wie man sie heißen will, versammelt sich nun am 6. Juli auf einer dazu bestimmten eigentümlichen Bergmatte ** bei Valangin, in gesetzlicher Form mit Regierungsbewilligung. Unter ihren Mitgliedern befindet sich beiläufig ein Drittheil Republikaner, die, um die Zahl der Gegner nicht zu vergrößern, das heißt, um nicht bei einer allfälligen Demonstration gegen das Gouvernement, zur beschließenden Majorität gerechnet zu werden, anfänglich sich des Besuchs gänzlich enthalten wollten, nun aber in Gesellschaft der übrigen nicht-incorporirten republikanischen Kan-

* Siehe Nummer 152 der Postzeitung.

** Das einzige liegende Gut, welches sie außer ihren 150,000 Franken besitzt.

tonsbürger am gleichen Tag und auf dem gleichen Erdreich, woran auch dieser Drittheil Antheil hat, eine Volksversammlung abhalten werden. Soviel zum Verständniß des 6. Juli.

Die Goethe-Schiller-Denkmal-Angelegenheit.

Von Fr. Eggers. *

Die Aufstellung eines Denkmals für unsere beiden größten Dichter ist für jeden Deutschen eine zu wichtige Angelegenheit, als daß dieselbe zu ausführlich sollte besprochen werden können. Es wird nicht unwillkommen sein, wenn wir daher zunächst einmal zusammenfassen, was bis jetzt öffentlich darüber verhandelt wurde. Im vorigen Jahrgang brachte das deutsche Kunstblatt einen mit Wärme und Begeisterung für die Sache geschriebenen Aufsatz aus Kuglers Feder. Er enthält die Beschreibung des Rauch'schen Entwurfs, den er, so wie er da ist, zur Ausführung empfiehlt. Dreimal hat sich dann die allgemeine Zeitung mit der Frage beschäftigt. Nummer 23 des laufenden Jahrgangs enthält von Berlin aus eine kurze Beschreibung des Rauch'schen Entwurfs. ** Von München aus dagegen eingelegte Bedenken beziehen sich auf den nur einmal, und zwar in der Hand Goethe's vorhandenen Lorbeerkranz. Es wird begehrt, daß Schiller ein gleiches Ruhmeszeichen haben solle. Dann wird das griechische oder ideale Kostüm getadelt und die Tracht der Zeit empfohlen. Sollte diese, heißt es, bei einer Gruppe unthunlich sein, so wäre eine Einzelaufstellung vorzuziehen, so daß ein jeder sein Standbild erhielte. Drittens hält sich dann Weimar ausführlich und in einem geistvoll geschriebenen Aufsatz über die Angelegenheit vernehmen. Der Verfasser desselben hebt damit an, daß er jene Unthunlichkeit der modernen Kleidung bei einer Gruppe darzulegen sucht, während er dieselbe für Einzelstatuen — die dann allerdings eine ganz andere Aufgabe seien — für zulässig hält. Eine Gruppe, aber habe notwendig einen gemeinsamen allgemeineren Gedanken. Einen solchen auszudrücken, erklärt er zwei im Kostüm der Zeit neben einander gestellte Figuren für unfähig, gleichwie sie, so aufgestellt, zugleich den Genuß ihrer als Einzelstatuen unmöglich machen möchten. Der Beschauer würde ruhelos hin und her von einem zum andern gewiesen werden, von Detail zu Detail, ohne daß man ihm ein äußerlich Zusammenfassendes noch innerlich Verbindendes gäbe.

Diesem Uebelstand wollen einige nun durch den verbindenden Mantel begegnen, aber nicht durch den griechischen, sondern durch den modernen, der sich künstlich zur Aehnlichkeit mit Antiken stylisiren lasse. Da wird nun wie überhaupt solchen Mantelfiguren der Krieg gemacht, so auch die Unlüchtigkeit des modernen Mantels nachgewiesen, die Verbindung zweier Bildnißstatuen zu bewirken. Sie bleibe zufällig und trenne daher mehr, als sie verbinde. Werden nun aber jene beiden Bildnißfiguren ohne denselben zur Darstellung gebracht, so werde ihnen immer die notwendige Verbindung fehlen und ihre Zusammenstellung höchstens ein Genrebild, ergeben. Rauchs Werk habe aber eine andere Idee. Der Meister habe die Dichter in ihrem Zusammenwirken, in der schönen Einigkeit ihres mächtigen Bestrebens plastisch ausdrücken wollen. Dafür wird die antike Tracht in Anspruch genommen, sie wird die ideale Functionstracht der Dichter, die plastisch normale Dichtergewandung genannt und insbesondere für Schiller und Goethe und wiederum insbesondere in der Epoche für besonders geeignet gehalten, wo sie einander begegneten, stärkten, hoben.

Sie haben, schließt der Verfasser, aus der barbarischen Sittlichkeit, in der sie bürgerlich aufwuchsen, und aus der französelnden Mode, deren Herrschaft sie an ihren bloßen Rücken immerhin dulden mußten, sich und uns emporgehoben zu einer veranschaulichten, edel ernsten, hochsinnig heitern Geistesfreiheit, die den Menschen klar und ganz, beweglich und innig zusammenfaßt und zusammenhält. Nur in so einfacher, klassisch klarer Zusammenfassung, in so gültig und fühlbar classischer Gewandung, so idealer Priesterlichkeit können sie dargestellt werden, wenn wie die Dichter in ihrer Wahrheit uns zum gerechten Stolz, wenn wir die großen Rivale in ihrer Freundschaft uns zum heiligen Vorbild, wenn wir, uns allen zur tröstlichen Zukunfthoffnung vor der trüben Wolke unserer Zeit, sie, die rettenden Tyndariden schauen sollen.

Endlich und zuletzt haben wir noch auf den Aufsatz in Nr. 24 des diesjährigen Jahrgangs des Kunstblattes hinzuweisen, wo Herr — r die Rauch'sche Gruppe in ihrer Conception nochmals warm zur Ausführung, — wenn nicht anders, durch Beiträge der Nation — empfiehlt.

Man gestatte uns folgende Bemerkungen: Der Hauptinhalt der Sculptur, ihre wesentliche Aufgabe ist die in den Raum gestellte menschliche Gestalt, die vom Geiste durchwaltet erscheinen soll. Der Ausdruck des Gesichts geht, bei aller Individualisirung, nicht bis zur letzten subjectiven, innerlichen Darlegung; daher auch das Auge, dieser treue Spiegel derselben, fehlt. Denn die Plastik meidet alles Zufällige und Vergängliche und strirt selbst an Individuen nur das Bestehende und Allgemeine. Dieser Grundsatz gilt sogar bei der Porträtstatue, weil sich auch in den individuell ausgeprägten Zügen das Allgemeine im Einzelnen recht gut darstellen, das Zufällige ignoriren läßt. Den Griechen, diesem auserwählten Volke der Plastik, war der nackte Körper im gewöhnlichen Leben gefälliger als uns und er präsentirte sich ihnen in schöner Ausbildung. Dann aber konnten sie seine Bekleidung, wie sie das Leben zeigte, künstlerisch verbrauchen, entweder ganz so, wie sie da war, oder mit sehr geringen Veränderungen, * die vom Fremdwerden durchaus entfernt waren. Die Griechen stellten durch ihre eigne Persönlichkeit plastische Figuren dar. Sie wiederholten in der Kunst mit einem wunderbar feinen Gefühl für die Plastik der Erscheinung sich selber in der von der Fantasie begriffenen ebelsten Naturform, welche von dem geistig Ewigen durchhaucht ist. In seiner Statuenwelt schaut sich der griechische Künstlergeist an.

Der Spiegel aber des modernen Kunstgeistes ist von den bildenden Künsten die Malerei. In der Sculptur findet er nicht mehr dieselben Bedingungen, dieselben Aufgaben, wie sie bei den Griechen waren. Daher sich einmal die moderne Sculptur anfangs — nämlich im Mittelalter — dem Malerischen zuneigte, dann aber im allgemeinen lange nicht in der Breite und Vielfältigkeit der Existenz auftritt, wie die Schwesterkunst.

Will die heutige Plastik nackte Körper darstellen, so findet sie dafür nur bei antiken oder idealen Stoffen Gelegenheit, oder sie muß sie in der Kinderwelt, im Genre, suchen. Bei dieser

* Aus dem deutschen Kunstblatt.

** Uebrigegangen in die Nummer 152 laufenden Jahrgangs des Konversationsblattes.

* Man hat wol zeitlang gemacht, daß z. B. die Darstellung der Epheben auf dem Friese des Parthenon eine solche künstlerische Bearbeitung der gewöhnlichen Tracht sei, indem die Jünglinge im Festzug gewiß mit Cysten und Cslamys bekleidet gewesen, während hier die anmutig fliegenden Gewandungen viele schöne nackte Glieder preisgeben. Doch kann man andererseits an die sorgfältig und künstlich gelockten Haare und den Phallus der Reginten erinnern, welche doch vielleicht einer Sitte und nicht dem künstlerischen Sinn ihre Behandlungsweise verdanken.

Beschränkung hat sie sich mit Energie auf die Ausbildung der Porträtstatue geworfen und sie hat hier einen langen Entwicklungskampf in Bezug auf den Leib, das vorwiegend von der Lebendigkeit und weniger von dem Geistigen Durchdrungene aus der Persönlichkeit, namentlich in Bezug auf die Bekleidung durchgemacht. Sie hat den Irrtum, dem Porträtkopf einen nackten Körper zu geben, nicht unversucht gelassen. Dann gab sie ganz naiv ihm die antike Kleidung. * Diese Kleidung haben wir nun als die absolute bezeichnen hören müssen, wofür sich allerdings manches beibringen läßt, namentlich aber der Umstand, daß die Griechen einmal keine plastisch schönere zu Stande gebracht haben, mithin eine solche auch für uns nicht denkbar ist.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton
für Litteratur und Kunst.

Die Musikalienhandlung von Breitkopf und Härtel schreitet tüchtig vorwärts mit der Veröffentlichung von Mendelssohns musikalischem Nachlaß. Manches dieser nachgelassenen Werke würde Mendelssohn selber vielleicht nicht vor die Oeffentlichkeit gebracht haben; dennoch gibt dieser reiche Nachlaß (es sind bereits nicht weniger als 27 Werke aus demselben veröffentlicht) ein glänzendes Zeugniß für die erstaunliche Schöpfungskraft des großen Meisters. Eingeine dieser Compositionen zeigen uns Mendelssohn von einer ganz neuen, bisher unbekannten Seite, wie zum Beispiel die merkwürdige Ouverture zu „Ruy Blas“, in welcher der Meister den mehr quantitativen Effect der Instrumentalmassen, die Entwickelung der in großen Linien umrissenen melodischen und harmonischen Gruppen in einer Weise walten läßt, welche gegen seine sonstige fast ängstlich ins Feine gearbeitete Schreibart aufs schärfste absticht. Auch die Fragmente der unvollendeten Oper „Lorelei“ sind nunmehr im Druck erschienen. Während der großartige Torso des ersten Finales in den Concertsälen von Berlin und Leipzig, also an den Orten des besonderen Mendelssohns-Cultus, mit ziemlich lauer Anerkennung aufgenommen wurde, waren wir anläßlich Zeuge, wie dieses Bruchstück auf der Bühne zu Frankfurt a. M., dargestellt unter Gustav Schmidts meisterhafter Leitung, die Zuhörer zur Begeisterung fortriß und in rascher Folge mehr Aufführungen erlebte als manche gepriesene vollständig neue Oper. So berichtet ein über die neuesten historischbedeutenden Erscheinungen der Musik abhandelnder Artikel in der Beilage zur Augsburger allgemeinen Zeitung.

Emil Devrient hat am 2. Juli die Ehre gehabt, vor der königlichen Familie und einem kleinen Hofcirkel im Buckinghampalast seine Gabe als Vorleser zu produciren. Die gewählten Stücke waren: der erste Act des Faust und einige Gedichte von Maltitz, Gudtz und Holtei. Von seinen englischen Kunstgenossen wurde Devrient in sehr schmeichelhafter Weise gefeiert. Der Garrick-Club veranstaltete ihm zu Ehren ein glänzendes Bankett, bei welchem Charles Kemble den Vorsitz hatte. Es fehlte nicht an herzlichen Trinksprüchen auf den Ruhm und das Gedeihen der deutschen Literatur und Kunst. Kean machte dem deutschen Hamletdarsteller ein altes musikalisches Manuscript — die aus dem vorigen Jahrhundert überlieferte Melodie zu den Liedern Ophelia's — zum Geschenk. Endlich hatte Devrient die Ehre, als correspondirendes Mitglied in den Garrick-Club aufgenommen zu werden.

* Daß sie ihm dabei die Perrücke ließ, ist allerdings als eine wunderliche Inconsequenz zu bezeichnen.

Tabletten.

***. Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in Petersburg ist durch die Freigebigkeit der Großfürstin Helena Paulowna kürzlich um ein astrologisch-astronomisches Instrument, welches einstens Eigentum Wallensteins war und noch demselben bei seinen astrologischen Forschungen gebraucht wurde, bereichert worden. Jenes Instrument, welches aus Kupfer besteht, ist im Jahre 1568 in Löwen in Belgien durch G. A. Gemmi, Enkel des berühmten holländischen Astronomen Gemmi, verfertigt worden. Auf demselben sieht man eine Eintheilung der Erde in Grade, die vorzüglichsten Sterne des Firmaments, die Richtungen der zwölf Hauptwinde, die Tage im Jahr, Planeten rc. verzeichnet. Nach dem Tode Wallensteins gelangte dieses Instrument in ein Kloster nach Prag, von da nach Wien und bald nachher war es im Besitz des Klosters zu Seligenthal. Darauf befand es sich im Observatorium zu Mannheim, von woher es unbekannt, warum und wann, wieder nach Seligenthal zurückgelangte. Hier wurde dasselbe einem Beamten des Fürsten Leiningen verkauft, von welchem für eine bedeutende Summe die Großfürstin Helene Paulowna es erstand und der kaiserlichen Bibliothek zum Geschenk machte.

***. In Paris bewundert man jetzt kunstvolle Möbel aus dem Holze einer Cactusart, Opuntia, die in den heißen Strichen Algeriens wächst und deren Holz, weil es im natürlichen Zustande durchbrochen ist, die „Spitzen der Sahara“ genannt wird. Das Holz ist biegsam und stark, von schöner Farbe und gibt an und für sich die herrlichsten Formen. Ein verabschiedeter Unteroffizier der Spahis namens Toussaint, hat diese Holzart zuerst angewandt und kann jetzt nicht allen Bestellungen nachkommen; denn in der vornehmen Welt sind die Möbel aus dem Holze der „Spitzen der Sahara“ einmal Mode, sollen sich aber auch durch Zierlichkeit und Eleganz auszeichnen.

***. Lady Franklin hat wieder ein Fahrzeug zur Ausfuhung ihres Mannes ausrüsten lassen. Es ist dies der Schraubenschooner „Isabel“ unter dem Commando von Capitän Inglefield, der seine Reise im Monat Juli antreten wird.

***. Der Astronom Hind in London hat abermals einen neuen Planeten neunter Größe entdeckt, und zwar in der Milchstraße westlich von dem mit m bezeichneten Stern vierter Größe.

***. In einer der letzten Sitzungen des Brüsseler Gemeinderates ist der Vorschlag, auf dem Zunfthause der Brauer das Standbild Egmonts aufzustellen, verworfen worden. Man entschied sich für die Reiterstatue Karls von Lothringen, welches auch die Brauer selbst wünschten.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 8. Juli. (Gastdarstellung der italienischen Operngesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Bocca.) Ernani, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Verdi.

Freitag, den 9. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Kaiserlichen Theater in Wien.) Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: „Das liederliche Kleeblatt“, Zauberposse in drei Abtheilungen, von Nestroi. Zwirn: Herr Grois. Knieriem: Herr Scholz.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 163. Freitag, **9. Juli 1852.**

Ein Zug aus dem Leben des Königs Hieronymus von Westfalen.

Eine Anekdote, mitgetheilt von K.

Eine gute Stunde von der Residenzstadt Kassel entfernt liegt die durch ihre seltenen Schönheiten weit und breit berühmte Wilhelmshöhe, zur Zeit von König Hieronymus' Regierung nach dessen allgewaltigem Bruder Napoleonshöhe genannt. Schon damals war der Ruf dieser herrlichen Anlagen, bei denen sich Kunst und Natur geschwisterlich vereinigt haben zum schönsten, vollendetsten Ganzen, weit in die Gauen Deutschlands gedrungen. — Ausgezeichnet durch seine wunderschöne Lage und durch seine großartige, in italienischem Styl ausgeführte Bauart ist besonders das Schloß, gegründet von dem Kurfürsten Wilhelm I. Wol niemals aber mag dasselbe gerauschvollere Zeiten erlebt haben, als grade während der Regierung des Königs von Westfalen, wo König Hieronymus daselbst einen Luxus um sich geschaffen hatte, welcher fast an Scheherazadens Märchen erinnern mochte.

Eine andere anziehende Partie auf Wilhelmshöhe ist die Löwenburg, eine in altertümlicher Weise aufgeführte, halberfallene Burg, in welcher auch die inneren Räume, die Säle und Zimmer, in mittelalterlichem Geschmack eingerichtet und ausstaffirt sind. In dem Rittersaal, worin Rüstungen aller Art in symmetrischer Ordnung und Reihenfolge aufgestellt sind, stehen hoch zu Roß zwei geharnischte Ritter kampfgerüstet einander gegenüber, eben die Lanzen einlegend zum zerschmetternden Stoß. Beide sind von Holz, und nur die Rüstung wie der Helm mit dem wallenden Reiherbusch noch eine Erinnerung an alte Zeiten.

Es war am Abend des 21. September 1812. Hell erglänzten die hohen Fenster des Schlosses zu Wilhelmshöhe vom Kerzenschimmer; lauter Jubel, rauschende Melodien erschallten aus den Sälen, in welchen eine frohe Menge stürmisch wogte. König Hieronymus hatte die Nachricht von dem Sieg seines kaiserlichen Bruders bei Mosaisk erhalten, und feierte diesen Sieg mit Festlichkeiten aller Art, deren Schluß ein großer Ball machte, zu welchem hunderte von Gästen von nah und fern geladen waren.

In ehrerbietiger Entfernung vor dem Schlosse standen eine Menge Leute, deren Neugierde die Unannehmlichkeiten eines weiten Weges besiegt hatte, und welche herbeigeströmt waren, um Zeugen all der Herrlichkeit und Pracht zu sein. Lauter schmetterten jetzt die Trompeten, heller erklangen die Flöten und Geigen und dazwischen wirbelten die Pauken — es wurde der Toast auf den neuerfochtenen Sieg, auf den Kaiser und den König Hieronymus ausgebracht, und in die lärmenden Instrumente mischte sich der unendliche Jubel der Gäste, welche, sich den brausenden Eindrücken der Gegenwart hingebend, nicht ahnten, daß dieser Sieg der letzte sei, den der Kaiser auf russischem Boden erfechten sollte, und daß der Zeitpunkt, an welchem die Herrschaft der Napoleoniden zusammenstürzen würde, schon so nahe sei. —

Unter den neugierigen Zuschauern befand sich auch ein junger Mann von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, der grünen Kleidung nach zu urteilen ein Jünger des heiligen Hubertus. Zwar schien er gar große Lust zu haben, dem lärmenden Treiben noch ein Weilchen zuzuschauen; war es jedoch die Zeit oder sonst eine Ursache, welche es ihm verboten, — plötzlich hängte er die Doppelflinte über die Schulter und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Nicht lange und er war dem Gedränge enteilt und rüstig verfolgte er nun seinen Weg, indem er zur Verkürzung desselben ein Jägerstückchen vor sich hin pfiff. Eben war er auf die Chaussee gelangt, welche an der Löwenburg vorbei nach dem Schlosse führt, und in unbestimmter Ferne traten die dunkeln Umrisse ersterer hervor. Gespenstig reckte der runde Thurm sein bemooostes Haupt in die Lüfte, als ob er ein riesiger Wächter den Wald zu bewachen habe. Jetzt war unser Wanderer angelangt an dem grauen Gemäuer, und wie unwillkürlich hemmte er seine Schritte und betrachtete dasselbe aufmerksam. Sein Auge blickte so sehnsüchtig hinüber, als wäre es ein verzaubertes Schloß und darinnen läge die wunderschönste Prinzessin von einem bösen Zauberer in Schlaf und Banden gehalten, und harrte der Erlösung, welche ihr jedoch von dem Jägersmann nicht zu Theil werden zu sollen schien, denn nachdem er kurze Zeit sinnend verweilt hatte, warf er einen Kuß hinüber, sagte ein leises „Schlaf' süß" und entfernte sich langsamen Schrittes. Es war nun freilich keine Prinzessin, welche in der Löwenburg schlief, und der der Gruß gegolten hatte, sondern es war des Castellans der Burg einziges Töchterlein: Marie. — Den Gruß wird ihr auch niemand bestellt haben, denn in dem Augenblick saß sie still bei Vater und Mutter in einer geräumigen Stube des Erdgeschosses, welche nur die Aussicht auf den Hof hatte, und war mit irgend einer Arbeit beschäftigt. Die Fenster des Zimmers waren geöffnet, um der kühlen Abendluft Eingang zu verschaffen. Nur schwach und gedämpft drangen die frohen Melodien aus dem Schlosse herüber. Der Castellan, in den rüstigsten Jahren stehend, ging mißmutig im Zimmer auf und ab, denn niemals war er ein Freund der Franzosen und ihrer Herrschaft gewesen, sondern ein Anhänger seines angestammten Fürstenhauses geblieben. Bei jedem lauten Accord, welchen der Abendwind herübertrug, konnte er eine Bewegung des Unmuts nicht verbergen.

„Wenn nur einmal diese Franzosen wären, wo der Pfeffer wächst, brummte er in den Bart; seit die im Lande sind, ist Ruhe und Ordnung verschwunden und eher wird es auch nicht besser, als bis sie da sind, woher sie gekommen! Hätte ich doch wahrlich nicht geglaubt, in meinen alten Tagen solch ein gottvergessenes Treiben erleben zu müssen!" — Nun, nun, begütigte seine Frau, es wäre mir freilich auch lieber, wir hätten unsern

Kurfürsten wieder, allein so gefährlich, wie du die Sache machst, ist sie auch nicht. Gibt doch der König dem Bürgersmann etwas zu verdienen; — manch Stück Geld wandert aus dem Beutel der Franzosen in die Hände des Arbeitsmannes und seit sie da sind, ist doch wieder Leben in das Schloß gekommen. — Ei was zum Henker habe ich denn davon! unterbrach der Castellan seine Ehehälfte; keine Gesetze aber lassen diese Fremden ganz, keine hergebrachte Ordnung lassen sie stehen und immer mehr und mehr verdrängen sie die gute alte Zeit und setzen an deren Stelle ihre neumodischen, französischen Manieren. — Frau Castellan wollte im Hausfrieden keine Störung eintreten lassen und schwieg darum; ihr Mann aber, nachdem er noch einigemal das Zimmer durchschritten, nahm das mächtige Schlüsselbund zur Hand und begab sich hinaus, um gewohnter Weise die abendliche Runde durch die Burg zu machen.

Wir wollen nun den Leser mit dem Jägersmann näbere Bekanntschaft machen lassen, welchen wir vorhin begleitet und belauscht haben. Es war dies nämlich der junge Forstpraktikant Karl Robertus, welcher seit kurzem erst die Universität verlassen hatte und hierher gekommen war. Von je her ein Freund der Natur und des Naturlebens hatte er sich die Forstwissenschaft zum Studium erwählt, und war nach bestandenem Examen, um die Sache auch praktisch zu betreiben, dem Revierförster zu Wilhelmshöhe, welcher die ausgedehntesten Waldungen unter sich hatte, als Gehülfe beigegeben worden. Jeden Morgen und jeden Nachmittag zog er hinaus in den Wald in vollständigem Jagdanzuge, bewaffnet mit Büchse, Hirschfänger und Waidmesser. Sein Weg führte ihn öfters an dem großen Burggarten vorbei, welcher zu der Löwenburg gehört und der mit seinen zopfmäßig zugeschnittenen Hecken und Taxusbäumen, mit seinen zierlich gewundenen, mit feinem Kies bestreuten Gängen lebhaft an den Roccocogeschmack des vorigen Jahrhunderts erinnert. In diesem Garten nun war es, wo Karl zum erstenmal die reizende Tochter des Castellans gesehen und sie sogleich zur Königin seines Herzens erwählt hatte. Aber Karl hatte im Anfang Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, ehe es ihm gelungen war, in eine Verbindung mit Marien zu treten; denn ihre Mutter, die wol wußte, welch einen Schatz sie in dem Mädchen besaß, bot alles auf, um diesen Edelstein vor der Außenwelt zu bewahren. Und es war in der That ein Edelstein, welchen sie bewachte! Wenn man das Mädchen sah, mit welchem Eifer sie die Mutter in allem unterstützte, wie es früh und spät sich im Haushalt etwas zu thun zu machen wußte, wen hätte das nicht freuen sollen? Und wie lieblich war das feine, ovale Gesichtchen eingefaßt von dem kastanienbraunen Haare, wie glänzend strahlten die blauen Augen, gleich dem bläulichen Spiegel eines tiefen, tiefen Sees!

Bis jetzt waren die Eltern noch nicht eingeweiht in das süße Geheimniß; die Liebenden konnten sich deshalb auch nicht anders sprechen als morgens früh eine kurze Weile, wenn Karl an dem Schloßgarten vorüberkam, in welchem Marie sich zu thun zu machen wußte, oder abends in der Dämmerung unter dem breiten, gewölbten Thorbogen, welcher den Eingang in den Hofraum der Burg bildet, wo dann auch eine Taruslaube, die den Garten umsäumte, sie in ihren schirmenden Schatten aufnehmen konnte. Der nächste Tag aber sollte der entscheidende werden. Sie hatten nämlich verabredet, daß Karl an diesem Tage dem Castellan ihr Verhältniß entdecken, ihm sagen solle, wie sehr sie sich liebten, und daß er ihnen seinen väterlichen Segen geben möge.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goethe-Schiller-Denkmal-Angelegenheit.

Von Fr. Eggers.

(Fortsetzung.)

Wie verhält sich nun diese absolute und zugleich griechische Kleidung zur heutigen Plastik? Einfach so: weil sie die absolute ist, läßt sie sich sehr gut für ideale Stoffe verwenden; man braucht nur an ihrem Princip festzuhalten, welches alle mögliche Freiheit gestattet. Aber weil sie die griechische ist, läßt sie sich nicht für die Porträtstatue verbrauchen; denn sie verlangt als solche eben auch einen griechischen Körper. Die hervorstehenden Beine und Arme, der unter dem Gewand steckende Leib, alles muß griechisch sein, alles bis auf den Kopf, wenn wir nicht der unangenehmsten Dissonanz begegnen sollen. Kopf und Glieder aber bei der Anschauung gleichsam zu trennen, jenen in der darin befestigten Geistigkeit verehren und bewundern, sich an der schönen Umbüllung dieser wie an einem schönen Piedestal erfreuen zu sollen, ist eine unstatthafte Forderung. Deshalb kam die Sculptur auf ihrem Entwickelungsgang auf dem Gebiete der Porträtstatue zunächst auf die Mantelfigur. Diese ist ein unglückseliges Auskunftsmittel, eine halbe Maßregel. Denn „stylisirt man sie künstlich zur Aehnlichkeit mit Antiken", was der böse Kragen oft sehr schwer machen wird, so ist es so gut, als legte man eine Toga über Frack und Uniform und die Leute bekommen ihren „Schutz gegen Wind und Wetter" so umgethan, wie sie zu Lebzeiten sicherlich draußen auf eine Straßenjungenescorte hätten rechnen können. Hängt man ihnen aber dies Kleidungsstück über, wie sie es getragen haben, dann ist nichts verbessert, denn auch die Mäntel sind im Zuschnitt dem Eigensinn der Mode unterworfen und die moderne Zeit trägt ihre Kleider einmal passiv, während die Griechen die ihrigen activ trugen. Uns zieht der Schneider an, nicht wir. Ich weiß wol, daß unsere wackersten Bildhauer viele Mantelfiguren gemacht und sich oft sehr gut aus der Affäre gezogen haben. Mit dem Berichterstatter aus Weimar halt' ich auch den Mantel für gerechtfertigt bei dem Krieger, zu dessen voller Kleidung er gehört, namentlich „im Lager und Feld, unter Strapazen, wo sich sein Verdienst am entschiedensten bewährt". Im allgemeinen aber ist er doch nur als das Product einer Durchgangsperiode zu nehmen, die auf dem Wege der Ausbildung der Porträtstatue lag und der unsere Künstler den Tribut haben zahlen müssen. Schadow bekanntlich wagte zuerst die Porträtstatuen seiner Kriegshelden in ihrer leibhaftigen Uniform, in der sie der Welt bekannt und vertraut geworden, hinzustellen. Hier ließ man es gelten, eben weil grade dieses Kleid zugleich bekannt geworden war mit dem Mann, gleichsam mit ihm verwachsen war. Anders bei den Männern aus andern Sphären der Thätigkeit. Sie haben heute diesen und morgen jenen Rock angehabt. Obschon man sagen kann, daß grade von Goethe und Schiller Bilder existiren, welche genugsam dafür geforgt haben, daß man sie sich auch in einem ganz bestimmten Kleide denkt.

Auch diese Hülfe hat nun der Schöpfer der Lessingsstatue nicht einmal, und doch hat er die bis zu ihm bestehenden Gesetze des künstlerischen Schaffens mit derjenigen edlen Freiheit und mit der maßvollen Gewalt durchbrochen, welche nicht ein Verstoß gegen das Gesetz, sondern vielmehr die Verkündigung eines neuen Gesetzes genannt werden muß. Und dieses Gesetz gilt von nun an. — Für die Einzelstatuen! rufen München und Weimar — nicht für Gruppen! Da weise ich nun blos auf Meister Rauchs eignes Werk, auf die sogenannte Friedensgruppe seines Friedrichsmonuments hin. Da ist die Gruppe im bürgerlichen Zeitkostüm des vorigen Jahrhunderts! — Ich will mir den Einwand nicht sparen, den Sie, meine Herren,

erheben werden: diese Gruppe sei eigentlich nur ein Hautrelief, sie bestehe nicht für sich, drücke nicht einen Gedanken für sich aus, sondern stehe in Beziehung zum Ganzen, habe nur zu zeigen, daß auch die Wissenschaften und Künste einen Platz in dem Reiche und an dem Throne des großen Königs hatten. Hier aber sei die Aufgabe der Gedanke: „den herzinnigen Verein der beiden Dichterfürsten im gemeinsam rühmlichen künstlerischen Streben darzustellen". Was habe dieser Gedanke mit den Röcken der Männer zu schaffen? In der That gar nichts! Hier handelt es sich auch nicht, wie auch schon aus Weimar bemerkt wurde, um die Darstellung von Bildnißstatuen, sondern wir haben eine ideale Aufgabe und als solche eigentliche Sculpturaufgabe; den vor allen Kunstarten ist die Plastik mit dem Idealen eng verbrüdert.

Es gilt also zwei Dichter darzustellen, den einen als eine volle, kräftige, auf das künstlerisch Reale, auf das Objective gerichtete Persönlichkeit, von einem Geist, der wie eine Sonne das Pflanzenhaus seines Körpers zur üppigen stolzen Reife herausgebaut hat; den andern als von idealer Richtung, von einem Geist, der wie eine heilige Flamme sein Haus verzehrt, weil es nicht ewig ist, wie er selber. Die Nation soll sich an dem Glück erfreuen, welches sie hat, daß sich diese beiden Geister fanden und um einander wanden zu schöner Einheit. Das ist eine würdige Aufgabe und von Rauch ganz herrlich gelöst! Schaut man näher zu, so findet man bekannte liebe Züge ausgeprägt. An diese Männer würden wir doch erinnert haben, wenn wir diese Gruppe als Antike zum Beispiel irgendwo ausgegraben hätten und in ihren Sinn eingedrungen wären. Wir hatten auch zwei solche, würde man sagen, wir nannten sie Goethe und Schiller!

Nun machen wir aber auf die Notwendigkeit des Zusammenhangs aufmerksam, worin ein Sculpturwerk stets mit seiner architektonischen Umgebung stehen muß. Daß die darin gültigen Gesetze bei einem Werke von idealem Inhalt noch strenger als bei jedem andern eingehalten werden müssen, leuchtet ein. So wie ein architektonisch eingeschlossener Raum, namentlich je weniger er Nützlichkeitszwecken dient, eigentlich so lange nicht für künstlerisch vollendet gelten kann, als ihm noch der Schmuck der Sculptur fehlt, welche dann mit Rücksicht auf seine Dimensionen und seinen Charakter dazu gefertigt werden muß, ebenso soll ein plastisches, namentlich monumentales Kunstwerk mit Rücksicht auf einen bestimmten Aufstellungsort geschaffen werden. In dem vorliegenden Fall durfte Rauch frei schaffen, denn der passende Ort für sein Denkmal mußte, wie auch Herr —r sehr richtig bemerkt, doch auch erst geschaffen werden. Ein Heiligtum, ein Tempel, dem geistigen Cultus dieser beiden Größten eigens erbaut, wäre die würdigste Stätte der Aufstellung. Auch wir sähen sie dann am liebsten in Marmor gebildet.

(Schluß folgt.)

Ein Mörder aus Eifersucht.

Nach dem „Sol de Barcelona" mitgetheilt von A. L.

Ein schreckliches Verbrechen hat die Hauptstadt von Catalonien in nicht geringe Bestürzung versetzt. Es wohnte im dritten Stock eines neu erbauten Hauses in der Straße de Basca eine ehrbare Familie, bestehend aus Mutter und Tochter, Dolores und Antonia Roto. Erstere eine Frau noch in den besten Jahren und die zweite eine blühende zwanzigjährige Schönheit. Bei ihnen wohnte ein junger Mann namens José Corochano, Handelsagent in Barcelona. Größte Eintracht und wahrhafte Glückseligkeit herrschten im Schoos dieser Familie, die ein Unglücklicher — denn einen andern Namen können wir ihm noch nicht geben — zerstören mußte.

Es war am 22. Juni, als gegen zwei Uhr nachmittags ein im vierten Stock desselben Hauses wohnender Municipalgardist, der grade sein Lederzeug in Ordnung brachte, ein Hülfegeschrei vernahm, das aus dem dritten Stock zu ihm drang. Anfangs seinen Ohren nicht trauend, horchte er aufmerksamer und vernahm nun ein lautes Stöhnen. Da ergriff er seinen ihm zur Hand liegenden Säbel und war in einem Sprung die Treppe hinab. In demselben Augenblick aber öffnete sich die Thür des dritten Stocks, aus welcher ein Mann herausstürzte, der in einen weißen Paletot gekleidet in großen Sprüngen die Treppe hinabflog. Der Municipalgardist that ein gleiches und rief dem Fliehenden ein Halt! im Namen der Königin und des Gesetzes zu. Der Gardist aber konnte den Fliehenden nicht nur nicht erreichen, sondern verlor sogar seine Spur, als er auf der Hausflur angelangt war, wo noch eine zweite Treppe zu den hinteren Wohnungen führte. Aus dem Hause konnte der Unbekannte nicht entkommen sein; denn auf der Straße war kein so gekleideter Mensch wahrzunehmen. Als die Vorübergehenden den in der größten Aufregung sich befindenden Municipalgardisten mit dem blanken Säbel in der Hand vor der Thür erblickten, blieben sie stehen; bald kamen noch andere Gardisten herbei und es begann nun eine genaue Haussuchung; der Fliehende war jedoch nicht aufzufinden. Der im Hause wohnende Gardist begab sich nun in Begleitung noch anderer Kameraden in die Wohnung hinauf, aus welcher der Hülferuf zu ihm gedrungen war. Aber Entsetzen! Drei Leichen lagen da in ihrem Blute schwimmend und das Mordinstrument, ein spitzes Tafelmesser, neben ihnen. Es wurde nun der Behörde Anzeige gemacht und es währte nicht lange, so erschien der Instructionsrichter mit dem übrigen Personal, um Act über den Vorfall aufzunehmen.

Fast zu gleicher Zeit, während dies geschah, meldete sich im Criminalgefängniß ein junger Mann und beschuldigte sich eines dreifachen Mordes, den er in der Straße de Basca verübt habe. Die Familie des Verbrechers ist reich und angesehen und in Barcelona wie am Hoflager der Königin allgemein geschätzt. Eifersucht hat den jungen Mann zu einer That getrieben, die er jetzt bereut, um nichts sehnlicher zu wünschen, als recht bald dafür zu büßen. Er hatte dem von ihm geopferten Mädchen Liebesanträge gemacht, war aber abgewiesen worden, und glaubte nun, daß der junge bei der Familie wohnende Kaufmann nur allein die Schuld daran trage. An dem oben angegebenen Tage verfügt er sich nun mit einem Messer bewaffnet zu der Familie, sticht zuerst das junge Mädchen, das ihm die Thür öffnet, mitten ins Herz, dringt dann in das Innere der Wohnung, fällt über den vermeinten Liebhaber her und durchbohrt auch ihm die Brust; dann begibt er sich mit dem blutbefleckten Messer in der Hand in die Küche, wo die Mutter beschäftigt ist. Als diese den so wild aussehenden Fremden erblickt, stößt sie den Hülferuf aus, den der Municipalgardist gehört hatte, und sinkt einen Augenblick später unter mehren Wunden, die ihr der Mörder beigebracht, zusammen. Der Verbrecher gehört zwar zu den ältesten Familien des Landes; dies wird ihn jedoch vor der Strenge der Gesetze nicht schützen, denen er verfallen ist.

Die unschuldigen Opfer sind am 24. Juni unter Theilnahme aller geistlichen Corporationen von Barcelona und sämmtlicher Behörden feierlichst zur Erde bestattet worden.

Tabletten.

*** Die Anmeldung zum Gesangwettstreit in Düsseldorf in den ersten Augusttagen haben ein erfreuliches Ergebniß geliefert, so daß dieser Kampf um die Siegespalme ein für die Sänger wie für das Publikum höchst interessanter zu werden verspricht, da unter den eingesandten Liedern vortreffliche und erheiternde Compositionen sind. Der Ehrenpreis der Stadt Düsseldorf, den der Magistrat der kölnischen Firma: Gebrüder Schmitz, Juwelier, nach einer von denselben vorgelegten Zeichnung in Auftrag gegeben, ist soeben fertig geworden. Derselbe besteht aus einem prächtigen silbernen, beinahe 2½ Pfund schweren Pokal in byzantinischem Styl und zeichnet sich durch die Gediegenheit und Sauberkeit der Arbeit wie durch seine imponirende Schönheit der Form und Größe aus. Den Deckel des Pokals krönt eine massiv gegossene und rein ciselirte Polyhymnia, den linken Arm auf das schön emaillirte Wappen der Stadt stützend, während die Rechte den Lorbeerkranz überreicht. Auf dem achteckigen Körper des Pokals sind figürlich erhaben gearbeitet die Emblème: Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Mechanik und Technik, Ackerbau und Viehzucht, sowie die des Männergesanges und der Harmonie, alles trefflich ausgeführt. Der Pokal wie die anderen Preise werden am 15. Juli in der Industrieausstellung aufgestellt, wo sie bis zum 1. August verbleiben, um am dritten Festtag an die Sieger übergeben zu werden.

*** Venedig war der erste Staat, der in Europa eine Zeitung besaß, das erstemal im Jahr 1563 auf dem dortigen Rathaus geschrieben ausgetheilt auf Befehl und unter Aufsicht der Staatsinquisitoren. Man sagt, es sei bei Herausgabe dieser Blätter die Absicht der venetianischen Regierung gewesen, die Aufmerksamkeit des Publikums vom innern eigenen Staatswesen abund mehr auf fremde Politik und Handelsbeziehungen hinzuleiten. Jede Nummer kostete eine „Gazzetta", eine längst außer Cours gekommene Scheidemünze, deren Namen aber zur Bezeichnung aller Neuigkeitsblätter, die in Italien und Frankreich nach dem venetianischen Vorbild erschienen, gebraucht wurde und jetzt noch sprachgebräuchlich ist.

Lied.

Von Robert Burns, übertragen von Karl Schmitt.

An ein Maßlied, das er mit der Pflugschaar getroffen hatte.

Bescheiden Blümlein, weiß und rot,
Du kamst mir nah' zu deiner Not,
Des Pfluges Eisen gab den Tod
Dem Stengel dein,
Und nimmer reifet mein Gebot
Das Knöspelein.

Weh! deiner Nachbarlerche Sang,
Der eben hell ins Ohr mir drang —
Dich freut nicht mehr der frische Klang
Aus Vöglleins Brust,
Wie sonst, wenn es sich aufwärts schwang
In Morgenlust!

Bei rauhen Winden wardst du groß,
In Niedrigkeit, des Schutzes blos —
Doch blühtest du nicht reigestos
Bei Stürmen auf,
Sah gleich dein Stengel wenig blos
Vom Boden auf.

Die Gartenblumen, stolz und reich,
Schützt vor den Stürmen Baum und Zweig,
Du standst, ein Kind des Zufalls, gleich
In Schell' und Stein,
Ein Schmuck im kahlen Feldbereich,
Verkannt, allein!

Dein Kleid schien wenig achtungswert,
Doch war zum Licht dein Kelch gekehrt;
So standst du da, des Lebens wert,
In Niedrigkeit —
Nun hat die Pflugschaar dich versehrt,
Dem Tod geweiht.

So ist das Loos der treuen Maid,
Erbüt in Dorfes Einsamkeit,
Der falsche Liebe Schwüre weiht,
Auf die sie baut,
Bis daß sie sinkt in bittrem Leid,
Des Todes Braut!

So ist des schlichten Dichters Loos,
Der allen Stürmen lieget blos;
Der Welt, in schlauen Ränken groß
Erliegt er bald:
Sturm bricht und Woge auf ihn los,
Bis daß er kalt!

Ja, was da duftet ungekannt,
Was schafft und wirket ungenannt,
Erliegt dem Stolz, erliegt der Hand
Des Mißgeschicks;
Denn Gott nur ist das Flehn bekannt
Des feuchten Blicks.

Du, trauernd jetzt ums Blümchen klein,
Bedenk', sein Schicksal ist auch dein,
Schon bringt die harte Pflugschaar ein
Auf deine Blüt',
Und in der Furche ist dein Sein
Schon bald verglüt!

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 9. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Karltheater in Wien.) Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: „Das liederliche Kleeblatt", Zauberposse in drei Abtheilungen, von Nestroi. Zwirn: Herr Grois. Knieriem: Herr Scholz.

Samstag, den 10. Juli. (Gastdarstellung der italienischen Operngesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Bocca.) Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 164. Samstag, 10. Juli **1852.**

Ein Zug aus dem Leben des Königs Hieronymus von Westfalen.

Eine Anekdote, mitgetheilt von K.

(Fortsetzung.)

Der Zufall war den Liebenden günstig. Am folgenden Nachmittag ging der Castellan in Geschäften nach Kassel. Nicht weit von der Löwenburg gesellte sich der junge Forstmann mit einem höflichen „Guten Tag" zu ihm, und leitete nicht ohne banges Herzklopfen ein Gespräch mit ihm ein, dessen Inhalt sich anfangs um die Tagespolitik drehte. Da aber Karl bald einsehen mochte, daß er mit seinem Begleiter, der, wie schon erwähnt, kein allzu warmer Verehrer der französischen Herrschaft war, nicht übereinkommen könne, indem seine Ansichten in diesem Punkt denen des Castellans ziemlich schroff entgegenstanden, so lenkte er die Unterhaltung ab und auf denjenigen Gegenstand, von dem er sich wol den ganzen Tag hätte unterhalten mögen, nämlich auf Marie. Der Alte — er mochte erraten, wo Karl hinaus wolle, — antwortete wortkarg. Als ihm Karl von den guten Eigenschaften seiner Tochter, von ihren Vorzügen erzählte, waren einige: Hm, hm — ja, ja — schon recht, die einzigen Antworten, die ihm zu Theil wurden. Endlich faßte sich Karl ein Herz, überwand seine Schüchternheit und offenbarte, daß er Marie kennen gelernt, daß er sie liebe — mit einem Wort, daß er der glücklichste Mensch sein würde, wenn ihn der Castellan zum Schwiegersohn annehmen wollte. — Als ob er nicht recht gehört, blieb der Alte stehen, schaute seinen jugendlichen Begleiter von oben bis unten an und sagte endlich: Hoho, habe ich doch die ganze Zeit gemerkt, wo das hinaus wollte; also versprechen, verloben, heiraten? So? Und hat man denn auch daran gedacht, junger Mann, wie man eine Frau ernähren will, oder glaubt man, daß man von der Liebe satt wird? Das wäre mir eine saubere Geschichte! Nein, davon nur nichts mehr, das bitt' ich mir aus. Haben Sie später Amt und Brod und auch noch Lust, dann ist es noch Zeit genug, davon ein Wort zu sprechen; in jedem Fall aber müssen Sie mir Ihre Ansichten ändern: einen Schwiegersohn, der dem Bonaparte das Wort redet, nehme ich nur ungern. Und damit Gott befohlen!

Dies sagend, setzte er seinen Weg allein fort; Karl aber blieb stehen, es schwindelte ihm und die Bäume tanzten gar seltsam um ihn her. Endlich schickte er sich an, umzukehren; aber welch ein Heimweg! Planlos irrte er im Wald umher. Nichts mehr hatte Reiz für ihn, sogar die freie, frische Waldesluft, das duftige Grün der Eichen, die stille, unentweihte, jungfräuliche Einsamkeit hatten ihren Zauber eingebüßt.

In ängstlichem Harren war unterdessen Marie mehrmals die halbverfallenen Stufen des Wartthurms hinaufgeklommen, um von diesem Standpunkt aus den Weg, auf welchem Karl zurückkehren mußte, auf eine größere Strecke übersehen zu können. Oft hatte sie den Blick in die Ferne schweifen lassen, aber vergebens; doch endlich schien es ihr, als komme jemand langsamen Schrittes den Weg daher gegangen. Jetzt blitzte die Büchse einen Augenblick im Sonnenstral — kein Zweifel, der Nahende war Karl; ihr Auge, geschärft durch die Liebe, hatte ihn erkannt. Hastig flog Marie die Thurmstufen hinunter und eilte dem Geliebten entgegen. Aber wer malt ihren Schrecken, als ihr schon Karls Auge Unheil verkündete und sie dann noch die traurige Geschichte umständlich aus seinem Munde vernahm.

Wie eine schöne Statue stand sie anfangs, endlich erleichterte ein Thränenstrom ihr Herz und die Worte: Wir sind recht unglücklich, Karl, entwanden sich ihrem Munde. Vergebens waren Karls Bemühungen sie zu trösten, vergebens seine Versicherungen, daß der Vater wol nicht unerbittlich bleiben werde, umsonst — bis es endlich der der Jugend eigenthümlichen Elastieität gelang, sie aufzurichten und sie zu bewegen, Karls Worten Gehör zu schenken. Und nun gelobten sie sich, allen Stürmen Trotz zu bieten, sich stets mit unwandelbarer Treue und Hingebung anzugehören und stets mit gläubiger Hoffnung aufzuschauen zu den Sternen.

Nach und nach war es dunkler geworden in dem Wald, nur spärlich noch drang das scheidende Sonnenlicht durch das Grün der Blätter. Die Vorahnung jener nächtlichen Ruhe und Stille breitete sich aus über die Natur. Ergriffen von dieser Ahnung hielten sie sich schweigend umfangen; ihre Seelen, hingerissen und bewegt, brauchten keine Worte, um sich verständlich zu machen, der seelenvolle Blick des Auges, der leise Druck der Hand — sie waren eine Sprache, deutlicher, verständlicher und inniger als die Beredsamkeit des Demosthenes. Endlich trennten sie sich, Marie eilte zurück in die Burg, Karl schlug den Weg nach dem Försterhause ein.

Aber wer hätte wol die Ueberraschung und den Schrecken beider malen können, wenn man ihnen verraten hätte, daß eine dritte Person Zeuge der ganzen eben erzählten Scene gewesen? Und in der That war es so. Hinter einer dicken Eiche verborgen hatte ein schlanker, blühender Mann Wort für Wort mit angehört, hatte manchmal gelächelt zu dem Gespräch, dann aber auch wieder mit einem solchen Blick der Leutseligkeit und Güte auf das Paar hingeschaut, als ob er das größte Interesse an ihnen nähme. Als sie sich getrennt hatten, eilte der Unbekannte, um Karl einzuholen, gesellte sich zu ihm und leitete ein Gespräch mit ihm ein, im Verlauf dessen es ihm durch geschicktes Fragen und vermöge seiner herablassenden, herzgewinnenden Freundlichkeit, gepaart mit einem unbeschreiblich imponirenden Wesen und einer unendlichen Hoheit, deren Einfluß Karl unwillkürlich unterlag, gelang, wenigstens die Hauptmomente seines Glücks und seines Unglücks zu erfahren, ehe sie noch das Försterhaus erreicht hatten. Wie überrascht aber war Karl, als ihm der Fremde mit Zuversicht versprach, daß er versuchen

wolle, die Schwierigkeiten, welche Mariens Vater ihrer Verbindung in den Weg legte, hinwegzuräumen; ein feines Lächeln glitt über sein Gesicht, und wol mochte er denken, daß es mit dem Fremden nicht so ganz richtig wäre; allein die Bescheidenheit hinderte ihn, sein Bedenken laut werden zu lassen, und er verabschiedete sich von demselben, ohne auch nur gefragt zu haben, mit wem er eigentlich zu sprechen die Ehre gehabt.

(Schluß folgt.)

Voltaire's Gast.

Ein kleiner Lustspielstoff.

Während eines großen Theils der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es am Eingang Frankreichs, an der Schweizer Grenze, eine große herrschaftliche Gastwirthschaft, in der alles, was nur irgend in der Literatur, Kunst und Politik einen Namen, oder in Ermangelung dessen wenigstens eine lange Reihe ruhmgekrönter Vorfahren aufzuweisen hatte, aufs freundlichste aufgenommen und aufs herrlichste bewirtet wurde. Oft aber auch öffnete diese Schneideleі, natürlich nicht gar zu breit aufgetragen, die Thore. Der Wirt dieses, wie man leicht denken kann, ziemlich stark besuchten Asyls, hieß bald der Greis, bald der Eremit, der Weise, der Patriarch, zuweilen auch der Proset; im gewöhnlichen Leben kannte man ihn unter dem Namen Voltaire, der Ort seines Aufenthalts: Ferney.

Man sah der Reihe nach den Marschall Richelieu, den Fürsten v. Ligne, den Herzog v. Choiseul, d'Alembert, Malesherbes, Turgot, Lekain, Mademoiselle Clairon, Barthe, Marmontel, Madame de Genlis, mit einem Wort alle, alle Celebritäten Frankreichs, die Koryphäen des einen oder andern der angefürchteten Zwerige, nach diesem neuen Mekka wallfahren. Jeder Fremde, der Frankreich bereiste, bereite sich dem Halbgott von Ferney seine Kniebeugungen darzubringen, wenn auch nur, um bei seiner Rückkehr nach der Heimat sagen zu können: Ich habe ihn gesehen. — Und es war dies eine Art von Huldigung, die dem stolzen Herrn v. Voltaire, Dichter durch die Gunst des Genies, Kammerherrn und Edelmann durch die Gnade Sr. Majestät Ludwigs XV., gar nicht übel gefiel.

Eines Tages, im Mai 1760, überreichte Herrn v. Voltaire sein Secretär Wagnier ein eben abgegebenes Billet, das, mit fester Hand geschrieben, in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

„Ich komme aus dem Schoos Deutschlands, um die Züge des Mannes zu betrachten, dessen Namen die ganze Welt bewundert. Mein Name ist sehr obscur, und es ist vielleicht mein Wunsch ein allzu kühner, ein allzu anmaßender. Aber läßt die Sonne nicht auch dem niedrigsten Pflänzchen ihren Strahlenblick leuchten wie der Ceder des Libanon?

Brockmann.

P. S. Ich harre in der Herberge des Dorfes der Erwiderung."

Voltaire's erste Regung war, den Fremden sofort einzuladen und ihn zu ersuchen, sich seines Schlosses ganz nach Gutdünken zu bedienen; jedoch besann er sich bald. Es war für den Empfang in Ferney ein Ceremoniell festgesetzt, das nicht verletzt werden durfte, und so geschmeichelt er sich auch durch die Worte des neuen Ankömmlings fühlte, so war doch dessen Name durchaus nicht mit jener Strahlenkrone umgeben, die allein, wie etwa bei einem Joseph II. oder bei Katharina von Rußland, eine Ausnahme hätte rechtfertigen können. Das Haupt der neuen Philosophie mußte sich also anstandshalber darauf beschränken, Herrn Brockmann in einem Briefchen, wie er sie allein zu schreiben verstand, zu ersuchen, sich am nächsten Morgen um zehn Uhr im Schlosse einzufinden und dies, sowie die Bibliothek und den Garten, so lange es ihm belieben würde, als sein Eigentum zu betrachten, da er sich zu glücklich schätze, einen so ausgezeichneten Mann unter seinem Dache zu empfangen. Hierauf trank der Dichter eine große Tasse Kaffee, ging an seine Arbeit und schlief in dieser Nacht ganz köstlich.

Am nächsten Morgen legte er schon zeitig sein prachtvoll braunrotes Feiergewand zur Bewunderung aller Bauern von Fernen an, setzte seine bestfrisierte Perrücke auf, befestigte sorgfältig lange weißseidene Strümpfe über den Knieen, begrub seine langen weißen Hände in mächtig weite Manschetten, ein Geschenk der Madame de Châtelet aus den schönen Tagen von Cirey, und als er, nachdem seine Toilette den letzten Glanz erhalten, einen Blick in den Spiegel warf, konnte er nicht umhin, seine Gestalt höchst imposant zu finden. Aber auch Madame Denis' Haltung erfreute ihn sichtbar. Um den neuen Gast mit Anstand empfangen zu können, hatte die gute Frau ihre eben aus Paris erhaltene Haube, die nach ihrer Bestellung und ganz nach ihrem Geschmack das bizarste und bunteste Gemisch von Bändern und Blumen bildete, angelegt und sich überhaupt so glänzend als möglich herausstaffiert. Mit einem Wort: der Onkel war superbe, die Nichte magnifique — Herr Brockmann konnte kommen.

Mit dem Glockenschlag zehn öffnete sich die Thür und herein trat unter vielen artigen Bücklingen und Entschuldigungen eine gedrungene, breitschultrige, wolbeleibte Gestalt mit einer so gutmütigen, freundlichen, ächt deutschen Physiognomie, daß Voltaire's sonst so durchdringender Forscherblick gar bald von ihr abglitt. Der Philosoph hielt es nicht der Mühe wert, länger in einem Gesicht zu lesen, in dem seiner Ansicht nach so wenig zu lesen war, und in der festen Ueberzeugung, einen jener friedlichen, unschuldigen Reisenden vor sich zu haben, wie sie der Glanz seines Namens schaarenweise anlockte, leitete er bald das Gespräch ein. Die Unterhaltung wurde ziemlich lebhaft und da Voltaire sich hauptsächlich um die Verhältnisse des Reisenden und die seiner Heimat kümmerte und sich bei diesem Brockmann so geläufigen Thema Frage und Antwort ohne Unterlaß kreuzten, so hatte der gefällige Wirt nicht Zeit, einen gewissen, bei so gutmütigen Gesichtern, wie das des Fremden, ziemlich seltenen kaustischen Zug um den Mund und einen mitunter etwas ironischen Anflug in seiner Stimme zu bemerken. In den ersten zehn Minuten hatte Voltaire schon herausgebracht, daß der Fremde in München wohne und Dramatiker von Profession sei. Ach, rief er aus, das Theater! Welch herrliche Laufbahn haben Sie da eingeschlagen, mein Herr! ... Das Theater ist es, dem ich meinen ersten Triumf, meinen ersten Dichterrausch verdanke! — Weiß wol, entgegnete der andere, Oedipus ... Ja, Sie haben, während man Ihnen nicht die Kraft zugetraut hätte, an das Altertum hinanzureichen, es weit überflügelt und seit Ihrem ersten Debüt Ihren Thron im Olymp aufgeschlagen, dem Vaterland der Adler und der Götter, wie die Dichter sagen.

Man meldete, daß das Frühstück angerichtet sei, und Voltaire flüsterte dem Hineingehen in den Speisesaal Madame Denis zu: Ein charmanter Mensch, dieser Brockmann, ein lieber, guter Deutscher. — Bei Tisch zeigte sich der Fremde, der so gut den Onkel zu gewinnen gewußt, nicht weniger eifrig um die Nichte bemüht. Die Regenbogenhaube wurde für ihn ganz besonders ein Gegenstand der höchsten Bewunderung, und allen Patriotismus bei Seite setzend behauptete er mit hoher Begeisterung, daß man nur in Frankreich zu leben, Moden zu machen und sich zu tragen verstehe. Als man in den Salon zurückkehrte, blieb Madame Denis, unter dem Vorwande, noch einige Befehle ertheilen zu müssen, in dem Speisesaal zurück, im Grunde aber nur, um so oft als möglich zu wiederholen, daß sie einen so liebenswürdigen, galanten Mann noch nie gesehen habe.

Von nun an war der obscure Deutsche der erklärte Günstling des Hauses. Voltaire opferte sich rein für ihn auf und ruhte nicht eher, als bis er mit ihm jedes Winkelchen seiner Besitzung durchstöbert und ihm seine Verbesserungspläne bis ins kleinste Detail entwickelt hatte. Madame Denis überhäufte ihn ihrerseits mit Aufmerksamkeiten, wie sie dieselben nie einem russischen oder englischen Fürsten hatte zu Theil werden lassen. Dann, nachdem man auch das kleinste Pflänzchen, den geringsten Kiesel in Augenschein genommen, führte Voltaire seinen immer mehr entzückten und begeisterten Gast in das Allerheiligste, in das Arbeitszimmer, das sonst jedem verschlossen blieb, und blauderte hier mit ihm über seine schon fertigen oder in der Arbeit begriffenen Werke. Brockmann fand natürlich alles ausgezeichnet, bewundernswert, göttlich, und dankte für die ihm weiter über seine kühnste Erwartung angethane Ehre in den überschwänglichsten Ausdrücken. Allen Fragen über seine eigenen Leistungen wußte er ziemlich geschickt auszuweichen, so daß Voltaire seine Zurückhaltung, als auf dem Bewußtsein der Schwäche und Unbekanntschaft basirend, endlich verstand oder doch zu verstehen glaubte und nicht weiter in ihn drang.

Plötzlich fragte Voltaire, dessen Blick zufällig auf einige auf dem Schreibtisch zerstreut umherliegende Blätter fiel: Haben Sie Kritiker? — Ach ja, lautete die Antwort. — So gibt es also überall welche! Diese Elenden haben mir alle meine Freuden vergiftet, zwanzig Jahre meines Lebens gestohlen ... Ach, Herr Brockmann, wenn Sie wüßten, was sie mir für Leiden bereitet haben; ... da ist ganz besonders ein gewisser Fréron ... — Fréron? ... Wir kennen den Namen in München nicht. — Ach, was sind Sie glücklich ... Dieser Schulfuchs ... dieser Lump ... dieser Unrat, aus dem Unrat des Abbé Desfontaines entstanden ... dieser ...

Und Voltaire's nur an Witz und Frenheit gewöhnte Zunge ließ eine Flut von Schimpfwörtern entströmen, die unser Feder wiederzugeben sich sträubt. Sein Gesicht glüte, seine Hände zitterten krampfhaft, eine convulsivische Bewegung hatte sich seines ganzen Körpers bemächtigt; er war endlich genötigt, einzuhalten; der Athem war ihm ausgegangen. Herr Brockmann hatte seine gewöhnliche Ruhe beibehalten. Aber ich will blutige Rache nehmen, fuhr Voltaire, nachdem er sich etwas erholt hatte, fort. Sehen Sie hier diese Blätter — und er holte die Papiere von dem Schreibtisch und zeigte sie seinem Gast — hier ist sein Todesurteil verzeichnet. — D'Crossaise ... was ist das? ... Eine neue Satire ... — Nein ... ein dramatisches Werk. — Brockmann machte eine leichte Bewegung. — Ein dramatisches Werk, sage ich Ihnen, ... ich will den Insamen auf dem Theater entlarven, an den Pranger der Oeffentlichkeit stellen ... er soll mir als Mr. Fréron hier büßen, was er mir als Fréron angethan — ich sage Ihnen, Brockmann, ein einziger Abend wird mich für die lange Zeit, die er mich hat leiden lassen, reichlich entschädigen ... — Aber meinen Sie, wandte der Fremde ein, daß die Comédie française solch' ein Werk aufnehmen wird? — Nun das will ich sehen, fuhr jener hitzig auf, ob sie, die mich den Vater des modernen Theaters genannt hat, mir diese Genugthuung verweigern wird! ... Ich bedaurere nur eins, setzte er dann ruhiger werdend hinzu, daß ich nämlich nicht im Stande sein werde, dieser Vorstellung beizuwohnen ... Sie wissen wol, Ferney ist zwar sehr schön, aber es ist das Land der Verbannung.

(Schluß folgt.)

Die Goethe-Schiller-Denkmal-Angelegenheit.

Von Fr. Eggers.

(Schluß.)

Auf dem Markt aber werden Porträtstatuen in Zeitkostüm willkommner sein. Diese auf ein Piedestal hinzustellen und zwar so darzustellen, daß jener oben ausgesprochene allgemeine Gedanke doch auch dieser Vereinigung entnommen wird, das wäre allerdings eine Aufgabe, deren Lösung zwar bezweifelt ist, deren Unmöglichkeit man aber nicht durch innere Gründe erwiesen hat. Freilich hat Herr — r allgemeine Gedanken in zeitlich beschränktem Modekostüm darzustellen, ein einfaches Unding genannt, aber man kann das nur so lange thun, als ein Künstler nicht das Gegenteil bewiesen hat. Blicken Sie einmal mit mir von der „stummen Dichtkunst", wie Simenides die Sculptur genannt hat, auf die redende, auf das Drama, das doch sehr darauf aus ist, die Gültigkeit und Unvergänglichkeit einer allgemeinen Idee darzulegen, so werden wir uns erinnern, daß wir es verurteilen, wenn wir einem allgemeinen Kostüm begegnen. Das allgemeine aber ist hier das moderne, stets wechselnde. Wurde es nicht als ein Fortschritt begrüßt, als Talma zuerst aufhörte, den Titus in seidenen Strümpfen und Haarbeutel zu spielen? Tadeln wir nicht heute noch jede Unrichtigkeit des Kostüms? Würden wir zum Beispiel nicht sogar loben, wenn Stücke wie Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und andere, welche kein bestimmtes Kostüm vorschreiben und daher leider immer das allgemeine, moderne, die Charakteristik aufhebende vorführen, wenn diese im Kostüme Lessings gespielt würden, schon um nicht immer in Diobarmonie mit der Sprachweise zu sein, sie, die eben so wenig ein allgemeines, vielmehr ein besonderes Kleid für die allgemeinen Ideen ist?

Ebenso wenn der Herr Berichterstatter aus Weimar sagt: Laßt zwei solche Herren in ihren ausgeschnittenen Röckchen, Höschen, Chaussüren beisammensehn, was kann sich anderes ergeben, als daß der Einzelne seine Bildnißwichtigkeit verliert, das Paar aber ein thyllisches Genrebild vorstellt von zwei ehrsamen Bürgern, die mit einander spazieren gehen! — so hält ich dies Ergebniß nicht für unmöglich, aber auch die Begebenheit, daß einer kommt und ein Gruppe macht, die noch ein gut Teil mehr bedeutet, daß einer kommt, der wieder ein neues Gesetz gibt, denn das ist das Vorrecht des Genies und das Wie ist sein Geheimniß.

Ich leugne gar nicht, daß dem Meister Rietschel bei seinem Lessingkostüm dessen Entfernthheit von dem heutigen und seine wirklich nicht so unkünstlerischen Elemente zu statten kam. Das Kostüm, das nach ihm folgte, hat diesen letztern Vortheil nicht, und gegen das, was die Mode eben als gefällig unserm Auge eingeschmeichelt hat, erscheint gewöhnlich das eben Verlassene und gemeiniglich entgegengesetzte Elemente in sich fassende ungefällig. Indessen jede Aufgabe ist darin wieder ein neues zu lösendes Problem, das manche nicht bewältigen, andere aber aufs einfachste und schlagendste. So ist unser heutiges Kostüm, underfangen mit dem ihm voraufgegangenen verglichen, bedeutend im Vortheil. Dennoch ist es nicht dessen Verdienst allein, wenn Drake wagen kann, den verehrten Meister Rauch so darzustellen, wie ihn hunderte und aber hunderte der Mitlebenden auf der Straße gehen sehen können. Andererseits kommt auch wieder in Betracht, daß der Schöpfer des Friedrich-Denkmals in seiner Erscheinung, in seiner Weise sein Kleid zu tragen und sich zu geben, eine vollendete künstlerische Persönlichkeit gibt. Und dann erhöht es wieder Drake's Verdienst, diese in ihrer Unvergänglichkeit in dem Substantiellen so schön und schlagend erfaßt zu haben. Kurz, es kommt überall auf das Wer und Wie an.

Das Allgemeine ist ja — wie auch Goethe gesagt hat — der einzelne Fall.

Warum sollte also kein anderer Bildhauer auch in seiner Weise versuchen, für unsere größten Dichter ein würdiges Denkmal zu ersinnen? Es sind viele und unter ihnen klangvolle Namen in Deutschland, zu denen Rauch mit Wallenstein sprechen kann:

„Wie ist's? Willst du den Gang mit mir versuchen?
— — — — Stelle dich
Mir gegenüber. — — — —
— — — — Du hast bei mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht schämen,
Und keinen schönern Tag erlebst du, mir
Die Schule zu bezahlen."

Wäre es nicht schön, wenn dann die Einsichtsvollsten in Sachen der Kunst im deutschen Vaterland zusammengerufen würden, um zu entscheiden, wem von den lebenden Lieblingen der Nation unter den Bildhauern die beste Verherrlichung seiner beiden Lieblinge unter den Dichtern gelungen wäre, und diese zunächst zur Ausführung käme?

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

* Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt sind nun die „gesammelten Erzählungen" von W. O. v. Horn vollständig erschienen: sechs Bände in handlichem Format, schönem Druck und der soliden Ausstattung, welche alle Neuigkeiten der genannten Verlagsfirma auszeichnet. Ueber v. Horns Verdienste als Volksschriftsteller und über den literar- und culturhistorischen Werth seiner nun in erster Gesammtausgabe vorliegenden Erzählungen noch ein Wort zu sagen, wäre überflüssig. Die Leser des Konversationsblattes kennen grade die schönsten und werthvollsten Arbeiten aus früheren Jahrgängen, wo sie zuerst abgedruckt wurden. Auch vermöchten wir unsern Volksdichter nicht besser zu würdigen, als es erst in allerjüngster Zeit in den Blättern für literarische Unterhaltung* durch eine tüchtige Feder geschehen ist. „Inmitten der trostlosen öffentlichen Zustände, heißt in jenem längeren Aufsatz, ist es ein wahrer Genuß, die Schriften von Horn in die Hand zu nehmen; sie führen uns so recht weit aus dem unsäten, leidenschaftlichen und wechselvollen Getriebe des öffentlichen Lebens zurück auf die einfachen, schlichten, ewigen Sitten des Volkslebens; aus den hochgehenden, brandenden und trüben Wogen heraus retten sie das müdgehetzte Schiffstein der Gegenwart in den Hafen eines stillen, friedfertigen Menschendaseins; die Wimpel der Parteien sind von den Masten genommen, an ihrer Stelle weht die große Friedensflagge einladend zu uns her, und gern rettet sich wol jedes Herz, dem der Sinn für Poesie im Parteigetriebe nicht abhanden gekommen ist, mit uns in dieses Stilleden am Rhein, an der Mosel und am Hundsrück und läßt sich Trost und Versöhnung in das Herz flüstern und fühlt sich heimlich bei diesen einfachen, aber naturwüchsigen Menschen, bei diesen Menschen ohne die Schminke einer überspannten Civilisation, die aber reich sind an Frieden und an Glauben und an Liebe zc." — Als charakteristische Eigenthümlichkeiten rühmt dann der Aufsatz unserm Volkserzähler ungemeine Einfachheit und Natürlichkeit nach: „wie ein klarer Bach im Wiesengrund an den blühenden Vergißmeinnicht und Schlüsselblumen ruhig und heiter vorüberläuft, so spinnt sich die Erzählung vor uns ab; man kann nicht fragen, ist dies aber auch alles, was da vor unsern Augen sich ereignet, wahr, ist es poetisch berechtigt? Ich sage, man kann diese Frage nicht aufwerfen, weil der Leser unmittelbar in seinem Herzen die Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit mitempfindet; er hat die Antwort in sich und bedarf es darum der Frage nicht zc." — Als andere Vorzüge der Erzählungen v. Horns werden dann das volksthümliche Element und die reine Abspiegelung des einfachen germanischen Lebens aufgeführt. „Mit Vorliebe nimmt der Verfasser auch die Reste der alten Volkssagesprüche und Volkssitten, wie sie sich in den Seitenthälern des Rheins erhalten haben, in seine Erzählung auf, und als heitere Arabeske schlingt er um das Ganze die Schilderung der gesegneten Rheinlande, die eigenthümlichen landschaftlichen Gebilde in den Nebenthälern des Rheins, so daß alles von einem warmen, heimatlichberedten Gefühle Zeugniß ablegt zc." — Das schöne volksthümliche Element wie die sittlichen und ästhetischen Vorzüge theilt mit seinen Erzählungen auch W. O. v. Horns neuestes, ebenfalls im Verlag von J. D. Sauerländer erschienenes Werk: „Des alten Schmidtjakobs Geschichten"; mit vielen neuen Illustrationen vom Professor L. Richter. Es sind acht Erzählungen, die derselbe Schmidtjakob seinen Nachbarn zum Besten gibt, der allen Lesern der Spinnstube ein treuer, gemüthlicher, aber durch seinen tüchtigen Sinn und Verstand und seine Lebenserfahrungen auch ein nützlicher Freund geworden ist. — Und weil wir denn doch einmal im Zuge sind, treffliche Volksschriften zu empfehlen, so dürfen auch nicht unerwähnt bleiben die vor kurzem im Verlag von Trewendt und Granier in Breslau erschienenen „Kalendergeschichten" von Franz Hoffmann, dem beliebten Jugend- und Volksschriftsteller, Erzählungen, denen erst dieser Tage wieder eine geachtete Zeitung nachgerühmt hat, daß sie mit großer Kunst ausgeführt und mit ausgebildetem Schilderungstalent behandelt sind. Mögen auch sie die verdiente Verbreitung finden, um in weiten Kreisen Nutzen zu stiften!

* Nummer 21 vom 22. Mai 1852.

Tabletten.

**. Die bekannte Lafarge wird sich wahrscheinlich mit einem Vetter, dem Director der Irrenanstalt im Hospital zu Montpellier, Herrn Allary, verheiraten, der sie seit ihrer Freilassung zu sich genommen hat. Sie liest und arbeitet viel, geht aber nie aus. Sie soll durch ihre lange Gefangenschaft sehr gelitten haben; ihre abgemagerten Züge tragen den Ausdruck tiefer Melancholie und man sieht sie zuweilen stundenlang gedankenvoll den Balkon ihres Appartements hinunterschen. Das Brustübel, woran sie leidet, soll sie sehr bekümmern.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 10. Juli. (Gastdarstellung der italienischen Operngesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Vocca.) Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini.

Sonntag, den 11. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Kasttheater in Wien.) Die Entführung vom Maskenball, oder: „Die ungleichen Nebenbuhler", Posse in drei Abtheilungen, von Schick. Augustin: Herr Scholz. — Vorher geht: Das letzte Fenster, Alpenscene in einem Act, von Lachner. — Hierauf: Drei Jahre nachn Leb'n Fensterin, Alpenscene in einem Act, von Lachner. Mathias: Herr Grois.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 165. Montag, **12. Juli 1852.**

Ein Zug aus dem Leben des Königs Hieronymus von Westfalen.

Eine Anekdote, mitgetheilt von K.

(Schluß.)

Unterdessen hatte sich mild und träumerisch die Nacht auf die stille, ruhende Natur hernidergesenkt, kein Lufthauch bewegte die Blätter der Bäume, schon längst hatte jeder Vogel sein heimliches Nest aufgesucht, um frische Kräfte zu sammeln für das frühe Tagewerk, jeder Blumenkelch hatte sich geschlossen gleich den müden Augen eines Erdenpilgers; nur der Mond begann seinen gewohnten Lauf am tiefazurblauen Abendhimmel, begleitet von seiner Sternenschaar, und beleuchtete Wald und Flur mit seinem magischen, silbernen Lichte. Marien ward es zu eng im Zimmer, es trieb sie hinaus in den großen weiten Burggarten, um dort ihr übervolles Herz zu erleichtern. Nachdem sie die langen überwölbten Tarusgänge mehrmals durchschritten, begab sie sich zu ihrem Lieblingsaufenthalt, in eine dichte Laube von duftendem Geisblatt und Jelängerjelieber, wo sie schon oft Trost gefunden, wenn ein geheimer Kummer ihr Herz trübte. Auch heute sollte ihr derselbe zu Theil werden — eine unendlich wohlthuende Empfindung breitete sich über ihr Sein aus und erfüllte ihre Seele mit niegekanntem Entzücken. War es der starke Duft des Geisblattes, das geheimnißvolle Plätschern des kleinen Wasserfalles, war es die Sympathie mit der schlummernden Natur — sie lehnte sich zurück in die Moosbank und wie unwillkürlich schloß sie die Augen. Aber plötzlich war es ihr, als würde die Laube von einem sanften rosenroten Lichte erfüllt, ein feiner Nebel verbreitete sich darin, und als derselbe sich verzogen, stand eine Frau in majestätischer Schönheit vor ihr, angethan in luftige, rosenfarbene Gewänder und auf dem Haupt einen Kranz von Moosrosen. Es war dies die Fee, von welcher die Sage geht, daß sie in dem Garten der Löwenburg ihren Sitz habe. Sanft neigte sie sich über Marie, kreuzte die Hände wie segnend über ihr Haupt und sprach zu ihr: Glaube, liebe und hoffe, mein Kind; selbst der schwärzesten Nacht folgt ein goldener, glücklicher Morgen. Verzage nicht, sondern blicke gläubig nach den Sternen, — ehe sie wiederum ihren stillen Lauf am nächtlichen Himmel begonnen haben werden, wirst du zufrieden, wirst du glücklich sein. Und sie verschwand, die hehre Gestalt. Marie schreckte empor; nicht wußte sie, ob es Wahrheit oder Traum gewesen, was sie soeben erlebt. In der Laube war es wieder dunkel wie vorher, der Wasserfall rauschte wie gewöhnlich; nur ein feiner Rosenduft erfüllte die Luft und begleitete Marie bis in ihr stilles Schlafgemach.

Der Morgen, welcher dieser Nacht folgte, war reizend. Kein Wölkchen trübte den Himmel und die Sonne strahlte so hell und klar, als freute sie sich über die schöne, herrliche Gegend. Eben war der Castellan auf den Burghof getreten, als rascher Pferdegalopp und das Rollen eines Wagens ihn aufmerksam machten. Kaum hatte er Zeit gehabt sich zu besinnen, wer wol der frühe Besuch sein möge, als auch schon der Garbist von der Schweizer Leibgarde, welcher an der Zugbrücke als Schildwache aufgestellt war, die Wache ins Gewehr rief und gleich darauf ein mit sechs herrlichen Pferden bespannter Jagdwagen, welchen der Castellan zu seiner Ueberraschung sofort als den königlichen erkannte, in den Hofraum der Burg einfuhr und Halt machte. Zu einem Schrecken aber steigerte sich sein Erstaunen, als er gewahrte, daß es der König selbst war, welcher dem Wagen entstieg und auf ihn zukam. Wäre Karl zugegen gewesen, so würde er auch nicht wenig gestaunt haben, wenn er in dem heute mit glänzender Uniform bekleideten König seinen schlichten Begleiter von gestern Abend erkannt hätte. Der Castellan hatte den König sofort in seine Wohnung geführt, ohne daß ihm bis jetzt seine Verlegenheit gestattet hätte, ein Wort hervorzubringen. Doch Hieronymus bereite sich, ihn derselben zu entreißen, indem er zu ihm sprach: Lieber Castellan, ich störe Sie schon etwas frühe, allein mein Besuch hat keinen Aufschub gestattet; ich komme nämlich als Brautwerber, und zwar für den jungen Forstpraktikanten Karl Robertus. Ich weiß, Sie haben ihm Ihre Einwilligung versagt, und zwar aus einem Grunde, welchen ich bereits beseitigt habe. — Ich habe nämlich den alten Revierförster dahier in Anbetracht seiner langen Dienstzeit in Ruhestand versetzt und Karl diese Stelle verliehen, und hoffe nun, Castellan, Sie werden mich nicht mit einer abschlägigen Antwort verabschieden, sondern meine Werbung annehmen. — Majestät — stammelte der Castellan, über die Leutseligkeit seines Monarchen seinen Groll gegen den Franzosen vergessend, — Majestät, ich weiß nicht — meine Verwirrung ist so groß — Ihre königliche Herablassung — wenn der Junge Ihre Majestät freilich zum Fürsprecher hat — dann kann ich ja meine Einwilligung nicht versagen — aber — hier wurde er durch Marie unterbrochen, welche sich erst ihm an den Hals warf und ihn unarmte, alsdann dem König zu Füßen fiel und seine Hand mit Küssen bedeckte. — Stehen sie auf, Kind, sagte ihr dieser, sie sanft aufhebend, stehen Sie auf, schönes Bräutchen, Ihr Bräutigam wird nicht zögern bald zu erscheinen. Seien Sie glücklich mit einander, dies wünsche ich Ihnen von Herzen; nur erinnern Sie sich meiner zuweilen in Ihrem Glücke, auch ich werde Sie nicht vergessen, seien Sie es überzeugt. Dies sagend, grüßte Hieronymus herablassend, verließ, von dem Castellan und Marie begleitet, das Zimmer und stieg rasch in den Wagen, welcher ihn eilend der Löwenburg entführte.

Nicht lange darauf kam Karl, voller Freuden sein Patent in den Händen tragend, und wer schon einmal Zeuge einer Scene der rührendsten Freude, des aufrichtigsten Dankes und des vollständigsten Glückes war, wird sich das Gemälde, welches sich jetzt aufrollte, leicht vorstellen und ausmalen können.

Mit kurzen Worten sei nur noch gesagt, daß wenig Monate darauf auf der Löwenburg eine Hochzeit gefeiert wurde, wie sie selten erlebt wird. König Hieronymus war selbst erschienen hatte die reizende Braut zum Altar in der Burgkapelle geleitet, und hatte erst spät den frohen Kreis verlassen, begleitet von den Segnungen eines Paares, dessen Glück er gegründet.

Eine wendische Bauernhochzeit.

Von Eduard Ziehen. *

Schon mancher Herren Länder habe ich kreuz und quer durchzogen, aber niemals habe ich einen drolligeren Reisegefährten gehabt als in dem verflossenen Sommer, wo ich zu einem mir befreundeten Pfarrer im hannover'schen Wendlande** wanderte, der mich eingeladen hatte, einige Wochen bei ihm im Kreise seiner Familie zuzubringen. Als ich von meinem Ziel nur noch eine Wegstunde entfernt war, hörte ich plötzlich vor mir in dem jungen Tannengehölz, durch welches sich der Fußpfad dahinwand, mit seltsam pathetischem Ton declamiren.

Sollte sich hier ein eifriger Seelenhirt oder ein grundgelehrter Schulmeister eine wohlgesetzte Rede für irgend eine feierliche Gelegenheit einstudiren? dachte ich. Einige Minuten darauf verstummte der Declamator und eine kräftige Baßstimme begann ein lustiges Lied zu singen, das dann und wann von einem tüchtigen Jauchzer unterbrochen wurde. Zu gleicher Zeit gewahrte ich eine kurze Strecke vor mir über den niedrigen Wipfeln der jungen Tannen ein schwarzes kugelförmiges Ding, das meiner Meinung nach nur eine männliche Kopfbedeckung sein konnte. Neugierig, den Declamator und Sänger kennen zu lernen, beschleunigte ich meine Schritte, indem ich hoffte, denselben in wenigen Secunden zu erreichen. Aber mit dem Einholen ging es nicht so schnell. Das schwarze kugelförmige Wesen blieb stets gleich weit von mir entfernt, obwol es äußerst seltsame Schlangenlinien in der Luft beschrieb, die sich auf dem reinen, blauen Abendhimmel und auf dem lichten Grün der jungen Tannen gar anmutig abzeichneten.

Nach vergeblichen Anstrengungen von meiner Seite, der rätselhaften Erscheinung näher zu kommen, öffnete sich endlich das Gehölz, und nun sah ich etwa hundert Schritte vor mir ein männliches Bauernindividuum mit unmäßig langem dunkelblauem Rock und schwarzem Hut branntwein-, bier- und wonneselig, mit fabelhafter Hast unablässig die eigentümlichsten Curven beschreibend, auf und neben dem schnurgraden Weg dahinstolpern, welcher durch die Kornfelder lief. Auf meinen Ruf blieb der Schnellsegler stehen, wandte sich um und erwartete mich mit holdselig lächelnder Miene. Als wir uns gegenseitig auf das umständlichste gegrüßt, fragte ich ihn, welches Dorf er mit seiner fröhlichen Person zu beglücken bedenke. — Ich will unsern Herrn Pastor zur Hochzeit meines Vetters einladen! erwiderte er schmunzelnd.

Jetzt wußte ich, wenn ich vor mir hatte: das Declamiren, die unsägliche Heiterkeit, die Curven, das Stolpern — alles erklärte mir das eine Wort: Hochzeitbitter. Den Pastor in dem Dorfe, welches dort vor uns liegt, wollt Ihr einladen? — Allemal! das ist ja unser Herr Pastor! versetzte er mit dem Ausdruck des größten Erstaunens über meine grobe Unwissenheit. — Nun, dann haben wir einen Weg! entgegnete ich vergnügt, indem ich mir im Geist die komische Rolle vergegenwärtigte, welche mein jovialer Begleiter im Pfarrhause spielen werde. Ich will Euren Herrn Pastor auch besuchen und denke sogar mehre Wochen bei ihm zu bleiben.

Kaum hatte ich das gesagt, als der lustige Botschafter urplötzlich stehen blieb, seinen eichenen Stock mit der knolligen rechten Faust umklammerte, seinen Kopf in die Höhe warf und dann gravitätisch quer über den Weg zu wandeln begann, wobei er mit wunderbarem Schulmeisterton also declamirte:

Der Schulze und Hufner aus Gellahn,
Hans Kasper Michel Mencwitz,
Und auch sein Bräutlein Lobesan,
Maria Anna Mencwitz,
Die lassen euch freundliche Grüße sagen
Und laden zu ihren Hochzeitstagen.
Viel Hämmel, Gänse und fette . . .

Hier erst gelang es mir, dem Strom seiner Rede Einhalt zu thun, indem ich ihn lachend bat, sein absonderlich künstliches Einladungsgedicht so lange in seiner Brust zu verschließen, bis wir das Pfarrhaus erreicht hätten, dort wolle ich ihm mit Andacht zuhören und seine Einladung annehmen. Er sah das Menschenfreundliche dieses Vorschlags ein und in bester Eintracht setzten wir zusammen unsern Weg fort.

Unsere Ankunft erregte großen Jubel im Pfarrhause — der begeisterte Herold aber hatte schon zehn Schritt vor der Thür seine ernsthafte Amtsmiene angenommen und sobald er nur eine Möglichkeit sah, mit seiner Stimme durchzudringen, gab er sich sofort ans Auf- und Abwandeln mit obligatem Declamiren, wobei er jedoch mehrmals in bedrohlichen Conflict mit dem weißen Spitz des Pfarrers geriet, der sich unvorsichtiger Weise in sein „Fahrwasser" wagte. Seine Ladung ward allseitig mit Lachen und Fröhlichkeit auf- und angenommen und nachdem er seine Amtsmiene abgelegt und sich mit Wein und Kuchen gestärkt hatte, schritt er mit Hülfe seines Stockes, nicht ohne bedeutende Curven zu beschreiben, von dannen. Es freut mich, daß mir durch diese Einladung Gelegenheit geboten ist, Sie mit den Eigentümlichkeiten meiner kleinen Heerde bekannt zu machen, sagte der Pfarrer zu mir, als wir in traulichem Kreis unter dem großen Apfelbaum vor der Hausthür saßen. Sie werden manche originelle Scenen zu sehen bekommen. Der wendische Bauer arbeitet mit beispielloser Ausdauer Tag und Nacht; wenn's aber ein Fest gibt, Bier und Branntwein und Paggeleitze * auf dem Tisch stehen und die Tanzmusik beginnt da ist's, als ob plötzlich ein anderer Geist in die Leute gefahren wäre. Sie sprechen und jubeln und zechen und singen und tanzen dann mit einer Lebendigkeit, die man ihnen nicht zutrauen sollte, wenn man sie bei der Arbeit auf dem Felde oder in ihren Häusern sieht.

Das Dorf, in welchem der Bräutigam wohnte und wo die Hochzeit gefeiert werden sollte, war kaum eine Viertelstunde vom Pfarrdorfe entfernt und so ward beschlossen, an dem festlichen Tage gleich nach beendigter Trauung zu Fuß dorthin zu wandern. Im Gegensatz zu der in andern Theilen Norddeutsch-

* Aus der Kölnischen Zeitung.

** Unter dem hannover'schen Wendlande versteht man den nordöstlichen, zwischen Ilmenau und Elbe gelegenen Theil des Königreichs Hannover, dessen Dorfbewohner der Mehrzahl nach wendischer Herkunft sind. Obwol ihre Nationalsprache bis auf wenige Spuren verschwunden ist, so haben sich doch noch viele uralte eigentümliche Sitten und Gebräuche unter ihnen erhalten.

* Ein Paggeleitz, ein großes Weizenbrod in Hufeisenform, ist eine sehr beliebte Speise bei den Wenden. Dieses Wort ist eines der wenigen, die von der wendischen Sprache jetzt noch im Munde des Volkes leben. Ich sammelte dieselben, die Ausbeute war aber nur gering. Durch die Vermittlung des Pfarrers erhielt ich indessen die Abschrift eines wendischen Vaterunsers, wie es etwa vor zweihundert Jahren in der Kirche gebetet worden ist.

lands herrschenden Sitte findet nämlich die Feier einer Hochzeit im Wendland stets dort statt, wo das junge Ehepaar demnächst leben wird, also in den meisten Fällen im Wohnort des Bräutigams.

Da die kirchliche Einsegnung auf elf Uhr morgens angesagt war, so erstaunte ich nicht wenig, als ich von einem Streifzuge durch die Umgegend zurückkommend den Pfarrer um die genannte Zeit noch in seiner gewohnten Hauskleidung fand. Nun, die Hochzeit ist aufgeschoben? fragte ich. — Bewahre, versetzte er, aber das hat noch Zeit! Im ersten Jahr meiner Amtsführung stand ich stets eine volle Viertelstunde vor der zur Trauung bestimmten Zeit in meinem Ornat da und hatte kaum jedesmal das Vergnügen, zwei Stunden zu warten, bis sich das Brautpaar mit seiner lustigen Schaar einstellte. Die Braut wird nämlich am denselben Morgen, wo die Trauung stattfindet, nebst ihrer ganzen Mitgift von dem Bräutigam und seinen Freunden aus dem Hause ihrer Eltern abgeholt — und das geht nicht so schnell! Ehe der sechsspännige Wagen, die Vor-, Reben- und Nachreiter, die Brautjungfrau und Musikanten das gehörige festliche Aufsehen gewonnen haben und aufbrechen, hat die Sonne schon ein gutes Stück ihres Taglaufs zurückgelegt. Und ehe dann all die hungrigen und durstigen Seelen im Hause der Braut gespeist und getränkt, die Kisten und Kasten, die Stühle, Schränke, Betten, Spinnräder und Töpfe der Mitgift auf dem „Kistenwagen" gebührendermaßen gruppirt und placirt worden sind, und der Zug wieder im Dorf des Bräutigams anlangt und sich zur Fahrt nach der Kirche rüstet — da ist die Sonne manchmal schon stark im Sinken begriffen. Beim Abholen der Braut läßt es sich der Bräutigam übrigens nicht nehmen, die erstere in eigene Person zu „fahren". Er reitet gewöhnlich auf dem unmittelbar vor dem Wagen befindlichen Gespann, während einer seiner nächsten Verwandten oder Freunden auf dem vordersten sitzt. Da die Wenden sich stets vor den Einwirkungen des Teufels und böser Menschen fürchten, so stellt der Bräutigam auf dem Rückweg, sobald die Pferde die Gränze der zu seinem Heimatort gehörigen Felder überschritten haben, ein kleines Examen mit seiner Braut an. Auf seine Frage, wer sie fahre, muß dieselbe antworten: Godd nun goode Lüüd! worauf er mit zufriedener Miene erwidert: Denn so bait et der Düüwel nich! und in der festen Ueberzeugung, nun gegen alle Machinationen böser Mächte gesichert zu sein, fröhlich weiter fährt.

Wie der Pfarrer voraus gesagt, so geschah es — erst nach ein Uhr Mittags langte der Hochzeitzug an. Die mit grünen Zweigen und Blumenguirlandeu geschmückten vierspännigen Wagen, welche unter Gesang und Jauchzen in vollem Galopp die dreite Dorfgasse dahergesaust kamen, gewährten den lustigsten Anblick von der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Voltaire's Gast.

Ein kleiner Lustspielstoff.

(Schluß.)

Und ein tiefer Seufzer entschlüpfte Voltaire's Brust. Auch Herr Brockmann schien unter einer gewissen Aufregung zu leiden, für die ihm Voltaire, dem diese Theilnahme durchaus nicht entging, sehr dankbar war. Wäre es wol zu indiscret, fragte jener dann schüchtern, um die Mittheilung einiger Rollen des Manuscripts zu bitten? — Durchaus nicht, erwiederte Voltaire schnell, Sie können mir sagen, welche Wirkung es hervorzubringen im Stande sein wird. — Nach besten Wissen und Willen bemerkte Brockmann, die Hand auf's Herz legend. — Als theurer College! — O, zu viel Güte, stammelte jener, beschämt die Augen niederschlagend.

Voltaire begann sofort die Vorlesung der Crossaise, der sein Gast die höchste, zespannteste Aufmerksamkeit schenkte. Bei den Stellen, wo der dem Philosophen so verhaßte Name Fréron vorkam, erhielt seine Stimme eine scharfe Bitterkeit und, sich häufig unterbrechend, schaltete er neue Beleidigungen und Epigramme der beißendsten Art ein, um dadurch die gehässige Darstellung der der Bühne überlieferten Person immer mehr zu erhöhen. Zu wiederholtenmalen gab auch der Hörer das Seine dazu und seine Bemerkungen waren zu Voltaire's Verwunderung und Freude nicht die schlechtesten und am wenigsten witzigen des Stücks. Voltaire, der selbst so reiche, machte sich durchaus kein Gewissen, die pikanten Beiträge seines Gastes als sein Eigenthum zu benutzen und auszunehmen. Er hätte sich in seinem Haß gegen den Kritiker nicht gescheut, offene Plagiate zu begehen, wenn sie nur diesen Gegenstand seiner Wut noch mehr hätten herabsetzen können. Und je mehr sein Haß gegen jenen stieg, desto höher wuchs seine Zuneigung für Brockmann, in dem er so viel warme Sympathie für seine Sache entdeckte. Als er zu Ende gelesen, legte er das Werkchen bei Seite und seinen Gast mit einem von innerer Befriedigung strahlenden Gesichte anblickend, rief er aus: Nun, was sagen Sie dazu? — Ich sage, daß es ein wahres Muster seiner Ironie und pikanten Witzes ist; Fréron wird sich davon nicht wieder erholen. — O, der Schurke hat ein zähes Leben. — Wirklich? — Ja leider, und im Grunde fehlt es ihm gar nicht einmal an einer gewissen Urtheilsfähigkeit und literarischer Kenntniß. — Unmöglich! . . . er, den Sie mit so verächtlichen Farben malen, dem sie die Rolle eines betrügerischen Angebers zutheilen . . . — Ist ein Schuft! ein Elender! . . . aber man liest ihn . . . — Viel? — Enorm . . . es gibt so viel Barbaren, so viel Obscuranten in Frankreich! — Es schließt aber, sollte ich meinen, weit mehr Aufgeklärte ein, die Ihnen den schuldigen Tribut der Bewunderung nicht versagen. — Es würde aber ohne Fréron in weit höherem Grade geschehen . . . Mein Gott, wie ich beim bloßen Namen des Unglücklichen am ganzen Körper zittere. — Bei uns, meinte jetzt der Deutsche etwas gedehnt, ist man weit ruhiger und versucht aus einer vernünftigen, klugen und gewissenhaften Kritik den möglichsten Nutzen zu ziehen. — Wenn sie aber blind, parteiisch, schamlos ist? — Dann tröstet uns eins: der gute Sinn des Publikums, der sich nicht leicht bewegen läßt, dem Schriftsteller Unrecht zu thun. — Nun, wir dieselbe des Rheins sind weniger geduldig, weniger vertrauensvoll . . . entweder die Comédie Française hat binnen drei Monaten mein Stück aufgeführt oder . . . ich ertrebe sie . . . ich breche auf ewig mit ihr . . . ich zerbreche meine Feder . . . — O wir werden hoffentlich kein solches Unglück zu beklagen haben und der französische Sophokles wird, nun er die Laufbahn des Aristophanes eingeschlagen, gleich glänzende Triumfe auch in Zukunft feiern, wie sie ihm die Vergangenheit so zahlreich geboten.

Diese letzte Phrase führte wieder die Heiterkeit in Voltaire's Mienen zurück und beim Abendbrod war er von dem köstlichsten Humor. Die boshaftesten Züge, die geistreichsten Einfälle, die launigsten Bemerkungen entsprudelten seinen Lippen und zum Schluß noch, um das Fest zu krönen, tranken Wirt und Gast nach Herzenslust auf den Erfolg der Crossaise und auf die Niederlage des gallsüchtigen Scriblers.

Acht Tage lang währte dies Leben der vertrauensvollen Herzensergießungen auf der einen, der warmen Theilnahme auf der andern Seite, ungestört und zur großen beiderseitigen Befriedigung — aber man mußte sich endlich trennen. Brockmann kün-

digte seine Abreise an. Der Abschied war zärtlich, der Onkel und die Nichte überschütteten ihren Gast mit den wärmsten und unzweideutigsten Beweisen ihrer Zuneigung und ließen ihn nicht eher fort, als bis er ihnen das bestimmte Versprechen ertheilt hatte, bei seiner Rückkehr von Paris, wohin er sich jetzt zu begeben gedachte, wieder bei ihnen einzukehren. Er schied endlich, von den heißesten Segenswünschen seiner liebenswürdigen Wirte begleitet.

Eine Stunde darauf brachte ein Bauer folgendes Billet auf das Schloß:

„Mein Herr! Ich kann mich von Ferney nicht entfernen, bevor ich Ihnen nochmals schriftlich meine ganze Erkenntlichkeit für die so großmüthige Gastfreundschaft, die Sie mir haben zu Theil werden lassen, bezeigt. Tausend Dank Ihnen, mein Herr, für Ihre schätzbaren Unterhaltungen, Dank Ihnen für Ihr liebenswürdiges, ehrenvolles Vertrauen. Etwas besonders hat mich tief gerührt, die Mittheilung der Erofaste; dieses Erzeugnisses so viel guten Geschmacks und ächter Komik. Ich schätze mich glücklich, einige Züge hinzugefügt haben zu können, die, wie ich zuversichtlich hoffe, indem sie die Aehnlichkeit der von Ihnen so unparteiisch geschilderten Personlichkeit erhöhen, den Erfolg des Stückes vermehren werden. Es hätte Ihnen wol niemand, so viel ich weiß, bessere Dienste dabei leisten können und ich bin wie Sie auf den Tag der Vorstellung unendlich gespannt, um das Loos unsere gemeinsamen Werkes lernen zu lernen."

Die Unterschrift! schnell! ins Teufels Namen! die Unterschrift! rief Voltaire der Vorleserin des Briefes, Madame Denis, zu. — Die Unterschrift... Ihr Mitarbeiter Jean Elie Fréron.

Herr v. Voltaire soll in der nächsten Nacht sehr schlecht geschlafen haben.

Tabletten.

*** Was ist Hagestolzenrecht? Diese mittelalterliche Reliquie ist, als eine Besteuerung der Ehelosen, neulich in einer deutschen Kammer zur Sprache gekommen und es mögen ihr zur Erläuterung hier ein paar Worte gewidmet werden. Hagestolz (haistaldi) ist einer der vielen Namen, die man für einzelne Hörige und Knechte hatte (singulares, solivagi, Sunderleute, Einläufige, Losjungere ꝛc.). Solche Eigenbehörige konnten nicht testiren und das Ihrige nur auf Leibeserben, nicht auf Seitenverwandte vererben. Wenn sie also unverehelicht starben, so fiel ihr Vermögen dem Leibherrn zu. Aus Unwissenheit und Habsucht erteudrte man dies Recht hier und da auf Freie, die zwischen Hörigen lebten, wenn sie sich dem ehelosen Stande gewidmet hatten, und es fehlte nicht an dienstfertigen Juristen, die es für ein speciell begründetes Recht erklärten. Der Kampf um diese Berechtigung hat bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewährt und es sind die wunderlichsten richterlichen Entscheidungen zutage gebracht worden. Die preußische Gesetzgebung kennt auch ein Hagestolzenedict vom Jahre 1727, das aber blos als Retorsion gegen die fürstlich wolfenbüttel'schen Lande erlassen wurde, wo in demselben Jahre ein Edict über das Hagestolzenrecht war publicirt worden. Es wird nämlich verordnet: „Daß, wenn in unsern Städten wie auch auf dem Lande jemand so in den wolfenbüttel'schen Landen einige von ihm sonst erbende Freunde wohnen habe, nach zurückgelegtem fünfzigsten Lebensjahre unverheiratet mit Tod abgeht, alles was derselbe außer abstammlicher Erbschaft in seinem Stand, Nahrung, Getrieb und Arbeit erlanget und erspart, oder sonst durch besondere Glücksfälle ihm zugeflossen, an bewegl- und unbeweglichen, erhandelten und ertauften, auch an ausstehenden Schulden, Baarschaften, Hausgeräte und also alles was derselben eigen, auch von ihm aller Muthmaßung nach erworbenes Gut ist, unserm Fisco anheimfalle." Nach zurückgelegtem „Hagestolzenjahr" soll er auch das Seinige nicht mehr verschenken oder letztwillig an die im Wolfenbüttelschen wohnenden Freunde zum Nachtheil des Fisci vermachen. Die Lehngüter werden sowie die Erbgüter eximirt. Auch sollen die Ritterschaft, die Geistlichen und Kriegsbediente dem Hagestolzenrecht nicht unterworfen sein.

*** Eine Nichte des Kaisers Napoleon, die zweite Tochter Jerome's, hat schon vor längerer Zeit, wie man erst jetzt erfährt, den Schleier genommen und widmet sich als „Marie vom Erbarmen" der Krankenpflege. Eine andere wunderbar schöne und sehr jugendliche barmherzige Schwester sah weinend am Bett des Grafen Jules de Mornay, als dessen Sterbestunde nahete. Da schlug es acht Uhr, die Klosterschwester drückte ihre Lippen auf die Stirn des Sterbenden und wollte sich entfernen. Warten Sie, Schwester, sagte ein anwesender Geistlicher, warten Sie und drücken Sie Ihrem Vater die Augen zu. — Die junge barmherzige Schwester war wirklich Louise von Mornay, die Enkelin des Marschall Soult, die ein jährliches Einkommen von 100,000 Franken hätte haben und einen Mann aus den ersten Familien Frankreichs heiraten können. Sie zog es vor sich gänzlich Gott und den Armen zu widmen.. Der Geistliche wollte sie zurückhalten, aber sie antwortete: nein, ich muß stets Gehorsam leisten und wäre er so schmerzlich wie hier, wo ich das Sterbebett des Vaters zu verlassen habe; die Regel gebietet mir, um neun Uhr im Kloster zu sein, — und sie ging.

*** Man bemerkt seit einiger Zeit in Paris eine von den gewöhnlichen Hausschwalben ganz verschiedene Art Schwalben, welche stärker und länger sind als die gewöhnlichen; dabei fliegen sie weit rascher und höher und nisten gewöhnlich in Bäumen. Nach Aussage der Naturkundigen sind es Schwalben vom Cap der guten Hoffnung, die auf ihren Zügen gewöhnlich nicht über die südlichsten Länder Europa's hinausgehen. In Frankreich beobachtete man sie zuerst 1784, dann 1817 und 1829.

Frankfurt, im Juli.

Einladung.

Nachdem bei einer Zusammenkunft von mehren Freunden des am 27. November vorigen Jahres hingeschiedenen Herrn Ph. Brener die Verabredung getroffen worden, daß dem heimgegangenen sehr verdienten Künstler ein Denkmal auf seiner Grabstätte errichtet werden solle, ergeht hierdurch an alle Freunde und Verehrer des Verblichenen hier und auswärts die Einladung, sich durch Geldbeiträge behufs der Errichtung jenes Denkmals betheiligen zu wollen. — Gefällige Beiträge werden angenommen und bescheinigt von den Unterzeichneten. Später soll öffentliche Abrechnung über sämmtliche Geldeinlieferungen gegeben werden.

G. B. Peill, Zeil Nr. 67.
Ph. Reger, Paulsplatz Nr. 14.
Albert Sprüdmann, Friedberger-Anlage Nr. 10.
Jacob Seib, Hochstraße Nr. 16.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 12. Juli. Vorletzte Gastdarstellung der italienischen Operngesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Bocca.) Der Liebestrank, komische Oper in vier Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 166. Dienstag, 13. Juli **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

Morgen ist der Tag der Prüfung, sagte meine Mutter, ich hoffe, du wirst dich so auszeichnen, wie du selbst es erwartest. — Was sollte mich daran hindern? antwortete ich mit der Zuversicht und dem Selbstvertrauen der Jugend. Ich bin der erste in meiner Klasse; keiner von den andern Jungen vermag mir's irgendwie gleich zu thun; ich wünschte nur, die Herren Examinatoren verständen Gelehrsamkeit besser zu beurteilen. Was aber können Nadelfabrikanten von lateinischen und griechischen Classikern wissen? — Diese Nadelfabrikanten, liebes Kind, haben die Schule gestiftet und verwenden noch immer viel Geld auf ihre Erhaltung; die Examinatoren aber, die von Orford kommen, sind gar gelehrte Herren und werden dir wol viel zu schaffen machen. — O, die fürchte ich nun gar nicht, rief ich aus, niemand wird mir das Preisstipendium streitig machen können. Packe nur meine Sachen zusammen, Mütterchen, im nächsten Semester beziehe ich die Universität. — Und wovon wirst du dort leben? Das Stipendium beträgt nur achtzig Pfund jährlich und wie ich gehört habe, kann man in der Universitätsstadt mit weniger als hundertfünfzig Pfund gar nicht auskommen. — Wir müssen es nun wieder einmal mit meinem Onkel, dem Obersten, versuchen. Der kann bei seinen Millionen Rupien ein paar hundert Pfund jährlich gar nicht vermissen. — Da mußt du ihm selbst schreiben, lieber Karl; ich kann mich in Geldangelegenheiten nicht neuerdings an ihn wenden, da es ihm ein eigenes Vergnügen zu machen scheint, mich zu erinnern, daß dein Vater arm war und du es nach aller Wahrscheinlichkeit ebenfalls sein wirst. — Das unterstreit er sich? Nun, ich werde dem alten Knicker schon Höflichkeit beibringen. Gleich nach der Prüfung mache ich in feuersprühenden Hexametern ein Spottgedicht auf ihn; er soll mir zum Gegenstand des Gelächters in seinem ganzen Ostindien werden, der gemeine, verächtliche, niedrig denkende Filz! —

Es mögen nun sieben Jahre her sein, seitdem dieses Gespräch zwischen mir und meiner Mutter geführt wurde, und wie gewöhnlich damit endigte, daß ich leidenschaftlich und hitzig wurde und sie in Thränen ausbrach. Beide Wirkungen waren sehr natürlich. Mein Onkel war als Cadet nach Indien gegangen, hatte sich dort zum commandirenden Obersten und, was weit mehr ist, zu einem sehr einflußreichen Nabob emporgeschwungen, dessen Name überall genannt wurde, wo eine wichtige politische oder finanzielle Operation zur Ausführung gebracht werden sollte. So oft es sich darum handelte, daß ein bis jetzt unerforscht gebliebener District Ostindiens überwacht, geschildert, die Bevölkerung classificirt, die Einträglichkeit desselben berechnet werden sollte, konnte man sicher drauf rechnen, den Namen Hildebrand Bawls, C. B., in den öffentlichen Blättern zu lesen. In einer nächsten Zeitungsnummer war vielleicht wieder die Rede von einem Meeting von Bankactienbesitzern oder von dem blühenden Geschäftsgang irgend einer gesellschaftlichen Unternehmung, von glücklichen Speculationen, die eine zehnprocentige Dividende abwarfen, und abermals erschien der unvermeidliche Name Hildebrand Bawls, der eben so unerläßlich unter den Unterschriften derjenigen gefunden wurde, die eine neue Eisenbahn führten, eine Dampfschifffahrtslinie verbesserten oder zweckmäßige Mittel und Wege erfannen, um den Tribut, der von den eingebornen Fürsten entrichtet werden mußte, schneller h.reinzubringen. Wol lächelte es bisweilen unsern Stolz, die wolbekannte Namensunterschrift stets von neuem wiederkehren zu sehen, und wir pflegten uns in vergeblichen Berechnungen der unermeßlichen Capitalien zu ergehen, welche durch eine lange Reihe von Jahren durch so große und so glückliche Energie aufgehäuft worden sein mußten.

Dagegen war es viel leichter, obwol bei weitem nicht so befriedigend, die Tragweite unserer eigenen geringfügigen Mittel zu berechnen; meine Mutter aber war eine merkwürdige Haushälterin und heute noch begreife ich nicht, wie sie es, selbst in der billigen Landstadt, die sie meiner Erziehung halber zu ihrem Aufenthalt gewählt hatte, anstellte, daß wir recht behaglich le.en, uns recht anständig kleiden und ein recht respectables Hauswesen führen konnten. Was für ein wunderbares Ding es doch um eine solche Wirthschaftskenntniß, und welch eine herrliche Zugabe zu einem geringen Vermögen ein klein wenig guter Geschmack ist! Meine Mutter durfte ein Ding nur anrühren, um ihm auch schon einen gewissen Comfort beizubringen. Das Landhäuschen, das wir an der nach London führenden Straße bewohnten, glich einer Villa in Miniatur, so sauber waren die Gänge gehalten, so hübsch die Blumenbeete hergerichtet. Derselbe Geschmack waltete im Innern des Häuschens vor; die Papiertapeten harmonirten so schön mit den Teppichen; die ländlichen Stühle und Tische paßten so gut zu dem übrigen Hausgerät, daß es niemanden je beifiel, sie seien aus dem wolfeilsten Holze und von der gewöhnlichsten Façon. Was aber der Geschmack hinsichtlich des Hausrates ist, das sind Manieren bezüglich der Menschen. Niemand, der meine Mutter über die Straße gehen, oder in einen Laden treten, oder ein paar Besuche zum Thee empfangen sah, hätte nur einen Augenblick denken können, sie sei eines armen Pfarrers Wittwe mit einem Einkommen, von dem eines Bischofs Kellermeister nur mit einem verächtlichen Lächeln sprechen würde. Sie glich vielmehr einer verkleideten Herzogin und man erwartete jeden Augenblick sie sagen zu hören: Man lasse den Reisewagen mit vier Postpferden bespannt vorfahren; auf meinem Schlosse werden sie gar nicht wissen, was aus mir geworden ist. — Oft fragte ich mich, ob denn ihr gallsüchtiger alter Bruder wol auch wisse, was sie für ein liebenswürdiges, adelig aussehendes Geschöpf sei. Mußte er es, so mußte er wol ein doppelt destillirter,

hartherziger Knauser sein. Warum ließ er uns denn nicht holen, damit sie seinen Haushalt verwalte, bei seinen Gastmahlen die Honneurs mache und ich seine Pferde reite, sein Adjutant sei und als sein erklärter Erbe gelte? Wußte er aber wirklich nicht, was er für einen Schatz in seiner Schwester besaß — ihres Sohnes gar nicht zu gedenken, — so mußte er ein blödsinniger Dummkopf sein, von dem ich unmöglich glauben konnte, daß er, wie die Zeitungen erzählten, Pläne für neue Straßen entwürfe, Gesetze abfasse für ein neu erworbenes Gebiet, das so groß war, wie Frankreich und Spanien zusammengenommen, daß er die Finanzen ganzer Völkerschaften regle und schnaubende, lenchende Dampfschiffe nach den Gewürzinseln des Südens oder zu den geheimnißvollen Ufern des Blumenlandes entsende. Wie, er sollte alles dies thun und dabei weder meine Mutter noch mich kennen! Das wäre ja gradezu unmöglich gewesen und darum mußte ich ihn auch im Innersten meiner Seele als Schwindler bezeichnen. Es lag vielleicht auch noch ein anderer Grund vor, aus welchem ich ihn gering schätzte — seine Name war dem hohen Adel fremd, während in meinen Adern Blut rollte, das dem der Medina Celi's oder der Eglintons an Reinheit nicht nachstand.

(Fortsetzung folgt.)

Schöne Literatur.

Der Tannenschütz. Weihnachtsnovelle für 1851 von Otto Müller. Bremen, Franz Schlotmann. 1852.

Seitdem vor nun sieben Jahren der „Bürger" von Otto Müller so verdientes Aufsehen gemacht und dem jungen Dichter nicht nur die Gunst der Leswelt, insbesondre der Frauen, dauernd zugewendet, sondern ihn auch in der damals erschienenen deutschen Literaturgeschichte Hillebrands dem kleinen Kreis der besten und hoffnungsvollsten Novellenschreiber der Gegenwart angereiht hat, seit jener Zeit wird jede neue Schöpfung Otto Müllers mit einer gewissen Spannung zur Hand genommen. Dem „Bürger" sind rasch nach einander, und zuerst abgedruckt in früheren Jahrgängen der vorliegenden Zeitschrift, „Petrus von Vinea" und „Marlo" gefolgt: ersterer nachher von dem Dichter selbst als ein übereilt ausgeführtes und darum mangelhaftes Werk verurteilt, letzterer aber in neuer Ueberarbeitung unter dem Titel „die Mediatisirten" als zweibändiger Roman im Buchhandel erschienen. Beide Erzählungen gehören der zweiten Entwicklungsperiode des Dichters an, wo Trieb und Drang einer erfreulichen, aber über ihren Umfang wie ihr Ziel sich noch nicht klar gewordenen Schöpfungskraft an verschiedenen Stoffen mit verschiedenem Erfolg sich versuchten. Jene Erzählungen gehören aber auch einer Zeit an, wo äußere wie innere Verhältnisse den Dichter oft um jene ruhige, behagliche Stimmung verkürzten, ohne welche die Poesie ebenso wenig aufkommen kann wie eine Ernte ohne fruchtbares Sommerwetter. Darum auch konnten „Petrus von Vinea" und „die Mediatisirten" trotzdem, daß sich in den Vorzügen wie in den Mängeln dieser Bücher eine Dichternatur von schönstem Gepräge und seltner Tiefe beurkundete, dennoch den Vergleich nicht aushalten mit dem „Bürger", dessen Stoff in der Gemüteridung Otto Müllers seinen geeignetsten Boden fand und dessen Form und Fassung der Dichter langsamer und in größerer Selbstfreiheit in sich heranreifen ließ, um ein Buch daraus werden zu lassen, an welchem von ihm mit einer Liebe geschaffen wurde, die vielleicht nur hinter dem Erfolg zurückgeblieben ist, den der Roman insbesondre in Nordwestdeutschland gefunden hat.

Den bisher genannten Werken folgte vor etwa zwei Jahren in drei Bänden der „Georg Volker, ein Roman aus dem Jahr 1848". Geistreiche Kritiker haben damals in diesem Roman „eine wahre Transfiguration der Muse Otto Müllers" begrüßt, und ein Meisterstück des Dichters, „die trübe Gährung und Wirrnis unserer jüngsten Revolutionszeit zu einem ächt idealnationalen Lebensbilde, im einfachsten, schlichtesten Rahmen zu gestalten". Wir sind nichts weniger als geneigt, dieses Lob auch nur um eines Jota's Punkt zu verkürzen, denn auch wir reihen uns den vielen Lesern an, die je dieses Buch mit Spannung zur Hand genommen und mit inniger Verehrung für den jungen Dichter wieder bei Seite gelegt haben: wer aber konnte und mochte einer Muse, wie die Otto Müller's ist, eine „Transfiguration" wünschen, außer solchen, die den Katzenjammer ihres politischen Rausches aus den Märzagen mit dem Brausepulver politischer Lyrik und Novellistik zu beschwichtigen wünschen? Dieselbe Muse, die uns im „Bürger" und in den „Mediatisirten", mit dem „traumesdunkeln, tiefblauen Auge alter guter deutscher Waldromantik anblickt, deren altes, treues Volksberz in Freud und Leid wir pochen hören und deren leichtgeflügelter, fantasiekrunkener Genius seinen Elfenreigen auf thaufrischer Waldwiese schlingt", — was hat sie mit der Politik zu schaffen? Antwort: sie trinkt ihren Tod an der Tendenz, wenn sie nicht noch zeitig umkehrt. Die letzte schlimme Erfahrung dieser Art hat Berthold Auerbach mit seinem „neuen Leben" machen müssen: der mit so vielen Hoffnungen in die Welt gesendete Roman hat ihm nur Kummer und Aerger bereitet.

Nicht als ob Otto Müllers „Volker" so von der politischen Tendenz durchdrängt und durchheiligt wäre wie Auerbachs „neues Leben"; denn er „zog es", wie er selber sagt, und während Auerbach von einem anderen Prinzip auszegangen ist, „vor, über dem Wirklichen und Erlebten noch ein Höheres anzuerkennen — die dichterische Wahrheit nämlich im Gegensatz zu der historischen; jenen lebendigen Gotteshauch, der durch alle Zeiten geht, der Blütenduft vom Baume der Menschheit durch alle Regionen verbreitet, und den Geist, der ihn lebendig erfaßt, über der Gegenwart düstere Nebel hinaus mit der Zukunft hellem Auge schauen läßt, was in dieser Gegenwart Dauer verspricht und was in und mit ihr untergehen wird." Aber dennoch spricht der Dichter in diesem Roman wie seiner Zeit im „Petrus von Vinea" gar oft gleichsam in einer fremden, angelernten Sprache mit uns, und nicht mit jenen unmittelbar ab- und anklingenden Tönen der einfachen, harmlosen, schönen Menschenseele, welche über den „Bürger" und die „Mediatisirten" einen so geheimnißvollen Zauber verbreiten. Das macht, weil Otto Müllers poetische Natur entschieden dem Idyll zugewendet ist, historische Stoffe aber nur mit Widerstreben sich derselben fügen. Nicht der Volksstaat, sondern das Menschenherz ist dieses Dichters Heimat, nicht die politische Staatsweisheit von gestern und heute, sondern die ewige schlichte Wahrheit des Menschentums ist seine Nahrung. Er kennt wie wenige die Physiologie und das Leben und alle die Freuden und Leiden des Menschenherzens und schildert alle Seiten und Situationen desselben in übrigen, manchmal fast zu stark reflektirenden Farben; daher auch die große Gunst unsers Dichters bei den fein gebildeten und edel fühlenden Frauen. Was an seinem „Georg Volker" treffliches ist, verehren sie nicht in der Tendenz, sondern in der Schilderung so verschiedener, sich gegenseitig bedingender Gemütsleben und Seelenzustände.

Und so ist denn auch Otto Müller in seiner neuesten Schöpfung, im „Tannenschütz", wieder ganz zu sich selber zurückgekehrt: zu einfachen, schlichten Menschen folgen wir ihm in die nahen Berge des Odenwaldes und lassen uns dort „von einem

tragischen Geschick, von einer Verkettung von außerordentlichen Umständen ergreifen, die, wie der Dichter in der Einleitung poetisch schön ausführt, dadurch, daß Rudolf und Ammy nicht so adeligem Blut entsprossen sind wie Romeo und Julie, nichts von ihrem tief erschütternden Eindruck verlieren. „Es gibt eine alte Geschichte, rührend leidvoll und traurig, wert, daß sie ewig jung bliebe in Schrift und Gedächtnis aller guten Menschen. Das ist die Geschichte von jener Liebe, die in Treue bis zum Tod versöhnen will, was Haß und Schuld an Unheil in der Familie angerichtet, ... die Geschichte von Romeo und Julia". — „Aber diesmal ist's nicht das Haus fürstlicher Ahnen, nicht der stolze Palast des Nobile, in dem das Märchen einkehrt. Fern von Verona's lieblichen Fluren und Italiens süßduftenden Orangenhainen, fern von des Südens liebedurchschwängerten Lüften sucht es sich diesmal seine Herzen in rauherer Zone, in einsamen deutschen Bergen. Wie die Schwalbe des Südens baut es sich dort unter niederem Dache an, heimlich-traulich nistet's sich ein in der Schuld grauenvoller Nähe. Aber das Märchen von Verona, wo es auch einkehrt, verläßt nur mit dem blumengeschmückten Sarge der Liebenden die Schwelle wieder, wo es sein hohes Opfer sich geholt hat. Dann, nach kurzer Rast, eilt es fort, fliegt vielleicht mit den Schwalben dahin, — weit weit, über Alpen und Meer. "

An diesen Worten und Gedanken, an diesen innigen Herzenslauten, an dieser elegischen Stimmung haben wir seiner Zeit unsern Dichter auf den ersten Blick wieder erkannt, als er im Stuttgarter Morgenblatt ohne Nennung seines Namens Fragmente aus der vorliegenden „Geschichte aus den rauhen Bergen" mittheilte. Lust und Leid und Schicksalswege nicht des Menschen des Staates oder der Gesellschaft, sondern des Menschen seiner ureignen und bleibenden Geistes- und Gemütsanlage muß uns Otto Müller schildern, wie hier in dem „Tannenschütz", und wir gewinnen ihn lieb, wenn auch hier und da die Bilder gar düster werden; wir bleiben gespannt, wenn auch hier und da die Fülle der Gedanken und Empfindungen des Dichters den Weg der Handlung allzu üppig überwuchert. Eine Weihnachtsnovelle nennt er seinen „Tannenschütz"; vielleicht weil auch Weihnacht ein allgemeines Fest der Liebe ist, in deren Tempel diese Erzählung als eine der schönsten Votivtafeln ihre Stelle finden mag. Wer je die Macht der Liebe in ihren reinsten Freuden wie in ihren herbsten Schlägen empfunden hat, den wird diese Geschichte nicht weniger erschüttern, niederbeugen und dann durch ihren Ausgang versöhnen und im Hinblick auf eine allwaltende Vorsehung emporrichten, als es die alte veronesische Geschichte thut von Romeo und seiner Julia.

Beklagenswert für den Dichter, wenn er wie Otto Müller sein Herz die schwersten Prüfungen muß bestehen lassen, um sie dann in den stillen Stunden der Nacht mit seiner Muse für die Welt da draußen in goldene Genüsse umzuprägen.

Er trauert in diesem Augenblick über dem frischen Grab seiner jungen Frau. Möge ihm, nachdem er seit einigen Monaten eine zeitkostende und kraftaufreibende Berufsthätigkeit aufgegeben hat, aus vermehrtem poetischen Schaffen seines Herzens Heilung erblühen, ihm zum Trost und der deutschen Leswelt zur Freude, die nach diesem „Tannenschütz" gespannt einer seiner neuen Dichtungen gewärtig sein wird.

E. S.

Eine wendische Bauernhochzeit.

Von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

Während der Trauung hatte ich Gelegenheit, die äußerst originelle Tracht der Wendländerinnen zu bewundern, die in wenigen Gegenden Deutschlands so complicirt und kostbar sein dürfte. Die Braut trug ein schwarzes Kleid und Mieder, eine an den Kanten gestickte feine weiße Schürze, ein Tuch von derselben Farbe, welches im Nacken in unglaublich viele Falten zusammen „gespendelt" war, eine gestickte weiße „Fraise", die in mehren Lagen über das Tuch herabfiel, und lange schwarze Armhandschuhe. Auf den emporgestrichenen, am Hinterkopf zusammengebundenen Haaren trug sie einen Kranz von Myrten, der mit künstlichen Blumen, Rauschgold und vielen kurzen und langen bunten seidenen Bändern geschmückt war. Vor der Brust stak ein Rosmarinstrauß; einen ähnlichen kleineren trug sie neben dem Gesangbuch in der Hand. Der allerseltsamste Schmuck aber bestand in den vier Taschentüchern, welche sie an den Zipfeln in der Rechten hielt. Der Sitte gemäß muß es stets ein seidenes, ein weißes leinenes oder baumwollenes, ein kattuneues und ein Tülltuch mit Spitzen sein. Die Brautjungfern und andere junge Mädchen dürfen nur zwei Taschentücher führen. Der Bräutigam trug einen dunkelbraunen Rock, lange Beinkleider und Weste von gleicher Farbe und ein schwarzes Halstuch. Der Rock war bald zugeknöpft und rechts und links mit ganz schmalen Rosmarinsträußchen geziert; die Cocarde auf dem Hut war ebenfalls mit kleinen Rosmarinsträußchen geziert. Die violetten Handschuhe waren mit hellfarbigen Stickerei versehen und über dem Handschuh stak der Trauring.

Die Brautjungfern und die übrigen jugendlichen Begleiterinnen der Braut prangten in allen erdenklichen Farben. Rot, die Nationalfarbe, der Wenden spielte indessen die Hauptrolle, wenigstens bei Tüchern, Mützen und Bändern. Rock und Mieder waren theils grün, theils blau, theils violet, theils braun; das letztere sehr weit und tief ausgeschnitten und mit silbernen Knöpfen und Kettchen geziert. Tuch und Schürze waren durchgehends von derselben Farbe und beide mit bunter Kante versehen. Das erstere wissen die Wendländerinnen in eine Unzahl bauschiger Falten zu legen, so daß man die erstaunliche Größe desselben erst gewahrt, wenn man es in seinem natürlichen Zustande erblickt. Auf die „Fraisen" schienen alle eine ungemeine Sorgfalt verwendet zu haben. Durch die einzelnen Lagen derselben liefen Schnüre von künstlichen Früchten, Blumen und anderen Zierraten hin, welche annutig aus der feinen Stickerei hervorschimmerten. Besonders in die Augen fallend war die mit langen hellroten seidenen Bändern geschmückte, eckig geformte goldgestickte Mütze, welche am Hinterkopf fast ein Dreieck bildete, auf dem eine große flatternde Bandschleife prangte. Die mächtigen silbernen und goldenen Ohrringe, welche von allen getragen wurden, bewiesen, daß beide Metalle im Wendelande nicht zu den seltenen gehören.

Die älteren Frauen waren fast durchgehends in schwarze Röcke und Mieder gekleidet, gegen welche die sauberen weißen Tücher und Fraisen vortheilhaft abstachen. Die Männer trugen einfache dunkelblaue Röcke und Beinkleider und schwarze, modisch geformte Hüte; der einzige Schmuck bestand in den Rosmarinsträußen, welche auf Rock und Hut befestigt waren. Daß der Aberglaube der Wenden selbst in der Kirche, am Fuße des Altars, während der Trauung hervortreten würde, darauf hatte der Pfarrer mich aufmerksam gemacht; so sah ich, wie Braut und Bräutigam sich während der Einsegnung so dicht an einander drängten, daß der letztere, eine große hagere Gestalt, fast

halb in dem bauschigen Aermel der Braut verschwand. Diese geschlossene Stellung hat ihren guten Grund; denn sobald man nicht zwischen beiden hindurchsehen kann, sind böse Leute nicht im Stande, die Neuvermälten zu entzweien oder ihnen etwas anzuthun. Am ergötzlichsten war aber der kleine kurze „Faustkampf“ während des Wechsels der Ringe. Die Braut muß nämlich danach trachten, bei dieser Gelegenheit die Hand oben zu bekommen, weil sie sich dadurch die Zügel der Hausregierung verschafft. Da der Bräutigam nun recht wol weiß, was ein etwaiges Manipuliren seiner künftigen Ehehälfte zu bedeuten hat, so bestrebt er sich natürlich, die Operationsplane der letzteren zu vereiteln, wodurch dann ein kurzer, mehr oder minder hitziger Faustringkampf entsteht, dem der Verkündiger des göttlichen Friedens manchmal rat- und machtlos zuschauen muß. Mein würdiger Freund machte den Manipulationen der herrschsüchtigen Braut aber durch einen kühnen Griff ein Ende: — er segnete, wie er die Hände erfaßt hatte, und die Herrschaft fiel damit, wie es schon durch das vorsündflutliche Gesetz bestimmt worden ist, dem Mann zu.

An einigen Orten soll die Braut nach den Versicherungen des Pfarrers im Fall, daß ihre Hand unterlegen, ihren Operationsplan mit dem Fuß fortsetzen und sich bemühen, dem Bräutigam heimlich, aber kräftig auf die Zehen zu treten, wodurch sie sich ein noch viel unumschränkteres Regiment verschafft. Da der letztere unmöglich den Augenblick des Angriffs vorhersehen und eben so wenig vor den Augen der ganzen Versammlung wie ein Storch auf einem Beine stehen kann, so zieht er in diesem Kampf in der Regel den kürzeren. Als der Segen gesprochen war und der Pfarrer dem neuen Ehepaar seinen Glückwunsch dargebracht hatte, trennte sich das letztere stillschweigend. Der Bräutigam, welcher vor der Trauung zwischen seinen Verwandten und Freunden auf der einen Seite des Altars gestanden, hatte, schritt nun zu den Angehörigen und Begleiterinnen der Braut hinüber, während diese seinen früheren Platz einnahm. Um der lieben Dorfjugend auch einen vorläufigen Begriff von der Süßigkeit einer Hochzeit zu geben, warfen die Brautjungfern beim Herausstreten aus der Kirche Nüsse, Pfefferkuchenstücke, Aepfel, Rosinen und dergleichen unter die Knaben und Mädchen, wobei die ersteren äußerst handgreiflich darthaten, daß sie das stärkere Geschlecht seien — die unglücklichen Mädchen erwischten kaum eines oder das andere der reichlich fallenden Mannakörner. Unter Gesang und Jubel sausten die Wagen wieder die breite Dorfgasse hinab dem Wohnorte des Bräutigams zu, wo nun zwei Tage hindurch geschmauset, gezecht und getanzt werden sollte. Da das Brautpaar den Pfarrer durch einen besonderen Abgesandten hatte ersuchen lassen, mit den Seinigen so bald als möglich zu erscheinen, weil man das Festmahl nicht eher beginnen werde, als bis er eingetroffen sei, so machten wir uns gleich nach beendigter Trauung auf den Weg. Das von hohen Eichen, Erlen und Weiden umschlossene Dorf zeigte uns einen ächt wendischen Ort. Um die Ecke eines hohen Gartenzauns biegend, fanden wir uns auf einem äußerst umfangreichen, hufeisenförmigen freien Platz, welcher rings umher von stattlichen Häusern eingeschlossen war und nur an der Seite eine Einfahrt hatte, von welcher wir kamen. Jedes Haus war mit der Giebelseite nach diesem Platz gekehrt und hinter demselben lagen die Scheuern, Stallungen, Höfe und Gärten.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe.

54.

× **Basel**, den 11. Juli.

Beginn des eidgenössischen Sängerfestes.

Soeben verkündeten elf Kanonenschüsse den Anfang des fünften eidgenössischen Sängerfestes. Zur Verschönerung der Stadt ist das Mögliche gethan: an allen Thoren, in den Straßen und an Häusern sieht man grünen Blätterschmuck und Blumengewinde. Einen herrlichen Anblick gewährt der Petersplatz, wo die Festhütte steht. Eine im gothischen Styl erbaute Eingangspforte führt unter die schattigen Baumalleen, wohin auch den Nichtsängern der Zutritt offen steht. Auf einer Terrasse erhebt sich in den edelsten Formen die Festhütte. Das Portal ist mit den kolossalen Statuen der heiligen Cäcilia und des Orpheus geschmückt; im Innern prangen an der Rückwand die mit Lorbeer geschmückten Namen unserer musikalischen Heroen: Bach, Mozart, Händel, Weber, Mendelssohn, Haydn. Unter ihnen haben die betränzten Namen derjenigen Musiker ihren Ehrenplatz gefunden, von denen am Feste Compositionen zur zur Aufführung kommen. Die Rednerbühne trägt das Motto:

„Aus edlem Wort sproßt schöne That,
Aus leerem Schall der Zwietracht Saat.“

Gestern gegen Abend hielt die eidgenössische Sängerfahne, von Luzern kommend, begleitet von mehren Vereinen, ihren Einzug in die Stadt. Am Abend vereinigten sich die Sänger, die Comite's ꝛc. auf dem Café national. Es sind viele Fremde in der Stadt und das herrliche Sonntagswetter wird wol besonders aus dem Elsaß noch Massen hereinführen.

Tabletten.

*** In einer Dachstube der Straße St. Paul zu Paris wohnte seit Jahren ein alter Straßenkehrer mit langem weißem Barte, Vater Joseph genannt, der sehr ungeschlig war, stets für sich lebte und mannigfache Unterstützungsanerbieten hartnäckig ablehnte. Vor einigen Tagen fiel es den Hausleuten auf, daß er zur gewohnten Stunde nicht ausging; sie klopften an die verschlossene Thür seiner Dachstube, aus der Kohlendampf drang und sahen ihn durchs Schlüsselloch auf seinem ärmlichen Bette, liegen. Als die Thür aufgesprengt ward, fand man, daß er sich durch Kohlendampf erstickt hatte. Der herbeigeholte Polizeicommissär fand auf dem Tisch ein dickes Manuscript, worin der Greis in sehr gutem Styl über sein bewegtes Leben und die Veranlassung seines Selbstmordes Auskunft gab. Vater Joseph, der eigentlich Joseph D. hieß, war einst einer der bedeutendsten Kaufleute zu Köln, wo er ein junges und schönes Mädchen heiratete, die er als Frau zärtlichst liebte. Eines Abends unerwartet nach Hause kommend, ertappte er sie über dem Ehebruche, ergriff zwei Pistolen und tödtete die Frau auf der Stelle, während ihr an der Schulter getroffener Liebhaber entfloh. Er vernachlässigte nun seine Geschäfte, führte ein zügelloses Leben und wurde ein leidenschaftlicher Spieler. Arm geworden, verließ er seine Heimat und ging nach Paris, wo er nach Durchbringung seiner wenigen noch übrigen Habe Straßenkehrer wurde. Vor kurzem war er auf der Straße mit seiner täglichen Arbeit beschäftigt, als ein Vorübergehender ihn um etwas befragte. Joseph erkannte einen früheren genauen Bekannten aus der Zeit seines Wolstandes. Die Bitterkeit der dadurch in ihm erwachenden Erinnerungen bewältigte ihn so, daß er seinem Leben ein Ende machte.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 167. Mittwoch, **14. Juli 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Meines Vaters Familie mußte mit Wilhelm dem Eroberer ins Land gekommen und bald nachher ausgegangen sein; — wenn ich „ausgegangen" sage, so meine ich, daß sie wahrscheinlich das Schicksal einer aus Mangel an Oel ausgehenden Lampe hatte, da die Güter meiner Ahnen in kürzester Frist zersplittert wurden. Das Studium der englischen Geschichte machte mich fast zum Feinde der Könige Englands. Als Heinrich I. Geld brauchte, suchte er Gelegenheit zu einem Zerwürfniß mit meinem Ahn, Reginald von Bohun, und nahm ihm dann zwanzig Meierhöfe in Yorkshire und sechs in Berks weg. Noch schlimmer spielte uns die Königin Maud mit; sie brannte unser Stammschloß in Hampshire nieder und verwüstete das dazu gehörende Gut mit Feuer und Schwert. Der beschränkte Heinrich III. räumte dem Gottfreid von Bohun das Recht ein, sich an den Leibern und Gütern von zehn Juden aus Nottingham zu entschädigen. Wahrscheinlich waren aber diesen Juden schon zuvor alle Zähne ausgezogen und alles Geld auf der Tortur ausgepreßt worden, da es sich aus der Geschichte der Bohuns nicht nachweisen läßt, daß ihr Reichtum seit jener Zeit und durch solche Procedueren wieder zugenommen hätte. Unter den folgenden Regierungen fanden sie häufig den Tod auf dem Schaffott, was stets ein Zeichen ist, daß eine Familie der Verarmung verfällt. Heinrich VII. nahm der Familie das letzte in Yorkshire gelegene Gut; das einzige Besitztum, das nun noch übrig war, um die Würde unsers Namens aufrecht zu halten, war das Stammschloß, das von der Königin Maud so übel zugerichtet worden war, sich aber doch immer noch recht stattlich ausnahm und von ausgedehnten Feldern und Waldungen umgeben war. Mein Vorfahr aber verließ die Halle seiner Ahnen, um sich den Anhängern König Karls anzureihen; Oliver Cromwell schenkte sein letztes Besitztum einem tapfern Independenten und Karl II. bestätigte die Schenkung, obwol er dem alten Cavalier, so oft er an den Hof kam, die Hand schüttelte und ihn zum Kegelspiel aufforderte, wobei er jedoch vergaß, daß der Arme seinen rechten Arm auf dem Schlachtfeld von Worcester eingebüßt hatte. Von dieser Zeit an zogen sich die Bohuns von der großen geschichtlichen Bühne in die bescheidene Dunkelheit der Mittelklassen zurück; so oft sie jedoch irgendwo hervortraten, folgten ihnen neuerdings Lichtstreifen der früheren glänzenden Existenz nach. Mein Großvater war Seecapitän und wurde durch einen vom Mastbaum abgeschossenen Splitter in der Schlacht bei Trafalgar tödlich verwundet; aber noch im Todeskampf hielt er sich für überzeugt, die ganze Reihenfolge seiner Ahnen sitze auf den Sparren und im Tauwerk und blickte beifällig nickend auf ihren Abkömmling herab; als mein Vater eine Pfarre in einer ziemlich sumpfigen Gegend der Grafschaft Esser bekam, hielt ihn die tröstende Erinnerung aufrecht, daß viele seiner Ahnen bei den Sarazenen in Kerkern zu Grund gegangen seien, die an Feuchtigkeit und Modergeruch seine Pfarrwohnung eben nicht sehr weit übertrafen. Ueberaus sonderbar war es aber, daß Heraldiker und Genealogen von früh bis spätabends unablässig bemüht waren, den Beweis zu führen, wie hier ein neu geschaffener Pair und dort ein neu gebackener Baron von den Bohuns abstammten. An diese künstlich anknüpfenden Namen klammerten sich wieder andere in allen nur erdenklichen, lächerlichen Windungen und ließen dabei den ächten, wirklichen Baum mit seinem grade ausstrebenden Stamm und gesunden Zweigen hülflos den kalten, feuchten Winden in den Morästen von Esser ausgesetzt. Werde ich euch das wol je vergessen, ihre Auswüchse und Knorren von unächten, angemaßten Kriststrokraten? Nun und nimmermehr!

Der nächste Tag, der Tag der Prüfung, fand uns zur anberaumten Stunde sammt und sonders auf unsern bestimmten Plätzen. Wie gewöhnlich, hatte ich auch diesmal den Ehrenplatz der Schule inne und blickte mit nur schlecht verhehlter Verachtung die Reihe angsterfüllter Gesichter hinab, die der Thüre mit dem Ausdruck furchtsamer Erwerbietung zugewendet waren. Meine Mutter und noch viele andere Damen saßen auf Stühlen im obern Theil der weiten, räumigen Halle; dichtgedrängt standen die Verwandten der Schüler unsern Bänken gegenüber; mir war, das fühlte ich, ein leichter Triumf vorbehalten, denn ich hatte sehr eifrig studirt und das ganze Jahr hindurch als das Wunder der Schule gegolten. Jetzt ging die Thüre auf, die zu des Schuldirectors Wohnung führte; man gewahrte einen Moment lang das etwas verstörte Gesicht des Hülfslehrers, der einen raschen Blick über die Versammlung warf. Mir winkte er zu, als wenn er mir hätte andeuten wollen, die Examinatoren würden sogleich erscheinen. Wirklich hielten die vielgefürchteten Gäste im nächsten Augenblick unter allgemeinem Händeklatschen ihren Einzug. Es waren jedoch nicht die Magnaten von Oxford, die sich zuerst präsentirten. Ein starker, fetter Mann, der sehr oft in Gesahr kam, über die Säume des langen Schlepptalars zu stolpern, in den er sich gehüllt hatte, bezauberte uns durch die Pracht seiner goldenen Kette und fliegenden Gewänder; es mußte wol ein Sheriff oder sonstig hochgestellter Würdenträger der Londoner City sein. Als Senior der Nadelfabrikanten repräsentirte er die erhabenen Begründer und Erhalter der Schule. Hinter ihm kam eine hohe, stattliche Gestalt, die aber keine besondere Decoration oder Amtszeichen trug. Braunröthliche Färbung — von der ich nicht wußte, ob sie ein Product der Gesundheit oder des häufig genossenen Portweins war — verbreitete über die schönen Züge, aus denen ein bedeutender Grad von Gutmüthigkeit sprach, eine gewisse Glut, welche den günstigen Eindruck dieser Erscheinung nur noch erhöhte; dicht an die Seite

des Mannes geschmiegt und ihn fest an der Hand haltend hüpfte ein schlankes, anmuthiges Mädchen, das zwölf bis dreizehn Jahre alt sein mochte und deren Züge so sehr denen ihres Führers glichen, daß sie, obwol durch Alter und Geschlecht gesänftigt und reiner gefornt, keinen Zweifel an der Blutsverwandtschaft aufkommen ließen, die zwischen beiden obwalten mußte. In der ganzen Schule war mein Preußing, der sich nicht in das Mädchen so sehr verliebte, als es nur die Aufregung und Furcht vor der herannahenden Prüfung immer gestatten wollte. Selbst den so stattlich aussehenden Vater hatten wir ihrethalben bereits lieb gewonnen und ich nahm mir vor, alle Kraft aufzubieten, um mich in Gegenwart einer solchen Schönheit möglichst auszuzeichnen. Nebenbei beschäftigte uns alle der Gedanke aufs lebhafteste, wie es denn nur möglich sei, daß man durch Nadelfabrication in so hohem Grade zu Reichtum und Ansehen gelangen könne, und ob denn die beiden Herren nicht vielleicht alle nur erdenklichen Gattungen von Nadeln, die sammt und sonders auf britischem Boden verbraucht würden, erzeugten. (Fortsetzung folgt.)

Eine wendische Bauernhochzeit.

Von Eduard Zieten.

(Fortsetzung.)

Die Bauart der Häuser war durchgehends dieselbe, aber höchst eigenthümlich. Eine unglaubliche Masse von schmalem eichenem Ständer- und Riegelholz schaute in viereckigen Fächern aus dem roten, sauber mit Kalk ausgestrichenen Mauerwerk der Giebelseite hervor. In der Mitte befand sich der Haupteingang, eine große Bogenthür mit zwei Flügeln. Die Balken über derselben waren mit grellen Farben buntscheckig bemalt und mit den Namen der Erbauer des Hauses, mit Bibelsprüchen und Gesangbuchversen geschmückt. Der Giebel trug einen hohen zinnernen Aufsatz, der eine Art Blumenstrauß vorstellte und dessen Spitze in eine Windfahne auslief, in welcher letzteren ebenfalls das Jahr der Erbauung des Hauses ausgeschnitten war. Die übrigen Seiten der Gebäude hatten ein weniger buntscheckiges Aussehen; Fenster und Nebenthüren waren indessen ebenfalls mit grellen Farben bemalt.

Wir traten durch die hohe Bogenthür in das Hochzeitshaus. Auf der mit grünen Zweigen geschmückten großen Lehmdiele, welche auf drei Seiten in doppelter Mannshöhe mit balconartigen Gallerien versehen war, die zu verschiedenen kleinen Mansardzimmern und Vorrathskammern führten, standen zwei lange Reihen gedeckter Tische, um welche Schaaren von fröhlichen Hochzeitsgästen wandelten. In den der großen Bogenthür gegenüberliegenden beiden geräumigen, mit Holz getäfelten Zimmern waren ebenfalls mehre Tische gedeckt und zwar für das Brautpaar, dessen nächste Verwandte und Freunde und für die wenigen Honoratioren, welche Dorf und Umgegend aufzuweisen hatten. Wir wurden mit einem Gemisch von Ehrerbietung, Herzlichkeit und Freude vom Bräutigam bewillkommt und in die „beste Stube" geführt, wo unsere Tischgenossen schon versammelt waren.

Fünf Minuten später ward das Signal zum Angriff auf die dampfenden Schüsseln gegeben — und selten habe ich schärfer umhauen sehen als an diesem Tage. Da ich der Thür gegenüber saß, so konnte ich das Leben und Treiben auf der Hausflur genau beobachten. Ich habe der Tischgesellschaft durch das öftere Hinschauen auf die „Außenwelt" vielleicht bedeutenden Grund zu Mißvergnügen gegeben — aber die Thätigkeit drüben setzte mich zu sehr in Erstaunen. Wahre Gebirge von Rindfleisch, Braten, Reis, sogenannten „dummen Jungen"*, Kartoffeln und gekochten Pflaumen sanken unter den scharfen Wendenwaffen und Wendenzähnen in nichts zusammen. Der bekannte Spruch: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", paßt ohne Negation besser auf die Wenden: sie arbeiten redlich, aber sie essen auch redlich.

Den Ganymed spielte ein höchst komischer Kauz — ein Schneider von Profession, ein Mann von Wachstum äußerst zurückgebliebenes Männchen mit ewig lächelndem Gesicht, kleinen „fetten" Augen und verdächtig hochgelbem Haar. Das Obermundschenkenamt war indessen weder ein Frohndienst noch eine Ehrenfunction — er hatte es als ein Recht, als ein durch Sitte und Herkommen geheiligtes Recht zu fordern. Da im Wendlande gewöhnlich ein Schneider den Freiwerber zu spielen pflegt — der Ursprung dieser Sitte mag in nebelgrauen Urzeiten zu suchen sein —, so hatte er als Mann von der Nadel und als vielerprobter und vielgewandter Herzensvereiniger auch diese Ehre gestiftet und dafür nun den herkömmlichen Lohn erhalten: das Schenkenamt. Daß dieser Lohn nicht so gar unbedeutend sei, merkte ich später, als der rothaarige lächelnde Ganymed seinen ihm zustehenden Rundgang mit einem zinnernen Teller machte und die blanken hannover'schen Silberstücke mit dem ehrwürdigen Ernst-August-Haupt und dem uralten Wappenschild der Hengst- und Horsa mit wunderbarer Gewandtheit prüfen und vermittels der dünnen Spinnenfinger von dem funkelnden Zinn herunternahm und in ein sackförmiges Institut seiner Taillenbekleidung gleiten ließ, welches am Schlusse seines „Umgangs" bedeutende Aehnlichkeit mit dem Kropf einer arg genudelten Gans gewonnen hatte.

Da die Jugend dem Tanz mit großer Sehnsucht entgegen sah, so ward die Tafel nach zweistündiger Sitzung aufgehoben und die geräumige Hausflur in einen Tanzplan verwandelt. Ich meinte, nun werde sofort ein lustig wildes Getümmel beginnen; denn manche junge Bursche waren von dem Schneider Ganymed so vortrefflich bedient worden und schauten schon so selig verzogen drein, daß mehr als eine schöne Wendin sich hinter die Brustwehren flüchten mußte, welche auf beiden Seiten der Flur durch lange Bänke und durch die darauf sitzenden Mütter tanzender Töchter gebildet waren — allein vor Sitte und Herkommen, vor Recht und Gesetz hat das wendische Volk einen zu großen Respect. Die hochfeierliche Festordnung, welche vor dem Beginne der allgemeinen Tanzlustbarkeit eine Anzahl Solotänze vorschreibt, die ungefähr fünf Viertelstunden dauern und an denen nur Braut und Bräutigam und die männlichen „Traueleiter"** Theil nehmen dürfen, bändigte selbst die wildesten Gemüter. Als der erste Ton des ersten Solo-Ehrentanzes erschallte, trat plötzlich eine lautlose Stille ein. Die erwähnten Traueleiter, von deren Achsel ein buntes seidenes Taschentuch herabflatterte, das mit einem Zipfel darauf geheftet war, führten die Braut in die Mitte des Tanzplanes und begannen einen langen Wechseltanz mit derselben, wodurch sich an den langen Rockschößen und den Hüten der vier Würdenträger das Gesetz der Centrifugalkraft mitunter etwas stark offenbarte. Der Hut darf dem Kopf bei dieser Gelegenheit eben so wenig fehlen, wie das wehende Seidentuch der Braut.

Nach Beendigung dieses Traueleitertanzes verschwand die Braut mit den Brautjungfern und erschien nach einiger Zeit in einem anderen Anzug, um mit dem Bräutigam einen einstündigen Solotanz aufzuführen. Dieser war jedenfalls die Krone der ganzen Festlichkeit. Obgleich die Hausflur mit allem erdenk-

* So heißt eine Art unendlich confistirter Mehlklöße.

** So heißen die den Brautvermälten zunächst verwandten vier Ehepaare, welche mit den Brautjungfern die Hauptpersonen des Hochzeitsgeleites bilden.

lichen Aufwande beleuchtet war, so wollte es mir doch scheinen, als ob sich in dem oberen Theil derselben mit einmal ein seltsamer Glanz verbreite. Ich wollte eben dorthin eilen, um zu sehen was vorgehe, da theilte sich plötzlich der Schwarm der Hochzeitsgäste und aus der „besten Stube“ traten paarweise die Brautjungfern hervor, jede ein allerliebstes grünes Tannenbäumchen in der Hand tragend, auf dessen schlanken Zweigen viele brennende Wachslichter befestigt waren. Auf der Flur stellten sie sich in einem großen Kreise auf, und inmitten desselben begann nun der lange Solotanz der Neuvermählten, in welchem indessen mehre Pausen stattfanden, in denen die Mutter des Bräutigams und die weiblichen „Traueleiter“ den beiden Tanzenden Wein und Kuchen darreichten.

(Schluß folgt.)

Briefe.

55.

× **Basel**, den 11. Juli.

Das eidgenössische Sängerfest.

Ein Theil des ersten Festtags ist vorüber, und er darf bis jetzt ein in jeder Beziehung schöner genannt werden, welcher der ergreifenden, hervorzuhebenden Augenblicke manche bot. Die Uebergabe der eidgenössischen Fahne an das neue Comité war ein feierlicher Moment. Dr. Brenner feierte in seiner Rede die Republik, „die Braut des Jahrhunderts“. Die Mitagstafel war still; alle Sänger schonten sich wegen der Wettgesänge, die nun folgen sollten. Vierzehn wettsingende Vereine traten auf und lieferten den Beweis, daß in allen Theilen der Schweiz der Männergesang mit Liebe gepflegt wird; einzelne Vereine leisteten Ausgezeichnetes. Heute Abend wird sich ein munteres Leben in der Festhütte entfalten. Leider fehlt der sehr beliebte Volksredner Pfarrer Sprüngli; seine Stelle wird einnehmen Vater Schnyder von Wartensee, der allverehrte Präsident des Kampfgerichts.

Den 12. Juli.

Was auf dem Sängerfest in Bern seinen Anfang nahm und in Luzern fortgesetzt wurde, das hat auch hier dem Feste einen Charakter gegeben, der nur wenigen Sängern gefallen mag, neben den Gesangaufführungen in der Kirche soll nämlich, nach der Bedeutung dieser Sängerfeste, das traulische Leben in der Hütte ein Hauptbestandtheil derselben sein. Wie es aber jetzt gehalten wird, so kann von einem solchen Hüttenleben die Rede nicht mehr sein. Alles drängt sich hinein. Ein Menschenstrom ergießt sich durch die Pforte in die Hütte und wälzt sich durch die verschiedenen Räume. Das Gebrause dieser Menge, das Singen und Jubiliren an den Tischen macht es unmöglich, daß dem Worte des Redners sein Recht gegeben werde. Der Festpräsident Dr. Brenner wollte mit einem Spruch auf das Vaterland die Reihe der Redner eröffnen; er that es auch, aber er wurde nicht gehört. Noch einige versuchten nach ihm zu sprechen, aber ohne Erfolg; jedes Wort wurde von dem Gerausch verschlungen. Die Abgeordneten des schwäbischen Sängerbundes wurden mit vieler Aufmerksamkeit behandelt. Sie hatten ihre Fahne erst auf Schweizerboden entfaltet. Der deutsche Festgruß, welchen ihr Redner gestern Abend in der Hütte brachte, wurde von den Sängern mit dem Liede beantwortet: „Ich hatt' einen Kameraden.“ Der Platz vor der Hütte war auf sehr geschmackvolle Weise illuminirt und auch hier stand die Menge Kopf an Kopf gedrängt und harrte aus bis lange nach Mitternacht.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Wie früher Justinius Kerner und unlängst Karl Gutzkow ihre Knabenzeit geschildert, steht jetzt auch von **Heinrich Konig** eine autobiographische Arbeit, die Geschichte seiner Jugend, zu erwarten. **Friedrich Bodenstedt** ist nicht nach Armstadt in Thüringen gezogen, wie es früher hieß, sondern lebt bei Kassel auf dem Lande. — Von **Schoenbach** ist eine Sammlung Gedichte: „Aus der Blumenwelt“, erschienen, der Herzogin von Gotha gewidmet, die Glück machen. Unter seinen kürzlich erschienenen Dramen findet sich auch das Trauerspiel: „Waldmann und Burgund“, das irrtümlich, weil es zuerst anonym in Gotha auf den Brettern erschien, dem Herzog von Koburg-Gotha, dem Opernmomponisten, zugeschrieben wurde. — **Anton Gubitz** hat wieder ein neues einactiges Schauspiel, betitelt „Margarethe“, verfaßt, worin Matthias Corvinus, König von Ungarn, zu den Hauptrollen gehört. Das Stück ist bereits zur Aufführung in München angenommen und der Berliner Hofbühne zu dem nämlichen Zweck überreicht worden. — Von dem geistreichen Dichter G. zu **Puttlitz** kommt in den nächsten Tagen ein neues mehractiges Lustspiel: „Spielt nicht mit dem Feuer!“ auf der Friedrich-Wilhelmsstädtischen Bühne in Berlin zur Aufführung. — In Berlin wurde kürzlich „Reginald Armstrong“ oder „die Welt des Geldes“ von **Alfred Meißner** aufgeführt, doch war der Erfolg ein gänzlich unbefriedigender.

Auf dem Felde politischer Vergehen aus den Dresdener Sturmtagen sind, so meldet die allgemeine Zeitung aus Leipzig, von Seite des Königs von Sachsen wieder mehre Begnadigungen erfolgt. Leider erstrecken sie sich bisher noch nicht bis auf den Schriftsteller **Theodor Oelckers**, der durch die Ehrlichkeit seiner Geständnisse seine Richter überraschte und fast rührte, ohne daß es möglich schien, just diesen franken Eingeständnissen gegenüber den Buchstaben des Gesetzes, der auf Hochverrat steht, zu mildern. Oelckers ist zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt. Neulich brachte die Modezeitung eine kleine, im Gefängniß geschriebene Novelle von ihm; eine zweite, längere wird nächstens die „Europa“ bringen. Man staunt über den Humor in diesen sonst eben nicht allzu bedeutenden Kerkerblumen. Man könnte daraus auf ein immerhin leichtes Loos schließen, erfieht man diese Fortsetzung einer literarischen Thätigkeit selbst hinter den Eisenstäben des Zuchthauses. Oelckers muß in Waldheim monatlich eine bestimmte Summe ermöglichen, falls ihm bei Wasser, Brod und Hülsenfrucht eine besondere Zelle belassen werden soll; sonst steckt man ihn zum Wollkratzen mit Mördern und Dieben zusammen in den großen Arbeitssaal, wo der Aufenthalt mit so vielen Menschen Tag und Nacht, die ödliche Schwüle der Luft, die moralische Atmosphäre mit Verbrechern gemeinster Art eine sehr starke Natur zum Widerstand nötig machen. In jüngster Zeit fürchtet Oelckers diesem Loos wieder anheim zu fallen; man hat ihm die literarische Beschäftigung mit einem Buch von Louis Blanc, das er zu übersetzen hatte, als revolutionär untersagt, den buchhändlerischen Auftrag ihm entzogen. Der Leipziger Schriftstellerverein scheint für Oelckers noch nicht auf Hülfe bedacht zu sein. Es einigen sich die Wünsche aller, es möchte die allerhöchste Gnade ihm wenigstens so weit gegönnt werden, daß das Zuchthaus sich in das

gewöhnliche Landgefängniß verwandelte, Waldheim mit Hubertusburg vertauscht würde. Frau und Kind des Unglücklichen lebe in Leipzig und sind, wie er selbst, auf den Ertrag seiner Feder angewiesen.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Wigand in Leipzig ist mit einem Unternehmen hervorgetreten, dem man im Interesse der deutschen Literatur Glück wünschen muß. Besagte Handlung hat nämlich einen Cyclus von deutschen Originalromanen zu veröffentlichen begonnen, in welchem die besten Kräfte Deutschlands, die auf diesem Gebiete der Literatur thätig sind, vorgeführt werden sollen, zunächst in der Absicht, die deutschen Belletristen in siegreichen Kampf gegen die französischen Belletristen zu führen, deren Ueberfetzungen noch immer die fast ausschließliche Kost des lesenden Publikums bilden. Der erwähnte Cyclus beginnt mit einer zweibändigen Novelle „Grazello“ von Johannes Scherr. Scherr, ein Württemberger, der jetzt flüchtig in der Schweiz lebt und unfers Wissens an der Züricher Universität dermalen Literaturgeschichte liest, hat sich bisher auf dem Gebiete der Belletristik nicht besonders versucht, weshalb man die Wahl, grade mit ihm einen Cyclus deutscher Originalromane zu beginnen, nicht ganz glücklich finden wird.

Im neuen Museum zu Berlin herrscht seit der vor einigen Wochen erfolgten Ankunft Wilhelm v. Kaulbachs eine gesteigerte Regsamkeit. Kaulbach selbst ist in einem Nebensaal des obern Stockwerks vom Treppenhause mit der Composition und Zeichnung der zweiten Hälfte des Frieses beschäftigt, welcher oberhalb der kolossalen Wandgemälde um das Treppenhaus herumläuft. Bekanntlich stellt dieser Fries eine Art humoristische Weltgeschichte in Kindergestalten dar. Die alte Geschichte ist bereits fertig und gegenwärtig zeichnet Kaulbach an der Epoche, welche von der Völkerwanderung bis zur Gründung des deutschen Kaiserreichs sich erstreckt. Seine Schüler Echter und Murr arbeiten an der sterreichromischen Ausführung des Kartons „die Blüte Griechenlands“, den der geschickte Eichens zugleich für den Stich copirt.

Tabletten.

*** In Lille ist ein politischer Narr verhaftet worden. Derselbe, seines Standes ein Hutmacher, der, in Frankreich geboren, längere Zeit in London gelebt hat, predigte auf offener Straße den Sturz der jetzigen Regierung durch eine Revolution, die, wie er sagte, die letzte sein würde. Es scheint, daß dieser Mann seine persönlichen Doctrinen in Frankreich verbreiten wollte, denn die Worte, die er im Augenblick seiner Verhaftung sagte, waren in einer Proclamation aufgezeichnet, die er bei sich trug und die von ihm herzurühren scheint. Wir geben einige Auszüge aus derselben: „Art. 1. Was die Erde und das Wasser hervorgebracht haben, was der Mensch gemacht hat, die Besitzthümer, das Gold, alles gehört der Nation an. Die liegenden Güter und das Geld werden alle fünfzig Jahre aufgenommen und unter die Bürger vertheilt. Art. 2. Die Armee, die Magistratur, die verschiedenen Religionen werden aufgelöst. Art. 3. Das Recht auf Arbeit wird anerkannt. Art. 5. Jeder Bürger hat nach seinem fünfzigsten Jahre Ansprüche auf eine Pension von zweitausend Franken, welche er verzehren darf, wo es ihm beliebt. Art. 7. Die Kinder haben von ihrer Geburt an bis zum Ende der Erziehung, die ihnen der Staat zu geben hat, Anspruch auf eine Pension von 100 Franken. Art. 8. Alle Bürger können unentgeltlich die Wohnung, die ärztliche Hülfe und die Arznei verlangen. Art. 12. Den Bürgern ist es verboten, Waffen bis zu dem Tage zu Hause zu haben, an dem ihnen dieselben ausgetheilt werden, um die universelle Nationalität bei den fremden Völkern zu gründen. Art. 13. Jeder Bürger, der gegen die nationale Souveränetät conspirirt, wird unter dem Beifalle des Volkes guillotinirt werden.“ — Eine große Anzahl Artikel regeln die Form der Regierung ꝛc. Sehr originell ist noch der folgende: Der Bürger, welcher in der Straße betrunken gesehen wird, wird zuerst gewarnt werden; bei einem Rückfall wird er nach einem Theil Frankreichs gebracht werden, wo es nur Wasser zu trinken gibt. Er wird bis zu seiner Besserung an diesem Orte bleiben und erst, wenn er ebdlich versprochen klüger zu sein, nach seiner Heimat zurückkehren können. — Der Verfasser dieser Proclamation wurde von den Aerzten untersucht, nach deren Beschluß er nach einer Irrenanstalt gebracht wurde, um geheilt zu werden.

*** In keinem frühreren Jahr waren die Anmeldungen zur Mitwirkung bei dem niederrheinisch-niederländischen Bundessängerfest (14. und 15. August) in Cleve so zahlreich und so wiedersprechend, wie in diesem. Von den Liedertafeln zu Crefeld, Tiel, Zwolle, Elberfeld, Solingen, Amsterdam, Arnheim, Wesel, Emmerich, Dordrecht, Deventer, Schiedam, Bosch, Xanten, Utrecht, Wageningen, Alkmaar, Helder, Amersfort, Delft, Rotterdam, Nymwegen, Zütphen, Gorkum ꝛc. haben an die achthundert Sänger sich angemeldet, und unter diesen etwa dreihundert niederrheinische (deutsche) Sänger. Allerwärts zeigt sich ein großer Eifer, die für die Gesammtaufführungen ausgewählten Lieder mit möglichster Präcision und ganzer Seele zur Aufführung zu bringen. Eine kleine Vorfeier, welche die Liedertafeln zu Wesel, Xanten, Rees, Kevelaer, Calcar, Emmerich und Cleve in den schönen Parkanlagen des Schlosses zu Moyland am 20. Juni letzthin veranstaltet hatten, berechtigt zu den schönsten Erwartungen. Das Festcomite hat für die Aufzüge und die Instrumentalmusikbegleitung die beiden Kapellen des dreißigsten Infanterie- und des achten Kürassierregiments engagirt.

*** Dieser Tage wurden bei Zakroczym in dem Fluß Narut, vier Meilen von Warschau, die Reste eines Mammuths zufällig entdeckt. Diese Merkwürdigkeit wird nächstens in das Museum von Warschau befördert werden.

Frankfurt, 13. Juli.

Wie wir soeben vernehmen, wird Fräulein Rachel auf ihrer Durchreise nächsten Samstag eine Gastdarstellung im hiesigen Stadttheater geben und zwar in Racine's „Phèdre“ und in „le moineau de Lesbie“ auftreten.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 14. Juli. (Letzte Gastdarstellung der italienischen Opergesellschaft aus Brüssel unter der Direction des Herrn Bocca.) Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in vier Acten von Rossini.

Donnerstag, den 15. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Karltheater in Wien.) Die Entführung vom Maskenball, oder: „Die unglichen Nebenbuhler“, Posse in drei Abtheilungen, von Schikh. Augustin: Herr Scholz. — Hierauf: Stadt und Land, oder: „Der Viehhändler aus Oberösterreich“, Posse mit Gesang in zwei Abtheilungen, von A. Kaiser. Faustin: Herr Scholz. Sebastian: Herr Grois.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 168. Donnerstag, 15. Juli **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Der Eintritt der beiden Examinatoren machte diesen tiefsinnigen Nachforschungen ein Ende. Die Herren trugen Talare und Mützen, wie sie an englischen Universitäten gebräuchlich sind. Der eine war ein kleiner Mann von zurückstoßender, fast furchtbarer Häßlichkeit. Ein ungeheurer Mund war die weite Arena, auf welcher alle niedrigen Leidenschaften der Reihe nach ihren Tummelplatz fanden. Das grinsende Lächeln des heuchelnden Schmarotzers zog ihn in häßliche Falten, wenn er auf die Nadelfabrikanten blickte; verächtlicher Hohn sprach aus seinen Zügen, wenn er sein Gesicht den Knaben zuwendete; so oft er aber mit lächelnder Bewunderung auf das junge Mädchen blickte, das der jüngere Mäcen des Institutes an der Hand führte, erfüllte mich das Gefühl des Hasses gegen den Mann, als wenn er mir irgend ein persönliches Unrecht angethan hätte. Der Ausdruck des Widerwillens, den ich auf dem Antlitz des jungen Mädchens in diesem Augenblicke las, in welchem er ihre Hand schüttelte, wurde alsbald ein Band geheimer Sympathie, die uns einander bedeutend näher brachte, und ich sehnte mich darnach, ihr sagen zu können, wie sehr Seine Ehrwürden, Herr Philipp Scowl, ein Gegenstand des Abscheus für mich sei. Der zweite Examinator war ein bleicher, fahl aussehender junger Mann, der auf seinen Collegen nie anders als mit der größten Ehrfurcht zu blicken pflegte. Beide trugen unter den Talaren grade herabfallende Röcke, übermäßig lange Westen und gigantische weiße Halsbinden.

Nachdem das Geräusch und Gesumme, zu dem ihr Erscheinen Anlaß gegeben, sich einigermaßen gelegt hatte, wurde zur Aufgabe des Tages geschritten. Ich hielt die Preisrede und declamirte auch das Preisgedicht; der Saal erzitterte von dröhnendem Beifallsrufe; meine Mutter zerfloß fast in Thränen und das kleine Mädchen hielt ihre Augen unablässig auf mich gerichtet und nickte unwillkürlich mit ihrem Köpfchen den Tact zu den rhythmisch scandirten Versen. Die Nadelfabrikanten saßen auf einer Estrade; der jüngere lächelte bisweilen überaus beifällig dem Mädchen zu. Nun begann die Darstellung classischer Komödien: ein Stück von Terenz war diesmal an die Reihe gekommen. Wie feurig trug ich die Schilderung der schönen Gyterien, mit wie viel drastischer Komik die Späße des Simo und des Davus vor! Der einstweilige Lohn blieb nicht aus; der Director der Anstalt ertheilte mir einen der Preise — einen prachtvoll eingebundenen Virgil — und hielt eine lange Rede, in welcher er eben den Wunsch aussprechen wollte, meine Laufbahn an der Universität zu Oxford möge nicht minder reich an Triumfen sein, als es in der Schule zu Puddlecomb der Fall gewesen, als ihn ein bedeutungsvolles Hüsteln des älteren Examinators plötzlich unterbrach, auf dessen Anforderung wir uns — nämlich Tom Swallow, Giles Winkup, Harry Lofel und ich — nun in ein anderes Zimmer zur schriftlichen Prüfung zurückzogen.

Seit drei Jahren war es zur fast unverbrüchlichen Regel geworden, daß ich alle Aufgaben und Uebersetzungen für sie machte; auch hatten sie mir mit Ausnahme Tom Swallows stets recht viel Dankbarkeit bezeigt. Er allein leugnete hartnäckig, daß ich ihm geholfen hätte, weswegen ich ihn auch bisweilen in den Erholungsstunden zu prügeln pflegte, obwol der mürrische, bärbeißige Junge um zwei Jahre älter als der älteste in der Schule und so dick wie der wolgenährteste Fleischer der Stadt war.

Meine Mitschüler nahmen nun die Feder zur Hand, was sie mehr des äußerlichen Scheines als der wirklichen Arbeit halber thaten. Mr. Scowl ließ jeden an einem besonderen Tische niedersitzen; bevor er sich entfernte, mußte ihm Tom Swallow sein Ehrenwort geben, mir weder bei der Uebersetzung noch in der Ausarbeitung der geschichtlichen Aufgabe behülflich sein zu wollen! Tom Swallow! — und mir behülflich sein! Wir lachten alle laut auf, sobald das häßliche Gesicht des Examinators nur hinter der Thür verschwunden war. Selbst Tom schämte sich der an ihn gerichteten Aufforderung, die er nur mit kurzen, stotternd hervorgestoßenen Worten beantwortete.

Emsig schrieben wir eine Stunde lang ohne Unterbrechung fort. Tom blickte bisweilen nachdenklich zur Zimmerdecke empor und fragte mich dann und wann um irgend eine Zeitbestimmung, um die Länge oder Kürze irgend einer Sylbe oder auch um die geographische Lage irgend eines Ortes. Da man mir nicht gewehrt hatte, ihm mit meinem Wissen zu helfen, so ließ ich ihm meinen Beistand auch in vollem Maße zukommen. Mittlerweile war die Prüfung der jüngeren Klassen im großen Schulsaal beendigt worden; die Knaben hatten ihre Beispiele aus dem Ovid und ihre Regeln aus der lateinischen Grammatik hergesagt und nun gelangten auch wir wieder in die Ehrfurcht gebietende Nähe der Nadelfabrikanten unter tiefer, schweigsamer Erwartung der ganzen Versammlung. Noch verweilte der grimmig blickende Mr. Scowl im Nebenzimmer, um prüfend unsere schriftlichen Arbeiten zu mustern; bald wurde auch der jüngere Examinator zu ihm berufen. Der Director der Anstalt näherte sich mir und dankte mir mit großer Wärme, daß ich seinem Unterrichte so viel Ehre gemacht; der jüngere Nadelfabrikant rief mich zu sich, legte die Hand des kleinen Mädchens in die meinige und sagte: Emilie, du magst dem jungen Herrn v. Bohun selbst deinen Dank aussprechen. Meine Tochter, fuhr er fort, hat so viel Vergnügen an Ihrer Declamation gefunden, daß sie Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht. Ich drückte die kleine Hand, die in der meinigen lag, und konnte vor Erröten und Stammeln nicht zu Worte kommen.

Endlich kehrten die Graminatoren zurück; abermals wurde es feierlich still im Saale, nachdem sämmtliche Knaben sich an ihre Plätze begeben hatten. Se. Ehrwürden, Mr. Scowl, der ältere Graminator, zurgelte einige Phrasen hervor, sah den dicken Senior der Nadelfabrikanten an, als wenn er Stärkung aus dessen ermuthigenden Blicken hätte schöpfen wollen, und verkündigte sodann, er habe sich nebst seinem Collegen, nach reiflicher Erwägung, aber auch ohne Zögerung zu Gunsten Thomas Swallows entschieden müssen.

Man spreche mir nach diesem Erlebniß etwa noch von der Schlacht bei Waterloo oder von der schwarzen Höhle zu Calcutta oder dem Erdbeben von Lissabon! Mir war zu Mut, als hätte mich jemand in die See geworfen und hielte nun meinen Kopf mit aller Macht unter Wasser; der Himmel schien mir feuerrot zu sein, die Erde bin und her zu schwanken; dazwischen sah ich meiner Mutter aschenfahl gewordenes Gesicht und ein boshaftes Grinsen heimtückischer Befriedigung auf dem Angesicht des Mr. Scowl. Alle unsere Hoffnungen und Pläne waren zu nichte, das Resultat fünf mühevoller Studienjahre in einem Moment mir für immer entrissen worden! Den triumfirenden, beißenden, ihn voraus geschriebenen Brief, den ich nach Indien an meinen Onkel hatte schicken wollen, konnte ich nun zerreißen und die Stücke in alle vier Winde streuen!

Wir man mir später erzählte, hatte ich eine Weile ruhig, als wenn mich die Sache weiter nichts angehe, dagesessen; dann leerte sich der Saal — dann kam meine Mutter zu mir — dann schüttelte mir der jüngere Nadelfabrikant im Vorübergehen die Hand, dann blickte das kleine Mädchen, ohne ein Wort zu sprechen, noch freundlicher als zuvor mir ins Angesicht; nach einer Weile, als ich mein klares Bewußtsein wieder völlig erlangt hatte, war ich in unserm kleinen Wohnzimmer; mir gegenüber saß meine Mutter, keines von beiden vermochte auch nur eine Silbe über die Lippen zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine wendische Bauernhochzeit.

Von Eduard Stehen.

(Schluß.)

Hatte die Achtung vor dem uralten Herkommen bislang den Füßen der heißblutigen Jugend Fesseln angelegt, so begann dafür nach Beendigung der Ehrentänze ein desto fröhlicheres Getümmel. Kaum hatten Braut und Bräutigam in Begleitung der leuchtenden Brautjungfern die Flur verlassen, als auch sofort die jungen Burschen die „Brustwehren“ stürmten, sich ihre Lieblingstänzerinnen holten und jauchzend, singend und stampfend einen Schottischen heranterzanzten, daß die dichten Staubwolken emporwirbelten. Von dem Augenblick an ward den armen Musikanten nur wenig Ruhe gegönnt. Hatten sie eben ihre tönenden Waffen bei Seite gelegt, um sich in ihre Bier- und Branntweingläser zu vertiefen, so klirrte schon wieder ein Geldstück auf dem Musikantenteller und ein tanzwütiger, jugendlicher Wende schrie mit befehlender Stimme: einen Walzer für mich! — und gern oder ungern mußten sie Hand und Mund vom vollen Glase zurücksetzen und lustig darauf los geigen und clarinettiren.

Gleich nach den Ehrentänzen hatte sich der Vater der Braut, ein lustiger Sechziger mit freundlichem rotem Gesicht und schneeweißen Haaren, zu mir gesellt und ein Gespräch mit mir angeknüpft, das je länger, je interessanter für mich wurde, da der ganz unscheinbare Mann Dinge erlebt hatte, deren Erzählung in dem Bauernhause eines kleinen, fernab von dem Getümmel der Welt liegenden Dorfes fast märchenhaft klang. Und dennoch verleugnete sich fast bei keinem Wort der ächte Wende. Er hatte als englisch-deutscher Legionär die Feldzüge in Portugal, Spanien, Frankreich und Belgien mitgemacht und überall tapfer gekämpft. Die Bilder der fernen schönen Länder des Südens mit ihrem tiefblauen, reinen Himmel, ihren majestätischen Gebirgen und Strömen, ihren prächtigen Städten und den hohen Kirchen und Palästen darin schwebten noch hell und klar vor seinen Augen; er hatte manche Nacht mit seinen Kameraden beim feurigen südländischen Wein jubelnd und singend hingebracht, war von manchem berühmten Helden und Heerführer der damaligen Zeit, von dem Herzog von Wellington, dem General Wilson, dem Feldmarschall von Blücher und andern mehr als einmal öffentlich gelobt worden; sein Befehlshaber hatte ihm eigenhändig nach einer heißen Schlacht das Ehrenzeichen für seine Tapferkeit überreicht — aber all der Glanz der Fremde, all die Ehre und Auszeichnung hatten sein Herz der Heimat nicht entfremdet. Das Leben in dem engen Kreise, in dem er geboren und erzogen worden war und in dem er seit seiner Rückkehr aus dem Kriege einen Tag wie den andern hingebracht und hundertfältig mehr Arbeit als Vergnügen gefunden, schien im Gegentheil das einzige zu sein, was auf der Welt Wert für ihn hatte; denn am Schluß seiner Erzählung stand er auf, ergriff sein Bierglas und sagte mit dem Ton innigster Freudigkeit zu mir: Aber dat laat drum sin! So'n Fleck aas uns Wendland, wo so'n Beer is und alle Minschen so vergnögt sind — so'n Fleck is man een!

Diese Aeußerung entsprang keineswegs aus seiner hochfestlich-fröhlichen Stimmung; der Pfarrer versicherte mir später, daß heimische Sitten und heimische Anschauungsweise so tief dem Charakter jedes Einzelnen eingeprägt seien, daß der Wende nach jahrelangem Aufenthalt in der Fremde nur wenige Tage unter seinen Stammgenossen zu sein brauche, um jede etwa angenommene ausländische Gewohnheit abzustreifen.

Von der Festlichkeit hatte die Braut sichtlich die wenigste Freude; denn sie mußte der Hochzeitsordnung gemäß fortwährend in einem andern Kostüm erscheinen. Da sie eine reiche Mitgift erhalten hatte, so entfaltete sie eine ganz erstaunliche Pracht und zeigte dabei auch einen ziemlich guten Geschmack in der Zusammenstellung der Farben, was sonst die schwache Seite der Wendländerinnen zu sein pflegt. Einem Maler würden die acht bis neun Anzüge der Braut reichliche Gelegenheit zu Studien in wendischer Nationaltracht dargeboten haben.

Es gewährte mir ein ganz besonderes Vergnügen, die kräftigen, muskulösen und zum Theil riesenhaften Gestalten der jungen Männer ihre Tanzkünste entfalten zu sehen. Obgleich fast nur Walzer und „Schottische“ getanzt wurden, so wußten jene doch bei den Wendungen und Schwenkungen so eigentümliche Pas zu machen, daß ich beide Tänze anfangs für germanisirte Nationaltänze hielt.

Da wir als ächte Germanen jene uralte wendische Sitte nicht zu beobachten brauchten, welche verlangt, daß die Hochzeitsgäste aus benachbarten Orten ihre Betten, Nachtkostüme und dergleichen mit sich führen und in dem Dorfe, wo die Hochzeit stattfindet, bei Verwandten und Freunden übernachten und am folgenden Morgen so lange mit christlicher Geduld auf ihrem Lager ausharren, bis das junge Ehepaar kommt und das Signal zum Aufstehen gibt, so verabschiedeten wir uns gegen Mitternacht von Braut und Bräutigam und deren Eltern und wanderten durch die sternklare Sommernacht zum Pfarrdorfe zurück.

Der Talisman Kaiser Karls des Großen.

Nach der Aachener Zeitung.

In der jüngsten Zeit ist wiederholt von einer historischen Antiquität die Rede gewesen, die sich aus den Zeiten Karls des Großen bis heute erhalten hat und sich gegenwärtig im Besitz des Präsidenten der französischen Republik befindet. Es gibt darüber eine Chronik, die wie ein passables Märchen klingt. Es ist dies der Talisman, welchen Karl der Große beständig bei sich trug und der an seinem Halse gefunden ward, als man im Jahre 1166 sein Grab öffnete, am 23. Thermidor Jahr XII. aber durch den Klerus von Aachen als ein Geschenk dem Kaiser Napoleon übergeben wurde. Dieser Talisman ist ein goldenes Reliquiarium von runder Gestalt, auf der Oberfläche mit kostbaren Steinen incrustirt, und sein mittlerer Theil besteht aus zwei roten übereinandergelegten Saphiren, welche ein Stück von dem wahren Kreuze Jesu in sich schließen. Innerhalb des goldenen Reifes, welcher das Ganze umfängt, befinden sich gleichfalls mehre andere Reliquien aus dem heiligen Lande.

Gegen das Ende des achten Jahrhunderts besaß die Welt nur zwei große Herrscher, Karl den Großen und Harun-al-Raschid. Diese zwei Souveräne schickten einander wechselseitig Gesandte und der Kalif ließ an Karl den Großen die Schlüssel des heiligen Grabes und die Standarte von Jerusalem als ein Geschenk überbringen, und es war dies der Ursprung des Rechtes, welches die Nachfolger Karls des Großen anriefen für den Besitz vom dem Grabe des Erlösers.

Zur nämlichen Zeit, das ist im Jahr 797, bermochte Harun-al-Raschid den Patriarchen von Jerusalem, einen Mönch des Oelberges mit verschiedenen Reliquien, unter welchen sich auch dieser Talisman befand, an den großen Kaiser zu senden. Man liest in Marini Sancti secreta fidelium crucis, daß man Carolo Magno ein Stück von dem Kreuze und der Kreuze unsers Herrn geschenkt habe, wie auch das heilige Schweißtuch, das Hemd der heiligen Jungfrau, die Windeln des Heilandes, den Arm des heiligen Simeon und die Schlüssel des heiligen Grabes. Diese Reliquien wirkten bei ihrem Transport nach Aachen eine Unzahl Mirakel. Durch die ganze Welt erscholl sodann der Aufruf, man solle sich am fünfzehnten Tage des Juni nach Aachen begeben. Der Papst Leo verfügte sich dahin, der Bischof Turpin, Theophilus, Antiochienus und viele andere Bischöfe und Aebte.

Diese Reliquien, welche noch jetzt in Aachen existiren, wurden seit jener Epoche alle sieben Jahre unter großem Pomp zur Verehrung der Gläubigen öffentlich ausgestellt. Aber der Talisman Karl's des Großen blieb in seinem Grabe, bis man es 1166 öffnete. Dieser große Mann trug die genannte Reliquie volle siebenzehn Jahre, seit 797 bis 814, in welchem Jahre er starb, beständig am Halse. Er trug sie somit, da er im Jahre 800 als Kaiser des Abendlandes gekrönt wurde und Italien der Suprematie des griechischen Kaiserreichs entriß. Er trug sie, als er zu Narbonne, am Meeresstrand sitzend und die normännischen Segel gewahrend, welche am Horizonte entschwanden, mit Thränen im Auge in die schmerzlichen Worte ausbrach: Von dieser Seite werden sie kommen, die Feinde meines Reiches, und meine Nachfolger werden vielleicht nicht mächtig genug sein, ihren Feinden zu widerstehen.

Da Kaiser Napoleon im Jahre 1804 der Stadt Aachen die Reliquien hatte zurückstellen lassen (?), welche während der Revolution waren weggenommen worden, machte ihm der Klerus dieser Stadt mit dem Talisman ein Geschenk. Es ist in der That von Interesse, über das Schicksal dieses Talismans nachzudenken. Er bezeichnet so zu sagen den Ursprung der Kreuzzüge, denn er wurde zugleich mit den Schlüsseln des heiligen Grabes und der Huldigung Harun-al-Raschids übergeben, auf welchen Umstand sodann alle Könige von Frankreich ihre Ansprüche auf das heilige Land und ihre Rechte begründeten, das Christentum im Orient vorzugsweise zu schützen. Nachdem er durch drei Jahrthunderte in dem Grab des großen Mannes geruht, wurde er im zwölften Säculum an das Licht des Tages gezogen, um siebenhundert Jahre hindurch die Gläubigen zu erbauen; sodann gelangte er in den Besitz des größten Eroberers der neuesten Zeit und beutzutage ist er Eigentum des Prinzen Ludwig Napoleon, des Präsidenten der Republik Frankreich.

Briefe.

56.

✕ **Basel**, den 12. Juli.

Das eidgenössische Sängerfest.

Die Krone des Festes war die heutige Aufführung der allgemeinen Chöre unter Reitters meisterhafter Leitung. Von den zweitausend Sängern, die nach Basel gekommen waren, betheiligten sich an diesem Concert nur etwa achthundert, aber es waren die besten Gesangeskräfte der Schweiz. Der Vortrag ließ in rythmischer, harmonischer und dynamischer Beziehung nichts zu wünschen übrig. Es war ein Hochgenuß seltener Art, diese herrlichen Compositionen von Klein, Mendelssohn, Weber, Lachner und wie unsere großen unsterblichen Meister alle heißen, in dieser Vollendung vortragen zu hören. Ehre den Schweizer Sängern und ihrem wackern Director, der mit seltener Meisterschaft die Massen mit seinem Zauberstab lenkte!

Aus der Kirche begab sich der Sängerzug nach dem Festplatz. Die Männer schaarten sich um den reich geschmückten Gabentempel. Der greise Schuyder von Wartensee, groß als Künstler und trefflich als Mensch, trat die Stufen hinan und sprach mit der nur ihm eigenen geistig gemüthlichen und doch so verstandesscharfen Weise herrliche Worte. In Deutschland kennt man diesen Mann nur als Künstler und Mensch; aber hier ist er so ganz Schweizer, und doch wieder anders als seine Landsleute, weil er wie kein anderer durchdrungen ist von den edelsten Stoffen deutscher Bildung. Der Urteilsspruch, welchen er als Präsident des Kampfgerichts eröffnete, lautet: Gekrönte Preise erhielten: Harmonie von Zürich, Frohsinn von St. Gallen, Liedertafel von Bern, Cäcilienverein von Aarau, Winterthur und Stadtverein von Zürich. Ehrengaben wurden vertheilt an die Liedertafel von Solothurn, Freiburg, Olten, Luzern. Zur Anerkennung ihrer Leistungen erhielten Gaben: Harmonie von Locle, Unterstraß bei Züri ch, Posamentenverein in Basel, Waldenburg in Baselland. Nach der Preisvertheilung beginnt das Hüttenleben wieder, das wol bis zum nächsten Morgen dauern wird.

Den 13. Juli.

Das Sängerfest, das nun vorüber ist, hat besonders bei den höheren Ständen unserer Stadt nicht diejenige Theilnahme gefunden, wie es unter andern Verhältnissen sonst wol geschehen wäre. Nicht nur zeigte sich dies in dem Verschließen der Häuser vor den eidgenössischen Gästen (als ostensibler Grund hiersür wird angegeben, daß die reicheren Baseler Familien jetzt auf dem Lande wohnen), sondern ganz besonders in dem verhältnißmäßig nicht sehr zahlreichen Besuch der Concerte; noch viele hundert Personen hätten Platz in der Kirche gefunden. Diese

Erscheinung in dem kunstsinnigen Basel findet ihre natürliche Erklärung in dem Umstand, daß man von gewisser Seite dieses Fest benutzen wollte, um „einen radicalen Lebensfunken“ in unsere conservative Stadt zu werfen. Zu einer politischen Demonstration wollten aber unsere Basler Herrn sich nicht als Mittel hergeben. Um so besser ist es nun, daß von Politik gar keine Rede war, und die Schweizerfänger immer mehr einen Genuß und eine Erholung darin finden, ihren politischen Parteihader in ihren Kantonen zu lassen, und sich hier als Menschen zu freuen. Das Leben in der Festhütte bot in letzter Nacht viel mehr Genuß als am vorigen Abend; man wußte die Massen zurückzuhalten. Es wurde wacker toastirt; den meisten Beifall erntete Schnyder von Wartensee.

Tabletten.

*** Das Berliner Publikum amüsirt sich jetzt an einigen merkwürdigen naturhistorischen Erscheinungen. Es sind dies einige Personen, die mit ganz grünen oder blauen Haaren umhergehen. Die Unglücklichen sind durch die leidige Eitelkeit geblendet worden, ihr rothliches oder graues Haar mit einer angepriesenen Tinctur zu färben, und dabei an eines jener metallischen Mittel gerathen, welche höchst gefährlich sind und durch äußere Einflüsse leicht zersetzt werden. Das Haar kahl abzurasiren, wagt mancher nicht und so muß die bestrafte Eitelkeit denn einige Zeit mit der absonderlichen Farbe umherwandern, bis Zeit und Wetter dieselbe verschwinden machen.

*** Der Botaniker v. Warszewicz bereist gegenwärtig Centralamerika und wird auch Peru, Chili und Patagonien durchforschen, namentlich um daselbst bisher unbekannte Futterkräuter, Gemüsearten und Nutzhölzer zu ermitteln. Bereits hat derselbe auch verschiedene Sämereien zur Fortpflanzung solcher Vegetabilien nach Posen, seiner Heimat, eingesendet.

*** Der von Hind in London am 24. Juni 1852 entdeckte Planet hat den Namen Melpomene erhalten. Der Entdecker, welcher bekanntlich an der Privatsternwarte des Herrn Bishop angestellt ist, ist für seine astronomische Thätigkeit von Seiten der englischen Regierung durch eine lebenslängliche jährliche Pension von 200 Pfund Sterling belohnt worden.

*** Herr v. Persigny, der gegenwärtige Minister von Frankreich, erzählte dieser Tage, daß er im Jahr 1836, zur Zeit als er noch ein einfacher Journalist war, nicht der Versuchung widerstehen konnte, eine jener vergoldeten Nüsse, die man auf den Boulevards um zwei Sous das Stück verkauft, zu öffnen. Das Blatt Papier, das er in derselben fand, mußte ihm so vorkommen, wie die Prozezeinung der Heren Macbeths. Er las wol nicht, du wirst König sein, aber wol: Wer diese Nuß öffnet, wird früher oder später Minister. So drückte sich das mysteriöse Papier vor sechzehn Jahren aus und seit sechs Monaten ist Persigny Minister.

*** Graf Hahn, in der ganzen Schauspielerwelt bekannt, hat keine Lust, seiner Tochter ins Kloster zu folgen und der Welt Lebewol zu sagen. Schon im hohen Alter, hat er wieder bei Hamburg ein Sommertheater errichtet und läßt fleißig spielen. Die Liebe zum Theater hat den Grafen fast sein ganzes, sehr großes Vermögen gekostet. Einige zwanzig Jahre alt, fing er an eigene Schauspielertruppen zu halten und die ganze Umgegend zu seinem Theater einzuladen. Viele Jahre trieb er es so, bis seine Güter verspielt waren. Aber auch ohne Güter ließ er vom Komödienspielen nicht, man hätte ihm alle Schätze der Erde bieten können, wenn er dem Theaterleben hätte entsagen sollen; der Flittterstaat des Schauspielers war und ist ihm immer lieber gewesen als der grobe Rock des Bürgers und der seine des Edelmanns, Hunger und Durst hinter den Kulissen lieber als Sattessen im gräflichen Schlosse; lieber das Begräbniß des Schauspielers als ein Platz in der Gruft seiner Ahnen.

Der Verein

zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz

hat an sämmtliche Geschichts- und Alterthumsvereine Deutschlands im Juni d. J. folgendes Schreiben erlassen:

„Schon vor mehr als zwölf Jahren ist von verschiedenen Seiten vielfach der Wunsch eines engeren Zusammenwirkens der Alterthums- und Geschichtsvereine Deutschlands ausgesprochen worden, besonders um nach einem gemeinsamen Plan ihre Thätigkeit zu ordnen und zu entwickeln. Die Versuche, die deshalb zu verschiedenen Zeiten, namentlich auf den beiden Germanistenversammlungen gemacht worden, haben die Nothwendigkeit dargethan, diese Angelegenheit in einer eigens dazu berufenen Versammlung von Delegirten der Vereine in Beratung zu ziehen. Daher wurde mehrfach der Verein in Wiesbaden, als der älteste, aufgefordert, eine solche Versammlung bei sich berufen zu wollen. Da nun diese wegen Zusammentritts anderer Vereine in jener Stadt in diesem Jahr nicht abgehalten werden kann, so erlauben wir uns, im Gefühl der Wichtigkeit der Sache, eine solche in Mainz zu veranlassen, damit nicht die Beratung der gemeinsamen Zwecke und deren Ausführung einer längeren Verzögerung unterliege. Wir wählen zu dieser Zusammenkunft als den geeignetsten Zeitpunkt den 16. September d. J., unmittelbar vor der Versammlung der Naturforscher in Wiesbaden. Indem wir uns beehren, Ihnen hiervon die ergebenste Anzeige zu machen, hoffen wir zuversichtlich, daß auch Ihr Verein den hohen Werth einer gemeinsamen Beratung mit uns theilen und einen oder mehre Abgeordnete hierher senden möge. Erwünscht würde es uns sein, wenn Sie uns von Ihrem Entschluß vorher Kenntniß geben wollten.“ *

* Die Zeitungen und periodischen Blätter, welche sich für die Geschichte und Alterthumskunde Deutschlands interessiren, werden ersucht, diese Aufforderung in ihre Spalten aufnehmen zu wollen.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 15. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Kartltheater in Wien.) **Die Entführung vom Maskenball**, oder: „Die unglücklichen Rebenbuhler“, Posse in drei Abtheilungen, von Schick. Augustin: Herr Scholz. — Hierauf: Stadt und Land, oder: „Der Viehhändler aus Oberösterreich“, Posse mit Gesang in zwei Abtheilungen, von A. Kaiser. Faustin: Herr Scholz. Sebastian: Herr Grois.

Samstag, den 17. Juli. (Gastdarstellung der Fräulein Rachel, in Begleitung von Künstlern der ersten Bühnen in Paris.) **Phädra**, Trauerspiel in fünf Acten, von Racine. Phädra: Fräulein Rachel. — Vorher geht: Le moineau de Lesbie, Schauspiel in einem Act (in Versen), von A. Barthet. Lesbie: Fräulein Rachel.

(Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 169. Freitag, 16. Juli 1852.

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile wurde an die Thüre geklopft; erschreckt fuhr ich in die Höhe, als wenn ich einen Donnerschlag vernommen hätte; ehe wir noch Zeit hatten, uns für den Besuch vorzubereiten, trat der jüngere Nadelfabrikant und seine kleine niedliche Gefährtin ins Zimmer.

Madame, begann er, ich komme, um Ihnen zu sagen, daß das Resultat der heutigen Prüfung für Sie nicht unerwarteter als für mich sein konnte, und um Sie zu versichern, daß ich an der Entscheidung keinen Antheil hatte. — Sir, versetzte meine Mutter, auf die das höfliche Benehmen des stattlichen Mannes einen sehr wohlthuenden Eindruck machte, Sie sind sehr gütig; ich hoffe, das unangenehme Ergebniß wird Karl eine Lehre sein, die Begriffe von seiner Ueberlegenheit künftighin nicht mehr so hoch zu spannen; dem jungen Swallow hätte ich jedoch nicht so viel Talente und Fähigkeiten zugetraut. — Madame, sein Talent bei dem heutigen Anlaß besteht lediglich in der eben stattfindenden Erledigung einer guten Pfründe zu Bucks, zu deren Besetzung meinem Collegen, Mr. Potts, als dem Senior der Nadelfabrikanten, das Recht zusteht. — Ich verstehe den Zusammenhang nicht, sagte meine Mutter. — Aber ich, Madame, versetzte der Gentleman, ich verstehe ihn vollkommen. Tom Swallow ist Neffe der Mistreß Potts und Seine Ehrwürden Mr. Scowl verstand diese Verwandtschaft gehörig zu beachten. — Ich sagte Ihnen ja, daß er ein garstiger Mann sei, bemerkte das kleine Mädchen, deren Gespräch in der That nur eine Reihenfolge bitterer Ausfälle gegen den Nadelfabrikanten und den Examinator war. — Aus diesem Grund, Madame, fuhr unser Besuch fort, muß ich Sie bitten, sich keineswegs der Verzweiflung hinzugeben; Ihr Sohn hat unstreitig den ersten Preis verdient und darum ist es für mich Gewissenssache, das ihm angethane Unrecht wieder gut zu machen; mit Ihrer Erlaubniß, Madame, wünschte ich stets als Freund für ihn handeln und daher auch die Kosten seiner weiteren Erziehung an der Hochschule tragen zu dürfen. Ich heiße Matthew Pybus, bin Kaufmann in dieser Stadt und wohne in Muswell-Hill.

Meine Mutter schwieg eine Zeitlang nachdenkend still; mittlerweile faßte das junge Mädchen meine Hand und sagte: Das ist prächtig; aber ich habe es im voraus gewußt, Papa versteht alles so gut zu machen. — Ist der Herr Ihr Papa? fragte ich im flüsternden Ton. — Ja wol … ich heiße Emilie und bin sein einziges Kind. Darum sagen die Leute auch, daß er mich verhätschle; ich aber behaupte, daß es nicht wahr ist. — Was meinst du zu diesem Vorschlag, Karl? fragte meine Mutter. — Entschieden … nein, versetzte ich; es ist ein sehr gütiger Vorschlag, der mich zur Dankbarkeit verpflichtet; er bedingt jedoch die Annahme eines Almosens und ich kann nicht vergessen, daß ich v. Bohun heiße. — Hindert Sie der Name, auf die Universität zu gehen, fragte Emilie, dann rate ich Ihnen, sich einen andern beizulegen.

Ich ließ ihre Hand fahren, die sie noch immer nicht aus der meinigen zurückgezogen hatte. Eher, sagte ich, will ich mich als gemeiner Soldat nach Ostindien anwerben lassen, um im Regiment meines Oheims zu dienen — eher will ich Steine auf der Landstraße zerklopfen — oder zum Theater gehen — oder ein Buch schreiben — oder irgend etwas thun, was ein Gentleman nur irgendwie thun kann, ehe ich die Unterstützung eines Fremden annehme. Ich sprach mit großer Heftigkeit, die für Entrüstung aufgenommen wurde. — Ich habe erstens darum ersucht, versetzte Mr. Pybus, als ein Freund und nicht als ein Fremder angesehen zu werden; zweitens habe ich, wenn Sie auf Ihre Unabhängigkeit so viel Gewicht legen, einen Plan, der es Ihnen möglich macht, mir die ewigen Auslagen wieder zu ersetzen; mit Ausnahme des Vorhabens, Steine auf der Landstraße zerklopfen zu wollen, erblicke ich drittens in ihren sonstigen Aeußerungen kein Mittel und keinen Weg, auf dem Sie sich zu ernähren im Stande sein dürften. Für Bücher, höre ich, wird nur wenig oder gar nichts bezahlt; von der Bühne sagt man mir, sie sei ebenfalls ausgebeutet. … — Wie lautet Ihr Plan der Wiederbezahlung? fragte ich, indem ich den Angriff (dasselbe hielt ich die Worte des Nadelfabrikanten) auf meine literarischen und dramatischen Fähigkeiten unerwidert ließ. — Sehr einfach; Sie sollen Ihre Ferien bei uns in Muswell Hill zubringen und meiner Tochter Unterricht in der Arithmetik, in der Geschichte und Geographie ertheilen. — Herrlich, herrlich! rief Emilie; Sie werden aber nicht allzu streng mit mir sein, nicht wahr? — Nein, Miss Pybus, ich werde nicht strenge sein, da ich nicht die Absicht habe, auf das Anerbieten Ihres Vaters einzugehen. Sir, ich bedauere sehr, von Ihrer Güte nicht profitiren zu können; ich muß mir jedoch meine Unabhängigkeit um jeden Preis ungeschmälert bewahren. — Madame, sind Sie mit der Antwort Ihres Sohnes einverstanden? fragte Mr. Pybus meine Mutter. — So sehr ich auch den Gefühlen, die ihr zu Grunde liegen, Gerechtigkeit widerfahren lasse, so wünsche ich doch, er hätte eine andere Ansicht von Ihrem freundlichen Anerbieten gewonnen. — Auch gut, sagte Mr. Pybus, indem er sich von seinem Sitz erhob; ich lüge, würde ich behaupten, daß ich im Grunde meinerseits diesen Gefühlen nicht ebenfalls Anerkennung schenke; nichtsdestoweniger muß ich gestehen, eine Annahme meines Antrages wäre mir lieber gewesen; ich bitte Sie daher zu glauben, daß Ihnen die Annahme desselben jederzeit vorbehalten bleibt und daß ich mich herzlich freuen will, sobald Sie Gebrauch davon machen werden. — Adieu, sagte Emilie im Weggehen; ich wollte Sie vergäßen, daß Sie v. Bohun heißen, da ich nun wahrscheinlich einen Lehrer bekommen werde, der

grade so höflich und gastlig sein wird, wie Mr. Scowl. Warum heißen Sie nicht lieber Smith?

Sie war ein wenig aufgebracht bei diesen Worten, die mit einigermaßen höhnischem, mir nicht sonderlich zusagendem Ton gesprochen wurden. Sie sah aber dabei so hübsch aus, hatte so schöne Augen, war so anmutig in allen ihren Bewegungen, aus ihres Vaters Gesichtszügen sprach so viel Wohlwollen und Herzensgüte, seine Manieren waren so ernst und würdevoll, daß ich mir selbst grollte, mich so unbanbar gezeigt zu haben. Nichtsdestoweniger sagte mir eine innere Stimme, ich hätte Recht daran gethan, das Anerbieten auszuschlagen.

Während meine Mutter am nächsten Tag einen langen Brief an ihren Bruder schrieb, dessen Inhalt sie mich nicht wissen lassen wollte, machte ich einen Spazirgang vor das Stadtthor, nahm meinen Hamlet mit und lernte dessen ganzen ersten Act auswendig. Auch hatte ich vor einiger Zeit ein Drama zu schreiben begonnen, dessen Stoff ich der Geschichte Hengists und Horsa's entlehnte. Dem Kirchenbuch zufolge zählte ich damals siebzehn Lebensjahre; ich war stark, groß und ein sehr hübscher Junge, wie meine Mutter behauptete; da ich nun über diesen Punkt ihrer Autorität vollen Glauben schenkte, so sah ich eben keinen Grund, mich in meiner vollen Selbstzufriedenheit irgendwie irre machen zu lassen.

Wir hatten keine Ursache mehr, länger in der kleinen Landstadt zu bleiben und verließen unser kleines Haus an der nach London führenden Heerstraße, verkauften unsere wenigen Möbel und konnten nun in völliger Freiheit unsern künftigen Aufenthaltsort wählen. Meiner Ansicht nach war jedoch die Wahl nicht sehr schwer. In der ganzen Ausdehnung des großen englischen Reichs gibt es nur einen Fleck, welcher den Wünschen eines intelligenten Wesens Genüge zu leisten vermag; dieser Fleck muß nothwendig innerhalb des Bereiches der großen Glocke der Paulskirche sein. Schon das Verwußtsein, eine Einheit in der unermeßlichen Totalsumme der ungeheuren Bevölkerung zu sein, wirkt anregend auf den Ehrgeiz, der zu ersterben droht, oder auf ein Herz, das in Verödung und Isolirung im bittern Schmerz an sich selber nagt. Dabei ist es völlig gleichgültig, daß diese Menge zum größten Theil ein aus Gecken, Thoren, Betrügern und Betrogenen bestehendes Chaos ist. Tausend an sich alberne Jungen werden in ihrer Gesammtheit zum tüchtigsten, scharfsinnigsten Kritiker, wenn sie in den Parterreraum eines Schauspielhauses zusammengedrängt sind; fünf- oder sechshundert Landedelleute, die nur von Mastochsen zu reden wissen, deren geistiger Horizont an der Umfriedung ihrer Parke endigt, bilden in ihrer Mischung mit einigen Dutzend mittelmäßigen Rechtsgelehrten, anmaßenden Käsehändlern und Musterreitern das feinste, geschmackvollste Publikum der Welt. Ganz so verhält es sich mit jener Unzahl von Mutterföhnchen, Projectenmachern, Eisenbahnspeculanten, Stockjobbern, Industrierittern von den verschiedensten Rangordnungen und Abstufungen; in ihrer Gesammtheit schwellen sie zu einer Macht an, deren leisester Pulsschlag bis in die fernsten Weltgegenden gefühlt wird. Darum faßte ich auch den festen Entschluß nach London zu gehen. In meinem Gehirn soll und brodelte es wie in Macbeths Hexenkessel; da über den Dämpfen sichtbar werdenden prosetischen Häupter sprachen verständlicher zu mir als jene bewaffneten Fantome, welche dem schottischen Than Mut einflößten.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelmsbad.

Mitgetheilt von R.

„Diese Wälder, diese Haine, diese Wiesen mit frohen Heerden und jener Silberreich! Jene wolvertheilten, melancholischen, von der gütigen Natur gepolsterten Ruheplätze und jene Terrassen mit den unerwarteten Perspectiven! Kurz die ganze Natur, durch die Hand der Kunst in dem Umfang einer kleinen Stunde zusammengeschoben, ohne daß man auch nur einen einzigen Zug von Gewaltthätigkeit wahrnehmen könnte, gibt dem stillen Beobachter den reichhaltigsten Stoff zu den erhabensten Naturbetrachtungen. Hier sieht des Sehers Auge, welcher Geschmack an bewundernswürdigen Naturschönheiten findet, allenthalben solche Gegenstände, die das reizendste Ideal eines vollständigen Landstücks übertreffen. Von hier aus sieht man, das Auge mag sich hinwenden, wo es will, eine arkadische Gegend, welche nicht ohne Selbstgenügsamkeit oft genug gesehen werden kann.

„Wilhelmsbad ist ganz der Ort für die gebildete Empfindsamkeit. Hier können sich die Spazierenden zerstreuen und in die umherschlängelnde Wege bald von dieser, bald von jener Seite verbergen und durch einen unerwarteten Ausgang sich wieder sichtbar machen."

In diesem überschwenglichen Styl seiner Zeit schildert im Jahr 1794 ein Brunnenmedicus P. Ph. Hettler in seinen bei J. G. Fleischer zu Frankfurt erschienenen „neuesten Nachrichten ꝛc.", die einige Seiten weiter ganz naiv einfließen lassen, daß, der Kranken Genesung zu befördern, der Verfasser von des Herrn Landgrafen hochfürstlicher Durchlaucht zum Brunnenarzt gnädigst bestellt worden sei und sich von der Mitte des Juni bis im September daselbst aufhalte.

Der Brunnen ist im Jahr 1709 von zwei Kräuterweibern als „ein kleines liebliches, krystallenklares Brünnlein erfunden und dessen Kraft zum ersten von ihnen selbst beobachtet worden." Er wurde „sogleich vor einen Heyl- und Gesundbrunnen ausgeschrien" und von Dr. Jeremias Müller „aufs fleißigste examinirt". Dieser hat, „wie viele, insonderheit die vier sowohl in Schriften, als sonsten ihrer guten Experimente nach sehr berühmten Herrn Phisici ordinarii der Kayserlichen und des heiligen Reichs Stadt Frankfurt angemerkt haben, das Zeugniß gefunden, daß die Umgebung der Gegend dieses Brunnens martialisch sei und daß nachts, wenn der Brunnen Ruhe hat, auf demselben eine Haut oder Schmand von mancherlei Farben wie im Regenbogen oder Pfauenschwanz wächset, auch daß dieser Brunnen kräftige, eröffnende und stärkende mineralische Geister und Eisen-Witterungen bei sich führe, den bleden Magen stärke, den Golden-Ader-Fluß befördere und viel andern in- und äußerlichen Gebrechen zu statten komme." Die Vorschriften zum Gebrauch des Wassers werden mit der Weisung eingeleitet, „vor allen Dingen solle ein jeder den Anfang machen mit Anrufung des allmächtigen und himmlischen Arztes". Die angehängten Observationen, deren erste die Heilung einer „sprachlosen, ganz stummen Frau" erzählt, führen Schweizer, Holländer ꝛc. als Curirte auf.

Das Bad, dessen erste Einrichtung der Graf Philipp Reinhard zu Hanau traf, wurde in seinen jetzigen Gebäulichkeiten und Anlagen von dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen, dem nachherigen Kurfürsten Wilhelm I., geschaffen und im Jahr 1779 bizarrerweise durch ein Militärmanöver, in welchem der Landgraf das Bad im Sturm nahm, eröffnet. Dies erzählen die „Briefe eines Schweizers über das Wilhelmsbad" vom Jahr 1780, denen zufolge auch sich „ein Kreis warmer Patrioten, die Augen hatten, um zu sehen, und Herzen, um zu empfinden, in einer Anwandlung von begeisterter Dankbarkeit zu den Füßen

seines Fürsten warf und tief aus ihren Herzen herauf rief: das sei das Bad unsers Wilkelm!“ Wo dahin war das Bad der gute Brunnen gehetzen.

Trotz alledem fertigen unsere jetzigen medicinischen Bücher über Heilquellen Wilhelmsbad mit nur wenigen Zeilen ab. Sie lassen dem Wasser, was ihm nicht zu nehmen ist, — den Gehalt von kohlensaurem Eisenoxydul, kohlensaurem Natron und Kochsalz; böse Menschen aber freuen sich an dem Volkswitz, welcher der Quelle nachersählt, hin und wieder müsse ein solides Hufeisen in den Grund gesenkt werden, um ihre Eisenbestandtheile aufzukräftigen. Hinter dem Witz liegt indessen einige Wahrheit, insofern sich nämlich bei einer vor einigen Jahren vorgenommenen Analyse des Wassers in einer der Leitungen eine Kettenvorrichtung vorgefunden haben soll.

Die Nymphe ist unleugbar matt. Die Elemente ihres Naturells sprudeln und brausen nicht durcheinander; es weht aus ihr weder ein scharfer noch ein tiefer Geist. Sie ist an sich eine phlegmatische Schöne, aber sie ist und bleibt eine Schöne. Sie ist es durch ihre liebliche Umgebung, durch den Reiz des Orts, an dem sie lagert. In dem süßen Genuß der friedlichen Stille, in dem Duft, in der Frische und Unmittelbarkeit der Natur, die den Brunnen umgibt, liegt — und wenn auch der Quell nur zu den sogenannten reinen Wässern zählt — ein reicheres, wenigstens ein reineres Glück als in dem Geschenk eines mächtigen Sprudels. Wir erwarten darum weniger den Besuch von Kranken, sondern nur die, welche kränkeln, solche, denen das Leben schwere Mühe, Sorgen und Trauer beschied, alle, die sich ausruhen und sammeln wollen. Sie werden das Heil finden, das sie suchen; denn es erwarten sie die reizenden Schatten unseres Parks, die am Morgen und Abend ihre Erquickung bieten.

Den Gesunden aber geben die gefälligen, glänzenden Einrichtungen des Bades so vieles, daß es uns wundert, wie die tausende der Besucher, welche uns die Eisenbahnzüge bringen, nicht noch zahlreicher sind.

Mit reichen Mitteln haben die Unternehmer die Annehmlichkeiten des Orts in den Bauten und in der Landschaft gesteigert. Die Säle in dem Arkadenbau sind brillant, die Wohnungen schön und bequem. Die Front mit Pavillons und Seitenflügeln mit anerkannt vortrefflichen Badeeinrichtungen imponirt.

In dem Lesecabinet zwischen dem Tanzsaal und den Spielsalons liegen neben Sammlungen renommirter französischer Zeichner in guter Auswahl deutsche, französische, englische, belgische Zeitungen und illustrirte Blätter auf. Inmitten der Anlagen, die sich um einen hohen Baumschlag, mit Bosquet, Teichen, Matten leicht und geschmackvoll wechselnd, gruppiren, wird die Gesellschaft durch ein vollbesetztes, tüchtiges Orchester belebt. Künstliche Ruinen, Inseln, Hügel mit Hängebrücken und Karroussel, ein Tunnel, eine Einsiedelei, ein Schützenstand bieten angenehme Spaziergänge, und Küche und Keller bekennen in dem Comfort, wie ihn die materielle Seite der Menschen verlangt.

Einen ganz besonderen Genuß bietet Wilhelmsbad noch in dieser Saison durch ein französisches Theater, dessen Personal die Unternehmer aus dem Gymnase, Vaudeville ꝛc. zu Paris zu einem vorzüglichen Ensemble vereinigt haben. Das für die Vorstellungen dienende Gebäude, für eine Bühne bestimmt, blieb schon lange diesem Zweck entfremdet. Die Spielpächter haben es durch eine ausnehmend gefällige und elegante Ausstattung für den Dienst der heitern Muse wieder eingerichtet. Die Darstellung der Lustspiele und Vaudevilles ist excellent, das Zusammenspiel insbesondere meist unübertroffen, im Dialog Witz und Schlag, so daß selbst die petits riens durch die französische Grazie und Gewandtheit sich eine überraschende Geltung verschaffen. Sehr interessant wird die Vergleichung bei Stücken, die man auf unsern Bühnen in Uebersetzungen kennt, so „Mademoiselle de la Seigliére“, „Bataille des Dames“, „les premiéres armes de Richelieu“. Wie unendlich verschieden von der deutschen Vorführung diese pikante französische Auffassung, diese frische, unmittelbare, lebensvolle Darstellung. Jede Uebersetzung, und sei sie noch so gelungen, verflüchtigt den ursprünglichen Geist und wieviel nimmt oft noch das Spiel von dem Relief des Bildes. Die Vervielfältigung durch Stich und Lithographie kann eben die Wärme und den Duft, die Farbheit und die Kraft der Farbe des Oelbildes nicht geben und ersetzen.

So genußreich der Aufenthalt dahier an sich schon nach allen Richtungen ist und so hübsch sich sein Abend durch das Theater abschließt, so dürfen wir doch im Lauf des Sommers noch manche Ueberraschung erwarten, die uns die Unternehmer, wie auch in den frühern Jahren, bereiten werden. Und mit dieser Hoffnung will ich schließen.

Der wilde Hund.

Von einem englischen Reisenden in Südafrika.

Nicht selten stößt man auf den buschbedeckten Höhen auf ein Rudel wilder Hunde oder Jagdwölfe, wie man sie hier nennt. Diese Thiere jagen in Rudeln von fünfzig bis sechzig, aber nur bei Nacht; bei Tage stöbern sie den Antilopen, die sonst gewöhnlich ihre Beute sind, keine Unruhe ein; sie entfernen sich nur, wenn sie die Hunde merken, und grasen in einiger Entfernung wieder. Aber früh am Morgen oder spät am Abend sucht der Hund seine Beute und ist in der That ein furchtbarer Feind. Ein Thier, das er einmal ausersehen hat, entgeht ihm selten, das starke Gnu und der flüchtige Springbock werden gleichmäßig seine Opfer. Vergebens drängt sich das verfolgte Thier in eine Heerde und sucht dadurch das Auge des Verfolgers zu täuschen: die wilden Hunde folgen durch Geruch und Auge der zuerst gewählten Beute mit unwandelbarer Sicherheit und geben keinen Augenblick Rast, bis das Opfer am Boden liegt. Zu dem Ende hat jedes Rudel einen Führer, der abgelöst wird, sobald er ermüdet ist, denn die andern schneiden Umwege ab, was der nach dem Geruche verfolgende Hund nicht thun kann. Sollte der Geruch durch den Zug einer zweiten Heerde über den Pfad verloren gehen, so zerstreuen sich die Hunde und spüren umher mit dem Scharfsinn eines wohlerfahrten Fuchshundes. Hat einer die rechte Spur wieder gefunden, so gibt er durch Bellen ein Zeichen, die übrigen versammeln sich dann um ihn, und haben sie sich der Richtigkeit der Spur versichert, so beginnt die Verfolgung aufs neue. Sie fassen ihre Beute an den Hinterbeinen, durch wiederholte Bisse ist sie bald unfähig ihre Flucht fortzusetzen, dann wird sie niedergerissen und in unglaublich kurzer Zeit aufgefressen. Einer meiner Freunde sah ein Rudel solcher Hunde einen Springbock verfolgen, setzte selbst nach, um den Ausgang der Jagd zu sehen, und nachdem er eine Meile gerritten war, wurde der Bock niedergerissen. Obgleich mein Freund hart hinterherritt, fand er doch den Bock schon halb aufgefressen.

Ein höchst ungewöhnliches Schauspiel stieß mir bei einer Löwenjagd auf. Ich bemerkte eine große Bewegung unter einer Heerde Gnus, die ihrer Gewohnheit nach am frühen Morgen in die Ebene hinabstiegen, um zu grasen. Als ich sie durch ein Fernglas beobachtete, bemerkte ich ein großes Rudel wilder Hunde, die sich in einer Linie von etwa einer halben Stunde in der Länge ausdehnten, und wovon ein Theil dem andern das Wild entgegen trieb. Ein junges Gnu, das sich von der Heerde ent-

fernte, ward bald niedergerissen und verschwand rasch unter ihrem eifrigen Gebiß. Da es nun an Nahrung für meine eigenen Hunde fehlte, so ritt ich rasch heran, trieb die wilden Hunde weg und ließ meine eigenen fressen. Die rechtmäßigen Eigenthümer drückten ihren Unwillen über diese widerrechtliche Anmaßung durch wiederholte Angriffe und wüthendes Bellen aus; da sie aber sahen, daß wir uns nicht wegtreiben ließen, suchten sie eine andere Beute auf. Eine Heerde Gnus war in der Nähe; abermals breiteten sich die Hunde in langer Linie aus und versuchten dieselbe List, die ihnen bereits gelungen; dessenungeachtet aber wurden sie zurückgeschlagen, denn sobald die Gnu's ihre Absicht entdeckten, rüsteten sie sich zur Vertheidigung. Ein altes Gnu, wahrscheinlich der Führer der Heerde, trieb sie sämmtlich zu einer festen Masse zusammen, die jungen in die Mitte, während die alten ein wahres Quarrée um sie her bildeten und dem anrückenden Feinde ihre Hörner entgegenstreckten; die Hunde griffen an, die Gnus aber standen fest und alle Angriffe wurden abgeschlagen. Endlich sammelten sich die Hunde wie zu einer Berathung, die aber gegen fernere Feindseligkeiten ausfiel, denn sie zogen sich alsbald, aber mit wahrem neidischen Blicke gegen die fliegenden Gnus, zurück.

Die Disciplin, welche hierin liegt, erstreckt sich auch darauf, daß sie besondere Jagddistricte einhalten; jedes Rudel hat seine eigenen, auf die andere nicht kommen dürfen. Manchmal sieht man auch einen einzelnen Hund, wahrscheinlich aber nur, weil er wegen irgend eines Vergehens von den andern verjagt wurde, denn ihre Disciplin erstreckt sich augenscheinlich auch auf ihr häusliches Leben. Die holländischen Boeren erzählen, wenn irgend einer ihrer Hunde einen wilden anpacke, so wende sich das ganze Rudel gegen ihn, und wenn ihm sein Herr nicht zu Hülfe komme, werde er schnell überwältigt und ganz wörtlich in Stücke zerrissen.

Man sieht hieraus, daß diese Thiere zwar viel klüger und begabter als der Wolf, aber bei weitem schwächer und feiger sind, da sie selbst in der Masse kein starkes Thier anzugreifen wagen und vor dem Menschen nach einigen kräftigen Stechschlägen fliehen. Auch sind sie bei weitem nicht so groß und körperlich ausgebildet als die bessern Racen der gezähmten Hunde, von denen uns das Alterthum sowol wie die neuere Zeit unglaubliche Beispiele des Muthes und der Kraft erzählt. Der große in Pompeji ausgegrabene Windhund mit dem goldenen Halsbande rettete dessen Inschrift zufolge seinem Herrn das Leben, indem er in Asien einen Tiger nach blutigem Kampfe überwand und erst nach langer Zeit von seinen Wunden glücklich genas. In Spanien dagegen gelang es 1781 einer langhaarigen und sowol durch Klugheit als Stärke ausgezeichneten Dogge, einen ausgewachsenen Bären, der einen Hirtenbuben verfolgte, nach halbstündigem Kampfe zu erwürgen. Dieser Hundeheros war nach der „Cronica di Sevilla" 3 Fuß 5 Zoll hoch, graubraun und hatte solche Kraft im Gebiß, daß er die Sprossen einer Leiter in wenigen Griffen zerbrach. Er zog einst ein achtjähriges Mädchen aus dem Guadalquivir, faßte es behutsam in den Gürtel und sprang damit, um schneller die Wohnung seines Herrn zu erreichen, über einen 7 Fuß breiten Graben, ohne dem Kinde, das sich seinem Retter um den Hals klammerte, irgend wehe zu thun.

So weit die Chronik und der Ruhm des cultivirten, intelligenten Hundes.

Tabletten.

*** In dem großartigen Stiergefecht am 5. Juli zu Madrid, dem auch die Königin mit ihrem ganzen Hofstaat beiwohnte, wurden nicht weniger als vierzehn Stiere getödtet. Die Placa de Toros, auf das prachtvollste ausgeschmückt, bot einen herrlichen Anblick dar. Die Wappenschildet sämmtlicher Provinzen des Landes waren rund umher angebracht und die Vor- und Seitenlogen der königlichen Bühne in einen reizenden Blumengarten umgestaltet worden, aus welchem die Flora aller Zonen die Luft mit ihrem Aroma schwängerte. Sechs Orchester waren rund umher vertheilt und spielten in den Pausen, die zwischen der Tödtung des einen und des anderen Stiers unvermeidlich sind, die herrlichsten Simfonien. Das Fest war vom schönsten Wetter begünstigt und ist seit der Vermählungsfeier Ferdinands VII. mit Marie Christine kein so großartiges Stiergefecht in Madrid mehr gegeben worden. Der Minister Calomarde seligen Angedenkens würde sich freuen, wenn er zusehen könnte, welche tüchtige Männer vom Fach seine Stierkampf-Lehranstalt (toromaquia) zu Sevilla hervorgebracht hat. Die Anstalt, die noch fortbesteht, wurde vom erwähnten Minister im Jahr 1830 aus Hohn gegen die Menschlichkeit errichtet, dafür aber sämmtliche Hochschulen des Landes geschlossen.

*** Wie man in Konstanz nach dem Conciliumssaal fragt, so fragt und sucht jeder, der nach Worms kommt, gewöhnlich zunächst nach der welthistorischen Stelle, wo einst Luther vor Kaiser und Reich gestanden und sein berühmtes „Hier stehe ich und kann nicht anders" ausgerufen. Aber kein Gastwirt, kein Krämer und selbst kein Gelehrter kann darüber bestimmte Auskunft geben. Krieg und Zeit haben so gründlich aufgeräumt, daß von jenen Gebäuden kein Stein auf dem andern geblieben. Man ist sogar darüber nicht einig, ob die große Scene im Rathause, oder im Bischofshofe, oder wo sonst gespielt. Der letztere, einst in der Nähe des Doms auf den Unterlagen des uralten Palastes der burgundischen Könige erbaut, bot die ausgedehntesten Räume, während der Rathaus- oder Bürgerhofssaal für jene Reichstagssitzung wol zu klein war. Dieses Rathaus stand einst an der Stelle der jetzigen evangelischen Kirche am Markt, da wo vor Zeiten die Pfalz des Königs Dagobert und Karls des Großen sich erhob. Schon um deswillen werden Reisende meist dahin gewiesen, freilich um nichts zu sehen als eine massive Kirche aus dem vorigen Jahrhundert, die innen noch viel geschmackloser ist als außen.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 16. Juli. Martha, oder: „Der Markt zu Richmond", Oper in vier Abtheilungen von W. Friedrich. Musik von Flotow.

Samstag, den 17. Juli. (Gastdarstellung der Fräulein Rachel, in Begleitung von Künstlern der ersten Bühnen in Paris.) Phädra, Trauerspiel in fünf Acten, von Racine. Phädra: Fräulein Rachel. — Vorher geht: Le moineau du Lesbie, Schauspiel in einem Act (in Versen), von A. Barthel. Lesbie: Fräulein Rachel.

(Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Sonntag, den 18. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Kurtheater in Wien.) Zum erstenmal: Eine Posse als Medezin, Originalposse mit Gesang in drei Abtheilungen, von A. Kaiser. Musik von Hebenstreit. Michael: Herr Grois. Sebastian: Herr Scholz.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 170. Samstag, 17. Juli **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Sei standhaft, kühn und entschlossen, riefen sie mir zu. Strebe, wie es dem Mann ansteht, und des Lebens Pfade werden dir allesammt offen stehen. Beendige deine Tragödie, flüsterten sie in vertraulicherem Tone, lerne auch die andern vier Acte Hamlets auswendig und dann wähle, ob du Garrick oder Shakespeare sein wirst. Das Resultat dieser Reflexionen war, daß wir drei hübsche, kleine Zimmerchen in einer ruhigen, stillen Straße in einer entlegenen Außengegend der Residenzstadt nahmen, die von der Flut neuer Bauten glücklicherweise noch nicht überschwemmt war, und nun fühlte ich, des Lebens ernste Aufgabe habe für mich begonnen.

Riesige Anstrengung widmete ich nun dem Studium des unsterblichen Dänenprinzen! Das kleine Dienstmädchen, das wir aus der Landstadt mitgebracht hatten, mußte mich entweder für besessen halten oder glaubte, es spuke im Haus, da sie gar oft in mein Zimmer kam, wenn ich unverwandten Blickes in den leeren Raum stierte und geheimnißvolle Gespräche mit einem Geist hielt. Die Stellungen, die ich dabei einnahm, kosteten mich unsägliches Kopfzerbrechen und erstaunlich viel Mühe. In unserer ganzen Wohnung gab es keinen Spiegel, der mehr als einen Fuß im Gevierte gemessen hätte. Nichtsdestoweniger gelang es mir, indem ich meinen Spiegel auf den Boden und den meiner Mutter auf die unterste Treppenstufe stellte, bei meinen Gesticulationen mir die volle Ansicht meiner Beine zu verschaffen; ein ähnliches Manöver fand statt, als ich die Spiegel auf einen Stuhl und auf das Fensterbrett verpflanzte, wodurch ich es möglich machte, den Oberleib, den Kopf jedoch abgerechnet, zu erblicken. Wollte ich nun die verzerrten Züge und den wilden Blick Hamlets annehmen, so stellte ich den Spiegel auf meinen Schreibtisch und hatte dabei den Vortheil der Zeitersparniß, da ich gleichzeitig an meiner Tragödie „Hengist und Horsa" arbeiten konnte.

Monate lang war ich nicht im Stande über die erste Scene hinaus zu kommen. Ich hatte im Beginn derselben einen ehrwürdigen Sachsenpriester auftreten lassen, der bemüht war, die Gründe des gegen die Briten unternommenen Angriffs auseinander zu setzen. Diese Motive waren nicht leicht aufzufinden und so suchte der alte Herr dem ihm zuhörenden Gentleman für jeden Fall begreiflich zu machen, daß Hengist und Horsa einander gegenseitig nicht kennten, dafür aber beide in Liebe zu einer mysteriösen jungen Dame entbrannt seien, die sie bei Gelegenheit eines freundschaftlichen, einem kentischen Stamme abgestatteten Besuches gesehen hatten. Darüber hinaus vermochte ich jedoch nicht zu gelangen. Trotz aller nur erdenklichen Mühe, die ich aufbot, den alten Herrn zum Schweigen zu bringen, wollte mir dies doch nicht gelingen; weder vermochte ich ihn zum Abgehen zu zwingen, noch ihm ins Wort zu fallen, und auch der Druide, an den seine Rede gerichtet war, versagte mir seine Hülfe; dergestalt blieben die zwei unerträglichen Schwätzer volle drei Monate auf dem Papier, unfähig abzugehen oder die andern Personen zum Auftreten zu veranlassen. Die große Schweigsamkeit der dramatischen Composition mag gewiß in der Kunst liegen, die umtuh redenden Personen im rechten Moment in Bewegung zu setzen, zum Schweigen und zum Abgehen zu bringen. Dabei kam mir jedoch meine Poesie so zart, die Sprache so duftig, der Dialog so natürlich vor, daß ich mich nicht entschließen konnte, auch nur eine einzige Zeile zu streichen. Endlich verfiel ich auf den Gedanken, den verleumdeten Druiden mitten in der Schilderung eines mondbeglänzten Sees ausrufen zu lassen: Horch! fühlst du nicht am Trommelfell deines Ohres die Erschütterung eines gewaltigen Schalles? — Erster Druide. Ja, es war, als ob unser mächtiger Thor mit geballter Faust an mein Ohr geschlagen hätte. — Nun harrten beide in stummer Erwartung eine Weile; dann stürzten sie natürlich ab und in die Wälder, um die Ursache der Erschütterung zu entdecken. Ich brauche wol nicht erst zu erwähnen, daß diese Ursache die Ankunft Hengists und Horsa's war. Fortan gingen die Dinge wie am Schnürchen. Die Brüder zankten; die Dame lächelte bald dem einen bald dem andern zu und hatte in ihrem Eifer für die Sache ihres Landes den Beschluß gefaßt, beide zu ermorden; während sie sich jedoch Mühe gab, das Herz des jungen, tapfern Hengist zu fesseln, wurde sie selbst eine Beute der zärtlichen Leidenschaft, so daß es in der Mitte des fünften Actes sehr zweifelhaft wurde, ob das Stück als Tragödie oder Komödie endigen sollte. Dieser Zweifel wurde jedoch bald gelöst; während nämlich die beiden Liebenden sich in Betheuerungen unsäglicher und unvergänglicher Zuneigung ergingen, wurde die Nachricht gebracht, Edithas's heimliches Complott gegen die Sachsen sei gelungen und Horsa unter dem Dolch ihres Bruders gefallen. Nun strafte Hengist ihre Perfidie, indem er erst eine dreißig Zeilen lange Anrede an sie hielt und sie sodann durchbohrte; als er eben die gleiche Manipulation an sich selbst verüben wollte, stürzte der alte Druide, dessen Redseligkeit mir im ersten Act so viele Verlegenheit bereitet hatte, auf die Bühne, um zu sagen, das Gerücht habe gelogen, Horsa befinde sich am Leben und recht wol, der leidenschaftliche Cadwaller habe in der Hitze den tyrannischen Onkel anstatt des sächsischen Heerführers erschlagen.

Wie diese Rächte brachte ich nun damit zu, über die Schlußkatastrophe nachzudenken, wie viele Tage, um an der Diction zu feilen und zu glätten! Welches Opfer kostete es mich, mit ächter Römertugend meiner Mutter zu widerstehen, die mich inständigst bat, dem Stück einen heitern Ausgang zu geben! Ich

glaube wirklich, sie begann schlecht von meinem Herzen zu denken, als ich hartnäckig auf dem Tod so vieler Personen bestand. Nichtsbestoweniger lasen wir die Tragödie fast täglich durch und vergossen regelmäßig reichliche Thränen bei denselben Rührszenen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen der Brüder Schomburgk in Britisch-Guiana.

Dr. Wilhelm Stricker in Frankfurt hat es im Interesse des gebildeten Publikums und des Ruhmes unserer deutschen Landsleute unternommen, das in den Jahren 1847 und 1848 bei F. J. Weber in Leipzig in drei Bänden erschienene kostbare Werk über die in den Jahren 1840 bis 1844 von den Brüdern Sir Robert und Richard Schomburgk nach Britisch-Guiana unternommene wissenschaftliche Reise in einem Auszug für einen weiteren Leserkreis und insbesondere für die Jugend zu bearbeiten. Durch den hohen, zwanzig preußische Thaler betragenden Preis des Hauptwerkes war dasselbe bisher nur den Fachgelehrten und größeren Bibliotheken zugänglich. Dr. Stricker hat seinen im Verlag von Benjamin Auffarth erschienenen Auszug mit Genehmigung des Verlegers des Hauptwerkes veranstaltet und schickt ihm im Vorwort folgende literarische und biographische Nachrichten voraus. „Um die streitigen Grenzen von Britisch-Guiana zu bestimmen und überhaupt das Land zu erforschen, unternahm Robert H. Schomburgk, geboren 1804 zu Bolzigstedt bei Artern in der preußischen Provinz Sachsen, in den Jahren 1835 bis 1839, theils auf Kosten der Londoner geographischen Gesellschaft, theils auf die der englischen Regierung, eine Entdeckungsreise, welche nicht nur Britisch-Guiana, sondern auch Brasilien, Venezuela und Surinam umfaßte, und auf welcher Orte besucht wurden, die noch nie ein Europäer gesehen. Es erschien darüber 1840 zu London in englischer Sprache eine geographisch-statistische Beschreibung mit einer Karte, und ein Atlas in Folio mit zwölf Ansichten (A description of British Guiana, geographical and statistical, exhibiting its resources and capabilities. London, Simpkin, Marshal & Co. 1840. gr. 8. 155 Seiten). Die zweite Reise zu wissenschaftlichen Zwecken hatte in den Jahren 1840 bis 1844 statt. Der nunmehrige Sir Robert war von seinem, auf Kosten des Königs von Preußen reisenden Bruder, dem Naturforscher Richard, begleitet," welcher darüber das oben erwähnte schöne, mit Holzschnitten gezierte Werk in drei Bänden herausgegeben hat. „Der dritte Band ist streng wissenschaftlichen Inhalts und enthält die Ergebnisse der Untersuchungen der Pflanzen und Thiere des Landes, bearbeitet von den berühmten Gelehrten Joh. Müller, Ehrenberg, Erichson, Troschel rc. Sir Robert Schomburgk ist jetzt britischer Consul auf Haiti, Richard lebt in Australien, wo auch der dritte Bruder Otto, der die Reiselust seiner Brüder zu theilen scheint, als Ansiedler, Prediger, Friedensrichter und Journalist sich aufhält."

Mögen folgende Proben aus dem Auszug des Dr. Stricker seiner verdienstlichen Arbeit zur nachhaltigeren Empfehlung dienen.

Die Warraus oder Guaranos.

Die Warraus oder Guaranos bewohnen ausschließlich die niederen Küstenstriche zwischen dem Orinoco und Esseklbo, ungefähr 100 englische Meilen landeinwärts, in einer Personenzahl von etwa 1650. Unsere Reisenden haben nie gesehen, was frühere Gewährsmänner berichteten, daß sie ihre Wohnungen auf Bäumen erbauten, um vor den Ueberschwemmungen sicher zu sein, wol aber haben sie ihre kunstlosen Hütten auf Baumstämmen errichtet gefunden, die in einer gewissen Höhe vom Boden abgehauen und mit Stücken Holz bedeckt waren, wodurch eine Art Platform gebildet wurde, die schon vor ziemlich erhöhtem Wasserstand sichert. Geistig stehen die Warraus sehr niedrig. Heftige Leidenschaften sind allein im Stande sie in Bewegung zu setzen, und um ihre Rachsucht zu befriedigen, können sie jahrelang sich kunstvoll verstellen. Die Zeit, welche der Warrau nicht auf der Jagd zubringt, verweilt er träg in seiner Hängematte. Wild und Fische sind ihre Hauptnahrung, doch verschmähen sie auch Ratten, Affen, Alligatoren, Frösche, Würmer, Raupen, Larven und Käfer nicht. Im Fangen und Schießen der Fische besitzen sie bewundernswerte Geschicklichkeit, aber nur wenige überwinden ihre Trägheit so weit, daß sie den Ueberschuß ihrer Beute in die Colonie zum Verkauf bringen oder auf leichtem Feuer das Fleisch zum eignen Vorrat trocknen.

Das Fleisch wird zu den Mahlzeiten, deren fünf täglich gehalten werden, in seinem Blute gebraten und mit spanischem Pfeffer stark gewürzt. Die Weiber kommen erst zum Essen, wenn die Männer fertig sind. Es herrscht bei den Warraus Vielweiberei; die Ehen werden früh geschlossen und das Mädchen entweder durch Arbeit des Mannes im Dienste der Eltern oder durch Geschenke erkauft. Nach der oft schon im zehnten Jahre des Mädchens geschlossenen Ehe ist die einzige Gegenleistung des Mannes für die Besorgung des ganzen Hauswesens und seine eigne Bedienung, daß er ein Stückchen Wald von Gesträuch und Bäumen reinigt und der Frau zu weiterer Bestellung und Unterhaltung als Provisionsfeld übergibt. Wird das Weib alt, ein Zustand, der gewöhnlich schon im zwanzigsten Jahr eintritt, so sucht er sich unter den Mädchen von sieben bis acht Jahren eine zweite Frau, welche er bis zur Mannbarkeit seiner älteren Frau zur Erziehung übergibt. Die Herrschaft im Hause verbleibt unbestritten der ersten Frau, soviel Weiber der Warrau auch nehmen mag.

Der Sclavendienst der Weiber beginnt beim frühen Morgen und dauert selbst die Nacht hindurch, da kleine Feuer in den Hütten, theils zu deren Erwärmung, theils um die Moskitos zu vertreiben, unterhalten werden müssen; der Mann dagegen bringt den größten Theil des Tages halbschlummernd, oder wenn er eines Spiegels habhaft geworden ist, mit der Bewunderung seines Gesichtes beschäftigt, in der Hängematte zu und hat natürlich bald ausgeschlafen. Daher pflegen die Indianer sich an frühen Morgenstunden die Zeit durch eine mit ihren Nachbarn von Hütte zu Hütte lautgeführte Unterhaltung zu vertreiben, was für den durch seine Tagesgeschäfte ermüdeten Europäer nicht wenig lästig ist.

Knaben und Mädchen zeigen sich von der frühesten Jugend an zu allen Dingen geschickt, namentlich zum Klettern und Schwimmen; Mädchen von vier bis fünf Jahren sah Schomburgk oft schon auf den höchsten Bäumen. Das erste, was der zum Bewußtsein erwachte Knabe ergreift, sind Bogen und Pfeile, die ihm der Vater oder ältere Bruder verfertigt; der höchste Grad kindlichen Stolzes spiegelt sich in den blitzenden Augen, wenn der Pfeil das erwählte Ziel: kleine Eidechsen, Heuschrecken rc. erreicht, und bald hat er durch das Herumtummeln auf den Bäumen und das ununterbrochene Leben unter den Thieren des Waldes soviel Kraft und Gewandtheit erlangt, daß er den Vater auf die Jagd und den Fischfang begleiten kann.

Ebenso früh unterstützen die Mädchen die Mutter in den Geschäften des Hauses, helfen ihr das Brod backen, das Lieblingsgetränk bereiten, und tragen von dem Nahrungsfeld Lasten von Cassadawurzeln nach Hause, unter denen ein europäisches Mädchen von doppelten Jahren zu Boden sinken würde. Wird eigentlich das Kind von dem Vater nur wenig beachtet, von der Mutter fast äffisch geliebt, so scheuen sich doch beide gleich stark vor allen körperlichen Züchtigungen der Kinder und lassen selbst

größere Vergehen derselben ungestraft. Das Tättowiren und das Durchbohren der Ohren und der Nasenscheidewand wird gleich nach der Geburt vorgenommen und die Oeffnung durch kleine Stückchen Holz offen erhalten. Bereits im ersten Jahr leiden die armen Kinder an bösartigen Augenkrankheiten und sind mit einer förmlichen Schmutzrinde überzogen. Um sie nämlich vor den Moskitostichen zu schützen, überstreichen die Mütter ihre Kinder mit Oel; so wälzen sie sich herum, und über den Staub wird täglich so lange eingerieben, bis der Schmutzpanzer eine solche Stärke erreicht hat, daß die Moskitos ihre Stiche nur verschwenden und das Blut vergebens suchen.

Der Eintritt des Knaben in die Reihe der Männer findet wie bei vielen andern Stämmen erst nach Prüfungen statt, welche in schmerzhaften Wunden bestehen, die mit den Hauern des wilden Schweines oder der Schnabelspitze des Pfefferfressers auf Brust und Arme beigebracht werden, und die er ertragen muß, ohne eine Miene zu verziehen.

Die Geräte in der oft von mehren Familien bewohnten Hütte sind sehr einfach; Hängematten, einige Steine, um den Herd zu bilden, thönerne Gefäße von fast etruskischer Form zur Bereitung des Cassadabrodes, und die nöthigen Waffen; dazu kommen hier und da, von den Europäern geschenkt oder erhandelt, ein Spiegel oder Kamm, eine Flinte oder ein Beil. Das Eigentum wird von ihnen heilig gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Redensarten.

Nach der Kölnischen Zeitung.

Seit je, seit den Agricola und Frank bis auf Karl Simrock, haben deutsche Schriftsteller es sich angelegen sein lassen, die Weisheit auf der Gasse, die Philosophie des Volksgeistes — die Sprüchwörter — zu sammeln. Unseres Wissens hat jedoch noch keiner sich der Mühe unterworfen, Ausdrücke und Redensarten und zahlreiche Bezeichnungen, deren wir uns tagtäglich bedienen und deren eigentliche Bedeutung längst dem Volksbewußtsein entschwunden ist, zu erklären. Die Lösung dieser Aufgabe wäre eine dankbare und eine anziehende. Sie würde vielfache Einblicke in Sitten und Gebräuche, in Denken und Sein der Vorzeit, mannigfaltige Rückblicke auf historische Thatsachen von Interesse bieten.

Was dafür geschehen ist, liegt zerstreut in historischen Schriften und in Encyklopädieen, aus denen es vereinzelt den Weg als Lückenbüßer in öffentliche Blätter zu finden pflegt. Mit theilweiser Benutzung solcher Bruchstücke ist die folgende Zusammenstellung gemacht, die durchaus keine Unfehlbarkeit beanspruchi, sondern die einfach den Zweck hat, als kleiner Beitrag zu systematischerer Arbeit zu dienen, noch mehr aber: eine solche anzuregen.

Blinder Hesse. Diese Redensart ist ein rühmliches Zeugniß alter Tapferkeit des Volksstammes. Sie gehen „blind“ auf den Feind los.

Ins Bockshorn jagen (jemandem einen panischen Schrecken einjagen), richtiger ins Bockshorn blasen, stammt von dem Gebrauch der jüdischen Synagoge her, über Ausgestoßene den Fluch auszusprechen unter dem Schalle von Widderhörnern.

Cabale. Die Minister Karls II. von England, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, bildeten mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen das Wort Cabal, und seitdem soll es als eine Bezeichnung für eine Genossenschaft intriguanter Menschen gebraucht worden sein. In der englischen Sprache ist es auch wol nicht früher gebräuchlich, doch scheint das französische Cabale älter.

Calembourg. Nach der gewöhnlichen Deutung sprach ein deutscher Edelmann von Calemburg am Hofe des Königs Stanislaus Leszczynski von Polen zu Lüneville so schlecht französisch, daß sich fortwährend die lächerlichsten Verwechselungen ergaben. Die Geliebte des Königs, die Herzogin von Boufflers, brachte diese Späße nach Versailles und Paris, wo von nun an alle ähnlichen Scherze den Namen Calembourgs erhielten. Es wird jedoch auch ein zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Paris lebender witziger Apotheker Calembourg zur Erklärung des Ausdrucks angeführt; und eine dritte, aber sehr gezwungene Erklärung ruft das italienische calamo burlare, mit dem Kiel (Feder) spaßen, zu Hülfe.

Das hat einer selber gemacht. (Dürftige Arbeit, Dilettantenarbeit.) Der alte Zelter und Chamisso gingen eines abends spät durch die Straßen Berlins nach Hause. Aus einer Parterrewohnung schallte noch Geigenspiel. Chamisso legte das Ohr an den Fensterladen, um zu horchen; aber nach den ersten Bogenstrichen rief Zelter: Kommen Sie, die Musik macht sich einer selber.

Ente. (Zeitungs-Ente.) Zur Erklärung wurde unlängst folgende Erzählung in mehreren Blättern mitgetheilt: In den ersten Zeiten des Kaiserreichs waren Mystificationen an der Tagesordnung, und die Sucht, einander Bären aufzubinden, war in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet. Der geistreiche Brüsseler Egide Norbert Cornelissen, der bei allen Gelegenheiten viel Humor zeigte, fand auch daran sehr große Freude und ließ, um die lächerlichen und fabelhaften Neuigkeiten zu karrikiren, welche in dieser Zeit die Journale so häufig brachten, in das Feuilleton einer Zeitung nachstehende Geschichte setzen: Die Gesträgtzeit der Enten sei unbeschreiblich, wie man aus folgendem Fall sehen könne. Man hatte zwanzig dieser Thiere zusammen gebracht. Eine davon wurde sammt Federn und Knochen klein gehackt und von den übrigen neunzehn gierig aufgefressen; eine von den letzteren wurde unmittelbar darauf den übrigen in voriger Weise vorgesetzt und ebenfalls aufgefressen; und so ging es fort, bis nach ziemlich kurzer Zeit nur eine übrig war, welche ihre neunzehn Schwestern im Leibe hatte. Diese kleine Geschichte, welche von ihm sehr geistreich ausgeführt war, machte in kurzer Zeit die Runde durch alle Journale und sie war in Europa fast vergessen, als sie etwa vor zwanzig Jahren in Amerika von angeblichen Augenzeugen bestätigt und mit einem Sectionsbericht über die später geröstete Ente wieder auftrat. Jetzt ist die Sache wol ziemlich vergessen, aber der Name bekanntlich geblieben.

Gallimatthias. Zur Erklärung führen die Encyklopädien ein Geschichtchen von einem Advocaten an, der in lateinischer Rede über einen Hahn (gallus), welcher seinem Eigentümer Matthias entwendet war, beide Worte so bunt durch einander geworfen, daß seitdem Wortgewirr Gallimatthias genannt worden. Die Geschichte ist jedoch augenscheinlich gemacht, um das Wort zu erklären. F. Wachter glaubt es gebildet aus gallus Matthias, das heißt wälscher Matthias, einer, der wälsches Zeug redet.

Auf den Hund kommen. Wir wissen nicht, wie alt diese Redensart ist. Stammte sie aus neuerer Zeit, so könnte man versucht sein, sie mit einem Vorgang in Verbindung zu setzen, der jedenfalls in mehr als einer Beziehung zu charakteristisch ist, als daß wir ihn nicht hier folgen lassen sollten. Er fällt in die Zeit, nachdem Goethe als Hoftheaterintendant in Weimar, von Schiller unterstützt, das deutsche Drama auf seine höchste Höhe gehoben hatte. Aber zugleich war manche Klage wieder ihm laut geworden, manche Intrigue wieder ihn angesponnen. Dazu kam denn jenes Ereigniß, das Eduard Devrient in seiner trefflichen Geschichte der deutschen Schauspielkunst mit folgenden Worten

erzählt: Ein untergeordneter Schauspieler, namens Karsten, besaß einen Pudel, dessen Gelehrigkeit ihn auf den Gedanken gebracht hatte, ihn zur Hauptrolle eines Melodrama's, „der Hund des Aubry", das zur Zeit in Paris Aufsehen machte, abzurichten und damit in Deutschland umher zu gastiren. Der Plan gelang vollkommen, die vornehmsten Theaterdirectionen nahmen den Pudel mit offenen Armen auf, die ersten Künstler ließen sich zu seiner Genossenschaft herab (Ludwig Devrient spielte in Berlin den vom Hunde verfolgten Bösewicht), und das hohe und niedere Publikum war von der Hundekomödie entzückt. Goethe äußerte sich mit gerechter Entrüstung über diesen Unfug; wen hätte diese Entwürdigung der Bühne mehr empören sollen als ihn, der so viel seiner edelsten Lebenskraft an ihre Erhebung gesetzt hatte! Dieser Moment war der Intrigue in mehr als einer Hinsicht günstig. Einflußreiche Personen des Hofes waren nach den Künsten des Hundes lüstern, man konnte ihnen gefällig sein und zugleich Goethe aufs äußerste treiben. Der Großherzog wurde dem Pudel geneigt gestimmt und die Zumutung an Goethe gerichtet: das vierbeinige Talent nach Weimar zu berufen. Goethe antwortete lakonisch: „Schon in unseren Theatergesetzen steht, daß kein Hund auf die Bühne kommen darf," und gab der Sache keine weitere Folge. Indessen war die Intendanz ja vielköpfig genug, um auch ohne Goethe officielle Anordnungen treffen zu können; so wurde im April 1817 Karsten mit seinem Pudel von Leipzig verschrieben, wo er eben seine Lorbeern erntete, und die Vorstellung angesetzt. Am ersten Tage der Theaterprobe erklärte Goethe, mit einem Theater, auf dem ein Hund spielte, könne er nichts mehr zu thun haben, und fuhr auf der Stelle nach Jena, sich mit der längst begonnenen Anordnung der Bibliothek zu beschäftigen. Dort erhielt er ein vom 13. April datirtes Schreiben Serenissimi: „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimerat v. Goethe wünscht, seiner Function als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige. Karl August." Dieses Schreiben wurde den Theaternmitgliedern abschriftlich mitgetheilt, Goethe's Sohn trat mit dem Vater ab, der Graf von Edling ergriff die Zügel der Intendanz, und der Hund des Aubry wurde am 12. und 14. April 1817 — indessen doch unter lauter Opposition des Publikums — auf der weimar'schen Hofbühne aufgeführt. Das war der Ausgang der letzten Schulepoche der deutschen Schauspielkunst. Die Wiege des idealen Drama's, die Kunststätte, welche das Schauspiel zum edelsten Geschmack, zum höchsten Gedankenleben erheben sollte, war „auf den Hund gekommen".

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Es hat König Maximilian an verschiedene Künstler in und außer Baiern Aufträge zu Oelgemälden gegeben, die bei künftiger Vereinigung ein Gesammtbild der Weltgeschichte geben sollen. In diesen Cyklus ist auch ein Ereigniß gestellt, das vornehmlich für Baiern von großem Interesse ist: die Erstürmung von Belgrad durch Maximilian Emanuel im Jahr 1688. Der großherzoglich badische Hofmaler Diez, durch seine Leistungen, vornehmlich im Gebiet der Schlachtenmalerei, sowie durch seine thätige Theilnahme am schleswig-holsteinischen Krieg rühmlichst bekannt, seit lange aber in München wohnhaft, hatte den Auftrag für das oben bezeichnete Bild übernommen und ist damit bereits so weit vorangeschritten, daß es nahebei als vollendet gelten kann.

Von den bei Alexander Duncker erscheinenden Kupferstichen, welche die sämmtlichen Wandmalereien Wilhelm v. Kaulbachs im Berliner neuen Museum darstellen sollen, sind bereits mehre vorzüglich gestochene Blätter, welche die erste Hälfte des „Frieses" umfassen, vollendet. Diese Stiche sind von Eichens ausgeführt, welcher auch „die Blüte Griechenlands" stechen wird. Mehre Platten, unter andern der „Moses", werden von Hoffmann ausgeführt.

Der Bildhauer Professor Drake in Berlin hat das Modell zu der kolossalen Büste Okens, welche diesem Naturforscher in Jena auf dem Marktplatz als Denkmal errichtet werden soll, vollendet. Zur Besichtigung dieses Modells erwartet jetzt der Künstler das Comité, welches sich in Jena zum Zweck der Aufstellung gebildet hat.

Schweden soll Europa wieder mit einer Sängerin unterstützt haben, von deren Stimme und Gesang man vorläufig des Lobes voll ist; sie heißt Fräulein v. Westerstrand und ist in Berlin, um später dort aufzutreten.

Tabletten.

*** In der englischen Zeitschrift Atlas liest man unter der Ueberschrift: „Die vier Riesenbanknoten" folgendes: Es ist bekannt, daß die englische Bank nur vier Banknoten, von denen jede einen Wert von 100,000 Pfund Sterling repräsentirt, ausgegeben hat, und daß nach deren Abdruck die betreffende Kupferplatte vernichtet worden ist. Von diesen vier Banknoten befindet sich eine im Besitz des Hauses Rothschild, die zweite ist Eigentum der Erben des vor kurzem verstorbenen Herrn Coutts, die dritte wird in der Schatzkammer der Bank aufbewahrt und die vierte hängt in einem goldenen Rahmen im Salon des Londoner Dichters und Bankiers Rogers unter sehr wertvollen Gemälden, und zieht nicht weniger als diese die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich.

*** Ein uraltes für die Geschichte der deutschen Sprachforschung denkwürdiges Stift, das Kloster Freckenhorst in Westfalen (Freckenhorster Heberegister), ist seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben. Es fand nämlich unlängst die Einführung von vier Franciscaneſſen aus dem Kloster St. Elisabet zu Heithuizen bei Roermond in das alte, seit 1811 supprimirte Kanonissenstift statt.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 17. Juli. (Gastdarstellung der Fräulein Rachel, in Begleitung von Künstlern der ersten Bühnen in Paris.) Phädra, Trauerspiel in fünf Acten, von Racine. Phädra: Fräulein Rachel. — Vorher geht: Le moineau de Lesbie, Schauspiel in einem Act (in Versen), von A. Barthel. Lesbie: Fräulein Rachel.

(Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Sonntag, den 18. Juli. (Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Karltheater in Wien.) Zum erstenmal: Eine Posse als Medecin, Originalposse mit Gesang in drei Abtheilungen, von A. Kaiser. Musik von Hebenstreit. Michael: Herr Grois. Sebastian Herr Scholz.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 171. Montag, **19. Juli 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Es war ein glückliches Jahr, dieses Jahr des Dichtens und Hoffens; wenige nur haben eifriger und mühsamer gearbeitet, sich einen Ruf im Leben zu begründen. Selbst meine Flöte, die ich einst als Virtuose zu spielen geglaubt hatte, vernachlässigte ich und nahm sie nur nach längeren Intervallen aus ihrem bestaubten Futteral. Ein Brief war aus Indien von meinem Onkel gekommen, die Beantwortung der Nachricht unserer Uebersiedlung aus Puddlecombe nach London. Die Epistel war sehr kurz und lakonisch, wie alle die Oberst Bawl je geschrieben hatte; sie enthielt jedoch eine Anweisung auf eine kleine Summe Geldes und damit war meine Mutter zufriedengestellt. Uebrigens enthielt das Schreiben kein Wort von dem Mißlingen meiner Pläne in der Schule, von dem Unterbleiben meiner Universitätsstudien; überhaupt war von mir fast gar nicht die Rede, da der Onkel meiner blos erwähnte, um die Hoffnung auszudrücken, ich werde keinen so närrischen Familienstolz besitzen, wie es mit meinem Vater der Fall gewesen, sondern eifrig bemüht sein, in irgend einem ehrlichen Berufe mein tägliches Brod zu verdienen. Ehrlicher Beruf! Ich beschloß dem beschränkten Dummkopf alles Geld, das er uns je zugeschickt, zurück zu zahlen und ganz mit ihm zu brechen, sobald mein Stück nur erst gespielt sein werde. Ein Exemplar desselben aber sollte er haben, sobald es gedruckt sein würde, und alle Kritiken dazu, welche die Journale notwendig geben mußten. Sollte die Königin mich zu Hofe rufen, so würde ich ihm auch ein Exemplar der Times geschickt haben, in welchem die Audienz besprochen werden mußte; die Sendung sollte aber von keinem Wort begleitet sein und jede Anerkennung unserer Verwandtschaft für immer aufhören.

Es handelte sich nunmehr nur darum, wie das Stück auf die Bretter gebracht werden sollte. Macready, der Held der englischen Bühne, war nach Amerika auf Gastrollen gegangen; in Drurylane spielten Kunstreiter. Wolan, rief ich stolzen Muthes aus, so möge mir es denn vorbehalten sein, die Weihe der Kunst einem neuen Tempel zu verleihen, da die alten prosanirt und entwürdigt sind! Der Director irgend einer obscuren Bühne soll mein Stück haben; der Erfolg der Tragödie „Hengst und Horsa“ wird diesen geistreichen und sinnigen Director — ein solcher mußte es notwendig sein — auf die Stufe jenes Reichthums und Ruhms heben, den England seinen Wohlthätern nie versagt! Ich musterte nun in einem Sonntagsblatt das Verzeichniß der öffentlichen Unterhaltungsorte; meine Wahl fiel auf den „Stern von Stapney“. Die aristokratischen Benennungen der Schauspieler hatten nicht wenig zu diesem Entschlusse beigetragen. Der Director war ein „Marmaduke Montalban, Esquire“; der erste Held „der berühmte Walter Fitz-Edward“. Was für ein süßes Geschöpf mußte die erste Heldin sein, „die beliebte und bewunderte Emilie de la Rose!“ Ich hatte zwar nie, weder von dem berühmten Fitz-Edward noch von der bewunderten de la Rose reden gehört; zweifelte jedoch nicht im mindesten, daß ihre Talente im würdigen Einklang mit ihren prachtvollen Namen stünden. Und so schrieb ich an Herrn Montalban, erbat mir eine Besprechung, um ihm eine Tragödie zu zeigen, und machte noch andere Vorschläge, die seiner Bühne großen Nutzen bringen konnten. Die Antwort hierauf lautete, er werde sich glücklich schätzen, mich im Laufe des nächsten Vormittags im Geschäftsbureau seines Theaters zu empfangen.

Am nächsten Morgen leistete ich der erhaltenen Einladung Folge. An Ort und Stelle angelangt erkletterte ich eine sehr enge Stiege, tappte durch einen sehr finstern Gang und kam endlich in ein sehr kleines Zimmer, in welchem ein ungefähr fünfzig Jahre alter Mann eifrigst damit beschäftigt war, eine Pennycigarre zu rauchen. Er war sehr lang und hager; an jeder Seite der übermüthig langen Nase zwickerten zwei kleine Augen; auch das Kinn war lang und hervorstehend und ragte weit über das gelbsiedene Tuch hinaus, das seinen Hals schmückte. Er trug einen dunkelgrünen Rock, eine chamoisfarbene Weste, feine Füße, deren lackirten Bekleidung er von Zeit zu Zeit einen bewundernden Blick schenkte, hatte er auf einen Stuhl gelegt. — Diener, Sir, begann er, ohne jedoch die Cigarre aus dem Munde zu nehmen. — Ich beantwortete diese höfliche Anrede mit einer Verbeugung; er nahm neuerdings das Wort und fragte: Was wünschen Sie? — Ich wünsche Ihnen eine Tragödie, die Frucht mehrmonatlicher Arbeit vorzulesen; vielleicht werden Sie dieselbe den Kräften ihrer talentvollen Gesellschaft angemessen finden. — Gibt gar keine so talentirte Gesellschaft in ganz London mehr, entgegnete er; ich bin keiner jener Esel, die sich um Macready und Phelps und wie sie sonst heißen, kümmern. In meiner Gesellschaft ist ein Mann, der die Genannten dreimal in einer Stunde niederzubrüllen vermag. Ich habe ihn zu Derby in einer Scheune aufgegriffen und zahle ihm sechzehn Schilling wöchentlich. — Sir, sagte ich lächelnd, ich weiß nicht ob Brüllen eben die empfehlendste Eigenschaft des tragischen Helden ist. — Sie zweifeln? dann weiß ich auch schon, was Sie von der Sache verstehen. Wann applaudirt denn das Parterre am eifrigsten? Einzig und allein, wenn der Schauspieler recht tüchtig brüllt! Haben Sie je auch nur eine einzige Hand sich rühren gesehen, wenn auf der Bühne so ruhig gesprochen wurde, wie Sie und ich hier sprechen? Ich sage Ihnen, ohne gesunde Lungen läßt sich nun einmal gar nichts ausrichten; darum brüllt Mr. Martingdale auch immer, als befänden sich drei Sprachrohre in seiner Kehle. Jetzt aber lassen Sie mich Ihr Stück hören; in fünf Minuten werde ich Ihnen sagen können, ob was damit zu machen ist.

Während ich mein Manuscript aufrollte, zündete er eine frische Cigarre an, setzte sich bequem in seinem Lehnsessel zurecht, lehnte den Kopf zurück und hatte bald das Ausseben eines in tiefen Schlummer versunkenen Menschen. — Das sind ja zwei verdammte Narren, das, rief er aus, nachdem der Oberdruide und sein Begleiter die erste Scene beendigt hatten; alles, was die da von Sternen und Rosen schwatzen, muß gestrichen werden. Solches Zeug können Leute, die zehn Schilling Wochensold erhalten, in ihrem Leben nicht declamiren.

Stillschweigend unterwarf sich mich dieser Kritik und fuhr fort. Auf das wird sich mein Fitz-Edward nun und nimmermehr einlassen, bemerkte er, als der erste Ausbruch der Leidenschaft zwischen den beiden rivalisirenden Brüdern vorüber war; Sie haben dem Martingdale grade so viel Speck zukommen lassen wie dem andern. Der Dings da, der Horsa, muß viel bescheidener pfeifen. — Sie sagten ja vorhin, Mr. Martingdale erhalte eben seiner mächtigen Stimme halber so viel Beifall. — Ja wol; in Gegenwart Fitz-Edwards darf er jedoch nicht brüllen. Wenn Fitz-Edward nicht auf der Bühne ist, kann Martingdale nach Gutdünken hantieren und dann pflegt er auch gewöhnlich einige Lampen am Prosceniun entzwei zu schlagen; sobald aber der erste Held auf den Brettern agirt, darf er nicht lauter als im gewöhnlichen Leben sprechen. Darum also fort mit all' dem Reden vom Nordwind, der Flotten versenken, aber den Mut des siegreichen Seekönigs nie zu unterjochen vermag. Der Hengist und nicht der Horsa muß den Löwen an der Mähne fassen und ihn die Kraft fühlen lehren, die in eines Kriegers Arm wohnt. Schauspieler vom zweiten Rang können nie Löwen an der Mähne fassen; das müssen Sie sich merken; wozu sollten sie es auch können?

Ich vermochte keinen triftigen Grund zu finden, warum grade Mr. Martingdale sich in mißliche Händel mit einem Löwen oder einer sonstigen Bestie einlassen sollte, und williger daher ein, Horsa's Worte dem Hengist in den Mund zu legen; beifällig nickte der Director, blies eine dicke Rauchwolke von sich und winkte mir fortzufahren.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen der Brüder Schomburgk
in Britisch-Guiana.
Nach dem Auszug des Dr. Wilhelm Strieker.

Die Warraus oder Guaraos.
(Fortsetzung.)

Sechs bis zehn Hütten bilden eine Niederlassung, der ein Häuptling vorsteht, dessen Ansehen jedoch nur im Krieg allgemein anerkannt wird. Eigentümlich ist, daß die Stammesangehörigkeit nie vom Vater, stets nur von der Mutter hergeleitet wird; das Kind einer Warrauindianerin und eines Arawaak wird zu den Warraus gezählt. Nach diesem Recht der Stammesansprüche richtet sich das Erbrecht. Die Enkel von den Töchtern, nicht die Söhne des Häuptlings haben das Erbfolgerecht auf die Würde des Großvaters, obgleich keineswegs streng auf diese Erbfolge gehalten wird, vielmehr Kraft und Kühnheit dabei auch in Anschlag kommt. — Als die zweite Person nach dem Häuptling wird der Zauberer, Piai oder Piatsong, zugleich Priester und Arzt, betrachtet. Ihre religiösen Ansichten statuiren einen einzigen Schöpfer, die Quelle alles Guten; das böse Prinzip dagegen ist durch eine Menge untergeordneter Geister, Jawahus, vertreten. Diese bringen also auch die Krankheiten hervor. Wird daher jemand krank, so wird der Piai gerufen, der mittelst der aus einem mit Steinen gefüllten Kürbis, welcher an einem durchgestreckten Stück Holz bewegt wird, gefertigten Zauberklapper gleich nach Sonnenuntergang die Entzauberung beginnt.

Der Trug der Priesterkaste, in der die Geheimnisse sich forterben, ist bei diesen Naturmenschen schon sehr raffinirt und zeigt große Aehnlichkeit mit den z. B. bei den alten Aegyptern ausgebildeten Priesterkunsten. Das Rasseln der Klapper, das Blasen von Tabaksrauch auf das Gesicht des Leidenden, die absolute Dunkelheit, die ihn umgibt, da vor dem Beginn der Beschwörung alle Feuer in der Hütte gelöscht werden, sind sehr geeignet, auf die Sinne des Kranken aufregend zu wirken. Der Priester spricht mit dem Dämon, wenn er ihn zum Erscheinen gezwungen hat, und bemüt sich, ihn zum Geständnis zu bringen, warum er den Leidenden plage. Der Kranke hört wol zwei Stimmen, die der Priester als gedörter Bauchredner hervorbringt, aber die Worte der Unterhaudelnden bleiben ihm unverständlich.

Die Erklärung, die der Dämon von sich gibt, ist natürlich immer sehr dunkel und zweideutig. Die Beschwörungen werden die ganze Krankheit hindurch fortgesetzt bis zu ihrem glücklichen Ausgang, wo dann der Priester, je nach der Natur der Krankheit, auch wol Dornen, Knochenstücke, Fischgräten ꝛc. vorzeigt, welche er als die Ursachen der Krankheit durch Saugen an der schmerzhaften Stelle angeblich aus dem Körper entfernt hat. Kann aber die Krankheit zu keinem günstigen Ausgang geführt werden, so verzagt der Priester nicht, sondern klagt die Gegenkünste eines dem Kranken feindseligen Zauberers an, wodurch außer der Rettung des eigenen Rufs zugleich der Vortheil erreicht wird, den Glauben an die Kraft der Zauberärzte rege zu erhalten. Ihre Geheimnisse, wie erwähnt, erben sich in den Priesterfamilien fort, doch erst nach Prüfungen, deren hauptsächlichste in dem Trinken einer großen Schale voll Tabaksaft besteht, wobei der Candidat kein Zeichen von Abscheu von sich geben darf. Dagegen ist es immer eine geringe Schattenseite des sonst so ehrenvollen und einträglichen Berufs, daß der Piai das Fleisch größerer von den Europäern in Guiana eingeführter Thiere nicht genießen darf. Wir finden also hier eine Analogie mit den Beamanen Indiens, und die ganze Weise, wie das Bestreben, von dem Menschen verborgenen Dingen mehr wissen zu wollen als andere, ein complicirtes System des Truges bei den verschiedensten Völkern ähnlich entwickelt hat, gehört nicht nur ethnographisch, sondern allgemein menschlich zu den interessantesten Gegenständen der Betrachtung. — Der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode in ungetrübter Glückseligkeit findet sich bei den meisten Stämmen. — Die Sittlichkeit der Indianer wird vorzüglich durch den Genuß des Branntweins gefährdet. Allerdings hat man mit Recht den Europäern den Gebrauch vorgeworfen, den sie von diesem Mittel gemacht, um sich die Herrschaft über die Eingeborenen zu sichern. Aber dieser Vorwurf ist darin übertrieben, als hätten die Indianer durch die Eroberer erst berauschende Getränke überhaupt kennen gelernt. Schon vor der Entdeckung Amerika's kannten alle diese Stämme berauschende Getränke, die sie aus Palmenfrüchten, Cassadabrod, Mais und Bataten bereiteten, und das Paiwari, noch heute der berauschende Lieblingstrank aller Urbewohner, die noch nicht in unmittelbare und regelmäßige Verbindung mit den Europäern getreten sind, ist ein Erbtheil aus der Urzeit der Väter. Das Paiwari wird aus scharf gekauenem Cassadabrot, das in kochendem Wasser erweicht, von den Weibern zu einem Brei zerkaut und dann der Gährung überlassen wird, bereitet und mit Zuckersaft und süßen Ba'aren versetzt. Der nützlichste Baum für die Warraus ist die Palme, Mauritia flexuosa, welche schon der alte Missionär Cumilla den Lebensbaum genannt hat, da fast kein Theil desselben von den Eingeborenen unbenutzt bleibt. Die

fächerartigen Wedel geben dem Warrau die Bedachung seiner Hütte, aus den Wedelfasern webt er seine Hängematte und flicht Stricke, das Mark enthält eine Art Sago, welches besonders beim Mißwachs der Cassadapflanzen die tägliche Nahrung des Indiers ausmacht, und der scheidenartige Ursprung der Blattstiele ist der Stoff zu den einfachen Sandalen des Bewohners der Savannen. Außerdem bieten die tannenzapfenähnlichen Früchte, nachdem sie mehrere Tage im Wasser eingeweicht worden sind, dem Indianer einen gesuchten Leckerbissen und der köstliche Saft des Baumes verwandelt sich leicht in ein weinartiges, sehr berauschendes Getränk.

Die Zeitberechnung der Warraus ist sehr mangelhaft, weshalb es fast unmöglich ist, das Lebensalter eines Erwachsenen oder Greises mit Sicherheit zu bestimmen. Eine unsichere und in enge Grenzen eingeschränkte Eintheilung der Zeit entlehnen sie von dem Mondenwechsel und den Regenzeiten, überschreiten aber die Beobachtungen die Zahl der Finger und Zehen, so werden die Annalen geschlossen, und alles heißt nun „viel“, zu dessen Bezeichnung sie so viel Haare in die Höhe heben, als sie zwischen den Fingern fassen können. Gleich unerfahren und ohne Fähigkeit der Berechnung zeigen sie sich auch in der Bestimmung des Tauschwerthes. Vielmehr ist beim Tauschhandel das augenblickliche Bedürfniß oder der eben aufsteigende Wunsch der Bestimmungsgrund. So fordert der eine Indianer für irgend einen Ersatz eine Flinte, eine Axt, während ein anderer daneben für dasselbe mit einem Kamm, einigen Perlen oder ein paar Angelhaken zufrieden ist. Keiner ahnt nur entfernt, welches Mißverhältniß zwischen den beiderseitigen Forderungen obwalte.

(Schluß folgt.)

Redensarten.

Nach der Kölnischen Zeitung.

(Schluß.)

Der Katze die Schelle anhängen. Bekannt ist die Fabel, wo die Mäuse beschließen, der Katze, um jedesmal vor ihrem Nahen gewarnt zu werden, eine Schelle umzuhängen, und dann die Schwierigkeit entsteht, den Beschluß auszuführen. Man deutet aber auch zur Erklärung der Redensart auf die alte Sitte, lüderliche Personen des andern Geschlechts oder „Kätzen“ zur Strafe mit einer Schellenkranse herumzuführen; bei vornehmen Sünderinnen habe es dann gedeißen: niemand will der Käthe die Schelle umhängen, und aus Käthe wurde Katze.

Lichtmeß. (Ein liederlicher Mensch; in Westfalen und Niederdeutschland üblich.) Nachtgelder und Präsentationen waren ehemals durchgängig zu Michaelis fällig; der letzte Termin war Mariä Lichtmeß; wer dann in der letzten Stunde erst kam, seine Pflicht zu erfüllen, wurde Lichtmeß, Lump, genannt.

Die Leviten messe (Leviten) lesen, die Kapitelsmesse lesen. (Gemandem derb die Wahrheit sagen.) Bei allen geistlichen Stiftern übte der Vorstand — Dechant, Prior, Abt, Archidiakon — ein Censor-morum-Amt im Kapitelhause über die Domicellarrn und jüngeren Kanoniker, Vicare, resp. Mönche und Nonnen aus, und zwar meist nach der Messe, welche in den größeren Stiftern täglich von einem Presbyter unter Assistenz eines Diacons und eines Subdiacons gehalten wurde. Eine solche Meß: heißt bekanntlich eine Leitenmesse.

Maulaffen feil haben ist, scheint es, entstanden aus dem Mißverständniß des Niederdeutschen: „Dat Muul deel apen hebben“; das Maul viel offen haben.

Morganatische Ehe ist ebenfalls plattdeutsch: Ehe, worin die Kinder den Stand und Namen nicht des Vaters, sondern der Mutter erhalten: „Na de Moer gaan.“

Mahonnaise (ein bekanntes Gericht) erhielt seinen Namen zu Ehren des Marschalls Herzog von Richelieu, des Siegers von Port Mahon, welches er den Engländern abnahm.

Mönchearbeit. (Vergebliche Mühe). Die Arbeit der Mönche bestand im — Beten. Die Redensart deutete mithin auf einen schon früh entwickelten Skepticismus im Volke. Man hat sie aber auch erklärt aus einem angeblichen Gebrauch in einigen Klöstern, den Mönchen, um sie zu beschäftigen, aufzugeben, am Morgen ihr Grab zu graben und es am Abend wieder zuzuschütten; jedoch scheint uns fraglich, ob je ein solcher Gebrauch existirt hat.

Etwas am Schnürchen haben (auswendig können, gleich in Vereitschaft haben) erklärt sich durch die Sitte des Mittelalters, Münzen an einer Schnur aufgereiht als Schmuck am dem Halse zu tragen, die man im Nothfall zu Zahlungen verwenden konnte. Daher auch die Redensart: von der Schnur zehren.

Streit um des Kaisers Bart. Die Numismatiker unterscheiden Münzen, die bärtige Köpfe zeigen, von solchen, worauf unbärtige ausgeprägt sind. Jene heißen numi barbati, Bartmünzen; dahin gehören meine römische Kaisermünzen, Trajan, Aurelian, Justinian ꝛc. Nun soll, wird behauptet, ein gelehrter Streit von den Münzkundigen geführt worden sein, ob die ächten Münzen von Kaiser Karl dem Großen einen Bart zeigen müssen oder nicht.

Travailler pour le Roi de Prusse. Auch diese Redensart wird mehrfach erklärt, aber keine Erklärung scheint uns genügend. Friedrich der Große, wird angegeben, hatte als Kronprinz durch seine Schriften, besonders durch seinen Anti-Machiavell, der während seines Aufenthalts in Rheinsberg entstand, das Mißvergnügen der meisten übrigen europäischen Souveräne auf sich gezogen, da er ihrem System darin derbe Wahrheiten sagte. Als er nun den Thron bestieg, fand er es für gut, aus Rücksicht für sie und um des guten Einvernehmens willen seine Schriften vertilgen zu lassen; dawider erklärten sich aber seine Verleger. Umsonst versuchte Voltaire sie zu überreden; dieser nahm deshalb endlich zur List seine Zuflucht: er ließ sämmtliche Schriften Friedrichs des Großen in Holland nachdrucken und änderte oder strich dabei alle Stellen, welche seinem Gebieter schaden konnten. Diese neue, mit der Approbation des königlichen Autors versehene Ausgabe machte die erste wertlos und ruinirte die Verleger in Preußen, die sich dem König früher sehr nützlich gemacht hatten. Gegen diese Deutung ließe sich mehres einwenden; das entscheidende ist, daß der erste Druck des Anti-Machiavell in Holland (Haag, 1740) erfolgte. Dann wird angegeben, Voltaire habe, nachdem er in Frankfurt auf Befehl des großen Königs verhaftet worden, sich heftig über ihn, seine Despotie und seinen Geiz beschwert und ausgerufen: Je ne veux plus travailler pour le Roi de Prusse.

Whig und Tory. Es war im Jahr 1679, sagt Hallam in seiner Geschichte von England, daß man zuerst die Wörter Whig und Tory auf englische Parteien anwandte. Die Bedeutung von Tory ist schwer zu erklären. Die Partei, welche zuerst damit belegt wurde, war für das Successionsrecht des Herzogs von York. Daher nannte man sie zuerst Yortisten. Denn weil der Herzog von York seine katholischen Glaubensgenossen, die Irländer, begünstigte, so wurde die ganze Partei als irisch verschrieen und man gab ihr nun den Spottnamen bogtrotters — Moorläufer — endlich tory, was die wildesten unter den irischen wilden Stämmen bezeichnet. So erklärt wenigstens Roger North (Gramen. S. 321). Tory soll eigentlich toree sein und

im Irischen bedeuten: Gib her, der Ruf, womit jene wilden Irländer ihre Wegelagerei und Räubereien übten. In Burtons „Parliamentary Diary“ finden sich unter dem 10. Juni 1657 gelegentlich einer Debatte über den Zustand Irlands folgende Worte des Majors Morgan aufgezeichnet: „Wir haben drei Arten von wilden Thieren auszurotten, die eine Landplage für uns sind. Die erste ist ein öffentlicher Tory (public tory), auf dessen Kopf wir zweihundert Pfund setzen, und vierzig Pfund auf einen Privattory. Eure Armee fängt sie nicht: die Irländer bringen sie ein; Brüder und Vettern schreiben einander die Gurgeln ab. Die zweite Bestie ist ein Priester, auf dessen Kopf wir zehn Pfund setzen: wenn er höhern Ranges, mehr. Die dritte Landplage ist der Wolf, auf den wir fünf Pfund setzen, wenn es ein Männchen, und zehn, wenn es ein Weibchen ist.“ Man hat public tory mit einem Anführer von Tories, privat tory mit einem gewöhnlichen Banditen erklären wollen. — Die Tories fanden für ihre Gegner bald darauf den Spottnamen Whig, ein Ausdruck, der nach Roger North in Schottland gang und gäbe ist und verdorbene Molken, nach den schottischen Lexicographen auch das säuerliche Wasser bedeutet, welches sich von der Buttermilch abscheidet. Burnet dagegen in der Geschichte seiner Zeit erzählt: „Die südwestlichen Schotten sind gezwungen, ihr Korn aus dem Norden zu holen, in Leith, und von dem Wort whiggam, womit sie ihre Pferde antrieben, nannte man sie dort whiggamors oder whigs. Im Jahre 1648, nachdem die Nachricht von der Niederlage des Herzogs von Hamilton zu ihnen gekommen, wiegelten ihre Pfarrer sie auf, nach Edinburg zu marschiren, stellten sich an die Spitze ihrer Gemeinden und kamen mit fanatischer Wut, betend und predigend auf dem ganzen Wege. Der Marquis von Argyle stellte sich ihnen mit seiner Partei gegenüber und schlug sie — es waren ihrer 6000 — zurück. Dies hieß man den Einfall der whiggamors, und seitdem nannte man alle Rebellen gegen die Hofpartei whigs; von Schottland verbreitete sich der Ausdruck nach England.“ Dies ist so weit richtig, als der Name whig den schottischen Covenanters zuerst beigelegt wurde. Doch bezeugen Laing (Geschichte von Schottland) und Lingard (Geschichte von England X. 250), daß der Ausdruck nicht von dem Pferdezuruf, sondern von der Sitte der Schotten entnommen, whig oder saures Milch zu trinken, ein Nahrungsmittel, welches mit den saueren Mienen und der ascetischen Lebensweise der Covenanters aufs beste in Harmonie gestanden, so daß der Spottname sie zugleich charakterisirt habe. Tory ist also im Grunde: Ire, und Whig: Schotte.

Briefe.

57.

⚘ **Berlin**, den 15. Juli.

Erweiterung des „deutschen Kunstblattes“.

Das von Dr. Eggers redigirte Kunstblatt soll eine bedeutende Erweiterung dadurch erhalten, daß in demselben auch auf die Förderung des Kunstgeschmades auf dem Gebiete der Gewerbe Rücksicht genommen werden soll. Bekanntlich erfreut sich das in London erscheinende Art Journal von Mr. Hall, das sich neben der höheren Kunst auch das oben bezeichnete Ziel gesteckt hat, einer außerordentlichen Theilnahme in England. Das Kunstblatt des Dr. Eggers will es nunmehr auch versuchen, Deutschland durch die Hebung des Kunstsinnes bei den Gewerbsleuten von der Abhängigkeit, in welcher es bisher in Bezug auf Formen, Muster ꝛc. bei gewerblichen Erzeugnissen und Arbeiten zu Frankreich und England gestanden hat, zu befreiten und auch in dieser Beziehung einer vollen Selbstständigkeit zuzuführen. Das oben angedeutete Streben wird hier von allen Seiten als ein sehr löbliches bezeichnet und dürften die künstlerischen Kräfte, die zum Gelingen des vaterländischen Unternehmens gehören, demselben nicht fehlen. Das Blatt, welches bis jetzt in Leipzig erscheint, wird alsdann ganz hierher nach Berlin verlegt werden. Bekanntlich wird dasselbe jetzt von Berlin aus redigirt.

Die Freunde des verstorbenen Professor Lachmann haben den hiesigen Bildhauer Heidel beauftragt, eine Büste desselben in Marmor auszuführen.

Tabletten.

*** Im Hofe des Polizeidirectionsgebäudes zu München ist ein eigenes Leinwandzelt aufgespannt für die daselbst abzuhaltenden Hundevisitationen, welche am 12. Juli ihren Anfang nahmen. Der Andrang hierzu ist fortwährend ein sehr großer und kommen hierbei verschiedene komische Scenen vor. Ein altes Mütterchen, welches für ihren ebenso betagten, vierfüßigen Begleiter ein neues Zeichen lösen wollte, fiel fast in Ohnmacht, als sie vernahm, daß ihr Liebster wegen seines Alters dem Wasenmeister anheimfalle. Dazu das Gewinsel der auf ihre Controle wartenden Thiere, welche partienweise vorgelassen werden. Eine reiche Dame soll aus demselben Grunde, wie obiges Mütterchen, sogleich aus lauter Verdruß ihren Reisepaß begehrt haben. — Dieser Lage ereignete sich bei einem Transport eingefangener Hunde, die in einem Wagen zum Abdecker geführt werden sollten, folgende drollige Scene: In der Sendlingergasse nahm nämlich der begleitende Hanghnecht noch geschwind ein Hündchen mit, das ihm eben ohne Leine entgegenkam. Der Eigenthümer des Hundes, der eine Reclamation bei dem Hundefänger aus nahe liegenden Gründen scheute, wendete sich in seiner Not an einen des Weges kommenden Schusterbuben, dem er einen Kreuzthaler versprach, wenn er den Schieber an dem Hundskasten öffne und seinen Hund herauslasse. Der Schusterbube, dem Ruf und der Kühnheit seines Standes alle Ehre machend, öffnete richtig den an dem Kasten angebrachten Schieber und die ganze Schaar der Hunde fand ihre Freiheit, ehe der sorgsame Nachrichter etwas merkte. Einstweilen war auch der Schusterbube verschwunden.

*** Die Hannoversche Zeitung berichtet, daß in diesen Tagen in der Eilenriede bei Hannover der berüchtigte Heerwurm gesehen worden ist. Forstbeamte der Eilenriede haben ihn im Walddickicht zuerst entdeckt, und andere Sachkenner haben ihn daselbst später, jedoch nicht mehr in vollkommen erhaltenem Zustand gesehen. Der Heerwurm besteht, nach Leunis' Synopsis, aus unzähligen zusammengewickelten Fliegenmaden, wahrscheinlich der Cattung Ceratopogon angehörend, welche die Gestalt einer 20 Fuß langen Schlange bilden. Er bedeutet nach dem Volksglauben ein fruchtbares Jahr. (Aber er sollte ja, als er sich im vorigen Jahr in Thüringen zeigte, Krieg bedeuten?)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 172. Dienstag, **20. Juli 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Ohne weitere Unterbrechung beendigte ich den zweiten Act, begann den dritten und nahm das längere Stillschweigen meines Zuhörers für ein Zeichen des Beifalls. Ich trug die einzelnen Reden so effectvoll vor, als es mir nur möglich war. Sanft und pathetisch las ich die Rolle Editha's und hätte wol einen Vergleich mit dem Stentor Martingdale als Horfa ausgehalten; der Director blieb jedoch unbeweglich in seinem Sessel und fuhr erst, als ich mein Manuscript zusammenfaltete, mit der Frage heraus, ob ich nun mit allem zu Ende wäre. Freilich, entgegnete ich nicht ohne Betroffenheit; die Mehrzahl der Personen ist todt, die Ueberlebenden sammt und sonders unglücklich — was sollte denn noch hinzugegeben werden? — Nun, meinte er, im Grunde kümmert mich das nicht, da ich die Beurtheilung der Stücke und allen den dazu gehörigen Krimskrams meinem Regisseur, dem Mr. Ginger überlasse. Lassen Sie Ihre Komödie nur da; er wird sie schnell durchlesen und Ihnen dann sagen, ob sich etwas daraus zusammenstoppeln läßt. Doch da kommt er eben; der beurtheilt ein Stück, wenn er nur eine halbe Seite davon gelesen hat.

Mr. Ginger trat ein, ein sehr schäbig und überaus schmutzig gekleideter Mann, der sehr überlich aussah und dessen Gesicht mit hochroter Kupferfarbe bedeckt war. Sie kommen recht gelegen, Ginger, begann der Director; der junge Herr da hat mir seit zwei Stunden ein Stück vorgelesen; es hätte aber ebenso gut eine Parlamentsacte sein dürfen, so wenig habe ich davon verstanden; ich weiß nur so viel, daß es voll hochtrabender Worte ist und recht viel Handlung hat. Es könnte schon etwas daraus gemacht werden; vielleicht nehmen wir drei Acte weg, fügen einige Tänze und Gesänge hinzu und verwandeln es in ein Melodram. — Wird der junge Herr aber auch etwas dabei thun? fragte Mr. Ginger mit näselndem Ton und forschendem Blick. — Ich habe bereits viel gethan und werde daher vor weiterem Thun nicht zurückschreiten. Sehen Sie das Stück nur erst an und lassen Sie mich Ihr Urteil hören. — Das läßt sich hören, meinte Ginger und schaute mich viel achtungsvoller an, als es bisher der Fall gewesen. Er blätterte in dem Manuscript, brummte in den Bart, nickte mit dem Kopf und reichte es nach wenigen Minuten dem Director mit den Worten hin: Für fünfzig Pfund garantire ich es und nehme es auf mich, es ganze vierzehn Tage lang auf den Brettern zu halten. — Geben Sie hierauf ein, Herr v. Bohun, fragte der Director. — Wenn ich Sie recht verstehe, antwortete ich, so wollen Sie das Stück zur Aufführung bringen und mir für je vierzehntägige Aufführung fünfzig Pfund zahlen. Ich gestehe, daß ich mit höheren Ansprüchen hierher kam; nichtsdestoweniger... Die beiden Gentlemen wechselten bedeutende Blicke und schlugen dann gleichzeitig eine helle Lache auf. Also Sie erwarteten Geld von uns zu erhalten? Wofür denn eigentlich? Etwa, weil ich Ihnen den Gefallen erzeigen und Ihren Namen so berühmt wie jenen William Shakespeare's machen will? Bin ich es denn nicht, der alle Mühe haben wird und die Decorationen, das Kostüm, die Schauspieler und alles übrige bezahlen muß? Und da wollen Sie noch von uns eine Remuneration erhalten! Hören Sie, so etwas ist mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen und Ihnen, Ginger, gewiß ebenso wenig. Aus Mr. Ginger's Gesichtsausdruck ließ sich wirklich ganz deutlich lesen, daß ihm so etwas auch nicht einmal im Traume beigefallen sei. Er schien mühsam, jedoch vergebens nach einer klaren Auffassung meines Begehrens zu ringen, da er die von mir gesprochenen Worte erst einigemal wie mechanisch wiederholte und dann mit dem Ausdruck der Resignation den Director fragte, ob es denn auch wirklich wahr sei, daß der junge Herr Geld für sein Stück zu erhalten hoffe? — Shakespeare selbst, meinte der Director, würde, wenn er noch am Leben wäre, keinen Pfennig erhalten. Wie sollte dies nun der Fall mit dem jungen Mann da sein, angesichts der vielen Auslagen für Ausstattung und Bezahlung mehr als eines Schauspielers mit je dreißig Schilling wöchentlich? Zu Shakespeare's Zeiten gab es keine Decorationen, wie ich mir erzählen ließ; da hingen Sie einen Zettel an das Gebäude, schrieben darauf Wald oder Zimmer oder Schlachtfeld und damit wars gut. Aber wir? Müssen wir nicht Tempel und Kirchen und Wälder und Akademien und festliche Züge und Bankette mit unzähligen Statisten haben, die noch unzähligeres Geld kosten? Was bleibt denn dem Director von der Einnahme noch übrig? Nichts oder höchstens unbedeutendes! Ich würde es vom Shakespeare oder von wem immer sonst, der für zwei Pence Papier vollgeschrieben und vielleicht für einen Halbpenny Tinte dazu gebraucht hat, sehr sonderbar finden, von dem sauer verdienten Erwerb des Directors und der Schauspieler noch etwas abverlangen zu wollen. — Gestatten Sie mir die Bemerkung, Sir, unterbrach ich ihn, daß der Verfasser... — Gar nichts mit der Sache zu thun hat, so wenig wie der Zimmermann, der die Bretter zur Bühne zurecht macht, mit den Tänzen zu thun hat, die darauf aufgeführt werden. Der Verfasser liefert auch nur die Bretter; aber wir, Sir, wir sind die Leute, die darauf herumtanzen; nun aber kommt, wie mir dünken will, das Publikum nicht der Bretter, sondern der Beine des Balletcorps halber; was meinen Sie, Ginger? — Mir war diese Art und Weise der Werthschätzung eines Originalwerks ganz fremd, sagte ich, indem ich mein Manuscript zusammenlegte; ich dachte stets, Bühnen sollten zur Ermuthigung des Drama's dienen — und... — Ganz richtig, dazu sind sie auch da; aber warum sollte denn alle Ermuthigung blos von einer einzigen Seite ausgehen? Warum sollte denn das Drama nicht

auch das Seinige zur Ermuthigung der Bühnen beitragen? — Wenn dies Ihre Ansicht ist, antwortete ich kaltblütig, so habe ich hier nichts mehr zu thun, als meine Tragödie mit fort zu nehmen und Ihnen für die Mühe zu danken, die Ihnen das Anhören derselben gekostet haben mag. — Bitte, bitte, rief Montalban, wegen der Kleinigkeit bedarf es gar keines Dankes; auf die Worte habe ich ohnehin nicht gehört. Ich begnüge mich, die Scenen zu zählen. Sie wissen es vielleicht selbst nicht, daß fünfzehn verschiedene Decorationen und zweiunddreißig Verwandlungen in Ihrem Stück vorkommen? — Der junge Herr wird nichtsbestoweniger gleichzeitig Ruhm und Erfahrung gewinnen, fiel Mr. Swinger beschwichtigend ein, als er sah, daß ich meinen Hut nahm und mich zum Fortgehen anschickte; er hat ja Ihren Vorschlag unrichtig aufgefaßt. — So geben Sie sich die Mühe, ihm denselben zu erklären und ihm begreiflich zu machen, daß ich, und wenn Bulwer und Sheridan selbst gekommen wären, unmöglich liberalere Anerbietungen hätte machen können. — Mr. Montalban, begann der Bevollmächtigte, ist von Ihrem Werke so entzückt, daß er durchaus nichts dagegen hat, Ihnen für den Fall eines glücklichen Erfolges eine bedeutende Geldsumme auszuzahlen; seine Ausgaben bei der Ausstattung eines neuen Stückes sind jedoch so groß, daß er notwendig einer Garantie gegen etwaige Verluste bedarf. Sie werden zugeben, daß man einem noch unbekannten Schriftsteller gegenüber nicht uneigennütziger handeln kann.

Ich drückte durch eine Verbeugung meine Zustimmung aus. — Wolan, Sir! Herr Montalban zahlt Ihnen vierhundert Pfund für die Tragödie Hengist und Horsa. — Wie ein angeschossener Reh sprang ich in die Höhe und schüttelte die Hände des großherzigen Directors. — Dagegen erhält er von Ihnen fünfzig Pfund zur Bestreitung der vorläufigen Ausgaben; die Abzahlung der vierhundert Pfund beginnt mit der dreißigsten Vorstellung des Stückes in allabendlichen Raten zu je fünf Pfund. Die Zusahbedingung mit den fünfzig Pfund dämpfte meine Glut so, daß ich mit einiger Zögerung erwiderte: Bevor ich auf Ihr Anerbieten eingehe, muß ich noch mit einem Freund Rücksprache nehmen, obwol ich nicht in Abrede stelle, daß der Vorschlag sehr lockend ist. Aber wie oft dürfte denn nach Ihrem Dafürhalten ein gutes Stück zur Aufführung gelangen können? — Das ist rein Zufallssache, antwortete der Director. „Das blutige Milchmädchen“ wurde hundertsechzigmal, „die unermüdlichen Kreischer“ dreihundertmal hinter einander gegeben; nach meiner Schätzung wird Ihr Trauerspiel wenigstens hundertmal über die Bretter gehen. Schnell nachrechnend, sah ich im Geiste dreihundertfünfzig Pfund Honorar auf diesem Wege in meine Tasche wandern; nochmals schüttelte ich die Hand des wolwollenden Mäcens des dramatischen Genius, verschierte, ich würde morgen meine schließliche Antwort bringen, und stolperte die finstere Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen der Brüder Schomburgk
in Britisch-Guiana.
Nach dem Auszug des Dr. Wilhelm Stricker.

(Schluß.)
Eine Nacht im Urwald.

Als endlich die Regengezt wieder nachzulassen begann, was durch das Unregelmäßigwerden der Stunden, in denen die Güsse fallen, bezeichnet wird, ließ auch das Fieber der Mannschaft nach, und nun brach die Expedition auf, um durch den Barimafluß in den Orinoco zu gelangen. Das war die erste Nacht Richards im Urwald, der seine üppige Vegetation bis an die Flußufer vorschiebt. Den Eindruck beschreibt Richard folgendermaßen: „Schon bei einbrechender Dämmerung erhellten tausend leuchtende Insecten die Luft nach allen Richtungen hin. Bald hüllte die Nacht alles in ihren dunklen Schleier ein; hier und da aber verkündete das Zirpen der Grillen, das Quaken der Frösche, daß unter ihm das Leben nicht feierte. Noch hörte man nur diese Stimmen und ein leises Summen der Moskitos, das dann und wann durch den gleichmäßigen Ruderschlag der Bootsleute, oder das Aufspringen und Platschen eines Fisches unterbrochen wurde. Bald aber erwachte das ungeahnte Leben der Natur und begann mit dem dumpfen, abgebrochenen Gebrüll ungeheurer Frösche, das jene kleinen Arten bereits im schwächeren Grade eingeleitet hatten, dem sich dann das schauerliche Geheul der Brüllaffen und die grellen, durchdringenden Stimmen der kleinen Winselaffen anschließen.

„Später in der Nacht feiert alles dies Getön, nur der Ruderschlag des Schiffes wird noch vernommen, bis etwa sein Nahen eine auf den Wurzeln nahe am Ufer ruhende Heerde von Wasserhögeln aufscheucht; ihr greller Schreckensruf führt alle jene dumpfen, klagenden, pfeifenden und schrillenden Stimmen wieder ins Leben zurück, die kaum erst geschwiegen. Da wirft der Mond sein magisches Licht durch den momentan zerrissenen dichten Wolkenschleier und erleuchtet die ruhige, düstere Wasserfläche, auf der sich die Schatten der Uferumsäumung begegnen, bis im nächsten Augenblick die ganze Umgebung wieder in tiefes Dunkel versinkt.

„Endlich dämmerte der Morgen und übergoß die vielfach zerrissenen Wolken mit einem eigentümlichen Colorit. Die grausen Töne der Nacht waren längst verstummt und durch die schnarrenden und klagenden Rufe mehrer hühnerartiger Vögel ersetzt. Jetzt färben sich die obersten Wedel der Leopoldiniapalme und gehen in gedankenschnellem Wechsel aus einem dunklen Grau in ein brennendes Gelb über. Der junge Tag ist angebrochen, die Sonne hat sich über den Horizont erhoben und wieder jenes schon geschilderte rege Leben hervorgerufen. Hunderte von Papageien ziehen paarweise unter dem schrecklichsten Lärmen über den Fluß hin und das Auge schweift in dem Farbenwechsel, der sich bei der immerwährenden Eile und Geschäftigkeit des fliegenden Völkchens entsaltet; wie bunte, funkensprühende Meteore bewegen sich mit Blitzesschnelle zahllose Kolibris von Blüte zu Blüte; der Pfefferfresser (Tukan) läßt seinen Laut von den höchsten Baumgipfeln ertönen, während der Oriolus (Pirol) neugierig aus seinem an einem Baumast befestigten beutelförmigen Neste schaut und sich alle mögliche Mühe gibt, die verschiedenen Stimmen, die um ihn ertönen, nachzuahmen. In langen Schwärmen zieht der rote Ibis, sein glänzendes Gefieder in der Sonne spiegelnd, der Küste entgegen.“

Aberglauben der Macusis.

In Waraputa hatte Richard auch Gelegenheit, den grausenhaften Aberglauben der Macusis kennen zu lernen. Es war dort ein zehn- oder zwölfjähriger Knabe, der an der Wassersucht litt und daran auch nach vier Tagen starb. Seine Angehörigen erklärten als Ursache seines Todes den Kanaima, womit sie sowol einen bösen unsichtbaren Dämon als auch den lebenden Rächer irgend einer Beleidigung bezeichnen.

Wir haben schon bei den Warraus von der furchtbaren Rachsucht der Indianer gesprochen, welche diese nie offen, sondern immer auf Schleichwegen zu befriedigen suchen. Das Bewußtsein dieser Eigenschaft seiner Landsleute macht jeden Eingeborenen äußerst mißtrauisch; nachts verrammelt er seine Hütte und schöpft Argwohn aus jedem Geräusch. Gewöhnlich benutzt der

Rachgierige Gift, das dann auch Kanaima heißt. Das fürchterlichste Gift wird aus der Zwiebel oder Knolle einer Pflanze bereitet, die sie Wassy nennen, die aber Richard zu zeigen keiner durch die größten Versprechungen sich bewegen ließ, da sie behaupteten, die weißen Männer würden, wenn sie erst das Gift kennten, auch gleich ein Gegengift auffinden. Sie schneiden die Zwiebel in feine Scheibchen, trocknen dieselben an der Sonne und stoßen sie dann unter den größten Vorsichtsmaßregeln zu einem feinen Pulver, das ganz das Aussehen von Reismehl hat. Gelingt es dem Kanaima, sein Opfer im Schlaf zu überraschen, so streut er ihm etwas von dem Pulver auf die Lippen oder in die Nase, damit er es einathme. Heftiges Brennen in den Eingeweiden, zehrendes Fieber, unstillbarer Durst sind die Folgen, und binnen vier Wochen stirbt der Vergiftete unter den furchtbarsten Qualen, zum Skelett abgemagert. Gelingt es dem Kanaima längere Zeit nicht, seine Rache zu befriedigen, so gerät er in eine Art Raserei; er verläßt sein Dorf, zieht sich in die Wildniß zurück, bemalt seinen Leib eigentümlich und bekleidet sich mit einem Thierfell. Von dem Augenblick aber, wo er das Dorf verläßt, wird er für die andern Indianer ebenso vogelfrei, als für ihn das Opfer, dem er nachstellt und das er mit giftigen Pfeilen im Wald zu tödten strebt. Hat er seinen Feind erlegt, so zerfleischt er ihm die Zunge und mit den giftigen Schlangenzähnen, damit die Zunge zu einer unförmlichen Masse anschwelle und der Verwundete in den wenigen Stunden, die ihm zu leben bleiben, nicht etwa einem Begegnenden mittheilen könne, wer der Kanaima war. Auf der ganzen Reise brachen die Macusis allen erlegten Schlangen die Giftzähne aus und bewahrten sie auf.

Um nun den Kanaima zu finden, welcher den wasserflüchtigen Knaben getödtet, verfuhren sie wie die Hexen im Macbeth, wobei wir also wieder, wie bei Gelegenheit der Priesterärzte, eine merkwürdige Uebereinstimmung des Aberglaubens bei den verschiedensten Völkern finden. Vier Finger, vier Zehen und ein Stück von jeder Ferse des Knaben wurden abgeschnitten und in einen neuen Topf gethan, dieser mit Wasser gefüllt und aufs Feuer gestellt. Unter Trauergesängen kauerten die Stammesangehörigen um den Topf, um abzuwarten, nach welcher Seite das kochende Wasser eines der darin schwimmenden Glieder herauszuschleudern würde, was mit einem lauten Schrei bezeichnet wurde. Die Richtung war die des Heimatdorfes der Macusis und dort beschlossen sie, den Kanaima zu suchen. Wir finden also zugleich hier ein Seitenstück zu dem mittelalterlichen Gottesgericht, wo die Wunden zu bluten anfingen, wenn der Mörder dem Erschlagenen sich näherte; hier springen die Glieder gegen den Mörder zu.

Das eidgenössische Sängerfest in Basel

am 11. und 12. Juli.*

Vorabend.

Wir treten in das alte ehrwürdige Basel. Die Stadt prangt im herrlichsten Festschmuck; Straßen und Häuser, Thore und Brunnen sind geziert mit Triumfbogen, sinnigen Sprüchen, Fahnen, Kränzen, Laub- und Blumengewinden. Der Himmel strahlt in wolkenloser Bläue. Durch die Straßen der Stadt wogt von Freude bewegt der Menschenstrom. Von Nah und Fern, aus allen Theilen der Schweiz gekommen, grüßen sich die alten Bekannten, die Brüder, die Eidgenossen. Die Herzen beröhren sich, wo die Augen sich treffen; Gruß und Händedruck folgen alle aufs neue zum Bunde, dessen tiefer Grund, wie eben unsere Volksfeste zeigen, nicht nur in äußeren Verhältnissen, sondern fest und innig in den Gemütern gelegt ist.

Nachdem in den ersten Nachmittagsstunden Samstags ein erfrischender Gewitterregen die drückende Schwüle gekühlt und den Staub gedämpft hatte, zog das Festcomité, begleitet von den Basler Gesangvereinen und den schon angelangten Stuttgarter Sängern, dem abtretenden Festcomité von Luzern entgegen. Der Empfang fand im Sommercasino, dem Denkmal von St. Jacob gegenüber, statt. Um vier Uhr langte der Zug der Wagen an, welche sich auf ihrer Reise um die eidgenössische Fahne gesammelt hatten; zweiundzwanzig Kanonenschüsse verkündigten weithin die Ankunft der Fahne. Der Präsident des Comité's, Herr Dr. Karl Brenner, ergriff in wenigen kräftigen Worten die Sängereidgenossen aus Luzern und den andern Kantonen, indem er auf den classischen Boden hinwies, in dem die Leiber der Heldensöhne ruhen und wo die Eidgenossen jetzt sich zur Sängerschlacht einen. Herr Rietschi, Vicepräsident des abtretenden Luzerner Comité's, erwiderte den herzlichen Willkommen ebenso kurz und bündig, indem er ebenfalls St. Jacobs heiligen Bodens gedachte, der zum Handeln und nicht zu langen Reden ermahne. Nachdem der Ehrenwein getrunken, von den versammelten Chören das schöne Lied: „Rufft du mein Vaterland!“ gesungen war, ging der ganze Zug, die rauschende Musik voran, in die Stadt. Es war ein schöner Anblick, die eidgenössische Fahne, begleitet von zwölf Vereinsfahnen und vier- bis fünfhundert Sängern, ihren Einzug in die Feststadt halten zu sehen. Bei dem Stadtcasino angelangt, wurden an die Sänger die Abzeichen und Quartierbillette ausgetheilt. Während noch alle versammelt waren, zogen die Sänger von Straßburg ein; der Festpräsident hieß die „alten Eidgenossen“ herzlich willkommen, was diese mit einem Hoch auf die schweizerische Eidgenossenschaft erwiderten. Alle Vereine, die jetzt oder später eintrafen, wurden mit zwei Kanonenschüssen begrüßt. Die Sängerschaar zerstreute sich dann in der Stadt, um sich abends in geselligem Zusammentreffen in verschiedenen Localen wieder zu vereinigen.

Ich benutzte das freundliche Anerbieten eines Comitémitgliedes und ließ mir die Ehrengaben zeigen, welche für die Sieger im Wettgesange bestimmt waren. Zuerst fällt in die Augen die Fahne, eine elegante und prachtvolle Arbeit der Damen des Basler Gesangvereins. Auf hellblauem Seidenfeld ist ein schwer von Gold, Silber und Stahl gestickter Lorbeereichenkranz, in dessen Mitte die Inschrift: „dem Sieger der Kranz“. An den Fahnenschleifen von der gleichen Farbe ist das eidgenössische Wappen und auf der andern das Basler Wappen in niedlicher und geschmackvoller Arbeit angebracht. Dazu kommt noch ein herrliches Fahnenband, welches der Länge nach die Worte trägt: „die Frauen des Basler Gesangvereins den schweizerischen Sängern. Den 11. Juli 1852.“ Unter den zehn silbernen Pokalen ist besonders der silbervergoldete Becher des Basler Männerchors zu erwähnen, welchem ein Wert von 700 Franken beigelegt wird. Wenn ich dieser schönen Arbeit gedenke, so muß ich zuerst den Herrn Julius Kissel, einen jungen Künstler von Basel, nennen, welcher unter Schwanthaler in München seine Studien gemacht hat; von ihm ist Zeichnung und Modell. Herr Dietschmann, Goldschmied in Basel, hat die ciselirte Arbeit auf eine gefungene Weise ausgeführt. Beide Künstler sind Mitglieder des Männerchors. Den Grundgedanken des Bechers bildet die Rebe. Dieselbe entwächst in verschlungenen Wurzeln dem aus einer Kugel, welcher ein regelmäßiges Sechseck entkleigt, geformten Fuß und verliert sich an dessen oberster Verjüngung unter einem gleichfalls sechseckigen Sockel, auf dessen Oberfläche sie zum Stamm herangebildet der Träger des eigentlichen Gefäßes wird. Diesem Stamme entwachsen sechs Reste, welche, nachdem

* Ausführlicher Bericht. D. Red.

deren Knorren am Grund des Kernes einen architektonischen Rundstab vertreten, durch die erste Blätterlage das Gesimse bilden. Drei dieser Aeste wachsen aus und theilen den Kern des Bechers in drei gleiche Felder, vereinigen sich aber am Rande desselben durch ihre Blätterkronen wieder zu einem Ganzen. Aus dieser Blätterkrone schlingen sich wieder gleich wie am Fuße der Wurzeln Aeste über den Deckel, welche an dessen oberster Kante in einem Blätterkranz enden, in dem der Deckelgriff placirt ist. Die Allegorien sind: wie der Stamm der Rebe der eigentliche Träger des Bechers ist, so bilden die drei Figuren um denselben die Hauptbeziehung auf das Fest: Wein, Liebe und Gesang. Der Wächter im Baume ladet die Sänger diesmal zu Feste; doch bildet er mehr einen Uebergang zur allegorischen Bedeutung der Fahnenwacht; er ladet nicht blos zu freudigen Festen, er wacht hauptsächlich und ruft von seiner Zinne, wenn es Ernst gilt, die Sänger um ihre Banner zu schaaren und sich da auch als Männer zu bewähren, gleich der Fahnenwache, die in jeder Beziehung als das Ideal eines kräftigen Mannes auf dem Deckel des Bechers prangt.

Die Festhütte hatte man auf den Peterosplatz gebaut. Den weiten, von mächtigen Bäumen beschatteten Raum öffnete eine im gothischen Styl erbaute Pforte; Laubsalen, welche die Vorderseite einschlossen, trugen die mit Lorbeerkränzen umgebenen Namen folgender Componisten, von denen Compositionen in das Festheft aufgenommen waren: Mendelsohn, C. M. v. Weber, Klein, Kreutzer, Nägeli, Schnyder v. Wartensee, Lachner, Reitter, Abt, Fröhlich. Die Festhütte selbst hob sich in großartigen Dimensionen auf einer Terrasse, von wo sie den ganzen Platz beherrschte. Am Eingang derselben standen zwei kolossale Statuen der heiligen Cäcilia und eines alten Barden mit Harfe und Schwert. Das Innere war sehr geschmackvoll eingerichtet; Redner- und Sängerbühne sowie die Damengallerien waren mit Kränzen geschmückt. Von der Rückwand strahlten die lorbergekrönten Namen: Bach, Händel, Beethoven, Mozart, Weber, Haydn, Mendelssohn. Verschiedene allegorische Bilder schmückten die beiden Seitenwände. Die Tische trugen die Namen der Vereine, welche hier Platz finden sollten.

Die Nacht war gekommen und aus vielen Theilen der Stadt ertönte aus festlich erleuchteten Räumen der Jubel der angelangten Sänger. Geschmackvoll und von bester Wirkung war die reiche Illumination des an der Rheinbrücke gelegenen Cafs national. Hier hatten sich die Mitglieder des Comités, des Kampfgerichts mit vielen Sängern zu freundlicher Begrüßung vereinigt. Unter den Gästen, die sich hier einfanden, war auch der greise, dabei noch lebensfrische Schnyder von Wartensee. Von allen Seiten drängte man sich an ihn heran; jeder wollte den Mann begrüßen, der von allen geliebt und hochverehrt ist. In später Nacht erst trennte man sich. ⊙

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

In einem neuen Werk, betitelt „Weimar und Jena", gibt Adolf Stahr in der anspruchslosen Form von Tagebuchblättern, niedergeschrieben während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in den genannten Städten im Sommer 1851, unter dem Namen von Reiseerinnerungen und durchflochten von Schilderungen des anmuthigen Thüringer Ländchens sowie der Städte Weimar, Jena ꝛc., ein treues und anschauliches Bild der Blüte-zeit Weimars unter dem edlen Karl August. Obgleich der erste Band aus Weimar, der zweite aus Jena datirt ist, so herrscht doch in beiden das Zurückblicken auf jene großen Dichterfürsten Goethe und Schiller und auf die sie umgebenden Notabilitäten ersten und zweiten Ranges, Herder, Knebel ꝛc., so überwiegend vor, daß man über die interessanten Vergleichungen des Strebens und der Zustände damaliger Zeit mit dem zwei Menschenalter später wirklich Erreichten ganz des locker zwölfbändigen Bandes vergißt. Bei der reichen Fülle an theils bekannten, theils neuen Einzelheiten aus dem Privat- und Schriftstellerleben jener großen Männer — und als ein solcher ist namentlich Goethe hingestellt — wird es schwer, einzelnes als besonders fesselnd hervorzuheben; besonders interessant sind: Schillers Begräbniß, Goethe's Privatleben und sein Verhältniß zu Frau v. Stein, seine Zusammenkunft mit Napoleon, Lessings Republikanismus, sowie die Schilderung Knebels. Höchst bedeutend ist auch die Kritik der Wagner'schen Opern „Lohengrin" und „Tannhäuser", deren Aufführung der Verfasser in Weimar beiwohnte. Je weniger gestirntlich Stahr überhaupt an die politischen Tagesfragen der Gegenwart hier anknüpft, desto weniger wird das Ganze verstehen, einen befriedigenden und wohlthätigen Eindruck zu machen.

Amalie Schoppe, die bekannte Schriftstellerin, welche im vorigen Sommer in Begleitung der Madame Charlotte Paulsen nach Nordamerika ging, wird in Hamburg eingetroffenen Briefen zufolge nicht nach Europa zurückkehren, sondern gedenkt in Schenectady, unsern Neuyork, bleibend ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Tabletten.

⁂ Am 13. Juli ist Madame Goldschmidt (Jenny Lind) in Begleitung ihres Gemals und einer Gesellschafterin in Düsseldorf eingetroffen. Am nämlichen Tage früh um 9 Uhr haben die Reisenden zu Dampfschiff die Fahrt nach Rotterdam angetreten. Dem Vernehmen nach beabsichtigt die berühmte Künstlerin, von dort aus in die Seebäder von Scheveningen sich zu begeben.

⁂ Es ist in Paris schon vielfach die Rede von der Abschaffung der so lästigen und kostspieligen Päße gewesen. Dieselben sollen jetzt einer radicalen Reform unterworfen werden. Man will nämlich von jedem Individuum, welches sonst zwei Franken für seinen Paß zu zahlen hatte, auch noch sein daguerreotypirtes Porträt, das wenigstens fünf Franken kosten wird, verlangen. Diesem Porträt wird die Polizei nur noch die Größe des Individuums und die Zeichen beifügen, die das Daguerreotyp nicht wiedergeben kann!

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 20. Juli. (Vorletzte Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois, vom Karltheater in Wien.) Zum erstenmal wiederholt: Eine Posse als Medizin, Originalposse mit Gesang in drei Abtheilungen, von A. Kaiser. Musik von Hohenstreit. Michael: Herr Grois. Sebastian: Herr Scholz.

Mittwoch, 21. Juli. (Letzte Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois und zum Benefiz derselben.) Der Zigeuner, Lebensbild in zwei Abtheilungen von Kaiser. Moritz: Herr Scholz. Horzog: Herr Grois. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 173. Mittwoch, **21. Juli 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Wie sollte ich es nun anfangen, um die geforderten fünfzig Pfund aufzubringen, die mir nicht nur dreihundertundfünfzig Pfund reinen Gewinn einbringen, sondern, was noch weit höher angeschlagen werden mußte, den Ruf eines begabten dramatischen Dichters verschaffen sollten? Ich stellte die Sache meiner Mutter vor und der Abend, den wir der Beratung widmeten, machte uns beide sehr glücklich; zufällig besaß sie die fünfzig Pfund eben in barem Gelde; sie waren zur Bestreitung unserer Bedürfnisse für die nächsten drei Monate bestimmt; keine Schwierigkeit stand mir daher im Wege, auf den Antrag des Herrn Montalban einzugehen. Die dreißig unfruchtbaren Nächte mußten ja bald vorüber sein und ihnen sollten siebzig andere — siebzig Nächte des Ruhms und Reichtums folgen. Was konnten wir nun mit allem dem Geld am Ende des Jahres anfangen? Sollte ich meine Studien in Oxford fortsetzen und mich dort überdies durch alljährliche Abfassung einer Tragödie auszeichnen? Oder sollte ich Medicin studiren? Oder — was meinen Neigungen im Grunde am besten zusagte, mich dem Theater widmen und als Hamlet auftreten? Auf alle diese Pläne hin wurden nun die prachtvollsten und mannigfaltigsten Luftschlösser aufgeführt; ich sah mich schon als Bischof, als Baronet, als Kanzler, mein Ruf glich jenem Keans, mein Vermögen dem Reichtum Garricks; einstweilen beschlossen wir jedoch den ansehnlichen, uns vom Schicksal in Aussicht gestellten Gewinn zu sichern und die Art der Verwendung später in Ueberlegung zu ziehen. So schritt ich denn nächsten Tages mit zehn funkelnagelneuen Fünfpfund-Noten dem Staynes-Stern zu. In einer vollen Börse liegt stets ein eigenthümlicher Reiz, der magnetisch auf alle wirkt, die mit dem Besitzer in Berührung kommen. Selbst der Portier, ein halb verhungert aussehender Mann, der auf einem dreibeinigen Stuhl an dem Privateingang zum Theater saß, erhob sich rasch, als er meiner ansichtig wurde, und bemühte sich, eine Art von Lächeln zu zeigen. Die Theaterdiener lüfteten ihre Mützen, als ich an die Thür des Theaterbüreau's pochte.

Der Director sah mirs am Gesicht an, daß ich auf seine Vorschläge einging. Es ist nicht das Geld, um das es sich hier handelt, begann er, da diese fünfzig Pfund kaum hinreichen, die Farben zu den Decorationen zu bezahlen; mir ist nur daran gelegen, meine Bühne ausschließlich mit Gentlemen in Berührung zu bringen; da sind es nun so kleine Garantien, wie die in dem Packet hier, welche die Atmosphäre eines Theaters rein erhalten. Im Grunde ist das Ganze eigentlich nur ein Darlehen, was Sie wol selbst einsehen, da Sie die Summe baldigst und noch drei- bis vierhundert Pfund darüber an Einsen erhalten sollen. — Ich betrachte Ihren Vorschlag als einen sehr annehmenswerten und wünsche daher diese Noten jetzt gleich in Ihre Hand zu legen. Bei diesen Worten hielt ich ihm die Börse hin; er aber machte eine zurückweisende Geberde. Man sieht, Sie sind im Geschäft nicht so bewandert wie ich, rief er aus, und wissen nicht, mit welcher Delicatesse ich alle Angelegenheiten von Pfunden, Shillingen und Pence unter Gentlemen, wie wir beide es sind, behandle. Lassen Sie mich nur erst die Erklärung unterzeichnen, daß ich Ihre Tragödie annehme; dann will ich Ihr Depot in Empfang nehmen. Er brachte ein Papier zum Vorschein. Hier ist der Contract, fuhr er fort, wie ihn der alte Ginger aufgesetzt hat. Freilich hätte er zarter stylisirt und in den Bedingungen milder sein können; was läßt sich aber auch von einem Menschen erwarten, der nicht wie wir mit Herren und Damen aus der feinen Gesellschaft Umgang gepflogen hat? Jedenfalls habe ich jedoch die Klausel geändert, der zufolge Sie erst nach der dreißigsten Vorstellung Honorar beziehen sollen. Sie werden es im Gegentheil schon nach der achtzehnten bekommen. Bitte jedoch hiervon nichts gegen den alten Ginger zu erwähnen; er schmält ohnehin immer wegen meiner sogenannten Extravaganzen; da er jedoch Kasse und Buch führt, so muß ich ihn in dieser Hinsicht frei gebahren lassen.

Der Contract wurde unterzeichnet und meine Banknoten wanderten in seine Tasche. Sie haben jetzt, fuhr er mit pathetischem Tone fort, Ihre dramatische Laufbahn begonnen; als ersten Beweis dafür bitte ich Sie, freien Eintritt in diesem Theater anzunehmen. Werden Sie vielleicht unserer heutigen Vorstellung beiwohnen? — Ich antwortete bejahend und fragte, ob er wol meinen „Hengst und Horsa“ wieder ein wenig durchgeblickt habe. — Nein, antwortete er, ich habe das Stück meinem ersten Helden, dem Fitz-Edward gegeben, der schon wieder um zehn Minuten zu spät kommt. Der Mensch kann nie pünktlich sein. Kommen Sie endlich einmal, Sir, rief er aus, als der vielgerühmte Tragiker ins Zimmer trat; man hat für zwölf Uhr angesagt; Sie zahlen drei Pence Strafe. Der Herr da ist der Verfasser der neuen Tragödie. Herr von Bohun ... Herr Fitz-Edward. — Nicht einen Pfennig sollen Sie haben ... Sir, meinen Respect ... Sie alter Schuft wollen Strafgelder und haben erst heute Morgen Botschaft geschickt. Ich habe Ihr Stück gelesen, Sir ... man muß wirklich nur ein solcher Alle-Kleider-Kröbler sein, um von elenden drei Pence in Gegenwart eines Fremden reden zu können ... es gereicht mir zu ganz außerordentlichem Vergnügen, Sir, Ihre schätzbare Bekanntschaft zu machen; ich hoffe, sie wird uns zu gegenseitigem Vortheil gereichen.

Alle diese Reden und Bemerkungen wurden mit passenden Blicken und Gesticulationen begleitet; seine Stimme war rauh und polternd, so oft er sich an den Director wandte; er lächelte geschmeidig, sobald seine Worte mir galten. — Ich lasse Ihnen die Strafe nach, mein lieber Junge, sagte Mr. Montalban, der

heute außerordentlich guter Laune zu sein schien. Sprechen wir also nicht mehr davon, sondern lassen Sie uns Ihre Ansichten über das Stück hören. — Ich habe eine sehr hohe Ansicht davon, Sir — meine Wangen glühten im dunkelsten Purpur — die Charaktere sind sehr gut gezeichnet; der Bau ist jedoch mangelhaft und wo das der Fall ist, macht die Diction keinen Eindruck und auch die Sprache bleibt wirkungslos. — In welcher Beziehung ist der Bau mangelhaft? fragte ich. — Das Interesse ist zu sehr vertheilt, Sir. Ich würde den Horsa ganz weglassen und die Edith bedeutend kürzen. Auch die Reden des Druiden sind zu blumenreich; Hengist endlich ist im fünften Act jedenfalls viel zu wenig beschäftigt. — Aber wie so denn, Sir? fiel ich ein; er thut ja alles, was nur irgend zu thun ist; er rettet Edith aus dem brennenden Tempel, er schlägt die Briten, er hält Horsa eine Strafrede, er declamirt Monologe über das Treiben der Welt, in denen er die gewichtige Frage stellt, ob denn die Stralen der Sonne nicht auslöschen sollen. Ich sehe nicht, wie er mehr beschäftigt sein könnte, falls er nicht etwa den ganzen Act allein spielen sollte. — Vielleicht, versetzte Mr. Fitz-Edward mit feinem Lächeln, wäre die Idee nicht gar so unglücklich; jedenfalls müssen sie jedoch wünschen, das Interesse auf den Hauptcharakter concentrirt zu sehen; aus diesem Grund sind auch die zwei großen Scenen, in denen Edith aus der Ohnmacht erwacht und dann wieder vom Wahnsinn zum klaren Bewußtsein zurückkehrt, gänzlich überflüssig. Ohnmachten und Wahnsinnsscenen sind die großen Vortheile, welche die Frauen vor uns voraus haben und dürfen daher nur dann angebracht werden, wo die Handlung sich hauptsächlich um ein Weib dreht. — Shäckthern führte ich Ophelia als einen Beweis an, daß Wahnsinn bisweilen auch in der Tragödie für Rollen zweiten Ranges gebraucht würde. (Fortsetzung folgt.)

Das eidgenössische Sängerfest in Basel

am 11. und 12. Juli.

Erster Festtag.

Am Sonntagmorgen um sechs Uhr donnerten elf Kanonenschüsse ihren Festgruß vom Walle. Von den Eisenbahnzügen strömten große Massen von Gästen aus dem Elsaß und Baden in die Stadt; die Straßen füllten sich mit einem froh bewegten Leben und Treiben, das seit dem vorigen Abend nur von wenigen Stunden Ruhe unterbrochen war. Gegen zehn Uhr versammelten sich etwa zweitausend Sänger mit fünfundreißig Fahnen auf dem Münsterplatz; der Zug formirte sich, begrüßt mit tausendstimmigem Jubelruf die eidgenössische Fahne und setzte sich dann, voraus die Musik, die beiden Comités, die Ehrengäste und das Kampfgericht, in Bewegung, durchzog einige Straßen und erreichte den Festplatz. Vor der Festhütte stellten sich sämmtliche Sänger auf, die Fahnen vor der Fronte, und nachdem der Basler Männerchor mit dem Liede: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“ die Feierlichkeit eröffnet hatte, schritt Herr Rietschi, Vicepräsident des Luzerner Festcomité's, zur Uebergabe der Fahne. In einer herzlichen, biedern Ansprache empfahl er den tausenden von Sängern, die den weiten schattigen Raum füllten, die Erhaltung des schönen Vereins aufs wärmste; die Fahne, von der die Luzerner sich so schmerzlich trennten, übergebe er, wie er überzeugt sei, treuen Händen. Der jetzige Festpräsident, Dr. C. Brenner, erwiderte die Rede, hinweisend auf die hohe Bedeutung ächten Gesanges, wie damit Freiheit innig zusammenhänge und gefördert und bewahrt werde. Beide Reden wurden mit dreifachem Hoch begrüßt und unter Absingung des Liedes: „Weih dem ächten Schweizertume, Sohn der Alpen, Herz und Hand!“ und unter dem Donner der Kanonen wurden die Fahnen sämmtlicher Vereine, die eidgenössische in der Mitte, auf der Zinne der Festhütte aufgepflanzt. Nach dieser Eröffnungsfeier folgte das gemeinschaftliche Mittagessen in der Festhütte.

Der Wettkampf im Gesange begann um zwei Uhr in der Münsterkirche. Die weiten Räume des schönen Doms waren dicht mit Zuhörern gefüllt. Das Kampfgericht bestand aus den Herren Schnyder von Wartensee, Präsident, Lorenz von Winterthur, Kurz von Neuenburg, Maschek von Lausanne, Professor Miescher von Basel, Stockhausen von Mülhhausen, Reiter von Basel, mit Ausnahme eines einzigen lauter Musiker von Fach. Die ins Kampfgericht gewählten Herren Lachner von München und Richard Wagner in Zürich hatten abgeschrieben. Als die Kampfrichter auf einer Tribüne dem Chor gegenüber ihren Platz eingenommen hatten, begannen die vierzehn Wettgesänge, deren Reihenfolge durch das Loos bestimmt war. Ein erfreulicher Fortschritt gegenüber den früheren Festen, zeigte sich in der mit ganz geringen Ausnahmen vortrefflichen Auswahl gediegener Compositionen. Die Production lieferte den Beweis eines sehr fleißigen Studiums; auffallend war jedoch bei mehren und zwar den besseren Vereinen ein gewisser manierirter Vortrag, der besonders darin eine falsche Richtung offenbarte, daß man durch schroffe, unvermittelte Gegensätze in den dynamischen Verhältnissen Effect zu machen und durch das stärkste Forte neben dem leisesten Piano zu wirken suchte. Hierdurch büßt der Männergesang grade das ein, was ihm seinen eigentümlichen Reiz verleiht: die einfache Würde und Kraft; die Affectation tritt an die Stelle des natürlichen, ungekünstelten Vortrags. Während des Gesanges machten die Kampfrichter ihre Notizen, aus denen sich dann das Endergebniß bildet. Jeder Kampfrichter hat nämlich eine Tabelle, auf welcher er fünf Hauptrubriken: rhythmische Schärfe, harmonische Reinheit, edler Vortrag ꝛc., mit Ziffern ausfüllen muß. Ziffer eins bezeichnet den höchsten, fünf den niedrigsten Grad. Aus der Summe der einzelnen Zahlen aller Tabellen wird dann die Rangordnung in dem Urteil des Kampfgerichtes bestimmt. Bei gleicher Summe von Punkten hat die schwierigere Composition vor der leichteren und die größere Sängerzahl eines Vereins vor der geringeren den Vorzug. Die Haupstärke der Chöre bewährte in der rhythmischen Schärfe, während die harmonische Reinheit bei allen noch zu wünschen übrig ließ; ganz rein hat kein einziger Verein gesungen, was theilweise wol auch seinen Grund hatte in der drückenden Hitze, die in und außer der Kirche herrschte.

Um 7 Uhr gaben zwei Kanonenschüsse das Zeichen zum gemeinschaftlichen Abendessen; der munterste Festjubel machte sich bei Jung und Alt geltend. Der Comitépräsident Dr. Brenner unterbrach denselben endlich, um mit einem Spruch auf das Vaterland, dessen heiliger Name ihm zuerst einfallen müsse, den Reigen zu eröffnen. Ein donnerndes Lebehoch auf die Eidgenossenschaft, begleitet von dem Tusch der Musik, schloß die kurze Rede. Herr Benanomi von Delsberg brachte der Stadt Basel den Gruß der französischen Schweiz als einem der Bollwerke der Civilisation für das ganze schweizerische Vaterland. Der Choralverein von Straßburg, dirigirt von Herrn Pfarrer Braun in Mülhhausen, sang hierauf auf der Tribüne seinen Sängergruß auf das Fest. Sämmtliche Sänger jauchzten den Gästen ein Lebehoch zu. Herr Flaigg von Zürich erwähnte der eifrigen Bemühungen des festleitenden Comités zur Verherrlichung des Festes. Ein Mitglied des Stuttgarter Liederkranzes betrat die Tribüne und las folgenden Festgruß der schwäbischen Sänger an den eidgenössischen Sängerverein:

Mit euch zu opfern an den Stufen
Des Tempels, der dem Lied erbaut,

Habt ihr zu eurem Fest gerufen
Den fernen Gast, dem ihr vertraut;
Er kommt, er theilet, voll der süßen
Gesangesfreude, eure Lust,
Und wirft sich unter tausend Grüßen,
So reich er kann, an eure Brust.

So reich er kann — von unserm Bunde
Als Boten nur sind wir gesandt
Der vielen, die, der frohen Stunde
So fern, die Heimat hält gebannt,
Die sonst mit uns zu einem Streben
Vereinigt der Gesänge Fleiß,
Die sonst mit uns das dürre Leben
Gepflanzt der Lieder grünes Reis.

Die eben jetzt in stillem Kreise,
Weil sie an Euch und uns gedacht,
In leiser schmerzlich-süßer Weise
Daheim die Sehnsucht singen macht:
„Jetzt tönen sie, die Festesklänge,
Jetzt glänzt der Freude Sonnenschein,
Jetzt sinkt der Abend festlich nieder,
Und wir, wir müssen ferne sein!“

Doch eines ist's in diesen Stunden,
Allgegenwärtig eine Kraft,
Die uns, die Fernen, hält verbunden,
Die nicht gehemmt des Raumes Haft,
Der Gott ist's, unter dem wir wohnen,
Der dort und hier die Herzen zieht,
Der Genius der Nationen,
Der sich gestalten will im Lied.

Im Lied, das an des Ruhmes Sterne
Nicht ausverwählte Namen schreibt;
Im Lied, das seine Wurzeln gerne
Zum Lebensgrund des Volkes treibt,
Das nicht verlernen kann zu strömen,
Weil das Lebend'ge leben muß; —
In diesem Glauben mögt ihr nehmen
Von uns den deutschen Sängergruß.

Von Schulinspector Kettiger aufgefordert, antworteten die Sänger auf diesen Festgruß mit dem schönen Liede: „Ich hab' einen Kameraden“, das von allen Anwesenden gesungen und mit einem Hoch auf die Stuttgarter geschlossen wurde. Schon die bis jetzt vorgetragenen Reden und Gesänge konnten nur die verstehen, welche der Tribüne zunächst saßen; denn das Tosen und Wogen des Festes wurde so mächtig, daß die Stimme des Einzelnen fast spurlos verhallte. Von jetzt an kämpften aber selbst die gewaltigsten Riesenstimmen vergeblich gegen das Brausen des Menschenmeeres; kein Redner konnte sich mehr Gehör verschaffen. Aus allen Räumen der Festhütte tönte ununterbrochen lauter Jubelgesang und jauchzendes Rufen. An allen Tischen klang die helle Freude und in den engen Räumen drängte und schob sich eine zahllose, staunende Menge, die sich vergnügte an dem nie erlebten Schauspiel einer in Freude und Jubel so ganz aufgelösten Männerschaar. Auf dem großen Platz vor der Hütte saß und stand in den verschiedensten Gruppen das Volk; ganz Basel war ausgezogen, um das schöne Fest mitzufeiern, mitzugenießen. Es war ein herrlicher, unvergeßlicher Anblick: in der Hütte die jauchzenden Sänger, vor derselben das staunende, in den Jubel einstimmende Volk; dann der magisch erleuchtete Platz, wo Bäume und Geländer, Säulen und Pyramiden in buntert farbigen Lichtern wie ein Feenpalast schimmerten, und über diesem freudig bewegten Erdentreiben der ewige Himmel mit seinen ruhig strahlenden Sternen — eine Nacht, so schön und so reich, daß ein Menschenherz zu klein ist für eine solche überschwengliche Fülle von Leben und Glück. ⊙

König Ran Bahadur von Nepal.

Aus dem Hamburger Correspondenten.

Die brahmanische Gattin des Königs Ran Bahadur wurde unmittelbar nach ihrer dritten Entbindung von den Blattern ergriffen. Ran Bahadur geriet fast außer sich; alle inländischen Aerzte, die Hakim, wurden zu Rat gezogen und eine große Belohnung ward als Preis vollständiger Wiederherstellung ausgesetzt; daneben wurden den Göttern alle möglichen Opfer gebracht. Aber nichts schlug an: die Königin ward immer schlimmer, der König immer zorniger.

Unter diesen Umständen ertheilten Minister und Aerzte den Rat, daß unverzüglich Abgeordnete nach der heiligen Stadt Benares, welche so viele berühmte Männer enthalte, abgesandt würden, um so viele von daher zu holen, als durch Verheißung großen Lohnes für die Heilung dazu vermocht werden könnten, nach Nepal zu kommen. Der Rat wurde befolgt, die Gesandtschaft hatte den Erfolg, daß viele Brahmanen, welche als berühmte Krankheitsvertreiber galten, rechtzeitig am Hofe eintrafen; allein alle ihre Kunstanstrengung blieb ohne Erfolg. Das Leben der Rani ward zwar gerettet, allein die Blattern hatten ihre unvertilgbaren Spuren hinterlassen.

Sie hatte bestimmt, der Radscha soll sie weder besuchen noch sehen, bevor sie nicht wieder gänzlich hergestellt sei; von der Krankheit genesen, ließ sie sich von ihren Aufwärterinnen einen Spiegel reichen. Der Anblick, der ihr nun in ihrer entstellten Schönheit entgegentrat, machte auf sie einen furchtbaren Eindruck: sie schickte ihre Bedienung hinaus und nahm Gift. Die Pflanzengifte Nepals wirken rasch und tödtlich, und bis auf den heutigen Tag hat man noch kein Gegengift dagegen gefunden. In wenigen Minuten war die Rani eine Leiche.

Als Ran Bahadur vernahm, daß es um ihr Leben geschehen sei, stürzte er in das Zimmer, in welchem die Leiche lag, und indem er sie umschlang, verfiel er in einen Ausbruch furchtbarer Leidenschaft. Er verfluchte sein Königreich, seine Aerzte und die Götter Nepals, allen Rache schwörend. Zuerst sandte er nach den unglücklichen Doctoren von Benares, er erklärte sie für Lügner und Betrüger, befahl sie hart zu geißeln und jedem in seiner Gegenwart das rechte Ohr und die Nase abzuschneiden. Das wurde getreulich vollzogen und danach wurden die so Gestraften zur Warnung für alle künftigen Betrüger in das britische Gebiet heimgeschickt.

Dann ging es an die Götter: er schmähte sie auf das gröbste, klagte sie an, daß sie unter falschen Vorspiegelungen 12,000 Ziegen, einige hundert Pfund Confituren, 2000 Gallonen Milch ꝛc. von ihm erlangt hätten, und drohte ihnen nachdrückliche Bestrafung für die wissentliche Entstellung seiner Königin an. Demnächst befahl er, daß alle Artilleriestücke, vom Dreibis zum Zwölfpfünder, mit allem in Katmandu vorhandenen Schießbedarf vor seinem Pallaste aufgefahren werden sollten. Nachdem dieses vollzogen war, ließ er alle Stücke bis zur Mündung voll laden und zog nun mit ihnen nach dem berühmten

Tempel Pas Pat Rath, wo alle Götzenbilder aufgestellt sind. Vor diesen wurden nun die Kanonen aufgefahren und die schwersten vor der höchsten Gottheit.

Nun Bahadur gab nunmehr den Befehl zum Abfeuern; allein ein Theil der Offiziere wie der Gemeinen, von panischem Schrecken getroffen, liefen von dannen, andere standen in ihrer religiösen Gewissenhaftigkeit an, dem Befehl Folge zu leisten, und es mußte erst eine Anzahl Artilleristen niedergehauen werden, bis die übrigen sich zum Gehorchen anschickten. Dann erschollte der Kanonendonner und herunter stürzten die Götter und Göttinnen von ihren bisher heilig gehaltenen Standpunkten: einer sechsstündigen schweren Kanonade bedurfte es, dann aber war auch nichts mehr als Trümmer von ihnen zu finden. Ein gleiches Schicksal erfuhren die Tempelgebäude. Die Priester entflohen und viele entkamen glücklich auf britisches Gebiet; alle aber, die nicht so glücklich waren, wurden ergriffen und enthauptet.

Nun war des Gurcha-Königs Zorn gestillt, aber er schwur, daß nie wieder in seinen Besitzungen ein Götze aufgerichtet werden solle, bevor ihm nicht seine verstorbene Königin wieder zurückgegeben sei.

Sein Leben hat er, leicht erklärlich, dann nicht mehr lange behalten: die Angesehenen seines Reichs, die von seinem Zorn und seiner Grausamkeit alles für sich zu fürchten hatten, nachdem selbst die Götter keine Verschonung gefunden, verschworen sich gegen sein Leben.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

In kurzer Zeit, berichten die Grenzboten, wird in Mailand das neueste große Werk des Bildhauers Pompeo Marchesi dem Publikum freigestellt werden. Es ist dies eine große Marmorgruppe, „die Ausstellung des Leichnams Christi“, in der von dem Architekten Amati 1838 begonnenen und schon seit vier Jahren vollendeten Kirche St. Carlo. Bei Gelegenheit der Krönung Napoleons zum König von Italien, 1805, verwandte der Gemeinderat von Mailand zur Gedächtnißfeier dieses Ereignisses die Summe von 100,000 Franken für Errichtung eines plastischen Werkes auf einem der öffentlichen Plätze, und wählte hierzu Canova's Kampf des Theseus mit dem Minotauren. 1814 ging diese Gruppe statt nach Mailand nach Wien und Kaiser Franz erklärte sich später bereit, der Stadt Mailand ein anderes öffentliches Monument anfertigen zu lassen. Marchesi schickte einen Entwurf unter dem Titel: „die gute Mutter, oder die Feier des Charfreitags“, nach Wien, und erhielt den Auftrag der Ausführung in Marmor für 100,000 Franken. Der Entwurf stellte die Religion auf erhöhtem Sitz dar mit dem Leichnam Christi auf den Knieen, dem ein Kind die Füße küßt. Von der rechten Seite her wird ein Blindgeborner von einem Mädchen und einem Knaben geleitet, auf der linken Seite ist eine Mutter mit zwei Kindern beschäftigt, die ebenfalls die Fußwunden küssen zu wollen scheinen. Das Ganze jedenfalls eine Andeutung auf Glaube, Liebe und Hoffnung. Marchesi arbeitete nach diesem Modell die Marmorgruppe, nachdem er aber schon bis 1843 150,000 Lire ausgezahlt bekommen, fragte man von Wien aus bei der Mailänder Akademie über den Stand der Arbeit an und es fiel dieser ein zu erklären, daß der Künstler einen Anachronismus begangen habe, indem er die christliche Religion als theilhabende Person beim Tode Christi auftreten ließe. Dem Künstler wurde in Folge dieses Ausspruchs aufgegeben, diesem Uebelstande abzuhelfen, und nun bildete dieser aus der Religion eine Mater dolorosa, wobei zwei Uebelstände blieben: einmal ein unzulänglicher, roher Gesichtsausdruck, dann aber ein unmotivirtes, widernatürliches Größenverhältniß, indem die Figur der Religion nicht ohne Berechtigung bedeutend größer gehalten war als die übrigen Figuren, was bei der Umgestaltung nicht geändert werden konnte, obgleich die Figur der Mutter Christi durchaus keine Berechtigung zu größeren Körperdimensionen haben kann.

Von dem deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm ist das zweite Heft (Allverkucht bis Anstehen) erschienen. Das Werk findet nicht blos beim deutschen Publikum eine außerordentliche Aufnahme, auch die Blätter des Auslandes besprechen dasselbe mit dem höchsten Interesse. Wenn bereits kritische Ausstellungen über manche Ungleichheiten in der gründlichen Ausführung des Werkes gemacht sind, so sollte man bedenken, daß bei einem so großen nationalen Unternehmen, welches vielseitiger und ungleicher Hülfe bedarf, eine vollendete Durchführung zuvörderst unmöglich ist. Literarisch thätige Beisteuer würde dagegen durch die Mehrung des reichen Materials sehr Wünschenswerthes zur Erfüllung der umfassenden Aufgabe beitragen.

Tabletten.

*** Der englische Reisende Fortune behauptet in vollem Ernste, wenn man China die Bambuspflanze nähme, zerstöre man das Land, denn nicht genug, daß die Chinesen mit dem Bambus regiert werden, brauchen sie das Gewächs zu den mannigfaltigsten Zwecken. Sie essen die jungen Triebe als Spargel und bereiten Confituren daraus. Sind die Triebe zu alt und hart, daß sie nicht mehr zum Essen dienen, macht man aus ihnen Hüte für die Soldaten, Schilde, Regenschirme, Schuhsohlen, Balken zum Hausbau, Körbe, Stricke, Papier, Bleistifthalter, Portechaisen, Opiumpfeifen und Stacketen; mit den Spänen, die gelegentlich abfallen, stopft man Kissen und aus den Blättern webt man Mäntel, die sogar heißen, „Blätterkleid“. Das ist aber noch lange nicht alles. Aus dem Bambus werden Segel gemacht, Angelruthen, Fischkörbe, Bogen und Pfeile; die Bauern benutzen ihn zu Wasserleitungsröhren; man verfertigt daraus die berühmten Wasserräder, sodann die Ackerpflüge, die Eggen, und verschiedene andere Werkzeuge. Aus den Wurzeln schnitzt man groteske Figuren und — Friedrich Gerstäcker hat von seiner Weltfahrt auch ein musikalisches Instrument mitgebracht, das ganz aus Bambus besteht und durch Schütteln gespielt wird.

*** Nach einer Mittheilung der Weserzeitung werden die Arbeiten zur Vollendung des Hermannsdenkmals, welche seit 1847 pausirten, durch den Bildhauer Herrn v. Bandel wiederaufgenommen. Bekanntlich haben an dem unvollendeten Steinbilde Diebstähle stattgefunden. Wie der zur Deckung noch fehlende Betrag von sechs- bis siebentausend Thalern aufgebracht werden soll, scheint noch nicht vorgesehen.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, 21. Juli. (Letzte Gastdarstellung der Herren Scholz und Grois und zum Benefiz derselben.) Der Zigeuner, Lebensbild in zwei Abtheilungen von Kaiser. Mollik: Herr Scholz. Horgos: Herr Grois. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 22. Juli Fidelio, große Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Beethoven.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№. 174. Donnerstag, 22. Juli **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Ja, der Shakespeare — er war unstreitig auch ein geschickter Mann, meinte Herr Fitz-Edward, man hat ihm jedoch allzu große Nachsicht geschenkt und vieles könnte an seinen Stücken gebessert werden. — Spielen Sie den Hamlet, Sir? fragte ich. — Mit finsterm Stirnrunzeln versetzte er: Ich bin erster Tragöde, Sir, und habe daher alle ersten Rollen gespielt. Ich glaubte der Fama besser bekannt zu sein; es ist jedoch nur dieser verwünschte Macready, dessen Neid meine Verdienste zu verdunkeln bemüht ist. Sir, ich habe Grund zu glauben, daß er allwöchentlich von Amerika aus Schmähartikel gegen mich einsendet, die in der „Stepney Rosciade" erscheinen, einem abscheulichen Blatt, in das ich nie einen Blick werfe, weil ich es stets mit gebührender Verachtung bei Seite schiebe. — Das versteht sich von selbst, meinte Mr. Montalban; wer wird sich denn auch um ein Pfennigspapier kümmern! Und doch, fügte er leise hinzu, dürfte es vielleicht nicht schlecht sein, Herr v. Bohun, dem Herausgeber gelegentlich einmal fünf Schillinge zu schicken. — Wie, die Kritik sollte ich bestechen, Sir? rief ich aus; nein, wenn diese Quelle des Ruhmes und der Gerechtigkeit verunreinigt wird, was bleibt uns dann in England noch übrig? — Nun, die günstigen Beurtheilungen und gewisse Puffe, die uns immer zu gute kommen, meinte Mr. Montalban; übrigens, was mich anbelangt, so wünsche ich wirklich, die Quellen möchten sich selbst rein zu halten suchen, da sie für jetzt einem guten Ding nicht mehr Nutzen bringen als einem herzlich schlechten. Ich habe ihnen lang genug Tribut gezahlt und wenig Vortheil für mein gutes Geld erzielt. Sechzig Parterresitze — der Sitz zu je einem Schilling — sind für die Herren von der Presse bestimmt. Wird nun ein rechtes Zugstück gegeben, welches das Haus mit zahlenden Zuschauern zum Erdrücken anfüllen könnte, da kommen sie sicherlich mit ihren sechzig Billetten allabendlich einhergestelzt, was mich achtzehn Pfund baares Geld aus meiner Börse wöchentlich kostet. Dann schreiben sie vielleicht drei Zeilen über das Stück oder schimpfen noch gar über dasselbe. Und doch ist's grade so viel, als wenn ich ihnen das baare Geld gäbe, bei dessen Anblick sie freilich die Nase rümpfen würden, während sie die schönen Sitze mit all der Gravität und Würde von Leuten einnehmen, die ihre Billette an der Kasse gelöst haben. — Es gibt jedoch Organe der Presse, bemerkte Fitz-Edward... — An denen er Mitarbeiter ist, flüsterte der Director, und in denen er seinem Collegen, dem armen Martingdale, unbarmherzig mitspielt. — Was mich betrifft, entgegnete ich, ohne Montalbans Erklärung sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken, so gedenke ich der Kritik weder zu trotzen, noch sie zu bestechen; den Erfolg meiner Tragödie will ich einzig und allein ihrem Werth und der Kunst der Schauspieler anheimstellen. — Au mir soll es nicht fehlen, versetzte der durch dieses Compliment sichtlich geschmeichelte Mr. Fitz-Edward; ich bitte nur die Winke, die ich Ihnen gegeben, zu beachten und Ihren „Horsa und Hengist" um ein gutes Viertel zu kürzen. — Ich werde alles streichen, was sich nur immer streichen läßt, versicherte ich dem sich Entfernenden.

Ich war nun wieder mit dem Director allein. — Sie sehen nun selbst, was für eine harte Aufgabe der Beruf eines Theaterdirectors ist, begann er; ich zöge es vor, an der Spitze eines Narrenhauses zu stehen, wäre nicht meine Liebe zur Bühne. Die Zänkereien, die ich schlichten, und die gute Laune, zu der ich mich zwingen muß, würde jeden andern Menschen in vier Wochen zu Grunde richten.

Es klopfte an die Thüre.

Herein! rief der Mann der guten Laune mit Donnerstimme. Was haben Sie hier zu suchen, wenn ich wichtige Geschäfte mit einem berühmten Schriftsteller abmache?

Die Person, welche geklopft hatte, trat, ohne sich um die barbeißige Apostrophe viel zu kümmern, ins Zimmer.

Die Eintretende war ein kleines, rundes, wol genährtes Weibchen; sie trug einen hellfarbigen Seidenmantel, eine Haube mit roten Bändern und einen weißen Schleier, der die obere Hälfte ihres Gesichtes verdeckte. Diesen schlug sie zurück und heftete nun ein paar zornglühende Augen auf den Director. — Sie unerträglicher, alter Schwindler, Sie werden nie Höflichkeit lernen und ich will Sie hiermit in Kenntniß gesetzt haben, daß ich Ihre Impertinenzen nicht länger dulden werde. Wenn Ginger nicht klug genug ist, mich zu rächen, so werde ich es sein. Sir, gehorsamer Diener, fuhr sie dann zu mir gewendet heraus; wenn ich nicht irre, haben wir einander gestern auf der Treppe begegnet? — Miss de la Rose? fragte ich schüchtern. — Zu dienen, entgegnete sie mit einer hühnenmäßigen Reverenz; bin ganz entzückt, daß wir ein Meisterwerk aus Ihrer Feder erhalten. — Ich wußte nicht, antwortete ich, daß die Sache schon so bekannt sei. — Ginger hat mir's erzählt, bemerkte sie mit schlauem Lächeln. Meine kleine Mabella hat die Masern und Ginger, der gestern Abend einmal, was ein wahres Wunder genannt werden muß, ausnahmsweise nüchtern war, hat mir die Geläh geschildert. — Herr Montalban kam mir in meiner sichtlichen Verwirrung zu Hülfe. Miss de la Rose, sagte er, ist mit Mr. Ginger verheiratet und Mutter von acht lebenden Kindern; auf dem Theaterzettel muß sie aber ihren Mädchennamen behalten; sie spielt jugendliche Heldinnen und das Publikum würde kein großes Behagen daran finden, seine Julia und Desdemona seit fünfzehn Jahren verheiratet zu wissen. — Seit vierzehn Jahren, Mr. Montalban, fiel sie verbessernd ein; ich war fast noch ein Kind, als ich mich vermälte; noch war meine Urtheilskraft nicht gereift, noch hatte Ueberlegung nicht Raum gewonnen in dem thörichten, kleinen Köpfchen ... ich war, wie

jetzt noch, ein Geschöpf, das dem Impuls des Augenblicks nachgab, und mußte sicher und empfindlich dafür büßen.

Bei dem Wort „Urteilskraft“ blickte sie sehr weise vor sich hin; wenn sie von ihrem thörichten kleinen Köpfchen sprach, hüpfte sie gleich einem fünfzehnjährigen Mädchen; mit dem Ausdruck der tiefsten Zerknirschung brachte sie das „schwer und empfindlich büßen“ hervor. Mich hat, fuhr sie fort, Ebith, die edle sächsische Jungfrau, entzückt ... sie ist so ganz Feuer und Leidenschaft — so ganz Zärtlichkeit und Verzweiflung ... Ach, wenn Sie mich gekannt hätten, bevor das Schicksal mich mit Mr. Ginger vereinigte! Ich fühle, daß ich das Porträt des Mädchens Ihrer Schöpfung bin; ich werde meine besten Kräfte zu deren Darstellung aufbieten. — Wir wollen und gleich an Werk machen, meinte Mr. Montalban; in einer Woche können Sie vielleicht schon den Proben der ersten Acte beiwohnen. — Mr. Fitz-Edward, bemerkte ich fragend, hat aber einige Veränderungen vorgeschlagen? — Hat er wirklich, rief Miss de la Rose mit großer Lebhaftigkeit aus; dann weiß ich schon, was seine Absicht ist. Er will mich ganz in den Hintergrund drängen. Das soll ihm jedoch nicht gelingen. Ich habe ebenso viele Freunde auf der Gallerie wie er und werde mich schon gegen die Anmaßungen eines so verächtlichen Schluckers, wie dieser Mr. Snook ist, zu vertheidigen wissen. — Wer ist Snook? fragte ich. — Fitz-Edward ist Snook. Ich denke ihn noch als Knaben, er diente als Kellerjunge zu Nottingham; wenn eine vagabundirende Truppe in der Scheune daselbst den Macbeth spielte, sah man sein gemeines, kindisches Gesicht gar oft aus dem Herenkessel aufsteigen. Er soll mich nicht um einen einzigen Knalleffect bringen und was vollends das Sterben anbelangt, so lasse ich auch nicht einen Seufzer davon abbrechen. — Kümmern Sie sich um den Fitz-Edward gar nicht, sagte der Director zu mir; lassen Sie mir das Manuscript hier, damit ich es copiren lasse; die beiden mögen das weitere miteinander ausfechten. (Fortsetzung folgt.)

Das eidgenössische Sängerfest in Basel
am 11. und 12. Juli.

Zweiter Festtag.

Heute wieder derselbe klare, wolkenlose Himmel. Die Sänger warteten nicht, bis Kanonendonner den Anfang des zweiten Festtages verkündigte; schon am frühen Morgen waren sie schaarenweise ausgezogen, um in den kühlen Wellen des Rheines sich mit einem Bade zu erquicken, damit sie desto frischer seien zur Hauptprobe für das große Concert und die darauf folgenden Verhandlungen der Vereinsdeputirten, welche diesmal die Berathung der revidirten Vereinsstatuten zum Gegenstand hatten. Den Höhepunkt des ganzen Festes bildete die Aufführung der gemeinschaftlichen Chöre. Von den 2000 Sängern, welche sich eingefunden hatten, nahmen am Haupteoncert freilich nur tausend Antheil; aber es waren die besten Gesangeskräfte der Schweiz und grade dieser Umstand war Ursache, daß diese Aufführung in jeder Beziehung eine so vollendete war, wie man sie wol selten hört. Die Tonmassen bewegten sich leicht und brachten durch ihre scharfe Nüancirung vom leisesten Piano bis zum sturmesgewaltigen Forte, durch die vorterflichte, in allen Theilen wolgelungene Declamation und den edlen Vortrag überhaupt, durch die seltene Reinheit und rhythmische Schärfe des Tones eine ganz außerordentliche Wirkung hervor. Die Leitung des Herrn Musikdirector Reiter in Basel, der schon an dem eidgenössischen Musikfeste in Solothurn seine Meisterschaft im Dirigiren bewiesen hatte, war auch diesmal ausgezeichnet. In der Probe konnte man sehen, daß dieser auch als Componist bemerkenswerte Musiker es vortrefflich versteht, Massen zu führen. Durch einige wenige, aber treffende Bemerkungen öffnet er das Verständniß in den Geist einer Composition, macht oft durch ein einziges Wort, durch eine Bewegung mit der Hand eine Stelle klar und ruht nicht, bis besonders Aussprache und Vortrag verständlich, warm und edel ist. Er schlägt nicht blos mit dem Stab den Tact, er entwickelt jene magnetische Anziehungskraft, welche die ganze Ausmerksamkeit des Sängers auf seine, des Directors, Persönlichkeit concentrirt, und seinen Geist, seine Bestimmungen und Gemütsbewegungen in dem Grad mitzutheilen weiß, daß er und der Chor wie zwei Personen werden, in denen nur ein Herz schlägt. Nur in einem Punkt bin ich mit Herrn Reitter und manchen andern Dirigenten nicht einverstanden, nämlich in der Bestimmung des Tempo, besonders bei älteren Compositionen. Sicher hat sich Bernhard Klein seine herrliche Motette „Auferstehn ꝛc.“ nicht so schnell gedacht, wie Herr Reitter sie nahm, abgesehen davon, daß in den hohen Wölbungen eines gothischen Domes zu schnelle Tactbewegungen einer bedeutenderen Tonmasse unangenehme Schallwirkungen hervorbringen und die imposante Würde und Erhabenheit der Composition vieles von ihrer Wirkung einbüßt. Die Auswahl der Tonwerke war eine sehr sorgfältige, durch keine Rücksicht beeinträchtigte, und ungeachtet der Mannigfaltigkeit des Festbestes, in welchem alle edlen Richtungen des Männergesanges vertreten sind, ist der Charakter des Ganzen doch in gewissem Sinne ein einheitlicher. Die zwei Abtheilungen des Concertes waren einsgeleitet und geschlossen, also sicher eingerahmt von Chorcompositionen ersten Ranges, getragen von Namen wie C. M. v. Weber, Mendelsohn, Lachner und Bernhard Klein. Nicht blos die Einfassung, sondern auch die Ausfüllung des Rahmens war eine vorzügliche. Schnyder von Wartensee's vaterländischer, tiefgemütlicher Chor „Licht und Wärme“ strömt diese beiden allburchdringenden Lebenskräfte in reicher Fülle aus. Nägeli's „Zuruf an das Vaterland“ ist ein Lied, wenn auch aus altem, doch aus einem Guß; es ist Volkslied im edelsten Sinn des Wortes geworden und man hört es an allen Schweizerfesten. Bei Reitters „schlafenden Barden“ halten Accorde die Wache, die der „geheimsten Kunst“ entstammen. Marschners „ein Mann, ein Wort“ ist eine einfach erhabene Composition, die ganz das ausdrückt, was der schöne Spruch sagt. Den tiefsten Eindruck machte „des Kriegers Gebet“ von Lachner, Kleins Motette und der „Festgesang der Künstler“ von Mendelssohn.

Aus dem Münster ging's nun nach dem Festplatz, in dessen Mitte die schön gruppirten Ehrenpreise den erwartungsvoll heranziehenden und im Kreise sich aufstellenden Vereinen entgegenglänzten. Der Männerchor von Basel eröffnete die Feierlichkeit mit einem passenden Lied, worauf der Präsident des Kampfgerichts, F. Schnyder von Wartensee, folgende Worte sprach:

„Ich entblöße mein Haupt vor der Majestät des Menschengeistes, die immer sich zeigt, wenn ein Volk, das sich gesetzlich frei entwickeln konnte, zu einem schönen Thun sich versammelt. Ein altes Wort sagt: Vox populi vox dei, — des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Ein heiliges Buch erzählt uns: es kam ein starker Wind daher, der Berge zerriß und Felsen zertrümmerte, aber der Herr war nicht in dem Wind; dann kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht in dem Erdbeben; dann kam ein Feuer, aber der Herr war nicht in dem Feuer; dann kam ein stilles, sanftes Säuseln, und in dem Säuseln war der Herr. Wenn ein Volk im wilden Kriege wie eine Windsbraut vernichtend daher stürmt, so ist es nicht Gottes Stimme: aber wenn ein Volk wie ein stilles, sanftes Säuseln sich zu einem schönen Zweck zusammenfindet, sei es auch nur zur Freude

oder um die Bürgerpflichten zur Erhaltung einer freien Verfassung zu erfüllen, oder zu religiösen Zwecken, oder zur Ausübung einer schönen Kunst — dann ist dies Gottes Stimme. Zu diesem letzteren Zwecke habt ihr euch schon seit zwei Tagen zusammengefunden und eurer freudigen Mienen zeigen, daß ihr wieder die Befestigung fühlt, welche nur die Kunst bieten kann. Ihr fühlt recht lebendig innerlich, was ein alter Spruch euch sagt: Est Deus in nobis — es ist ein Gott in uns! Aber ich sehe noch etwas anderes in euren Augen leuchten: es ist die Ungeduld, recht bald den Erfolg der gestrigen Kämpfe zu wissen. Dort stehen noch die Krieger alle, die gestern den heißen Kampf kämpften; sie sind noch alle da, es ist keiner umgekommen und dennoch sind viele gefallen und ganze Compagnien gesunken, was wir am besten fühlen konnten, wenn ihr etwa ein Tonstück in G-dur anfingt und in F-dur endigtet. Ihr habt nicht gekämpft gegen österreichische Spieße wie unsere Vorväter und auch nicht gegen burgundische Feuerschlünde, sondern ihr habt blos gekämpft gegen Noten und habt dabei so viel geschwitzt, wie unser lieber Bundesrat etwa schwitzen mag, wenn er gegen Collectivnoten wird kämpfen müssen. Gewöhnlich wird der als der größere Held betrachtet, der recht viele Feinde umbrachte; jetzt aber umgekehrt: die Noten waren eure Feinde, gegen die ihr kämpftet, und diejenigen, die die meisten Noten leben ließen oder noch recht sehr lebendig machten, bekommen nun die ersten Kronen. Auch noch ungleich den Kämpfen unserer Vorfahren sehe ich hier nicht den Stier von Uri, der mit seinen Hörnern alles niederstieß; wir wollen hoffen, er werde sich auch bald zu unserm Sängerkampf gesellen und den zweiten Paß verstärken."

Hierauf ging es an die Vertheilung der Preise nach folgender Ordnung: Gekrönte Preise: 1. Harmonie von Zürich (die kostbare Fahne, welche die Damen des Basler Gesangvereins spendeten. Dem ersten Preise fügten die Stuttgarter, deren Redner des freundlichen Verhältnisses mit den stammverwandten schweizerischen Sängern in schönen Worten gedachte, eine silberne Sängermedaille bei, wie sie im schwäbischen Sängerbund als erster Preis vertheilt zu werden pflegt). 2. Frohsinn von St. Gallen (den schönen Pokal, ein Meisterwerk Kissels). 3. Liedertafel von Bern (einen silbernen Becher; die meisten der übrigen Vereine erhielten auch Becher). 4. Cäcilienverein von Aarau; 5. Winterthur; 6. Stadtsängerverein von Zürich. — Ehrenpreise: 1. Solothurn, 2. Freiburg, 3. Olten, 4. Luzern. Ehrengaben zur Anerkennung und Aufmunterung: 1. Loele. 2. Unterstraß bei Zürich, 3. Posamentenverein in Basel, 4. Waldenburg.

(Schluß folgt.)

Schöne Literatur.

Auf die Reise.

Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz. Herausgegeben von Josef Rank. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. 1853.

Rheinische Lieder und Sagen von Adelheid von Stolterfoth (Baronin von Zuydtwyck). Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1851.

Loreley. Rheinische Sagen von Wolfgang Müller. Köln, Verlag der M. Dumont-Schauberg'schen Buchhandlung. 1851.

Rheinansichten, gezeichnet von C. Emminger, gestochen von A. Fesca (Kunstanstalt des österreichischen Lloyd in Triest). Verlag von B. v. Habern in Mainz. Sechs Blätter.

Wer je aus eignem Hochgenuß die Erfahrung gemacht hat, wie der Reiz einer Landschaft, durch welche ihn die Reiselust führt, unendlich und doch so geheimnißvoll erhöht wird durch die Erinnerungen, welche die Geschichte, durch die Sagen, welche die Dichtung an die einzelnen Punkte derselben knüpft, der wird es einen glücklichen Gedanken nennen, daß man neben den Sagenbüchern einzelner Länder und Gaue, die doch vorzugsweise antiquarischen oder literärgeschichtlichen Zwecken dienen, seit etwa einem Jahr Sammlungen and Licht treten läßt, die recht eigentlich poetische Reisehandbücher genannt werden können. Um vom Rhein noch gar nicht zu reden, wie sind Thüringens romantische Naturschönheiten von deutscher Sage und Geschichte mit einem unsagbaren, tief erfassenden Zauber übergossen! Oder um eines ganz besondern Falles zu gedenken: wie wunderthätig rückt Schillers Wilhelm Tell jedem Deutschen den Vierwaldstättersee und die Berge und Triften und Wohnungen an seinen Ufern aus der sommergrünen Gegenwart um volle fünf Jahrhunderte zurück in die heute so idyllisch verklärten Kindheitstage der Eidgenossenschaft? Wem wäre beim Aufschauen zum Rigi oder Pilatus, beim Anblick von Küßnacht, Füellen oder des Grütli das Leben nicht wie ein Traum, die Wirklichkeit nicht wie ein Gedicht erschienen!

Deutschland, die Schweiz und Italien sind in diesem Sinn die ausgiebigsten und darum auch die besungensten Länder und in den zwei stattlichen Bänden der „Helvetia" und der „Italia" hat im vorigen Jahr Levin Schücking mit gutem Tact und dankenswerten Sammelfleiß das Beste zusammengestellt, was über historisch denkwürdige Oertlichkeiten Italiens und der Schweiz die deutsche Poesie zu singen und zu sagen gewußt. Lust, Bedürfniß und Leichtigkeit des Reisens werden durch die Dampfkraft immer mächtiger gefördert, und einem großen Theil der ab- und zuströmenden Massen mag auf halber Fahrt durch schönes Gelände, an Bergen und Burgen, Kirchen und Klöstern, Strömen, Dörfern und Städten vorbei eine poetische Führung, die bald links, bald rechts hinausdeutet und nicht müde wird, hier zu erinnern, da zu erzählen, dort zu trauern oder aufzujauchzen, viel willkommener sein als ein Cicerone des gewöhnlichen prosaischen Schlags durch die schönsten Residenzen und reichsten Museen.

Aus dem zu Tag getretenen Bedürfniß solcher Führung mag es sich denn auch erklären, daß zwei der beliebtesten Novellendichter Deutschlands, Levin Schücking und Josef Rank, ganz gleichzeitig, aber auch ganz unabhängig von einander den Gedanken fassen konnten, poetische Reisehandbücher von oben bezeichneter Art herauszugeben. Was Levin Schücking speciell für Reisende durch die Schweiz und Italien that, schuf Josef Rank in seinem „poetischen Pilger" für Wanderer durch Deutschland und die Schweiz. „Was Wunder", fragt Rank im Vorwort seiner Sammlung, „wenn der im Lande des Gesanges reisende Einheimische und Fremde vor manchem Wunder einer Naturschönheit oder an mancher Stelle einer berühmten Begebenheit ein lebendiges Regen verspürt, nach eines Dichters melodischer Weise den Gedanken edleren Ausdruck und dem Gefühl eine tiefere Weihe zu geben?" Darum hat er sich aus einer Regung entschlossen, „das vorliegende Büchlein deutschen Gesanges dem Reisenden durch deutsche Gaue als mannigfache Erquickung des Geistes und Herzens mit auf den Weg zu geben." Der Herausgeber hatte sich aber insofern eine schwere Aufgabe gestellt, als es auf der einen Seite ein unermeßlich reiches Material zu bewältigen galt, zumal der poetische Pilger nicht nur, so weit die deutsche Zunge klingt, sondern auch über die Schweizergrenze bis an den Genfer See und den St. Gotthard seinen Wanderstab trägt, und doch auf der andern Seite ein Buch geschaffen werden sollte, das von bescheidenem Umfang dem Wanderer nicht schwer und lästig fallen möge. Dazu bedurfte es großer Umsicht und Belesenheit, guten Geschmacks und tüchtiger, durchaus

objectiver Wahl. Umfang, Form und Inhalt der Sammlung Ranks sind eine schöne Erfüllung dieser Forderungen und die schwere Aufgabe ist mit Ruhm gelöst.

Nachdem eine Reihe von „Wanderbildern" von Goethe und Uhland, Anastasius Grün und Nikolaus Lenau, Eichendorff, Kinkel, Geibel und andern die Reiselust geweckt und die rechte Wanderstimmung angeregt hat, führt uns der poetische Pilger zunächst in den Breisgau und läßt uns von dort aus den Rhein hinabfahren bis nach Köln, die schönsten Lieder anstimmend und Sagen kündend, mit welchen deutsche Dichter früherer und neuester Zeit die Ufer des vaterländischen Stromes und sich selbst verherrlicht haben. Ein Abstecher nach Westfalen in Levin Schückings Geleite und dann von Würzburg aus durch das gesegnete Frankenland dem Main hinab über Frankfurt nach dem Taunus. Hierauf von den Quellen des Neckar aus durch das ebenso sagenreiche wie geschichtlich denkwürdige Schwaben und den romantischen Schwarzwald nach dem Bodensee und, wenn nicht mit dem unheimlichen Reiter Gustav Schwabs, so doch in wonniger, sonniger Fahrt über denselben in die Schweiz; zunächst an den Rheinfall bei Schaffhausen, dann über St. Gallen an den Zürchersee und weiter, immer weiter in die Urschweiz, ins Berner Oberland, an den Leman und St. Gotthard, um endlich durchs Tyrol, Steiermark und Salzburg nach Deutschland zurückzukehren, wo Anastasius Grün mit herrlichem Lied uns zu einer Donaufahrt einlädt. An Regensburg und Passau vorüber gehts nach Wien, von dort auf das Schlachtfeld von Aspern und zuletzt wird in Gutenstein Ferdinand Raimunds Grab besucht. Dann werden Böhmen, Schlesien, die Mark Brandenburg, Sachsen und Thüringen durchwandert, die geheimnißvollen Sagen des Harzes klingen an Ohr und Seele. Zuletzt ein flüchtiger Besuch in den schleswig-holsteinischen Herzogtümern trüben Angedenkens und eine Fahrt nach Rügen, um endlich mit Liedern von Uhland und Kinkel wieder heimzukehren. So gestaltet sich uns im Geleite unserer besten Lieder-, Sagen- und Balladendichter die große Rundreise durch Deutschland und die Schweiz zu einer wahren Sängerfahrt. Wer sie ganz oder theilweise macht, dem ist Ranks „poetischer Pilger" ein trefflicher Gesellschafter; wer sie gemacht hat, dem muß das Buch eine reiche Quelle angenehmer Erinnerungen werden. Und so wird denn wol auch die neue Sammlung die allgemeine Verbreitung finden, welche sie verdient.

(Schluß folgt.)

Tabletten.

*** Die Revue de l'Orient vom vorigen Juni enthält eine Einsendung von dem Chef des arabischen Bureau's zu Sebdu (Provinz Oran), Herrn Raimbaud, welcher berichtet, daß die Araber glauben, die großen Heuschreckenschwärme würden von einem Herrscher geführt, den sie Sultan nennen. Er sei ungewöhnlich groß, von blauer Farbe, mit grünen, weißen und roten Streifen, die Augen glichen Perlen, und auf dem Kopf trage er einen geschlungenen Zopf, wie die Araberinnen (gubaia); über den Flügeln habe er in Form von Epauletten Fransen mit Goldschimmer. Ihn umgebe ein nicht ebenso glänzendes, aber doch von der gemeinen Schaar der Heuschrecken sehr verschiedenes Gefolge. Ein Vortrab gehe ihm um einen Tag voran, und wenn man diesen sehe, so sei an der Ankunft der Heuschrecken nicht zu zweifeln. Ein Hauptbestreben der Araber geht dahin, sich des Sultans der Heuschrecken zu bemächtigen. Im Mai des Jahres 1849 fingen die Uled Uriesch ihrer Meinung nach einen Heuschreckensultan und nach einem Beschluß der Aeltesten des Stammes wurde derselbe mit einer Deputation von zwölf angesehenen Männern nach dem Meere gebracht und dort freigelassen mit der Bitte, das Land doch mit seiner Gegenwart zu verschonen; die Uled Uriesch erwarteten, daß, wenn die Heuschrecken auskriechen, sie nach dem Ort, wo ihr Sultan sei, sich hinbegeben würden.

Es ist so schnelle weh gethan
Und gut gemacht so schwer.

Behutsam nur und zart gefaßt
Die Blume thaubenetzt,
Denn eh' du es gedacht, schon hast
Du ihren Sammt verletzt.
In jungfräulicher Reinheit dann
Entzückt sie dich nicht mehr:
Es ist so schnelle weh gethan
Und gut gemacht so schwer.

O laß' den Falter, laß' ihn ziehn
Durch Auen und Gehölz,
Berührst mit frecher Hand du ihn,
So weicht sein Farbenschmelz.
Und seine grauen Schwingen dann
Erfreuen dich nicht mehr:
Es ist so schnelle weh gethan
Und gut gemacht so schwer.

O tritt doch nicht so rasch zum Strauch,
Die Nachtigall singt dort,
Dein hastig Nahen scheuchet auch
Die graue Sängrin fort;
Ihr Lied hört sich so selig an
Nun hörst du es nicht mehr:
Es ist so schnelle weh gethan
Und gut gemacht so schwer.

Des Liebenden Gemüte gleicht
Dem Falter und der Blum',
Es trübt ein leiser Argwohn leicht
Des Herzens Heiligtum.
Und eine flieh'nde Nachtigall,
Erstirbt des Dichters Lied —
Es war wol dies das letztemal,
Daß uns ein Argwohn schied?

Der Dichter der „Parallelen".

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 22. Juli. Fidelio, große Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Beethoven.

Freitag, den 23. Juli. (Gastdarstellung der Frau Stolte, vom Hoftheater zu Braunschweig.) Maria Stuart, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Schiller. Maria: Frau Stolte. Elisabet: Fräulein Grämann.

Samstag, den 24. Juli. Der Freischütz, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Weber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 175. Freitag, **23. Juli 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Mir konnte diese Anordnung nur höchlich willkommen sein und so entfernte ich mich innigligh vergnügt und um eine Erfahrung reicher, daß es nämlich hinter den Kulissen nicht weniger lebhaft als vor denselben zugehe. Meine Mutter war ebenfalls ganz entzückt. Im Geist sah sie Ruhm und Reichtum schon mit Riesenschritten heranrücken. Gute Nachrichten, meinte sie, kommen selten allein und so habe ich heute in den Zeitungen gelesen, daß dein Onkel mit einer wichtigen Sendung aus Ostindien an das Ministerium im nächsten Monat hier eintreffen wird. — Grade rechtzeitig, entgegnete ich, um Zeuge des Triumfes meiner Tragödie sein zu können. Vielleicht glaubt er, ich werde sie ihm widmen. Da ist er jedoch in einem bedeutenden Irrtum befangen, der hartherzige, geldstolze Nabob. — Seine Briefe sind wol immer sehr kurz, aber im Grund ist er gütiger gegen mich, als ich es erwarten konnte, nachdem ich ihn durch meine Heirat so sehr vor den Kopf gestoßen hatte. Auch später hat er sich freundlich gezeigt, fügte sie mit sichtlichem Erröten hinzu. — In Ihrer Verwälung mit dem Repräsentanten der v. Bohun konnte er doch sicherlich nichts verletzendes erblicken.— Doch, doch. Dein Vater war nur ein armer Pfarrer und darum galt ihm meine Vermälung als ein Hinabsteigen im Leben. Er und mein Gatte schrieben sich nie Briefe und hegten gegenseitig eine sehr schlechte Meinung von einander. Dein Vater blickte mit Geringschätzung auf ihn, seiner bürgerlichen Herkunft halber; er machte sich wieder über meinen Gatten lustig, weil dieser sich seiner Vorfahren aus den Zeiten Richards I. rühmte. — Wilhelm des Eroberers, fiel ich verbesserend ein. — Mein Leben gestaltete sich durch das Zerwürfniß zwei so naher Anverwandten recht unglücklich. Als dein Vater starb, bot mir Hildebrand jede erdenkliche Geldhülfe an, drückte sich aber über meinen Verlust so kaltherzig aus, daß ich seinen Beistand zurückweisen zu müssen glaubte.

Eines Tages — ich hatte meine Mittwenttrauer erst seit wenigen Monaten abgelegt, präsentirte sich mir ein Gentleman mit dem Bedeuten, Hauptmann Bawls schicke ihn. Sein Haar war schneeweiß, er stützte sich im Gehen auf einen Stock und mußte wol sehr an Gicht oder einer ähnlichen Krankheit leiden. Major Bowster, so hieß er, erzählte mir alle Abenteuer aus seinem ereignißreichen Leben; wie er nach langen und vielen Mühseligkeiten zu großem Reichtum gelangt sei, wie er keine Verwandten mehr habe und den Rest seiner Tage gern in Behaglichkeit verleben wolle, wie er endlich morgen wiederkommen und die Antwort auf ein Schreiben seines Freundes Bawls holen werde, das er mir beim Weggehen zurückließ. Das Schreiben enthielt folgende Worte: „Der Ueberbringer ist unser Major, der alte Bowster, ein herzensguter Mensch und reich wie ein Krösus. Ich sagte ihm, du seist ein Weib, wie es sich grade für ihn am besten schicke; heirate ihn also ohne weiteres; er wird dir nie die Ohren von bettelhaften Vorfahren und Kreuzzügen vollschwatzen, da sein Vater ein Müller war."

Ich bin recht froh, daß Sie dem Plebejer die Thüre wiesen. Ich wollte, ich wäre groß genug gewesen, um ihn selbst die Treppe hinabwerfen zu können. — Als ich das letztemal von ihm hörte, fuhr meine Mutter mit einem halb unterdrückten Seufzer fort, war er General Sir Alfred Bowster und einer der einflußreichsten Männer Ostindiens; jetzt mag er wol schon todt sein, da ich seit Jahren nichts von ihm gehört habe.

Mir schien es, als liege eine schmerzliche Klage in dem Ton, mit welchem meine Mutter die letzten Worte sprach, als bereue sie, jetzt nicht die reiche, angesehene Lady Bowster sein zu können; da ich jedoch wußte, sie wünsche Rang und Reichtum nur meines unwürdigen Ichs halber, so vermochte ich auch nichts zu entgegnen; am Abend beeilte ich mich, von meinem neuen Privilegium, dem freien Eintritt auf die Bühne des „Sterns von Stapney", den ersten Gebrauch zu machen.

Eben begann die abendliche Vorstellung im „Stapney Stern", als ich daselbst anlangte. Als der Vorhang aufgezogen war, erblickte man die beiden Helden dieser Bühne, die ohne ein Wort zu sprechen, mit mächtig großen Schwertern auf einander loshieben. Die Anhänger der beiden Kämpen waren unter dem Feldgeschrei „drauf und dran, Fitz-Nedvie! immer zu, Martingdale!" im accompagnirenden Schwertergeklirr begriffen. Völlige Erschöpfung der begeisterten Krieger führte endlich einen Stillstand der grausen Schlacht herbei. Während sie nun keuchend auf ihre Schwerter gestützt ruhten und grimmige Gesichter gegen einander schnitten, stürzte Mies de la Rose mit fliegenden Haaren in weißen Atlasschuhen auf die Bühne, um in einem langathmigen Monolog den eigentlichen Stand der Dinge auseinanderzusetzen. Se erfuhr ich nun, daß Baron Fitz-Edward zu wiederholtenmalen das Schloß des Baron Martingdale zu stürmen versucht habe, um dessen Mündel habhaft zu werden, die natürlich niemand anderes als Mies de la Rose selbst sein konnte; Sturmleitern waren eben an die Schloßwälle angelegt worden; über die Tugend der Mies de la Rose wachte jedoch ein unbesiegbarer Hüter; so oft nämlich ihr Vormund auf dem Punkt stand, seinem Gegner zu unterliegen, erschien unausweichlich Sylvan, der Dämon, zubenannt der blutrote Ritter, dessen Streichen keine irdische Macht zu widerstehen vermag. Nachdem die beiden Feinde während dieser Auseinandersetzung Athem genug gewonnen hatten, um sich in eine Konversation einlassen zu können, begann Fitz-Edward zu höhnen, zu drohen, die Bühne mit den Füßen zu stampfen, die Fäuste zu ballen und dies alles in einer Art und Weise auszuführen, die ihm donnernden Applaus erwarb, der jedoch nicht minder brausend erdröhnte, als sich Martingdale

der Wut seines Herzens hingab und so wütend brüllte, daß die Decoration, welche das freiherrliche Schloß vorstellte, zu beben begann, als wenn eine Windsbraut über die Scene gefegt hätte. Wäre sie nicht von starkem, groben Cannevas gewesen, sie hätte entzwei gehen müssen. Der lärmende Dialog hinderte jedoch den aufmerksamen Zuhörer nicht, mit Leidwesen zu bemerken, daß „etwas faules im Werk sei"; mehre bärtige Männer schlüpften nämlich in mysteriöser Weise über die Bühne und wurden unverkennbar zwischen Adelgiza — Miss de la Rose — und dem Schlosse aufgestellt. Die Entdeckung dieser Kriegslist kam zu spät; schon erfaßte Fitz-Edward triumfirend den Arm Adelgizens, um sie zum Altar zu führen und sich dort von einem gefälligen alten Priester trauen zu lassen, der alle Expeditionen, wahrscheinlich mit den nöthigen Licenzen ausgerüstet, mitmachte, als plötzlich Todtenstille eintrat und ein hoch gewachsener Ritter, geschlossenen Visiers, geräuschlosen Schrittes, mit einem roten Federbusch, der üppig aus seinem Helm sproßte, auf Fitz-Edward losging, dessen Arm mit dem Schwert berührte und Adelgizen einen majestätischen Wink gab, sich in ihr Stübchen zurückzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das eidgenössische Sängerfest in Basel

am 11. und 12. Juli.

Zweiter Festtag.

(Schluß.)

Nach der Vertheilung der Preise fuhr Schnyder von Wartensee fort:

„So ist wieder ein schöner Augenblick in unserm Leben hingeschwunden und wir sind wieder um eine schöne Erinnerung reicher. Die Gaben, die ihr als Sängerzeichen mit nach Hause nehmt, sind euch mit Liebe und Freundschaft gegeben worden, und ihr werdet euch immer und gern an diese freundlichen Geber erinnern. Das Kampfgericht hat die Bemerkung gemacht, daß die wettfingenden Vereine ohne Ausnahme das rhythmische Element sehr genau und richtig inne hielten, daß aber das rein harmonische auch bei allen mehr oder weniger zu wünschen übrig ließ. Sollen wir daraus etwa schließen, daß das Schweizervolk im allgemeinen viel mehr Sinn für Tact und weniger für gegenseitige Harmonie hat? Fast scheint es so; doch ich will jetzt dütsch mit ech rede. Es chunt mer mengisch fast so vor, denn es gibt mengisch es Putsche und es Stoße und es Rupfe unter üs, daß me meint wunder welchi Uneinigkeit und Unglück entstehe stöttli; und es si d'Musiker ohnehi im Ruef, daß sie immer gern Händel händ und i ha au öppis se g'hört, daß es au jetz dermol, wie früher, allerlei Verdrießlichkeite, Empfindelcie, gekränkte Persönlichkeite gä hät. Drüm wämmer jetz zwei Sprüch recht beherzige:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
Und wollen auch bleiben ein einig Volk in Liedern. Amen!"

In der Festhütte herrschte das fröhlichste, munterste Leben, gewürzt durch Trinksprüche und Gesänge. Den Glanzpunkt bildete folgender launige Spruch Schnyders von Wartensee's:

„Sänger! Freunde! I will ech jetzt a G'smudsbeit vorschlah, i die ihr g'wüß gern stimmi werdid. I will nämli öppis lehe loh, was zollfri is. Ihr denkid: des muß a selteni und curiosi Sach si, denn jede Plunder muß jetzt je verzollt werde. Es ist au so. Mi Sach ist aber nid zollfri, will me se öppe-n-überall gern bed, sondern will's Zschmuggle derselbe nid z'verhindere ist. Do chömid d'Zollofitatore mit ihre g'übte Fingere lang cho griffe und umetäschele, sie chönnid mit ihre spitzige Nodle lang cho sondiere, sie merkid nüd, d'Waar gohd über die best bewacht Grenze. I will ech nid länger im Wunder loh, was i meine, usercüde und ech säge: i meine Gedanke. Me weiß, wie streng es verbotten ist, dergliche g'fährliche Sache über d'Grenze vo g'wüsse Ländere z'bringe.

„Aber was für Gedanke mein i? Nid Gedanke, die mir jetzt händ. Mir händ zwor allerlei remarkabli Gedanke; g'schidi und dummi, höchi und tiefi. Aber die gönd mi jetzt nüd a; i meina die Gedanke, die anderi uf üs richtid. Die sind aber au vo vielerlei Art: freundlichi und sindlichi. Einige denkid: i mag ne n-es doch gut gönne, denn liebe Sängere, daß ße ze Basel jetzt so schöni Tag händ. Anderi denkid: was händ jetzt die Donnere drucht no Basel z'laufe um z'singe! Hättid ße nid daheim blibe chönne und öppe-n-öppis g'schideres thue! Die Gedanke mein i an nid, und i will ech jetzt düttlich mache, was i mein.

„Ihr händ g'seh, wie jetzt uf der Site de meiste Landstroße-n-i churzer Zit näi Allee entstande sind, zwor nid vo grüne Bäume, sondern vo dürre Stange, die obe e kuriosi Chäppli vo Glas händ und mit eme-n-ise Draht mitenander verbunde sind. Die heiße mer e elektrische Telegraphe. Durch de Draht zitterid und zwischerid g'schwinder als der Blitz allerlei Gedanke vo Wien no Paris, vo Berlin no Mailand, und es ehrlichs Müürli luegt im gliche Augeblick de Draht a und weiß nid, was allerlei G'spässiges vor siner Nase vorbistlügt. Diese Gedanke mein i au no nid.

„Es gid aber no e-n-anderi Art vo solche Telegraphe, die durch viel fineri Fädeli mitenander verbunde sind. Me brucht dazu keni hölzegi Stange, le Draht und 'n es Büreau. Sie göhnt au vomene Bund us, aber nid vo 22 Kantone, sondern no oo zwo Persone und d'Verbindung wird nid unterbroche, me mag stoh wo me will. E jede von üch, liebe Sänger, hed g'wüß deheim e Herz, das em über alles thüür ist. Der eint hed e Frau, der andere hed e Tochter, e Schwester, e Fründ und mänger hed sogar e Schatz oder e Brunt. Die beide Herze sind miteme gar fine unsichtbare Fädeli verbunde, mit dem me g'heim telegraphire cha. Wenn eis Herz 's andere fragt: best mi du recht lieb? so g'spürts uf der Stell d'Antwort: jo g'wüß au. Probirets jetzt nur. (Nach einer kleinen Pause.) Händ er-n-e Antwort übercho? Emel mir üsch es grotze. Jetzt wüsset er was i meina. Die Gedanke, die von üse liebe Lütte her chömmid, und üst liebe Herze deheime fellid lebe! Hoch!!!"

Es ist nicht zu sagen, wie diese Worte die vielen tausend Anwesenden elektrisirten. Der verehrte Greis mit den Silberhaaren und dem Jünglingsherzen wurde mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen, als er von der Tribüne herab unter die Sänger trat. Noch manches treffende Wort wurde gesprochen. Um neun Uhr jedoch kündigte Herr Dr. Heimlicher, Secretär des festleitenden Comités, in dessen Namen, den officiellen Schluß des Festes an. Den gemüthlichen Schluß selbst bildete ein Ständchen, das die Harmonie von Zürich den im Stadtcasino versammelten Damen des Gesangvereins zum Dank für die schöne Fahne darbrachte. In der Festhütte dauerte das jubelnde Leben fort bis gegen Morgen.

In Betreff des Geistes, der das Fest durchwehte, hörte man von allen Seiten, selbst von solchen, die ihm anfangs nicht hold waren, das Lob der größten Anerkennung. Parteipolitik konnte nicht zum Worte kommen; es war ein schönes, schweizerisches Volksfest. Mögen die Sänger aus dem Vaterland und die Gäste aus der Fremde den Eindruck, den sie empfangen haben, in sich bewahren und so den Sängerbund immer tiefer seine schon mächtigen Wurzeln schlagen lassen, damit der gesunde Stamm stets neue Zweige treibe, Blüte und Früchte und Duft

und Ueppigkeit gewinnen, während alle in Harmonie verschlungen, sicher und heiter im Schatten ruhen, den die weithintreibenden Aeste hernidersenken.

Den kunstsinnigen Bewohnern Basels den herzlichsten Dank für die gastfreundliche Aufnahme an dem herrlichen Feste, das sie in so geschmackvoller Weise den eingeborenen Sängern bereitet haben!

Schöne Literatur.

Auf die Reise.

Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz. Herausgegeben von Josef Rank. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. 1852.

Rheinische Lieder und Sagen von Adelheid von Stolterfoth (Baronin von Zuylen). Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1851.

Lorelei. Rheinische Sagen von Wolfgang Müller. Köln, Verlag der M. Dumont-Schauberg'schen Buchhandlung. 1851.

Rheinansichten, gezeichnet von C. Emminger, gestochen von A. Fesca (Kunstanstalt des österreichischen Lloyd in Triest). Verlag von B. v. Zabern in Mainz. Sechs Blätter.

(Schluß.)

Wen die Sehnsucht überkommt, den Rhein zu befahren, oder wen es verlangt, an den Ufern des herrlichen Stromes genossene Tage und Stunden in der Erinnerung noch einmal zu durchleben, der greife nach Wolfgang Müllers „Lorelei" oder versenke sich in der Adelheid von Stolterfoth „rheinische Lieder und Sagen". Beide Sammlungen sind in dem feinen, so beliebt gewordenen Miniaturformat erschienen und gehören ohne Widerrede zu dem Besten, was die reiche Literatur über den Rhein aufzuweisen hat.

An den Liedern und Sagen werden weiche Seelen, und darum die Frauen, besonderes Wolgefallen finden, denn eine elegische Stimmung durchweht sie fast alle, so daß die Dichterin schon von Mathissen die „Philomele des Rheins" genannt worden ist. Wenn sie von der Lurley singt:

> Und sie horcht, ob alles stille
> An den Ufern, auf der Flut,
> Ob die Nacht den Berg umhülle,
> Ob das Thal in Frieden ruht.
> Dann in traurig hoher Weise
> Athmet ihre Brust Gesang,
> Und ein Lied entwallet leise
> Wie der Aeolsharfe Klang. —

so gilt dies nicht weniger von ihr selber, und mehr als ein „gemüthlich-inniges Anschauen der Natur und ihrer Schönheit, der Sage und ihrer Beziehung" offenbart sich in ihren Gedichten. Das heiße, ungestillte Sehnen spricht sich in den schönsten dieser Lieder aus, daß der verlangenden Seele die tiefen Räthsel des Lebens und des Todes gelöst werden möchten, während sie in andern in ächt dichterischem Aufschwung und frommer Gefühle und Gedanken voll aus den vorzüglichen Schönheiten dieser Welt eine unsichtbare Brücke sich aufbaut zu einer unvergänglichen jenseits des Grabes. Nicht der verrufene Weltschmerz ist es, der sie sagen läßt:

> Des Sonnengottes Priesterin
> Geht einsam, unverstanden,
> Und oft durchs ganze Leben hin,
> Gedrückt von seinen Banden.
>
> Der göttlichen Kassandra gleich,
> Weissagt ihr Leb nur Schmerzen
> In dieses Daseins kurzen Reich,
> Und in dem Reich der Herzen —

denn sie hat ja auch für sich selber den Trost zur Hand:

> Sieh an des Lebens ewige Gestaltung
> Am Himmel wie auf Erden und im Meer,
> Sieh deines Geistes herrliche Entfaltung
> Und zweifle an Unsterblichkeit nicht mehr!

Aber eben ein andres ist es, was ihre Seele bewegt und was sie gar oft aus ihren Liedern herausklingen läßt, zuletzt noch „im Herbst 1849", wo es in den Schlußstrofen heißt:

> Zu Berge will ich gehn, ...
> Da lausch' ich, wenn ein Kranichzug im grauen
> Gewölk des Abends zieht nach andern Gauen,
> Ob ich nicht einen Klang vielleicht verstünde,
> Der etwas nie Gehörtes mir verkünde.
>
> Nichts! — ob die Herzen brechen und verglühn,
> Ob Freiheit siegt, ob Aufruhr schwingt die Fahnen;
> Nichts — — immer nur dies alte trübe Mahnen
> An Gehn und Kommen, Wellen und Verblühn!
> O die Natur zieht ruhig ihre Bahnen,
> Das Weltgeheimniß bergend, was wir ahnen —
> Und es ist Herbst, es ist die Welt so trübe,
> Als hätte sie nicht Hoffnung mehr und Liebe —

ein unendlicher Drang des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe bewegt die ächte Frauenseele der Dichterin und die Quelle ihres Schmerzes ist zuletzt nur das Gefühl, diesem Drang nicht vollständig genügen, Glauben und Hoffen nicht zum Wissen, und in der Liebe zu ihrer Heimat und dessen Volk wie zu allen Menschen diese nicht glücklich machen zu können. Wie innig empfunden und wie schmerzlich bewegt tönen 1849 die Wehmuthslänge aus diesem Saitenspiel:

> O hoffe nichts! noch hält der alte Fluch
> Germaniens Glieder unterm Leichentuch
> Noch schlagen des Gerichts Posaunentöne
> Nicht an die Ohren ihrer tollen Söhne!
> O hoffe nichts! Sohn dieser Tage du,
> Dir strömt nicht Gottes Geist so mächtig zu,
> Daß du, Propheten gleich, in heil'gem Grimme
> Zu ihnen reden kannst mit Donnerstimme.
> Laß' diesen Zelten ihren dunklen Lauf,
> Einst stürmt dies Volk noch Pyramiden auf,
> Dann hängen Harf' und Schwert an einer Eiche
> Und weinend träumt es vom verlornen Reiche.

Dieselbe elegische Stimmung webt sich auch durch die rheinischen Sagen der Adelheid von Stolterfoth und bildet sogar ein charakteristisches Unterscheidungszeichen derselben von ähnlichen Stoffbearbeitungen aller übrigen Dichter. Das Motiv der meisten ist unglückliche Liebe und ihre Farbe die romantisch-pathetische. Darf ein Bild gebraucht werden, so erscheint und das Rheinthal in dem Spiegel der Stolterfoth'schen Dichtung durchweg als eine im Mondschein ruhende, melancholisch träumende Landschaft, wo zwischen den epheuumrankten Trümmern der Burgen, Kirchen und Klöster die Geister der Vergangenheit geheimnißvoll leben und weben. Ueberall Wehmut und Umdüsterung. Darum eben ist Adelheid v. Stolterfoth „die Philomele des Rheins".

Ganz anders dagegen die „Lorelei" von Wolfgang Müller, dem Chorführer der jungen rheinischen Dichterschule.

Er hat es unternommen, eine Fülle des rheinischen Sagenstoffes von den Quellen des Stromes an bis nach Kleve hinab in neuer und ganz selbständiger Weise zu bearbeiten, und es ist daraus eine Sammlung geworden, die sich nicht nur jeder zusammengetragenen unbedenklich an die Seite stellen darf, sie hat sogar vor diesen den Vorzug des einen Geistes und Gusses voraus. Die Sagenstoffe sind theils historisch, theils romantisch; einige, und darunter ganz volkstümliche, sind von Wolfgang Müller zum erstenmal in poetische Form gekleidet und dem rheinischen Sagenbuch einverleibt, so zum Beispiel die schöne Geschichte von der Genovefa, das Märchen von der Zwergenamme in Sinzig und anderes, was zum Theil schon durch sein Erscheinen in den ersten Jahrgängen des Düsseldorfer Künstleralbums bekannt geworden ist.

Wolfgang Müller hat in seinen rheinischen Sagen den naiven Volkston, der sich für solche Stoffe am besten eignet, fast durchweg meisterlich zu treffen gewußt; dazu überall plastische Gestaltung, dramatische Lebendigkeit und zumeist eine schöne historische oder ethische Beziehung der Sage. Selbst noch da, wo ernstere oder gar düstere Gegenstände vorgeführt werden, geht die heitere Stimmung, wie sie dem Rheine eignet, dem Gedichte nicht verloren. Wolfgang Müller hat seine Sammlung Ludwig Uhland gewidmet und zwar in einem schönen den Sagen vorangedruckten Lied, in welchem er gegen den Schluß sagt:

In solchen trüben Zeiten
Kehrt gern in sich der Geist,
Der Dichtung Herrlichkeiten,
Sie freuen ihn zumeist.
Ich habe Trost und Segen
In Liedern mir gesucht, —
An längst verlass'nen Wegen
Fand ich manch süße Frucht.

Sieh her, es sind Gesänge
Der wilden Loreley,
Ich horchte auf die Klänge,
Der wunderbaren Fei ꝛc.

Schließlich seien den Besuchern des Rheins noch sechs im Verlag von Victor v. Zabern in Mainz erschienene treffliche Rheinansichten als Erinnerungsblätter empfohlen: der Rheinstein, Oberwesel, Braubach und die Marrburg, Stolzenfels, Nonnenwerth und die Apollinariskirche bei Remagen. Diese Blätter eignen sich sowol zu Wandverzierungen wie zu Einlagen in ein Album und stehen hinsichtlich ihrer Ausführung den schönsten der bekannteren Rheinlandschaften kaum nach. E. S.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Unstreitig gehört zu den größten architektonischen Schönheiten des Schlosses zu Marienburg in der Provinz Preußen „Meisters großer Remter" im oberen Stock. Darum ist Burggraf v. Schön auch besonders darauf bedacht, dieses Prachtstück der hochmeisterlichen Burg recht vorzugsweise weiter auszuschmücken. Die Wand dieses Festsaales, in welcher Jagello's steinerne Kanonenkugel steckt, enthält oberhalb sechs freie Blendfenster. Diese sollen mit Frescomalereien verziert werden. Große historische Gruppirungen schienen jedoch für die geringe Dimension der Fensterblenden weniger geeignet, deshalb entschloß sich Herr v. Schön nur zu lebensgroßen Bildnissen der ausgezeichnetsten Ordensgebietiger und zwar zu zweien in jeder Fensterblende. Von einer Porträtähnlichkeit kann dabei nicht die Rede sein, da wir nur Holzschnitte von ihnen aus späterer Zeit haben; nur der geschichtliche Charakter derselben soll dargestellt werden. Mit Zuziehung des Historikers Vogt in Königsberg sind folgende Männer zur bildlichen Darstellung bestimmt: 1. Heinrich Walpot v. Bassenheim, als erster Meister des Ordens Statuten beschwörend; 2. Hermann Balk als erster Landmeister und Eroberer von Preußen; 3. Hermann v. Salza als Begründer deutscher Cultur im Norden; 4. Meinhard von Querfurt als Bezähmer der Nogat- und Weichselfluten durch Deiche; 5. Siegfried von Fruchtwangen, der Erbauer der Hochmeisterburg; 6. Lutherus v. Braunschweig als hochherziger Sänger- und Dichterfürst; 7. Dietrich von Altenburg als frommer Erbauer des Ordensschlosses; 8. Winrich v. Kniprode, unter dessen segensreicher Regierung Preußen sein goldenes Zeitalter feierte; 9. Ulrich v. Jungingen, der unerschrockene Held in der unglücklichen Schlacht von Tannenberg; 10. Heinrich v. Plauen, der mutige Erretter der Marienburg von Jagello's belagernden Kriegsschaaren; sein Bild soll neben der Steinkugel, die ihm einst galt, zu stehen kommen. Unter jedes Bild kommt Name, Wappen und Jahreszahl. Die Malerei soll auf Goldgrund ausgeführt werden. Zum Entwurf der Zeichnung sind Künstler wie Cornelius und Herrmann, Begas, Dreger und Menzel, Schadow und Rosenfelder aufgefordert worden, und es haben die meisten der Genannten bereits trefflich gelungene Cartons an Herrn v. Schön eingesandt. Der Kostenbetrag soll auf außerordentlichem Wege beschafft werden.

Tabletten.

⁂ In Brüssel wird ehestens eine englische Schauspielergesellschaft erwartet, deren erster tragischer Held ein Neger ist, der jetzt in London ein ganz ungewöhnliches Aufsehen macht. Die englischen Blätter geben dem schwarzen Schauspieler, dem Ebony Tragedian, die ruhmvollsten Namen. Herr Albridge wird bald Roscius, bald Blac Kean oder Dark Talma genannt und soll als Othello, Macbeth und Hamlet das Außerordentlichste leisten. Von Brüssel wird er mit seiner Gesellschaft nach Paris gehen.

⁂ Ein Einwohner von Sheffield hat die Beobachtung gemacht, daß magnetisirter Stahl ein außerordentlicher trefflicher Blitzableiter ist. Mehre Spitzen magnetisirter Stahl, die an Blitzableitern angebracht werden, sollen ausgezeichnete Dienste thun.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 23. Juli. (Gastdarstellung der Frau Stolte, vom Hoftheater zu Braunschweig.) Maria Stuart, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Schiller. Maria: Frau Stolte. Elisabet: Fräulein Grämann.

Samstag, den 24. Juli. Der Freischütz, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Weber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 176. Samstag, **24. Juli 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

In diesem Moment der Handlung wurde ich hinter die Kulissen gerufen, wo mich Herr Montalban zu sprechen wünschte. — Es haben sich, theurer Sir, sagte der Director, mehre Schwierigkeiten bezüglich Ihrer herrlichen Tragödie ergeben. Mr. Martingdale fügte sich wol darein, sich in Gegenwart Fitz-Edwards ruhig und demüthig zu verhalten; dagegen verlangt er ein paar Knalleffecte für sich allein, gleichviel ob in einem Monolog oder mit andern zusammen. Er schlägt die Beschreibung eines Schiffbruches vor, obwol er glaubt, seine Stimme dürfte sich eher zur Schilderung eines Stiergefechtes schicken. Vielleicht lassen Sie ihn ein paar Minuten auf der Bühne schlummern; dann kann er einen Traum erzählen. — Das läßt sich ohne Zweifel machen, entgegnete ich; wie wird sich das aber mit dem Gang der Handlung vertragen? — Das kümmert den unwissenden Dummkopf freilich nicht; er dürfte jedoch das Stück verderben, falls er übellaunig wird. — Sind von den übrigen Schauspielern vielleicht noch andere derartige Wünsche ausgesprochen worden? — Das junge Mädchen muß wegbleiben, die stumme Begleiterin Editha's. Miss de la Rose beklagt sich, sie sei so schön und habe ein so anmuthiges Geberdenspiel, daß alle Aufmerksamkeit des Publikums ihr zugewendet bleibt, sobald sie auf der Bühne erscheint. — So engagiren Sie eine häßliche an ihrer Stelle. — Das werde ich wol bleiben lassen, sicherte der Director; eine Häßliche mag noch so gut spielen, das Publikum wird sich doch nicht um sie kümmern; auf ein hübsches Kind wird aber immer mit Vergnügen geschaut. Da kommt sie eben! rief er und winkte mit großer Freundlichkeit einem jungen Mädchen, die schon einige Minuten lang auf uns geblickt hatte; kommen Sie her; Sie sollen die Bekanntschaft des Verfassers unseres neuen Stückes machen.

Sie kam; trotz des sonderbaren Anzuges, der eine Combination griechischer, türkischer und indischer Tracht war und den sie als Schloßdame in Baron Martingdale's Kastell trug, glaubte ich das schönste Geschöpf zu erblicken, das mir je vor Augen gekommen. Sie konnte höchstens zwanzig Jahre zählen, war schlank und herrlich gebaut; ihr ganzes Wesen zeigte, sie sei zu etwas besserem als einer bloßen Figurantin geschaffen.

Ich habe Ihnen später noch einige Bemerkungen mitzutheilen, sagte Mr. Montalban. Jetzt muß ich nur zusehen, ob die Dolche für die nächste Scene zurechtgelegt sind. — Glauben Sie, fragte das Mädchen, als wir allein waren, daß man sich wirklich mit Ihrem Stücke beschäftigt? — Gewiß. Nach meinem Dafürhalten dürfte es binnen einem Monat zur Aufführung kommen. — Nie wird dies auf dieser Bühne der Fall sein. Nächstens wird ein Stück einstudirt, das unser Uebersetzer, der fünfundzwanzig Schilling wöchentlich und so viel Grog er auf einmal immer trinken will, bekommt, aus dem Französischen übertragen hat und das, wie ich höre, recht hübsch sein soll. Ihr Geld wird zur Anschaffung der Kostüme verwendet, die in dem Stück vorkommen.

Als ich mich von meinem Erstaunen einigermaßen erholt hatte, entgegnete ich: Ich fürchte, Sie sehen die Dinge auf dieser Bühne in allzu ungünstigem Licht. Freilich steht Ihre Stellung hier keineswegs im Verhältniß zu den Verdiensten, die Sie besitzen ... — Und Sie legen meiner Versicherung, Hengist und Horsa würden nicht erscheinen, diesen Grund unter? da irren Sie; was ich Ihnen sage, ist vollkommen wahr. Meine Stellung hier entspricht übrigens völlig meinen Wünschen. — Da ist Ihr Ehrgeiz leicht befriedigt, da ich höre, man weise Ihnen immer nur stumme Rollen zu. — Ich bin die Doppelgängerin der Miss de la Rose und gewinne dergestalt Routine und Bühnenkenntniß. — Ihre Doppelgängerin? Wie verstehen Sie das? — Ich lerne alle ihre Rollen, damit sie, falls sie unwol oder auch zufällig von einem Cab überfahren wird, ersetzt werden könne; möge dieser Zufall sich nur einmal ereignen, dann habe ich sie aus dem Felde geschlagen und sie dürfte es nie wieder betreten. — Und dieser entfernten Hoffnung widmen Sie jeden Abend und sind dabei gewiß auch noch schlecht bezahlt? — Ich erhalte so geringe Gage, daß sie eigentlich gar nicht in Rechnung gebracht werden kann. Auch widme ich mich nicht des Geldes halber der Bühne und bedarf keines Gehaltes zur Bestreitung meiner Bedürfnisse. Wollen Sie mich Ihr Stück durchlesen lassen? — Von Herzen gern, antwortete ich. Ich habe noch eine Abschrift zu Hause. — Geben Sie mir Ihre Adresse, sagte sie, ich werde morgen darum schicken. Lassen Sie sich von dem, was ich Ihnen gesagt, einstweilen nichts merken; seien Sie aber nichts destoweniger darauf gefaßt. Jetzt Adieu, ich muß die Honneurs an der zweiten Tafel auf der Bühne machen.

Donnernder Applaus begleitete sie, als sie anmuthvoll über die Bühne schritt; er steigerte sich noch, als sie sich mit dem Ausdrucke der tiefsten Ehrfurcht dankend vor dem Publikum verneigte. Miss de la Rose berührte meine Schulter. — Diese Miss Claribel, meinte sie, ist das eitelste Geschöpf, das je über die Bretter schritt. Kann sie denn nicht ruhig auf ihrem Platz gehen und muß sie denn immerfort mit dem Parterre kokettiren? — Wirft sie schon lange an dieser Bühne mit? — Sie wirft gar nicht mit und wird nie mitwirken, versetzte die erste Heldin mit großem Pathos; sie wartet lange schon auf eine Gelegenheit auszutreten, sie soll ihrer aber, dafür bin ich Bürge, nie theilhaftig werden. Sie wird die Ophelia stets nur vor dem Spiegel spielen, nie aber mit fliegenden Haaren vor die Lampen treten und auf der Bühne ihre Balladen singen dürfen. Da applaudiren sie ihr schon wieder. Das ist zum Nervösewerden; hat sie doch nichts weiter gethan, als dem garstigen Martingdale einen Hum-

pen krebenzt. — Sie ist so schön, sagte ich, und alle ihre Bewegungen sind so majestätisch. — Meinen Sie? Da haben wir ganz verschiedene Ansichten, aber ich höre schon wieder Applaus; das wird noch mein Tod sein. Jetzt aber Gott befohlen; mein Schlagwort kommt und ich muß hinaus, um mit dem Baron zu zanken. Bei diesem Worte steckte sie den Dolch in ihrem Gürtel zurecht und eilte auf die Bühne.

Miß Claribel gesellte sich wieder zu mir. — Miss de la Rose, begann sie, ist eine strenge Kritikerin ... wie alle Leute, die Unwissenheit und Eitelkeit vereinigen. — Ich verschere Sie, daß ihr Urteil nicht das meinige ist; doch hat sie mir eines gesagt, was mir viel Vergnügen machte, daß Sie sich nämlich anschicken, in der Rolle der Ophelia aufzutreten. — Und warum macht Ihnen dies Vergnügen? fragte sie. Es ist eine schöne Rolle und ich getraue mir sie in ihrer ganzen Reinheit und Einfachheit aufzufassen. — Daran zweifle ich nicht im mindesten und in der That ... der Strak ihres schönen Auges traf mich so durchdringend, daß ich errötend inne hielt. — O, ich sehe schon, rief sie aus, Sie glauben, als Hamlet die Welt aus den Angeln heben zu können. — Ich habe diese Rolle in der That studirt. — Können Sie deklamiren? — Ich glaube. — Wollen Sie mich etwas hören lassen? — Ich werde stolz auf die Zuhörerin sein. — In diesem Falle will ich das Manuscript selbst morgen in Ihrer Wohnung abholen und wir können dann eine Scene mit einander durchprobiren. — Meine Mutter wird Sie mit großem Vergnügen empfangen. Ich werde um Mittag Ihrer warten. Ein Kopfnicken drückte ihre Zustimmung aus, worauf sie sich entfernte. — Sind Sie überzeugt, Mr. Montalban, fragte ich den jetzt herbekommenden Director, daß Hengst und Horsa bald zur Aufführung kommen werden? — Ich will kein Gentleman sein, betheuerte der Director mit beschwörendem Tone und die Hand auf die Magengrube gelegt, wenn ich Sie betrüge; der Tag, an dem ich mein Ehrenwort breche, würde auch der letzte meines Directorats an dieser Bühne sein. — Was konnte ich gegen diese solenne Zusage wol noch einwenden? Ich beschloß weitere Auskunft von Miss Claribel abzuwarten und verließ das Theater, ehe noch das Stück zu Ende gespielt war, in einigermaßen düster gewordener Stimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Jena's Friedhof.

Aus „Weimar und Jena“ von Adolf Stahr.

Einer von meinen Lieblingsorten in der Jena'schen Umgebung ist der städtische Friedhof. Er liegt am westlichen Ende der Stadt und zieht sich von Norden nach Süden zu einem sachtansteigenden Hügel hinauf. Eine Kirche in seiner Mitte bildet die Grenze zwischen dem alten und dem neuern Theil. Der letztere, am höchsten gelegene, gewährt über die niedere Einfriedigungsmauer hinweg eine reizende Aussicht auf die Umgegend. Breite, wolgebaute Kieswege mit blühendem Buschwerk, auch wol mit Fruchtgesträuch eingefaßt, durchschneiden in allen Richtungen diesen sorgsam gepflegten Garten des Friedens. Schauern von Singvögeln beleben die buschigen und baumbepflanzten Partien der älteren Abtheilung, deren verfallene Kreuze und verwitterte Denksteine, von halb verwilderten Anlagen umgeben, einen schwermütigen Contrast bilden gegen die heitere Sauberkeit und wolgepflegte Blumenfülle, welche überall auf dem neuen Kirchhof die zahlreichen Ruhestätten umgibt. Ringsher schauen Weinberge und Gärten, korn- und buschbedeckte Höhenzüge und ferne Waldberge hinein in diesen lieblichen Raum voll ewig erneuter Spuren liebender Erinnerung. Von der Stadt, die versteckt am Fuße des Hügels liegt, sieht man nur den spitzen Kirchthurm über den Baumgipfeln auftagen. Dafür schweift der Blick gen Süden weit hinaus in das Saalthal, aus dessen letzter Ferne heute die hohe Leuchtenburg in heiterer Helle und entgegenstrahle, ganz verklärt von einem Schlaglichte der sinkenden Sonne, die nach einem trübkich-grauen Sciroccotage endlich siegend aus dem Gewölke hervorbrach. Durch den offenen Bogen eines Begräbnißplatzes gesehen, welcher mit wildem Weine dicht umrankt, einer italischen Veranda gleichend, den Durchblick von dem neuen über den alten Kirchhof hinweg gestattet, gab es das anmutigste landschaftliche Bild. Unter diesem Bogen schläft der vieljährige Arzt Goethe's und Schillers, Hofrat Stark.

Wir waren hinausgegangen, um eine andere Ruhestätte, das Grab der Frau aufzusuchen, die mit Schillers Gedächtniß unauflöslich verbunden, sein edles Bild am innigsten und treuesten dargestellt und noch nach ihrem Dahinscheiden uns mit theuern Reliquien seines Geistes und Gemütes beschenkt hat. Karoline v. Wolzogen, die Schwester von Schillers Gattin, die geliebteste Freundin Schillers schläft hier den ewigen Schlaf nach einem langen, an Glück und Leiden überreichen Leben. An der äußersten nördlichen Ecke des neuen Friedhofes erhebt sich ein einfaches graues Marmorkreuz, von einem weißen Sandsteinsockel getragen, inmitten des blumengeschmückten, von einem feinen Eisengitter umschlossenen Plätzchens. Auf dem Kreuze steht neben der Angabe von Namen, Geburts- und Todesjahr die selbstgewählte Inschrift:

Sie irrte, litt, liebte,
verschied
im Glauben an Christus die erbarmende Liebe.

In haldreicher Jugend einem ungeliebten Manne vermält, um bald wieder von ihm getrennt zu werden und eine andere Verbindung zu schließen, die, zwar von reiner Neigung getragen, doch ihr Herz nicht vollkommen ausfüllte, geliebt von der idealen Leidenschaft eines Schiller, dessen Liebe zu seiner späteren Gattin sich eigentlich an der Liebe für die ungleich höher begabte, ihm verwandtere Natur der Schwester aufnährte; verehrt von den Besten, befreundet mit den würdigsten und größten ihrer Zeitgenossen, glückliche Gattin und Mutter, glücklich im Sonnenglanz des Ruhmes, der ihren theuern Schiller umstralte, sah sie all dies Glück von dem ehernen Hammer des Schicksals Schlag auf Schlag zertrümmert, sah den Gatten, den einzigen Sohn, die Freunde ihrer Seele, sah sie Schiller und Stolberg, die Schwester, den Enkel, Goethe selbst und Knebel, Karl August und Luise, alle Genossen ihrer Jugend und ihres Glückes vor sich in die Gruft sinken, ehe sie, die vierundachtzigjährige Greisin, ihnen am 11. Januar 1847 als die letzte folgen durfte.

In dem Leben dieser Frau liegt eine der größten Herzenstragödien verborgen. Aber den Schlüssel, der uns das volle Verständniß eröffnen könnte, hat sie mit sich hinabgenommen unter den Hügel, der ihre Hülle deckt. Der würdige Gelehrte und geistvolle Autor, dessen Sorgfalt wir die Anordnung und Herausgabe der beiden Bände von Karoline v. Wolzogens literarischem Nachlasse verdanken, berichtet in der Vorrede, daß ein Theil ihrer Correspondenz von der Verstorbenen als der Vernichtung zu übergeben bezeichnet sich vorfand und, ohne die Siegel zu lösen, verbrannt wurde. Wer die vorhandenen Blätter aufmerksam liest, kann unschwer erraten, welche Lebenszeugnisse dadurch der Nachwelt entzogen worden sind. Aber auch etwas anderes erfahren wir aus jener Vorrede. Der wichtigste Theil dieses Nachlasses sind Briefe Schillers. Es sind zumeist seine Liebesbriefe aus den Jahren 1788 bis 1790, aber vielmehr die Briefe, welche er an beide Schwestern zugleich gerichtet hat. Frau v. Wolzogen hatte in ihrer Biographie Schillers

bereits selbst einiges aus diesen Briefen mitgetheilt, aber sie hat dabei eine ihrer Art vielleicht einzige Fälschung angewendet. Denn nicht nur, daß ihre Hand aus denselben alle scharfen Ecken und schroffen Kanten von Schillers Wesen und Ausdrucksweise zu ebnen und zu stumpfen, alles Herbe und Verletzende zu mildern oder durch Auslassung, ja Veränderung zu entfernen bestissen war, sondern es begegnen uns nach dem Berichte des Herausgebers unter diesen Aenderungen auch solche, durch welche eine der merkwürdigsten psychologischen Probleme im Leben und Charakter Schillers der Welt vollständig zu verhüllen die Absicht gewesen ist. Der Herausgeber gibt uns darüber folgende andeutenden Aufschlüsse: „Es läßt sich nicht bergen, daß Frau v. Wolzogen an jenen Briefen Schillers das unschuldigste und liebenswürdigste Falsum begangen hat, das wol je in der Literatur begangen worden ist. Man wird in den Briefen an die beiden Schwestern das psychologische Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebett des Grafen von Gleichen erzählt. In der Sicherheit seines hohen Geistes geht Schiller auf dieser gefahrvollen Bahn mit der naivsten Bewußtlosigkeit über ihre Gefahr und doch mit klarem Bewußtsein über die Art seiner nicht getheilten, aber zwiefachen Liebe. Als nun Frau v. Wolzogen, bereits hochbejahrt in ihrem „Leben Schillers“ einige dieser Briefe mittheilen wollte, mochte daßjenige, was nachher in der reinen Natur dieser Menschen sich naturgemäß gelöst hatte, — ihr in der Erinnerung fremdartig erscheinen; sie zog sich gleichsam aus diesen Briefen zurück und überließ der glücklichern Schwester die Ehrenstätte, welche dieser das Geschick nachmals bestimmt hatte. Man erkennt noch deutlich die Correctur der späten zitternden Hand in Schillers fester, schöner Handschrift, wie an die Stelle des Plurals oder vielmehr des Duals der Singular gesetzt und an besonders leidenschaftlichen Stellen die „Karoline“ gestrichen und eine „theure Lotte“ zum damaligen Drucke eingeschoben ist.“

Der Herausgeber des Nachlasses hat recht gethan, die ursprünglichen Lesarten in diesen Briefen überall wieder herzustellen. Denn Mittheilungen solcher Art können nur dann einen Wert für die Nachwelt haben, wenn wir ihrer Treue und Zuverlässigkeit in allen Stücken gewiß sein dürfen.

(Schluß folgt.)

Zur Genealogie des Hauses Bonaparte.

Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes ergänzt die neuerdings so zahlreich erschienenen genealogischen und biographischen Nachweise über die Napoleoniden durch nachstehende Zusätze über die Familien Camerata und Castelvecchio. Die 1805 geborene Gräfin Napoleone Camerata lebt seit langer Zeit von ihrem Gemal geschieden. Sie selbst war es, welche die Losung dazu gab. Der Graf Camerata wird als ein charakterschwacher und bigotter Herr geschildert. Sein regelmäßiger Wohnort ist Bologna, wo er einen geräumigen Palast besitzt. Sechzehn Domestiken warten seiner Befehle. Nach dem Frühstück läßt er sich bis 11 Uhr vom Intendanten Bericht über seine weitläuftigen Besitzungen abstatten, besucht hierauf ein Café, speist um drei Uhr, ruht aus, fährt nach einer seiner Campagnen und nach seiner Rückkehr von da in die Oper, worauf am nächsten Tage dasselbe Leben beginnt. Dies der Lebenslauf eines italienischen Magnaten. An der Seite eines so energielosen Gatten fand ein Mann weib, wie die Gräfin, keinen Spielraum für ihren unruhigen, ungestümen Unternehmungsgeist. Man durfte sie nur einmal sehen, um sie eines abenteuerlichen Planes, wie des der Entführung des Herzogs von Reichstadt (1831), fähig zu halten. Sie glich ihrem Gemal noch weniger als ihrem eigenen Vater, dem Fürsten Baccioschi. Sie war das treue Ebenbild ihrer Mutter Elisa, und von dieser ist bekannt, wie sie sich als Fürstin von Lucca und Piombino, alsdann als Großherzogin von Toscana gerirte und wie ihr Gemal nur als der erste und vornehmste ihrer Höflanten gehalten wurde. Während das Alltagsleben des Grafen gleich einer Pendeluhr in einförmigem Stundenschlag verlief, schweifte des Kaisers thatkräftige Nichte wie unstät umher, bald auf ihren eignen Gütern in Illyrien, bald in Mailand, Florenz und Rom oder auch in der Schweiz. Waren es nicht Oekonomieräte und Seckelmeister, die sich bei ihrem Erscheinen um sie her versammelten, so war es sicherlich eine Elite von Rechtsanwälten. Deren aber bedurfte sie zu ihren selten ruhenden Processen mit ihren mütterlichen Oheimen, von welchen sie sich immerdar verkürzt glaubte, oder zu Consultationen in ihren mehrmaligen Zerwürfnissen mit der kaiserlichen Regierung. In den Jahren 1839 bis 1841 lebte ihr einziger Sohn Napoleon, damals zwölf bis vierzehn Jahre alt, in einem schweizerischen Institut. Es war ein vielversprechender Knabe und, wie die Mutter, im Schnitt und Ausdruck des Gesichts, tiefem Feuer des Blicks, Hautfarbe, Gedrungenheit der Gestalt und Fall der Schultern von auffallender Aehnlichkeit mit dem Kaiser, seine Rede kurz und präzis, seine ganze Haltung kraftvoll und entschlossen. In den dramatischen Stücken, die man dann und wann zur Kurzweil im Institut aufführte, spielte er jedesmal die Soldatenrollen. Von Zeit zu Zeit kam auf Anordnung der Gräfin ein katholischer Vater aus dem benachbarten Freiburgischen, damit der religiöse Unterricht nicht vernachlässigt bliebe. Darin zum mindesten mochten Vater und Mutter eines Sinnes sein. Während der genannten Jahre kam die Gräfin wiederholt zum Besuch ihres Sohnes und hielt sich in der Regel einige Tage in Genf auf, wo sie an der russischen Gräfin B., einer Person von persönlich großer Liebenswürdigkeit, dabei aber sehr zweideutigen Rufs und geborne Engländerin, eine intime Freundin besaß. 1841 starb der alte Fürst Felix Baccioschi und hinterließ seiner einzigen Tochter den Mießbrauch seines in acht Millionen Franken bestehenden Vermögens, welches nach ihrem Ableben ohne Schmälerung an seinen Enkel übergehen sollte. Hierzu gerechnet die zwei Millionen, welche die Gräfin eigens besitzen soll und das sehr beträchtliche Vermögen des alten Camerata, so ergibt sich eine recht artige Gesammterbschaft für den kaiserlichen Großneffen. Nach dem Tode seines Großvaters wurde Napoleon nach Genf beschieden, um bei der Gräfin B. standesmäßig, das heißt mit Nichtsthun, zu trauern, und bald hernach gänzlich aus der Pension zurückgezogen und einem jungen englischen Tutor übergeben, der seine gräfliche, respective prinzliche Erziehung vollenden sollte. Jedenfalls war der Mentor von seiner Landsmännin, der Gräfin B., hierzu ersonnen und empfohlen. Camerata kam, wie der Augenschein lehrte, nicht in die rechten Hände, nicht zwar solche, die ihn physisch und moralisch zu verwahrlosen drohten, indeß auch nicht in solche, welche die Funken in diesem Feuerkopf zur edlen Flamme zu entzünden verstanden hätten: was man von britischem Hochmut sagt und sieht, culminirte in diesem seinem Hofmeister. Napoleon hatte sich, wie es hieß, für den Seedienst entschieden oder seine Mutter ihn dazu bestimmt. Weder aber hat von nautischen Studien noch sonst etwas von ihm verlautet, bis auch er in letzter Zeit unter den Planeten der neuen Sonne Namen und Stelle gefunden hat.

Einige Zeit bevor der junge Camerata dem Institut Lebewol sagt, trat ein zweiter Italiener in dasselbe ein, der Signor Francesco Castelvecchio aus Florenz, ein siebzehnjähriger statt-

licher und hoch aufgeschossener Mensch, strotzend in Fülle der Gesundheit, blond, rothwangig und liebfreundlichen Angesichts, doch ohne sonderliche Begabung und in dem Grade weiblich und unentschieden, als Napoleon positiv und intelligent auftrat. Beide waren Vettern, nur Francesco ein Bastard, des Grafen von St. Leu natürlicher, mit einer Florentinerin erzeugter Sohn, also Halbbruder des Präsidenten, der damals auf der Veste Ham das Boulogner Attentat büßte. Der Ersönig hatte diesen seinen Nachgebornen durch einen seiner Privatsecretäre zur Schweiz geleiten lassen. Dieses Secretärs pflegte er sich zu Führung seiner vertraulichsten Correspondenzen zu bedienen, da seine eigenen völlig krumm gewordenen Finger kaum mehr vermögend waren, ein unleserliches „Louis“ unter seine Briefe zu kritzeln; auch dazu mußte ihm der Secretarius die Hand führen, jedoch dictirte er alle Briefe selbst. Die öffentliche Meinung und die Geschichte haben es dem einstmaligen Beherrscher von Holland zu hoher Ehre angerechnet, daß er den Heroismus und die Selbstentleugnung besaß, freiwillig auf eine Krone zu verzichten. In seinen späteren Lebenstagen mußte er sich so mancher Charakterschwachheit bezüchtigt sehen und seine Umgebungen klagten insonderheit über seine fixige Kargheit, seinen unausstehlichen und kleinlichen Eigensinn. Vergleichen Schwächen aber, die ihm mit dem Alter kommen mochten, verkümmern ihm nicht den Ruhm, in einem der entscheidendsten Momente seines Lebens männlich, edel, königlich gehandelt zu haben. Er war damals ein mittler Sechziger, hatte es aber ungern, wenn man ihn alt fand oder nannte. Der Dirigent der Erziehungsanstalt, welcher Castelvecchio anvertraut war, ließ sich in einem seiner Briefe beigehen, von einem „respectable vieillard“ zu sprechen und als solchen den Ersönig zu bezeichnen und mußte umgehend folgende Antikritik vernehmen: „Si vous me ditos vieux, vous avez raison, car je le suis. Mais si vous me dites vieillard, je crois que c'est un terme qui se rapporte plutôt au déclin de la vie.“ Drei Jahre vor seinem Tod, der am 25. Juli 1846 in Livorno erfolgte, wo er vergebens seinen der Haft in Ham (25. Mai) entronnenen rechtmäßigen Sohn noch einmal zu sehen gehofft hatte, traf er seine testamentlichen Verfügungen. Seinem natürlichen Sohn Francesco waren darin 150,000 Franken als Erbe und Legat mit der ausdrücklichen Clausel ausgesetzt, daß, selbst wenn derselbe sich jemals undankbar gegen seinen Wohlthäter erzeigen ließe, obige Bestimmung nicht als ungültig widerrufen werden könne noch solle. In dieser Weise wurde des jungen Mannes leidliches Fortkommen gesichert. Nach einer fernern Verfügung sollte er unter Leitung eines erfahrnen Begleiters mehrere Jahre auf Reisen durch Europa zubringen. Seit seiner Rückkehr nach Florenz ist nichts weiteres öffentlich über ihn bekannt geworden und unter den Napoleoniden, die dermalen in Paris der Restauration des Empire und des Krönungsfestes warten, zeigt sich vom Signor Castelvecchio keine Spur.

Tabletten.

*** Victoria regia, die Wasserlilie aus Guiana, wird bald von einer fast ebenso riesigen und noch schöneren Schwester aus Australien entthront werden. Die neue Nymphäe ist bereits nach England unterwegs. Sie soll nicht ganz so große Blätter, aber eine schönere Blüte haben. Die der Victoria regia ist weiß und geht im Verlauf ins Rote über; die der Australierin ist vom schönsten Himmelblau.

*** Ludwig Uhland, auf einer Reise nach München begriffen, wo er für seine Volkslieder Nachforschungen zu machen beabsichtigt, ist am 19. Juli abends in Augsburg von der Lz Artaxel mit Ständchen ꝛc. begrüßt worden.

*** Viele Leser wird es interessiren zu hören, daß sich der Componist des Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ auf einer Vergnügungsreise jetzt in Dresden befindet. Der ehrwürdige und heitere Greis, Bellmann, dessen Namen in der musikalischen Welt einen guten Klang hat, steht jetzt im 82. Lebensjahr. In Muskau in dem damals noch sächsischen Theil der Lausitz geboren, fand er später eine zweite Heimat in Schleswig, wo er noch jetzt bei dem dortigen Stift als Organist fungirt.

*** Die Luftschiffer Gebrüder Godard sind am 18. Juli von Meaux in zwei Ballons abgefahren, um sich nach Straßburg zur Eröffnung der Eisenbahn zu begeben. Sie sind drei, wie der Telegraph nach Paris gemeldet, glücklich angekommen.

*** In den elysäischen Feldern in Paris hat man seit vielen Jahren einen alten Klarinettbläser mit einem weißen Hund bemerkt, für den ein junges Mädchen, das er angenommen hatte, von den Vorübergehenden milde Gaben einsammelte. Am vorigen Sonntag unterbrach ein schwarzgekleideter Herr den blinden Musikanten in seinem Spiel und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihnen: Sie heißen Brique Touche? — Ja mein Herr. — Sie sind Veiller? — Ja mein Herr. — Und blind? — Ja mein Herr. — Sie haben eine Pflegetochter? — Ja mein Herr. — Und einen weißen Hund? — Ja mein Herr. — Sie hatten einen Freund auf der Brücke Tournelles? — Er heißt Gallmard. — Er hieß so, denn seit drei Tagen liegt er auf dem Kirchhof. Der Blinde stieß einen Schmerzenslaut aus und weinte. Es ist richtig, fing der schwarze Herr an, Sie sind Brique Touche. Gallmard hat Sie zum Universalerben eingesetzt. Er vermacht Ihnen seine Klarinette und ein Kästchen, das er vergraben hatte, darin befinden sich 80,000 Franken. Brique Touche war so ergriffen, daß sich seine geschlossenen Augen aufthaten, und er den Notar mit ein paar schwarzen Augensternen anglotzte. Er umarmte vor Freuden seinen Hund und das Mädchen, lief mit dem Notar in einen Fiaker und holte seine Erbschaft. Sein Freund hatte seit beinahedreißig Jahren als Blinder auf der Brücke Tournelles Klarinette geblasen und bei sehr dürftiger Lebensweise die große Summe gesammelt. Das Testament ordnet an, daß die Pflegetochter Marianne des Erben nach ihm das ganze Vermögen erben soll.

Berichtigung.

In der gestrigen Nummer ist auf der ersten Spalte der dritten Seite, Zeile 8 von unten statt „vorzüglichen“ zu lesen: vergänglichen Schönheiten. Ferner ist am Schluß des Feuilletons auf der vierten Seite zwischen „Hermann“ und „Vegas“ das Komma zu streichen.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 24. Juli. Der Freischütz, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Weber.

Sonntag, den 25. Juli. Zampa, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Herold.

Montag, den 26. Juli. (Gastdarstellungen der Frau Stolte und des Herrn Bärde.) Faust, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Goethe. Margarete: Frau Stolte. Faust: Herr Bärde.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 177. Montag, 26. Juli 1852.

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Als ich mit dem Klopfer ans Hausthor pochte, öffnete mir der Miethsmann, der das obere Stockwerk bewohnte und den ich öfter auf der Violine spielen gehört hatte, ohne seiner jedoch je in der Nähe ansichtig geworden zu sein. Sein Gesicht war so dicht bebartet, daß man der Züge kaum ansichtig wurde. Er trug eine mit Schnüren besetzte Pikesche, weite Beinkleider und glänzend gewichste Stiefel. Als er meiner ansichtig wurde, lächelte er freundlich; unter dem dichten Schnurrbart blickte eine Reihe schneeweißer Zähne hervor; er lüftete dann grüßend den niedern, breitkrämpigen Hut und sprach in gebrochenem Englisch mit auffällig deutschem Accent: Sehr schöne Nacht das, zum Spazierengehen — hoffe, Sie befinden sich wol? Nach dieser Ansprache drückte er mit graziöser Verbeugung den Hut fest in die Stirne, faßte ein langes, in einen grünen Umschlag gehülltes Packet fester unter den Arm und verließ das Haus. In London kann man jahrelang mit jemanden unter einem Dache wohnen, ohne ihm begegnen oder an ein Bekanntwerden denken zu müssen. So war auch dieser Nachbar für uns eine Zerstreuung, die wir nur beachteten, wenn wir seine Geige oder seinen Schritt auf der Treppe hörten; jetzt aber, nachdem ich ihn gesehen und einige Worte mit ihm gewechselt hatte, war er für mich eine reelle Existenz geworden und ich schämte mich meiner einsiedlerischen Zurückhaltung.

Punkt zwölf Uhr erschien Miss Claribel, einfach gekleidet und höchst bescheiden in Manieren und Sprache. Nichts hätte in ihr die fantastisch geputzte Theaterprinzessin von gestern Abend erkennen lassen. So schön sie auch war, so elegant jede ihrer Bewegungen genannt werden mußte, so erinnerte doch nichts an ihr auch nur im entferntesten an die Bühne. Meine Mutter empfing sie sehr freundlich.

Ihre genaue Bekanntschaft mit den innern Vorgängen der Oekonomie des Theaters, sagte sie, wird meinem Sohn sehr zu statten kommen, wenn Sie so freundlich sein wollen, ihm die Resultate Ihrer Erfahrung mitzutheilen. — Meine Erfahrung ist sehr beschränkt und umfaßt nur die Schauspieler an unserer Bühne, da wir noch nie mit Schriftstellern zu thun hatten. — Wie, die Direction des „Stapney-Sterns" hätte nie mit Schriftstellern zu thun gehabt? fiel ich ein. Wie gelangt sie denn zu ihrem Besitz neuer Stücke? — Sie stiehlt sie, versetzte Miss Claribel kaltblütig. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß wir einen Uebersetzer besolden, ein sehr brauchbarer Mann, so lange er nüchtern ist; der bringt uns alles Neue, was Deutschland und Frankreich zu erzeugen vermögen. — Wie aber, wenn der Direction neue Stücke angeboten werden? — Dann macht die Direction ins Fäustchen, läßt in den Blättern einige Artikelchen über die Aufmunterung einrücken, die man jungen Talenten schuldet, zieht den möglichsten pecuniären Nutzen aus der Eitelkeit des Aspiranten und geht zu einer neuen Uebersetzung von Scribe oder Kotzebue über. — Theurer Karl, sagte meine Mutter, ich wünschte, wir hätten Miss Claribel einige Tage früher kennen gelernt. — Der „Stapney-Stern", bemerkte ich, muß aber doch eine Ausnahme von dieser Regel machen, da Mr. Montalban mir sagte, er hatte nur auf englische Originalarbeit; er lege zwar keinen großen Werth auf Shakespeare's Dramen, wol aber wende er sich principiell und ausschließlich den modernen Poeten zu. — Um Weihnachten wird allsährlich eine Originalpantomime gegeben; übrigens will ich die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß Hengiste Verdienst dem Mr. Montalban die Augen öffnen könnte. Wollen Sie mir nun erlauben, selbst ein Urteil über Ihr Werk zu fällen?

Ich beeile mich ihr die versprochene Abschrift zu geben und erinnerte sie sodann an den Inhalt unseres gestrigen Gespräches mit der Frage, ob sie ihr auf die Rolle der Ophelia bezügliches Versprechen vergessen habe? — Augenblicklich legte sie ihren Hut ab, hing ihn einem Blumenkörbchen gleich an den Arm, entfernte ihr Haar los, das in reichen Locken über ihren Rücken hinabfiel, ließ die Augen umstät und wie in Geistesabwesenheit herumrollen und begann das bekannte „hier ist Rosmarin rc." zu declamiren. Sie hatte kaum wenige Minuten gesprochen, als meine Mutter auch schon in Thränen zerfloß. Ich schämte mich in meiner Männlichkeit ihrem Beispiel zu folgen, konnte jedoch ein gewisses unbehagliches Klemmen und Beengen in der Kehle nicht los werden. — Ist es möglich, rief ich aus, daß Ihnen auf Ihrer Bühne nie Gelegenheit zur Entfaltung eines so herrlichen Talents geboten wird? — Sehr möglich, wie die Erfahrung zeigt, entgegnete sie; kommt mir nicht ein günstiger Zufall zu Hülfe, so wird diese Möglichkeit auch fernerhin und noch lange stattfinden. Das Debütiren der jüngeren Bühnenmitglieder hängt bei uns ausschließlich von der Gesundheit und Lebensfähigkeit der älteren ab. Ich kenne Schauspieler, die heute noch mit schlotternden Beinen dieselben Rollen spielen, die sie vor vierzig Jahren übernommen haben, und dies nur thun, um gefürchteten jüngeren Talenten jede Carriere unmöglich zu machen. — Steht es denn Ihrem Director nicht frei, die Rollen nach seinem Gutdünken zu vertheilen? — Ganz und gar nicht. Miss de la Rose hat in ihrem Contract eine Clausel, die ausdrücklich besagt, sie müsse alle ersten Rollen bekommen. — Und wenn zwei Hauptrollen in einem Stück sind? — Dann fällt die zweite unausbleiblich der alten Mrs. Winblehaw zu, der unvermeidlichen Emilia der Desdemona de la Rose. — Und Sie! rief ich, bekommen demnach gar keine Rolle? — Keine; die genannten beiden Damen würden augenblicklich das Theater verlassen, hätte ich nur einmal und auch nur eine einzige Zeile zu sprechen. — In diesem Fall, theurer Miss Claribel, sagte meine Mutter, welche von

der schlichten Offenherzigkeit unseres Besuches ganz bezaubert war, muß ich Sie fragen, warum Sie bei der Bühne bleiben? Sie würden gewiß auch einen andern Weg finden, um Ihre außerordentlichen Talente geltend machen zu können. — Ich zeichne bisweilen und mache auch kleine musikalische Compositionen. Dadurch erwerbe ich so viel, wie ich brauche, und habe übrigens genügende Gründe, um bei der Bühne zu bleiben. — Ich kenne Sie noch nicht lange genug, um mir Ihr Vertrauen zu erbitten; ich darf Sie jedoch versichern, daß mich Ihre Erfolge im Leben höchlich interessiren werden und es mich freuen soll, wenn Sie mich als Ihre Freundin betrachten.

Miss Claribel faßte die Hand meiner Mutter. — Ich versuche es nicht, sagte sie, Ihnen meinen Dank auszusprechen, da solche Güte mich völlig übermannt. Wenn Sie die Oede kennen würden, die im Leben einer armen Schauspielerin herrscht, die Einsamkeit, die ihrer harrt, wenn sie dem Schimmer der Lampen den Rücken wendet und in ihr unfreundliches Zimmer zurückkehrt, die Theilnahmlosigkeit, die sie selbst dann empfindet, wenn ihr rauschender Beifall zu Theil wird, so würden Sie wissen, welchen Wert mein Herz auf die freundliche Sympathie einer Dame ihres Gleichen legt. Ihr Wolwollen ist für mich ein lichter Punkt in meiner trüben Existenz; ich werde Sie besuchen, so oft ich fühlen werde, daß die Kränkungen, die ich erlebe, mich überwältigen und ihre Wucht mich zu erdrücken droht.

Das Gespräch hatte eine zu sentimentale Wendung genommen, als daß ich ein Wort über meinen Hamlet hätte vorbringen können. Beide Damen schienen die Existenz des Dänenprinzen und zeitweilig fast auch die Gegenwart seines Repräsentanten vergessen zu haben. Ein Gefühl unangenehmer Enttäuschung drückte mein Herz, als ich die Hand der Miss Claribel zum Abschied schüttelte. Ich wollte den Grund derselben nicht einmal mir selbst gegenüber aussprechen; ohne Zweifel rührte er jedoch von ihrer Nichtbeachtung meiner dramatischen Fähigkeiten her. Unter allen Uebeln, denen Theatermenschen ausgesetzt sind, wird keines so schmerzhaft wie Vernachläßigung empfunden. Meine Mutter war von der neuen Bekanntschaft ganz entzückt. Sie hielt sich für überzeugt, es müsse irgend ein mysteriöses Bewandtniß mit ihr haben, hinter welches zu kommen sie fest entschlossen war. Ich aber fügte mich drein, eine Woche lang, ein Termin, den Mr. Montalban gefordert hatte, mich in Geduld zu fassen und dann den versprochenen Proben von Hengist und Horsa beizuwohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Jena's Friedhof.

Aus „Weimar und Jena" von Adolf Stahr.

(Schluß.)

Schillers Lebens- und Geistesentwickelung erscheint auch dadurch in einem scharfen Gegensatz gegen die Goethe'sche, daß bei ihm die volle große Leidenschaft der Liebe niemals in ihrem ganzen Umfang zu Blüte und Frucht gekommen ist. Sei es mindere Begabung seiner Natur, die auch in seiner Liebesdichtung immer vorwiegend auf das Allgemeine gerichtet erscheint und die in seinen dramatischen Werken keine einzige zu vollem Leben entwickelte Frauengestalt zu schaffen vermocht hat, oder sei es das Gewebe von Umständen und Verhältnissen, welche das Leben des Menschen und seine innere Entwickelung fördern oder hemmen — so viel ist gewiß, gegen den Reichtum Goethe'scher Lebens- und Liebeserfahrung ist das Herzensleben Schillers fast arm zu nennen. Seine Stuttgarter Liebe, die er als Laura besang, jene „gutmütige Hauptmannswittwe", von der uns Scharffenstein erzählt und deren Klavierspielen ihm des „Chaos Riesenarm", den „Schöpfungssturm der Sonne" und ähnliche Unermeßlichkeiten vor die ekstatische Seele führte, war in der Wirklichkeit nicht minder armselig als Schillers damalige äußere Umgebung überhaupt. Margareta Schwan in Mannheim, Lottchen v. Wolzogen in Lauterbach waren wenig mehr als Anfänge der Neigung eines nach Liebe sehnsüchtig verlangenden Herzens. Sein Verhältniß zur Frau v. Kalb erscheint einerseits als Bedürfniß nach gebildetem weiblichen Umgang, den er bis dahin völlig entbehrt hatte; andererseits nach Anlehnung an eine mütterliche Freundin, ein Bedürfniß, das dem aus der Heimat Vertriebenen sich doppelt fühlbar machte. Nur einmal, ehe er die Schwestern Karoline und Charlotte von Lengefeld kennen lernte, hatte die Glut einer ächten Leidenschaft zu jener schönen Dresdnerin seine ganze Seele entzündet. Und diese seine erste und letzte leidenschaftliche Liebe war unglücklich, weil sie an eine ihrer nicht würdige verschwendet wurde. In der Griechin seines Geisterschers und in des Prinzen Liebe zu ihr hat Schiller wenige Jahre später seine eigene Leidenschaft und ihren Gegenstand zu schildern versucht. Als er die Anfänge dieses Romans im Jahre 1789 den beiden Schwestern Lengefeld mittheilte, fühlte er sich zugleich gedrungen, ihnen, die sich mit jener Schilderung nicht befreunden konnten, zuzurufen, * daß es Fälle gebe, wo die Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst als ein inneres Ganze auch ohne Leidenschaft imponiren könne, daß ein Mensch, der wahrhaft liebe, so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraustrete und unter eigenen Gesetzen stehe, in einem erhöhteren Sein lebe, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden seien.

Als Schiller zwei Jahre später Karoline v. Wolzogen und ihre Schwester Charlotte v. Lengefeld kennen lernte, waren alle drei im Innersten des Herzens krank an unglücklicher Liebe. Schiller litt noch an dem Weh jener bittersten Täuschung seines Lebens. Lottchen Lengefeld hatte eben erst aus Vermögensrücksichten einem heimlich Verlobten entsagen müssen und ihre Schwester lebte in unglücklicher Ehe, mit der Qual einer glühenden Neigung ihres spätern zweiten Gatten im Herzen, die sie selbst, wie es scheint, nur theilweise zu erwidern vermochte.

Es gewährt einen eigenen Reiz, einen Geist wie Schiller durch alle Stadien dieses Verhältnisses zu begleiten. Er ist in der ersten Zeit der Bekanntschaft offenbar unklar über sich selbst, darum verhehlt er Jahre lang sogar dem vertrautesten Freunde Körner den eigentlichen Zustand seines Innern und den Gegenstand seiner Neigung. Er verschmäht selbst die Maske eines ans Frivole grenzenden Tones nicht, um das Geheimniß, das ihm selbst noch ein solches ist, vor den Augen des Freundes zu verbergen. Unter anderm fällt in jene Zeit das merkwürdige Geständniß, „daß er seiner Natur nach in der Ehe mit einer geistig bedeutenden Frau nicht glücklich sein könne". Eine solche Frau war aber Karoline v. Wolzogen, und es leidet kaum einen Zweifel, daß auch ihr Schiller als das Ideal ihrer Seele erschien, während er, wie seine Briefe an sie bezeugen, eigentlich mit ihr und in ihr die minder bedeutende Schwester liebte. Karoline entschloß sich zur Resignation, sie opferte sich dem Glück der Schwester, während Schillers Idealismus eine Liebe, die beide gleich umfaßte und keiner entzog, was sie der andern gab, ja sogar eine vollkommene Lebensgemeinschaft aller drei Betheiligten für möglich hielt und als letztes Ziel seiner Wünsche hinstellte. Wie die Welt und die Menschen um ihn her sich zu diesem „himmlischen Ideal seiner Liebe" verhielten, das hatte er

* K. v. W. Nachlaß I. S. 246.

freilich oft und schmerzlich zu empfinden. In einer solchen Stimmung schwermütiger Verdüsterung finden wir ihn oftmals auch in den nach seiner Verlobung geschriebenen Briefen. „Ach," ruft er einmal aus (15. November 1789) in einem an beide Schwestern gerichteten Briefe, „es ist nur die Erinnerung an euch, an die Seligkeit an eurem Herzen, was mich gegen alle Erscheinungen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich bitter gegen Menschen und Schicksal." Nur im Zusammenleben, im Besitz beider geliebten Freundinnen hofft er Versöhnung mit der ihn umgebenden Welt, und „ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken wird. Unser himmlisches Leben wird ein Geheimniß für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind." Dieser selbe Brief ist voll der interessantesten Aufschlüsse über die Art und Weise, wie Schiller ein der Natur der Liebe nach unlösbares Problem zu lösen sich die Kraft zutraute. Seiner mehr prosaischen Verlobten wird bange geworden sein bei dieser Vermessenheit ihres künftigen Gatten. Sie fürchtet Beeinträchtigung durch einen solchen Dreiklang des Liebesverhältnisses. Schiller beruhigt sie darüber. Aber seine Gründe gegen ihre Besorgniß sind nichts als die Sophistik idealer Selbsttäuschung. Er gesteht, daß Karoline ihm näher sei im Alter und darum auch gleicher in der Form ihrer beiderseitigen Gefühle und Gedanken. „Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine liebe Lotte, — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärst, als du bist." Seine Lotte soll sein Werk, soll der Schwester durch ihn ähnlich werden! „Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt du sein." Er fühlt sich glücklich in der süßen Sicherheit, daß er der einen nicht entziehe, was er der andern sei und gebe. „Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurück, derselbe Lichtstral, derselbe Stern, — nur widerstralend aus verschiedenen Spiegeln."

Indessen war es doch gut, daß die Probe, welche Schillers Idealismus hiermit sich und seiner Gattin stellte, durch die im Jahr 1794 erfolgte zweite Verheiratung Karolinens mit Schillers Jugendfreunde Wilhelm v. Wolzogen abgekürzt wurde. Wir dürfen annehmen, daß die erstere selbst durch ähnliche Motive zu dem Eingehen einer Verbindung bewogen wurde, die, von ihrem spätern Gatten seit Jahren leidenschaftlich ersehnt, von ihrer Seite ohne Erwiderung solcher Leidenschaft, wenn auch nicht ohne sanfte Neigung geschlossen, sich zu einem ruhig glücklichen Verhältnisse gestaltete. *

Der diesjährige Doppelcongreß

der Geschichtsvereine Deutschlands.

Mitgetheilt von F.

Kaum haben unsere Blätter die Ankündigung eines solchen Congresses gebracht, welchen der Mainzer Verein nach Mainz auf den 26. September ausgeschrieben hat, so bringt die allgemeine Zeitung die Nachricht, daß auch der Dresdener Verein einen solchen Congreß im August nach Dresden berufe. Wie sehr zu bedauern ist, daß solche Berufungen ohne alle vorgängige Anfrage und Verständigung geschahen, und daß Stoff und Ziel der etwaigen Verhandlungen ganz dem Zufall anheimfallen, so wollen wir das Ereigniß, daß an der Elbe und an dem Rhein ohne gegenseitiges Vorwissen so etwas gleichzeitig geschieht, wenigstens als einen sprechenden Beweis des vorliegenden dringenden Bedürfnisses nehmen. Obschon die Eisenbahnen den Osten und Westen Deutschlands hinreichend verbinden, darf man doch unterstellen, daß die Geschichtsfreunde sich zumeist der nächsten Nähe zuwenden werden. Die Absendung von wirklichen Deputirten der einzelnen Localvereine mit bestimmten Instructionen zu Anträgen, Verhandlungen, Vereinbarungen ꝛc. ist bei der Kürze der Zeit, bei dem gänzlichen Mangel an Vorbereitung zumal an beiden Orten kaum denkbar, wenigstens nicht in hinreichend großer Zahl zu erwarten. Was im August zu Dresden an der Elbe geschieht, wird man hoffentlich in Mainz sich zeitig zu verschaffen suchen, um dann dort weiter daran im September anknüpfen zu können.

Die Idee eines solchen Congresses ist zwar schon früher mehrfach angeregt worden, aber nie zur Ausführung gekommen. Statt dessen haben die Germanistencongresse, die zu Frankfurt a. M. und zu Lübeck gehalten wurden, die historische Seite zugleich in sich aufgenommen. Es wurde sogar ein neuer Verein deutscher Historiker dabei gestiftet und die nächste Aufgabe desselben formulirt, auch die Vorstände für die einzelnen Theile der einschlagenden Arbeiten ernannt, so daß an gedeihlichem Erfolge kein Zweifel war. Das Jahr 1848 mit seinen Folgen hat alles, wenn nicht verweht, so doch in Stockung gebracht. Die Thätigkeit der localen Geschichtsvereine wollte man besonders hierzu in Anspruch nehmen und um die Kräfte derselben zu gemeinsamen Zwecken für ganz Deutschland zu concentriren, wurde eine Commission zur Erstattung eines gemeinsamen Gutachtens ernannt, aus bewährten Männern bestehend: 1. Freihere Dr. v. Aufseß zu Aufseß in Franken; 2. Professor Dr. Waitz, damals in Kiel, jetzt zu Göttingen; 3. Archivar Dr. Landau in Kassel. Ob und was dieselben gefertigt haben, ist unbekannt, wenigstens bis jetzt nicht zur Oeffentlichkeit gelangt.

Herr v. Aufseß erklärte schon in seiner gedruckten Zuschrift an den ersten Germanistencongreß zu Frankfurt die Errichtung eines gemeinsamen Correspondenzblattes der historischen Localvereine Deutschlands für eine Notwendigkeit und für den ersten Schritt bewußter Gemeinsamkeit ihres Handelns. Professor A. Schmidt zu Berlin erbot seine „Zeitschrift für die Geschichtswissenschaft" zum Organ dieser Vereine und bezeichnete einen Centraljahresbericht über ihre Thätigkeiten genau in allen seinen einzelnen Theilen zur Aufnahme. Diese Zeitschrift hat aufgehört und die Zeitschrift für die Archive Deutschlands, welche der Archivdirector Friedemann zu Idstein herausgibt, hat diesen Centraljahresbericht aufs neue hervorgehoben als notwendiges äußeres Bindemittel. Der Professor Zacher zu Halle an der Saale, Secretär des dortigen sächsisch-thüringischen Vereins, gab eine ausführliche Darstellung in den neuen Mittheilungen (oder Annalen) dieses Vereins sowol über die Wirksamkeit der Hauptvereine, als eine Grundlage zur Organisation seines Vereines, welche allen anderen zur Beherzigung empfohlen werden kann. Ob und was damit erreicht wurde, ist noch nicht zur öffentlichen Kunde gekommen.

So liegt also Stoff genug zu Verhandlungen und Vereinbarungen vor, welche wesentlich genannt werden dürfen. Denn ein solches Correspondenzblatt oder ein Centraljahresbericht, mag er für sich oder in einer Zeitschrift erscheinen, ist die erste Bedingung gegenseitiger Kenntnißnahme und Anregung. Die innere Organisation und gleichmäßige Berücksichtigung aller einschlagenden Gegenstände durch besondere Sectionen zu einem geordneten

* K. v. W. Nachlaß I. S. 32.

Ganzen gehört gleichmäßig zu den Grundbedingungen ersprießlicher Thätigkeit. Endlich ist das gemeinsame Hinarbeiten auf gehörige Veröffentlichung historischer Quellen jedes Landes die beste Unterstützung, welche der Geschichte des Gesammtvaterlandes gewährt werden kann, zumal bei den Gefahren der Vernichtung, welchen solche Gegenstände nach allen Richtungen ausgesetzt sind.

Unsere Blätter werden nicht ermangeln demnächst zu berichten, was für solche Zwecke an der Elbe und an dem Rheine das laufende Jahr zum Gewinne bringt.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

‡ Flotow hat zwei neue Musikwerke vollendet: eine Oper „Indra“ und eine Operette „Rübezahl“. Zu beiden hat ihm G. zu Putlitz, der beliebte Lustspieldichter, das Textbuch geschrieben. — Das diesjährige Gastspiel der Rachel auf deutschen Bühnen war nirgends von den früheren Erfolgen begleitet, in Berlin so wenig wie in Frankfurt. Das Urtheil über sie als Künstlerin, welches schon 1847, bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland, in den vorliegenden Blättern über sie abgegeben und vor zwei Jahren wiederholt wurde, damals aber noch viele Gegner fand, fängt nachgerade an, öffentliche Meinung zu werden. — Mit größerem Glück, aber dennoch vor leeren Häusern singt Roger gegenwärtig als Gast in Berlin, während die Köster-Schlegel in Wien ein längeres Gastspiel begonnen hat. Johanna Wagner, die durch des Direktor Gye Munificenz noch ziemlich schadlos von London weggekommen sein soll, ist vor einigen Tagen mit dem seltensten Erfolg in Bellini's „Montecchi und Capuletti“ als Romeo aufgetreten und wird dieser Rolle noch die Lucretia, die Fides und den Fidelio folgen lassen. Frau Moriz Lang neben ihr die Julia und theilte die Ehre des Abends. — Ludwig Spohr leitet in London die Proben seines „Faust“, der im Coventgarden gegeben werden soll. In der italienischen Oper daselbst sang die Grisi zum erstenmal die Fides in Meyerbeer's „Profet“, Mario den Johann v. Leyden und die Castellan die Bertha. — Ein zweiactiges Ballet, componirt von Ida Schufelka, „der Reichthum des Handwerkes“ ist in Dresden auf dem Link'schen Bad mit Erfolg aufgeführt worden.

Am 10. Juli starb in Lichtenthal der berühmte Maler und Kupferstecher Professor Schuler im siebzigsten Lebensjahre. Er war zu Straßburg geboren und lebte seit vielen Jahren der Kunst im Großherzogthum Baden. Seine Werke sind in der Künstlerwelt rühmlichst bekannt, besonders war Raphael der Meister, dessen herrliche Werke er großentheils in Kupferstichen wiedergab.

Am 17. Juli wurde in Köln die Kunstausstellung eröffnet; die diesjährige Ausstattung des großen Gürzenichsaales bietet aber noch kein sehr erfreuliches Bild dar, das heißt, es sind noch sehr wenig Gemälde von hohem Werth vorhanden. Bis jetzt verdienen nur die Gemälde von A. Achenbach in Düsseldorf, von August Becker in Darmstadt, von Professor Preller in Weimar, F. Voß in München und einige andere als vorzüglich bezeichnet zu werden.

Vom „Kosmos“ von Alexander v. Humboldt sind drei englische, drei spanische, zwei französische Uebersetzungen, eine italienische, eine holländische, eine schwedische, eine russische und eine polnische Uebersetzung erschienen.

Tabletten.

⁂ Am 24. November vorigen Jahres verkaufte ein Herr Blanchard in Verrières (Calvadosdepartement) durch Vermittlung eines Pferdemaklers einem Herrn Delassement in Corny ein Pferd. Blanchard braucht zu dem seinen Diener, 18 Jahre alt, das Pferd dem Anklaufer zu überbringen. Der Knecht that, wie ihm befohlen, wurde aber von Delassement mit dem Pferde zurückgeschickt, weil dieser vorgab, daß er gehört, das Pferd sei böse und gestrichen. Sogleich trat der Bursche den Rückweg an. Das Pferd wurde wild und brachte seinen Reiter auch herunter, wotauf es dieselben mit Hufschlägen und Bissen aufs ärgste zurichtete. Die Kleidungsstücke schwächten die Bisse, auch wehrte sich derselbe, so gut er konnte. Zuletzt aber faßte das wüthende Thier dessen linkes Bein und riß ihm alle Muskeln bis unter das Knie ab. Nach einigen Secunden Ruhe entfernte es sich wenige Schritte und grub mit den Vorderfüßen eine Grube und kam dann zurück, verharrend, sein Opfer hineinzuschleppen. Hier verlor der Unglückliche die Besinnung. Durch irgend ein Geräusch aufgeschreckt, entfloh das Pferd und kam mit blutbesudeltem Maul in seinem Stalle in Verrières an. Der Verstümmelte, dessen Bein abgenommen werden mußte, hat gegen Blanchard, Delaisement und den Makler auf 6000 Franken Schadenersatz geklagt. Der Appellhof von Andely hat dahin gesprochen, daß zuerst der Beweis zu liefern ist, daß Blanchard die Fehler des von ihm verkauften Pferdes gekannt habe.

⁂ Am 18. Juli starb in Gent, 70 Jahr alt, ein vlämischer Gelehrter, Peter de Grode, der sich einen Namen durch ein Curiosum gemacht hat, nämlich durch einen sehr gelehrten Commentar über ein Werk eines seiner Namensvettern und Verwandten, „De Eiseschen Weteen“ betitelt, in welchem der Schauplatz der Iliade und Odyssee sowie der griechischen Mythologie überhaupt ins seeländische Flandern versetzt wird.

⁂ Die Gräfin Ida Hahn-Hahn befindet sich gegenwärtig in Berlin, wo sie für das Zustandekommen der Errichtung eines neuen Frauenklosters „vom heiligen Herzen“ wirkt. Wo sie dieses Kloster im preußischen Staate gründen will, wird noch nicht genau angedeutet.

⁂ Die Aufklärungsperiode Josefs II. hat auch manche Schattenseiten. Unter ihm wurden die Kostbarkeiten der herrlichen von Rudolf II. angelegten Schatzkammer zu Prag auf unverantwortliche Weise zerstreut, die alten Münzen wurden nach dem Gewicht verkauft. Ueber die Schatzkammer wurde ein Inventar aufgenommen; darin figurirte eine Leda von Tizian als „ein nacktes Weibsbild von einer bösen Gans gefressen“.

⁂ Ein großer Saucenkünstler wettete, wie Baron Baerst erzählt, mit einem gewöhnlichen Koch, durch eine Sauce ein Paar alte Wagengeschirre und seine Winterstiefeln ebbar zu machen, und gewann die Wette. Das alte Lederzeug wurde vier Wochen hindurch in kaltes Wasser gelegt, täglich ein Dutzendmal frisches Wasser aufgegossen, dann immer aufs neue das Leder zerrieben und dasselbe endlich vierzehn Tage lang ununterbrochen in starker Bouillon gekocht, nun unter das Hackmesser gebracht und schließlich in einer pikanten Burgunderssauce vortrefflich gefunden.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 26. Juli. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 178. Dienstag, 27. Juli **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Am selben Abend erhielt ich eine höfliche Einladung von Herrn Rathbach, dem Bewohner des ersten Stockwerks, ihn um acht Uhr abends besuchen zu wollen. Als ich seine Wohnung betrat, empfing er mich mit unzähligen Entschuldigungen der Freiheit halber, die er sich genommen, und mit nicht weniger Apologien, daß er nicht schon früher so frei gewesen; er habe längst ein sehnliches Verlangen nach meiner näheren Bekanntschaft genährt und zwar um so mehr, als er aus meinem trostlichen Flötenspiel entnommen, daß ich für Musik ein eben so großer Enthusiast wie er selbst sei. Ich erwiderte sein Compliment mit der Bemerkung, wie die Töne seiner Violine mir ebenfalls das größte Vergnügen gemacht und wie ich hoffe, daß wir fortan, da wir nun einmal Bekanntschaft gemacht, öfter mit einander musiziren würden. Das wird sehr angenehm sein, antwortete er in seinem deutsch-englischen Jargon; einstweilen aber wollen wir uns mit ein wenig Grog unterhalten.

Nach wenigen Augenblicken war der Tisch mit Flaschen und Gläsern bedeckt, deren Inhalt nicht wenig dazu beitrug, das Eis des gegenseitigen Fremdseins zu brechen, und nun begann ich auch meinen Gesellschafter aufmerksamer als bisher zu betrachten. So verhält, ja so entstellt er nach meinem Dafürhalten durch die Maske von Schnur-, Backen- und Kinnbarten war, welche sein Gesicht umbuschten, so erkannte ich doch, daß seine Züge schön und regelmäßig waren; hätte er mir gesagt, er sei Graf oder Baron, so würde ich in seinen feinen Manieren nur eine Bestätigung dieser Angabe gesehen haben. Er sagte jedoch nichts dergleichen und sprach überhaupt sehr wenig von sich selbst, so daß ich am folgenden Morgen zu der eben nicht sehr schmeichelhaften Erkenntniß gelangte, ich hätte ihm nur wenige unbedeutende Einzelnheiten meines Lebens verschwiegen, während er mein Vertrauen auch nicht im mindesten erwidert hatte. Ich meinerseits hatte ihm weder meine Hoffnungen auf künftige Bühnentriumfe noch meine Sehnsucht, als Hamlet debütiren zu wollen, vorenthalten; ich hatte ihm sogar erzählt, daß ich eine Ophelia entdeckt hätte, die eine Perle reinsten Wassers genannt werden müsse und mit der ich im Zusammenspiel die Welt in noch nicht da gewesenes Erstaunen zu versetzen gedächte. Es gibt heutzutag wol keinen gebildeten Ausländer mehr, der nicht Shakespeare gleich einem geborenen Briten kennte. Gleiches war auch mit Rathbach der Fall. Schon nach dem dritten Glas Grog declamirte er den Monolog „Sein oder nicht sein“ in einer Art und Weise, die auf mich, der in seinem Leben noch nie so viel hitzige Getränke auf einmal getrunken hatte, trotz des fremdländischen Accents einen sehr tiefen Eindruck machte. Nun bestanden zwischen uns schon zwei sympathetische Anziehungsgewalten; was die Musik begonnen hatte, — das Grog nicht zu gedenken — vollendete Shakespeare. Wir schieden von einander, als wenn vierjährige Freundschaft zwischen uns bestünde, nachdem ich ihn den nächsten Abend zu mir geladen hatte.

Als meine Mutter uns nicht mehr Gesellschaft leistete — der Rathbach hatte nämlich meiner Einladung pünktlich Folge geleistet — als Flaschen und Gläser auf dem Tisch ergänzten und das Wasser im Kupfertessel ein freundliches Accompagnement zu unserer Conversation summte und siedete, begann ich meinen Gefährten über seine Geschichte und Lebensstellung einigermaßen auszuholen, da ich mich meiner gestrigen allzu großen und bis jetzt völlig unerwiderten Offenherzigkeit schämte. — Sind sie schon lange in England? mit dieser Frage begann ich mein Verhör. — Hm, ja, oder doch nein; es mögen einige Monate her sein. — Für so kurze Zeit sprechen Sie ganz vortrefflich englisch. — Der Fremde antwortete nicht, sondern begnügte sich seinen Schnurbart zwischen den Fingern zu drehen und einen Schluck Grog zu nehmen. — John Bull, fuhr ich fort, ist wol ein wenig roh in seinen Manieren, dafür aber um so herzlicher und großmüthiger gegen Fremde. — Ja wahrlich, allzu großmütig, sagte Rathbach. — Muß nicht England, fragte ich, mit Recht als eine Heimat für den Eingeborenen sowol als den Fremden bezeichnet werden? — Das Mahre an der Sache ist, entgegnete der Gefragte, der nun plötzlich das reinste Englisch sprach, daß es keinen größeren Narren auf Erden als unsern Freund John Bull gibt; er ist unstreitig das einfältigste alte Vieh von allen, die je Hörner trugen. Neben Sie mir nicht von jenen Flüchtlingen, Exulirten und Tagedieben, die daheim keinen Unterhalt finden und nur hierher kommen, um am Mark des Landes zu zehren.

Ganz verblüfft über die plötzliche Umwandlung aus dem Deutschen ins Englische, rief ich aus: Wieso sprechen Sie denn auf einmal so gut englisch? Und sind Sie denn nicht selbst ein solcher Flüchtling? — Habe nie englischen Boden verlassen und gedenke es auch mein Leben lang nicht zu thun, versetzte Herr Rathbach. Sie müssen mich entschuldigen, lieber Freund, daß ich mich nicht schon früher offen gegen Sie ausspreche. Ich bin kein Fremder und war nie einer — diese kärtigen Auswüchse an Wangen und Kinn trage ich eines besonders Zwecks halber; glücklicherweise läßt sich John Bull leicht hinters Licht führen und ahnt keine Hinterlist, wenn jemand mit fremdländischem Accent spricht und einen ausländisch zugeschnittenen Rock trägt. Befremdet fuhr ich ein wenig zurück, da ich den Grund nicht mit Sicherheit zu erraten vermochte, aus welchem er seine Maske angenommen hatte. Meine Bewegung war ihm nicht entgangen. Ich sehe schon, sagte er, Sie sind klüger als John Bull und glauben, daß hier trotz meines ausländischen Anzugs, meiner fremdartigen Aussprache und meines bartbewachsenen Angesichts

nicht alles mit rechten Dingen zugehe. Sie dürfen jedoch in dieser Hinsicht ganz ruhig sein; Sie sind ein allerliebster, ehrenwerter, junger Mann, voll von Gelehrsamkeit und Geist — Ihre Mutter ist eine vortreffliche Frau — der Grog ist auch ganz vortrefflich und darum sollen Sie einen kleinen Theil meiner Geschichte hören, um die Ueberzeugung zu erhalten, wie ich der Gesellschaft der drei genannten guten Dinge durchaus nicht unwürdig sei. Meine Mutter war zwar abwesend; der Grog jedoch und ich waren zugegen und so mußte ich wol sein Compliment durch eine Verbeugung erwidern.

Was Geburt, Verwandtschaft und Erziehung anbelangt, begann er, so sind das Dinge von untergeordneter Bedeutung; wenn ein Mann sich nur sonst anständig benimmt, so liegt eben nicht viel daran, ob er Mowbray oder Smith heißt. — Da möchte ich doch um Vergebung bitten, fiel ich ein, nach meinem Dafürhalten macht der Name einen ganz bedeutenden Unterschied. — Nun, John Bull denkt nicht so und darum lege ich mir auch weiter keinen Zwang auf und sage Ihnen, daß ich eigentlich Tooks heiße. Als ich in die Jahre der Urtheilsfähigkeit gelangte, dankte ich dem Himmel dafür, nicht Snoeks genannt worden zu sein, und schaute nun aus dem Fenster meiner Privaterstlenz, um zu erspähen, was denn auf der Heerstraße des Lebens vorgehe. Schon in meinen jungen Tagen ergab ich mich dem Studium Jacks — was eine Diminutivbezeichnung für „John Bull“ und die Prosa meines „theuern Landes“ ist. Alles, was ihn betraf, interessirte mich aufs lebhafteste. Er ist keine abstracte Persönlichkeit wie das alte Athen oder Rom, sondern eine wirkliche, athmende Person mit ganz besondern Charakterzügen und Eigentümlichkeiten ausgerüstet und in der außerordentlichsten Stellung der Welt befindlich. Ich studirte die Verzeichnisse seiner Landarmeen und Flotten und sah, daß er einer der mächtigsten Potentaten der Welt sei. Ich studirte aber auch seine Parlamentsdebatten, seine Meetingsberichte, die Namensverzeichnisse seiner Eisenbahndirectoren und Comitémitglieder und kam zur Einsicht, daß Jack nicht viel mehr Verstand als ein gewöhnliches Müllerthier habe.

(Fortsetzung folgt.)

Henriette Sontag.

Aus von Eduard Jerrmanns „napolitanischen Bildern aus Petersburg“.

Auf die Empfehlung der Gräfin Rossi ließ der General Gedeonoff, Director der kaiserlich königlichen Hoftheater im Jahr 1840, deren frühere Lehrerin, Madame Czecza, eigens für den Gesangunterricht von Wien nach Petersburg kommen und stellte sie mit 4000 Rubeln Banco an. Das Gehalt erscheint auf den ersten Blick für Petersburg nicht sehr bedeutend, aber diese Stellung war das Mittel zu größerem Erwerb. Da die ehemalige Lehrerin der größten deutschen Gesangskünstlerin auch die der beide kaiserlichen Höfen wurde und die Großfürstinnen Olga und Alexandra wie die beiden Großfürstinnen Töchter des Großfürsten Michael unterrichtete, so ward sie bald Mode und von dem höchsten Adel gesucht, der sie mit glänzenden Honoraren und reichen Geschenken überhäufte. Die Letzteren nicht gerechnet, stand Madame Czecza sich auf ein jährliches Einkommen von 20,000 Rubeln Banco. Das war ein Unterschied gegen Deutschland, wo sie zum Beispiel in Leipzig, unter der sehr fürsorglichen Direction des damaligen Hofrats Küstner, als Gesanglehrerin doch nur einen Jahrgehalt von 600 Thalern bezog, oder in Wien, wo die höchste Noblesse sehr nobel zu sein glaubt, wenn sie die höhere Ausbildung in Gesang und Musik mit 2 fl. C.-M. pro Stunde honorirt. In Petersburg gab die Lehrerin in ihrem Hause seine Stunde unter 15 bis 20 Rubeln Banco und außer demselben nicht unter 25 bis 30 Rubel Banco. Zur Gräfin Scheremetiew kam sie einst etwas zu spät; sie entschuldigte sich, bei dem sehr schlechten Wetter nicht schnell genug eines Fiakers habhaft geworden zu sein. Zum nächsten Unterricht holte sie eine glänzende Equipage ab, und nach der Rückkehr in ihr Haus erkundigte sich der Kutscher, wo er dieselbe unterbringen solle. Zwei Zeilen baten sie, „ce petit cadeau“ von der Gräfin Scheremetiew freundlich annehmen zu wollen. Soviel zur Erklärung des Folgenden.

*

Wahr ist es, daß nicht jeden Gesanglehrer ein ähnliches Glück in Petersburg erwartet, wie das der Madame Czecza. Die Dankbarkeit der einst so gefeierten Sängerin hatte die jetzt nicht minder gefeierte Gräfin veranlaßt, ihrer Schutzbefohlenen diese Aufnahme zu bereiten. Sie that noch mehr. Ihren Rang verleugnend gab sie zum Vortheil ihrer früheren Lehrerin ein Concert und ließ sich noch einmal als Sängerin öffentlich hören. Das war nichts für die Sonntag; für die Gräfin Rossi, in Mitten der russischen hohen Aristokratie und ihrer noch höheren Vorurteile war es unglaublich viel. Das Concert war das brillanteste der Saison und warf den reinen Ertrag von 14,000 Rubeln Banco ab.

Madame Czecza zeigte ihr andern Tags den Kassenrapport und sagte mit tiefer Rührung: Ach, Henriette, was hast du für mich gethan? — Für Sie! rief die Gräfin, und warf sich laut schluchzend ihr in die Arme; für Sie? nein, für mich selbst! ach! nach Jahren wieder einmal eine Stunde des reinsten, des ungetrübtesten Glücks. Was hat die Vorsehung nicht alles für mich gethan; Rang, Reichtum, Ansehen, geliebt von einem Manne, den ich anbete, im Besitz hoffnungsvoller, reizender Kinder! und doch, liebe Czecza, wie soll ich es aussprechen? Sie werden mich, ahnend, erraten: mir fehlt das Element meines Seins. Der Anblick eines Theaters macht mich traurig, der Triumf einer Sängerin bemüthigt mich, der Ton der Orgel, der andere zur Andacht ruft, jagt mich aus dem Heiligtum. Ich bin die entweihte Priesterin, die ihr Gelübde gebrochen; die Kunst verstößt mich, die ich verraten, und ihr zürnender Genius verfolgt mich wie ein Rachegespenst. In Thränen gebadet sank sie auf das Kanapee. — Aber, Jettchen, tröstete sie Madame Czecza, du gehörst der Kunst ja an wie früher, wirst ihr stets angehören; du übst sie ja noch, und ist es auch nur ein kleiner Kreis, der dir begierig lauscht, so ist es dafür ein um so auserlesener; ein fürstlicher Salon sollte dir doch wol die Bühne ersetzen. — Nein! nein! nein! rief sie und sprang lebhaft auf, des Künstlers Beruf kann ihm nichts ersetzen, nichts, nichts auf der ganzen weiten Welt! man lobt mich, man schmeichelt, man huldigt mir! was will das heißen? Sollen, können Sie mich tadeln? — Es sind lauter Freunde, Bekannte meines Mannes, unser täglicher Umgang; ich bin noch jung, nicht häßlich, freundlich gegen jedermann; man ist dankbar, daß ich einen Augenblick die Langeweile tödte, vielleicht will man auch der Sängerin vergüten, was man hier und da der Gräfin entzieht; aber sehen Sie, Czecza, die Bühne mit der himmlischen Illusion! der heilige Ernst, der uns durchschauert, wenn der Vorhang emporrollt, diese sehnsüchtige Angst, die uns hinaustreibt und zagend zurückhält: das wonnige Fieber, das uns durchschauert, das alle unsere Adern durchbebt! So muß dem Helden zu Mute sein, der sich kampfbegierig ins Schlachtgewühl stürzt, seines Sieges gewiß, und doch voll banger Erwartung. Und nun das Publikum, dieses Publikum, über dessen jeden einzelnen Theil unser Künstlerbewußtsein uns erhebt, und das vereint den ehrwürdigen

Areopag bildet, dessen Ausspruch wir zitternd erwarten. Sie wissen es, Freundin! wie oft wir seine Launen bitter tadeln, wie oft wir seine schiefen Urteile unter uns verlachen; und doch — doch — ist es dieses Publikum, dieser Verein von Bildung und Unwissenheit, von Kunstkenntniß und Unverstand, Geschmack und Rohheit, diese bunte Masse, die für Geld das Recht erkauft hat, sage für ein Stück Geld das Recht erkauft hat, von uns unterhalten zu werden, die den Willen und die Macht hat, eine getäuschte Erwartung an unserer Ehre zu strafen — diese wilde Gewalt zu zügeln, hinzureißen, ohne Unterschied des Standes und der Bildung in ein Gefühl des Entzückens zu vereinen, nach unserm Willen weinen oder lachen zu machen, den Götterfunken der Begeisterung aus unserer Brust in die tobende Menge zu schleudern und durch den Feuerbrand seines Jubels, in trunkener Wechselwirkung, die erschöpften Kräfte aufs neue wieder belebt zu fühlen, diese Empfindung des künstlerischen Beglückens und Beglücktwerdens, diese Captivirung des Volkes durch innere Kraft, durch die Gewalt der Töne, durch die Allmacht der Kunst; — das ist erhaben, das ist göttlich, das trägt über Erde und Dasein hinaus. O Czecca, Czecca! noch einmal laß' mich Bartolo bethören, noch einmal unter Rossini's göttlichen Tönen den Othello's erliegen — und keine Klage soll mir mehr entschlüpfen, dann bin ich befriedigt und — habe gelebt.

(Schluß folgt.)

Mittelrheinische Redensarten.

Mitgetheilt von K.

Unter der Ueberschrift „Redensarten" erschienen in diesen Blättern * vor einigen Tagen verschiedene Erklärungen ihres Ursprunges, welche mich bestimmten, auch nachfolgende drei mittelrheinische Redensarten auf ihre wahrscheinliche Entstehung zurückzuführen, ohne daß ich Unfehlbarkeit beanspruche.

„Ringlich, dinglich"; wie der Ring, so das Ding. Der Mainzer Bürger und Maler Johannes Scholl aus Bingen schrieb in den Jahren 1630 bis 1635 eine Chronik der Stadt Bingen, der er die Satzungen anhängte, nach welchen die Vermögensverhältnisse der Eheleute geordnet wurden. An den freien Rand dieses Buches schrieb er unter andern auch die Bemerkung: daß man an den Trauringen das Vermögen der Eheleute leicht schätzen konnte. Der Arme trug keinen, der Handwerker einen silbernen, der Reiche einen einfachen goldenen und die Ratsherren, Bürgermeister und Schultheißen goldene mit Steinen besetzte Ringe, — so wie der Ring, so war das Geding. Eine andere Erklärung dieser Redensart aber fand ich im Munde des Volkes. In der Mitte des Marktes zu Bingen, wo dermalen ein Brunnen ohne Wasser steht, befand sich ehedem ein großer Stein mit einem breiten Halseisen, an welchem die Diebe und Wilderer geschlossen der öffentlichen Schau ausgestellt wurden. Man hieß den Stein gewöhnlich nur den „Ring" und je nach dem Verbrechen mußte der Bestrafte eine Art, Baßgeige oder einen Krebs in der Hand halten; daher auch die Redensart: ringlich, dinglich.

Was man unter der Redensart: „Strohwittwe" versteht, ist allgemein bekannt, nicht so aber die Entstehungsart derselben. Im Mittelalter hielten die guten Binger auf Zucht und Ordnung und jedes Mädchen, das außerehelich Mutter geworden war, mußte zur Strafe an den Ring, bekam einen Strohkranz auf den Kopf und ward so der öffentlichen Schande ausgesetzt. Sie ward Strohwittwe genannt, das heißt, sie war Wittwe eines nicht bei ihr wohnenden Mannes, der noch lebte. Dieser merkwürdige Ring ward im Jahr 1792 von dem vielbekannten Clubbisten Kirschner, der als Civilcommissär vielen Unfug stiftete mit Schmiedehämmern zertrümmert und sein Staub in die Lüfte gestreut.

„Nit dat, Nikelöschen"! ist die dritte Redensart, von deren Entstehung in Maltens neuester Weltkunde folgendes steht: Achtzig Schritte oberhalb der Zollmauer am Rhein bei Ehrenfels steht in der Mauer eines Weinbergs das Heiligenhäuschen zum Sanct Nikolaus. Es ist mit einem eisernen Gitter versehen und hat einen mit einem eisernen Deckel verschließbaren steinernen Opferkasten. Das in den Rheinlanden sprüchwörtlich gewordene: „Du kriegst nit dat, Nikelöschen", wobei man dem Gefoppten ein Schnippchen schlägt, findet seinen Ursprung in der Sage dieses Häuschens, die mir ein Binger Färcher erzählte: Bekanntlich ist St. Nikolaus Patron aller rheinischen Schiffer. Noch besteht der alte schöne Gebrauch, daß, wenn der Schiffmann zur Reise das Ufer verläßt und das Schiff klar im Fahren ist, er der Mannschaft zuruft: betet. Jeder zieht den Hut, betet ein Vaterunser und empfiehlt St. Nikolaus Leben und Gut. Vor langer Zeit aber fuhr ein Schiffer ohne Gebet von Bingen und im Loche überraschten ihn heftige Windstöße und brachten das Schifflein aus dem Rinnsal. „Hilf, heiliger Nikolaus!" schrie er, „und rettest du mich und Schiff, so bringe ich dir große Opfer!" Der Wind legte sich und glücklich durchsteuerte der Schiffer das Loch. Als die Gefahr vorüber, wuchs der Uebermut des Schiffers. Er schlug ein Schnippchen und rief: „Du kriegst nit dat, Nikelöschen!" Doch dem Hohn folgte die Strafe und ein heftiger Windstoß schlug das Schifflein in Grund. Der Schiffer ertrank und als seine Leiche bei St. Clemens geläutet ward, fehlten der rechten Hand die Finger.

* Nummer 170 und 171.

Briefe.

58.

b* **Aus der Pfalz**, im Juli.

Der Trifels.

Der historisch so höchst merkwürdigen und schon um der prachtvollen Aussicht willen so interessanten Ruine der alten Reichsfeste Trifels, auf welcher unter andern die Reichsinsignien und Kleinodien aufbewahrt wurden und auf der Richard Löwenherz gefangen saß, droht seit neuerer Zeit bedenkliche Gefahr. Man hat nämlich den einzig noch vorhandenen gewaltigen Thurm gegen ferneren Zerfall sicher stellen wollen und ihn für stark genug gehalten, ein Gewölbe und einen Maueraufsatz zu tragen, und nun zeigt es sich, daß man der Ruine, die schon Jahrhunderte lang jeder Unbill der Witterung ausgesetzt ist, zu viel zugetraut hat. Es zeigt sich in der jüngsten Zeit an dem Thurm ein höchst bedenklicher Riß, der den Einsturz desselben befürchten läßt, wenn nicht auf geeignete Weise Abhülfe getroffen wird. Es wäre in der That jammerschade, wenn diese merkwürdige Zierde nicht nur der Gegend bei Annweiler, sondern der Pfalz und des ganzen Rheinlandes gänzlich in Trümmer sinken sollte. Würde doch mit diesem Thurm grade jene Kapelle vernichtet werden, in der einst Krone und Scepter der deutschen Kaiser aufbewahrt wurden. Ja selbst das unmittelbar an denselben anstoßende merkwürdige Verließ, in dem Löwenherz gesessen haben soll, der Graf Wipprecht von Groitsch und der sicilische Seeräuber Margaritone nebst vielen andern vor und nach ihnen

aber sicherlich gefangen saßen, würde zertrümmert und verschüttet werden, und von der stolzen Burg, auf der Barbarossa die oft genannte marmorne Kaiserstube erbaut hatte, würde nur ein öder, nichtssagender Schutthaufen übrig bleiben. Hoffentlich werden sich die nötigen Mittel beschaffen lassen, um den Fall noch zeitig abzuwenden, und die königliche Regierung oder Se. Majestät der König selbst werden nicht zugeben, daß dieses Denkmal einer großen Vergangenheit fast spurlos verschwinde.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Von der unermüdlichen Charlotte Birch-Pfeiffer ist wieder ein neues Intriguenstück aufgeführt worden: „ein Ring". Die Verfasserin scheint sich jetzt vorzugsweise auf das französische Genre geworfen zu haben, und um das Plötzliche mit dem Angenehmen zu vereinigen, führt sie in das frivole, lüderliche Treiben der Regentschaft die deutsche Sentimentalität, Biederkeit und Sittlichkeit ein. Es ist unglaublich, was man der Geschichte alles bieten kann. Man denke sich den jungen Herzog von Richelieu, wie wir ihn aus der Chronique de l'oeil de boeuf und ähnlichen amüsanten Schilderungen kennen, wie eine unbekannte Schöne ihn von einem Maskenball entführt, ihm in nächtlich süßer Stunde die leidenschaftlichsten Liebeserklärungen macht, und ihm verspricht, sich ganz ihm preiszugeben, und wie er ihr antwortet: Entschuldigen Sie, ich kann Ihr Opfer nicht annehmen, ich liebe eine andere! Der arme Richelieu! Die Geschichte hat ihr eben so verleumdet, wie die Kaiserin Messalina. Er hat als Knabe von fünfzehn Jahren eine unbekannte junge Schönheit geliebt, ist gewaltsam von ihr getrennt worden, hat aber ihr Andenken beständig im Herzen und eine Locke von ihr auf dem Herzen getragen. Er findet sie endlich wieder und sie wird seine Gattin, nachdem er alle Proben auf das tugendhafteste überstanden. — Wenn man einen so hoffnungsvollen jungen Mann auf das Theater bringen wollte, so sollte man ihm doch den Namen Schulze oder Müller oder einen andern respectabeln geben, aber ihn Richelieu zu nennen, das scheint doch etwas verwegen. Uebrigens zeugt der Anfang des Stücks wieder von dem theatralischen Verstand der Verfasserin. Die Exposition ist klar und verständig und die Liebesabenteuer bei der hübschen Goldschmiedstochter im zweiten Act bunt genug angelegt; aber wie es bis zur Tugend und Leidenschaft kommt, hört die Poesie auf.

Als ein neues Licht in der Bühnenwelt wird von der Kritik ziemlich einstimmig der Wiener Hofschauspieler Davison begrüßt, der neuerdings in Dresden gastirt hat.

L. Gallait hat die Skizze einer großartigen Composition vollendet, welche er seiner Vaterstadt Tournai verehren will. Der Vorwurf ist eine Episode aus der Pestzeit Tournai's, nämlich der Augenblick, wo der Bischof in den Straßen den Pestkranken den Trost der Religion spendet. Die Composition soll außerordentlich reich sein und dem Künstler Gelegenheit bieten, sein Meistertalent als Maler geltend zu machen.

Tabletten.

*** Ein Herr Jacquemart, Professor der industriellen Oekonomie in Paris, hat an das Journal des Debats einen etwas seltsam lautenden Brief über die Wasserscheu, woran jetzt eben mehre von tollen Hunden gebissene Menschen leiden, gerichtet. Der Verfasser erklärt die Krankheit nicht nur für heilbar, sondern für bei weitem nicht so gefährlich, als man sie gewöhnlich ausschreit. Er will die Krankheit selbst überstanden haben und beschreibt deren Symptome, wie sie bei ihm zum Vorschein kamen, mit grellen Farben. In dem Anfang der Raserei, die er für eine außerordentliche Nervenaufregung erklärt, hat er sich vor dem unwiderstehlichen Drange, sich selbst zu beißen und den Hirnschädel an der Mauer einzurennen, nur dadurch retten können, daß er sich ein Messer in den Schenkel stieß. Ein kalter Schweiß machte seinem fürchterlichen Leiden wie mit einem Zauberschlag ein Ende. Er fordert die Regierung auf, eine ärztliche Commission zur Untersuchung der entsetzlichen Krankheit einzusetzen, der er nicht nur alle Nachweise über den eigenen Krankheitsverlauf liefern will, sondern er erbietet sich, in Gegenwart von Zeugen sich von einem tollen Hunde beißen und an sich alle Phasen der Wasserscheu studiren zu lassen.

*** Aus Baden-Baden wird geschrieben: Kaum war das officielle Convoi, welches uns den Republiken-Präsidenten und sein kaiserliches Geleit hierherbrachte, angekommen, als auch der ganze präsidentliche Hofstaat sich mit der Gier afrikanischer Heuschrecken über die Gefilde des trente und quarante herstürzte. Minister, Generale, Ingenieurs, Journalisten u. umlagerten mit Gewitterseile den grünen Teppich und ließen sich in ein tolles Spiel mit Fortuna's Launen ein, bei welchem Herr Benazet, der Großmütige, gnädigst schmunzelte, sich herzlich freuend über die Höflichkeit seiner Landsleute. Mit der jovialsten Miene verlor Herr von Saint-Arnaud Schlag auf Schlag, während Bineau bei jedem fehlschlagenden Coup Geschter schnitt. Mit ächt stoïsischer Ruhe gewann General Waldner und mit eben solchem Phlegma verlor Oberst Fleury, der Vertreter des prinzlichen Hauses, sowol der in Paris gebliebenen Mitglieder als der zur Reisegesellschaft gehörigen, für deren Rechnung er 60,000 Franken verspielte. Der Dichter Méry verlor, was er eben bei sich trug, 2000 Franken, und war gewiß mehr als zufrieden, als Benazet, der Großmütige, ihm in seiner Großmut 500 Franken vorstreckte. Méry dankte ihm mit einem Calembourg, und war munter und guter Dinge, wie es überhaupt die ganze Reisegesellschaft auf der Heimfahrt nach Straßburg gewesen sein soll, trotz dem, daß sie meist den graziösen Herrn Benazet lange in theurem Andenken halten wird.

*** Eine mainzer deutsche Bibel, nach einigen 1460—70, nach andern 1637—67 gedruckt, wurde von einem englischen Bibliomanen, dem Marquis von Blandsford, mit 2000 Pfund Sterling bezahlt. Derselbe kaufte vor einigen Jahren die bei Baldorfer 1471 in Venedig gedruckte Ausgabe des Decamerone, als das einzige vollständige Exemplar, für 2260 Pfund Sterling. Er besaß schon ein Exemplar dieses Buches, an dem fünf Blätter fehlten, mithin bezahlte er diese fünf Blätter mit jener ungeheuren Summe.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 27. Juli. Der erste Wassergang, Lustspiel in zwei Acten. — Hierauf: Ein Arzt, Lustspiel in einem Act.

Mittwoch, den 28. Juli. Der Prophet, große Oper in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer. Fides: Fräulein Pehl, erster theatralischer Versuch.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 179. Mittwoch, 28. Juli **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Mit sechzehn Jahren war ich Secretär einer gemischten Gesellschaft für „Vertheidigung der Menschenrechte", die aber den Eigenthumsrechten wenig Aufmerksamkeit schenkte, was mit daran schuld gewesen sein mochte, daß unser Präsident wegen Diebstahls nach Van-Diemensland transportirt wurde, daß ich einer silbernen Uhr, der Hinterlassenschaft meiner Großmutter, in räthselhafter Weise verlustig ging, welches Schicksal auch mein Oberrock und ein goldenes Etui theilte; notgedrungen mußte ich auf den Gedanken kommen, ich würde, falls die Dinge so fortgingen, zuletzt splitterfasernackt dastehen, und so verzichtete ich auf meine Secretärstelle, nachdem ich den halbjährigen Mietzins für das Kellerlocal entrichtet hatte, in welchem wir unsere Meetings abzuhalten pflegten. Alles wol erwogen hindert dies jedoch Jack nicht, ein ganz capitaler Bursche zu sein; Diebe und Betrüger gibt es aller Orten. In meinem sechzehnten Lebensjahre war ich ein beredter Sprecher der „Brüder englischer Regierungsform". Wir waren stolz auf unsern Jack und folglich auch auf seine Staatseinrichtung, für die wir zu sterben bereit waren und von der wir behaupteten, sie sei der Ruhm Altenglands und ein Gegenstand des Neides für alle anderen Nationen; rücksichtlich der Zeit, in welcher diese Verfassung im reinsten und hellsten Licht gestanden, wichen jedoch unsere Begriffe von denen der übrigen Welt einigermaßen ab, da wir an dem Reiche Harolds festhielten und alles später Geschehene und Eingeführte als Ausdruck der Unterwerfung und des Besiegtseins betrachteten. Unsere ganze Sehnsucht war dahin gerichtet, einen directen Abkömmling König Harolds aufstehen zu können. Plötzlich hörten wir, ein solcher existire in der Person eines Schuhflickers in Northampton. Wir eilten, uns ihm zu Füßen zu werfen; leider beliebte er das Amt eines Constablers in jener Stadt und drohte uns zu verhaften, falls wir ihn mit unserm Unsinn nicht ungeschoren lassen würden. Gemeine Menschen haben keinen Ehrgeiz, stammten sie auch in grader Linie von Julius Cäsar her. Mit großer Aufregung besprachen wir nun die Schritte, die in der furchtbaren Ermangelung eines legitimen Thronerben ergriffen werden mußten; wir hatten eben beschlossen, von dem alten Privilegium des englischen Volkes Gebrauch zu machen und selbst einen König zu wählen, als ich genöthigt wurde eine Comptoiristenstelle in dem Geschäfte eines Kaufmanns, meines Onkels, anzunehmen, wofür ich hundert Pfund jährlich bezog.

Bei dieser Stelle seiner Erzählung fand es Herr Kabbach oder besser gesagt, Herr Toots, für gerathen, sich mit einigem Grog zu erfrischen, ein frisches Glasvoll desselben zu bereiten, worauf er weiter in seiner Erzählung fortfuhr.

Ich bedurfte dieser Stärkung, sagte er, da ich nun zu jener Periode meines Lebens gelange, in der ich mich von Liebe fesseln ließ. Ich werde mich in der Schilderung dieses interessanten Ereignisses kurz fassen, da es mich viele Monate hindurch sehr unglücklich machte. Sie war das hübscheste Mädchen, das je auf Erden gelebt — wie es nothwendig alle sein müssen, sobald wir sie durch die Brille des Dünkels und der Eitelkeit betrachten, da die Schönheit eines Mädchens hauptsächlich in ihrer Bereitwilligkeit liegt, unsern Gefühlen Erwiderung zu schenken. Hierin ist auch der Grund enthalten, aus welchem Weiberfeinde durchgehends häßliche Bursche sind und alle Leute wähnen, das schöne Geschlecht sei minder schön, als dies in ihrer Zeit der Fall gewesen. Ellinor Bones, eine Nichte meiner Laute, und folglich gewissermaßen meine Cousine, war also das hübscheste Geschöpf dieser Welt und Mündel meines Onkels mit einem Vermögen von vierhundert Pfund in vierprocentigen Papieren; als ich sie zum erstenmal sah, sagte ich mir augenblicklich, diese sei die mir vom Schicksal Bestimmte. Ich kannte nur wenige Romane und Komödien, in denen nicht ein junger Mensch seines Onkels Mündel gefreit hätte; demnach faßte ich meinen Entschluß und zweifelte nicht im mindesten, daß es mir gelingen werde, Miss Ellinor in Mrs. Toots zu verwandeln. Unser unsterblicher Shakespeare sagt irgendwo, der Strom ächter Liebe habe nie einen ruhigen Lauf; da jedoch unsere Liebe von vornherein gleich einem Mühlbächlein floß, so mußte sie entweder nicht von der ächten Sorte sein, oder der alte William auch einmal Unrecht gehabt haben. Mein Sein war nun einem doppelten Zweck gewidmet; ich huldigte der Schönheit Ellinors und suchte die politischen Zustände Jacks zu verbessern, wobei ich natürlich die Geschäfte des dreibeinigen Comptoirstuhls bedeutend vernachlässigte. Meine Liebe fand die gewünschte Erwiderung; auch mit Jacks Zuständen schien es besser gehen zu wollen; mein Onkel aber schüttelte in einer ominösen Weise, als es Graf Burleigh je gethan, sein Haupt. Ellinor war das selbstsamste Geschöpf, das ich je gesehen, eine Art Miniaturgemälde auf Email des ganzen Jacks. Sie hatte dessen Ehrlichkeit und Offenherzigkeit, so wie sein Selbstvertrauen und seine unerschütterliche Entschlußkraft. Sie versprach mich heiraten zu wollen und nun glaubte ich jeder irdischen Macht, die sie zum Widerruf hätte bewegen wollen, Trotz bieten zu können. Wir entwarfen Pläne, wie wir die Kosten unseres Haushaltes bestreiten und unser Einkommen vermehren wollten. Im schlimmsten Fall hoffte ich mich auf meine Geige verlassen zu können. Früher gedachte ich jedoch mir, wenn irgend möglich, einen Namen auf dem Felde der Statistik und Beredsamkeit zu machen, was mir von Nutzen sein müßte, wenn ich mich einmal um einen Sitz im Unterhaus bewürbe. Ich erzielte jedoch kein anderes Resultat, als daß ich bei einem in Westminster abgehaltenen Meeting meiner Argumente halber als Schwindler zur Thür hinausgeworfen und Tags darauf in den öffentlichen Blättern als solcher bezeichnet

wurde. Mein Onkel sah sich hierdurch veranlaßt, mir die Thür mit der Erklärung zu weisen, er bedürfe meiner Dienste nicht mehr. Ich besprach mich mit Ellinor, was nun zu thun sei. Wir beschlossen vorerst zu heiraten und den Rest unsern Talenten und gutem Glück anheim zu stellen. Demgemäß ließen wir uns am nächsten Morgen in der Kirche zu Marylebone trauen, wo dergleichen Dinge ohne viele Schwierigkeit abgemacht werden. Wer wartete aber unser vor der Kirchenthüre, als wir den hochzeitlichen Altar verließen? Mein Onkel mit zwei Gerichtsdienern! — meine Tante mit ihrer Haushälterin! Eine Hand wurde auf meine Schulter gelegt. Wegen Schulden oder Verbrechens halber? fragte ich mit dem Tone düsterer Verzweiflung. — Du wirst es zeitlich genug erfahren, grollte mein Onkel. — Jack, rief ich mit Pathos, wird solche Ungebür nicht dulden; die Freiheit seiner treuen Diener liegt ihm zu sehr am Herzen. Die Habeascorpusacte muß bethätigt werden!

Meine Ausrufungen fruchteten nichts bei den barthörigen Gerichtsdienern; ich wurde gewaltsam hinweggeführt. — Wo ist meine Ellinor? schrie ich, nachdem ich in einen Fiaker geworfen worden war; auch hier wollte kein Echo eine befriedigende Antwort geben. Der Ueberfall meines Onkels brachte die erwünschten Früchte nicht; eines schönen Morgens wurde ich in Freiheit gesetzt, mir selbst überlassen, ohne Vermögen, mit einem mir angetrauten Weibe, dem ich kein Obdach zu bieten vermochte. Ich eilte in die Wohnung meines Onkels. Wo ist mein Weib? fragte ich in meiner Geistesverwirrung die Köchin, da ich trotz meiner Aufregung vorsichtig genug gewesen war, durch die Küche zu kommen. Die Schottin — sie gehörte dieser Nation an und war im Hause sehr beliebt wegen der Kraftbrühen, die sie aus Schafsköpfen zu bereiten verstand — entgegnete im breitesten Dialekt des Hochlandes: Fort mit Euch, Ihr Thunimergut, der mit hübschen Dirnen ihres Silberd halber wegkauft. — Aber wo ist sie? fragte ich neuerdings. — Sie taugt nicht mehr als Ihr und ist davon gelaufen, um Euch aufzusuchen. Eine Stunde nachdem sie aus der Kirche heimgekehrt, hat sie sich aus dem Staube gemacht; Ihr thut daher am besten, wenn Ihr gleiches thut; die Frau hat geschworen, Ihr sollt nie einen Pfennig von dem Vermögen ihrer Tochter zu sehen bekommen. — Calebonische Bestien! rief ich in grimmiger Empörung, ich werde meine Ellinor finden, wenn sie noch in rerum natura ist! Fort stürzte ich, um meine Nachforschungen zu beginnen, aber ich befindet sich nicht in rerum natura, oder ich bin nicht glücklich genug entdecken zu können, wo denn eigentlich rerum natura ist. Wie oft ließ ich in die Times einrücken: Ellinor! dein betrübter Gatte steht auf dem Punkte, vor Verzweiflung zu sterben. Ein Wort von dir unter der Adresse: „An Misericimus in der alten Schlächtergasse“ wird ihn zum glücklichsten aller Menschen machen. Hat Ellinor ihren August vergessen? Ich harre dein allabendlich acht Uhr. Fortuna lächelt und alle Onkeln und Tanten der Welt können ihre Gunst nicht abwendig machen.

Sie haben keinen Begriff von den Summen, die ich ein Jahr hindurch der Times für Inseratgebühren bezahlte. Kein Billet wollte jedoch in der „alten Schlächtergasse“ ankommen. Mittlerweile mußte ich auf Mittel bedacht sein, meinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Hier, lieber Freund, gestatten Sie mir eine kleine Pause zu machen. Es gibt Geheimnisse in John Bulls Annalen und auf den Wegen, die er mitunter auszubohlen sucht, welche nicht ohne Geistesanstrengung ausgemittelt und nicht ohne eine bedeutende Dosis Aufrichtigkeit eingestanden werden können.

Mr. Tooks machte wirklich eine kleine Pause, die er weislich abermals dazu benutzte, sich ein frisches Glas Grog zu bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Schaubühne in London.

Aus dem Hamburger Correspondenten.

Die allgemeine Zeitung theilt eine Reihe interessanter Aeußerungen und Schreiben englischer Notabilitäten über den vor kurzem geschlossenen Cyklus deutscher Schauspiele auf dem St. James-Theater mit. Sie lauten sämmtlich in hohem Grade anerkennend, ja zum Theil so schmeichelhaft, daß man fast glauben möchte, die dem gebildeten aristokratischen Briten eigene tactvolle Höflichkeit habe daran denselben oder größeren Theil als kritische Ueberzeugung. Man sollte dies glauben, wenn Graf Ellesmere an Bunsen schreibt: „es gibt nichts in den höchsten Regionen der Kunst, was damit in Paris oder London, nur vielleicht die Rachel ausgenommen, verglichen werden könnte,“ oder wenn Madame Fanny Kemble an Frau Bunsen schreibt: „Ihr großer dramatischer Künstler (Devrient) ist der einzige Hamlet, den ich je (so weit ich es eben für möglich halte) die erstaunlichen Anforderungen der Rolle erfüllen sah“ — ein Lob, das um so bedeutungsvoller dasteht, wenn man erwägt, daß ihr großer Oheim in der Rolle des Hamlet ein Liebling des englischen Publikums war. Und doch hatte es sich, sei es durch Zufall oder durch künstliche Veranstaltungen so gefügt, daß die deutsche Truppe, außer Emil Devrient und vielleicht Kühn (der namentlich in der Rolle des Franz Moor, in welcher er fünfmal hervorgerufen wurde, und in der des Mephistopheles gefiel) kein Mitglied in sich schloß, welches ein hervorragendes und allgemein deutsches künstlerisches Renommee gehabt hätte. Oder wer kennt die Herren Wiesthaler, Grans, Limbach, Birnstill, oder die Damen Schäfer und Stolte, so tüchtig sie auch in ihrer Art sein mögen, außer in dem Localkreise ihres unmittelbaren Wirkens? Indeß darf man sich in Deutschland immerhin dazu Glück wünschen, daß das gewagte Unternehmen in jeder Hinsicht gelungen ist, so daß man aufs ernstlichste daran denkt, es im künftigen Jahr zu wiederholen, und zwar wo möglich mit noch ausreichenderen Kräften. Möge nun auch der Erfolg zum Theil der Theilnahme zu verdanken sein, welche die königliche Familie dem Unternehmen zuwandte, so mußten doch jedenfalls noch andere den darstellenden Künstlern selbst zur Ehre gereichende Eigenschaften hinzukommen, Eigenschaften, die in der deutschen Darstellungsweise selbst begründet sind und deren Vorzüge, weil sie uns etwas allzugläufig geworden, wir kaum noch gebürend anzuerkennen und zu würdigen wissen. Das Hauptmotiv des Erfolgs aber war wol jedenfalls der gewissenhafte Ernst, die Theilnahme für die Sache, wodurch sich die Briten in solchen Fällen auszeichnen und die sie jene oder diese Mängel darüberhelfen lassen, wo eine so bedeutsame Thatsache ihnen gegenübertritt, wie die, daß die dramatischen Schöpfungen Goethe's, Schillers und Lessings in der Originalsprache, daß ihr eigener Shakespeare in der zu Shakespeare's Zeit für barbarisch geltenden deutschen Sprache in der Hauptstadt Englands über die Bretter gingen — ein bedeutsamer Schritt näher der Erfüllung der Goethe'schen Verheißung von einer „Weltliteratur“. Das wissenschaftlich gebildete englische Publikum fühlte dies und benutzte die deutschen Darstellungen zugleich als eine ergiebige Quelle literarischen, sprachlichen, künstlerischen und wenn man so will, ethnographischen Studiums; die Briten erkannten (und namentlich aus der Schlegel'schen meisterhaften Uebertragung des „Hamlet“), daß ihre Vetterschaft mit den Deutschen doch inniger Art ist, als sie zu glauben geneigt sein möchten, wenn sie ausschließlich unsere politischen Zustände als Ausgangspunkt für einen Vergleich mit den ihrigen im Auge behalten wollten. Ein gewiß erwähnenswerter Umstand ist wol der, daß dem mit größter Begeisterung aufgenommenen zwei Darstellungen des „Faust“

nicht weniger als vierzehn Ueberseher des „Faust“, darunter der oben genannte Graf Ellesmere und Herr Hayward, beiwohnten! Der vierundsiebzigjährige, noch jugendliche Charles Kemble schrieb, sogar in deutscher Sprache, an Herrn Devrient: „Mein lieber Herr Devrient, ich komme, um Ihnen zu Ihrer glücklichen Vollführung Hamlets meinen Glückwunsch abzustatten. Ich war ganz bezaubert davon. Mit vieler Hochachtung Euer Freund und Kamerad Karl Kemble.“ Thomas Carlyle, der gründliche Kenner deutschen Wesens, schreibt: „Faust, dieses eigentümlichste Gedicht, das mir interessanter ist, als es den meisten Leuten sein kann, entzückt mich in der Darstellung.“ Macaulay, der große Geschichtschreiber, bemerkt in einer Zuschrift: „Ich war entzückt über die Darstellung, und ich würde ohne Zweifel noch entzückter gewesen sein, wenn ich mich nicht gezwungen gesehen hätte, beständig mein Buch (die Cotta'sche Ausgabe) zu Rate zu ziehen. Es kann aber keinen stärkeren Beweis des Verdienstes Ihrer Schauspieler geben, als das Vergnügen, das sie mir gewährten, selbst dann, wenn ich die größte Schwierigkeit hatte, ihrem Vortrag zu folgen.“ Auch der jetzt an der Spitze des englischen Drama's stehende treffliche Charles Kean, welcher die deutsche Gesellschaft zu einer klassischen Darstellung des „Königs Johann“ in seinem Prinzeßtheater eingeladen hatte, blieb in der herzlichen, neidlosen Anerkennung seiner deutschen Collegen nicht zurück: „Bei einer solchen Anhänglichkeit an die Kunst, der wir (er nämlich und seine berühmte Gattin, die frühere Ellen Tree) unser Leben gewidmet, haben wir mit der größten Befriedigung diese Kunst in unserm eigenen Lande von den Darstellern eines andern Landes so schön verherrlicht gesehen. Da unsere Nationen durch ihren gemeinsamen Ursprung und eine Sprache, die aus derselben Wurzel kommt, Verwandtschaft aufrechten können, so hoffen wir, das Shakespeare, Schiller und Goethe stets fortdauernd gegenseitig verwandt werden mit Gefühlen eines stammverwandten Geistes.“

Henriette Sonntag.

Aus Eduard Jerrmanns „unpolitischen Bildern aus Petersburg“.

(Schluß.)

Laut schluchzend sank die Gräfin auf den Divan, da trat der Bediente herein, einen Fremden meldend, der dringend sie zu sprechen wünschte. Eine abschlägige Antwort hatte wieder keinen andern Erfolg als eine um so dringendere Wiederholung derselben Bitte. Unmöglich! sagte die Gräfin, wie sehe ich aus; in dieser Aufregung, mit rot geweinten Augen! — Ach, geh', entgegnete Madame Czecza, du bist immer schön genug, und vielleicht kannst du einem Unglücklichen helfen! — Der letzte Grund siegte; die Freundin verließ das Zimmer und der Fremde trat ein.

Es war eine hohe Gestalt in armseliger Tracht; der graue Bart rollte bis zum Gürtel herab, aber ein wärmendes Feuer leuchtete noch aus dem mächtig funkelnden Auge. Er blieb einige Augenblicke im Anschauen der Gräfin versunken, und erst auf ihre wiederholte Frage, was er wünsche, schien er sich zu sammeln und brachte ziemlich zusammenhängend sein Gesuch vor. Ich bin ein Kaufmann aus Chartow, sagte er, der Jahr aus Jahr ein in seinem Geschäft, seiner Familie lebt. Außerdem kenne ich nur eine Leidenschaft, die für Gesang und Musik. Der große Ruf, den die Frau Gräfin früher in der Kunstwelt genoß, ist bis zu uns gedrungen, und der sehnlichste meiner Wünsche war stets, Sie nur einmal bewundern zu können. Ihr Rücktritt von der Kunst schien ihn für immer zu vereiteln, als die Nachricht zu uns gelangte, daß Sie sich entschlossen, von Dankgefühl für Ihre einstige Lehrerin erfüllt, noch einmal öffentlich in deren Concert zu singen. Ich konnte der Begier, Sie zu hören, nicht widerstehen; ich ließ Geschäft, Welt und Kinder im Stich und kam hier an; kaum abgestiegen, schickte ich gestern nach Billetten, umsonst; für keinen Preis eins zu haben. Frau Gräfin, ich kann und kann einmal nicht zurückkehren, ohne Sie gehört zu haben. Sie sind so gut, Sie haben gestern einer Freundin zu Liebe öffentlich gesungen; machen Sie einen alten Mann glücklich und erfreuen Sie ihn mit sechs Takten Ihres Gesanges; ich habe Sie dann gehört und nicht umsonst die weite Reise unternommen.

Wie die Thautropfen der Nacht der allmächtig wärmende Strahl der Sonne auffaugt, so wichen die letzten Spuren der Thränen aus dem holdlächelnden Antlitz der schönen Frau. Mit dem nur ihr eigenen Liebreiz rückte sie dem Greis einen Fauteuil zum Instrument und überließ sich dem sie beherrschenden Genius. Die Rosenfinger fuhren über die Tasten, die ersten Töne erschallten in dem geräumigen Salon; die Gräfin war verschwunden, Henriette Sonntag war wieder sie selbst, oder vielmehr sie war die verklärte Desdemona.

Die Romanze war beendet: die aus sich selbst in höhere Regionen versetzte Künstlerin kehrte allmälig zur Erde, zum Selbstbewußtsein zurück. Sie blickte zur Seite nach ihrem Publikum. Der Greis war dem Lehnsessel entsunken, lag neben ihr auf den Knieen und drückte sein Gesicht in die Falten des Gewandes. Nach der Pause, die dem Gesang gefolgt, erhob auch er das Antlitz; er war wie verklärt, aber von einem unwiderstehlichen Zug von Wehmut überflossen. Er wollte sich erheben, wollte sprechen, aber — vermochte es nicht. Das reizende Häubchen der Sängerin kam ihm zu Hülfe; er preßte es krampfhaft an seine Lippen, erhob sich und ließ pfeilschnell einen kostbaren Diamantring von seinem Finger an den ihren gleiten. So wankte er der Thüre zu; daselbst angelangt, kehrte er sich um, maß die Sängerin mit einem langen, tiefforschenden Blick und mit einem Ton der tiefsten Wehmut, der eine heftige Anstrengung ihm entpreßte, lispelte er: O schade! schade! — und war verschwunden.

Henriette Sonntag trat wieder zum Klavier. Sie wollte fortfahren zu singen, der Gräfin verfagte der Ton: tief erschüttert stützte sie den Kopf auf das Notenpult und mit einem Ton der tiefsten Wehmut, den eine heftige Anstrengung ihr erpreßte, lispelte sie: Ja, schade! o schade! — und sank in tiefem Nachsinnen auf das Sofa.

Ein Lächeln eine Thräne mehr.

An ***

Ein Regentropfen mag ins Meer verstinken,
Wer sieht ihn wol im ew'gen Wogenspiel?
Am Himmel mag ein gold'ner Stern mehr blinken,
Wer ahnt es, daß am Blau ein Stern zu viel? —
Es wird die See nicht mehr nicht minder wogen,
Der Himmel auch erscheint die heller nicht,
Doch hat die See den Tropfen eingezogen,
Der Himmel auch gewann ein Sternenlicht.

Von jener Thräne, die dem Aug' entschlüpfte,
Wo blieb von einer Thräne noch die Spur?
Von jedem Lächeln, das so sonnig hüpfte
Auf deinen Wangen, wo blieb eines nur?

Trübt auch die Zähre nicht dein ganzes Leben,
Wie es ein Lächeln auch nicht heiter macht,
Doch deine Thräne mehrt die Eine eben,
Um dieses Lächeln mehr hast du gelacht.

Dichter der „Parallelen".

Tabletten.

*** In der Nähe von Tschanti-Bun, schreibt Neale über Siam, wimmelt es von wilden Elephanten, Tigern und einer Menge von Insecten und Würmern. Unter den letzteren sind die, welche die größte Zerstörung verursuchen, die Cobra de cabelo (Schlange) und die indische weiße Ameise. Eigentümlich ist die Art und Weise, wie die Cobra de cabelo sich die Thätigkeit der letztern zu Nutze macht. Sobald diese ihre Hügel gebaut haben und ehe sie in der Sonne ganz hart werden, bricht die Cobra in die Höhlungen, vergrößert sie und schlägt darin ihre Wohnung auf. In dem Augenblick, wo der unwillkommene Eindringling erscheint, verlassen sämmtliche Ameisen den Hügel und überlassen ihn der Schlange. Sobald ein Hindu oder ein Bewohner von Tschanti-Bun einen dieser Hügel an einem Orte bemerkt, der in einer zu unangenehmen Nähe seiner Wohnung liegt, beobachtet er denselben sorgfältig, bis er bemerkt, daß die Cobra hineingekrochen ist. In dem Augenblick machen er und seine Nachbarn sich daran, einen starken Zaun um den Hügel zu bauen, der so dicht mit Dornbüschen durchflochten ist, daß die Schlange nicht herauskommen kann, ohne sich an den Dornen zu spießen. Sie würde also in dem Baue Hungers sterben, wenn nicht der Aberglaube der Leute sie am Leben erhielte. Diese machen es sich zur Pflicht, das giftige Thier jeden Morgen mit Milch, Eiern oder dergleichen zu füttern, und in einer Woche werden die sämmtlichen Cobra's so gewöhnt an die regelmäßigen Stunden, daß man sie auf die Minute in Erwartung ihres Frühstücks aus ihren Löchern gucken sieht, und sie sich selbst durch die Zuschauer nicht abhalten lassen, das Dargebotene zu genießen.

*** Unter der merkwürdigen Bezeichnung „der Quipus" versteht man die Schrift der Peruaner. Das ist aber auch eine Schrift, ebenso sonderbar wie das Wort dafür selbst. Der Quipus bedarf keines Papiers, keiner Tinte, keiner Feder und dergleichen. Er besteht nur aus einer Reihe von Schnüren verschiedener Farbe; jede Schnur hat eine gewisse Menge Knoten, die verschieden geschürzt sind, und in der Combination dieser Schnüre und Knoten liegt das Mysterium. Zur Lesung dieser Schrift sind eigene Leute bestellt, welche Ruipucana heißen und wie ehemals in Aegypten die Priester das Geheimniß der Hieroglyphen, so hier das Geheimniß der Bedeutung dieser Knöpfe besitzen. Durch die Quipus gelangen an die Nachwelt die Thaten der Fürsten und Völker, und da die Kunst, sie zu übersetzen, unglücklicherweise heutzutage verloren gegangen, so ist auch die Geschichte der Mukas so lückenhaft. Die Quipus sind viel schwerer zu entziffern als die Hieroglyphen. Denn diese sind Thiere und andere Objecte, die einen Namen bedeuten; sie entziffern, ist so viel als herausfinden, wovon diese Thiere und Objecte ein Symbol waren; eine schwere Arbeit und Champollion verdient die Unsterblichkeit für seine Entdeckung, aber doch ist dem Scharfsinn Möglichkeit geboten, diese Arbeit auszuführen. Bei den Quipus ist das alles anders. Was sollen alle die weißen, schwarzen, blauen, roten, grünen und gelben Schnüre, mit ihren eigens geformten Knoten bedeuten? Die lebhafteste Einbildungskraft würde nicht ausreichen, um aus diesen Knoten einen Sinn herauszufinden.

*** Die kühnen Seehundjäger auf dem caspischen Meere werden bisweilen auf Eisschollen ins offene Meer hinausgeführt und irren lange umher, bis sie untergehen oder im Frühjahr Fischern begegnen und von denselben gerettet werden. Am Schluß des letzten Winters kamen zwei Fälle der Art vor und in beiden Fällen wurden die unerschrockenen Jäger gerettet. Im Monat März brachte ein Bauer aus dem Gouvernement Astrachan zehn Seehundjäger nach der dortigen Centralquarantäne, welche vierzehn Tage auf einer Eisscholle im Meere umhergetrieben waren; am 9. April hatten zwei Bewohner Astrachans, welche auf dieselbe Jagd ausgezogen waren, das Glück, auf einer Scholle einen Kosaken aus Guriew nebst vier Kirgisen und zwei Pferden zu finden, welche in den letzten Tagen des Februar durch einen heftigen Sturm ins Meer hinausgetrieben worden waren und seitdem umherirrten. Diese Menschen nährten sich seit dem 26. März nur von Fischen und verwendeten den geringen Mehlvorrat, der ihnen noch geblieben war, zur Nahrung der Pferde, so daß dieselben lebend erhalten und mit ihnen gerettet wurden.

*** Der Bildhauer Ernst v. Bandel, welcher seit längeren Jahren in Hannover lebt, wird sich nächstens nach Detmold begeben, um daselbst von neuem das Hermannsdenkmal in Angriff zu nehmen.

*** Eine merkwürdige, bisher in Bayeux aufbewahrte Stickerei, die von der Frau und den Töchtern Wilhelms des Eroberers verfertigt wurde, während derselbe England eroberte, wird jetzt nach Paris in das Museum der Könige gebracht.

Frankfurt, 27. Juli.

Fräulein Janauschek.

Die hier so beliebte Darstellerin befindet sich gegenwärtig auf einer Urlaubsreise und hat im Thaliatheater zu Hamburg ein Gastspiel eröffnet. Sie ist daselbst bereits als Julia in „Romeo und Julia", als Eugenie in den „Geschwistern" und als Donna Diana aufgetreten und zwar, wie wir aus dortigen guten Blättern ersehen und wie sich kaum anders erwarten ließ, mit glänzendem Erfolg. Ihre Eugenie, heißt es dort unter andern, habe sie so ergreifend gespielt, daß sie viele Augen zu Thränen rührte und nach jedem Act gerufen wurde. Nach Beendigung ihres Hamburger Gastspieles werde sie ein solches in Berlin eröffnen.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 28. Juli. Die beiden Schützen, komische Oper in drei Abtheilungen. Nach dem Französischen. Musik von Lortzing.

Donnerstag, den 29. Juli. (Gastdarstellung der Frau Stolte vom Hoftheater zu Braunschweig.) Donna Diana, Lustspiel in vier Abtheilungen nach dem Spanischen des Don August Moreto, von C. A. West. Donna Diana: Frau Stolte.

Freitag, den 30. Juli. (Zum Vortheil der durch den Hagelschlag vom 18. Juli zu Schaden gekommenen Ortschaften in der Umgegend Frankfurts.) Preciosa, Schauspiel in vier Abtheilungen von Wolf. Musik von Karl Maria v. Weber.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 180. Donnerstag, 29. Juli **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Wovon denken Sie denn, begann er neuerdings, daß alle die Leute in dem so entsetzlich großen London leben? Glauben Sie, sie hätten alle Geld in der Bank liegen, oder sie besäßen hübsche kleine Landgüter in Suffolk oder Kent und hätten den langen, lieben Tag über nichts zu thun, als Weizen und Hopfen ihres Profits halber wachsen zu lassen? Wäre dem wirklich so, so würde es im Grund nicht gut thun und die Welt müßte baldigst stille stehen und einschlafen. Entschuldigen Sie die kleine Vorlesung über politische Oekonomie; ich meinerseits erblicke jedoch große Vortheile in der Armut, nur darf sie einem nicht zu nahe kommen; sonst geht es ihr, wie so vielen andern Dingen, die nur aus der Ferne gesehen schön sind und in der Nähe betrachtet ihren Reiz verlieren. Ich, Sir, ich besaß nichts. Elinor hatte wol zweiundneunzig Pfund sieben Schilling bei Stitt gebracht; diese waren jedoch in dem Beutel, den sie am Arm trug, als wir vor der Kirchenthür getrennt wurden. Ich hatte über keinen Pfennig zu gebieten. Hätte ich aber deswegen vielleicht Hungers sterben sollen? Hatte ich denn meinen Jack gar so schlecht studirt? Nein, ich zählte zu seinen Kindern und wollte zeigen, daß ich alle die doggenartige Unbesiegbarkeit besitze, die unser Papa Wellington bei Waterloo und anderwärts gezeigt hat. Ich ließ mein Haar lang wachsen und wurde dabei stark wie ein Simson. Ich pflasterte meine Gurgel mit rauhen deutschen Kehllauten. Ich hüllte meine unteren Extremitäten in Beinkleider, die nach dem Muster des Ueberzugs eines großen Himmelsglobus zugeschnitten waren und deren kurze Ausläufer dazu dienten, die Beine durchstecken zu können. Fächerartig breiteten sich die Schöße meines Rockes aus. So ausgerüstet nahm ich meine Geige zur Hand und wurde, wie Sie mich hier sehen, sehr behaglich gestellt, insoferne es Einkommen und Lebensgenüsse anbelangt und nur elend hinsichtlich des Verlustes meiner geliebten Ellinor. Morgen zur Nacht sollen Sie mit mir kommen, damit ich Ihnen einmal zeige, wie ein Stückchen meines Meitlaufes vor sich geht.

Ich konnte dem Antrag des Mr. Took, unter seiner Führung den nächsten Abend „ein Stück Meitlauf" zu beobachten, nicht nachkommen, da mein Schicksal in „Stepney-Stern" sich seiner Entscheidung näherte und ich, bis diese nicht erfolgt war, für nichts anders Sinn haben konnte. Miss Claribel besuchte uns bisweilen, schenkte aber ihr Vertrauen nur meiner Mutter, in deren Zimmer sich beide Damen bisweilen zurückzogen, um nach stundenlangen Besprechungen mit rotgeweinten Augen wieder zum Vorschein zu kommen. Verzweifelte Miss Claribel also doch endlich? War gar keine Aussicht vorhanden, daß die perennirende Miss de la Rose einmal umpäßlich werden konnte? Wie dem nun auch sein mochte, so ließ sie es sich in ihrer Niedergeschlagenheit wenigstens außerordentlich angelegen sein, diese Stimmung auch auf mich zu übertragen. Sie machte es wie jene Heldin in einer Ballade Moore's, die ein thränenreiches Gastmahl gibt und ihre Schmerzen als sorgliche Wirtin der Gesellschaft mittheilt. Sie denken vielleicht, sagte sie, eine Probe Ihres Stückes werde am Donnerstag stattfinden? Da ist auch keine Rede davon. Jetzt wird eine gereimte Ueberfetzung von „der Müller und seine Leute" einstudirt; Martingdale und Fitz-Edward stehen auf dem Punkt, die Theaterpistolen zu entlehnen und sich zu schießen, um zu entscheiden, wer von ihnen in den Mehlsack gesteckt und erstäubt werden soll. Kommen Sie nur Donnerstag zur Probe; Sie werden sich dann selbst die tröstliche Ueberzeugung holen.

Donnerstag besuchte ich die Bühne. Mit ungewöhnlicher Höflichkeit und Freundlichkeit lud mich Mr. Montalban in sein Zimmer. Große Neuigkeiten, begann er, gewaltige Neuigkeiten habe ich für Sie. Ich glaube sagen zu können, daß unser Glück gemacht ist. — Wie machen sich die Proben meines Stückes? fragte ich, während meine Wangen vor Freude erglühten, der einiger Triumf über die zu nichte werdenden Unglücksprofezeiungen der Miss Claribel beigemischt war. — Hat sich was mit den Proben! Wir haben noch gar nicht zu probiren angefangen. Der Lordkämmerer hat absolut Nein gesagt. Es geht durchaus nicht. — Und aus welchem Grund hat der Lordkämmerer ein Veto eingelegt? fragte ich und big in die Lippen, um meinen Aerger nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Findet er denn etwas anstößiges gegen Moral oder Religion in meinem „Hengst und Horsa"? — Ganz und gar nicht, versetzte Montalban. Es wird Ihnen bekannt sein, daß der Lordkämmerer die ausdrückliche Verpflichtung hat zu prüfen, ob Stücke vom literarischen wie vom moralischen Standpunkt aus würdig sind, vor die Oeffentlichkeit gebracht zu werden. Nun hat seine Herrlichkeit — es wird immer ein durch literarische Bildung und guten Geschmack ausgezeichneter Pair zu diesem Amt gewählt — mehre Tage auf das Studium Ihrer herrlichen Tragödie verwendet und ist zu dem Schluß gekommen, sie sei einer größeren Arena würdig, als wir zu bieten im Stande sind. Demgemäß befahl er, die Vorstellung solle jetzt nicht, sondern später in einem bedeutenderen Theater stattfinden. Was sagen Sie nun dazu, Herr v. Bohun? Denken Sie an die tausende im Drurylane! Denken Sie an die Königin in ihrer Loge, umgeben von ihrem ganzen Hofstaat! Auf Ehre, ich bin höchlich entzückt, daß mich das Schicksal zum Werkzeug ausersah, durch welches Sie zu Ehren und Würden gelangen sollen.

Mr. Montalban schüttelte bei diesen Worten meine Hände so herzlich, daß ich dem Einfluß seiner Freundlichkeit nicht zu widerstehen vermochte und den Händedruck mit entsprechender Wärme erwiderte. Wie lange kann es wol hingehen, bis die Aufführung

in Drurylane zu Stande kommt? fragte ich inmitten des Gratulationsstromes, mit dem er mich überschüttete. — Das ist wol eine kitzliche Frage, versetzte er, über welche ich erst bei Sr. Herrlichkeit anfragen muß. Es versteht sich von selbst, daß ich bereits Anerbietungen gemacht habe, da jedoch die Bevollmächtigten harthezige Leute sind und durchaus keine Begeisterung für das moderne Drama empfinden, so bestehen sie auf Hinterlegung eines Reugeldes, und da es mir leider eben an fünfzig Pfund fehlt ... — Wenn hierin alle Hindernisse liegen, so ... — Achtundvierzig Pfund fünfzehn Schilling genügen mir, um dem Verlangen jener Herren gerecht zu werden; angesichts der enormen Ausgaben, die ich hier zu bestreiten habe, bin ich jedoch außer Stand, selbst diese geringfügige Summe auszulegen. Der Lordkämmerer würde freilich, wie ich überzeugt bin, auf seine Taxen verzichten. — Was! fragte ich, ist eine Taxe für die Aufführung neuer Stücke vorgeschrieben? — Freilich; wir müssen Sr. Herrlichkeit — ihm selbst oder seinem Mandatar — recht hübsche Anerkennungen für die Mühe auszahlen, die er sich mit der Veränderung, Verbesserung und Umgestaltung der ihm vorgelegten Tragödien gibt. — Hat sich Se. Herrlichkeit vielleicht auch herbeigelassen, einige Zeilen in meinem Hengst umzuändern? fragte ich in großer Aufregung. — Und fünfzig Pfund würden genügen, murmelte ich weiter halb vor mich hin, ohne eine Antwort abzuwarten ... — Achtundvierzig Pfund fünfzehn Schilling, wiederholte der pünktliche Mr. Montalban. — Die Sache soll bewerkstelligt werden, rief ich, indem ich neuerdings seine Hand schüttelte. Senden Sie dem Bevollmächtigten Ihre Zusage; ich werde die nötige Summe auftreiben. — Ich bege nicht den mindesten Skrupel gegen die Annahme Ihres Anerbietens, versetzte der Director, denn ich fühle — ich weiß — ich handle nur als Ihr Agent in dieser Angelegenheit. Das Ihnen zugesagte Honorar, Herr v. Bohun, soll vervierfacht werden. Sie erhalten allabendlich zwanzig auftatt der bedungenen fünf Pfund. Die Mauern des alten Drurylane sollen wieder einmal den Athem ächter Poesie fühlen. Haben Sie sonst noch irgend einen besonderen Wunsch? — Könnten Sie der Miss Claribel nicht irgend ein Debüt zuweisen? Ich bin fest überzeugt, daß sie außerordentliches Talent für die Bühne besitzt und nur der Gelegenheit zur Entfaltung desselben bedarf, um die Herzen des Publikums im Sturm zu erobern. — Bezeichnen Sie selbst die Rolle und Sie sollen den Namen Ihrer Schützlingin nächstens in zwei Zoll langen Lettern auf unsern Anschlagzetteln lesen. — Abermals schüttelte ich dankbar seine Hand, hocherfreut, die Sache in so befriedigender Weise durchgeführt zu haben, und wollte mich entfernen. (Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome. *

Mitgetheilt von R**n.

Denjenigen, die einst von dieser erlauchten Königin Schottlands berichten wollen, bietet ein doppelter sehr umfangreicher Stoff sich dar: nämlich ihr Leben und ihr Tod; beide von dem Glück wenig begünstigt. Ich werde in dieser kleinen Abhandlung nur einige der dieselbe betroffenen Schicksale mittheilen; die ausführliche Darstellung aller ihrer Lebensereignisse will ich gelehrteren Männern und Schriftstellern, als ich bin, überlassen.

Diese Königin hatte zum Vater den König Jacob V. von Schottland, der ein sehr biederer, tapferer Mann und gut französisch gesinnt war. Nachdem er Wittwer von der Prinzessin Magdalena, einer Tochter Frankreichs, geworden war, erbat derselbe sich von dem König Franz I. eine achtbare und tugendhafte Prinzessin seines Reichs. Der König Franz glaubte zur Erfüllung dieses Wunsches keine angemessenere Wahl treffen zu können, als daß er ihm die Tochter des Herzogs von Guise, Claudia von Lothringen, verwittwete Herzogin von Longueville, zur Ehe gab. König Jacob fand die genannte Dame so schön, klug, tugendhaft und achtbar, * daß er durch ihre Erwerbung sich sehr glücklich fühlte. Er lernte den hohen Wert derselben noch mehr in der Ehe kennen und das Königreich Schottland erblickt in ihr eine eben so weise als menschenfreundliche Herrscherin, als sie einige Jahre nachher Wittwe wurde. Sie hatte ihm die schönste aller schönen Prinzessinnen der Welt geboren, unsere Königin, von der wir sprechen.

Dieselbe war, so zu sagen, eben erst zur Welt gekommen und noch Säugling, als die Engländer einen Einfall in Schottland machten und Maria's Mutter genötigt wurde, sich aus Furcht vor der Furie des Krieges zu verbergen, und aus einer Gegend ihres Landes in die andere zu flüchten, bis sie durch die Hülfe, welche ihr der König Heinrich II. sandte, mit vieler Mühe gerettet wurde. Dessenungeachtet mußte Maria zu Schiff gebracht und den Wogen und Stürmen des Meeres ausgesetzt werden, um sie zu mehrer Sicherheit nach Frankreich überzuführen. **

Das böse Geschick hatte ihr nach Frankreich nicht nachfolgen gekonnt; sie wurde hier von demselben nicht weiter heimgesucht. Das Glück nahm sie jetzt bei der Hand und mit ihren schönen Jahren, entwickelten sich ihre Anmut und Körperreize *** im gleichen Maße wie ihre Tugenden. In ihrem fünfzehnten Jahr stand Maria bereits in dem vollen Glanze der Schönheit, so daß diese bei hellem Tag die Sonne verdunkelte, wenn solche auch in der größten Pracht am Himmel stralte. Auch ihre Geistesgaben waren ausgezeichneter Art. Sie hatte bereits in dem Alter von vierzehn Jahren bedeutende Kenntnisse im Lateinischen sich erworben zur ausdrücklichen Pflicht, daß die von mir verfaßten Schriften, die ein Erzeugnis meines Geistes sind, und die ich mit großem Aufwand an Thatkraft und Mühe aus mir selbst geschöpft habe, zum Druck befördert werden. Jene Schriften bestehen aus sechs Bänden und enthalten Erzählungen, geschichtliche Darstellungen, Gespräche und Witzworte, die man meines Erachtens mit Vergnügen lesen wird, wenn man einmal hineingeblickt hat.“ Die erste Ausgabe der Werke Brantome's erschien im Jahr 1666. Die Abtheilung, welche die Schilderung des Lebens der Maria Stuart enthält, führt die Ueberschrift: „Leben berühmter französischer Frauen hohen Standes“.

* Brantome ist mit Eigenschaftswörtern ungemein freigebig.

** Obgleich von englandfeindlichen Schiffen beständig verfolgt, landete die junge Königin am 13. August 1548 glücklich in dem Hafen von Brest und begab sich von dort aus in einem sehr glänzenden Aufzug unmittelbar nach St. Germain en Laye. Maria war am 7. December 1542 geboren und also in dem Alter von fünf Jahren und acht Monaten als sie den Boden Frankreichs betrat. Nachdem Heinrich II. sie einige Tage hindurch mit Liebkosungen überhäuft hatte, ließ er dieselbe in ein Kloster bringen, welches der Erziehung junger Mädchen aus den ersten Familien gewidmet war; sie empfand hier sehr bald auf die glänzendste Weise der Sorgfalt, die man auf ihre Ausbildung verwendete.

*** Der größte Theil der Schriftsteller aus dem Jahrhundert Maria's und der folgenden Zeit geben derselben haifarbiges Haar und blaue Augen; es ist aber erwiesen, daß sie schwarzes Haar und schwarze Augen hatte. Ihre Haut war blendend weiß, ihr Wuchs hoch und schlank, ihre Haltung voll Anmut und der ganze Eindruck ihrer Gestalt bezaubernd. Hierdurch wurde Katharina von Medicis, die auf die Huldigungen, welche Maria zu Theil wurden, und auf die Ueberlegenheit, die sie an den Tag legte, eifersüchtig war, zu der Aeußerung veranlaßt: „Unsere kleine schottische Königin (notre petite reinette écossaise) braucht nur zu lächeln, um allen Franzosen die Köpfe zu verdrehen.“

* Brantome (de Bourdeille) wurde im Jahr 1527 geboren. Er war Kammerherr der Könige Karl IX. und Heinrich III. und starb nach einem vielbewegten Leben in seinem siebenundachtzigsten Jahr. In seiner letztwilligen Anordnung vom 30. December 1609 bestimmt Brantome in Betreff seiner Werke: „Ich verlange und mache es meinen Er-

worden und hielt damals öffentlich vor dem König Heinrich II., seiner Gemalin und dem ganzen Hof eine von ihr verfaßte Rede in lateinischer Sprache, in welcher sie gegen die herrschende Meinung ihre Ansicht vertheidigte, daß es für die Frauen sich geziemte, mit den Wissenschaften und freien Künsten sich bekannt zu machen.

Man kann sich denken, wie überraschend es war und welches seltsame Schauspiel es gewährte, ein junges reizendes Mädchen eine solche Abhandlung in wolgesetzten lateinischen Worten vortragen zu hören. Ich genoß das Glück dabei anwesend zu sein. Anton Fauchain von Chauny fand hierdurch sich veranlaßt, für die Königin eine Rhetorik abzufassen, um derselben Mittel darzubieten, in dem Lateinischen noch mehr sich zu vervollkommnen. Diese Rhetorik wird noch heuzutage geschätzt. Die Königin besaß die Gabe, sehr angenehm sich zu unterhalten, und sprach ebenso ungezwungen mit den Größten wie mit den Kleinsten. Sie hatte täglich zwei Stunden für ihre wissenschaftlichen Arbeiten sich vorbehalten; besonders war sie eine große Freundin der Dichtkunst und beehalb den Herren v. Ronsard, * v. Bellay und v. Maison-Fleur sehr gewogen. Diese haben viele schöne Gedichte, darunter mehre Elegien, auf sie gefertigt; von den letzteren beziehen einige sich auf die Abreise der Königin aus Frankreich, die ich oftmals von ihr selbst, sowol hier als in Schottland vortragen hörte, wobei sie Thränen im Auge hatte und tief seufzte. Sie gab sich auch selbst mit der Dichtkunst ab, und ich habe einige Verse von ihr gelesen, die recht gelungen waren, ohne denen ähnlich zu sein, die sie angeblich auf die Liebe Bothwells verfertigt haben soll; diese sind zu plump und mangelhaft, um ihr angehören zu können. Herr von Ronsard theilte ganz meine Ansicht, als wir bei dem Lesen jener Verse hierüber miteinander sprachen. Die von ihr verfaßten waren weit besser und schöner; auch dichtete sie sehr schnell, wie ich denn oft Zeuge davon war, daß sie sich in ihr Cabinet zurückzog und bald nachher aus demselben wieder herausstrat, um ihren Vertrauten, zu denen mich rechnen zu dürfen ich das Glück hatte, die Verse zu zeigen, die von ihr gedichtet worden waren. Sie schrieb auch sehr gut in Prosa und besonders zeichneten sich ihre Briefe, die ich gelesen habe, durch Beredsamkeit und hohe Gedanken aus. Ihre Landessprache, die an sich ungebildet, rauh und mißtönig ist, klang in ihrem Munde so lieblich und zart, wie ich dieselbe von anderen Personen in Schottland nie vernahm. Wenn Maria sich nach der rohen, plumpen Art der Wilden ihres Landes kleidete, wie ich sie mitunter sah, schien sie eine Göttin in einem sterblichen Körper zu sein. Wer dieselbe in einer solchen Tracht erblickte, mußte die Wahrheit des eben Gesagten anerkennen. Diesem stimmten auch der König und seine Gemalin bei. Man denke sich nun, wie bezaubernd schön sie in einem französischen, spanischen oder italienischen Anzug, oder endlich in ihren weißen Trauerkleidern, den Blicken sich darstellen mußte.“

(Fortsetzung folgt.)

* Peter v. Ronsard, 1524 geboren, war zu seiner Zeit ein sehr gefeierter Dichter. Der Ruf desselben drang über die Meere und seine Dichtungen trösteten Maria Stuart in ihrer Gefangenschaft. Dieselbe ließ einen Parnaß von Silber anfertigen und übersandte ihm solchen mit der darauf eingegrabenen Inschrift: A Ronsard, l'Apollon de la source des Muses.“ Ronsard starb im Jahr 1585. Gegenwärtig dienen seine Dichtungen nur noch dazu, an denselben den poetischen Unergeschmack der damaligen Zeit zu messen. Joachim du Bellay, um das Jahr 1524 geboren, Kanonike von einer angesehenen adeligen Familie ab. Seine ersten schriftstellerischen Erzeugnisse verschaften ihm eine sehr schmeichelhafte Aufnahme von Seiten Franz I und dessen Schwester Margareta von Navarra. Er starb 1568. Seine Dichtungen bestehen aus Sonetten, Oden, Gesängen und einer freien Uebertragung des vierten und sechsten Buches der Aeneide. Er hat mehr Natürlichkeit als Ronsard.

Klopfgeister in Amerika.

Nach Dr. Karl Andree's ausführlichen Mittheilungen in der allgemeinen Zeitung.

Es geht eben wieder allerlei wundersamer Spuk in der Welt vor, der aus den höheren Regionen auch in das politische Gebiet hinüberspielt und jedenfalls auf unsere Culturepoche einen Schlagschatten mehr wirft. Auffallend bleibt, daß die Klopfgeister in der alten Welt wie in der neuen eine große Familienähnlichkeit haben; sie gleichen sich wie ein Ei dem andern.

Aber woher stammen die Klopfgeister und wo treten sie zuerst auf? Mich führte ein Zufall auf die Spur. Als im Jahr 1850 die Cholera in Braunschweig grausenhaft wüthete, verließ ich die Stadt und begab mich auf ein zwei Stunden entferntes Dorf, das zwischen Wald und Wiesen an einem rasch fließenden Gewässer, der vom Elme herabeilenden Schunter liegt. Die Wahl war glücklich, denn Dibbesdorf blieb verschont. Es wird von achtbaren Bauersleuten bewohnt; es ist sauber und wolhabend und der Ortsvorsteher konnte mir erzählen, daß im Dorf kein Trinker, kein Spieler, kein übermäßig verschuldeter Mann wohne. In einem fünfwöchentlichen Verkehr fand ich das bestätigt. Eines Abends, als schon die Dämmerung hereinbrach, fragte mich etwas schüchtern eine Frau, ob ich denn wol die Geschichte vom „Klopfedings“ kenne, das „in alten Zeiten“ so viel Spuk angerichtet habe? Allerdings hatte ich schon von diesem Dibbesdorfer Klopfgeist reden hören.

Die Geschichte des Klopfgeistes ist seltsam. Im letzten Monat des Jahres 1767 läßt sich zu Dibbesdorf im Hause des Kothsassen Autor Kettelhut in der Wohnstube ein Klopfen hören, das aus der Tiefe zu kommen schien. Der Hausvater meint, sein Knecht hämmere, um den Mägden in der Spinnstube einen Schabernack zu spielen, und geht hinaus, um dem Burschen einen Eimer Wasser über den Kopf zu gießen. Aber er findet den Knecht draußen nicht. Nach einer Stunde wiederholt sich das Klopfen und man meint nun, es möge wol von einer Ratte herrühren. Am andern Tage werden Wände, Decken und Fußböden aufgerissen, aber man findet auch nicht das kleinste Loch. Am Abend wiederholt sich das Klopfen, das Haus wird für nicht geheuer geachtet, die Mägde wollen dort ferner keine Spinnstube halten. Aber bald nachher nimmt das Pochen ein Ende, freilich nur, um in dem etwa hundert Schritt entfernten Hause des Kothsassen Ludwig Kettelhut, der ein Bruder des Autors war, sein Wesen noch stärker zu treiben. Dort „rumorte das Klopfedings“ besonders zur Abendzeit. Den Bauern wurde am Ende die Sache bedenklich und der Amtsgeschworne machte Anzeige beim Gericht, das sich anfangs mit der ihm sächerlich scheinenden Sache nicht befassen wollte, endlich aber auf wiederholtes Andringen der Bauern am 6. Januar 1768 in Dibbesdorf erschien, um genau zu untersuchen. Alles Einreisen von Wänden und Decken war fruchtlos und die ganze Familie Kettelhut konnte mit gutem Gewissen einen Eid ablegen, daß ihr die Ursache des Rumors unbekannt sei.

Bis dahin hatte man mit dem „Klopfedings“ noch nicht geredet. Endlich faßte ein Mann aus Waggum sich ein Herz und fragte: „Klopfegeist, bist du noch da?“ Und das Dings hämmerte. Auf die Frage: „Wie heiße ich denn?“ klopft der Geist zu, als unter mehren Namen der rechte genannt wird. Jetzt werden auch die übrigen Bauern dreist und einer ruft: „Wie viel Knöpfe habe ich an meiner ganzen Kleidung?“ Es klopft 36mal hintereinander; man zählt und findet die Zahl 36 ganz richtig. Von nun an verbreitete sich der Ruf des Geistes in den weitesten Kreisen; allabendlich pilgerten hunderte von Braunschweigern nach Dibbesdorf; auch neugierige reiche Eng-

länder fanden sich ein. Dieser Beifall scheint den Geist zu größeren Dingen aufgemuntert zu haben; er „mauserte“ sich zu staunenswerter Vollkommenheit. Um Antworten zeigte er sich nie verlegen. Hier einige actenmäßig beglaubigte Thatsachen. Fragte man ihn nach der Zahl und Farbe der vor dem Hause stehenden Pferde, so gab er allemal beide richtig an. Man schlug ein Gesangbuch auf und fragte nach der Nummer des Gesanges, welche der Fragende mit dem Finger bedeckte und die er selbst noch nicht kannte. Dann pochte es, und die unterirdischen Schläge trafen allemal genau mit der Nummer zu. Der Geist fürchtete sich vor nichts und gab dem regierenden Herzog Karl und dessen Bruder Ferdinand ebenso resolute und richtige Antworten wie allen übrigen Menschenkindern.

Von nun an nimmt die Historie einen tragischen Verlauf. Der Herzog beauftragt einen Arzt und einen Rechtsgelehrten, die Sache zu untersuchen. Die gelahrten Herren erklären das Klopfen aus der Wirkung — unterirdischer Quellen. Sie lassen acht Fuß tief bohren und finden natürlich Wasser, denn Dibbesdorf liegt hart an den üppigen Schunterwiesen. Die Stube füllt sich mit herausquellendem Wasser, aber der Geist klopft nach wie vor in demselben Winkel. Nun vermuten die Männer der Wissenschaft Betrug und erzeigen einem Knecht die Ehre, ihn für das allweissende „Klopfedings“ zu halten. Er wolle, meinten sie, die Mägde damit äffen. Alle Dibbesdorfer werden angewiesen, zu einer bestimmten Zeit in ihren Stuben zu bleiben; auch der Knecht wurde beaufsichtigt, denn grade ihn hatten die Gelehrten scharf auf's Korn genommen. Aber der Klopfgeist beantwortete ihnen alle Fragen. Doch die löbliche Justiz wollte einmal ein Opfer haben. Sie hielt sich also an die Ehelente Kettelhut, wolhabende, redliche, unbescholtene Menschen, die selbst über das Treiben des Klopfgeistes in Verzweiflung waren, und sie wurden beide sogleich ins Gefängniß geworfen. Erst nach drei Monaten werden die Gefangenen ohne Entschädigung entlassen und die hochweisen Commissarien berichten dem Herzog: „daß sie zwar alle nur möglichen Wege (!) der Untersuchung eingeschlagen, aber nichts entdeckt hätten, was Licht in dieser Sache gebe, deren Aufklärung der Zukunft vorbehalten sei.“ Aber diese Aufklärung hat bis heute auf sich warten lassen. Der Klopfgeist machte sich bemerkbar von Anfang Decembers bis in den März; dann wurde er still.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe.

59.

*** **Baden-Baden**, 26. Juli.

Aus der Saison.

In welch hohem Grade die Paris-Straßburger Eisenbahn die Frequenz unseres Kurortes steigern wird, davon hat die vorige Woche in den Tagen nach der Eröffnung dieser Bahn ein hinlängliches Vorzeichen gegeben. Baden, das ohnehin ein Lieblingsaufenthalt der Franzosen und Engländer war, wird durch jene rasche Communication gleichsam ein Ausflugsort für Paris und London und statt in diesen Städten selbst wird sich die französische und englische vornehme Welt in Zukunft an dem diesigen Ort zu versammeln pflegen. Durch diese außerordentliche Wendung der Verhältnisse dürfte es leicht kommen, daß auch eine Winterfaison hierselbst eingerichtet wird und wäre dies der Fall, so ist gewiß nicht daran zu zweifeln, daß man von Seiten der hiesigen Stadt und der Kursaaldirection alles aufbieten wird, um den Fremden in der winterlichen Jahrezeit ebenso viele und reiche Genüsse zu bieten, wie dies im Sommer in unserm Eldorado der Natur in vollem Maße geschieht. Dabei würde auch der Eisenbahnverkehr im Winter nicht unwesentlichen Nutzen ziehen. Man wird sich ohne Zweifel höheren Ortes mit der Erwägung dieser Frage beschäftigen und sie gewiß nach Maßgabe des allgemeinen Vortheils zur Entscheidung bringen. — Am nächsten Freitag steht uns ein ausgezeichneter Kunstgenuß bevor. Henriette Sonntag gibt am Abend dieses Tages ein Concert im großen Saale des Conversationshauses und wird Therese Milanollo darin mitwirken. Der Besuch des Concertes wird überaus zahlreich sein. — Der heutige Stand der Fremdenliste ist 16,421 (vom 1. April an).

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Bekanntlich haben eine Anzahl deutscher Bühnenvorstände unter sich einen Vertrag (Cartellverband) geschlossen, in welchem sie sich verpflichten, contractbrüchige Schauspieler an ihren respectiven Bühnen nicht zu engagiren. Die Idee an sich ist sehr löblich; jedoch hat der Vertrag bis jetzt in concreten Fällen keinen Nutzen schaffen können, weil ihm die Basis der Legalität und eine präcise juridische Fassung fehlt. Der jetzige Vorstand dieses Verbandes, Herr v. Gall, Intendant des Hoftheaters in Stuttgart, beabsichtigt nun eine Zusammenkunft deutscher Theaterdirectoren, in welcher dieser Vertrag einer weiteren Berathung unterworfen werden soll. Bei dieser Gelegenheit sollen auch folgende Anträge zur Beschlußnahme gestellt werden: 1. die Kritik und die Presse überhaupt vollständig zu ignoriren; und 2. die Gastspielhonorare auf eine bestimmte Höhe zu normiren. Während der erste Antrag nur geeignet ist, ein mitleidiges Lächeln hervorzurufen, erscheint auch der zweite nicht viel besser. Die Kräfte der verschiedenen Künstler lassen sich nicht classificiren, anderntheils aber sind Gastspiele meist Sache der Speculation und die Höhe der Honorare richtet sich daher nach dem voraussichtlichen Gewinn, welchen der Gast der Kasse bringt. Eine Normirung oder Classification ganz relativer Dinge erscheint aber vollständig unthunlich.

Ludwig Uhland ist in München angekommen und gedenkt sich längere Zeit dort aufzuhalten, um auf der Hofbibliothek und in den Archiven daselbst Materialien zu seiner begonnenen Sammlung von deutschen Volksliedern zu gewinnen.

J. J. Bott, der erste Stipendiat der Mezartstiftung in Frankfurt, ein vortheilhaft bekannter Schüler von Spohr (bieher in Kassel) ist, nachdem er vor dem König gespielt, zum Hofconcertmeister in Hannover ernannt worden.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 29. Juli. (Gastdarstellung der Frau Stolte vom Hoftheater zu Braunschweig.) Donna Diana, Lustspiel in vier Abtheilungen nach dem Spanischen des Don August Moreto, von C. A. Wed. Donna Diana: Frau Stolte.

Freitag, den 30. Juli. (Zum Vortheil der durch den Hagelschlag vom 18. Juli zu Schaden gekommenen Ortschaften in der Umgegend Frankfurts.) Preciosa, Schauspiel in vier Abtheilungen von Wolf. Musik von Karl Maria v. Weber.

(Mit aufgedrucktem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 181. Freitag, **30. Juli 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Hören Sie einmal, rief Montalban plötzlich aus, als wenn er etwas vergessen hätte, sollten Sie vielleicht zufällig das Geld nicht vorrätig haben, so kann ich Ihnen einen Weg zeigen, der für Sie recht bequem und mir eben so angenehm sein wird.

Seine fürsorgende, umsichtige Freundschaft rührte mich, weswegen ich ihm auch unverholen eingestand, daß wir eine kleine Geldsendung aus Indien erwarteten und vor deren Eintreffen jede größere Auslage mich in einige Verlegenheit setzen würde. Um so besser, rief er aus. In der Zwischenzeit kann ich Ihnen zu einem Vorschuß verhelfen, den Sie nach Bequemlichkeit zurückzahlen werden, sobald die Auszahlung Ihrer Honorare beginnt. Ich kab: einen Freund, der einen Ueberfluß an baar Geld hat und stets recht froh ist, es gegen gehörige Sicherheit ausleihen zu können. Da habe ich eben ein auf zwei Monate ausgestelltes Wechselchen im Betrag von hundertundfünfzig Pfund. Sie dürfen nur unterschreiben und ich zahle Ihnen nächster Tage hundert Pfund baar aus; die fünfzig werde ich als Darlehen für die Verhandlung mit dem Drurylanetheater behalten. Die Proben sollen baldigst eingeleitet werden und so werden Sie Donnerstag hundert Pfund erhalten und Ihren Hengst in seiner ganzen Glorie in Kostümproben sehen.

In meinem ganzen Leben habe ich nie wieder ein Papier mit so vielem Vergnügen unterschrieben. Ich betrachtete diese Verhandlung gewissermaßen als Vorauszahlung meiner künftigen Theatererträgnisse und fühlte mich fest überzeugt, daß auch der Director in meine Träume keine Zweifel setze, als er mir scherzhaft das Anerbieten machte, die Wechselschuld als bezahlt anzusehen zu wollen, falls ich ihm eine Anweisung auf meine Drurylane-Honorare für die ersten zehn Theaterabende gäbe.

Sie sehen ja ganz selig aus, sagte Miss Claribel zu mir, als ich an ihr nach meiner beglückenden Besprechung mit dem Director vorüberkam, und doch haben Sie noch keiner Probe Ihres Stückes beigewohnt. — Es ist noch gar nicht zur Probe gekommen, entgegnete ich; mehr noch, es soll und wird jetzt gar nicht dazu kommen. — Das habe ich Ihnen vorausgesagt, versetzte Miss Claribel, nach Hut und Schawl greifend; doch, da ich jetzt meinen Part zugewiesen bekommen habe, nämlich den, morgen Abend hinter dem Stuhl der Miss de la Rose zu stehen, so will ich ein Stückwegs mit Ihnen gehen und hören, was Sie mit Montalban gesprochen haben. — Ich habe ihm, sagte ich ihr, nach dem wir auf die Straße gelangt waren, auseinandergesetzt, wie Sie hier verloren und begraben seien, und dann begehrte ich, er solle doch einer so schönen und talentvollen jungen Dame eine hervorragendere Stellung anweisen. — Und er entgegnete hierauf? — Daß Sie binnen kürzester Frist in jeder Rolle auftreten sollten, die ich ihm bestimmen würde. — Bestimmten Sie eine solche? — Ich wollte Sie erst darüber konsultiren. Wollen Sie es mit Desdemona oder Ophelia versuchen? — Sie haben ihm Geld geliehen, lautete Miss Claribels Antwort, die sie mit dumpfer Stimme und dem Ausdruck inniger Betrübniß sprach. — Im Gegentheil, versicherte ich, er hat mir welches vorgeschossen.

Wir gingen ungefähr neben einander her, ohne weiter ein Wort auszutauschen. Ich wähnte, die Dankbarkeit für mein Einschreiten zu ihren Gunsten habe sie sprachlos gemacht; theilweise schrieb ich ihr Verstummen auch der Ehrfurcht vor meinem Genie zu, die wol endlich erwacht sein mußte, wenn sie erwog, wie Männer, die Ruhm und Reichtum zu gewähren vermögen, mich ihrer Beachtung wert hielten.

Wollen Sie meiner lieben, gütigen Freundin, Ihrer Mutter, der Frau v. Bohm sagen, daß ich sie morgen um Mittag besuchen werde? Bis dahin, mein guter junger Freund, wünsche ich Ihnen guten Morgen. Sie entfernte sich, ohne auch nur ein Wort des Dankes oder der Beglückwünschung an mich zu richten. Ich sah ihr nach, bewunderte ihre schöne Gestalt, ihre anmutigen Bewegungen und fühlte neuerdings eine innere Befriedigung, so wirrsam zu ihren Gunsten gesprochen zu haben. Theuere Claribel! dachte ich, mir wirst du deine Triumfe im Drurylanetheater verdanken, aber du sollst nicht isolirt bei denselben bleiben. Nein, nein! es gibt einen Hamlet, welcher der himmlischen Zärtlichkeit der süßen Ophelia antworten wird... einen Othello, der blutige Thränen am Todtenbett der Desdemona vergießt... einen Romeo, der... Beinahe wäre ich von einem Omnibus überfahren worden, als ich mir eben die Frage stellte, od denn Miss Claribel auch meiner Triumfe sich so sehr erfreuen würde, als ich mich der ihren; ich stieg in den Wagen, dessen Rütteln meinen Träumereien ein Ende machte, und fuhr heim. Im Thorwege begegnete ich Herrn Katzbach. Lieber Freund, begann er, Sie müssen heute Abend mit mir gehen; ich bestehe darauf. Sie sollen etwas recht Interessantes zu sehen bekommen. — Was Sie wünschen, soll geschehen, rief ich in einer Art von Verzückung. Nie hat mein Arm glänzendere Siege erfochten und darum stehe ich ganz zu Ihren Diensten. Wandle voran, ich folge dir! — Kommen Sie um sieben Uhr zu mir und bringen Sie Ihre Flöte mit. Bevor wir aufbrechen, werden wir einen oder zwei „Herzenserfrischer" zu uns nehmen und da können Sie mir gleich einiges über die Proben Ihres Stücks erzählen.

Ist alles in Ordnung mit den Proben, mein Sohn? fragte meine Mutter, als ich mit freudestrahlendem Gesicht in ihr Zimmer trat. — Ja, Mütterchen, alles geht prächtig, aber nicht im Stepney-Sternttheater. Nein, mir öffnet sich ein glänzenderer Himmel; dauerhafterer Ruhm, größere Fülle des Reichtums harren meiner; dabei erhebt mich überdies noch der hehre

Gedanke, daß all dies in ehrenvoller Weise erstrebt wurde und verwendet werden soll, um Ihnen mehr Comfort, mehr luxuriöse Genüsse zu schaffen. Schon im Laufe nächster Woche erhalte ich hundert Pfund; mein Stück gelangt auf der Drurylanebühne zur Aufführung; der Onkel wird von meinen Triumfen in dem Moment erzählen hören, in welchem sein Fuß englischen Boden betritt; Gewissenhafte seiner Vernachlässigung und Robert halber werden an seinem prosaischen Herzen nagen; die Königin wird wahrscheinlich der ersten Aufführung beiwohnen; Rosse, Spektakelstücke, lebende Bilder sollen fortan von der englischen Bühne verbannt bleiben; wenn die Leute auf der Straße Sie und mich in dem kleinen niedlichen Brougham sehen werden, den ich für Sie zu halten gedenke, so werden sie sagen, die guten alten Zeiten des britischen Drama's sind wiedergekehrt; dort fährt der Dichter des „Hengst und Horsa“!

Es wäre vergeblich, unser Entzücken beschreiben zu wollen. Wir nahmen einen Plan der Stadt London zur Hand, um zu studiren, in welcher hübschen kleinen Straße wir denn eine Wohnung suchen sollten. Meine Mutter neigte sich mehr der classischen Zurückgezogenheit in Brompton zu; ich aber bezeichnete Million Place mit einem großen Kreuz. — Lord John Russel, rief ich pathetisch aus, hat seine Laufbahn ebenfalls damit begonnen, ein Stück für die Bühne zu schreiben; auch ich will in solcher Weise beginnen!

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome.

Mitgetheilt von R**n.

(Fortsetzung.)

Zu Mariens Vorzügen, durch welche sie alles bezauberte, gehörte auch, daß sie eine vortreffliche Stimme besaß, mit der sie ihr sehr fertiges Spiel auf der Laute begleitete, und es gewährte einen hinreißenden Anblick, wenn sie ihre schönen Arme erhob und mit ihren zarten Fingern die Saiten berührte. Man sagte mit Recht, daß die Sonne Schottlands ihr sehr unähnlich sei; denn während einiger Tage in dem Jahr scheint dieselbe kaum fünf Stunden lang; sie dagegen leuchtete immer so daß sie ihre Strahlen dem Land und den Bewohnern desselben mittheilte, welches Land mehr des Lichtes als jedes andere bedurfte, weil die daselbe umgebende Luftschichte sehr weit von der großen Himmelssonne entfernt ist. (!) Ha! Königreich Schottland! Ich glaube, daß deine Tage jetzt noch kürzer sind als früher und deine Nächte länger, weil du jene Fürstin verloren hast, die dich mit ihrem Glanz erfüllte. Aber du warst undankbar gegen dieselbe und wolltest nichts von der gegen sie zu beobachtenden Pflicht und Treue wissen; wovon weiterhin die Rede sein wird. Diese Fürstin fand solchen Beifall in Frankreich, daß dieses den König bat, dieselbe durch engere Bande an sich zu fesseln und sie seinem sehr geliebten Sohn dem Kronprinzen * zur Gattin zu geben, der zum Sterben in sie verliebt war. Dieses geschah und die Vermälung wurde auf das feierlichste und prachtvollste in der Kirche Notre-Dame und in dem königlichen Palast vollzogen, bei welcher Maria hundertmal schöner als eine Himmelskönigin erschien.

An dem Hof und in ganz Paris war nur eine Stimme darüber, wie glücklich der Fürst zu preisen sei, der mit einem so herrlichen weiblichen Wesen sich verbinde, und wenn das Königreich Schottland sich eine wertvolle Sache zu erachten, so sei doch diese Königin ungleich höher zu schätzen, indem, obwol sie weder Krone noch Scepter habe, schon allein ihre Person und ihre Schönheit einem Königreich gleich zu achten wären; da sie nun aber noch dazu bereits Königin sei, so bringe sie ihrem Gemal doppeltes Glück und zweifache Auszeuer zur Mitgabe. So sprach die Welt von ihr und so wurde sie die Königin-Kronprinzeß (Dauphine) und ihr Gemal der König-Kronprinz (Dauphin) genannt; beide aber lebten in großer Liebe und Eintracht mit einander. Als hierauf der große König Heinrich II. starb, gelangten beide auf den französischen Thron und wurden Herrscher über zwei große Königreiche. Höchst glücklich wären dieselben gewesen, wenn der König Franz nicht von dem Tod hinweggerafft und Maria dadurch in dem schönsten Frühling ihrer Jahre zur Wittwe geworden wäre, nachdem sie ihre Liebe, Wonne und Seligkeit nicht länger als ungefähr vier Jahre genossen hatte.

Dieses war also ein Glück von kurzer Dauer, welches das böse Geschick wol billig noch hätte verschonen sollen; grausamerweise nahm aber das Verhängniß hierauf keine Rücksicht, sondern gefiel sich darin, gegen die Fürstin auf das härteste zu verfahren, die ihren Verlust und ihre Trauer selbst in dem nachstehenden Liede schildert:

Unter leisen Klagetönen,
Tiefe Schwermut in der Brust,
Schaut mein Aug', umwölkt von Thränen,
Nach entschwund'nen Wonnestunden
Unersetzlichen Verlust!
Unter Seufzerlaut entgleiten
Meines Lebens schönste Zeiten.

Ach! welch Loos ist mir gefallen
Durch des Schicksals Machtgebot!
Ich, die glücklichste von allen,
Muß gebeugt durchs Leben wallen
In der Jugend Morgenrot;
Und es leuchten meinem Herzen
Urnen nur und Leichenkerzen.

Schon in meinen Frühlingstagen,
In der schönsten Blütenzeit,
Muß ich unter bittren Klagen
Der Entbehrung Schmerz ertragen,
Der, ach! täglich sich erneut.
Mir erloschen Sonn' und Sterne;
Trübes Dunkel deckt die Ferne.

Alles, was mich sonst erfreute,
Gibt nur Nahrung meinem Schmerz;
Immer mit sich selbst im Streite,
Ungestillter Sehnsucht Beute,
Ach, verblutet dieses Herz!
Die von Gram gebleichten Wangen
Künden schmerzlich mein Verlangen.

Vor dem Aug' und vor dem Herzen
Stehet einzig mir ein Bild,
Das, mit nomenlosen Schmerzen
Jede Freude mir zu schwärzen,
Unaufhörlich mich erfüllt.
Wo ich sein mag, wo ich stehe,
Immer ahn' ich seine Nähe.

---

* Nachmals König Franz II.

Wag' ich es emporzuschauen,
Seh' ich — herbes Mißgeschick! —
Schwärmerisch in jenen blauen
Wollen, die vom Himmel thauen,
Seines blauen Auges Blick;
In des Baches klarem Spiegel
Ahn' ich seinen Todtenhügel.

Ein Gedank' erfüllt mich immer,
Wenn das müde Auge wacht,
Bei des Morgens Rosenschimmer,
Bei der Abendstern' Gestimmer,
In der Haine dunkler Nacht; —
Ihn, den mir der Tod entrissen,
Werd' ich überall vermissen.

Wie entließ' ich diesen Leben,
Wie verließ' ich diese Flur?
Könnt' ich von verklungnen Freuden,
Von Erinnerungen scheiden,
Glücklich, glücklich würd' ich sein!
Selbst in stille Einsamkeiten
Wird mich süßes Weh begleiten.

Was ich sonst voll Reiz gefunden,
Was durch Schönheit mich bestach,
Ist vor meinem Blick entschwunden,
Steht — beim Schmerz der tiefen Wunden" —
Dem geliebten Theuern nach.
Schönres gibt es nicht als Treue
Und der Trauer fromme Weihe!

Doch verstummet nun, ihr Klagen!
Meines Schicksals Fluch und Last
Will ich mit Ergebung tragen;
Nimmer könnt ihr kalt nur sagen,
Ach! was keine Sprache faßt;
Wahre Liebe treuer Herzen
Mindern nicht der Trennung Schmerzen.

So äußerte diese tief betrübte Wittwe in ihrem Gesang den herben Schmerz, der noch deutlicher auf ihrem Gesicht ausgedrückt war; denn von der Zeit an, da sie den Gatten verlor, habe ich nicht bemerkt, daß dieselbe jemals wieder Farbe bekommen hätte, so oft mir auch die Ehre zu Theil wurde, dieselbe in Frankreich sowol als in Schottland zu sehen, in welches letztere Land sie in dem achtzehnten Monat nach dem Tod ihres Gemals zurückkehren mußte, um dort die durch Religionszwiste gestörte Ordnung wieder herzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Klopfgeister in Amerika.

Nach Dr. Karl Andree's ausführlichen Mittheilungen in der allgemeinen Zeitung.

(Fortsetzung.)

Nach langem Zwischenraum treten die Klopfgeister vor nun etwa vier Jahren plötzlich in Rochester, nicht fern vom Ontariosee, auf, verrichten die wunderbarsten Kunststücke, verstehen Englisch, Deutsch und Französisch und werden als Orakel betrachtet. Sie verbreiten sich über einen großen Theil des Staates Neuyork und kommen auch in die Empiri-City. Bald aber werden sie übergipfelt von den „Herren der Seele", magnetisirenden „Seelenbändigern", die sich selbst als Sykologisten bezeichnen und jetzt zu hunderten ihr sehr einträgliches Gewerbe treiben. Ein Blick, welchen sie auf einen von ihnen „zuberreiteten" Menschen thun, gibt ihnen dessen Seele gefangen; sie kennen dann, wie sie sagen, dessen ganzes Gemüt und seine feinsten Charakterschattirungen. Ihr Auge strahlt magnetische Kraft aus, sie lähmen dem, welcher ihnen sich anvertraut, die Glieder, nehmen ihm für den Augenblick die Sehkraft und machen ihn sich unterthan. Ja manche Sykologisten überzeugen einen in ihre Hand gegebenen Menschen, daß er nicht mehr Er selbst, nicht mehr sein eigenes Ich sei. Bei allen diesen Vorgängen spielt das Magnetisiren eine ebenso große Rolle wie die Zinkplatte. Auch läßt man Geister erscheinen, wie der Armenier in Schillers Geisterseher. In der Stadt Neuyork „prakticiren" die „Professoren der Sykologie" zu Dutzenden und bereits werden auch Philadelphia, Baltimore, Boston und die Städte im Innern von ihnen heimgesucht, seit am Hudson die Concurrenz sehr stark zu werden beginnt. Die Seelenbändiger verderben einander das Handwerk; manche weihen den Neugierigen für wenige Dollars in die Geheimnisse der „großen Wissenschaft" ein, und es wimmelt daher in Neuyork namentlich von solchen Sykologisten, welche vorzugsweise von Mädchen und Frauen Zulauf haben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die meisten dieser Professoren gelogierige Betrüger sind.

Ganz anders stellt sich die Sache bei den „Spiritualisten", welche in handgreiflicher Weise mit den Herrscharen der Verklärten Umgang pflegen und jene, welche einst Menschen waren, in überirdischer Glorie strahlen sehen. Hier spielt ein in der That bergeversetzender Glaube, eine kolossale Täuschung, ein merkwürdiger Wahn ins nüchternste Leben hinein. Die Sykologisten recruiren sich aus Müßlingen, Taugenichtsen und Abenteurern, welche Geld machen und auf Kosten der Thoren üppig leben wollen; die Spiritualisten haben dagegen ihren Anhang unter den sogenannten respectablen Klassen und namentlich unter den — Gelehrten! In den neuengländischen und mittleren Staaten zählen sie eine Menge von Rechtsgelehrten, Aerzten und — Geistlichen unter ihren Eingeweihten; diese treten als „Propheten und Apostel" auf, haben Gesichte, empfangen Offenbarungen und verkehren mit den Abgeschiedenen aller Zeiten. Diese erzählen dem Spiritualisten, was er zu wissen wünscht, ziemlich in derselben Art, wie die Schatten sich mit dem Dulder von Ithaka nach dessen Niederfahrt unterhielten. Die Eingeweihten bilden eine große Anzahl von Vereinen, haben nicht unbeträchtliche Summen eingeschossen, um sechs bis acht Zeitungen, Wochenschriften und Magazine herauszugeben, unter welchen der „Spiritual Telegraph" ein großes Publikum findet, und stellen ein Programm auf — oder, wie man in den vereinigten Staaten zu sagen pflegt, eine Plattform —, das in einer Zeit, wo die Mormonen bereits mehr als hunderttausend Bekenner zählen, kaum noch überraschen wird. Aber die Heiligen des letzten Tags und die Spiritualisten bilden doch die schroffsten Gegensätze. Jene haben ihre Bibel und glauben außerdem noch an Christus, das alte und das neue Testament; diese sind entschieden gegenchristlich und glauben an nichts als ihre Visionen. Sie legen auf die Bibel keinen Werth, da sie für ein geistig beschränktes Geschlecht in einer dunklen Zeit verfertigt worden sei; das „alte Buch müsse bei Seite geworfen werden, wie Asche zu Asche und Staub zu Staub."

(Schluß folgt.)

Briefe.

60.

a* **Aus der Pfalz**, 28. Juli.

Das Gemälde zu Maikammer.

Schon das Bad Gleisweiler und in jüngster Zeit mehr noch die königliche Villa Ludwigshöhe führen dem oberen Haardtgebirge bei weitem mehr Reisende zu, als dies früher die hohe Schönheit der Gegend für sich allein gethan. Diese, und namentlich die landfremden unter denselben, auf einzelne Schönheiten und Schätze der Gegend, an denen man ohne den nöthigen Fingerzeig leicht vorübergeht, aufmerksam zu machen, ist nicht mehr als Pflicht. Ich will sie Ihnen und den Lesern Ihres Blattes gegenüber in einem Punkt erfüllen, indem ich Sie in die Kirche des großen und schönen Dorfes Maikammer führe, das zwischen Neustadt und Edenkoben, und zwar von der letzteren Stadt nur eine halbe Stunde entfernt liegt. Es geschieht dies nicht etwa der Missionen wegen, welche die Patres Jesuiten gegenwärtig unter großem Zudrang des Volkes in derselben abhalten, vielmehr um eines Gemäldes willen, das jene Kirche besitzt, und das überhaupt von hohem Werth, in unserer an älteren Kunstwerken verhältnißmäßig armen Provinz aber als ein Schatz zu betrachten ist, wie die Pfalz einen zweiten nicht aufzuweisen hat. Es ist ein ehemaliges Altarbild mit zwei Flügeln aus der deutschen Schule, und die Behauptung, daß es von Albrecht Dürer selbst sei, hat sehr große Wahrscheinlichkeit für sich. Composition und Zeichnung, Gruppirung und einzelne Figuren in ihrer Ausführung zeugen von hoher Meisterschaft. Besonders trefflich ist das etwa 8 Fuß hohe und wenigstens 6 Fuß breite Mittelbild, das die Kreuzigung zum Gegenstand hat, während der Flügel zur Linken die Kreuztragung, der zur Rechten das Beschauers die Kreuzabnahme darstellt. Das Mittelbild, eine reiche, lebensvolle Composition, bietet herrliche Gruppen und in diesen Gestalten von hoher Schönheit und künstlerischer Vollendung. Ich will hier nur auf die in den drei einzelnen Bildern wiederkehrende Gruppe der drei Frauen und in dieser vorzüglich auf die schmerzenreiche Mutter des Heilands, dann auf die ausdrucksvollen Gestalten der Hohenpriester und Pharisäer aufmerksam machen. Es wird niemanden gereuen, um dieses Gemäldes willen einen Gang gethan zu haben.

Ob König Ludwig, dem die Kirche zu Maikammer gegenwärtig so unmittelbar nahe liegt, das Gemälde schon kennt, weiß ich nicht. Ist dies nicht der Fall, so dürfte man sich doppelten Dank verdienen, wenn man den königlichen Kenner auf dasselbe aufmerksam macht. Sicherlich würde sich Se. Majestät des etwas verwahrlosten Schatzes annehmen. Vor einer Reihe von Jahren ist nämlich das Bild restaurirt worden, doch nicht in aller Weise glücklich. Der Goldgrund ist theilweise übel zugerichtet und auch einige Stellen im Gemälde selbst bedürften einer Herstellung von kundiger Hand. Ganz unwürdig, um nicht zu sagen garstig, sind die schmalen rothbraun angestrichenen Holzrahmen. Wer weiß, ob nicht unter den sicherlich in späterer Zeit auf die Außenseite der Flügel gemalten Kirchenpatronen Damian und Kosmas auch noch ein älterer Schatz verborgen steckt, welcher wert wäre, wieder hervorgezogen zu werden, wenn auch die beiden Heiligen darüber verschwinden müßten.

Wer grade das Bild in der Kirche betrachtet, mag beim Herausgehen auch durch die Seitenthüre treten und sich im Hof der Kirche die steinernen Grabmale der Herren von Oberstein betrachten, welche einst das verschwundene Schlößchen Kredenberg zu Maikammer bewohnt haben, aber im Jahr 1661 ausgestorben sind. Diese Ritter- und Frauengestalten gehören nicht zu den schlechteren Sculpturen ihrer Zeit und sind schon eines kurzen Verweilens wert.

Tabletten.

a* Ein Schauspieler namens Wilsten und ein Amerikaner Howard hatten letzter Tage den mühsamen Weg von Chamouny nach Martinach (Wallis) über Forclay und Tête noire zu Fuß zurückgelegt und nach kurzem Aufenthalt an letzterem Orte sich ohne Führer nach dem Bernhardhospiz aufgemacht. Dem durch die Fußtritte der Reisenden bezeichneten Pfade folgend, kamen sie bis auf eine Stunde ihrem Ziel nahe, als sie, vom Dunkel überfallen, sich gezwungen sahen, an einer schmalen Stelle über einem furchtbaren Abgrund ihr Nachtquartier aufzuschlagen. Mit Tagesanbruch setzten sie ihren Marsch durch dichte Schneemassen fort. Gegenüber dem Berge Valan angekommen, wurden sie plötzlich von einer Lawine überschüttet. Der junge kräftige Howard konnte sich losmachen und trotz seiner Ermüdung gelang es ihm, den Aufenthalt seines Gefährten zu entdecken, von welchem noch ein Arm aus dem Schnee hervorragte. Hätte die Lawine sie etwas weiter mit sich fortgerissen, so wären sie unfehlbar über eine 200 Schuh hohe Felswand hinuntergestürzt. Nach zwei Stunden erreichten sie in größter Erschöpfung das Hospiz, wo ihnen die freundschaftlichste Aufnahme und sorgfältigste Pflege zu Theil wurde.

a* Am 17. Juli d. J. zeigte an vielen Orten Deutschlands der Thermometer Nachmittags 3 Uhr im Schatten 28 und in der Sonne 31 Grad. Dieser Tag war der vierthheißeste Tag des gegenwärtigen Jahrhunderts, denn nur im Juli 1807, am 13. Juli 1834 und am 7. Juli 1845 zeigte der Thermometer ein bis zwei Grad Wärme mehr.

Berichtigung.

In Nummer 177 dieser Blätter ist zu Anfang des Artikels „der diesjährige Doppelcongreß der Geschichtsvereine Deutschlands" als der von dem Mainzer Verein ausgeschriebene Congreßtag nicht der 26., sondern der **16.** September zu lesen.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 30. Juli. (Zum Vortheil der durch den Hagelschlag vom 18. Juli zu Schaden gekommenen Ortschaften in der Umgegend Frankfurts.) Preciosa, Schauspiel in vier Abtheilungen von Wolf. Musik von Karl Maria v. Weber.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Samstag, den 31. Juli. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Weigl.

Sonntag, den 1. August. Wilhelm Tell, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Rossini.

Montag, den 2. August. (Gastdarstellung der Frau Stolle vom Hoftheater zu Braunschweig.) Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in vier Abtheilungen von Fr. Halm.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 182. Samstag, **31. Juli 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Um die bestimmte Stunde verließen wir zusammen das Haus. Katzbach trug einen langen grünen Sack unter dem Arm; ich hatte meine Flöte zu mir gesteckt. Wir bestiegen einen Omnibus, der uns nach halbstündiger Fahrt an der Ecke einer breiten Straße absetzte, worauf wir noch einige hundert Schritte vorwärts gingen, die lange dunkle Einfahrt eines Hauses betraten, einige Stufen hinaufstiegen und uns, nachdem wir ein schmales Thürchen passirt hatten, auf der Estrade eines Orchesters befanden, in einem großen, prachtvoll beleuchteten Saale, in welchem zwei- bis dreihundert geputzte Herren und Damen bereits versammelt waren. Mein Gefährte wurde mit donnerndem Händeklatschen empfangen; er dankte seinen Bewunderern mit einer stummen Verbeugung und setzte sich an ein in der Mitte des Orchesters stehendes Tischchen. Ich nahm ihm zur Seite Platz. Ungefähr zehn Musikanten mochten noch gegenwärtig sein und nun harrten wir der Freuden, die da kommen sollten. Rings um den ungefähr zwanzig Fuß breiten Saal lief eine erhöhte, an acht Fuß breite und sechs Fuß hohe Platform, die mit einem Geländer zum Schutze der bereits sehr zahlreich sich einfindenden Zuschauer versehen war. Sechs bis acht sehr elegant gekleidete Herren, die weiße Stäbe in den Händen und silberne Abzeichen an der Brust befestigt trugen, trieben sich mit großer Geschäftigkeit in der Menge umher, führten neue Ankömmlinge ein, die Paare zusammen und an ihre gehörigen Plätze. Plötzlich schritt einer derselben in die Mitte des Saales, blickte bedeutsam auf Katzbach, der bereits aufrecht mit der Violine an die Schulter gedrückt stand, klatschte dreimal in die Hände und rief mit großer Würde: „Valse a deu tang!"

Wie mit einem Zauberschlag begann das Orchester seine Thätigkeit; der Ball war eröffnet.

Es war ein hübscherer Anblick, als mir nur je früher oder später vorgekommen, obwol ich seit jener Zeit vielen dergleichen Versammlungen und zwar auch solchen, bei denen höhere Ansprüche gemacht wurden, beigewohnt habe. Es ging, soviel ich damals zu beurteilen vermochte, grade mit so viel Decorum und Anstand her, als etwa in dem Ballsaal eines Lords hätte gefordert werden können. Es waren auch viele schöne Damen zugegen; mehre Gruppen waren ungemein reizend anzuschauen; wie mir vorkam, mochte der größte Theil der Gesellschaft aus Handelsleuten, ihren Frauen, Töchtern und Söhnen, vielleicht auch einigen Jünglingen, die um die Hände der Töchter freiten, bestehen, die hier nur unter sich tanzten und für geringe Kosten eines Vergnügens theilhaftig wurden, das weder ihrer Moral noch ihrem Rufe Eintrag thun konnte. Gewiß hatten aber auch andere, von Vätern oder Freiern nicht so sorgsam und in so achtungswerter Weise überwachte Besucherinnen ihren Weg hierher gefunden. Von meinem erhabenen Standpunkt aus vermochte ich jedoch nichts zu entdecken, das nicht ebenso gut bei einem Fest vestalischer Jungfrauen in einem Dianentempel hätte stattfinden können. Ein Tanz folgte dem andern, die Ceremonienmeister bewährten sich in ihrer Aufmerksamkeit als unermüdlich und es ging so heiter und fröhlich wie auf einem Hochzeitsball zu. Katzbach raffte seine ganze deutsche Unverständlichkeit zusammen, überschüttete die ihm untergeordneten Geiger mit Strömen von „Donner und Blitz" und war in jeder Beziehung ein überaus behaarter und bebarteter, aber eben so ausgezeichneter Führer seines Orchesters.

Während einer Pause flüsterte er mir zu, ich möge meine Flöte zur Hand nehmen und beim nächsten Tanz accompagniren. Mit zitternder Hand kam ich dieser Aufforderung nach. Ich, der Erbe der Bohuns, der Dichter des „Hengist und Horsa", sollte in einem Casino zum Tanz aufspielen! Ein Trost ward mir jedoch zu Theil! Das Bewußtsein, ganz vortrefflich begleitet zu haben! So oft nämlich das neue Instrument unter den Violinen und Bässen gehört werden konnte, wurde es auch mit donnerndem Beifall überschüttet. Fast wollte es mir scheinen, als wenn die Tänzer sich im rascheren Fluge drehten, seitdem die hellen Töne meiner Flöte an ihr Ohr schlugen. Ich hätte die ganze Nacht fortspielen mögen und fragte Katzbach, wie lange denn der Ball dauern werde? Sehen Sie die drei Herren dort auf der Estrade, sagte er, die sich an das Geländer lehnen und die muntern Scenen zu ihren Füßen mit so sichtlichem Ergötzen überschauen? — Ja; Sie meinen wol den stattlichen alten Herrn, der einem Gutsbesitzer aus der Provinz gleichsieht, und die zwei jungen Leute neben ihm, die wahrscheinlich seine Söhne sind? — Die drei Gentlemen sind ebenso viele Konstabler. Punkt ein viertel auf zwölf wird der alte Gutsbesitzer, wie Sie ihn zu nennen belieben, seine Uhr ziehen und genau fünfzehn Minuten später muß der Saal leer und die Lichter ausgelöscht sein; um dieselbe Zeit werden ich und Sie bei einem allerliebsten Souper im Speisezimmer sitzen. — Aber zu welchem Zweck sind denn die Konstabler im Saal? Haben sie vielleicht Verdacht, es könne hier ein Verbrechen beabsichtigt werden? — Das nicht, wol aber finden bisweilen Tumulte und störende Auftritte statt, die von übermütigen jungen Leuten begangen werden, welche der Ansicht sind, es gehöre zum guten Ton, sich für den Schilling, den sie an Eintrittsgebür entrichtet haben, recht pöbelhaft zu benehmen. Es befindet sich unter andern ein junger Lord mit einem seiner Parasiten hier, der kletteuartig an ihm hängt; es sollte mich wundern, wenn dieser nicht dem stattlichen alten Herrn zu einem kleinen Debüt im Saale Anlaß gäbe.

Quadrille! rief der Senior der Ceremonienmeister mit gellender Stimme; Katzbach nahm seinen Geigenbogen wieder zur Hand. Es wurde mit recht vielem Anstand und großer Lustig-

keit getanzt; da ich diesmal nicht accompagnirte, hatte ich volle Freiheit, den Anblick sattsam zu beschauen. Ich beobachtete den jungen Lord und seinen Begleiter in allen ihren Evolutionen. Er war ein schöner, hochgewachsener junger Mensch, mit sanften Augen, langen, seidenartigen Wimpern, elassisch regelmäßigen Zügen und milder, fast weiblicher Physiognomie; so sehr aber auch sein Angesicht im ersten Moment anzog und fesselte, so bemerkte man doch nach fortgesetzter genauerer Beobachtung, daß sein Blick des geistigen Ausdruckes entbehrte, und daß seine Lippen, diese bedeutsamen Kennzeichen eines Charakters, Selbstsucht und Kälte ausdrückten. Als mein Blick auf seinen Begleiter fiel, erfaßte mich ein unerklärliches Gefühl, das mir eine Art elektrischen Schlages zum Herzen versetzte. Trotz des schwarzen Halstuches, des sorgfältig zugeknöpften Rockes, der farbigen Handschuhe und der grünen, sein Angesicht halb verdeckenden Brille, wurde es mir klar, ich hätte ihn früher schon irgendwo gesehen. Ohne das Wo bestimmen zu können, wußte ich doch, daß unser Begegnen ein feindliches gewesen war. Plötzlich zuckte ein selavisches Lächeln über seine dicken Wurstlippen und nun kannte ich den Mann. Bevor ich jedoch Zeit hatte, Katzbach zu fragen, wie ich mich an einem bösartigen Feind rächen könne, verlor ich ihn und den jungen Lord im Gedränge aus dem Gesicht. Plötzlich erhob sich eine Faust über die dichtgedrängten Köpfe, es klaschte, wie wenn mit flacher Hand ein Streich aufs Wasser geführt wird; der Lord lag auf dem Boden hingestreckt; Blut strömte ihm reichlich aus Nase und Mund. Im Nu war mein Freund, der stattliche alte Herr, an seiner Seite, der Verletzte vom Boden aufgerichtet und die Musik zu Ende. Ich drängte mich unter die Menge. — Verlangen Sie seine Karte und sehen Sie zu, ob er ein Gentlemen ist, sagte der Lord, den der Konstabler aufrecht hielt. — Er ein Gentleman, Mylord! Wo denken Sie hin; lassen Sie uns lieber daran denken, diesen Ort im Rücken zu haben; hier sind nur Ladenhüter und Diebe. Kommen Sie, Mylord, der Unfall, der Ihnen zugestoßen, darf um keinen Preis bekannt werden -- so flüsterte ihm sein Sykophant ins Ohr, während er ihn fortzuführen bemüht war. — Erst müssen wir ein wenig ins Reine in dieser Sache kommen, bemerkte mein „wackerer Gutsherr". Laßt den Mann nicht fortgehen, herrschte er seinen jüngern Begleitern zu. Einer derselben berührte die Schulter des verdächtigen Gefährten. — Sie wissen nicht, was Sie thun und wer er ist, sagte dieser zu dem Beamten. Sie werden ihre Insolenz schwer büßen müssen, das mögen Sie meiner Versicherung glauben. Der junge Mann ist Graf Maudlin, ältester Sohn des Marquis von Missleton. Ich bestehe darauf, daß Sie uns sogleich weggehen lassen und den gemeinen Menschen bestrafen, der es wagte, seine Lordschaft thätlich zu mißhandeln. — Schreibt den Namen auf, sagte der Beamte mit großer Ruhe und Sie, Sir, werden die Güte haben, mir jetzt den Ihrigen zu sagen. — Verzweiflung lag auf dem Gesichte des Angesprochenen.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome.

Mitgetheilt von R**n.

(Fortsetzung.)

Maria unternahm diese Reise nur mit Widerwillen und wollte anfänglich zu derselben sich gar nicht entschließen. Oft hörte ich aus ihrem Munde, daß sie solche fürchte wie den Tod, und weit lieber wünsche in Frankreich als blos verwittwete Königin zu verbleiben und mit dem ihr ausgesetzten Jahrgeld sich zu begnügen, als in ihr rauhes wildes Land zurückzukehren. Allein einige ihrer Verwandten, nicht alle, rieten ihr, ja drängten sie dazu. Ich will hier nicht erörtern, aus welchen Gründen sie das thaten, sondern nur erwähnen, daß sie ihr Verfahren späterhin bereuten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wenn zu der Zeit, als sie Frankreich verließ, ihr Schwager Karl,* der damals erst in seinem eilften Jahre stand, das erforderliche Alter gehabt hätte, er in ihre Abreise nicht gewilligt, sondern bei der großen Zuneigung, die er zu ihr fühlte, mit derselben ohne weiteres Bedenken sich vermält haben würde. Er äußerte oft, sie sei die schönste Fürstin, die jemals geboren worden, und er halte seinen Bruder für höchst glücklich, daß er eine so ungemein liebenswürdige Frau sein nennen gekonnt habe; derselbe dürfe sich daher über seinen frühen Tod nicht beklagen, da ihm in diesem Leben eine Wonne ohne gleichen zu Theil geworden und diese in seinen Augen mehr wert sei als der Besitz seines Reiches. Als Maria endlich zu der Rückkehr nach Schottland bewogen und die Abreise dorthin auf das Frühjahr festgesetzt worden war, zögerte sie dessen ungeachtet noch so lange, daß die Ausführung des Vorhabens von Monat zu Monat hinausgeschoben werden mußte und sie erst um die Mitte des Monats August unter Segel ging.** Merkwürdig ist hierbei, daß dieses Frühjahr so spät begann und so kalt und unfreundlich war, daß es in dem Monat April noch nirgends den Anschein hatte, als ob es grün werden wollte. An Blumen war noch gar nicht zu denken und dieser Umstand gab Veranlassung, daß man sagte, dieses Frühjahr habe seine sonstige Heiterkeit und Annehmlichkeit in einen häßlichen Winter verwandelt und zögere mit seinem schönen Grün und Floreus bunten Kindern sich zu schmücken, weil es wegen der Abreise der Königin Trauer tragen wolle.

Zuletzt mußte Maria, so lange sie es auch verschoben hatte, sich doch entschließen, Frankreich zu verlassen.*** Sie reiste also, begleitet von ihren Verwandten und einem zahlreichen Gefolge, zu Lande nach Calais. Hier verweilte dieselbe sechs Tage hindurch und bestieg, nachdem sie voll Wehmut und unter Seufzen von allen Anwesenden, die niedrigsten Personen nicht ausgeschlessen, Abschied genommen hatte, eine der für sie in Bereitschaft gehaltenen Galeeren.

Als das Schiff den Hafen eben verlassen wollte und zu diesem Ende die Ruder in Bewegung gesetzt wurden, ereignete es sich, daß nicht fern von demselben ein Fahrzeug, welches auf eine Untiefe geraten war, strandete, wobei der größte Theil der Mannschaft in den Wellen umkam. Als die Königin dieses sah, rief sie aus: O Gott, welch eine traurige Vorbedeutung für meine Reise!

Gleich nachdem die Galeere außerhalb des Hafens war, erhob sich ein günstiger Wind; man spannte daher die Segel auf und ließ die Ruder ruhen. Ohne etwas anderes zu beachten, stand die Königin auf dem hinteren Verdeck neben dem Steuerruder und vergoß unaufhörlich Thränen, indem sie ihre Augen nach

---

* Nachmals König Karl IX., geboren am 27. Juni 1550.

** Am 15. August 1561.

*** Ihren Schmerz bei der Trennung schilderte sie in den nachstehenden Versen:

Adieu plaisant pays de France,
O ma patrie
La plus cherie,
Qui a nourri ma jeune enfance!
Adieu France! Adieu mes beaux jours!
La nef qui disjoint nos amours
N'a eu de moi que la moitié.
Une part te reste, elle est tienne,
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre il te souvienne.

der Seite des Hafens richtete, von wo das Schiff ausgelaufen war, und häufig die Worte vernehmen ließ: Lebe wol, Frankreich! lebe wol! — Sie verblieb so beinahe fünf Stunden hindurch auf derselben Stelle, bis die Dunkelheit eintrat und man sie bat, unter Verdeck sich zu begeben und etwas zu sich zu nehmen. Nun brach dieselbe in lautes Wehklagen aus und sprach: Jetzt, theures Frankreich, entschwindest du gänzlich meinen Blicken; denn die Nacht, eifersüchtig darauf, daß ich mit meinen Augen dich so lange als möglich festzuhalten suchte, ziehet einen schwarzen Vorhang zwischen uns, um deines erfreuenden Anblicks mich zu berauben. Noch dieses letzte Lebewol, dir mein Frankreich! ich werde dich niemals wiedersehen. Hierauf begab sie sich hinweg, indem sie äußerte: sie sei in ihrem Thun ganz das Gegentheil von der Dido gewesen, welche in das Meer hinausblickte, als Aeneas von ihr schied, während sie von dem Meer aus die Augen auf das feste Land gerichtet habe.

Sie ließ sich weder bewegen, von den für sie in der Kajüte aufgetragenen Speisen etwas zu genießen, noch überhaupt das Verdeck zu verlassen, sondern es mußte auf diesem ihrem Verlangen gemäß eine Lagerstatt für dieselbe bereitet werden. Sie begab sich sodann zur Ruhe, nachdem sie dem Steuermann den Befehl ertheilt hatte, daß, wenn er bei Tagesanbruch noch einen Theil der Küsten von Frankreich entdecken könne, er sie ohne Scheu wecken und rufen solle. Der Zufall war ihr hierbei günstig; denn, da der Wind sehr schwach geworden war und die Ruder wieder gebraucht werden mußten, so hatte man während der Nacht keine große Strecke zurückgelegt, so daß bei dem Aufgang der Sonne die Küste von Frankreich noch zu erblicken war. Da nun der Steuermann ihren Befehl genau befolgte, so erhob sie sich und hielt ihre Augen unausgesetzt auf die Küste gerichtet, so lange diese noch als ein schwacher Streifen sich zeigte. Als endlich nur die See und der Horizont sichtbar waren, wiederholte sie nochmals die Worte: Lebe wol, du geliebtes Frankreich, niemals seh' ich dich wieder!

(Fortsetzung folgt.)

Klopfgeister in Amerika.

Nach Dr. Karl Andree's ausführlichen Mittheilungen in der allgemeinen Zeitung.

(Schluß.)

Ein bisher sehr geachteteter Jurist, Herr Edmonds, Richter am Obergerichtshof von Neuyork, veröffentlicht mit seiner Namensunterschrift alles, was er in den Geisterregionen erlebt hat. Man ersieht aus der ganzen Fassung, daß der Mann felsenfest an das glaubt, was er schrieb. Er sah alles mit leiblichen Augen und schildert „persönlich Erlebtes". Man kann sich kein wunderlicheres Document zur Zeitgeschichte denken als diesen Aufsatz. Das Wesentliche läßt sich in folgendem zusammenfassen.

Vor etwa einem Jahr starb ihm eine theuere Angehörige. Vom thierischen Magnetismus wußte er damals nichts; eine Hellseherin hatte er einmal vor Augen gehabt, sie war ihm aber lediglich Gegenstand der Neugier, die Rochester Klopfgeister hielt er für „Fantasien des Transcendentalismus". Ein Freund beredet ihn, einer „Exhibition" beizuwohnen, in welcher Verkehr mit Geistern stattfinden sollte, und von da ab zeigt er sich unermüdlich, das Geheimnißvolle zu erforschen und dem Betrug auf die Spur zu kommen, falls solcher dahintersteckte. Allmälig überzeugt er sich, daß er ein „Medium" sei; wenn er sich allein befand, wurden ihm interessante Mittheilungen in verschiedenen Gestalten. Eine seiner ersten Wahrnehmungen ist folgende: die ihm theuere Verstorbene erscheint ihm in leuchtenden Gewändern und heiterm Antlitz in Begleitung von andern Geistern, welche er nicht kannte. Nachher erschienen ihm Vater, Mutter und Angehörige, welche schon zum Theil seit dreißig Jahren diese Erde verlassen hatten — alle in stralender Kleidung; nur einige waren mit irdischen Kleidern angethan, „damit ich sie erkennen mochte". Zu diesen gehörte Wilhelm Penn, der ihm offenbarte, er sei sein, Edmonds, Schutzgeist gewesen, seitdem er als Knabe im Uebermut eine junge Katze todtgeschlagen habe. Von da an habe er ihn stets umschwebt und durch seinen Einfluß ihn von Irrwegen abgehalten, auch ihn in seiner Abneigung gegen die Negersclaverei bestärkt. Darauf trat ihm kein geringerer Mann entgegen als Sir Isaak Newton und ließ sich mit ihm in physikalische Forschungen ein. Edmonds bemerkt wörtlich: „Man hatte mich versichert, daß in dem Verkehren mit Geistern gar nichts Uebernatürliches liege. Dasselbe sei lediglich ein Resultat des Fortschreitens der Menschheit. Ich hatte gesagt: Wenn dem so ist, so muß es doch einem allgemeinen Gesetz unterthan sein. Man entgegnete mir: Ja wol. Ich fragte weiter: Können wir denn den Verkehr mit Geistern nicht ebenso leicht begreifen wie die Elektricität oder den Magnetismus? Auch darauf wurde geantwortet: Freilich! Ich stellte nun viele Nachforschungen an, um die Sache zu erlernen. Bald fand ich, daß für mich eine Hauptschwierigkeit darin lag, daß ich von den Naturgesetzen nichts verstand, und fragte nach, ob es kein Buch gebe, aus welchem ich ein Verständniß derselben schöpfen könnte? Man verwies mich auf „Von Reichenbachs Dynamica of magnetism", von dem ich noch nichts gehört hatte; aus diesem Werk lernte ich eine neue Naturkraft, ein neues Fluidum kennen, das Od, welches der Verfasser in spiritual manifestations anwandte."

Nach Newton machte Swedenborg seine Aufwartung und erzählte dem Richter Edmonds, die von ihm, Swedenborg, erblickten Gesichte und alle Offenbarungen seien wahr und zuverlässig, man könne sich auf dieselben verlassen, nicht aber auf die Theorie, welche er denselben zur Unterlage gegeben habe. Die Bibel enthalte allerdings manche wichtige und wertvolle Wahrheiten, sei aber in einem nicht fortgeschrittenen Zeitalter und für ein solches abgefaßt worden, habe deshalb auch Irrtümer und Mängel. Damit entfernte sich der Seher und es erschien Dr. Benjamin Franklin; dieser erklärte dem Richter Edmonds die Art und Weise, wie die „odic force" gebraucht werde „in making spiritual manifestations". Nun erscheint ein wahres „Gedränge von Geistern", alles freundliche und glückliche Geister, unter welchen er viele alte Bekannte erblickt Sie bilden um ihn einen Halbkreis: Penn, Swedenborg, Newton, Franklin „und noch viele andere" stellen sich zur linken Seite auf und Edmonds bekommt Erlaubniß, „weit in die Regionen des Raumes" hineinzublicken und er sieht dort Millionen und aber Millionen frohe und glückliche Geister und unter ihnen viele, die von andern Planeten gekommen waren, alle in einem Halbkreise. Sie hatten musikalische Instrumente in den Händen und waren hocherfreut, „daß endlich eine Verbindung zwischen den Bewohnern dieser Erde und dem Geisterlande eröffnet worden sei und sie sich in Stand gesetzt sehen, dem Menschen seine Pflichten und seine Bestimmung zu offenbaren und vor seinem Geiste die Wolke hinwegzurollen, welche denselben so lange verhüllte. Diese Geister alle wiesen auf Dr. Franklin hin, dessen „praktischer und umfassenden Philosophie" sie es verdankten, daß „die Entdeckung vervollkommet sei". Der Doctor nahm ihre Gratulationen in the most meek and humble manner entgegen. Er zeigte auch nicht die mindeste Spur von Eitelkeit, aber sein Antlitz erglänzte von demütiger, überströmender Freude darüber, daß er so vieles zum Glück und Wolergehen seiner Unsterblich-

keitsgenossen hier und dort beigetragen habe. Nun klatschen einige Geister mit den Händen und geben ihm, Herrn Edmonds, Winke. Er weiß anfangs gar nicht, was diese bedeuten sollen; da sagt man ihm: Geh und siehe! Und nun zu seinem fürchterlichsten Grauen erblickt er unzählige Geister, welche einander verfolgen. Sie sehen alle dunkel und düster aus, die scheußlichsten Leidenschaften sind auf ihrem Gesichte ausgeprägt. Der Mörder rennt mit gezogenem Dolche hinter seinem Opfer her und sticht es nieder. Aber es ist unverwundbar wie die Luft und der Mörder heult vor Wut, daß sein Plan mißlungen. Der Lüftling verfolgt ein unschuldiges Mädchen, aber als er dasselbe zu Fall zu bringen meint, umarmt er ein luftiges Nichts. Ein gieriger Goldsucher (vielleicht ein Californier?) kratzt das edle Metall aus dem Staub, und als er seine Augen an dem zusammengerafften Schatz weiden will, ist es schwarze Erde. Da wirft er in Verzweiflung wild heulend sich zu Boden. „Ich sah den Selbstmörder, der in gottloser Verzweiflung die Erde halte verlassen wollen, aber er hastete noch an der Erde vermittelst einer Geisternabelschnur, die abzuschneiden er sich vergebliche Mühe gab". So waren auch die Banditen, die Geizhälse, die durch Reichtum unbarmherzig Gewordenen im schauderhaftesten Zustand. Da trat ein guter Geist unter die bösen, welche plötzlich eine große Unbehaglichkeit blicken ließen; darauf stimmten sie zwar ein Höllengelächter an, liefen aber von dannen, mit Ausnahme eines einzigen, der sich bessern wollte. Ueber diesen Entschluß entsteht allgemeine Freude unter den Geisterschaaren und mit elektrischer Schnelligkeit erfahren alle Himmel, daß ein Mensch sich bessern wolle. Alle Geister nehmen ihn in den Arm und tragen ihn in die Regionen der Seligen. — So weit schildert Richard Edmonds seine Erlebnisse in der Geisterwelt.

Es ist nichts auffallendes dabei, daß auch einmal in Amerika ein Mann mit reizbaren Nerven Gesichte hat. Aber bemerkenswert bleibt es immerhin, daß so tolle und plumpe, platte, handgreiflich materielle Visionen von Männern für Wirklichkeit gehalten werden, welche Erziehung und zum Theil eine gelehrte Abrichtung erhalten haben; daß man ferner diesen Wahnwitz in ein System zusammenfaßt und die daran Glaubenden als politische Partei hinstellt, das Christentum für ein Gewebe von Aberglauben erklärt und die Welt durch solche „Offenbarungen" glücklich zu machen wähnt; daß man endlich bei dem gegenwärtigen Zustande der Naturwissenschaften überhaupt auf solche Thorheiten verfallen kann. Der Dibbesdorfer Klopfgeist hat doch seinen Humor; in den Prozeßzeitungen der westfälischen „Spoikenkicker" und „Vorgesichter" liegt viel volkstümliches und poetisches; aber die Sykologisten sind Betrüger und die Visionen der Neuyorker Spiritualisten, von allem andern abgesehen, neben der Abgeschmacktheit auch langweilig. Vielleicht finden sie eben deshalb bei einem Theil des amerikanischen Publikums Anklang. Aber wie trostlos muß es mit dem Kopf und mit dem Herzen von Leuten bestellt sein, welche solche Fantasien von Nervenkranken für Evangelien halten!

Briefe.

61.

△ **Düsseldorf**, 28. Juli.

Das bevorstehende große Sängerfest.

Es werden bereits überall Vorbereitungen getroffen zu dem Gesangfest, welches vom 1. bis zum 5. August hier gefeiert werden soll. Eines der glänzendsten Feste scheint es werden zu wollen, die Düsseldorf und die Umgegend jemals gesehen haben. Wie eifrig man sich dazu rüstet, können Sie schon aus dem einen Umstande ersehen, daß weder in Stadt und Umgegend, noch selbst von einem der gewöhnlich vorüberfahrenden Schiffe eine Flagge aufzutreiben ist, die nicht schon vermietet oder sonst belegt wäre. Der Verlauf des Festes wird etwa folgender sein: Nachdem am 1. August die fremden Gesangvereine von der Eisenbahn in feierlichem Zug durch die Stadt geführt und vor dem Rathaus mit dem Ehrenwein begrüßt sind, wird die Reihenfolge der singenden Vereine durchs Loos bestimmt, und nach einem abermaligen Festzuge durch die Stadt, welcher der Einholung der Preise gilt, beginnt gegen Abend der Gesangwettstreit. Der erste Tag schließt mit einem Fackelzug. Der zweite Tag wird bis gegen Abend dem geselligen Zusammensein auf dem Ananasberg und dem Besuch der Gemäldegallerie sowie der Gewerbeausstellung gewidmet sein. Nachdem hierauf der Gesangwettstreit fortgesetzt und der Sieger im Compositionskampfe proclamirt ist, findet wiederum ein Zug nach dem Ananasberg durch den überall beleuchteten Hofgarten statt. Der Hauptgegenstand des dritten Tages ist ein großes Vocal- und Instrumentalconcert mit allgemeinen Chören, unter Leitung der Musikdirectoren Schumann, Fischer und Knappe, worauf der Sieger im Gesangwettstreit verkündet und die feierliche Preisvertheilung vorgenommen wird. Der Tag schließt mit einem allgemeinem Festball. Am vierten und letzten Tage wird abends das große Künstlerfest arrangirt werden, an welchem die Gesellschaft „Malkasten" ein Festspiel in lebenden Bildern: „die Macht des Gesanges", aufführt. Nachdem hierin in sieben derartigen Bildern die verschiedenen Seiten des Gesanges dargestellt sind (das Schlachtlied wird zum Beispiel durch ein Schlachtbild aus dem Leben Friedrichs des Großen gegeben), schließt die ganze Feier mit einem großen Festball. — Die Einwohner Düsseldorfs werden dem Vernehmen nach durch Kränze, Guirlanden, Fahnen, durch Teppiche, gestreute Blumen und Illumination nach Kräften zur Verherrlichung des viertägigen Festes beitragen.

Tabletten.

⁂ Die Zahl der Kurgäste in Karlsbad ist ziemlich ebenso groß wie im vorigen Jahr. Der Sprudelsaal ist zu einer neuen Badeanstalt umgeändert worden. Die Kurtaxe ist in sämmtlichen böhmischen Städten auf Befehl der Statthalterei bedeutend erhöht worden und beträgt fünf Gulden für die Bemittelten. Dagegen sollen die Nebenabgaben wegfallen, namentlich soll für das Einrücken des Namens in die Kurliste, für das Blasen von Thürmen, für das Brunnenschöpfen und für die Zurichtung der Bäder nichts mehr zu entrichten sein.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 31. Juli. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Weigl.

Sonntag, den 1. August. Wilhelm Tell, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Rossini.

Montag, den 2. August. (Gastdarstellung der Frau Stolte vom Hoftheater zu Braunschweig.) Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in vier Abtheilungen von Fr. Halm.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 183. Montag, 2. August 1852.

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Ich bin ein Freund Sr. Herrlichkeit, fuhr der Angstgequälte heraus; meinen Namen aber will und werde ich nicht sagen. Ums Himmelswillen, fügte er zu dem jungen Lord gewendet hinzu, lassen Sie uns einmal fortgehen! — Ich sage, mein theurer Hofmeister, versetzte Se. Lordschaft, wir sind da in eine recht artige Sauce hineingeraten. Mir ist es alles eins; ich bin an derlei Dinge schon gewöhnt. Sie aber dürften morgen ein kurioses Gesicht machen, Herr . . . . . — Stille, stille, Mylord, nennen Sie meinen Namen nicht, versetzte der Freund mit dem Ausdruck des Entsetzens im Gesicht. Ich habe mit dem ganzen Handel nichts zu thun gehabt, bemerkte er dem Beamten, und bestehe daher darauf, den Saal verlassen zu dürfen. — Ein wenig später, entgegnete dieser mit angenehmem Lächeln. Die buntgefiederten Vögel von Grosvenor-Square müssen zuvor lernen, sich auf eigenem Grund und Boden zu halten. Ich bin Konstabler Smiffins und verhafte Sie beide wegen gröblicher Ruhestörung, wobei es mich wenig kümmert, ob Sie ihren Namen nennen oder verschweigen. Wir haben gar viele anonyme Gentlemen, die in der Tretmühle mit großer Geläufigkeit auf und ab steigen oder sich im Zuchthause ein paar Monate lang behaglich mit Wergzupfen unterhalten und doch weniger gethan haben, als Ihnen hier zur Last gelegt wird. — Hofmeister, die ganze Geschichte wird morgen in den Zeitungen stehen, neckte der junge Lord, den die Verwirrung und Verzweiflung seines Gefährten sichtlich ergötzte. — Kennt jemand hier diesen Mann? fragte Smiffins, dem die Sache selber Spaß zu machen schien. — Ich beschwöre Sie, flüsterte der Gefangene, treiben Sie die Sache nicht weiter. Ich bin der Erzieher des jungen Lord und habe ihn ohne üble Absicht hierher begleitet. — Sie haben ihn hierher begleitet, weil Sie nicht Männlichkeit und Mut genug haben, ihrem vornehmen Zögling ein Nein zu sagen, versetzte der Angesprochene. Ich habe schon mit vielen ihres gleichen zu thun gehabt, die alle in meinen Augen schlechter sind als die Diebe und Beutelschneider, mit denen mich meine Pflicht in Berührung bringt. Vermißt jemand hier vielleicht ein Schnupftuch oder eine Uhr? rief er mit lauter Stimme. Der Mann hier muß festgehalten werden und ich werde ihn im Verdacht haben und verhaften, falls irgend ein Gegenstand entwendet sein sollte. Keinesfalls aber kann ich ihn sich entfernen lassen, ohne zuvor seinen Namen zu wissen. — Den sollen Sie von mir erfahren, sagte ich. Augenblicklich bildete sich ein Kreis um mich her. Der Herr ist Se. Ehrwürden, Mr. Scowl, ein Wolf im Schafskleide. — Prächtig, mein Alter, kicherte Lord Maudlin. Ganz sicherlich kommen Sie in Lebensgröße in die Times.

Verzweifelt senkte Mr. Scowl sein häßliches Haupt und schien des Zischens und Höhnens der Versammlung nicht inne zu werden. — Wo ist aber der Gentleman, der mich so gut bedient hat? fragte nun Lord Maudlin seinerseits. — Sein Gegner trat aus der Menge hervor. — Es thut mir sehr leid, fuhr Se. Lordschaft fort, daß die Verschiedenheit unserer gesellschaftlichen Stellungen mir nicht gestattet, diese Sache in einer mir zusagenden Art zu beendigen. Da ich jedoch jedenfalls, nachdem ich Ihrem Feuer gestanden sein würde, eine Entschuldigung vorgebracht hätte, so sehe ich keinen Grund, warum ich dies nicht schon jetzt thun sollte, nachdem ich die Kraft Ihrer fünf Finger so wirksam erprobt habe. Ich ersuche Sie daher zu glauben, daß mir das Vorgefallene sehr leid thut und daß ich fühle, mein Benehmen sei das eines rohen Tölpels gewesen. — Gedenken Sie nach diesen Worten noch als Kläger gegen Se. Herrlichkeit aufzutreten? fragte der Beamte. — Durchaus nicht, lautete die Antwort, der Lord versuchte nur, mir meine Tänzerin zu nehmen; ich trage keinen Groll nach und bedauere, ein bischen zu stark geklopft zu haben. Ein Porzellangefäß ist gar schnell zerbrochen und so thut es mir wirklich leid, gar so derb zugeschlagen zu haben. — In diesem Fall habe ich nichts mehr zu sagen, antwortete der Konstabler, indem er den Gefangenen los ließ; auch kann der Ball fortgesetzt werden. — Ich eilte, meinen Platz im Orchester wieder einzunehmen, konnte mich jedoch nicht enthalten, Mr. Scowl zuvor mit großem Pathos zuzuflüstern:

Raro antecedentem scelestum
Deseruit pede poena claudo.

(Selten nur verfehlt die nachhinkende Strafe den voranteilenden Frevler.) Gedenken Sie, fügte ich hinzu, der Prüfung und Ihres Ausspruches in der Puddlecombe-Schule!

Am folgenden Tage erschien Mr. Scowl wirklich in Lebensgröße in den Zeitungen und büßte die einträgliche Stelle im Hause des Marquis von Missleton ein. Katzbach spendete mir große Lobsprüche und bot mir fünfzehn Schillinge für meine Mitwirkung im Orchester, die ich jedoch, wie sich von selbst versteht, ablehnte; auch schlug ich es aus, mich ihm fernerhin bei seinen musikalischen Unterhaltungen auf öffentlichen Plätzen und in Privathäusern beizugesellen. Mein Gemüt war zu sehr in Anspruch genommen; ich wappnete mich für das entscheidende Ereigniß und bewegte mich langsamen, feierlichen Schrittes am Morgen des nächsten Donnerstags dem „Stepney-Stern" zu. Ich hatte beschlossen, das Haus erst dann zu betreten, wenn die Proben bereits im vollen Gange sein würden; im vorhinein schwelgte ich in dem Wonnegefühl, mit welchem ein Dichter seine Worte von verständnißreichen Schauspielern vor einem einsichtsvollen Publikum declamiren hört.

Als ich in die Nähe des Theatergebäudes kam, war ich sehr verwundert, in den nächsten Umgebungen keinen jener untergeordneten Würdenträger der Bühne zu bemerken, welche den Theaterbesuchern gegenüber auf der Treppe und in den Corridoren

so gern heroische Stellungen annehmen, um glauben zu machen, sie seien die Coriolanusse und Brutusse des Hauses. Nicht einmal der schmutzige kleine Laufbursche ließ sich blicken, der bei früheren Anlässen immer nach mir zu spähen pflegte, um einige Pence für seine diensteifrigen Bemühungen beim Oeffnen der Thorflügel zu erschnappen. Leute gingen ab und zu in der Gasse, nur auf ihre eigenen Krämergeschäfte bedacht und keinen Moment erwägend, wie sie an den Pforten einer neuen, edleren Welt vorüberkämen. O ihr blinden Mammousjäger! rief ich aus, ahnet ihr denn auch wol, daß nicht dreißig Schritte von dem Platz entfernt, auf welchem ihr euch mit Kisten und Fässern plagt und um den Preis des mit Cichorien verfälschten Kaffees feilscht, eine Tragödie über die Bretter geht, die eure Seelen zu edleren, reineren Gedanken begeistern müßte? Wißt ihr denn nicht, daß der heldenmütige Hengist dort seine Größe, Horsa den wilden, triumfirenden Mut der Sachsen entwickelt, daß über ihren Häuptern sich die poetische Atmosphäre der Liebe wölbt, die aus dem leidenschaftlich glühenden Herzen Editha's, des britischen Mädchens, in üppiger Fülle entströmt, eine Atmosphäre, welche selbst die Seele eines Schiffsagenten und Mäklers erheben und veredlen könnte, sobald er sich nur ihrem verklärenden Einfluß aussetzen würde. Wie könnt ihr, fuhr ich monologisirend im Geiste fort, — da es mich erzürnte, wie die in ameisenartiger Geschäftigkeit befangene Menge offenbar gar nichts davon wußte, daß die Probe des neuen Stückes in ihrer nächsten Nähe vor sich ging — wie könnt ihr nur so hirnverbrannt, so thöricht und albern sein? Wahnsinnige Krämer, geistesverrückte Kohlenhändler, feile Advocatenschreiber, erbärmliche Schweineschlächter, ist es möglich, daß ihr eure Seelen in gar so enge, beschränkte Erbärmlichkeit bannt?

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome.
Mitgetheilt von N**n.

(Fortsetzung.)

Sie wünschte sodann, daß eine engländische Flotte erscheinen möchte, die wir sehr zu fürchten hatten, damit unsere Schiffe genötigt würden umzukehren und nach dem Hafen zu flüchten, aus dem sie ausgelaufen; allein Gott wollte diesen Wunsch derselben nicht erfüllen, denn wir gelangten ohne den mindesten Unfall in den Hafen von Leith. *

Ich will hierbei nicht unerwähnt lassen, daß, als der Kammerherr Peter von Boscosel-Chastellard, ** welcher in dem Gefolge der Königin sich befand, an dem ersten Abend unserer Einschiffung sah, daß man die Laternen des Leuchtthurmes von Calais anzündete, derselbe als schwärmerischer Verehrer der Königin äußerte: es bedürfe dieses Leuchtthurmes und seiner Feuerzeichen nicht, um uns den Weg auf der See erkennen zu lassen, da die schönen Augen Maria's genug Stralen würfen, um das ganze Meer zu erhellen und dasselbe im Notfall sogar in Flammen zu setzen.

An dem Tag vor unserer Landung in Schottland entstand ein so starker Nebel, daß es nicht möglich war, von dem Hintertheil der Galeere aus das Vordertheil derselben zu sehen, worüber auch die Schiffsmannschaft sehr verwundert war. (?) Wir wurden durch dieses Ereigniß genötigt, auf hoher See vor Anker zu gehen und das Senkblei auszuwerfen, um zu erforschen, wo wir uns befänden. Dieser Nebel währte den ganzen Tag hindurch bis um acht Uhr des nächsten Morgens, wo wir uns von einer Menge Klippen umgeben sahen, so daß, wenn die Galeere ihren weiteren Lauf vorwärts oder zur Seite genommen hätte, solche unfehlbar scheitern mußte und wir alle verloren waren.

Die Königin äußerte bei dieser Gelegenheit: was sie selbst beträfe, so würde ihr der Tod gleichgültig gewesen sein, da sie denselben ohnehin sich wünsche; in Rücksicht auf das allgemeine Beste Schottlands aber hätte sie denselben nicht gern gesehen. Als endlich am Morgen, nachdem der Nebel sich zertheilt hatte, die Küste Schottlands sichtbar wurde, wollten einige diese Naturerscheinung dahin deuten, man werde in einem zerrütteten (brouillé), in Verwirrung geratenen und große Zerwürfnisse (brouilles) * darbietenden Königreiche an das Land steigen. Gleich nach unserer Ankunft in Leith wurde über die Stimmung der angesehensten der dortigen Personen, sowie derjenigen zu Isleborough, welches nur eine Stunde davon entfernt liegt, Erkundigungen eingezogen. ** Die Königin begab sich zu Pferde nach dem letzteren Ort; die für ihr Gefolge herbeigeschafften Saumrosse waren so gut man sie auftreiben gekonnt hatte, das Sattel- und Zaumzeug derselben sehr schlecht. Bei dem Erblicken dieses Aufzugs brach die Königin in Thränen aus und sagte: hier gebe es weder französische Pracht, noch Feierlichkeiten, noch stolze französische Reitpferde, wie sie dieses alles bisher gewohnt gewesen sei, man müsse daher Geduld haben. Noch übeler war es am Abend. Als nämlich die Königin, welche in dem unteren Stocke der Abtei Isleborough, einem recht stattlichen Gebäude, ihre Zimmer hatte, sich zur Ruhe begeben wollte, versammelte sich unter ihren Fenstern ein wol aus sechshundert Köpfen bestehender Haufe Gesindel und brachte ihr auf abscheulich klingenden Violinen und kleinen dreisaitigen Geigen ein Ständchen, zu welchem Psalmen gesungen wurden, aber in so ohrzerreißender Weise, daß es nicht zu beschreiben ist. Dieses Kratzen auf den Saiten und das Geplärre machten zusammen eine wahre Höllenmusik aus.

Als an dem folgenden Morgen der Beichtvater der Königin

---

* Am 21. August 1561; also nach einer Fahrt von sechs Tagen. — Leith, nahe bei Edinburg.

** Er war ein Enkel Bayards, dem er sowol hinsichtlich des schönen Wuchses als des freien und offenen Wesens geähnelt haben soll. Derselbe erwarb sich einen Ruf durch mehre Aufsehen erregende Handlungen. Gott, sein Vaterland und seine Dame waren die Gegenstände der Verehrung desselben. Als die Erbin der Stuarts Frankreich verließ, schlossen sich dem für dieselbe bestimmten Gefolge mehre französische Edelleute aus freiem Willen an, zu denen auch Chastellard gehörte. Maria, in ihrer Verzweiflung über das Scheiden von ihrem zweiten Vaterlande, bewies diesen Männern eine besondere Zuneigung. Dadurch wurde bei dem Volk Schottlands der Verdacht rege, daß sie dieselben auf Kosten der Inländer vorzugsweise begünstigen wolle. Chastellard und seine Gefährten waren daher in dem Interesse Maria's genötigt, von derselben sich zu entfernen. Chastellard, welcher die schottische Königin leidenschaftlich verehrte, begab sich wieder nach Paris und brachte dort ein Jahr zu, bemüht seine Schmerzen dadurch zu lindern, daß er die ihn gefesselt haltende Schönheit in Gesängen feierte. Da er jedoch seine Gefühle nicht bekämpfen konnte, so entschloß er sich nach Schottland zurückzukehren. Die Königin Maria empfing ihn mit Wolwollen, die Großen zeigten sich ihm geneigt, und während sein Geist die Zierde der gesellschaftlichen Kreise war, die sich um die Königin versammelten, führte seine Unbesonnenheit ihn in das Verderben. Maria hielt sich zu Burnt-Island in der jetzigen Grafschaft Fife auf, als die Frauen derselben den unglücklichen Chastellard unter dem Bett der Königin versteckt fanden. Maria ließ ihm dieses Erstemal Gnade widerfahren; aber als er dort zum zweitenmal ertappt worden war, vermochte Maria nicht ihn zu retten; puritanische Richter verurtheilten ihn zur Enthauptung. Auf dem Blutgerüste ließ er statt erbaulicher Worte Ronsards Ode „auf den Tod" sich vorlesen, und indem er sodann nach dem Orte sich hinwendete, wo die Königin sich befand, rief er: Lebe wol, schönste und grausamste Fürstin der Welt!

* Ein Wortspiel mit brouillard (Nebel), brouillé und brouilles.

** Brantome läßt das Ergebniß dieser Erkundigungen unerwähnt.

Digitized by Google

in ihrer Kapelle Messe lesen wollte, wäre derselbe wahrscheinlich getödtet worden, wenn er dem Andrang der tobenden Menge nicht durch schleunige Flucht in sein Zimmer sich entzogen hätte; * im anderen Falle traf ihn ohne Zweifel ein gleiches Loos wie späterhin David, den Secretär der Königin, welchen dieselbe als einen sehr fähigen Kopf gern in ihren Geschäften brauchte, der aber in ihrem Zimmer so dicht neben derselben getödtet wurde, daß sein Blut ihr Kleid besprützte und er leblos zu ihren Füßen hinsank. ** — Welch ein abscheuliches Verfahren! — aber man erlaubte sich noch mehr gegen dieselbe; daher dürfen die nachtheiligen Gerüchte nicht befremden, die von ihr umliefen.

(Fortsetzung folgt.)

* Man fragte dabei trotzig, ob die Krone auf der Stirn einer abgöttischen Fürstin nahen könne?

** Wir geben hier eine ausführliche Mittheilung des von Brantome oberflächlich angedeuteten Ereignisses. David Rizzio (sein Name lautete richtig: Riccio), ein Piemontese von Geburt, der im Gefolge des Gesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland gekommen war, hatte durch seine mannigfaltigen und ausgezeichneten Talente die besondere Zuneigung der Königin erregt. Als guter Musiker, geistreicher Gesellschafter und unterrichtender Mann war es ihm ohnmals gelungen, die Langeweile zu bannen, von der Maria in dem rauhen Schottland heimgesucht wurde. Sie verwendete denselben sogar minunter auf nützliche Weise zur Besorgung von Geschäften in ihrem Cabinet, da derselbe das Lateinische sowie sämmtliche Sprachen des südlichen Europa's vollkommen innehatte und mit Fertigkeit schrieb. Er leistete ihr bei mehren wichtigen Unterhandlungen diplomatische Dienste, so unter anderen bei ihrer Vermälung mit Darnley, von dem weiterhin noch die Rede sein wird. Rizzio war übrigens von ganz ungewöhnlich kleinem Wuchse, mißgestaltet und in vorgerücktem Alter. Solcher Körperbeschaffenheit ungeachtet wollten die Ausländischen diesem Mann zu dem Gelehrten der schönsten Fürstin der Welt machen. Der König (Darnley) glaubte solches, oder stellte mindestens Verschwiegenheit ihren Haß gegen einen Fremden, dessen Einfluß er fürchtete, und so wurde der Tod Rizzio's beschlossen. Der verabredete Meuchelmord kam denn auch kurze Zeit nachher zur Ausführung (am 9. März 1566). Die nachfolgenden eingenen Umstände desselben sind einem von Maria Stuart an den Erzbischof von Glasgow, ihren Gesandten in Paris, gerichteten Bericht entnommen. Die Königin, welche lebend war und in dem siebenten Monat ihrer Schwangerschaft sich befand, speiste in einem großen, an ihr Cabinet stoßenden Zimmer des Schlosses Holyrood zu Abend. Sie befand sich keineswegs allein mit Rizzio in demselben, wie die Sage ging, sondern in Gesellschaft mehrer Personen bedeutet Geschlechts, welche von ihr eingeladen worden waren, und mit denen sie ihren Ostabendschmaus (Mandatum nennt) durch seinen Genuß vergnügen sollte; aufwartende Diener gingen ab und zu. Der König trat ein und nahm neben der Königin Platz. Plötzlich erschien Lord Ruthven an der Thüre des Cabinets; derselbe war auf einer verborgenen Treppe in das Gemach der Königin eingedrungen und von mehren gleich ihm mit Waffen versehenen Leuten begleitet. Der Lord, von schrecklicher Gestalt, sachte mit den Augen Rizzio, der nicht mit den Gästen bei Tische saß, und forderte denselben auf, ihm zu folgen. Maria fragte den König, ob der Lord auf seinen Befehl handle; der König antwortete mit nein. Die Königin gebot nun dem Lord, sich sogleich zu entfernen, und Rizzio suchte zitternd hinter Maria Stuart eine Zuflucht. Ohne Rücksicht auf ihren Rang und Stand stieß der verwegene Lord den Tisch um, so daß dieser auf die Königin fiel, und brachte über die Schulter derselben hinweg dem Rizzio einen Dolchstich bei, ergriff sodann den Unglücklichen und schleppte ihn in das Gemach der Königin, wo derselbe sehr bald von mehr als fünfzig Dolch- und Degenstichen durchbohrt wurde. Nachdem Ruthven in dem Blute Rizzio's sich gebadet hatte, trat er wieder ein und erklärte der Königin: ihre Ehrenwel sei unerträglich und ihren Secretär sei mit Recht das Leben genommen worden, um ihn dafür zu strafen, daß er sich bestrebt habe, die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Die Königin wurde während des übrigen Theiles dieser gräßlichen Nacht an dem blutigen Ort als Gefangene zurückbehalten und es war keiner ihrer Kammerfrauen gestattet, sich ihr zu nahen. An dem folgenden Morgen zogen die Anführer des letzten bewaffneten Aufstandes als Sieger in Edinburg ein. Sie berathschlagten hier, ob sie der Königin den Tod geben oder die selbe für die übrige Zeit ihres Lebens in die Tiefe eines Kerkers versenken sollten. Sie war verloren, wenn sie nicht die Kunst besessen hätte, das Herz ihres jungen und schwachen Gemals zu erweichen. Er willigte ein, sie von dort wegzuschaffen, und brachte sie nach dem Schlosse Dunbar. Anthven und die übrigen Mörder Rizzio's flüchteten sich nach England, wo sie einen ihnen öffentlich gewährten Schutz fanden.

Victoria regia.

Schon bei mehren Gelegenheiten wurde in diesem Blatte der prachtvollsten und größten aller Wasserpflanzen erwähnt, welche unter dem Namen Victoria regia in die Gärten von England und von da aus in einige andere des Festlandes von Europa eingeführt wurde. Seit der Entdeckung der Victoria deburfte es beinahe ein halbes Jahrhundert, bis dieselbe nach Europa, ja man kann sagen, nur zur Kenntniß der civilisirten Welt gebracht wurde. Die Ehre der ersten Entdeckung gebürt dem Botaniker Haënke, welcher sie 1801 in einem der größten Nebenflüsse des Amazonenstroms, dem Rio Marmore, fand. Seine Arbeiten gingen aber größtentheils verloren. Censo unvollkommen sind die Nachrichten des zweiten Entdeckers, Bonplands, welcher sie auf dem kleinen Flusse Rio Chuelo fand. Etwas näheres erfahren wir durch einen französischen Reisenden, d'Orbigny, welcher sie in einem Nebenfluß des Rio de la Plata in der Provinz Corrientes fand und Blumen, Früchte und Blätter sammelte, von denen aber ungünstiger Umstände wegen nur ein beschädigtes kolossales Blatt übrig blieb. Die Samen werden seinem Bericht nach von den dortigen Spaniern gesammelt und geröstet gegessen; die Pflanze hat daher den Namen Mais del Agua (Wassermais) erhalten. Die vierte Entdeckung machte der deutsche Reisende und Botaniker Dr. Poppig, welcher sie 1832 bei einer Excursion an einem Nebenfluß des Amazonenstroms, dem Solimoes, fand. Von diesen Reisenden kamen die ersten genaueren Nachrichten über diese Wunderpflanze zu uns und wurden in Froriep's naturhistorischen Notizen veröffentlicht. Die fünfte Entdeckung, ebenfalls durch einen Deutschen, Robert Schomburgk, erhält außer ganz genauen Notizen und Abbildungen noch besonders dadurch Wert, weil durch diese Entdeckung die Einführung nach Europa aufs neue angeregt wurde; er fand sie auf einer Fahrt nach dem Innern auf dem Flusse Berbice, auf einer seeartigen Ausbreitung des Flusses. In einem Bericht an die genannte Gesellschaft meldet er folgendes: „Es war am 1. Januar 1837, während wir gegen Schwierigkeiten ankämpften, welche uns die Natur unter mancherlei Gestalten entgegensetzte, um unsere Fahrt auf der Berbice aufzuhalten. Ein Gegenstand, der sich am südlichen Ende des Sees befand, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ohne daß ich jedoch begreifen konnte, was es sei; um meine Neugierde zu befriedigen, munterte ich meine Ruderer auf, mich an jenen Ort hinzubringen, was auch sogleich geschah. Am Ziel angekommen, sah ich ein wahres Wunder vor mir. Alle meine Mißgeschicke waren vergessen, ich war Botaniker und fand mich daher hinreichend belohnt. Es waren da riesenhafte, ausgebreitete, schwimmende, 5 bis 6 Fuß Durchmesser haltende, mit breiten Rändern versehene, oberhalb glänzend grüne, unterhalb carminrote Blätter, ferner Blumen im Verhältniß der Blätter, jede aus zahlreichen Blumenblättern bestehend, deren Farbe aus dem reinsten Weiß ins Rosen- und Dunkelrote verlauft. Das stille Wasser war von diesen Blumen bedeckt und mich von einer zur andern begebend, fand ich immer etwas Neues zu bewundern. Die Blütenstiele sind am Kelch einen Zoll dick und mit elastischen, dreiviertel Zoll langen Stacheln besetzt. Der vierblätterige Kelch hat einen Fuß im Durchmesser, aber er verschwindet unter der aus mehr als hundert Blumenblättern bestehenden Krone. Diese schöne Blume ist beim Oeffnen weiß, rot in der Mitte, welch letztere Farbe beim Aelterwerden der Blume zunimmt und sie gänzlich rosenrot

macht. Ein köstlicher Wolgeruch vermehrt noch den Reiz dieser herrlichen Wasserpflanze. Man bemerkt hier, wie in den übrigen Pflanzen derselben Familie (Nymphäen), daß die Blumenblätter in Staubgefäße und die Staubgefäße in Blumenblätter übergehen. Die Samen sind zahlreich und in eine schwammige Masse eingebettet. Je weiter wir den Fluß hinaufgingen, desto häufiger fanden wir die Pflanze und desto größer waren die Exemplare. Ein Blatt, welches wir maßen, hatte 6 Fuß 5 Zoll Durchmesser, der Rand 5½, Fuß Höhe und die Blume 1½, Fuß im Durchmesser." Schomburgk hielt diese Pflanze für eine neue Species des Genus Nymphaea und nannte sie zu Ehren der Königin von England Nymphaea Victoria, der Botaniker Lindley jedoch, welchem die genaue botanische Untersuchung übergeben war, erkannte solche botanische Verschiedenheiten, daß er ein neues Genus auf stellte unter dem Namen Victoria regia. Der Wunsch, diese Königin des Amazonenstromes nach Europa einzuführen, wurde nur nach mehren fruchtlosen Versuchen erfüllt. Im Jahr 1846 brachte der Reisende Bridges Samen mit, welche im Innern Boliviens gefunden worden. Er hatte sie in feuchte Thonerde verpackt, in welcher die meisten ihre Keimkraft verloren, einige aber sich gut conservirt hatten. Sir W. Hooker, Director des botanischen Gartens zu Kew, kaufte zweiundzwanzig Stück von diesen Samen, von welchen jedoch nur zwei Stücke aufgingen, aber, obgleich sie bis gegen Oktober in voller Kraft vegetirten, gegen die Mitte des December sich gänzlich auflösten. Ebenso ging es mit den Exemplaren, welche von verschiedenen Engländern zur Einführung nach Europa gesammelt wurden; sie gingen auf der Reise oder gleich hernach zu Grunde. Endlich gelang es zwei Medicinern, Hugues Rodie und Luckie, Samen in Flaschen mit reinem Wasser in vollkommen keimfähigem Zustande nach England zu bringen, aus welchen sowie aus einigen späteren Sendungen eine Menge kräftiger junger Pflanzen hervorgingen. Der Umstand, daß die in England aus Samen erzogenen Victorien schon im ersten Jahr blüten und im Winter zu Grunde gingen, veranlaßte die Behauptung, daß diese Pflanze blos einjährig sei, allein das ganze Wesen der Pflanze und die Thatsache, daß sie in Kew schon über drei Jahre ausgedauert und geblüt hat, gibt hinlänglichen Beweis zu der Annahme für vieljährige Lebensdauer. Trotz der außerordentlichen Menge von Samen, den schon eine einzige Blüte hervorbringt (oft mehre hundert in der Größe von Erbsen), wird die Pflanze stets eine Seltenheit bleiben, weil ihre Cultur ein sehr großes, gewächshausartiges Bassin erfordert, in welchem das Wasser selbst im Sommer bis auf einige 20 Grad R. geheizt werden muß. Ein Bassin von 24 Fuß Durchmesser hat sich noch viel zu klein erwiesen, um die Pflanze zu gewisser Vollkommenheit zu bringen; doch ist es auch schon gelungen, sie in kleinerem Raum, obgleich unvollkommener, zur Blüte zu bringen. Eine Hauptmerkwürdigkeit dieser Pflanze ist die außerordentliche Tragfähigkeit ihrer Blätter, denn auf einem keineswegs besonders großen Blatte kann ein Kind von drei bis vier Jahren sicher stehen, ohne daß das Blatt im Wasser untersinkt. Diese Fähigkeit wird durch die zahlreichen, mit scharfen Stacheln versehenen, vielfach verzweigten, mehre Zoll hohen Rippen auf der Unterseite der Blätter und den schüsselförmig aufgestülpten Rand derselben bewirkt.

Briefe.

68.

‡ **Nürnberg**, 29. Juli.

Eine Bühnenhoffnung.

Auf der hiesigen Bühne gastirt gegenwärtig eine junge Künstlerin, Fräulein Siber vom Hoftheater zu Stuttgart, die mit diesem Gastspiel ihren ersten Ausflug auf die außerheimatlichen Bretter eröffnet. Da dieselbe demnächst auch nach Frankfurt kommt, und gestützt auf ehrende Empfehlungen des württembergischen Hoftheaterintendanten Herrn v. Gall dort zum Auftreten zu gelangen hofft, so habe ich nicht unterlassen wollen, Sie auf die jugendlich anmuthige Erscheinung aufmerksam zu machen. Hier hat Fräulein Siber namentlich als Luise in „Kabale und Liebe", als König Rene's Tochter, als Lorle und in der „Hochzeitsreise" ungewöhnliche Erfolge gehabt. Die Wahrheit ihres Spieles in tragischen Partien, ihr geistvolles Nüanciren in Konversationsstücken ꝛc. sichern der aufbrechenden, auch von äußeren Mitteln reich unterstützten Künstlerin eine bedeutende Zukunft, und wenn bis jetzt die Blätter ihren Namen noch nicht häufig nannten (sie ist noch nicht lange beim Theater), so mag dies nur darin seinen Grund haben, daß sie es in allzu großer Bescheidenheit verschmähte, Mittel zu benutzen, mit Hülfe deren viele ihrer weniger talentvollen Kunstgenossinnen sich einen Ruf zu erkünsteln gewußt haben.

Tabletten.

⁂ Schon mehrfach — zuletzt bei Gelegenheit der Londoner großen Ausstellung — wurde die Erwartung angeregt, daß die Hauptfrucht des Südens, die Banane, dem europäischen Handel zugeführt werden würde. Die kaufmännische Speculation hat indeß diesen vorzüglichen Nahrungsstoff noch außer Acht gelassen. Sartorius beschreibt in seinen Berichten aus Mexiko diese prächtige Nahrungspflanze folgendermaßen: Die Banane (musa paradisiaca, regia und sapientum sind die drei Arten, die man in Mexiko kennt) ist eins der reichsten Geschenke der gütigen Mutter Natur. Schon im zweiten Jahr gibt sie einen Fruchtzweig und ermüdet nicht, ein halbes Jahrhundert hindurch jährlich mehre Zweige zu geben, jeden von 75 bis 100 Pfund, wenn man nur Sorge trägt, das Buschwerk nicht aufkommen zu lassen und die Stauden, die getragen haben, abzuhauen. Jede Pflanze bildet eine Gruppe von Stämmen der verschiedensten Größen, von 1 bis 20 Fuß Höhe und in allen Graden der Entwickelung, wovon stets einige mit Früchten beladen sind. Einige Dutzend solcher Pflanzen liefern mehr Früchte als eine Familie verzehren kann, und zwar in jeder Jahreszeit. Roh und gekocht, in der Asche gebraten oder in Fett gebacken liebt sie jeder Mexikaner; unreif gekocht hat sie mehr Mehl als Zuckerstoff und ähnelt der Kartoffel; getrocknet ist sie besser als die Feige und wird weithin in das Land verfahren. Das duftige Zelt des Laubes gibt lieblichen Schatten, die trockene Faser des Stammes ein weiches Polster, das Riesenblatt ein reinliches Tischtuch, auf welches die Staude das Mehl liefert. Alle Hausthiere lieben die Banane, Hund und Katze ausgenommen; der Indianer bereitet ein gegohrenes Getränk daraus und der Destillateur verwandelt den Zuckerstoff in Alkohol.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 184. Dienstag, **3. August 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

In solchen Gedanken und Gefühlen befangen schritt ich kopfschüttelnd vorwärts und erreichte endlich das Thor, hinter welchem sich mir ein Hafen erschließen sollte, der Romantik, Schönheit, Glück, Ruhm in seinen Räumen umfaßte. Zu meinem großen Erstaunen war die Pforte des Kunsttempels geschlossen, welchen Umstand ich mir jedoch sogleich durch das geistreiche Raisonnement erklärte, alle zur Bühne gehörenden Individuen seien gewiß mit den Proben so eifrig beschäftigt und auf den Anblick derselben so erpicht, daß sie das Thor geschlossen, um ungestört probiren und genießen zu können. Ich griff in meine Tasche nach kleiner Münze für den Lauburschen, der mir wie gewöhnlich öffnen sollte und begann sanft mit meinem Stock an die Thürflügel zu pochen. Mein Klopfen blieb erfolglos und mußte deßhalb notwendig verstärkt werden.

Sie müssen sich ganz in den Hengst versenkt haben, dachte ich und wartete geduldig, bis nach meinem Gebünken der erste Act vorüber sein konnte. Nun wollte ich neuerdings und zwar in gebieterischer Weise pochen, als ein Mann mit einem langen Stock in der Hand und einer Zinnlilie an der Brust hängend, welche Kleister enthielt, vor das Thor hintrat; er entfaltete einen gigantischen, mit roten und grünen Lettern vollgedruckten Anschlagzettel, den er an die Thorflügel, grade da, wo die Worte „Stepney-Sterntheater" zu lesen waren, ankleben wollte. — Was thun Sie da? rief ich; Mr. Montalban wird Sie den Gerichten übergeben; Ihr garstiger Anschlagzettel hat hier nichts zu thun. — Soll ichs Ihnen vielleicht an den Mund kleben? antwortete der rohe Mensch, während er ohne meine Einsprache zu beachten, mit dem Kleister über das Thor fuhr. Mit Ihren dünnen Beinen da würden Sie sich ganz gut als Pfosten zum Zettelanschlagen benützen lassen. — Ehe ich noch Zeit gewann, diese Insolenz mit Wort oder Schlag zu bestrafen, hatte der Mann sein Werk vollendet; auf dem ungeheuren Papier las ich: „Brutanstalt! Küchlein werden hier durch künstliche Erwärmung ausgebrütet! Eintrittsgebühr nur ein Penny. Die Besucher werden höflichst gebeten, die Eier selbst mitbringen zu wollen." — Nun, sagte er, ist Brutanstalt nicht ein schönerer Name als Stepney-Stern? Es klingt so gut und füllt den Zettel prächtig aus. — Ist Mr. Montalban hiervon unterrichtet? — Hat er sich doch eigens eingeriegelt, er und seine ganze Hecke! — Und sind denn die Leute drinnen nicht mit den Proben beschäftigt? — Was Proben! Die haben anderes zu thun; sie fertigen Nester an für die künftige junge Brut und werden Sie um keinen Preis hineinlassen. Ihr Klopfen und Pochen nützt nichts; Sie stören nur die alten Hennen und die würden dann zu Markt vielleicht ihre Schuldigkeit nicht thun.

Mit grinsendem Lachen verließ mich der Mann, um seine Zettel an den Mauern der Häuser in der nächsten Nähe anzukleben. Die Vorübergehenden mußten mich wol für wahnsinnig gehalten haben, so unausgesetzt und donnernd stürmte ich mit mächtigen Schlägen gegen das Thor an. Endlich mußte ich einhalten, um Athem zu schöpfen — ich versuchte mir einzubilden, der ganze Vorgang sei nur ein lächerliches Mißverständniß; eben wollte ich meine Angriffe mit erneuter Kraft fortsetzen, als eine Hand meinen Arm zurückhielt.

Wollen Sie denn die Tür zerbrechen, bevor sie noch ausgebrütet sind? fragte Miß Claribel, die längst schon mein närrisches Treiben beobachtet hatte und demselben nun Einhalt thun wollte. Wenn Sie nicht aufhören, so werden Sie die Leute auf den Gedanken bringen, Sie beabsichtigten einen Einbruch am hellen Tage vorzunehmen. — Ums Himmelswillen, rief ich, erklären Sie mir, was hier vorgeht. — Weiter nichts, als daß der Schwindler Mr. Montalban Sie betrogen hat, Sie werden sich glücklich schätzen können, wenn Sie nur jenes Geld verlieren, das Sie bereits ausgelegt haben. — Aber er soll mir ja hundert Pfund auszahlen, entgegnete ich, nicht ohne Unsicherheit in Ton und Blick. — Sie haben wahrscheinlich einen Wechsel acceptirt? — So ist es. — Sehen Sie den Mann dort mit den gläsernen Fischaugen, der breiten Nase und dem weißen, schief auf die eine Seite des Kopfes gedrückten Hut? — Ja wol sehe ich ihn; er sieht mir ganz einer ächten Wucherseele gleich. — Er beobachtet Sie schon längere Zeit; er will sich Ihre Physiognomie einprägen, um Sie am Verfalltage Ihres Wechsels gleich finden zu können. Der Mann ist vom Wechselgericht und überdies noch, wie ich glaube, ein Schwager Montalbans. — Aber ich habe ja keinen Heller erhalten; wofür sollte ich denn bezahlen? — O, das macht keinen Unterschied. Ich habe von dergleichen Sachen viel sprechen gehört und fürchte, Sie werden den ganzen Betrag entrichten müssen. Wann ist der Wechsel fällig? — Binnen zwei Monaten. Der Betrag beläuft sich auf hundertfünfzig Pfund. — Wir müssen jedenfalls das Geld früher herbeischaffen, sagte sie und daher unser Debüt im Hamlet baldigst möglich machen. Ich habe mich vom Stepney-Stern losgesagt und fühle mich des Erfolges sicher. — Haben Sie denn gar keinen Freund, der uns ein Engagement auf irgend einer Bühne in der Provinz schaffen könnte? Ich bedarf nur der Möglichkeit zeigen zu können, was ich zu leisten vermag. — Ja, rief ich aus; ich habe einen solchen Freund, er heißt Katzbach. Der kann uns schaffen, wessen wir bedürfen. Lange, ehe noch die zwei Monate vorüber sein werden, sollen wir uns durch seine Hülfe auf Reichtümer wälzen und wer weiß, ob diese Enttäuschung nicht noch der größte Glücksfall für uns werden dürfte!

Fröhlicherer Hoffnungen als je zuvor voll, besuchte ich noch an demselben Abend meinen freundlichen Mr. Toots, um mit ihm zu consultiren. Er ging mit großer Wärme auf unsern

Plan ein, nahm es auf sich, uns an einer wenige Meilen von der Hauptstadt entfernten Bühne ein Engagement zu verschaffen, um in ersten Rollen unsere Talente einer staunenden Welt vorzuführen; mit einem Worte, er zeigte sich als der geeignetste Mensch, an den ich mich in dieser Hinsicht hätte wenden können. Dagegen bestand er darauf, ich müsse ihm bei seinen öffentlichen musikalischen Leistungen mit meiner Flöte accompagniren, die sich jüngst so großen Beifalls erfreut hatte. Er fügte hinzu, daß er meine Gefälligkeit nur gegen Bezahlung annehmen könne; kurz, er bewährte sich als einen Freund, der mir in allem und jedem nützlich sein wollte. Ich überließ daher auch sämmtliche weitere Anordnungen seinem Gutdünken. Herzlich erfreut über unser neues Uebereinkommen schüttelten wir einander wol ein dutzendmal tüchtig die Hände, die wir schieden. Bedenken Sie nur, lieber Junge, hatte er unter anderm, während er mir ein viertes Glas Grog zurecht machte, im Laufe des Gespräches gesagt, was es unserm Orchester für Ehre bringen wird, wenn ein Erbe der de Bohuns einwilligt, in demselben mitzuwirken. Mir ist grade so zu Mut, wie einst den Schneidern gewesen sein mag, als ein König von Preußen sich herbeiließ, die Uniform eines Soldaten zuzuschneiden. Nicht die Beschäftigung macht den Gentleman, wol aber dieser die Beschäftigung.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome.
Mitgetheilt von R**a.

(Fortsetzung.)

Der Vorfall mit ihrem Beichtvater, welcher gleichzeitig ihr Almosenier war, machte dieselbe so traurig und niedergeschlagen, daß sie unter Thränen äußerte: Wahrlich ein schönes Beginnen und ein vortrefflicher Beweis, den meine Unterthanen mit von ihrem Gehorsam geben. Ich weiß nicht, welch ein Ende das nehmen wird, aber ich kann mir von dem allem nichts versprechen. — Die unglückliche Fürstin zeigte sich hinsichtlich ihres wahrsagenden Geistes als eine ächte Kassandra, wie dieselbe denn in Betracht ihrer Schönheit ohnehin eine solche war.

Sie lebte nun drei Jahre sehr untadelhaft in ihrem Wittwenstande, in welchem sie auch verblieben wäre, da sie den Manen ihres Gemals nicht zu nahe treten wollte; allein die Stände ihres Königreichs baten dieselbe dringend, sich zu vermälen, * damit sie ihnen einen von ihr geborenen Sohn hinterließe, wie der gegenwärtige es ist.

Es gab Leute, welche sagten, der König von Navarra** habe die Absicht gehegt, sie zu heiraten, und er sei damit umgegangen, zu solchem Ende von seiner Gemalin sich zu trennen; Maria habe jedoch in eine solche Verbindung nicht willigen gewollt, indem sie das Heil ihrer Seele zu bewahren suchte. Sie machte sich nämlich ein Gewissen daraus, einen Mann zum Gemal zu nehmen, der bereits in der Ehe lebte.

Endlich vermälte sie sich wieder mit einem jungen Herrn aus England, *** der jedoch mit ihr nicht in gleichem Range stand. Diese Ehe war nicht glücklich und befriedigte weder den einen noch den andern Theil. Ich will mich hier nicht darauf einlassen, zu erzählen, wie der König, ihr Gemal, nachdem sie ihm ein schönes Kind, den jetzt regierenden König * geboren, durch das Springen einer Mine, die man unter seiner Wohnung angebracht hatte, umkam. Ueber diese Begebenheit sind mehre Schriften verfaßt worden und im Druck erschienen, die indessen hinsichtlich des Antheils, welcher dabei der Königin zur Last gelegt wird, keineswegs der Wahrheit entsprechen, sondern eine Menge unrichtiger Angaben und entstellter Thatsachen enthalten.

Der König (Darnley), welcher sich nach Glasgow begeben hatte, um dort seinen Vater, den Grafen Lenox zu besuchen, wurde plötzlich von den Blattern befallen. Maria reiste zu ihm hin, um ihn zu pflegen. Man machte ihr Vorstellungen, daß sie es sich selbst und ihrem Kinde schuldig sei, eine ansteckende Krankheit zu meiden, und sie kehrte nach Edinburg zurück. Doch sandte sie sogleich ihre Aerzte und einen Theil ihrer Hofhaltung nach Glasgow. Sobald als dieselbe wußte, daß sie bei Darnley weilen könne, reiste sie abermals zu ihm, obgleich eine strenge Kälte herrschte und die Erde mit Schnee bedeckt war. Sie hatte keinen Wagen und machte den beinahe fünfzehn Meilen langen Weg zu Pferd. Sie führte sodann ihren Gemal auf einem bedeckten Bauerwagen nach Edinburg zurück, und da sie besorgte, die Lust des Schlosses, welche nicht für gesund galt, könnte ihm schädlich werden und das fortwährende Geräusch seine Ruhe stören, so ließ sie ihn in das Haus des Probstes der St. Marien-Domkirche bringen. Die Aerzte hatten Fürsorge getroffen, daß diese Wohnung jede Bequemlichkeit darbot; Maria brachte dort oft die Nacht in einem Gemache zu, das über demjenigen des Königs sich befand. Derselbe war fast gänzlich wieder hergestellt, als Maria eines Abends ihm mittheilte, sie sei genöthigt in das Schloß zurückzukehren, weil sie einem ihrer Kammermädchen versprochen habe, der Hochzeitsfeier desselben beizuwohnen. Sie war sehr heiter und als sie von ihrem Gemal schied, steckte sie ihm einen Ring an den Finger, den sie von dem übrigen abzog. In derselben Nacht (von dem 9. aus den 10. Februar 1567) gegen zwei Uhr des Morgens; vernahm man einen Donnerschlag und gleichzeitig ein furchtbares Krachen: das Haus des Dompropstes war in die Luft gesprengt. Der Körper des Königs und der des Kammerdieners, welcher bei ihm die Nachtwache gehabt hatte, wurden in dem Garten, Kennzeichen der Erdrosselung an sich tragend, aufgefunden. Maria verließ sogleich ihren Palast Holyrood und begab sich ohne Gefolge in das Schloß zu Edinburg, wo sie die verborgensten Gemächer bezog. Von dort aus schrieb sie an ihren Gesandten in Paris und gab demselben ausführliche Nachricht von dem schrecklichen Ereigniß, mit dem Hinzufügen, daß sie nur durch ein Wunder dem verhängnißvollen Geschicke ihres Gemales entgangen sei und nicht daran zweifle, die Verschwornen hätten die Absicht gehabt, mit diesem Schlage auch ihr Leben zu treffen. Auf den Grafen Murray, den außerehelichen Bruder und Feind Maria's, fiel der Verdacht, daß er an der Spitze der zur Vollführung des Mordanschlags Verbündeten gestanden habe. Statt jeder Rechtfertigung, schiffte derselbe sich nach Frankreich ein.

Die Königin wußte nichts von Grausamkeit, sie war im Gegentheil die Güte und Sanftmut selbst. Man merkte in Frankreich zu keiner Zeit an ihr eine Bösartigkeit der Gesinnung oder Härte des Gemüts. Sie konnte es niemals über sich gewinnen, unglückliche Missethäter hinrichten zu sehen, wie andere große Damen meiner Bekanntschaft, welche an einem so widrigen Schauspiele sich zu ergötzen schienen. Auch wollte dieselbe es durchaus nicht zugeben, daß selbst der verworfenste Galerrenslave Schläge erhielt, und sie hat daher den Befehlshaber der Ga-

* Ihre Wahl fiel auf den bereits erwähnten Heinrich Darnley. Er war ein Sohn des Grafen Lenox, von dem Blute der Stuarts, zweifacher Vetter Maria's, und machte darauf Anspruch, der Nachfolger Elisabeths auf dem Thron Englands zu werden.

** Nachmals König Heinrich IV.

*** Darnley.

* Jacob I., König von England, der Nachfolger Elisabeths; vorher Jacob VI. von Schottland.

leeren, daß diese Züchtigung unterlassen werden möchte, indem das schreckliche Loos dieser Menschen ihr tiefes Mitleiden erregte und sie dasselbe sich zu Herzen nahm. Genug, nie wohnte Grausamkeit in dem Herzen dieser ausgezeichnet schönen und sanftmüthigen Frau. Diejenigen, welche das Gegentheil hiervon ihr mündlich oder schriftlich Schuld gaben, waren Verleumder, wie unter andern Buchanan, * wodurch derselbe für die Wolthaten sich sehr undankbar bewiesen hat, welche seine Königin in Frankreich und Schottland ihm erzeigte, indem sie seine Verbannung aufhob und ihn begnadigte. Er würde besser daran gethan haben, wenn er seine göttliche Gelehrsamkeit dazu benutzt hätte, mit mehr Wahrheit von ihr zu sprechen, anstatt ihr Uebeles nachzureden, von deren Liebesverhältnisse mit Bothwell ** zu schwatzen, und sogar einige, angeblich von ihr auf denselben verfaßte Sonette einzurücken, die doch niemand für ächt anerkennen wird, der den Geist der Königin und ihre Dichtungsgabe kannte.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur zur Erziehung und Bildung des Volkes.

III.

Die Lehre vom mündlichen Vortrag. Von Roderich Benedix. Köln, Verlag von Dumont-Schauberg. 1852.

Allgemeine Volksmusiklehre. Von Gustav Schilling, Augsburg, Lampart und Comp. 1852.

In den letzten Wochen sind wiederum zwei neue Bücher erschienen, die dem Kreise nicht der höheren, der künstlerischen oder wissenschaftlichen, sondern der dem nächsten praktischen Nutzen dienenden Literatur angehören. Insbesondere um der Neuheit ihrer Idee willen haben sie auch in der allgemeinen Zeitung ihre Würdigung gefunden. Dort heißt es:

Das erste dieser zwei Bücher ist: „die Lehre vom mündlichen Vortrag von Roderich Benedix". Es ist unsere Wissens hier das erstemal, daß ein Schauspieler von Fach die wichtigste Hülfsdisciplin seiner Kunst zum Zweck des Unterrichts in systematische Form zu bringen versucht. Wir besitzen bekanntlich mancherlei dramaturgische Schriften. Allein sie sind fast alle kunstwissenschaftlich theoretischer Tendenz. Lehrbücher für den Schauspieler existiren kaum; hier ist noch alles mündliche Ueberlieferung, rohe Routine. Literarisch und praktisch gibt es für unsere Schauspielerkunst noch keine eigentliche Schulzucht. Darum erscheint die große Masse der Halbtalente auf den Brettern so technisch ungebildet, unreif, so täppisch autodidaktisch. In dem vorliegenden Versuch bietet Benedix seinen Kunstgenossen feine ästhetischen Leckerbissen, sondern das schwarze Brod der einfachsten Schulkenntnisse. Solche Bücher haben uns schon lange gefehlt. Benedix nimmt eine eigentümliche Stellung unter den beutigen Bühnenkünstlern ein. Aus dem Schauspieler ward ein Regisseur und Bühnenverstand, aus beiden ein Lustspieldichter und aus allen dreien entwickelt sich jetzt noch ein Kunstlehrer. Ueberall aber zeigt er sich als naiver, harmloser Praktiker; die reflectirte Tendenzkrämerei der Zeit hat ihm niemals die Suppe versalzen. Weit eher geht ihm dann und wann einmal überhaupt das Salz aus. Aber das vergeiht man ihm gern, um der in der modernen Kunst so selten gewordenen bescheidenen Anspruchlosigkeit seiner Werke willen. Und ganz wie der Lustspielbichter erscheint uns auch im genannten Buch der Kunstlehrer Benedix. Seine scharfsinnigen Beobachtungen, seine höchst klar gefaßten Belehrungen über Aussprache, Betonung und das Künstlerische des Vortrags sind vielfach für den Mann der Kanzel und der Rednerbühne sowol, wie für den Schauspieler Gold werth. In tausend Einzelzügen erschließt sich hier eine neue Welt technischer Studien, bei denen man fast überall den Mann von Fach erkennt, der den Nagel auf den Kopf trifft. Die systematische Gruppirung des Ganzen ist klar und ohne Prätention. Dagegen zeigen uns einzelne Abschnitte dieser Schrift eines gewürfelten Praktikers wieder recht deutlich, wie auch eine noch so scharfstichende Erfahrungskunde die Resultate der strengen Wissenschaft nicht ungestraft ignoriren kann. Der Abschnitt über den Vortrag des Komischen zum Beispiel ist sehr mager ausgefallen. Hier verfagte dem Verfasser offenbar die Kunst, seine Beobachtungen in Begriffe zu fassen. Wir aber konnten uns des Gedankens nicht erwehren, daß auch dieses sicherlich gelungen sein müßte, wenn Benedix hier einmal bei einem Kunstphilosophen sich Rats erholt und die so meisterhaften neuen Bestimmungen Fr. Th. Vischers über die Idee des Komischen bei seiner Darstellung berücksichtigt und praktisch verwertet hätte.

Ein anderes sodann erschienenes Lehrbuch, in welchem wir einen originellen Gedanken angeregt und durchgeführt finden, ist die „allgemeine Volksmusiklehre von Gustav Schilling". Der bekannte Verfasser will den bisher in unsern Schulen gangbaren Unterricht in einem eingelnen Zweige der Musik, im Gesang, zu einem Unterricht von der Tonkunst als einem Ganzen erweitert wissen. Von vielen, welche die große pädagogische Kraft der Musik als der vorzugsweise modernen Kunst, wie den freveltaften Mißbrauch, welcher von unverständigen Musiklehrern mit derselben getrieben wird, erkannt haben, ist ein solcher Gedanke von ihm angeregt worden. Neu ist aber die Ausführung des Gedankens zu einem umfassenden, namentlich für die Lehrer der Volksschulen geeigneten Handbuch, zu einer „allgemeinen Volksmusiklehre", wie sie Schilling in der vorliegenden Schrift gegeben hat. Es wird hier die schwierige Aufgabe zu lösen gesucht, statt des üblichen, das Geschlecht geistig entnervenden plumpen Experimentirens mit allerhand musikalischer Spielerei die Musikübungen in unsern Schulen hauptsächlich zu benutzen, um an dem Faden derselben den Schülern einen Begriff von dem Wesen und Ziel der Musik überhaupt beizubringen und so die Spielerei zu einer wirklichen geistigen Gymnastik umzugestalten. Glücklich scheint uns der Verfasser besonders in dem Punkte gewesen zu sein, daß er die steten Analogien zwischen dem Tonsystem und der Sprache, zwischen musikalischer und linguistischer Grammatik, zwischen musikalischem und poetischem Kunstausdruck hervorhebt und diese Analogie zum Ausgangspunkt seiner meisten Entwickelungen macht. Dieses Verfahren ist ganz geeignet, den vergleichenden Scharfsinn des Schülers rege zu machen, während bei dem Musikunterricht, wie man ihn gewöhnlich ertheilt, der denkende Geist oft gradezu eingeschläfert und die träumerische Gedankenlosigkeit mächtig befördert wird.

---

* George Buchanan, Dichter und berühmter Geschichtschreiber, wurde 1506 zu Killkenny in Schottland geboren. Er beschäftigte sich während der zwölf oder dreizehn letzten Jahre seines Lebens mit Abfassung der Geschichte Schottlands (Rerum Scoticarum historia).

** Jacob Hepburn, Graf v. Bothwell, war das Oberhaupt einer alten Familie. „Nie besaß ein Mann mehr Edelgeist und Kühnheit," sagt von ihm Robertson. — Die meisten Schriftsteller haben diesen Bothwell mit seinem Vater, dem Grafen Patrik verwechselt. Derjenige, welcher Maria Stuart heirathete (Jacob), war nur dreizehn Jahre älter als dieselbe, aber von wüstlichem Aeußern und von rohen Sitten. — Uebrigens ist es seltsam, daß Brantome den Schein annimmt, als sei ihm von der nachmaligen Vermählung Maria's mit Bothwell gar nichts bekannt gewesen.

Briefe.

63.

*** **Nauheim**, den 1. August.

Versammlung der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Gestern war hier die oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu ihrer halbjährigen öffentlichen Sitzung versammelt. Die ungewöhnlich zahlreich zusammengekommenen Mitglieder der Gesellschaft wurden durch mehre interessante Vorträge, namentlich durch einen solchen des Salinen-Inspectors Herrn Ludwig über die geognostischen Verhältnisse Nauheims und den Ursprung seines Sprudels auf die anziehendste Weise unterhalten. Nach Erstattung des Jahresberichtes schritt die Gesellschaft zur Wahl eines Präsidenten für das nächste Jahr, welche an der Stelle des bisherigen ständigen Präsidenten, Geheimerat Professor von Ritgen aus Gießen, auf Professor Dr. Vogel von dort fiel. Ein fröhliches Mahl vereinigte die Versammlung, bis die Mehrzahl durch die brausenden Locomotiven nach Nord und Süd wieder entführt wurde.

Tabletten.

*** Der „Zeus" des Professor Stiefel in Karlsruhe vermutet für den eben begonnenen Monat folgende Witterung: Auch im August ist noch ausgreichnet warmes Wetter wahrscheinlich, wenn auch die Zeit der heißen Tage abnimmt und einige Regentage (das heißt Tage mit Regen) mehr als im Juli vorkommen. Die wärmsten Tage fallen im August solcher Jahrgänge meist in die ersten und letzten acht Tage, seltener auch in die Mitte. Die besten Weinjahre zählen daher. Die Regenmenge, der durchschnittliche Barometerstand mit geringen Schwankungen, die Windrichtung werden mittlere sein; letztere ist im August öfter W-Slich. Im besondern: Trocken, warm bis heiß vom 1. bis 5., dann wolkig durch Gewitter und Regen vom 5. bis 7., dabei Abkühlung gering, vielmehr wieder warm oder heiß am 8., 9.; dann vom 10. bis 12. kühler durch Gewitter und Regen, abwechselnd mit heißen oder warmen Tagen am 13., 14. und 18., 19.; heiter, trocken und heiß vom 23. bis 28.; darauf etwas Gewitterbildung am 29. oder 30. und schließlich wieder wärmer. Die wahrscheinlichen Barometerwellen mit entsprechender Windrichtung, welche diese Witterungsabwechslung vorzeichnen, sind: Fallen vom 1. bis 4. mit O-N; Steigen gering am 5., 6., 7. mit W-S; Fallen vom 7. bis 9. mit O-N; Steigen vom 10. bis 12.; Fallen bis 15., Steigen am 16.; stetig oder wenig Fallen bis 20; Steigen am 21; dabei W-S oder veränderlich vom 10. bis 22.; stetig hoch vom 22. bis 25., dann fallend bis 28. mit O-N, zuletzt wieder steigend und fallend am 29. bis 31. mit W-S (das heißt SO, S, SW, W).

*** Ein geheimnißvolles Ereignis hat sich in einer der reichsten und bevölkertsten Gemeinden des Norddepartements zugetragen, welches die Neugierde im höchsten Grad reizt und welches sich bis jetzt niemand hat erklären können. Am 15. vorigen Monats gegen acht Uhr abends erschien ein Fremder vor der Thür einer der bedeutendsten Pächterwohnungen dieser Gemeinde. Er war vollkommen gut angezogen, von vornehmem Aeußern und seine Gesichtszüge hatten den Ausdruck einer tiefen Traurigkeit. Ein kleines Kästchen von Ebenholz trug er unter dem Arm und in der Hand einen Stock mit goldenem Knopf. Er bat die Hausleute um Gastfreundschaft für die Nacht und versprach dafür zu bezahlen, was man nur wolle. Man gewährte ihm seine Bitte und führte ihn, da er über große Müdigkeit klagte, in ein Zimmer zu ebener Erde, das beste des Hauses. Dieses Zimmer hat zwei kleine Fenster, die auf einen Küchengarten sehen und mit Eisengitter versehen sind, die keinen Durchgang gestatten. Der Fremde ließ sich Milch und schwarzes Brod geben und schloß sich ein. Aus Vorsicht schloß der Pächter auch seinerseits die Thür von außen, in der Ansicht, sie bei Tagesanbruch wieder zu öffnen. Die Nacht verging ohne alles bemerkbare Ereignis und am Morgen, als es elf Uhr geschlagen und der Gast immer noch nicht erschienen war, wurde der Pächter unruhig über das Befinden seines Gastes und öffnete ohne Mühe die Thüre des Zimmers. Ein starker Phosphorgeruch kam ihm entgegen. Niemand war im Zimmer, das Bett nicht gebraucht und die Fensterglitter unbeschädigt. Die Kleider und der Hut des Fremden lagen auf einem großen Strohstuhl, nahe beim Bette. Auf dem Tisch zwischen den Fenstern lag ein Billet, welches blos folgende Worte enthielt: Ich verbanke Ihnen die Freiheit... vielleicht das Leben ... Nehmen Sie diesen Beweis meiner Erkenntlichkeit. In zwei Monaten werden Sie wissen, wer ich bin. P. D. J. Zehn englische Souverains lagen bei.

*** Im Nürnberger Correspondent ergeht ein Aufruf an die Studirenden Deutschlands zu Beisteuern für Bandels Hermannsdenkmal. „Zehn bis zwölf tausend Jünglinge studiren," heißt es in dem Aufruf, „jährlich auf den Universitäten, und wenn nur jeder von ihnen sich verpflichtet, jährlich einen Gulden beizutragen, so könnte in wenigen Jahren Hermann sein deutsches Schwert emporhalten und alle Gaue mahnen, einig zu sein und des deutschen Namens würdig zu leben und zu sterben. Was ist ein Gulden, der so oft in leerer Eitle vergeudet wird? Mancher könnte und würde wol auch mehr geben, und auch gar mancher, der die glückliche Zeit der Studienjahre längst hinter sich hat, würde sich mit Beiträgen anschließen. Wenn es bisher sich auf irgend einer Universität ein Verein, der die Sache in die Hand nimmt und zur Theilnahme auffordert!"

*** Auf Mauna-Loa, einer der Sandwichsinseln, hat ein über 12,000 Fuß hoher feuerspeiender Berg im März dieses Jahres einen Ausbruch gehabt. Der Strom glühender Lava floß über 50 englische Meilen weit. Seine durchschnittliche Tiefe war 100 Fuß, seine Breite eine Meile. An manchen Stellen füllte er mächtige Thäler und Schluchten aus, wurde dadurch bis 300 Fuß tief und strömte dennoch immer weiter bis zum Meer. Ungeheure Waldungen mit riesigen Bäumen wurden hineingerissen und verbrannten wie dürre Stecken. Die Helle, die der Strom weit umher verbreitete, war so durchdringend, daß man mitten in der Nacht Stecknadeln hätte vom Boden aufheben können, und zwar in beträchtlicher Entfernung.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 3. August. Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini. Norma: Frau Beck.

Mittwoch, den 4. August. (Vorletzte Gastdarstellung der Frau Stolte.) Das Sololustspiel, von Saphir. Mathilde: Frau Stolte — Hierauf: Nehmt ein Exempel dran, Lustspiel in einem Act von Dr. Töpfer. Denise: Frau Stolte. — Zum Schluß: Die schöne Müllerin, Lustspiel in einem Act von Both. Die Frau: Frau Stolte.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 185. Mittwoch, 4. August **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Eine ganze Woche lang war mir Katzbach nach dieser Besprechung nicht mehr zu Gesichte gekommen; ich hatte ihn nicht aufgesucht, sondern mich ganz und gar in das Studium meiner Rolle als Hamlet vertieft, da ich mit Zwerschfell hoffte, die so ersehnte Gelegenheit werde nun nicht mehr lange auf sich warten lassen. Auch Miß Claribel war sehr fleißig bei unsern Proben. Das Entzücken und die Bewunderung meiner Mutter über unser beider Spiel kannte keine Grenzen; obwol aber Ophelia ihr jedesmal reichliche Thränenströme entlockte, so war es doch deutlich ersichtlich, daß der Dänenprinz der eigentliche Günstling war. Dankbarkeit für die Bemühungen, meines Vaters Tod zu rächen, vermochte sie, mir die Rauhheit, die ich mir gegen die Königin, meine Mutter, erlaubte, zu vergeben; ja es ergötzte sie sogar, wenn ich, durchglüht vom heiligen Feuer, unsanft den Polster aus dem Armsessel riß, der gewöhnlich als „böse Gertrud" apostrophirt wurde. In der That ging aber auch unser Zusammenspielen ganz vortrefflich vor sich; Logen, Parterre und Gallerie, die freilich sämmtlich nur von einem einzigen Zuschauer repräsentirt wurden, brachen unvermeidlich stets in einmütigen Applaus aus. Von den beiden Schauspielern schien jedoch einer den Enthusiasmus nicht so ganz theilen zu wollen. Miss Claribel nämlich begann Zweifel über die Sicherheit unserer Triumfe zu äußern.

Wir declamiren gut, sagte sie, unser Geberdenspiel steht mit den Worten im Einklang; wir befolgen alle jene Weisungen mit großer Genauigkeit, die Hamlet selbst den Schauspielern gab, und doch . . . — Nun, unterbrach ich sie, was fürchten Sie mit ihrem „doch"? Sehen Sie nur einmal zu, von welcher Rührung unser Auditorium erfaßt ist. — Das ist es eben, was mich besorgt macht. Die Natur auf der Bühne ist eine ganz andere als außerhalb derselben. Ich weiß nicht, ob so es sein soll; in Wirklichkeit ist es aber so, was uns vollkommen genügen dürfte. Wir drücken hier die Leidenschaften der von uns gespielten Charaktere so aus, wie sie uns selbst afficiren; der wahre Schauspieler soll sie aber vielmehr so darstellen, wie sie auf andere wirken. Wir dürfen die Perspective des Schmerzes oder der Wut nicht nach der Entfernung berechnen, in der Frau v. Bohun hier vor uns auf dem Sofa sitzt, sondern wie die Menge sie erblicken soll, von der uns der weite Raum der Bühne scheidet; die große, so oft unüberwindliche Schwierigkeit für den Tragiker liegt eben in der Aufgabe, seinem Spiel Verhältnisse zu geben, die weder dem zu nahe Sitzenden ungerecht übertrieben noch dem entfernteren Zuschauer lächerlich zahm vorkommen. — Sie wollen demnach ihre Inspiration von außen empfangen und nicht blos der göttlichen Glut im Innern verdanken? fragte ich nicht ohne einige Entrüstung. — Nein, nein, sagte sie, so habe ich es nicht gemeint; benützen Sie Ihr Feuer, so viel Sie nur können; nur machen Sie, daß es Ihr Publikum auch merke und fühle. Wenn Sie jedoch nur immer dem momentanen Impulse vertrauen wollen, so werden Sie fühlen, daß es bisweilen zu hell flackere, bisweilen aber auch in Rauch und Dampf aufgehe. Immerhin mag die Fantasie des Schauspielers die Größe einer Shakespeare'schen Schöpfung zu durchdringend erfassen, als es nur dem Dichter selbst möglich sein mochte; der wahre Künstler ist aber berufen, sie andern vorzuführen und faßbar zu machen. Ein Poet erblickt vielleicht Canova's Venus in dem rohen Marmorblock und doch können nur Hammer und Meißel des Bildhauers dem Stein die unsterbliche Form verleihen. So bin ich mir meiner bewußt, den Charakter der Ophelia durch und durch erkannt und mich mit ihrem Schmerz gänzlich identificirt zu haben, und doch kann es mir geschehen, daß ich zuletzt die Ophelia in eine Miss Claribel und nicht diese in die Ophelia umgestalte. — Das wird nie der Fall sein, da Sie Shakespeare's Sprache mit den Gefühlen und der Gemütsstimmung Ophelia's sprechen. — Aber auch mit Miss Claribels Lippen, mit dem Leben ihrer Stimme, mit ihren der innersten Tiefe ihrer Seele entquellenden Zähren in den Augen; aus diesem Grund halte ich mich auch für überzeugt, daß jene Schmiegsamkeit des Charakters, welche auf jedes Gefühl der dramatischen Person einzugehen vermag, keineswegs unerläßlich ist, um auf der Bühne zu reüssiren, sondern daß es vielmehr nur jener allgemeineren Auffassung des Charakters bedürfe, die grade hinreicht, die Shakespeare'sche Heldin von den Individualitäten ihrer Darstellerin frei zu halten und einem intelligenten Parterre nicht ein wirkliches, lebendes, athmendes, von Papa und Mama geborenes Weib, sondern ein Wesen von mehr ätherischer Natur vorzuführen — eine menschliche und doch nicht substantielle, eine göttliche und doch mit irdischen Schwächen behaftete Schöpfung der erhabensten Einbildungskraft und nicht die Ausgeburt sterblicher Jahre, erhalten „durch die tägliche Nahrung der menschlichen Natur".

Meine Mutter strickte bei diesen Worten mit anhaltender, übermäßiger Hastigkeit, was sie immer zu thun pflegte, wenn sie in Verlegenheit geriet oder an irgend etwas irre wurde; ich glaube, ich würde gleiches gethan haben, hätte ich die Strickнadeln zur Hand gehabt, und zwar um so mehr, als ich den Zweck dieser niederdrückenden Bemerkungen durchaus nicht einzusehen vermochte.

Miss Claribel wurde unserer Bestürzung inne und übertrug nun ihre dunkeln Sprüche in gewöhnliche Prosa, indem sie sagte, sie habe nur gegen Manier, das heißt, gegen das allzu sehr hervortretende Entfalten der eigenen Individualität declamirt, da dem Schauspieler nichts anders als die klare Entwicklung des Charakters seiner Rolle obliege. — Auch habe ich, fügte sie lächelnd hinzu, die Theorie aufgestellt, daß Manier gar oft

aus der allzu genauen Aneignung einer Rolle entstehe, weil der Darstellende in solchen Fällen sich mit seinem Helden gar zu innig zu amalgamiren pflegt. — Aus all dem soll wol hervorgehen, bemerkte ich nicht wenig gekränkt, daß trotz meiner schwarzen Schnallen und seidenen Strümpfe ich immer nur Charles von Bohun und nie Hamlet, Prinz von Dänemark sein werde. — „Die Hände sind die Hände Esau's, aber die Stimme ist die Stimme Jacobs.“ Wir haben übrigens, fügte sie tröstend hinzu, noch immer keinen eigentlichen Grund zu verzweifeln oder eine Niederlage zu fürchten, da niemand über Gelingen oder Mißlingen ein entscheidendes Urteil fällen kann, so lange nicht auf den Brettern der Versuch stattgefunden hat, den wir wol nicht mehr lange werden erwarten müssen. — Und doch wundert es mich, Miss Claribel, sagte ich, daß Sie bei solchen trüben Vorahnungen — um die Sache bei dem mildesten Namen zu nennen — doch auf dem Vorsatze beharren, Ihr Glück auf der Bühne probiren zu wollen. — Ich habe, antwortete sie, unter ganz eigentümlichen Umständen ein Gelübde abgelegt, meinen Unterhalt durch dramatisches Wirken zu erringen; selbst wenn mich morgen eine Laune des Glückes zur Besitzerin von Millionen machte, so würde ich doch den Beweis zu geben suchen, daß meine Talente meinen Ehrgeiz rechtfertigen. Ich will Schauspielerin sein und zwar die erste, deren Englands Bühne sich rühmt!

Beobachtete ich das Spiel ihrer Gesichtszüge, horchte ich ihrer kräftigen, ruhigen Stimme, so konnte ich in die einstige Erfüllung ihrer Voraussage nicht den mindesten Zweifel setzen. Ueber meinen Hamlet beschlich mich jedoch gewaltige Unruhe; es bedurfte der ermutigenden Kritik meiner Mutter und eines großen Aufwandes an Gesticulationen und Grimassen vor dem Spiegel, um mir mein ganzes stolzes Selbstgefühl wieder zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome.

Mitgetheilt von N**n.

(Fortsetzung.)

Maria's verneinte Leidenschaft für Bothwell entbehrt jeder Begründung, da derselbe einer der häßlichsten Männer war und von abstoßendem Wesen, wie man sich nur irgend denken kann. Wenn Maria übrigens von Buchanan so sehr gelästert worden ist, so gab es dagegen andere, die von ihrer Unschuld schrieben, wie ich denn selbst ein solches Buch gelesen habe, worin ihre Makellosigkeit so klar dargethan worden ist, daß diese auch dem schwachsten Kopf einleuchten muß. Die Feinde derselben nahmen jedoch hierauf wenig Rücksicht, sondern beharrten bei dem Vorsatz sie zu Grunde zu richten, was ihnen denn auch endlich gelang, und ihre Verfolgungssucht hörte nicht eher auf, als bis Maria in einem festen Schloß hinter dicken Mauern gefangen saß.

[Hier findet sich in Brantome's Abhandlung eine bedeutende Lücke, indem derselbe die Ereignisse vor Maria's Gefangennehmung durch die Partei Murray's und Bothwells bis zu ihrer Wiederbefreiung ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Wir sehen uns daher zu der nachfolgenden Ergänzung des Fehlenden veranlaßt.

Die Königin begab sich nach Sterling, um dort ihren Sohn zu besuchen; auf ihrer Rückreise wurde dieselbe durch einen gegen achthundert Köpfe starken Haufen bewaffneter Reiter angehalten und nach dem Schloß Dunbar gebracht. Bothwell, der Urheber dieser Gewaltthat, erklärte der Königin, daß sie nur dann die Freiheit wieder erhalten könne, wenn sie aus freiem Willen oder gezwungen ihn geheiratet haben würde. Bothwell war mit einer von sehr vielen Adeligen und Prälaten unterzeichneten Schrift versehen, die sich verpflichteten, aus Rücksicht für das Wol des Staats dahin zu wirken, daß derselbe die Hand der Königin erhalte. Bothwell war bereits verheiratet; seine Gattin und er verlangten zu gleicher Zeit die Trennung ihrer Ehe, und diese wurde sofort bewilligt. Von allen Seiten umstellt und gedrängt, glaubte die unglückliche Maria dadurch, daß sie sich aufopferte, ihrem Sohn einen Beschützer zu geben; sie ließ sich also endlich die verhängnißvolle Zustimmung entreißen. Bothwell, zum Herzog von Orkney erhoben, empfing die Hand seiner Landesherrin nach protestantischem Kirchengebrauch (da er zu der Lehre des Calvin sich bekannte), als kaum drei Monate seit der Ermordung des Königs verflossen waren. Ganz Europa war hierüber entrüstet; nur allein Elisabeth und ihr Minister Cecil brachen darüber in wilde Freude aus, denn der große Streich war geführt. Gestand nicht Maria durch ihre Verbindung mit einem von denjenigen, die als Mörder ihres Gemals bezeichnet waren, ihre Mitschuld an der That? Sehr bald entdeckte sie auch die Tiefe des Abgrundes, in den sie gestürzt war. Ersehen hierbei schon der Umstand von nicht geringem Gewicht, daß Maria dem Gebote eines ihrer Unterthanen sich gefügt hatte, der den rohesten Gewohnheiten des Kriegslebens fröhnte, so klagte bald nachher die Partei selbst, welche auf diese ganz regelwidrige Verbindung gedrungen hatte, Bothwell laut als den Mörder des Königs und Maria als dessen Mitschuldige an. Die Empörung brach aus; die Königin und ihr unwürdiger Gatte wurden auf dem Schlosse Borthwick belagert. Sie entkam als Mann verkleidet und flüchtete nach dem Schlosse Dunbar. Bothwell, der weder Charakter noch Mut zeigte, floh nach den Orkneyinseln und begab sich von dort aus nach Norwegen, wo er Seeräuberei trieb und einige Jahre darauf im Elende starb. — Maria, welche bald darauf in die Gewalt der Aufrührer geriet, wurde unter dem Geschrei, daß sie der Beiheilgung an dem Morde ihres vorigen Gatten anklagte, nach Edinburg geführt. Man beging die Grausamkeit gegen sie, eine Fahne vor ihr hertragen, auf welcher der Lachnam des Königs Heinrich abgebildet war und neben demselben der junge Prinz, sein Sohn, der mit zum Himmel erhobenen Händen Rache für diesen Königsmord verlangte. Maria bemühte sich vergeblich, die Blicke von diesem gräßlichen Schauspiel abzuwenden; man hielt ihr dasselbe von allen Seiten entgegen. Sie wurde ohnmächtig und mußte auf ihrem Pferde bis nach Edinburg unterstützt werden. Der ihr Gesicht bedeckende Staub war durchnäßt von Thränen angefeuchtet, daß es schien, als habe man sie mit Straßenkoth beworfen. Sie wurde sodann nach dem Schlosse Loch-Leven in der jetzigen Grafschaft Kinross gebracht, wo man sie einkerkerte und der Mutter des Grafen Murray zur Bewachung übergab. Diese Frau, welche behauptete, daß sie die rechtmäßige Gattin Jacobs V. gewesen sei, bevor derselbe Maria von Lothringen geheiratet, und daher die Krone ihrem Sohn gehört habe, behandelte die unglückliche Königin als eine außer der Ehe geborene und unrechtmäßige Besitzerin des Thrones. Man legte derselben in ihrem Gefängniß zwei Urkunden vor, durch welche sie entthront wurde; sie unterzeichnete dieselben ohne solche zu lesen. Mittels der einen trat sie die Krone an ihren Sohn ab, der kaum ein Jahr alt war; mittels der anderen übertrug sie die Regierung ihrem grausamen Bruder, dem Grafen Murray. Man bemächtigte sich gleichzeitig ihres Geschmeides und Silbergeschirres und um derselben ein noch empfindlicheres Leid zuzufügen, rissen protestantische Prediger in ihrer Kapelle den Altar nieder, zertrümmerten die darin befindlichen Bildsäulen und vernichteten die Gemälde. Alles dies geschah in dem Jahr 1568.

— Als Elisabeth auf diese Weise ihre Nebenbuhlerin erniedrigt und unterdrückt sah, nahm sie öffentlich den Anschein an, als bedaure sie das Geschick derselben, aber insgeheim ließ sie dieselbe zu dem Entschluß anregen, nach England zu flehen, indem sie vor Begierde brannte, Maria in ihrer Gewalt zu haben.]

Nach einer zehrenden Einkerkerung gelangte Maria durch das kühne Unternehmen eines tapferen schottischen Cavaliers aus sehr gutem Hause, namens v. Beton, wieder in Freiheit. Ich habe denselben gekannt und er theilte mir alles umständlich mit, als er hiervon die Nachricht dem König Karl IX. überbrachte. Beton war der Neffe des als Gesandter Schottlands an unserm Hof befindlichen Bischofs von Glasgow. Letzterer, einer der würdigsten Prälaten, die es jemals gegeben hat, bewies sich bis zum letzten Hauch seiner Gebieterin und auch nach ihrem Tode als ein getreuer Diener derselben.

[Seit elf Monaten schmachtete Maria in ihrem Gefängniß, als William Douglas (so, und nicht Beton, wie Brantome schreibt, lautete der Name, welcher auch sonst nirgendwo erwähnt wird), ein Kind von kaum fünfzehn Jahren, es unternahm, dieselbe zu befreien. Dieses gelang ihm und er brachte die Königin nach Hamilton. In der Zeit von fünf Tagen eilten sechstausend Mann zu ihren Fahnen und schworen, dieselbe wieder auf ihren Thron zu setzen. Dieses Heer wurde von dem Regenten (Murray) bei Langside-Hill angegriffen und zerstreut. Maria, die den Kopf verlor, flüchtete anfänglich nach der Abtei Dundrenan in der Provinz Galway, bestieg dann zu Kirkubbright ein kleines Schiff, fuhr über den Meerbusen von Solway und landete zu Workington in England am 16. Mai 1568, von wo man sie mit den Zeichen der größten Achtung nach Carlisle geleitete. Von dort aus schrieb sie an Elisabeth, erbat deren Beistand und die Erlaubniß, nach London sich begeben zu dürfen. Die Königin von Eng and antwortete derselben, sie könne das Ansuchen der Wittwe Darnley's nicht eher erfüllen, als bis diese sich in Betreff der Ermordung ihres Gatten gerechtfertigt haben würde. Bald darauf fand eine gerichtliche Untersuchung in York statt. Elisabeth, welche damals eine edelmüthige Mäßigung erkünstelte, suchte Maria zur Anerkennung der Abdankung zu bewegen, die sie in Loch-Leven unterzeichnet hatte, indem sie derselben den Vorschlag machte, als bloße Privatperson friedliche Tage in England zu verleben. Ich werde, antwortete ihr Maria, den Tod einem so entehrenden Schritt vorziehen; lieber will ich sterben, als das Scepter, welches ich von meinen Eltern empfangen habe, aus meinen Händen fallen zu lassen; nur der Tod kann mir dasselbe entwinden und die letzten aus meinem Munde gehenden Worte sollen einer Königin von Schottland würdig sein.]

Nachdem die Königin sich wieder in Freiheit befand, zögerte dieselbe nicht, ein Heer aus der Zahl ihrer Getreuen zusammenzubringen, an dessen Spitze sie sich stellte. Sie tritt dabei auf einem Roß in einem einfachen Kleide von weißem Taffet, den Kopf mit Flor verziert. Ich vernahm, daß in dieser Hinsicht die Königin-Mutter * und andere Personen äußerten, man müsse sich darüber wundern, daß eine so zarte, bis dahin jeder Ungemächlichkeit fremd gebliebene Fürstin den Anstrengungen und Beschwerden des Krieges in solcher Weise sich ausgesetzt habe. — Was wäre aber auch so schwierig und mühevoll, das man nicht unternähme, um unumschränkt zu herrschen, an seinem empörten Volk sich zu rächen und dasselbe zum Gehorsam zurückzuführen!

So zog also diese hochherzige Königin gleich einer anderen Zenobia daher, um mit denen, die sich um sie geschaart hatten, den Feind anzugreifen und ihm eine Schlacht zu liefern. Aber ach! Das Unglück schien sich wider Maria verschworen zu haben; denn als sie glaubte, die Ihrigen würden mit dem Feinde handgemein werden, und während sie ihnen mit Worten, welche Felsen erweichen getonnt hätten, zuredete, um sie zu ermuntern, zu ermahnen und anzufeuern, schlotterten dieselben plötzlich ihre Piken, ohne sich zu schlagen, worauf beide Theile die Waffen ablegten, als Freunde sich in die Arme eilten und den Schwur thaten, der Königin sich zu bemächtigen und sie an England auszuliefern.

Der Herr v. Croisy, ihr Haushofmeister, ein Cavalier aus Auvergne, erzählte den ganzen Hergang in solcher Weise der Königin-Mutter, als er aus Schottland herüberkam. Ich sahe denselben zu St. Maure, wo er mir und einigen meiner Bekannten von dem Vorgefallenen Mittheilung machte.

Endlich wurde die Königin nach England gebracht, wo man dieselbe achtzehn Jahre hindurch * in einem Schloß als Gefangene bis zu ihrem Tod enge verwahrt hielt. Das über sie gesprochene Urtheil ergab keineswegs zureichende Gründe. Eine Hauptursache der Abfassung desselben war, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, der Umstand, daß Elisabeth die Königin Maria niemals leiden konnte und von lange her auf die Schönheit derselben eifersüchtig war, weil sie sich gestehen mußte, hinsichtlich der körperlichen Vollkommenheiten von ihr übertroffen zu werden. Welch eine gewaltige Eifersucht! Religionshaß trug aber das Seinige auch wesentlich dazu bei.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Andreas Schmeller.

Nekrolog.**

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß grade diejenigen Männer, von denen die Regeneration unserer Sprache und Sprachwissenschaft in neuerer Zeit ausgegangen, vielfach umhergetrieben wurden und nicht selten, von scheinbar grade entgegengesetzten Punkten angeregt, gegen ihren Willen und ihre Erwartung verschlagen wurden und erst da zur Ruhe und Wirksamkeit kamen. So dachte das leuchtende Gebrüderpaar der Grimm, als sie sich der römischen Rechtsgelehrsamkeit widmeten, nicht daran, daß von ihnen dereinst die Umbildung der deutschen Rechtswissenschaft und Germanistik ausgehen sollte; so hatte Bechstein zuerst das Studium der Pharmacie betrieben; Graff kam erst in den letzten Jahren seines Lebens zur Ruhe und Wollmer hat annoch in seinen alten Tagen keine bleibende Stellung gefunden; Wackernagel fand in seinem Vaterland keine Stätte und Hoffmann v. Fallersleben tritt, wie Moriz Haupt, noch immer umher, obwol die beiden letztgenannten hier nur theilweise in Betracht kommen können, da sie ihre Lage durch politische Verirrungen verschuldet haben mögen. Diesem allgemeinen Loose hat auch Schmeller einen Theil seines Lebens als Tribut geopfert.

Johann Andreas Schmeller, geboren als der Sohn eines Landmannes den 6. August 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz, vom zweiten Lebensjahre an aber zu Rimberg im königlichen Landgerichte Pfaffenhofen, wohin seine Eltern sich wendeten, ergogen, hatte seine wissenschaftliche Vorbildung (1796 bis 1799) auf dem Gymnasium zu Ingolstadt und am Lyceum zu München (1799 bis 1804) erhalten. Zu arm und mittellos, um seine Studien fortsetzen zu können, faßte er, achtzehn Jahre alt, den Entschluß, sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Das

---

* Katharina von Medicis.

* Von 1568 bis 1587.

** Aus der Neuen Münchener Zeitung.

große Werk, das Pestalozzi in jenen Tagen unternommen hatte, zog ihn nach der Schweiz, wohin er sich im Juni 1804, nichts mit sich führend als seine mit Begeisterung geschriebene Erstlingsarbeit, in frohem Jugendmute auf den Weg machte. Allein Pestalozzi war grade damals im Begriff, von Burgdorf nach Münchenbuchse zu übersiedeln, und vertröstete ihn auf einen späteren Zeitpunkt. Schmeller hielt das für eine höfliche Abweisung und zog weiter. Als auch ein Versuch, in Bern ein Unterkommen zu finden, mißlungen war und in Basel die Hoffnung vereitelt ward, von da zu Schiffe nach Holland und weiter nach Amerika zu reisen, nahm Schmeller seinen Weg nach Solothurn. Auf der Heerstraße traf er den Agenten eines Schweizerregiments in spanischem Solde, der ihm die Möglichkeit zeigte, leichten Kaufs über die Pyrenäen und, wenn er wollte, vollends über das Weltmeer zu gelangen. Er ließ sich anwerben und gelangte im September nach Tarragona. Hier machte er mit dem Hauptmann Voitel nähere Bekanntschaft, der Pestalozzi's Leistungen kannte, dessen Lehrmethode bereits in der Schule des Regiments eingeführt, und der sogar in Madrid Verbindungen angeknüpft hatte, um der neuen Unterrichtsweise in Spanien Eingang zu verschaffen. Als nun die Errichtung einer zunächst für Offiziersöhne bestehenden Probeschule nach Pestalozzi's Grundsätzen beschlossen und Voitel als Vorsteher derselben (1806) nach Madrid berufen wurde, begleitete ihn Schmeller dahin und fand als Gehülfe der Lehranstalt Gelegenheit, seine früheren Ideen über Elementarunterricht anzuwenden und zu erproben. Als aber bald nach dem Ausbruch der Revolution die Anstalt ihr Ende fand, verließ Schmeller Spanien und zog mit seinem Collegen Studers nach der Schweiz, wo er, im Mai 1808 angelangt, sich zu Basel mit Samuel Hopf zur Errichtung einer Privatanstalt verband, die bis 1813 bestand, wo Schmeller, als auch sein Vaterland gegen Frankreich aufstand, die Schweiz verließ und sich in die Reihen der baierischen Freiwilligen stellte. Da die aus denselben gebildeten Jägerbataillone während des Jahres 1814 dem Reserveheere zugetheilt blieben und das vereinte Bataillon des Iller- und Oberdonaukreises, in welchem Schmeller stand, erst im Feldzuge 1815 verwendet ward, so benutzte er seine Muße im Jahr 1814 zur Ausarbeitung einer kleinen gegen den ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache bei diplomatischen Verhandlungen gerichteten Schrift: „Soll es Eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben? Kempten, 1815."

Nach der Heimkehr zogen ihn besonders die Eigenschaften der Volkssprache in seinem Vaterlande an: „Mir stehen die Mundarten neben der Schriftsprache da, wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrat schon gewonnenen und gereinigten Metalles, wie der noch ungelichtete Theil eines tausendjährigen Waldes neben einer Partie desselben, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthain geregelt ist." Diese Richtung seiner Forschungen gelangte durch die Vermittlung des Oberbibliothekars Josef Scherer zur Kenntniß des Kronprinzen von Baiern, der ihm in hochsinniger Weise den Auftrag und die Mittel gab, die Mundarten Baierns zum Gegenstand einer ausführlichen Arbeit zu machen, die bereits 1821 mit einer Karte zur Uebersicht der verschiedenen Mundarteigenheiten erschien; sie bildete die Grundlage des großen lexikalen Werkes: „Baierisches Wörterbuch", das mit urkundlichen Belegen nach den Stammsilben etymologisch-alphabetisch geordnet, bereits im Jahr 1827 begann und 1836 mit dem vierten Band schloß; ein Idiotikon der lebenden Volkssprache sowie Glossar der älteren Sprache des Landes, das lange noch unerreicht dastehen wird als einziges Muster für alle Arbeiten ähnlicher Art. (Schluß folgt.)

Tabletten.

*** Die Ausgrabungen in der Nähe von Memphis auf Kosten der französischen Regierung scheinen sehr bedeutend zu sein. Nach einem Schreiben von Herrn Harris in Alexandrien ist eine 2000 Fuß lange Gallerie in den Berg hinein eröffnet worden, und man fand in derselben Zellen auf beiden Seiten, von denen eine jede einen ungeheuren Granitsarkophag eines der heiligen Stiere enthielt. Solcher Granitsarkophage haben sich bis jetzt dreißig gefunden. Eine andere in dieses Gebiet einschlagende Entdeckung ist die der Wappen ägyptischer Städte.

*** Die Comedie française in Paris zahlt nicht weniger als 100,000 Franken jährlich Pensionen an ältere Mitglieder dieser Bühne, welche Societäre derselben sind. Die geringste Pension beträgt gegenwärtig 3500 Franken, die höchste 7000 Franken jährlich. Die Liste zählt zwanzig Personen, die Pensionen beziehen. Der älteste Nutznießer ist Herr Dupont, seit 1802 pensionirt und gegenwärtig fast hundert Jahre alt. Seit fünfzig Jahren hat er, bei 4000 Franken jährlich, jetzt die Summe von 200,000 Franken bezogen. Seine Tochter, Demoiselle Dupont, ist ebenfalls Pensionärin mit 7000 Franken jährlich.

Frankfurt, 2. August.

Eugen Godard's Luftfahrt.

Tausende von Menschen strömten gestern Nachmittag von drei Uhr an dem Ostende unserer Stadt zu, um dort neben dem Bibliothekgebäude Herrn Eugen Godard, den berühmten Luftsegler aus Paris, seinen Riesenballon „Europa" füllen und mit demselben aufsteigen zu sehen. Zehn Minuten nach sechs Uhr war alles zur Auffahrt bereit, die letzten Stricke lösten sich und majestätisch schwebte der Ballon empor. Im Netzwerk befand sich Herr Eugen Godard, in der Gondel dessen Bruder und — ein drolliger Reisegefährte, der Affe Balthasar. Unter der Gondel aber führte an einer an ihren beiden Enden von Stricken gehaltenen Stange Herr Trichetti, den die Anschlagzettel als ersten Akrobaten des Hipprodroms in Paris bezeichneten, mit staunenswerter Gewandtheit die kühnsten gymnastischen Uebungen aus, ein noch nicht erlebtes freilich, aber auch ein beängstigendes Schauspiel, das eine volle Viertelstunde dauerte. Erst nachdem der Ballon, ziemlich langsam emporsteigend, die Höhe von 3650 Fuß erreicht hatte, schwang sich der kühne Akrobat in die Gondel. — Der Himmel war etwas umwölkt; ein leichter Nordwind trieb den Ballon über den Main. Jenseits desselben gab „Balthasar" seine Ungeduld zu erkennen und er wurde deshalb südlich von Sachsenhausen aus beträchtlicher Höhe mit einem Fallschirm herabgelassen. Im Isenburger Wald kam er glücklich zur Erde, oder vielmehr auf einen Baum nieder. Nach einer fast dreiviertelstündigen Fahrt über den Wald hin ließen sich die kühnen Luftschiffer in der Nähe des eine starke Stunde von Frankfurt entfernten Dorfes Isenburg auf einer Wiese nieder, wobei ihnen haufenweise herzugeströmte Landleute hülfreiche Hand leisteten und dann einen Wagen zur Verfügung stellten. — Um neun Uhr abends trafen die Herren Godard mit ihrem Ballon wohlbehalten wieder in hiesiger Stadt ein.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 4. August. (Vorletzte Gastdarstellung der Frau Stolte.) Das Sololustspiel, von Saphir. Mathilde: Frau Stolte. — Hierauf: Nehmt ein Exempel dran, Lustspiel in einem Act von Dr. Töpfer. Denise: Frau Stolte. — Zum Schluß: Die schöne Müllerin, Lustspiel in einem Act von Both. Die Frau: Frau Stolte.

Donnerstag, den 5. August. Faust, große Oper in zwei Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 186. Donnerstag, 5. August 1852.

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Nach achttägiger Abwesenheit kehrte der ersehnte Katzbach endlich zurück. Er ließ mich seine Ankunft und gleichzeitig wissen, er werde am Abend mit einem literarischen Freunde zu mir kommen, der mit auf meiner dramatischen Laufbahn sehr nützlich sein könnte. Sie kamen um die bestimmte Zeit. Gestatten Sie mir, sagte Katzbach, indem er meine Hand mit großer Wärme schüttelte, Ihnen meinen Freund, Mr. Holzwurm, vorzustellen, der gleich berühmt als Redner und Dichter ist. Sie werden sehr gute Freunde werden; Mr. Holzwurm sehnt sich schon lange darnach, Ihre Bekanntschaft zu machen. — Der Fremde machte eine tiefe Verbeugung, ich that desgleichen; meine Eitelkeit war nicht wenig geschmeichelt, daß mein schriftstellerischer Ruf schon so weit gedrungen. Mir setzten uns nieder und ich konnte meinen Besucher nun mit aller Muße betrachten. Er war ein kleiner Mann mit außerordentlich großer Nase, die sein ganzes Gesicht beschattete, der Centralpunkt seiner ganzen Organisation zu sein schien und fast den ganzen Mr. Holzwurm ausmachte. Die Stirn schien im Entstehen vor dieser Nase rückwärts entfliehen und auf der Flucht die Augenbrauen mit sich fortreißen zu wollen; das Kinn hatte nach abwärts im Halse einen Versteckplatz gesucht, so daß nichts sichtliches übrig blieb als die eine gewaltige Nase, eine Pyramide in der Sandwüste. Er war kahl, so daß der ganze haarlose Scheitel bis zur Wirbeltone als Stirn gelten konnte, was ihm in den Augen derjenigen ein sehr geistreiches Ausehen verlieh, denen hohe Stirnen als „Dom des Denkens, Tempel der Seele“ gelten. Die an den Seitentheilen des Kopfes befindlichen Haare waren überaus sorgfältig nach rückwärts gekämmt; offenbar war bedeutende Mühe aufgewendet worden, die ganze Erscheinung so malerisch und poetisch als möglich erscheinen zu lassen; im ganzen war diese Erscheinung jedoch nichts weiter als ein schmales, mageres, eher schäbig gekleidetes Männchen, dessen Manieren ungemein höflich und pompös waren. — Entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr v. Bohun. Ich habe einen ungemein hohen Begriff von Ihrem Genie und Ihren Leistungen, obwol ich noch nicht so glücklich gewesen bin, irgend eines Ihrer geschätzten Werke zu Gesichte zu bekommen. — Ich fürchte der günstigen Beurteilung unseres Freundes Katzbach zu viel Dank zu schulden, entgegnete ich. — Keineswegs. Die brutale, unverständige Welt hat Ihre Tragödie verächtlich von sich gewiesen, Sir; dieses Triumfes halber ehre, ich Sie und gratulire Ihnen zu diesem Erfolge.

Der Mann schien ganz ernsthaft zu sprechen, so daß ich seinen Freund, eine Erklärung erwartend, anblickte. Mr. Holzwurm, sagte Katzbach, hat ähnliche Siege bei verschiedenen Gelegenheiten erfochten; bei sorgfältiger Durchsicht seiner nach den strengsten Regeln der Kunst abgefaßten Stücke findet er, daß es in demselben Maße lächerlich und inhuman war, sie von der Bühne zurückzuweisen, in welchem ihr inneres Verdienst sie über die intellectuelle Höhe des Publikums und den beschränkten Verstand eines Theaterdirectors hebt. — So ist es, sagte Holzwurm; Sie werden die Bestätigung meiner Worte an sich selbst erleben. In der Literatur ist der Erfolg stets ein verläßliches Symptom für Geistesarmut eines Schriftstellers, die Vernachlässigung des Publikums aber das sicherste Kriterium für Genie und Gelehrsamkeit. Ich habe gehört, Ihr Trauerspiel sei nicht angenommen worden; ich hoffe Ihnen nächstens dazu gratuliren zu können, als Hamlet ausgezischt worden zu sein.

Einigermaßen pikirt entgegnete ich: Sir, ich weiß in der That nicht, ob Sie im Scherz oder im Ernst sprechen; ich hoffe von Grund meiner Seele, Ihren Gratulationen als Hamlet entgehen zu können; auch wüßte ich nicht, daß das Schicksal meiner Tragödie Ihnen zu derlei Beglückwünschungen ein Recht gegeben hätte.— Wie, Sir, man hat sie Ihnen noch nicht zurückgezischt? Ich glaubte doch aus Katzbachs Worten entnehmen zu können, es sei Ihnen dieser Beweis, sich hervorragenden Talentes rühmen zu können, bereits gegeben worden; wenn Sie jedoch noch in Gefahr schweben, die Ainahme Ihrer Arbeit zu erleben, so muß ich freilich den Ausdruck meiner Anerkennung einstweilen zurücknehmen und warten, ob das Publikum es nicht besser mit Ihnen meint als der Director und Ihr Werk mit Hohn und Verachtungsbezeugungen überschüttet, deren es sicherlich vollkommen würdig ist.

Er hatte diese Worte mit einem Lächeln begleitet, das offenbar herzgewinnend und anerkennend sein sollte; dann schien er sich in den Schutz seiner Nase zurückziehen zu wollen, während er gleichzeitig sich eifrigst damit beschäftigte, die kühnen Seitenlocken, die das heilige Gebiet seiner gewaltigen Stirne beschatten wollten, in die gebürende Zurückgezogenheit hinter die Ohren zu schieben. — Was für eine Art Narren haben Sie mir denn da zugeführt? fragte ich Katzbach, die zeitweilige Abgeschlossenheit unsers Besuchs hinter dem geschilderten Nasenvorgebirg schnell benützend. — Ich kann Sie versichern, daß er ein ganz gewaltiger Autor ist. Er hat ein Gedicht in vierzig Bänden, „die Frauen Salomons“ betitelt, geschrieben, das ihn fast an den Bettelstab brachte, da es nicht einmal die Käsehändler kaufen wollten, ferner „Geschichte der Welt vor ihrer Schöpfung, episches Gedicht in sieben Abtheilungen,“ deren Lectüre wenigstens sieben Jahre erfordern würde, dann zwölf Theaterstücke, deren Helden römische Kaiser sind — die auch nie auf die Bühne kamen — überdies schreibt er furchtbare Kritiken im „geharnischten Ober“, hält Vorlesungen über deutschen Mysticismus und schreibt Abhandlungen über die Philosophie der Geschichte im Hinblick auf Admiral Tom Thumb. Ich dachte,

seine Bekanntschaft könne nur nützen; reüssiren Sie, so brauchen wir ihn nicht; trifft Sie ein Mißgeschick, so wird er dasselbe schon in gelegender Weise als einen Triumf nach seiner Weise darzustellen wissen. — Eine Ehre, versetzte ich, nach der ich keinesfalls strebe; auch vermag ich den Nutzen eines solchen Beistandes durchaus nicht einzusehen. — Na, lassen Sie den Narren schwatzen; er dürfte doch vielleicht nützlich sein und der Tag der Prüfung ist nicht mehr ferne. — So, haben Sie ein Theater für uns gefunden? fragte ich. — Theater, Orchester, Truppe und alles, antwortete Kahbach; darum lassen Sie uns jetzt unsere Cigarren anzünden, ein wenig Grog trinken und eine kritische Vorlesung anhören.

Bei diesen Worten trat Herr Holzwurm aus seiner schattigen Zurückgezogenheit hervor, ließ uns sein Angesicht en face sehen und eröffnete eine Dissertation über Kunstprincipien, die er durch Beispiele aus seinen Schriften erhärtete und jüngeren Ruhmescandidaten einen Hagelschauer von faulen Aepfeln und Eiern angenehmer erscheinen ließ, als einen Regen von Blumensträußen und Guirlanden.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Andreas Schmeller.

Nekrolog.

(Schluß.)

Schmeller erhielt um diese Zeit (1827) eine Professur im königlichen Cadettencorps und nach Uebersiedelung der Universität von Landshut nach München den neuerrichteten Lehrstuhl für deutsche Literatur, den er mit dem Programm „über das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler“ * antrat. Für seine Zuhörer gab er nur das Evangelium des heiligen Matthäus nach der in St. Gallen befindlichen sogenannten Tatianschen Evangelienharmonie heraus, 1828; bald darauf folgte, nachdem Schmeller an Docens Stelle (der 1829 mit Tod abging) Custos der königlichen Hof- und Staatsbibliothek, wo er später zum Unterbibliothekar vorrückte, geworden, die Ausgabe des Heljand, jener seither so berühmt gewordenen altsächsischen Evangelienharmonie, nach den beiden in Bamberg und London befindlichen Handschriften. ** Dann folgte in schneller Reihe die Herausgabe des von Docen entdeckten althochdeutschen Gedichtes vom Weltuntergang. *** Dann 1833 die Denkschrift des Bürgermeisters Jörg Katzmair über die „Wiedereinzogregierung (1397 bis 1403) in München“. In den mit Jacob Grimm herausgegebenen „lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts“ veröffentlichte er die Fragmente des Ruodlieb, als dessen Dichter er den Tegernseer Mönch Froumut zu Anfang des elften Jahrhunderts bezeichnet. Die Akademie der Wissenschaften hatte ihn, wol ahnend, zu welchem Ruhm ihr sein Name noch gereichen würde, bereits 1829 zu ihrem Mitglied erwählt und seine in einer Reihe von Jahren dort niedergelegten Abhandlungen werden immer leuchtende Perlen bleiben im reichen Schrein der Germanistik, den besten Arbeiten der Grimms zu vergleichen, die durch den fleißigen Austausch ihrer Werke unserm Schmeller ihre Freundschaft und hohe Anerkennung seiner Bestrebungen kundgaben.

Als im Jahre 1846 Schmeller zum ordentlichen Professor ernannt wurde, betrat er nach langer Unterbrechung, wovon die Geschäfte der Bibliothek wol einzig Schuld trugen, wieder den Lehrstuhl. Ein höchst gewähltes Colleg umgab ihn, mit Begeisterung wurden seine Vorträge, seine gleichsam vergleichende Physiologie der Sprache, „über die deutschen lebenden Mundarten“ aufgenommen. Wenn Grimm, der Meister, von der Quelle aus die Strömungen verfolgte und wie ein Feldherr überall und zu gleicher Zeit siegreich, wunderbaren Geistes und Blickes vorgedrungen, so hatte Schmeller in gleichem Drange und gleich starker Liebe zur Heimat und zum heimischen Erdgut den mühsameren Weg eingeschlagen, und war von der Mündung der einzelnen Flüsse neben oft schwierigem Rinnsal zum Ursprung der Wasser zurückgegangen; der Steinkenner, so äußerte er sich damals, schaue das durch Stromesmacht vom Gebirge herabgestoßte und ausgebreitete Kiesfeld der Ebene und finde und schließe gleich hier, aus welchem Fels und Kitt der ferne blaue Bergeswall gebaut und aufgerichtet ist; der Sammler steige unverdrossen darüber hinweg, hinauf in die Höhen und schlage sorgsam an jeden Stein mit prüfendem Hammer und trage mühselig den gefundenen Schatz mit sich in die Tiefe zurück. Welch ein Schatz von Blüten und Blumen, die der Vielerfahrene von früher Jugend allerorts aus dem Mund rebseliger Bauern und kräftiger, annoch vom ermattenden Hauche städtischer Verbildung unberührter Werkleute, in rauch'gen Schenken einsamer Dörfer, in waldumnachteten Mühlen, verschränkten Schluchten, in lichten Sennen der steilen Alpenhöhe mit dem Fleiße der Biene gesammelt und emsig und ordnend zum Stocke getragen hatte! Freudig schied er im Sommer 1847 von seinem Auditorium; wer dachte an ein so schmerzliches Wiedersehen? Kräftig und wolgemut war er nach Meran hinabgestiegen, wo er durch einen unglücklichen Tritt auf seinen einsamen Spaziergängen in eine jähe Tiefe stürzte und mit gebrochenem Beine lange hülflos liegen blieb. Erst nach vielen Stunden aufgefunden, kam die ungeschickte Hand eines Chirurgen dazu; die Folge davon war, daß Schmeller, unter qualvollen Schmerzen endlich nach München zurückgebracht, den freien Gebrauch seines Fußes niemals mehr erlangte. Abgezehrt und gealtert, sich mühsam in Krücken schleppend, ein Bild des Jammers, so kam er im Sommer 1848 wieder zu uns. Ein Mann, ein Wort, so meinte er, als ihn seine Freunde mit aller Vorsicht zum Lehrstuhl geleitet hatten, das zieme sich sonsten; an ihm aber sei der Spruch neuerdings wahr geworden, der Mensch denke und Gott lenke. Es war wahrlich rührend zu sehen, wie der Mann alle Schmerzen vergaß und nun, nachdem er eine lange peinliche Zeit von seinen liebsten Studien gestehen gewesen, mit jugendfrischer Seele seinem Berufe nachkam. Jetzt, da eine tückische Krankheit in wenigen Tagen sein hoffnungsreiches Leben, viel zu früh für die Wissenschaft, gefällt, halten wir es für eine heilige Pflicht, sein Gedächtnis zu feiern, nicht für seine Freunde, in denen sein Bild ohnehin nie verschwinden wird, sondern für diejenigen, so ihm ferner gestanden und verblieben.

Schmeller war ein ganzer Mann, einfach und grade, liebevoll und freundlich, der Jugend geneigt, selbst da, wo es sich häufig traf, daß er grade in den wichtigsten Studien unverhergesehen gestört ward; jeder, selbst der unwichtigsten Persönlichkeit, wenn sie sich vertrauensvoll um Rat an ihn gewendet, mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkommend; er zählte zu jenen wenigen Glücklichen, die im schönen Streben nach Wissenschaft nie einer Partei anheimgefallen, huldsam gegen alle und jeden; Unfrieden vermiedend, nur gegen Unnatur und Unlauterkeit hart und entschieden, wo sich seine Stirne höher wölbte und Mackernagels Worte paßten:

. . . . gegen das Schlechte
Mag noch immer ich jugendlich
Laut verfechten das Rechte,

---

* München, 1827.

** Stuttgart, 1830. 1. Bd., 1840. 2. Bd., das Wörterbuch und grammatische Uebersicht enthaltend.

*** Muspilli, München 1832.

Und wo der Dünkel des Unverstands
Poch, ihm selber genügsam,
Bin ich noch heute ein Jüngling ganz
Unschmiegsam und unsäglam.

Was Schmeller für die Bibliothek war, wird die Welt staunend erfahren, wenn der von ihm angefertigte Handschriftenkatalog der Oeffentlichkeit übergeben; die Wissenschaft verliert an ihm einen Stern erster Größe; wie ihn sein König zu schätzen verstand, zeigt der Orden auf seiner Brust.

Schließlich müssen wir noch einige seiner kleineren Arbeiten hervorheben. Hierher gehört einzelnes in Zschokke's „Miscellen". 1807 bis 1811. Ruiz de Padron über die Inquisition in den „europäischen Annalen"; ferner in der „Eos" 1818, im „Ausland" 1828, „Inland" 1829. Dann in den „Abhandlungen der Akademie": Zu Schorns Abhandlung über das römische Denkmal in Igel bei Trier; Entstehung des Klosters Waldsassen in deutschen Reimen des vierzehnten Jahrhunderts; über Valentine Fernandez Alema und seine Sammlung von Nachrichten über die Entdeckungen und Besitzungen der Portugiesen in Afrika und Asien bis zum Jahr 1508; über Hadamars von der Laber Minnegedichte; über Rafael Sanzio als Architekten; über Wolfram v. Eschenbachs Heimat, Grab und Wappen; über die sogenannten Eschenbern der sieben und dreißig Communen auf den venedischen Alpen und ihre Sprache; über die Hof- und Pilgerreise des böhmischen Herrn Leo von Rozmital (in den Publicationen des literarischen Vereins zu Stuttgart, der sich seiner Mitwirkung erfreute); über einige ältere handschriftliche Seekarten; St. Ulrichs Leben in deutschen Versen nach B. v. Reichenau rc.

Das Sängerfest in Düsseldorf.

△ Düsseldorf, 2. August.

Erster Tag.

Der erste Tag unsers Sängerfestes ist vorüber. Gestern war ein Festtag, wie Düsseldorf noch keinen erlebt hat. Bereits am Sonnabend hatte die Stadt ihr Festgewand angezogen, Straßen und Häuser prangten im Schmuck von Flaggen, Fahnen, bunten Teppichen, Blumen- und Laubguirlanden, vor jedem Hause standen Bäume und Maien, so daß die Stadt einem Haine vergleichbar war. Vom Sonntag früh an füllten sich die Gast- und Privathäuser mit Festgästen, die von nah und fern herbeieilten. Gegen zwölf Uhr wurden die Vereine „Concordia" von Bonn, die „Polyhymnia" und der „Bürger- und Handwerkerverein" von Köln, sowie die unterdessen angekommenen Liedertafeln von Elberfeld, Barmen, Dortmund, Essen, Solingen, Gräfrath, Mülheim, Viersen, Lobberich, Gladbach, Kaiserswerth rc., und die Festdeputationen von Frankfurt, Heidelberg, Mannheim, Würzburg, Heilbronn, Mainz rc. auf dem Bahnhof von dem Festcomité und den Düsseldorfer Gesangvereinen festlich begrüßt und im Triumfzuge mit Musik und wallenden Fahnen in die geschmückte Stadt geführt. Die ganze Bevölkerung wurden Sangesbrüdern entgegengeeilt und umwogte jetzt den wolzweitausend Mann starken Festzug, der sich auf den Markt begab und sich vor dem Rathause aufstellte. In dem Sitzungssaale war der Gemeinderat in plano versammelt; der Bürgermeister, Herr Hammers, hielt eine Ansprache an die Vorsteher der verschiedenen Vereine, bedeutete ihnen den Ehrenwein und begrüßte sie namens der Stadt mit einem Hoch. Dieser Gruß wurde namens der Festgenossen durch Herrn Endemann, Präsidenten der Bonner Concordia, erwidert, der darauf hinwies, daß Düsseldorf für solche Feste der geeignetste Ort sei, daß der Empfang, der ihnen heute zu Theil geworden, die festliche Ausschmückung der Stadt sie überrascht habe, und daß er im Namen aller gelobe, daß die auswärtigen Vereine die Bestrebungen des berühmten Düsseldorfer Männergesangvereins aus allen Kräften unterstützen wollten.

Nachmittags versammelten sich die Festgenossen zum großen Festzug im Hofe des Gymnasiums, woselbst der gefeierte Landschafter A. Achenbach in herzlicher Rede die Fremden namens der Künstlerschaft bewillkommte und sie zum Besuche der Künstlergesellschaft „Malkasten" einlud. Der Zug bewegte sich nun nach dem Festlocal, nach der eigens für das Fest erbauten großen, schön und geschmackvoll eingerichteten und sinnig geschmückten Tonhalle im Geisslerschen Sommerlocale. Diese Halle ist 180 Fuß lang, hat eine Breite von 80 und eine Höhe von 40 Fuß. Die Decorationen stellen sinnbildlich die Verwandtschaft aller Künste dar und sind mit Fleiß von unsern Künstlern ausgeführt worden. Säulen und Wände schmücken die Wappen und Namen der an dem Feste theilnehmenden Städte und Orte. Nach einer Begrüßungscantate, zu deren Ausführung sich sämmtliche Düsseldorfer musikalischen Vereine zusammengethan hatten, begann der Wettstreit um die ausgesetzten Ehrenpreise, unter denen der erste von der Stadt Düsseldorf ausgesetzte Preis, ein großer silberner Pokal im byzantinischen Styl, von den hiesigen Goldarbeitern Gebrüder Schmitz gearbeitet, in künstlerischer Beziehung als ein Meisterwerk alle Anerkennung verdient. Der heutige Abend war für die Vorträge der Orte, welche unter dreifachem Einwohner haben, bestimmt. Es betheiligten sich an dem Kampf die Orte: Kaiserswerth, Volmerswerth, Lobberich, Wapperhoven, Bergisch-Gladbach, Gräfrath, Somborn, Dülgensthal und Dülken. Die Jury für die Vertheilung der Preise besteht aus den Herren Dr. Robert Schumann von hier, Musikdirector Verhelsmann aus Amsterdam, Componist Beyer aus Mainz, Kapellmeister Fischer aus Mainz, Musikdirector Ferdinand Hiller aus Paris, Dirigent W. Knappe und Director Julius Tausch von hier, Director Messer aus Frankfurt und Kapellmeister Reichardt aus Berlin. Auch der Liedercomponist Karl Zöllner und der Dichter Hoffmann von Fallersleben sind hier anwesend.

Nach beendigtem Concert führte ein ungemein zahlreicher Fackelzug die Fremden wieder in die unterdessen auf das brillanteste erleuchtete Stadt, in deren Straßen eine unübersehbare Menschenmenge wogte. Noch nie sind in Düsseldorf so viele Fremden versammelt gewesen. Die größte Heiterkeit herrscht überall und die Bewohner wetteifern in dem Streben, den Gästen den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen. Die Stimmung hätte leicht gestört werden können durch den rücksichtslosen Eifer eines hiesigen evangelischen Geistlichen, der am Sonntag einen gedruckten Protest gegen das Fest als eine Sabbatentweihung verbreiten ließ und alle diejenigen als Theilnehmer an dieser Sünde bezeichnete, die durch Illumination oder sonstige Ausschmückung ihrer Häuser ihre Sympathie für das Fest bezeugen würden. Doch ist unser Publikum für solche rigoristische Anschauungen noch nicht reif genug, das Samenkorn fiel auf unfruchtbaren Boden und die Absicht des Zeloten blieb unerreicht.

Ein gemeinschaftliches Abendessen schloß den gestrigen ersten Tag des Festes.

Briefe.

64.

L. Weimar, anfangs August.

Zur Geschichte von Schillers Begräbniß.

Ueber die Beerdigung Schillers sind neuerlich viele falsche Nachrichten verbreitet worden, vorzüglich aber hat der als Schriftsteller allgemein geschätzte Hauptmann v. Archenholz, ingleichen Adolf Stahr, der sich gegenwärtig mit Fanny Lewald auf Schillers-Ruh bei Rudolstadt aufhält, viel Irrtümliches und Unrichtiges über diesen Gegenstand verbreitet. Da Archenholz, in Hamburg wohnend, seine Nachrichten aus brieflichen Mittheilungen schöpfte, so kann man mit ihm darüber, was unwahr, nicht so genau rechten. Aber Stahr, welcher in Jena Gelegenheit hatte, sich genau von den wahren Sachverhältnissen zu unterrichten, ist nicht so leicht zu entschuldigen, daß er so viel Unwahres in seine Mittheilungen sich hat einschleichen lassen. Bei dem großen Interesse, welches ganz Deutschland an einem seiner größten Dichter bekundet, war daher schon lange der Wunsch rege geworden, aus der Feder eines mit den historischen Thatsachen völlig Vertrauten etwas zu erfahren, was nur Wahrheit enthalte, und zugleich alles dasjenige widerlegt zu sehen, was ein Vorwurf gegen die Stadt Weimar überhaupt und gegen einzelne Einwohner insbesondere sein konnte. Dieser Wunsch ist jetzt in Erfüllung gegangen, indem der Amtsphysikus Dr. Schwabe zu Blankenhain eine Schrift bei Brockhaus in Leipzig über diesen Gegenstand herausgegeben hat.

Der Vater des Herausgebers, der im vorigen Jahr verstorbene Hofrat und Bürgermeister Schwabe in Weimar, welchem der Ruhm gebürt, daß Schiller unter den damaligen Umständen ein möglichst anständiges Begräbniß erhielt, und der später auch um die Aufsindung von Schillers Schädel sich verdient gemacht, hat genaue Acten über alles eigenhändig geführt, in der Absicht solche zu veröffentlichen, war jedoch aus übergroßer Rücksicht auf noch lebende Personen, sowie zuletzt durch seine Kränklichkeit abgehalten worden, sein Vorhaben auszuführen, daher man es dankend anerkennen muß, daß sein Sohn sich der Herausgabe jener Acten unterzogen hat. Aus diesen Papieren wird übrigens erschöpfend und zwar vornehmlich aus der Aussage des Tischlermeisters Engelmann, der den Sarg für Schiller gefertigt hat, daß der Zustand, in welchem sich die Leiche befand, eine schleunige Beerdigung erforderte, und daß die Einwohner Weimars erst den Tag nach der Bestattung diese erfuhren. Wünschenswert ist es, daß die Schrift des Dr. Schwabe die möglichst weite Verbreitung finde.

Tabletten.

*** „Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon jusqu'à l'âge de vingt-trois ans, par T. Nasica, conseiller à la cour d'appel de Bastia, et publiés par Mr. l'abbé Nasica", * ist der Titel eines Werkes, in dem Las Casas, O'Meara, Montholon, Gourgaud ꝛc. ihre Ergänzung finden. Nach der Versicherung des Herausgebers enthält es eine authentische Sammlung aller Thatsachen, die über Napoleons Jugend aufgefunden werden konnten, und ist entfernt von Schmeichelei, da der vor zwei Jahren verstorbene Verfasser es in der erschienenen Form 1829 vollendet hatte. Er wollte aber, daß es erst nach seinem Tod veröffentlicht würde. Das Comte rendu des „Spectateur militaire" will in demselben den Ausdruck der Wahrheit finden, und insofern stehe es über allen vom Parteigeist dictirten Schriften über Napoleons Jugend. Die im Comte rendu enthaltenen Andeutungen stimmen allerdings mit den eignen Dictaten des Kaisers überein. In ein neues und interessantes Licht wird gesetzt, daß Napoleon weder auf der Militärschule noch als Offizier intime Freunde hatte. Ebenso interessant ist des jungen Napoleons begeisterte Freiheitsliebe, die sich in seinen Verhältnissen zu Paoli auf Corsica ausspricht. Indem wir die Beziehungen zu seiner Mutter, seinen Geschwistern ꝛc. nur dem Namen nach als in dem Werk vorhanden, bezeichnen wollen, soll es genügen, überhaupt auf die interessante Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben.

*** Das Stuttgarter Centralorgan für die deutschen Bühnen erzählt zur Erklärung für den bei einem deutschen Schriftsteller so auffallend reichen Nachlaß Raupachs (80,000 Thlr.), Raupach selbst habe sich über die Entstehung seines Reichtums also geäußert: Als er, ein junger Mann, nach St. Petersburg und in die große Welt sich versetzt sah, lag ihm daran, sich eine Stellung zu machen. Hierzu gehört in Rußland mehr als anderswo. Er ergriff, was sich ihm zunächst darbot. Er fündigte Unterricht zum Verständniß der deutschen Literatur und zunächst der Dichter an. Er hatte das Glück, die Tochter eines vornehmen Hauses als Schülerin zu erhalten, und er stieg durch Empfehlungen so sehr in der Gunst der Großen, daß er förmlich Mode wurde. Der Preis für eine Stunde war ein Ducaten in Gold. Wenn er das erzählte, setzte er schlau lächelnd in seiner originellen Weise hinzu: „Diese Damen sahen sich nun abends in den Cirkeln, und hätte ich alle dasselbe gelehrt, so würde keine Conversation unter ihnen möglich gewesen sein, da keine der anderen, wenn sie ein Urteil fällte oder einen Dichter anführte, widersprochen haben würde. Daher war ich bemüht, einer jeden eine andere Erklärung zu geben, eine verschiedene Ansicht beizubringen, ein abweichendes Urteil einzupfropfen. Kamen sie nun irgendwo zusammen, so konnten sie discutiren, so glaubte die eine mehr als die andere zu wissen, eine erfichen geistreicher als die andere, und brachte eine etwas mehr eigenen Mutterwitz mit als die übrigen, so blieb sie Siegerin. Die Eltern und Verwandten waren dann immer höchlich erstaunt und sehr befriedigt, wenn sie meine kleinen Papageien mit so glänzenden Waffen kämpfen sahen."

*** Am 25. Juli früh bald drei Uhr hat man in Lindau einen so heftigen Erdstoß bemerkt, daß Häuser zitterten und Fenster klirrten. An demselben Tage schwamm der königlich baierische Leutnant vom vierten Jägerbataillon, N. Slevogt, in vierthalb Stunden von Bregenz nach Lindau über den See. Das ist mehr als Byron und Leander gethan.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 5. August. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in drei Abtheilungen von Castelli. Musik von Weigl.

* Paris bei Ledoyen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N. 187. Freitag, **6. August 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Eine Woche reich an Thätigkeit und Geschäftigkeit liegt vor uns, sagte Katzbach am nächsten Tage zu mir; ich habe für eine sehr mäßige Summe den Gebrauch eines Theaters in einer nicht weit entfernten Stadt, nämlich zu Chatham, zugesichert bekommen; Kostüme, Decorationen, Ankündigungen werden großartig sein; die gewöhnlich in jenem Hause spielende Truppe wird sich mit sämmtlichen Rollen zweiten Ranges befassen; die Schauspieler sind alle in höchster Aufregung und können es gar nicht erwarten, den neuen Hamlet und Ihre Freundin — wie heißt sie nur gleich? — Ophelia zu Gesichte zu bekommen. — Sie heißt Miss Claribel, antwortete ich, und ich kann nicht begreifen, wie Sie an einer Person, die ich als ein so wundervolles Geschöpf betrachte, so wenig Interesse zu nehmen, daß Sie sogar ihren Namen vergessen konnten. — Entschuldigen Sie, lieber Freund, ich wollte weder den Talenten jener Künstlerin noch Ihrem Urtheil zu nahe treten; ich vergaß den Namen wahrscheinlich nur deswegen, weil ich ihn für fingirt halte. Erinnern Sie sich denn nicht mehr an die Montalbans und die la Rose's aus dem „Stepney-Stern"? Ich glaube, der eigentliche Name Ihrer Freundin ist Jones. — Haben Sie denn nähere Nachforschungen angestellt? fragte ich, wobei ich mich unwillkürlich über das außerordentliche Interesse wunderte, das ich an den muthmaßlichen Familienverhältnissen der schönen Schauspielerin nahm. — Ich durchschaue die Sache, sagte Katzbach achselzuckend. Die Listige hat ihre Ophelia zur vollkommenen Befriedigung des alten Polonius gespielt. Weiß sie doch, daß Sie ein v. Bohun sind! — Polonius! Lieber Mr. Toots, was wollen Sie damit sagen? Sie erinnern sich doch, daß Polonius der Vater Ophelia's ist. — Freilich. Sehen Sie, ich setze voraus, daß Miss Claribel einen Vater oder sonst jemand hat, der zärtliches Interesse an ihrer Wohlfahrt nimmt. Gewöhnlich sind diese modernen Polonisse auf Halbsold gesetzte Offiziere, die ungemeine Genauigkeit in Erzwingung des Einhaltens etwaiger Eheversprechen an den Tag legen. Ich möchte daher allen Hamlets den Rat geben, sehr vorsichtig in dem Gebrauche von Federn und Papier zu Werke zu gehen, besonders wenn sie eine Dame auffordern, „eher an der Sterne Licht und Klarheit" zu astronomischen Ketzern zu werden, als „an ihrer Liebe zu zweifeln"; wenn nun auch der Polonius meistens zu alt oder zu kränklich ist, selbst Hand ans Werk zu legen, so finden sich doch gewöhnlich ein oder auch zwei Stück Laertes ein, die meistens Fechtmeister sind und großen Eifer an den Tag legen, ihre Schwestern unter die Haube zu bringen. — Sie wollen mir argwöhnische Gedanken in den Kopf setzen, was Ihnen jedoch nicht gelingen soll. Sie würden eben so wenig als ich den geringsten Zweifel in die Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit der Miss Claribel setzen, hätten Sie sie nur einmal eine halbe Stunde gesprochen. — Möglich, wenn ich nur eine halbe Stunde mit ihr gesprochen haben würde; eine andere Frage ist es, was ich nach mehrtägiger Bekanntschaft gesagt hätte. Einstweilen bin ich erbötig, eine Wette auf den Betrag Ihrer Schuld an Montalban einzugehen, daß die fragliche Ophelia eine Betrügerin ist, die sich in Ihre und Ihrer Mutter Gunst durch Vorspiegelungen und Künste einschleicht, welche ein mehrmonatliches Engagement im „Stepney-Stern" notwendig in höchster Vollendung entwickelt haben muß. — Die Wette nehme ich von ganzem Herzen an. Ich könnte meine ganze Habe auf ihre vollkommene Seelenreinheit verwetten. Sehen Sie sie nur erst und urteilen Sie dann. — Ich werde sie auf der Bühne hoffentlich hinreichend sehen, um jedem Unheil noch vorbeugen zu können; mittlerweile zähle ich auf Ihre heutige Mitwirkung bei einem Ball in Grosvenor-Square; ich brauche Sie unumgänglich nötig, zur Ergänzung des Orchesters.

Meine frühere Zusage war so bindend, daß jede weitere Einwendung nutzlos gewesen wäre. Die Flöte erschien mir als ein furchtbares Werkzeug der Entwürdigung, wenn ich bedachte, in wie ganz anderer Weise ich in den aristokratischen Regionen von Grosvenor-Square eigentlich meinen ersten Einzug hätte halten sollen. Von der erhöhten Estrade aus, die man für unser temporäres Orchester errichtet hatte, konnte ich die ganze vornehme Gesellschaft und die luxuriöse Einrichtung einer langen Zimmerreihe bequem überschauen. Ein Krösus aus der City war der Festgeber — ein kleiner, magerer, blaßer, sehr schweigsamer Mann, der sich mit kalter Förmlichkeit vor seinen Gästen, wie sie der Reihe nach angemeldet wurden, verbeugte. Seine Gattin war ihrerseits dagegen eine so auffallende Erscheinung, als sich durch Federn und Seide nur immer erzielen läßt — ein gewaltiges Stück Menschenfleisch mit noch gewaltigerem Stolze; sie segelte durch die Gemächer, als wenn die Wucht, oder mindestens der Wert von Königreichen auf ihren Schultern gelegen hätte; rings um sie her, obwol in ehrfurchtsvoller Entfernung, hielten sich die Größen zweiten Ranges aus der Handelswelt, gleich einem Geschwader von Yachten und Kauffahrern, das einen Dreidecker erster Größe umschwärmt. Mrs. Millor war sich ihrer Stellung vollkommen bewußt und machte kein Hehl daraus, daß eine ihrer Cousinen an einen irischen Baronet vermählt und ihre Tante die Wittwe eines Ritters aus der City sei. In solcher Nähe der Aristokratie verwandt, glaubte sie ein Recht zu haben, auf Mr. Millor herabzublicken, der seine Laufbahn als Schreiber in Diensten der ostindischen Compagnie begonnen hatte; dieses Herabblicken machte sie sich nun in der That zur unerläßlichen Pflicht, die sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht aufs gewissenhafteste übte.

Mir zur Linken standen zwei Gentlemen, die ihre Hälse so unbarmherzig in weiße Halsbinden eingezwängt hatten, daß sie

bei jedem Versuch, den Kopf nach rechts oder links zu wenden, purpurroth im Gesicht wurden. Es waren zwei junge Patrizier, obwol nicht vom reinsten Wasser, die mit lauter, tönender Stimme unaufhörlich von ihren schottischen Jagden und Wildständen in Melton sprachen. Obwol diese anziehende Konversation mit großem Eifer zwischen den beiden gepflogen wurde, so galt sie doch offenbar mir mir. Unsern schwächern Beidern ist es so sehr um Bewunderung zu thun, daß sie in Ermangelung eines bessern auch nach einem bezahlten Flötenspieler angeln. Kaum wurden sie inne, daß ich ihren Reden Ausmerksamkeit schenkte, als sie auch schon, offenbar zu meiner Erbauung und im Interesse meiner Erziehung und Ausbildung, sich auf die verschiedensten Gesprächsgegenstände warfen. Eben wurden „Sir Peter und Lady Potts und Miss Emmeline Potts“ mit Stentorstimmen von den Lakeien gemeldet; Mr. Willor begrüßte sie mit seinem unvermeidlichen Bückling.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome.
Mitgetheilt von N**u.

(Fortsetzung.)

Maria wurde nun nach ihrer langjährigen Gefangenschaft zur Hinrichtung verurteilt und dieser Beschluß zwei Jahre vor dessen Vollziehung ihr mitgetheilt. * Nach der Angabe einiger soll dieselbe von dem Todesurteil nicht eher etwas gewußt haben, als bis man sie zur Vollstreckung desselben abholte; andere hingegen wollten wissen, der Ausspruch des Gerichtshofes sei derselben zwei Monate vor der Hinrichtung bekannt gemacht worden. Es wurde dabei noch erwähnt, daß man gleich nach Verkündigung des Todesurteils ihr Zimmer und ihr Bett schwarz behangen habe.

Als die Königin-Mutter während ihres Aufenthalts zu Cognac ** die erschütternde Nachricht von dem schrecklichen Ende Maria's erhielt, lobte dieselbe sehr die Standhaftigkeit ihrer Schwiegertochter und äußerte, sie erinnere sich keiner Person, die im Unglück mehr Seelengröße gezeigt habe. Ich war damals anwesend, *** glaubte jedoch nicht, daß die Königin von England zum Aeußersten schreiten würde, indem ich dieselbe mir nicht so grausam denken konnte; leider bewies dieselbe jedoch in diesem Fall, daß sie es war. Ich hoffte auch noch immer, der Herr v. Bellièvre, † den der König hingesandt hatte, um für ihre Rettung sich zu verwenden, würde diese bewerkstelligen können, allein alle seine Bemühungen waren vergeblich.

Um nun auf den kläglichen Tod Maria's zu kommen, den man nicht ohne das tiefste Mitleid schildern kann, so erschienen an dem 17. Februar 1587 die Bevollmächtigten * der Königin Elisabeth in dem Schloß Fotheringay, dem Ort der Gefangenschaft Maria's, und lasen derselben in Gegenwart des Gefängniswärters ** den in Betreff ihrer Hinrichtung ihnen ertheilten Auftrag vor, wobei sie ihr ankündigten, daß die Vollziehung des Richterspruches an dem nächsten Morgen früh zwischen sieben und acht Uhr stattfinden werde, zu welcher Zeit sie sich daher bereit halten solle. Ohne die Fassung zu verlieren, dankte sie den Bevollmächtigten für die Nachricht, mit dem Hinzufügen, sie hätten ihr keine erwünschtere bringen gekonnt, weil sie nun doch endlich die Befreiung von ihren bereits so lange dauernden Leiden erwarten dürfe und sie schon seit dem Beginn ihrer Gefangenschaft in England mit dem Tod sich vertraut gemacht habe. Sie bat jedoch die Bevollmächtigten, ihr etwas Zeit zu vergönnen, um ihren letzten Willen aufsetzen und ihre Angelegenheiten ordnen zu können, da die Gewährung dieser Bitte, wie der Auftrag der Bevollmächtigten besage, von dem guten Willen derselben abhänge. Hierauf gab der Graf Shrewsbury in einem etwas rauhen Tone die Antwort: Nein, nein! Es muß gestorben sein; halten Sie sich morgen zwischen sieben und acht Uhr bereit, es ist kein längerer Aufschub statthaft.

Ein anderer Bevollmächtigter, *** der sich den Anschein gab, weniger hart zu sein, wollte derselben einige Vorstellungen machen und ihr Mut zu dem bevorstehenden Schritt einflößen. Diesem erwiderte Maria, sie bedürfe keines Trostes, wenigstens nicht von ihm; wolle er aber ihr eine Gefälligkeit erweisen, so würde er sie dadurch sehr verbinden, wenn er vermitteln könne, daß ihr Almosenier zu ihr gelassen würde, um ihre Beichte zu hören. Der Bevollmächtigte entgegnete: auf die Erfüllung dieses Wunsches dürfe sie sich keine Hoffnung machen. Sie war denn auch genötigt, ihre Beichte schriftlich abzulegen. Dieses that sie mit folgenden Worten: † „Man hat mir heute die freie Ausübung meiner Religion verweigert und mir zugemutet, die Tröstungen der Kether zu empfangen. Sie werden von zuverlässigen Personen vernehmen, daß ich meinem Glauben unverändert treu geblieben bin, in welchem ich auch sterben will. Ich verlangte Sie bei mir zu sehen, um meine Beichte abzulegen und das heilige Sacrament zu empfangen, was mir jedoch grausamer Weise versagt worden ist, sowie auch die Hinschaffung meines Leichnams nach meiner Familiengruft und die Befugniß, nach freiem Willen von Ihnen und von keinen anderen Händen meinen letzten Willen niederschreiben zu lassen. Da ich nun auf die Erfüllung dieses Wunsches verzichten muß, so lege ich hier das offene Bekenntniß ab, daß ich schwer und in mannigfacher Weise gesündigt habe, worüber ich Ihnen noch umständlich beichten wollte. Ich bitte Sie daher um der Barmherzigkeit Gottes willen, diese Nacht mit mir zu wachen, zur Tilgung meiner Sünden mit mir zu beten und mir dann die Freisprechung von denselben und deren Straferlaß schriftlich zuſenden zu wollen. Ich werde es versuchen, Sie in Gegenwart anderer zu sprechen, was mir gewissermaßen zugesagt worden ist, und wenn es mir gestattet wird, will ich Sie vor allen denen, die versammelt sein werden, um den Straferlaß bitten. Deuten Sie mir die Gebete an, welche vorzugsweise für diese Nacht und für den kommenden Morgen sich eignen dürften; denn die noch übrige Zeit ist kurz und ich kann Ihnen nicht weiter schreiben. Seien Sie übrigens versichert, daß ich nichts unterlassen werde um Sie sowie alle übrigen (?) zu em-

* Dieses ist eine irrtümliche Angabe Brantome's. Der Urteilsspruch wurde derselben erst am 6. December 1586 durch die Lords Bachurst und Beal verkündigt.

** Zu dem jetzigen Departement Charente, mit einem Schloß, wo Franz I. geboren wurde.

*** Es fragt sich hierbei: ob in Schottland oder an dem französischen Hofe.

† Da es dem in Betreff Maria's als außerordentlichen Botschafter Frankreichs an den englandischen Hof abgesandten Graf Bellièvre nicht gelingen wollte, der Königin Elisabeth zu nahen die sich stellte, als sei sie vor Gram krank, so richtete er an dieselbe zu Gunsten ihres dem Tode geweihten Schlachtopfers zwei Denkschriften, welche nach dem Geschmad der damaligen Zeit und Elisabethe selbst mit Anführungen aus der Bibel und aus den alten Dichtern angefüllt waren. Es blieb jedoch alles fruchtlos, was zur Rettung Maria's aufgeboten wurde, und bald darauf hatte der Graf seinen Gebieter nur den Verlust von dem blutigen Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen der Tyrannei und der sich selbst überlassenen Unschuld zu erstatten.

* Es waren dieses die Grafen Shrewsbury und Kent nebst dem Oberschreif der Grafschaft Northampton.

** Ritter Amias Pawlet, der Hüter Maria's.

*** Der bereits genannte Graf Kent.

† Diese Zeilen waren an ihren Beichtvater und Almosenier gerichtet.

pfehlen. Ihr gegenwärtiges Einkommen soll Ihnen ungeschmälert verbleiben und sicher gestellt werden. Ich habe in dieser Hinsicht für Sie die besondere Gnade des Königs * in Anspruch genommen. Die mir so karg zugemessene Zeit macht die größte Eile nötig. Unterrichten Sie mich von allem demjenigen, was Sie für mein Seelenheil für dienlich erachten; ich werde auf die Befolgung dessen, was Ihre Vorschrift besagen wird, die größte Sorgfalt verwenden."

Maria benutzte, wie gesagt, die ihr noch übrig gebliebene, so sehr kurze Zeit — obgleich diese noch lange genug und hinreichend war, um auch die größte Standhaftigkeit zu erschüttern — ihre Angelegenheiten sorgfältig zu ordnen, indem sie dabei durch keine Todesfurcht gestört wurde und nicht die mindeste Klage vernehmen ließ. Außer an den König richtete sie auch Briefe an die Königin-Mutter, die von ihr besonders verehrt wurde, an den Herzog von Guise und dessen Gemalin, ihre Verwandten, und an noch andere Personen, denen sie besonders zugeneigt war. Der Inhalt sämmlicher Briefe lautete höchst ergreifend und mitleiderregend; sie gab darin den betreffenden Personen den Beweis, daß sie derselben bis zu dem letzten Augenblick ihres Lebens liebevoll gedacht habe. Sie übersandte allen zum Andenken kleine Geschenke von dem Wert und der Beschaffenheit, wie eine arme unglückliche Königin, die in Gefangenschaft sich befindet, solche zu gewähren vermochte. Unter ihre männliche Dienerschaft vertheilte Maria sämmtliches Geld, das sie noch besaß; ihren Hofstaat und Kammerfrauen verehrte dieselbe kleine Schmuckachen und alle ihre Kleidungsstücke, mit der Aeußerung: es thue ihr leid, nicht mehr geben zu können, um dieselben für die ihr bewiesene Treue angemessen zu belohnen; allein, sie hoffe zuversichtlich, daß ihr Sohn der ganzen Dienerschaft sich wohlwollend annehmen werde. Sie trug gleichzeitig ihrem Haushofmeister auf, hiervon ihrem Sohn Mittheilung zu machen, demselben ihren Segen zu überbringen und ihn zu bitten, ihren Tod nicht rächen zu wollen, ** sondern alles der Gerechtigkeit Gottes und dessen gnädigem Willen anheimzustellen.

Sie nahm hierauf von ihrer männlichen Dienerschaft Abschied, ohne eine Thräne zu vergießen, indem sie den Leuten zusprach, mit dem Beifügen: dieselben möchten doch nicht weinen, da sie ja im Begriffe stehe, nach so harten Prüfungen zu einer frohen Seligkeit einzugehen. Sie entließ sodann sämmtliche Anwesende mit Ausnahme ihrer Kammerfrauen. Da es inzwischen Abend geworden war, so begab sie sich in ihr Betzimmer und brachte dort zwei Stunden in Andachtsübungen zu, wobei sie auf die entblößten Kniee sich niedergelassen hatte, was von ihren Kammerfrauen nicht unbemerkt blieb. Als dieselbe hierauf in ihr Cabinet zurückgekehrt war, sprach sie: Ich glaube, daß es gut sein dürfte, wenn ich etwas genösse, bevor ich mich zur Ruhe begebe, um nicht morgen wider meinen Willen schwach und hinfällig zu erscheinen. Sie nahm jedoch nichts weiter als eine Schnitte geröstetes Brodes nebst ein wenig Wein zu sich und legte sich dann nieder. Sie schlief sehr wenig und verblieb den größten Theil der Nacht hindurch im Gebet.

(Fortsetzung folgt.)

* Heinrich III. von Frankreich.

** Ihr Sohn blieb übrigens bei den harten Schicksalsschlägen, von denen dieselbe getroffen wurde, ganz gleichgültig, und als der an dem schottischen Hof befindliche französische Gesandte in ihn drang, zu Gunsten seiner Mutter Schritte zu thun, erwiderte derselbe: Sie muß, was sie eingebrockt hat, auch auseffen.

Das Sängerfest in Düsseldorf.

△ Düsseldorf, 3. August.

Zweiter Tag.

An dem heute fortgesetzten Gesangswettkampf betheiligten sich aus der zweiten Städteklasse, das heißt aus der Zahl derer, die wenigstens dreitausend Einwohner haben, die Gesangvereine von Essen, Viersen, Dortmund, Märkisch-Gladbach und Neuß; sodann folgte der Kampf der Städte erster Klasse von wenigstens zehntausend Einwohnern, an dem die „Concordia" von Bonn, der Sängerverein „Orpheus" von Elberfeld, die „Polyhymnia" von Köln und der „Bürger- und Handwerkergesangverein" von Köln theilnahmen. Die Verkündigung der Sieger und die Vertheilung der Preise soll heute stattfinden. Viel Heiterkeit erregte ein von dem Maler A. Achenbach namens der Künstlergesellschaft proponirter Concurs in ex tempore und ohne Noten vorgetragenen komischen Liedern, für deren beides die Künstlergesellschaft „Malkasten" ein Gemälde als Preis aussetzte, welches erst später gemalt werden und sich dem Inhalt des gekrönten Liedes anschließen soll. Als Preisrichter werden solche Künstler genommen, die nicht die mindesten musikalischen Kentnisse besitzen sollten, und wurden als solche gewählt die Herren Achenbach, Conrad, Hasenclever, Hübener, Leutze, Knaus und Röting. Acht Nereine nahmen sofort den Kampf an und sangen jeder ein komisches Lied; der Preis wurde dem Männergesangverein zu Neuß zuerkannt. — Mit seiner Einladung zum Gesangwettstreit hatte der hiesige städtische Männergesangverein zugleich einen Compositionskampf für ganz Deutschland ausgeschrieben und für die drei besten Lieder Geldpreise von 10, 8 und 5 Friedrichsd'or ausgeworfen. Zu Schiedsrichtern waren die Herren Dr. Robert Schumann von hier, Ferdinand Hiller von Paris, Musikdirector L. Spohr aus Kassel und die Dirigenten Julius Tausch und Wilhelm Knappe von hier bestellt worden. Es waren nicht weniger als 198 Compositionen aus allen Theilen des Vaterlandes eingegangen. Unter diesen wurden von den Preisrichtern gekrönt das Lied: „Im Weinhause", das dessen Verfasser der versiegelte Zettel den Organisten in Quedlinburg Hermann Bönicke ergab. Die Verkündigung des Sieges geschah durch den Bürgermeister der Stadt Düsseldorf unter dreimaligem Tusch und bei dem Schwenken sämmtlicher Vereinsbanner. Den zweiten Preis erhielt das Lied: „Lebe wol" von Dr. Immanuel Feist, Director des Vereins für classische Kirchenmusik und des Liederkranzes in Stuttgart, und der dritte ward dem Liede: „Der Käfer und die Blume" von W. H. Scheidt von Prag zuerkannt. — Nachdem für heute die Gesangsproductionen beendet waren, setzte sich der Zug nach dem Hofgarten in Bewegung, wo eine glänzende und sehr schön arrangirte Beleuchtung sowie ein prächtiges Feuerwerk die tausende von Festgenossen überraschte und bis spät in die Nacht vereinigte. Lieder erklangen von allen Seiten und die schönste Stimmung herrschte überall. Nur eine Stimme der Befriedigung und Anerkennung spricht sich bei allen Fremden, die unsere Stadt besuchten, über das schöne Gelingen des Festes aus. Die verschiedenen Kunstsammlungen und Ausstellungen, namentlich die Provinzialgewerbeausstellung, haben sich von den zahllosen Gästen des anhaltendsten und zahlreichsten Besuches zu erfreuen. Auch wird von Vereinen wie von Privaten alles aufgeboten, um den Gästen die Erinnerung an die freundliche Kunststadt unvergeßlich zu machen.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Die Errichtung von Ehrenstatuen für Goethe, Schiller und Wieland in Weimar ist jetzt als gesichert anzusehen. Urheber und Leiter des Unternehmens ist der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar. Für die Ausführung desselben aber, als einer allgemeinen deutschen Ehrensache, hat König Ludwig, wie man aus München meldet, großsinnig und freigebig seine Mitwirkung zugesagt. Nachdem die Unterhandlungen mit Rauch aus verschiedenen früher schon öffentlich besprochenen Gründen, namentlich aber auch wegen des Wunsches einer möglichst beschleunigten Ausführung, zu keinem Abschluß führten, hat nun auf Betrieb des! genannten Meisters selbst E. Rietschel in Dresden den Auftrag erhalten und angenommen, das Denkmal für Goethe und Schiller zu entwerfen und die Statuen zu modelliren. Derselbe ist bei der Annahme des Auftrags auf die Bedingung eingegangen, die Gefeierten nicht, wie Rauchs Entwurf es will, in antik-griechischer Tracht mit unbekleideten Armen und Beinen, Tunica und Toga, sondern in der Zeittracht darzustellen, um ihnen die an öffentlicher Stelle so notwendige Unmittelbarkeit auf das Auge und das Gemüt zu sichern. Mit der Herstellung der Statue Wielands ist der Bildhauer Gasser in Wien beauftragt, ein noch junger, aber talentvoller Künstler. Die Belohnung beider Künstler hat sich der Erbgroßherzog von Weimar vorbehalten. Das Erz für alle drei Statuen schenkt König Ludwig; zur Herbeischaffung der Mittel für den Erzguß, die Postamente und die Aufstellung hat sich in Weimar ein Comité gebildet, das, wie man hört, zunächst an die verschiedenen Bühnen Deutschlands sich wenden wird. — So sei denn diese Angelegenheit der allgemeinen Theilnahme Deutschlands bestens empfohlen!

* Alle Nachtigallen zieht es über den atlantischen Ocean. Die berühmte Alboni und die Sänger Rovere und Sangiovanni sind schon vor einigen Wochen auf dem „Hermann" nach Amerika hinübergefahren und haben auf offener See der Schiffsgesellschaft ein improvisirtes Concert zum Besten gegeben. Auch Sofie Cruvelli ist plötzlich aus London abgereist, ohne daß man weiß wohin, wahrscheinlich aber nach Amerika. Schwester und Tante befinden sich in ihrer Begleitung. Nach ihrem Contract ist sie einer Conventionalstrafe von mehr als 70,000 Gulden verfallen. In der letzten Augustwoche tritt endlich auch Henriette Sonntag in Begleitung des Kapellmeisters Eckert über Liverpool ihre Reise nach Amerika an. Auguste v. Strantz eröffnet ein Gastspiel auf der königlichen Bühne in Berlin. Sie wird vorläufig als Rosine und neben Roger als Fides, sodann auch als Leonore in der „Favoritin" auftreten. — Spohr hat im Coventgardentheater in London einigemal seinen „Faust" dirigirt, in dessen Darstellung übrigens nur die Leistungen der Castellan als Kunigunde und des Bassisten Formes, der den Mephisto mit kolossaler Stimme singt, als lobenswert bezeichnet werden. — In Leipzig ist Dessauers neue Oper „Paquita" gegeben worden und bietet wenigstens so viel musikalisches Interesse dar, daß man noch einige Wiederholungen derselben als möglich hofft. Heinrich Marschner, der Componist von „Templer und Jüdin" und „Hans Heiling" bereist als hannoverscher Kapellmeister in höherem Auftrag die deutschen Bühnen und hat auch Frankfurt besucht. Meyerbeer ist in den letzten Julitagen in Spa angekommen, um dort die Bäder zu gebrauchen, aber seine Gesundheit ist so schwach, daß er nicht im Stande ist den Brunnen zu trinken. Er leidet an Krämpfen und mußte die Composition eines Oratoriums, welches beim bevorstehenden Musikfest in Birmingham aufgeführt werden sollte, auf bessere Zeiten verschieben. Jacob Rosenhain ist einem Brüsseler Blatt zufolge von Paris nach Baden-Baden abgereist; wahrscheinlich um dort seine neue Oper zu vollenden, die als Seitenstück seines „Dämon der Nacht" an der großen Oper demnächst in der Opéra comique aufgeführt werden soll. Pischek gastirt mit glänzendem Erfolg in Hamburg.

Tabletten.

*** Ein Gedicht von Justinus Kerner an Therese Milanollo:

Nimm gern aufs Haupt, Italiens Feenkind!
Von einem alten schwäb'schen Troubadour,
Den Kranz, entsprossen seiner eig'nen Flur!
Horch! seine Saiten meist gesprungen sind,
Müd' ist sein Haupt, sein Auge ist halb blind.

Doch, Zauberin! wenn deine Saiten tönen
Im Jubelklang, im Klang von Seufzen, Sehnen,
Als Psalm, als Tanz, als Sang, als Vogellaut,
Wird leicht sein Haupt, und licht sein Auge schaut
Durch den Krystall verhaltner Wonnethränen.

*** Ein Ansiedler schreibt aus dem Goldlande in Australien vom 4. Januar dieses Jahres: Es hat uns Mühe gekostet, unsere Schafe geschoren und unsere Ernte heimgebracht zu bekommen. Mancher Scherer verdiente seine 15 Schilling den Tag. Mehre von unsern Leuten, die etwa 12 Wochen in den Minen arbeiteten, haben 80 bis 120 Pfund Sterling jeder zurückgebracht. Ich selbst war mit meinem Bruder im Turongefild, und lagerte zwei Nächte im Freien; wir dachten grade Gold genug für ein paar Ringe für Vater und Mutter zu graben. Am zweiten Abend fanden wir elf kleine Klümpchen und etwas Goldstaub, zusammen ein viertel Pfund gediegen Gold. Auf demselben Feld fanden Personen Klumpen von 15, 22 und 26 Pfund Gewicht. Der letzte wurde in Sidney für 1230 Pfund Sterling verkauft. Ein Freund, der aus Melbourne kommt, erzählte mir, er bot einem Mann eine halbe Krone, daß er ihm einen Brief auf die Post trage. Die Strecke betrug einige hundert Schritte, aber der Patron antwortete entrüstet: Was? Eine halbe Krone, dafür nehme ich nicht meine Pfeife aus dem Mund. Ein anderer bot einem Goldgräber einen Schilling, damit er ihm einen Sack Zucker vom Karren hebe. Der Arbeiter sah ihn einen Augenblick verdutzt an, stellte dann seinen Fuß auf einen Baumstrunk und sagte: Da, binden Sie mir die Schuhriemen zu und ich gebe Ihnen fünf Schillinge. Welchen Einfluß dieser Preiscourant auf die Lage von Grundbesitzern üben muß, die 28,000 Schafe, 6000 oder 7000 Stück Rindvieh und eine Masse Pferde halten, läßt sich denken.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 6. August. (Letzte Gastdarstellung der Frau Stolte, vom Hoftheater zu Braunschweig, und zum Benefiz derselben.) Auf vielseitiges Verlangen: Donna Diana, Lustspiel in vier Abtheilungen nach dem Spanischen des Don August Moreto, von C. A. West. Donna Diana: Frau Stolte. (Abonnementvorstellung Nr. 108.)

Samstag, den 7. August. Belisar, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Antonina: Frau Beck. (Gastrolle) Alamir: Herr Wieser, vom Theater zu Pest.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 188. Samstag, **7. August 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Diese Emmeline Potts, begann einer der jungen Dandies, die sich so angelegentlich mit meiner Erziehung und Ausbildung beschäftigten, ist auch nicht an den Mann zu bringen. Sie hat es jüngst mit Harry Buglefield, der in der reitenden Garde dient, versucht; ihr Vater will jedoch mit dem „Klingenden“ nicht herausrücken und so hat sich Harry bei Zeiten zurückgezogen. Er hat mir die Sache selbst erzählt, als ich ihm meine braune Stute während der letzten Saison zu Leicestershire verkaufte. — Der Alte sollte ihr so ein hunderttausend gleich herauszahlen, meinte der andere; den Rest bekommt sie obnehin, wenn er einmal zu Grabe getragen wird; er ist jedoch eine alte, abgejagte Mähre, die es nicht mehr lang treiben kann; ich würde Harry den Rat geben, diese Katastrophe abzuwarten. — Er möchte schon warten, wenn sich seine Gläubiger nur auch dazu verstehen wollten; der Harry ist ein ganz prächtiger Junge und einer meiner vertrautesten Freunde. Für die braune Stute hat er mir auch noch keinen Pfennig gezahlt, obwol er sie mit einem Prosit von hundertfünfzig Pfund an seinen Onkel, Lord Stillveer, verkaufte. — Mr. Hoddie und die beiden Misses Hoddie! brüllte der anmeldende Diener; die angekündigten Individuen steuerten sogleich vorwärts. Es wurde eben sehr lebhaft getanzt, so daß ich die neuen Ankömmlinge nicht gleich zu Gesicht bekam; dafür hörte ich die auf sie gemünzten, überaus belehrenden Urteile der beiden mir zur Linken stehenden unermüdlichen Kritiker. — Diese Malvina Hoddie ist doch die eitelste Närrin in ganz England, ließ sich der Senior Petronius, zubenannt Baggles, gegen seinen Zuhörer Mr. Hooker vernehmen; sie glaubt steif und fest an jedes Wort, das ein Mann zu ihr sagt, und hinterbringt ihrem Vater jede Schmeichelei eines Tänzers, als wäre sie ein bindendes Eheversprechen. Hieraus ergibt sich aber, daß der alte Hoddie fortwährend Briefe schreibt, um sich zu vergewissern, was denn eigentlich die Leute für Absichten hegten, da er „nach der Wärme zu schließen, mit der man seinen Liebling versicherte, wie nur die Hoffnung, mit ihr zusammen zu kommen, den Mr. N. N. abgehalten habe, Selbstmord und Todtschlag zu begehen, unmöglich glauben könne, daß Mr. N. N. die Dinge auf ihrem jetzigen Standpunkt zu lassen willens sein könne.“ — Was für ein lächerlicher alter Narr! rief entgegnend Mr. Hooker. Warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt; erst gestern Abend bin ich mit ihr bei der Familie Molasses in der Harleystraße zusammengekommen; wir polkten und als sie inmitten des Tanzes ihr dummes kleines Gesicht in die Nähe meiner Brustnadel brachte und fragte, ob ich ein Leben voll zärtlicher Liebe in einem Hüttchen nicht all' dem geräuschvollen Glanze um uns her vorzöge, antwortete ich: Ach gewiß, vorausgesetzt, daß ich zur Theilnehmerin der stillen Wonne die Dame meines Herzens wählen könnte! — Meinen Sie es wirklich so? lispelte sie und schaute mir dabei schmachtend in die Augen. — Gewiß, antwortete ich. — Ach! Papa wird eine Freude haben, versetzte sie nun wieder mit zärtlicher Hingebung, wobei ihr Kinn fast auf meine Schulter zu liegen kam; als der Tanz zu Ende war, trippelte sie mit möglichster Zierlichkeit zu dem alten Einfaltspinsel hin; ich aber ergriff die Gelegenheit, mich schleunigst aus dem Staube zu machen. — Ich verbürge es Ihnen, daß Sie morgen ein Billet mit der Frage erhalten werden, „welche Schritte Sie denn zunächst zu thun gedenken;“ bringen Sie dann Ausflüchte vor, so werden sich Vater und Tochter alle nur erdenkliche Mühe geben, die Welt glauben zu machen, Sie wären ein verzweifelnder Bewerber und hätten einen schnöden Korb bekommen. — Da tanzt sie eben mit Mr. Hugs v. Blackwall. Ich hoffe, er werde ihr in die Falle gehen, da es wahrlich unangenehm wäre, solchen Unsinn über sich ausbrechen zu lassen, wenn man nicht die mindeste Veranlassung dazu gegeben hat. — Höchst unangenehm, mein alter Junge, und zwar um so mehr, wenn es den Leuten auf Muswell-Hill zu Ohren kommen sollte. — Mr., Mrs. und Miss Pybus! brüllte der meldende Diener; der fest in meinem Gedächtniß haftende Name erschütterte mich dergestalt, daß ich, meiner nicht mehr mächtig, einen falschen, durchdringenden, wahrhaft höllisch quickenden Ton meiner Flöte entzwang; im Nu hörten auch alle Mitglieder des Orchesters zu spielen auf. Ich schielte nach dem dirigirenden Katzbach, der meinen Blick aber eben nicht mit besonderer Freundlichkeit erwiderte, als er gewahr wurde, wie die erhitzten Tänzer und die ganze glänzende Versammlung ihre Augen auf die Musikanten richteten. Der häßliche, schrillende Ton, mit dem ich meine musikalische Leistung beendigt hatte, war aber auch in der That von so unwiderstehlich komischer Wirkung gewesen, daß er häufiges Lächeln der Schönen und derbes Lachen unter den Männern hervorrief. — Was treibt denn das Orchester? rief der Festgeber Mr. Willox, der vor Wut ganz rot im Gesicht war. Herr Kapellmeister, Sie müssen einen recht erbärmlichen Musikanten in Ihrer Gesellschaft haben, was sich angesichts der enormen Forderung, die Sie mir in Rechnung bringen, in keiner Weise entschuldigen läßt. Sir, ich bestehe darauf, daß dieser Mensch augenblicklich fortgewiesen oder wenigstens bedeutet werde, den Abend über kein Instrument mehr anrühren zu dürfen. — Encore! rief Katzbach, mit dem Bogen über die Saiten streichend und den erzürnten Amphitryon mit einem Strom aller ihm nur zu Gebot stehenden fremdländischen Ausdrücke überschüttend; encore! Donner und Blitz! der Teufel! und so fort.

Der Tanz hatte wieder begonnen; ich aber saß wie niedergedonnert, von Beschämung und Entsetzen völlig vernichtet; unthätig lag die arme Flöte auf dem Pulte vor mir. — Ich

hatte, bevor ich hierher gekommen, meine Augenbrauen geschwärzt und einen falschen, vollen Bart angenommen. Ich durfte daher nicht fürchten, erkannt zu werden, und war trotz meines Unfalles sehr begierig, den Gentleman wieder zu sehen, der sich bei jener Prüfung in der Puddlecombschule so freundlich gegen mich benommen hatte. Auch drängte es mich, des schönen kleinen Mädchens wieder ansichtig zu werden, das damals einen so gewaltigen Eindruck auf die Herzen aller Schüler, namentlich aber auf das meinige, gemacht hatte.

Sehr sonderbar, fuhr Mr. Baggles in seiner Conversation fort, daß wir von den Pybus grade in dem Augenblick sprechen, in dem sie hier eintreten. Emily, denke ich, würde es Ihnen nie vergeben, erführe sie, daß Sie sich nur so viel um Malvina Hoddie gekümmert haben. — Sie ist sehr strenge und nimmt alles sehr genau, antwortete Mr. Hooker nicht ohne einige Befangenheit; auch steht ihr ein gar scharfes Mundwerk zu Gebote, mit dem sie im Nu die schneidendsten Dinge sagt. Ein Schauer überlief ihn bei diesen Worten, als wenn ihn die Erinnerung an irgend eines solchen Gesprächs durchbohrenden Inhalt beschliche. — Warum studiren Sie den „Punch" nicht fleißiger, um gehöriger antworten zu lernen? Sie können und müssen das Mädchen formen; sie ist noch so jung und muß fest im Zaum gehalten werden. — Sie ist anderer Meinung und glaubt mit sechzehn Jahren nicht mehr gar so jung zu sein; da sie überdies der Augapfel ihrer Eltern und eine unermeßlich reiche Erbin ist, so läßt sich, und besäße man allen Witz auf Erden, ein Sieg über sie keineswegs mit Leichtigkeit davontragen. — Ihr Plan läuft wol darauf hinaus, mit dem Vater in gutem Einverständniß zu bleiben; er ist ein lustiger, alter, beschränkter Mann, dessen ganzer Sinn nach einer vornehmen Verbindung gerichtet ist. Wären Sie ein Lord, Emily wäre auf die erste Anfrage die Ihrige. — Es gibt aber sehr viele Lords und bis jetzt bin ich leider noch keiner. Da kommt aber eben Emily mit ihrem Alten in unsere Nähe.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome.
Mitgetheilt von R**n.

(Fortsetzung.)

Zwei Stunden vor Tagesanbruch stand sie auf, kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich und legte ein Schleppkleid von schwarzem Sammet an, das einzige, welches sie von allen ihren Gewändern zurückbehalten hatte. Während des Ankleidens sprach sie zu ihren Frauen: Meine Freundinnen, gern hätte ich euch statt des Kleides, das ich gestern trug, dieses wertvollere zurückgelassen; allein ich muß doch einigermaßen mit Anstand zu meinem Tode gehen und in einer Tracht erscheinen, die etwas besser ist als meine gewöhnliche. Hier ist ein Taschentuch, das ich ebenfalls zurückbehalten habe, um mir mit demselben die Augen verbinden zu lassen, wenn es Zeit sein wird; ich übergebe es dir, meine Gute, sagte sie, zu einer ihrer Kammerfrauen sich wendend, weil ich wünsche, daß du mir diesen letzten Dienst leisten mögest.

Sie ging nun wieder in ihr Betzimmer, nachdem sie nochmals von ihren Frauen Abschied genommen, sie geküßt und denselben verschiedene Aufträge an den König, die Königin von Frankreich und ihre Verwandte ertheilt hatte, ohne im mindesten auf eine Rache hinzudeuten, sondern im Gegentheil die mildesten und versöhnendsten Gesinnungen kundgebend. Sie reichte hierauf selbst sich das Abendmahl mittels einer Hostie, die der gute Papst Pius V. ihr übersendet hatte, um derselben im Notfall sich zu bedienen, und die von ihr stets mit großer Verehrung und Sorgfalt aufbewahrt worden war.

Die Morgensonne leuchtete bereits hell, als Maria ihre sehr langen Gebete beendigte. Sie begab sich sodann in ihr Cabinet und setzte sich in einen nahe dem Kaminfeuer stehenden Armsessel. Auch hier bemühte sie sich, ihre Umgebung zu trösten, während diese ihre Gebieterin hätte aufrichten sollen; aber Maria bedurfte keiner geistigen Kräftigung, da sie ihr Unglück mit wahrem Heldenmut ertrug. Sie stellte dabei über die Wandelbarkeit alles Irdischen Betrachtungen an, indem sie auf ihr eigenes Geschick hindeutete, das zum redenden Beispiel dafür diene; denn, nachdem sie vormals Königin von Frankreich und Schottland gewesen, sehe sie nun dahin sich gebracht, ihr Haupt den Händen des Henkers überliefern zu müssen, obwol durchaus schuldlos, welcher Umstand allein sie noch zu trösten vermöge. Der wahre Grund ihrer Verurteilung sei der katholische Glauben, um dessenwillen sie jetzt sterben solle und den sie bis zu ihrem letzten Hauche nicht verlassen werde, da sie in demselben auferzogen sei. Sie wünsche, daß die nach Frankreich zurückkehrenden Personen ihres Gefolges dort von ihrem unerschütterlichen Festhalten an den Lehrsätzen der katholischen Kirche und von ihrer Standhaftigkeit in den ihr auferlegten schweren Prüfungen Zeugniß geben möchten; sie bäte dieselben daher, vor dem blutigen Schauspiel, das sie in dem nächsten Augenblick zu erwarten hätten, nicht zurückzuschrecken, und dabei anwesend zu sein, im Fall ihnen dieses gestattet werden sollte, um von allem demjenigen, was während desselben bis zu ihrem letzten Athemzuge sich begeben würde, genauen Bericht erstatten zu können. Als Maria diese Worte gesprochen hatte, wurde sehr stark an die verschlossene Thüre des Zimmers geklopft. Die Frauen, welche ahnten, daß der Augenblick der Hinrichtung gekommen sei, wollten Widerstand leisten; Maria aber sagte zu denselben: Es hilft doch nichts, meine Lieben, öffnet nur!

Da trat zuerst ein Gerichtsdiener herein, der in der einen Hand einen weißen Stab hielt und ohne an jemand besonders sich zu wenden, mit lauter Stimme ausrief: Hier bin ich, hier bin ich! * Ueber den Zweck dieser Erscheinung und der vernommenen Worte außer Zweifel, ergriff Maria sogleich ein kleines Kreuz von Elfenbein, auf dem sich die sehr kunstreich geschnitzte Gestalt des Erlösers befand. Unmittelbar nach dem Gerichtsdiener folgten die obengenannten Bevollmächtigten und als Maria diese erblickte, sprach sie zu denselben: Meine Herren, Sie kommen, um mich abzuholen; ich bin bereit und fest entschlossen zu sterben. Ich kann hierbei nicht umhin, es gegen Sie auszusprechen, daß ich vollkommen anerkenne, wie sehr viel meine gute Schwester ** für mich thut, *** und was Sie, meine Herren, betrifft, so danke ich Ihnen für Ihre vielfältigen und eifrigen Bemühungen in meiner Angelegenheit. † Wenn es Ihnen gefällig ist, so wollen wir nun gehen.

Wie man sich wol denken kann, wurden die Bevollmächtigten durch diese mit großer Ruhe und freundlichem Wesen geäußerten Worte, wobei Maria, deren Wangen jetzt wieder Farbe erhalten hatten, in ungemeiner Schönheit erschien, nicht wenig überrascht.

---

* Es gibt eine Folgenreihe in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienener französischer Kupferstiche, welche die Hauptbegebenheiten aus dem Leben der Maria Stuart bis zu ihrer Hinrichtung darstellen, in welchen auch dieser Vorgang, genau wie er hier geschildert wird, zur Anschauung gebracht worden ist.

** Die Königin Elisabeth.

*** Die betreffenden Worte dürften wol im spöttischen Sinn zu nehmen sein.

† Ein versteckter Vorwurf.

Obwol unverkennbar von Mitgefühl ergriffen, wollten die Bevollmächtigten doch nicht darein willigen, daß dieselbe von ihren Frauen begleitet werde, weil sie besorgten, daß solche durch ihr Wehklagen und Angstgeschrei bei Vollziehung des Urteils Störung verursachen könnten. Da wendete Maria sich mit den Worten an die Bevollmächtigten: Wie, meine Herren, sollten Sie in Ihrer Strenge so weit gehen wollen, es sogar zu verweigern, daß meine Frauen mir bis zu der Richtstätte folgen dürfen? — gewähren Sie mir wenigstens diesen Wunsch. — Die Bevollmächtigten erlaubten solches endlich gegen das von Maria gegebene Versprechen, den Frauen Stillschweigen auferlegen zu wollen.

Der Ort, wo die Hinrichtung stattfinden sollte, war ein großer Saal, in welchem man ein viereckiges Gerüst von zwölf Fuß Länge auf jeder Seite und zwei Fuß Höhe, mit schwarzem Fries überdeckt, aufgeschlagen hatte. In diesen Raum trat Maria mit solcher Hoheit und Anmut ein, als wenn es einer von den Tanzsälen gewesen wäre, in welchen sie vormals so reizend und prachtvoll zu erscheinen pflegte; ihr ganzes Wesen verkündete die erhabenste Fassung und Würde. Als dieselbe vor dem Gerüst stand, rief sie ihren Haushofmeister zu sich und sprach zu ihm: Unterstützen Sie mich bei dem Hinaufsteigen; es ist dieses der letzte Dienst, den ich von Ihnen verlange. — Maria wiederholte dann alles, was sie diesem Beamten ihres Hauses gesagt hatte, um solches ihrem Sohne zu melden. Sie wünschte auch noch ihren Beichtvater zu sprechen. Dieses wurde ihr jedoch verweigert, wobei der Graf Kent äußerte: er finde dieselbe sehr zu bedauern, daß sie so stark im Irrglauben befangen sei; man müsse das Kreuz des Heilandes in dem Herzen tragen, nicht aber in der Hand. Maria entgegnete darauf: wenn man einen solchen Ehrfurcht gebietenden und rührenden Gegenstand in der Hand halte, werde das Herz gewiß um so mehr von Gefühlen der Andacht und Verehrung ergriffen werden; das Angemessenste für christgläubige Personen sei doch immer, die Blicke auf das Zeichen der Erlösung zu richten, wenn sie den Tod vor Augen hätten. Als dieselbe endlich überzeugt war, daß ihrem Beichtvater der Zutritt zu ihr nicht gestattet werden würde, ließ sie ihre Frauen kommen. Eine von diesen geriet, als sie ihre Gebieterin von dem Nachrichter und seinen Gehülfen umgeben erblickte, in die größte Verzweiflung und brach in lautes Schluchzen und Wehklagen aus; Maria gab derselben sogleich ein Zeichen, indem sie den Zeigefinger der rechten Hand an die Lippen legte, worauf jene Kammerfrau sich sammelte und ihren Schmerz zu unterdrücken suchte.

Maria sprach nun die Versicherung aus: sie habe niemals weder in eine Verschwörung gegen den Staat noch gegen ihre gute Schwester, die Königin von England, sich eingelassen; wol aber sei sie bemüht gewesen, die Freiheit wieder zu erlangen, nach der ein jeder Gefangene strebe. Als den alleinigen Grund ihrer Verurteilung müsse sie ihren Glauben betrachten und sie schätze sich glücklich, für diesen ihr Leben zu opfern. Sie bitte die Königin, ihre gute Schwester, mit den Personen, die in ihren (Maria's) Diensten gestanden und ihre Gefangenschaft getheilt hätten, Mitleiden zu haben; sie möge auch denen eine gnadenvolle Rücksicht angedeihen lassen, die für ihre Befreiung sich verwendet oder dieselbe zu bewerkstelligen gesucht hätten. * Für alle diese müsse und wolle dieselbe büßen. — Man führte ihr einen reformirten Geistlichen zu, der sie nach der Lehre seines Glaubens zum Tode vorbereiten sollte. Sie aber wies denselben zurück und erklärte, daß sie weit lieber ohne geistlichen Beistand sterben, als diesen von einem Protestanten empfangen wolle, denn Leute seines Bekenntnisses vermöchten nicht ihr Trost und Beruhigung zu gewähren. Da der Geistliche ihres Wiederstrebens ungeachtet seinen Vortrag begann, so sprach sie ihre Gebete lateinisch mit noch lauterer Stimme als jener und fügte dann hinzu, sie fühle sich glücklich ihren letzten Blutstropfen für ihren Glauben vergießen zu können und ziehe den für diesen Zweck zu erleidenden Tod einem längeren Leben vor. Sie harre sehnsüchtig darauf, daß die ihr von der Natur bestimmte Lebensdauer ihr Ende nehme, und sei von der Zuversicht durchdrungen, dieser zeitliche Tod, den sie um desswillen erdulde, der an dem Kreuze vorgestellt sei, werde ihr zum Uebergang und Eintritt in das ewige Leben dienen, welches sie mit den Engeln und Seligen zu genießen hoffe, die ihr Blut empfangen und solches als Sühnopfer aller ihrer Sünden vor den Thron Gottes bringen würden. Diese Heiligen bitte sie auch ihre Fürsprecher bei dem Allmächtigen zu sein, damit ihr seine Verzeihung und Gnade zu Theil werden möge.

(Schluß folgt.)

* Die katholischen Grafen Northumberland und Westmoreland, den Familien Percy und Nevill angehörend, hatten zu Gunsten Maria's sich erhoben; allein der von ihnen entworfene Plan mißlang und dieselben verdankten ihre Rettung nur einer schleunigen Flucht. — Howard, Herzog von Norfolk, der die Absicht hegte, mit Maria sich zu vermählen, wurde von seinem Secretär Hickford verrathen und mußte das gedachte Vorhaben mit dem Leben büßen. Auf Norfolks Versuch folgte derjenige eines gewissen Trockmartons. Dieser wurde gleich seinem Vorgänger enthauptet. Jetzt unternahm es Babington, Herzog von Derbyshire, Maria zu befreien und Elisabeth zu ermorden; er und seine Mitschuldigen endeten unter dem Henkerbeil.

Das Sängerfest in Düsseldorf.

△ Düsseldorf, 4. August.

Dritter Tag.

Bei der gestrigen feierlichen Proclamation der Sieger im Gesangwettstreit durch den Herrn Bürgermeister Hammers erhielt der Männergesangverein „Concordia“ von Bonn den ersten Hauptpreis, den von der Stadt Düsseldorf ausgesetzten prachtvollen Pokal. Derselbe ist anderthalb Fuß hoch und im byzantinischen Styl mit großer Kunstfertigkeit gearbeitet. Den Deckel bildet die Figur der Polyhymnia, den Lorberkranz in der ausgestreckten Rechten haltend, während die Linke eine Rolle zeigt mit der Inschrift „dem Verdienste“; die Figur stützt sich auf einen Löwen, den Repräsentanten des Düsseldorfer Stadtwappens. In den mittleren Feldern sind die Inschriften zu lesen: „Ehrenpreis der Stadt Düsseldorf“ und „Gesangwettstreit 1852“, während die umgebenden Felder die Embleme der Musik, des Ackerbaus und der Viehzucht, der Mechanik und der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften und das Wappen des städtischen Männergesangvereins tragen. Schöne Arabesken und zierliche Laubgewinde schmücken den Fuß des Bechers. Der zweite Preis in der ersten Städteklasse war dem Männergesangverein „Polyhymnia“ zuerkannt worden. In die Trophäen der zweiten Klasse (zwei silberne Pokale) theilten sich der Männergesangverein zu Neuß und die Liedertafel zu München-Gladbach.* In der dritten Klasse erhielten die Preise: der Gesangverein zu Lobberich, der Männergesangverein „Apollo“ zu Kaiserswerth und die Liedertafel zu Dülken. Einer besonderen Belobung erachteten die Preisrichter würdig den Liederkranz zu Bergisch-Gladbach und die Liedertafel zu Essen.

Die Fremdenzahl ist noch immer im Wachsen, so daß bei dem

* So ist der Name auch in dem gestrigen Festbericht zu lesen.

D. Red.

heutigen großen Instrumental- und Vocalconcert die Tonhalle die Zuhörer nicht alle zu fassen vermochte. Das Concert wurde ausgeführt durch 150 Instrumentalisten und über 2000 Sänger. Schumann und Fischer dirigirten, und hatte namentlich des letztern „Meerresstille", Männerchor mit Orchester, sich der glänzendsten Aufnahme zu erfreuen. Gleiche Auszeichnung belohnte die unübertrefflichen Leistungen der Pianistinnen, der Damen Clara Schumann und Maria Wieck, sowie die Gesangsvorträge von Fräulein Sophie Schloß laute und wohlverdiente Anerkennung fanden. Dem Concert ging ein recht passendes Erinnerungswort an den 3. August, den Geburtstag des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. voraus. Ausgezeichnet waren endlich die allgemeinen Männerchöre unter Leitung des Herrn Knappe, die in ihrer Massenhaftigkeit eine imposante Wirkung nicht verfehlen konnten.

Ein Festball schloß den Abend. Am Nachmittag hatte im Local der Künstlergesellschaft „Malkasten" eine festliche Reunion der Sänger und Künstler stattgehabt, bei welcher dem Componisten des Liedercomponisten Reichardt aus Berlin, dem Componisten des Arndt'schen Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?", eine Ovation bereitet war.

Briefe.

65.

Berlin, den 3. August.

„Franz von Sickingen" von Melchior Meyr. Neue Schriften.

Der bekannte holländische Sprachforscher de Vries, welcher von der niederländischen Regierung mit der Ausarbeitung eines vollständigen niederländischen Wörterbuches beauftragt ist, befindet sich gegenwärtig hier, um mit Jacob Grimm in Betreff der Anordnungen in dessen deutschem Wörterbuch persönlich Rücksprache zu treffen, da man die reichen Erfahrungen Grimms benutzen will. Das niederländische Wörterbuch wird von einer Commission, bestehend aus holländischen und vlaemischen Sprachforschern, herausgegeben.

Dieser Tage ist hier „Franz von Sickingen", historisches Drama von Melchior Meyr, erschienen, dessen „Herzog Albrecht" auf den Bühnen bekanntlich einen entschiedenen Erfolg (? in Frankfurt nicht) errungen hat. Auch das genannte Drama „Franz von Sickingen" war von der hiesigen königlichen Bühne angenommen, wurde aber vorläufig wegen Bedenken in kirchlich-politischer Beziehung zurückgelegt. Der Verfasser bietet deshalb nunmehr sein Werk, ein treues Spiegelbild der ersten Reformation, dem lesenden Publikum, indem er zugleich in einem Prolog das Neue seines Versuchs und die philosophische Tendenz desselben anschaulich macht.

Von dem wirklichen Geheimerat und früheren Oberpräsidenten Herrn v. Bassewitz ist eine sehr interessante Schrift unter dem Titel: „die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808" erschienen. Die Opfer und Leistungen des preußischen Volkes, das, wie der Verfasser bemerkt, die Unqunst der Zeiten mit einer Standhaftigkeit ohne Gleichen trug, sind in dieser Schrift zum erstenmal vollständig nachgewiesen. Der Verfasser schildert, wie Preußen mit einem Schlag beinahe zertrümmert wurde und dennoch bald darauf in kurzer Zeit trotz der gewaltsamsten Gegenwirkungen sich in erstaunlicher Weise neu belebte und gestaltete. Den gegenwärtigen Gegnern Preußens hält der Verfasser so den lehrreichen Spiegel der Geschichte vor. Die Schrift enthält viele bis jetzt nicht bekannte Cabinetsbefehle, Actenstücke ꝛc., sowie mündliche Mittheilungen und Selbsterlebnisse.

66.

Leipzig, den 3. August.

Auszeichnung.

Der hochverdiente Herausgeber der „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen", Dr. jur. Puttrich, hat von dem König von Sachsen nach der Vollendung dieses „mit seltener Aufopferung vollendeten Werkes", wie es in dem königlichen Decrete heißt, den Albrechtsorden erhalten. Dr. Puttrich ist nebst den bekannten Gelehrten Arneth, v. Auffeß, v. Langenn, v. Ledebur, v. Quaft, Schulz, Wiggert und andern, Vorstand der Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher, welche vom 16. bis 18. August in Dresden unter dem Präsidium des Prinzen Johann von Sachsen gehalten werden soll und sehr glänzend ausfallen wird.

Tabletten.

*** In Liverpool ist mit der letzten amerikanischen Post ein seltsames Geschenk für die Königin Victoria angekommen: ein sehr zierlich gearbeitetes schwarzes Nußholzkästchen, auf beiden Seiten mit schweren Silberplatten und silbernen Nägeln beschlagen. Den Inhalt — man denkt gewiß an Juwelen? — verräth folgende in Silber gravirte Inschrift: Warren Staggs superfeine in Zucker gepökelte Schinken. Ein Geschenk von W. Stagg für Ihre Majestät Königin Victoria. Durch die Güte unseres fürtrefflichen Gesandten, des ehrenw. Abbott Lawrence. Cincinnati, Ohio, Ver. Staaten.

*** In einer preußischen Provinzialstadt ist gegen eine Dame Anklage wegen Meineids erhoben worden, weil sie unter den beschworenen Generalfragen ihr Alter aus Eitelkeit um zwölf Jahre zu niedrig angegeben hatte.

Frankfurt, 6. August.

Concertanzeige.

Den hiesigen Musikfreunden diene zur vorläufigen Notiz, daß Herr Blaes, erster Klarinettist Sr. Majestät des Königs der Belgier und Professor am Conservatorium in Brüssel, und Frau Blaes-Meerti, Sängerin, sowie Fräulein Fanny de Bas, die in der Klasse der Madame Plapel im Brüsseler Conservatorium mit dem ersten Preis ausgezeichnet worden ist, im Lauf der nächsten Woche, wahrscheinlich im Saal des Herrn Andrä, Haus Mozart, eine musikalische Morgenunterhaltung geben werden. Die genannten Künstler befinden sich gegenwärtig in Bad Homburg.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 7. August. Johann von Paris, komische Oper in zwei Abtheilungen.

Sonntag, den 8. August. Debora, Schauspiel in vier Abtheilungen, von Mosenthal.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№. 189. Montag, 9. August **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Welche Veränderung können doch zwei Jahre in einem vierzehnjährigen Mädchen hervorbringen, das heißt, zwei Jahre des Reichtums, der Gesundheit und Erziehung! Eine Gestalt schwebte heran, so vollkommen, wie ein Bildhauer sie nur je in seiner Fantasie gesehen; — mit so viel Geist und Lieblichkeit in dem jugendlichen Antlitz, wie ein Bildhauer nie in seinem Marmor auszudrücken vermag. Sie ging nicht, sie berührte den glänzenden Parkettboden kaum mit ihren zierlichen Füßen; elastisch schien sie bei jedem Schritt sich zu heben und hätte füglich eine mit der Nektarschale tanzende Hebe darstellen können, oder auch eine jener Nymfen der Venus, die, beiläufig gesagt, gewöhnlich schöner sind als Venus selbst, wenn diese Damen, Rosen auf den Pfad der Göttin streuend, vor ihr herschreiten. Nie zuvor hatte ich eine so fesselnde Erscheinung gesehen, die Lieblichkeit, Schönheit und Würde in den reizenden Zügen, um die festgeschlossenen Lippen und auf der hohen Stirne in so reichem Maße vereinigt. In diesem Augenblick trat freilich die Würde ein wenig hinter den durchsichtigen Schleier zurück, den die sechzehn Frühlinge über das Antlitz des holden Mädchens hingen; jedenfalls aber erstirbte sie und war bereit in jedem Augenblick lebenskräftig hervorzutreten, sobald nur jener Schleier im mindesten gelüftet wurde — grade so, wie in einem gut ausgeführten Nebelbilde die ernsten, majestätischen Umrisse eines griechischen Tempels bereits hinter den verschwimmenden Linien einer Laube in irgend einer Zauberlandschaft sichtbar werden. Und wenn ich nun von diesem prachtvollen Geschöpf auf Mr. Hooker blickte, auf seine gutmütigen, aber ausdruckslosen Züge, auf seine wasserblauen, glanzlosen Augen, auf seine nichtssagenden Lippen, auf seine Vornehmthuerei, sein vorlautes, spöttisches, verächtliches Benehmen: — ich hätte ihn mit unsäglichem Vergnügen auf der Stelle todtschlagen mögen!

Ihr Vater war unverändert geblieben; das war noch immer dieselbe stattliche Gestalt, dasselbe wohlwollende Lächeln, dasselbe behäbige Aussehen, als trüge er die Diamantengruben Golconda's in der einen, die englische Bank in der andern Tasche, derselbe Metallklang in seiner Stimme, als wenn er seine Kehle mit Guineen ausgefüllt hätte!

Wober mag es wol kommen, dachte ich, indem ich auf Vater und Tochter blickte, daß der Reichtum immer sänftigend und verfeinernd auf Frauen wirkt, während er Männer nur aufbläht und aufgedunsen macht? Wol mag der Grund darin liegen, daß sich im Mann das Element der Schreibstube hartnäckig gegen das des Salons wehrt, in welchem der in Geschäften Wühlende sich meistens unbehaglich fühlt. Am Morgen hat er vielleicht Schlachten mit Zuckersäffern ausgefochten, Nachrichten erhalten, daß ein Correspondent auf Ceylon zahlungsunfähig geworden, daß die Ernte auf Jamaica mißraten, daß die mexikanischen Staatspapiere gewichen; unmöglich kann er sich nun am Abend dem heitern, oberflächlichen Geländel und Geplauder, das im Boudoir zu Hause ist, mit Ungezwungenheit hingeben. Will er aber nun doch mit aller Anstrengung den feinen Weltmann spielen, so wirft er sich gewöhnlich auf politische Kannegießerei, spricht von Lord George und Sir Robert und Lord John, wobei er mit gewaltigen Anstrengungen sich den Gedanken zu entringen strebt, die noch immer bei Indigo- und Gewürznelkensäffern weilen. Wie ganz anders ist es aber mit der Tochter! Bei ihr repräsentirt der Reichtum nur die Abwesenheit jener kleinlichen, lästigen Plackereien, die den Kreis der Gedanken in allen Fällen verengern, in denen das Gemüt sich selten für lange Zeit des grausen Gedankens an die Wochenrechnung entschlagen kann! Sie ist von Pracht, Luxus und Ueppigkeit umgeben; selbst die Möbel und die Ausschmückung ihres Gemachs repräsentiren neue Anmut und Grazie auf sie. Die blaue See mit schaukelnden Wogen, ein schönes Bild von Stansfield, flößt ihrem täglichen Gedankengange reges Leben und reizende Frische ein; antike Vasen, Statuetten nach Canova, niederländische Blumenstücke sind ihr fortwährend eine liebe Umgebung und vertraute Gefährten. So wird ihre Natur ohne Unterlaß veredelt und gehoben und ihr ganzes Wesen so anmutsvoll, so rein, so elegant gestaltet, als wenn sie in direkter Linie von den Plantagenets abstammte.

Wir haben hier einen köstlichen Spaß gehabt! rief Mr. Hooker Emily zu, die eben in unsere Nähe kam; Ihr Name, als ihn der meldende Lakai ausrief, hat einen solchen Eindruck auf einen der Musikanten gemacht, daß er plötzlich mit einer überaus komischen Dissonanz zu spielen aufhörte. Die Geschichte kann ihm übrigens theuer zu stehen kommen und er mag sich nur im vorhinein auf die Lection freuen, die ihm sein Kapellmeister ertheilen wird. — So war es nur einer? fragte Emily; ich dachte, das ganze Orchester hätte plötzlich inne gehalten. — Der arme junge Mensch mit der Flöte hat sie alle aus dem Contert gebracht, antwortete Hooker; er pfiff dergestalt auf seinem Instrument, daß man glauben konnte, ein Locomotiv lasse seine schrillen Töne in einem Tunnel hören; seitdem hat er es aber auch nicht mehr gewagt, die Augen aufzuschlagen. — Der Arme, bedauerte Emily; welcher ist es denn? zeigen Sie mir ihn doch! — Sehen Sie den ausländisch aussehaunenden, bebarteten Jungen mit dem blassen Gesichte, gleich hier neben uns? der hat das Kunststück zu Stande gebracht, das er schwer wird büßen müssen. — O nein! Sie sagten ja, meine Ankunft sei die Veranlassung zu seinem Unfall gewesen; so muß ich es denn auch versuchen, weitere schlimme Folgen für ihn zu verhüten.

Trotz aller meiner Bemühungen, mir den Anschein zu geben, als hätte ich das ganze Gespräch überhört, fühlte ich doch, wie

bald Purpurröte, bald Leichenblässe mein Angesicht bedeckte, je nachdem Aerger oder Scham die Oberhand bebielten. — Ich griff nach meiner Flöte; ich wollte den Saal verlassen — den glücklichen Hooker zu Boden schlagen — mich meinem alten Freunde Mr. Pybus vorstellen; ehe ich jedoch in dem Gedankenchaos, das auf mich einstürmte, einen bestimmten Entschluß fassen konnte, fühlte ich, daß sie freundliche Worte an mich richtete. Ich sage, ich fühlte es, da ich es nicht wagte, nach dem Orte zu blicken, an welchem sie mit ihren Gesellschaftern stand. Ich starrte stier ins Leere und eben so leer mag auch der gestrieche Ausdruck meiner Physiognomie in jenem Augenblick gewesen sein. — Er hört nicht auf mich, sagte sie zu Hooker; vielleicht versteht er gar nicht englisch. — Hallo, Sie, Sir, rief der angesprochene Gentleman, hören Sie nicht, daß das Fräulein zu Ihnen spricht? Sind Sie vielleicht ein „Deutschmann“ oder ein „Parlez-vous?“

Er hatte seine Hand in ziemlich rauher Manier auf meine Schulter gelegt, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ich sprang auf, schüttelte die Hand ab, als wenn sie eine Kröte gewesen wäre, und war im Begriff etwas sehr ungeremtes zu sagen oder zu thun, als mich Emily's ängstlicher Blick zurückhielt, die denken mochte, ich wolle Mord und Todtschlag üben an dem unglücklichen Gegenstand meines Grimmes.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

Nach einer Schilderung des Peter Brantome.
Mitgetheilt von R**n.

(Schluß.)

Sie hatte inzwischen auf die Kniee sich niedergelassen und sprach nun noch inbrünstig mehre Gebete für das Heil des Papstes, der Könige von Frankreich und von Spanien und sogar für das der Königin von England; sie flehete dabei zu Gott, diese Personen sowie ihren Sohn mit seinem heiligen Geiste zu erleuchten und die Insel Britannien und Schottland zu bekehren. Dann sich wieder erhebend rief sie ihre Frauen zu sich, um ihr den schwarzen Schleier, der dieselbe zum Theil verhüllte, nebst dem Kopfschmuck und andern Gegenständen ihres Anzuges abzunehmen, und als der Nachrichter dabei hülfreiche Hand leisten wollte, sagte sie zu ihm: Ruhig, mein Freund, laß mich unberührt. Indessen vermochte sie doch nicht ganz zu verhindern, daß er sie nicht angefaßt hätte; denn nachdem ihr Schleppkleid von ihr bis an den Gürtel hinuntergestreift worden war, ergriff er ziemlich unsanft einen ihrer Arme und zog ihr auch das Mieder ab, so daß die Brust, der Nacken und die Arme derselben, weißer als Alabaster, ganz entblößt zu sehen waren. Maria fügte sich in das Unvermeidliche, schlug verschämt die Augen nieder und äußerte nur, sie sei weder gewohnt vor den Leuten, oder gar im Angesicht einer so zahlreichen Versammlung — es sollen mehr als zweihundert Personen zugegen gewesen sein — sich zu entkleiden, noch einen solchen Kammerdiener zu haben. Der Nachrichter kniete sogleich vor derselben nieder und bat sie um Verzeihung, worauf sie ihm antwortete, sie vergebe ihm sowie allen denjenigen, die Schuld an ihrem Tode seien, eben so bereitwillig und aufrichtig, als sie glaube, daß ihre Sünden ihr von Gott würden vergeben werden. Sie ließ sodann von der betreffenden Kammerfrau das vorher derselben übergebene Schnupftuch sich darreichen.

Zu den Gegenständen, mit denen Maria geschmückt war, gehörte auch ein goldenes Kreuz, welches in einer Einfassung ein Stückchen Holz von dem wahren Kreuze des Erlösers nebst seinem Bilde enthielt. Dieses Kreuz wollte dieselbe einem ihrer Hoffräulein zum Angedenken verehren; der Nachrichter aber gestattete solches nicht, ungeachtet sie ihn gebeten (?) hatte, darein zu willigen und demselben von ihr die Zusicherung ertheilt worden war, das Fräulein werde ihm den Wert des Kreuzes dreifach vergüten. *

Als Maria auf ihren letzten Augenblick ganz vorbereitet war, küßte dieselbe ihre sämmtlichen Frauen und gab ihnen die Erlaubniß, sich zu entfernen, wobei sie denselben noch mit dem Zeichen des Kreuzes den Segen ertheilte. Es wurden ihr nun die Augen mit dem vorhin erwähnten Tuche von derjenigen Kammerfrau verbunden, die sie hierzu auserwählt hatte, und als solches geschehen war, ließ dieselbe sogleich auf die Kniee sich nieder, ohne die mindeste Furcht zu verraten. Ihr edles, würdevolles Verhalten machte auf die Anwesenden einen ebenso tiefen, wie innigen Mitgefühl erregenden Eindruck und nur wenige Augen blieben trocken; auch empfanden gewiß die mehrsten der versammelten Personen über die Ungerechtigkeit, die hier gegen das unglückliche und schuldlose Schlachtopfer verübt wurde, die heftigsten Gewissensbisse.

Da der Diener des Satans ** noch immer bemüht war, die Seele Maria's zu tödten, und sie von demselben in ihrem Gebete gestört wurde, so sprach sie mit lauter Stimme den Psalm, welcher beginnt: In te, Domine! speravi, non confundar in aeternum, *** bis zu Ende. Dann beugte sie sich über den Block und während die Worte: In manus tuas, Domine! commendo spiritum meum, **** aus ihrem Munde vernommen wurden, gab ihr der Nachrichter einen starken Hieb mit dem Beil, † jedoch auf so ungeschickte Weise, daß er statt des Halses den Hirnschädel traf; erst durch den dritten Hieb wurde ihr Haupt von dem Rumpfe getrennt, damit, wie man glauben könnte, ihr Märtyrertod verlängert und glorreicher gemacht würde. Hierauf erfaßte der Nachrichter den Kopf an den Haaren, zeigte solchen mit hoch emporgebobenem Arme den Umstehenden und rief aus: Heil der Königin Elisabeth! so muß es allen Feinden des Evangeliums ergehen! ††

Nachdem dieses gräßliche Trauerspiel beendet war, wendeten die Frauen Maria's, besorgt für die sterblichen Ueberreste derselben, ††† sich mit der Bitte an Paulet, ihnen zu gestatten, die Leiche mit dem, zu deren Beisetzung erforderlichen Anzuge versehen zu dürfen. Dieses wurde denselben jedoch verweigert; sie mußten, ohne ihrer Gebieterin den beabsichtigten frommen

* Die Glaubwürdigkeit dieser sonst nirgends sich findenden Angabe muß nothwendig bezweifelt werden, da es kaum denkbar ist, daß man in der Mißachtung gegen Maria so weit gegangen sein sollte, dem Nachrichter ein solches Recht einzuräumen.

** Hiermit bezeichnet Brantome in glaubensstrenger Weise den protestantischen Geistlichen.

*** Psalm 70, Vers 1, der Vulgata: „Herr, ich traue auf dich; laß' mich nimmermehr zu Schanden werden.“ Psalm 71, Vers 1, der Uebersetzung Luthers.

**** Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!

† Maria soll bei dem Erblicken des Beiles geäußert haben: Wahrlich, wenn dieses hätte ich es gesehen, daß ich nach französischer Art mit dem Schwerte enthauptet worden wäre.

†† Brantome legt irrigerweise diese Worte dem Nachrichter in den Mund. — Als das Haupt Maria's gefallen war, sprach der Dialon von Peterborough die bei solcher Gelegenheit übliche Schlußformel: „So mögen alle Feinde Elisabeths umkommen,“ worauf nur allein der hartherzige Graf Kent „Amen!“ hinzufügte.

††† Mehre Schriftsteller haben nicht für unwert erachtet zu erwähnen, daß ein kleiner Hund, den Maria besonders liebte, ihr auf das Blutgerüst folgte, sich von derselben durchaus nicht trennen wollte und neben ihrer Leiche stark.

Dienst erweisen zu können, den Saal verlassen, welcher fest verschlossen wurde. An dem darauf folgenden Tage nahmen dieselben durch eine kleine Oeffnung, die sie in einer der Thüren des Saals entdeckt hatten, wahr, daß über der gänzlich entkleideten Leiche ein von der Tafel des Billards, welches sich in dem Schlosse befand, losgerissenes Stück Tuch ausgebreitet lag, das den so ungemein schon geformten Körper kaum zur Hälfte verhüllte. So blieb Maria's irdische Hülle liegen, bis solche anfing in Verwesung überzugehen. Erst dann wurde dieselbe in einen bleiernen Sarg gelegt und dieser sechs Monate hindurch in dem Schlosse Fotheringay aufbewahrt, hiernächst aber auf den Befehl Elisabeths in die Kathedrale zu Peterborough gebracht. *

Gewiß wird Maria in dem Andenken der Welt stets glorreich fortleben, bis mit der Zeit irgend ein guter Papst sie wegen ihres Märtyrertums heilig spricht.

Diese Königin, an Schönheit ohne Gleichen,
Fiel der größten Ungerechtigkeit zum Opfer;
Kann im Herzen man wol treu am Glauben halten,
Ohn' nach solchem Frevel sich zu wehn an Rächer? —

Hier endige ich diese Abhandlung.

*

Zu den bevorstehenden Mittheilungen Brantome's fügen wir noch folgendes.

Das letzte Gebet der Maria Stuart, das sie selbst auf Latein in ihren letzten Stunden dichtete, heißt:

O Domine Deus,	Herr Gott, o ich habe
Speravi in te;	Gehofft auf dich;
O care mi Jesu,	Mein Jesu, Herzliebster,
Nunc libera me!	Befreie nun mich!
In dura catena,	In Ketten und Jammer,
In misera poena	In grausamer Kammer
Desidero te,	Begehr' ich nur dich.
Languendo, gemendo	In grambvoller Lage
Et genuflectendo	Ich kniend die klage
Adoro, imploro,	Mein Wehe und flehe:
Ut liberes me!	Erlöse du mich!

Die Katholiken schrieben auf das Grabmal in Peterborough: „Hier liegt mit der Asche Maria's die Majestät der Könige." An diese Worte knüpft ein ungenannter französischer Schriftsteller der Neuzeit die Bemerkung: „Die Katholiken hatten Recht. Der Convent war durch Elisabeth gelehrt worden, wie man eine Königin tödtet. Marie Antoinette folgte der Maria von Schottland. Beide waren schön, beide unbedachtsam, beide leichten Sinnes; aber der Geist der einen, glänzender und poetischer, hat die Erinnerung an dieselbe mit einem Glanze, mit einer Hoheit umgeben, welche die Königin von Frankreich so wenig während ihres Lebens als vor ihrem Hingange zum Blutgerüst besaß. Der Tod Maria's war schöner, rührender; es findet sich vielleicht in der Geschichte kein so heiteres, so erhabenes Ende. Nie erschien Maria der Begeisterung ihrer Verehrer, der Bewunderung der Dichter, der Krone die sie trug würdiger, als an dem Tage, da sie als Opfer fiel... Date lilia. **

Einige von denen, die Maria besonders ergeben waren, starben vor Schmerz über deren schreckliches Ende. Zu der Zahl dieser gehörte der Gatte einer ihrer früheren Dienerinnen, Maria Lambeun, welche, um diesen doppelten Tod zu rächen, den Versuch machte, Elisabeth zu erdolchen. Die Tochter Anna Boleyns, diesmal edelmüthig, verzieh die aus Verzweiflung begangene Frevelthat.

Sobald Elisabeth von der Hinrichtung Maria's Kunde erhalten hatte, stieß sie ein Geschrei des Unwillens und Schmerzes aus, legte tiefe Trauer an, ließ aber auch zugleich große Freudenfeuer auf allen öffentlichen Plätzen anzünden. Sämmtliche Schiffe wurden in den Häfen zurückgehalten, damit die grausenhafte Nachricht nur durch ihre Bevollmächtigten und so abgefaßt, wie es ihre Vorschrift befaßte, auf den Continent und besonders nach Frankreich gelangte. Der Staatssecretär Davison wurde in den Tower geschickt und zu einer Geldstrafe von zehntausend Pfund Sterling verurteilt, unter dem Vorgeben, er habe die Königin durch List dazu verleitet, ihr Gewissen mit der Unterzeichnung des Todesurtheils zu belasten, und das Ansehen des Großschatzmeisters Burleigh selbst schien bedroht.

Der Gesandte Frankreichs hatte sich voll Bestürzung in seine Wohnung verschlossen; drei Wochen nach der blutigen Katastrophe ließ Elisabeth denselben einladen, sie in einem Landhause des Erzbischofs von Canterbury zu besuchen. Sobald sie denselben erblickte, überhäufte sie ihn mit den ausgesuchtesten Beweisen ihrer Huld und erschöpfte sich in Versicherungen ihrer Freundschaft für Heinrich III., indem sie gleichzeitig das Versprechen gab, demselben zum Zwecke der Belagerung der Ligue ihre ganze Heeresmacht zur Verfügung stellen zu wollen.

Der Gesandte hatte sich vorgenommen, in Betreff des Ereignisses, welches fortwährend seine Gedanken beschäftigte, nicht dem Mund zu öffnen. Elisabeth, die endlich dieses Vorsatzes inne wurde, ergaste die Hand desselben, zog ihn auf die Seite und sprach tief seufzend zu ihm: „In der Zeit, da ich Sie nicht gesehen habe, ist mir das größte Unglück begegnet und zugleich ein so herber Kummer bereitet worden, wie ich noch niemals einen ähnlichen erfuhr; es ist dies der Tod meiner guten Schwester, der Königin von Schottland, an welchem — bei Gott selbst, bei meiner Seele und meinem ewigen Heile sei es geschworen — ich vollkommen unschuldig bin. Zwar habe ich in der That den Befehl unterzeichnet; aber ich bin dabei von einigen meiner höchsten Staatsbeamten getäuscht worden, worüber ich mich nicht zu beruhigen vermag, und ich rufe Gott zum Zeugen an, daß wenn ich nicht die Länge der Zeit berücksichtigte, während deren dieselben mir bereits gedient haben, ich ihnen den Kopf abschlagen lassen würde. Ich habe einen Frauenkörper, aber in demselben befindet sich ein Männerherz."

Der Gesandte erwiderte kein Wort, das Maria Stuart betraf. Ein an denselben gerichtetes Schreiben Heinrichs III. beweist, das dieser Monarch keinen Augenblick durch die Verstellung des weiblichen Tiberius sich irren ließ; eine Verstellung, die so widrig und besonders so plump war, daß sie ihr von allen Schriftstellern vorgeworfen worden ist.

Zu den mancherlei listigen Kunstgriffen, deren dieselbe sich bediente, gehörte auch noch ein anderer, der nicht weniger ungeschickt ausfiel. Die beiden Secretäre der unglücklichen Königin, Nau und Curl, als Mitschuldige derselben verhaftet, wurden in Freiheit gesetzt, nachdem man sie eine Schrift hatte unterzeichnen lassen, in der dieselben erklärten, gegen ihre Gebieterin Zeugniß abgelegt zu haben, ohne dazu durch Gewalt, Zwang oder Bestechung bewogen worden zu sein; man konnte wol nicht besser das Gegentheil darthun.

* Im Jahr 1612 ließ Jacob I. die sterblichen Ueberreste seiner Mutter in der Kapelle Heinrichs VII. in Westminster beisetzen.

** Reichet Lilien dar.

Das Sängerfest in Düsseldorf.

△ Düsseldorf, 5. August.

Vierter Tag.

Wie unser Gesangsfest durchweg von dem glänzendsten Erfolg gekrönt war, so war auch der gestrige Schluß desselben ein der großartigen Feier durchaus würdiger. Der vierte Tag war lediglich der bildenden Kunst geweiht; unsern lieben Gästen einen Genuß zu bereiten, wie er ihnen anderswo nicht geboten werden kann, war Aufgabe unserer berühmten Künstlergesellschaft „Malkasten". In wahrhaft großartiger Auffassung wurde in innigster Verbindung mit der Musik ein Festspiel: „Die Macht des Gesanges" durch einen Cyklus lebender Bilder dargestellt. Die Bilder waren folgende: 1. Orpheus befreit Eurydice aus der Unterwelt, von P. v. Cornelius, unter Gesangesbegleitung aus der Oper von Gluck, die Solopartie vorgetragen von Fräulein Sofie Schloß; 2. des Sängers Fluch nach Felz mit Musik aus der dritten Simfonie von Robert Schumann; 3. das Volkslied: „Muß i denn zum Städtle hinaus", nebst einem Abschiedslied, vorgetragen von Fräulein Mathilde Hartmann; 4. Friedrich der Große, in der Schlacht von Zorndorf, unter Begleitung des Dessauer Marsches; 5. das „Ave Maria" nach Ruben, begleitet von dem Gesange: „Salve regina" von Hauptmann; 6. das Begräbniß des Fischersohnes nach Robert, begleitet vom ersten Satz aus Cherubini's Requiem; 7. Schlußtableau: die Musen erscheinen in heiterer Landschaft auf einer Anhöhe, zu den Seiten im Vordergrund als Gruppen Orpheus, dann der junge und der alte Sänger aus dem zweiten Bilde. ferner der Bursche und seine Geliebte aus dem dritten, dann der alte Fritz aus dem vierten und endlich die Mönche aus dem fünften und sechsten Bilde. Die Musen Thalia, Euterpe und Erato erscheinen mit Kränzen in den Händen, während Euterpe einen Festgruß an die Sänger richtet.

Diese Bilder, mit der größten Präcision ausgeführt, setzten die Zuschauer wahrhaft in Erstaunen, da sie hier etwas schauten, von dem ein großer Teil der Versammlung bisher keine Ahnung gehabt hatte. Mit diesem sinnigen Bilde schloß unser Gesangesfest. Die weiteste Ferne wird Kunde bekommen von der herrlichen Feier, da selbst von den äußersten Marken des deutschen Vaterlandes, aus der Kaiserstadt an der Wien, ein Abgesandter des dortigen Sangvereins erschienen war, der auf einem kunstvoll lithographirten Blatte einen herzlichen Sängergruß überbrachte, und nun der beste Bote von den Ufern des Rheines sein wird, um zu verkünden, wie hier das deutsche Lied seine Allgewalt bekundet und sich als das feste Band bewährt, das die deutschen Völkerstämme in brüderlicher Eintracht zusammenhält. „In Fried' und Streit, ein Lied ein gut Geleit!"

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

In diesen Tagen ist in Berlin der in der neueren Kunstgeschichte als Besitzer einer der wertvollsten Kupferstichsammlungen bekannt gewordene Stadtrat Friedemann mit Tod abgegangen. In weiteren Kreisen ist eine zweite Sammlung, die in dem Nachlasse des Verstorbenen sich gleichfalls vorfindet, eine Sammlung der kostbarsten Glasgefäße aus allen Zeiten, weniger bekannt gewesen. Die überaus seltenen Erzeugnisse der venetianischen Glasfabrication, welche einen wichtigen Bestandtheil dieser Sammlung bilden, geben derselben einen fast unschätzbaren Wert.

Bei dem neuen Theaterbau in Hannover werden jetzt die Zurüstungen zur Aufstellung der für den Theaterbalkon bestimmten Statuen getroffen, die zum Theil bereits abgeliefert sind. Es wird eine wunderliche Maskerade werden: Sophokles, Terenz, Shakespeare, Calderon, Molière, Goldoni, Lessing, Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven und C. M. v. Weber im erträumten Kostüm ihrer Zeit so dicht neben einander zu sehen, und es fehlte nur noch, daß man im Innern, z. B. auf dem Vorhang, eine ähnliche Zusammenstellung anbrächte, um von dem Geschmack der Residenz ein stummes, aber sehr beredtes Zeugniß abzulegen.

Am 26. Juli begann in Paris die Versteigerung des Kunstnachlasses des verstorbenen Bildhauers Pradier. Die Marmorstatue der Sappho, welche bei der diesjährigen Ausstellung die Ehrenmedaille von 4000 Franken davontrug, wurde von der Regierung für 13,000 und eine Gypsgruppe, „Homer und sein Führer", für Rechnung der Stadt Genf um 3070 Franken angekauft. Für das im Kleinen ausgeführte Modell der Sappho wurden 1000, für eine Bronzegruppe 2000 und für eine Bronzestatue 1000 Franken bezahlt.

In London erscheint eine neue Ausgabe von Shakespeare's Werken von Halliwell in zwanzig Foliobänden, die binnen sechs Jahren vollendet sein und 250 Thaler kosten sollen. Es werden nur 150 Exemplare gedruckt. Jedem Stück wird die vollständigste Erläuterung beigegeben, unter andern auch die Erzählung oder das ältere Drama, die der große Dichter benutte.

Der Gothenburger Zeitung vom 24. Juli zufolge ist am Tage vorher in einer Versammlung des Magistrats und der Aeltesten der Bürgerschaft in Gothenburg beschlossen worden, daß, nachdem die für Gothenburg bestimmt gewesene Gustav-Adolf-Statue am 13. Juli auf Helgoland verkauft worden, sogleich eine neue Statue bei dem Director J. v. Miller in München bestellt werden soll. Man hofft, dieselbe vor Johanni nächsten Jahres dort anlangen zu sehen.

Tabletten.

*** Gegenwärtig befindet sich in Berlin ein Herr v. Kaufungen, der noch Page bei Friedrich dem Großen war. Er ist ein Abkömmling des bekannten Prinzenräubers Kunz v. Kaufungen und jetzt 85 Jahre alt, dabei noch sehr rüstig an Geist und Körper, und diente in der preußischen Armee bis zum Jahr 1819, wo er als Major aus derselben schied. Er ist auf den Wunsch des Königs aus Königsberg gekommen, um sich Seiner Majestät vorzustellen.

*** Aus dem Schweizerkanton Uri schreibt man, daß einige Bauern von Wasen, die auf der Göschneralp nach Bergkrystall suchten, durch das Sprengen einer kleinen Mine eine Höhle gefunden haben, die ganz von Krystallen ausgefüllt ist. Es sollen sich darunter Stücke von neunzig bis tausend (?) Pfund Gewicht befinden.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 9. August. Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in zwei Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 190. Dienstag, 10. August **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Der Teufel steckt in dem Jungen, rief Mr. Hooker; er könnte nicht stolzer darein sehen und wenn er ein verkleideter Prinz wäre. — Wollen Sie gütigst entschuldigen, Fräulein, daß ich Sie nicht gleich hörte, als Sie mir vorhin die Ehre erwiesen, mich anzusprechen? fragte ich. — Ich bedauerte nur, daß ein Unfall mich des Vergnügens beraubt, Ihr Flötenspiel hören zu können. Wahrscheinlich ist an den Klappen des so schönen Instrumentes plötzlich etwas beschädigt worden? — So ist es. — Ein unangenehmes Ereigniß, vor welchem übrigens kein Virtuose je sicher sein kann. — Ueben Sie den musikalischen Beruf schon lange aus? — Nicht sehr lange. — Er erfordert ungemein viel Ausdauer, um es zur Vollkommenheit zu bringen, mehr Zeit und Uebung, als, wie man mir gesagt hat, nötig sein dürfte, in Orford alle ersten Preise in einer Klasse zu erringen, und doch sind alle ersten Preise in einer Klasse zu erringen, und doch sind alle Lohn und Ausbeute, deren der Musik treibende Künstler theilhaftig werden kann, verhältnißmäßig nur sehr geringfügig. — Entsetzen ergriff mich. Hatte das Mädchen mich erkannt und neckte sie mich mit dem Beruf sowol, den ich hier vertrat, als mit der früheren Laufbahn, von der ich abgegangen war? — Keine Ausbeute kann geringfügig genannt werden, entgegnete ich rasch, wenn sie nur zur Unabhängigkeit führt und Selbstachtung möglich macht. — Sie haben Recht. Geben Sie auch Lectionen? — Nein. — Ach, daß sich doch so viele Künstler aus falschem Stolze weigern, Unterricht zu ertheilen, weil sie wähnen, es setze sie diese Beschäftigung in der Achtung des Publikums herab. Ich aber bin durchaus nicht dieser Ansicht; sind Sie es vielleicht? — Was konnte ich hierauf entgegnen? Offenbar hatte mich das Mädchen trotz meines falschen Bartes und meiner gefärbten Augenbrauen erkannt. Ich schaute ihr ins Gesicht. In diesen reinen Zügen ließ sich jedoch kein Anzeichen hämischen Spottes entdecken; aus ihnen sprach nur Güte und Mitleid, das unmöglich verletzen konnte, da es mit inniger Theilnahme Hand in Hand ging, welche meiner Eigenliebe nicht wenig schmeichelte. — Fräulein, ich habe nie zuvor daran gedacht, Schüler zu unterrichten. — Nun, so werden Sie es jetzt. Längst sehnte ich mich darnach, bei meinem Klavierspiel eine Flöte zur Begleitung zu haben. Ich werde gleich mit Papa darüber reden. — Miss Pybus, flüsterte Mr. Hooker, Sie werden vielleicht jetzt lange genug mit dem Musikanten gesprochen haben und darum erlaube ich mir, Sie an Ihr Versprechen zu erinnern, diesen Walzer mit mir tanzen zu wollen. — Recht gern, sagte sie, da ich gegebene Versprechen nie zurücknehme.

Nun war ich wieder allein; später sah ich sie während einer Pause mit ihrem Vater sprechen. Gleich einem gigantischen Schmetterling legte sich ein breites Lächeln über seine heitern Züge; kopfnickend faßte er sie am Kinn und wie ein Pfeil schoß sie hinweg, fortwährend von dem breiten Lächeln verfolgt. Ich war es nachgrade müde geworden, Zeuge der Glückseligkeit des Mr. Hooker zu sein, und wollte mich eben geräuschlos hinwegbegeben, als plötzlich Mr. Pybus glänzenden Angesichtes neben mir stand. — Meine Tochter sagt mir, begann er, Sie würdeu einwilligen, ihr ein wenig musikalischen Unterricht zu ertheilen und ihr Klavierspiel mit der Flöte zu begleiten. — Ich weiß nicht, Sir, stammelte ich, und wollte eben eine Einwendung vorbringen, als ich das Auge der herrlichen Emily, die tanzend näher schwebte, auf mich gerichtet erblickte. — Es ist gut; wenn sie mit Ihren Talenten zufrieden ist, so kann ich es gewiß auch sein. — Kommen Sie nur Freitag nach Muswell-Hill, ins Holly-Hock-Houfe, zu Mr. Pybus. Hier ist meine Karte; wir werden Gesellschaft haben und Sie können dann gleich accompagniren; nehmen Sie einen Fiaker für den Abend und lassen Sie mich dann Ihre Auslagen wissen; wir werden keines Richters bedürfen. — Ich weiß wirklich kaum . . . . — O, entgegnete der Papa, jedermann zeigt Ihnen Holly-Hock-House; jeder Fiaker kennt es. — Sie machen mir eine große Freude durch Ihre Zusage, ließ sich nun die Tochter vernehmen, die der Tanz wieder in unsere Nähe gebracht hatte; ich werde Freitag Ihrer warten.

Was konnte ich nun anderes thun, als mit zustimmender Verbeugung mein Jawort geben? — Ich mußte bereits im tiefen Schlafe gelegen haben, als Katzbach nach Hause kam, wenn er überhaupt in dieser Nacht nach Hause gekommen war. Entsetzliche Traumbilder verfolgten mich. Wol tausend Dämonen umstanden mein Bett, die sämmtlich Flöte bliesen. Zwanzig Hamlets, sammt und sonders schwarz bekutet und schwarz bestrumpft, flöteten ihr Sein oder Nichtsein auf demselben entsetzlichen Instrument. Dann träumte ich von Emily Pybus, die sich aber sogleich in Miss Claribel im Ophelienkostüm umwandelte. Alle Ereignisse meines früheren Lebens kamen in chaotischen Massen nach und nach an mir vorüber. Bekannte Gesichter blickten von allen Seiten ins Zimmer — Mr. Montalbau, der alte Schulmeister von Pudblecomb, die Examinatoren, Miss de la Rose und Fitz-Edward — Alle aber pfiffen und bliesen auf der unvermeidlichen Flöte, ein deutlicher Beweis, daß meine Eitelkeit von dem Unfall auf dem Ball aufs empfindlichste verletzt worden war. Als ich erwachte, fragte ich mich, ob ich vielleicht Opium genommen hätte, so sehr fühlte ich mich verwirrt und fieberdurchglüht; es war aber einzig und allein meine Eigenliebe, die solchen Sturm in mir hervorgerufen hatte, und vor allem verfolgte ich wachend und schlafend den Mr. Hooker mit wahnsinnigem, unversöhnlichem Haß. Ich beschloß mich bei Katzbach Rats zu erholen, dem ich ohnehin alle Einzelnheiten

meiner früheren Lebensgeschichte — die Namen der Personen abgerechnet, deren Verschweigen mir Pflicht dünkte — mitgetheilt hatte, ihm den ganzen Fall vorzulegen und dann nach seiner Ansicht zu handeln. — Die große Frage, die ich mir vorlegte, lautete: Wirst du denn wirklich nach Muswell-Hill gehen und dort Unterricht in der Musik ertheilen, nachdem du das gleiche Anerbieten bezüglich der Literatur früher mit so vieler Entrüstung ausgeschlagen hast — Ich mußte mich entweder seit damals sehr geändert haben, oder — Emily in ihrer Eigenschaft als Schülerin weit mehr Anziehungskraft besitzen, als dies in ihrem vierzehnten Lebensjahre der Fall gewesen. Ein gewisser romantischer Reiz lag auch in dem Umstand, unter der Hülle des Incognito, das ich nun einmal angenommen hatte und folglich auch weiter beibehalten mußte, näher mit ihr bekannt zu werden; überdies fühlte ich mich in der Eigenschaft eines Musikers, dem ein unglücklicher Zufall begegnet war, weit weniger entwürdigt, als in jener eines Schulknaben, dessen schönste, kühnste Hoffnung durch eine Prüfung zu nichte geworden. — Trotz aller dieser Reflexionen sollte jedoch Katzbach, der mir als sehr welterfahren galt, mit seinem Urteil den entscheidenen Ausschlag geben.

Die Besprechung mit Katzbach fand jedoch nicht statt, da ich am nächsten Morgen nachstehendes Billet von ihm empfing:

„Der gestern stattgefundene Zufall läßt unsere Thätigkeit bei Privatunterhaltungen einigermaßen gefährlich erscheinen. Sie werden nie im Stande sein, Ihr Incognito mit Erfolg andauernd durchzuführen. Ich habe einige Nachricht über den Aufenthaltsort meiner Ellinor erhalten. Sie werden mich daher die nächsten zwei Tage hindurch nicht zu Gesichte bekommen. Setzen Sie einstweilen Ihre Proben mit Miss Claribel fleißig fort und gehen sie am Donnerstag mit ihr nach Chatham. Die dortige Truppe wird Sie mit offenen Armen und großem Entzücken empfangen, da ich in Ihrem Namen ein Douceur im Betrage von fünf Pfund und ein Souper nach der Vorstellung versprochen habe. Ich werde mich schon zur rechten Zeit einfinden, um die Ouverture zu dirigiren; jetzt aber eile ich nach Guildford, wo der mir zugekommenen Auskunft zufolge das Ideal meines Lebens an der Spitze einer Mädchenschule steht. Das Bild, das man mir von der Schulhalterin entworfen hat, ist nämlich das eines Engels und hat daher Porträtähnlichkeit mit meiner Ellinor. Wachen Sie sorgfältigst über Miss Claribels Kunst. Schönheit ist nur eine vergängliche Blume. Das ist auch mein Fall. Augustus Tooks."

(Fortsetzung folgt.)

Ida Pfeiffer auf Borneo.

Ein Reisebericht.

Einem noch ungedruckten Privatbericht der berühmten Reisenden aus dem Innern von Borneo an einen ihrer Londoner Freunde entlehnen wir folgende interessante Details. Frau Pfeiffer schreibt aus Sambas, April 1852, und schildert ihre Tour von Sarawah nach Pontranac als besonders abenteuerlich. Sie machte die Reise aus Wißbegierde zu Lande und auf Umwegen, obgleich sie dabei das Gebiet einiger Dayakstämme durchwandern mußte, denen man nachsagt, daß sie Menschenfleisch dem besten Rehbraten vorziehen. Sie ging den Saarkanstrom etwa 70 Miles und den Fluß Jufa (?) gegen 100 Miles aufwärts und ungefähr 20 Miles vor dem Gehamilgebirg begegnete sie einem Kanot mit vier Dayaks, die den Leuten zuschrieen: Kehrt um, kehrt um! Der nächste Stamm hatte nämlich seinen Nachbarn den Krieg erklärt und die vier Dayaks waren Flüchtlinge. Frau P. hielt mit ihren Leuten, deren einer gebrochen englisch sprach, Kriegsrat. Alle stimmten für Umkehr, bis auf einen, welcher sich anheischig machte, diesseits des Gebirges unter der Flagge des allgemein beliebten Rajah Brooke jeden Dayakstamm ungefährdet zu passiren. Die Reisende stimmte der beherzten Minorität bei; die Flagge Brooke's wurde aufgezogen und die Fahrt fortgesetzt. Bald erklang das unmelodische Tamtam, begleitet von wildem Geschrei, und als der Prahn um eine Usercke bog, zeigte sich ein Schauspiel, vor dem selbst ein alter Soldat sich der Gänsehaut kaum erwehrt hätte. Ein ganzer Dayakstamm, Männer, Weiber und Kinder, lagerten auf einem Hügel am Fluß und beim Anblick der Reisenden verdoppelte sich das Kriegsgeheul, wurde die wilde Musik und Mimik lauter und lebhafter. Im Vordergrund standen palissadenförmig einige 3 Fuß hohe Bretter und dahinter die nackten Wilden, ihre Parangs (breite Schwerter) schwingend. An einer kleinen, in der Mitte des Stromes liegenden Sandbank wurde jetzt angelegt; der mutige Ratgeber und einige Bootführer, ebenfalls mit Parangs bewaffnet, stiegen da aus und begannen zu parlamentiren. Da Frau Pfeiffer von der Unterredung kein Wort verstand, so erschrack sie nicht wenig, als die Wilden plötzlich alle den Hügel herabsprangen, sich theils ins Wasser warfen, rudernd und schwimmend den Prahn umzingelten und endlich bestiegen. Sie wußte nicht, kamen sie, ihr die Hand zum Gruß zu drücken oder ihr den Kopf abzuschneiden. Glücklicherweise dauerte die Ungewißheit nicht lange. Auf der Spitze des Hügels wurde die weiße Friedensflagge aufgezogen, ihre Leute kehrten in den Prahn zurück; ein Dayak, der sich als den Rajah zu erkennen gab, näherte sich ihr zum Händedruck und lud sie ein, ans Land und unter sein Zelt zu kommen. Da wartete man ihr mit Reis, Maiskuchen und Früchten auf. Sie mußte sich in Gesellschaft der wilden Damen auf dem Boden niederkauern und der herzlich schlechten table d'hôte nolens volens zusprechen. Nach der Mahlzeit besichtigte die Reisende die Wohnungen der Weiber und nahm dann Abschied, nachdem ihr Gefolge ein mit gekochtem Reis gefülltes Bambusrohr und eine Ladung Kuchen, Früchte und Eier als Wegzehrung zum Geschenk erhalten hatte. Am Abend desselben Tages erreichten die Reisenden die Residenz eines malayischen Rajah zu Peng-kalang-peng-tregang, am Fuß des Gehamilgebirges. Der Weg über das Gebirge geht durch ungeheure Waldungen, in denen kriegerische Dayaks hausen, ist etwa 30 Miles lang und kann nicht anders als zu Fuße zurückgelegt werden. Aber der malayische Rajah, an den Frau Pfeiffer von Brooke angelegentlich empfohlen war, hatte die Galanterie, sie in eigener Person zu geleiten. An der Spitze eines mit Parangs, Lanzen und Gewehren bewaffneten Gefolges von zwölf Personen marschirte der Rajah, jeden Augenblick haltend, spähend und beim leisesten Geräusch Vorposten und Kundschafter vorausendend, so daß die Bergtour zwei mühevolle Tage dauerte. Am dritten Tage langte Frau Pfeifer in Pengkalang-boenot an. Auch der Rajah dieses Ortes zeigte sich sehr gastlich und ritterlich; er gab ihr ein Boot, das sie auf dem Batangluparfluß eine Strecke von 105 Miles nach Sintang zu bringen hatte, und versah sie mit einem Empfehlungsbrief an den dortigen Sultan. Dieser Brief wurde am Tag der Ankunft, in zwei Seidentücher gewickelt, auf eine silberne Tasse gelegt und so dem Sultan überreicht. Er verfehlte auch seine Wirkung nicht. Eine Barke kam sogleich der Reisenden entgegen, am Ufer wurde sie mit Musik und Kanonenschüssen salutirt und der Weg bis an den Divan oder Audienzsaal war mit schönen Matten belegt. Bis auf die Hälfte des Weges aber kam ihr Seine Hoheit der Sultan selbst entgegen, reichte ihr die Fingerspitzen und führte sie unter graziösen Verbeugungen in den Divan, wo ein Tisch und ein Stuhl — der einzige im

Reich — standen. Den Stuhl mußte die Reisende einnehmen, der Sultan nahm auf einer alten Kiste Platz; die Minister und Großen des Reichs saßen im Halbkreis auf der Erde. In der Vorhalle aber, die nur durch ein Fuß hohes Gitter vom Divan geschieden ist, versammelte sich das Volk, um die Europäerin zu sehen, die einzige, auf welche die Sonne von Sintang je zu schinen die Ehre gehabt hat; denn selbst europäische Männer wagen sich selten so tief ins Land; und es gab viele Bewohner Sintangs, die sich nicht erinnern konnten, einen gesehen zu haben. Frau Pfeiffer wurde hier vortrefflich bewirtet und nach der Tafel eingeladen, das Frauengemach zu besehen. Am andern Morgen stattete ihr der Sultan mit seinem Vater, seinen Söhnen und Oheimen eine Staatsvisite ab und stellte ihr ein Prahn zur Reise nach Pontanak (250 Miles) zur Verfügung. Auch auf dieser gefahrvollen, aber glücklich überstandenen Fahrt sand die Reisende reichen Stoff für ihre Tagebücher. Eine zweite Reise unternahm sie, unterstützt mit Empfehlungsbriefen von der holländischen Residentschaft zu Pontianak, nach den Gold- und Diamantengruben von Sandak. Den Holländern rühmt sie eben so viel herzliche Gastlichkeit nach wie den Engländern. Gegenwärtig bereist sie einige holländische Besitzungen auf Borneo.

Der alte Fritz als Märchenfigur.

Aus der Kölnischen Zeitung.

Ebenso unbekannt als charakteristisch für die Art und Weise, wie das Volk seine Mythen bildet, ist es wol, daß im Oberharz Friedrich der Große eine Märchenfigur geworden ist. Gewöhnlich wird er dabei „der alte Fritz“ oder „der König von Preußen“, auch wol „der preußische Fritz“ schlechtweg genannt niemals Friedrich der Große, noch weniger der Einzige. Wir lassen hier ein Märchen aus einem ungedruckten Sagenbuch vom Oberharz folgen, worin er anonymerweise als gemeiner Soldat austritt, der nur noch einige Sechser in der Tasche hat; er schlägt sich aber um so tapferer mit Tod und Teufel herum und reitet endlich auf dem alten Molwitzer Schimmel in den Himmel ein, weil er einem Zusammentreffen mit Petrus sich „das Beste“ zu wünschen vergessen hat.

„Es war einmal ein alter Soldat, der hieß der alte Fritz, der hatte nur noch drei Sechser in seinem ganzen Vermögen und damit ging er in die Welt. Nun wollte Petrus einmal prüfen, ob der alte Fritz ein gutes Herz hätte, setzte sich als Krüppel an den Weg, wo dieser alte Soldat vorbei kam, und streckte ihm die Hand entgegen. Da gab ihm der sogleich den ersten Sechser. Wie er dann wieder eine Strecke weit fort ist, sitzt da Petrus wieder am Wege und hat die Gestalt eines noch zämmerlicheren Krüppels angenommen. Gleich faßt der alte Fritz in die Tasche und gibt ihm den zweiten Sechser. Darauf hat er noch einmal am Weg gesessen und das drittemal hat er am allerjämmerlichsten ausgesehen. Da ist der alte Fritz nicht faul und gibt den letzten Sechser hin. Nun steht auf einmal Petrus selbst vor ihm und gibt ihm die Macht drei Wünsche zu thun. Und wiewol er zugleich von Petro ermahnt wurde, das Beste nicht zu vergessen, so wünschte er sich doch nichts als eine Pfeife Tabak, ein Spiel Karten und einen Schnappsack, wo er hinein wünschen könnte, was er wollte. Seine Pfeife mit Tabak brannte sogleich, wie er sich das gewünscht hatte, und das Spiel Karten und der Schnappsack war auch sogleich vorhanden. Der alte Fritz aber verirrte sich noch am Abend desselben Tages und kletterte endlich, um sich umzuschauen, auf einen hohen Baum. Da sah er in einem Hause oder in einem alten Schloß mitten im Wald ein Licht brennen und damit er die Richtung nicht verfehlte, so warf er den alten dreieckigen Hut, den er auf dem Kopf hatte, in der Richtung, in der das Schloß lag, vom Baum herunter. So fand er sich glücklich nach dem Schloß, das war ganz leer, und darin beschloß er zu übernachten. Es brannte aber in dem Schloß das Licht, das ihm von fern den Weg gezeigt hatte; daneben setzte er sich an den Tisch und wartete ab, was geschah, wie sehr auch eine alte Frau, die in dem Schloß war, ihn ermahnte weiter zu gehen, weil es sonst sein Tod sein würde. Nach einiger Zeit klopfte es an die Thür und der alte Fritz rief: Herein, wenn es Solo spielen kann. Sogleich kamen zwölf Geister herein, davon setzten sich drei mit ihm zum Spiel, einer davon hatte einen Pferdefuß und einen Menschenfuß und im Gesicht Knopfaugen; dazu trug er einen dreieckigen Hut, einen großen Mantel und einen großen Stock. Das war der Oberste der Teufel. Als das Solospiel aus war, faßten ihn alle zwölf Geister an und wollten ihn ermorden, er aber wünschte sie alle in seinen Schnappsack, darin fingen sie an sich zu prügeln. Da holte er einen Pfahl herein und schlug die zwölf Geister windelweich. Dann ließ er sie fliegen und sie flogen alle nach der Hölle zu.

„So ging er weiter, und endlich kam der Tod zu ihm und wollte ihn holen. Da wünschte er den Tod auch in den Schnappsack. Als er den aber nach vielen Jahren einmal öffnete, sprang er heraus, denn er hatte sich von einigen Brodkrumen genährt, die in dem Ranzen waren. Die Menschen hatten unterdessen nun schon oft gesagt: was heißt doch das, daß gar keine Leute mehr sterben? Kaum aber war der Tod aus dem Schnappsack, da brachen an verschiedenen Enden der Welt große Seuchen und sub rafften alle Menschen hinweg, die er durch seine Gefangenschaft zu tödten verhindert gewesen war. Nur zum alten Fritz kam er niemals wieder, denn er fürchtete sich vor dem Schnappsack. Aus dem war zuletzt ein steinalter Mann geworden, der sehnte sich nach dem Tode. Da ging er zu Petrus vor die Himmelsthür, der aber wollte ihn nicht hineinnehmen, weil er sich das Beste auszubitten vergessen hatte, nämlich die ewige Seligkeit. Da kam einmal ein Teufel an, der unter den Zwölfen in dem alten Schloß nicht mitgewesen war, und wollte ihn mitnehmen. Er folgte ihm bereitwillig; als er aber mit ihm vor die Hölle kam, standen da die andern zwölf Teufel herum, die er in seinem Schnappsack gepflegt hatte. Die erhoben ein großes Geschrei, denn sie fürchteten, daß er sie von neuem prügeln würde. Sie schlugen ihm also die Höllenthür vor der Nase zu.“

Nun wird erzählt, da hätte der alte Fritz einen alten Schimmel genommen, den er gehabt hat, und wäre mit Gewalt in den Himmel hineingeritten, und wie sehr auch Petrus darüber lamentirt hätte, so hätte ihn unser Herr Gott doch drin behalten.

Briefe.

67.

[*] Meiningen, anfangs August.

Deutsches Sagenbuch von Ludwig Bechstein.

Soeben geht uns die erste Lieferung eines neuen Werkes unserd Landsmanns Ludwig Bechstein zu: Deutsches Sagenbuch,* sieben Bogen mit vortrefflichen Holzschnitten: Lorlei und das Zwergenvolk im Ofenberg, 124 Sagen umfassend, die in der

* Leipzig, Verlag von C. Wigand.

schlichten, einfachen, aber dabei kernhaften Weise erzählt sind, wie Sagen erzählt werden müssen. Neben Bekanntem finden wir vieles Neue. Der Verfasser beginnt mit dem deutschen Rheinstrom und folgt dessen Lauf in dieser Lieferung bis nach Aachen; er scheint also gleichsam eine Sagenwanderung bei der Anordnung zu Grund gelegt zu haben. Das Ganze soll sechs Lieferungen umfassen, jede Lieferung nur 10 Silbergroschen (jeder der beiden Holzschnitte ist schon 5 Silbergroschen wert) kosten. Manche Sagen sind mit ergreifendem Ernst erzählt, bei andern waltet der glücklichste Humor in der Behandlung ob, wie z. B. bei der Lorlei, beim Eschenheimer Thurm und andern. Keine Sage ist aus einem der schon vorhandenen Sagebücher abgeschrieben, jede ist neu und selbständig behandelt. Wir glauben, daß dieses trefflich ausgestattete Buch bald in den Händen aller derer sein wird, die diesem schönen Zweig der Literatur ihren Antheil zuwenden. Das Werk ist die schönste Urkunde über des Verfassers deutsch-vaterländische Gesinnung. denn wer das Vaterland nicht liebt, kann ein solches Werk nicht schaffen.

Tabletten.

*** Die englischen Blätter beschäftigen sich viel mit einem Othello in Localfarbe, und wir entlehnen ihnen folgende Notizen über den „afrikanischen Roscius", wie sie ihn nennen: Herr Aldridge (der Name ist doch wol englisirt und kein reines Dahomei oder Ashanti?) stammt aus ächtem Negervollblut; seine Voreltern waren Fürsten eines Stammes am Senegal * und sandten seinen Vater nach Neuyork zur Erziehung. Während so der schwarze Erbprinz sich die Vortheile abendländischer Cultur aneignete, raubte eine Insurrection daheim seinem erlauchten Vater das Leben und ihm seine Rechte auf die Beherrschung der krausköpfigen Unterthanen am Senegal. Er wußte jedoch Vortheil aus seiner nordamerikanischen Bildung zu ziehen, und ist jetzt Pfarrer an einer protestantischen Kirche in Neuyork; sein Sohn Joa, anfangs zu demselben Stand erzogen, fühlte sich jedoch durch die Bewunderung Shakespeare'scher Geistesgröße der Bühne zugezogen und erntete als Schauspieler in England und Frankreich große Lorbeern ein.

*** Daß in Italien und Griechenland beim Eröffnen von Gräbern brennende Lampen dann und wann gefunden worden sind, ist hinlänglich bekannt, ohne daß unsere heutigen Chemiker dieses Geheimniß erklären oder nachahmen könnten. Eine ähnliche Entdeckung ist dieser Tage zu Langres in Frankreich gemacht worden. Als die Arbeiter beschäftigt waren, für das Fundament eines neuen Gebäudes Ausgrabungen zu machen, stießen sie auf ein durch die Länge der Zeit fast zu metallischer Härte gewordenes Gewölbe, welches eine lange Zeit allen ihren Anstrengungen trotzte. Als es endlich eröffnet wurde, bemerkten die Arbeiter zu ihrem nicht geringen Erstaunen ein noch brennendes Licht in demselben. Sobald die Oeffnung groß genug war, daß man hinabsteigen konnte, fanden sie eine bronzene Grablampe von merkwürdiger Arbeit, welche an Ketten desselben Metalls von dem oberen Theil des Gewölbes herabhing. Sie war mit einer brennbaren Substanz noch gefüllt, obgleich es anzunehmen ist, daß sie seit Jahrhunderten gebrannt haben muß. Diese Entdeckung dürfte dazu beitragen, das Geheimnißvolle der „ewigen Lampe" aufzuklären und unseren Chemikern Gelegenheit geben, den wahren Zusammenhang der Sache durch Analyse zu untersuchen.

*** In einem Dorf bei Straßburg, kurz vor der Ankunft des Präsidenten Ludwig Napoleon, kamen eigenthümliche Scenen zwischen einem jungen Ehepaar vor. Die hübsche Frau verlangte unabläßig, ihr Mann solle sie zu dem Feste nach Straßburg führen, was er ihr mit Hinsicht auf die Kosten abschlug. Da folgte denn Zorn, dann Weinen und als alles den eigensinnigen Mann nicht zum Nachgeben vermochte, die Erklärung der Frau, sich von ihm scheiden zu lassen. Der Mann, ein Fischer, willigte auch ein, am nächsten Tage mit der Frau zu ihrem Vater am andern Ufer des Rheins zu fahren. Dies geschah; die Eltern boten alles auf, um ihre Tochter von dem Entschluß abzubringen; vergebens. Gegen Abend, als man an die Heimkehr denken mußte, zog ein Gewitter herauf und obwol der Fischer glaubte, vor dem Ausbruch über den Rhein zu kommen, irrte er sich doch. Der Sturm und die Wellen warfen den Kahn um, in welchem das Paar saß, ehe er das Ufer erreichte. Der Mann, ein vortrefflicher Schwimmer, der sich mit leichter Mühe allein hätte retten können, dachte doch nicht an sich allein, sondern zuerst an die Frau und brachte sie glücklich ans Land. Gehen wir nach Straßburg? fragte sie, als sie sich kaum erholt hatte.— Nein. — Ich bleibe bei dir, sprach die Frau, indem sie den Mann in ihre Arme schloß; ich habe mich überzeugt, daß du mich lieb hast, obgleich ich dich betrübte.

*** Es ist ganz vor kurzem, wo sich Gelegenheit fand, abermals ihre Wirkungen zu erproben, wieder zur Sprache gekommen, daß sich im Besitze des Grafen Sandretzki-Sandraschütz, des Besitzers des vielleicht größten aller Dörfer, des gewerbfleißigen Langenbielau, sogenannte Giftsteine befinden, die jedes Gift, selbst das von tollen Hunden, unfehlbar und gänzlich entfernen. Die Kurmethode ist die allereinfachste. Ein Stein wird auf die Wunde gelegt, er saugt sich dort fest, fällt ab, sobald er vom Gifte gesätigt ist, und wird dann durch einen anderen Stein so lange ersetzt, bis keiner mehr haftet. Das ist das Zeichen, daß kein Gift mehr im Körper vorhanden; die giftgetränkten Steine aber werden in lauwarmes Wasser gelegt und dadurch löst sich das Gift wieder ab. Welcher Klasse die Steine angehören und ob sie sonst irgendwo im Gebrauch sind, ist mir unbekannt. Diejenigen Steine übrigens, von welchen hier die Rede, werden fremden Händen nie anvertraut; der Graf führt alle Kuren selbst aus.

*** Im zoologischen Garten zu Berlin kam neulich wieder der Fall vor, daß einer der dort befindlichen Bären schwer erkrankte und viele zur Hülfe herbeigerufene Heilkünstler für Menschen und Thiere unter vergeblicher Anwendung mannigfacher Mittel um sein Lager standen. Jeden Augenblick erwarteten die Umstehenden das Sterben eines der größten Exemplare in unserer Bärengrube, als plötzlich der kranke Bär unter fürchterlichem Aechzen eine an einer Leine befestigte Serviette mit Kirschen zum Erstaunen aller Anwesenden von sich gab und sich bald darauf wieder gänzlich erholte. Wahrscheinlich gelangte der Bär durch Munificenz von Besuchern zu dieser Portion Kirschen, die er gierig auf einmal mit der Serviette verschlang und so lebensgefährlich erkrankte.

* Französische und belgische Blätter schaffen ihm ein Königreich, das sie sehr naiv „Foullah-Tribe" nennen (Tribus der Foullah); es geht nichts über französische Geographie!

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 11. August. Egmont, Trauerspiel in fünf Abtheilungen, von Goethe.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 191. Mittwoch, **11. August 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Ich folgte der in diesem Schreiben ausgesprochenen Weisung und übte fleißig meinen Hamlet ein. Miss Claribel selbst begann meinen Hoffnungen ein günstigeres Prognostikon zu stellen; meine Mutter bestand trotz ihres unveränderlichen Entzückens über die Vollendung meiner Leistungen nur immer mehr und ernstlicher auf dem einzigen Punkt, ich möge mein Incognito aufs strengste bewahren, da mein Onkel, wie sie versicherte, nächstens in England eintreffen werde und man nicht wissen könne, wie ihm das Auftreten seines Neffen auf der Bühne zusagen dürfte. Das Chathamer Theater, fuhr sie fort, stehe im Rang und in seiner Bedeutung eben nicht höher als der Stepney-Stern; auch könne sich die Kritik feindlich aussprechen; es sei daher jedenfalls besser, so lange ein strenges Incognito zu beobachten, als ich nicht in Folge einer errungenen gesicherten Stellung kühn gleichzeitig als moderner Shakespeare und Garrik in einer Person auftreten könne. — Ich meinerseits lächelte blos über alle diese Vorsichtsmaßregeln und über die gefürchtete Feindseligkeit der Kritik; ich zog meine Stirn in düstere Falten, wenn nur die Möglichkeit eines Unfalls vorausgesetzt wurde; ich fuhr zornig empor, wenn mein Onkel erwähnt wurde; mit einem Wort, ich hielt mich für einen vollkommen ausgebildeten Schauspieler, der die ganze Tonleiter aller nur erdenklichen Gesten und Grimassen eben so gut und vielleicht noch besser produciren könne, als es die Herren Martingdale und Fitz-Edward selbst im Staude sein dürften. — Miss Claribel lachte. — Sie treiben Ihre Uebungen, sagte sie, mit großem Eifer selbst außerhalb der Proben und besitzen ein Mienenspiel, das in diesem Augenblick selbst dem des berühmten Grimaldi an Beweglichkeit und Wirksamkeit nicht nachsteht. Freilich machte er keinen Anspruch darauf, ein Tragödienheld zu sein. — Ich verstehe Sie nicht ganz, Miss Claribel, anwortete ich mit der Würde, die Coriolan entfaltet haben mochte, als er die an ihn gesandten Römer von sich wies; wollen Sie mir vielleicht zu verstehen geben, daß ich Gesichter und zwar zu viel Gesichter schneide? — Gewiß meine ich das, sobald Sie überhaupt zu grimassiren gedenken. Wer auf zornig aufgeworfene Lippen und in die Höhe gezogene Augenbrauen sein Vertrauen setzt, ist sicherlich nichts anderes als ein sehr hohler Künstler, dessen Spiel nie natürlich sein kann oder wird.

Worte so wie Empfindungen müssen sich selbst ihren Weg nach außen vom Herzen aus bahnen und im Moment, in welchem die einen ausbrechen und die andern gebraucht werden, ihren Refler in den Gesichtszügen finden. So oft Sie einen Mann sehen, der seinen Oberleib zurückwirft, die Arme ausstreckt, einen Fuß vorwärts setzt, den Mund weit öffnet und mit den Augen glotzt, als wenn sie ihm aus dem Kopf springen sollten, und all diesen Aufwand in einem Moment macht, in welchem er einen Geist oder sonst eine furchtbare Erscheinung erwartet, so können Sie mit Sicherheit sagen, er mache blos die herkömmlichen Geberden des Schreckens, ohne solchen irgendwie zu empfinden. Ein rechter Künstler wartet die Erscheinung erst ab; er macht dem Parterre den Augenblick bemerkbar, in welchem er ihrer ansichtig wird; mit seinen Augen müssen die Zuschauer sehen, wie die Empfindung des Entsetzens Halt und Consistenz gewinnt, sie müssen Kirchhofluft wittern, ehe des ermordeten Banquo oder des alten Hamlets Geist vor ihnen aufsteigt, ehe der furchtbare Schatten Gestalt und Form annimmt. Dergleichen Gefühle werden aber nicht durch Grimassen und haarsträubende Gesten erzielt. — Aber um himmelswillen, auf welchem Wege gedenken Sie sie denn hervorzurufen? — Indem ich das Furchtbare selbst fühle, schaue, daran glaube. — Ich fühle und schaue es; ich glaube daran und dabei steigen meine Augenbrauen doch in die Höhe, öffnet sich doch mein Mund, strecken sich doch meine Arme unwillkürlich aus. — Dasselbe würde geschehen, wenn Sie etwa ein Haus in Brand stehen sehen würden; das sind nur herkömmliche Ausdrucksweisen der Furcht und Ueberraschung bei gewöhnlichen Ereignissen; ein Geist aber ruft ganz andere Empfindungen hervor, die daher auch in anderer Weise ausgedrückt werden müssen; es ist nicht Ueberraschung, sondern ein weit stärkeres Gefühl; nicht Furcht, da weder Macbeth noch Hamlet ihrer fähig sind, sondern schaurige Scheu — ein Etwas, das nie zuvor empfunden wurde, ein Seelenzustand, wie er nie zuvor da gewesen. Unter der Herrschaft solcher Empfindung aber bewegt man sich nur sehr wenig, spricht nur leise, verzerrt das Gesicht nicht und zeigt vor allem, daß das Gefühl ein tief innerstes sei. Dann, und nur dann, wird es auch auf dem Weg der Sympathie seinen Weg ins Parterre finden. Macht man doch auch wenig Geräusch, wenn man neben der Leiche eines gefallenen Feldherrn oder an der Gruft eines todten Monarchen steht! Nur ein Martingdale konnte bei solchen Anlässen brüllen, als stünde er in einem Stiergefecht einem getödteten Bullen gegenüber, über dessen Sturz er triumfiren müsse. Ich aber möchte den ganzen Hamlet mit einer übernatürlichen Atmosphäre umgeben wissen. Wer je mit Todten verkehrte oder von unsichtbaren Händen zu einer großen That unwiderstehlich gedrängt wurde, kann jenes ersten schauerlichen Eindruckes nimmer los und ledig werden. Ich würde ihn selbst im Gespräch mit dem Todtengräber stets forschend umherblicken lassen. Nie darf der Geist den Augen des Parterres völlig entschwinden; sei er nun gegenwärtig oder abwesend, so muß das Uebernatürliche stets auf der Bühne obwalten. Wenn Hamlet schweigt, so soll er zerstreut aussehen, dem um ihn her Vorgehenden völlig entrückt sein und im Geiste Gespräche mit seinem körperlosen Besuche halten. Glauben Sie denn nicht, daß er wirklich wahn-

sinnig wurde? Er ist es ganz gewiß geworden. Wer würde es auch nicht werden, wenn er alltäglich und allnächtlich von einem Spuk verfolgt wird, der ihm den Mord zur Pflicht macht, der ihm gebeut, einen Vater zu rächen und das Herz eines Mädchens zu brechen, von dem er mit zärtlicher Liebe umfaßt wird? Hamlets Geist erkrankte und mußte allen Ernstes erkranken; ich stütze diesen Glauben nicht etwa auf den herabhängenden Strumpf, sondern auf das mächtige Motiv, daß niemand Geister sehen und seltsame Stimmen aus einer andern Welt hören und eine furchtbare That, deren Endresultat er nicht zu erfassen vermag, sich aufzwingen fühlen kann, ohne daß seine Pulse anders schlügen, ohne daß sein Geist auf Abwege geriete und jene behagliche Ruhe verlöre, wie sich ihrer etwa ein Alderman bei einem Citybanket zu erfreuen vermag. — Ich fürchte, Miss Claribel, Sie legen einen so hohen Maßstab an die Leistungen eines Künstlers, daß Sie selbst den eigenen Erwartungen nie Genüge leisten werden können. — Ich sprach diese Worte nicht ohne einen leisen Anklang von Mißbehagen. — Das ist zu strenge geurteilt, entgegnete sie; ich werde aber meinen Erwartungen genügen, da ich sie nicht sehr hoch spanne. Ich werde in Ophelia's … sie wird in meine Gefühle eingehen; ich und Ophelia sollen nur ein und dasselbe Geschöpf sein. — Und fürchten Sie nicht in den Fehler der „Manier" zu verfallen, von der Sie vor einigen Tagen sprachen? — Das ist eben die Klippe, an der so viele, die einen Charakter durchführen sollen, Schiffbruch leiden; ich will jedoch bemüht sein, meine Julien und Desdemonen richtig, und doch jede anders zu zeichnen. — Wir werden sehen, antwortete ich in eben nicht allzu heiterer Laune. Donnerstag gehen wir nach Chatham. Die Mutter soll mitkommen und Zeugin des Gefechtes sein; komme da, was da wolle, so soll jedenfalls die Welt eine getreue Auslegung des edlen Dänen zu sehen bekommen.

Miss Claribel lächelte; meine Mutter lächelte ebenfalls; beide zeigten, wie unendlich verschieden die Bedeutung solcher Lippenbewegung sein könne. Unstreitig war Miss Claribels Mund der bei weitem schönere; ich zog jedoch den Ausdruck, der um die Lippen meiner Mutter sichtbar wurde, bei weitem vor.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Bretagne.

Mitgetheilt von E. Z.

Die Bretagne mit ihren rein keltischen Bewohnern, ihren reizenden idyllischen und wildromantischen Landschaften, ihren alten Festungen, ihren malerischen, überall zerstreuten Ruinen und ihren großen historischen Erinnerungen ist von allen Provinzen Frankreichs am wenigsten durchreist und durchwandert worden, obwol dieselbe an interessanten Bildern und Anschauungen überreich ist. Die Halbinsel Armorica (in der keltischen Sprache so viel als Küstenland), welche in der Civilisation und daher auch im Stepticismus und im Unglauben weit hinter den übrigen Provinzen zurückgeblieben ist, hat Eigentümlichkeiten bewahrt, welche der genauesten Erforschung wert sind. Ihre Hochländer und Tiefländer sind ebenso verschieden wie ihre Handelsstädte und landwirtschaftlichen Districte. Ueberall aber sieht man die dunkle, sonnenverbrannte Gesichtsfarbe, kohlschwarze funkelnde Augen, längliche Gesichter und vorstehende Backenknochen. In den meisten Theilen des Landes besteht die Kleidung der Bauern in einem Rock von Kalb- oder Schafsfell — die rauhe Seite nach außen gekehrt — der bis and Knie reicht und mit einem kleinen über die Schulter fallenden Kragen versehen ist.

Die großen Städte sind französisch, modern französisch, superklug und neu; die Dörfer und landwirtschaftlichen Districte aber sind bretagnisch, ächt bretagnisch, * wo soziale Verbesserungen nur sehr schwer Eingang finden. Die Versicherung gewisser Touristen, daß noch vor hundert Jahren manche Familien in den letzteren dem Heidentum ergeben gewesen sein sollen, dürfte indessen wol zu bezweifeln sein. ** Die Tracht in dem Departement von Morbihan ist höchst eigentümlich und auffallend. Die Männer tragen enganschließende Jacken von weißem oder braunem Tuch, wogegen ihr langes schwarzes, auf die Schultern herabfallendes Haar vortheilhaft absticht. Die Knopflöcher, Kanten und Taschenpatten sind mit earmoisinfarbigen Schnüren eingefaßt und mitunter ist auch das Datum, an welchem das genannte Kleidungsstück verfertigt worden, auf der einen Seite eingestickt, während auf der andern Kelch und Oblate dargestellt sind. Ziemlich weite, bis ans Knie reichende Beinkleider, **bragon bras** genannt, lange Gamaschen und Sabots oder hölzerne Schuhe bilden den übrigen Theil des Anzugs.

Die Frauen sind wählerischer in ihrer Tracht, obgleich ein knappes Mieder von hellfarbigem Tuch, welches Aermel von anderer Farbe hat und mit Schnüren und Stickerei von einer dritten Farbe verziert ist, das Hauptkleidungsstück ausmacht. Auf dem Kopf tragen sie gewöhnlich eine violette oder grüne Haube oder Mütze, obwol der Kopfschmuck der bretagnischen Frauen fast in jeder Gemeinde ein anderer ist, da dieselben mit großer Hartnäckigkeit an dem ererbten Geschmack festhalten. Einem ungeübten Auge ist der Unterschied kaum bemerkbar, aber nichtsbestoweniger folgt jedes Dorf, jede Stadt und jeder Distriet der uralten Mode.

Ein merkwürdiges Hausgerät, welches sich in der Wohnung jedes respectablen bretagnischen Bauern findet, ist das „lit clos" oder die Kastenbettstelle. In einem Winkel des allgemeinen Wohnzimmers erblickt der Fremde nämlich ein ungeheures, mit Schnitzarbeit versehenes Möbel von dunklem Eichenholz, welches die Gestalt einer riesenhaften Kommode hat. Auf der einen Seite befindet sich indessen eine Oeffnung, durch die der Blick auf ein Gebirg von Matratzen fällt, deren Höhe unsern verkehrten Begriffen sehr ungewöhnlich erscheint. Auch diese einzige Oeffnung kann durch einen Schieber verschlossen werden, und somit brauchen die Inhaber und Bewohner dieses eigentümlichen Gerätes keine Kälte zu fürchten. ***

---

* Die Franzosen nennen die Bewohner der Bretagne Bas-Bretons oder Bretzads, welcher Name von dem bretagnischen Wort brix, tättowirt, abzuleiten ist. Die Zahl der keltisch oder vielmehr kymrisch redenden Bretagner wird auf eine Million geschätzt.

** Daß der Haß gegen das Christenthum vor Zeiten oder sehr groß gewesen sein muß, beweist das bretagnische Volkslied: „Die Weissagung Gwen-chlan's", welcher letztere einer der berühmtesten keltischen Barden des sechsten Jahrhunderts und ein eifriger Verfechter des Druidenthums war. In der Weissagung sieht Gwen-chlan im Geist die Christen von den Bretagnern besiegt, sieht sie auf dem Schlachtfeld liegen und sieht sie von Adlern und Raben umflattert. Im Lied heißt es:

Im tiefen Grabe sanft ich schlief,
Um Mitternacht der Adler rief.

Die Jungen rief er all' herbei
Und andre Vögel mancherlei.

Und rufend sprach er zu der Schaar:
Ausbreitet euer Flügelpaar:

Von Hund und Schafen nicht das Aas,
Nein, Christenfleisch soll und zum Fraß.

Auch soll Gwen-chlan geweissagt haben, dereinst würden die christlichen Priester wie wilde Thiere in den Wäldern verfolgt werden.

*** Eine ganz ähnliche Art von Schlafstelle ist in den Dörfern Niedersachsens gebräuchlich, nur mit dem Unterschied, daß dieselbe in der

Dergleichen Luxusartikel aber besitzen nur die Bewohner der Tiefländer; in den von rohen, unbehauenen Steinen zusammengefügten engen düstern Hütten der Gebirgsgegenden erblickt man solche Dinge nicht. In keinem Land ist der Gegensatz zwischen Ebene und Gebirg wol so grell als in der Bretagne. Die erstere wird von reichen und fruchtbaren Thälern und sanften Hügelabhängen gebildet, während das letztere nur unfruchtbare, steinige, schlecht angebaute Felder oder Haideflächen enthält, auf denen hier und da ein verkrüppelter Baum steht. Das Tiefland ist stark bevölkert und verhältnißmäßig sorglam bebaut, so daß seine Bewohner theilweise reich zu nennen sind; das Hochland ist spärlich bevölkert, die Bauern sind arm, schlecht genährt und verkümmert, obwol sie im allgemeinen eine lebhafte und frische Gesichtsfarbe haben — eine Folge der reinen kräftigen Bergluft. Hier erblickt das Auge in den Hütten keine stattlichen Reihen von Schinken, keine Fässer voll Bier, keine riesigen Käse und Butterhaufen, sondern nur schlechtes grobes schwarzes Buchwaizenbrod und eine ärmliche „Galette", einen Pfannkuchen von Buchwaizenmehl. Hier sieht man kein lit clos, sondern nur elende Streu, auf welche sich die ganze Familie zur Nachtzeit hinkauert. Der Unterschied im Aeußeren der Bewohner ist so bedeutend, daß man auf den ersten Blick zwei verschiedene Racen vor sich zu haben glaubt; im Gebirg sind die Männer klein und schwach und die Frauen ohne irgend einen der äußeren Reize ihres Geschlechts, während die Bretagner sonst wolgebaut, groß und kräftig und die Weiber, obwol von bräunlicher Hautfarbe, niedlich und wolgestaltet sind. Die Hauptursache der physischen Ausartung der Bergbewohner ist ohne Zweifel in der bedauernswerten Lage derselben zu suchen. Die verkrüppelten Buschmännner am Vorgebirg der guten Hoffnung sind sicherlich kein Pygmäengeschlecht, sondern Menschen, deren Wachsthum durch Hunger und Not und durch ein rohes, wildes Leben zurückgehalten worden ist. Auf gleiche Weise läßt sich ein Unterschied zwischen den Thieren in der Bretagne in Bezug auf ihren Außenthaltsort bemerken, indem diejenigen, welche im Hochland leben, klein und zwerghaft sind — mit Ausnahme der Schweine, welche hier noch häßlicher aussehen als in den übrigen Theilen Frankreichs: es ist eine scheußliche Brut langhriniger Thiere, ausgehungerten, wilden Ebern ähnlich.

(Schluß folgt.)

Einladung

zu einer

Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsforscher,

welche vom 16. bis 18. August dieses Jahres in Dresden stattfinden soll.

Oft schon ist von einzelnen der in verschiedenen Ländern Deutschlands für die Erforschung und Erhaltung der Denkmäler deutscher Vorzeit wirkenden Vereine der Wunsch ausgesprochen worden, daß durch die Begründung eines engeren Vereins sämmtlicher derartiger historischer Gesellschaften die Thätigkeit einer jeden erweitert und alle, unbeschadet ihrer speciellen Aufgaben als Provinzialvereine, zu einem gemeinschaftlichen, auf dem Standpunkte deutscher Geschichts- und Altertumswissenschaft wirkenden Vereine verbunden werden möchten. Als im September des Jahres 1846 die Versammlung deutscher Rechts-, Sprach- und Geschichtsforscher in Frankfurt zusammentrat, hoffte viele durch dieselbe zugleich auch eine nähere Verbindung der historischen Gesellschaften unter sich begründet zu sehen; es fand sich aber in dieser mit mannigfaltigen Fragen beschäftigten zahlreichen Versammlung keine Zeit für ein näheres Eingehen in die von den Specialvereinen vorzugsweise vertretenen Bestrebungen.

Unter diesen Umständen erachtete es der mitunterzeichnete Freiherr von und zu Aufseß für angemessen, durch ein Sendschreiben vom 27. October 1846 bei den Directoren sämmtlicher historischer Vereine anzufragen, ob die Bildung einer besondern Section durch Abgeordnete der historischen Vereine bei der für das Jahr 1847 anberaumten Germanistenversammlung zu Lübeck, oder auch die Berufung einer selbständigen Versammlung von Deputirten der Vereine in eine Stadt Mitteldeutschlands zweckentsprechender erscheine. Bei der Verschiedenheit der Ansichten, die sich in den eingegangenen Antwortschreiben kund gab, mußte damals von einer selbständigen Versammlung abgesehen werden. Das Augenmerk der historischen Section der Lübecker Versammlung wendete sich aber fast ausschließlich der Herausgabe schriftlicher Geschichtsquellen zu, für welche überdies durch das großartige Nationalwerk der **Monumenta historiae germanicae** ein Mittel- und Ausgangspunkt vorhanden war.

Während der darauf folgenden von politischen Bewegungen und Ereignissen erfüllten Jahre konnte kein günstiger Erfolg von der Berufung einer Versammlung von Abgeordneten der historischen Vereine sowie der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher überhaupt erwartet werden. Gegenwärtig aber, wo in allen Theilen Deutschlands das Studium deutscher Geschichts- und Altertumskunde wieder auflebt, wo der während der letzten Jahre nur langsam fortgeführte Ausbau ehrwürdiger Dome mit lebendiger Begeisterung wieder gefördert wird, wo in Trümmern des romanischen und germanischen Baustyls uralte Gemälde unter der Mauertünche der letzten Jahrhunderte wieder hervortreten und das tiefe Kunstgefühl, welches das gesammte deutsche Volksleben in früherer Zeit durchdrang, mehr und mehr erkannt wird, scheint es an der Zeit, jene früher oft schon beabsichtigte Versammlung ins Leben zu rufen. Es laden daher die Unterzeichneten ebensowol sämmtliche deutsche historische Specialvereine als auch alle für deutsche Geschichts- und Altertumskunde wirkende Gelehrte, Künstler und Kunstfreunde hierdurch zur Theilnahme an einer Versammlung ein, welche unter dem Vorsitz des mitunterzeichneten Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, königliche Hoheit, vom 16. bis 18. August in Dresden stattfinden soll und im glücklichen Fall von einzelnen Sectionen in den darauf folgenden Tagen weiter fortgeführt werden kann. Man beabsichtigt hierbei weniger eine Versammlung zum Abhalten wissenschaftlicher Vorträge als vielmehr eine Beratung, wie das, was das deutsche Volk in vergangenen Jahrhunderten in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe Großes und Gediegenes geschaffen hat, gemeinsam erforscht und in würdiger Weise der Gesammtheit der deutschen Nation zugänglich gemacht werden kann, um in derselben zugleich die Achtung und Liebe für die Denkmäler seiner Vorzeit mehr und mehr zu verbreiten. Als die Vorbereitungen für die Versammlung bereits getroffen waren, ist den Unterzeichneten eine Einladung des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer zu einer in Mainz am 16. September abzuhaltenden Versammlung von Abgeordneten sämmtlicher deutscher historischer Specialvereine zugegangen; man hat aber um so weniger geglaubt, in Folge dieser Mittheilung von dem bereits festgesetzten Plan wieder abzusehen zu müssen, da die mehrtägige Dresdener Beratung jedenfalls

Mauer angebracht ist und der erwähnte Schieber in einer Ebene mit der getäfelten Wand liegt. Die Handhabe dieses hölzernen Beiwerhanges ist manchmal so geschickt durch Leisten und Zierraten verdeckt, daß ein in solche Schlupfstellenentrichtung uneingeweihter fremder Wanderer in der nächsten Nähe der Federbettlegenheit der sogenannten Butze auf harter Bank würde schlafen müssen, wenn ihm niemand Anleitung zu den einen kühnen Griff gäbe, durch den man sich das Heiligtum erschließt.

nur dazu dienen kann, die auch in der kürzeren Mainzer Versammlung beabsichtigten Zwecke zu fördern und vorzubereiten. — Die Dresdener Versammlung wird am 16. August morgens zehn Uhr im Locale des sächsischen Kunstvereins, große Packhofstraße No. 3. eröffnet, woselbst bereits an den vorhergehenden Tagen Anmeldungen erfolgen können.

Johann, Herzog zu Sachsen. Dr. J. Arneth, k. k. Regierungsrat und Director des Münz- und Antikencabinets, Wien. Dr. Hans Freiherr von und zu Aufseß. Dr. Bechstein, h. s. Hofrat und Oberbibliothekar, Meiningen. Dr. G. Klemm, k. s. Hofrat und Oberbibliothekar, Dresden. Dr. v. Langenn, k. s. wirklicher Geheimerat und Präsident des Oberappellationsgerichts, Dresden. Hauptmann v. Ledebur, Director der k. Kunstkammer und der Altertümersammlung, Berlin. Dr. Lisch, großherz. meckl. Archivar und Director der Münz- und Altertümersammlung, Schwerin. v. Olfers, k. pr. Geheimerat und Generaldirector der königl. Museen, Berlin Dr. L. Puttrich, Leipzig. Baurat v. Quast, Conservator der Denkmäler im Königreich Preußen. Dr. H. W. Schulz, Regierungsrat, Dresden. Dr. Waagen, Professor und Director der k. Gemäldegallerie, Berlin. Professor Wiggert, Director der Domschule in Magdeburg.

Briefe.

68.

*** **Karlsruhe**, 9. August.

Das Hoftheater. Der Luftschiffer Werzinger.

Ueber die Besetzung der Intendanz des Hoftheaters scheint noch keine Bestimmung getroffen zu sein. Man hat bereits von mehren Personen gesprochen, das Gerücht aber immer hinterher sich als ungegründet erwiesen. Soviel steht übrigens fest, daß Se. königliche Hoheit der Regent, höchstwelcher die Wichtigkeit dieser Stelle für eine Veredlung der hiesigen Kunstinteressen und in zweiter Reihe demgemäß für den Nutzen der hiesigen Stadt sicher nicht verkennt, gewiß eine gute Wahl treffen wird. Dieselbe dürfte wol in kürzester Frist erfolgen, da das neue Theater, dessen vollständiger Ausbau — nach dem ursprünglichen Plan sollte von dem Bau einer Façade bis auf weiteres Umgang genommen werden — der Regent zu befehlen geruht hat, seiner Vollendung mit starken Schritten entgegengeht und die innere Reorganisation notwendig um vieles früher beendet sein muß.

Gestern hat ein hiesiger Bürger namens Werzinger den Versuch einer Luftschifffahrt unternommen, der vollständig geglückt ist. Der kühne Aeronaut, der mehre Monate mit der Fertigung seines Ballons zugebracht hat, stieg nach sieben Uhr in die Höhe und kam nach acht Uhr ganz gesund und wolbehalten, zwei Meilen von hier, wieder auf die Erde. Herr Werzinger, unseres Wissens der erste deutsche Luftschiffer, wird demnächst noch einmal hier aufsteigen und dann Reisen unternehmen, um voraussichtlich ein sehr gefährlicher Concurrent Mr. Greens zu werden.

Tabletten.

*** Bekanntlich veranlaßte bei dem Sängerfest in Düsseldorf A. Achenbach auch einen Wettkampf im Extempore-Vortrag komischer Lieder. Sieben Künstler ohne alle musikalische Kenntnisse wurden zu Preisrichtern bestellt, um nur nach dem Gefühl zu urteilen. Sieben Vereine traten in die Schranken, und der von Neuß errang unter allgemeinem Jubel mit folgendem Lied den Preis:

Nettes Diarndel, halt' i zärtli di im Arm,
Juppeidi, juppeida!
Druck i liebend di se an mei Herzel warm,
Juppeidi, juppeida!
Ei wie wird mir da so wol, so weh,
Wann i dir in deine braune Guckeln seh',
Ei wie pocht mir da das Herzel in der Brust,
Ei wie glüt mir's G'sicht vor Freud' und Liebeslust!
Juppeidi, juppeida!
Sag' amal, du schlankes Diarndel du, sag' an:
Juppeidi, juppeida!
Hast du mir's denn gar mit Gewalt so angethan?
Juppeidi, juppeida!
Nein, ißt kann i di net lassen mehr,
Nemme, holder Schatz, und wenn's mei End' au wär';
Hast mei armes Herzel g'stohl'n, du Schelm, du Dieb,
Gib dafür mir deins, i hab' dir's an so lieb.
Juppeidi, juppeida!
Reich bin i net,
Schön bin i net,
Z'klug bin i net,
's muß wahr halt sein;
Doch bin i dir gut,
Bin a treues Blut,
Fröhlich is mei Mut,
Drum, Schatz, schlag' ein.
D' Lieb' macht ja alles gleich,
D' Lieb' macht aus arm wol reich,
Bist du 'mal gut nur mir,
Bin i au der Schönste dir,
Sind wir nur erst a Paar Eheleut',
Werd' i sicherlich au klug und g'scheut.
Drum, mei nettes Diarndel, du mei Herzeblatt,
Juppeidi, juppeida!
Die verhert mi mit den braunen Guckeln hat,
Juppeidi, juppeida!
Reich' mir's Handel, du mei Glück, mei Leb'n,
Kannst dazu als D'rangeld mir a Busserl geb'n;
Wi will erst i jauchzen, wi will i mi g'freu'n,
Wann wir werden a Paar Eheleutel sein!
Juppeidi, juppeida!

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 11. August. Egmont, Trauerspiel in fünf Abtheilungen, von Goethe.

Donnerstag, den 12. August. Martha, oder: „Der Markt zu Richmond", Oper in vier Abtheilungen von W. Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 192. Donnerstag, 12. August **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe stillschweigend die Vorbereitungen zur Reise nach Chatham, sowie die unangenehme Enttäuschung, die uns daselbst beim Anblick der häßlichen Straße und des garstigen Theatergebäudes erwartete, in welchem unser Bühnenglück erprobt werden sollte.

Um sechs Uhr war ich bereits kostümirt und auf der Bühne; Miss Claribel weilte noch in ihrem Ankleidezimmer; meine Mutter saß in der Theaterloge; im Parterre aber ließ sich noch niemand blicken; nur zwei Orangenverkäuferinnen standen mit dem Rücken gegen die Bühne an die Orchesterbrüstung gelehnt; sonst bot das ganze Haus, als ich durch das in den grünen Vorhang geschnittene Loch blickte, einen sehr öden, trostlosen Anblick dar. Der Director, ein sehr höflicher kleiner Herr und überaus beliebter Komiker, stand neben mir; als ich ihn auf das entmutigende Aussehen des Theaters aufmerksam machte, meinte er mit beruhigendem Ton, das habe gar nichts auf sich und binnen einer halben Stunde werde alles gedrängt voll sein; seine heutige Rolle sei zwar nur klein, habe aber doch auf das Publikum stets unwiderstehliche Anziehungskraft geübt.

Polonius gesellte sich zu uns, ein ältlicher Mann, der in den Weihnachtspantomimen sehr beliebt als Pantalon war. — Heute wird es voll, das spüre ich jetzt schon in allen Gliedern, murmelte er durch die zahnlosen Kinnladen; ja, ja, wenn der alte Jack Ivory den Polonius spielt, da wollen die Leute nie ausbleiben. — Keiner von ihnen dachte daran, die erwartete Menge auf Rechnung des als Hamlet debütirenden Künstlers oder der Schönheit Ophelia's setzen zu wollen. — Recht schlimm ist es aber, meinte der Director, daß das Orchester Ihres Freundes, des ausländischen Gentleman, sich noch nicht blicken läßt; unser Publikum hier läßt sich nicht gern äffen und hat die eigenthümliche Gewohnheit, so oft solches in irgend einer Weise geschieht, dem Director Bierflaschen an den Kopf zu werfen. Im Grund thut es mir auch leid, daß wir nicht lieber den Coriolanus spielen; da hätte ich einen Helm mit wogendem Roßschweif aufsetzen können, in dem ich mich prächtig ausnehme. — Mein Freund Kabsch wird uns gewiß nicht im Stich lassen, versicherte ich; wie es übrigens jetzt in den Logen, auf der Galerie und im Parterre aussieht, könnte ich Ihnen nur zu der Geringfügigkeit der Anzahl von Flaschen gratuliren, deren Feuer Sie ausgesetzt sein dürfen. — Warten Sie nur noch ein wenig, mein theurer Sir; meine heutige Rolle hat noch nie ihre Wirkung verfehlt; die Handwerksleute und Arbeiter können ja nicht vor sieben Uhr ins Theater kommen. — Und der Adel und das Militär? fragte ich. — Es werden sich gewiß einige Offiziere von der Garnison einfinden, da sie die Gewohnheit haben, in der Fechterschule Wetten anzustellen. — Ich freue mich ganz außerordentlich, daß diese Herrn so großes Interesse am Hamlet nehmen. — Du lieber Gott! Sie springen bisweilen sogar auf die Bühne und machen sich den Spaß, selbst einen Gang mit dem Laertes zu machen; einmal hat sich gar etwas wunderliches begeben; zwei junge Offizere versprachen dem Hamlet ein Zehnschillingsstück, wenn er den Laertes zu Boden bringen würde. Der damalige Hamlet war zufällig ein vortrefflicher Fechter, parirte jeden Stoß, den ihm Laertes beibringen sollte — das ganze Haus interessirte sich ungemein für diese neue Wendung der Shakespeare'schen Handlung und auf allen Seiten wurden Wetten für und gegen Laertes Sieg eingegangen. Ich besorgte nur, die Knöpfe würden von den Rapieren springen und die Sache einen wirklich tragischen Ausgang nehmen. Endlich gelang es dem Laertes doch, Hamlets Nase zu zeichnen; mehr als zwanzig Pfund wechselten ihre Herrn bei diesem Ergebniß. Allabendlich, ganze drei Wochen hindurch, wiederholte sich dieser Auftritt, bis die Geschichte endlich verboten wurde und wir den „Schwan vom Avon" mit „der Müller und seine Knappen" vertauschen mußten. Heute aber, Sir, heute hoffe ich, die tragische Muse werde auf diesen Brettern wieder in ihr Recht eingesetzt werden. Ich erwarte ein volles Haus, denn ich habe mir unsägliche Mühe gegeben, alle Welt wissen zu lassen, Sie seien ein ganz ausgezeichneter Fechtmeister. — Sollte das Schlimmste stattfinden, sagte Polonius, sollten die Fiedler gar nicht kommen, so wird, denke ich, der alte Jack Ivory den Sturm schon wie immer zu beschwören wissen. Sagen Sie mir einmal, Sir, spielen Sie irgend ein Instrument? — Die Flöte, entgegnete ich, nicht ohne Zögern, indem ich einen forschenden Blick auf ihn warf, um des eigentlichen Grundes dieser Frage inne zu werden. — Jetzt ist schon alles in Ordnung, versetzte Polonius; haben wir keine andere Ouvertüre, so werde ich geigen und Sie blasen und mich begleiten; lebt doch in ganz England kein Mann, der je mehr Beifall bei dem Vortrag der Melodie „briße Schellfische (hot Codlins)" erhalten hätte!

Ich gab mir Mühe zu lachen, als wenn ich den Vorschlag als einen köstlichen Witz betrachtet hätte, mußte mir aber im Grund bekennen, der Erbärmliche habe in vollem Ernste gesprochen. Ich begriff, wie hier jeder, der nur irgend eine Verrichtung auf der Bühne zu besorgen hatte, und wäre es auch nur das Ueberbringen einer Botschaft gewesen, sich im Besitze der Hauptrolle glaube und überdies noch der Meinung sei, auf den Brettern dürfe kein Unterschied obwalten und dem ersten Tragöden könne dasselbe was dem Hanswurst zugemutet werden.

Eben wollte ich das Gespräch wieder anknüpfen, als Lärm und Getöse sich am Eingang des Parterres vernehmen ließen und meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Mir sollte eine ungemein angenehme Ueberraschung zu Theil werden. Ich sah, daß trotz fechtender Hamlets und unwissender Directoren doch noch nicht

alle Rücksicht für Shakespeare erstorben sei. Dichte zahlreiche Massen drängten ins Parterre. Abermals blickte ich durch das freundliche Loch in dem grünen Vorhang. Die Schiffsequipage vom königlichen Dreidecker „Periander“ war am Morgen desselben Tags ausbezahlt worden; die tapfere Mannschaft und ihre weiblichen Anhängsel füllten die Bänke. Die Majorität der wogendurchfurchenden Landesvertheidiger führte zahlreiche weibliche Begleitung mit sich und schien nicht wenig stolz darauf zu sein. Wenige nur begnügten sich, einer Dame den Arm zu reichen; die meisten erfreuten sich in dieser Hinsicht dreifacher Glückseligkeit. Der bescheidene Oberbootsmann begnügte sich, Herz und Börse mit dem doppelten Betrage zu theilen. Ich bekam jetzt einen richtigen Begriff von den Gefahren, denen der Director — obwol diesmal nicht von dem Element der Bierflaschen — ausgesetzt sein konnte. Kannen voll Wachholderbranntwein und Rum circulirten fortwährend, inhaltsreich genug, um den Bedarf einer Schenke für eine ganze Woche zu decken. Bisweilen flogen Whiskyflaschen in die Luft, was ungefähr dieselbe Bedeutung hatte, als wenn eine „Landratte“ bei festlicher Gelegenheit den Hut in die Höhe geworfen hätte; bald erscholl gewaltig lärmender Ruf nach Musik; der Director, dem nun ängstlich zu Mut wurde, schickte heimlich nach einer Compagnie Marinesoldaten und einer Abtheilung Konstabler.

Wenn der langhaarige und bartbewachsene Ausländer nicht bald kommt, ließ sich der Director neuerdings mit offenbar nicht erkünstelter Angst vernehmen, so wird das hier einen Spektakel absetzen, als wenn es sich darum handelte, ein feindliches Schiff im Sturm zu entern. Der Tumult kommt regelmäßig vor, so oft es sich ereignet, daß wir Jacken mit Puffen und geschlitzten Aermeln anziehen; da wollen sie immer nur Ausländer in uns erblicken; zur Zeit des letzten Krieges haben sie meinen Vorgänger, der eben einen Pariser Marquis spielte, in der Meinung, er sei ein französischer Kriegsgefangener, von der Bühne weggerissen und eingeschifft; sie gedachten ihn gegen einen englischen Gefangenen auswechseln zu können. Der arme Mann ist in den Pontons zu Toulon gestorben; er war nämlich zum Austausch gegen einen Schiffscapitän bestimmt worden und mußte Gefangener bleiben, weil jener Mann nicht mehr zurückkehren wollte. (Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Bretagne.

Mitgetheilt von E. Z.

(Schluß.)

Nach manchen Kreuz- und Querzügen durch die Bretagne kamen wir an einem der ersten Tage des Monats Mai nach Collinée, einem **chef lieu du canton**, wo eben ein großer Jahrmarkt abgehalten wurde. Obgleich wir in andern Theilen Frankreichs manchen ähnlichen Vergnügungen und Festen beigewohnt hatten, so übertraf diese Lustbarkeit mit ihren bunten, seltsamen Bildern und Scenen — Collinée hat die Ehre einer der Hauptviehmarktplätze zu sein — denn doch alles, was wir bis dahin gesehen. Die seltsamen aber malerischen Trachten und Gestalten der Männer, der finstre Ernst derselben, so scharf abstechend gegen die französische Beweglichkeit, die Frauen und Mädchen, hübsch und häßlich, die geschäftigen Verkäufer, das garstige, verkrüppelte Hochlandvieh, die mißgestalteten Borstenträger mit bogenförmigem schmalem Rückgrat, roten Augen und hohlen Flanken, die stattlichen Hausthiere des Tieflandes — alles war neu und überraschend für uns.

Eine Hauptanziehungskraft übten mehre Theater aus, in denen jene Ueberbleibsel der alten Mysterien und Mummereien dargestellt wurden, welche Victor Hugo so ausgezeichnet beschrieben hat und welche noch heutigen Tages die Gemüter eines einfachen, gläubigen und bigotten Volkes ergreifen. Die „Geburt“, die „Auferstehung“ und andere biblischen Gegenstände bildeten natürlich die Grundlage jener Mysterienspiele. Zahlreich, mannigfaltig und eigentümlich waren die übrigen Sehenswürdigkeiten, Buden und Kaufläden — die Tanzlocale, die Tische der wandernden Heilkünstler und Wundermänner. Der Cider wurde in kleinen, mit einem großen Faß beladenen Karren verzapft, während Branntwein, Kaffee und Bier in aristokratischeren Regionen geschenkt wurden, das heißt unter einem Bretter- oder Leinendach. Essen und Trinken, Kaufen und Verkaufen waren natürlicherweise die Hauptzwecke des Tages und in den beiden ersten Beschäftigungen ward etwas tüchtiges geleistet. Eine alte Frau, vor einer Art von Ofen unter freiem Himmel sitzend, verkaufte gebratene **saucissons**, Schinkenschnitte und andere seltne Leckerbissen und fand Schaaren von Abnehmern. Ein reisender Zahnarzt schrie sich heiser, indem er das Ausziehen sämmtlicher Zähne als ein unfehlbares Mittel gegen die Qualen des Zahnschmerzes anempfahl, welche Operation er für die geringe Summe von einem Sou für den Zahn aus reiner Menschenliebe machen wollte. Denen jedoch, welche dieses kräftige Mittel fürchteten, empfahl er mit großer Wärme seinen **creosot Pignard**. Hausirer ohne Zahl reizten die jungen bräunlichen Schönheiten mit ihren Bändern, Schnüren, Halsketten, Rosenkränzen und Crucifixen. Ein Kupferstichhändler, wolbekannt mit dem frommen Charakter des Volkes, unter dem er sich befand, hatte eine unglaubliche Menge grell colorirter Bilder von Heiligen, Madonnen, heiligen Familien und anderen Gegenständen der Verehrung ausgestellt. Ein roter Bileam auf einem gelben Esel von einer blauen Wolke überschattet, übte eine mächtige Anziehungskraft aus. Am meisten wurden jedoch diejenigen Bilder gekauft, auf denen örtliche Legenden dargestellt waren. Für die Weltlichgesinnten besaß der Verbreiter gallischer Kunstproducte Bildnisse Napoleons, Ludwig Philipps und anderer Herrscher und Häupter Frankreichs, um allen Richtungen politischer Käufer genügen zu können. Von den ersteren hatte er einen unermeßlichen Vorrat. Der wolbekannte Hut und Redingote waren auf Elba, in Fontainebleau, bei Waterloo, auf St. Helena, in Rußland, im Frieden und im Kriege, auf der Erde und im Himmel, in jeder Lage, Stellung oder Oertlichkeit zu sehen, welche eine fruchtbare Einbildungskraft nur zu ersinnen vermochte. Großen Zulauf fanden auch die Menagerien mit ihren lebenden Krokodilen, gelehrten Ferkeln, scheußlichen Pavianen, Seeschlangen und Ueberresten antediluvianischer Elephanten und Mamuts.

Eine Scene jedoch nahm unsere Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch — die Beschäftigung der Haarkäufer. Oben ist schon das schwarze Haar der Bewohner der Bretagne erwähnt, welches sowol bei den Männern als bei den Frauen oft von großer Schönheit ist. Demgemäß wird dasselbe zu einem Handelsartikel gemacht; beide Geschlechter pflegen und hegen es nur in der Absicht, um es den Haarkäufern am Jahrmarktstage zu verkaufen. Die letzteren standen die Scheere in der Hand im Kreise der Mädchen und Bursche; neben ihnen ein Korb, um die wallenden Locken der bretagnischen Jugend aufzunehmen. Sobald als ein Handel abgeschlossen war, zum Beispiel mit einem hübschen jungen Mädchen, ward die enganliegende Mütze vom Haupt genommen, die langen Flechten den Händen des Käufers überliefert und einige Minuten später stand die reizende Brünette kahlgeschoren und schmucklos da. Der Preis eines solchen „Hauptartikels“ betrug zwölf bis fünfundzwanzig Sous, je nachdem das Haar lang und schön war und der Besitzer oder die Besitzerin zu handeln verstanden. Zur

Rechtfertigung dieser freiwilligen Uebergabe des reizendsten weiblichen Schmuckes gegen den Glanz des Goldes oder vielmehr des Kupfers sei es erwähnt, daß die enge Mütze, welche die Frauen und Mädchen der Bretagne tragen, gänzlich das Haar verbirgt, so daß dies ihnen mehr eine Last als ein Gegenstand des Schmuckes ist. Dennoch däuchte es uns sehr unweiblich, daß ganze Haufen junger Mädchen neben den Haarhändlern standen und ihre langen glänzenden Flechten zum Abschneiden glatt kämmten, während die Scheere feuer fort und fort die wallenden Locken abmähte.

Gegen Abend wich das eingeborene bretagnische Phlegma und der gravitätische Ernst allgemach dem belebenden Einfluß der Speisen und Getränke. Der Ton der Stimmen ward immer lauter und verwirrter, hier und da entspann sich ein Streit, die Weiber sagten sich seltsame Schmeichelworte ins Gesicht und betrachteten die Stellen, wo Ohrfeigen applicirt zu werden pflegen — zu Thätlichkeiten kam es indessen nicht. Die Viehkäufer machten sich auf den Heimweg, ihre wiederspänstigen Kühe, Ochsen und Schweine vor sich hintreibend; die Verkäufer gingen zu den Wirthshäusern, um einen Theil des gelösten Geldes an den Mann zu bringen; eine alte Frau, welche sich vergebens bemüht hatte, ihre Marktwaare, ein rotäugiges Ferkel, zu verkaufen, quälte sich jetzt ab, das obstinate quitende Thier fortzuschaffen, was ihr nach manchen Anstrengungen denn auch endlich glückte.

Nach vielem Suchen und Fragen gelang es uns, die wir sehr ermüdet und hungrig waren, ein Abendbeffen und ein Nachtquartier zu finden, so überfüllt und gefchäftig war alles, was auf den Namen einer Herberge Anfpruch machte. Der Schlaf kam spät, denn innerhalb und außerhalb des Hauses lärmte und lachte und schwatzte es bis nach Mitternacht; dann aber verhallte das Getümmel allgemach, und um die erste Morgenstunde herrschte im „chef lieu du canton Collinée“ wieder die alte Ruhe und Stille.

Der Todtentanz.

Rheinische Sage. *

Ein altertümliches Haus in Ehrenbreitstein trägt unter einem bürgerlichen Wappen die Jahrzahl 1705. Es ist der sogenannte Baierlehenhof, von dessen Gemächern eines der Sage nach die unauslöschlichen blutigen Spuren eines tragischen Ereignisses bewahrt. Es ist besagter Hof der Eingang zu dem wunderlichen Knäuel von Gassen und Gäßchen, der an der Kreuzkirche Fuß anhebend längs des Arzbeimer Baches und seiner Verzweigungen sich ausbreitet; zu dem ursprünglichen und wahrhaftigen Thale, in dem die ersten Ansiedler sich anbauten, nicht nach ihrem Belieben, sondern wie das der enge Raum und die Beschaffenheit des Bodens gestattete. Gleich Schwalbennestern sind manche Häuser der Höhe angeklebt, andere wiederum vereinigen sich zu engen, winklichen Gäßchen, die nie von einem Sonnenstral begrüßt, deren Gebäude in dem altertümlichen Gewand und so nahe an einander gerückt, das Auge täuschen in der Würdigung der Verhältnisse und fast das Ansehen gewinnen der spukhaften Gestalten, denen es vergönnt sein soll, nach Wolgefallen groß oder klein zu erscheinen. Und wie niemals die Züge eines Antlitzes gänzlich und zumal trügen, so haften vorzugsweise an diesem dunkeln Knäuel die finstern Sagen, die Erzählungen von Gräuel und Spuk.

* Diese Sage ist den höchst interessanten historischen Mittheilungen des „Rheinischen Antiquarius“ entlehnt.

Da steht das Haus, einst bewohnt von dem vornehmen Sünder oder wie es in einer anderen Sprache heißen mag, von dem feinen Mit- und Lebemann, der so gewandt in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft sich bewegte, so abgemessen und doch so anmutig in Haltung und Umgang, so pünktlich und wachsam in seinem hohen Amt, so unverbrüchlich hielt die Gesetze der Ehre. So war des Mannes Außenseite; in seinem Herzen hingegen brausten ungezähmte Leidenschaften, da galt nicht Gottes Wort noch Gebot, sondern die sogenannte Philosophie des einfältigen achtzehnten Jahrhunderts, da tummelten sich lustig Habgier und Verschwendung, Hoffart und Wollust, Verachtung des Nächsten, Gleichgültigkeit für die Nächsten, Spielwut, Trink- und Jagdlust. Hart seinen Untergebenen war der Nimrod zumal ein Tyrann seiner Familie. Denn die hatte sich, ihm zum Unbank, eingefunden. Eine junge, liebenswürdige Wittwe war in seine Netze gefallen und sollte, das verweinte er, diese Schwachheit mit Verachtung und Schande büßen. Denn ihr fehlten vornehme Herkunft und Ahnen. Sie klagte ihre Not den Brüdern und Vettern des verstorbenen Mannes, und gleich waren die bereit, die Sache der verlassenen Frau als die ihrige aufzunehmen. Der Gewaltige wurde gemahnt, sein Unrecht gut zu machen, und dessen sich weigernd, gefordert auf Pistolen. Unter den kecken Gesellen, die also appellirten an Gottes Gericht, befand sich, ich weiß nicht, ob ich dessen mich freuen oder betrüben soll, ein vornehmer geistlicher Herr; bevor aber mit ihnen der Handel abgemacht, war der Kurfürst in das Mittel getreten. Die Zauberformel sprach er, so auf unsern Universitäten die wilbesten Jünglinge, die kühnsten Revolutionäre in dem Laufe des frevelhaften Beginnens zu Lämmern zu machen pflegt: Schickt euch, oder es gibt keine Anstellung! Dem Nimrod hieß es: Heirate, oder verzichte deinem Amt! Er kroch zu Kreuze, aber schwer büßte die ihm aufgedrungene Frau, eine so würdige Hausfrau sie auch gewesen ist, ihr ganzes Leben durch die Folgen eines einzigen Fehltritts, gleichwie ihre Kinder niemalen in des Vaters Augen den vermeintlichen Flecken ihrer Herkunft zu tilgen vermochten. Der ältere Sohn wurde als ein Knabe in ein kaiserliches Regiment, das eben zum Türkenkrieg ausrückte, gesteckt, „nicht, auf daß er lebe“, der andere einem Jäger in der Eifel, einem besonders wüsten Gesellen, in die Lehre gegeben. In solchen Verhältnissen sind die beiden Jünglinge kurz nach einander gestorben, indeß von den Töchtern zwei ihr Leben im Kloster vertrauerten.

Hiermit hatte der Vater seine Zwecke erreicht, und aller Rücksichten frei und ledig, konnte er noch einmal seines Daseins genießen in der alten Weise. Es kamen und verstrichen die Jahre, so überreich an erschütternden Ereignissen, ringsum gestaltete sich eine neue Weltlage, unverändert blieb des Sünders Treiben. Nur eins fiel ihm schwer aufs Herz: die Aufhebung des Klosters, in welchem er die älteste seiner Töchter zu begraben vermeint hatte; ihr konnte er die Rückkehr in das Vaterhaus nicht verlagen, und schon war der Tag ihres Eintreffens festgesetzt. Den Abend vorher verbrachte der Mann in der ausgelassensten Gesellschaft; gegen Mitternacht heimkehrend fand er ein Schreiben von seiner Tochter, dem der Schlüssel einer mit des Klosters Kostbarkeiten bepackten Kiste eingeschlagen. Sothane Kiste mit dem wertvollen Inhalt hatte der umsichtige Kammerdiener in des Herrn Schlafgemach bringen lassen. Einen gleichgültigen Blick warf der auf die große schwarze Truhe, ob der Schlüssel passe, versuchte er zum Ueberfluß; er ließ sich ausklieben und verriegelte, nachdem der Kammerdiener seinen Abtritt genommen, in gewohnter Weise die Zimmerthüre.

(Schluß folgt.)

Tabletten.

*** Es wird von Ausgrabungen von Altertümern, welche für die polnische Nationalgeschichte von großem Wert sind, auf den Besitzungen des Herrn Lecki, neun Werst von Wilna, am Fluß Wilia, berichtet. Es wurde daselbst ein hölzerner Kasten mit silbernem Frauenschmuck und Münzen gefunden. Der Schmuck bestand aus zwei äußerst schön gearbeiteten Ringen, zwei Armbändern, zwei Paar Ohrringen mit Edelsteinen, Spangen in Gestalt von Drachen und einer Busennadel mit einem sehr kunstvoll gearbeiteten Kopfe. An Münzen fand man achtzehn böhmische Groschen des Königs Wenzeslaus aus dem dreizehnten Jahrhundert und zweiundvierzig Stück unschätzbare lithauische Münzen aus der Epoche vor der Union Lithauens mit der Krone Polens. Auf der einen Seite sieht man Pfeiler des jagellonischen Wappens, auf der anderen eine Person mit einer Art Kreuz in der Hand: das Trifolium, welches in der lithauischen Mythologie eine wichtige Rolle spielt. Dieser numismatische und archäologische Schatz gewinnt dadurch noch an Wert, daß nach der Meinung v. Eppensteins der weibliche Schmuck aus derselben Zeit wie die Münzen herstammt. Vier Stück davon sind der archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg übersandt worden; die übrigen sind Eigentum des Grafen Eustachius Tyszkewicz.

*** Die Gräfin Rossi erzählte unlängst folgendes: Als im Jahre 1844 die Schwestern Milanollo sich in Berlin mit großem Erfolg hören ließen, lud ich solche eines Tages zu mir ein, wo beide ihre Violine mitbrachten und mir etwas vorspielten. Ich glaubte mich nicht anders revanchiren zu können, als daß ich den kleinen Geigerinnen etwas vorsang. Beide lauschten auf, und als ich geendigt, faßte mich die kleine Marie Milanollo bei der Hand und sagte: Ach! Sie singen recht hübsch! Wenn Sie sich üben, können Sie noch eine berühmte Sängerin werden.

*** In Paris haben die Trödler oder sogenannten Antiquare einen eigenen Handelszweig gefunden, der noch seine schönen Procente abwirft. Die in den Schlössern Ludwig Philipps verkauften Porzellan- und Glaswaaren waren alle mit dem Namenszuge des Königs versehen und wurden als Curiositäten von dessen Verehrern angekauft. Die Trödler haben nun alle möglichen Porzellanartikel mit der Chiffre Ludwig Philipps versehen lassen und so mit einemmal Gegenstände, die einige Groschen wert, in Curiositäten verwandelt, die mit 10, 20, 30 und mehr Franken bezahlt werden.

Frankfurt, 11. August.

„Marie Antoinette" von Paul Delaroche.

Dieses in der letzten Zeit vielgenannte Bild des berühmten französischen Malers ist für einige Tage im Casino am Roßmarkt von Del Vecchio zur öffentlichen Ansicht ausgestellt. „Die Verurteilung der Königin Marie Antoinette", lautet das Programm. Am 14. October 1793 erschien die unglückliche Königin vor einem aus dem Abschaum der Menschheit zusammengesetzten Blutgericht. Um vier Uhr morgens am 16. October endete jener beispiellose Act blutgieriger Wut und frechen Hohnes gegen Recht und Wahrheit, der die Monarchin zum Opfer bestimmte. — „Die unmenschliche Behandlung, das tiefe Seelenleid hatte die Haare der achtunddreißigjährigen Königin gebleicht, ihre Augen geblendet, ihre Züge sehr gealtert und in wenigen Tagen das Werk vieler Jahre vollbracht. Mit Ruhe und Fassung hörte die Königin ihr geahntes Loos; mit sicherem Schritt verließ sie den Gerichtssaal, Hoheit und Würde in den edlen Zügen."

Das Bild, so spricht sich ein Kunstrichter im Morgenblatt über dasselbe aus, — das Bild stellt die Königin in Lebensgröße dar. Sie steht im Vordergrund, wie aus dem Rahmen hervortretend, und das ganze Licht fällt auf ihre Gestalt. Sie ist schwarz gekleidet, ihr weißes Haar läßt die Stirne frei, ihr Auge ist vom Weinen getrübt. Links mehr im Hintergrund sitzen um einen Tisch ihre Richter, die soeben das Urteil verlesen haben. Eine Lampe an der Decke erhellt die Gruppe. Wir erhalten dadurch eine doppelte Beleuchtung, was in manchem Bezug störend ist und eine besondere Stellung des Bildes und ein stark auf die Hauptfigur fallendes Sonnenlicht notwendig macht, wenn es vortheilhaft erscheinen soll. Dicht hinter der Königin folgen ihre Wächter. Der zur Rechten stellt den Philister im Soldatenrocke vor; er geht mit gesenktem Blick ruhig seines Wegs und trägt das Gepräge des stolzen Selbstbewußtseins: „Ich thue meine Pflicht." Das Wie und Wo gilt ihm dabei gleich; er gehorcht ja nur. Der andere zur Linken ist der Republikaner mit Bewußtsein; er thut auch seine Pflicht, aber es freut ihn, daß er grade hier sie zu üben berufen worden. Seitwärts zur Rechten gruppirt sich das Volk, mit seinen drohenden Mienen, geballten Fäusten, seinem Zorn und seiner Rache, aber auch seinem Mitleid. Ein schönes junges Mädchen drängt sich vor und heftet den Blick voll trauernden Beileids auf das Antlitz der hartgeprüften Frau. Marie Antoinette scheint sie nicht zu sehen. Sie sieht vor sich hin, die Miene voll Hoheit und Ergebung, das Auge durch den Ausdruck unendlichen Schmerzes gleichsam zusammengepreßt, die Winkel des Mundes von einem leisen Zucken der Verachtung umspielt. Sie wird das Bewußtsein nicht los, daß die, welche sie gerichtet, nicht würdig waren, ihre Schuhriemen zu lösen. — Paul Delaroche hat sich in Ausführung dieser Gestalt selbst übertroffen. Man wird immer wieder zu dem Bild hingezogen und kann den Blick nicht losreißen von der rührenden Gestalt dieser Königin, die in ihrem Unglück, ihrem Schmerz so weiblich schön, so groß dasteht. — Die Nebenfiguren befriedigen nicht in gleichem Maße. Man vermißt an diesen die volle Ausführung, sie stehen zu sehr zurück und nur mit Anstrengung gelingt es, aus dem dunkeln Hintergrund die Umrisse der Gestalten zu lösen, die doch zum völligen Verständniß des Bildes ein unerläßliches Moment sind. Die französische Schule strebt nach Einheit der Idee und Concentration des Effects, und steht der Richtung unserer Künstler darin lobenswert entgegen. Indessen hat auch dieses Hervorheben des Hauptmoments seine Grenzen, sonst wird aus einem Genrebild ein Porträt, und ein geschichtliches Bild gibt uns den Helden ohne die Motive seiner Thaten, durch die er selbst erst in die Stimmung versetzt wird, die wir erkennen sollen, um das mitzuempfinden, was er selbst empfindet. Diesen Mangel abgerechnet, ist das Bild unendlich schön.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 12. August. Martha, oder: „Der Markt zu Richmond", Oper in vier Abtheilungen von W. Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow.

Freitag, den 13. August. Der geheime Agent, Lustspiel in vier Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 193. Freitag, 13. August **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Ich sah nach der Uhr; es fehlten nur mehr zehn Minuten von sieben; der Lärm und das Getöse hatten bereits eine furchtbare Höhe erreicht. Wenn Kabbach mich im Stiche ließ, so mußte ich meiner Mutter zu Hülfe eilen und mir den Weg ins Freie mit Gewalt erkämpfen. Zu diesem Behuf wollte ich die Schärfe meines Schwertes prüfen; die Unglückswaffe war von Zinn und hätte nicht einmal zur Vernichtung des Admirals Tom Pouce hinreichen können.

Plötzlich verkündete ein allgemeiner Jubelruf irgend ein bedeutungsvolles Ereigniß; Geigen wurden gestimmt; das erste Schnarren des Fiedelbogens klang wie Sphärenmusik in meinen Ohren. Die Ankunft des Orchesters gab dem Ideengang der Matrosen eine ganz andere Richtung. Erst mußte die Nationalhymne „God save the Queen“ und dann des englischen Seemanns Lieblingslied „Rule Britannia“ gespielt werden, worauf sie furchtbar brüllend eine Dudelsackmelodie verlangten. So weit hatte ihnen Kabbach in allem ihren Willen gethan. Als sie jedoch mit dem Ansinnen herausrückten, es sollte eine Communication vom Parterre aus über das Orchester bis zur Bühne hergestellt und die dramatische Aufgabe des Abends mit einer in kühnen Figuren sich bewegenden Quadrille eingeleitet werden, mußte die Nachgiebigkeit wol ein Ende nehmen. Die bedeutungsvolle kleine Schelle ertönte und die ernste Ouverture zum unsterblichen Hamlet begann.

In diesem Augenblick erfaßte Mr. Holzwurm, anscheinend athemlos vor Entzücken über meinen herannahenden Triumf, mit großer Zärtlichkeit meine Hand. — Gestatten Sie mir, rief er, Sie den drei größten Kritikern Europa's vorzustellen. Wir haben uns eiligst von London hierher auf den Weg gemacht, um Ihrem Debüt beizuwohnen. Ich habe einen außerordentlich hohen Begriff von Ihrem Genie und bin daher überzeugt, es harre Ihrer dasselbe Schicksal, das einst uns zu Theil wurde: Sie werden nämlich ganz gewiß und einmüthig ausgepfiffen werden.

Die drei liebenswürdigen Gentlemen zogen sich nach dieser ermuthigenden Ankündigung mit einer Verbeugung in die Loge zurück, in der meine Mutter saß, um später der Welt eine genaue Schilderung der Art und Weise vorzulegen, in der mich das Publikum empfangen würde. Meine Entrüstung hatte mich gehindert, die Ansprache des großen Kritikers Holzwurm in gebührender Weise zu beantworten; auch wurde der Vorhang plötzlich in die Höhe gezogen und die Vorstellung begann. — Mit lärmendem Applause wurde vor allem der Geist empfangen; die kunstrichtenden Seefahrer schienen ihn als die lebensvollste Person der ganzen Tragödie anzusehen. Das hartnäckige Schweigen, das er, majestätisch über die Bühne wandelnd, den ihn Befragenden entgegensetzt, nahmen sie für einen sehr komischen improvisirten Spaß, der offenbar dazu dienen sollte, die Vergeßlichkeit des Schauspielers, der seine Aufgabe schlecht memorirt haben mußte, zu maskiren. Mehr als eine Stimme schrie ihm zu, er möge seine Rolle noch einmal überlesen oder etwa aus dem Kopf eine Geschichte erzählen. Es fehlte auch nicht an spöttischen Anspielungen auf seine Molgnährtheit, die offenbar mit den Begriffen, welche die Herren vom Vorderdeck von den Dimensionen eines Geistes haben mochten, in schreiendem Widerspruch stand. Als das Gespenst aber trotz alles Mahnens und Zurufens hartnäckig auf seinem unverbrüchlichen Schweigen beharrte, äußerten sie laut ihre Entrüstung darüber, daß man sie äffe und um die Reden betrügen wolle, für die sie doch bezahlt hätten; sie hielten es nicht für möglich, daß jemand über die Bühne schreiten und so feierlich dreinschauen könne, ohne daß ihm der Dichter nicht irgendwie Worte in den Mund gelegt haben sollte. Nur die Versicherung des Directors, der an die Lampen trat und die solenne Zusage gab, der Geist würde in einer spätern Scene so gesprächig werden, wie das verehrte Publikum nur immer wünschen könne, vermochte die gestörte Ruhe wieder herzustellen. Die befriedigten Wellenbändiger wurden plötzlich sehr gnädig gestimmt und begrüßten den versammelten dänischen Hof mit lärmendem Händeklatschen, das natürlich jeder der eben auf der Bühne befindlichen Schauspieler in anspruchloser Bescheidenheit dem eigenen Verdienst zuschrieb und mit dankbaren Verbeugungen freundlichst anerkannte.

Mit einer Würde, wie sie nur dem Kronprinzen einer tapfern Nation ansteht, hielt ich mich zur Linken des Königs, ohne jene Begrüßungen zu beachten, die in so tumultuarischer Weise dargebracht wurden. Zum Lohn für meine Impassibilität flog eine Orange kaum einen Zoll weit von meinem Gesichte entfernt an mir vorüber und platzte an der Rückenlehne des königlichen Armsessels; von diesem Augenblick an folgte ein überraschender Vorgang dem andern mit so betäubender Schnelle, daß mir keine Zeit übrig blieb, den mir widerfahrenen Schimpf näher ins Auge zu fassen. — Der König hatte nämlich kaum zu sprechen begonnen, als es zwischen zwei Hochbootsmännern zu einem Wortwechsel kam, der rasch in eine gegenseitige Herausforderung überging. Ein schriller Ton aus der Pfeife eines andern Hochbootsmanns lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen interessanten Vorgang und die Schauspieler mußten in ihrer Action ein Weilchen innehalten, bis die kriegerischen Seeleute mit dem gegenseitigen Austausch der Genugthuung zu Ende waren, die sie im Interesse ihrer gekränkten Ehre fordern zu müssen geglaubt hatten. — Während jedoch die beiden Seehelden einander zum großen Ergötzen und absonderlichen Bewunderung der ganzen Versammlung tüchtig bearbeiteten, schlüpfte der Director an meine Seite und flüsterte: — Ich schulde Ihnen sehr vielen Dank für die Fünfpfundnote und auch für die drei Guineen,

die Sie für das Souper nach dem Theater bestimmt haben; als erkenntlicher Mann rate ich Ihnen daher, die Bühne so schleunig wie möglich zu verlassen; bringen Sie auch die Dame, die mit Ihnen kam, zum Omnibus und ... und ... — Aber warum denn? fragte ich; der Tumult wird ja bald vorüber sein. — Und ein noch schlimmerer ihm folgen, weil uns ein entsetzlicher Querstrich die ganze Tragödie verdirbt. Befolgen Sie meinen Rat oder ich kann nicht dafür einstehen, daß sie uns nicht alle im Fluß tieholen — die Dame ebenfalls, wenn man erfährt, daß sie zu Ihrer Gesellschaft gehört. — Ich soll fortgehen, jetzt fortgehen, ohne auch nur ein einziges Wort gesprochen zu haben! vielleicht werden die Wütenden ruhiger werden, wenn sie nur erst Hamlets Stimme gehört haben. — Theuerer Sir! sie haben nun einmal ein böses Auge auf Sie. Wenn Sie den Mund öffnen, so sind sie im Stande, Ihnen die Sitze an den Kopf zu werfen. — Sehen Sie nur einmal selbst zu! Ein Matrose macht schon Miene, auf die Bühne zu steigen; ich muß nur schnell anzeigen, daß wir anstatt der Tragödie drei Possen geben und auch einige Seiltänzerkünste produciren werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Tage der Königin Marie Antoinette.

Aus Eduard Arnd's Geschichte der französischen Revolution.

Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1851. Sechs Bände.

Eine Geschichte der französischen Revolution, die mehr als gedrängte Skizze wäre und dem lesenden Publikum zugleich die Mühe der gelehrten Forschung ersparte, wird in Deutschland immer noch einen weiten und dankbaren Leserkreis finden, zumal seit die Einsicht durchzudringen beginnt, daß die französischen Bücher uns nur zu häufig fabis convenue statt wirklicher Historie geboten haben. Das in der Ausschrift genannte Werk hat sich unverkennbar die Aufgabe gestellt, diesem Bedürfnis zu genügen; detaillirt und sorgfältig, auf fleißigen Forschungen beruhend und doch in Anlage und Darstellung mehr dem größeren Kreis gebildeter Leser zugewandt, möchte es die Lücke ausfüllen, die wir bis jetzt fast ausschließlich mit französischer Zufuhr ergänzt sehen mußten. Der Verfasser ist uns einem vor etwa acht Jahren erschienenen Buch vortheilhaft bekannt; seine „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung der französischen Nation bis 1789“ ist eine gedrungene, fluß- und beredte Arbeit, die von gründlichen Studien französischer Geschichte genügenden Zeugniß ablegt. Das vorliegende Werk schließt sich daran unmittelbar an. Es drängte sich dem Verfasser, der viel in Frankreich gelebt, die Ueberzeugung auf, daß die Revolution in den bekanntesten französischen Werken fast immer mehr vom Standpunkt politischen Parteigeistes als von dem einer historischen Anschauung und aufgefaßt worden ist. Weder die theokratischen Absolutisten, wie Josef de Maistre, Bonald, Felix de Conny, noch die Mittelstufen des politischen Liberalismus in Thiers, Mignet ꝛc., noch die pantheistisch-demokratischen Tendenzschriften eines Michelet und Lamartine schienen ihm dem Anspruch an eine wirklich historische Behandlung eigentlich zu genügen. Die Grundsätze, sagt er im Vorwort, von denen die genannten Schriftsteller und ihre Geistesverwandten bei der Auffassung und Darstellung geleitet worden, schienen mir, so groß auch ihr Talent sein mag, von keinem Streben nach einem reinen Verständniß jener Epoche, sondern von äußeren Einflüssen und vorübergehenden Verhältnissen eingegeben zu sein. Eine ernste und unbefangene Vergleichung der Thatsachen mit jenen revolutionären Theorien überzeugte mich, daß sich eine Geschichte der französischen Revolution in keines dieser Systeme einschließen lasse, ohne die Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge zu verkennen und ihnen Gewalt anzuthun.

Unser Geschichtschreiber Arnd hat sich überall bemüht, in die wesentlichen und eigenthümlichen Fakten der Zeit einzudringen, sie selber sprechen zu lassen, der eignen politischen Meinung möglichst wenig Einfluß auf die Schilderung der Thatsachen einzuräumen. Er steht den Extremen rechts und links gleich fern; er huldigt einer mittleren, verständigen und nüchternen Ansicht, erblickt weder in der Revolution lauter Gräuel und Schrecklichkeiten, noch hängt er um diese den beschönigenden Mantel des Fatalismus. Er vergißt über den Verzerrungen und Verbrechen die tieferen Motive und Ideen nicht, welche die Zeit und ihre Massen bewegten; er tröstet sich auch mit dem optimistischen Satz nicht: die Gräuel und Entartungen seien eine notwendige Ausstattung gewesen, um die Ideen und Principien zum Siege zu führen. Ein ernstes Streben, überall die Wahrheit zu erzählen, ist unverkennbar; nirgends gleitet er über die schauzigen und blutigen Stellen mit jener vornehmen Leichtigkeit hinweg, worin zum Beispiel Lamartine das Menschenmöglichste leistet; überall finden wir eine treuen ehrliche Anschauung und gradsinnige Beurtheilung der Dinge.

Dem vierten Band des neuen trefflichen Geschichtswerkes entlehnen wir die nachstehende Schilderung der Gefangenschaft, Verurtheilung und Hinrichtung der unglücklichen Königin Marie Antoinette.

Nach einer Zögerung von zehn Wochen, vom Tage an, wo der Convent das Decret erlassen, das die Königin vor das Revolutionstribunal zu stellen befahl, ward dieser Beschluß zur Ausführung gebracht. Man hatte in den Papieren, die nach dem zehnten August (1792) in den Tuilerien gefunden und die im Processe Ludwigs XVI. gebraucht worden, gegen seine Wittwe keinen Grund der Anklage auffinden können. Man mußte deshalb, wie in so vielen andern Fällen, zu allerlei Lügen und Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen. Hebert und Simon fielen auf den Gedanken, schreibbare Zeugenaussagen zu sammeln, um den Beschuldigungen mehr Gewicht zu geben. Beide beschlossen unter anderm, ein vermeintliches Verbot des achtjährigen königlichen Knaben, der ganz in ihrer Gewalt war, zu schmieden, bestimmt, seiner Mutter die größten Scandthaten zur Last zu legen. Dies war ein solches Gewebe von Unverschämtheit und Abscheulichkeit, daß es selbst nicht bei den verhärtetsten Demagogen, ja nicht einmal bei der leichtgläubigen und verderbten Menge Glauben fand. Außerdem begab sich ein Mitglied des Sicherheitsausschusses, der Historienmaler Ludwig David, von Pache und Chaumette begleitet, nach dem Temple und unterwarf hier die Prinzessin Elisabeth und ihre Nichte, jede einzeln, einem Verhör von mehr als drei Stunden. Vergebens wandte er die trügerischsten Versprechungen und die härtesten Drohungen an, um über die Pläne zur Flucht der Königin während ihrer Gefangenschaft im Temple, ihre Verbindungen mit den Royalisten und dem Ausland etwas zu erfahren. Ungeachtet die beiden Prinzessinnen an Alter und Erfahrung einander so ungleich waren, so hatten dennoch beide so viel Würde, Selbstbeherrschung und Klugheit bewiesen, daß aus ihren Antworten keine Anschuldigung gegen die Königin entnommen werden konnte. Das Zartgefühl der Prinzessin Elisabeth wurde bei diesem Verhör durch die Vorlesung der von Hebert und Simon erfundenen und gegen die Königin gerichteten Verleumdungen, die ihrem jungen Sohn in den Mund gelegt worden, auf das gröblichste beleidigt.

Den vierzehnten October (1793) wurde Marie Antoinette vor das Revolutionstribunal geführt, dessen Mitglieder sich früher im Jacobinerklub, unter Robespierre's Leitung, die Grundsätze erworben hatten, die sie jetzt zur Anwendung brachten. Richter und Geschworne waren übrigens die einen der andern würdig. Alle zeichneten sich durch ihre Gewissenlosigkeit, Heuchelei und Grausamkeit aus. Der damalige Präsident des Blutgerichts

ließ Herman, ein besonderer Anhänger Robespierre's. Die wichtigste Person war jedoch Fouquier-Thinville, der den Titel des öffentlichen Anklägers führte und bei diesem Tribunal die Interessen der Revolution, wie früher die Kronadvocaten der alten Parlamente die der alten Monarchie, in Acht zu nehmen hatte. Eine unermeßliche Menge, besonders viele Weiber aus den niedrern Klassen erfüllten den Saal, um sich an dem Anblick einer gefallenen Größe zu weiden und ihrem Haß eine längst gewünschte Befriedigung zu gewähren. Man wußte, in welcher Umgebung und in welchem Elend die Königin seit einigen Monaten geschmachtet hatte. Man hoffte, sie in ihrer Person gebrugt und mit dem, was sie früher gewesen, unter allem Vergleich zu finden. Hierin irrten sich die niedrigen und boshaften Zuschauer. Die Haare der Königin waren von dem langen und vielfältigen Kummer gebleicht, aber ihr Züge, ihre Gestalt und Haltung hatten sich nicht verändert. Sie trat mit demselben Ausdruck von Milde und Hoheit wie sonst auf und eine erhabene Entsagung, wie unverschuldetes Unglück edlen Naturen zu verleihen pflegt, nahm die Stelle der Aumut früherer Jahre ein. Der Anklageact, den man ihr vorlas, war ein Gewebe von absichtlichen Lügen und maßlosen Uebertreibungen, in dem wilden Ton abgefaßt, der in der Revolution herrschend geworden war. Die Antworten der Königin waren ebenso einfach, klar und bestimmt, wie die ihres Gemals bei einer ähnlichen Veranlassung. Sie sprach dieselben mit ruhiger und fester Miene aus. Ihr sein es gewesen, die Ludwig Capet in der Kunst der Verstellung unterrichtet hat, mit der er das Volk täuschte, sagte der Präsident Herman. — Es ist sehr wahr, daß das Volk geläuscht worden, aber weder durch meinen Gemal noch durch mich. — Ihr habt nie aufgehört, nach dem Untergang der Franzosen zu trachten. Ihr wolltet Euch über den Leichen der Patrioten wieder des Thrones bemächtigen. — Wir haben nie etwas anderes als das Glück Frankreichs gewollt. Wir hatten nicht nötig, uns des Thrones zu bemächtigen, denn wir besaßen ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Todtentanz.

Rheinische Sage.

(Schluß.)

Regelmäßig um acht Uhr pflegte die Schelle den Kammerdiener zu rufen; um keinen Preis hätte der es gewagt, eine Minute früher das Vorzimmer zu betreten. An jenem Morgen wurde es neun, wurde es zehn Uhr und keine Klingel ließ sich vernehmen. Um elf Uhr kam der besorgte Diener an des Schlafgemachs Thüre, nichts regte sich drinnen. Er klopfte an, Ängstlich das erstemal, vernehmbar, endlich mit Ungestüm; keine Antwort. Das ganze Haus kam zu Aufruhr, ein Schlosser wurde nach langer Beratung gerufen, die Thüre gesprengt; leblos fand man den Herrn auf dem Boden liegend, gewaltsam den Hals verzerrt, das zerfetzte Hemd kaum mehr den von Schlägen blauen und blutigen Körper bedeckend. Der Leichnam, oder was dem ähnlich, wurde vom Boden erhoben, mit warmem Wein gewaschen, es kam ärztliche Hülfe; doch vergingen mehre Stunden, ehe der Scheintode das erste Lebenszeichen von sich gab, mehre Tage, bevor er im Stande auszugehen. Als er zum erstenmal wieder erschien in dem gewöhnlichen Zirkel, wurde von allen sein leidendes Aussehen bemerkt; man bestürmte ihn mit Fragen um seines Ausbleibens Grund, er sprach in kurzen Worten von einer gräßlichen Erscheinung, die er gehabt. Weiter und dringender befragt, entschuldigte er sich mit einem peremtorischen Gebote, zeitlebens das Geheimniß zu bewahren. Nach meinem Tod, setzte er hinzu, wird Ihre Neugierde vollkommene Befriedigung finden, ich habe den Hergang verzeichnet, andern zur Warnung, mir zur Lehre. Daß von dem an der Mann merklich in Art und Sitte sich besserte, zu Gott sich wendete und zum Guten, das haben alle gefunden, aber wie emsig man auch nach seinem Tode unter den hinterlassenen Papieren wühlte, die verheißene schriftliche Aufklärung war nicht zu finden. Wie das zuging, wird sich daraus erklären, daß ich mich im Stande befinde, einen Bericht des Hergangs in der ursprünglichen Form mitzutheilen.

„Es war den ganzen Tag über eine intolerable Hitze gewesen, und auch jetzt, so spät es an der Zeit, wollte sie nicht nachlassen. Mar hatte mir geruhsame Nacht gewünscht und nachdem ich hinter ihm zugeriegelt, machte ich das Fenster auf, etwas frische Luft zu schöpfen. Ich fühlte mich angegriffen von dem starken Punsch und der Mertuft beim Spiel, thagtinirte mich. Der Anblick des Kirchhofs in der hellen Illumination, denn wir hatten Vollmond, besänftigte und beruhigte mich; ich ließ das Fenster halb offen stehen, warf Schlafrock und Pantoffeln aus und legte mich zu Bett. Mein Schlaf war nicht fest und ängstliche Träume succedirten einer dem andern. Auf einmal stand mein ältester Sohn vor mir, freundlich, aber wehmütig mich anlächelnd. Ehe ich zu Wort kommen können, drehte er sich lebhaft und wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen um, und mit zwei Schritten stand er vor dem gestern Abend aus .... berg angekommenen Kasten; mit einem herzhaften Schlag drückte er den Deckel zu, ebenso geschwind drehte er den Schlüssel. Hoch den Schüssel haltend, kam er nochmalen vor mein Bett, dann warf er in immer steigender Bewegung seiner Züge, mit einem wunderlichen Ausdruck von Angst und Entsetzen, den Schlüssel zum Fenster heraus. Que faites-vous là? mit dieser Frage erwachte ich und es war, als säße ich einen leichten Schimmer vor meinem Bett zerfließen. Ich richtete mich auf, ich blickte ringsum im Zimmer, glockenhell war es wie zuvor. Fortwährend mit meinem Traum beschäftigt, sah ich mir die Kiste an, fest lag der Deckel auf und hell blitzte der im Schlosse steckende Schlüssel. Aber indem schien es mir, als vernehme ich inwendig ein Knistern; sie werden die doch keine Maus ins Haus gebracht haben, dachte ich, damit flog der Deckel in die Höhe und unter ihm erhob sich etwas mir unbegreifliches, das sich langsam streckte und dehnte, endlich mir gegenüberstand, als eine himmellange, aus weißen Stäben zusammengesetzte Gestalt. Das Skelett gringte mich an mit Zähnen, die lang wie Pallisaden, währenddem ein zweiter, ein dritter, ein vierter Kerl ganz gemächlich aus dem vermeintlichen Kasten herauskroch. Ein halbes Dutzend mochte ich ihrer schon zählen, da fingen die Kerle an zu tanzen, wenn ich selber in meinem Bette vor Angst nicht getanzt habe, und hüpfend und tanzend rückten sie mir auf den Leib. Der nächste riß mir mit seiner Kralle die Schlafhaube ab, der andere faßte mich beim Kragen und warf mich mit großer Gewalt zu Boden. Aber ich erhob mich in einem Satze; mit einer Anstrengung, deren ich mich kaum fähig glaubte, schob ich den einen Spuk bei Seite, dann stürzte ich nach dem Fenster, des Willens, da herunterzuspringen, wenn mein krampfhaftes Geschrei um Hülfe unerhört bleiben sollte. Nichts regte sich, nichts hörte ich, als das Geklapper der dürren Arme, die nach mir langten; schon hatte ich, obwol beim Schopf erfaßt, einen Fuß auf das Fensterbrett gesetzt, da stand draußen auf dem Gesims ein gräulich langer Kerl, noch bohler und durchsichtiger, meine ich, als die andern, und hinter ihm wimmelte es von Köpfen. Mit grausiger Behendigkeit, während die im Zimmer nicht aufhörten, an mir zu reißen, zu

stoßen und zu zwicken, brach der im Fenster sein Bein unter dem Knie ab und schlug mir das mit aller Macht vor den Kopf, daß ich zu Boden fiel. Des weiter mit mir Vorgegangnen habe ich keine Erinnerung, aber die Schmerzen von unerhörten Tormenten, die mir angethan wurden, fühle ich noch immer."

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Von dem seit längeren Jahren in Berlin lebenden Dichter Baron A. v. Sternberg erscheinen noch im Laufe dieses Jahres, wie die allgemeine Zeitung schreibt, drei Bücher, die in verschiedener Beziehung Aufsehen machen würden. Das erste heiße „ein Carneval in Berlin", und werde als eine Beleuchtung der Berliner „Gesellschaft" und des Hofkreises sicherlich zu manchen Commentarien Veranlassung geben. Ein zweites größeres Werk in zwei Bänden behandle die „Geschichte des Salons" von den Zeiten der Griechen und Römer her bis auf unsere Tage. Das dritte in Aussicht stehende Buch sei ein Roman unter dem Titel: „Mac-Argan". Der Held sei ein Zögling der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts; der Einfluß der sogenannten Aufklärung der Encyklopädisten auf die gesellschaftlichen Verhältnisse sei in diesem Werke hauptsächlich geschildert. Unter den von diesem Dichter gewählten Staffagen nehme eine originelle Reise der Kaiserin Katharina nach Taurien eine Hauptstelle ein. — Von Leopold Schefer erscheint eine neue Novelle: „die Sibylle von Mantua", und von Berthold Auerbach eine größere Erzählung: „der Schwurrichter". — Gustav Kühne, dessen erstes Debüt einst die „Quarantäne im Irrenhause" war, schreibt das Leben des Kindergärtners Friedrich Fröbel. — Ida v. Düringsfeld, die Verfasserin von „Schloß Goczyn", hat böhmische Volkslieder unter dem Titel „böhmische Rosen" übersetzt. Sie gesteht in der Vorrede: „Hätte es nicht schon gedruckt gestanden, daß ich mich mit diesem Studium beschäftige, ich hätte es angesichts der elf Declinationen wieder aufgegeben."

Der um die altdeutsche Literatur und Kunst verdiente greise Professor v. d. Hagen hat den Schlußgesang des Nibelungenliedes in der alten vollendeten Gestalt unter dem Titel „die Klage" jetzt erscheinen lassen und dem Werk eine Abhandlung über die Geschichte und Bedeutung des Nibelungenliedes beigefügt. — Unter dem Titel „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit" wird binnen kurzem ein interessantes Memoirenwerk erscheinen, nach den Handschriften des verstorbenen Greises durch dessen Freund, Professor v. Reichlin-Meldegg, bearbeitet. Es werden darunter zahlreiche Briefe von Goethe, Schiller, Herder, W. v. Humboldt, den Gebrüdern Schlegel, Voß, Fichte, Lavater und andern zur Mittheilung kommen. — Aus Berlin erfährt man, daß die früher in Frankfurt engagirt gewesene verstorbene Hofschauspielerin Frau Thomas Gedichte und Aufsätze über verschiedene Leistungen einiger Künstlerinnen, wie auch ein Tagebuch hinterlassen hat. Theilweise wird Herr Thomas diese wertvolle Nachlassenschaft nebst einer Biographie veröffentlichen.

Peter v. Cornelius hat den vierten großen Carton für die Freskomalereien zu den in Berlin zu erbauenden Königsgräbern vollendet. Dieser Carton stellt den Fall Babels in der bekannten großartigen Weise des Meisters dar. — Von der Kunstausstellung in Berlin erwartet man, daß sie dieses Jahr besonders groß und bedeutend wird, da schon viele namhafte Künstler des Auslandes Anmeldungen ihrer Kunstwerke gemacht; darunter besonders auch Oesterreicher, die sich bisher an den norddeutschen Ausstellungen sehr wenig betheiligten. — Aus München meldet man, daß Graf Münch-Bellinghausen die Statue des Kaisers Franz, die der verstorbene Ludwig Schwanthaler noch für ihn modellirt, für Franzensbad dort in Erz gießen läßt. — In Regensburg sind wieder drei gemalte Fenster in den Dom eingesetzt worden, welche König Ludwig geschenkt hat. Die Kathedrale verdankt dem kunstsinnigen König bereits zehn solcher Fenster, und es wird gegenwärtig auch der Versuch gemacht, die alten Glasmalereien aus der ersten Periode dieser Kunst zu reinigen und zu restauriren.

Tabletten.

⁂ Qui va li! Die Studirenden Padua's waren noch vor einem Jahrhundert im Besitz des Vorrechts, welches trotz seiner Grausamkeit lang unangefochten blieb und von der Politik Venedigs sogar aufrecht erhalten wurde. Es war nichts geringeres als der Mord. Sobald der Abend einbrach, erschienen sie bewaffnet in den Straßen und stellten sich zu zweien in kurzen Zwischenräumen in den dunkelsten Schatten der Pfeiler der Arkaden auf. Sobald jemand durch die Bogengänge schritt und in die Nähe eines der Studenten kam, wurde er von dem Ruf: Qui va li! angehalten. Qui va la! rief der Zweite. Und der Arme, der sich auf diese Weise gefangen sah, mußte sich in sein Schicksal ergeben, wenn er nicht sein Heil in einer schnellen Flucht finden konnte. Zerschlagene Gliedmaßen waren für den Gefangenen das geringste Unglück; in den meisten Fällen stach man ihn mit Dolchen nieder. Und dies geschah, wie die „historischen Remarques vom Jahr 1699" sagen, nur zur Kurzweil und um das angemaßte Privilegium nicht zu verlieren. Zum Glück ereigneten sich solche traurige Vorfälle nicht alle Tage, weil die Paduaner ihr Leben zu sehr liebten, um es unvorsichtig durch eine Abendpromenade in den Bogengängen preiszugeben. 54

⁂ In der Straße la Montagne-St.Geneviève in Paris lebte ein junger allgemein geachteter Arbeiter, der in ein Mädchen verliebt war und, um der Geliebten ein Geschenk machen zu können, sich zu einem Diebstahl verleiten ließ und zu acht Monaten Gefängniß verurteilt wurde. Am 3. August hatte er seine Strafe überstanden und kam sogleich zu seiner Geliebten, die aber nichts mehr von ihm wissen wollte. Es kam zu einer Scene und der junge Arbeiter brachte dem Mädchen mehre tödtliche Dolchstiche bei, worauf er sich dann erschoß.

⁂ Der Insel Madeira droht ein harter Schlag. Ein eigentümlicher, nie gesehener Mehlthau, der sich in Gestalt eines dicken weißen Staubes auf die Trauben legt, hat die diesjährige Lese ganz vernichtet und scheint die Reben selbst tödtlich anzugreifen.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 13. August. Der geheime Agent, Lustspiel in vier Abtheilungen.

Samstag, den 14. August. Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 194. Samstag, **14. August 1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Das Parterre hatte wirklich in diesem Momente ein sehr drohendes Aussehen angenommen, seitdem der eine der borenden Kämpfer als Sieger ausgerufen worden war und das allgemeine Interesse sich nicht mehr den beiden Athleten zuwendete. Eiligst verließ ich die Bühne, um die Kleider zu wechseln. Mr. Holzwurm und seine Freunde traten mir in den Weg. Der große Kritiker rief begeistert aus: Ihre majestätische Stellung ist es, theurer Freund, durch welche das Parterre in solchen Grimm versetzt wurde. Sie war erhaben, sublim, diese Stellung. Gewiß sollten Prinzen immer nur auf den Zehen gehen und stehen; das übersteigt nun freilich den Horizont des Publikums von da unten, das Sie zum großen, zum originellen Genie gestempelt hat, als es Ihnen das Siegel seines unverhohlenen Mißfallens aufdrückte. Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen und bin im voraus der einmütigen Zustimmung zu Ihrer Aufnahme in die von uns gestiftete Brüderschaft — genannt die Unschätzbaren — Eintrittsgebühr ein für allemal eine Guinee — so wie Ihres unsterblichen Hasses gegen alle triumfirende Mittelmäßigkeit gewiß. — Ich habe keine Zeit, derlei beleidigende Ungereimtheiten in gebürender Weise zu erwidern, entgegnete ich und eilte hinweg, was vor mir schon der ganze dänische Hof gethan hatte, um sich in die Kostüme für die Posse und den Seiltanz zu werfen. Ich schlüpfte in meinen Oberrock, um die bestitterte Größe von Elsinore zu verhüllen, und wollte eben in das Ankleidezimmer der Damen stürmen, um Miss Claribel zu warnen und sie sammt meiner Mutter in Sicherheit zu bringen, ehe der profezeite Sturm losbrechen konnte, als ich die Stimme des etzt als ehrwürdigen Familienvater aus Georgs I. Zeiten gekleideten Directors hörte, wie er das Publikum ansprach, welches für einen Augenblick in gewitterschwüler Ruhe sich herbeiließ, ihn anhören zu wollen.

Ladies und Gentlemen, so begann die Apostrophe des an allen Gliedern zitternden Directors, ein furchtbares Unheil ist über dieses Institut hereingebrochen, durch welches die Fortsetzung der Aufführung des Hamlet rein unmöglich geworden ist. — Alle Mann aufs Verdeck, brüllte eine Stimme im hintersten Raume des Parterres; macht euch fertig zum Entern!

Wie Ein Mann erhob sich das kampflustige Schiffsvolk und stand bereit über die Brüstung zu springen, welche den Zuschauerraum vom Orchester trennte, um die Bühne im Sturm mit hochgeschwungenen Branntwein- und Rumflaschen zu nehmen.

Ein schweres Mißgeschick, begann der ängstliche Sprecher neuerdings, hat sich in Beziehung auf die Darstellerin der unschuldigen und schönen Ophelia zugetragen. — Kommt einmal zu Ende mit eurem Gesalbader, schrieen unzählige Stimmen; warum setzt ihr nicht alle Segel bei, um in ihr Fahrwasser zu kommen und sie einzuholen? — Sie hat in diesem Augenblick mit einem der Geiger die Flucht ergriffen, fuhr der Angesprochene fort, und darum appelliren wir an Ihre Nachsicht, die Aufführung des unsterblichen Hamlet für heute unterlassen und Ihnen dafür „heiße Schellfische" vorstellen zu dürfen. — Schurke! rief ich, als ich den Director, der sich nach dieser beredten Ansprache hinter die Kulissen zurückgezogen hatte, an seiner Halsbinde packte; Schurke! Wie können Sie solche Impertinenzen vorbringen? wie wagen Sie es, so schmähliche Lügen und Verleumdungen auf Kosten des Rufes der Miss Claribel auszusprechen, um Ihr elendes Theater und Ihren noch elenderen Leichnam zu retten? — Sir, ich habe nur die Wahrheit, die volle, reine Wahrheit gesagt; sie sind durchgegangen; der Ausländer hat sie aus dem Theater geführt und mir dann zugerufen, ich sollte seiner und ihrer nicht mehr unnötig warten. Ich gedenke ihn aber auch für allen Schaden und Verlust verantwortlich zu machen.

Ich begnügte mich für diesmal damit, den würdigen, edlen Vater tüchtig durchzuschütteln; dann ließ ich meiner Mutter sagen, sie möge sich zu mir hinter die Kulissen begeben; auf's tiefste gekränkt und verletzt, voll bitterer Enttäuschung und von Entsetzen durchdrungen geleitete ich sie zum Bureau der Omnibusse und überließ es dem Lenker des Chathamer Thespiskarrens, den Sturm seines erbitterten Publikums nach Möglichkeit zu beschwichtigen. — Miss Claribel hat uns betrogen, sagte meine Mutter. — Mich nicht, versetzte ich mit bitterm Ton. Längst hatte ich Verdacht gegen ihren Charakter gefaßt, seitdem sie so seltsame Begriffe über Schauspieler und Schauspielkunst aussprach. Katzbach selbst hatte mich längst gewarnt, auf meiner Hut vor diesem Weibe zu sein; er wollte darauf wetten, den Beweis liefern zu können, daß sie nur eine Heuchlerin und Betrügerin sei; er hat seine Wette gewonnen. — Ich kann und will es doch noch nicht glauben, versetzte meine Mutter; die Zeit wird hier die beste und richtigste Aufklärung bringen. — Sollte mir, sagte ich, Katzbach je vor die Augen kommen, so werde ich ihn mit der Hundspeitsche züchtigen. — Lieber Junge, meinte meine Mutter, ich fürchte, du hast Miss Claribel allzu tief in die Augen gesehen. — Pah! rief ich aus; ich hasse sie und noch mehr den verräterischen Katzbach; bekomme ich je einen von beiden zu Gesicht, so sollen sie dieses Gefühl aus meinem eigenen Munde bestätigt hören.

Ich habe die beiden nach allen den mitgetheilten Ereignissen unzähligemal wieder gesehen, es jedoch aufs sorgfältigste vermieden, ihnen auch nur ein einziges Wort von Haß oder Rache zu sagen.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, waren die ersten Gegenstände, auf die mein Auge fiel, die Hamletsgewänder und Schuhe mit silbernen Schnallen, in denen ich meinen hastigen Rückzug nach London bewerkstelligt hatte und die nun harmlos

und ruhig vor meinem Bette standen. Nichts desto weniger schienen sie mir in ihrer Unschädlichkeit eben so viele Basilisken zu sein, die meinen Augen weh thaten, jedoch nicht die todtbringende Wirkung jener fabelhaften Thiere auf mich äußerten. Enttäuscht in meinen Hoffnungen auf Bühnenruhm, ging ich ruhig mit mir selbst zu Rat über den Stand meiner Angelegenheiten. Ich bedurfte mehrer Tage, ehe ich zu einem Entschlusse kommen konnte, da sich gar viele Ratgeber an der Frage betheiligten und hitzige Debatten über jeden Punkt hielten, der ihrer Beratung vorgelegt wurde. Vor allen andern machte sich das hoffende Gemüt des neunzehnjährigen Jünglings und die Eitelkeit des verhätschelten Muttersöhnchens geltend; sie sträubte sich aufs heftigste gegen die kalten Einwürfe des gesunden Menschenverstandes und der Erfahrung. Gar viele Menschen haben jenen furchtbaren Proceß durchlebt, dessen Ausgang die Ueberzeugung und Erkenntniß der eigenen Unfähigkeit in seinem Gefolge mit sich führt. Jene ausdauernde Selbstdurchforschung aber, welche eine Illusion des menschlichen Gemütes nach der andern abstreift und unbarmherzig Mittelmäßigkeit, Beschränktheit und das Unzureichende der eigenen Befähigung zur Anschauung bringt, diese Selbstdurchforschung ertheilt uns, in was immer für einer Epoche unserer Existenz sie auch stattfinden möge, stets eine heilsame, auf unser ganzes Sein wolthätig einwirkende Lehre.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Tage der Königin Marie Antoinette.

Aus Eduard Arnd's Geschichte der französischen Revolution.

Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1851. Sechs Bände.

(Fortsetzung.)

Man hatte, wie schon oben bemerkt worden, keinen einzigen factischen Beweis gegen die Königin auffinden, die Anklage auf kein bestimmtes Document irgend einer Art stützen können und suchte daher diesen Mangel durch die Aussagen der Zeugen zu ersetzen. Das Tribunal, obgleich des Ausspruches der Geschwornen im voraus gewiß, hatte dem Verfahren einen Schein der Unparteilichkeit geben wollen, indem es diese Zeugen aus verschiedenen Parteien nahm. Unter ihnen befanden sich Jacobiner, wie Simon und Hebert, Anhänger der Gironde, wie Manuel und Valazé, Mitglieder der Assemblée constituante, wie Bailly, constitutionelle Royalisten, wie der Graf d'Estaing, dann ein persönlicher Freund Ludwigs XVI., der ehemalige Kriegsminister de Latour du Pin, und die der Königin ergebenen Mitglieder der Municipalität, Michonis und Lepitre. Man wollte von ihnen Aussagen gegen Marie Antoinette über ihr Verhalten während der ersten Jahre der Revolution und über ihre Plane seit ihrer Gefangenschaft erhalten. Die meisten dieser Zeugen, der herrschenden Partei aus verschiedenen Gründen äußerst verdächtig, konnten ihren eigenen Untergang schon voraussehen. Man hoffte, daß sie vor der Furcht vor dem, was ihnen bevorstand, zu der Königin nachtheiligen und feindlichen Erklärungen bewogen werden würden. Aber keiner ergriff ein solches ohnedies ungewisses Mittel der Rettung und alle drückten sich über die Angeklagte mit angemessener Rücksicht aus.

Dieses öffentliche Verhör der Königin, das mit mehr bösem Willen als Geschicklichkeit geführt wurde, schien kein Resultat liefern zu können. Die Aussagen der Zeugen bewiesen keinen einzigen Punkt des Anklageacts. Die Geneigtheit zur Verurteilung sprach sich zwar in den wilden Blicken, den harten Mienen und Worten der Richter aus, indessen schienen sie bei der Aufmerksamkeit und Spannung, mit der die Zuschauer den Verhandlungen folgten, über deren lahmen Gang betroffen zu sein. Hebert kam ihnen zu Hülfe. Er nahm, nachdem er schon einmal gehört worden, aber nichts als unbestimmte Anklagen gegen die Königin hervorgebracht, die von ihren Antworten widerlegt wurden, noch einmal das Wort. Seine Schamlosigkeit ging so weit, nach angeblichen Beobachtungen des Schusters Simon und unterschobenen Eingeständnissen des königlichen Knaben zu behaupten, daß dessen Mutter und Muhme den eigenen Sohn und Neffen in einem schändlichen Mittel unterrichtet hätten, seine aufkeimenden Kräfte zu untergraben. Die Königin hörte Heberts Erklärung mit schweigender Verachtung an. Einer der Geschwornen verlangte, daß man sie über diesen Punkt befragen sollte. Die Königin sagte hierauf: „Ich habe geschwiegen, weil die Natur sich weigert, auf eine solche gegen eine Mutter erhobene Anklage zu antworten. Ich berufe mich auf das Gefühl aller Mütter, die mich hier hören können!“ — Die sonst so rohe Menge wurde von dieser Antwort ergriffen. Zwei berühmte Advocaten, Tronçon-Ducoudray und Chaveau-Lagarde, von denen der letztere Charlotte Corday vertheidigt hatte, übernahmen das ehrenvolle aber gefährliche Amt der Vertheidigung Marie Antoinette's, und erfüllten es mit demselben Eifer, den Malesherbes, de Sèze und Tronchet im Processe Ludwigs XVI. bewiesen hatten. Sie sprachen jeder mehre Stunden lang, aber ihren Reden wurde die Bekanntmachung versagt und ihre ursprüngliche Form ist nicht aufbewahrt worden. Ihre Worte wurden von den Richtern mit schwer verhaltenem Grimm angehört. Zwei Tage nachher wurden beide verhaftet, jedoch bald wieder losgegeben.

Das Revolutionstribunal, das die Sitzung bis in die Nacht fortgesetzt, sprach endlich am sechzehnten October (1793), morgens gegen zwei Uhr, einstimmig die Todesstrafe gegen Marie Antoinette aus. Sie hörte das Urteil ohne die mindeste Bewegung zu verraten an. In ihr Gefängniß zurückgebracht, schrieb sie an ihre Schwägerin und Freundin, die Prinzessin Elisabeth, einen Brief, in welchem sie dieselben religiösen und sittlichen Gefühle wie ihr Gemal in seinem Testament aussprach. Sie gedachte darin ihrer Kinder mit großer Zärtlichkeit, aber doch mit Fassung und Unterwerfung unter den Willen des Himmels, verbot ihrem Sohn jeden Gedanken der Rache an den Mördern seiner Eltern und dankte ihrer Schwägerin in den rührendsten Ausdrücken für die ihren Kindern bewiesene Liebe. Ihre Meinung von den Tugenden der Schwester Ludwigs XVI. war so groß, daß sie es für unmöglich hielt, daß die Revolution jemals Hand an sie legen könnte, und es war für sie der letzte und größte Trost, für ihre Kinder auf Erhaltung dieser Stütze hoffen zu können. Dieser Brief kam aber der Prinzessin nie zu Gesicht. Das Mitglied der Commune, dem ihn die Königin übergeben, trug ihn zu Robespierre, der ihn unter seinen Papieren aufbewahrte. Die damaligen Gewalthaber hatten das Testament des Königs bekannt gemacht, um ihn, weil er in demselben seinem Charakter als König und Christ treu blieb, des Aberglaubens und Hochmutes anklagen zu können. Indessen hatten sie diese Bekanntmachung bereut, da die in ihr ausgesprochenen Gesinnungen die Theilnahme für den unglücklichen Fürsten in vielen Herzen vermehrt hatten. Der Brief der Königin war, wenn man ihr Geschlecht, ihre langen Leiden, die Trennung von ihren Kindern in Betracht zog, noch mehr geeignet, Zorn und Schmerz zu erregen. Er blieb deshalb geheim. Nach Robespierre's Sturz geriet er in den Gewahrsam eines Conventmitgliedes namens Courtois, der mit der Untersuchung der Papiere jenes Demagogen beauftragt wurde. Zweiundzwanzig Jahre nach Marie Antoinette's Tod ward Courtois, der für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt, wie alle, die sich mit

ihm in gleichem Fall befanden, zur Verbannung verurteilt. Der Präfect des Departements, in welchem er wohnte, ließ vorher seine Papiere versiegeln und das Schreiben der Königin ward in ihnen gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Noch etwas über die deutsche Schauspielgesellschaft in London. Die Rachel. Emil Devrient. Frau Stolte. Andere Gäste und stehende Kräfte.

Es ist ein bezeichnender Umstand, daß in einer Zeit, in welcher dem Publikum und den Schauspielern das Verständniß von dem eigentlichen Wesen der Kunst dramatischer Darstellung und das Erfassen und Begreifen der Bedeutung dieses Kunstzweigs mehr und mehr wieder verloren zu gehen scheint, Einzelne und ganze Gesellschaften sich für berufen halten, auf Gastspiele ins Ausland zu gehen, um diesem einen hohen Begriff von der Schauspielkunst ihrer Nation beizubringen, eigentlich aber, um ihr bestes Wissen und Können als Marktwaare feil zu bieten und dafür, wo nicht ächte Lorbeern, so doch gutes Geld einzutauschen. So hat die Rachel wiederholt Deutschland und England besucht, und eine deutsche Gesellschaft hat vor wenigen Wochen zum erstenmal in London gastirt. Mag die Absicht der letzteren, ihre nationale Schauspielkunst auch außerhalb des Vaterlandes zu Ehren und Ansehen zu bringen, im allgemeinen noch um ein gut Theil redlicher gewesen sein als die jener Französin und ihres Schweifes, so getrauen wir uns doch zu behaupten, daß die Summe ächter, dem Dienst der Kunst alles, sogar das eigne Selbst aufopfernder Begeisterung bei beiden zusammengenommen sich auf wenige — Kubikfuß beschränkt hat. Wäre es anders, so hätte die deutsche Gesellschaft um der vaterländischen Kunst und deren Ehre willen es nimmer wagen dürfen, in solcher Zusammensetzung vor dem Ausland zu erscheinen, denn nicht redliche Absicht und vorsichtige Wahl hatten dieselbe gebildet: der Zufall hatte sie aus allen Richtungen der Windrose zusammengeschneit, die Not des Unternehmens hatte sie von Bühnen, Bühnchen und aus unfreiwilligen Ferien zusammengetrieben. Wem Geltung und Ehre des vaterländischen Kunststrebens am Herzen liegen, dem mußte in den ersten Junitagen bange sein, ob ein solches Magnig glücken werde, ob es glücken könne, und diese Beängstigung eben war es, die damals in vielen Blättern einen wenn auch nur schwachen Ausdruck gefunden hat. Und wenn es nicht geglückt wäre, hätte man dann von den Unternehmern und Koryphäen jener Sippe den Engländern gegenüber das ehrliche Geständniß erwarten dürfen, nicht die Repräsentation der deutschen Schauspielkunst sei die Absicht dieser Gesellschaft gewesen, vielmehr habe sie nur für einen oder den andern Stern erster und zweiter Größe zur bessern Erhöhung des Glanzes den dunkeln Hintergrund bilden sollen? Aber das Magnig ist geglückt: der bunt zusammengewürfelten Schaar ist es gelungen, nach einigen notdürftigen Proben, zu denen erst der englische Boden den Raum hergab, Kunstwerke wie den Faust, den Hamlet, den Egmont, den Don Carlos vorzuführen, und die Engländer haben nun einen Begriff von der deutschen Schauspielkunst; — ist's auch ein falscher, wen geht's was an?

Das hätte Lessing erleben sollen, der da schon klagte: „wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst," und gewiß war zu seiner Zeit das heillose Virtuosentum mit seinem ganzen Unwesen noch nicht so tief eingerissen wie heutzutage. Denn von dem Rest, der übrig bleibt, wenn man die große Masse derjenigen in Abzug bringt, die nur den Broderwerb auf der Bühne suchen, sind die Mehrzahl und besonders die jüngeren nicht Künstler in des Wortes schöner Bedeutung, sondern Virtuosen. Mag alles darüber zu Grunde gehen, wenn sie nur in majorem gloriam ihrer selbst auf die Trümmer vernichteter Stücke und zertretener Talente zu stehen kommen, um von dem großen Haufen beräuchert und bedrängt zu werden. Ist doch der Gottseibeiuns nicht so sehr auf eine arme Seele versessen, wie jetzt mancher und manche, die sich in dem Londoner Theater Schminke aufgelegt haben, alle Blätter, die sie erreichen können, unsicher machen, um durch sie der Welt verkünden zu lassen, sie seien auch dabei gewesen und das Athenäum oder sonst wer habe sie auch gelobt und ohne sie würde es gar nicht gegangen sein. So treiben es die Virtuosen, nicht aber Künstler. Und auf der heutigen Bühne scheint man ganz vergessen zu wollen, daß keine andere Kunst so sehr wie die des Schauspielers von ihrem Jünger Aufgeben und Hinopferung der Persönlichkeit verlangt, wenn ihr recht gedient sein soll. Sie legt aber dem Namen an Ehren zu, was ihr von der Person zum Opfer gebracht wird.

Von ihrer dritten Razzia in Deutschland ist die Rachel soeben nach Frankreich zurückgekehrt, und trügen nicht alle Anzeichen, so wird sie schwerlich wieder die deutschen Bühnen besuchen, wenigstens die nicht, auf denen sie in den letzten Wochen gastirt hat. Ungeachtet dieser einzigen Vorstellung hier in Frankfurt war ihre „Phädra" schwach besucht und fand nur kühle Aufnahme. Warum? Weil die Zuschauerschaft diesmal endlich erkannte, was zu erkennen sie schon vor sechs Jahren Gelegenheit hatte: daß nämlich auch die Rachel nicht eine Künstlerin in des Wortes gutem Sinne ist, sondern recht eigentlich eine Virtuosin; eine Virtuosin, die durch ihre absonderliche Manier ein ungeübtes Auge im ersten Moment verblüfft, dann noch eine Weile blendet, und endlich — ermüdet, weil die Manier auf Auge und Ohr nur äußerlich wirkt, den Zuschauer aber innerlich nicht zu packen vermag. Ihr selbst geht es nicht von Herzen, denn die Manier hat mit dem Herzen nichts zu thun; ihrem Vortrag sind Natur und Wahrheit fremd, denn die Manier ist von beiden nur eine Verrenkung; die Rachel ist in jeder Rolle dieselbe und übertrall wiederholen sich dieselben Situationen, denn die Manier bleibt immer und überall die nämliche. Diese Manier ist eine düstere, widernatürliche und darum oft als dämonisch belobte Darstellung des großen Affectes. Man gebe darum der Rachel eine Rolle ohne solchen Affect, und sie spielt dann ohne Effect; die Wissenschaft, von innen heraus Charaktere zu entwickeln und maßvoll darzustellen, ist ihr fremd, eine Wissenschaft, die doch in Deutschland jeder von jedem Schauspieler, sogar zweiter und dritter Größe, fordern zu dürfen sich berechtigt glaubt. Gilt die Rachel den Franzosen als Gipfelpunkt der Kunst dramatischer Darstellung, so beweist dies noch nicht mehr, als daß diese Nation von dieser Kunst einen ganz andern Begriff hat, als wir diesseits des Rheins, beweist nicht mehr, als daß zwischen der mimischen Kunst der Franzosen und Deutschen dasselbe Verhältniß besteht, wie zwischen der classischen Dramen- und Tragödienliteratur beider Völker, und bei diesem Verhältniß liegt doch wol der Vortheil überwiegend auf deutscher Seite. Schon der Umstand, daß die Rachel bei ihren Darstellungen einer mitspielenden Gesellschaft bedarf, die sich nicht besser zu ihr verhält, wie zu einem ein Solo vortragenden Muskter das ihn „discret" begleitende Orchester, beweist, daß man hier Virtuosentum, nicht aber Künstlerschaft vor sich hat. Zu einer Phädra Corneille's und zu einer Adrienne Lecouvreur mag solche Virtuosität ausreichen; an einer Imogen, Margarete ꝛc. wird sie sich erfolglos abmühen. Doch genug über einen Gegenstand, hinsichtlich dessen die öffentliche

Meinung seit dem letzten Besuch der Rachel in Deutschland endlich aufgeklärt zu sein scheint. In unserer Ansicht steht der Tenorist Roger, nachdem wir ihn als George Brown in einer komischen und als Raoul in einer heroischen Oper gesehen haben, als mimischer Künstler unendlich höher als die Rachel. Abgesehen von seinem Gesang erhebt sich durch vollendete Zeichnung des Charakters und der Situation jede seiner Rollen zu einem Kunstwerk. Das wäre der Mann, der die französische Schauspielkunst im Ausland repräsentiren könnte, wenn er eben nicht selber ein Einziges in seiner Art wäre und seine Kunst aus dem Franzosen nicht einen Kosmopoliten gemacht hätte.

(Schluß folgt.) E. S.

Stille Fracht. *

(Zu Tarnopol.)

Womit ist denn beladen
Der Bretterkarren dort?
Zwei müde Bauernpferde
Ziehn langsam ihn nur fort!

Jetzt hält er vor dem Kloster,
Es steigt der Bauer ab,
Läßt stehen Pferd' und Karren,
Holt jemand wol herab?

Da seh' ich bei den Rädern
Zwei arme Kinder knie'n, —
Sie ringen ihre Hände
Hinauf, zum Karren hin!

Auf diesem steht gezimmert,
Aus morschem Holze blos,
Ein Sarg — d'rauf liegen Blumen,
Doch welke, blätterlos!

Er wird die Mutter bergen,
Der morsche, flache Sarg —
Weil Kinder ihn umjammern,
Die sie wol treu einst barg!

Die sorgsam sie gehalten,
Mit Mühe hat ernährt,
Die ihnen Brod und Liebe
Und Kindesglück beschert!

Doch schweigsam und erstarret
Den letzten Weg jetzt fährt,
Und zu euch, arme Kinder,
Ach, nie mehr wiederkehrt! —

Da kommt zurück der Bauer,
Mit ihm ein Priester auch;
Der spricht der Leiche Segen
Im Freien, wie's der Brauch.

Denn stets wird so in Polen
Ein Armensarg besprengt; —
Nur vor der Kirchenthüre
Die Weih' er schnell empfängt.

Der Bauer setzt sich fühllos
Dann auf den Sarg wie vor;
Der Karren geht still weiter,
Zum fernen Friedhofsthor ....

Ganz einsam das Begräbniß
Schleicht in der Dämmrung hin, —
Blos hintenach, laut weinend,
Die beiden Kinder zieh'n! — —

Julie Gräfin Oldofredi-Hager,
Sternkreuzordensdame.

* Aus der in Innsbruck erscheinenden und von uns schon wiederholt empfohlenen Wochenschrift „Der Phönix". D. Red.

Tabletten.

⁂ Auf der Braunschweiger Messe befindet sich in diesem Augenblick etwas, was noch nie dagewesen: das Musikcorps der deutschen Marine! Es sind hübsche stämmige Bursche in blauer Schiffertracht, mit blanken schwarzen Wachsleinwandmützen. Und doch! bei all den fröhlichen Märschen, welche sie spielen, sie posaunen die Schmach der deutschen Völkerschaften in die Welt hinaus! sagt sogar die Kasseler Zeitung.

⁂ Die Temperatur des Meeresgrundes unter dem Golfstrom wurde jüngst vom amerikanischen Schiffsleutnant John Rodgers südlich vom Cap Florida untersucht. In einer Tiefe von 116 Faden hatte der Meeresgrund (von welchem mehre Stücke heraufgeholt wurden) eine Temperatur von 58 Graden (Fahrenheit); die Oberfläche des Meeres hatte zu derselben Zeit 76 Grad, die Luft 81 Grad.

⁂ Der älteste Zeuge appenzellischer Freiheit ist gefallen! Vor etwa drei Wochen warf ein wütender Orkan, der über Appenzell daherbrauste, die östliche Hälfte der etwa 18 bis 20 Fuß dicken Linde auf dem dortigen Landsgemeindeplatze zu Boden und einige Tage darauf ward auch die westliche Hälfte derselben umgehauen, und, theilweise wenigstens, ins Feuer geworfen.

⁂ Eine Zeitung von Bordeaux erzählt von einem Pächter der Umgegend, welcher als Nachtwandler wiederholt seine eigenen Hühner und Tauben stahl. Die von ihm selbst aufgestellten Wächter machten die sonderbare Entdeckung.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 14. August. Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini.

Sonntag, den 15. August. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in drei Abtheilungen. Nach dem Französischen von Castelli. Musik von Josef Weigl. — Vorher: Ein alter Musikant, Drama in einem Act, mit freier Benutzung einer wahren Anekdote von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, den 16. August. Die Fruchthändlerin, Volksschauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel: „Das Testament". Nach dem Französischen des Michel Masson, Verfasser von „Marie Anne"; frei bearbeitet von Julius Meißner.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 195. Montag, 16. August **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichthum.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Gewiß gibt es kein Dorf in England, das nicht einen Embryo-Shakespeare oder einen künftigen Lordkanzler zu besitzen glaubt, in welchem sich nicht schmucke, bewegliche, oberflächliche Bürschchen befinden, welche die ihnen von der Natur gegebenen Anlagen überschätzen und im Vergleiche ihrer eigenen Persönlichkeit mit der des bescheidenen alten Pfarrers, des ungebildeten Dorfbarbiers, des Rüben bauenden Landedelmanns und einer Unzahl alter Cousinen und Muhmen auf die Ansicht geraten, sie würden, wenn die Welt sich einmal ihrem Ehrgeiz öffnete, auf dem großen Gebiete dieselbe Ueberlegenheit behaupten, deren sie sich so unbestritten zu Hause erfreuen. Da ihre Anmaßungen jedoch ihre Kräfte bei weitem übersteigen, so muß ihnen ihr Eigendünkel und das Scheitern der Unternehmungen anderer Menschenkinder den Stoff liefern, dem sie neue Nahrung für ihren Hochmut entnehmen; sie vergleichen das, was sie von andern vollführen sehen, mit dem, was sie selbst vollführen zu können glauben, und blicken dann mit schlecht verhehlter Verachtung auf Schriftsteller herab, die sie kaum zur Hälfte verstehen, und wollen Kritiker sein, ehe sie orthographisch schreiben gelernt. Die Thörichtsten und Eitelsten dieser Klasse beharren entweder hartnäckig auf ihrer eingebildeten Ueberlegenheit oder versuchen es, andere zu dem eigenen erbärmlichen Niveau herabzuziehen. Nur die Klügern und Ehrlichern schütteln mit der Zeit diesen Makel von sich ab, messen sich vorsichtig mit den ihnen Ueberlegenen und geben das Wettrennen auf, ehe sie den Athem für immer verlieren oder ein Gegenstand des Gelächters für die Zuschauer werden.

Was mich nun anbelangte, so nahm ich eine Scheere zur Hand und schnitt mit großer Bedächtigkeit mein Hamletkostüm in kleine Stücke; ich beseitigte ferner die Schnallen von den Schuhen Seiner Hoheit, um sie sortan als Pantoffeln zu gebrauchen. Ich that noch mehr. Mit eigenen Händen warf ich meinen „Hengst und Fors“ ins Feuer, blickte ruhig hin, wie die edle Sprache meiner Helden und Heldinnen in Rauchwirbeln aufging, die sich in den Schornstein verloren, und wie das zusammenschrumpfende Papier auf den Kohlen erst rot glüte und dann eine tief schwarze Färbung annahm. So unglaublich es klingt, so wahr ist es doch, daß mich der Anblick dieser Vernichtung ungemein ergötzte und ich mich glücklicher fühlte, als wenn ich mich über eine Logenbrüstung unter den einmütigen Zurufungen des ganzen Stepney-Stern-Publikums dankend verneigt hätte.

Eine Woche mochte seit meinem Abenteuer auf dem Chathamer Theater vorübergegangen sein, als ich eines Abends plötzlich eine sorgfältige Toilette machte, meine Flöte zu mir steckte und mich zum Ausgehen anschickte. — Was hast du denn vor? fragte meine Mutter, nicht ohne Unruhe über den Grund meiner so hastigen, plötzlichen Bewegungen. — Das werde ich Ihnen bei der Nachhausekunft erzählen, sagte ich; ich gehe jetzt aus, um nach einer ehrlichen und anständigen Beschäftigung zu sehen.

Ein Cab hatte mich schnell nach Muswell-Hill gebracht, einem mit sehr vielem Geschmack aufgeführten Gebäude. Mr. Pybus war zu Hause; ich wurde in den Salon geführt, in welchem jedoch bei meinem Eintritt niemand zugegen war. Auf der Kaminplatte brannten zwei Kerzen, die den größten Theil des prachtvoll möblirten, weiten Raumes im Dunkeln ließen. Ich hatte mich blos mit dem Bedeuten melden lassen, ich wünsche Herrn Pybus zu sprechen. Ich hoffte, mit ihm allein zu sein, ihm, wenn möglich, die Gründe meines Benehmens auseinander setzen und ihn bitten zu können, mir eine Schreiberstelle in seinem Comptoir zu geben. Mein Stolz war gebrochen; es fiel mir weder bei, noch wünschte ich es irgendwie, er werde sein Anerbieten, mich auf die Universität zu schicken, erneuern. Ich beschloß vielmehr, mich ganz im Verhältniß zu der Rendetung meiner Lebensansichten zu betragen und nötigenfalls auch das Amt eines Musiklehrers bei seiner Tochter zu versehen. Ich war eben ganz in diese Betrachtungen versenkt, als ich plötzlich gewahrte, es befinde sich jemand an meiner Seite. Es war Emily, die auf dem schwellenden Teppich einherschritt, ohne daß ihre Fußtritte hörbar geworden waren. — Ich habe Sie schon in voriger Woche erwartet, sagte sie ohne die mindeste Verwunderung über mein verändertes Aussehen — ich hatte nämlich mein Incognito, das heißt meinen falschen Bart abgelegt — zu zeigen; Sie haben die Zusage, die Sie Papa machten, nicht gehalten und doch war ich überzeugt, Sie würden und müßten kommen. — Ich gestehe, den Beschluß gefaßt zu haben, dieses Haus nicht betreten zu wollen; neuerliche Ereignisse haben mir jedoch die Augen über die Thorheit meines Benehmens geöffnet. Ich bin gekommen, um Ihrem Vater für seine Güte aufs herzlichste zu danken. — Dazu haben Sie gar keinen Grund; alles, was geschehen ist, war mein und meiner Mama Werk; wir interessiren uns jetzt mehr für Sie als je zuvor. Die Ermordung des armen Hamlet war in der That ein furchtbares Ereignis! — Sie setzen mich in Erstaunen! entgegnete ich; wie konnten Sie nur von dieser lächerlichen Katastrophe reden gehört haben? — O, wir wissen alles darauf Bezügliche und auch Ihre Abenteuer mit dem „Hengst und Fors“ und dem Stepney-Stern-Theater. Papa hat einen von Ihnen ausgestellten Wechsel oder eine andere derlei Extravaganz zu Gesicht bekommen und dem Mr. Montalban den vollen Betrag dafür ausgezahlt. Darum lacht er jetzt und meint, nun sei er Ihr Gläubiger und könne Sie, falls Sie wir nicht fleißig Unterricht ertheilten, ins Gefängniß bringen lassen. — Ich

dachte nicht, versetzte ich, daß mein Thun und Lassen wichtig genug wäre, um durch Spione beobachtet werden zu müssen. — Ich mußte meine Stirne wol in bedeutend düstere Falten bei diesen Worten gezogen haben, denn Emily brülte sich, mir den Kopf in anmuthiger Weise mit folgenden Worten zurecht zu setzen: Sie haben gar keinen Grund neuerdings in Zorn zu gerathen, und werden bald wieder in gebührlicher Weise drein denken können, daß Sie ein v. Bohun sind. — Darin, antwortete ich mit geheimem Stolz, liegt wenigstens eine Befriedigung, deren mich zu berauben niemand im Stande sein wird. — Sind Sie dessen gar so sicher? antwortete Emily mit heiterem, schelmischem, fast spöttischem Lächeln; es könnten sich auf diesem Gebiet nicht minder unerwartete dramatische Katastrophen ergeben als in der Tragödie selbst. Jetzt aber, bis Papa zu uns herauskommt, sollen Sie mich auf der Flöte begleiten.

(Schluß folgt.)

Die letzten Tage der Königin Marie Antoinette.

Aus Eduard Arnd's Geschichte der französischen Revolution.

Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1851. Sechs Bände.

(Fortsetzung.)

Am Morgen erhielt die Königin Marie Antoinette den Besuch eines auf die bürgerliche Verfassung des Klerus verpflichteten Priesters, dessen Beistand sie aber, da er mit den Grundsätzen seiner Kirche gebrochen, entschieden ablehnte. Um elf Uhr wurde sie zum Richtplatz abgeholt. Sie hatte sich, wie eine Braut oder eine Katechumenin, ganz weiß gekleidet und selbst ihr Haar abgeschnitten, was ihrem Gemal verweigert worden, dem der Henker diesen Dienst leisten mußte. Es ward ihr aber kein bedeckter Wagen wie dem König zugestanden, sondern sie wurde in den gewöhnlichen offenen Karren der Verurtheilten gesetzt. Es waren ihr schon im Gefängniß die Hände auf den Rücken gebunden worden, was ihrem Gemal erst auf dem Schaffot stehend geschah. Sie schien mehr von Schlaflosigkeit und körperlicher Schwäche als von ihrem Schicksal gebeugt zu sein. Der Zug wurde absichtlich verlängert und dauerte über zwei Stunden. An vielen Fenstern waren Inschriften, wie bei öffentlichen Festen, in großen Charakteren ausgehängt, die Freude über die Verurtheilung der Königin auszudrücken. Sie sah dieselben mit Gleichgültigkeit an. Die Menge drückte bei dem Anblick dieses erhabenen und schuldlosen Opfers laute Zufriedenheit aus und empfing und verfolgte dasselbe mit wildem Gelächter und der gröbsten Verhöhnung. Bei dem Zug, der Ludwig XVI. zum Tod führte, war alles still geblieben. Diese schwerste Prüfung, wo ein Verurteilter nicht nur ohne Trost bleibt, sondern Zeichen der Freude über sein bevorstehendes Ende bei seinen Mitmenschen wahrnimmt, geeignet, selbst das stärkste Herz zu brechen, ließ Marie Antoinette unberührt. Sie drückte über das Verhalten der schmutzigen, häßlichen und zügellosen Menge keine Bewegung aus. Es wäre jedoch nicht ohne Interesse zu wissen, was sie in diesem letzten Augenblick empfunden haben mag. Sie hatte schon einmal mehre Jahre vorher zu ihrem Gemal bei einer gewissen Gelegenheit die Worte gesagt: Welcher Aufenthalt! Welches Volk! — Was mußte sie nicht bei dem Anblick jener Kannibalen in der französischen Hauptstadt denken, die bei ihrem Todeszuge tanzen und singen konnten? — Sie stieg die Treppe zu dem Schaffot, das auf demselben Platz stand, wo ihr Gemal umgekommen, mit festem Schritt hinauf. Ihr Haupt sank aber vor Ermüdung auf die Schulter, während die Henker mit der Einrichtung der Guillotine beschäftigt waren. Ein wilder Ruf des Beifalls folgte ihrem Tod, wie dem ihres Gemals. Unter den Zuschauern gab es, was bei Ludwig XVI. nicht der Fall gewesen, viel mehr Frauen als Männer.

Die irdischen Ueberreste der Königin wurden, wie die ihres Gemals, nach dem Kirchhof der heiligen Magdalene gebracht und ebenso in ungeschlichem Kalk begraben. Der frommen Sorge eines Royalisten gelang es jedoch, zu diesem Ort Zugang zu finden und einige Gebeine, wie Reliquien, zu erhalten und zu bewahren, die nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. in den Gräften der Abtei von St. Denis feierlich beigesetzt wurden.

Marie Antoinette endigte im achtundzreißigsten Jahr ihres Alters, dreiundzwanzig Jahre nach ihrer Vermälung mit Ludwig XVI. Sie hatte, da sie von Kindheit an für diese Verbindung bestimmt worden, eine mehr französische als deutsche Erziehung, wie übrigens fast alle damaligen Großen in Deutschland, erhalten. Man hätte sie hierdurch für besonders vorbereitet halten sollen, an der Spitze der Nation zu stehen, auf deren Thron sie stieg. In der That war sie in den ersten Jahren nach ihrer Vermälung von den Franzosen mit allgemeiner Liebe und Verehrung betrachtet worden. Ihre Schönheit, Würde und Anmut hatten eine Zeitlang alles bezaubert. Allmälig wollte man inwessen bemerken, daß sie mehr glänzende als gründliche Eigenschaften besitze, den Zerstreuungen des Hofes über Gebür ergeben sei, jede ernste Beschäftigung fliehe und sich nur in einem beständigen Wirbel von Mode, Glanz und Vergnügen gefalle. Diese Beobachtung konnte wahr sein, hätte aber bei einer Königin von zwanzig Jahren, in Versailles und an einem französischen Hof, nicht besonders überraschen sollen. Jede Frau von Rang und Vermögen lebte damals in Frankreich in ihrem Kreise und so viel sie es vermochte ungefähr auf dieselbe Art. Alle menschlichen Lagen sind von gemischter Art und üben auf die, welche sie einnehmen, einen Einfluß aus, in welchem sowol ein Keim des Guten als Böses verborgen liegt. Es hängt dies weniger von dem Willen und Charakter der Individuen als von der Natur der Dinge selbst ab. Sich von den übeln Einwirkungen einer äußeren Stellung vollkommen frei zu erhalten, ist, zumal in der Jugend, schwer und selten. Ein leichtsinniges Vertrauen auf das Glück ist in diesem Alter, nicht nur in hervorragenden, sondern selbst nur erträglichen Stellungen, allgemein und nur das Uebermaß desselben kann gegründeten Tadel verdienen. Von diesem Uebermaß aber waren selbst in Marie Antoinette's jugendlichsten und glänzendsten Tagen wenige Spuren zu finden. Das Gefallen an der eigenen Größe, Schönheit und Jugend machte sie keineswegs kalt und ausschließend. Sie war im Gegentheil voll von den wolwollendsten und theilnehmendsten Empfindungen für alles, was sie umgab, beseelt. Ihr Sinn nicht blos für Geselligkeit, sondern für wirkliche Freundschaft war ein Ausdruck ihres zarten und zugleich warmen Gefühls. Ihre Neigung zu helfen, ihre natürliche Großmut, traten bei jeder Gelegenheit hervor. Selbst ihre Heiterkeit und Lebenslust war mit dem Charakter der Sympathie bezeichnet, die ihr eigenes Glück gern auf andere verbreiten will, und hatte nichts mit jener Selbstsucht gemein, die alles nur auf sich selbst bezieht. Marie Antoinette wünschte, da sie wol wußte, daß sie bei ihrer hohen Stellung den Blicken und den Urteilen aller ausgesetzt war, allen und besonders denen, die sich ihr zu nähern Gelegenheit hatten, zu gefallen.

(Schluß folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Noch etwas über die deutsche Schauspielgesellschaft in London. Die Rachel. Emil Devrient. Frau Stolte. Andre Gäste und hiesige Kräfte.

(Schluß.)

Auch der Mann, in welchem die Gegenwart einen ihrer Koryphäen der Schauspielkunst feiert, auch Emil Devrient ist in diesem Sommer wieder, und zwar unmittelbar vor der Reise nach London, ein Gast der hiesigen Bühne gewesen und hat neue Kränze zu den alten gesammelt. Unsere Achtung vor diesem Mimen ist groß, aber größer noch unser Interesse für die von ihm vertretene Kunst; sei es darum offen ausgesprochen: auch Emil Devrients Darstellungsweise steht zum Virtuosentum in näherer Verwandtschaft als zur eigentlichen und ächten Kunst. Gewiß besaß dieser Mann von Hause aus das „Zeug" zu einem der größten Schauspieler; aber statt jenes Meisters, auf den er einst hoffen ließ, ist mehr ein verzogener Liebling des deutschen Publikums aus ihm geworden, von der ihn anjubelnden Menge auf seine heutige Höhe mehr emporgehoben, als daß er den steilen Pfad der Kunst im Schweiße seines Angesichts langsam hinangeklommen wäre. Wie der Volksmund den Teufel gleich neben jede Kirche ein Wirtshaus bauen läßt, so pflegt der Liebe schlimme Frau Nachbarin die Eifersucht zu werden, und diese Eifersucht ist auch im vorliegenden Fall nicht ausgeblieben: solche Eifersucht eifert einen verzogenen Liebling des Publikums an, keinen andern Liebling neben sich aufkommen, ja nicht einmal aufkeimen zu lassen; sie will, daß er gebietender Herr im Hause sei und bleibe, daß er überall voranstehe, daß ihm alle andern dienstbar werden. Sind aber einmal auf der Bühne diese Ziele erreicht, sind die gleichberechtigten Genossen zu gehorsamen Dienstmannen herabgedrückt, dann kann auch von einem gemeinsamen Kunststreben keine Rede mehr sein, dann ist die Bühne ein Monopol geworden, und der Besitzer dieses Monopols mag ein Virtuos sein, — einen Künstler sollte man ihn nicht nennen, weil er nicht im Dienst der Kunst und um dieser selbst willen wirkt und schafft, sondern umgekehrt die Kunst gewissermaßen in seinen Diensten steht.

Schon anläßlich eines früheren Gastspiels ist in diesen Blättern von uns ausgeführt worden, daß Emil Devrients Stärke in seiner vollendeten Technik bestehe: er wirkt mehr durch äußere als durch innere Mittel, er ist mehr Masken- als Charakterdarsteller. Sein Posa, Hamlet, Egmont bewiesen nichts gegen diesen Satz, denn grade auch hier beruhte der große Vorzug in dem äußern Schliff und Glanz, und etwa noch in der Consequenz. Daß er aber eine dieser Rollen in nur ihm eigentümlicher Auffassung aufgezeigt, oder auch nur irgendwo in geistiger oder seelischer Beziehung reicher ausgestattet hätte als andere minder bedeutende Darsteller, muß bestritten werden. Dagegen mag zum Beleg für unsern Satz daran erinnert sein, daß Emil Devrient als Richard Wandrer, Garrick, Arthur Durwood, Professor Zorn und in ähnlichen Masken mehr und lebhaftere Bewunderer fand als in jenen tragischen Rollen; dort feierte die mimische Technik ihre glänzenden Siege.

Bei alledem war Emil Devrient unter seinen mitlebenden Kunstgenossen einer der berufensten, die deutsche Darstellungsweise, wenn sie denn doch einmal in die Fremde gehen sollte, bei den Engländern zu vertreten. Nur hätten wir ein gleichartiger zusammengesetztes, tüchtiges Fragment der deutschen Künstlerrepublik lieber in London gewußt, als einen Fürsten der Bühne mit hohem und niederem Gefolge sammt Dienerschaft.

Eines derjenigen Mitglieder der deutschen Schauspielgesellschaft, denen in der englischen Presse nach Emil Devrient die meiste Anerkennung geworden ist, Frau Stolte, haben wir aus ihrem vor acht Tagen geschlossenen Gastspiel auf der hiesigen Bühne kennen zu lernen Gelegenheit gehabt: eine allerdings recht achtungswerte, aber unsers Bedünkens von ihrem hiesigen Publikum etwas überschätzte Schauspielerin. Die eine Hälfte ihrer Erfolge muß der einnehmenden Persönlichkeit in Rechnung gebracht werden und nur die andre Hälfte kann für errungen und verdient gelten. Ihr Spiel ist gewandt und verständig, aber zu äußerlich; ihm geht noch das rechte Maß seelischer Wärme und geistiger Tiefe ab, es läßt tragische Würde und Schwunghraft vermissen; es gefällt, aber es reißt nicht hin; es zündet nicht, weil ihm der göttliche Funken fehlt. Die Margarete der Frau Stolte im „Faust" zu sehen, waren wir leider verhindert, haben also über diese Rolle kein Urteil. Sie ist außerdem als Maria Stuart, als Parthenia, zweimal als Donna Diana und endlich im Lustspiel aufgetreten. In keiner jener höheren Rollen hat Frau Stolte die eigene Persönlichkeit weit genug hinter den darzustellenden Charakter zu drängen gewußt. Weil sie diesen nicht tief, bestimmt und consequent genug aufgefaßt hatte, blickte jene überall durch das Nebelgebilde durch und der Zuschauer mit schärferem Auge konnte nicht warm werden, weil er die Schauspielerin nicht vergessen konnte. Die schottische Königin wurde von Frau Stolte nicht hoch, nicht königlich genug gehalten und was Maria Stuart in dieser Auffassung an ihrer Würde einbüßte, das mußte bei dem Zuschauer am Eindruck dieses ungeheuren Seelenleides verloren gehen. Diese Schwäche des Eindrucks wird aber keineswegs durch willkürlich in den Text der Dichtung eingeschobene „Ach" und „Ja" und ähnliche Interjectionen wieder ausgeglichen; es fällt im Gegentheil störend ins Ohr, wenn man, wie der verehrte Gast gethan hat, Maria Stuart sagen läßt:

Ach, ich habe ja keinen andern Gesandten!

und ähnliches an andern Stellen. Die naive Heroine Parthenia erhob Frau Stolte zur Salondame und die Prinzessin Donna Diana drückte sie zu sehr zu einer eigensinnigen Kokette herab, was sie nach des Dichters Intention keineswegs sein soll; sie vertritt vielmehr einen vor ihr für berechtigt gehaltenen Gedanken und muß sich des Irrtums überweisen lassen; in der Art aber, wie die gewaltsam Widerstrebende, um der ewigen Wahrheit zum Sieg zu verhessen, sich gegen ihren eigenen Willen überzeugen lassen muß, beruht eben die komische Kraft des Stückes.

Nicht als ob wir einer Darstellerin, die trotz mancher Mängel immerhin einen achtungswerten Rang unter ihren Kunstgenossen behauptet, ihre Erfolge in London und hier ungerechter Weise verkürzen wollen, haben wir uns obige Ausstellungen erlaubt, sondern weil da strengere Rechenschaft gefordert werden muß, wo es sich um eine Repräsentation handelt, wie sie von dem Gast in England übernommen worden war. Wer sich in die Reihen der Ersten stellt, muß auch von Seite der Kritik der Anwendung des größten Maßstabes auf seine Leistungen gewärtig sein.

Neben Frau Stolte spielte in „Maria Stuart" Fräulein Grahmann die Rolle der Elisabeth. Die junge Dame hat kaum erst drei- oder viermal die Bretter betreten, in jenen bisher Versuche aber den ausgesprochenen Beruf zu einem Fache beurkundet, welches gegenwärtig auf den deutschen Bühnen zum Schaden vieler höheren Dramen ziemlich verwaist ist. Die guten Mittel des Fräulein Grahmann empfangen in der gediegenen Schule unsers Regisseurs Haake ihre Ausbildung; möge der strebenden Jüngerin durch öfteres Auftreten auch Gelegenheit zu praktischer Uebung und Stärkung ihrer künstlerischen Kräfte geboten werden!

Fräulein Janauschek, aus ihrem Urlaub zurückgekehrt und beim ersten Wiederauftreten von dem wohlbesetzten Hause mit stürmischem Willkommgruß empfangen, hat in voriger Woche die Deborah und das Klärchen gespielt. Die erstgenannte Partie reiht sich den schönsten Leistungen dieser Darstellerin an, denn hier kommt ihr das edle, elegische Pathos, in welchem ihre Stärke beruht, trefflich zu statten: selber von ihm hingerissen, reißt sie auch den Zuschauer hin; die Glut der Empfindung, das Feuer der Leidenschaft strömt erwärmend in den Saal aus; man vergißt über dem Dargestellten die Darstellerin, und die Schauspielkunst feiert einen ihrer schönen Triumfe. Was Fräulein Janauschek vor allen und bekannten jüngeren Schauspielerinnen voraus hat, ist die Inspiration, die unwillkürlich und ohne sich selber Rechenschaft zu geben, das dem Augenblick Angemessene schöpferisch gestaltet: vorzugsweise tritt diese Inspiration bei der Darstellung erhabener Momente ein. Darum gelingt ihr auch in der Rolle des Klärchen die Scene mit den Bürgern am Schluß des vierten Actes um vieles besser als der naivere Theil der Partie in den ersten Acten des „Egmont". Wie schön verstanden und wiedergegeben die bezeichnende vorwurfsvolle Frage:

Außer mir, Brakenburg! Ihr seid außer Euch!

Dagegen scheint uns Fräulein Janauschek in den Scenen Klärchens mit der Mutter einiges nicht tief genug aufgefaßt zu haben. So zum Beispiel: die Mutter äußert, „Klärchen hätte den Brakenburg heiraten sollen; glücklich wäre sie immer mit ihm geworden." Klärchen antwortet:

Wäre versorgt und hätte ein ruhiges Leben.

Unsre Darstellerin gibt diese Worte so wieder, daß sie wie eine Bestätigung der von der Mutter ausgesprochenen Ansicht lauten. So aber hat es der Dichter wol nicht verstanden wissen wollen. Klärchens Antwort ist vielmehr ein verhüllter Widerspruch und deshalb im ironischen Sinn zu nehmen. Etwa folgendermaßen: „Glücklich, meinst du? Ja, wenn die eine Versorgung und ein ruhiges Leben für die Summe des Glückes gilt. Mir bedeutet Glück den Mann meiner Liebe besitzen.— Oder so: „Versorgt wol, aber nicht glücklich wäre ich mit Brakenburg geworden." — Keine Frage, daß die Schauspielerinnen heutzutage selten geworden sind, welche die schwierige Partie des Klärchen vollständig überwinden; unserer Darstellerin stellt sich aber noch der besondere Umstand entgegen, daß ihrem elegischen und pathetischen Naturell das Naive ein fremdes Element ist; darum läßt sie in den ersten Acten allzu sehr den „Springinsfeld" vermissen, der gern „ein Bube sein möchte, um dem Egmont die Zähne nachzutragen", mit einem Wort, jenes heitere, wilde, neckische Wettkind, wie kein anderes der von Lebenslust und leichtem Sinn übersprudelnde Egmont sich zum Liebchen wählen konnte. —

Bei nächster Gelegenheit einige Worte über die Herren Schneider und Friedrich Devrient, die in „Maria Stuart" und „Egmont" mit schönem Erfolg in neuen Rollen aufgetreten sind.

E. S.

Briefe.

69.

△ **Hanau**, 12. August.

Die deutsche Malerei in London. Jahresfeyung der wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde. Aus Wilhelmsbad.

Zu einer besonderen Freude muß und jede Anerkennung gereichen, welche Deutschland in der Fremde findet. England namentlich und Frankreich schenken in letzterer Zeit deutscher Kunst und Wissenschaft ihre besondere Aufmerksamkeit. Auch unsere Malerei theilt jetzt den Ruhm Deutschlands im Ausland. Einer unserer Mitbürger, Georg Corneelius, hat das befriedigendste Zeugniß seines Talentes in der Thatsache gefunden, daß die Art-Union-Society zu London ein von ihm zur Ausstellung der königlichen Akademie gesendetes Bild, „Jesus und die Samariterin am Brunnen", angekauft hat. Die englischen Kunstblätter, die überhaupt von der Menge des Eingesendeten nur drei Bilder gründlicher besprechen, sind voll des Lobes über die ausgezeichneten Farben- und Lichtgebung des Bildes. Der junge Maler, in der hiesigen Akademie von dem als tüchtigen Lehrer anerkannten Inspector Theodor Pelissier vorgebildet, hat in Antwerpen und Dresden seine Studien gemacht und namentlich von den Italienern und Florentinern in den Farben Nutzen gezogen. Der hohe Ankaufspreis jenes Bildes (2500 Gulden) setzt ihn in den Stand, den lange schon brabächtigten Plan auszuführen, Paris und Italien zu besuchen. Bis jetzt war er ohne jegliche Unterstützung des Staates, die an sich schon nur eine sehr bemessene hätte sein können. Zur Zeit malt er für Hamburg einen Luther, der aus der Wittenberger Kirche tritt, nachdem er die Thesen angeschlagen; wir hoffen, daß dieses Bild, das in Bäde vollendet sein wird, auch einem größeren Kreis zur Anschauung kommen werde.

Gestern hielt die wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde ihre öffentliche Jahresfeyung. Sie ist 1808 von dem damaligen Kammerassessor Leonhard, dem jetzt berühmten Mineralogen in Heidelberg, und dem Professor Dr. Kopp, jetzt geheimer Obermedicinalrat hierselbst, gestiftet, wurde im Jahr 1810 von dem Großherzog von Frankfurt mit 1200 Gulden jährlich und später von der Landesregierung mit 400 Gulden und einem Local im hiesigen Gymnasium dotirt und erfreut sich der regsten Theilnahme der ganzen Umgegend, namentlich von Frankfurt, Aschaffenburg und Offenbach. Nach den Einleitungsworten des hiesigen Directo.s, Dr. Metzler, der auch darin der ausgezeichneten Thätigkeit des nach Genf übergesiedelten Pfarrers Theobald von hier gedachte, hielten Fabrikant C. Rößler von hier über das Vorkommen des Goldes im Sand und Gestein, der auswärtige Director, Herr v. Meyer von Frankfurt, über urweltliche Thiere, und Professor Hessemer von Frankfurt über Aegypten und den Einfluß seiner Natur auf seine Menschen interessante Vorträge. Nach der vielbesuchten Sitzung nahmen die Mitglieder und Freunde der Gesellschaft im Wilhelmsbad ein heiteres Mahl, wobei zwischen den mannigfachsten Toasten Hessemer über die Aegypter als Naturforscher in launigen Versen sprach.

Im Theater zu Wilhelmsbad wird in diesen Tagen, nachdem die treffliche Farguell ihr Gastspiel kürzlich geschlossen, der weltberühmte Komiker Levassor von Paris eine Gastrollenreihe beginnen. Die Einnahme seiner ersten Darstellung (am nächsten Samstag) ist für die Hagelbeschädigten der Umgegend bestimmt, was zu recht zahlreichem Besuch auch aus Ihrer Stadt, deren Bewohner wir leider bis jetzt noch nicht so lebhaft im Theater sahen, als wir wünschten, ohne Zweifel einladen wird.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 16. August. Die Fruchthändlerin, Volksschauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel: „Das Testament". Nach dem Französischen des Michel Masson, Verfasser von „Marie Anne"; frei bearbeitet von Julius Meißner.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N. 196. Dienstag, 17. August **1852.**

Eine Jagd nach Ruhm und Reichtum.

Nach dem Englischen.

(Schluß.)

Leichten, anmuthigen Schrittes war sie im Nu vor ihrem Piano, nahm an demselben Platz und begann ein rasches Allegro mit solcher Präcision und Meisterschaft auszuführen, daß ich alle mir zu Gebot stehende Kunstfertigkeit aufbieten mußte, um ihr im Accompagnement richtigen Schritt zu halten. — Bravo, brave! rief sie in einzelnen Zwischenräumen; Sie spielen allerliebst; besser so als den Hamlet agiren. Was würde wol Herr Fitz-Edward hierzu sagen oder Mich de la Rose? — Ich hielt im Spielen inne. Wem Sie mich, rief ich aus, vor Wahnsinn oder vor dem Glauben, daß Sie eine Zauberin seien, schützen wollen, so sagen Sie mir, wie so Sie zur Kenntniß aller dieser entsetzlichen Namen gekommen sind? — Vielleicht bin ich magnetisirt und eine Hellseherin, oder vielleicht haben Sie in einem magnetischen Schlafe gesprochen; jetzt aber lassen Sie uns weiter spielen; ich darf meine Lection nicht verplaudern.

Wir spielten eifrig fort, Ouvertüren und Opern und Tänze, und hatten für nichts Sinn und Aufmerksamkeit als für die Ausgabe, mit denen Ausführung wir beschäftigt waren. Plötzlich gewahrte ich, daß es lichter im Salon wurde und wir uns nicht mehr allein in demselben befanden. Während wir mit voller, ungetheilter Seele unsere musikalische Aufgabe verfolgten, waren mehre Personen eingetreten, die aufmerksam horchend und beurteilend hinter unsern Stühlen standen. — Prächtig! ganz vortrefflich! schrie eine wohlbekannte Stimme; gleichzeitig legte sich eine derbe Hand gewichtig auf meine Schulter; das ist Shakespeare'schen Versuche oder ihre Triumfe im Ghatbamer Theater.

Sie haben die Bekanntschaft der Mrs. Toots noch nicht gemacht, fuhr er fort; Ellinor, mein Schatz, reiche doch dem Herrn v. Bohun die Hand. — Miss Claribel stand vor mir, fralend vor Schönheit, auf Mr. Toots Arm gestützt. — Sie sind also Ellinor? stammelte ich, indem ich bemüht war, mir die Einzelnheiten aus Kasbachs Leidensgeschichte ins Gedächtniß zurückzurufen; Sie haben ihn an der Kirchenthüre verlassen? Sie hat er vergebens durch Zeitungsinserate um eine Auskunft gebeten? Und Sie sind es endlich, die er an der Spitze einer Mädchenschule in Guildhall vermutete und aufsuchte? — Und sie ist es, mein Junge, rief Kasbach, die ich in dem Augenblick fand, in welchem sie eben die Bühne als Ophelia betreten wollte — allsogleich hatte ich nichts eiligeres zu thun, als ihrer guten Tante, Mrs. Pybus, einen traumütigen Brief zu schreiben — der Wiederkehrende wurde freundlich, dem verlornen Sohne gleich, aufgenommen — und jetzt werde ich Sie unserm Familienkreise vorstellen; hier mein Onkel, Mr. Pybus — meine Cousine Emily — meine Großtante, Mrs. Bone aus Bath, mit der ich durch meine Frau verwandt bin. Jetzt aber, da wir alle unter uns sind, glaube ich, daß wir nichts besseres thun können als sogleich einen Familienrat über Ihre Zukunft abzuhalten.

Wir berieten demnach und das Resultat der Beratung war ein vollkommen befriedigendes. Ich wollte weder von einer militärischen Laufbahn noch von der Fortsetzung meiner Studien an der Universität etwas wissen, sondern entschloß mich, eine Stelle im Comptoir des Mr. Pybus anzunehmen, die durch den Austritt meines Freundes Toots erledigt war. Dabei sollte ich mein Accompagnement auf der Flöte fortsetzen; überdies Emily zweimal in der Woche Unterricht in Geschichte und Literatur geben und meine neuen Beschäftigungen schon mit dem nächsten Tage beginnen. Die ganze Gesellschaft war über dieses Arrangement höchlich entzückt; namentlich war es die alte Frau aus Bath, die, nachdem sie sich um den Ort, in welchem mein Vater Pfarrer gewesen war, um seinen Taufnamen und eine Unzahl anderer Daten erkundigt hatte, mir während des Soupers plötzlich um den Hals fiel und mich als einen ihrer Cousins im dritten Verwandtschaftsgrade proclamirte. Diese Demütigung versetzte mir einen furchtbaren Schlag. Wie! Ich sollte meinem Stammbaum entsagen, meinen zwanzig Ahnen, unter denen sich normännische Ritter, englische Adelige, Helden, Krieger, Staatsmänner befunden hatten, die ich stets mit so hohem Stolz als g'rorrich strahlende Zierden meines altadeligen Hauses betrachtet hatte! Alles dies sollte für mich nicht mehr existiren! — v. Bohun, v. Bohun, rief die alte Dame unter fortwährendem Kopfschütteln, ich habe die Verwandte dieses Namens gehabt; wol aber erinnere ich mich an einen Onkel meines Gatten, der George Bone hieß; er war der älteste Compagnon in der Firma Gebrüder Bone, Zahwarze in der Milsonstraße; eines Tages wurde er jedoch plötzlich vom Hochmutsteufel ergriffen, verkaufte seinen Antheil am Geschäft, erzog seine Kinder in lauter hochfahrenden Ideen und brachte seine ganze Zeit damit hin, Stammbäume zu fabrieren, um zu beweisen, er dürfte sich gar vornehmer Herkunft rühmen. Sein Sohn machte es ebenso, nannte sich v. Bohun und wollte von seinen bürgerlich gebliebenen Vettern Philipp und Sampson, welche das Geschäft fleißig fortsetzten, nichts mehr hören und wissen; Ellinor hier ist Sampsons leibliche Tochter; er starb, als sie noch in der Wiege lag. Mr. v. Bohun aber, wie er sich selbst nannte, schickte seinen Sohn, der ein gar hübscher Gentleman war, auf die Universität; der Arme war in dem Glauben aufgewachsen, all der Plunder von Stammbäumen und Namen, die sein Vater und Großvater ersonnen und auf Pergament gemalt und geschrieben hatten, sei ächte Waare; später heiratete er die Schwester des wackern Obersten Bawls und schaute sie, wie uns erzählt worden ist, beständig über die Achsel an und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil sie nicht auch eine „v. Bohun oder wenigstens von eben so altem Adel“ war;

so, mein lieber junger Mann, jetzt wissen Sie alles; Sie sind mit mir und Ellinor nahe verwandt und wir freuen uns herzlich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Wenn ich mich recht entsinne, so mochte ich damals diese verwandtschaftliche Anerkennung eben nicht mit der Wärme, die man erwartete, begrüßt haben. — Emily berührte meine Schulter. Lassen Sie sich kein graues Haar darüber wachsen, sagte sie, ob Sie v. Bohun heißen oder einen andern Namen führen. Mir wenigstens macht dies nicht den geringsten Unterschied und die andern hier denken ebenso wie ich.

Ich mochte der schönen Emily kaum ein- oder zweimal Unterricht ertheilt haben, als ich schon ebenso dachte und mit meinem Namens- und Schicksalswechsel auch vollkommen versöhnt war. Meinen jetzigen Beruf verfolgte ich mit großem Fleiß, ich war so aufmerksam in meinem neuen Comptoirgeschäft, als wenn ich das Theater sogar dem Namen nach nie gekannt hätte; mit der Zeit wurde ich daher auch mit einer wichtigern Stelle im Geschäft betraut und lernte dann erst den Grund der warmen Theilnahme kennen, die mir Mr. Bybus von jeher geschenkt hatte. Er war Geschäftsagent meines Onkels, des Generals, und von ihm zu jeglichem Kostenaufwand angewiesen und bevollmächtigt worden, den die Bedürfnisse und der Comfort meiner Mutter oder meine Erziehung erheischen mochten. — Es bedarf wol keiner weitern Versicherung, daß mich der kriegerische indische Onkel, als er in einer besondern Regierungsmission nach England kam, ungemein freundlich behandelte — daß ich sein Anerbieten, mit ihm nach Indien zurückzukehren, ausschlug — und daß er mich in höchst ausdrucksvoller Weise kneipte und in die Rippen stieß, als er der Ursache inne wurde, die mich auf englischem Boden zurückhielt. — Dem verzehrenden Ehrgeiz, der früher jede andere Empfindung in mir dominirt hatte, war Bescheidenheit auf dem Fuße nachgefolgt und darum wagte ich es nicht, den Gefühlen, die mein Herz für die junge, schöne Emily erfüllten, Worte zu geben. Ich, ein Comptoirist in ihres Vaters Schreibstube — ein Mensch, der noch von der Güte seines Onkels abhing — ein abgewiesener Schriftsteller — ein von der Bühne gejagter Schauspieler — ich stand in der socialen Ordnung viel zu tief unter ihr, um eine Bewerbung um ihre Hand wagen zu können.

Die Zeit aber ging ihren unaufhaltsamen Gang vorwärts und in ihr ertheilte ich Emily mit fortwährend steigendem Eifer unausgesetzt den bedungenen regelmäßigen Unterricht; als ich mein dreiundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, schrieb mir mein guter alter Onkel, der sich durch die Vermehrung der staatlichen ostindischen und wahrscheinlich auch der eigenen Einkünfte ungemein ausgezeichnet hatte, einen Brief, in welchem er mich wissen ließ, er sei mit meinem Verhalten sehr zufrieden und habe den Titel eines Baronet und gleichzeitig die Berechtigung erhalten, denselben auf mich zu vererben; eine Epistel, deren beglückende Folge, um mich kurz zu fassen, drei Wochen später das Ausschicken eines Paares allerliebster kleiner, mit Silberfäden zusammengebundener Einladungskarten war, auf denen man nachfolgende Worte lesen konnte: Mr. und Mrs. Charles Bone, Wilton Place, Belgravia.

Die letzten Tage der Königin Marie Antoinette.

Aus Eduard Arnd's Geschichte der französischen Revolution.
Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1851. Sechs Bände.

(Schluß.)

Marie fühlte sich in dem Gedanken glücklich, eine Zierde des Hofes und Landes zu sein, die für sie eine zweite Heimat geworden waren. Sie glaubte den Charakter ihrer neuen Landsleute begriffen zu haben, die in dem Rufe stehen, daß ihnen Leichtigkeit, Anmut, Vertraulichkeit und Herablassung über alles gefallen. Sie kam diesen Forderungen, zu deren Erfüllung sie ihre glückliche und liebenswürdige Stimmung ohnedies veranlaßte, offen entgegen. Hierin irrte sie sich sehr. Die eitle und selbstgefällige Natur des Franzosen verlangt von denen, die ihm gleich oder wenig über ihm stehen, eine vollkommene Uebereinstimmung mit seinen Ideen, Sitten und Gebräuchen. Er vergibt ihnen nicht leicht eine selbständige, eigentümliche, auf sich selbst gewiesene Weise des Daseins. Aber an denen, die ihn zu beherrschen bestimmt sind, gefällt ihm eine ernste, gehaltene, selbst strenge Form des Lebens, denn er achtet und liebt auf die Länge nur die, welche er zugleich ein wenig fürchten kann. Wer ihm den Finger reicht, dem ist er bald geneigt, die ganze Hand zu nehmen, und wer zu ihm niedersteigt, den wird er bald für weniger als sich halten.

Die Unzufriedenheit der Hofleute, die sich die Vorzüge und Begünstigungen, die einer vor dem andern von den königlichen Personen erhielten, gegenseitig beneideten, die Unmöglichkeit, alle Ansprüche zu befriedigen, die Notwendigkeit, den Mißbräuchen, die zuweilen von einer zu großen Herablassung gemacht wurden, durch eine dann und wann ablehnende Haltung vorzubeugen, gaben zu einer Menge von Anschuldigungen und Verleumdungen gegen die Königin Veranlassung, die vom Hof ausgingen, sich allmälig in der Hauptstadt und dem höhern Publikum des Landes verbreiteten, und als die politischen Unruhen ausbrachen, durch geheime und öffentliche Flugschriften aller Art zur Kenntniß des Volkes selbst kamen und bei dessen gereizter Stimmung, Leichtgläubigkeit und Verdorbenheit als die ausgemachtesten Wahrheiten aufgenommen wurden.

Auf diese Weise hatten sich die Gerüchte von der geringen Neigung Marie Antoinette's für Ludwig XVI., von ihrer Vorliebe für den Grafen von Artois ꝛc. verbreitet, die aber alle ebenso wenig Grund hatten, wie ihr Antheil an den leichtsinnigen Hoffnungen des Cardinals von Rohan in der sogenannten Halsbandgeschichte. Die Königin war ihrem Gemal immer ergeben gewesen, hatte ihre Pflicht gegen ihn nie verletzt, obgleich sie sich allerdings in der Gesellschaft lebendigerer, erregbarerer, ihr geistig verwandterer Personen zuweilen mehr als in der seinigen gefallen haben konnte.

Marie Antoinette war auf den Ausbruch der Revolution ebenso wenig wie ihr Gemal vorbereitet gewesen. Aber wer war es unter den Fürsten und Großen jener Zeit? Niemand. — An die Vorstellung von der Uneingeschränktheit und Unverletzbarkeit der souveränen Gewalt wie die meisten ihrer Zeitgenossen gewöhnt, konnte sie sich nicht auf einmal in einen andern Kreis von Ideen finden, zumal wenn diese sich durch Begehung so großer Ungerechtigkeiten und Frevel, wie gleich zu Anfang der französischen Revolution geschah, geltend zu machen suchten. In einer Sphäre erzogen, in der ihr die Gesinnungen, Bedürfnisse und der Geist der Massen verborgen geblieben, war sie nicht nur von Widerwillen gegen die Angriffe auf die königliche Autorität, wie sich von selbst versteht, sondern selbst auf die unvermeidlich gewordenen Reformen erfüllt. Sie hoffte lange auf eine vollkommne Wiederherstellung des Alten und konnte sich nicht mit den Vorstellungen politischer Freiheit, Verfassung, Wahl ꝛc. aussöhnen. Marie Antoinette, die Geist und Gefühl besaß, entbehrte nicht nur aller der Kenntnisse und Erfahrungen, die zu einer herrschenden Stellung wenigstens in schwierigen Zeiten gehören, sondern war ebenso wenig wie ihr Gemal von der Natur mit der Art von Divinationsgabe ausgestattet, die aus einem fernen Wetterleuchten auf den Stand der Atmosphäre, aus einzelnen Zeichen auf einen allgemeinen Charakter, aus

fragmenten überhaupt auf das Ganze schließen läßt, und in der Gegenwart die Zukunft erkennt. Diese Gabe ist aber so selten, daß ihr Mangel niemandem zum Vorwurf gereichen kann.

Bis zu der Katastrophe des zehnten Augusts hatte Marie Antoinette gegen die Revolution so viel es ihr möglich war zu ringen und ihren Gemal bei mehren Gelegenheiten vergeblich zu einer entschlossneren Bekämpfung derselben zu bewegen gesucht. Von dieser Zeit aber ging in ihrem Wesen eine große Veränderung vor. Ohne ihre Grundsätze zu verändern oder zu verleugnen, erhob sie sich über alle conventionelle Interessen und hielt ihre Seele auf die Erfüllung der tiefsten menschlichen Pflichten gegen ihre Angehörigen, ihren Gemal, dessen Schwester, ihre beiden Kinder gerichtet. Mitten unter den Drangsalen, Schmähungen und Erniedrigungen aller Art und der gänzlichen Hoffnungslosigkeit und Einsamkeit in der letzten Zeit ihres Lebens trat ihre ursprünglich edle, zarte und reine Natur unverkennbar hervor. Sie hielt sich da aufrecht, wo zahllose, scheinbar stärkere Individualitäten gänzlich zu Boden gesunken wären. Sie hat im Lauf weniger Jahre ein tieferes Maß von Leiden als Maria Stuart in ihrer langen Gefangenschaft erfüllt und es gibt in der Geschichte keine Person ihres Ranges, die einen bitterern Kelch getrunken hätte.

Uebrigens sind die Fürstinnen deutschen Stammes, die in das französische Königshaus geheiratet haben, durch diese Verbindung nie glücklich geworden. Eleonore von Oesterreich, Schwester Karls V. und Gemalin Franz I., fühlte sich nach dem Tode des letzteren an dem französischen Hofe so verwaist, daß sie an demselben nicht ausdauern konnte und Frankreich verließ. Margarete von Oesterreich, die Karl IX geheiratet, war nach dessen Abscheiden fast eben so verlassen. Die beiden Prinzessinnen aus dem baierischen Hause, von denen die eine sich mit dem Bruder, die andere mit dem Sohne Ludwigs XIV. vermälten, konnten sich nie in die Sitten, Ideen, besonders aber nicht in die Unordnungen und Laster des französischen Hofes finden. Die Prinzessin von Sachsen, die den Sohn Ludwigs XV. heiratete und die Mutter der drei Könige Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X. wurde, obgleich mit ihrem Gemal in dem treuesten Einverständniß lebend, ward durch dessen Verhältniß zu seinem Vater und die Zügellosigkeit und die Ränke ihrer Umgebungen mit unglücklich. Marie Antoinette endigte auf dem Schaffot und Marie Luise, die Gemalin Napoleons, sah ihn gestürzt, sich selbst vertrieben und ihren Sohn enterbt. — Die französische Luft ist nicht für das deutsche Herz und der französische Boden nicht für den deutschen Fuß gemacht. Jene ist zu schwül und dieser zu schlüpfrig.

Bilder von Adolf Schrödter.

Nach der Kölnischen Zeitung.

Als das in jeder Hinsicht bedeutendste Bild der eben eröffneten Kunstausstellung in Köln bezeichnet die Kölnische Zeitung das Werk des Professor Adolf Schrödter in Frankfurt: „Faust in Auerbachs Keller", welches aber kein neues ist, sondern durch die Gefälligkeit eines Kölnischen Mäcenaten zur Vergleichung mit dem halbvollendeten Stich hergeliehen, noch einmal die Wände des Gürzenichs schmückt. Wir stellen es, sagt der Kunstbericht, obenan, weil eine solche ideenreiche Schöpfung uns über jeder, auch der vollendetsten, Technik in der Nachahmung der Natur steht. Das Bild ist in der That von wunderbarer Wirkung. Es ist eine Harmonie in dem originellen Colorit, eine üppigtreibende Schöpferkraft in den lebenswahren und lebensvollen Figuren, ein Geist in der Composition des Ganzen, daß wir es den besten Bildern zurechnen, die seit lange in Deutschland geschaffen worden sind. Es ist eben das in Fülle bei Schrödter vorhanden, dessen Mangel nur zu sehr bei der großen Masse zu beklagen; es ist ein gebildeter Geist, der sich in Welt und Leben umgesehen hat, der d.e Menschen beobachtete, der sie mit, wir möchten sagen, einem historischen Gefühl in ihrem Verhältnisse zu den verschiedenen Epochen auffassen weiß und intuitiv begreift. Man wird bei Schrödter nie, wie so oft in den prunkhaftesten Historienbildern, Köpfe und Gestalten finden, die mit der darzustellenden Epoche im schroffsten Widerspruch stehen: diese Studenten des Mittelalters, deutsch in jedem Zug und in jedem Zug auch der Vorzeit angehörend, auch nicht durch einen Pinselstrich an das moderne Modell erinnernd, das uns sonst so oft aus den Schöpfungen der Gegenwart anblickt! Und dann dieser Kopf des Mephistopheles: es ist gar nicht möglich, ihn schlagender der tiefen Auffassung Goethe's nachzuschaffen, nicht möglich, die tödtliche Bitterkeit der Ironie, den im Stillen verachtenden Dämon ergreifender aus einem menschlichen Gesichte sprechen zu lassen. Schwächer ist freilich die Gestalt des Faust. Der Maler hat ihn abgewendet dargestellt, als hätte er sich gescheut, in seiner Schöpfung die innere Eintracht des Ganzen durch ein fremdes Element zu beeinträchtigen, wenn er auf diese Gruppe das ernste große Denkerantlitz des Faust hätte niederblicken lassen.

Neben diesem älteren schmückt die Ausstellung zu Köln ein neues kleineres Bild von Adolf Schrödter, ebenfalls durch die Gefälligkeit eines Kunstfreundes, für den der Maler es schuf, hergeliehen. Es stellt den wackeren Sir John Falstaff vor, wie er dem lustigsten der lustigen Weiber von Windsor seine Liebeserklärung macht. Der dicke Schalk ist vortrefflich erfunden. Das Lächeln seligsten Vergnügens auf dem glänzenden, weinroten Antlitz, flüstert er seine Liebesworte und er hat Recht, vergnügt zu lächeln, denn die schlanke, anmutige Frau zeigt ihm ja durch ihre ganze Haltung, die von unnachahmlicher Koketterie ist, daß sie geschmeichelt ihres Ritters Galanterien anhört... das Antlitz freilich wendet sie halb ab, um sich nicht durch den Ausdruck des Spottes zu verraten, den der Künstler aufs meisterhafteste ihrem hübschen Spitzbubengesichtchen zu geben gewußt hat. Im Hintergrund lauscht Frau Page und daneben steht der Waldhorn und deutet das tragische Ende an, welches des fetten Ritters kühnes Liebesabenteuer nehmen soll.

Das Bild ist eines von Schrödters gelungensten Werken, eine jener Schöpfungen, die wie sein Don Quixote, sein Triumzug der Weine, sein Carton: Johann von Leyden, die Elisabeth Dusenschur enthaupten, und so viele andere Bilder beweisen, das in diesem Maler ein Stück Shakespeare'schen Geistes lebt: die seltene Verbindung von ächter Originalität der Erfindung mit Kraft der Charakteristik und mit Tiefe des Humors, welche nur wenige ganz geniale Menschen von der Natur erhalten haben. Er ist deshalb ja auch der einzige wahrhaft bedeutende Repräsentant des feineren Humors, den die deutsche Kunst seit Gott weiß wie lange besessen hat, und dieses Verdienst mag einmal um so mehr hervorgehoben werden, weil es von der Gegenwart durchaus nicht so gewürdigt ist, wie es gewürdigt werden sollte. Der Menge ist es freilich nicht gegeben, den Reichthum der intuitiven Natur des Meisters zu erkennen; und die Kunstkenner — nun, die halten sich an die Technik, denen geht der Künstler einmal zu genial mit der Farbe um, oder versteht es der Himmel weiß wo sonst noch: und so häufen sich die Kränze aller Ehren auf die Scheiteln von Mittrebenden, die von unendlich geringerer geistiger Bedeutung sind als er.

Einen Vorwurf freilich müssen auch wir ihm machen: er malt zu wenig!

Eine schöne Aufgabe für Schrödters Pinsel, nachdem er den Cervantes, den Shakespeare und Goethe illustriet hat, würde jetzt eine Darstellung aus Schillers Dichtungen, die von Wallensteins Lager, sein!

Briefe.

70.

Wilhelmsbad, 15. August.

Levassor.

Levassor hat gestern in drei Pieeen sein Gastspiel auf dem hiesigen französischen Theater begonnen und den ihm vorausgegangenen Ruf glänzend bewährt. Er spielte in „un poisson d'Avril" einen Engländer ganz unübertrefflich und — wenn das möglich — in „le lait d'anesse" den Franzosen noch besser. Dazwischen sang er eine Chansonette: „les tribulations d un choriste" in der schlagendsten Wahrheit der ganzen Erscheinung. In dem Engländer gab er die Feinheit des gebildeten Gentleman, mit der sich der spröde, linkische Ernst von Albion zum ergötzlichsten Contrast mischt, und alles das mit der zartesten Abschattung durch das ganze Bild bis auf die Sprache, ohne irgend eine Karrikirung, wie sie so oft deutsche Schauspieler bei ihren Engländern sehen lassen. Der Pariser Student in dem andern Lustspiel war ein, ich möchte sagen, ethnographisches Gegenstück. Dieser liebenswürdige französische Leichtsinn, diese Laune, — es kann sie nur ein Franzose so darstellen, wie sie ist. Hier war denn Levassor in seinem Element, unnachahmlich in jedem Wort, jeder Geste, im Mimenspiel Man wird in diesem Genre schwerlich eine gleiche Vollendung in der Totalität der Figur sehen können, und doch ist diese Komik so fern von aller Grimasse und Uebertreibung. Die Piece bot außerdem noch Gelegenheit, den Künstler in seiner Proteusnatur kennen zu lernen, indem er neben seinem Studenten noch einen Kranken und einen Viehhändler aus der Picardie zu spielen hatte. Nicht minder gelungen gab sich Levassor in dem dargestellten Choristen, der im Anzug eines Knappen der Oper die Leiden seines Standes recitirt.

Ich beeile mich, Ihnen diese kurze Skizzirung zu geben, damit Sie ja nicht versäumen mögen, Levassor zu sehen. Er wird, wie ich höre, nur sechs Gastrollen spielen. *

Tabletten.

*** In Offenbach bei Landau war man am zweiten August Zeuge einer eigentümlichen Creeution. Gleich nach sieben Uhr kamen einige Störche in das Dorf, umflogen mehrmals die katholische Kirche, das nebenangelegene Pfarr- und Schulhaus, entfernten sich dann wieder und brachten eine große Menge dieser Vögel mit zurück. Die recognoscirten Orte wurden von diesen besetzt, sogar auch das auf der Seite gegen das Pfarrhaus angebrachte Zifferblatt der Kirchenuhr. Vier Störche hatten den Kamin des Pfarrhauses in Besitz genommen und alle waren so postirt, daß sie theils auf den Kamin theils in denselben hineinschauen konnten. Die Besatzung wurde von einigen mehrmals umflogen, Ordonnanzen gingen weiter hinaus, bis nach kurzer Zeit drei Störche nachkamen, wovon der eine in der Mitte ein verurteilter Verbrecher, die beiden andern seine Wache zu sein schienen. Deliquent war dem Anschein nach zum Verbrennen verurteilt worden, denn die Wächter brachten ihn an den Schornstein und die dort aufgestellten Urteilsvollstrecker verließen des starken Rauches ungeachtet diese Position nicht. Kaum dort angekommen, wurde der Uebelthäter in die Tiefe des Schornsteins hinabgestürzt, darauf eine feierliche Stille, kein Zeichen der Trauer oder Freude gab sich kund. Der Kamin wurde geöffnet; erschrocken, beschämt und halb betäubt erschien der Bestrafte; da eine weitere Creention zu fürchten gewesen wäre, wenn man ihm sogleich die Freiheit gegeben hätte, so übernahm ihn ein hiesiger Bürger zum Uebernachten. Die ganze Nacht blieb die Besatzung ruhig und erst morgens drei Uhr wurde das Zeichen zum Aufbrechen gegeben und die ganze Gesellschaft nahm ihren Flug gegen Nordost. — Wenn das kein Puff ist!

*** Folgende Geschichte bildet einen komischen Beitrag zu den sonderbaren Verwechselungen, zu welchen die sächsische Mundart mit ihren aufgehobenen Unterschieden zwischen d und t, b und p schon geführt hat. In einer sächsischen Provinzialstadt lebte ein alter Magister, zu dessen Eigentümlichkeiten eine besondere Vorliebe für die griechische Sprache und alles was griechisch hieß gehörte. Er sitzt eines Morgens in das Studium der griechischen Classiker vertieft, als die Magd meldet, daß ihn jemand zu sprechen wünsche. Der alte Herr will sich nicht stören lassen und sagt, er habe keine Zeit. Die Magd kommt jedoch zurück mit der Meldung, der Fremde lasse sich nicht abweisen, er wolle den Herrn Magister durchaus sprechen. Auf die Frage, wer es denn sei, antwortet sie in ihrer sächsischen Mundart: „Es is ä Thratzier." Der Herr Magister, dessen Gedanken vielleicht eben in thracischen Gefilden umherschweiften, glaubt nicht anders, als ein Bewohner jenes classischen Bodens wolle ihn mit seiner Gegenwart beglücken, gerät ganz außer sich vor Freude und befiehlt, den Fremden augenblicklich einzulassen. Mit dem Ausruf: „Also ßie ßind weeklich ä Thracier!" eilt er ihm schon auf der Schwelle entgegen, und auf die bejahende Antwort bestürmt er den Mann mit einer solchen Flut von Fragen und Freudenbezeugungen, daß derselbe nicht zu Worte kommen kann. Endlich ist der Alte seiner Gefühle so weit Herr geworden, daß er den Fremden zum Sitzen bringt und mit freudigem Händereiben ihm die Frage vorlegt: „Nu ßagen ßie mir doch, wie ßieht es denn eigentlich aus in Thracien?" Der durch den sonderbaren Empfang Verdutzte entgegnet ganz naiv: „Ja, Herr Magister, das weiß ich nich!" — „Das wissen ßie nicht? Aber wenn ßie ä Thracier ßind, denn müssen ßie doch wissen, wie's in Thracien aussieht! Wo ßind ßie denn eigentlich her?" — „Nu, ich bin ja aus Jüterbok!" lautete die unschuldige Replik. Jetzt war das Verdutztsein auf des Magisters Seite und es ergab sich zu seinem nicht geringen Aerger, daß seine Gräcomanie einen Drahtzieher mit einem Thracier verwechselt hatte.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 17. August. Der Freischütz, große romantische Oper in vier Abtheilungen von Fr. Kind. Musik von C. M. von Weber. Agathe: Fräulein Babnigg.

Mittwoch, den 18. August. (Zum Vortheil der hiesigen Theaterpensionsanstalt.) Zum erstenmal: Magnetische Kuren, Lustspiel in vier Acten von Hackländer.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

* Dem größeren Theil des hiesigen Publikums sind Levassors oben belobte Leistungen aus seinem vorjährigen Gastspiel in Frankfurt bekannt. D Red.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 197. Mittwoch, 18. August **1852.**

Das seltsame Verhängniß.

Von C. Merk.

Auf eines Volks uralter Herrscherthrone
Saß manch Jahrhundert ein berühmt Geschlecht,
Das war von Gott geliebt; es ging zum Sohne
Vom Vater über Tugend stets und Recht.
Bis hoch ins Alter trugen sie die Krone,
Und wenn sie, von der Jahre Laß geschwächt,
Die ew'ge Ruh' begehrten zu gewinnen,
Da schieden sie in Frieden sanft von hinnen.

Doch ob sie auch wie andre Menschen starben,
Eins war es, was das Volk gar seltsam fand:
Nur wenn im Lenz die Saat der künft'gen Garben,
Ein grüner See, auf dem Gefilde stand,
Und sich im Schmelze buntgemischter Farben
Der Schmetterling aus dunkler Hülle wand
Und sich erhob zum lichten Aethergrunde,
Schlug einem jeden seine letzte Stunde.

Manch seltsam Zeichen mußte Kunde geben
Von ihrer Tage letztem Morgenrot,
Und deutlich sah man, daß ob ihrem Leben
Ein eignes Schicksal wunderbar gebot.
Die Ahnen, von der Grüfte Nacht umgeben,
Sie starben all denselben schönen Tod;
Erkrankten sie in jungen Lenzestagen,
So war's gewiß, daß sie dem Tod erlagen.

So wurden sie versammelt zu den Ahnen
Und ruhten aus in ihrer Väter Gruft.
Kam das Geschick aus Scheiden sie zu mahnen,
So war's ein Gruß aus milder Frühlingsluft;
Die Erde schwang die grünen Hoffnungsfahnen,
Die Blüten hauchten süßen Balsamduft,
Und Lerch' und Schwalb' und holde Nachtigallen
Die ließen ihnen Sterbelieder schallen.

O schönes Loos im jungen Lenz zu sterben!
Der Tod ist nur ein dunkler Uebergang
Zum ew'gen Licht. Wenn sich die Blüten färben,
Da tönt ein tief geheimnißvoller Klang
Durchs Leben hin, und Seligkeit erwerben
Will jedes Herz im ahnungsvollen Drang:
Ist nur das Ziel im Himmel zu erreichen,
Wie schön im jungen Lenze dann erbleichen!

Jedoch der Mensch verkennt die ew'ge Milde;
Was ihm verlieh'n als ein Geschenk der Huld,
Das sieht er oft in einem andern Bilde,
Es murrt das Herz darob in Ungeduld.
Wenn nun im Lenz erblüht das Gefilde,
Dämm' es als Sühne unverwirkter Schuld
Dem Zweig des Stammes in seinen Königshallen,
Wenn er die dunkle Straße sollte wallen.

Und eine Sage ging von Mund zu Munde,
Herstammend aus der Vorzeit dunkler Nacht:
Wenn einst ein Herrscher vor der letzten Stunde
Begebe sich der Hoheit und der Macht,
Von einem Scheusal, auf dem Erdenrunde
Also noch nicht erblickt, dahin gebracht,
Dann sei von allen, die da nach ihm kommen,
Das göttliche Verhängniß fortgenommen.

Und es begab sich, daß der Enkel einer
Auf seiner Väter heil'gem Throne saß,
Der war so mild und gütig wie noch keiner
Von allen, die im Scheiden wurden blaß;
Die Dürftigen erfreuten all sich seiner,
Und keiner war, den seine Huld vergaß;
Ward er um irgend einen Fehl getadelt,
So war's die Huld, die so sein Herz geadelt.

Und es geschah, daß ein entsetzlich Gähren
Die Welt durchdrang, Empörung und Gewalt
Die Völker riß aus den gewohnten Sphären,
Und keiner Ordnung heil'ger Ruf mehr galt.
Man sah die Zeit ein Ungeheim gebären,
Die Freiheit in der scheußlichsten Gestalt,
Davor, wie wenn sich Tiger hinter Gittern
Im Grimm befrei'n, die Sterblichen erzittern.

Der greise Herr, gewohnt sein Volk zu lenken
Mit milder Hand und väterlichem Ton,
Begann das Haupt in tiefem Leid zu senken,
Als so der Sturm umtobte seinen Thron.
Er mochte da nicht lange sich bedenken
Und übergab die Herrschaft seinem Sohn;
Die junge Kraft des Herrscherstamms, des alten,
Vermochte mehr das Volk im Zaum zu halten.

Bald legte sich das wildempörte Toben,
Treu' und Gehorsam kehrten neu zurück.
Der greise Herr, von Fried' und Ruhm umwoben,
Erfüllte bald sein irdisches Geschick,

Und das Verhängniß schien nun aufgehoben;
Denn als er schloß dem Lichte seinen Blick,
War nicht die Zeit der Blüten und der Farben,
Nein die der schweren goldgereiften Garben.

Im Blütenduft des Frühlings hinzuscheiden,
Wie schön auch und von Gott gezeichnet aus:
Zu wissen sein Verhängniß zu erleiden,
Wenn nun die Zeichen nah'n, das ist ein Graus.
Darum was bis zur Stunde nicht zu meiden
Und seltsam war im alten Königshaus,
Es war gelöst und alles eingetroffen,
Was längst erfüllt mit Zagen und mit Hoffen.

Wenn nun fortan in greisen Silberlocken
Dem Herrscher seine letzte Stunde schlug,
Sah nicht des Hauses Ahnfrau mehr erschrocken
Die Wacht auf ihrem mitternächt'gen Zug;
Es läuteten des Lenzes Blütenglocken
Nicht mehr, wenn man zur stillen Gruft ihn trug:
Wie andrer Menschen, friedlich, ohne Zeichen
Des letzten Abendrots war sein Erbleichen.

Und stets dem Sohne deß, der heim gegangen.
Sah man zur Seit' ein fürstliches Gemal,
So zart von holder Weiblichkeit umfangen
Wie Rosenglut im Frühlingssonnenstral;
Nur nach des Herzens innerstem Verlangen
Traf jeder von den Erben seine Wahl:
Mit Königshäusern mächt'ger Reich' und Lande
Umwoben sie die zartesten der Bande.

Wenn nun vor dem Verhängniß das Gemüte
Nicht mehr erbeben durft', eins war, das blieb:
Es war die alte Fürstenhuld und Güte,
Zu Volk und Land die alte Treu' und Lieb';
Und wie der Stamm erneute seine Blüte
Und edle Frucht aus seinen Zweigen trieb:
Nie kam die Zeit und sollte nimmer kommen,
Da Gottes Gnade von ihm ward genommen.

Schön Engelchen.

Rheinische Sage. *

Nicht allzu fern von jenes Geistersehers Wohnung steht das schmale, hohe Haus, wo Jahr aus Jahr ein in allen Nächten des letzten Mondviertels mit dem Schlage zwölf Uhr aus der Seitenthür des obern Stockwerkes rechts der Treppe ein junger, schöner, hochgewachsener Mann heraustritt, eingehüllt in einen weiten Kragenmantel, die Hand auf dem Kinn. Langsam und mühselig steigt er die Haustreppe hinab; wie er den letzten Absatz erreicht, kreuzt sich mit ihm eine kurze, breite Mannsgestalt, die mit der rechten Hand den blutigen Brustlappen zuzudecken sich bemüht. „Wie viel Uhr ist es?" fragt in schmerzlichem Tone der Jüngling, „Ewigkeit!" antwortet der im Brustlappen. Draußen vor der Hausthüre auf der Straße liegt währenddem ein großer, schwarzer, zottiger Hund, gierig benagend den Menschenkopf zwischen seinen Vordertatzen und von Zeit zu Zeit die Ohren spitzend, als empfange er von Blut und Beute frische Witterung. Eben kommt geflogen um die Ecke, in wilder Verwirrung das triefende Haar, knapp anliegend den feinen Gliedmaßen der triefende, schwarze Mantel, ein bildschönes Weib. Gerne möchte sie vermeiden, das kann ein jeder an ihren Bewegungen erkennen, die Schwelle, von der grimmigen Bestie bewacht, aber die Straße hinauf treibt es die Unglückliche, auf daß sich erneuere ihre Strafe. Indem sie scheu und furchtsam einen Blick zurückwirft nach der wolbekannten Hausthüre, läßt das Ungeheuer ab von dem halb zernagten Menschenkopfe. Hinab kollert die gräßliche Kugel zum Bache, aus dem Flammen aufschlagen, und mit einem Satze hat der Höllenhund das fliehende Weib erreicht, niedergeworfen und zerrissen, so dieses möglich wäre. Aber es soll unsterblich die Qual sein, und wie sehr die Bestie wütet, nimmermehr kann sie ihr Werk zu Ende bringen. Zehnmal niedergeworfen und zehnmal zerfleischt, erhebt sich zum elftenmal wieder und zu neuer Flucht die Gepeinigte, bis sie, unablässig von dem Höllenhund verfolgt, unter jämmerlichem Geschrei in einer der Windungen der Kniebrecke verschwindet. Soweit die beinahe erstorbene Sage, welcher das von schreibseligen Ahnen Verzeichnete beizufügen ich nicht verfehle.

Herr Tobias N., Kuchenschreiber zu Kurfürst Caroli Caspari Zeiten, hatte von der Pike an gedient, das heißt vom Spülstein war er zum Küchenjungen befördert, dann in des Dompropsten Cratz Küche dem alten, unlustigen Koch zum Gehülfen beigegeben worden. Von dem hatte er viel gelernt und nachmalen einen so entschiedenen Beruf für die edle Kochkunst offenbart, daß sein gütiger Gebieter ihm den Wunsch einer wissenschaftlichen Reise nicht versagen konnte. Tobias ging nach Luxemburg, Brüssel, Paris, nach dem Haag, kochte und servirte allerwärts mit dem größten Beifall, stets auf des Dompropsten, zugleich Bischofs zu Worms, Kosten und kam heim als ein ausgelernter Meister. Die wenigen Jahre, die sich seiner der hohe Gönner noch freute, setzten ihn zumal fest in dessen Gunst, als von welcher des Fürsten Testament reichliche Spuren trägt, unbeschadet einer eindringlichen, Tobiasen zu Gunsten an den Oberküchelmeister zu Bonn ergangenen Empfehlung. Neben-, Hof- und endlich Mundkoch des Kurfürsten Maximilian Heinrich ward Tobias in dem wunderherrlichen Rufe seiner Wissenschaft dem angebornen Landesherrn zum Pfahl im Fleisch und sparte Karl Kaspar keines Fleißes und keiner Verheißungen, um das verirrte Schäflein wieder in seinen Schafstall zurückzulocken.

Dies gelang ihm mittelst Zusicherung eines beträchtlichen Gehalts, 400 Thaler, vieler Malter Korn, zwei Fuder Wein, und nahm Herr Tobias fröhlich Besitz von der für ihn so reichlich dotirten Kuchenschreiberstelle. Indem er zugleich die Lieblingswissenschaft allen Eifers forttrieb, vielmals mit ganz neu von ihm erfundenen Gerichten den gnädigen Herrn überraschte, erwuchs er unvermerkt zu einem hochangesehenen und gar wolhabenden Manne. Er kaufte sich ein Haus im Thal und ließ sich beigehen, unangesehen seiner sechzig Jahre ein Weibchen zu freien. Schwer mag die Wahl ihm angekommen sein, so denke ich mir nach den Erinnerungen meiner Jugend, wo selbst Koblenz, damals die Stadt der schönen Frauen, in dieser einen Hinsicht willig die Ueberlegenheit des Thales Ehrenbreitstein anerkannte. Seume, der unverdrossene Spaziergänger, wenn er über alle Frauen die sarmatische Fee stellt, muß niemalen den Rhein besucht, niemalen die Nixe vom Schwalborn bewundert haben.

Umsichtiger wie Seume hat Herr Tobias sich entschieden in seiner Wahl. Der Schönen Schönste, Engelchen, die sechzehnjährige Tochter des an Kindern allzu reich gesegneten Hofbouteilliers, führte er zum Altar. An Neidern und Spöttern wird es dem Mann nicht gefehlt haben in seinem waglichen

* Aus dem rheinischen Antiquarius. Wir verweisen auf Nummer 192 des Konversationsblattes zurück. D. Red.

Schritt, aber schön Engelchen nahm es sich zur Aufgabe, alle die bösen Weissagungen durch die That zu widerlegen. Der Kuchenschreiber hätte sehr glücklich sich finden können in seinem Ehestand, wäre ihm nicht gänzlich der Sinn abgegangen, um die Lage einer Frau von sechzehn Jahren gegenüber eines sechzigjährigen Mannes zu würdigen; er lebte nur für Hofstücke und Zehrgaden und in seinem häuslichen Verkehr walteten alle die Eindrücke seiner ersten am Spülstein empfangenen Erziehung. Engelchen empfand allgemach eine Leere in ihrer Umgebung, dann wie unbemerkt in schwere Last überging der leichte Druck der Gleichgültigkeit.

In dieser Stimmung traf sie ein von Herrn Tobias in sein Haus aufgenommener Mieter, der Leutnant R....., der junge, schöne Gefelle, der, ein Cadettchen nur, bei St. Gotthard an Dünewalt's Seite gestritten hatte als ein Held, doch an dem Tage, wo sein Mentor den Marschallstab sich zuschnitt, Hiebe nur davon trug. Gar martialisch ließ die breite Narbe auf der freien, von Pannoniens Sonne gebräunten Stirn, und wie der Leutnant zu grüßen wußte mit dem Sponton, wenn er, die Fahnenwache hinabführend zum Rhein, an des lauschenden Engelchens Gitterfenster vorüberzog, so hat keiner seiner Kameraden, kein Leutnant vor oder nach je mehr zu grüßen verstanden. Die junge, verlassene Frau ließ sich trösten, dann den Hof sich machen von dem liebenswürdigen Mieter. Zeitiger, wie dergleichen ein Ehemann zu entdecken pflegt, erriet seiner Frauen Geheimniß Herr Tobias und mittelst eines höflichen Vorwandes wurde der Gast verabschiedet, nachmalen der gleichwol fortgesetzte Umgang peremptorisch den Frauen untersagt. Schwerlich wird viel gefruchtet haben die Warnung vor dem verbotenen Apfel, und wütige Eifersucht erfüllte zumal des Küchenschreibers Brust, seit mit einem hohlseligen Knäblein ihn beschenkt hatte seine Hausehre. Hätte es je an Nahrung seinem Zorne gebrechen können, reichlich sollte er sie gefunden haben in den verletzenden Spöttereien des Hofgesindes.

Als jene Spötter vermerkten der Wunde Tiefe, da zumal wurden sie emsig in ihrem Beginnen. Jeder Schritt, jeder Gedanke der beiden Liebenden wurde erspäht und sofort hinterbracht dem Ehemann, der immer noch in seiner Weise fortfuhr, die Frau zu lieben. Vorstellungen, geschärfte Verbote, Mißhandlungen sogar hat er angewendet, alles vergeblich, denn der Leidenschaft blieb ein freier, sicherer Spielraum in des Eifersüchtigen langen Dienststunden. Darüber keimte, wuchs und reifte ein entsetzlicher Entschluß in des Küchenschreibers rachedürstender Seele. Von dem kurfürstlichen Hetzmeister ließ er sich den grimmigsten der Hetzhunde borgen, eine besondere Affection trage er zu dem Thiere, so hat er dem Hetzmeister gesagt, und vierzehn Tage lang spendete er unverdrossen die besten Bissen der Hofküche an den angeblichen Liebling. Wie genugsam an ihn gewöhnt das fürchterliche Thier, erzählte er dem Küchenpersonale von einer am andern Morgen anzutretenden Reise, zu welcher der Hund ihn begleiten sollte, und die ihn nötige, früher wie gewöhnlich das Schloß zu verlassen. So gelangte er unter dem Schatten dichter Finsterniß nach seiner Wohnung. Erwartet wurde er noch nicht, doch schickte eben R..... zum Abschied sich an, des Widerspruchs von Engelchen nicht achtend. In dem halb kosenden, halb schmollenden Geplauder fragte der Leutnant: „Wie viel Uhr ist es?“ — „Die Uhr will ich Dir in Dein falsches Herz schreiben!“ brüllte Tobias, des Gemachs Thüre aufreißend und einen verzweifelten Stoß nach des Leutnants Brust führend. Aber das gewaltige Küchenmesser prallte ab von dem Tuchmantel; behend zog der v. R..... den Degen und durch und durch rannte er den wütigen Koch, in dessen Leibe die Masse zurücklassend.

In dem Augenblick stürmt ein Ungeheuer die Thür herein; „Faß!“ röchelte der Sterbende und schon hat den entwaffneten Offizier an der Kehle erfaßt der folgsame Hetzhund. Während dieser den zweiten Leichnam zerfleischt, bringt der unglücklichen Frau Zetergeschrei die ganze Nachbarschaft auf die Beine; das Haus wird erstiegen, von mehr oder minder Neugierigen das entsetzliche Schlachtfeld belagert. Noch in derselben Nacht des Jahres 1670, Monat und Tag finden sich nirgends angemerkt, erging der Befehl, die Frau, durch welche der zwiefache Mord veranlaßt sein sollte, zu Gefängniß zu bringen; dem folgte eine langwierige Untersuchung, geführt zunächst von dem Hofmarschallamt und den demselben beigeordneten geistlichen Richtern, dann aber von dem weltlichen Hochgericht in Koblenz. Dieses, unvollständig findend die Auslagen, verordnete die peinliche Frage und zu solcher hatte ein Corporal das arme Geschöpf über den Rhein zu escortiren. Der Corporal, der einst unter dem Leutnant R..... gestanden, bewahrte dem gütigen Führer ein dankbares Andenken, daneben sammerte ihn des zarten, einst so schönen, jetzt so tief gebeugten Weibes, das er der Folterbank zu überliefern angewiesen. Wie Engelchen den Nachen bestieg, ließ er die schweren Banden von Händen und Füßen lösen und mit der Gewandtheit eines Kobolds schwang die Entseelte sich über des Nachens niedern Rand, um augenblicklich in den Fluten zu versinken. Ihre Leiche hat man nie aufgefunden, ebenso wenig die Fesseln, die, seinen Dienstfehler zu verbergen, der Corporal ihr nachwarf.

Briefe.

71.

P Berlin, den 15. August.

York's Leben von Droysen, zweiter Band.

Von York's Leben von Droysen ist früher, als man nach betreffenden Mittheilungen erwarten durfte, der zweite Band erschienen. Er umfaßt die Darstellung der Ereignisse von dem Abschluß der Convention bis zu den Schlachten von Großgörschen und Bautzen. Der vorliegende Band berührt besonders die Provinz Ostpreußen. Der Verfasser hat offenbar einen großen Theil seines interessanten Materials den Mittheilungen des Staatsministers v. Schön sowie der Familie v. Auerswald zu danken. Es wird uns ein lebhaftes, tiefergreifendes Bild der Hoffnungen und Befürchtungen, des Aufschwunges und der Anstrengungen der Provinz bei diesem großen Wendepunkt in der Geschichte Preußens und zugleich der Männer, die mit, neben und unter York durch ihre opfervolle Thätigkeit dessen folgenschwangeren Schritt zum Heil des Königs und des Vaterlandes lenken halfen. Es enthält dieser Band ein schönes Stück der Geschichte der Provinz Preußen und namentlich Königsbergs, deren Träger zum Theil zwar meistentheils nicht mehr vorhanden, die aber in einigen Ueberlebenden denn doch noch auf das würdigste repräsentirt werden.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Karl Gutzkow hat eine neue größere Dichtung für die Bühne vollendet. — Ein neues dreiactiges Lustspiel von Roderich Benedix: „Das Lügen“, wird in den nächsten Tagen versandt werden. — Von G. zu Putlitz wurde ein neues Stück: „Seine Frau“, in Braunschweig gegeben. — Karl

Töpfer hat zwei dramatische Arbeiten: „Die unsolide Familie“ und „das Cäcilienbild“, vollendet. — „Der Reichtum des Arbeiters“, Lebensbild mit Gesang und Tanz in zwei Abtheilungen von Ida Schuselka, wurde auf der königlichen Hofbühne im Linkschen Bade bei Dresden mit großem Beifall aufgeführt. — Der gegenwärtig in Zürich lebende Componist Richard Wagner, der Oheim der Sängerin, verfaßt bekanntlich seine Operntexte selbst und hat erst vor kurzem einige derselben, „Lohengrin“ ꝛc., im Buchhandel erscheinen lassen. Wie man den Jahreszeiten schreibt, hat Wagner soeben die drei Libretti zu seinem Operncyklus „Nibelungen“ fertig. Sein „Tannhäuser“ wird im königlichen Opernhause zu Berlin als Festvorstellung für den 15. October, den Geburtstag des Königs von Preußen, einstudirt. „Der Tannhäuser“ wird gegenwärtig auch in Frankfurt am Main, Leipzig und Wiesbaden zur Aufführung vorbereitet und wahrscheinlich wird auch Hamburg hinter den genannten Bühnen nicht zurückbleiben. — Eine neue einactige Oper von Adam: „La poupée de Nuremberg“ wird auf dem königlichen Theater in Berlin einstudirt. — In Frankfurt kommt ein neues Lustspiel: „Magnetische Kuren“ von F. W. Hackländer und in den nächsten Wochen in neuer Einstudirung K. M. v. Webers „Euryanthe“ zur Aufführung. — Der Tenorist Ander, seither in Wien, hat mit dem Coventgardentheater in London einen vierjährigen Contract abgeschlossen. Er scheint also vorerst die deutsche Oper verlassen zu wollen. — Frau Auguste v. Strantz wird nach Beendigung ihres Gastspiels in Berlin ein solches auch in Wien eröffnen. — Das Kinderballet der Frau Weiß hat auf keiner Bühne der preußischen Hauptstadt gastiren dürfen.

Am 8. August wurde die Antwerpener Kunstausstellung feierlichst eröffnet, bei welcher Gelegenheit auch ein Standbild des vorletzten Directors der Antwerpener Akademie, Mathias van Bree, inaugurirt wurde. Die Ausstellung, wenn auch nicht so zahlreich wie in früheren Jahren, ist glänzend; es stellten 390 Künstler 604 Kunstwerke aus. Von den 390 Ausstellern sind 289 Belgier, 35 Deutsche, unter denen Magnus aus Berlin mit seinen Bildnissen der Henriette Sonntag und der Jenny Lind, A. Achenbach besonders, Leu, Hübner, Hasenclever aus Düsseldorf verdiente Anerkennung finden. Außerdem haben 28 Engländer ausgestellt, deren Arbeiten wenig Glück machen, selbst Landseer will als Maler nicht ansprechen; 20 Franzosen, unter denen Delacroix, Leon Coignet gelobt werden, 18 Holländer. Die Gemälde von Tiedemand und eine Landschaft von Calame aus Genf werden allgemein gepriesen. Von belgischen Künstlern ersten Ranges haben Leys, de Block und Lies in Antwerpen, wie auch Gallait und Verboekhoven aus Brüssel nichts ausgestellt. Ausgezeichnete Arbeiten lieferten Dyckmanns, Madou, de Keyser, Wittkamp, Guffens, van Lacthem ꝛc.

Tabletten.

*** Einem aus den Bädern von Montecatini in Toscana einlaufendem Bericht zufolge ist durch Zufall in einem Steinbruch in der Nähe des Dorfes Monzumano (District Pescia) eine vierhundert Schritt lange und in ihrem Centrum an fünfunddreißig Schritt breite Grotte entdeckt worden, in welcher Stalaktiten (Tropfsteine) von den großartigsten und seltensten Formationen in großer Anzahl und in herrlicher Fächung vorkommen. Eine weitere Merkwürdigkeit dieser Grotte ist die Temperatur derselben (+ 35° R.); die Besucher müssen sich entkleiden und nehmen im eigentlichen Sinn des Worts ein Schwitzbad. Noch ist das Innere dieser interessanten Grotte nicht ganz erforscht, da Wasseransammlungen das weitere Vordringen verhindern. Der Besitzer derselben, Cavaliere Giusti, trifft jedoch alle Anstalten, um diesen für wissenschaftliche Forscher sowol als Freunde des Pittoresken und Seltsamen ungemein interessanten Fund so zugänglich wie möglich zu machen.

*** Der Bote von der Eger bringt folgende

Copia eines Originaltheaterzettels.

Gasthaus in Neustadtl vis à vis von Platz

M. h. o. h.

Die Verschwörung des Fiasko Doggen von Genua und Venedig.

Vatterländisches Helden- großes berühmtetes Ritterschauspiel mit ei'm wirklichen Brand zum beschluß.

bearbeitet von

Julius von Wellenau in Sachsen in 5 Aufzüge.

Personen:

Fiasko der Doggen . . . . . Direktor Gabler.
Eleonohre seine Gemahlin . . . . . Madam Gabler.
Doria Fürst von Genua . . . . . Herr Rossipal.
Julie eine Bullerin dessen Schwester . . . Dem. Rossipal.
Verrina ein Geschworener, Häuptling aus Genua . . . . . *** (Theaterfreind.)
Hussah ein Mohr . . . . . kleiner Gabler.
Geschworne, Masken, Mordbrenner, wällische Bandisten.
am Schluß ein wirklicher Mordbrand von rothen Feier.

Gehrte herrschaft, Gähner und Kunstfreindel

Dieses berühmte Stück empfiehlt sich wo keine Köstenersparung nicht gescheid und überall bereits mit größten Beifall aufgenommen, weil wir in der hierortigen Gegent nur eine kurze Zeit verhalten können, bitten wir doch recht sehr um Ihrige Gnade und Beistand.

Unterthänigste.

Preise der Plätze:
Erster Platz nach Belieben hoher Gähner.
Zweiter Platz 20 kr. W. W.
Dritter Platz oder Kinderbilljet wird eingesamelt.
anfang um 8 Uhr wegen Schnit. *

Auch sind an der Caßa vorzüglichste wohlrichete Seifen und in den größten Städten abgegangene Fleckkugeln, wo man selbe sich sogleich von der Prob überzeigen kann um billigste Preise zu haben, so auch wohlrichete Vidibus in Etwi.

bitte um zahlreiche Verehrung

Josepha Gabler.

Morgen Sonntag
wird nach Gottesdienst bekannt gemacht.

* Wegen der Ernte.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 18. August. (Zum Vortheil der hiesigen Theaterpensionsanstalt.) Zum erstenmal: Magnetische Kuren, Lustspiel in vier Arten von Hackländer.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 19. August. Der Wasserträger, Oper in drei Abtheilungen. Musik von Cherubini.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 198. Donnerstag, 19. August **1852.**

Des Fürsten Joachim Murat letzter Tag.

Nach Lamartine, von v. B.

Lamartine erzählt im fünften Bande seiner „Geschichte der Restauration" die letzten Augenblicke des Königs von Neapel; diese Erzählung beginnt mit dem Augenblick, wo Murat, von Trenta Capelli gefangen genommen, in dem Schloß Pizzo eingeschlossen wurde.

Auf das Gerücht von der Ausschiffung und der Niederlage einer Bande Aufrührer, welche das Königreich zu insurgiren beabsichtigten, beeilte sich der neapolitanische General Nunziante, welcher in Calabrien befehligte, den Hauptmann Stratti, einen Griechen von Geburt, dem die Vorgänge der letzten Jahre in Neapel fremd waren, nach Pizzo zu senden; derselbe war von einer Truppenabtheilung begleitet, um die Gefangenen zu bewachen, ihre Namen und Eigenschaften aufzunehmen, und die Entweichung derselben sowie ihre Ermordung zu verhindern; die Gegenwart des Königs Joachim unter dieser handvoll Abenteurer war in Monteleone noch unbekannt. Stratti war im Schloß angekommen, ohne die Stadt zu passiren und ohne etwas von den oberflächlichen Gerüchten von der Verhaftung des Königs zu vernehmen; er ließ sich die Gefangenen sogleich im Hofe vorführen, um sie zu befragen und eine Liste über sie aufzunehmen. Ein corsischer Wachtmeister und Soldat antwortete zuerst auf den Aufruf. — Wer sind Sie? fragte Stratti den dritten. — Joachim Murat, König von Neapel, antwortete dieser würdevoll. Stratti, verwirrt durch die Gegenwart eines Königs, an die er gar nicht dachte, ergriffen von Ehrfurcht und Mitleid für seinen Gefangenen, schlug die Augen nieder und gab ihm, gleichsam wie eine Ironie des Schicksals, zum letztenmal den Titel Majestät; er ließ ihn mit der Achtung und dem Wohlwollen eines Soldaten, der einen Helden hochschätzt, in ein einzelnes und anständigeres Zimmer bringen, wo der König wenigstens sich sammeln konnte, ohne das Verderben, das Blut und die Leichen seiner Freunde vor Augen zu haben.

Auf den Bericht Stratti's, welcher die in Monteleone verbreiteten Gerüchte bestätigte, traf General Nunziante noch vor Nacht ein. Er sandte Couriere nach Neapel, um den Hof und die Minister von diesem außerordentlichen Ereigniß zu benachrichtigen, das in einer und derselben Stunde die Krone Ferdinands und den Frieden des Königreichs bedroht und gerettet hatte. Er besuchte Murat. General Nunziante war keiner jener Glücksritter, die aus einem Dienst in den andern übergehen wie ihr Degen von einer Hand in die andere, und in ihrer neuen Stellung weder Achtung vor sich selbst noch vor denjenigen, welchen sie früher gedient haben, bewahren, eine Menschengattung, welche sich ebenso häufig in den Lagern wie an den Höfen findet, und die die Disciplin und die Sucht nach Beförderung zur Kriecherei, zur Niederträchtigkeit und zur Grausamkeit geformt hat. Er war ein Mann von Kopf und Herz, treu seinem Land und seinem Fürsten, aber auch treu der Dankbarkeit und dem Ruhm gegen denjenigen, welcher einst sein König war; ein Krieger, welcher die Pflichten der Natur und seiner Stellung in sich zu vereinbaren wußte. Er ehrte Murat, er näherte sich ihm, zwar als einem des Thrones, aber nicht der Achtung seiner ehemaligen Untergebenen verlustigten Fürsten. Er beklagte den König; er mißbilligte im höchsten Grad die Unwürdigkeiten und Kränkungen, welche ihm der Pöbel von Pizzo zugefügt. Er entschuldigte sich wegen der Nothwendigkeit, ihn an einem seiner unwürdigen Aufenthaltsort lassen zu müssen, weil die Sorge für seine Sicherheit noch Mauern und Soldaten erfordere, um ihn vor Beleidigungen zu schützen. Wundärzte von Monteleone leisteten den Verwundeten Beistand und die Nacht verging unter den Seufzern der Sterbenden und den schweigenden Betrachtungen des Königs über sein Schicksal.

Am andern Morgen führte ihn der General Nunziante in ein von den Gefängnissen getrenntes und für seine Aufnahme anständiger eingerichtetes Gemach des Schlosses. Auf dem Gesicht des Generals las man mehr Besorgniß als auf denjenigen seines Gefangenen. Er hatte ein Vorgefühl von traurigen von Neapel ausgegangenen Befehlen. Er hielt seine Mahlzeiten an der Tafel des Königs in Gesellschaft mit den Generalen Franceschetti und Natali, den freiwilligen Geführten Murats in seinem neuen Gefängniß. Die Unterhaltung drehte sich um die vergangenen Kriege, um den Zustand des Königreichs und Europa's, um die wahrscheinlichen Entschlüsse, welche König Ferdinand in Beziehung auf seinen Mitbewerber und Gefangenen fassen würde. Der König zeigte Vertrauen in die Großmuth seines Feindes und in die Unverletzlichkeit seines eigenen Lebens, das von nun an nicht mehr gefährlich für das Königreich sei. Nunziante wagte es nicht, ihm alle seine Besorgnisse mitzutheilen; indessen darauf bedacht, ihn nicht einer zu großen Sicherheit zu überlassen, deren Vernichtung zu schnell und zu grausam sein könnte, sprach er mit Unruhe von einer ersten, diesen Morgen erhaltenen, durch Nacht und Nebel aber unterbrochenen telegraphischen Depesche, deren Inhalt war: „Eine Depesche meldet mir . . . Sie werden ihn consigniren . . ."

Der Tag verfloß in Erwartung einer Depesche oder eines Couriers, welche den verstümmelten Befehl von gestern ergänzen sollten. Der König empfing den Besuch eines englischen Fregattencapitäns, welcher Nunziante vorschlug, seinen Gefangenen nach Tropea, einer kleinen Küstenstadt, zu transportiren, wo er eine anständigere Wohnung hätte und vor den Aufregungen des Pöbels besser geschützt wäre als in Pizzo. Nunziante wagte es nicht, den Gefangenen, für welchen er verantwortlich war, ohne Ermächtigung seines Hofes einem englischen Schiff und den Zufällen des Meeres anzuvertrauen. Abends bei der Tafel bezeigte er dem König aufs neue seine Unruhe wegen des Sinns der unterbrochenen Depesche: Ich hoffe indessen, sagte er zum Kö-

Digitized by Google

nig, daß der Sinn sei, Eure Majestät dem englischen Geschwader zu übergeben und Sie nach Messina führen zu lassen, um dort die Entscheidung der alliirten Mächte zu erwarten. — Aber, General, sagte Murat mit einem Lächeln, das zeigte, daß er die Antwort voraussah, wenn eine telegraphische Depesche Ihnen befehlen würde, mich einem Kriegsgericht zu übergeben, würden Sie es thun? Nunziante antwortete, er würde einem solchen Befehl nur gehorchen, wenn er von König Ferdinand selbst ausginge, durch einen Courier, der ihm denselben schriftlich überbrächte; aber solche Befehle seien von der Herzensgüte und der Großmut Ferdinands nicht zu erwarten. Murat stand beruhigt und heiter von der Tafel auf, legte sich mit völliger Gemütsruhe zu Bett und ließ sich vor dem Einschlafen von Natali ein Trauerspiel von Metastasio vorlesen, dessen Entwickelung einige Aehnlichkeit mit seiner eigenen Lage hatte; dann verfiel er in einen tiefen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Nationalspiele.

Aus der Kölnischen Zeitung.

1.

Es ist im Leben des Einzelnen gewiß von der allerhöchsten Bedeutung, wie er seine Mußestunden ausfüllt; es ist nicht gleichgültig, ob er in orientalische Passivität versunken, in einem unnatürlichen Zustand zwischen Wachen und Träumen sich der Wirklichkeit zu entreißen, oder sich über die enge Scene des Alltagsleben zu erheben suche, und es ist von den wesentlichsten Folgen, ob er durch die gesteigerte Aufregung der Hazardtafel seine edleren Gefühle ersticke, oder ob er durch die höheren Genüsse, welche die Künste und Wissenschaften bieten, seinen Geschmack bilde und sich selbst veredle. Der Unterschied in der Verwendung der Mußezeit — so scheint es — macht die große Kluft zwischen dem Weisen und dem Thoren, dem Tugendhaften und dem Lastervollen.

Aber nicht minder bedeutungsvoll ist die Art und Weise, wie eine combinirte Gesellschaft, ein Volk, eine Nation in ihrer Mehrzahl diese Feierstunden verlebt, und hier nehmen vor allem die Volksspiele und Nationalfeste die bemerkenswerteste Stelle ein. Nationalfeste und Volksspiele liefern nicht blos ein charaktervolles Bild von dem geistigen Zustand der Gesellschaft, sondern sie tragen auch mehr als irgend etwas anderes dazu bei, dem Charakter einen ganz bestimmten Typus aufzuprägen. Hierin liegt das hohe Interesse, welches diese Feste selbst für den fernstehenden Beobachter bieten, und die tiefgreifende Wichtigkeit, welche Philosophen und Historiker ihnen stets beigelegt haben. Die deutsche Nation hat keinen bestimmten Charakter; sie ist — wie es wiederholt gesagt worden — durchaus kosmopolitischer Natur, und vorzugsweise deshalb hat sie keine bestimmten, volkstümlichen Feste oder Spiele aufzuweisen. Denn der Mummenschanz und die Gewerbsfeste, welche man noch hier und da in Deutschland sieht, sind nichts als eine schlechte, rohe Karrikatur, gewöhnlich mit nachtheiligen Folgen verbunden, ohne den geringsten Nutzen zu gewähren; und es wäre deshalb viel besser, wenn sie ganz und gar unterlassen würden (?). Der hohe Wert der Volksfeste besteht namentlich darin, daß sie neben der Belustigung, welche sie bieten, die einzelnen Glieder der Gesellschaft näher zusammen bringen, indem sie die Grenzscheiden zwischen den einzelnen Klassen wenigstens für die Zeit ihrer Dauer wegräumen und so den niederen Klassen Gelegenheit geben, sich in dem Verkehr mit dem civilisirteren Theile mehr und mehr heranzubilden; und die Bedeutung der Spiele ist darin zu finden, daß sie Geist und Körper fähiger machen, die gewönlichen Beschäftigungen und Pflichten des Lebens zu vollbringen.

Wir hören in Deutschland so manches über englische Wettrennen, Fuchsjagden, Hahnenkämpfe, Wettlaufen, Wettrudern, Wettsegeln und derlei Belustigunzen mehr, so ganz charakteristisch für das englische Volk; aber wir erfahren selten etwas von ihren Spielen, die vielleicht selbst eine größere Beachtung verdienen, und ich will es nun versuchen, die vorzüglichsten derselben zu beschreiben.

Cricket.

Cricket ist vielleicht von allen Spielen, welche man im Freien zu spielen pflegt, das allerbeste. Es erfordert Raschheit des Geistes und Auges, eine große Beweglichkeit des ganzen Glieder- und Muskelbaues, und ist außerdem im höchsten Grade erheiternd und unterhaltend. Deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, daß Cricket so allgemein beliebt geworden. Es wird von allen Klassen der Gesellschaft und in jeder Altersstufe mit ungeschwächtem Eifer gespielt. Clubs fordern Clubs zum Wettkampfe heraus; Schulen kämpfen gegen Schulen, Gemeinden gegen Gemeinden, ganze Grafschaften gegen Grafschaften, und Alt-England sendet alljährlich seine Streiter, um mit den Deputirten von Schottland und Irland um die Ehre des Tages zu ringen. Und wer je einem solchen Tournier beigewohnt hat, wird mir beipflichten, daß jeder mit einem Eifer bei der Sache ist, als stände die ganze Ehre des Vaterlandes auf dem Spiel.

Man erwählt sich zum Spiel gewöhnlich einen grünen Rasenfleck, welcher womöglich ganz eben, frei von Steinen und Büschen und groß genug ist, einen tüchtigen Streich des Balles zu erlauben. Ein Quadrat von drei bis vier Morgen ist vollkommen hinreichend. Die zum Spiel erforderlichen Instrumente bestehen aus einem harten Gummiball, wenigstens von der Größe einer guten Mannsfaust, Schlaghölzern und dem Ballgesteck oder Pförtchen (wicket). Das Schlagholz ist aus festem und hartem Holze verfertigt, gewöhnlich gegen vier Zoll breit, mit ovaler Fläche, gegen drei Fuß lang und läuft oben in einen ungefähr einen Fuß langen runden Stiel aus, der als Handgriff dient. Gewöhnlich haben die Spieler einen für den Zweck eigens bestimmten Anzug, bestehend aus einer lichten weißen wollenen Jacke, grau leinenen Hosen, einer leichten Mütze und Schuhen, deren Sohlen mit kleinen Stiften versehen sind, um das Ausgleiten im Rennen zu verhindern.

Es gibt zwei bestimmte Formen des Spiels, die eine heißt mit einem Pförtchen, die andere mit doppeltem Pförtchen. Ich werde zunächst die erstere Form zu beschreiben versuchen. Dieses Spiel kann von jeder beliebigen Anzahl von Personen gespielt werden; aber gewöhnlich sind fünf an jeder Seite oder zu jeder Partei. Drei grade Stöcke, siebenundzwanzig Zoll lang, sind neben einander in den Boden gesteckt, so daß sie vielleicht je drei Zoll Zwischenraum lassen, und auf das obere Ende dieser Stöcke sind zwei Querhölzchen, Bürgschaft genannt, gelegt, und zwar so, daß sie auf dem mittleren Stock zusammenstoßen und bei der leisesten Berührung herunterfallen. Diese Vorrichtung heißt nach ihrer äußeren Erscheinung Pförtchen (III). In einer Entfernung von vier Fuß vier Zoll in Front des Pförtchens ist eine ganz schmale Furche in den Boden gemacht, welche man die Schlagfurche nennt. In einer graden Linie, zweiundzwanzig Ellen von dem Pförtchen entfernt, ist eine andere Furche markirt, Kugelfurche, welche mit der Schlagfurche parallel läuft. Eine bestimmte Person, gewählt von der einen Partei, ist „Kugler"; sein Amt besteht darin, den Ball von der Kugelfurche aus gegen das gegenüberstehende Pförtchen zu kugeln, welches er stets mit einem kleinen Anlaufe thut. Von der entgegengesetzten Partei ist einer zum „Schläger" ernannt;

sein Amt ist, mit dem Schlagholz, das Ende desselben auf die Schlagfurche haltend, den Fortgang des Balles zu hindern und dadurch zu verhüten, daß sein Pförtchen getroffen werde. Sein Bemühen muß außerdem auch darauf gerichtet sein, den Ball so weit als möglich ins Feld hineinzuschlagen. Das Feld ist unter Aufsicht der Partei, zu welcher der Kugler gehört; sie heißen Feldleute oder Feldhüter und ein jeder hat seinen ganz bestimmten Platz, von dem er einen ganz eigenen Namen erhält: der eine heißt der „lange Stopf", ein anderer der „Abtreff", ein dritter „Langfeldan" und ein vierter „Langfeldab". Ihr Amt ist, den Ball zu fangen, sei er getroffen oder nicht von dem Schläger. Wenn der Schläger den Ball verfehlt, bleibt er ruhig bei seinem Pförtchen und der Ball wird durch den „Langstopf" an den Kugler zurück gestattet. Wenn dagegen der Ball getroffen ist und solche Strecke fliegt, daß der Schläger glaubt, Zeit genug zu haben bis zur Kugelfurche zu laufen, sie mit seinem Schlagholz zu berühren und zu seiner Schlagfurche zurückzukehren und sie zu berühren, ehe der Ball zurückkommen und das Pförtchen treffen kann, so thut er dies, und wenn glücklich vollbracht, so heißt es: er hat „ein Rennen" und dies zählt eins im Spiele. Zuweilen ist der Ball so fern geschlagen, daß er diesen Lauf zwei- dreimal und öfters wiederholen kann und dann zählt es natürlich zwei, drei ꝛc. für das Spiel. Sollte der Kugler das Pförtchen so treffen, daß die Bürgschaft herunter fällt, so hört der Schläger auf „In" zu sein. Sein „In" sein ist auch beendigt, wenn die Bürgschaft von einem der Feldhüter mit dem Ball heruntergeworfen oder geschlagen wird, während derselbe seine Schlagfurche verlassen hat, ebenso wenn der Ball in die Luft geschlagen und von einem der Gegenpartei gefangen wird, ehe er den Boden berührt. Wenn so alle Personen der einen Partei „In" gewesen sind, so werden die Stellungen gewechselt und die Partei, welche zuerst gekugelt hat, schlägt nun, und sind auch ihre Mitglieder alle einzeln „In" gewesen, so werden die summirten Rennen oder Kerbe mit einander verglichen und die Partei, welche die Mehrzahl hat, hat das Spiel gewonnen.

Cricket mit doppeltem Pförtchen. Diese zweite Form wird als das eigentliche Spiel betrachtet und es ist gleich zwei Spielen mit einem Pförtchen, welche zu gleicher Zeit gespielt werden. Es stehen sich hier in einer Entfernung von zweiundzwanzig Ellen zwei Pförtchen gegenüber, von denen und nach denen gekugelt wird. Bei jedem Pförtchen ist ein Schläger, aber man bedient sich nur eines Balles. Sonst ist das Spiel ganz dasselbe, wie das mit dem einen Pförtchen, nur mit dem Unterschied, daß der Schläger hier nur nach dem gegenüberstehenden Pförtchen läuft und mit dem Schläger, der mit ihm stets von derselben Partei ist, den Platz wechselt, um „ein Rennen" zu haben. Die Anzahl der Personen auf jeder Seite ist gewöhnlich elf. Der Ausgang des Spieles wird, wie in der ersteren Form, nach der summirten Anzahl der Rennen entschieden, welche nach zwei Insein eines jeden Spielers gemacht sind. Die Partei, welche die Mehrzahl hat, ist Sieger.

Dies ist ein kurzer Umriß der beiden Arten des Spieles; da sind jedoch mancherlei kleine Veränderungen in den verschiedenen Theilen Englands, welche hier aufzuzählen unnütze Mühe sein würde. Es herrscht jedoch ein stillschweigendes Uebereinkommen, Streitfragen nach den Gesetzen und Regeln des „Mary-le-bone Cricket Club" in London zu entscheiden, welche unter fünfundfünfzig Paragraphen allen möglichen Eventualitäten vorgesehen haben.

(Wird fortgesetzt.)

Die westfälische Eisenbahn.

Unter allen Eisenbahnen, welche gegenwärtig im Gange sind, möchte, wie die Nationalzeitung schreibt, nächst dem Sömmering keine mehr Interessantes zeigen, als die Strecke zwischen Warburg und Paderborn. Sind diese acht Meilen einmal fertig, so wird man die Fahrt darauf ungweifelhaft zu den schönsten Partien rechnen, welche man überhaupt irgendwo auf Eisenbahnen machen kann. Sie bietet eine unaufhörliche Abwechslung von lieblichen Thälern, dunkelm Waldgebirge, bebauten Gründen, kahlen Höhen und frischen Hainen von Buchen, Eichen und Fichten, und in ihren ungähligen Wendungen die herrlichsten und immer überraschenden Aussichten. Die Bahn ist mit außerordentlicher Kühnheit hier hoch an den Gebirgshängen hin durch uralte Wälder, dort auf hohen Dämmen oder Viaducten durch Tiefthäler geführt, und schwingt sich von einer Höhe zur andern, um den Teutoburger Wald zu durchbrechen und die Ebenen hinter Paderborn zu gewinnen. An beiden Seiten, wo die Bahn aus dem Waldgebirge hervortritt, wird der Reisende künftig von den Höhen herab einer weitgedehnten glänzenden Aussicht sich erfreuen. Auf besonderen Betrieb des Handelsministers werden die Arbeiten auf dieser Strecke mit allem Eifer gefördert, und es mögen jetzt auf ihr an zwölftausend Menschen beschäftigt sein. Es war schwer, für diese Massen in einer armen Gegend Unterkommen zu schaffen; es ist daher eine Wirthschaft, wie sie aus den amerikanischen Wäldern geschildert wird, wenn dort die ersten Blockhütten gebaut werden. Zwischen den Stumpfen der eben gefällten Bäume stehen Bretterhütten, Zweighütten, Erdhütten, große und kleine von allen Formen, und vor ihren Eingängen hängt häufig der Topf über dem Feuer. Dazwischen steht man niedliche Holzhäuser für die Baubeamten, Schmieden, Kalköfen, Wasserleitungen und Wirthschaftshäuser, selbst wol mit einer Kegelbahn davor. Den ganzen Tag währt das Getöse der Arbeiter, das Krachen bei dem Sprengen in den Steinbrüchen, das Getriebe roh aufgerichteter Maschinen, das Knarren der schweren Wagen, welche Materialien her und ab führen.

Die interessantesten Punkte sind die Viaducte bei Altenbeken und die Erddämme bei Neuenheerse. Der große Viaduct ist 1530 Fuß lang und 106 Fuß hoch mit 25 Bogen, deren Weite unten 47, oben 50 Fuß beträgt — ein gewaltiges Bauwerk, dessen Kosten auf 330,000 Thaler veranschlagt sind; man wird aber wol noch 50,000 Thaler mehr ausgeben, ehe es sich in seiner ganzen Länge und Höhe erhebt. Das Gerüst allein dürfte nicht unter 100,000 Thaler herzustellen sein; obgleich dasselbe größtentheils aus den festen und schweren Buchenholz der nahen Wälder besteht, mußte man doch eine beträchtliche Anzahl von Tannen aus dem Odenwald und Schwarzwald den Rhein hinunter und die Lippe herauf bis hin zum Bauplatz schaffen. Von der Höhe des Gerüstes überschaut man das herrliche Bekethal mit dem Gewimmel von Arbeitern; ganze Morgen Landes sind mit angefahrenen, bereits behauenen Steinblöcken bedeckt und man sieht ein, daß schon ein ziemlicher Wald dazu gehörte, um die Hölzer alle herzugeben, welche in ausgedehnten Linien auf dem Bauplap in einander gefügt werden. Unmittelbar am Bauplatz liegt der Kirchhof; wenn die alten Bauern dort einmal aus ihren Gräbern sehen könnten, so würden sie sich bekreuzen und besegnen vor dem Riesengerüste, welches ihr Thal durchschneidet, und vor dem Getöse, von welchem es umgeben ist. Das Gerüst wird Ende September fertig sein und die Pfeiler stehen fast überall schon in gleicher Höhe mit demselben. Nahebei ist ein zweiter Viaduct, welcher über ein Tiefthal führt, 744 Fuß lang, 103 Fuß hoch ist und 11 Bogen

hat. Da er zu beiden Seiten hohe grüne Berglehnen hat, so spannen seine Bogen ein ansprechendes Landschaftsbild ein. Ein dritter Viaduct, der kleinste, ist bei Neuenheerse an der Waldmühle. Doch wird man diesem nur wenig Aufmerksamkeit schenken, da in der Nähe die Durchbrüche sind durch das hohe Sandsteingebirge, die tiefen Durchgrabungen, durch welche Erd- und Steinlager in den verschiedensten Farben über einander aufgedeckt sind, und insbesondere die mächtigen Erddämme, welche stellenweis gegen 90 Fuß hoch unter einer Menge von Durchlässen für das Gebirgswasser, an der Bergwand oder durch das breite angenehme Thal hinziehen. Im vorigen Jahr, als diese Erdarbeiten zuerst in Angriff genommen waren, kam ein Ereigniß, welches die Fabel vom wandernden Wald von Dunsinan zu einer besseren Wahrheit machte, als jene war, durch welche Macbeth seinen Mut verlor. Das Steingebirg ist nämlich mit einer nicht sehr dicken Erdkruste bedeckt, aus welcher der Wald aufgewachsen ist. Als nun am Gebirgsabhang breit durchgebrochen wurde, verlor die höher liegende Erdschichte ihren Halt und kam streckenweise den Berg heruntergerutscht mit lebendigen Bäumen und allem was sonst noch darauf stand. — Diese an Arbeit wie an Kühnheit so reiche Bahnstrecke zwischen Paderborn und Warburg wird nun theilweise schon in diesem Herbst, vollständig aber im nächsten Jahre befahren werden können.

Tabletten.

*** Ein schlesisches Blatt hat das Exemplar eines Giftsteines übersandt erhalten, welcher schon vor zehn Jahren einen Natterbiß geheilt hat. Der Gebissene, ein Mann von vierzig Jahren, war schon bis an die Brust geschwollen; der Fleck, wo der Biß geschah, war rothblau, etwas erhaben, wie ein blaues Kreuzchen. „Nach ungefähr 36 Stunden, sagt der Einsender, erfuhr ich das Unglück; sofort wurde der Stein an die Wunde gesetzt und wie ein Magnet lag er fest; der Patient schlief sogleich ein und erwachte erst nach dreizehn Stunden und verlangte zu essen; am vierten Tag fiel der Stein ab und der Mann war hergestellt, so zwar, daß auch das rothblaue Kreuzchen sowie der Geschwulst spurlos verschwunden war. Darüber könnte der Mann vernommen werden, damit er seine Empfindungen erzählen könnte. Der Stein stammt vom Herrn Grafen Johann von Jentschin auf Schimischow her und soll aus Sicilien gebracht worden sein. Ich schicke Ihnen denselben zur Ansicht mit dem Bemerken, daß man ihn ohne Gefahr anrasten kann, da er durch laue Milch entgiftet ist. Der geheilte Mann ist Georg Morawich aus Dollna bei Groß-Strelitz." — Die Giftsteine sind schon seit langer Zeit bekannt gewesen und wahrscheinlich durch Missionäre aus Ostindien herübergebracht; sie sind klein, schwarz und rund und heißen Cobrasteine, weil die Eingeborenen behaupten, sie fänden sich im Kopf der Brillenschlange, Cobra Capello, und zögen, auf Giftwunden gelegt, das Gift aus denselben. Einer anderen Angabe zufolge sind die ostindischen Cobrasteine ein Gemisch heilsamer, gegen den Biß giftiger Thiere wirksamer Arzneistoffe, deren Combination ein Geheimniß der Braminen und der Franziskaner auf Manilla ist.

*** Der Storch auf seinem Zuge nordwärts ist 1852 so weit gedrungen wie vielleicht nie vorher, ein Beweis dafür, daß die Hitze groß werden würde. Aber der heilige Vogel, wofür er noch in Norddeutschland gilt, wo man ihm nicht das geringste in den Weg legt, am wenigsten nach dem Leben trachtet, und wo er daher auch ganz sorglos schaltet und keinen Menschen fürchtet, hat in Skandinavien andere Erfahrungen gemacht. Schon im Mai 1852 meldeten die norwegischen Blätter, daß zu Gunnarshaug, an der Südküste Norwegens, Störche angekommen und daß man diese Vögel noch nie so nördlich gesehen. Sie betrachteten sich die Häuser und die Gegend ganz genau oben von den Dächern und spazierten auch unten herum, sollen aber keine Neigung gefaßt haben hier zu nisten. In Schweden zeigten sie sich neuerlich noch viel weiter nordwärts, im nördlichen eigentlichen Schweden, worüber die „Upsala" Folgendes sagt: „Pastor Sundström sah in Fitja auf einer Wiese am Preliger Hofe mehre große, ausnehmend schöne Vögel mit weißem Bauch, großen schwarzen Flügeln, deren Spitzen 3½ Ellen von einander standen, nebst roten Füßen und Schnabel. Es waren also Störche. Sie waren elf an der Zahl und suchten sich Nahrung hier und da im Grase in weiterem Abstand von einander. Dem Pastor Sundström, der eine geladene Büchse, aber sonst kein Pulver und Blei mehr hatte, glückte es (!), einen davon zu schießen. Die andern wurden von dem Schuß verjagt und flogen davon, besuchten aber noch einmal ihren sterbenden Gefährten, als ob sie Abschied von ihm nähmen. Daruach flogen sie sehr langsam in Kreisen über dem Todten und stießen durchdringende klagende Laute aus als Ausdruck ihres Kummers. Die Kreise wurden immer größer und größer, bis die Fremdlinge endlich ganz aus dem Gesicht verschwanden." Diese Erscheinung wird um so merkwürdiger, als der Storch gewöhnlich nie nördlicher geht, als wo die Buchenwälder allgemein sind. Man weiß nicht, wie weit der Storch südwärts zieht. Nach England soll sich der eine oder andere selten verirren. Im August zieht er aus Deutschland weg und kehrt im März zurück. Im südlichen Schweden langt er im April an. Südwärts dringt er, so weit die Erfahrung geht, bis 15° N. Br., nach Cap Verd und dem südlichen Nubien, einige selbst, wie man meint, bis nach Ostindien. Der hochdeutsche Name Storch ist in England, Dänemark und dem übrigen Skandinavien gebräuchlich geworden.

*** Ein soeben von Wien zurückgekehrter Berliner legt uns folgenden mit orthographischer Genauigkeit copirten Zettel vor, den er in der Kaiserstadt an einem Hause aushangen gesehen. Derselbe lautet: „Ein ziemer mit Seebraten ein Gauk isd hir zu Ferlasen. auskumpsd peim Hausmeisder". Es gehört freilich schon ein sehr ausgebildetes Dollmetschertalent dazu, um diese Annonce in folgender Weise zu übersetzen: „Ein Zimmer mit separatem Eingang ist hier zu verlassen (vermiethen). Auskunft beim Hausmeister."

*** Am sechsten August abends ermordete in Paris ein junger Spanier aus Valencia, namens Valentin Navarro Perrez, eine junge spanische Kunstreiterin, Dolores Peres, ein zwanzigjähriges wunderschönes Mädchen, mit dem er früher in einem Liebesverhältnisse gestanden und die jetzt nach Paris gekommen, um im Circus aufzutreten. Der Spanier lockte die Unglückliche in seine Wohnung und nachdem er ihr dringende Vorstellungen gemacht, mit ihm nach Spanien zurückzukehren — wie ein paar ihrer Freundinnen gehört, die sie dahin begleitet hatten, aber später fortgegangen waren — ermordete er sie mit mehren Dolchstichen und rannte ihr auch einen Stockdegen durch den Leib. Der Mörder ist auf flüchtigem Fuß.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 19. August. Der Wasserträger, Oper in drei Abtheilungen. Musik von Cherubini.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N. 199. Freitag, 20. August **1852.**

Des Fürsten Joachim Murat letzter Tag.

Nach Lamartine, von v. B.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen, bei seinem Erwachen und bei Tisch, unterhielt Murat sich munter mit seinen Wächtern und mit Nunziante über die Leichtigkeit einer gütlichen Uebereinkunft zwischen Ferdinand und ihm, in Folge welcher er den Bourbonen Sicilien abtreten und diese dagegen ihn als König von Neapel anerkennen würden; er nährte fortwährend die Täuschungen über seine Größe wie über sein Leben; die Verzögerung der Instructionen von Neapel ließ ihn an Beratungen glauben, aus denen ein milderer Beschluß hervorgehen werde.

Indessen hatte der Hof von Neapel zuerst durch den Telegraphen von Monteleone, dann durch einen Courier von Nunziante die Nachricht von der Ausschiffung und Verhaftung Joachims zu Pizzo erhalten. Der bloße Schatten Murats, das Echo seines Namens, der in der Armee noch populär, bezaubernd in der Hauptstadt, herausfordernd für die Provinzen und Italien war, hatte den Hof und die Regierung in eine Verwirrung gebracht, wie sie die Vorläuferin von feigen und düsteren Entschlüssen ist. An den Höfen wie bei den Völkern und den Parteien treibt die Furcht zur Grausamkeit. Die Seele der Fürsten, der Minister, der Großen ist wie die der Masse: ein panischer Schrecken stürzt sie ins Blut. — Die Seele Ferdinands war nicht grausam. Ein Fürst, der von Kindheit an in Unthätigkeit, Wollüsten, Volksaberglauben eingehüllt, mit den Lazaroni auf dem Strand von Neapel bis zur Gemeinheit vertraut, für die Fischerei, die Jagd, die Weiber leidenschaftlich eingenommen, damals von einer gebieterischen, rachsüchtigen Königin beherrscht, nach ihrem Tode Maitressen überliefert, von der Geistlichkeit eingeschüchtert, von Ministern bedient war, die mehr König waren als er: so war König Ferdinand. Er besaß indessen Geist, aber jenen trivialen und thatenlosen Geist, welcher mit den Dingen spielt und über sich selbst lacht; seit sechzig Jahren saß er auf dem Thron. Sein Volk verachtete und liebte ihn zu gleicher Zeit. Sein Unglück, seine lange Verbannung in Sicilien, sein Alter und seine guten Absichten machten ihn in diesem Augenblick den Neapolitanern theuer. Große Grausamkeiten hatten 1799 seine Regierung bezeichnet; aber dieses Blut wurde nicht dem König zugerechnet, sondern seiner Gemalin, dem Cardinal Ruffo, dem Admiral Nelson, dessen Maitresse und Günstlingin der Königin, Lady Hamilton. Nichts Bedeutendes konnte aus dieser Seele entspringen, die keine Triebfeder für das Verbrechen, aber auch keine Beständigkeit für die Tugend besaß. Er war der Furcht zugänglicher als der Thatkraft, sein Hof um ihn zitterte. Seine Minister und besonders Medici, ein junger, aufgeklärter, philosophischer Kopf, neigten sich anfänglich zur Großmut, die einzig wahre Klugheit gegen aufgelöste Factionen. Aber um der Furcht des Hofes zu gefallen, von dem sie abhängig waren, zeigten sie mehr Besorgniß, als ihnen das Ereigniß je einflößte. Man befürchtete oder schien an Verzweigungen des Complotts in der Hauptstadt und in den Provinzen zu glauben. Man verdoppelte die Wachen im Palast, Patrouillen durchstreiften die Straßen, ein Armeecorps marschirte nach Neapel und Calabrien. Die Einbildung des Königs und seiner Vertrauten verkünstelte sich wie in der höchsten Gefahr. Man wollte nicht einsehen, daß ein Versuch dieser Art, der bei seinem ersten Schritt an der Treue des Volks selbst und an seinem gesunden Verstand scheiterte, die beste Garantie für die Sicherheit des Reichs und für den König die schönste Gelegenheit sei, Seelengröße und Geringschätzung einer gefahrlosen Usurpation zu zeigen. Ratsversammlungen folgten auf Ratsversammlungen, Beschlüsse auf Beschlüsse. Da der Hof zitterte, so wagte es niemand, sich ruhig zu zeigen. Der barbarische und nutzlose Befehl, einen vertheidigungslosen Gefangenen zu opfern, ging in der Nacht des neunten Octobers aus dem königlichen Schlosse ab, vierundzwanzig Stunden nachdem der entthronte König, beinahe wider seinen Willen vom Meer an die Küste geworfen, den Fuß auf den Boden des Königreichs gesetzt hatte, überwunden, beschimpft, in Ketten gelegt von dem Volk, das er aufgefordert hatte. Ein schmähliches Verfahren. Durch Entziehung eines Tropfen Bluts von dem Opfer, das ihnen der Zufall überlieferte, entehrten die Räte der Krone zwei Throne, beschmutzten die Hand Ferdinands, des Greises, mit Blut, bestritten die natürliche Rückkehr der alten Dynastie in ihre Staaten, gaben dem alten monarchischen Recht, das sich durch seine Väterlichkeit vertheidigt, den Anschein einer revolutionären Macht, tödteten einen entwaffneten Helden und bedeckten sein Grab mit einem Interesse der Furcht. Man hätte in diesem Jahrhundert sagen mögen, der König habe geschworen, seinen Thron zu stürzen, bald durch Schwäche, bald durch Thorheit und bald durch Rachsucht.

Wie dem auch sei, der Befehl ging ab und mit ihm der Fürst von Canossa, das unversöhnliche Werkzeug der Verschwörungen, der Polizeien, der Reactionen, der Emigranten des Hofes von Sicilien; er war draufgragt, Calabrien zu überwachen, zu säubern oder zu fanatisiren; er hatte da Einverständnisse in den geheimen Versammlungen der Contrerevolution. Der Befehl lautete: „General Murat wird vor eine Militärcommission gestellt, deren Mitglieder von unserm Kriegsminister ernannt werden. Dem Verurteilten wird nur eine halbe Stunde Zeit gelassen, um die Tröstungen der Religion zu empfangen. (Unterz.) Ferdinand."

Der Befehl zum Aburteilen ließ also nicht einmal die Hypothese einer Freisprechung zu; die Bedingungen der Hinrichtung gingen dem Urteil voran, und das Gericht von Pizzo erinnerte an das von Vincennes gegen den Herzog von Enghien. Für

Murat war es in dieser feierlichen Stunde ein Trost, in den Formen des Decrets Ferdinands keine Repressalie der Vorsehung zu erkennen, und gegen den Mord des Sohnes der Conde protestirt zu haben, der ebenso unglücklich und noch unschuldiger war als er.

Nunziante, welcher das Decret in der Nacht des zwölften erhalten hatte, wollte den Schlaf des Königs nicht unterbrechen, der wenigstens seinen Todeskampf verkürzte. Er trat in das Schlafzimmer, setzte sich an das Bett seines Gefangenen, weinte im Stillen über ihn und wartete, bis Murat von selbst erwache. Die Sonne beschien schon lange den Gefangenen, als er endlich erwachte und den weinenden General erblickte: er verstand ihn ohne Worte. Indessen eröffnete Nunziante unter einem zärtlichen Händedruck mit leiser Stimme dem König den Inhalt des in der Nacht vom Hof erhaltenen Befehls, damit er Zeit gewinne, dem Streiche, der ihn öffentlich treffen sollte, vorbereitet und königlich entgegen zu treten. Einen Augenblick nachher sagte Murat mit Unterwerfung unter einen Beschluß, dessen Unwiderruflichkeit er nicht vorausgesehen hatte: „Nun, weil es so ist, so bin ich verloren! Der Befehl mich zu richten, ist auch mein Todesurteil!" — Einige Thränen netzten seine Augen; der mutigste Mann wird in einem solchen Augenblick gerührt; alles Leben sträubt sich, wenn es sich von dem Herzen selbst eines Helden losreißen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Nationalspiele.

Aus der Kölnischen Zeitung.

2.

Curling.

Curling ist ein Spiel von sehr hohem Alter und erfreut sich jetzt namentlich in den südlichen und westlichen Theilen von Schottland einer großen Popularität. Es ist ein Winterspiel, welches auf dem Eise vorgenommen wird und, wenn die Flüsse und kleinen Teiche mit Eis bedeckt sind, alle andern Belustigungen im Freien verdrängt. Da das Eis notwendig eine stärkere Dicke haben muß, als zum Schlittschuhlaufen erforderlich ist, so macht man gewöhnlich flache Ueberschwemmungen, welche in kurzer Zeit vollständig ausfrieren und so jede Gefahr des Einbrechens beseitigen. Die Gesellschaft, welche an dem Spiel Theil nimmt, theilt sich in zwei rivalisirende Parteien. Jedes Individuum ist mit einem runden, harten Stein bewaffnet, welcher ungefähr neun Zoll im Durchmesser hat, an der unteren Seite flach und glatt ist und an der oberen Seite mit einem Handgriff versehen, welcher in dem Stein selbst wol befestigt sein muß. Jeder Spieler ist außerdem stets mit einem Besen bewaffnet, um das Eis zu fegen und so die Schnelligkeit des geschleuderten Steines zu erhöhen, und seine Füße sind gewöhnlich mit Eiskrammen versorgt, um dadurch einen sicheren Halt zu haben. Nachdem eine gehörige Strecke Eis von dreißig zu vierzig Ellen in Länge und acht oder neun Fuß in Breite, Rink genannt, ordentlich gereinigt und an jedem Ende dieser Bahn ein Mal bezeichnet ist, nach dem gespielt werden soll, so beginnt der Wettkampf, indem ein jeder Spieler seinen Stein gegen das entgegengesetzte Ende der Bahn schleudert und dem bezeichneten Mal so nahe als möglich zu bringen sucht. Da eine bestimmte Anzahl das Spiel gewonnen macht, so geht das ganze Bestreben jeder Partei dahin, die größte Anzahl von Steinen dem Mal am nächsten zu haben und alle spielen wechselnd von Ende zu Ende, bis es entschieden ist. Diese Steine im Spiel, mit Präcision zu schleudern, ist ungewöhnlich schwierig, da die Glätte und Härte des Eises und die Sicherheit des Steines in dem Processe eine bedeutende Rolle spielen. Es geschieht gar nicht selten, daß die erfahrensten und besten Spieler von Anfängern einfach dadurch besiegt werden, daß ihre Schleudersteine nach der einen oder anderen Seite abweichen; und nachdem oftmals die besten Spieler ihre Steine in großer Anzahl rings um das Mal herum aufgestellt haben, kommt ein kühner Schuß von einem Gegner, welcher sie in alle Richtungen hin wieder aus einander treibt und den Ausgang des Spieles unentschieden macht. In einer Entfernung von sieben Ellen von dem Male ist eine Linie quer über die Bahn gezogen, welche man **Hogg score** nennt. Alle Steine nun, welche nicht über diese Linie hinauskommen, werden sofort zurückgenommen und nicht gezählt. Ein etwas ungewöhnlich ausgedehnter und zahlreicher Wettkampf heißt ein Bonspiel. Dies ist eine magere Skizze des Curlingspiels, welches während der Wintertage in den Niederlanden Schottlands alle Klassen der Gesellschaft ins Freie hinaus lockt und aufs beste unterhält. Wie im Cricket, so kämpft hier Sprengel gegen Sprengel, Grafschaft gegen Grafschaft, Club gegen Club in allgemeinem heiterem Wetteifer. In Edinburgh, wo es weder Flüsse noch Teiche gibt, nehmen die Einwohner gewöhnlich ihre Zuflucht zu dem naheliegenden schönen Binnensee von Duddingston, an der südöstlichen Seite des Arthursitzes. Während der Zeit, daß der See mit Eis bedeckt ist, bietet sich hier dem Auge eine höchst belebte Scene dar. Eine Unzahl von Rinks sind gereinigt und gehörig eingerichtet, an denen man Personen von allen Klassenschattirungen der Gesellschaft spielen sieht — da sind Professoren von der Universität, Geistliche, Privatleute, Studenten, Handwerker, Kaufleute und Künstler, alle bunt durch einander, alle auf gleichem Fuße stehend und von demselben Interesse erfüllt. Denn im Curling gibt es kein aristokratisches Gefühl und es herrscht eine allgemeine Saturnalie. Das Spiel ist von mehr als Einem schottischen Barden, namentlich von Graham, besungen worden, welcher mit folgenden Versen eine Beschreibung des Vergnügens beginnt:

Jetzt kommen Sprengel, Grafschaft und District
Auf Hochlandseen, wie lang ersehnt, zusammen
Zum Spiel des Jahres-Bonspiel. Alte Leut',
Besetzt von Jugendeifrigkeit, erscheinen,
Und Siegeslust facht neues Feuer an
Im strahlenlosen Aug' und stärkt aufs neue
Das Mark und macht sie jung zum zweitenmal ꝛc. ꝛc.

Mr. M'Diarmids gibt in seinen „Naturskizzen" die folgende geistreiche Darstellung dieses höchst unterhaltenden und stärkenden Winterspiels: „Die Zeit ist nicht sehr fern, wo das Curlingspiel außerhalb der Grenzen Schottlands wenig oder gar nicht bekannt war; aber das Interesse für dieses männliche Vergnügen ist in den letzten zehn Jahren bedeutend gestiegen und sowol in verschiedenen Theilen Englands als in den Brüderstaaten Amerika's findet der kommende Winter den Besen und Curlstein in steter Bereitschaft. In dem ganzen Umfange der ländlichen Spiele kenne ich keines, das einen Vergleich aushielte mit einem Spiel auf dem Eise, wo die Spieler zahlreich und sich wol gewachsen sind, die Wettpreise in einem Mittagsmahle von Rindfleisch und Gemüse bestehen, und es sich um den Verlust der Ehre zwischen rivalisirenden Districten handelt. Alles rings herum ist weiß und traurig; die Schneeflocke friert ebenso schnell, wie sie niederfällt, die Sonne vermag sich kaum über den Horizont zu erheben und die Hügel sehen auf den Beschauer so kalt herab — die ganze Natur, in Einem Worte, vereinigt sich, das Gemälde eines Wintertages zu vollenden. Aber der Mut des Mannes, geneigt zu seinem Lieblingsvergnügen des Curlingspiels,

ist durch die Strenge der Elemente nicht leicht zu dämpfen; im Gegentheil, sein Geist scheint zu steigen in dem Maße, als das Thermometer sinkt, und nichts erhöht seine Freude mehr als ein nahender Sturm, welcher Aussicht auf einen langen Genuß des „brausenden Spiels“ mit sich führt. Angelangt auf der Scene der Handlung, ist alles Bewegung und Leben, bis die Steine gehörig vertheilt, ausgeruht und braunfrucht — die Bahnen gemessen — die Eisbrammen befestigt — die Male bezeichnet und alle Vorrichtungen zum Kampfe vollständig getroffen sind, und damit diese Präliminarien so schnell als möglich geordnet werden, so gehen die Parteien mit all dem Eifer derer ans Werk, welche für einen viel höheren Preis zu streiten beabsichtigen. Vielleicht wird das Loos gezogen für den ersten Schuß und der größte Neuling eingeladen, den ersten Stein zu entsenden, und sollte seinem Arme das erforderliche Mark fehlen, in demselben Augenblicke sind ein Dutzend Wesen erhoben, dem matten Säumer über die Hogg score zu helfen. Ein zweiter, dritter, vierter folgt, und so fort, bis sich die Linie zu einer beträchtlichen Länge ausdehnt, und ein jeder wird von seinen respectiven Freunden aufgefordert, wo möglich einen ausgezeichneten Wächter aufzupflanzen; diesen Stein zu entfernen, denen zu decken; hier eine Gasse zu öffnen, dort eine zu schließen; leise oder stark zu schleudern, auf dieser oder jener Seite, wie die Gelegenheit es gerade erheischt, und so nahe als möglich dem Signalbesen zuzusteuern, gleich dem Seesahrer, welcher — durch ähnliche Zeichen gewarnt — seine Wasserbahn durch Sandbänke und Untiefen windet. Wenn das Interesse des Vergnügens steigt, so ist es höchst unterhaltend, den Contrast zu beobachten zwischen dem Wirrwarr, welcher an einer kleinen Stelle herrscht, und der tiefen Stille, welche über der Außenwelt brütet. Während dort oben die Hügel schwingend und düster dastehen, ist der See im Thal voll von Leben und widerhallt von Tönen der Freude und Lust, welche, auf der Elasticität der Luft fortgetragen, eindringen in die feierliche Einsamkeit, die rings umher herrscht, bis das Echo selbst die Sage aufnimmt und in gebrochenen Fragmenten das Wörterbuch des Curlers wiederholt. Zuletzt, wenn die Veteranen des Spiels hervorkommen, um durch ihre Kunst das Geschick ihrer Partei zu entscheidet, steigt das Interesse aufs äußerste und gibt Veranlassung zu so vielen Calculationen, was zu thun, was zu vermeiden, und erregt einen solchen Wirrwarr, daß es dem Uneingeweihten ein völliges Mysterium erscheinen muß. Der letzte Meisterschuß fliegt brausend über das Eis dahin, wie getrieben von magischer Gewalt, und findet, während dem Zuschauer jeder Zugang wolverschlossen scheint, unter der Leitung des kräftigen Armes und sicheren Auges seinen Weg durch Pforten, welche durch schwierige Verwicklungen den Wällen Trojas den Vorrang streitig machen. Dann folgt das Freudengeschrei des Sieges und das Gemurmel der Niederlage, bis der Streit unter dem gemischten Gefühl von Furcht und Hoffnung erneuert ist. Der Bestrgte lebt im Vertrauen, daß sich die Karten wenden, und der Sieger, daß sie ihm getreu bleiben werden. Schnell sind die emsigen Spieler geordnet und der Besen ist in Bereitschaft wie vorher; wiederum fliegen die Steine fort und fort, hier sich schlängelnd, dort sich stoßend und durch die Collision sich herum wirbelnd gleich dem Kreisel des Schulknaben; wiederum folgt Schuß auf Schuß und Spiel auf Spiel, bis zu Ende das Bonspiel oder das Herausnahen des Abends laut ankündet, daß es Zeit ist, das Spiel einzustellen und seinen Weg nach dem nächsten Gasthause zu nehmen und sich an dem Lieblingsmahle, bestehend aus Rindfleisch und Gemüse, zu laben. Und jetzt wechselt die Scene vollständig. Sobald die dampfenden Fleischschüsseln die Tische beschweren, fühlen alle die Wirkung der scharfen Gebirgsluft und machen, während die Gelegenheit hilft, von ihrer Zeit einen so guten Gebrauch, daß das Geschäft des Schmauses fast ebenso geräuschvoll wird wie das Geschäft des Spiels; Rundtheile von Rindfleisch, Kannen voll selbstgebrauten Bieres verschwinden mit einer wirklich erstaunenswerten Geschwindigkeit, wovon sich niemand eine Vorstellung machen kann, dessen Eßlust nie durch eine Tagespartie auf dem Eise gewetzt worden.“

In dem Jahre 1838 wurde der große Caledonian Curling-Club zu dem Zwecke gebildet, alle Freunde und Liebhaber dieses Spieles in eine „Brüderschaft des Rink“ zu vereinigen und das Spiel selbst durch allgemeine Gesetze zu reguliren. Und diese gesetzlichen Bestimmungen, welche unter zwanzig Paragraphen vereinigt sind, werden jetzt von allen Localvereinen als entscheidend betrachtet.

(Wird fortgesetzt.)

Briefe.

72.

△ **Düsseldorf**, im August.

Gedenkblatt an das Gesang- und Künstlerfest.

In der städtischen Gemäldegallerie ist in diesem Augenblick das im Auftrag des hiesigen Männergesangvereins von Kaspar Scheuren gemalte Gedenkblatt an das Gesang- und Künstlerfest ausgestellt. Das Blatt, welches demnächst durch Farbendrücke vervielfältigt werden soll, reiht sich den besten Arbeiten des genialen Meisters würdig an. In der Mitte zeigt dasselbe das Innere der Tonhalle, im Moment der Preisvertheilung; es schließen sich hieran mannigfaltige Ansichten unserer Stadt in den verschiedenen Situationen des Festes: der Empfang, der Abschied der Sänger, die Beleuchtung des Hofgartens und Marktplatzes, die Volker- und Schadowstraße, die lebenden Bilder des Künstlerfestes, die Namen der stegreichen Vereine und ihrer Concurrenten, der im Compositionskampf gekrönten Componisten und der beim Fest anwesenden Tondichter; alles höchst sinnreich zusammengestellt und vereinigt, geschmückt mit den verschiedenen Emblemen der Kunst, insbesondere des Gesanges, den Wappen des Landes, der Stadt, des hiesigen Gesang- und Künstlervereins. Dieses so trefflich gelungene Prachtblatt wird eine herrliche Erinnerung an die verflossenen schönen Festtage bilden.

73.

b **Aus der Pfalz**, 16. August.

Anfrage wegen des pfälzischen Tell.

Vor mehren Jahren theilten verschiedene Feuilletons und Beiblätter deutscher Zeitungen eine Anekdote oder aber eine Sage auf historischem Grunde mit, nach welcher die Pfalz einen Scharfschützen aufzuweisen hätte, der dem schweizerischen Tell an die Seite gesetzt werden müßte. Es wurde nämlich berichtet, Pfalzgraf Ludwig III. oder der Bärtige habe bei der Belagerung des pfälzischen Schlosses Lindelbrunn im Jahr 1426 einen gewissen Puncker von Rohrbach bei Heidelberg in seinem Gefolge gehabt, der mit der Armbrust auch das kleinste und fernste Ziel niemals verfehlt und darum im Geruch der Zauberei gestanden habe. Der Pfalzgraf soll ihm nach jener Erzählung dort unter Todesbedrohung geboten haben, einen Pfennig von dem Bareit des eigenen Kindes herunter zu schießen, ohne dieses zu verletzen. Alles Weigern und Bitten soll vergeblich gewesen und der Schuß wirklich glücklich erfolgt sein. Wie Tell, so soll

auch Puncker einen zweiten Bolzen zu sich gesteckt und später dem Pfalzgrafen erklärt haben, daß er ihn erschossen haben würde, wenn er seinen Knaben getroffen hätte. So die Erzählung oder Sage.

Schreiber dieser Zeilen hat in den ihm zu Gebot stehenden pfälzischen Geschichts- und Sagenbüchern vergeblich nach der Quelle jener Erzählung geforscht und um Lindelbrunn selbst aus dem Munde des Landvolkes nichts davon in Erfahrung bringen können. Es liegt ihm aber im Interesse der Sagenforschung daran, die Quelle zu kennen, und er läßt darum in diesem weitverbreiteten Blatte die freundliche Bitte ergehen, es wolle irgend ein Kenner der fraglichen Quelle sie im Konversationsblatt namhaft machen, wofür man sich dem gefälligen Einsender zu besonderm Dank verpflichtet fühlen würde.

Tabletten.

*** Eine westfälische Zeitung erzählt von dem berühmten Taschenspieler Alexander Heimbürger aus Münster, der zuletzt Südamerika bereiste und in Petropolis vor dem kaiserlich brasilianischen Hof auftrat, nach dem „Modecourier" von Rio de Janeiro folgende unglaubliche Leistung: Das non plus ultra dieser Vorstellung war auf das Ende aufgespart. Der Magier legte auf einen Tisch eine Pistole, Pulver, Pulvermaß, Papier und Ladestock und bat darauf Se. Excellenz den General Cabral, sie zu laden, indem er ausdrücklich bemerkte, daß er, Herr Alexander, seine Hand nicht mehr an die Pistole legen werde, bis das Experiment beendet sei. Nachdem die Pistole geladen war, wandte sich der Künstler zu Ihrer Majestät der Kaiserin und bat sie um die Gewogenheit, einen ihrer Ringe mit höchsteigenen erlauchten Händen in den Lauf der Pistole zu werfen, die Se. Excellenz General Cabral in der Hand hielt. Mit der größten Leutseligkeit geruhte Ihre Majestät auf die Bitte des Künstlers einzugehen und ließ den Ring durch das wunderbare Rohr hinabrollen; hierauf bat Herr Alexander den gütigen Schützen, die Pistole durch das Fenster zu entladen. Ungeachtet der fast völligen Gewißheit, die Se. Excellenz der Graf selbst von der Meisterschaft des Künstlers in seinen Experimenten hatte, zögerte er dennoch einen Augenblick, bis er auf das wiederholte Verlangen des Künstlers einen geräuschvollen Schuß durch die schweigenden Thäler von Petropolis abfeuerte, woher ein hundertfaches Echo widerhallte, welches ebenso viele Stimmen der unsichtbaren Geister schienen, die auf den Ruf ihres Meisters antworteten. Aller Augen hefteten sich nun mit Ungeduld auf das Gesicht des Magiers, als ob sie in seinen Mienen die Auflösung des Stückes im voraus erfahren wollten; siehe; da fliegt plötzlich durch das Fenster eine Taube weiß wie Schnee herein, die ein zierlich gefaltetes und verlacktes Briefchen mit Silberfäden an ihrem Halse befestigt trug, mit der Aufschrift: Ihrer Majestät der Kaiserin von Brasilien. Die erlauchte Dame geruhte selbst das Briefchen zu nehmen und zu öffnen und wir gestehen, daß uns die Worte fehlen, um das gerechte Staunen aller Anwesenden zu beschreiben, als sie in dem Briefchen den Ring eingeschlossen sahen, der wenige Augenblicke zuvor durch das Fenster war hinaus geschleudert worden. — Für dieses merkwürdige Magierstücklein bescherte der Kaiser von Brasilien den Prästigiator mit einem an ihn gerichteten deutschen Gedicht und einem großen Diamanten.

*** Die Ruinen des ehemaligen Schlosses Limburg bei Salbach am Rhein verdienen nicht nur allein der herrlichen Lage und reizenden Aussicht wegen, sondern auch wegen des daselbst hausenden Echos von Naturfreunden besucht zu werden. Wenn man sich diesem Echo in einer bestimmten Entfernung gegenüber stellt, und demselben ein gewisses lateinisches Wörtchen zuruft, so wird es dir zum erstenmal deinen Zuruf genau und deutlich erwidern; wirst du aber das nämliche Wort noch fünfmal wiederholen, dabei aber jedesmal in genau abgemessenen Distanzen dich dem Sitze des Echos nähern, so wird es dir in ganz anderm Sinn und mit fünf verschiedenen Bedeutungen antworten, nämlich: In der ersten Distanz gibt das Echo deinen Zuruf genau wieder zurück, in der zweiten Distanz wird dasselbe schon von Liebe sprechen, in der dritten von einem Gebrauch oder Sitte, in der vierten von dem Munde, in der fünften von einem Dinge, und Endlich in der sechsten Distanz folgt die Erwiderung — es ist aus. Nun, Lateiner, wie heißt das rätselhafte Wörtchen im Ablativ? — Die Auflösung folgt morgen.

*** Der Oberst v. Schepeler erzählt in seinen 1828 erschienenen „Beiträgen zu der Geschichte Spaniens" folgenden Vorfall aus dem Leben des Don Carlos: Der Infant mußte bei dem Mittagessen des Vaters gegenwärtig sein, aber stehend und als respectvolle Statue. Eines Tages, ermüdet durch einen solchen Zwang, lehnte er sich an eine spanische Wand, die mit Geprassel umschlug und ihn beinahe in ihren Fall zog. Mit kalter Härte sagte Philipp: „Infant, hättest du mit gebürendem Respect dagestanden, wäre dir dies nicht geschehen." Rasch entgegnete Carlos, auf die Wand blickend: „Nichts als Hofstützen, sie sind alle gleich falsch." Ganz anders aber erzählt diese Anekdote Balthasar Gracian in seiner „Agudeza y arte de ingenio, discurso XXIX.", wo er berichtet: Als einst Don Carlos, wie gewöhnlich in mißmutiger Stimmung, zu Abend speiste, zog sich Einer aus seiner Umgebung, verdrießlich theils über die lange Dauer des Tafelns, theils über die mürrische Laune des Prinzen, allmälig bis zu einer Wand zurück; diese aber gab nach, weil hinter den Wandbehängen sich die Höhlung eines Schlots befand. Er fiel, und fast wären auch die Anwesenden vor Lachen umgefallen. Nur Carlos sagte sehr streng: „Solchem Ungeschick ziemt solche Strafe!" Da antwortete der Höfling, ebenso schnell entgegnend als aufstehend: „Wahrlich, Sener, so sind alle Hofstützen, an die man sich anlehnt."

*** Der berühmte Arago hat in dem „Journal de l'Agriculture pratique" einen ausführlichen Artikel über die Unmöglichkeit, das Wetter voraus zu bestimmen, veröffentlicht und dabei erklärt, daß alle Prosezeinungen à la Nostradamus, die man ihm seit Jahren zugeschrieben, Erfindungen alter Weiber und gemütliche Enten seien.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 20. August. Dorf und Stadt, Schauspiel in zwei Abtheilungen und fünf Acten; mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Samstag, den 21. August. Zum erstenmal wiederholt: Magnetische Kuren, Lustspiel in vier Acten von Hackländer. — Vorher: Loreley, von Felix Mendelssohn.

Sonntag, den 22. August. (Zum erstenmal) König Wein, oder: „Rheinwein, Tokayer, Champagner, Portwein", komisches Charakterbild mit Gesang in vier Abtheilungen, nebst einem Vorspiel: „Im Reich der Weine", von Krüger. Musik von Stiegmann. — Das am Schluß vorkommende Tableau ist durch gefällige Anordnung und Mitwirkung des Herrn Professor Adolf Schrödter aufgestellt. Die dazu gehörige Schlußdecoration ist von dem Theatermaler Herrn Hoffmann neu angefertigt. (Erstes aufgehobenes Abonnement der Messe.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N° 200. Samstag, 21. August **1852.**

Des Fürsten Joachim Murat letzter Tag.

Nach Lamartine, von v. B.

(Fortsetzung.)

Nunziante überließ ihn sich selbst und entfernte sich stumm. Man ließ die beiden Generale und den letzten seiner Diener, seinen Kammerdiener Armand, der seinem Herrn selbst bei seiner verwegenen Unternehmung folgen wollte, aus dem Gemache des Königs abtreten. Bald darauf trat Capitän Stratti in das Zimmer, wo Murat ihn und die ihn begleitenden sieben Offiziere der Armee stehend erwartete. Stratti, mitleidig wie Nunziante, neigte das Haupt und wagte es nicht, das Opfer anzuschauen. Er ordnete, etwas hinter sich, rechts und links, seine Collegen von allen Graden dem Könige gegenüber. Diese sieben militärischen, auf Befehl des Hofes von dem Obercommandanten von Calabrien bezeichneten Richter waren sämmtlich längere Zeit Unterthanen, später Waffengefährten des Königs Murat und von ihm selbst zu verschiedenen Graden in der Armee befördert. Keiner von ihnen hatte den Mut, einen Mordbefehl abzulehnen. Der Mut dieser Lagermänner liegt mehr in ihrem Arme als in ihrem Herzen. Sie kamen, um ihren ehemaligen General und Wolthäter zu richten und zu verurteilen, wie sie fünf Monate früher seine Feinde gerichtet und verurtheilt hätten. Menschliche Maschinen, welche man durch die beständige Subordination der Seele beraubt und jeder regierenden Hand folgsam nennen möchte. Weit entfernt sich zu beklagen, dankten sie vielmehr dem König Ferdinand für ein Vertrauen, das sie ehre, sagten sie, und das ihre neue Treue für ihren neuen Souverän auf die Probe stelle.

Stratti las endlich stotternd dem Gefangenen den Befehl vor, der ihn vor ein Kriegsgericht stellte; er fügte bei, dieses Gericht werde sich sofort in einem anstoßenden Saal versammeln; das Kriegsgesetz gestatte dem Angeklagten einen Vertheidiger; General Nunziante schlage ihm als solchen den sicilianischen Capitän Starace vor, einen Ehrenmann, der Menschlichkeit ebenso ergeben wie seiner Pflicht. — Sagt dem Gericht, antwortete Murat und erhob würdevoll das Haupt, daß ich mich weigere, vor ihm zu erscheinen. Männer wie ich sind von ihren Handlungen niemand Rechenschaft schuldig als Gott! Das Gericht mag über mich entscheiden; ich werde mich meinem Schicksal unterwerfen, aber keinen Richter anerkennen.

Stratti und seine Collegen entfernten sich, um die Förmlichkeiten des Kriegsgerichts vorzubereiten. General Nunziante selbst brachte dem Gefangenen Dinte und Papier, um seinen letzten Willen zu erklären oder Abschied von seiner Familie zu nehmen. Murat, allein gelassen, schrieb, indem er das Papier mit seinen Thränen benetzte, jenen erhabenen Brief, worin seine Seele und sein Schicksal, seine Gattenliebe, seine Vaterliebe, sein Bewußtsein als König, seine Festigkeit als Soldat mit einigen Linien in den letzten Zuckungen seines Herzens zusammengefaßt waren. Er richtete diesen Brief an seine junge Gemalin, die Liebe und der Stolz seiner Jugend, für die er unter allen Umständen die größte Sorge getragen. Dieser Brief lautete:

„Pizzo, 13. October 1815. Meine theure Karoline! Meine letzte Stunde ist gekommen! In wenigen Augenblicken habe ich zu leben aufgehört; in wenigen Augenblicken wirst du keinen Gatten mehr haben ... Vergiß mich nie! ... ich sterbe unschuldig. Mein Leben wurde durch keine Ungerechtigkeit befleckt! Lebe wol, mein Achilles! lebe wol, Lätitia! lebe wol, mein Lucian! lebe wol, meine Luise! (lauter Namen seiner Kinder, an welche er diesen namentlichen Abschied richtete, damit er desto persönlicher in dem Herzen eines jeden wiedertöne) zeiget euch der Welt meiner würdig! Ich lasse euch ohne Königreich und ohne Vermögen mitten unter meinen zahlreichen Feinden ... Seid immer einig! Zeiget euch größer als das Unglück, denkt an das, was ihr seid und was ihr gewesen seid, und Gott wird euch segnen! Verwünschet mein Andenken nicht! Mein größter Schmerz in diesen letzten Augenblicken meines Lebens ist, fern von meinen Kindern zu sterben! Empfanget meinen väterlichen Segen, meine Umarmungen, meine Thränen, und gedenket stets an euern unglücklichen Vater."

Dieser einzig von der Natur im Angesicht einer ewigen Trennung, drei Schritte von dem Gericht, von welchem er sein Urteil erwartete, von den Soldaten, welche die Gewehre luden, um diese Brust zu zerschmettern und den Zuckungen des Herzens ein Ende zu machen, eingegebene Brief bezeugt mehr als ein ganzes Leben den Genius der Seele Murats, seine Herzensgüte. Er wußte zu kämpfen und zu lieben. Er war mehr als ein König, mehr als ein Held: er war ein Mensch. Dieser letzte Schmerzensschrei zeugte ohne sein Wissen für sein Andenken besser als alle späteren Declamationen und Manifeste für sein Muster auf St. Helena, für Napoleon, thun konnten. Der eine richtete seinen Abschied an die Welt, der andere an seine Gattin und Kinder; der eine starb auf der Schaubühne, der andere unter seiner Familie. Der Tod Murats steht höher als der Tod Napoleons, wie die Natur höher steht als der Stolz. Der Abschied Murats wird der spätesten Nachwelt noch Thränen entlocken; wenn man darin das Opfer, den Märtyrer nicht findet, so findet man doch den Liebenden, den Vater, den Helden; er legte von sich selbst ein wahres Zeugniß ab. Leichten Sinnes und stürmisch ließ er sich wol von den Betäubungen des Glücks und den Irrtümern der Politik hinreißen, aber nie von den Verkehrtheiten des Ehrgeizes noch von den Grausamkeiten der höchsten Gewalt. Seine Regierung war großmütig und mild wie sein Herz.

Nachdem er dieses Papier mit seinen Thränen benetzt und so viele Küsse darauf gedrückt hatte, als er seiner Gemalin und seinen vier Kindern senden wollte, verlangte er eine Scheere und schnitt sich eine Locke seines langen Haares ab, küßte auch diese,

damit seine Familie die Spuren seines Mundes darauf finde, schloß sie in den Brief und übergab diesen mit den dringendsten Empfehlungen an Nunziante.

Capitän Starace, welcher ihm von Amtswegen als Vertheidiger bestellt war, trat ein und verhehlte schlecht eine Rührung, die sich durch seine Thränen verriet. Er beschwor Murat, ihm zu gestatten, ihn vor dem Kriegsgericht zu vertheidigen. Bei diesen Worten nahm Murat die Sprache und die marktartige Haltung seiner Rolle als König wieder an. Nein, sagte er zu Starace, dies sind meine Unterthanen, aber nicht meine Richter; die Könige können nicht von ihren Unterthanen gerichtet werden, nicht einmal von andern Königen, denn die Thronmachen die Könige unter sich gleich. Will man mich unter einem andern Titel richten? Als Marschall von Frankreich? Dann bedarf es eines Rats von Marschällen. Als General? Dann müssen Generale da sein. Ehe man mich zwingt, ein Gericht anzuerkennen wie das, welches man mir aufdringt, muß man viele Blätter aus der europäischen Geschichte reißen! Sie können mein Leben nicht retten. Diejenigen, welche über mein Schicksal sprechen werden, sind nicht meine Richter, sondern meine Henker. Wir wollen wenigstens in mir die Ehre des Königtums retten. — Starace mußte dem unbeugsamen Willen seines Clienten gehorchen.

Der Gerichtsrattar kam, um den Angeklagten zu verhören. Sie werden von mir nur eine Antwort erhalten, sagte Murat; Ich bin Joachim Napoleon, König beider Sicilien. Gehen Sie!

(Schluß folgt.)

Die Industrieausstellung in Düsseldorf.

Briefliche Mittheilung.

△ Düsseldorf, 12. August.

Die Provinzial-Gewerbeausstellung für Rheinland und Westfalen, welche seit dem 15. Juli eröffnet ist und ein umfassendes Gemälde der fortschreitenden Gewerbethätigkeit der beiden genannten Provinzen bildet, befindet sich in dem Ständehaus der rheinischen Provinzialstände. Sie ist in fünf große Gruppen und in neunzehn Klassen eingetheilt. Der Katalog zählt achthundertvierunddreißig Nummern der verschiedenartigsten Gegenstände auf dem Felde der Industrie, die alle Räume des weitläufigen Gebäudes von oben bis unten anfüllen. Doch reichten diese Räumlichkeiten nicht aus, um alle Zusendungen aufzunehmen, weshalb man sich genöthigt gesehen hat, in dem Münzhof noch eine geräumige Glashalle zu errichten, die, freilich in sehr bescheidenen Verhältnissen, an den Londoner Krystallpalast erinnert. In derselben befindet sich, wie dort, eine mit allem Nöthigen reichlich ausgestattete Restauration und auch darin möchte man eine Aehnlichkeit mit jener finden, daß in der Mitte der Halle ein Springbrunnen seinen glänzenden Strahl nach der krystallenen Decke hinaufsendet. Die Springröhren geben aber nicht wie dort das wohlthätende Fabrikat von J. M. Farina aus, sondern reines Brunnenwasser, nicht einmal Eau de Dusseldorf, obgleich in den oberen Räumen mehre Fabrikanten diesen neuen Zweig heimischer Industrie ausgestellt haben, womit sie dem berühmten Kölner Concurrenten die Spitze zu bieten hoffen, da schon einer derselben, unser Mitbürger Herr von Lyvy, in London eine ehrende Anerkennung gefunden hat. Die Jury der Ausstellung wird nächstens darüber entscheiden. Die Halle ist übrigens ganz geeignet, einen feierlichen Eindruck zu machen, den das Geläute der in derselben aufgehängten großen Kirchenglocken aus der Gußstahlfabrik von Meyer und Kühne in Bochum noch verstärkt. Ebenso ist die große Orgel von Adolph Zbach Söhne in Barmen so recht geeignet, denselben zu erhöhen. Man wird dabei unwillkürlich an eine Kirchenhalle erinnert, wenn der Blick auf die an und unter der Orgel angebrachten Gyps- und Stuckaturgegenstände des Bildhauers Lenkart zu Köln fällt, die einen rein kirchlichen Charakter tragen, und aus Säulen und Capitälern aus den Domen zu Cöln, Aachen, St. Denis, Straßburg und Ulm bestehen. Unter einem mit einer Blumengruppe umgebenen Baldachin thront die Büste des Königs, von den Wänden herab hängen kostbare Teppiche und Tapeten und unter den Arkaden ladet die Restauration zum Genuß ein. Künstliche Häfer ohne Ende aus der Brauerei der hiesigen „Bockhalle" lagern im Hintergrund.

Im den unteren Räumen ist der Maschinenbau, wenn auch nicht besonders zahlreich vertreten; verschiedene Dampfmaschinen sind in Thätigkeit und eine Schnellpresse der hiesigen Voß'schen Buchdruckerei fördert in einemfort die Annoncen des berühmten ebenfalls ausgestellten Bonnenkampschen Magenbitters zu Tage. Hier arbeitet auch die Thaler-Prägemaschine für gebrochene und ganze Ringprägung eingerichtet und dem Herrn Heinrich Uhlthorn in Grevenbroich gehörig. Dieselbe prägt Gedenkmedaillons an die Ausstellung von der Größe eines Thalers, die an der Kasse feil sind und von den zahlreichen Besuchern der Ausstellung gerne gekauft werden. Der obere Theil des Gebäudes, der eigentliche ständische Sitzungssaal, ist besonders reich an kostbaren und seltenen Fabrikaten. Zwei reiche Trophäen decken die Vorder- und Hinterwände des Saales; die eine wird gebildet von den kostbaren und rühmlichst bekannten Sammetstoffen aus der Fabrik des geheimen Commerzienrats Diergardt aus Viersen, die schon in London die gebührende Anerkennung fanden; die andere ist zusammengesetzt aus einem bisher im Rheinland noch nicht eingeführten Artikel, nämlich aus seidenen Damasten und Brocatelles des Hauses F. u. A. Huisgen in Nerdingen, die zu Wagenstoffen, Möbelüberzügen, Tapeten und Vorhängen verwendet werden und in ihrer Gesammtheit einen neuen Industriezweig der Rheinprovinz bilden, der den Franzosen, die bisher in diesem Artikel die absolute Herrschaft hatten, eine gefährliche Concurrenz bieten wird, zumal die Waare an Genialität der Dessins, an Güte der Fabrikation und an Pracht der Farben nach dem Urteil aller Kenner dem französischen Fabrikate nicht nachzustehen braucht, rücksichtlich der Billigkeit der Preise aber vor jenem den Vorzug hat. Auch der von demselben Hause hier ausgestellte Möbelvelours (velours d'Utrecht) dietet jeder ausländischen Concurrenz die Spitze und hat, wie wir hören, bereits reiche Absatzquellen.

Neben diesem größeren Saale befinden sich die Seitencabinette, in denen die berühmten Solinger Waaren, die schönen Hieb- und Stichwaffen, Scheeren, Tafel-, Feder- und Rasirmesser in reichhaltiger Auswahl aufgestellt sind; dann folgen die Armaturstücke und der Fabrik von Wilhelm Jäger in Elberfeld, wobei unter andern eine vollständige Sammlung der in Preußen und anderen Staaten eingeführten Kürasse und Helme sich befindet. Großartiges liefern dann die Tischler und Möbelfabrikanten, unter welch letzteren wir besonders eines Salonsmöblements und eines eleganten Damen-Arbeits- und Schreibtisches von C. Hilgers in Düsseldorf Erwähnung thun müssen. Nicht mindere Anerkennung gebürt den Ausstellern von Gold-, Silber- und Schmuckwaaren, die zahlreich vertreten sind und die hohe Stufe bekunden, auf die dieser Zweig der Gewerbthätigkeit in den Provinzen Rheinland und Westfalen sich gehoben hat. Musikalische Instrumente sind gleichfalls in großer Anzahl vorhanden, sowie auch zwei Telegraphenapparate zum Eisenbahngebrauch aufgestellt sind, die mit einander correspondiren und dem Nicht-

eingeweihten den künstlichen Mechanismus dieses so mächtigen Communicationsmittels enthüllen. Auffallend ist es, daß die reichen und zahlreichen Seidenmanufacturen von Crefeld sich an der Ausstellung durchaus nicht betheiligt haben.

Eine Anekdote von der Pariser Polizei.

Einige Jahre vor dem Ausbruch der ersten französischen Revolution besaß die Pariser Polizei in dem berühmten Herrn Lenoir einen ebenso umsichtigen und energischen als rechtschaffnen Präsidenten. Zur selben Zeit functionirte an der Pfarrkirche zu St. Germain im Quartier St. Antoine ein ehrwürdiger alter Pfarrherr, der das Vertrauen und die allgemeine Hochachtung selbst weit über die Grenzen seines Sprengels hinaus genoß.

An einem kalten Winterabend, als sich der Geistliche bereits zur Ruhe begeben hatte, wurde an seiner Klingel heftig gezogen. Der Greis öffnete in der Gewißheit, zu irgend einem Kranken gerufen zu werden, und erblickte einen reichgekleideten Mann, dessen Angesicht durch einen, wie es schien, falschen Bart entstellt war. Derselbe entschuldigte sich in gewählten Worten über seinen unzeitigen Besuch, zu welchem ihn, wie er sagte, nur der Ruf von Frömmigkeit veranlaßt habe, in welchem der Pfarrer stehe.

Ein schrecklicher, aber notwendiger und unausweichlicher Act, sagte er, ist noch diese Nacht zu vollziehen. Die Zeit drängt; eine Seele, welche im Begriff steht, die Schwelle der Ewigkeit zu überschreiten, erwartet von Euer Hochwürden die Vorbereitung dazu. Wenn Sie einwilligen, mir zu ihr zu folgen, so muß ich Sie bitten, sich die Augen verbinden zu lassen und alle weiteren Fragen zu vermeiden, sich vielmehr einfach auf die Ausübung Ihres heiligen Amtes zu beschränken. Sollten Sie sich weigern, mich zu begleiten, so wird dies arme Wesen ungetröstet von den Segnungen der Kirche sein Leben verhauchen. — Nach kurzem Besinnen erwiderte der Geistliche: Ich werde mit Ihnen gehen, und schickte sich, mit gefalteten Händen leise ein Gebet vor sich hinsprechend, zur Abfahrt an. Ruhig und ohne ein Wort der Frage ließ er sich die Augen verbinden und lehnte sich auf den Arm seines verdächtigen Begleiters. Unten empfing die beiden eine wolverschlossene Kutsche, welche sie mit großer Raschheit entführte. Trotzdem dauerte die Fahrt sehr lange, weil der Kutscher wahrscheinlich mannigfache Umwege machte, um den Priester über die durchmessene Entfernung zu täuschen. Endlich hielt der Wagen unter einem gewölbten Thorweg, wie aus dem Getöne des Wagens und der Pferdehufe zu schließen war.

Während der ganzen Fahrt war kein Wort zwischen beiden Männern gewechselt worden. Jetzt aber überzeugte sich der Unbekannte, daß die Binde von den Augen des Priesters nicht verschoben worden, faßte dann sanft dessen Hand und geleitete ihn sorgsam über eine Treppe bis in das zweite Stockwerk. Nachdem mehrere Gemächer durchschritten waren, lüftete der Fremde dem Pfarrer die Binde und dieser sah sich in einem dunkel drappirten, reich möblirten Gemache, dessen Fenster mit schweren Vorhängen verhüllt waren. In einer Art von Alcoven stand ein reiches Bett neben einem Tischchen, auf welchem zwei Wachskerzen brannten. Der Fremde faßte den Pfarrer an der Hand, führte ihn zum Bett, indem er die Vorhänge desselben zurückzog, und sagte in feierlichem Tone: Diener Gottes, Sie sehen vor sich ein Weib, welches das Blut ihrer Ahnherrn geschändet hat und dessen Tod von ihrer Familie unwiderruflich beschlossen ist. Sie weiß, an welche Bedingungen von ihrer Seite das Erscheinen eines Priesters in ihrer Todesstunde geknüpft ist; sie weiß, daß alles Bitten um Gnade vergebens ist. Sie kennen Ihre Pflicht, Herr Pfarrer, ich lasse Ihnen eine halbe Stunde Zeit, dieselbe zu erfüllen. — Mit diesen Worten entfernte er sich. Der tiefergriffene Greis erblickte im Bett ein junges, wunderschönes Mädchen, in Thränen gebadet, der bittersten Verzweiflung hingegeben und in Todesangst die Tröstungen der Religion von ihm erflehend. Das unglückliche Geschöpf erklärte ihm, daß sie durch einen furchtbaren Eid gebunden sei, ihren Namen und ihre Verhältnisse zu verschweigen; sie wisse überdies nicht, an welchem Ort sie sich befinde. Ich bin das Opfer, sagte sie, eines geheimen Familiengerichts, dessen Sentenz unwiderruflich ist. Das ist alles, was ich Ihnen sagen darf. Ich verzeihe meinen Feinden, so wahr ich von Gott Verzeihung für mich erwarte. Beten Sie für mich, ehrwürdiger Herr.

Der Pfarrer verrichtete seine Pflicht, und die junge Dame hatte sich so weit gesammelt, daß sie sich im Bett aufsetzen und die Hände falten konnte. Der Pfarrer bemerkte, daß ihr Oberkleid mit Blut befleckt war. Mein Kind, sagte er mit bebender Stimme, woher kommt dies Blut? — Man hat mir die erste Ader geöffnet und die Bandage ist schlecht angelegt worden. — Bei diesen Worten durchzuckte ein rascher Gedanke das Haupt des greisen Priesters. Er bemühte sich mit seinem Taschentuch den Lauf des Blutes zu hemmen, legte den Verband von neuem an und steckte sein blutiges Taschentuch wieder zu sich. In demselben Augenblick vernahm er die Schritte des zurückkehrenden Mannes; er hatte nur noch so viel Zeit, der Unglücklichen zuzurufen: Lebe wol, meine Tochter, fasse Mut und vertraue auf Gott!

Er folgte von neuem dem Führer, nachdem ihm derselbe die Augen wieder verbunden hatte. Man stieg die beiden Treppen hinab und befand sich wieder unter dem Thorweg, wo die Pferde bereits ungeduldig stampften. Ehe er in den Wagen stieg, stellte sich der Geistliche, als ob er über die letzte Stufe der Treppe falle, und während er am Boden lag, steckte er sein blutiges Taschentuch zusammengeballt unter die Stufe in eine Ecke, ohne daß es sein Begleiter bemerken konnte. Nach einer abermaligen langen Fahrt setzte die Kutsche den ehrwürdigen Geistlichen bei seiner Behausung ab, und der Unbekannte nahm dankend den höflichsten Abschied.

Eine halbe Stunde darauf meldete man dem Polizeipräsidenten Lenoir, daß ihn der Pfarrherr von St. Germain zu sprechen wünsche. Er ließ ihn sogleich eintreten. Monseigneur! sagte der Greis, eine schreckliche That wird in diesem Augenblick in Paris vollzogen, wenn Sie nicht schleunigst Ihre Anstalten dagegen treffen. Lassen Sie gütigst Ihre Agenten noch vor Tagesanbruch alle Thorwege von Paris untersuchen; unter der ersten Stufe der Treppe, und zwar im rechten Winkel, wird man in einem Hause ein blutiges Taschentuch finden. Er setzte hierauf die Erzählung seines nächtlichen Abenteuers hinzu. Lenoir traf sogleich die nötigen Anordnungen. Nach allen Richtungen eilten die Agenten der Polizei, obwol sie, um Aufsehen zu vermeiden, das Oeffnen der Hausthüren abwarten mußten.

Kurz nach 8 Uhr trat Lenoir bei dem Pfarrer ein. Hochwürdiger Herr! Ich bekenne meine Inferiorität Ihnen gegenüber. Ihr Mittel, den Ort des Verbrechens zu erforschen, war sinnreich genug; nicht jeder wäre im Augenblick darauf verfallen. Ich freue mich, Ihnen anzeigen zu können, daß die Schuldigen bereits in den Händen der Gerichte sind! — Und die Arme? fragte der Greis. — Sie lebt, sie ist außer Gefahr, wie der Wundarzt sagt, man hatte erst die zweite Ader geöffnet. In Zukunft aber, hochwürdiger Herr! wenn Sie wieder in die Lage kämen, meinen Beistand anzurufen, wünschte ich, daß Sie mir gütigst etwas mehr Zeit lassen wollten, denselben zu leisten.

In Aegypten.

Klar umspannt der Himmelsbogen
Jene tief geheimnißvollen
Fernen Fluren, so die Wogen
Des Ernährers Nil durchrollen.

Helle Mondenlichter fallen
Auf des Stromes grüne Thale,
Manchmal tauchen Tempelhallen
Leuchtend auf in ihrem Strale.

Und die rothgranitne Kette,
Die zur Seiten es umschlossen,
Und die Flut im grünen Bette
Scheinen wie vom Tag umflossen.

Die vergöttert ew'gen Sterne
Grüßen mit dem goldnen Schweigen
Aus der klaren blauen Ferne
Lotos, die dem Strom entsteigen.

Und mit kühlem Flügelschlage
Weh'n der Nacht erfrischte Lüfte,
Wie mit leiser Trauerklage
Um die alten Königsgrüfte:

„Eure goldgekrönten Scheitel
Täuschen hier den Tod vergebens,
Alle Pracht der Welt ist eitel,
Einer nur ist Fürst des Lebens.

„Eure Tempel, Pyramiden,
Fallen wol in tausend Jahren,
Ewigkeit ist nur beschieden
Seinem Reich, dem unsichtbaren."

Still auf leuchtendem Gestade
Zieht die heilige Familie,
Engel bahnen fremde Pfade
Davids königlicher Lilie.

Mächt'ge Säulenreihen streben
Vor ihr auf wie Riesenhaine,
Sphinxe ruhen groß daneben,
Rätsel festgebannt im Steine.

Mit dem Kindlein auf der Schwelle
Setzt sich still Maria nieder,
Zitternd fällt des Mondes Helle
Auf die Trümmer hin und wieder.

Joseph lehnt am Säulenstamme
Sieht mit innerlichem Beben
Manchmal eine goldne Flamme
Um das Haupt des Kindes schweben.

Bei des Tages erstem Grauen
Klingen seltsame Accorde,
Und vom Arm der heil'gen Frauen
Strebt das Kind zur Tempelpforte.

Sieh' die ehr'nen Flügel weichen
Wie die Nacht dem Stral der Sonne,
In des Tempels tiefes Schweigen
Tritt mit Grauen die Madonne.

Aber weiter zum Altare
Strebt das Kind von ihrem Arme,
Wo da steht das wunderbare
Isisbild im Götterschwarme.

Wie gefaßt von mächt'gen Wettern
Stürzen da die Götzen alle
Vor dem Kindlein und zerschmettern
Auf dem Marmor ihrer Halle.

Hoch empor hebt die Madonne
Gottes Kind, auf dem Altare
Steht es hehr, wie eine Sonne
Leuchten seine blonden Haare.

Luise v. Plönnies.

Tabletten.

*** Italienische Blätter sprechen von der Entdeckung einer eigentümlichen Pflanze im Innern Afrika's, welche den Uebergang zum animalischen Leben zu bilden scheint. Dieses Pflanzenwesen sieht schlangenförmig aus und kriecht am Boden hin. Statt des Kopfes findet sich aber eine glockenförmige Blume, welche eine klebrige Flüssigkeit enthält. Fliegen und andere Insecten, welche in diese Glocke hineinfliegen, sind gefangen. Die Blume schließt sich und die Insecten dienen als Nahrung der Pflanze. Die Haut dieser Pflanzenschlange hat ein blätterartiges Aussehen; ihr Fleisch ist weiß und milde und die Eingebornen essen sie gern.

*** Ein Edinburger Blatt schreibt: „Abbotsford, diese weitberühmte Wohnstätte des Genius, werde dieses Jahr zahlreicher besucht als je zuvor. Amerika sendet die meisten Wallfahrer und als ein Beispiel von Yankee-Enthusiasmus mag angeführt werden, daß einer derselben unlängst eine große Summe bot für ein paar graue Mähnenhaare von Sir Walter Scotts altem Pony." — Kladeradatsch meint deshalb, nun müsse sich Ludwig Rellstab auch einen Pony anschaffen.

*** Die Lösung der Rätselfrage in der gestrigen Nummer lautet: clamore, amore, more, ore, re, e.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 21. August. Zum erstenmal wiederholt: Magnetische Kuren, Lustspiel in vier Acten von Hackländer. — Vorher: Loreley, von Felix Mendelssohn.

Sonntag, den 22. August. (Zum erstenmal) König Wein, oder: „Rheinwein, Tokayer, Champagner, Portwein", komisches Charakterbild mit Gesang in vier Abtheilungen, nebst einem Vorspiel: „Im Reich der Weine", von Krüger. Musik von Siegmann. — Das am Schluß vorkommende Tableau ist durch gefällige Anordnung und Mitwirkung des Herrn Professor Adolf Schrödter aufgestellt. Die dazu gehörige Schlußdecoration ist von dem Theatermaler Herrn Hoffmann neu angefertigt. (Erstes aufgehobenes Abonnement der Messe.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 201. Montag, 23. August **1852.**

Des Fürsten Joachim Murat letzter Tag.

Nach Lamartine, von v. B.

(Schluß.)

Von der Sorge für seine Vertheidigung befreit so wie von der Gegenwart seiner Richter, welche auf der andern Seite der Zimmerwand beratschlagten und sein Urteil abfaßten, unterhielt er sich mit ganzer Geistesfreiheit mit den Offizieren, welchen seine Bewachung aufgetragen war und die an der Thüre seines Zimmers standen. Ich hätte geglaubt, sagte er gering schätzig, König Ferdinand wäre größer. Wenn ihn das Schicksal an meinen Platz gestellt hätte und mich an den seinigen, und wenn er sich in meinen Provinzen ausgeschifft hätte, so würde ich das Loos der Waffen nicht mißbraucht haben, um ihn aufzuopfern!... Dann warf er einen Blick auf seine Laufbahn, und sprach voll Zufriedenheit von der Milde und dem Wohlstande in Neapel unter seiner Regierung; von den Gnadenbezeugungen, die er erwiesen; von dem Blute, das er geschont; von den Verbesserungen aller Art, mit welchen das Reich auszustatten er bemüht gewesen; von der Armee, von dem Ruhme, den er über sie verbreitet, indem er sie den Heldenthaten des französischen Heeres beigesellt; von den persönlichen Opfern, welche er mit seinen aus Deutschland gebrachten Schätzen für die Verschönerung der Hauptstadt gebracht, und von der gänzlichen Vermögenslosigkeit, in welcher er die Seinigen zurücklasse.

Dies ist mein Ruhm, mein Trost in meinen letzten Augenblicken, sagte er; ich schwöre, daß ich dem Lande alles Gute erwiesen, das ich thun konnte, und nie etwas Böses als den Bösen. Und dennoch freut man sich in Pizzo über mein Unglück, oder man haßt mich. Was habe ich denn gethan, um gehaßt zu werden! — Dann ging er weiter zurück, um die Quelle des Widerwillens der Menschen gegen ihn zu erforschen, und erinnerte sich des Mordes des Herzogs von Enghien, dessen Mitschuld man ihm so ungerechter Weise zugeschrieben hatte. Ist es vielleicht die Tragödie des Herzogs von Enghien, rief er wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, welche Ferdinand an mir nun durch ein ähnliches Trauerspiel rächen will? Ich schwöre hier vor Gott, vor dem ich im nächsten Augenblick erscheinen werde, daß ich keinen Theil an diesem Morde genommen habe. Dann verlangte er einige Augenblicke allein zu sein, um sich zu sammeln und seine Seele zu stärken; diese Worte an seine Wächter und der Brief an seine Kinder bezeugten, daß der Gedanken an Gott bei seinem Scheiden von der Erde ihm gegenwärtig war.

Ein Priester von Pizzo, den man ihm angeboten und den er angenommen hatte, um von ihm den letzten Trost und Segen zu empfangen, schloß sich mit ihm in sein Zimmer ein. Sire, sagte der ehrfurchtsvolle und mitleidige Priester, als er sich ihm näherte, es ist nicht das erstemal, daß ich vor Eure Majestät erscheine. Als Sie bei dem Besuch Ihrer Provinzen vor fünf Jahren nach Pizzo kamen, bat ich Eure Majestät um Unterstützung für diese Kirche, und Sie machten mir ein großmüthiges Geschenk. Meine Stimme, welche damals Kraft genug hatte, um Ihr Herz zur Wohlthätigkeit zu stimmen, wird daher für Sie eine Erinnerung der Dankbarkeit sein. Möge diese wolthuende Erinnerung heute dazu beitragen, Gebete anzunehmen, welche keinen andern Zweck mehr haben als die ewige Ruhe Ihrer Seele!— Murat erfüllte die letzten Pflichten eines Sterbenden, und übergab dem Priester auf dessen Verlangen wegen der Beerdigungsförmlichkeiten folgende von seiner Hand geschriebene und unterzeichnete Worte: Ich erkläre als guter Christ zu sterben. Er beauftragte den Priester, seine Uhr, welche hienieden keine Stunden mehr für ihn zeigte, seinem treuen Diener Armand zu übergeben. Dann begehrte er von den Generalen Natali, Franceschetti und den armen Soldaten Abschied zu nehmen, welche in sein Unglück hineingezogen waren. Man schlug es ihm ab, nicht aus Grausamkeit, sondern aus Mitleid, um seinem Herzen einen weitern Trennungsschmerz zu ersparen.

Während dieser raschen Vorbereitungen zu dem letzten Auftritt verurtelte ihn das Gericht, welches an seiner Thür saß, zum Tode, als Begünstiger einer Insurrection gegen das Königreich, in Gemäßheit eines Gesetzes, das er selbst zehn Jahre früher erlassen, um die Empörungen in Calabrien einzuschüchtern, das er aber bei der nachsichtigen Milde seines Charakteres nie bis zur Todesstrafe hatte vollziehen lassen. Man eröffnete ihm sein Urteil feierlich; er hörte es an wie die Kanonen einer Schlacht mehr in seinem kriegerischen Leben; ohne Rührung wie ohne Prahlerei. Er begehrte weder Gnade, noch Aufschub, noch Appellation. Er ließ dem General Nunziante, den Offizieren und dem Priester für die Rücksichten und das Mitgefühl an seinem Schicksal danken, die sie ihm während seiner kurzen Gefangenschaft in diesen Mauern bezeigt hatten.

Er schritt selbst der Thüre zu, wie wenn er schneller zum Ziel gelangen wollte. Diese Thür führte auf einen engen Vorplatz zwischen den Thürmen des Schlosses und den äußeren Mauern, ganz dem Schloß von Vincennes ähnlich; aber die Sonne beleuchtete wenigstens den letzten Blick und den letzten Schritt des Helden. Zwölf Soldaten erwarteten ihn mit geladenen Gewehren. Der enge Raum gestattete ihnen nicht, sich in der Entfernung zu halten, welche dem Tod das Schreckliche benimmt. Murat stand bei dem Austritt aus dem Zimmer ihnen hart gegenüber. Er verweigerte es, sich die Augen verbinden zu lassen und sah die Soldaten mit einem festen und wolwollenden Lächeln an. Meine Freunde, sagte er zu ihnen, zielt gut uno laßt mich nicht lange leiden; der beschränkte Raum zwingt euch beinahe, die Mündungen eurer Gewehre auf meine Brust zu setzen; zittert nicht, haltet nicht auf das Gesicht, zielet aufs Herz, hier ist es! — Während er so sprach, legte er die rechte Hand auf sein Kleid, um die Stelle des Herzens anzuzeigen.

In der linken Hand hielt er ein kleines Medaillon, welches die Gegenstände seiner Liebe, seine Gemalin und Kinder, umfaßte. Man hätte sagen mögen, er wolle auf diese Weise sie seiner letzten Stunde beiwohnen lassen oder er wollte ihr Bild in seinem letzten Blick wie in seinem letzten Gedanken haben. Er schlug die Augen auf das Porträt nieder und empfing den Todesstreich ohne ihn zu fühlen, so vertieft war er in der Betrachtung dessen, was er liebte. Sein Leib, in so großer Nähe von zwölf Kugeln durchbohrt, fiel mit offenen Armen vorwärts zur Erde, wie wenn er noch das Königreich umarmen wollte, das er besessen und nur wieder erlangt hatte, um sein Grab darin zu finden. Man warf seinen Mantel über den Leichnam und bestattete diesen in der Hauptkirche von Pizzo, wo seine Geschenke ihm zum voraus eine Grabstätte erworben hatten.

Seine Unglücksgefährten wurden amnestirt, freigelassen und ihrem Vaterland wiedergegeben. Das Volk, welches ihn im Leben aufs äußerste beleidigt hatte, beweinte ihn nach seinem Tode. Man konnte ihn nicht hassen, als wenn man ihn bekämpfte. Er hatte Mitleid gefühlt, er erntete es auf seinem Grabe.

So endigte der ritterlichste der Soldaten der Kaiserzeit, zwar nicht die größte, aber die heldenmütigste Gestalt unter den Gefährten des neuen Alexander. Aus den Gebirgen der Pyrenäen wie ein abenteuernder Soldat hervorgegangen, der Armee durch seine Tapferkeit bezeichnet, dem ersten Consul durch den Zufall vorgestellt, diesem durch seinen Eifer und seine Freundschaft theuer und nützlich, zur Hand der Schwester Bonaparte's durch seine Schönheit und seine Liebe erhoben; durch Gunst zu großen Befehlshaberstellen, zum Thron durch Familieninteressen geführt; zur Untreue durch den Ehrgeiz seiner Gattin und durch seine Schwäche als Vater seiner Kinder verleitet; gestürzt durch den Gegenstoß des Falls des Reichs; in Ungnade bei Napoleon sowol als bei seinen Feinden; unfähig die Dunkelheit und Mittelmäßigkeit nach so vielem Glanz und Reichtum zu ertragen; aus der Verzweiflung sich ins Unmögliche und aus der Unvorsichtigkeit sich in den Tod stürzend; noch jung, mit seinem vollen Ruhme sterbend, begleitet, wenn auch nicht von der allgemeinen Achtung, doch wenigstens von der allgemeinen Theilnahme und dem vollen Mitleiden der Zeitgenossen, und der Nachwelt einen jener Namen überliefernd, welche alle Zeitalter blenden, an welchem man zwar Schatten, aber keine Verbrechen finden wird: dies war Murat! Zwei Länder werden ihn in Anspruch nehmen: Frankreich, dem er diente, und Italien, das er regierte. Aber er gehört vor allem der Welt der Fantasie und der Poesie; er ist der Mann der Fabel durch seine Abenteuer, der Mann des Rittertums durch seinen Charakter, der Mann der Geschichte durch seine Epoche. Er verdiente mehr als jeder andere Krieger und Staatsmann seiner Zeit die selten von denen verdiente Grabschrift, welche den Höfen dienen oder sie beherrschen: „Mann von Herz!" in der ganzen Größe und Bedeutung des Wortes. Daher wird die Geschichte neben dem Enthusiasmus und dem Tadel auch Thränen für ihn haben.

Aus der sächsischen Schweiz.

Mitgetheilt von ***n.

Ein klarer Morgenhimmel glänzte über den grünen Höhen des Elbthals, als ich in Pirna das zu Berg fahrende Dampfschiff verließ, um von diesem Orte aus das schöne Gebirge nach verschiedenen Richtungen zu durchwandern. Pirna ist recht eigentlich der Schlüssel zur sächsischen Schweiz zu nennen, da das bis dahin ziemlich weite, mit zerstreut liegenden Dörfern und Gehöften, mit Fruchtfeldern, Wiesen und Gärten geschmückte Thal sich hier plötzlich zu einem schmalen Passe verengt, der auf beiden Seiten von steilen Felswänden eingeschlossen ist. Auf dem rechten Ufer, der Stadt gegenüber, befinden sich die weit und breit berühmten Sandsteinbrüche, in denen ein reges Leben herrscht. Mehr als sechshundert Menschen sind hier Tag an Tag beschäftigt, die Steine zu brechen, zu behauen und zu verladen. Die weißschimmernden kahlen, scharfgeschnittenen Felsmassen bilden einen eigentümlichen Gegensatz zu dem lichten, üppigen Grün der Fruchtgefilde des weiten Thales und zu den dunklen Baumgruppen, welche die Gipfel der Berge umkränzen.

Von dem Schlosse Sonnenstein aus, welches sich im Süden der Stadt auf einer steil zum Strom abfallenden Anhöhe erhebt, stellt sich dieser plötzliche Uebergang des wellenförmigen Tieflandes zum schroffen Felsgebirge am besten dar. Die Aussicht von der mit Bäumen bepflanzten Schloßterrasse auf das freundlich belebte Städtchen mit seinen blütenreichen Gärten, auf das Hochland mit seinen dunklen Waldgründen, auf den Strom und das reiche duftigblaue Thalland, in dessen Mitte die Stadt Dresden mit ihren im Sonnenschein schillernden Thürmen liegt, ist so anziehend, daß man gänzlich vergißt, welch eine Gesellschaft den Haupttheil des Schlosses bewohnt. Es befindet sich nämlich eine berühmte Irrenanstalt in demselben, welche im Jahr 1811 gegründet, von Napoleon aber 1813 aufgehoben wurde, weil er „die Narren" innerhalb der neuangelegten Befestigungswerke nicht brauchen konnte. Nach seinem Rückzug von der Elbe, im Jahr 1814, erhielten die Verjagten indessen ihre vorigen Quartiere wieder.

Als ich eben im Begriff stand, stromaufwärts zur Bastei zu wandern und schon bei den letzten Häusern der Stadt angelangt war, stimmte plötzlich ein voller Männerchor neben mir in einem Wirtshausgarten das schöne Wanderlied von Eichendorff an:

Durch Feld und Buchenhallen
Bald singend, bald freylich still,
Recht lustig sei vor allen
Wer's Reisen wählen will!

Da die Zeit mir nicht spärlich zugemessen war und der vierstimmige Gesang ganz rein und schön durch die stille Luft zog, so blieb ich stehen und lauschte, bis alles verklungen war. Und als dann einer der Sänger einem vorübergehenden Freunde zurief: Wir fahren mit dem nächsten Dampfschiff nach Schandau! da schritt ich sofort zu der Landungsbrücke des letztern, um wenigstens eine Strecke in singender Gesellschaft zu reisen. Die Passagiere, die sich auf dem bald nachher von Dresden anlangenden Schiffe befanden, schienen ebenfalls sehr erfreut, als die lustige, vierundzwanzig Köpfe zählende Liedertafel mit Sang und Klang an Bord kam. Auf dem Verdeck gab's nun ein buntes, ergötzliches Leben. Die vier Stimmen schlossen einen großen unregelmäßigen Kreis, und so oft wir an einem Städtchen, Dorfe oder Landhause vorbeifuhren, sangen sie demselben einen fröhlichen Gruß zu. Da wehten dann weiße Tücher dankend vom Ufer herüber, bis Stadt und Dorf und Haus hinter den waldigen Höhen verschwanden.

Einen wahrhaft majestätischen Anblick gewährt die hart an der Elbe liegende Bastei, eine senkrecht emporsteigende, gegen siebenhundert Fuß hohe Felsenmasse, an deren östlichem Abhang das Dörfchen Niederrathen erbaut ist. Die Bergesbildung der Bastei kehrt in der ganzen sächsischen Schweiz wieder. Ueberall sieht man lothrecht übereinander gethürmte Sandsteinblöcke, welche die groteskesten Gestalten bilden. In keinem deutschen Gebirg finden sich solche wilden Schluchten und gähnende Abgründe, solche klaffende Spalten und zerrissene Steinmassen als hier. Durch diese Aufeinanderthürmung erhalten selbst Berge geringerer Höhe ein ungemein imposantes Ansehen.

In Niederrathen verließ ich das Dampfschiff und seine fröhliche Gesellschaft, die mir zum Lebewol ein schönes Lied sang, daß es weit in die stillen Gründe hineinschallte, und wanderte zur Bastei empor. Jenseits überm Strom schimmerten die Thäler mit ihren grünen Wäldern und Wiesen noch im hellsten Sonnenglanz — die enge Schlucht aber, durch welche sich der Weg zur Bastei hinzog, lag schon in halbem Dämmerlicht und drin war alles todtenstill — kaum daß hier und da ein Specht oder eine Meise in den schlanken Fichten zirpte. Ich mußte wol im Anschaun der wunderbaren Gegend vom rechten Pfade abgekommen sein, denn nach einer ziemlich langen Wanderung ging es wieder steil bergab und bald darauf befand ich mich in einem tiefen, ringsumher von dunkeln Steinriesen eingeschlossenen Grunde voll hoher Fichtenbäume und moosbewachsener Felsblöcke, zwischen denen ein wilder Waldbach dahinrauschte. Es war der Amselgrund mit dem Amselbach, wie ich nachher erfuhr. Eingedenk der Mahnung eines der demokratischen Liedertäfler, der mir den Weg zur Bastei beschrieben und mir gesagt hatte, mich nicht zur Rechten zu wenden, wanderte ich auf demselben Pfade zurück und fand bald den richtigen Felsensteig, auf dem ich nach einiger Zeit zu dem hohen, malerisch mit Gesträuch und Fichten bewachsenen Thorbogen gelangte, welcher der Sage nach den Eingang zu der Burg Neurathen bildete. Von dieser ist indessen keine Spur mehr vorhanden, obgleich die Ueberreste einer alten Brücke in der Nähe jenes Felsenthors vermuten lassen, daß auf der Höhe der Bastei ehedem ein festes Schloß gestanden hat. Diese Ueberreste hat man bei der Anlegung der neuen Brücke benutzt, welche mehre schroffen Felsenkegel mit einander verbindet, zwischen denen ein furchtbarer Abgrund, die sogenannte Mardertelle liegt. Vor der Erbauung dieser Brücke war der Weg zur Bastei um ein bedeutendes Theil weiter. Das auf dem Gipfel der letzteren errichtete wohnliche Gasthaus, rings um von freundlichen Anlagen und Baumgruppen umgeben, machte einen so vortheilhaften Eindruck auf mich, daß ich meinen ursprünglichen Plan, an demselben Tag noch bis zum Schloß Hohnstein im Polenzthal zu wandern, sofort aufgab und die Nacht auf der reizenden Höhe zuzubringen beschloß.

Ein schönerer Abend ließ sich kaum denken. Von den fernen duftbehauchten Bergen Böhmens wehte ein labendes Lüftchen herüber und ging leise rauschend durch die Wipfel der in den Felsenspalten wurzelnden Birken und Fichten. Auf der wellenförmigen Ebene im Westen und Norden schillerten die letzten Abendsonnenstralen und vergoldeten den stillen Strom, der sich wie eine feurige Schlange durch das grüne Thal hinwand. Aus dem weiten, vielfach zerklüfteten Gebirgsland hoben im Vordergrund der Königstein, Lilienstein und Pfaffenstein keck ihr Haupt empor, im Hintergrund aber schimmerten die runden Kuppen des Winterberges, Rosenberges und Schneeberges, ganz von Duft und Abendglut umwoben. Als aber dann die Sonne hinabgesunken war, eine Schlucht nach der andern sich in Dunkel hüllte und zuletzt nur noch das bleiche Abendrot die unermeßliche Runde erhellte — da war es als ob tief im Grunde die Ruinen einer Riesenstadt lägen. Die langen grauen Felsenwände, an denen der Strom leise dahinrauschte, schienen die Mauern verödeter glänzender Paläste und die abgestumpften Felskegel die Säulentrümmer zerfallener herrlicher Riesentempel zu sein. Die weite Ebene gegen Mitternacht und Abend glich einer endlosen Wüste, und ringsumher herrschte eine unermeßliche Stille, die nur dann auf Augenblicke unterbrochen wurde, wenn die Glocken der Dörfer im Thal anschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Noch eine Blutthat Philipps II.

Der Hauptarchivar der königlichen Archive in Brüssel, Gachard, hat in einer der belgischen Akademie vorgetragenen Abhandlung eine der gräulichsten Blutthaten Philipps II. beleuchtet, nämlich die geheime Hinrichtung des Floris v. Montmorency, Barons v. Montigny und v. Leuze in dem zwei Stunden von Valladolid gelegenen Schlosse von Simancas in der Nacht vom 15. auf den 16. October 1570. — Montigny war als Gesandter nach Madrid gegangen, um Philipp II. um Mäßigung in seinem Verfahren gegen die Niederlande zu bitten. Aufs freundlichste aufgenommen, wurde der edle Mann lange durch alle Künste hingehalten und konnte den Urlaub zur Rückkehr nicht erlangen; selbst alle Mittel zur Flucht waren ihm abgeschnitten. So wie er die spanische Grenze wider Willen, nur um seinem unglücklichen Vaterlande zu dienen, überschritten, war im Escurial sein Tod beschlossen. Als endlich Egmonts und Horns Haupt durchs Henkerbeil gefallen, wurde Montigny auch verhaftet, in der Nacht des 19. Sept. 1568, und schmachtete zuerst zehn Monate im Schlosse zu Segovia. Nach einem mißlungenen Fluchtversuche brachte man ihn in das Schloß des Städtchens Simancas. Alba sprach am 4. Mai 1570 das Todesurteil über Floris v. Montmorency, Baron v. Montigny, und verordnete die Confiscation seiner Besitzungen. Viele Stimmen hatten sich für den unglücklichen Gefangenen erhoben, selbst Philipps II. dritte Gemalin, Anna von Oesterreich, hatte man, als sie durch die Niederlande zu ihrem Beilager reiste, dahin gebracht, Montigny's Gnadenvermittlerin bei ihrem Gemal zu werden. Wie laut auch die Stimme des Rechtes gegen das Urteil sprach, das gefällt wurde, ohne daß sich der Angeklagte vertheidigen konnte, Montigny's Tod war beschlossen, nur wagte man es nicht, ihn öffentlich hinzurichten. Don Velasco, Philipps II. Minister, entwarf den Plan des blutigen Dramas und führte es aus im Namen seines Herrn. Im Schlosse und in der Stadt streut man aus, Montigny sei erkrankt, um so jeden Verdacht einzuschläfern. Am 14. October 1570 erschien gegen Abend Alonzo de Orellano, Alcade von Valladolid, in Begleitung des Henkers zu Simancas. Um 10 Uhr wurde dem Gefangenen in Gegenwart des Gouverneurs Eugenio de Peralta das Todesurteil, wie es Alba gefällt, verkündet. Montigny war darauf nicht gefaßt, empfing es aber wie ein Mann. Ein Dominikaner, Fray Hernando del Castillo, bereitete ihn zum letzten Gang. Ein Testament zu machen, wurde Montigny nicht erlaubt; einzelne Bestimmungen mußte er so fassen, als wenn er schwer erkrankt sei und seiner Auflösung entgegensehe. Montigny fügte sich. Zwei Ringe gab er dem Fray Hernando, um dieselben seiner Gattin und seiner Schwiegermutter zukommen zu lassen, und traf auch noch einige andere Bestimmungen. Um ein Uhr in der Nacht vom 15. auf den 16. October erschien der Henker und der edle Floris v. Montmorency wurde, so wollte es Philipp II., wie ein gemeiner Verbrecher in seinem dreiundvierzigsten Jahre durch die Garrote erwürgt. Mit Anbruch des Tages ließ der Gouverneur verkünden, Montigny sei verschieden. In einer Kapuzinerkutte wurde die Leiche in der Kirche ausgesetzt und dem Pfarrer einfach mitgetheilt, Baron v. Montigny sei, wie allbekannt, eines natürlichen Todes gestorben. Nachdem die Identicität der Leiche constatirt war, wurde sie in der Hauptkapelle begraben. Philipps II. mehr als grausame Politik hatte Mittel genug, das Geheimniß der Hinrichtung Montigny's zu bewahren. Alle, die um dasselbe wußten, Priester, Notar, Henker, mußten einen fürchterlichen Eid schwören und wurden mit dem Tod bedroht, falls das mindeste über die Blutthat kund werde. Der Gouverneur des Schlosses von Simancas mußte

zwei Briefe an den König schreiben, in welchen er ausführlich über die Krankheit und den natürlichen Tod des Barons v. Montigny berichtete. Beide Briefe wurden in Madrid und Brüssel in Umlauf gesetzt. Drei Jahrhunderte lang blieb die That verborgen, bis Gachard in den Archiven von Simancas die blutige Wahrheit fand; — eine Greuelthat mehr in der langen Reihe derer, welche das Andenken des spanischen Philipp II. brandmarken.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

⁂ Rudolf Gottschall hat ein neues fünfactiges Drama geschrieben: „Rachab, oder das Mädchen von Magdeburg". Das Trauerspiel „Reginald Armstrong" von Alfred Meißner ist in Berlin und ein dramatisches Gedicht „Paolo Rocca" von Otto Prechtler in Dresden zur ersten Aufführung gekommen. Moritz Heydrich arbeitet in stiller Zurückgezogenheit im Dorfe Loschwitz bei Dresden an einer neuen Tragödie, deren Held König Karl I. von England ist. Auch Wilhelmi, der Verfasser des überall so beifällig aufgenommenen Lustspiels „Einer muß heiraten", hat wieder ein neues mehractiges Lustspiel unter dem Titel „eine schöne Schwester" an die Bühnen versendet. — Kapellmeister Heinrich Dorn in Berlin componirt gegenwärtig eine Oper, zu der er den Text aus den Nibelungen gewählt hat. Concertmeister F. David in Leipzig hat eine komische Oper in drei Acten vollendet; sie heißt „Hans Wacht" und kommt nächsten Monat auf der dortigen Bühne zur Aufführung. In München wurde vor einigen Wochen wieder des Sophokles „Antigone" mit Mendelssohns Musik gegeben. Nächsten Spätherbst kommen sämmtliche drei zum Sagenkreise des Oedipus gehörende Tragödien des Sophokles in dreitägiger Zeitfolge dort zur Aufführung. Franz Lachner hat im Auftrag des Königs Max den „König Oedipus" in Musik gesetzt. Zur zweiten Tragödie „Oedipus in Kolonos" hat bekanntlich Mendelssohn auch die Musik geschrieben. Die Proben zu einer neuen Oper vom Kapellmeister Barbieri: „Nisida, die Perle von Procida", haben in Hamburg bereits begonnen.

Das Königstädtische Theater in Berlin wird jetzt zu Lagern und Läden eingerichtet; einen großen Theil des Inventariums hat die kaiserliche Theaterdirection in Warschau angekauft.

Jenny Lind hat an Lord Ward einen Brief geschrieben, in dem sie verspricht, im nächsten Jahre nach London zu kommen, um in einem Oratorium, das ihr Gatte gegenwärtig componirt, die Hauptpartie zu singen.

Die berühmte Sängerin Stoltz ist am 12. Juni in der Auber'schen „Favoritin" zum erstenmal auf dem italienischen Theater zu Rio de Janeiro aufgetreten. Der Beifallslärm war fabelhaft. Der Kaiser hatte ihr einen Demantschmuck zum Willkommen übersandt.

Der Verfasser der Texte zu den meisten neueren italienischen Opern, Salvatore Cammarano, ist am 17. Juli in Neapel gestorben.

Tabletten.

⁂ Karl Zill, der sich lange in Afrika aufhielt, theilt einige von ihm gemachte interessante Beobachtungen der Thiere mit, die manchen neuen Blick in das Seelenleben der animalischen Welt thun lassen und von denen wir das interessanteste der Resultate wiedergeben. Er erzählt unter anderm: „Eines Abends beim Herabsteigen über eine felsige Berghalde erblickte ich einen großen Geier (Vultur Fulvus), welcher, sich putzend und seine Federn zurechtlegend, auf einem Felsstück saß, und ich konnte mich demselben, von den Unebenheiten des Bodens begünstigt, bis auf dreißig Schritte nähern. Schon hatte ich vorsichtig meine Flinte erhoben, als mich das sonderbarste aller Schauspiele meine Waffe wieder senken ließ. Ein Schakal näherte sich dem Vogel unter drolligen Verbeugungen und Luftsprüngen, legte, als dieser endlich phlegmatisch nach ihm umzuschauen geruhte, die Ohren auf die höflichste Manier rückwärts, fletschte freundlich die weißen Zähne und verneigte sich nochmals mit schiefgehaltenem Kopfe, als wollte er seinem befiederten Freund und Gönner seinen verbindlichsten Dank ausdrücken, daß er heute das Aas nicht ganz aufgefressen, sondern ihm vielmehr gnädig seinen Antheil davon zum Abendschmaus übrig gelassen. Der Geier gab ihm einen scherzhaften Flügelschlag, eine Herablassung, die ihn ermutigte, seine beiden Vordertatzen auf den Sitz des Vogels zu legen und mit seiner Zurückhaltung mit demselben zu schäkern, wie sich etwa ein Untergebner mit seinem Vorgesetzten zu scherzen erlaubt. Bald gab er demselben einen sanften Schlag mit seiner Tatze, bald zog er dessen herabhängende Schwungfedern durch seine Zähne, bald warf er seine beiden Tatzen zugleich empor, als wenn er ihn umhalsen wollte — ein Spiel, das jener sehr behaglich aufnahm und mit lächerlicher Gravität erwiderte. Dabei ließen beide sanfte, knurrende und quiekende Töne vernehmen, die nicht übel einem freundlichen Austausch scherzhafter Worte glichen. Ich war über diese Scene so entzückt, daß ich jeden Mordgedanken aufgab und mich discret zurückzog, um die fernere Unterhaltung der beiden Freunde nicht zu stören. — Was mögen sie wol einander Alles gesagt haben?"

⁂ In einem Bache bei Solopisk in Böhmen haben die großen Wasser, welche im heurigen Frühjahr die Erde an vielen Orten aufwühlten, den oberen Theil des Kopfes eines Nilpferdes zu Tage gebracht. Derselbe ist über ⅔ Ellen lang und zum Theil bereits versteinert. Der interessante Fund wird einstweilen im fürstlich Schwarzenberg'schen Schlosse zu Citolib aufbewahrt.

⁂ Dem deutschen Reisenden Roß fiel die Sitte in den Dörfern der Insel Rhodos auf, daß der Brodvorrat in einem geflochtenen Korbe an einem Strick unter der Decke hängt. Ein ähnlicher Gebrauch findet sich auch in einzelnen Gegenden Deutschlands, und von einem solchen Gebrauch rührt das deutsche Sprüchwort her: „Ich werde dir den Brodkorb höher hängen". So begegnen sich in wunderbarer Weise die Sitten der Völker.

⁂ Es ist bekannt, daß von den beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in den Prager Schloßgraben gestürzten Herren der Geheimschreiber Fabricius von Kaiser Ferdinand unter dem bezeichnenden Namen Herr v. Hohenfall geadelt und zum Rat erhoben wurde; weniger bekannt, daß Martinitz als Jaroslaw Schmeißansky v. Martinitz in den Grafenstand erhoben wurde. Der erste Theil des Kriegs heißt bei den Geschichtschreibern sehr passend die defenestratio Pragensis.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 23. August. Die weiße Frau, Oper in drei Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 202. Dienstag, 24. August **1852.**

„Se! nöjets lampor flämta upp och slockna".

Schwedische Dichtung von J. E. Stagnelius.
Uebertragen von Eduard Ziehen.

Zum besseren Verständniß des nachstehenden Gedichtes, welches tiefe Blicke in den Seelenzustand des genialsten schwedischen Dichters thun läßt, mögen hier folgende Stellen aus einer neuern Geschichte der schwedischen Literatur Platz finden. In derselben heißt es: „Immer physisch leidend und körperlich von der Natur vernachlässigt, fühlte er sich immer und machte sich noch mehr unglücklich durch eine düstre Grübelei, die er geerbt zu haben scheint und von welcher er sich durch eine ausschweifende Lebensweise zu befreien suchte." „Als charakteristisch ist zu bemerken, daß Stagnelius in der großen Mehrzahl seiner trübern Stunden allem, was er schrieb, eine wehmütige allegorische arrière-pensée einschob; es lag ein für allemal in seiner ganzen Weltanschauung eine Disharmonie, die sich vergebens unter der Harmonie der Sprache zu verbergen sucht, und die sich meistentheils durch einen Ausbruch einer desto überreiztern Sinnlichkeit rächt, wie auch seine übersinnliche Sehnsucht sonst eine fast trappistische Unterjochung alles dessen in sich trägt, was bei uns armen Menschen sinnlich ist." In keines Dichters Schöpfungen finden sich wol so grelle Contraste als in den Werken von J. E. Stagnelius.

Anm. d. Uebers.

* * *

Der Freude Lampen zuckend nun verlöschen
Wie Sterne, wenn der Morgenröte Blicke
Im Osten glüh'n. Die Wirklichkeit erhellt
Mit klarer Fackel rings die Dämmrung mir.
Ich sehe nur die Spur vergangner Freuden,
Nur Schatten vor'ger Tage, welche gaukeln
Wie Irrlichtscheine um Begräbnißstätten.
Der Freude Becher ist geleert. Zerstreut,
Verblichen, weil seh' ich die Kränze liegen,
Die ich im duft'gen Haine holder Dichtung
In heil'ger Ruh' einst mit den Musen wand,
Zertrümmert liegt der Liebe Lautenspiel.
Vergebens ruf' ich weinend mir zurück
Die jungen Hoffnungen, die goldnen Träume,
Die einst im lichten Fackeltanz umschwebten
Beim Saitenklang der Freude Hochaltar.
In Wolkenräumen seh' ich sie verschwinden,
Wie Tauben, die beim Feuerschuß des Jägers
Auf Silberschwingen in die Lüfte steigen,
Wie Rosenträume von verschwundnen Tagen,
Die flieh'n beim ersten Purpurschein im Ost
Von des Gefangnen Haupt in Kerkernacht.
Ich bin allein. Der düstre Geist der Reue
Mit thränenüberströmtem bleichen Antlitz
Hält bei mir Wacht, und der Erinnrung Schwäne
Im Abendglanze Klagelieder singen
Am fernen Strand des Zeitenoceans.

Wo bist du, o erträumte goldne Zukunft?
Wie grauer Nebel bei des Mondes Schein,
Der regungslos auf kahler Herbstflur ruht,
Liegst du vor meinem Blick, ein wüstes Chaos.
Nicht hat die Erde mir mehr Freud' zu bieten,
Nicht dämmert mir im Schoos der Zeit Erlösung,
Vergebens leeren hundert Lenze wieder
Vor meinen Füßen ihre Rosenkörbe,
Des Glückes Blumen blüh'n nicht mehr für mich.
Und weckten gleich zahllose Morgensonnen
Aus Nacht und Dunkel meine müden Sinne,
Und würden gleich zahllose lange Jahre
Verliehen mir: — so wird doch nimmermehr
Der Freude schöne Götterfrucht mir winken
In reifer Pracht in goldnem Sonnenglanz.
Doch bald steigt aus dem Meer die Todeswolke,
Von Donner schwer, von schwarzem Sturm gesagt:
Ein Zaubersinger schreibt mein Todesurteil,
Wie an die Mauer bei Belsazars Mahle,
Auf blauen Himmelsvorhang, und es rufen
Aus dunkler Erdentiefe dumpfe Sänge
Mich fort vom Sonnenlicht zur Welt der Schatten.
O! eh' ich stumm und schaudernd niedersteige
Hinab ins stille Thal der Ewigkeit,
Wo können meine Reuezähren strömen?
Wo find' ich, ach! des Friedenstempels Eingang,
Wo aller ird'schen Lieb' ich werd' entkleidet?
Wer zeiget mir die klare Silberquelle,
Die abwäscht alle Flecken meiner Seele,
Daß kühnen Flugs sie schweben kann zu Gott?
Wer naht dort in der Nacht in weißem Kleid
So still? Der Genius des Gebetes naht
Und reicht mir seine Lilienhand und leitet
Zum düstern Paradies des Kreuzes mich.
Nicht schnäbeln Cypria's Tauben sich im Haine
Der hohen Palmen, Cedern und Cypressen,
Die den Versöhnungshügel lind umrauschen;
Die Nachtigall nur klagt beim heil'gen Licht
Des Mondes leise ihren Göttertraum.
Gekrönt mit bleichen Sternen hebt sich singend
Das Kreuz empor gen Himmel durch die Nacht
Und breitet Schatten liebereicher Schwingen
Vom Land des Aufgangs bis zum Niedergang.

Anbetend wandern Gottes Engelschaaren
Hoch auf dem Hügel glänzend von Rubinen,
An dessen Fuße Purpurbäche rauschen,
Wo ihren Durst die Seelen ewig löschen.
Nicht dringt der Welt Gebraus in diese Haine,
Aus eitlen Sphären lenket keiner irrend
Dorthin den Schritt. Der Wüstenpilgrim nur
Sinkt nieder dort, das Morgenrot zu grüßen.
Hier will auch ich mit heiligen Gesängen
Entzückt die dunkle Stund' der Nacht verscheuchen.
O flüstre, Harfe! leise durch die Nacht
Des Herzens Qualen und des Herzens Hoffnung!

Aus der sächsischen Schweiz.

Mitgetheilt von ***n.

(Fortsetzung.)

In der Frühe des folgenden Morgens wanderte ich über Rathewalde dem Städtchen Hohnstein zu, welches mit seinem alten Schlosse einsam in dem romantischen Polenzthale liegt. Einen seltsamen Anblick gewährt der zwischen Rathewalde und Hohnstein schroff aus dem Grunde emporsteigende, ganz isolirt dastehende zweihundert Fuß hohe Hockstein, dessen Plateau mit dem gegenüberliegenden Berge durch eine Brücke verbunden ist. In dieser gewaltigen, thurmartigen Felsmasse befindet sich eine schmale, ungefähr zwei Fuß breite Spalte, welche einen treppenförmigen Gang bildet, durch den man in die seitwärts gelegene wilde Schlucht — die Wolfsschlucht genannt — hinabsteigen kann. So schauerlich, öde und unheimlich diese letztere von dem Gipfel des Hocksteins anzuschauen ist, so anmutig und friedlich erscheint das Städtchen Hohnstein mit seinen Umgebungen. Beide Ufer des Polenzbaches sind von schönen lichtgrünen Wiesen eingeschlossen; zwischen Bäumen und Gebüsch versteckt rauscht eine einsame Mühle und der Abhang des Berges, auf dem die Häuser in malerischen Gruppirungen erbaut sind, ist mit Gärten und Feldern bedeckt. Hoch über Thal und Stadt aber erhebt sich auf steilem, zerrissenem Felsen das alte Schloß mit seinen Mauern und Thürmen, hier und da mit grünen Sträuchern und wuchernden Epheuranken bekleidet.

Von diesem einsamen Thale wandte ich mich nach dem Mittelpunkte der sächsischen Schweiz, dem allbekannten Badeorte Schandau am Kirnitzschfluße, welcher hier in die Elbe mündet. In dem von hübschen Anlagen umgebenen Gasthause des Bades Schandau, welches eine Viertelstunde oberhalb der Stadt am Fuße waldiger Höhen im Kirnitzschthale liegt, traf ich mit einem alten polnischen Grafen und seinem Begleiter zusammen, die im Gasthofe zu Dresden meine Zimmernachbarn gewesen waren. Da sie von Schandau aus dieselben Orte besuchen wollten wie ich, so machten wir gemeinschaftliche Sache und brachen nach einer mehrstündigen Rast nach der Haidemühle im obern Kirnitzschthal auf. Der Weg dorthin ist überreich an romantischen Schönheiten. Oft ist das Thal so eng, daß der Fluß und die Landstraße die ganze Breite desselben ausfüllen, manchmal treten aber die schroffen Felswände weiter auseinander und lassen Raum für liebliche Wiesengründe, durch welche sich die klare Kirnitzsch unter Erlen und Weiden hinschlängelt. Bei dem Wildenstein, einer malerischen Felsengruppe, stürzt sich in einer engen Schlucht ein kleiner Bach herab und bildet den sogenannten Lichtenhainer Wasserfall. Um die Stärke desselben zu erhöhen, wird das Wasser durch Schleusen zusammengehalten und bei der Annäherung von Reisenden plötzlich entfesselt, welche dann für diesen „potenzirten Fall" dem in der Haidemühle wohnenden Fluteubändigee eine Vergütung zu reichen haben.

Die vielen Esel und Tragsessel, Eselireiber und Sesselträger, welche sich bei der Mühle aufgepflanzt hatten, stachen dem alten Grafen so in die Augen, daß er sich einen Tragsessel und zwei handfeste Bursche mietete und zwar für den ganzen noch übrigen Tag. Seine Vorliebe „für die Reisung in Masse", wie er sich ausdrückte, und der gegen achtzehnhundert Fuß über dem Meer liegende Winterberg, dessen Ersteigung für Leute von siebenzig Jahren allerdings kein Kinderspiel ist, hatten ihn zu diesem ziemlich kostbaren Entschluß bewogen.

Durch einen wunderschönen kühlen Hochwald stiegen wir nun langsam empor, der tief im Gebirg liegenden Höhe zu, auf deren Gipfel sich der sogenannte „Kuhstall" befindet, ein von ungeheueren Felsblöcken gebildetes, zwanzig Fuß hohes und dreißig Fuß breites Thor, welches man seiner Tiefe wegen eher eine Felsenhalle nennen könnte. Die Bezeichnung „Kuhstall" soll dies Gewölbe erhalten haben, weil die Bewohner des Elbthales zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs ihre Heerden vor den räuberischen Söldnerhorden hier in Sicherheit brachten. Wie bei dem Hockstein führt auch hier ein in einer schmalen Felsenspalte befindlicher Stufengang auf die Spitze des mächtigen Gewölbes, von welchem man einen waldigen Thalkessel, den sogenannten Habichtgrund, überschaut, der so mit Bäumen und Sträuchern bewachsen ist, daß man beim ersten Blick eine weite grüne Waldwiese zu seinen Füßen zu sehen glaubt. Außer dem ebenerwähnten Stufengang gibt es noch mehre seltsam gestaltete Höhlen und Klüfte in der riesigen Felsmasse, welche den Kuhstall bildet. So ward uns von unsern Führern noch ein „Schneiderloch", eine „Räuberhöhle" und ein gewundener enger Gang gezeigt, welcher der vielfachen Windungen wegen die seltsame Benennung: die „krumme Karoline" erhalten hat.

Als wir den steilen Pfad, der vom Kuhstall in den Habichtgrund führt, hinabschritten, sauste plötzlich ganz in unserer Nähe ein schlankes Reh durch das Gebüsch und eilte in schnellem Lauf dem nahen Hochwald zu, der die Abhänge des Winterberges bedeckt. — 'S muß doch ä greßres Thier gewäsen sein, dos den Kurfirsten durt uf'm Berg aangegriffen hot, sagte unser Führer, dem leichtfüßigen Reh nachschauend; mit sulch 'em Dingelchen wird' er schu' fertig g'worden sein! — Da unsere Kenntnisse in der sächsischen Specialgeschichte sich nicht auf die Jagdbegebenheiten seiner Herrscher erstreckten, so erbaten wir uns eine nähere Erklärung dieser Anspielung. Da erzählte jener uns denn mit vieler Weitschweifigkeit, wie der Kurfürst August der Erste eines Tages im Habichtgrunde einen Hirsch gehetzt habe, in dem Eifer der Verfolgung aber ganz von seinem Gefolge abgekommen sei. Auf der Höhe des kleinen Winterberges habe sich das geängstigte, wütende Thier plötzlich gegen ihn gekehrt und ihm dermaßen zugesetzt, daß er in die größte Lebensgefahr geraten sei. Durch einen glücklichen Schuß habe er sich indessen im Augenblicke der höchsten Not gerettet. — An der Stelle, wo sich dieser Vorfall ereignet hat, sieht man noch ein kleines Häuschen, das Winterhaus genannt, an dessen Mauer eine deutsche und lateinische Inschrift Kunde von diesem Jagdabenteuer geben.

Allzu viel Arbeit hatten unsere beiden Führer und Träger eben nicht, denn der alte Graf legte den größten Theil des Weges zu Fuße zurück und obendrein den steilsten und beschwerlichsten. „Es wird die Leut' stark sauer, so steil 'inauf die Berg mit mir zu gehen", meinte er. Selbst den wiederholten Aufforderungen der letzteren, sich doch nur getrost in den Sessel zu setzen, sie seien das Tragen gewohnt, leistete er keine Folge; nur da, wo der Pfad ganz in der Ebene fortlief, nahm er die Kräfte der stämmigen Bergbewohner in Anspruch.

Der große Winterberg, dessen Gipfel sich 1780 Fuß über die Meeresfläche erhebt, ist in geognostischer Hinsicht merkwürdig. Während alle übrigen Berge und Felsen der sächsischen Schweiz aus Sandstein, Gneis oder Granit bestehen, ist die Spitze des genannten Berges reiner Basalt, welche Erscheinung vermuten läßt, daß der Winterberg einst ein Vulkan gewesen sein muß. Auch die kegelförmige Gestalt desselben deutet darauf hin.

Auf dem eben nicht umfangreichen Plateau ist ein geschmackvolles Gasthaus erbaut, von dessen Belvedere man eine entzückende Aussicht genießt. Eine Fläche von mehr als vierzig Quadratmeilen liegt vor dem Auge da. Gegen Norden überschaut man einen bedeutenden Theil des Königreichs Sachsen und namentlich das ganze Gebirgsland der unteren sächsischen Schweiz, durch welches sich der klare Elbstrom in mannigfachen Windungen hindurchschlängelt; gegen Westen das dunkelgrüne Erzgebirg und gegen Osten das Hügelland der Lausitz und die blauen Höhen des Riesengebirges. Der Blick gegen Süden in das schöne Böhmerland hat einen ganz besonderen Reiz. Man sieht in einen weiten, von dem Riesengebirg, dem Mittel- und Erzgebirge gebildeten Thalkessel hinein, aus dem sich wieder einzelne dufthehauchte Bergesgipfel, wie der Schneeberg und der Rosenberg, erheben. Es ist der Leitmeritzer Kreis, das sogenannte böhmische Paradies, eine außerordentlich korn- und weinreiche Gegend. Während man von andern hohen Punkten aus gewöhnlich eine Menge von Städten, Städtchen und Dörfern erblickt, gewahrt man von dem Winterberg nur hier und da einen kleinen Ort oder ein einsames Waldschloß — alles hat den Charakter des Einsamen und Stillen.

Drunten im großen Saal aber ging es desto fröhlicher her. Da klangen böhmische und englische, ungarische und deutsche, französische und italienische Laute lustig durcheinander und feuriger Ungar- und Böhmerwein funkelte in den großen geschliffenen Kristallgläsern und steigerte die Freude der Zechenden von Minute zu Minute.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Denkmal Schillers.

Von Adolf Stahr. *

Rudolstadt, im August 1852.

A Jove principium! Von Jupiter der Anfang!

Mit wem könnte ich auch wol meine harmlosen Tagebuchplaudereien aus diesem kleinen weltabgeschiedenen Städtchen und seiner waldgrünen Einsamkeit füglicher beginnen, als mit dem Namen des Dichters, dessen Gedächtniß der historische Glanzpunkt ist für die Rudolstädter Vergangenheit. Schiller hat ein halbes Jahr in Rudolstadt gelebt und dies halbe Jahr war vielleicht das glücklichste seines Lebens, denn es war die Blütezeit seiner Liebe.

Ein halbes Stündchen oberhalb Rudolstadt liegt hart am Ufer der emsig vorbeistrudelnden Saale das Dörfchen Volkstädt. Die Chaussee, welche durch dasselbe nach Saalfeld führt, geht bei ihrem Eintritt in das Dorf dicht vorbei an einem weißgetünchten unscheinbaren Hause, hinter welchem eine schlanke Pappel in die Luft ragt. In dem oberen Stock dieses Hauses wohnte Schiller vom Mai bis zum Herbst des Jahres 1788. Lottchen v. Lengefeld und ihre Schwester hatten für den Freund diese einsam abgelegene Wohnung gemietet. Durch den hochschattigen Baumgang am Saalufer gingen sie ihm alltäglich entgegen, wenn er abends seine dörfliche Einsamkeit und seine Studien „der niederländischen Rebellion" verließ, um bei den geliebten Freundinnen Erholung zu suchen von der angestrengten Tagesarbeit. Ein Waldwässerlein, der Saalbach genannt, das in seinem tiefen Rinnsale dem nahen Flusse zueilt, war die Grenze, wo sie ihn erwarteten; und noch fast ein halbes Jahrhundert später verschönte das Andenken an diese Tage, „wo sie im Schimmer der Abendröte die Gestalt des geliebten Freundes auf sich zukommen sahen", das einsame, schwergeprüfte Alter Karolinens von Wolzogen, der letzten Ueberlebenden aus jener Zeit.

Gestern besuchte ich das Haus. Es ist noch im Besitze derselben Familie, bei welcher Schiller vor nun vierundsechzig Jahren Wohnung und Kost während seines Sommeraufenthaltes fand. Die Enkel, welche es jetzt bewohnen, halten die Zimmer gebührend in Ehren, welche der Genius geweiht hat. Man steigt eine schmale saubere Treppe hinan und tritt durch ein kleines Vorsälchen in ein behaglich breites, vierfenstriges Eckzimmer, das Arbeitszimmer Schillers; nebenan ist ein kleines Schlafzimmer. Die Räume werden jetzt von der jungen Schwester des Besitzers bewohnt. Darum lag über dem Ganzen jener Zauberhauch der Unschuld und des Friedens, von dem sich Faust umwittert fühlt beim ersten Eintritt in Gretchens Wohngemach. Auf einem Eckschrank stand die lebensgroße Büste Schillers, an der grün tapezirten Wand hing sein Porträt in Kupferstich. Die Möbeln und Geräte waren neu, — und doch war über dem Ganzen ein Etwas verbreitet, was neben der Benutzung, die durch das Bedürfniß geboten, zugleich den Cultus hindurchfühlen ließ, der diesem geheiligten Raume gezollt wird. Zwei Fenster des Wohnzimmers gehen auf den reinlichen Hof, aus dem eine schlanke Pappel emporsteigt. Die beiden andern, nach Osten gelegenen, gewähren den Ausblick, an der gegenüberliegenden kleinen Dorfkirche vorbei, nach den waldbegrenzten Felsenhöhen des rechten Saalufers. Grade gegenüber dem Hause krönt ein dichter Eichenhain eine etwas vorspringende, nach dem Flusse zu steil abfallende Anhöhe, welche die Tradition als einen Lieblingspunkt für die Spaziergänge des Dichters bezeichnet. Sie führt jetzt den Namen „Schillershöhe".

Als wir sie das erstemal aufsuchten, nahmen wir unsern Weg über das Rudolstadt gegenüberliegende Dörfchen Cumbach, dessen breithingelagerte fürstliche Orangerie uns freundlich über den Strom entgegenschimmerte. Wir erstiegen die Uferhöhen und streiften durch Tannenwäldchen und Kornfelder überall an den wald- und buschbewachsenen Abhängen wol stundenlang umher, ohne den uns bezeichneten Punkt finden zu können, auf dem ein „Denkmal" Schillers errichtet sein sollte. Endlich gelangten wir an eine Stelle, wo sich die „Spuren ordnender Menschenhand" in einem auf und ab von künstlich angelegten Wegen und Steigen, Treppen und Terrassen mit Geländern von unbehauenen Fichtenstämmen kund gaben. Vorbei an einem mit Rinde bekleideten Lusthäuschen führte endlich das mäandrisch verschlungene Hin und Her der Pfade, zu einer Art von waldumkränzter und dadurch den Blicken entzogener Plattform, mit Ruhesitzen versehen. Und hier bot sich uns ein lieblich überraschender Anblick.

An der Felsenwand des etwa zimmergroßen Platzes war einige Fuß über Manneshöhe in den bräunlich gelben Sandstein eine breite Nische ausgehauen, über welche sich weit vorspringend ein Felsstück horizontaler Lage als natürliches Schutzdach hinstreckte. Auf dem so halb durch Natur, halb durch Kunst gebildeten Altar, rings umgeben von Eichen und Buschwerk aller Art stand die Danneckersche Kolossalbüste Schillers in Erzguß, deren grünlich graue Farbe in schönster Harmonie sich der Farbe des umgebenden Gesteins vereinte. Eine Lyra, von goldenen Sternen gebildet, schimmerte zu Häupten der Büste von der

* Aus der Nationalzeitung.

Stirn des vorspringenden Felsendachs der Nische. An der Wand des tragenden Altars sah man in Stein gehauen die Inschrift:

SCHILLER
1788.

von drei Sternen umgeben. Darunter eine Erztafel mit einer Inschrift. Aber vollendet wurde das liebliche Bild dieses Erinnerungsmales in der Einsamkeit dieser grünen weltabgeschiedenen Bergeshöhe durch eine überaus anmutige Erscheinung. Denn neben der kolossalen Büste, den rechten Arm um das gewaltige Haupt gelegt, stand die schlanke Gestalt eines jungen, kaum sechzehnjährigen Mädchens, das überrascht und hoch errötend auf uns niederblickte. Ein frischer Kranz von Feldblumen, der die Stirn des göttlichen Hauptes schmückte, zeigte uns, daß wir sie soeben in dem reinsten aller Opfer überrascht hatten. Zwei Gefährtinnen, fast ebenso verlegen, standen auf der Plateform. Es war ein höchst anmutiger Anblick. Das graue schmucklose Gewand des jungfräulichen Kindes, die wie eine Priesterin des Geniuscultus vor uns stand, ging so schön zusammen, wie die Maler sagen, mit der Farbe des Steins und des Denkmals. Die Abendsonne leuchtete von den gegenüberliegenden Bergen herüber durch das Eichengrün und warf ihre goldenen Streiflichter über das stolze und doch so ruhigmilde Antlitz des göttlichen Sängers der „Würde der Frauen", dem hier von den Herzen und Händen der von ihm Gefeierten ein so liebliches Weihegeschenk der Verehrung gebracht wurde. Fast schien es, als verkläre ein Lächeln des Wolgefallens die edlen Züge des Erzbildes, das in dieser Gruppe von wundersamem Zauber belebt erschien. Kein lautes Wort unterbrach die Stille des ersten Eindrucks. Dann half ich der Kleinen herab von ihrem hohen Standorte, den sie mit der Behendigkeit einer Gazelle erklettert haben mußte. Denn kaum merkbare Stützpunkte bieten sich an der scharfbehauenen schroffen Steinwand dar für ein solches Erklimmen, das ich beim Versuch noch schwieriger fand, als ich es mir vorgestellt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** Der Hund Munito, welcher vor einigen zwanzig Jahren als geschickter Domino- und Kartenspieler alle Welt in Erstaunen versetzte, wird gegenwärtig durch einen Vierfüßler anderer Gattung übertroffen. Es ist eine prächtige schwarze Katze, welche einem ausgezeichneten Orchestermitglied der großen Oper in Paris angehört. Der letztere fand sie vor ungefähr einem Jahr in seinem Zimmer vor, wohin sie durch ein Balkonfenster gelangt war. Statt sie ohne Mitleid wegzujagen, gab er ihr Futter und hielt sie an sich, angezogen durch die Schönheit ihrer Haut und die Liebenswürdigkeit ihrer Schmeicheleien. Der Musiker übte sich täglich auf seinem Instrument. Gar bald bemerkte er, daß seine Katze, welcher er den Namen Galoubet beigelegt hatte, seine Uebungen mit eigentümlichen Tönen begleitete. Eingedenk der Intelligenz des Hundes Munito, sagte er sich: weshalb sollte eine Katze weniger können als ein Hund? Von dieser Idee ausgehend, gelang es ihm nach sechsmonatlicher Arbeit, der Katze zwei oder drei Tonleitern einzuprägen, welche dieselbe aufrecht stehend singen konnte. Durch diesen Erfolg angespornt, lehrte er seinen Freund zwei Romanzen: „Ah! vous dirai-je, maman (eine Favoritpiece der Sonntag) und „Au clair de la lune". Galoubet, welche täglich zwei Stunden studirte, miaute diese beiden Stücke bald ganz vortrefflich. Diese Fortschritte genügten unserm Musiker noch nicht, er brachte es sogar nach angestrengter Arbeit dahin, daß Galoubet die Romanze aus der „Favoritin": „Engel so rein" mit fast unfehlbarer Genauigkeit miaut, wobei sie bei den gefühlvollsten Passagen die Augen verdreht und die rechte Pfote auf das Herz legt. Das alles hatte der Musiker und sein Lehrling im tiefsten Geheimniß vollbracht. Neulich nun lud der Meister seine Collegen aus dem Orchester zu einem Thee ein. Du hast eine allerliebste Katze, sagte der Eine. — O, sie ist auch klug und originell. — Er nahm sein Instrument und präludirte. Nach dem Ritornell begann die Katze, welche die Pausen genau beobachtet hatte, ihre Arie zum größten Erstaunen der andern Musiker, welche Wunder schrieen. Nachdem Galoubet sein ganzes Repertoir miaut hatte, legte sie sich gemächlich auf ihr Lager. Wie es heißt, wird Lehrer und Schülerin eine Kunstreise unternehmen.

*** Ein ziemlich mysteriöser Skandalproceß kam am 13. August in London vor dem Polizeigerichte zur vorläufigen Verhandlung. Lord Viscount Frankfort de Montmorency, gemeinhin Lord Frankfort genannt, ist eines schändlichen Pasquills auf Lord Henry Lennor bezüchtigt. Seit längerer Zeit verbreitete er unter einem hohen Adel und achtbaren Publikum Circulare im Namen von Lord Lennor und sechs andern Personen, worin er dieselben als — Kuppler ihre gefälligen Dienste anbieten ließ. Den vornehmsten Damen Londons wurden diese schmutzigen Annoncen per Stadtpost zugeschickt. Dem wahren Verfasser kam die Polizei auf die Spur, indem sie der Magd von Lord Frankfort auspaßte und sie auf der That ertappte, als sie eben 59 jener Pasquille auf die Post warf. Das Motiv des Angeklagten kann kaum etwas anderes als Rachsucht sein. Lord Frankfort, der sich wie ein Geistlicher kleidet und gestern beim Verhör sehr gleichgültig that, wurde gehalten, 500 Pfund Sterling Bürgschaft für sein Erscheinen vor Gericht am Dienstag zu stellen. Auf der Zeugenbank saßen sehr viele Adelige, darunter Lord Arthur Lennor uud der Prinz Edward von Sachsen-Weimar.

*** In Zsambek, nicht weit von Ofen, ist kürzlich eine seltsame Hochzeit gefeiert worden. Der Bräutigam, Stephan Széchey, ist 1752 geboren und somit nrtto 100 Jahre alt. Noch vor kurzem bediente er sich eines Stockes, seit er aber seinem achtzigjährigen Sohne die überraschende Nachricht von seiner Vermälung (die Braut zählt 30 Jahre) überbrachte, legte er den stützenden Stab bei Seite. Am gleichen Tage wurden in Zsambek drei goldene Hochzeiten gefeiert, wobei der bemerkenswerthe Fall vorkam, daß zwei der Bräute Schwestern sind.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 24. August. Herr Hampelmann sucht ein Logis, Localposse in fünf Bildern. — Vorher: Das Versprechen hinterm Herd, in einem Act.

Mittwoch, den 25. August. (Zum erstenmal wiederholt) König Wein, oder: „Rheinwein, Tokayer, Champagner, Portwein", komisches Charakterbild mit Gesang in vier Abtheilungen, nebst einem Vorspiel: „Im Reich der Weine", von Krüger. Musik von Stiegmann. — Das am Schluß vorkommende Tableau ist durch gefällige Anordnung und Mitwirkung des Herrn Professor Adolf Schrödter aufgestellt. Die dazu gehörige Schlußdecoration ist von dem Theatermaler Herrn Hoffmann neu angefertigt.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N° 203. Mittwoch, **25. August 1852.**

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Müller. *

Was es nur heute beim Waldwirt geben mag? Da ist ein Singen und Jauchzen und Gläserklingen, als wenn Hochzeit gehalten würde; ist heut doch nicht Dienstag. Nun ja die Fortgeher finds oder besser gesagt die Heimkehrer; denn heute kommen sie aus der Schweiz in die liebe Heimat zurück, die Säcke voll Batzen und Thalern. Drum ist auch der Wirt so gefällig und munter, die blanken Münzen heimelen ihm gar zu sehr, was ihm in unserer Zeit nicht zu verargen ist, wo man die Tyroler lieber mit Versprechungen und mit Schein als mit Worthalten und Wirklichkeit abspeist. Die Kellnerin hat vollauf zu laufen; da heißts: Grete, schenk ein, dort ist die Bouteille leer; der eine nimmt sie unter den Arm, schwingt sie in die Höh und gibt ihr einen Schnalzer, daß es patscht, als hätte man mit der Hand ins Wasser geschlagen; lautes Gelächter; Grete reißt aus und ist im Augenblick wieder da; man stichelt und spöttelt, aber 's Mädel ist nicht blöde und theilt Schnallen aus nach Noten. Heisa ist das ein Leben! Was nur dem einen dort hinterm Hangtische fehlen mag, daß er so still dasitzt, als wäre er von Lehm und könnte nicht fünfe zählen. Der Waldeler setzt sich zu ihm und stopft die Pfeife an. Martli, Martli, wie hat's dusse gschlaunt? fragte er, ihm auf die Achsel klopfend. — Muß gut sein, war die Antwort, bin schon zufrieden. — Nun denn lustig gemacht, es dauert ja ein rundes Jahr, bis ihr wieder heimkehrt, und wer weiß, ob so glücklich, wenigstens nicht mehr so jung. — Martli steht auf: Grete, eine Maß und einen Tropfen 'nen Süßen drin. — So ists recht, lächelt der Wirt, du wirst doch nicht der alte Knicker werden, wie dein Vater. — Martli schaute ihn verwundert an und hatte nichts zu antworten. — Ich versteh dich schon, fuhr der Alte fort, heut ist's so und morgen ist es wieder anders; fahr' nur so fort, dein Vater ist schon recht, er war vorigen Sonntag da mit dem Zins und hat auch ein Schöppli getrunken. Grete, potzsapperment, tummle dich. — Die Maurer hatten sie umstellt wie ein neues Haus mit ihren Gerüsten, das Potzsapperment des Alten aber machte Bahn — er wird auch alle Tag älter, ich fürcht', ich fürcht', es ist bald aus; von den Jungen sterben viel und wir Alten alle, Gott geb ihm noch langes Leben, er ist ein guter Mann. — Da Martli, nimm, rief Grete. — Martli nahm Grete die Flasche aus der Hand, hob sie in das Licht; Ihr vertraut mir doch die Flasche bis Sonntag? — Mit sammt dem Weine, lächelte der Waldeler. — Was ich zahlen kann, zahl' ich gern, wir stehen schon doch auf Eurer Tafel genug. — Thut nichts, ist gut aufgehoben; wenn man auf etwas ansteht, Ihr kennt mich ja. — Martli zahlte, schob die Flasche sorgsam wie einen Schatz in die Juppentasche, warf den Ranzel über die Achsel und dem guten Wirt dankend, schlich er sich zur Thür hinaus. Nun haben wir den Lehmsieder vom Halse, riefen die andern; es ist, als wenn's einem die Kehle zuschnürte, wenn man diesen lahmen Kerl sieht. Hellauf, Wein her! da sind Thaler, Waldeler. — Waldeler lächelte auf die blanken Thaler, die sie auf den Tisch hinein schlugen, daß sie klingelten; aber die Burschen selbst gefielen ihm eigentlich doch nicht, indessen dachte er sich sein Theil und ließ sie gebaren, obwol er ihnen mit einem Wort hätte das Maul stillen können. Denn die meisten gehörten grade nicht zu den reichsten und hatten mehr Schulden als ein Bettler Flöhe. Im Frühjahr, dachte er, da sind sie schon stiller. Jetzt heißt es: noch eine Bouteille, zu Lichtmeß: à Schöppli; um Jörge: eine Rolle Tabak und ich will sie zahlen, wenn ich heim komme.

Nun wollen wir aber diese Burschen zechen lassen und uns um Martli wieder umsehen. Der eilt, als hätte er etwas perirt. Ein flinker, stämmiger Bursche mit breiten Schultern und fester, gewölbter Brust. Die Locken fallen ihm blond über den Nacken herab, während die hohe Stirne frei und offen erglänzt. Zwei Augen wie des Adlers so scharf und die etwas gekrümmte Nase paßt trefflich zum Ganzen. Unverdorbenheit und Güte spricht aus allen Zügen, ein kreuzbraver Kerl!

Nun aber werden die Leser doch wissen wollen, wer denn dieser Martli eigentlich ist. Ich kann aber auch nicht mehr sagen, als daß es des Stöffa's Martli ist. Und dieser Stöffa ist ein Bauer auf Valgenair und hat ein kleines Gütchen zu drei Zeitrindern und zwei Kälbern nebst einigem Kleinvieh und davon ist er noch die Hälfte dem Waldeler schuldig. Doch durch Fleiß und Arbeitsamkeit hatte er sich und seine kleine Familie erhalten, bis der Martli fortgehen konnte, und jetzt kann der Vater schon etwas nachlassen. Der Bue bringt alle Jahr einen schönen Kreuzer zum Zinsen und er und die Lena, die einzige Tochter, bearbeiten das Gütchen. Nur seit dem Brennen im Burgfried haben sie eine Base angenommen, vom Narren-Thomele die Tochter, weil ihr Gut und ganze Habe in Feuer aufgegangen war. Sie heißt Christili, ein gutes, arbeitsames Mädle. Sie lebten friedlich und zufrieden. Grade sitzen die drei am Kamine. Christili spinnt, Lena schürt, und der Alte mit dem Klemmspiegel auf der Nase und das tuifelstarkene Kappli auf dem Kopfe liest eine Legende von Vogl und macht scharfe Bemerkungen, denn er gehört zu der Gattung der Bibelstecher. Mach die Lade zu, Christili, sagt Lena, der Nachbarbue guckt sich sonst die Augen aus, was nur der jetzt immer, seit du da bist, zu fensterlen hat. Klapp! und die Lade ist zu. Da haben sie sich aber verrechnet, denn es ist Martli gewesen; wir sind vorangeeilt, obwol er auch nicht stehen geblieben ist. Es drängte ihn so mächtig in das liebe Stübchen zu kommen, den Vater zu grüßen, zu küssen, und vor allem die blanken Thaler ihm auf den Tisch

* Dem Innsbrucker „Phönix" entlehnt. — Valgenair ist ein Gehöfte auf einem Berg am Eingang ins Patznaun im Oberinnthale.

zu leeren; sie wurden ihm so schwer, er konnte sie nicht mehr länger ertragen. Doch hielt er an sich, als er die Schwelle betrat und Licht auf dem vor dem Fenster stehenden Tannenbaume bemerkte. Er mäuselte hin und sah die drei Guten gemütlich beisammen sitzen, wie vor Jahren, wo noch die Mutter lebte. Die fiel ihm jetzt ein, das Herz klopfte ihm laut und doppelte Rührung bewegte sein Inneres. Er wäre noch länger in dieser Rührung dagestanden, wenn man ihm nicht die Lade vor der Nase zugeschlagen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der sächsischen Schweiz.

Mitgetheilt von ***n.

(Fortsetzung.)

Hier an der böhmischen Grenze beginnt der Luxus mit den prächtigen Glaswaaren. Da mag man in die geringste Kneipe kommen und irgend ein Getränk fordern — es wird einem stets in dem schönsten Kristallgefäß gereicht. Die böhmischen Gläser sind so berühmt, namentlich die in Steinschönau, Haida und Neuwelt geschliffenen, daß jährlich ganze Schiffsladungen nach Amerika, Asien und Aegypten gehen.

Das Prebischthor liegt von dem großen Winterberg etwa eine Stunde entfernt. Der Weg dahin ist höchst eigentümlich — wenigstens der, welchen unsere Führer mit uns einschlugen. Zuerst kamen wir in einen düstern Tannenwald, dessen Stille fast unheimlich abstach gegen das laute, fröhliche Treiben in dem Winterberghause. Als wir die böhmische Grenze erreicht hatten, verließen wir die breite Fahrstraße, auf der wir eine zeitlang dahingegangen waren, und wandten uns auf einem schmalen Pfad dem Hochwald zu. Eine Viertelstunde mochten wir etwa so durch die kühlen Laubhallen dahingeschritten sein, da öffnete sich plötzlich der Forst und wir standen staunend vor einer weiten, öden Haide, auf der nur hier und da ein Strauch oder ein einsamer Baum zu erblicken war. Das ist die große Fläche, wo der ungeheure Waldbrand vor mehren Jahren gewütet hat, sagte einer unserer Führer. Er erzählte uns dann mit großer Lebendigkeit Anfang, Verlauf und Ende des großen Brandes und beklagte mit kummervoller Miene die vielen wunderschönen uralten Stämme, welche auf diese Weise in wenigen Tagen so nutzlos vernichtet worden seien.

Die kahle Einöde inmitten der prächtigen grünen Wälder ringsumher war ein trauriger Anblick. Die Sonne brannte heiß hernieder und ihre Stralen prallten glühend von dem Sand der versengten Haide zurück. Hier und da lag ein riesiger grauer Felsblock oder ragte ein halbzerbrochener dürrer Baum zum Himmel empor — hinter uns aber rauschten die schattigen dunkeln Hochwälder und vor uns in der Ferne glänzten die blauen Höhen und die lieblichen Thäler des Böhmerlandes.

Als wir noch so langsam im Sonnenbrand durch die öde Haide dahinschritten, hörten wir plötzlich ganz in unserer Nähe lustige Geigen- und Clarinettenklänge. Wir schauten uns nach allen Seiten um, konnten aber die Spieler nirgends entdecken. Unser Führer deutete stillschweigend auf ein großes Felsstück hin, welches vor uns in einem tiefen Grunde lag. Noch einige Schritte und ein seltsames Schauspiel bot sich unsern Blicken dar. In einer großen Felsenhöhlung stand ein kleines Hüttchen, notdürftig aus Baumstämmen, Brettern und Moos zusammengefügt; vor demselben lag ein kleines Gärtchen mit einem einzigen Baum und einigen brennend roten Blumen und einige Schritte davon entfernt am Fuß der Felsen saßen mehre Zigeuner mit finstern, braunen, von pechschwarzen Haaren umwallten Gesichtern auf einem Steinblock und spielten die lustigsten Melodien auf ihren Geigen und Clarinetten. Vor der Thür der Hütte saßen zwei Kinder ruhig in dem glühend heißen Sand und streichelten einen großen schwarzen Hund. Ich mußte beim Anblick dieser ganzen Scene unwillkürlich an das wunderschöne Gedicht von Lenau denken, in welchem es heißt:

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüt vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glück mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

Wir gaben den einsamen Gesellen einen kleinen Spiellohn und dankbar nickten sie mit dem Kopf und geigten uns noch einige lustige Lieder nach. Das Hüttchen mit dem kleinen Blumengarten im öden Felsengrund und die seltsam fremden Klänge wollten mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinn. Nach einer kurzen Wanderung sahen wir das Prebischthor vor uns. Der Graf war zu ermüdet und ließ sich sogleich zum Gasthaus hinabtragen, welches am Fuße desselben erbaut ist, ich aber konnte mich noch nicht von der Aussicht trennen, welche sich auf dem Gipfel der Berge neben dem Prebischthor und auf diesem selbst darbot. Das Gebirg fällt dort steil gegen die böhmische Ebene ab, aus der hier und da ein einsames Dorf aus dem Grün der Felder und Wiesen hervorschaut. Die Felsenabhänge sind fast durchgehends unbewaldet und sparsam mit Gras bewachsen. Ringsum herrschte eine bange Stille, die nur dann und wann durch das Zirpen eines einsamen Vogels unterbrochen wurde, der sich auf dem Ast eines grünen Fichtenbaums wiegte. Mir wars auf der stillen Höhe, als verständ' ich nun die wehmütigen böhmischen Volkslieder, die ich so oft von österreichischen Soldaten des Nachts beim Wachtfeuer hatte singen hören und deren Klänge mich stets mächtig ergriffen hatten.

Von dem Bogen des Prebischthors sieht man den langgestreckten 2225 Fuß hohen Schneeberg und den Rosenberg, den vielfach zerklüfteten Prebischkegel, den Gallstein und den Zirkelstein, welcher letztere eine täuschende Aehnlichkeit mit einer Schloßruine hat. Die eigentümliche Gestalt des Prebischthores zeigt sich dem Auge erst, wenn man am Fuße desselben oder in dem großen Bogen selbst steht. Eine schmale Felsenwand läuft hier in eine fünfzig Fuß lange, wenige Fuß dicke Zunge aus, deren äußerstes Ende auf einem gewaltigen Steinpfeiler ruht. Unmittelbar neben dem kühngeschwungenen Bogen geht es steil in die waldige Tiefe des Bielgrundes hinab. Die liebliche, lufthauchte Landschaft, welche das Thor wie ein Rahmen einschließt, erhält durch die romantische Einfassung mit zerklüfteten und mit Bäumen und Sträuchern bewachsenen Felsen etwas ungemein malerisches. Am Fuße des östlichen Bogenpfeilers ist das wohn-

liche Gasthaus erbaut, in welchem man eine Menge der niedlichsten Glaswaaren aufgestellt findet. Ein Glasschleifer, der auf der entgegengesetzten Seite des Thors seine Wohnung hat, ist fast unausgesetzt damit beschäftigt, Namen, Datum und dergleichen in die von den Reisenden gekauften Gegenstände einzugraviren, da sich die meisten von diesem Ort irgend ein Andenken mitzunehmen pflegen.

Erst beim Hinabsteigen in den romantischen Vielgrund gewahrt man, wie hoch das Prebischthor über dem Spiegel der Elbe liegt. Der Prebischkegel, eine mächtige Felsenmasse, deren Gipfel in mehre langgestreckte kegelförmige Pfeiler ausläuft, den wir von dem Thore aus wenig beachtet hatten, zeigte sich jetzt in seiner ganzen Pracht. In der Nähe eines kleinen Tannenwaldes glich derselbe einem zerfallenen Wiesentempel, dessen halbzertrümmerte Säulen noch traurig gen Himmel ragten.

(Schluß folgt.)

Ein Denkmal Schillers.

Von Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Von allen Monumenten neuerer Zeit, die ich gesehen, hat keines einen ähnlichen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie dies Denkmal in seiner grünen Bergeseinsamkeit, hoch über dem smaragdnen Teppich des reizenden Wiesenthals, durch das die Saale, funkelnd vom Abendsonnengold, in sanft geschwungenen Bogen tief unter unseren Füßen dahin rauschte. Gegenüber das Dörfchen Volkstädt und das Haus, wo der Unsterbliche gewohnt und sein stillbeseligtes Liebesleben gelebt. Man sieht es nur, wenn man die Zweige der nächsten Bäume auseinanderbiegt, welche den Felsenvorsprung umkränzen. Die Stadt und ihr schimmerndes Schloß auf waldiger Bergeshöhe treten dann gleichfalls hervor. Aber kein Geräusch, kein Menschenlärm stört die heilige Stille des geweihten Plätzchens. Nur das Abendgeläut von dem nahen Kirchlein, vereint mit dem silberschäumigen Rauschen des Flußwehrs in der Tiefe, klang zu uns herauf. Wie ganz anders wirkt in solcher Naturumgebung so ein Erinnerungsmal, als selbst die stolzesten Monumente in dem Menschengewül großer Städte, von Eisengittern umschlossen, von Soldaten mit blitzendem Mordgewehr bewacht und sorgfältig gehütet nicht nur gegen Verunzierung und Schädigung, sondern auch gegen jede Huldigung, wie sie hier liebevolle Verehrung der geweihten Stätte darbrachte. Ins Freie hinaus solltet ihr die Denkmale eurer Dichter und Denker verlegen. Möge den Schlachtensiegern und Staatsmännern der Markt und sein Gewül auch im Tode bleiben. Aber die Denkmäler der gottgeweihten Dichter, deren Muse die Natur und ihr Gottesfrieden gewesen ist von Anbeginn der Welt, die sollt ihr absondern von dem wüsten Gelärm eurer steinernen Städte, daß ihnen der Beschauer nahen kann mit stillgesammeltem Gemüte und bei ihnen weile in ungestörter Andacht, wie es der Hellene konnte, wenn er den Hainen von Delphi und Olympia nahte, in deren heiliger, friedenvoller Stille die alten Griechen die Standbilder ihrer großen Menschen vorzugsweise aufzurichten liebten.

Auf der Erztafel an dem Felsenaltare unter dem in den Stein gehauenen Namen des Dichters steht eine Inschrift, die nicht passender gewählt werden konnte für diesen Platz und sein Denkmal. Es sind die Schlußzeilen aus Schillers Gedicht „der Spaziergang". Sie lauten:

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel; in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrest du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut.
Nährst an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselbigen Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns!

Die ganze Anlage ist mit feinem Kunstsinn und Verständniß für das künstlerisch Wirksame geschaffen. Dem Kolossalen der herrlichen Büste Dannecker's ist der Eindruck ihrer Größe durch die Art der Aufstellung in einer Nische und durch den rings umschlossenen Raum voll bewahrt erhalten worden, der sonst ohne diese Sorge inmitten einer freien Naturumgebung verloren gegangen sein würde. Selbst die Vorsicht ist nicht vernachlässigt worden, den ausgehauenen neuen Stellen der Nische und Felswand durch Farbenanstrich die Harmonie mit dem Ganzen wiederzugeben, um so viel als möglich nirgends die Natureinheit des Ganzen zu stören. Der Felsen selbst ist schön mit Gesträuch, Grasblumen und Moosgeflecht bewachsen. Wo Lücken waren, hat man Epheuranken angepflanzt und in die Felsenrisse hineingezogen, so daß es wirklich aussieht, als hätte die Natur selbst diesen Platz für den Zweck, dem er jetzt dient, zubereitet.

Auf dem Heimwege erzählten uns die jungen Mädchen die Geschichte dieses Denkmals. Es ist wie die ganze Anlage umher das Werk eines Privatmannes, des verstorbenen Kammerrats Werlich in Rudolstadt, und die Geschichte des Monuments hat etwas ungemein Rührendes. Ich will sie erzählen, wie ich sie später von noch lebenden Bekannten des wackern Mannes vernommen. Als ein glühender Verehrer Schillers hatte er mit nicht geringem Aufwande seiner beschränkten Mittel den von der Ueberlieferung als Schillers Lieblingsplatz bezeichneten Theil des Uferberges an sich gebracht, indem er die dazu gehörigen Parzellen ihren Eigentümern, den Bewohnern der Dörfer Cumbach und Volkstädt, einzeln abkaufte. Nun begann er, durch Anlagen aller Art, durch Abgrabungen, Erhöhungen und Eingebungen, durch Anpflanzung von blühenden Gesträuchen, Anlegung von Wendelgängen und Terrassen, den Platz zu einem anmutigen Spaziergang umzuschaffen, dessen Wege sich fast unmerklich in die angrenzenden Busch- und Waldpartien, in Kornfelder und Wiesengründe verloren. Denn kein Zaun, keine Schranke anderer Art sperrte ihn ab von den anstoßenden Umgebungen. Bänke und Ruhesitze wurden an passenden Orten angebracht; ein offenes Schilfhäuschen gab Schutz für den Besucher bei Regen und Unwetter. „Schillershöhe" taufte der Besitzer den Platz und der in Stein gehauene Name des Dichters bezeichnete die Stätte, wo er geruht. Aber der Hauptschmuck fehlte noch. Jener Felsvorsprung schien ganz gemacht, das Abbild des Dichters aufzunehmen. Werlich bedachte sich nicht lange. Er schrieb an den Meister Dannecker und bat ihn zu dem gedachten Zweck um einen Abguß der Kolossalbüste seines Freundes, welche der große Künstler in Marmor gearbeitet. Dannecker sandte sofort einen solchen Abguß, den er selbst eigenhändig nach dem Originalmodell reparirt hatte, verbat sich aber jede Belohnung sowie auch die Widmung des Abbildes durch eine Inschrift. Und nun machte sich der brave Rudolstädter ans Werk. Die kostbare Gypsbüste, von dem Meister selber nachgemeißelt und dadurch ein in seiner Art einziges Originalwerk, zum Behufe des Gusses zu verwenden, konnte er sich nicht entschließen, zumal da ihm die Arbeiter des fürstlichen Eisenwerkes erklärten, daß er die Büste daran geben müsse. In dieser seiner Not entschloß er sich, selbst sein Heil zu versuchen, ob er nicht die kostbare Gypsbüste gegen die Gefahr der Zer-

störung durch ihre Verwendung beim Erzguß sichern könne. Ein geschickter Tischlermeister, Ludwig Trüppel, in dem ein nicht gewöhnliches Talent für Plastik sich mit hoher Verehrung für Schiller vereinte, ging ihm dabei zur Hand. Mit unsäglicher Mühe ersannen beide Männer eine mathematische Vorrichtung, durch deren Hülfe sie, ohne die Büste zu verletzen, ja fast ohne sie zu berühren, jeden einzelnen Punkt des Ganzen so übertrugen, daß am Ende eine dem Original vollkommen gleiche Modellbüste in Wachs als Resultat ihrer Mühen dastand.

(Schluß folgt.)

Tabletten.

⁂ Morgen ist der Jahrestag von Theodor Körners Tod. Die vorhandenen Beschreibungen über die letzten Augenblicke des jungen Helden und Dichters berichtigend erzählt ein Herr F. Busse in Dabendorf in einem Berliner Blatt, für die Wahrheit seiner Angaben einstehend, die näheren Umstände bei Körners Tod folgendermaßen: „Am 25. August 1813 erhielt der Major v. Lützow durch einen seiner Spione Nachricht von einem herannahenden Train von fünfzig Wagen mit etwa hundert Mann Bedeckung. Sogleich wurde beschlossen, diesen Zug aufzuheben. Am Morgen des 26. August wurde die aus hundert Mann Jägern und zweihundert Kosaken bestehende Schaar vertheilt. Der Ort war eine in den Wald hineinschießende Ackerfläche, welche die Wagen passiren mußten. Der Bruder des Major v. Lützow sollte mit der ihm zuertheilten Mannschaft den Zug von vorn angreifen, ein anderer Theil im Rücken, und im Centrum leitete v. Lützow selbst den Angriff. Der Bruder des v. Lützow hatte sich aber verirrt und konnte daher nicht den Feind zuerst angreifen, vielmehr mußte der Major v. Lützow den Angriff beginnen. Die beiden äußersten Wagen hatten aber schon den Wald erreicht und flüchteten beim ersten Hurrahrufen sich mit etwa fünfzig Mann von der Bedeckung in denselben. Beim ersten Aufsprengen wurde der Graf v. Hardenberg, von vier Kugeln durchbohrt, rückwärts aus dem Sattel geworfen. Nachdem die Wagen von den Franzosen gesäubert waren, ließ Major v. Lützow zum Appell blasen, um Kriegsrat zu halten. Eben wollte auch der Jäger Busse und der Oberjäger Schulz diesem Folge leisten, als ihnen Körner zurief: Jäger und Oberjäger Schulz, helfen Sie Zenkern retten. Zenkern war das Pferd von den Franzosen erschossen worden und er lag nun unter demselben, während zwei Franzosen herbeikamen, um ihn gefangen zu nehmen. Dies zu verhindern, ritten nun alle drei Kreis um Zenker, bis er sich hervorgearbeitet hatte. Zenker faßte sich nun an den Steigbügel von Schulz, während Körner zwischen Schulz und Busse ritt. Da man nun nicht schneller reiten als Zenker laufen konnte, so mußten diese vier das ganze Feuer der fünfzig Franzosen aushalten, da sie die letzten auf dem Platze waren. Schon fingen die Kugeln an seltener zwischen ihnen hindurchzupfeifen, als Körner mit einem Male auffuhr, und sagte: Jetzt habe ich was gekriegt! Dann beugte er sich nach vorn über und sank auf der linken Seite vom Pferde. Zenker sprang sogleich hinzu und schnitt den Steigriemen durch, in den er sich verwickelt hatte; Körner machte auch noch Miene aufzustehen, aber in demselben Augenblicke, als er sich umdrehte und sich auf den Händen stützte, starb er. Bestürzt wollten ihm Zenker und Schultz noch zu Hülfe eilen, aber der laute Zuruf des Majors v. Lützow rief alle drei schleunig in Reih und Glied, und mußten sie den Kameraden augenblicklich verlassen. So krumm wie er im Augenblicke war, als er starb, ist er auch geblieben. — Dies ist der sachgetreue Hergang der ganzen Begebenheit, die so vielerlei verkehrte und ganz unrichtige Erzählungen zur Folge gehabt. Der ehemalige freiwillige Jäger Heinrich Busse ist heut Chausseegelderheber in dem Chausseehause Dabendorf bei Zossen, und ist Körner dicht neben ihm vom Pferde gesunken."

⁂ In Oppenheim wollen die hessischen Lehrer am Ludwigstag ein Gesangfest feiern und hat dazu ein aus dortigen Beamten, Bürgern und Lehrern bestehendes Comité bereits alle Anordnungen getroffen. Am 24. werden die Sängergäste, welchen die Bewohner der Stadt eine gastliche Aufnahme bereiten, in Oppenheim eintreffen, um nachmittags zwei Uhr der Hauptprobe für das Festconcert beizuwohnen, das am 25. Nachmittags drei Uhr beginnt. Es werden in demselben von zweihundert Männerstimmen eine größere Anzahl ernster und heiterer Gesänge von Mozart, Klein, Neukomm, Panny, C. Kreutzer, C. Mangold, Mendelssohn-Bartholdy, V. Lachner ꝛc., wie auch einige Musikstücke durch Orchester vorgetragen werden. Das Concert wird ohne Zweifel eine große Menge von Zuhörern aus der Nähe und Ferne herbeiziehen. Abends findet ein Festball statt.

⁂ Nach einer Bekanntmachung in der Wiener Zeitung hat ein Hr. Leander Prasch, „bürgerlicher Kaffeesieder" in Wien, das größte Kaffeehaus von Europa, mit Garten und Billardhalle, eröffnet. Er hat darin 14 Billards, seine Locale sind mit 150 Gasflammen beleuchtet und alle Localitäten haben „lebendes Wasser", das mit einem Bassin mit 23 Fuß hohen Fontainen in Verbindung steht. An Comfort und Eleganz soll nichts zu wünschen übrig sein.

Frankfurt, 24. August.

Zur Errichtung eines Denkmals für Ph. Breuer.

Als Beiträge sind bei den Unterzeichneten eingegangen: Fräulein C. Müller 1 fl. — „Aus Dankbarkeit" 4 fl. — Fräulein Strauß 30 kr. — J. W. Faber 3 fl. 30 kr. — J. E. 5 fl. — W. 1 fl. — Karl Knoblauch 10 fl. Gold. — J. P. 30 kr. — B. E. M. 3 fl. — S. aus C. 5 fl. Gold. — Anna Maria Dejonge 1 fl. — Hoffmann und Sieger 30 kr. — Von zwei Ungenannten 1 fl. 30 kr. — M. F. 1 fl. 12 kr. — K. P. P. 1 fl. — G. 10 fl. — G. G. 5 fl. — v. Bondorowsky 2 fl. — Hoorn v. Kaltenstein 1 fl. — B. O. G. L. 1 fl. — E. Gohr 2 fl. Summa 59 fl. 12 kr. — Zur ferneren Annahme von Beiträgen sind bereit und für die empfangenen danken

Ph. Reger.
Alb. Sprickmann.
Seib.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 25. August. (Zum erstenmal wiederholt) König Wein, oder: „Rheinwein, Tokayer, Champagner, Poetwein", komisches Charakterbild mit Gesang in vier Abtheilungen, nebst einem Vorspiel: „Im Reich der Weine", von Krüger. Musik von Stiegmann — Das am Schluß vorkommende Tableau ist durch gefällige Anordnung und Mitwirkung des Herrn Professor Adolf Schrödter aufgestellt. Die dazu gehörige Schlußdecoration ist von dem Theatermaler Herrn Hoffmann neu angefertigt.

Donnerstag, den 26 August. Don Juan, große Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Mozart. Don Juan: Herr Pasqué, vom Hoftheater in Darmstadt.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 201. Donnerstag. 26. August **1852.**

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Müller.

(Fortsetzung.)

Martli kehrt ins Haus zurück, drückt auf die Schnalle — Martli, Martli! Jesus er ists! ruft Lena, läßt den brennenden Span fallen und springt auf ihn zu: Gott grüß dich! — Der Alte hob den Kopf, starrte durch die Gläser auf die beiden Kinder nnd streckte seine Hand ihm entgegen; Martli schlägt ein und der Alte sie schüttelnd lächelt: So Bübli, weil du mir wieder da bist, ganz unverhofft, ganz unverhofft! Seine Augen funkelten und Martli drückte ihn steinkeif ans Herz. Die Lena nahm ihm das Felleisen ab und brachte einen Stuhl: Da setz dich, bist so recht müd. — Ich will lieber zum Vater sitzen, sagte er, und setzte sich an seiner Seite nieder. Da ging nun ein Fragen nnd Plaudern, ein Erzählen und Fragen an. Er sagte ihnen, warum er so früh schon gekommen, weil es nämlich in der Schweiz unruhig werde, die Freischärler herumzögen und alle waffenfähigen Burschen aufpackten und anderes Unwesen trieben. — Für die Schweizer will ich nicht Soldat werden, noch viel weniger mich erschießen lassen; wenn es sein muß, so geschehe es für unser Landl, und drum bin ich fort wie andere. — Der Alte athmete tief auf, als Martli vom Soldat werden ꝛc. sprach, denn Martli, ach, der einzige Sohn (den ältesten konnte man nicht rechnen, denn das war ein Lump und schon sechs Jahre nicht mehr heimgekommen), Martli mußte heuer zum letztenmal spielen. Wie leicht konnte er es verspielen und der alte Vater ist allein und verlassen. Doch jetzt ist nicht Zeit zu solchen Betrachtungen. Jetzt ist nur von Freude die Rede. Lena vergaß sich ganz; den Arm um seinen Hals geschlungen horchte sie mit offenem Munde, der Vater auf der andern Seite hatte seine Rechte gefaßt und ein behagliches Lächeln leuchtete auf seinem Gesichte. Martli in der Mitte ist ganz glücklich. Nach langer Trennung, schwerer Arbeit und Kummer im heimischen Stübchen wieder, am Kamin von zwei Wesen umschlungen, die ihm das Theuerste sind auf dieser Welt. Jetzt konnte er es nicht mehr länger aushalten. Lena! ei geh und trag das kleine Tischli her. — Christili sprang hin und stellte es vor die drei Glücklichen. Christili war bei der Ankunft des Martli erschrocken, denn Lena hatte den brennenden Span ihr auf den Fuß geworfen und als es aufsprang, fiel 's Mädchen um, so daß beinahe der aufgebundene Flachs in Brand gekommen wäre, hätte es nicht schnell wieder darauf getreten, und seitdem stand es auf der Seite und so oft Martli herblickte, schaute es nieder und schämte sich über seine Ungeschicklichkeit. Als jetzt Martli sagte: Lena, trag 's klane Tischli her, lief es voll Freude und kam der Lena zuvor. Zugleich lispelte es ihr etwas ins Ohr. Bin ich doch ein Patscheli, vergesse alles, sagte Lena aufstehend und griff nach dem Schlüsselriemen, der ihr an der Seite klimperte. Martli, jetzt was magst du? hast gewiß recht Hunger; ei, ei, daß mir doch das nicht eingefallen ist! — Brauche nichts, erwiderte Martli, ich habe jetzt gar keinen Hunger mehr, dafür wollen wir aber ein Gläschen trinken. Er fuhr in die Tasche, zog langsam die Bouteille heraus und stellte sie vor den Alten auf den Tisch. So Vater, a Tröpfli Wein thut Euch gut. — Du Tunders Bue, was nicht noch alles, lächelte der Alte, indessen Lena nicht nachließ zu fragen, ob er Knöpfli wolle oder a Rahmnüßli oder ein Koch. Martli stimmte für das letztere, wenn sie es schon nicht anders thue. Lena gab dem Christili die Schlüssel; denn sie selbst wollte nicht von dem lieben, lieben Martli. Erst jetzt fragte dieser, wer denn dies Christili sei; er hatte oft darauf hingeschielt, wie es so verschämt hinterm Wikli stand und die blauen Augen niederschlug; das gefiel ihm gar recht gut. Sie erklärten ihm abwechselnd, daß es von weitem sein Baseli sei und dem Burgfrieder Thomele gehöre, der nach dem Tode seines Weibes in Irrsinn verfiel und durch alle Berg und Thälern pilgerte und immer auf seine verstorbene Gattin wartete oder ihr entgegen ging, ach! und ihr nie begegnete, sie nie erwartete. Gute Leute hätten die sieben Töchter, von denen es immer sagte, wenn man es spaßhalber um eine anging, daß sie schon an Englische versprochen seien, angenommen und Christili wäre noch übrig geblieben. Wir haben zwar selbst nichts, fuhr der Alte fort, aber ich habe das liebe Kind doch nicht fortschicken können, als es zu mir kam und klagte, es habe keinen Ort, und bat, ich möchte es behalten bis Lichtmeß. — Da habt Ihr wol Recht gehabt, Vater! meinte Martli. — Wir haben auch keinen Schaden an dem Mädl, bemerkte Lena weiter, 's Christili arbeitet für zwei und ist immer guten Mutes. Was es angreift, versteht es und geht ihm gut von Händen; ich weiß nicht, wo es das gelernt hat, es ist doch nirgends hingekommen. Ich habe das Stili so gern wie eine Schwester und wir lassen es nicht mehr fort, wenn nicht du, Martli, etwas dagegen hast. — Ich? ich? stotterte Martli, denn er glaubte, Lena scherze und sie hätte ihm seine Gedanken schon von der Stirne herabgelesen, ich habe nichts dagegen; was du thust, ist recht. — Es kann vielleicht noch gut ankommen, setzte Lena bei, der reiche Nachbarbue ist kreuzverliebt darin. — Der Bartl, der Krauskopf, fragte Martli, und sie mag ihn? — Ich weiß nicht; es spuht freilich gewaltig davor, wenn man es damit aufzieht, aber Leute, die am meisten ob einander thun, die kommen gewiß zusammen. — Das wollen wir sehen, lächelte Martli, schenkte behaglich ein und brachte es dem Alten. — Gute Gesundheit, Martli! er schmatzte mit den Lippen, gut getroffen, du weißt halt schon, wie ich's gern habe. — Lena trank auch. Einen Süßen, da muß 's Christili doch auch kosten, meinte sie und ging mit dem halbgefüllten Glas in die Küche. Da hatte das Christili Feuer aufgemacht, zwei Eier von der schwarzen Henne gehelt (diese legte nämlich besonders große, denn es war eine

wälsche vom Lande herein gekauft), und rührte den Teig ab. Es rührte und rührte immer, du närrisches Kind, er wird ja viel zu hart.

Die Thüre geht auf und Lena kommt mit dem Wein. Christli schreckt auf wie von einem Traum; was es nur gedacht haben mag bei diesem Rühren? Ich will's euch ein andersmal sagen; jetzt nippte es nur und getraute sich kaum die Lippen zu berühren, denn von Wein hatte es nur als von einem köstlichen Getränke reden gehört, gekostet noch keinen. Im Himmel, hatte ihm die Mutter gesagt, bekomme man ihn dann zu trinken, und so glaubte es jetzt wirklich droben zu sein, voller Freude, daß Martli auf es gedacht und es gewürdigt, ihm das erste Nachtessen zu bereiten. Das Koch ist fertig, schön geröselet liegt er in der Pfanne, nun wird aufgetragen, die drei andern müssen mithalten und mit Wein wird das Koch hinuntergeschwenzt. Es war dreiviertel auf acht Uhr und ich glaube nicht, daß in dieser Stunde in oder außer dem Thal eine Familie vergnügter und glücklicher beim Abendmahl gesessen ist als diese da. Der Wein machte lustig und das ganze Dorf wurde durchmustert, auch das Christli nicht vergessen mit dem Nachbarbue; besonders Lena hatte die Freude es zu necken. Sonst lachte es oder haute ihr hinauf. Aber heute that es ihm entsetzlich weh; denn vor Martli getraute es noch nicht zu reden und konnte sich so nicht vertheidigen. Es weinte und wollte fortgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der sächsischen Schweiz.

Mitgetheilt von ***n.

(Schluß.)

Als wir um eine mit Buschwerk bewachsene Felsenecke bogen, erhob sich plötzlich über uns ein lauter Gesang. Unwillkürlich hemmten wir unsre Schritte und schauten empor. Da stand einige hundert Fuß seitwärts über dem Pfade auf einem Felsenvorsprung ein Mädchen und sang wie ein wildes Waldvöglein ihre Lieder in das Thal hinab. Sie hatte eine tiefe, klare und so kräftige Altstimme, daß die Töne in den fernsten Gründen widerhallten.

Unsern Bitten, vom Berge herabzukommen, schenkte sie anfangs kein Gehör und rief, sie wolle gar nichts für ihr Singen haben. Diese Antwort machte uns erst recht begierig, das Mädchen in der Nähe zu sehen, und der ältere von unsern Führern stieg einige Schritte zu ihr empor und ermahnte sie mit allerlei drolligen Redensarten, unsern Wunsch zu erfüllen: die Herren wollten sie ja nur einmal ansehen — sie sei eine dumme Gans, die ihren Vortheil nicht kenne — sie könne sich viel Geld mit ihrer Stimme machen, und wenn sie nicht gleich komme, so werde er sie mit Gewalt holen. Diese Vorstellungen halfen. Mit zögerndem Schritt und schüchterner Miene stieg sie vom Berge hernieder. Sie mochte ungefähr sechzehn Jahre zählen, war schlank und schön gebildet und hatte ein feines und klares Gesicht, aus dem die dunkelbraunen Augen wie zwei Sterne hervorglänzten. Indessen wagte sie es nicht, ganz nahe heranzukommen, und nahm das Geld, welches ihr in reichlichem Maße zu Theil wurde, nur widerstrebend und mit weit, weit vorgestreckter Hand in Empfang. Wie ein flüchtiges Reh stand sie da, jeden Augenblick bereit, bei der geringsten verdächtigen Bewegung ins Dickicht zurückzuspringen. Unser Führer aber umkreiste sie wie ein brummender Bär mit halbverächtlicher Miene und rief ihr im Weggehen zu: Sag' deinen Schwestern und Brüdern und Vettern und Basen, daß sie auch hierher kommen. Dann setzt euch hier hin und singt frisch weg alles, was ihr wißt — du siehst's ja, es verlohnt sich der Mühe!

Nach einer halbstündigen Wanderung gelangten wir an das Ufer der Biela. Anfangs ist das Thal ganz einsam und das Auge erblickt nichts als die klaren Wasser des Baches, die dichten Erlen an seinem Rande und die Hochwälder, welche die Berge vom Gipfel bis zum Fuß bedecken; erst nach und nach belebt sich die Gegend. Das Rauschen eines Mühlrades war der erste Ton, der uns an das Dasein von Menschen mahnte. Am Eingang einer wilden Schlucht, ganz von Felsen, Fichten und Obstbäumen umschlossen, lag eine kleine Sägemühle, deren Rad von einem herabstürzenden Bach getrieben wurde und lustig brauste und schäumte. Eine Strecke weiter unterhalb standen ein paar Häuschen, dann kam wieder eine Sägemühle, und so ging's fort bis zu dem Punkt, wo sich die Biela mit der von Südosten kommenden breiteren Kamnitz vereinigt.

Die Strecke von da an bis Herrnskretschen ist überreich an lieblichen Bildern. Hier liegt ein kleines Dörfchen in malerischen Gruppen am Fuß der Felsen, die Häuser bis zum höchsten Giebel von Wald- und Fruchtbäumen umrauscht, und dort deckt eine schwellende, blumenreiche Wiese den Abhang eines Hügels; hier rauscht ein Mühlenrad unter dunklen Erlen und Weiden, und dort wölben sich die Zweige der Buchen zu Laubhallen so dicht, daß kaum ein Sonnenstral hindurchzudringen vermag.

Das Abendrot goß schon seinen flammenden Schein auf den langsam dahinwallenden Elbstrom, als wir das bekannte böhmische Grenzdorf Herrnskretschen oder Hirniskretschen an der Mündung der Kamnitz erreichten. In dem sogenannten Herrn- und Mauthause, das unter mächtigen, weit überhängenden Felsen erbaut ist, fanden wir hübsche Zimmer mit prächtiger Aussicht auf das abendliche Elbthal und vortrefflichen Czernoseker und Melniker, zwei kräftige böhmische Weine von aromatischem Geschmack, die in den großen klaren Kristallgläsern gar lieblich leuchteten und funkelten.

Am Ufer der Elbe auf- und abgehend traf ich einen gemütlichen österreichischen Grenzjäger, der mit der Flinte auf der Schulter auf einem Felsblock saß und sein Pfeifchen rauchend die wachsamen Blicke auf den Strom hinschweifen ließ, daß kein Nachen mit Contrebande leisen Ruderschlages im Dunkel der Nacht heimlich vorbeigleite. Da ihn meine Gesellschaft nicht in seiner Wachsamkeit störte, so setzte ich mich zu ihm und geriet bald in ein freundschaftliches Gespräch mit ihm. Er erzählte mir von seiner fernen Heimat, einem kleinen Dörfchen am Ufer der Mur, und von seinem einsamen Leben im obern Erzgebirg, welche Gegend er erst vor einigen Wochen verlassen hatte. Im Sommer läßt es sich schon aushalten, meinte er; aber im Winter, wenn der Schnee fußhoch auf den Höhen und in den Gründen liegt, in dunkler Nacht über Berg und Thal zu wandern und den pfiffigen Schmugglern aufzupassen — dazu gehört ein gut Theil Zähigkeit!

Während er mir dann ein Schmugglerstückchen nach dem andern erzählte, war es völlig Nacht geworden. Die schroffen Felsen standen gleich schwarzen Riesenwächtern am Strome da, in welchem sich die letzten blassen Scheine des Abendrot und die sommerlichen Sterne spiegelten. Ringsum herrschte die tiefste Stille — nur das Rauschen der Kamnitz und dann und wann ein Ruf vom Grenzwachtschiff, dessen Licht sich leise auf den Wellen hin- und herwiegte, schallten durch das dämmernde Thal. Wär ich nicht von der langen Tagwanderung zu ermüdet gewesen, ich würde mit Vergnügen noch einige Stunden am Grenzjägerdienst Theil genommen haben. Da wir überdies in der Frühe des nächsten Morgens mit einem Nachen bis Königstein fahren wollten, so suchte ich in dem felsenumhegten „Herrn-

und Mauthause" mein Zimmer auf, um die noch übrigen Stunden der Nacht zu verträumen.

Bei der Fahrt auf dem leichten, schnelldahinschießenden Kahn erscheinen die Uferberge viel höher und der Strom viel breiter, als wenn man beide vom Verdeck des Dampfschiffes aus betrachtet. Die schroffen kahlen Wände der Steinbrüche am rechten Ufer, welche unmittelbar unterhalb Herrnskretschen beginnen und sich fast eine Stunde lang hinziehen, bilden einen anmutigen Gegensatz gegen die grünen Wiesenabhänge und die bewaldeten Berggipfel des linken Ufers, auf welchem manch friedliches Dorf und manch stattliches, von Feldern und Gärten umgebenes Gehöft liegt.

Hat man in der ganzen übrigen sächsischen und böhmischen Schweiz fast nur die Wunderwerke der Natur in all ihrer Lieblichkeit und Majestät bewundert, so bietet sich auf der berühmten Festung Königstein hinreichende Gelegenheit, die Werke anzustaunen, welche die Kunst hier 1100 Fuß über der Meeresfläche geschaffen hat. Das Plateau des Königsteins hat ungefähr eine halbe Stunde im Umfang und enthält außer dem Commandantenhaus, der Georgen-, Magdalenen- und Friedrichsburg, der Garnisonskirche, dem Zeughaus und mehren Kasernen auch einige Felder, Gärten, einen 1172 Fuß tiefen Brunnen, eine Weinpflanzung und sogar ein kleines Wäldchen. Da die Festung auf diese Weise nicht ausgehungert werden kann und die nächsten Berge zu weit entfernt sind, um dieselbe mit Erfolg von dort aus zu beschießen, so gilt der Königstein für uneinnehmbar. Der eine Zugang, der auf die Festung führt, ist außerordentlich geschützt; auf allen andern Seiten fällt der Felsen fast senkrecht gegen das Thal und die Ebene ab. Einer dieser Felsenvorsprünge heißt „das Pagenbett", zu welcher Benennung eine Begebenheit im Jahr 1605 Veranlassung gegeben haben soll, wo sich einer der Leibpagen des Kurfürsten Johann Georg II. in trunkenem Zustand hart neben dem tiefen Abgrund niederlegte und dort einschlief. Als er in dieser gefährlichen Lage entdeckt worden war, ließ ihn der Kurfürst behutsam festbinden und darauf mit Trompetenschall wecken, um ihn durch den Schreck beim plötzlichen Anblick des gähnenden Abgrundes für seinen Fehltritt zu bestrafen.

Der dem Königstein gegenüberliegende Lilienstein, welcher sich auf dem rechten Elbufer ungefähr 1250 Fuß erhebt, ist seiner steilen Felswände wegen äußerst schwer zu ersteigen. Nichtsdestoweniger unternahm dies August der Zweite im Jahr 1708 in Begleitung des Marschalls Oginski, wovon ein mit einer Inschrift versehener Obelisk auf der Höhe Kunde gibt. Ehemals stand auf dem Gipfel ein Schloß, welches im vierzehnten Jahrhundert zerstört wurde.

Nach einigen Wanderungen durch die Umgebungen des freundlich gelegenen Städtchens Königstein bestiegen wir gegen Mittag das zu Thal fahrende Dampfschiff und befanden uns nach wenigen Stunden wieder mitten in dem Treiben der geräuschvollen Hauptstadt.

Ein Denkmal Schillers.

Von Adolf Stahr.

(Schluß.)

Ueber ein Vierteljahr hatten beide Männer mit leidenschaftlichem Eifer an diesem mühsamen Werke gearbeitet. Jetzt machte man sich an den Erzguß. Da — — doch hier will ich den braven Werlich selbst reden lassen, wie er in einem Briefe an Dannecker den ersten traurigen Ausgang seines Unternehmens erzählt.

„Alle erdenkliche Vorsicht war von meiner Seite angewendet worden, um unsern geschickten Glockengießer, welcher freilich so etwas noch nicht gegossen hatte, jedoch behauptete, auf seinen Wanderungen mehren dergleichen Erzgüssen in Wien und anderen Orten beigewohnt zu haben, gehörig über alle Erfordernisse zu unterrichten. Ich ließ neue Werke über die Erzgießerei kommen und drang vorzüglich auf gute Anfertigung des Mantels und dessen langsame Austrocknung und so fort. Er mochte auch nach Kräften die nötige Vorsicht gebraucht, jedoch bei der Abtrocknung des Mantels sowie bei der Befestigung der Basis unter der Kernbüste (welche wegen der sich entwickelnden Gasarten auf sein Anraten etwas hohl gearbeitet werden mußte) sich etwas übereilt haben. Genug — am Tage des Gusses ereignete sich, trotzdem daß ich die doppelte Quantität des erforderlichen Metalls hatte einschmelzen lassen, das Unglück, daß die Form sich nicht ganz füllte und das Metall durch die feinen Rißchen in dem Mantel und an der nicht genug verwahrten Basis einen Ausweg gefunden hatte! — Ich war einen Augenblick wie betäubt und der versammelte Kreis vieler gebildeten hiesigen Einwohner, die sich, um an meiner Freude theilzunehmen, in der Glockengießerei eingefunden hatten, zog sich trauernd und schweigend zurück. In der That es war für den ruhigen Beobachter eine seltsame und interessante Scene: der noch Funken sprühende, glühende Ofen im dunklen Hintergrunde; die zerknirschten und verlegenen Gesichter des Werkmeisters und seiner Gesellen, bei der noch dampfenden Grube die tiefen Leeren der Luftpfeifchen mit Stäbchen messend, dazu die erblaßte und kopfhängende Gestalt meines armen Dieners, der nnn sein Riesenwerk in einem Momente vernichtet sah, im Mittelgrunde; und die fortschleichenden Freundes- und Zuschauergruppen, die alle nicht einmal vermochten, mir ihr Bedauern auszudrücken, da sie kein Trostwort zu sagen wußten, im Vordergrunde; und ich in der Mitte auf die Unglücksform starrend — das würde ein Bild für einen tüchtigen Genremaler abgegeben haben! Doch da ich von Jugend auf gewöhnt bin, im Unglück die Fassung nicht ganz zu verlieren, erholte ich mich zuerst und ließ in möglichster Schnelligkeit noch einmal so viel Erz, als im Anfange nötig war, zusammenbringen, einsetzen und schmelzen, und ging nicht eher von der Stelle, bis ein fortgesetzter Guß möglich war. Ich erreichte nun zwar meinen Zweck; die Form wurde voll und aus allen Pfeifen floß das Metall über. Aber als am andern Morgen der Mantel gebrochen wurde — da hätte ich weinen mögen. Ich habe nie eine ähnliche Empfindung gehabt. Viele Stellen, vorzüglich in den Haaren, im Hinterkopf, selbst unter dem linken Auge, waren ausgeblieben oder schaumig, so daß, wer es sah, der vollen Ueberzeugung war, eine Reparatur sei unmöglich. Der größte Theil des Metalls war in den hohlen Raum der Brust oder in die Rißchen des Mantels getreten; mit einem Worte: der Zustand war trostlos. Dennoch verlor ich nicht allen Mut. Ich ließ die Büste reinigen, das innere Metall herausschaffen und das Leidensbild in meine Wohnung bringen. Hier stand es mehrere Tage in einem abgelegenen Zimmer. Mein Diener und ich besuchten es fast jede Stunde und schlichen stumm um dasselbe herum. Endlich regte ich meinen armen Leidensgefährden zur völligen Reinigung der Büste an, um wenigstens den Schaden ganz übersehen zu können. Ungern und betrübt begann er; doch der Mut und die Lust wuchsen nach und nach, da wenigstens Brust, Hals, der beste Theil des Gesichts, Nase, Stirn, Augen, Mund sich heraushoben und ganz vollkommen und herrlich gekommen waren. Nur die Metallhärchen, welche in den Mantel von der Büste aus gedrungen sein mochten, hatten sie so entstellt und ein leichter Schaum sie so verschleiert. Der Blick und der über der Stirn schwebende Genius forderten gebieterisch zur Ergänzung des

Fehlenden auf. Nun wurden alle einzelnen Stückchen mittelst unserer Instrumente und durch eine eigene Vorrichtung von Neuem geformt, und da mein Diener damit umzugehen verstand, von ihm selber in aller Stille eingesetzt und mit dem Ganzen so verbunden, daß kein Uebergang zu bemerken war. — Nach abermals beinahe fünfmonatlicher Arbeit war unser Werk endlich so weit gediehen, daß wir nichts mehr zuzufügen wußten. Ja durch das vielfache Vergleichen mit dem Original, welches uns stets zur Seite stand, wurde es möglich der Erzbüste noch kleine Verbesserungen vor dem Wachsmodell zu geben. Niemand hatte diese unsere geheime Arbeit gesehen, weil ich vor den unheimlichen Mächten Respect bekommen hatte." — Ist es nicht, als hörte man den alten Goethe reden?

Und nun erzählt er weiter, wie jetzt ein geschickter Künstler, der Bildhauer Lipsius, einst Danneckers Schüler, die Bronzirung besorgt habe, wie Alles glücklich geraten und endlich das Bildniß des Dichters an seinem jetzigen Standorte aufgestellt und festlich eingeweiht worden sei. Es war am 9. Mai des Jahres 1830, an Schillers Todestage, dessen fünfundzwanzigjährige Gedächtnißfeier damit begangen wurde.

Mir aber schien es der Mühe wert, dieser kleinen Erzählung ein Plätzchen zu gönnen, die man, wie ich hoffe, nicht ohne Rührung lesen wird. Dem unsterblichen Dichter sind viel glänzendere Monumente aufgerichtet worden, ein liebevoller unternommenes und begeisterter ausgeführtes schwerlich. Hier ist wahre Größe auch im kleinen Raume und auf beschränktem Schauplatz. Zwei Menschen, welche Geld, Zeit und Kraft und alle Energie der Begeisterung auf ein ideales Werk verwenden, die Künstler werden, um ein Kunstwerk, ein Denkmal des Genius zu schaffen, unabgeschreckt durch Hemmnisse aller Art, durch gänzliches Mißlingen, Nachrede und Spötterei, und die endlich doch ihr Ziel durch Beharrlichkeit erreichen, zur eigenen Befriedigung und zum Genusse und zur Freude aller derer, die zu jener Weihestätte liebevoller Pietät wallfahrten — sollten sie nicht selbst ein dankbares Andenken verdienen bei allen denen, deren Gefühl nicht verschlossen ist für solche Gesinnung und solches Thun. Ich wenigstens, seit ich die Entstehungsweise dieses Denkmals kenne, sehe es stets mit gerührter Seele und freue mich doppelt des Werkes, das zugleich als ein Denkmal treuer Hingebung an den Dienst des Schönen und Guten vor mir steht.

Rom.

Von Adolf Doerr.

I.

Ich weilte abendlich auf Roms Terrassen,
Beim Sonnenuntergang hab' ich gesehen
Die Weltstadt, einen Cäsar im Erblassen!

O Sonne, rief ich, säum' im Untergehen,
Als Capitol und Forum mir erschienen;
Es schien der Strom der Zeit mir still zu stehen,

Gehemmt in seinem Lauf von Roms Ruinen,
Und nur die Pinien bewegten leise
Die Fächer, unter deren Baldachinen

Die Weltstadt, müde jetzt vom Lorbeerreise
Ruht gleich der Weltgeschichte Sarkophage
In ihrer sieben Hügel hehrem Kreise.

Doch jetzt erscholl mit feierlichem Schlage
Vom Thurm des Capitols die Abendstunde
Gleich einem Herold längst vergangner Tage,

Doch nicht wie gegenwärt'ger Zeiten Kunde,
Mir schien es, daß die Uhr der Ewigkeiten
Geschlagen in des Forums Trümmerrunde.

Und Glockenklang begann von allen Seiten,
Die Feierklänge, welche selten fehlen
In Rom, gleich einem Requiem der Zeiten.

Denn Roma feiert stets Tag aller Seelen.

Frankfurt, 25. August.

Concert für die Hagelbeschädigten.

Wir müssen es rühmend anerkennen, daß der Frankfurter Liederkranz — seinem alten, treubewährten Grundsatz folgend, auch bei den großen Unglücksfällen, von welchen einzelne Gegenden und Gemeinden heimgesucht werden, nach Kräften hülfreich zu wirken — sich entschlossen hat, für die Hagelbeschädigten unserer Nachbargemeinden eine große musikalische Aufführung zu veranstalten. Es ist dies um so ehrender zu erkennen, und das Unternehmen um so dringender einer wirksamen, kräftigen Unterstützung zu empfehlen, da trotz aller Einsprüche und Widerreden der wirkliche Schaden für die ärmere und bedürftige Klasse der Landbewohner sich als höchst bedeutend herausstellt, und die Bedrängten, welche davon betroffen wurden, einer kräftigen Aufhülfe bedürfen, sollen sie nicht in anderer und verderblicherer Weise dem Staat oder den Gemeinden zur Last fallen und durch drückende Not und Arbeitsmangel in den herannahenden Wintermonaten das Proletariat in immer weitern Kreisen unberechenbar vermehrt werden. Dies zur Klarstellung der Sache und als kräftige Fürsprache für das Unternehmen und seine wolgesinnten schönen Zwecke. Wer aber außer der Förderung dieses Zweckes auch noch auf eine anderweitige Befriedigung rechnet, der darf erwarten, einen reichen Kunstgenuß als schöne Beigabe zu erhalten. In einem gewählten Programm werden manche seltene Spenden geboten werden, und auch Herr Ernst Pauer von Wien wird das Concert mit der ganzen Energie seiner glänzenden Virtuosität unterstützen und zwar auf einem Streicherschen Patentflügel, den Herr Jungmann dem Künstler eigens zu dieser Aufführung überläßt. Es mögen diese Andeutungen genügen, um das Publikum auf diese Concertaufführung und den zu erwartenden Kunstgenuß aufmerksam zu machen und derselben ein thätiges Wolwollen und eine kräftige Unterstützung zuzuwenden.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 26. August. Don Juan, große Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Mozart. Don Juan: Herr Pasqué, vom Hoftheater in Darmstadt.

(Zweites aufgehobenes Abonnement der Messe.)

Freitag, den 27. August. Magnetische Kuren, Lustspiel in vier Acten von Hackländer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 205. Freitag, **27. August 1852.**

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Müller.

(Fortsetzung.)

Du Narrli, sagte der Alte, du mußt doch Spaß verstehen lernen; der Nachbarbue geht ihm halt nicht ein. — Martli war ganz außer sich vor Freude, als er das hörte; er faßte Christili bei der Hand und zog es zu sich auf die Bank nieder, und schenkte ihm ein. Wir wollen recht lustig sein, sagte er aufstehend, die Bouteille in der Hand; der Vater soll leben! — Lena schlägt mit ihrer Schale an (Glas hatten sie nur eins), Christili thut auch so und der Vater erwidert behaglich: Ihr sollt auch leben, liebe Kinder, recht lang und recht glücklich. — Martli setzte sich, knöpfte das Leibli auf und schnallte das Ränzchen los; alles ist still und voller Erwartung. Hier, Vater, das hab' ich verdient; er schüttelte hundert Thaler auf den Tisch heraus, ein blendender Haufe Geldes. Ihr könnt euch selbst denken, wie zufrieden der Alte war. Nicht etwa, daß er ein so großes Gefallen an den blanken Thalern gehabt hätte, sondern ein solcher Sohn freute ihn und anderseits wol auch das Geld, weil er damit wieder zinsen konnte und auch von der Schuld etwas abzahlen. Er drückte dem guten Martli die Hand und sagte: Bist recht fleißig gewesen. — Martli genoß dabei eine große, unbeschreibliche Lust. Jetzt vergaß er das Spötteln, die Stichreden seiner Kameraden, die noch beim Waldwirt zechten und dort ihre Thaler herumwarfen. Der Alte strich sie andächtig über den Tisch herab in den großen Geldbeutel und legte sie in das hintere Trühelchen des Wandkastens. Wenn du etwas brauchst, Martli, so weißt du, wo es ist. Jetzt gehn wir schlafen. Gelobt sei Jesus Christus! Steh nicht zu früh auf, Martli, schlaf wol. — Er ging ins Nebenstübli. Lena leuchtete dem Martli in die Kammer. Christili und Lena schlafen bei einander, von Martli durch eine Wand getrennt. Wie sie etwa schlafen mögen?

Nun sind aber vierzehn Tage vorüber seit der Heimkehr und wir haben heute Rosari. Das ist ein schönes, liebliches Herbstfest und in vielen Kirchspielen ist sogar Kirchtag, wie z. B. auch bei der Langeztaje, wohin Valgenair gehört. Wie sich Christili darauf gefreut hat! Denn da kann es ja Kranz aufsetzen, und in seinen Festtagskleidern sich zeigen. Auch Martli freute sich nicht weniger, das Christili in vollem Schmucke zu sehen und putzte sich seinerseits auf, so viel als möglich. Was nur die beiden so eitel machte? früher konnte man das an ihnen nicht bemerken. Ich wills euch heimlich sagen, der Vater weiß noch nichts und sie haben es einander eigentlich auch noch nicht gesagt: Martli sieht das Christili gern, und 's Christili sieht den Martli gern, das heißt: sie sind in einander verliebt. Ihr werdet schmözeln* und denken, das ist schnell gegangeu. Nun ja! verwandte Herzen finden sich schnell und das waren diese, zudem stammen ja beide von Eva ab. Ich kann dem Martli nur Glück wünschen zum Christili und dem Christili zum Martli. Martli ist ein schöner Bursche in den besten Jahren, arbeitsam, fleißig und versteht sein Handwerk, dazu herzensgut und voll Liebe. Christili steht ihm in keiner Beziehung nach. Viele wollten behaupten, daß es das nettste Kind im ganzen Kirchspiele sei; besonders lobten sie die schönen Augen, blau wie eine Kornblume und die Wangen wie Milch und Blut. Die gelben flachsenen Locken konnte es nur mit Mühe aufgebunden erhalten und gewöhnlich fielen sie ihm in Zöpfen bis auf die Knie herunter. Im ganzen war es mittlerer Größe, stockelet**, voll Kraft und Gesundheit. Von seiner Unschuld, Sittsamkeit und Bescheidenheit, kurz von seinem Herzen will ich die Geschichte selbst reden lassen. Diese Bescheidenheit war es ja, die dem Martli an Christili schon am ersten Abend, als es hinterm Wikli*** stand, so gefiel, und er hatte die ganze Nacht keinen rechten Schlaf; immer sah er's, wie es die Augen niederschlug und am Wikli zupfte. Auch das Christili empfand schon am ersten Abend ein solches Wolwollen gegen ihn, daß es zum Koche ganz ungeheißen zwei Eier und noch dazu von der schwarzen Henne nahm und beim Abrühren wißt ihr schon, wie es ihm da ging. Christili hatte das Gefühl der Liebe für einen Mann noch nie empfunden, es wußte daher nicht, wie ihm jetzt geschah. Kaum hatte es sich zusammengenommen, so waren ihm die Gedanken schon wieder entschlüpft, wohin könnt ihr euch schon denken. Die Arbeit ging ihm daher nicht mehr so gut von Händen, ja! manchmal vergaß es dieselbe ganz. Wenn es in einer Stadt im Dienste gewesen wäre und eine böse Frau gehabt hätte, würde es wol manchen Putzer bekommen haben. Doch das bekommt es hier nicht, denn es ist ja so zu sagen allein zu Hause; Martli hatte gleich anfangs Straßenpfeiler zu hauen übernommen und war daher von sechs Uhr früh bis abends spät auf der Arbeit. Lena konnte nähen und befand sich größtentheils im Dorfe auf der Ster und der Vater gab ihm keine Acht, denn der hatte sich zu sehr ins Pascheln † und Bibelstechen vertieft. Die andern gingen also auf den Verdienst und 's Christili that die Hausarbeit. Darin hatte es einen besondern Schick. Es gab so viel zu schaffen und doch glitzerte in der Küche alles; die Kammer, die Stube war wie ausgeblasen und selbst im Stalle schaute es wohnlich aus. Es ist das für ein Landmädchen keine Kleinigkeit. Martli ging daher immer zuerst, wenn er Feierabend hatte, in den Stall, wo Christili gewöhnlich grade melkte. Die schwarze Zeitkalbe hatte

* Schmunzeln.
* Untersetzt.
*** Rocken.
† Schulzarbeiten.

er ungemein gern und streichelte sie oft lange Zeit. Man konnte aber auch hinzutreten, denn sie stralte wie ein Spiegel; 's Christili schob ihr aber auch immer 's gute Füeterli zu und striegelte und kratzte stundenlang. Das gefiel dem Martli ungemein und er bekam das Christili halt auch von Tag zu Tag lieber. Da plauderten sie mit einander, bis es gemolken war; dann nahm er den Eimer und Christili spritzte noch Weihwasser auf das Vieh und so gingen sie ins Stübli. Auf diese Weise verstrichen die zwei Wochen und heute haben wir Rosari und das ist ein Sonntag. Das sind auf dem Lande liebe, unaussprechlich schöne Tage, ganz anders als in den Städten, wo ein ewiger Werktag herrscht. Er kommt mir unter den übrigen Tagen immer vor wie ein königlich geschmückter Jüngling unter seinen Dienern. Schon am Vorabend ist die Natur feierlicher gestimmt und am Morgen kniet sie in stiller, heiliger, ahnungsvoller Erwartung da, bis er über die schneeigen Gipfel daher geschritten kommt. Eine Andacht ist über sie ausgegossen, wie über das Angesicht eines unschuldigen Kindes, wenn es zum erstenmale die Communion erwartet und empfängt. Die Sonne scheint viel schöner und der Himmel kommt mir immer blauer vor. Nun wißt ihr aber, daß das Christili verliebt ist, zum erstemal verliebt ist, wo man ohnehin überall einen Himmel sieht, wo das Herz ohnehin in Seligkeit schwelget. Mit welcher Rührung mag also 's Christili heute hinausgetreten sein in die heilige Morgenfrische! Es stand schon um vier Uhr auf, es wollte nämlich zwischen dem Füttern und dem Morgenessen beichten und speisen gehen, um so der Muttergottes desto gefälliger zu sein; denn ihr sollt wissen, daß es heute beim Umgehen die Unbefleckte tragen helfen muß. Drum klapperte heute die Thüre so früh. Als es hinaus trat stieg grade die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit über dem Krahberg auf, die Amsel fing auf dem höchsten Gipfel des Tannenbaumes ihr Lied an und alle Vögel zwitscherten und alles Leben jauchzte.

(Fortsetzung folgt.)

Theater und Presse.

Mitgetheilt von Dr. Wilhelm Kaffka.

Durch die Blätter läuft in diesem Augenblick die Nachricht von einer beabsichtigten Zusammenkunft deutscher Bühnenvorstände, bei welcher Gelegenheit unter andern auch der Antrag zur Beschlußnahme gestellt werden würde: „die Kritik und die Presse (seitens der Theaterdirectionen) vollständig zu ignoriren". Dem gegenwärtigen Vorstand des Bühnenvereins, Herrn v. Gall, wird die Autorschaft dieser Proposition zugeschrieben, welche wie dies nicht hat ausbleiben können bereits von den meisten Organen der Presse, auch von dem Konversationsblatt, die gebürende kurze Abfertigung gefunden hat. * Wenn wir heute gleichwol an diesem Ort nochmals auf den angeregten Gegenstand zurückkommen, so geschieht es einerseits aus Rücksicht für die Sache selbst, die dabei im Spiel ist, sodann aber hauptsächlich wegen der Person, welche als der Urheber jener Idee bezeichnet und deshalb bereits von vielen Blättern nicht eben in sanfter Weise angegriffen wurde.

Die Frage, welche sich uns zunächst aufdrängt, ist natürlich die: was soll unter einem vollständigen Ignoriren der Kritik und der Presse verstanden werden? Offenbar kann damit nichts anderes gemeint sein, als daß die Bühnenvorstände, unbeirrt durch die Ausstellungen und Ratschläge der Kritik, den einmal von ihrem Standpunkt aus als richtig erkannten Weg verfolgen und sich weder in der Wahl des Repertoirs noch in dem Engagement der Mitglieder oder in der Verwendung derselben irgendwie bestimmen lassen. Ohne Zweifel hat ein solcher Vorsatz seine volle Berechtigung. Wer die Mehrzahl der Blätter kennt, die sich mit der Besprechung der Bühnenangelegenheiten, mit einer Kritik der dramatischen Leistungen, mit einer Beurteilung der einzelnen künstlerischen Persönlichkeiten theils ausschließlich, theils nebenbei zu befassen pflegen, wird zugestehen, daß es um vieles besser ist, wenn der Bühnenvorstand in der richtigen Erkenntniß der meist sehr niedrigen Motive jener öffentlichen Stimmen es vorzieht, eher nach eigenem Ermessen zu handeln, als ihnen Gehör zu geben. Die Bühnenkritik ruht, dies ist leider nur zu wahr, fast überall in unfähigen Händen. Menschen, denen jede literarische und ästhetische Kenntniß, die notwendige Basis eines berechtigten Urteils in Sachen der Kunst abgeht, betreiben sie als einen Geschäftszweig, bieten ihre feile Feder dem Meistbietenden an und überliefern ihre armseligen Producte alsdann dem Publikum, das entweder ohne Fähigkeit oder ohne Lust, ein selbständiges Urteil zu fällen, dem gedruckten Wort Glauben schenkt, nicht aus Achtung vor dem Verfasser, sondern eben weil es gedruckt vor die Augen tritt. Diese Mißstände haben es so weit kommen lassen, daß die Bühnenkritik, der in früheren Zeiten die bedeutendsten Literatoren unserer Nation, der ein Lessing, ein Goethe, ein Schiller, ein Tieck, das eifrigste Studium, die liebevollste Hingebung gewidmet haben, in unseren Tagen fast ein anrüchiges Geschäft geworden ist und mit dem Paria gleichbedeutend das Wort „Recensent" gilt. Allerdings finden sich hier und da noch rühmliche Ausnahmen, aber ihre Zahl ist so gering, daß sie gegen die der Parasiten gar nicht in Betracht kommt, ihr Wirken darum machtlos gegen jenes verderbliche Treiben wäre. Gibt es ja ganze Städte, und zwar gehören dazu fast alle größeren, in denen durchweg die Recensentenschaft käuflich ist, und der Künstler, der sich nach diesen Städten begibt, berechnet schon im voraus bei Ueberschlag seiner Reisekosten die Summe, welche er für die „Kritik" zu verausgaben nötig haben wird. Darf man sich unter solchen Umständen wundern, wenn einem Bühnenvorstand der Gedanke kommt, seinen Collegen die Frage zu unterbreiten, wie solchem Unwesen, unter dem die Kunst notwendig mehr und mehr leiden muß — und daß dies der Fall, beweist die fortwährende Abnahme der künstlerischen Kräfte und das durch jenes Treiben begünstigte, immer stärkere Emporwuchern der Mittelmäßigkeiten — wie solchem Unwesen, sagen wir, endlich einmal gründlich abzuhelfen sei? Gewiß nicht. Und in der Erwägung dieser Thatsachen ist unstreitig die Idee entstanden: „die Kritik und die Presse vollständig zu ignoriren." Der Vorschlag hat Aufsehen gemacht; er klingt etwas absurd, aber er ist jedenfalls einer genaueren Beachtung wert.

Quod ferrum non sanat, ignis non sanat, mors sanat: dieser Satz hat unstreitig dem Urheber vorgeschwebt. Er ist ganz richtig an sich, aber paßt er auch auf den vorliegenden Fall? Wir können ohne weiters darauf nur mit Nein antworten. Und zwar aus folgenden Gründen; Wäre das vollständige Ignoriren der Kritik und der Presse der Tod jenes Recensententums, hörten damit endlich einmal diese Schandflecke der deutschen Journalistik auf, wer würde da auch nur einen Augenblick

---

* Der königlich württembergische Hoftheaterintendant Herr v. Gall hat mittlerweile in dem „Centralorgan für die deutschen Bühnen" die Behauptung, daß er einen Antrag obiger Art zu stellen beabsichtige oder nur je an einen solchen Antrag habe denken können, ausdrücklich und aufs entschiedenste für eine vollständige Unwahrheit, für einen „rein aus der Luft gegriffenen Unsinn" erklärt. Dr. Koffka's Aufsatz ist uns schon vor Abgabe jener Erklärung zugegangen und scheint uns durch letztre nichts von seinem Interesse verloren zu haben. D. Red.

anstehen, jener Ider beizupflichten? Allein worin liegt in dem Fall ihrer allgemeinen Annahme irgend eine Bürgschaft dafür? Mögen die Theaterdirectoren allesammt einen solchen Entschluß fassen, das wird die unlauteren Quellen nicht verstopfen, das wird noch nicht eine einzige jener unsaubern Federn von dem Metier wegbringen. Das Publikum, und auf dieses ist ja das Handwerk vornehmlich berechnet, wird die Kritiken nach wie vor lesen, ihnen nach wie vor den schädlichen Einfluß auf sich gestatten und am Ende in dem ausgesprochenen Ignoriren der Bühnenvorstände nichts anderd erblicken als eine Nachahmung des Straußes, der die Augen schließt, damit ihn der Jäger nicht gewahre. Auf diese Weise wäre also nicht viel erreicht. Der Schaden hingegen, der den Theaterdirectionen aus einer derartigen Beschlußfassung erwachsen würde, ist gar nicht zu ermessen. Fürs erste läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß in Folge derselben auch noch die wenigen tüchtigen Federn, bewährten Kenner, geistreichen Köpfe, die sich trotz der Ungunst der Situation noch mit der Kritik der dramatischen Leistungen befassen, sich von diesem ebenso schwierigen als undankbaren, und am Ende gar noch officiell geächteten Beruf zurückziehen und so das Terrain ausschließlich den kenntnißarmen und charakterlosen Professionisten überlassen würden. Damit wären wir aus der Scylla in die Charybdis gekommen.

Aber noch etwas anderes. Wie denn, wenn die Presse den Stiel umkehrt und überall die Organe der Oeffentlichkeit dem Theater nicht die geringste Beachtung mehr widmen, ein Verfahren, wozu sie nach jenem principiellen und vollständigen Ignoriren durchaus berechtigt sein würden? Das wäre in vielen Beziehungen der Ruin der dramatischen Kunst, das wäre aber vor allem ein Nachtheil, der die Bühnen an einer sehr empfindlichen Stelle träfe, an dem Geldbeutel. Laßt einmal die Directionen die Hand aufs Herz legen und fragt sie, wer ihnen bei den sogenannten renommirten Gästen und renommirten Novitäten Kasse macht, ob die Gäste und die Neuigkeiten oder das Renommee, und sie werden euch sagen: der Ruf thut's. Woher aber kommt der, wenn nicht durch die Presse? Wieviel tausende würde, um ein Beispiel anzuführen, der „Prophet“ weniger eingebracht haben, hätte nicht vorher Gutenbergs Posaune seinen Ruhm von einer Stadt zur andern getragen? Laßt das einmal wegfallen und das Gebäude des dramatischen Virtuosentums liegt in Trümmern, in Trümmern, die vielleicht im Ganzen für das eigentliche Wesen der Kunst nicht viel zu bedeuten haben, aber unter denen sicher auch manches Gute und Edle begraben wird, und die jedenfalls den Theaterkassen am theuersten zu stehen kommen müssen, weil sie nicht wissen werden, wo einen Ersatz dafür hernehmen. Das können allerdings kleinere Hoftheater aushalten, die bei den reichlichen Zuschüssen ihrer fürstlichen Erhalter wenig oder gar keine Rücksicht auf die finanziellen Verhältnisse zu nehmen haben, aber die größeren — und diese wären doch maßgebend — können es schon weniger und die großen Stadttheater können es gar nicht.

(Schluß folgt.)

Ein pfälzisches Bad.

Mitgetheilt von b*.

In aller Welt weiß man von nassauischen und böhmischen, von Schweizer- und Pyrenäenbäderu; man spricht von Helgoland und Jsch, Swinemünde und Baden-Baden, Pyrmont und Kreuth, Aachen und Wildbad; man schreibt von Scheveningen und Cannstatt, von Kissingen und Homburg und wie die andern alle heißen, aber von pfälzischen Bädern weiß, spricht und schreibt selten ein Mensch. Obgleich, oder vielmehr weil dem so ist, darum eben habe ich die Feder eingetaucht, um von einem derselben zu schreiben. Es gibt deren wirklich, wie könnt' ich sonst in einem derselben sitzen? Ja es gibt deren wunderschöne, was ich zur Stelle beweisen will. Wer eben bei mir säße, bedürfte eines Beweises mit Worten nicht, ein einziger Blick würde ihm denselben liefern.

Ich sitze nämlich zur Stunde vor einem neuen, stattlichen Gebäude von drei Stockwerken mit zwei vorspringenden Flügeln und einer offenen Colonnade. Dieser Bau wird von einem ziemlich hohen waldigen Berge überragt, der seine niedergebeugten Hänge rechts und links wie die Arme eines riesigen Fauteuils ausstreckt. Ich kann den von drei Seiten geschlossenen und geschützten Raum auch ein hochgelegenes Amphitheater nennen, das sich nach Südosten öffnet. Vor mir plätschert eine kleine Fontäne, die ihre Perlen in eine kleinerne Schale herabfallen läßt. Fünfzig Schritte tiefer unten läßt eine andere ihren fünfzig Fuß hohen Strai in der Sonne spielen und den weißen, lichtdurchwebten Schleier in die Flut des Teiches niederrauschen, aus dessen Mitte sie sich erhebt. Weiße Schwäne ziehen stolz ihre Kreise ums sie her. Und dieser Teich liegt wieder einer kleinen amphitheatralischen Vertiefung im Schoos. Verschiedene Pfade schlängeln sich zwischen Felsblocken und Gesträuch, zwischen Blumen und saftgrünen Rasenhängen zu ihm hinab. Doch der Blick bleibt da nicht lange haften, er strebt weiter, und wo der sich tiefer senkende Halbkessel sich auftut, verraten ihm ein paar Häuschen ein nahes Dorf, welches der Ausläufer des Berges zur Linken verdeckt. Dann will ein grünes Meer von Rebenhügeln ihn fesseln, die immer tiefer nach der Ebene sich senken. Doch er kann nicht anhalten, es reißt ihn hinaus in die Weite. Da draußen liegt ja ein großer Ausschnitt der herrlichen Ebene, da blitzt ja der Rhein herüber, da stehen ja am Rand des Horizonts die Berge des mittleren badischen Landes im Licht der Sommersonne und deutlich unterscheide ich den Thurmberg bei Durlach und drei Thürme der Stadt Karlsruhe.

Gleisweiler ist der schöne Badeort, von dem ich rede, die Wasser-, Molken- und Traubenheilanstalt Gleisweiler, eine Stunde nordwestlich von der Festung Landau.

Vor zehn Jahren noch war es in dieser hochgelegenen Bergwiege waldumfamlich stille. Nur die Vögel sangen drin und zwischen Felsen und Baumwurzeln rauschte das Wasser des hohen Bergquells nieder und floh unaufgehalten und ungenützt in die Ebene hinab. Damals trug sich ein junger vermögender Arzt von Landau mit dem Gedanken, eine Wasserheilanstalt zu gründen, und geriet glücklicherweise in dieses warme, von drei Seiten geschützte Thälchen, in dem die Mandel reift und hohe Kastanienbäume ihren Schatten werfen. Hier steht nun seit acht Jahren etwa das solide und geschmackvolle Kurhaus mit siebenzig Wohnzimmern und den nöthigen Sälen und Badräumen, umgeben von hübschen Anlagen und von einer Natur, die für sich schon jeden anderweitigen Schmuck entbehrlich macht. Nahe dem Kurhaus ist ein kleineres im Schweizerstyl erbaut, in dem die Ställe für Kühe und Ziegen sich befinden, die Molken bereitet werden und in hübschen Zimmern auch die Kuhstallluft genossen werden kann. Der Badarzt ist Dr. Schneider, der Gründer und Eigenthümer der Anstalt selbst, ein gediegener aber anspruchsloser Mann, der in dieser seiner Schöpfung lebt und webt und kein Opfer scheut, um den Kurgästen ihren Aufenthalt so angenehm zu machen, als es an solchem von einer größeren Stadt etwas entlegenen Ort nur möglich ist. Doch was braucht man hier anders als die Natur, um so zu sagen an Leib und Seele zu gesunden? Wer nicht auf das Geräusch und die Vergnügungen großer fashionabler Badorte, nicht auf grüne Tische und

glänzende Bälle speculirt; wer ein gesellschaftliches Stillleben liebt, das nur von Zeit zu Zeit von lauterem, bewegterem Treiben unterbrochen wird; vor allem wer Sinn und Herz hat für die Natur, der mag sich dieses liebliche Bad Gleisweiler empfohlen sein lassen. Die Natur entfaltet hier schon in der unmittelbarsten Nähe, noch mehr aber in der Umgebung von einigen wenigen Stunden einen Reichtum an Schönheiten, der in der That seines Gleichen sucht.

Die Aussicht vom Kurhaus selbst habe ich schon flüchtig skizzirt. Welches prächtige Bild am Morgen, oder gar in dem glühenden Licht eines schönen Sommerabends, wie sie der Himmel in diesem Jahr beschert, oder unter dem Gewitterhimmel und selbst in einer Mondnacht! Aber der bequemste und kürzeste Gang von ein paar hundert Schritten führt schon an den Rand der höheren Berge und dort von dem rebenbedeckten Hang des Haardtgebirges hat das Auge den Blick frei über das weite Land rheinauf, rheinab. Wer nun gar einen kurzen Gang zu Berg nicht scheut oder sich von einem geduldigen Grauchen aufwärts tragen lassen will, der kann in kürzester Frist einen Standpunkt gewinnen, der ihm die ganze Rheinebene vom Taunus bis hinauf zum Knibis und Kaiserstuhl vor Augen legt. Zweier dieser näheren Höhenpunkte muß ich besonders erwähnen, der St. Annakap:lle und des Ringelsberges. Die Wallfahrtskapelle zur heiligen Anna erhebt sich auf einem weit vorspringenden Berge, etwa eine halbe Stunde nördlich vom Bade. Der Weg dahin führt durch das Dorf Gleisweiler. Er ist bequem und von Kastanienbäumen reichlich überschattet. Ist die Fernsicht von der Höhe über das weite, lachende Rheinland mit seinen zahllosen Städten und Dörfern, mit den alten Domen von Speyer und Worms fesselnd, so zieht nicht minder die nächste Nähe an. Da unten liegen große, reiche Dörfer auf den hohen Abhängen des Gebirges, umgrünt von lauter Reben; dort rechts die Festung Landau, links die Stadt Edenkoben, auf den Bergen selbst aber alte und neue Schlösser, Ritterburgen und Königspfalzen. Das öde Gemäuer der alten Rietburg überragt noch die beträchtliche Höhe des Annaberges und erinnert an die daran haftende Sage von dem wüsten Mädchenräuber, der einem Vater gegen hohes Lösegeld die Tochter wiederzugeben versprach und sie ihm dann von der Zinne herab zerschmettert zu Füßen warf. An dem einzelnen Mauerstück dieser Rietburg haftet indessen der Blick nicht lange. Liegt doch unter ihr auf dem Vorhügel die neue stattliche Villa Ludwigshöhe, der vorzüglichste Augenpunkt der Gegend, vorab in dieser Zeit, wo König Ludwig, Königin Therese und die Frau Großherzogin von Darmstadt ihren Sommeraufenthalt daselbst genommen haben. Diese Villa ist nicht viel über eine Stunde vom Bade entfernt und wird natürlich häufig von Kurgästen besucht und bewundert. Wieder eine Stunde weiter hebt ein runder Vorberg sein Haupt in die Luft. Er trägt auf seinem Scheitel die wolbekannte Marburg, oder das einst so viel genannte Hambacher Schloß. Und zwischen der Villa und dieser Marburg mitteninne liegt die Kropsburg, ein Ahnenschloß jenes berühmten Geschlechtes der Kämmerer von Worms, das die Muttergottes für seine leibliche Verwandte erklärte und im deutschen Reiche solch hoher Ehren genoß, daß selbst Napoleon noch den alten Ruf respectirte: Ist kein Dalberg da?

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

⁂ Auch ein Erntebericht! In Lahr bot sich vor einigen Tagen den dortigen Jahrmarktbesuchern ein höchst erheiterndes, für den betreffenden — Menschenfreund aber höchst beklagenswertes Schauspiel. Die Sonne erwärmte freundlich leuchtend den Erdkreis, als um vorgenannte Zeit mit einemmal — gleich Staubwolken — Wolke auf Wolke in schnellem Fluge über die Stadt dahinwirbelte, und im Flug ermüdete oder entseelte Wanderer zur Erde kamen, um von ihrer noch nicht lange verlassenen Heimat Kunde zu geben, also lautend: „Jahre lang befanden wir uns auf dem Speicher eines reichen Kornwucherers. Zum Hungerstillen geboren, seit langer Zeit schon mit Schmerzen auf die leidende Menschheit blickend, vermochten wir es nicht länger in unserer Hülsenwohnung zu verweilen, und wollten lieber zu Grunde gehen, als noch länger wie ein Hoffnungsstern einem der Verächtlichsten der Menschheit — einem Kornwucherer — zu leuchten. Und somit zogen wir vereint und neubelebt der Freiheit entgegen. Die uns noch anklebenden Hülsentheile geben Zeugniß von der hohen Bestimmung, die uns allen beschieden war." Bei diesen letzten Worten hörte auch die Brust dieses Wesens auf zu schlagen.

⁂ Vermittels des Jacquard'schen Webstuhls wird jetzt in Frankreich der Mousseline beim Weben durchwirkt, gestickt uud ausgezackt, und zwar so schön, als es nur durch Handarbeit geschehen kann. Tausende von Stickerinnen werden jetzt bald in Paris allein ohne Verdienst sein.

⁂ Aus Perigord wird gemeldet, daß in diesem Jahr die Trüffelernte ganz außergewöhnlich ergiebig sein wird, wie sie es seit langen Jahren nicht gewesen ist; dabei zeichnen sich die Trüffeln durch Geschmack und Geruch aus und werden von den Gastronomen als vollkommen geschildert.

Frankfurt, 26. August.

Cirque Olympique des Herrn E. Renz.

Unter den Sehenswürdigkeiten der diesjährigen Herbstmesse wird Einheimischen wie Fremden der Cirque Olympique des Herrn E. Renz sicher das größte Interesse abgewinnen. Gestern Abend war uns zum erstenmal Gelegenheit gegeben, sowol die trefflichen Pferde als die ausgezeichneten Kunstleistungen der Gesellschaft zu bewundern. Wer von den Mitgliedern am meisten des verdienten Beifalls des zahlreichen Publikums aller Klassen sich zu erfreuen hatte, ist schwer zu sagen, da jeder nach jeder Vorstellung gerufen wurde. Selbst den Clowns in ihren neckischen Zwischenspielen wurde diese Ehre mehrmals zu Theil. Unbestreitbar aber verdiente Herr Renz selbst bei dem Reiten seiner vortrefflich dressirten Schulpferde die größte Anerkennung; er fand sie namentlich bei den Männern vom Fach im reichen Maße; er allein wurde nach derselben Vorstellung mehremale gerufen. Die prächtige Garderobe trug nicht wenig zur Erhöhung des Genusses der wenigen Stunden bei.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 27. August. Magnetische Kuren, Lustspiel in vier Acten von Hackländer.

Samstag, den 28. August. (Zur Feier des Geburtstags Goethe's.) Iphigenie auf Tauris, Schauspiel in fünf Acten von Goethe.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 206. Samstag, 28. August **1852.**

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Fidor Müller.

(Fortsetzung.)

Die ganze Sonntagsfeierlichkeit umfloß das Mädchen wie die Morgenluft und drückte das verwundete Herz zur Erde. Es kniete nieder vor der Thüre, vergaß sich ganz und betete laut: Du lieber, guter Gott! wie schön hast du die Welt gemacht, o schenk mir noch den Martli dazu, dann, dann bin ich — Es raschelt etwas! Christili schrickt auf, blickt herum und denkt sich, es wird ein Vogel gewesen sein. Dann geht es in den Stall, treibt die Kühe zur Tränke und jodelt mit der Amsel den Kuhreigen. Darauf wird wieder alles still und ruhig, im Hause wird fortgeschlummert bis sechs Uhr; da ist der Vater auf, Martli kommt auch schon mit dem Frühstücksgewand auf dem Arm über die Stiege herab und fragt nach dem Christili. Da ist aber kein Christili: der Stall ist gesperrt, die Küche ist gesperrt und noch keine Mörgesuppe. Wo es nur sein mag? Da kommt es ja durch den Berchenwald her, das Gebetbuch mit der einen Hand an der Brust drückend, während es mit der andern den Beten wie ländeln hin und her schüttelt. Der Friede Gottes und die Heiterkeit des Sonntags liegt auf seinem Angesichte. Guten Morgen, Martli! grüßt es, bist schon auf? ach, und noch keine Suppe, verzeih, ich hab gar so lang anstehen müssen, und die Leute sind mir noch alle vorgegangen. — Martli hätte es gern geküßt und an die Brust gedrückt, doch er wollte noch nicht und konnte noch nicht. Du Märli du! sagte er, laß dich das nicht kümmern, wir sind ja nicht verhungert. Lena hatte unterdessen die Kost bereitet und 's Christili nun nichts anderes mehr zu thun als sich zum Kranztragen herzuputzen. Da war es heute ziemlich heikel und die Lena konnte es ihm kaum recht machen. Es muß doch recht sein, meinte es, wenn man Unbefleckeltragen will, und für die Muttergottes ist doch nichts zu schön. Innerlich machte es sich aber selbst Vorwürfe, denn es merkte wol, daß es eigentlich nicht wegen der Unbefleckten allein schön sein wollte. Endlich nach langem Zopfen und Binden, Schnüren, Abziehen und Anlegen steht es fir und fertig da und bet meiner Seel! die Kleider machen Leute, 's Christili kommt mir heute halt noch so schön vor. Ihr habt vielleicht noch keine Ländler-Kranzjungfer gesehen, wenn ihr wollt, so sag ich euch wie 's Christili war. Gfierige Schüele mit weitem Ausschnitte und vorn mit einer blauen Masche geschmückt, umschließen die scharlachroten Strümpfe mit zierlich aufgenähten Bandzwickeln. Darüber wallt in etwas steifen Falten das saftgrüne kammelottene Röckli, am Rande von einer blauen Bitze umschlungen, nicht zu lang und nicht zu kurz, grade, daß man die runden, zierlichen Wädchen noch ahnen kann. Das blendend weiße Schürzchen steht herrlich dazu. Ein silberfarbnes Mieder aus Stoff umfaßt das runde Leibchen und wird unten nur mit Mühe eingeheftet, während es oben noch zwei Hand breit auseinander steht. Um dieses interessante Plätzchen zu verdecken ist ein künstlich mit Goldfäden gestickter Brustfleck hinuntergesteckt und mit goldgelben Schnüren die volle sprudelnde Gesundheit in gehörigen Schranken gehalten. Ein weißes oben in Spitzen sich endendes Goller deckt den Hals, um den ein schwarzer, seidener Flor gebunden ist und auf der Brust übers Kreuz geschlagen sich unterm Schnürmieder verliert. Doch nun muß ich eilen, sonst werde ich nicht mehr fertig, wie es einem gewöhnlich geht, wenn man die Sache gar zu tief, zu weit unten auffaßt. Indessen ohne das Köpfchen kann ich das Christili doch nicht lassen, denn das ist das schönste und alles andere dagegen nur ein Wind. Die flachsblonden Haare schön gestrählt, in künstliche Zopfen geflochten, zweimal um die lächelnde Stirne gewunden, oben das schimmernde, zitternde Kränchen, breite, gezähnte, rosenfarbige Bänder über den Nacken und den Rücken herabwallen, ach! wie das steht! wie das zusammenpaßt! Ich könnte euch noch sagen von den Augen, den Wangen und vorzüglich von einem gewissen Grübchen auf dem Kinn; doch ihr möchtet zuletzt glauben, ich sei selbst darin verschossen, und der Martli möchte eifern, wenn ich gar nicht mehr vom Christili komme. Potzsapperment, rief er, als er auch schon in vollem Staate ins Kämmerchen trat, ich trau ja kaum herein. 's Christili lächelte und ließ sich gefällig von allen Seiten mustern und loben. Ich muß hier bemerken, daß Christili, ungeachtet sonst ein herzensgutes Kind, doch ein bischen eitel sind war, indessen das muß man ihm verzeihen, denn ein bischen eitel sind alle Mädchen. Lena machte ihre Späße: Wenn ein Pfarrer da wäre, könnte er gleich das Kreuz über euch machen; ihr steht ja da, als wolltet ihr auf die Hochzeit gehn. Sie lachte und 's Christili nahm Martli's neuen Hut und steckte ein frisches Dick-Nageli darauf nebst einer Stange Rosmarin und indem es ihm denselben wieder aufsetzte, sagte es: So, hast auch einen Kranz! Nun läutet es aber zusammen. Fort! fort! ruft Lena und stöbert sie zur Thüre hinaus. Sie und der Vater bleiben daheim; dem Christili zu lieb hatte Lena das ganze Hausweben übernommen, denn dieses und Martli kommen vor dem Abend nicht zurück; sie sind ja bei Vetter Andres zu Gast geladen. Das wird einen Kirchtag geben!

Nun haben wir aber den Auszug der Procession schon versäumt. Die langen Zeilen und schlängelnden Reihen sind schon im Felde drunten. Die Böller krachen, die große Trommel donnert und die roten Fahnen wehen im Wind. Sie verschwinden bald, kommen dann wieder zum Vorschein, schwenken endlich um und kehren zur Kirche zurück. Wir stellen uns mit andern vor die Kirchenthüre und lassen den Zug vorbeidefiliren. Voran, fantastisch gekleidet, der Engel, die Schuljugend im Gefolge, hart daran schreitet in altfränkischen Kleidern gravitätisch einher Isidor mit der Schaufel. Jetzt kommen die Mädchen. Rothburg mit der Sichel führt sie an, in der Linken trägt sie eine Gilge

und aus dem hinaufgeschlagenen Schürzchen hängen Garben heraus. Aber was schwankt dort herauf von einer Schaar Kranzjungfern umrungen? Es ist die Unbefleckte. Man muß fast lachen, wenn man die vier Trägerinnen betrachtet. Das Christili, das ihr schon kennt und die drei anderen; ha! wie das absticht! Es sind ältliche Trümmer mit gebogenen Nasen und schmalen, schneidigen Schultern. Zum Unbefleckttragen ausschließlich privilegirt und dieses Amt schon zwanzig Jahre verwaltend, schreiten sie einher in ihrem jungfräulichen Stolz und werfen die Blicke herum. Alles schmözelt und die Buben gebrauchen sogar ihre Finger um die ehrwürdigen Jungfrauen sich einander zu zeigen: sie aber glauben, es gelte dem Christili wegen seinem altfränkischen Anzug, indem sie, obwol selbst aus der Modi, einige moderne Kleidungsstücke tragen, so zum Beispiel verschene Korsetlen mit großen Blumen und andere Fetzen, die ihnen ihre Brüder oder Holdschafter in einer Schweizerfabrik gekauft haben. Auch tragen sie einen Kranz aus lauter großen lebendigen Rosen und anderes der Art, was nicht zusammenpaßt, und drum lachen die Leute. Schämt sich das Christili nicht recht? O nein! Denn es sieht keinen lachen. Mit niedergeschlagenen Augen wandelt's einher wie eine Heilige und die Andacht der Seligen liegt auf seinem Gesichte. Alles blickte aufs Christili und einer flüsterte dem andern zu: Wie sich des Burgfrieders Stili heute ausnimmt, das schönste Kind im ganzen Zug! Martli stand hinten, hörte alles, ihm lachte das Herz und er konnte sich nicht halten und mußte husten. Es schaute auf, schlug aber gleich die Augen wieder nieder; es mußte sich vergessen haben und gleich wieder besonnen, daß es die Unbefleckte trage.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Goethe's Gedächtniß

am 103. Jahrestag seiner Geburt.

Halte das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
Theilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Goethe.

Zur Goethe-Feier.

Von Emil Grundmann.

Das ist der deutsche Dichterwald!
Wie grün das wallt, wie kühl das hallt
Und rauscht andächtig aus dem Grunde!
Des Waldes Sänger werden wach,
Die Sonne bricht durchs Blätterdach, —
Das eben ist die rechte Stunde.
Die Berge stehn in goldnem Schein,
Es wölbt sich blau der Himmel droben,
Auch unser Geist ist still erhoben, —
So kommt, o Freunde, tretet ein!

Das ist fürwahr ein Gotteshaus,
Drin statt der Orgel braust der Strom
Und tausend Jubellieder schallen;
Der Weihrauch ist der Blütenduft
Und durch die stille Morgenluft
Schmettern ihr Lied die Nachtigallen.
Es schließt sich innig Baum an Baum,
Es blüt geheimnißvoll im Kreise
Und in den Wipfeln flüstert's leise,
Als träumten sie noch süßen Traum.

Wer wollte künden, wer verstehn,
Was bei des Traumes lindem Wehn
Sich regt in eines Dichters Seele?
Der Morgen kommt, der Traum entflieht
Und seiner Brust entströmt ein Lied,
So hold wie das der Philomele.

Was er in Liedern lieb und zart
Von Treu' und Minne uns gesungen,
Was mächtig unser Herz bezwungen,
Ward oft im Traum ihm offenbart.

Kommt weiter! — Schaut! auf freiem Plan,
Der sanft zum Hügel schwillt hinan,
Umblüht von duft'gen Rosenhecken,
Steht eine Eiche, schlank und jung,
Als wollte sie mit kühnem Schwung
Die Aeste in den Himmel strecken.
Weit über alle schaut sie hin,
Kein Baum ringsum, der ihr noch gleiche:
Das ist die stolze Goethe-Eiche,
Des Waldes hohe Königin.

Und alle Wipfel neigen sich
Und alle Kronen beugen sich
Und huld'gen freudig ihr mit Rauschen.
O pflückt die Blumen auch zum Kranz,
Mit bunter Blüten heitrem Glanz
Soll sie das dunkle Laub vertauschen.
Der hundertjähr'gen Eiche Preis!
Für Goethe wappnet euch, ihr Lieder!
Festhymnen, hallet jubelnd wider
Dem ewig jungen Dichtergreis!

Einhundert Jahr! — Damals und heut!
Da lag auf Deutschland trübe Zeit,
Es galt nur fremde Art und Sitte;
Kaum hier und da ein deutsches Herz,
Das seines Vaterlandes Schmerz
Und seine Not mitfühlend litte

Ein deutsches Lied — ein feines Lied;
Des Fremden Sprache, glatt und lüstern,
Die mochte noch der Deutsche flüstern,
Der schnöd' sein Heiligstes verriet.

Und Goethe kam! — Wie Sonnenlicht
Allmächtig durch die Nebel bricht,
Die seinen Glanz der Welt verborgen,
So brach er siegreich durch die Nacht
Und hell ging nun in goldner Pracht
Für Deutschland auf ein neuer Morgen.
Und aus des Jünglings Busen quoll
Ein Strom von ewigen Gesängen,
Der bald in immer vollern Klängen
Zu nie geahnter Größe schwoll.

Was er in seiner Zeit nicht fand,
Das suchte er im Wunderland
Des ihm erschloss'nen Altertumes;
Mit frischem Mut sang er aufs Neu'
Von Männerwürde, Lieb' und Treu',
Den Trägern unsres einst'gen Ruhmes.
Des eignen Wertes sich bewußt
Und folgend einem höhern Gotte,
So trotzte stolz er bittrem Spotte
Und schöpfte fort aus tiefster Brust.

Gehüllt in alter Sage Kleid,
Gelang es ihm, den Widerstreit
Der uns beherrschenden Gewalten:
Der einen, die zum Bösen reißt,
Der andern, die zur Tugend weist,
Mit Meisterhänden zu gestalten.
Was zaubermächtig jetzt ergreift,
Was staunend jetzt die Welt bewundert,
Trug länger als ein halb Jahrhundert
Er in dem Busen, eh's gereift.

Ihn hat der Götter höchste Gunst
Als Fürst der Dichter und der Kunst
Beglückt wie keinen noch hienieden;
Was je des Jünglings Ungestüm
Ersehnte, ward im Alter ihm
In reichster Fülle noch beschieden.
Beweint von einer Nation,
Von einem Welttheil tief betrauert,
Von seinen Werken überdauert,
Ward ihm Unsterblichkeit zum Lohn.

So schall', auch heut von Mund zu Mund:
Sei uns gegrüßt von Herzensgrund,
Du Fürst im deutschen Dichterreiche!
O grüne fort in alle Zeit,
Steh' fest in Sturm und Wetterstreit,
Du hundertjähr'ge, stolze Eiche!
Und wär' auch längst im Vaterland
Das deutsche Wort dereinst verklungen, —
Dein Name wird von allen Zungen,
Du hoher Meister, noch genannt!

Goethe's Liebe zur Frau v. Stein.

Geschrieben im August 1851 von Adolf Stahr.*

In diesen letzten Tagen hat mich der so eben erschienene dritte Band der Goethe'schen Briefe an die Frau v. Stein lebhaft beschäftigt. Er ist schon darum von hoher Wichtigkeit, weil er mit der Auflösung eines so wunderbaren Lebensverhältnisses zugleich die Lösung eines sittlichen Problems enthält: eine Lösung, die sich dann freilich wiederum ein jeder nach seinem Gefühl, nach eigner Einsicht und nach eigenem Bedürfniß zurechtlegen wird.

Dieser dritte Band umfaßt die Briefe aus den Jahren 1784 bis 1826, welche wiederum in drei verschiedene Abtheilungen zerfallen. Die erste umfaßt die Briefe von 1784 bis zu Goethe's Flucht nach Italien. Die zweite, kürzeste, die Briefe, welche im Jahr nach seiner Rückkehr von dort geschrieben sind, und in denen der bereits innerlich geschehene Bruch des Verhältnisses zu Tage tritt. Der dritte Abschnitt endlich zeigt den Verlauf des Rheins im Sande: nach jahrelanger völliger Trennung ein Verhältniß gesellig anständiger Theilnahme ohne eine Spur der früheren Leidenschaft. Zwischen der ersten und zweiten Abtheilung ist eine Lücke; die Briefe, welche Goethe aus Italien an die Geliebte schrieb, fehlen, weil Goethe sie sich wiedergeben ließ, um seine Reiseerinnerungen darnach zu redigiren. Sie werden jetzt im Goethe'schen Hausarchiv aufbewahrt.

Die erste Abtheilung ist nach Inhalt, Ton und Stimmung eben nur eine Fortsetzung der früheren Briefe aus den Jahren 1780 bis 1783. Sie zeigt eine Liebe, wie sie schwerlich jemals wieder in solcher Weise und Haltung vorgekommen ist, in dem letzten Stadium ihrer möglichen Höhe und Entwickelung, wo sie entweder zur wahrhaften menschlichen Erfüllung gelangen oder eine Wendung und Wandlung notwendig erleiden mußte, falls der eine Theil nicht untergehen sollte.

Denn gestehen wir es nur: trotz der unendlichen Schönheit, trotz der Fülle tiefsten und reinsten Gefühls, die uns in diesen Briefen umgeben, welche ein zehn Jahre lang in voller Innigkeit bestehendes Liebesverhältniß mit allen seinen geheimsten Herzensinnerlichkeiten vor uns aufdecken, — dennoch ist in diesem ganzen Verhältniß etwas Ungesundes und Unnatürliches, das ein gesundes Gefühl beängstigt und uns zu keinem vollen freudigen Genuß kommen läßt. Die gesunde Natur Karl Augusts empfand das schon früh, daß sein Goethe sich hier einem idealen Spiritualismus hingebe, bei dem er sich ganz ins „Aetherische" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Und in Goethe selbst begann zuletzt eine Ahnung davon aufzudämmern, daß sein Weg ihn abwärts führe von dem Pfad, welchen die Natur ihrem Liebling vorgezeichnet. Wer diese Briefe mit offenen Augen liest, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß unter den Motiven, welche Goethen zu der italienischen Reise bewogen, seine Liebe und sein Verhältniß zu der Frau v. Stein keins der geringsten war. Ueber die meisten jener Motive sind wir durch seine eigenen Geständnisse im Klaren. Seine Mission für Weimar war erfüllt, der Freundschaft für den Herzog, der Pflicht für das Land war genug gethan. Zehn Jahre, die schönsten seines Lebens, hatte er für andere gelebt und mit liebevollster Selbstverleugnung seinen eigensten Daseinsberuf, den unüberwindlichen Trieb und Drang seiner Natur, andern, ihm mehr oder minder fernen und fremden Zwecken aufgeopfert oder doch hintangesetzt. Jetzt, auf dem Wendepunkt des menschlichen Einzeldaseins, im sechsunddreißigsten Jahr, durfte es billig und notwendig erscheinen, an sich selbst zu denken und einmal für sich zu leben. Hatte ihn doch nur und allein der Gedanke so lange in jenem

* Aus seinem „Weimar und Jena".

Zustand gehalten: „daß alle diese Aufopferungen freiwillige seien und daß er nur dürfe Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer völlig freien Muße in der verlassenen Vaterstadt zu finden.“ Denn ohne diese Aussicht, und wenn er, wie er weiter an seine Mutter (im Jahr 1781) schrieb, sich in Stunden des Verdrusses als Leibeigner und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehn müßte, würde ihm manches viel saurer, ja unerträglich geworden sein.

Goethe ging nach Italien, um sich selbst aufzusuchen und zu vollenden. Es lag nicht in seinem Wesen, der Oeffentlichkeit gegenüber, Privates aufzudecken, darum verschweigt er, wie viel Antheil an dem Entschluß jener Flucht, wie er sie selber nennt, auch der Zustand seines Herzens gehabt. Er verschwieg es um so mehr, als die Frau, welche damals seine Seele beherrschte, zur Zeit der Veröffentlichung seiner Lebensbekenntnisse selbst noch unter den Lebenden war. Aber aus den jetzt herausgegebenen Briefen an sie und aus einer richtigen Erwägung und Verknüpfung aller Umstände und Aeußerungen, welche sie enthalten, geht es unwiderleglich hervor, daß er durch diese Reise auch auf die eine oder andere Art Heilung für sein Herz und Genesung von einer Liebe suchte, die er zuletzt als Krankheit erkennen mußte und erkannte. Er selbst nennt, in den Briefen aus den letzten Jahren vor seiner Reise, diese seine Liebe „eine Krankheit, die immer mehr wachse“, und er gestand sich vielleicht selbst kaum, wie sehr er mit dieser Bezeichnung einer Leidenschaft Recht hatte, die seinen natürlichen Hang zu hingebender Weichheit und Sehnsüchtigkeit auf Kosten der Energie männlicher Eigenschaften unnatürlich verstärkte. Aber die Ehre dieser Erkenntniß und des darauf gebauten Entschlusses der Selbstüberwindung muß und soll ihm unverkümmert bleiben, trotz des Urteils, welches in den Anmerkungen des Herausgebers dieser Briefe die wesentlichen Gesichtspunkte verrückt und sich auf die Seite der Gegner Goethe's stellt.

Zunächst ist folgender Umstand zu beachten. Es war nicht Goethe's Schuld gewesen, daß seine Liebe zur Stein nicht den natürlichen und vernünftigen Ausgang und Abschluß fand. Er suchte und erstrebte diesen einzig wahren sittlichen Abschluß von vornherein mit allen Kräften. Charlotte v. Stein sollte sein Weib werden, die ungetheilte Genossin seines ganzen Daseins. Daß sie darauf nicht einging, daß ihr die Liebeskraft gebrach, zu thun, was in ihrem Fall die Pflicht wahrer Sittlichkeit gebot, das war, wenn sie wirklich Goethe's Liebe in vollem Maß theilte, entweder eine Schwäche des Charakters, dem die Form höher stand als der Gehalt, der Schein der Welt höher als das Wesen der Sittlichkeit, oder es war ein Verbrechen an dem Geliebten. Ein Verbrechen, wenn ihm ihre Seele ganz gehörte, und nicht minder, wenn sie, wie es mir scheint, die tugendhafte Gattin eines ungeliebten und unbedeutenden Gemals neben der Geliebten, der Seelenfreundin, der Beherrscherin des größten Genius seiner Zeit zugleich sein und bleiben wollte. Es war ein Verbrechen auch an seiner Zukunft, an seinem Geschick, an seinem Glück, an dem Glück, das er so heiß ersehnte, das er wie wenige zu würdigen verstand, an dem Glück, das der Besitz einer Häuslichkeit, einer Familie in der Ehe gewährt. Wenn Goethe's Entwickelung hier eine Lücke, sein Schicksal hier eine dunkle Stelle, ja in seinem letzten Verlauf eine herzerschütternde Tragik zeigt, so wird ein Theil der Schuld nimmer hinwegzunehmen sein von einer Frau, die kleiner war als das Loos, das ihr die Gunst des Geschickes vor so viel tausenden spielend zugewendet hatte.

Die Briefe beweisen, daß es Augenblicke genug gab, in welchen Goethe diese Wahrheit mitten in dem Drang seiner Leidenschaft empfand. Sie sind voll von Geständnissen, daß ihm die Halbheit, das Entbehren der Erfüllung einer unzertrennlichen und ungetrennten Vereinigung, wie sie nur die Ehe gewährt, mehr und mehr zur unertragbaren Qual gedieh. Und diese Aeußerungen empfindet man immer als eine Erquickung inmitten der endlos schmachtenden, oft gradezu unmännlichen Weichheit dieser zehnjährigen, übersinnlich sinnlichen Freierei. Noch im Jahr 1786, kurz vor seiner Flucht, als er den Werther neu umarbeitete, schreibt er in solcher Stimmung an die Geliebte: „Ich corrigire am Werther und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen.“ Und noch aus Italien schreibt er von Terni, zwei Monate nach seiner Abreise, im Gefühl, wie schmerzlich er die Trennung von ihr empfinde: „Nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als den, unser Leben miteinander zu endigen.“ (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Zur Goetheliteratur.

* In der Jahresfrist zwischen dem 102. Jahrestag der Geburt des großen Dichters und heute hat die reiche Goetheliteratur abermals einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhalten. Das schon im vorigen Jahr angezeigte und empfohlene Werk von J. W. Schäfer, „Goethe's Leben“ (Bremen, Schünemann) hat durch den mittlerweile erschienenen zweiten Band, und die von A. Schöll herausgegebenen „Briefe Goethe's an Frau v. Stein“ haben durch das Erscheinen des dritten Bandes ihren Abschluß erhalten. An das gediegene zweibändige Werk von Eduard Boas „Schiller und Goethe im Xenienkampf“ (Stuttgart und Tübingen, Cotta) ist hier ebenfalls zu erinnern. Das bedeutendste Buch aber, welches das letzte Jahr in diesem Literaturzweig aufzuweisen hat, ist der so lang und sehnlich erwartet gewesene „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel“ (Leipzig, zwei Bände). Heinrich Düntzer hat die Reihe seiner gelehrten und gründlichen Monographien über Goethe'sche Materien um zwei neue vermehrt: um den zweiten Band von „Goethe's Faust, erster und zweiter Theil, zum erstenmal vollständig erläutert“ (Leipzig, Dyk) und um das schöne Buch, „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit“ (Stuttgart und Tübingen, Cotta). Ferner mögen noch zwei in Berlin erschienene kleinere Schriften, „Goethe's Liebe und Liebesgedichte“ von J. A. O. L. Lehmann und „Goethe in Briefen und Gesprächen“, um der Vollständigkeit willen hier Erwähnung finden. Gehört endlich auch das vor kurzem erschienene Werk „Weimar und Jena“ von Adolf Stahr nicht ausschließlich hierher, so enthält es doch eine Fülle neuer Mittheilungen über Goethe's Aufenthalt, Leben, Lieben und Wirken in Weimar.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 28. August. (Zur Feier des Geburtstags Goethe's.) Iphigenie auf Tauris, Schauspiel in fünf Acten von Goethe.

Sonntag, den 29. August. Ein alter Musikant, Drama in einem Act von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Hierauf: Die beiden Füchse, oder: „Je toller, je besser“, komische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Mehul. — Zum Schluß: Die weiblichen Drillinge, Posse in einem Act von Hottel.

Montag, den 30. August. Don Juan, Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Mozart. Don Juan: Herr Pasqué.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 207. Montag, 30. August 1852.

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Müller.

(Fortsetzung.)

Der Zug ist in der Kirche und auf der andern Seite strömt es hinaus, jeder in seine Heimat. Es war schon zwölf Uhr und die Knödel gewiß überall schon auf dem Tische. Die Leute machten sich auf dem Heimweg lustig über die drei Jungfern und 's Christili wurde überall angepriesen. Der Vorsteher sagte laut: da bekommt der Martli ein nettes und ein braves Weibli, er ist ein Narr, wenn er es nicht nimmt. Martli ging hintendrein und staunte, daß die Leute auf offener Gasse als ausgemacht abdiskurirten, was er sich selbst kaum zu denken getraut hatte und wovon er glaubte, daß kein Mensch auch nur eine Ahnung haben könnte. Indessen freute er sich doch unendlich, denn er war heute, als das Christili in seiner Andacht und Schönheit daherschritt, mit sich einig geworden. Da war es ihm, als riefe jemand immer und immer: 's Christili nimm, 's Christili nimm und schau dir um keine andere. Er blickte auf die Unbefleckte und sagte halblaut: Ja ich will! Seitdem suchte er eine Gelegenheit, dem Christili sein Herz zu eröffnen, und diese kann sich wol heute noch darbieten, da er an Christili's Liebe nicht zweifeln darf, denn er hat ja heute sein Morgengebet gehört. Jetzt indessen lassen wir sie den Kirchtag fröhlich halten und begleiten sie blos am Abend nach Hause, weil sonst die Leute Uebles vom Christili denken könnten, wenn es allein mit Martli heimginge, denn Valgenair ist von Lanzeptasen eine Viertelstunde entfernt und der Weg führt durch Felder und Wiesen, durch Birken- und Lärchenwäldchen, ein schöner, lockender Weg für ein verliebtes Pärchen. Es ist sieben Uhr abends und wir begegnen ihnen im Blumenanger auf dem Heimgange. 's Christili hängt mit dem linken Arm in Martli ein, in der Rechten trägt es einen Korb mit Kirchtag-Krapfen für Lena und den Vater gefüllt. Wenn es eine schöne Blume sieht, läßt es aus, pflückt sie und läuft wieder zurück. Martli spöttelte: willst nochmal Kranz aufsetzen und haben dir die Gspaninnen so gefallen?— Wirst's schon sehen, lächelte es und nahm ihm auch das Dick-Nageli und den Rosmarin vom Hute. Es wand und band und bog, während sie immer vorwärts gingen und plauderten, und endlich hats den schönsten Kranz in der Hand; siehe! da lacht ihnen aus den Lärchenschossen das Marienkapellchen entgegen, von der Abendsonne sparsam beleuchtet. Ich habe gestern vergessen, hob 's Christili an, die Muttergottes zu kränzen und ist doch heute ihr Tag, so ist es mir noch keinen Samstag gangen; sie wird's wol verzeihen, meinte es und blickte bedeutungsvoll auf Martli. Sie bogen ein, knieten auf den Stuhl und 's Christili legte den Kranz auf das Haupt des Marienbildes. Was beide da gebetet haben, kann ich nicht sagen, nur das weiß ich, daß sie sich nach langer Andacht auf das Brett, wo ihre Kniee ruhten, niederließen und lange stumm und sinnend in die Welt hinausblickten. Es war ein stiller, lauer Sonntagsabend, die Sonne schoß ihre letzten Stralen durch die Lärchenzweige, und auf der andern Thalseite glänzten die Berggipfel in ihrem Lichte. Die ganze Natur lag still und sehnsüchtig da, als trauerte sie über den Abschied des Sonntags und hielte tief aufathmend den Odem an sich; nur manchmal säuselte es in den Lärchenwipfeln, als lisple die Erde ihr Abendgebet; die Amsel flötete auf dem Tannenast und gurgelte in wehmütigen Tönen. O wie schön ist es doch auf dieser Welt, sagte 's Christili endlich, mir ist das Herz so voll, ich weiß nicht von Freud oder Schmerz. O könnte ich auch zu der Amsel hinauf und alles so in die Luft hinaussingen wie sie! Martli blickte zum Himmel und sprach den Arm um Christili's Hals geschlungen: Ja, guter Gott! schön hast du die Welt gemacht, o gib mir noch, gib mir... Christili schaute ihn mit großen Augen an, ihm fiel sein Morgengebet ein. Sag mir, Christili, stotterte er fort, sag mir, hast du mich gern und willst du mein sein? Das volle wonnestralende Auge winkte Ja und Martli drückte einen Kuß auf die brennenden Lippen und preßte es steinfest an sein Herz. Christili's Busen schwoll und schwoll wie eine Knospe, wenn sie aufspringen will; endlich brach es und das bebende Kind stotterte: Ja, Martli, ich habe dich gern und will dein gehören, ewig dein!

Die Amsel flötete noch fort; aber die Sonne war gesunken und schwarze Wolken stiegen am Abendhimmel auf. Was nur die schwarzen Wolken am Himmel dort bedeuten mögen?

Wir haben unser Pärchen an der Waldkapelle verlassen, wie es die Arme um einander geschlungen, in Seligkeit schwelgte und Himmel und Erde vergaß. Die Wolken waren indessen dicht und immer dichter geworden und schon fielen einzelne große Tropfen herunter, daß die Lärchenzweige zitterten. Wir haben Zeit, begann endlich Martli, sonst könnte noch dein Kränzchen eingeweicht werden. Christili lächelte: Du hättst mir freilich nicht einmal eine Halbe gezahlt, geh nur und nimm den Korb, ich will für mein Kränzchen schon sorgen. Es nimmt das Röckl rückwärts bei der Blöge, schwingt sich und das Köpfchen ist unter Dach. Dafür sieht man freilich von den Mädchen etwas weiter hinauf, weil das Unterröckl ein wenig kurz ist, indessen es kommt ja niemand nach. Der Abend wird noch zu Hause fröhlich zugebracht und ein Tag schwindet den Seligen vergnügter hin, als der andere. Nur Ein Gedanke verbitterte die schöne Zeit der ersten Liebe. Wie am Rosariabend der Himmel über der Kapelle, so stand er immer über dem Heiligtume ihres Herzens und dunkel wurde er und immer dunkler; er möchte sich wol auch zuletzt in dichten großen Tropfen entleeren. Heute ist Simon und Judä und auf Valgenair ist alles still und traurig. Keinen Jodler hört man, kein Dreschflegel hämmert im Tacte, nur die Kühe hört man bisweilen ungeduldig ihre Schellen schütteln, die Fensterladen sind zu und die

Thüre verschlossen. Wo nur heute die Leute alle sind? Christili und Lena sind wallfahrten auf den roten Weg unweit Kappeln. Sie knieen vor dem Muttergottesbilde und wollen ihm fast die Füße herunterbeten. Besonders Lena kann sich nicht fassen und ganz ungestüm ruft sie: O hilf doch, hilf! sonst wenn er es verspielt ... o Gott! ich weiß mir nicht mehr zu raten! Christili aber betete gefaßt und mit Ergebung: Herr! du hast ihn mir geschenkt, nimm ihn nicht wieder aus meinen Armen, doch, wenn es muß sein ... wenn du willst ... dann gib mir Kraft, daß ich nicht sterbe.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe's Liebe zur Frau v. Stein.

Geschrieben im August 1851 von Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Was aber den unumstößlichen Beweis gibt, daß sich zu dem Entschluß zu dieser Fluchtreise nach Italien auch die endliche Reingestaltung und der Abschluß seines Verhältnisses in den Vordergrund der Motive stellte, das ist der Umstand, daß Goethe diesen Entschluß, der ihn schon Jahr und Tag beschäftigte, selbst vor der Geliebten vollkommen geheim hielt. Der Herausgeber der Briefe hat die Wichtigkeit dieses Umstandes sehr wol empfunden; und da er sich bei der später eintretenden Katastrophe auf die Seite derjenigen stellt, welche Goethe's Verhalten entschieden als einen Treubruch verdammen, so unterläßt er nicht, eine Andeutung zu versuchen, daß seine Clientin um jenen Plan gewußt habe. Aber dieser Versuch ist ein vergeblicher. Der eigne Sohn der Frau v. Stein, Goethe's Zögling, spricht es ausdrücklich in seiner Selbstbiographie aus, daß nur der Herzog um Goethe's Reiseplan wußte. Auch widerlegen die von Schöll herausgegebenen Briefe und alle sonstigen Umstände und Zeugnisse das Gegentheil vollständig. Es müßte denn sein, daß die Correspondenz Lücken enthielte, die auch dem Herausgeber unbekannt wären, weil die Empfängerin selbst die hierher gehörigen Briefe vernichtet hätte. Was einen Augenblick auf diese Vermutung leiten könnte, ist folgende Stelle eines Briefes, den Goethe acht Tage vor seiner heimlichen Abreise an die Geliebte schrieb und wo es am Schluß heißt: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch alles so sanfte endigen und die Früchte reif in den Schooß fallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind.“ Diese Worte geben allerdings mancherlei zu denken. In Weimar hatte er sich schon lange so allein gefühlt, daß er 1786 schreiben konnte: „Ich verliere viel, wenn Herder geht“ (er hatte einen Ruf nach Hamburg), „denn außer dir und ihm wäre ich hier allein.“ So ganz hatte ihn seine Leidenschaft erfüllt, daß es ihm wenig däuchte, Rang und Stellung, alles was ihm Weimar und die Freundschaft eines Fürsten bot, gern und freudig dem geliebten Weibe zu opfern, wenn sie sich entschließen mochte, dies Opfer anzunehmen.

Doch ich verfolge eine Vermutung nicht weiter, welche in einer Zeit wie jene, wo in den weimarischen Kreisen noch viel abenteuerlichere Lösungsoversuche ähnlicher Wirrnisse vorkommen, und wo eine Frau jenes Kreises und intime Freundin Goethe's und der Frau v. Stein, die Frau v. Werthern, geborne v. Münchhausen, ihr eigenes Leichenbegängniß veranstaltete, um nach demselben mit dem Geliebten nach Algier zu entfliehen, — nichts gradezu Undenkbares haben dürfte. Gewiß ist, daß Goethe seinen Fluchtplan lange und im vollkommenen Geheimniß vorbereitete, daß er vorher in Jena italienischen Unterricht nahm, daß er alle seine Arbeiten, seine Papiere, seinen Besitz für lange Abwesenheit ordnete, wichtige Documente im Staatsarchiv niederlegte und alle seine Briefe, die Correspondenz der Jahre seit 1779, wo er ein ähnliches, von ihm später schwer bereutes Autodafé veranstaltet hatte, den Flammen übergab. In seinem Geheimniß war ganz allein der Herzog, der nicht zu umgehen war, der Freund, auf dessen Discretion er in solchen wichtigen Lebensfällen rechnen konnte, sonst aber niemand. Nicht die Herzogin Luise, gegen welche selbst im Moment des Abschieds schweigen zu müssen, ihm „unaussprechliche Gewalt“ kostete, * nicht die Herzogin Mutter, welche noch viele Wochen später an Merk schrieb, daß Goethe in Karlsbad sei und daß man ihn bald zurück erwarte; nicht die eigene Mutter, keiner der nächsten Freunde und auch nicht die Geliebte seines Herzens. Es war nicht Mangel an Vertrauen zu einer Frau, der er zehn Jahre lang alles Geheimste seines Wesens und Lebens, seines Denkens und Empfindens schriftlich und mündlich vertraut und deren Verschwiegenheit er hundertfach erprobt hatte. Es war das Gefühl, daß er von ihr diesmal schwerlich Förderung, wol aber einen Widerstand gegen seinen Entschluß erwarten mochte, dem er sich entweder nicht gewachsen fühlte, oder den er sich jedenfalls ersparen wollte.

In Italien geschah, was geschehen mußte, und es ist ein Glück, daß es geschah. Hier endlich fand er sich ganz und ganz die Erkenntniß seiner Bestimmung. Körperlich und geistig war er überreizt und überspannt, als er aus Deutschland entfloh, und körperlich wie geistig fühlte er die Berührung dieses unnatürlichen, Siechtum-ähnlichen Zustandes mit dem ersten Athemzug der Freiheit, der seine leidzurdrückbliche Brust erquickte, als eine unendliche Wolthat. Dies Gefühl ist es, das in seinen italienischen Tagebuchbriefen lebt und jedes Herz wolthuend anhaucht. Er fühlte, daß er Ruhe, daß er Erfüllung, Natur, Sinnentum bedürfe nach der odemversetzenden Freiheit jener spiritualistischen Luft, in der er seit vielen Jahren geathmet. Natur und Kunst, Menschenart, Himmel, Erde, Meer und Sonne des Südens mußten dazu kommen, um ihn zu heilen, ihn zu befreien, ihn zum Menschen, zum ganzen, vollen, voll und naturwahr empfindenden Menschen für ewig zu machen. Er war nie ein Chr st gewesen, trotz aller Askese, deren naturverleugnendes Martyrertum er jahrelang getragen hatte; aber erst hier in Italien ward er der schönheitfelige menschliche Heide, als der seine erhabene Gestalt hinüberragen wird in die fernsten Zeiten der Erfüllung. Wie Siegesjubel des Ueberwinders erklingt in seinen Briefen aus Italien das freudige Bekenntniß: „In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden,“ ein Bekenntniß, das er noch dreißig Jahre später stehen ließ, als er jene Briefe veröffentlichte. Hier „fühlte er die Gesundheit seiner Natur und ihre Ausbreitung“ ;— „meine Füße werden nur krank in engen Schuhen und ich sehe nichts, wenn man mich gegen eine Mauer stellt“. Er war lange genug in den engen Schuhen gestanden, um zu wissen, wo sie ihn drückten, und seine Freunde und besonders seine Freundin hätten aus solchen Worten schon lange vor seiner Rückkehr merken sollen, daß er in keiner Weise mehr Lust hatte, sich mit den Augen gegen eine Mauer stellen zu lassen. „So alt muß man werden“, ruft er einmal aus, „um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustand zu haben! Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um

* Man lese Goethe's Brief aus Rom an die Herzogin Luise im Weimars-Album zum Säculartest der Buchdruckerkunst, S. 102.

klug zu werden.“ Aber nicht nur sein Geist befreite sich von den letzten Fesseln aller Tradition; auch sein Herz ward frei. Noch war er jung und in der Blüte männlicher Vollkraft. Die Sinnlichkeit verlangte ihr gutes Recht und es ward ihr gewährt, und die herrlichen römischen Elegien geben ein Zeugniß davon, an dessen unschuldiger Wahrhaftigkeit sich jedes gesunde Herz erfrischt fühlt. Die Entsagung, welche er der übersinnlichen Geliebten gelobt und für die sie ihm, wie es scheint, durch ein ähnliches Gelöbniß einen wahrlich geringen Ersatz gewährt hatte, war das erste, was in dem Land naiver Menschlichkeit von ihm abfiel. Aber auch das tiefere Bedürfniß des Herzens fand nach und nach, daß auch außer der Freundin daheim noch andere Eindrücke, noch eine andere geistige Befriedigung möglich seien. Es war jene Mailänderin, deren holde weibliche Anmut ihn in Rom entzückte, deren Liebenswürdigkeit sein ganzes Herz gefangen nahm und welche aufzugeben ihn nur die Entdeckung, daß sie bereits verlobt sei, bewog. Goethe's Liebe zu ihr war viel leidenschaftlicher, der Schmerz um ihren Verlust, wie die jetzt bekannt gemachten Briefe beweisen, viel tiefer, als es der ein Menschenalter später abgefaßte Bericht des Greises ahnen läßt, und doch gestand er selbst in jenen späten Jahren, daß ihm das Bild dieser reinsten Neigung nie aus Sinn und Seele gekommen sei. Daß eine solche Liebe ihm damals möglich war, beweist für seine wiedergefundene Gesundheit, für seine Wiederkehr zur Natur aus der Ueberspannung seiner letzten weimarischen Periode.

Er kam zurück. Ein anderer als er gegangen, während seine Zurückgelassenen, seine Freundin geblieben waren, wie er sie verlassen, und das Leben mit ihm so und da wieder fortzusetzen meinten, wo er es vor zwei Jahren gewaltsam abgebrochen hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Theater und Presse.

Mitgetheilt von Dr. Wilhelm Koffka.

(Schluß.)

Mit diesem vollständigen Ignoriren der Kritik und der Presse wäre also in keiner Weise etwas gewonnen, aber sicher sehr viel verloren. Wir müssen überdies bekennen, daß an solchen Orten, wo sich die Presse gar nicht um das Theater bekümmert, wo eine Kritik gar nicht existirt, die Bühnenzustände sich auf einer viel niedrigeren Stufe und jedenfalls in einem viel schwankenderen Verhältniß befinden als da, wo in der Oeffentlichkeit fortwährend eine Controle besteht. Von den Mißständen, wie sie sich dort eingewurzelt haben, hat man hier keine Idee, weil selbst die schlechteste und feilste Kritik auf die Dauer nicht dazu stillschweigen kann und weil sie jedenfalls das Publikum zum Selbsturteilen fortwährend anregt. Wir könnten für die Wahrheit dieser Behauptung, wenn es nötig wäre, mehr als einen thatsächlichen Beleg anführen. Nein, die principielle Abneigung gegen die Presse und die Kritik ist durch nichts gerechtfertigt. Sie beide stehen vielmehr in der innigsten Verbindung mit dem rFotleben der dramatischen Kunst. Diese wurzelt in jenen, und der Presse und der Kritik ihre Berechtigung und Wirksamkeit in Bezug auf das Theater absprechen, heißt gradezu ihm die kräftigsten Elemente der Existenz entziehen.

Man hat die Richtigkeit dieses wechselseitigen Verhältnisses wol nicht verkannt, als man in Wien und München zu Bühnenvorständen solche Persönlichkeiten wählte, deren ganze Vergangenheit in jenen beiden Factoren des öffentlichen Lebens lag. Woraus anders als aus der Presse und der Kritik ist Laube, ist Dingelstedt hervorgangen? Was sie geleistet, wie sie die ihnen anvertrauten Kunstinstitute gehoben, das ist hinlänglich anerkannt worden. Und jetzt, wo wir noch keinen Augenblick die Hoffnung aufgegeben haben, daß man auch an andern Orten demselben einzig richtigen Princip folgen wird, jetzt sollte man vor einer Versammlung von Bühnenvorständen den Antrag stellen: die Kritik und die Presse vollständig zu ignoriren, vor einer Versammlung, in welcher zwei der wichtigsten Bühnenvorstände gradezu sagen müßten:

> Wir sind so sehr nicht aus der Art geschlagen,
> Daß wir der Presse Herrschaft sollten schmähn,
> Wir nennen uns nach ihr, sind ihre Söhne —

Das wäre sicher keine glückliche Idee!

Aber — und hier kommen wir zum zweiten Theil, zu dem Persönlichen — vor allem mußte es uns Wunder nehmen, daß Herr v. Gall der Urheber jenes Antrags sein soll. Auch er ist aus der Presse hervorgegangen, denn ihr allein dankt er das Bekanntwerden seines Namens und seiner Verdienste als Intendant der Oldenburger Hofbühne und er selbst hat hauptsächlich durch dasjenige, was er über die Bühne veröffentlichte, namentlich durch seine Schrift „der Bühnenvorstand“ zur Erreichung seines jetzigen größeren Wirkungskreises den Impuls gegeben. Den Verfasser dieser Zeilen, welchem selbst in früheren Jahren die Ehre zu Theil ward, auf Anregung des Herrn v. Gall und unter seinen Auspicien in Stuttgart eine Theaterzeitung zu gründen und herauszugeben, mußte daher jene Idee um so mehr befremden, als sie im vollständigen Gegensatz zu den Grundsätzen steht, die ihm von dem Intendanten der Stuttgarter Hofbühne stets bekannt waren und welche zu hören er im wechselseitigen Austausch der Meinungen zum öftern Gelegenheit hatte. Ja noch mehr, Herr v. Gall hat erst neuerdings wieder ein „Centralorgan für die deutschen Bühnen“ gegründet, von dessen Wirksamkeit er sich sehr viel versprach, und jetzt sollte er gradezu sich selbst dementiren und mit dem vollständigen Ignoriren der Presse und der Kritik zu gleicher Zeit auch eine gänzliche Nichtachtung seines „Centralorgans“ verlangen wollen? Gewiß, das wären Widersprüche, die wir nicht zu begreifen vermöchten, und wie wir aus diesem Grunde der Ansicht sind, daß jener Antrag ganz etwas anders enthalten soll, als eigentlich in seinen Worten liegt, so halten wir auch die Vorwürfe und Ausstellungen, die bis jetzt dem bewährten Bühnenvorstand entgegengebracht wurden, für ungerecht und voreilig.

Herr v. Gall will nach unserm Dafürhalten mit seinem Antrag wol nichts anders bezwecken, als daß die Theaterdirectoren sich durch jene schlechte Presse, jene feile Kritik, wie wir sie oben näher bezeichnet haben, nicht ferner in ihren Entschließungen bestimmen lassen. Es ist allerdings durch sie sehr viel geschadet worden und namentlich sind es die eigentlichen Theaterblätter, deren Bestehen nicht im wissenschaftlichen, im ästhetischen Bedürfniß, sondern in der niedrigen Speculationssucht der Unternehmer ihren Grund hat, welche daran am meisten Schuld tragen. Jeder, der Bühnenverhältnisse genauer kennt, wird wissen, was sie schon für heillose Verwirrung angerichtet haben, wie sie oft dem Talent gradezu den Weg versperren, um an seiner Stelle protegirter Mittelmäßigkeit emporzuhelfen, wie sie durch ihr falsches Lob und ihren falschen Tadel die Bühnenvorstände in ewiger Ungewißheit über die wahre Befähigung der Persönlichkeiten halten, wie sie in Folge dessen den Directionen nicht nur in künstlerischer Beziehung, sondern auch in finanzieller unaufhörlich Schaden zufügen. Das Ignoriren dieser Presse, dieser Kritik verlangen zu wollen, wird niemand für ungerecht halten. Aber wir glauben, daß dazu ein eigener Antrag, dessen

Annahme in seiner vagen Natur überhaupt gar keinen praktischen Wert hätte, nicht nötig ist. Es genügt vollständig, wenn die Bühnenvorstände bei ihrer Zusammenkunft gegenseitig ihre Ansichten und Erfahrungen über diesen Gegenstand austauschen und es sich angelegen sein lassen, sich auch späterhin fortwährend wach zu erhalten. Einzelne Theaterblätter, und namentlich die schon längere Zeit bestehenden, sind wegen des nötigen Geschäftsverkehrs unabweisbares Bedürfniß; einen größeren Spielraum räume man ihnen nicht ein.

Aus allen diesen Rücksichten würden wir es vorziehen, den Antrag gradezu entgegengesetzt dahin zu formuliren: „die Theatervorstände kommen überein, der Presse und der Kritik die möglichste Beachtung zu widmen." Herr v. Gall hat selbst in seiner Schrift „der Bühnenvorstand" * gesagt: „Der Intendant darf nie vergessen, daß er als Partei, als Selbstthätiger, und somit nicht ohne Befangenheit der Darstellung gegenübersteht. Es muß ihm daher von der höchsten Wichtigkeit sein, in dem Publikum ein würdiges Organ zu finden, welches als Recensent, der Aufführung als ein gänzlich unbefangener Dritter gegenübertritt, diese unmittelbar auf sich einwirken läßt und dann durch gediegene Recensionen das Vollbrachte in das gehörige Licht stellt und so als Vermittler zwischen dem Publikum und einem Kunstwerk auftritt." Nun gut, so möge es denn das Bemühen der Bühnenvorstände sein, derartige Organe zu finden. Wo Intelligenz und Kunstsinn das artistische Scepter führt, kann es nicht schwer fallen, befähigte Persönlichkeiten für diesen Liebesdienst zu gewinnen. Solchen Mangel an Talenten haben wir nicht, daß nicht wenigstens in jeder größeren Stadt ein Kritiker von Beruf und Charakter sich jener Aufgabe unterziehen könnte. Die geeignete empfehlende Unterstützung seitens des Bühnenvorstandes würde sein Wirken alsdann zu einem höchst ersprießlichen machen, grade so wie es Herr v. Gall an der angeführten Stelle von Dr. Stahr besonders hervorhebt und dankend anerkennt.

Damit, glauben wir, ließe sich mit der Zeit und im gegenseitigen Zusammenwirken aller Bühnenvorstände das glänzendste Resultat erzielen, damit die Auswüchse der Presse und der Kritik am nachhaltigsten unschädlich machen. Nicht mit negativen Mitteln ist unter solchen Umständen zu operiren, sondern nur mit positiven. Unseres Dafürhaltens wenigstens sind jene Gebrechen so wenig mit einem bloßen „Ignoriren der Presse und der Kritik" zu heilen, wie ein Blessirter seine Wunden dadurch curirt, daß er sich nicht um sie kümmert.

Briefe.

74.

* **Berlin**, den 27. August.

„Die Staatskrankheit" von Constantin Frantz.

Der seit kurzem im Ministerium des Auswärtigen als expedirender Secretär angestellte bekannte Publicist Constantin Frantz hat sich durch seine Amtsthätigkeit von schriftstellerischen Arbeiten nicht abhalten lassen. „Die Staatskrankheit" ist der Titel seiner neuesten Broschüre, die leider das Unglück hatte, bald nach ihrem Erscheinen polizeilich mit Beschlag belegt und, wie man hört, der Staatsanwaltschaft zugestellt zu werden. Doch sind eine nicht geringe Anzahl Exemplare ins Publikum gelangt und cursiren nun von Hand zu Hand. Das Büchlein trägt das Motto:

Es ist nicht alles, wie es sein soll,
Etwas ist faul im Staate Dänemark.

Nur drei Staaten hält Herr Frantz für „gesund": Rußland, Nordamerika und England; nur diese schreiten in ihrer inneren Entwickelung wie in ihrer äußeren Machtstellung fort, die anderen aber sind in fortwährenden Schwankungen und Revolutionen begriffen. „Ueberall eine innere Disharmonie, innerer Unfriede und Drang zur Veränderung." Dies ist die Staatskrankheit. Die allgemeinen Ursachen derselben findet er in der Entstehung der westlichen Staaten aus dem Feudalismus, in der sie sich von Rußland unterscheiden, dessen Verfassung nicht aus feudalistischen, sondern aus patriarchalischen Principien entsprungen ist. Mit dem durch die Vernichtung der Zwischengewalten, durch die Herrschaft des Geldes und durch das Aufkeimen der Gleichheitsideen herbeigeführten Untergang der hierarchischen Gesellschaftsbildung des Mittelalters habe das Autoritätsprincip seine reelle Bedeutung verloren. „Nachdem die ganze feudale Welt zerfallen", heißt es, „sind es allein noch die Dynastien, welche unsere Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen und inmitten einer socialen Auflösung bilden sie allein noch einen Concentrationspunkt. Fielen die Dynastien, so kann man sich schwer vorstellen, in welchen Abgrund der Anarchie die Nation stürzen würde. Gleichwol ist das dynastische Princip schon vielfach untergraben." Es bedarf, um die staatliche Regeneration zu vollführen, einer neuen Kräftigung. Diese sieht der Verfasser aber ebenso wenig in einer Restauration des Feudalismus wie im modernen Verfassungswesen. Er sucht vielmehr ein sociales Band, welches die Dynastien aus ihrer isolirten Stellung wieder mehr zu der Nation heranzieht und die verschiedenen Elemente der Nation wieder zu einem Ganzen verknüpft. Als ein Hinderniß solcher Annäherung erscheinen ihm die gegenwärtigen Gesetze über die Ebenbürtigkeit. Neben der „natürlichen" Gemeinschaft zwischen Dynastie und Nation will er aber namentlich eine Gemeinschaft des Wirkens, beruhend auf einer größeren persönlichen Activität der Fürsten. Die Dynastien sollen nach dem Princip ihres Ursprungs sich persönlich mehr an die Spitze aller großen und gemeinnützigen Unternehmungen stellen, das Auswanderungswesen leiten, Colonien aus eigener Machtvollkommenheit und aus eigenen Mitteln als neue Eroberungen gründen, das Geldwesen in die Hand nehmen und dasselbe nicht „den jüdischen Bankhäusern" überlassen, die in demselben Maß an Macht gewinnen, als die Macht der souveränen Häuser abnimmt. Der Verfasser hält zur Paralysirung des großen Einflusses der Bankhäuser die Errichtung einer „deutschen Fürstenbank" für das geeignetste Mittel, um zugleich eine innigere Verbindung mit den ökonomischen Interessen der Nation zu schaffen und das Creditwesen zu beleben. „In den Dynastien soll sich die Privatwirtschaft zur Nationalwirtschaft erheben und lange Zeit waren eben die Fürsten die ersten Nationalökonomen." Das lebendige Eingreifen in die modernen Lebensverhältnisse bleibt die Hauptsache zur Herstellung eines innigen Rapports mit der Nation, und grade in diesem persönlichen Hervortreten und Eingreifen erblickt der Verfasser die eigentliche Grundlage für die jetzige Macht Ludwig Napoleons.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 30. August. Don Juan, Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Mozart. Don Juan: Herr Pasqué.

* S. 40.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 208. Dienstag, 31. August **1852.**

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Müller.

(Fortsetzung.)

Martli war mit seinem Vater in Landeck zum Spielen. Er gehörte zur Kapplergemeinde, in der es unter achtundzwanzig Spielfähigen elf Mann traf. Eine bedeutende Zahl. Man kann sich denken, mit welcher Angst, mit welchem Zittern Martli in den Topf griff, wenn er an seinen alten, ohne ihn hülflosen Vater dachte und an Lena und an Christili. Diese zwei Wallfahrer sind auf dem Rückwege und vor dem Kapplerwirtshause begegnet ihnen eine Schaar Spielbuben. Es zitterte ihnen das Herz, sie wollten fragen und wollten nicht fragen, aus Furcht, eine Trauerpost zu erfahren. Die Burschen trippelten die Straße daher, die einen betrunken, die andern vor Jubel außer sich, wieder andere mit bedenklichen traurigen Gesichtern, je nach den Nummern, die auf den Hüten standen. Honnes, fragte endlich Lena schüchtern einen Burschen, was hat denn Martin Obholzer von Valgenair? Der... der... pelfte er langsam, hat's gewonnen, der ist Reservner.

Wie eine Sommergegend, wenn die Sonne hinter schwarzen Wolken wieder hervortritt, so wurden die Gesichter der beiden Mädchen bei dieser Antwort. Sie wären sich gerne auf offener Gasse um den Hals gefallen vor Freude und eilten fort, ohne sich ums weitere mehr zu erkundigen. Es sind zwei gute Stunden von Kappl nach Valgenair, der Weg ist steil und holperig, aber heute merken die beiden nichts davon; auf Flügeln der Freude werden sie hinaufgetragen, 's Christili hätte jeden Baum mögen umarmen und ans Herz drücken, die ganze Welt schien ihm neu, und jeder Vogel, glaubte es, singe mit ihm über Martli's Glück und freue sich mit ihm. Bei der Marienkapelle warf es sich nieder, umfaßte, wie außer sich, die Füße des Bildes, und preßte sie an die Brust und unter Thränen des Dankes stammelte es: Dank, gute Mutter, Dank, du hast geholfen! Ich kann es nicht mehr halten, Lena, ich muß es dir, ich darf es dir sagen, weil er es gewonnen hat, alles will ich sagen: Martli liebt mich und gehört mein und ich ihm auch! — Es hatte noch nicht ausgesprochen, so sah es Martli langsamen Schrittes herkommen und der alte Vater an der Seite. Christili flog an seine Brust, schlang zum Ersticken fest die Arme um seinen Hals und stammelte: Hab' ich dich! gelt ich hab's erbittet! — Was? wie? stotterte Martli, bist du nicht bei Sinnen? und wand sich aus Christili's Armen. — Du schaust mich traurig an, du jauchzest nicht mit mir, Martli, was ist dir? Du hast es ja gewonnen und bist Reservner. — Martli hatte sich weggewendet, er hatte den Irrtum des guten Kindes gemerkt, und namenloser Schmerz zerriß sein Inneres. — Du hast es verspielt und der Nebri-Honnes hat gelogen? sag, Martli, ich sterbe vor Angst. — Es ist noch nicht alles verloren, begann endlich der Vater dazwischentretend; der Nachbarbue ist noch vor ihm, elf müssen gehen, und Martli hat zwölf. Es kann sich noch alles richten. — Lena schrie und weinte wie eine Verzweifelte. Christili starrte auf den Boden und keine Thräne wollte kommen; wie bewußtlos kehrte es in die Kapelle zurück, umfaßte nochmals die Füße der Gottesmutter, senkte sein Köpfchen darauf hin, und in großen sanften Thränen schmolz der namenlose Schmerz heraus aus seiner Seele. Da trat Martli langsam hinzu, nahm 's Christili beim Arm und es aufhebend sprach er: Liebes Kind, fasse dich, ich bin noch nicht Jäger und wenn es sollte sein, es dauert nur vier Jahre mehr und dann komme ich wieder. — Christili blickte ihn an, als wäre es aus einem schönen Traume aufgerissen worden, und die großen Thränen mit dem Fürtuch abwischend seufzte es: Vier Jahre nur! o Gott! eine Ewigkeit ohne dich! doch... ich habe mich schon gefaßt, ich... ich will es schon tragen, wenn nur dir... — die Thränen brachen ihm neuerdings aus den Augen und es warf sich schluchzend um seinen Hals. — Kinder, unterbrach der Alte, das Weinen hilft da nichts, es ist so der Wille Gottes und unsers lieben Kaisers, und sollt es sein müssen, so nehmt ihn (er war auf die Stufen geknieet) nehmet ihn, er ist mein Stab, aber ich will kriechen, bis er wiederkehret. Er wendete sich zu den andern mit den Worten: Alles ist noch nicht verloren, es können ja alle elf brauchbar sein und dann ist er ja frei, seid nur still! Ich, der alte Vater, muß euch noch trösten. — Langsamen Schrittes kehrten sie in das Haus zurück.

In vierzehn Tagen mußte er nach Innsbruck. Es verflossen ihnen die Tage peinlich, langsam und doch schnell. Noch eine kurze Zeit, dachte Martli bei sich immer, bist du noch in dieser Stube, noch acht, noch siebenmal sitzest du beim Kaminfeuer an der Seite deines Christili und dann siehst du es vielleicht nicht mehr; bald mußt du deinen alten Vater verlassen und weiß Gott, wer ihm hilft. Solche Gedanken marterten auch die andern, drum saßen sie oft stundenlang am Kamin und redeten kein Wort. Martli stierte auf den Vater, die Schwester oder 's Christili und diese weinten oder lasen eine Geschichte vom heiligen Eustachius. — Nur eine Hoffnung erhellte noch manchmal die kummertrüben Gesichter: es möchten alle brauchbar sein. Welch ein Schrecken daher, als am vorletzten Tage der Nachbarbue mit verbundenem Fuß und voller Blut nach Hause kam. Er hatte sich, wie er vorgab, im Walde beim Holzhacken den großen Zehen weggehackt und war also unfähig geworden zum Militär. Man kann sich das Entsetzen der guten Leute denken, das einzige Brett, das ihnen in ihrem Schiffbruch geblieben, war ihnen aus den Händen gerissen. Martli fuhr auf, als ers hörte: der niederträchtige Lump hat sich's selbst gethan, ich wette bei meiner Seele; warum grade jetzt und in den Fuß, in den Zehen, o du schändlicher Kerl!

Die Thüre ging auf und mit erheucheltem Schrecken stürzte die Nachbarin herein und weinte und klagte ihnen das Unglück

ihres Sohnes. Sie standen noch alle drei wie angewurzelt da und wußten nicht was sagen, nur dem Martli wollte es in seinem Innern und mit Gewalt mußte er sich zurückhalten, seine Ueberzeugung von dem Betrug Bartli's der Alten offen in das Gesicht zu sagen. Was man denke, konnte sie indessen schon doch inne werden, denn keines schaute sie an; Martli riß die Thür auf und ging mit verbissenem Aerger davon; Christili weinte und Lena ging dem Martli nach. — **Der Vater sagte endlich.** Geht nur heim und schaut, daß es eurem Sohn gut anschlage; es kommt alles auf die Sonne und allem kommt seine Zeit. Mit den Worten: das ist das Beste, und mit bremendem Kopf machte sie sich wieder fort, der Alte aber rief seine Kinder zusammen und sagte: Es ist jetzt freilich keine Hoffnung mehr übrig, Martli, aber du bist bei den Kaiserjägern auch nicht verloren und der Herrgott wird dich gewiß bewahren und auch uns erhalten, da wir so Unrecht leiden. — Heute noch geh' ich, sagte Martli, ich kann hier nicht mehr bleiben wer wüßte was ich thäte, wenn ich den niederträchtigen Menschen noch öfter sehen müßte; hol' mir den Feiertagshut, Christili, ich leg' heut in Landes und morgen geht's nach Sprugg. — Christili brachte ihn und indem es denselben ihm aufsetzte, schien sein thränenschweres Auge zu fragen, ob denn wirklich Ernst sei und ob er auf es nicht denke. — Unser Glück hat nicht lange gedauert, Christili, begann Martli; schlechte Menschen haben es uns entrissen, aber nur eine kurze Zeit und wir haben es wieder. Ich bleibe dein und werde dich keinen Augenblick vergessen; thu auch du es und bleibe so gut, wie du bist. Schau mit der Lena auf den Vater und laß' ihn nicht darben, ich will's euch hundertmal vergelten, wenn ich wieder da bin. Gott mit euch! Er küßte den Vater, die Lena und 's Christili und ging.

Der Vater starrte ihm nach, Lena rang verzweiflungsvoll die Hände und ward sich aufs Bett hin und 's Christili hängte sich an seinen Arm, als wollte es ihn zurückhalten, und schwankte zugleich mit ihm hinaus. Er drückte ihm noch einmal einen feurigen Kuß auf Stirn und Lippen, wand sich los und eilte durch den Roggenacker hinunter in den Wald. Christili schaute ihm nach, mit dem aufgehobenen Fürtuch die Thränen abwischend. Wie leer es nun zu Hause war, kann sich jedes fühlende Herz vorstellen, leer die Kammer, leer die Stube und der Stall, überall alles leer.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe's Liebe zur Frau v. Stein.

Geschrieben im August 1851 von Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Die Kluft war unausfüllbar, sein Schmerz unsäglich. Niemand, als wer ähnliches durchlebt und durchlitten, vermag es, diesen Schmerz und die daraus hervorgehende Stimmung ganz nach- und auszufühlen.

Sein Herz blutete noch von der zwiefachen Trennung. Himmel und Erde, Sonne und Luft, Menschen und Verhältnisse des Nordens erschienen ihm unerträglich, wenn er sie mit denen verglich, die er verlassen. Seinen Freunden hatte er von Rom aus den ganzen Schmerz, den ihm die Trennung von Rom und Italien verursachte, in männlicher Scham nicht offenbaren mögen. Er hatte auf ihr Verständniß, auf ihr Mitgefühl gerechnet, und — er fand, daß er sich verrechnet. Sie hatten erwartet, in dem Zurückgekehrten einen Beglückten, fröhlicher Heiterkeit über die wiedererreichte Heimat Hingegebenen, einen unterhaltenden Märchenerzähler zu finden, und sie fanden einen von tiefer Schwermuth Ergriffenen, dessen Seele die ferne, verlassene Heimat des Südens suchte, der die Heimkehrt, da die Verzweiflung seines Innersten nur mühsam verbarg. Lange Trennungen suchen solcher Art sind nur da nicht gefährlich für früher altgewohnte Zustände und Verhältnisse, wo im Verlauf der Abwesenheit keine wesentliche Entwickelung und Umgestaltung des Geschehenen durch sie herbeigeführt wird. Wo aber das Gegentheil stattfindet, da tritt unabwendbar mit der Rückkehr eine Krisis ein, welche den früheren Verhältnissen und Verbindungen verderblich wird. In diesem Fall befand sich Goethe bei seiner Zurückkunft nach Weimar. Er selbst mochte sich in jener leicht begreiflichen Selbsttäuschung, der sich das Herz des Leidenden gerne hingibt, die Gefühle in der Ferne anders ausgemalt haben, mit denen er in der hellen Vollmondnacht des 18. Juni 1788 in die Enge des kleinen Weimar wieder einfuhr.

Und nun — in einer Stimmung und Lebenslage, wo er mehr als je Ruhe und Einsamkeit zur Sammlung und Aufrichtung bedurft hätte, sah er sich von allen Seiten in das strudelnde Treiben des ihm schon lange so wenig sympathischen Hoflebens und der Hofgesellschaft gerissen. Herr Schöll beweist aus den Hoffourierbüchern, daß Goethe vom Tag nach seiner Ankunft an Monate hindurch, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, täglich zu engeren und weiteren Hoffesseln und Hofgesellschaften bei den verschiedenen Fürstlichkeiten befohlen wurde, die Stunden und Abende ungerechnet, wo ihn sonst noch sein Fürst oder die Fürstinnen in Beschlag nahmen. Kaum ein Augenblick der Sammlung durch Ruhe und Arbeit blieb ihm übrig. So gut gemeint das Bestreben sein mochte, den lang Entbehrten täglich um sich zu haben und zu genießen, so schwer empfand doch der zwei Jahre lang an vollkommenste Freiheit gewöhnte Dichter die Abhängigkeit seiner Zeit von Hof und Hofgesellschaftsdienst. Und gerade das Gefühl, daß er kein Recht habe, sich den an ihn gemachten Ansprüchen zu entziehen, steigerte seinen Unmuth. „Das Gegessene ward immer gräulicher.“ Während er seinen Schmerz um das Verlorene hier unter künstelter Fröhlichkeit, dort unter steifem Ernst barg, ohne doch die schwergedrückte Stimmung ganz den Menschen entziehen zu können, suchte er der Gesellschaft, den alten Lebensgenossen gegenüber Befreidigung in besseiterten Mittheilungen seiner Erlebnisse, überströmenden Schilderungen des Landes und der Menschen, die er verlassen. Aber theils verstanden sie weder sein Entzücken noch dessen Sprache, theils hörten sie aus diesen Ergüssen meist nur den Schmerz des Verlustes heraus, und sie empfanden ihrerseits diesen Schmerz des Zurückgekehrten als eine Beleidigung ihrer selbst, der Zurückgebliebenen, als Undankbarkeit und Kälte, als Herz- und Theilnahmlosigkeit für seine Freunde. * Sie gaben ihm zu verstehen, es wäre besser gewesen gar nicht, als so wieder zu kommen, während er sich aus reinem Pflichtgefühl losgerissen hatte von einem Lande, nach dessen Verlust „er sich nie wieder glücklich gefühlt hat“.

Das alles mochte für die Freunde erklärlich, dieser Mangel an liebvollem Eingehen, an Verständniß für Goethe's Seelenzustand mochte bei Männern eher begreiflich und entschuldbar sein. Nicht so bei einem liebenden Weibe, bei einer Frau, der dieser Mann sein ganzes Selbst geschenkt, der er sich zehn Jahre lang in unendlicher Selbstverleugnung mit seinem ganzen Sein hingegeben, sich allen ihren Wünschen und Bestimmungen wie heiligen Gesetzen und unzerbrechlichen Schranken gefügt hatte. Jetzt war es für sie Zeit zu beweisen, ob ihre Liebe der seinen gleichkam, ob sie so viel Liebe und Hingebung verdient hatte. Jetzt konnte sie zeigen, ob sie ihm in seiner höchsten Not mehr sein, ihm mehr Theilnahme und Selbstverleugnung zu bewähren,

* Goethe's Werke Th. 58, Seite 115 und 116.

mehr Verständniß entgegen zu bringen fähig war, als die übrigen Freunde. Die Zeit der Prüfung in der Liebe, welche auf dem diamantenen Grund der Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit ruht, war für sie gekommen. Der Geliebte hatte sie bestanden über zehn Jahre lang; Frau v. Stein bestand sie nicht.

Nicht liebevoll schonend und tragend kam sie ihm entgegen, sondern fordernd und Ansprüche machend, verstimmt, beleidigt, daß er nicht gekommen wie er gegangen, als derselbe schmachtende Anbetende. Schon während Goethe noch in Rom weilte, hatte sie sich über seine „Kälte“ gegen die Freunde in der Heimat beklagt. Goethe's Mutter hatte sie darüber in einem Briefe an den jungen Stein indirect zurechtgewiesen. „Daß mein Sohn gegen seine Freunde kalt geworden ist, schrieb sie an den jungen Stein am 22. Februar 1788, das glaube ich nicht. Aber stellen Sie Sich an seinen Platz, in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele daran hing — und dem Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an seinen Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und niemand wird ihm verargen können“. Diese an den Sohn geschriebene, aber offenbar für dessen Mutter bestimmte Ermahnung der alten Frau Rat zu Geduld und Schonung fand keinen Eingang.

Jetzt bei der Freundes Rückkehr entlud sich die Mißstimmung gegen ihn selber. Seine vertrauenden Mittheilungen über die Schicksale seines Herzens wies sie mit unfreundlicher Eifersucht zurück, jeden Versuch der Verständigung und Vermittelung behandelte sie mit beleidigter Gereiztheit und vorwerfender Kälte. Es sollte alles so sein wie früher, oder gar nicht sein; ganz im Sinne jenes sinnt ut sunt, aut non sint. Es war hier eben die gewöhnliche Frauen- oder überhaupt Menschennatur, die auch bei den notwendigsten Wandlungen, sobald ihr Herzensegoismus ins Spiel kommt, über das: „es hätte aber nicht anders werden sollen“, unter keinen Umständen hinaus kann und durch keine Motivirung darüber hinwegzubringen ist, „daß es eben nicht mehr so sein kann“.

(Fortsetzung folgt.)

Ein pfälzisches Bad.

Mitgetheilt von b*.

(Fortsetzung.)

Der Ringelsberg, den ich vorhin nannte, ist nicht viel weiter von Gleisweiler entfernt als der Annaberg, aber in entgegengesetzter, südlicher Richtung. Man durchschreitet ein enges grünes Thal, in dem eine Papiermühle steht. Das Gebäude jenseits des Grundes hat seinen Namen von dem Berg, an dessen Fuß es liegt, dem Steigert. Es ist historisch merkwürdiger Boden dort rings umher. Spuren römischer Niederlassungen hat man schon öfters da entdeckt, die alte Frankenburg erhob sich einst in der Nähe, und die Sagen reden von den Frankenkönigen, die gern hier gewohnt, besonders von dem großen König Dagobert, der einst von meuterischen Vasallen verfolgt, sich unter einem Busche verborgen habe, der die Königsbeche heißt. Die alte Richtstatt des Spenergaus, der Latramsforst oder Stahlbühel, wird unsern gesucht, und Rupdorf liegt nicht weit, der Ort, der sich im Bauernkrieg dieselbe des Rheins zuerst erhob. Doch wir gehen weiter auf dem steinigten Pfade, zur Linken Kastanienwald und Gebüsch, zur Rechten die lange schwindelshohe Wand der gelben Sandsteinbrüche, dann auswärts durch jüngere Kastanienpflanzungen bis auf die Höhe, deren schroffen Fuß jene Felswand bildet. Auf der Felskuppe dieses Ringelberges, dem sogar eine Quelle und ein Weiberchen, eine Seltenheit in solcher Höhe, nicht fehlt, thut sich ein förmliches Rundgemälde von wunderbarer Pracht und Größe auf. Die Ebene wieder wie auf dem Annaberge, nur im fernen Süden Ebene wieder wie auf dem Annaberge, nur im fernen Süden noch ein neuer Zielpunkt für das Auge, der hohe Münsterthurm zu Straßburg, den ein scharfes Auge auch ohne Waffe dort auffindet, wo sich nach dem Elsaß hin die pfälzische Vogesenkette gänzlich abzuhaben scheint. Völlig neu und in ihrer Art noch viel schöner ist die Aussicht nach Westen in das Bergland hinein. Da erheben sich wunderschön und wunderseltsam geformte Hügel, Berge und Felsmassen, wie das nahe grüne Rebköpfchen, der kegelförmige Hohelberg, der Rebberg, der einem Adler mit ausgebreiteten Schwingen ähnelt, der dunkle, schroffe Orensberg mit den scharfen Linien seiner gigantischen Felsmassen. Da schaut gegen Süden die Madenburg in die Ebene, in Nordwest die Burg Scharfeneck aus tiefdunklen Wäldern in schmale grüne Schluchten, und mitten im Mitte die alte hochberühmte Reichsfeste Trifels mit ihrer dreifachen Ruine in das schöne Thal der Queich, in dem das Städtchen Annweiler mit einigen andern Ortschaften liegt. Drüber hinaus wieder groteske Felsmassen und hohe Berghäupter bis in den tiefsten Hintergrund hinein, wo die Conturen im bläulichen Duft der Ferne sich verwischen. Ohne Zweifel ist diese panoramatische Aussicht vom Ringelsberge die reichste und schönste nah und fern, jedenfalls hat das Pfälzerland, bei all seinem Reichthum an schönen Punkten, keinen, der diesem den Rang streitig machen könnte, die einzige Madenburg vielleicht noch ausgenommen.

Ich schreibe von einem Bade und rede doch nur von Aussichten. Das ist vielleicht nicht ganz nach dem Geschmack vieler Leser, die hier etwas über die Eigentümlichkeiten des Salsonlebens erwartet hatten. Ich gestehe, daß ich kaum im Stande bin, diesenigen auch nur einigermaßen zu befriedigen, denen es um die Natur wenig oder gar nicht, um die Menschen und ihr Treiben viel, gar allein zu thun ist. Soll ich davon reden, wie hier hundert und mehr Menschen verschiedener Klassen und Stände sich einwickeln und walken, reiben und douchen lassen? Soll ich sagen, wie sie baden und Molken trinken, wie sie frühstücken und dinniren, lesen und plaudern, sich unter einander oder mit Gesellschaft von Landau und anderwärts Zeit und Weile vertreiben? Eine solche Schilderung würde wenig Anklang finden. Und gesagt hab' ich doch schon, daß wir keinen grünen Tisch hier haben, der die Leidenschaften stachelt, und von romantischen oder romanhaften Begebungen und tiefgehenden Intriguen, den willkommenen Novellenstoffen für Feuilletonschichter, hat sich mir auch noch nichts geoffenbart. Es sind heuer mehr Kurgäste da als je in einem Jahr, darunter Leute, die mir sieb und wert, andere die mir minder angenehm oder ganz gleichgiltig sind, ja es steht auch nicht an curiosen, aber ich werdk mich hüten, mich in Personalien einzulassen, zumal gegenwärtig keine weithin bekannte und interessante Persönlichkeit sie: weilt, wie etwa vor zwei Jahren Herr v. Bülterdorf. Indeß hatten wir doch wiederholt sehr interessanten Besuch. Kaum hatten nämlich die königlichen Herrschaften die nahe Villa Ludwigshöhe bezogen, so beduchten sie auch sogleich unsern lieblichen Kurort und überraschten unsere Damen noch mitten in dem Geschäft des Kränzewindens. Ueberhaupt hat die Nähe des königlichen Hofes mehr Bewegung und erhöhtes Leben nach Bad Gleisweiler gebracht.

Doch immer und immer wieder hinein in die herrliche Natur, die am Ende das kräftigste **remedium doloris** selbst ist, während für mich wenigstens die Hydropathie nur so neben ihr an der Leine läuft.

Die Umgebung von Gleisweiler ist so reich an schönen Punkten und Partieen, daß man fast täglich kürzere oder weitere Ausflüge unternehmen kann, ohne sich zu wiederholen. Ja sie liegen so beisammen, daß einer, der die Zeit auskaufen muß oder will, bei einigermaßen rüstigem Wandern in drei Tagen alles zusammenfassen kann, was zwischen Madenburg und Marburg liegt, dessen gar nicht zu gedenken, was sich in solcher Frist mit Hülfe eines Pferdes oder zu Wagen erreichen läßt. Ich habe mich weidlich umgesehen und nichts versäumt. Heute bestieg ich den Teufelsberg, an welchen sich das Kurhaus lehnt und auf dem die Felsmassen in so großer Zahl und in so abenteuerlichen Formen zu Tag liegen, daß man leicht begreift, wie die Sage entstand, der leidige Gottseibeiuns habe hier eine Stadt bauen wollen, oder vielmehr eine solche zerstört und in dieses chaotische Getrümmer verwandelt. Morgen suchte ich einen Pfad durch Wald und Thal, um den einsam gelegenen Modenbacher Hof mit den Trümmern der Burg Meisterseel zu finden und durch ein enges, einsames Waldthal zurückzukehren, dessen Mündung in der Gegend das Teufelsloch heißt, weil das Volk im nächtlichen Sturm aus Westen das wilde Heer daraus hervorstürmen hört.

Einmal suchte ich in der Nähe die kaum nennenswerten Spuren der ehemaligen Burg Geisberg auf, ein andermal stand ich auf dem Kirchthurm zu Landau und schaute mir die ganze Bergreihe aus kurzer Entfernung an. Kurz, wohin ich meine Feder blasen mochte, überall konnt' ich sicher sein, Schönes und Interessantes zu finden. Es würde hier in der That Mühe kosten, einen Punkt zu finden, wo einem nichts der Art entgegenträte.

Bald waren es die einsamen Gänge, die mich besonders erquickten, bald die gesellschaftlichen Ausflüge nach einem näheren oder ferneren Ziele. Unter den letzteren ging einer nach dem westlich nahen Orensberg mit seiner gigantischen Felsenspitze, von der man eine überraschend prächtige Aussicht in das Bergland und einen Abschnitt der Ebene genießt. Wer nur einigermaßen zu den Mobilen gehörte, hatte sich diesem heiteren Zug angeschlossen.

Ein andermal wurde ein nicht allzu heißer Nachmittag benützt, um die Ruine der Burg Scharfeneck zu besuchen. Bei der nahen Papierfabrik ging es thalauf durch Wiese und Wald, und noch war eine Stunde kaum verflossen, als schon die massenhaften Quadermauern vor uns standen. Dies Scharfeneck ist eine der großartigsten Ruinen, mit gewaltigen Mauern, mit umfangreichen runden Thürmen. Sie ist nicht der Rheinebene zugekehrt und kann von dieser aus hier nicht gesehen werden, aber die Aussicht von den waldumrauschten Trümmern ist doch reich und prächtig, ein gutes Stück von der des Ringelberges. Da ist zur Linken die Madenburg wieder sichtbar und der Trifels mit dem nahen gigantischen Asselstein und seinem reichen Hintergrund, dann das grüne Thal von Annweiler. Der Roßberg selbst aber, auf dem die Burg Scharfeneck steht, streckt seinen Fuß in ein engeres Seitenthal, in dem zwei Dörfer liegen, und dessen Hintergrund recht malerisch geschlossen ist durch waldige Berge, vor denen die Burgruine Ramberg auf einem Kegel liegt, um welchen sich die Häuser des gleichbenannten Dorfes, der Heimat der weltdurchziehenden Bürstenbinder, im Kranze reihen.

(Schluß folgt.)

Tabletten.

*** Aus Florenz schreibt man, daß der dortige Circus auf Befehl der Behörden geschlossen wurde, weil einer der Kunstreiter angeblich politische Demonstrationen gemacht hatte, als er Napoleon darstellte. Es wurde die Erstürmung der Brücke von Arcole dargestellt, was vom Publikum mit Enthusiasmus aufgenommen wurde; den 18. Brumaire nahm das Publikum noch gut auf, als sich aber Kaiser Napoleon krönen lassen wollte, fing das Auditorium laut zu pfeifen an. Der Kunstreiter Napoleon hatte den guten Einfall, Krone und Scepter in die Arena zu werfen und sie mit Füßen zu treten. Das Gouvernement fürchtete sicherlich französische Remonstrationen und so wurde der Circus auf 14 Tage geschlossen; der tragikomische Kunstreiter aber mußte 24 Stunden in Arrest, weil er aus der Rolle gefallen.

*** Am 16. August sah man während des herrlichsten Sonnenscheins sich plötzlich eine Wolke über Freiburg in der Schweiz verbreiten. Die Ungewißheit der Beobachter über die Natur dieser Erscheinung hörte bald auf, als dieselben hunderte von geflügelten Insekten, sogenannte Kornwürmer (fliegenden Weizen), zu Boden fallen sahen. Es war nämlich ein Kornvorrat, der sich über dem langen Warten bei seinem Eigentümer gelangweilt und deshalb lebendig geworden war.

*** Der große Bär im zoologischen Garten, welcher neulich erst vom Verschlingen eines Tuches mit Kirschen genas, ist am Verschlingen einer Mütze, die ein Knabe beim Besuche des Gartens in die Bärengrube hat fallen lassen, am 25. August verschieden. Es wurde gleich nach dem Ableben eine Obduction des Bären ausgeführt und seine Haut vom Körper getrennt, um dieselbe für das zoologische Museum in Berlin auszustopfen. In der Bärengrube des zoologischen Gartens befinden sich jetzt noch acht lebende Bären.

*** In Frankreich ist die Gegend von Montauban die Heimat der Pfirsiche. In der Saison, die durchschnittlich 45 Tage dauert, werden täglich von Montauban nach Toulouse allein 125 Kisten, die durchschnittlich 350 bis 360 Stück enthalten, gesandt. Gewöhnlich wird das Dutzend mit 60 Cents bezahlt, also täglich werden 2100 Franken erlöst, und mithin 94,500 Franken für die Saison. Mit den nach Agen und Paris gesandten Pfirsichen kann man 100,000 Franken annehmen für die Saison.

*** Im Herbst 1813 gab es in einer anhaltischen Residenzstadt einen Pastor, der auf der Kanzel jede Erwähnung der Zeitereignisse ängstlich vermied. Auf die Vorstellung seiner Amtsbrüder, daß er doch ebenfalls wie sie um den Segen Gottes für die deutsche Sache beten möchte, erwiderte er: Wartet nur, wenn die Franzosen erst über den Rhein sind, dann werde ich schon tüchtig hinterherpfeffern!

*** Ein Verwandter Robespierre's und letzter Träger dieses Namens ist im Juni bei Santjago in Chili, wo er seit fast sechzig Jahren lebte, auf seinem Landgut hochbejahrt gestorben.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 1. September. Die Karlsschüler, Schauspiel in fünf Abtheilungen von H. Laube.

Donnerstag, den 2. September Der Proset, große Oper in fünf Abtheilungen, nach dem französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer. (Antrittsrolle) Fides: Frau Behrend-Brandt.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N° 209. Mittwoch, 1. September **1852.**

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Räser.

(Fortsetzung.)

Der Herbst mit seinen nassen Nebeln umzog Valgenair immer mehr und mehr, die Wälder waren ihres Schmuckes schon beraubt und Christili sammelte mit dem Rechen die traurigen Ueberreste; auch in seinem Herzen fing es an stark zu herbsteln; die nassen Nebel gingen nicht mehr von seiner Stirne und seinen Augen weg und die roten blühenden Wangen fingen an gelblich zu werden. Acht Tage waren vorüber, da kam ein Brief von Innsbruck; mit zitternder Hand riß ihn der Alte auf und Christili las:

Innsbruck, 5. November 1848.

„Lieber Vater!

„Bei der schönen Gelegenheit kann ich es nicht lassen, Euch ein paar Zeilen zu schreiben, ich hoffe, sie werden Euch in bester Gesundheit antreffen. Am Montag bin ich hier angekommen, am Dienstag assentirt worden und mir hat halt nichts gefehlt. Zu Gottes Namen, ist mir lieber, als ich wäre ein Krüppel. Ich bin nun schon Soldat und trage ein grünes Jägerkappli. Mich trifft es nach Italien zur Radetzky-Armee, was mich ungemein freut; ich hoffe, auch Euch wird es freuen und Ihr werdet Euch schicken. Ich hätt' Euch vieles zu sagen und zu erzählen von Innsbruck, aber ich spare es auf, bis ich mündlich mit euch reden kann, und das dauert nicht lang! Am 11., als am Martinimarkt, kommt meine Compagnie nach Landeck, wo wir Rasttag haben. Wie freue ich mich, Euch dort wiederzusehn und die Lena und 's Christili. Tröstet das gute Kind so viel als möglich ist und saget ihm, daß ich es recht herzlich liebe und nie vergesse und immer dran denke. Lieber Vater! noch muß ich um etwas bitten, ich thu' es sehr schwer, aber ... mit dem Geld steh' ich sehr schlecht und soll mir so vieles anschaffen und wir bekommen fast nichts; wenn Ihr etwas entbehren könnt — es wäre früh genug zu Martini, weil ich hier gute Kameraden habe, die mir unterdessen aushelfen. Lebet recht wol, Vater, und kommet ja gewiß nach Landeck, grüßt mir die Lena, die gute Schwester und das Christili recht herzlich; ich hoffe euch alle drei in Landeck anzutreffen und lege nun meine Feder zur Seite und bleibe

Ihr Martli. Lebet wol!

Das ist heute wieder ein Klingen und Schellen durch das Gefälle* hinaus und ein Gedränge und Laufen. Das Vieh, in den Ställen einander entwöhnt, gibt keine Ruh und schlägt und sticht mit den Hörnern, wo nur zwei zusammen kommen können. Da steigt eine Zeitkalbe heraus mit stolzem Gange, eine große Glocke an ausgenähtem gefransten Riemen an dem Hals, und sieht sich links und rechts um eine Gegnerin um. Eine Schiltle * kommt, pump! Staub quillt auf, der Rasen fliegt in die Luft und die Schiltle liegt unterm Weg im Gestäude drunten. Das wäre für 's Christili eine Freude gewesen zu andern Zeiten (dem Christili gehörte die Schwarze, dem Nachbar die Schiltle), aber heute, heute kann es nicht lachen, es muß das liebe Vieh ja hinaustreiben auf den Markt und es vor den Augen Martli's verkaufen, um ihm das nötige Geld geben zu können. Es dachte an die schönen Stunden, die sie mit einander im Stalle zugebracht, wenn es melkte und Martli die Kalbe streichelte und sich freute, wenn es ihm das Rind recht gut fütterte und lobte. Lena ging an der Seite und half treiben, der Vater, das Querränzchen über die Achsel geschlungen, ging mit den Bekannten hintendrein. Diese sprachen von Martli, vom Krieg, vom Radetzky und wie etwa bei diesen Zeiten das Vieh gelten möchte, und unter solchen Gesprächen kamen sie ungefähr um acht Uhr nach Landeck. Da wimmelte es schon von Menschen und Vieh. Links Laninger mit ihren Schüsseln und Häfen, rechts Marktstände und Fässer, um die ganze Schwärme von Käufern stehen, so daß sich die Straße füllt, mitten durch die Ankommenden mit ihren Kühen oder Ochsen und die Fortgehenden mit ihren Ketten und Schellen, die sie um den Leib tragen, weil sie schon verkauft haben. Was das für ein Wogen und Stoßen ist! 's Christili war mit seiner Braunen kaum auf den Platz gekommen, ha! da schmettert am untern Ende des Dorfes eine Trompete und mit dem Rufe: die Jäger kommen! stürzt alles davon. Ihr könnt euch denken, wie dem Christili das Herz klopfte, und doch durfte es nicht von dem Vieh. Die andern zwei aber wurden von dem Strome mitgerissen. Die Jäger spielten die weltbekannte Arie: „Unsere lustige Compagnie ꝛc."; mit einem tausendstimmigen Lebehoch wurden sie begrüßt. Martli's Vater rief auch mit, was er konnte, und stand auf die Zehen, ob er den Bueben, den Kaiserjäger, wie er ihn bei andern gern nannte, nicht erblicke. Bei allem Kummer und allem Schmerz war er doch recht heiter; der jubelnde Empfang, wußte er, galt ja auch seinem Sohne. Nun wurde noch vor dem Posthause die Kaiserhymne gespielt und das Mittaggebet, dann ertönte das „Komod" und Martli stürzte auf seinen Vater und in die Arme seiner Schwester; er hatte sie nämlich, ohne selbst gesehen worden zu sein, schon lange bemerkt; das war wieder eine Freude, die ich euch nicht beschreiben kann.

Aber wo ist 's Christili? war die erste Frage Martli's. — Auf dem Platz, erwiderte Lena; geh nur schnell, wir wollen es bald haben. — Dem Christili war es unterdessen bei seiner Braunen gewesen, als stünde es auf Nadeln; sein Auge, sein Herz und sein Sinn war beim Posthause und links und rechts feilschten die Käufer die schöne Zeitkalbe an. Es sagte nur immer auf jede Frage: neunzig Gulden. — Da, die Kalbe ist

* Eingang ins Paznaun.

* Eine schwarz- und weißgefleckte Kuh.

mein, rief endlich einer, heb den Hut auf. Er wollte ihm grade die Gulden hineinzählen, da schwankte durch die Massen her ein Federbusch, Christili sieht noch das Pelzkappli des Vaters und mit einem Schrei: der Martii! ließ es den Hut mit den Gulden fallen und sprang ihm entgegen. Sie durften sich wegen den Leuten nicht so umarmen und küssen, wie sie es gern gethan hätten, denn auf dem Lande nimmt man es einem Mädchen nicht gut, wenn es mit einem Kaiserjäger gar so freundlich ist. Er drückte daher dem guten Kinde blos die Hand, aber das freudige Gesicht und das stralende Auge sprach, was sie einander so gern zugerufen hätten. Machst du gute Geschäfte? lächelte Martli. — Hab' schon verkauft, erwiderte es; aber, lieber Martli, deine Braune. — Sie kamen grade hin dazu; der Käufer las das Geld auf und schimpfte auf das Christili, diese dumme Gans, wie er sich ausdrückte. — Als Martli die Ursache erfuhr, sagte er schmözelnd: Die Kalbe ist noch mein und wenn er nicht dieser lieben dummen Gans einen funkelneuen Zwanzger Trinkgeld gibt, so kommt sie nicht vom Platz. Der Käufer that es, wenn auch unwillig, und so schieden sie von dem guten Thier, das sie mit einander mit so viel Sorge und Freude gepflegt hatten. Dem Martli that es weh, auch dem Vater und dem Christili, aber was gibt ein Vater für seinen Sohn, was gäbe ein verliebtes Herz für den geliebten Gegenstand nicht alles gerne her?

Martli führte die drei auf dem Markte herum und der Vater lächelte immer, wenn die Leute mit den Fingern auf Martli zeigten und sagten: der Obholzer Martli nimmt sich gut aus als Jäger. Er war aber auch der schönste Bursche in der Compagnie und auch der bravste. Er erzählte ihnen von Innsbruck, vom Berg Isel, von der Schwarzmännerkirche, vom goldenen Dachel und andern Merkwürdigkeiten. Sie horchten ihm zu, als erzählte er Dinge aus einem andern Welttheil, besonders bedauerte Lena, die an eine Betschwester grenzte, daß es den Bußpredigern jetzt so schlecht gehe. So verging der selige Tag und das Christili fragte oft, wie spät es sei, aus lauter Furcht, er möchte schon bald zu Ende sein.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe's Liebe zur Frau v. Stein.

Geschrieben im August 1851 von Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Darauf hatte Goethe nicht gerechnet. Schwerer als alles andere ward ihm die Einsicht in einen so lang gehegte, so tiefgewurzelten Irrtum seines Lebens, die Einsicht, daß er sich in seinem Glauben an Charlotte v. Steins Charaktergröße getäuscht. Vier Wochen nach seiner Rückkehr verlangte sie von ihm eine ruhige Unterredung. Er begleitet seine schriftliche Zusage mit den bittenden Worten: „Gern will ich alles hören, was du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wol sagen, daß mein Inneres nicht ist, wie mein Aeußeres." Daß er ihr dies erst sagen mußte, zeigt wol am deutlichsten, wie traurig es hier um den Scharfblick jener wahren Liebe stand, die noch immer über das Leid des Geliebten das eigene vergessen hat. Zwei Tage später wünscht er der auf ihr Gut reisenden Freundin, daß ihr die Einsamkeit ihres stillen Schlosses wol thun und sie gesunden lassen möge. „Ich will so fortleben wie ich kann, obgleich es eine sonderbare Aufgabe ist." Er wendet sich, sobald nur irgend ihm ein Tag der Muße gestattet ist, zurück zu der erretteden Arbeit, schließt den Tasso ab und mit ihm und andern Sachen den achten Band seiner Schriften, freilich oft unterbrochen durch die geselligen Ansprüche seines fürstlichen Freundes an seine Zeit und darüber zuweilen in Verzweiflung (S. 306). So unglücklich fühlte er sich, daß er ernstlich daran dachte, „seine Einsamkeit wieder zu gewinnen, um sie nie wieder zu verlassen" (S. 307), und daß er an seinen Freund Meyer nach Rom schrieb: sein eifriger Wunsch sei, ihn dort wieder zu finden. In Weimar glaubte man damals längere Zeit fast allgemein, daß er sich gänzlich loslösen und wieder nach Italien zurückkehren werde.

Mit der Freundin hatte er jetzt, wie es schien, die Rollen gewechselt. Während er früher, um Herrn Schölls Worte zu brauchen, von ihr so „kurz gehalten" wurde, daß sie ihm oft die dringend erbetene Erlaubniß eines Besuchs auf ihrem Landsitz aus gesellschaftlichen Rücksichten abschlug, mußte sie jetzt seinerseits eine Einladung dorthin von ihm abgelehnt sehen. „Ich fürchte mich dergestalt vor Himmel und Erde (schreibt er am 31. August 1788), daß ich schwerlich zu dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich und ich befinde mich nirgends wol, als in meinem Stübchen; da wird ein Kaminfeuer angemacht und es mag regnen, wie es will." Dann bemerkt er, ihre Klagen und Vorwürfe beantwortend: „es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen".

Aber grade dies scheint es gewesen zu sein, was die in ihren Ansprüchen sich gekränkt fühlende Freundin weder konnte noch wollte. Und Goethe seinestheils konnte und wollte nicht Klagen und Verlangnisse anhören nnd beantworten, die er bereits genugsam angehört und beantwortet hatte. Statt dessen bittet er in einem spätern Briefe: „Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden." Seine ertragende Geduld und Sanftmut war ebenso groß, als der Mangel an beiden bei der aufs höchste erregten Freundin. „Wenn du es hören magst", schreibt er in einem Brief, den ich ohne Bedenken in das Jahr 1788 und zwar bald nach jener Unterredung am 21. Juli datire, wohin derselbe nach aller Wahrscheinlichkeit gehört — „wenn du es hören magst, so mag ich dir gerne sagen, daß deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblick empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurechtzulegen und wenn du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reüssirt, einander aus dem Weg geht. Mit dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch, Liebe, einander nachsehen. Lebe wol und liebe — mich. Gelegentlich sollst du wieder etwas von den schönen Geheimnissen hören."

Diese „schönen Geheimnisse" waren seine römischen Herzensgeheimnisse, durch deren Mittheilung an die Freundin er tröstliche Erleichterung suchte. Sie wurde ihm nicht. Sein Vertrauen ward schonungslos unfreundlich zurückgewiesen. Die Behandlung, die er erfuhr, die Ansprüche, welche er erhoben, die Vorwürfe, mit denen er sich von der gekränkten Frauneneitelkeit überschüttet sah, die ganze Art und Weise, mit der auch Frau v. Stein, „statt ihn zu trösten und wieder an sich zu ziehen, ihn zur Verzweiflung brachte", * empörten zuletzt seinen männlichen Stolz und schlugen Funken aus dem in Italien wiedergewonnenen Stahl seiner Natur. Den Prätensionen einer Frau

---

* Werke Bd. 38. S. 115.

gegenüber, die sein Weib nicht werden konnte oder es aus falschem Pietätsbegriff nicht werden wollte, und die dennoch dem sieben Jahre jüngeren Mann den Wunsch nach häuslicher Existenz an der Seite eines Wesens, das ihm für freundliche Neigung Genuß und Liebe gewährte, als ein Verbrechen behandelte, ermannte er sich endlich zu der Wahrhaftigkeit, welche Natur und Vernunft forderten. Aber er that es mit schonender Gelassenheit. Frau v. Stein hatte ihm geschrieben, daß ihre Freundschaft für ihn unverträglich sei mit dem von ihm geknüpften häuslichen Verhältnisse, auf das ich weiterhin zurückkommen werde.

„Ich danke dir", schreibt er am 1. Juni 1789, „für den Brief, den du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte, darauf zu antworten, weil es in solchem Fall schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen."

„Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen (ihren Sohn, den er ganz erzogen hatte) kenne, habe ich durch meine Rückkehr aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin und da ich nicht voraus sah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als dich und Fritzen."

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen. Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

„Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen: ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch keinen Theil an den Menschen ꝛc. Und das alles, ehe von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das dich so sehr zu kränken scheint.

„Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

„Frage Fritzen, die Herdern, jeden der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht ihnen und der Gesellschaft vielmehr erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte! Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen."

„Aber das gestehe ich gern: die Art, wie du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast du mir die Lippen geschlossen, wenn ich mittheilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, hast du mich der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast du controlirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest."

„Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es dich bei deiner Gemütsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte. Unglücklicherweise hast du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden, du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit du eine Zeitlang wol eingesehen und das du aus Liebe zu mir eine Weile vermieden und dich wol befunden hattest. Möge dir die Kur, die Reise recht wol bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß du mich wieder erkennen werdest."

(Schluß folgt.)

Ein pfälzisches Bad.

Mitgetheilt von d*.

(Schluß.)

Scharfeneck ist auch geschichtlich nicht uninteressant. Nachdem das Geschlecht, von dem die Burg, oder das von ihr den Namen lieh, im fünfzehnten Jahrhundert erloschen und die Herrschaft an Kurpfalz gefallen war, erhielt Ludwig, der zweite natürliche Sohn des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen, die Herrschaft Scharfeneck, deren Geschichte somit zu der des gefürsteten Hauses von Löwenstein-Wertheim in naher Beziehung steht. Unter den pfälzischen Schlössern war Scharfeneck eines der ersten, in welche die aufrührerischen Bauern die Brandfackel warfen, doch erst im Orleans'schen Kriege wurde die Burg so ganz gebrochen, daß kaum mehr Kauz und Eule darin nisten können. Wir richteten uns indeß behaglich darin ein, das heißt wir lagerten uns auf den quendelduftenden Rasen des innern Hofes, und während die Geschichte der schönen Klara Detten von Augsburg, der Ahnfrau der Fürsten von Löwenstein, die Gesellschaft angenehm unterhielt, legten die Damen den reichlichen Mundvorrat zurecht, und nun begann ein heiteres Gelag, das mit einer förmlichen Verschwörung endete. Eine Verschwörung in den Ruinen einer alten Ritterburg — wie romantisch, wie schauerlich! Spieß, Cramer, Hildebrand und Consorten fallen einem dabei ein und schon flüstert mancher Leser leise: „Nordhausen bei Fürst und Quedlinburg bei Basse." Unsere Verschwörung bezweckte nichts geringeres, als dem Dr. Schneider gegenüber grabesstill zu sein, wie sehr wir uns gegen seine diätetischen Gesetze versündigt und der Oinopathie vor der Hydropathie den Vorzug gegeben hatten. Er soll indessen doch den Kopf geschüttelt haben, als er seine Patienten beim Vollmondschein in Hygieas heilige Halle eintrumfiren sah und hörte.

Weitaus reicher noch, ja ich möchte sagen ein Gewinn fürs ganze Leben ist ein Gang nach der Madenburg und dem Trifels. Wer in die Pfalz kommt und diese Partie zu sehen versäumt, der hat etwas verloren, was er nirgend wieder findet. In kleinerer Gesellschaft machte ich mich dahin auf, und zwar schon früh am Morgen, da ein halber Tag wol ausreichte, um die beiden Punkte zu besuchen, aber nicht um sie so recht zu genießen. Zwischen Rebgeländen hin, immer das weite offene Land zur Linken, erreichten wir bald das Dorf Siebeldingen und jenseits des Queichthals kurz nach einander die wahrhaft idyllisch gelegenen Dörfer Birkweiler, Ransbach und Leinsweiler unter der alten Feste Neukastel, dann Eschbach am Fuße des Madenburger Berges. In dem netten Wirtshause des Dorfes fanden wir alles, was wir brauchten, um droben auf der Ruine weder Hunger noch Durst zu leiden. Selbst das nötige Kaffeegeschirr wurde dem Träger aufgeladen. So stiegen wir denn mit den schönsten Hoffnungen für Leib und Seele den ziemlich beträchtlichen Schloßberg hinan, der in grader Linie nur zwei Stunden von Gleisweiler entfernt ist. Droben wunderte ich mich keineswegs, daß die Mitglieder der Gesellschaft, welche zum erstenmal die Ruine betraten, jeden Augenblick in einen wahren Jubel ausbrachen und selbst ihre hochgespannten Erwartungen für übertroffen erklärten. Nicht die Ruine an

sich macht diesen Eindruck, obwol auch sie durch ihre beträchtliche Ausdehnung und manche schöne Mauerreste aus verschiedenen Zeiten interessant ist. Die doppelte Aussicht ist es, die hier wahrhaft überwältigend wirkt. Von der nach Osten rede ich nicht mehr, der Ringelsberg hat sie in derselben Ausdehnung geboten; aber die nach Westen ist so eigentümlich schön, daß ich sie fast einzig und unübertroffen in ihrer Art nennen möchte. Da unten liegt zunächst ein grünes Thal, darin ein Dörfchen mit allen idyllischen und romantischen Reizen übergossen, überragt von hohen kegelförmigen Bergen, die mit Wald bekleidet und mit mächtigen Felskuppen gekrönt sind, welche von fern die täuschendste Aehnlichkeit mit Trümmern alter Burgen haben. Berg um Berg von dieser Formation erhebt sich, bis tief ins Land hinein, wo schon der blaue Duft der Ferne seinen Schleier über die erhabenen Häupter hebt. Es ist in der That ein Anblick sonder Gleichen, am überraschendsten dann, wenn man unversehens vor ein gewisses Mauerstück geführt wird, durch dessen Oeffnung man grade in den Glanzpunkt dieser reichen Perspective hineinschaut. Wir sahen freilich dieses große, wundervolle Landschaftsbild nur unter der etwas schwächenden vollen Tagesbeleuchtung Eigentlich sollte man hier bei tiefgehender Sonne stehen, wenn die Berghäupter verklärt in Gold und Purpur glühen und darauf die Abendschatten in die Tiefe sinken.

Wechselnde Bilder dieser Berglandschaft führte der Weg an uns vorüber, den wir am Nachmittag nach dem Trifels einschlugen. Er führte uns auf der halben Höhe der Bergreihe hin und nach einer guten Stunde sahen wir die drei Burgen vor uns liegen, die eigentlich zusammen den Trifels bilden, wenn auch nur die nördlichste diesen Namen führt. Offenbar gehört dieser Trifels zu den historisch bedeutsamsten Bergschlössern Deutschlands. Hat doch wahrscheinlich Konrad II., der Salier, diese Feste erbaut, schläft doch Barbarossa der Sage nach heute noch zuweilen auf derselben in seinem eisernen Bette, wie einst, wenn er von Hagenau nach Kaiserslautern zog; war sie doch bis auf den großen Habsburger herab das wichtigste Staatsgefängniß. An sie knüpft sich die Sage von der Befreiung des Richard Löwenherz durch Blondel und so manche schauerliche Geschichte. Leider gilt von dem einzig übrigen Thurm, was jüngst gemeldet worden, das Wort: „Auch dieser, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“

Von der Rheinebene wird man auf dem Trifels nur zwei Ausschnitte gewahr, Berge und Thäler sind hier wieder die Glanzpunkte der Aussicht. Nach Norden hinüber schauten wir eben in jenes Thal, dessen Zierden die beiden Ruinen Scharfeneck und Ramberg bilden, am Fuße des Schloßberges selbst liegt Annweiler und das schöne von Westen nach Osten ziehende Thal der Queich. Dort schmiegen sich Dörfer an die hohen Berghalden, hier erhebt sich frei der abenteuerlich geformte und basirte Asselstein. Nach Süden läuft ein hoher Felsenkamm, einer durchbrochenen Kyklopenmauer vergleichbar, über Hügel und Thal zu den Trümmern von Anebos und dem hochragenden Thurme von Scharfenberg, den beiden Schwesterburgen des Trifels. Dazwischen nun, nach Südwest hinein, erscheinen wieder die grotesken Höhen, die wir von der Madenburg sahen, doch in ihrer Stellung verschoben. Die Abendstunde, die wir uns auf jener Ruine gewünscht, war jetzt nahe, und da wir uns zur Heimfahrt einen Wagen nach Annweiler beschieden hatten, so hinderte uns nichts, sie vollends abzuwarten. Wenn man Kleineres mit Größerem vergleichen darf, so war es hier ein Warten, wie man in der Schweiz auf das Glühen der Hochlandsalpen wartet. Die Sonne sank und warf ihr Abendlicht in dieses bergigte Wunderland so glühend hinein, daß wir in der That wie bezaubert standen und kaum das Auge davon wenden konnten. Dann stiegen wir hinab in das Thal, über dem der Abendrauch des Städtchens schwebte. Nach fünf Viertelstunden saßen wir wieder in dem Saal des Kurhauses und priesen den übrigen Gästen den Reichtum dieses herrlichen Tages.

Tabletten.

*** Die französische Akademie hat in diesem Jahr die beiden Tugendpreise von 3000 Franken einer Magd, Françoise Baltez, in Valenciennes, und einem Negersclaven, Paul Dunez, in Guyana zuerkannt. Die erstere hatte schon dreiundzwanzig Jahre als Magd in einem angesehenen Hause zu Valenciennes gedient. Durch eine Handelskrisis verlor dasselbe sein ganzes Vermögen, und Françoise Baltez bot ihren Brodherrn ihren Sparpfenning und blieb bei ihnen, ohne Lohn, sie selbst mit ihrer Hände Arbeit nährend, als ihr Bischen aufgezehrt war. Sie verkaufte dann ihr Letztes, ein Stück Land, ihr einziges Besitztum, um ihre Herrschaft vom Hungertode zu retten. Da stirbt der Mann und drohender wird das Elend; Françoise gibt freudig das Kostbare hin, was eine flämische Bäuerin besitzt, ihren kleinen Vorrat an Leinwand, um die Blöße der Kinder zu bedecken, und begnügt sich mit den Lumpen. Ihr Fleiß, ihrer Hände Arbeit, ihre Nachtwachen hatten die Kinder groß gezogen, und vierzig Jahre lang hat sie die Mutter unterhalten, nimmt zuletzt noch ein Kind von einer Tochter ihrer Dienstherrschaft, welche durch Brandunglück alles verloren, zu sich, und schwach, wie sie schon ist, findet sie neue Stärke, auch für die Kleine zu sorgen. Mit der größten Achtung begegnet sie stets ihrer früheren Herrin und hat in den vierzig Jahren, daß sie für dieselbe sorgt, immer alle schwierige Hausarbeit verrichtet. Paul Dunez war Sclave einer Wittwe in Porterre in Guyana und blieb bei seiner ehemaligen Herrin, als die Neger frei erklärt wurden, mit riesiger Anstrengung nebst seinem Weib für dieselbe arbeitend, besonders an den zum Schutze gegen das Meer aufgeworfenen Deichen, die aber im Jahre 1851 dem Meere nicht widerstehen konnten, so daß die ganze Besitzung zerstört wurde. Dunez' treue Anhänglichkeit, sein Fleiß wurde bekannt; der Gouverneur von Cayenne erkannte dem Paul Dunez einen Preis zu und zugleich ein Stipendium für einen seiner Söhne zur Erziehung in dem Collegium. Der edle Neger übertrug dieses Stipendium auf den Sohn seiner Gebieterin, wie er seine ehemalige Herrin noch nennt, und bestimmte die 6000 Franken, die ihm als Preis zuerkannt, zur Ausstattung des Knaben seiner Gebieterin, da er ihre mißliche Lage nur zu gut kennt, die er, trotz aller Anstrengung, unermüdlich in seinem Fleiß, nicht bessern kann. Und das that ein Negersclave!

*** Der englische Astronom Hind vom Observatorium in Regents Park hat wieder einen Planeten entdeckt, den sechsten in einem Zeitraum von fünf Jahren. Er befindet sich im Sternbild Aquarius, kann mit einem Teleskop von gewöhnlicher Größe gesehen werden und ist in die Reihe der Sterne neunter Größe zu zählen.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 3. September. Der Prophet, große Oper in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer. (Antrittsrolle) Fides: Frau Behrend-Brandt.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 210. Donnerstag, 2. September 1852.

Eine Geschichte aus Valgenais.

Von Isidor Müller.

(Fortsetzung.)

Am Abend war Jägermusik. Das ist auf dem Lande eine seltsamere Sache als hier; drum strömen auch die Leute nach Feierabend haufenweis ins Dorf von allen Weilern und Thälern her. So bald im Feiertaggewand kommen die Burschen und die Mädeln mit schneeweißen Fürtüchern; natürlich finden sich dann die Betreffenden schon zusammen. So war es auch heute. Schon um sieben Uhr sah man alle Söller, Dächer und Dörren angefüllt. Martli hatte sich auch bei Zeiten mit den Seinen an einem netten Orte postirt und alles erwartete sehnsüchtig den Anfang. Endlich begann es; wie gespannt waren alle Ohren! kein Plaudern der Philister war da zu hören; die unverdorbenen, noch nicht übersättigten Gemüter wurden fortgerissen auf den Flügeln der Töne und ehrfurchtsvolles Schweigen herrschte. Besonders geriet das Flügelhorn in seinen schmelzenden, abendlichen Tönen. Christili konnte sich nicht halten und sagte aus tiefer Brust aufathmend: Das Horn klingt grade wie die Amsel vor der Waldkapelle, weißt du, am Rosariabend. Die schönen Bilder des Glückes zogen mit den Melodien des Horns vor ihrer Seele vorüber und tiefe Schwermut senkte sich auf ihre Geschäfter. Ach! morgen, seufzte Christili oft, mußt du fort und nicht worden wir mehr am Söller sitzen und dem Abendlied der Amsel zuhören. Das waren schöne Zeiten, o! sie kehren gewiß nicht mehr! gewiß, du kehrst nicht mehr heim. — Martli schaute es starr an und schwieg. Ich weiß nicht, fuhr es fort, diese Musik schließt die ganze Zukunft vor mir auf und ich ahne und ich fürchte immer mehr. — Es wurde blaß und Martli hatte Zeit es wegzuführen, sonst wäre ihm übel geworden. Die andern folgten ihnen langsam durch das Gedränge. Den Abend wollen wir sie allein zubringen lassen, es ist so der letzte auf dieser Erde; denn das Christili hatte recht, ihr werdet es noch sehen. Dafür begegnen wir ihnen aber schon in aller Frühe auf dem Platze. Christili hatte nicht geschlafen; die gestrige Musik hatte sein ganzes Innere aufgeregt und ein Fantasiebild war in seinem Köpfchen aufgestiegen nach dem andern, dazu noch der nahe Abschied und die traurevolle, immer stärker werdende Ahnung. Den Vater und die Lena hatte das erste Zeichen mit der Trompete geweckt und so kamen sie der Verabrede gemäß sehr zeitlich auf dem Platze zusammen. Der Vater gab dem Martli das nötige Geld und mit schwerem Herzen schob es dieser ein; ach! er wußte ja, wie sparsam es zu Hause aussah. Sei brav und fleißig, Martli, begann der Alte mit zitternder Stimme, wie bisher und vergiß uns nicht. Sei nicht zu vorschnell, denn du weißt ja, wie hart wir dich entbehren, aber wenn es Not thut, dann bleibe nicht zurück und thue dein Bestes für unsern guten Kaiser. Schreibe uns recht bald, wie es dir geht, und lebe wol! Er drückte ihm die Hand und Martli umarmte den guten Vater; die andern zwei weinten wieder. Martli tröstete sie, so gut er konnte, obwol es ihm selbst so nahe zu Herzen ging, daß er hätte weinen mögen; von seinem Christili scheiden und es vielleicht nicht wieder sehen, eine Schwester, einen Vater hülflos zurücklassen o! nur ein gefühlloses Herz könnte da ungerührt bleiben. Christili nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf die Seite; Martli, begann es, wir müssen jetzt scheiden; in Gottes Namen, wenn wir es nicht anders machen können; vergiß mich nicht und bleibe so gut, wie du bist; wie will ich mich freuen, wenn du wieder so kommst; sei unterdessen ohne Sorge für den Vater, ich will arbeiten Tag und Nacht, daß ihm nichts fehle. Noch etwas, Martli, ich habe gehört, daß die Soldaten so unfromm sind und fast nichts beten und nie beichten gehen; siehst, ich habe dir hier ein kleines Gebetbüchlein gekauft, nimm es und vergiß nicht unsern Herrgott und unsere liebe Frau; siehst du, auf diesem Scapulier ist sie abgebildet; ich habe auch ein Beinchen von der heiligen Philomena eingenäht; trag es, und du wirst sehen, die Kugeln treffen dich nicht; gelt, du versprichst es mir? Martli hatte es bei der Hand genommen und blickte mit gerührtem Herzen und Thränen auf den Wangen dem guten Kinde in die bittenden Augen. — Ja freilich, stotterte er, alles thue ich, was du willst. — Und noch eine Bitte hab ich, aber du mußt mir sie nicht versagen, fuhr es fort. — Nein, nein, antwortete Martli, nichts kann ich mehr versagen. — Christili fuhr hinters Schnürmieder hinab und drückte dem Martli einen neuen Ducaten in die Hand: das ist mein Theil von der Sammlung für die Verbrennten, ich hab es seitdem immer fleißig aufbehalten, jetzt geb ich's dir. — Martli weigerte sich wol, aber es wollte es nicht anders thun, und so mußte er es annehmen. Der Platz hatte sich indessen immer mehr gefüllt und grade wollte Martli sein ganzes Innere vor dem guten Mädchen ausgießen und Worte der Liebe und des Dankes stammeln, als die Trompete zum zweitenmal tönte und die Soldaten in Reihe und Glied rief. Er mußte sein Christili ungeachtet der Menschenmenge nochmals küssen, sprang dann zum Vater und der Lena und drückte ihnen die Hand. Lebt wol, stammelte er noch, lebt wol! — Und verschwand unter der Masse.

Der Kaisermarsch wurde angeschlagen, das Bivatrufen begann nach damaligem Brauch. Marsch! tönte es. Die Menge drängte nach und unter Sing und Sang und dem Segensruf der Bevölkerung zogen die Jäger davon und auch Martli zog mit. Christili aber und Lena und der Vater gingen nach Hause, still, in sich gekehrt und — allein.

* * *

Am 12. März zog die Compagnie in Mailand ein, wo ein unendlicher Jubel herrschte und tausendfaches Hoch Radetzky in vielerlei Sprache erscholl, denn grade hatte der greise Held seiner Armee die Aufkündigung des Waffenstillstandes, zu wissen

gemacht und mit den Worten: Vorwärts Soldaten nach Turin! sie zum Kampf aufgerufen. Der in Martli's Seele schlummernde Funke Kampflust wurde zu heller Flamme angefacht und er wurde wie im Sturm fortgerissen. Den Vater Radetzky voran zog die Armee mit klingendem Spiel durch die Porta Romana und in kurzem stand sie den Feinden gegenüber. Bei Mortara geschah der erste Schlag. Dem friedlichen Tyroler klopfte anfangs doch das Herz, als die Kanonen zu brüllen anfingen, als ganze Reihen von dem tödtlichen Blei getroffen niederfielen. Als sie aber näher kamen, den Feind mit Augen wahrnahmen, als die Kriegsmusik erklang und das tausendfache Hurrah! ertönte, da vergaß er auf den alten Vater, auf Lena und Christill, eine unerklärbare Wut erfaßte ihn und mit den andern einstürmend hieb er furchtbar um sich. Die Mauern Mortara's waren gewaltig besetzt und innerhalb derselben die ganze Macht der Piemontesen vereinigt. Der Sturm wurde einigemal abgeschlagen, denn die Feinde kämpften hier mit verzweifelter Tapferkeit, aber endlich drangen die Unsrigen hinein und unter den Ersten war auch Martli. Eintausend Gefangene, fünf Kanonen, zehn Pulverkarren und die ganze Kriegskasse waren die Trophäen dieses Sieges. Ihr könnt euch den Jubel denken, als der greise Held durch die siegreichen Reihen ritt, diesem und jenem auf die Achsel klopfte, seine Tapferkeit anrühmte und die Brust mit silbernen und goldenen Medaillen schmückte. Auch Martli bekam eine mit den Worten: So Tyroler, hast brav geschossen! Am andern Tage war Martli Unterjäger.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe's Liebe zur Frau v. Stein.

Geschrieben im August 1851 von Adolf Stahr.

(Schluß.)

Der Herausgeber dieser Briefe hat in jener diätetischen Bemerkung „die höchste Schwäche der Goethe'schen Rechtfertigung" und zugleich das für die Empfängerin des Briefes Verletzendste gefunden. Ein Unbefangener findet darin schwerlich etwas anderes als denselben Goethe, der sein Leben lang wol wußte, in wie engem Zusammenhang Gefühl und geistige Stimmung mit der Lebensweise des Menschen, die geistigen Functionen des menschlichen Organismus mit seiner materiellen Ernährung stehe, und der unter anderm und neben der moralischen Kraft zur Ueberwindung einer krankhaften Stimmung, die er von der Freundin forderte, diese krankhafte Stimmung nicht durch eine ungesunde Lebensdiät noch erhöht sehen wollte.

Diesem Brief folgt acht Tage später noch ein letzter. Die Stein hatte auf ihrer Badereise Goethe's Mutter in Frankfurt besucht. Er dankt ihr dafür. Er gesteht, „daß ihm nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden als der letzte Brief an sie, und daß ihr derselbe wahrscheinlich ebenso unangenehm gewesen zu lesen, als ihm zu schreiben." „Indessen ist doch wenigstens die Lippe geöffnet und ich wünsche, daß wir sie nie wieder gegen einander schließen mögen."

„Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern." Aber er nimmt kein Wort von dem im vorigen Brief gesagten zurück, so sehr ihm daran liegt, die Freundin sich wieder zu gewinnen. Er erklärt, daß er sich wieder in seine weimarischen Verhältnisse gefunden und daß er hoffe, darin auszuhalten, obschon so vieles sich verbinde, ihm diesen Entschluß und diese Hoffnung zu stören. Die Rauheit des Klima's, das ihn früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen werde; die wachsende Neigung des Herzogs zum Soldatenwesen, wodurch er, der sich so gern ein „Kind des Friedens" nannte, alle seine Plane einer ihm gemäßen Lebenswirksamkeit für Künste des Friedens und der Bildung beeinträchtigt und gefährdet und „alles inconsistent und folgenlos werden" sah; das allgemeine Unbehagen endlich, das sich dadurch und durch andere Combinationen über alle Personen und Zustände Weimars verbreitet hatte.

Aber wie rührend klingt es, wenn er dann auf sein häusliches Verhältniß, „das ihr so sehr zuwider sei," zurückkehrend sagt: „Schenke mir dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkt an, erlaube mir, dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Sie that es nicht. Sie konnte es nicht ertragen, daß derjenige, der sich so viele Jahre lang in Demut ihr überall untergeordnet hatte (er, der Titan!), sich jetzt auf seine eignen Füße stellte; und ihre Leidenschaftlichkeit ließ sie übersehen, daß er jetzt und zwar mit größerem Rechte, nichts anderes von ihr forderte, als was er selbst ihr geleistet, er, der es zehn Jahre lang hatte ertragen müssen: das Weib, das er liebte und dessen Seele ihm eigen war, körperlich als eines andern Besitz zu sehen. Uneigennütziger hat nie ein Mann geliebt als er, der von sich sagen durfte: „Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung." *

Den Leuten aber, welche hier sich auf die Seite der Prätension und Unnatur stellen und welche einen Goethe in diesen seinen letzten Briefen der Unwahrheit und Unredlichkeit bezichtigen und sein sittlich erhabenes Andenken mit dem pathetischen Ausruf verunglimpfen: „So schlecht bestand Goethe in der Freundschaft zu derselben Zeit, wo er als Dichter der Elegien die deutsche Bildung und Sprache zu einer unvergleichlichen Naturreife und Schönheit hob!" — diesen Leuten, die nicht einmal sehen, daß sie mit dem Nachsatz jenes Verdammungsausrufes dem Vordersatz desselben den Kopf abschneiden, ihnen thut es not, daß man inmitten der Heuchelei und sittlichen Unwahrheit der Welt ihnen zurufe: Da ist ein gesunder Mann, der ein Weib und eine Häuslichkeit am eignen Herd mit ihm bedarf. Und da Frau v. Stein dieses nicht werden kann oder nicht werden will, und da er mit seiner Liebe zu fest in ihr verwachsen war, um einer andern Liebe zu bedürfen oder einer anderen jene Liebe geben zu können, so nimmt er, was ihm übrig bleibt, ein Weib, das keine weiteren Ansprüche an ihn macht als solche, welche sie selbst gewähren kann und dessen anspruchslose hingebende Liebe sich mit seiner ruhigen Neigung begnügt, während sie ihm gestattet, für das tiefere geistige Bedürfniß seines Wesens außer ihr Verständniß und Genüge zu suchen. So steht die Sache und es gibt nur einen Fall, in welchem Frau v. Stein hier Einspruch thun konnte, nämlich sobald sie entschlossen war, dem Geliebten ihre Hand zu reichen. Da hiervon nichts verlautet, erscheint ihr Verhalten als das, was es ist: als kleinliche Eifersucht einer Frau, die es nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abstracten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit weiter fortspinnen zu sehen. **

---

* Werke Bd. 26. S. 291.

** Man vergleiche Goethe's Werke Bd. 49. S. 82.

Marie Antoinette nach ihrer Verurtheilung.

(Gemälde von Paul Delaroche.)

Ein bedeutungsvolles Stück der Geschichte, eine schreckliche, entsetzliche aber auch lehrreiche Zeit steigt vor unserm geistigen Auge empor, wenn wir dies Gemälde mit Aufmerksamkeit und Hingebung betrachten. Doch nicht Schrecken und Entsetzen weckt das Bild in dem Beschauer. Der Maler, ein ächter Künstler, dem die Muse den Weiheduft gegeben, wußte die Elemente des Grausens in den Hintergrund zu schieben und durch den Triumf geistiger und sittlicher Macht über sie edle Empfindungen zu erregen. Und fürwahr die Kunst darf in ihren erhabensten Schöpfungen nicht allein Leidenschaften hervorrufen, sie muß vor allem die Gemüter erheben, dem Beschauer oder Zuhörer das Gefühl sittlicher Größe und Erhabenheit verleihen, sie muß wenigstens versöhnen. Diese bedeutende innere Forderung der Kunst hat Delaroche vollkommen befriedigt, und noch mehr als dies. Bevor wir jedoch auf eine weitere Kritik seines vorliegenden Gemäldes eingehen, wollen wir den Inhalt in nähere Betrachtung ziehen.

Das Stoffliche der Composition finden wir in den wenigen Zeilen, mit denen Lamartine in seiner Geschichte der Girondisten uns die unglückliche Königin nach ihrer Verurtheilung schildert. „Die Geschworenen bratschlagten sodann der Form wegen und kehrten nach einer Stunde Unterbrechung wieder in den Saal zurück. Man rief die Königin, damit sie ihr Urteil höre. Sie hörte es an, ohne ein Wort zu sprechen und ohne eine Miene zu verändern. Hermann fragte sie, ob sie eine Einwendung gegen die über sie verhängte Todesstrafe zu machen habe. Sie schüttelte den Kopf und stand auf, als ob sie sogleich zur Hinrichtung gehen wollte. Sie verschmähte, dem Schicksal seine Strenge, dem Volke seine Grausamkeit vorzuwerfen. Demüthiges Bitten wäre ein Geständniß, Klage eine Selbsterniedrigung gewesen, und Thränen hätten sie verächtlich gemacht. Sie hüllte sich in Schweigen, und das war ihre letzte Unverletzlichkeit. Wilder Beifallsjubel verfolgte sie bis auf die unterste Stufe der vom Tribunal nach dem Gefängniß führenden Treppe. Die ersten Morgenstralen begannen in diesem Gewölbe mit den Fackeln zu kämpfen, mit denen die Wächter ihre Schritte erhellten. Es war vier Uhr morgens. Ihr letzter Tag hatte begonnen."

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Paul Delaroche durch diese Stelle des poetischen Geschichtschreibers oder vielmehr Geschichte schreibenden Poeten begeistert und erschüttert sich entschlossen hat, sie mit seinem Pinsel zu übersetzen; er verlieh aber seinem Werk den Stempel der Besonderheit, die ihm eigen ist, und hat nicht eine Uebersetzung geliefert, nein, ein eigenes Werk voll Feinheit im Geschmack und mit sicherm Tact, der ihn vor vielen vortheilhaft unterscheidet. Der Maler zeigt uns daher, wie der bekannte Kritiker F. Mercey, dem wir in der Beschreibung des Gemäldes folgen, mit Recht hervorgehoben hat, nicht jene Frau, die vom Präsidenten Hermann um Namen und Stand befragt, antworten konnte: Ich heiße Marie Antoinette von Lothringen-Oesterreich und bin die Wittwe Ludwigs, des Königs von Frankreich — Aug in Aug einem Fouquier-Thinville oder einem Hebert gegenüber, nicht in Gegenwart der niedrigsten und blutdürstigsten Statisten des revolutionären Tribunals: der Hermann, Foucault, Sellier, Coffinhal, Maſſon und der andern Werkzeuge der Volksrache, die durch dasselbe Volk dem Hochgerichte der Geschichte vorgeworfen wurden; er hat zur Darstellung der edeln, rührenden Gestalt der Königin, die, ähnlich der antiken Niobe in ihrem Hochmut wie in ihren theuersten Empfindungen, noch gestern so stolz und verführerisch und heute tief gebeugt ist, nicht jenen Moment gewählt, und ist, da sein Geist sich weit über das Gewöhnliche erhebt, nicht der Versuchung unterlegen, das letzte Zeugniß königlicher Hoheit, das Auge der Königin, das ihren erbärmlichen Richtern antwortet, durchschimmern zu lassen. Paul Delaroche, der in hohem Grad alle Mittel kennt, die seiner Kunst, in der er Meister ist, zu Gebote stehen, hatte nicht übersehen, daß es einen Moment gab, der gewissermaßen alle inneren Bewegungen und Schmerzen in sich zusammenfaßte: das ist der Moment, welcher dem Urteil folgte, und er wählte ohne Zögern.

Doch treten wir vor das Bild. Wie natürlich, wie einfach ist die Scenirung! Im Hintergrund sehen wir die Richter, bekleidet mit ihren revolutionären Insignien, theils noch sitzend, theils schon aufgestanden und beleuchtet von dem zweifelhaften Schimmer einer Lampe. Sie triumfiren, aber nicht über eine edle That; sie haben gesiegt, doch nicht Siegesfreude blickt aus ihren Augen; ihre Stirn ist düster, ihre Blicke sind unruhig. Auf dem vorderſten Raum des Gerichtszimmers bewegt sich, den Rücken dem Gerichtshof zugekehrt, die Königin heran unter Bedeckung von zwei Wachen, die ein Offizier beſehligt, der wol unter den eifrigſten Mitgliedern der Jakobiner auserlesen wurde; — sein Gesichtsausdruck, in dem der Maler den entmenschlichenden Fanatismus jener Schreckenstage auszuprägen suchte, spricht wenigstens dafür. Die beiden andern Wachen sind gleichgültig, unempfindlich; sie sind nicht ergriffen von den Rachegefühlen des Volkes, aber auch nicht durchdrungen von dem bejammernswerten Schicksal der Prinzessin, Tochter, Gemalin und Mutter von Königen Sie sind Gendarmen oder Werkzeuge der Polizei, welche notgedrungen der herrschenden Gewalt dienen und in revolutionären Zeiten Sieger und Besiegte der Reihe nach exekutiren, die auch alle der Reihe nach durch dieselben Gesetze verurteilt, durch dasselbe Schwert enthauptet worden. Die Sitzung des Gerichtshofes hat eine ganze Nacht in Anspruch genommen. Es ist vier Uhr frühe. Der kalte und bleiche Lichtstral eines Oktobermorgens, der durch ein Fenster schlüpft, das der Maler der herannahenden Königin zugekehrt und zwischen ihr und dem Beschauer sich befindend anstimmt, wirft einen blaſſen Schein auf Gesicht, Schultern, Arme und die ganze Büste der Marie Antoinette. Sie geht entlang einer niederen Tribüne, welche zu ihrer Linken errichtet und von niederem Volk angefüllt ist. Dort sind vereint alle Geschlechter, alle Alter, alle Leidenschaften, von dem schrecklichen Anhänger des Marat, der den entthronten Schlachtopfer mit der Faust droht, bis zu dem jungen Mädchen, das vielleicht vor einer Stunde diesen Volksschauspiele, aber deren Physiognomie sich beruhigt hat, deren Gemüt bewegt wird und deren feuchtem Auge eine Thräne entrollt, bis zu dem Gamin jener Zeit, dessen mutwillige und mehr neugierige als boshafte Augen von dem so außerordentlichen und für ihn so neuen Schauspiel sich nicht wenden können.

Die Composition ist, wie man sieht, von außerordentlich er Einfachheit. Wachen führen von dem Tribunal hinweg eine Frau, welche ein Richterspruch erschüttert hat und einzelne aus dem Volke schmähen oder neugierig betrachten. Der Künstler hat demnach alles der Ausführung, dem Ausdruck überlassen. Der Ausdruck allein ist es ja, der uns sagen kann, was für ein Weib das sei oder vielmehr was für ein Weib es gewesen sei, was sie duldet und denkt, und was für ein Schicksal ihr noch bevorsteht.

Paul Delaroche hat geleistet, was man von ihm zu erwarten berechtigt war, und das Programm, das er diesmal zum Vorwurf seiner Kunst nahm, würdig ausgeführt. Die Frau hat nichts Königliches mehr, weder in ihrer Kleidung noch in ihrer Umgebung, das an ihren früheren Rang erinnerte; sie hat durchaus nichts von ihrem früheren Glanze. So übertaus strenge sie sich auch beobachtet wußte, ihre Frauenwürde hat ihr nicht er-

laubt, sich in ihrem Unglück zu schmücken oder das Volk zum Mitleid zu stimmen durch Aushängen ihrer Gefängnißlappen. Sie hat ein weißes Halstuch über ihr schwarzes Kleid geworfen und die Locken ihres Haares, die auf Hals und Schultern niederfallen, mit einem schwarzen Bande befestigt. Mit einem Wort: ihr Anzug ist der Art, daß ihn die bescheidenste Bürgersfrau von Paris tragen kann, während ein Blick auf die blasse majestätische Gestalt derer, die eben verurteilt wurde und die man wie eine unbekannte Verbrecherin zu behandeln sich bemühte, genügt, um die Königin zu erkennen. Ihre Stirne hat zwar die königliche Krone verloren, aber sie bleibt erhaben, und der Schmerz und die Qualen ihrer Gefangenschaft haben ihr die vor der Zeit weiß gewordenen Haare statt eines Diadems um Stirn und Schläfe gelegt. Und ob Kummer oder quälende Schlaflosigkeit den einst blendenden Teint auch gebleicht, die Höhle des königlichen Auges vertieft, dessen Glanz verwischt und die Augenlider angeschwellt haben, so daß sie von den vielen Thränen herabhängen; ob endlich die Frau auch schwer und grausam geduldet: sie hat doch nimmer freiwillig ihrer Würde entsagt; sie ist noch Königin durch die natürliche Majestät ihres Ganges, durch die gleichgültige Geringachtung, welche sie für die ehrlosen Richter fühlt, die sie verurteilt haben, für das erbärmliche Volk, das mit seinem Geschrei sie verfolgte; Königin durch das leichte Heben der Augenbrauen, durch das unwillkürliche Schwellen der Nasenflügel, durch dieses bittere und unempfindliche Zusammenziehen der Lippen, das zugleich Ergebung und Geringachtung ausdrückt; Königin vor allem durch den ungeschwächten Charakter, der sich in ihrer so graden und würdevollen Haltung und im Gesammtausdruck ihres edlen Gesichtes beurkundet.

(Schluß folgt.)

Briefe.

73.

⚘ **Berlin**, den 31. August.

Kunstnotizen.

Von dem Fräulein Mathilde v. Waldenburg, Tochter des verstorbenen Prinzen August von Preußen, sind „Briefe aus Frankreich an W. v. Schadow" erschienen, deren Inhalt sich hauptsächlich auf die bildenden Künste bezieht. Bekanntlich ist die Verfasserin selbst ausübende Künstlerin, namentlich auf dem Gebiet der religiösen Kunst. Ihre Hinneigung zum Katholicismus ist bekannt. Mit hohen katholischen Prälaten steht sie in vielfachem Briefverkehr. — Der Director Peter v. Cornelius wird in diesen Tagen eine Reise nach Süddeutschland und Oesterreich antreten, indessen bereits im kommenden Monat hierher zurückkehren. Die Reise hat nur den Zweck der Erholung. Wir heben letzteres hervor, weil bekanntlich früher in öffentlichen Blättern darauf hingedeutet wurde, daß von österreichischer Seite Schritte geschehen seien, den gefeierten Meister für Wien zu gewinnen. — Der bekannte Künstler Eugen Neureuther in München, welcher einige Zeit hier verweilte, hat unsere Hauptstadt wieder verlassen.

Tabletten.

*** Eine Feier, wie sie auf der Villa Ludwigshöhe bei Edenkoben am 25. August begangen wurde, an dem Namenstage König Ludwigs, welcher zugleich dessen Geburtstag ist, gehört wol zu den Seltenheiten. Glücklicher als einst die Medicäer kann der König auf einen zahlreichen und blühenden Kreis seiner Kinder blicken, welche fast sämmtlich um ihn und die Königin Therese bei seinem Feste versammelt waren, zu dem sie zum Theil aus weiter Ferne und selbst von jenem classischen Boden herbeikamen, wo Königs Ludwigs Ideal seine Weihe empfing: aus der Hofburg zu Wien eilte die Herzogin Hildegard herbei, von Athen kam der König Griechenlands, aus Modena Großherzogin Adelgunde. Ebenso erschienen zur Feier des Vaters die Großherzogin Mathilde von Hessen an der Seite ihres Gemals, Prinz Luitpold, den wir hier selbst auf festlich beflaggtem Dampfschiff vorüberfahren sahen, und endlich Prinz Adalbert. Nachstehende Distichen dem König von hier aus übersendet, geben wol dem festlichen Gedanken des Tages einen Ausdruck:

Doppelt festlicher Tag! geweihet dem Namen, um welchen
Huldigend alle sich reih'n: Vaterland, Kunst, Poesie!
Aber der König selbst am Geburtsfest schaut auf sein Leben
Wie mit dem Blick, der schweift marmorne Hallen entlang,
Während der Gegenwart Glück ihn umringt im Kreise der Seinen,
Doppelt festlicher Tag, prangend in jeglichem Kranz!

*** Nach einem französischen Blatt befand sich unter dem kürzlich im Schlosse Eu verkauften Orleansschen Mobiliar eine alte Kommode aus der Zeit Ludwigs XV., die man, da man ihr in den Herrschaftszimmern keinen Platz einräumen wollte, der Dienerschaft zum Gebrauch überlassen hatte. Sie wurde zu 500 Franken ausgesetzt und von einem Engländer für etwas über 9000 Franken erstanden. Ein paar Vorhänge wurden mit 600 Franken bezahlt. Die Domänenverwaltung hatte den Ertrag der Versteigerung auf 80,000 Franken veranschlagt; derselbe beläuft sich aber auf mehr als das Dreifache.

*** Da die Luftschifferei wieder an der Tagesordnung ist, so beschäftigt sich die belgische Presse auch wieder mit einer Erfindung eines Dr. van Hecke, welcher schon 1846 das Problem gelöst haben wollte, den Ballon nach Belieben steigen oder sinken zu lassen, ohne Gas oder Ballast zu verlieren, um so die verschiedenen Strömungen in der Luft benutzen zu können. Van Hecke's Erfindung wurde von der französischen Akademie der Wissenschaften in einer Sitzung am 1. Februar 1846 anerkannt und soll sich auch wirklich bewähren.

*** Eugen Sue hat während seines Aufenthaltes am See von Annecy einen historischen Roman geschrieben, der in der Presse unter dem Titel „die Marquisin Cornelia v. Alfi" erscheinen wird.

*** Das Blumenparterre in Schönbrunn, das von Fremden und Einheimischen allgemein bewundert wird, erfordert, da die Blumen von Zeit zu Zeit gewechselt werden müssen, in einem Jahr nicht weniger als 120,000 Blumentöpfe.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 3. September. Der Prophet, große Oper in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer. (Antrittsrolle) Fides: Frau Behrend-Brandt.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 211. Freitag, **3. September 1852.**

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Müller.

(Fortsetzung.)

Voll Freude und noch ganz im Siegesrausch schrieb Martli einen Brief in die Heimat an seine Lieben und verkündete ihnen sein Glück. Dann ging es wieder vorwärts nach Novara, wohin sich der Feind zurückgezogen, concentrirt und mächtig verschanzt hatte. Da mußte die Entscheidung geschehen, daher ließ der Feldmarschall sogleich angreifen. Die Stadt liegt auf einem Hügel, die Piemontesen gebrauchten sie daher als Rücken- und Stützpunkt. Alle kleinen Erhöhungen und Terrains hatten sie benützt und ihre schweren sechzehnpfündigen Batterien dort aufgestellt. Die Unsrigen rückten an, aber unter einem fürchterlichen Kreuzfeuer rissen die Batterien ganze Reihen derselben nieder, ohne daß die andern deshalb einen Fuß breit gewichen wären. Immer vorwärts gehts und immer neu beginnt der Sturm. Es ist ein schreckliches Gemetzel, Menschen in voller Lebenskraft sinken dahin, hier bricht einer von dem tödtlichen Blei getroffen lautlos zusammen, dort springt ein anderer mit entsetzlichem Todesschrei einen unglaublichen Sprung, überschlägt sich und liegt starr und todt, ein dritter wankt, die Kugel in der Stirne, an sein Gewehr gestützt wie ein Betrunkener langsamen Schrittes näher, flüstert leise ein paar Worte von seiner Heimat und stürzt zusammen. Aber das alles schreckt den Martli nicht, er denkt wol auch der Heimat, aber er denkt auch nicht dran. Die Jäger, an deren Spitze Martli stand, drangen wie die bösen Geister vorwärts, behend von Baum zu Baum springend, sandten sie ruhig und sicher die Kugeln in die Reihen der Piemontesen. Endlich ertönt der Befehl zum Bajonnetangriff. Das ist nun ein gräßliches Morden, ein Wimmern und Heulen! Martli stach alles nieder ohne Pardon, er glich sich selbst nicht mehr, er war ganz rasend und viel ärger als alle anderen. Schon sind die feindlichen Reihen durchbrochen, die Batterien genommen, nur unter den Mauern wütet noch der Kampf; die Jäger morden noch fort, aber den Martli — sehe ich nicht mehr. Ist er so weit unter den Feinden, oder ist er schon, weil er überall unter den Ersten sein muß, in die Stadt gedrungen? denn eben seh' ich eine Schaar Croaten hineinstürmen. Armes Christili, armer Vater! wenn er gefallen ist. Der österreichische Adler hat gesiegt; zwar grollen noch hier und da einige Kanonenschüsse durch die Dämmerung und man sieht deutlicher als früher die großen Bogen der Racketen. Das ist aber nur ein kleines Nachspiel; es beginnt dunkel zu werden, vom Himmel hängen die Wolken schmutzig und grau wie lange Schleier herab auf die blutgetränkte Erde, leise und gleichförmig fällt der Regen hernieder und wäscht, die Pflichten weit entfernter Lieben übernehmend, manchem Todten mitleidig das wachsbleiche Angesicht. Ob er vielleicht auch Martli's wachsbleiches Antlitz wäscht? Wir wollen morgen bei der Musterung sehen, ob er nicht mehr unter den siegenden Schaaren steht; unterdessen aber wollen wir aus dem Schlachtfelde, wo wir Wimmern, Stöhnen und Röcheln sterbender Soldaten hören, uns wegwenden und zu den drei Getreuen Martli's begeben und schauen, wie es in der Hütte zu Valgenair aussieht. Die armen Leute; wenn sie bei Novara zugeschaut oder den Kanonendonner gehört hätten, wie würden sie um Martli bekümmert gewesen sein, wie würden sie gebetet haben.

Still und in sich gekehrt, wie schon gesagt, kehrten die drei nach dem Martinimarkt nach Hause und der Vater schaute sich am Eingange des Thales um und betrachtete die Gegend und die Berge, hinter welchen sein Sohn schon weilte, und dachte sich, er werde sie wol zum letztenmal sehen und bald sterben. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen und noch viel Unglück auf die Schulter des gebeugten Mannes gelegt. Zu Valgenair ging anfangs noch alles im alten Gange und erst allmälig fühlten sie, wie sehr ihnen Martli in Bezug auf den Haushalt abging; indessen diese Stelle hätten Lena und Christili schon ersetzt durch doppelte Arbeit, aber in ihren Herzen war eine leere Stelle, die sich nicht ausfüllen ließ, die Lebensfreude fehlte ihnen, von der sie zu Landeck geschieden waren, und ihr ganzes Leben war nur mehr ein Warten und Dahinschleppen der Stunden und Tage und Jahre, bis Martli wieder käme. Der Winter hielt die kleine Bevölkerung eingeschlossen und langsam verstrichen die kurzen Tage und noch langsamer die Nächte. Schon um fünf Uhr wurde Christili im Stalle immer fertig; denn es hatte ja nur vier Stücke mehr, die braune Zeitkalbe war mit Martli fortgegangen. Wie oft wünschte es nur diese noch zu haben und stellte es sich vor, wie es sie füttern wollte, daß sie als stattliche Kuh dastünde, wenn Martli heimkehrte. Der saß nun nicht mehr bei ihm, wenn es melkte, und der Paren, bei dem er so oft gestanden, war leer, drum hatte es auch keine rechte Freude mehr im Stalle und blieb daher so viel es konnte in der Stube beim Vater. Von diesem wußte es, wie Martli ihn liebte, und darum war es so gern dabei. Lichtmeß kam auf diese Weise her, eine ziemlich herbe Zeit für den Obereinnthaler-Bauern, der ohnehin nichts in der Hütte hat. Auch bei dem Alten schaute es im großen Geldbeutel im Wandkastentrühchen nicht gar gut aus, denn was Martli gebracht, war gezahlt oder verzinst worden und das Lösegeld von dem Rinde hatte Martli gebraucht. Mit schwerem Herzen ging er daher diesmal zum Waldeler hinab. An Pünktlichkeit gewöhnt, wollte er es gar nicht über sich bringen, schuldig zu bleiben. Wie saß er sonst so gemütlich hinterm Tisch, trank ein Schöppli Veltliner und zählte dem Waldeler den Zins vor. Das kann er heute nicht thun, er muß um Vorschub bitten und getraut sich deshalb auch kein Schöppli anzuschaffen. Der Waldeler aber ist ein braver, guter Mann, und weil er ja alles weiß, kann er schon das stille Wesen des Alten erklären und nimmt ihm daher das Wort

ab der Zunge. Ihr werdet wol hart thun mit dem Zins, Thomas, Ihr habt halt auch Unglück gehabt. Wenn's nicht leicht geht, so wißt Ihr schon, daß ich nicht treibe. — Ja, versetzte dieser schnell, ja, ich thät' schon bitten. — Malvoler drückte ihm die Hand und ließ ihm ein Schöppll Veltliner bringen. Zugleich überreichte er ihm einen Brief mit den Worten: Padua! der wird wol vom Martli kommen. — Der Alte faßte ihn mit Hast; vom Kaiserjäger, ja, stotterte er, ich kenne die Schrift. Er dankte dem Wirte und eilte nach Hause, um ihn lesen zu lassen, denn er selbst kann nicht Schrift lesen, aber Christili ist gut geschult und hat alle Inventuren, die der Schullehrer zu Burgfried bekommen konnte, gelesen. Ihr könnt euch die Freude Christili's und Lena's vorstellen, als sie den Brief erblickten und Martli's Schrift sahen. Der Martli geschrieben, der Martli geschrieben! und rissen ihn auf und 's Christili las:

„Padua, den 24. Jänner 1849.

„Lieber Vater!

Bei der schönen Gelegenheit kann ich es nicht lassen, Euch ein paar Zeilen zu schreiben; ich hoffe, sie werden Euch in bester Gesundheit antreffen. Gestern sind wir in Padua angekommen und, ich bin entzückt an einem Ort, wo ich wenigstens einige Tage bleiben kann; das war ein Marsch durch die kultige Finstermünz, durch das Mittschgau und das Etschland! Ueberall wurden wir mit Jubel begrüßt und wie die Herren verpflegt. Das Etschland ist aber auch ein schönes Land; da sind Wiesen und Aecker und Hügel, auf denen der süße Etschländer wächst, wie ich Euch einen gebracht habe, als ich aus der Schweiz kam; da sind Berge ganz grün überwachsen, das wären Alpen für unsere Kalben, nur schade, daß so dürre Gremsen* darauf gehen. Die Leute selbst gefallen mir nicht ganz gut; diese braunen dagern Gestalten mit ihren schrimischen Augen kommen mir ganz unheimlich vor und ihr Wälschen, von dem ich freilich noch kein Wort verstehe, kann ich gar nicht leiden. Je weiter man hinein kommt, desto schöner wird die Gegend; vor dem Kriege muß es wie im Paradiese ausgesehen haben; die zerstörten Städte, die niedergehauenen Rebenstöcke und Baumreihen reuen recht mich noch; ach! was die Menschen doch einander thun! Wären die Leute nicht so böse mit einander, so wäre ich auch noch bei Euch auf Malgenair und hätte statt dem Säbel, den ich noch nie recht zu führen weiß, die Holzart in der Hand. Wie viel lieber wollte ich Bäume umhacken als Menschen niedersäbeln. Es könnte zu diesem letztern wol bald kommen, denn immer lauter wird das Gerede, es gehe mit den Piemontesen wieder an. In Gottes Name! ich will Eure Worte nicht vergessen, Vater, und auf mein Leben schauen, so viel, als es möglich ist, um gewiß wieder zu Euch zurückkehren zu können. O wenn der Tag schon heute da wäre, die Sehnsucht zurück in die Berge, in die Heimat wird immer größer; ach! wenn ich nur Malgenair wieder einmal sehen könnte und Euch vor der Hütte auf der Bank sitzen und 's Christili mit dem vollen Melkeimer aus dem Stalle kommen. Doch vergeblich ist mein Wunsch, die Trompete ruft schon wieder in Reih und Glied und ich muß schnell meinen Brief schließen. Seid nicht unträstlich über mich, es geht mir sonst gut und bleibet auch recht gesund! Lebet wol, lebet wol!

Den eingeschlossenen Brief gebet dem Christili und grüßt mir recht herzlich die Lena; nochmals lebet wol! ich verbleibe

Ihr dankbarer Sohn M. Obholzer."

* Dürre Kühe.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Antoinette nach ihrer Verurtheilung.

(Gemälde von Paul Delaroche.)

(Schluß.)

Der Maler hat, indem er eine passive und ganz gemäßigte Stellung gewählt, vollkommen verstanden, daß der seelische Augenblick weder Handbewegungen noch Worte vertrage. Die Königin schweigt und lebt nur mehr in Gedanken. Ihre Arme hängen und folgen ohne Zwang der Bewegung und den Schwingungen des Körpers. Diese Nachlässigkeit hat einen Reiz; sie ist natürlich und schließt den Adel nicht aus. Der Geschäftsausdruck ist ruhig und nachdenkend. Es ist noch nicht die majestätische Unbeweglichkeit des Todes; es ist die vollständige Selbstverleugnung und der leidenfreie Enthusiasmus des Märtyrerthums. Die Gedanken, welche sie in dieser Stunde noch dem Papier anvertraute, drängen sich eben in ihrem Geiste vor. Sie träumt von ihrem Gemal, dem König, und, unschuldig, wie er, verlangt sie nur zu sterben wie er, und nahm sich auch vor, dieselbe Festigkeit im letzten Augenblick zu zeigen. Wenn sie einen tiefen Schmerz hatte, so war es darüber, daß sie ihre armen Kinder verlassen mußte; sie lebte ja nur mehr für sie und für ihre Schwester. Sie segnete sie, tröstete sie und richtete an sie ihre letzten Zeilen. Hierauf kam der Gedanke an Gott: sie flehte sicher zu ihm um Vergebung ihrer Fehler; sie hoffte, daß er in seiner Erbarmniß und Güte ihre Seele gut aufnehmen werde; sie verzieh auch ihren Feinden das ihr von diesen zugefügte Böse. Sie hatte Freunde; ihre Leiden und der Gedanke, von ihnen für immer getrennt zu werden, verursachten einen der größten Schmerzen, die sie sterbend erduldete. Ihr Gedanke wendet sich zum letztenmal wieder ihren armen, lieben Kindern zu; ihnen schickt sie ihr letztes Lebewol: Mein Gott, wie herzzerreißend ist es, sie auf immer zu verlassen!... schrie sie in ihrem Herzen auf.

Wenn der Maler des Alterthums nur eine Empfindung, einen Schmerz allein auszudrücken hatte, verbarg er vor dem Beschauer hiervon so viel als möglich und umhüllte das Haupt seines Helden mit einem Schleier. Paul Delaroche kennt solche naive Schwäche nicht. Im Gegentheil, er scheint solche Themata zu suchen, bei denen der menschliche Gesichtsausdruck die Hauptrolle spielt. Alle seine Gemälde sind ein Beleg hierfür wie für seine Kunst hierin, und der Kopf der Marie Antoinette ist ein Meisterwerk dieser Art; er zeigt die so schmerzenvollen und zusammengesetzten Vorstellungen, die wir eben flüchtig gezeichnet haben, so vollkommen als möglich; er zeigt sie uns ohne Uebertreibung, ohne Abhchlichkeit und untergeordnet den zwei großen Gedanken, welche die unglückliche Fürstin so ganz und gar beschäftigen: die Hoffnung auf Gott und die Behauptung ihrer königlichen Würde. Wir wissen, daß man dem Maler Uebertreibung dieser letzten Empfindung vorwirft. Hat er aber dadurch, daß er die Königin in den Vordergrund des Bildes stellte und auf ihrer Gestalt den einzigen Tagesstral, der durch dieses Dunkel dringt, concentrirte, wie man vorgibt, seinen Zweck verfehlt und das Schlachtopfer unverhältnißmäßig vergrößert? Wir glauben das nicht. Paul Delaroche hat das vereinte Interesse auf das königliche Schlachtopfer hingeleitet, aber nur auf Unkosten der Versöhnlichkeiten, die es umgeben, und wer wollte ihn deshalb tadeln? Die Schranken der Kunst erlauben ohne Zweifel dem Maler nicht, im Vordergrund seines Gemäldes das Bild dessen erscheinen zu lassen, vor dem Reiche wieder erstehen und der sich rühmt, den Königen Gesetze und, wenn es ihm gefällt, auch schwere und erschreckliche Lehren zu geben; aber er ist als selbst verstanden hier leicht zu erkennen.

Die religiöse Idee konnte aus einem solchen Stoffe nicht entfernt werden; sie findet sich in der Haltung, die des Glaubens

und der Ergebenheit der Königin würdig ist, in diesem überlegenden, nach innen gerichteten Blick; sie erscheint noch in diesem Tagesschimmer, der von oben kommt und von dem der Maler einen so glücklichen Gebrauch gemacht hat, indem er durch ihn das Gesicht der Verurteilten beleuchtete und dadurch sie verherrlichte, so viel es ihm erlaubt war, ohne der Allegorie zu verfallen. Es ist nun mehr als ein Schlachtopfer des antiken Schicksals, mehr als stralende Ueberspanntheit eines ruhmsüchtigen Fanatismus, mehr als unempfindliche und gleichgültige Heiterkeit der Bekenner der modernen Philosophie.

Wir sind geneigt zu glauben, daß dieser Stoff den Künstler lange Zeit beschäftigt hat. Dem Maler gebürt das Recht, das am meisten Dramatische in unserer Epoche, die vielleicht erschütterndste Scene in dem großen Trauerspiel der französischen Revolution wiederzugeben. Wir wissen, daß Paul Delaroche geschmeidigen und sehr umfassenden Geistes ist. Oft leicht und fehlerfrei, sehr selten gemein, oft sorgfältig ausarbeitend, beinahe veraltet, ist er aber immer interessant. Eine der Eigentümlichkeiten seines Talentes ist ferner, daß er immer zu gefallen und immer zu rühren weiß.

In dem vorliegenden Werk sind gewisse veraltete Bestrebungen gänzlich verschwunden: die Linie ist geschmeidiger und wellenförmiger geworden, der Pinsel leichter und kernhafter; der Strich hat von seiner Trockenheit und Strenge verloren; das Colorit hat sich gebrochen und hat wieder vom flamändischen etwas angenommen; die geschickte Anwendung des Helldunkels endlich und die Harmonie des Ganzen ruft die Gemälde „Johanna von Are", „Clara Macdonald" und „Cromwell" ins Gedächtniß zurück. Wir müssen aber auch gerecht sein und hinzufügen, daß der Künstler, um diese vollkommene Harmonie zu erzielen, etwas viel geopfert und dem Effect zu viel Recht eingeräumt hat. Dahin gehört, daß der ganze Vordergrund des Gemäldes von dem Rahmen bis zu einem Drittel seiner Höhe in einen wenig gleichmäßigen und zu dichten Schatten getaucht ist. Dadurch erhält die Ausführung der Füße und des unteren Theiles an dem Kleid der Königin den Schein der Nachlässigkeit und man kann nur mit Mühe die Form und den Localton eines jeden Gegenstandes, so des Getäfels der Tribüne, wo das Volk sich drängt, von dem hinter der Königin befindlichen Stuhl unterscheiden, da dies alles gleich schwarz und rot gefärbt ist. Diese braunen Töne sind an allen hinteren Flächen des Gemäldes gleichmäßig verschwendet, besonders links, wo sich oben auf der Tribüne gräßliche Leute in verwirrten Formen drängen, würdige Gäste des volkstümlichen Pandemoniums, in welchem wir Miltons sichtbare Finsternisse wieder zu finden glauben. Die rechte Seite des Gemäldes, in dessen Hintergrund man die Geschwornen, die rote Mütze auf dem Kopf, drei der neun Richter, welche die Königin verurteilten, und unter diesen den Präsidenten Hermann gewahr wird, welcher aufrecht steht, einen mit einem Federbusch geschmückten Hut trägt und einem lächerlichen und gehäßigen Komödianten des Melodrams nicht unähnlich ist — ist durch den Schein einer Lampe erhellt. Die Wirkung ist wahr und kommt der Wirklichkeit nahe; dagegen ist vielleicht der Uebergang von dem Hintergrund und den Nebenflächen, die in ein Halbdunkel getaucht sind, zu dem vollen und lebendigen Tageslicht, das über die Gestalt und die Büste der Hauptperson verbreitet ist, etwas zu rasch, zu wenig vermittelt. Eine leichte Glasur mit Ocker hätte eine vollkommene Harmonie herstellen können; allein der Maler hat ohne Zweifel dies lieber dem Einfluß der Zeit überlassen, welche allein über sein Werk mit untadelhaftem Gleichmaß jene goldenen Tinten, jene magische Patina verbreiten kann, welche man vergeblich nachzubilden strebt und die den flamändischen und venetianischen Bildern einen so hohen Reiz verleiht.

Wir könnten noch auf andere Fehler hinweisen, so zum Beispiel auf die Wolbeleibtheit oder vielmehr Aufgedunsenheit, welche die Königin durch ihre Unthätigkeit im Gefängniß erlangt hat und die etwas übertrieben erscheint. Der Unterschied zwischen der schlanken und lebhaften Fürstin von Trianon und Versailles und der Frau vor uns ist, wie es scheint, zu groß. Diese Wolbeleibtheit macht besonders den Hals dick und läßt das Kinn und den ganzen unteren Theil des Gesichtes ein wenig schwerfällig hervortreten, hat uns aber dagegen Arme von bezaubernder Rundung und wunderbarem Modell eingebracht. Besonders reizend ist der rechte Arm und diese Hand, welche so natürlich das von Thränen befeuchtete Tuch hält. Vielleicht könnten die Gesetze der Perspective strenger beobachtet, die Nebenpersonen anziehender und der Hauptperson weniger geopfert sein, und zwar ohne Schaden des einheitlichen Interesses, ja im Gegentheil zur Erreichung und Kräftigung desselben, wie der Künstler uns an dem einzigen Blick des jungen Mädchens, das die Königin betrachtet, bewiesen hat. Man wird vielleicht hier eine Uebertreibung von unserer Seite erblicken; ein einziges Beispiel wird zum Verständniß führen. Hinter dem gräßlichen Offizier der Bürgerwache, der von der kalten und herben Gestalt des hartherzigen Gendarmen sehr absticht, erblickt man zwischendurch im Schatten den Kopf eines jungen Soldaten, der ohne Zweifel Nationalgardist ist. Ich habe das sympathetisch erraten, wünschte aber dies gesehen zu haben. Es gäbe da eine Art Moral für den Beschauer, indem der Maler mittelst eines der Pinselstriche nach Art des Tacitus, die über eine ganze Epoche ein schreckliches Licht verbreiten, erkennen lassen könnte, wie in gräßlichen Revolutionszeiten die edelsten Sympathien oft unmächtig und zaghaft, wenn nicht knechtisch sind, und wie selbst die Jugend, die bewaffnete und verständige Jugend, auf den Altären der Furcht ihr Opfer niederlegen kann.

Doch machen wir uns den leichten Unvollkommenheiten gegenüber nicht zu gewichtig, sonst könnte Paul Delaroche, und mit Recht, uns vorwerfen, daß wir ihn ja nur der Unterlassungsfehler anklagen, welche die verzeihlichsten und am bestreitbarsten sind. Wir ziehen vielmehr vor, dem Künstler über den großen und verdienten Erfolg, den er erreichte, Glück zu wünschen. Ja wir freuen uns, wenn aus einer Lebensepoche, in der so viele andere meinen ihr letztes Wort gesagt zu haben und auf ihren Lorbeern ruhen zu können, uns ein Werk vorgeführt wird, das neue Wege sucht oder in die alten einlenkt, um sie auszubreiten und zu erweitern. Diese Ausdauer in der Arbeit, diese herzhaften Anstrengungen und diese standhafte Liebe zu seiner Kunst bezeugen einen würdevollen Charakter und ein ehrliches Herz, die nur ächten Künstlern und höheren Naturen eigen sind, und Paul Delaroche hat durch dieses Werk, das eine so ehrenvolle Stelle in der französischen Schule einnimmt, gezeigt, daß er die kostbarsten Eigenschaften und Tugenden eines Künstlers besitze.

Goethe sagt: „Die Barbarei besteht darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt." Jenen Barbaren nun, welche über die einzelnen Mängel dieses Gemäldes die hohen Vorzüge, das schöne Ganze verkennen oder gering achten können, gelten wol desselben Dichters Worte: „Um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum selber etwas sein."

Das Gemälde verdient von jedem Kunstfreund und Künstler gesehen und studirt zu werden; dem Leipziger Kunsthändler, Herrn del Vecchio, aber gebürt Dank, daß er unserer Stadt solchen Genuß bereitet hat.

Gedichte von Alfred Tennyson.

Uebertragen von Karl Schmitt. *

1. Edward Grey.

Schön Emma Moreland kam herab
Von jener Stadt dort auf der Höh';
„Sagt an, vergabt ihr Euer Herz,
Seid ihr vermählt nun, Edward Grey?"

So sprach zu mir die holde Maid;
Ich wandt' mich ab und weint' vor Weh:
Schön Emma Moreland, nie fortan
Rührt Lieb' das Herz von Edward Grey!

Ellen Adair liebt' mich so sehr
Trotz ihrer Eltern Machtgebot —
Heut' saß ich lang in Sturm und Wind
Am Grab, in das sie schloß der Tod!

Sie war verschämt, ich wähnt' sie kalt
Und stolz, und eilte übers Meer;
Ich lebte fern in wilder Lust,
Sie starb, da sie mich liebt' so sehr. —

Einst sagt' ich harte Worte ihr —
Heut' dacht' ich dran in tiefem Weh —
Ich sprach: „Du bist zu wandelbar,
Zu leicht der Lieb' von Edward Grey!?"

Heut' barg mein Haupt ich an the Grab
Und sprach: „Du weißt, ich dulde sehr;
Verzeih' mir alles, was ich that,
Gib Tröstung mir, Ellen Adair."

Dann nahm den Griffel ich und schrieb
Auf ihren Grabstein voller Schmerz:
„Hier ruht von Ell'n Adair der Staub,
Hier ruht von Edward Grey das Herz!"

Nun kommen mag die Lieb' und gehn
Und flattern dort und flattern hier:
Ich lieb' nun nimmer und nimmermehr,
Bis Ellen kommt zurück zu mir!

Geweint hab' ich an ihrer Gruft,
Mit Thränen ging ich heimatwärts:
Dort ruht von Ell'n Adair der Staub,
Dort ruht von Edward Grey das Herz!

* Alfred Tennyson ist einer der beliebtesten Lyriker des heutigen England; seine Gedichte sind unlängst in siebenter Auflage bei E. Moxon in London erschienen; sein lyrisches Werk „In memoriam" betitelt und in gleichem Verlag edirt, erlebte im vorigen Jahr die fünfte Auflage.

Tabletten.

*** In Southend lebt ein ehrsamer Weber, 50 Jahre alt. Eine Meile davon lebte eine ehrsame Wittwe mit ihren Söhnen. Sie ist 60 Jahre alt. Der Weber liebte die Wittwe und die Wittwe erwiderte seine Neigung. Beide sahen sich heimlich, bis die Söhne der Wittwe es gar zu ärgerlich fanden, daß ihre Mutter die Julie spiele. Sie wiesen Herrn Romeo die Thür. Unter solchen Umständen blieb dem liebenden Paar kein anderer Ausweg als Flucht und heimliche Trauung. Sie flohen in finsterer Nacht. Das war am 8. August. Aber die ungeratenen Söhne waren schneller, holten die Flüchtigen ein, brachten die Mutter zurück und bewachten sie so sorgfältig, wie sonst nur Töchter von Müttern bewacht werden. Der Weber wußte aber seine Liebesfäden von neuem anzuspinnen. Eine Strickleiter — Dunkelheit — ein schnelles Boot — die Kühnheit junger Leidenschaft — nnd die Wittwe ward zum zweitenmal geraubt. Das war in der Nacht vom 18. August. Sie eilten der irischen Küste zu und glaubten sich geborgen. Sieh, da schießt ein zweites Boot heran. Es sind die Söhne, die der Spur der Mutter gefolgt sind. Schon sind sie auf Armeslänge nah, da faßt der verzweifelte Weber einen der schwersten Steine, die er in seinem Kahn als Ballast mit sich führt, und schleudert ihn gegen das feindliche Fahrzeug. Die Wirkung ist fürchterlich. Die ganze eine Seite des feindlichen Bootes ist zertrümmert; die Söhne haben alle Hände voll zu thun, sich flott zu erhalten und zurück ans Ufer zu gelangen. Das Weberschiffslein fliegt triumfirend weiter. Aber die Söhne nehmen ein anderes Boot, und zum zweitenmal rudern sie sich bis in die Nähe des Mutterräubers. Der will wieder einen seiner Steine gebrauchen; aber die Mutter, die den Tod ihrer Söhne fürchtet, fühlt ein mütterliches Bangen und fällt ihm in den Arm. Der arme Weber hat jetzt den Kampf mit drei rüstigen Jungen zu bestehen. Aber Cupido ist ihm hold. Es gelingt ihm eines der beiden feindlichen Ruder zu erhaschen. Er sucht das Weite. Die Kraft der anderen ist gelähmt. Sie müssen ihre Beute fahren lassen. Und das Ende dieser Geschichte? Die beiden Liebenden landeten nach stundenlanger Fahrt auf der Emerald-Insel, ließen sich trauen und sind noch heutigen Tages daselbst, um die Flitterwochen zuzubringen.

*** Das Peoblem, Leinwand vermittels Maschinen, durch mechanische Kraft, ohne Menschenhände zu weben, ist in Belgien vollkommen gelöst. Es hat doet jemand ein System erfunden, welches, was das Merkwürdigste, an jedem Webstuhl angebracht werden kann, und vermittels dessen er von dem feinsten Battist bis zum schwersten Segeltuch alle Sorten Leinwand webt, und zwar auf jedem Stuhl täglich acht- bis zwölfmal so viel, als der tüchtigste Handweber zu liefern im Stande ist. Das Gewebe soll sich durch Gleichheit auszeichnen und die Proben, welche der Erfinder in der nach seinem System eingerichteten Fabrik liefert, sollen allen Anforderungen entsprechen.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 3. September. Der Prophet, große Oper in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer. (Antrittsrolle) Fides: Frau Behrend-Brandt.

Samstag, den 4. September. (Zum erstenmal) Zu Haus, Familienscene in einem Act von Bauernfeld. — Vorher: Damenkrieg, Lustspiel in drei Acten nach Scribe.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 212. Samstag, **4. September 1852.**

Eine Geschichte aus Valgenatr.

Von Isidor Müller.

(Fortsetzung.)

Dem Alten waren gegen Ende hin Thränen über die Wangen herabgefallen und auch Christili hatte mit stotternder Stimme gelesen. Dann gab es den Brief dem Vater und lief mit dem seinigen in sein Kämmerlein und vor dem geöffneten Gewandkasten, wo ihm manches Angedenken von Martli hing, erbrach es ihn und las. — Seine Wange brannte und vor Eile, Erwartung und Freude mußte es oft tief aufathmen. Es stand darin, wie hart Martli von Landeck weggegangen sei, wie 's Christili ihn immer begleite, wie er jetzt einen Augenblick bei ihm sein zu können gerne mit Stunden und Tage erkaufen möchte, die er früher so unerkannt und unbenützt habe vorüberstreichen lassen, und vieles andere, was verliebte Herzen sich zu sagen haben. Am Ende empfahl er ihm noch den Vater an und darunter standen einige Verse, die er in einem Buche gelesen und die ihm grade auf sein Christili paßten. Ich will euch, weil das Christili mit diesen Versen eine solche Freude hatte, sie nicht vorenthalten, sie lauteten:

Wenn dort in blauer Ferne
Die Abendsonne blin't,
Wie schau ich dann so gerne
Wie sie hinunter sinkt.

Und ist sie nun gesunken,
So schau ich lang ihr nach,
Von Schmerz und Freude trunken,
Da seufz' ich manches Ach.

Die Wölkchen, die noch schweben,
Verweben sich so mild,
Bekommen Geist und Leben
Und weben mir ihr Bild.

Vom Abendrot umgossen
Erglänzt das gold'ne Haar,
Von dem sie sanft umflossen
So reizend immer war.

Das Auge möcht' wol scheinen,
Es sei des Himmels Blau,
Und ist's gefüllt vom Weinen,
Ein Veilchen voll vom Thau.

Die Ros' auf weißem Grunde,
Wenn sie der Knosp' entbricht,
Vergleich' ich mit dem Munde,
Wenn er von Liebe spricht.

O Hauch aus solchem Munde,
Wie lieblich kühlest du,
Wie heilet jede Wunde
Durch dich so gerne zu!

O Blick voll Geist und Milde,
Du seelenvoller Blick,
O send' aus diesem Bilde
Mir oft noch Trost und Glück!

Es sagte zu Lena, die auch gekommen war und das Lied mitgelesen hatte: Das ist schön, nicht wahr? aber es paßt halt nicht für mich. Eine brennende Röte überflog sein Gesicht bei diesen Worten; wenn er mir nur etwas geschickt hätte, was ich verstünde und nicht zu hoch wäre, das ist gewiß auf eine hohe Person gemacht. Der Lena kam es auch vor, als wäre es übertrieben. Diese hatte übrigens eine Reliquie vom heiligen Antonius erhalten und damit ist sie zufrieden. Mann braucht sie zwar keinen, aber doch verehrt sie diesen Heiligen mit besonderer Andacht.

Zuletzt steckte der Vater den Brief hinter den Spiegel, Christili aber den seinigen hinter sein Schnürmieder hinab auf seine Brust und jubelte und freute sich. Das war nun wieder ein Tag, den man einen Tag nennen konnte, und die drei Herzen waren wieder gestärkt zu neuem Kummer und Schmerz und Arbeit, die ihnen auch nicht ausblieben, denn immer bedenklicher gestalteten sich die Dinge. Es kam der Mittfastenmarkt daher und sie hätten ein junges Rind kaufen sollen, um einen Zügel * zu haben, wovon sie dann am Herbste wieder eine schöne Lösung gemacht hätten, aber es fehlte das Geld zum Aukauf und so waren sie ganz auf die harte Arbeit angewiesen und dazu ist das Christili fast allein, denn der Vater, könnt ihr euch wol denken, ist für nichts mehr, die Lena bekam bei ihrem beständigen Sitzen und Nähen die Bleichsucht nnd mußte noch manchen Kreuzer dem Bader geben. Das Christili stack daher bis über den Kopf in Arbeit, aber es war doch immer noch heiter und zufrieden; es wußte ja, es thue es für Martli, der ihm so viel Schönes und Liebes geschrieben und ihm so herzlich seinen Vater anempfohlen hatte; zudem sieht es nun, daß diese vier Jahre doch herumgehen würden, denn es ist ja schon ein halbes vorbei und dann, dann kommt ja Martli und alles wird anders. Dieser Gedanke umschwebte es immer und oft stand es vor dem geöffneten Gewandkasten, beschaute das zitternde Kränzchen, das ihm Martli gekauft hatte, und den Brief und die Verslen und ging dann wieder getrost an die Arbeit.

Es war am 26. März, da kam die Bötin mit einem Brief. Christili kam grade aus dem Stall mit dem Melkeimer. Als es den Brief sah, ließ es die Milch und alles auf dem offenen

* Nachwuchs.

Wege stehen, schlug das Fürtuch über die linke Hand, weil sie etwas feucht war und eilte mit dem Brief in das Stübli. Sein Inhalt war wie folgt:

„Mortara, 22. März 1849.

Allerliebste!

Ich bin in einer Schlacht gewesen, wir haben die Piemontesen geklopft, wir sind Sieger. Ich habe eine goldene Tapferkeitsmedaille und bin Unterjäger."

Was nicht noch alles, lächelte der Alte, der tunders Bue. — Wie hoch ist denn das, fragte Christili mit leuchtenden Augen. — Lies weiter, lies weiter, drängte die Lena.

„Das ist ein Schießen, ein Säbeln und ein Stechen gewesen. Mir war, als wüßte ich nicht mehr, was um mich vor gehe, nur vorwärts riß es mich; kein Heimweh hatte ich mehr, alle Vorsätze mich zu schonen waren dahin und, verzeiht mir, selbst euch hab ich vergessen. Ich hätte nie geglaubt, daß mir so werden könnte. Aber es ist schon auch etwas ganz anderes, wenn man in der italienischen Armee ist, wenn man diese schwarzen Croaten sieht, die wie die Teufel ausschauen, die Ungarn mit ihren Schnurrbärten, die wie Rattenschwänze herausstehen, wenn man endlich die Hauptleute sieht, den d'Aspre, den Heß, den Schönhals und vor allen den Feldherrn Radetzky. Das ist ein Mann, Vater! ein ganz anderer Geist ist in mich gefahren, als ich ihn erblickte. Wir heißen ihn immer Vater. Ihr könnt Euch denken, wie stolz ich war, als er auf seinem Schimmel auf mich zukam, den Hut in der Hand, abstieg und mir auf die Achsel klopfend eine Medaille aufhenkte mit den freundlichen Worten: So Tiroler! hast brav geschossen! Ich kann Euch von diesem Radetzky jetzt nicht genug sagen, aber wenn ich heimkomme, will ich Euch dann beim warmen Ofen, am Kaminfeuer, noch manches schöne Geschichtchen erzählen. Jetzt lebt wol, ich kann nicht mehr schreiben, denn es ruft der Dienst; morgen geht es wieder dem Feind nach, vielleicht gibt es bald wieder eine Schlacht. Betet für mich, daß ich Glück habe, und seid mir alle herzlich gegrüßt Vater, Lena und Christili! Christill! dir hoffe ich bald allein schreiben zu können, vergiß mich unterdessen nicht und schau auf den Vater.

Euer Sohn

Martli, k. k. Unterjäger."

(Fortsetzung folgt.)

Englische Nationalspiele.

Aus der Kölnischen Zeitung.

3.

Shinty-Hurling.

Man wird sich noch erinnern, daß das Charakteristische des Cricket namentlich darin bestand, aus zwei von einander bestimmt verschiedenen Operationen zusammengesetzt zu sein. Cricket vereinigt unser Kegelspiel mit dem Balltreiben. Man hat aber auch verschiedene andere Spiele, in denen nur eines dieser beiden Momente vorherrscht; und während Cricket mehr für die schönen Sommertage berechnet ist, hat man für die kühleren Frühlings- und Herbsttage solche Spiele substituirt, welche mehr geeignet sind, die Spielenden in fortwährender Bewegung zu erhalten, und welche fast keinen Augenblick Stillstand vergönnen. In dieser Gattung nimmt Shinty in Irland — Hurling in Schottland und Hockey in England (verschiedene Namen für dasselbe Spiel) mit vollem Rechte die erste Stelle ein und ist auch — wenn wir recht sind — in der Jahn'schen Turnlehre als ein schönes gymnastisches Spiel besonders anempfohlen.

Shinty kann von jeder beliebigen Anzahl von Personen gespielt werden, doch je mehr, desto besser. Nachdem zwischen zwei Personen, gewöhnlich den beiden besten Spielern, durch das Loos entschieden worden, wer von ihnen die erste Wahl hat, werden sämmtliche Theilnehmer abwechselnd einer nach dem andern in zwei Parteien getheilt, wenn eine solche Parteieintheilung nicht schon vorhanden ist. Es werden nun auf dem Spielplatz, einer geräumigen Ebene oder Wiese, je nach der Anzahl der Spieler und der Geräumigkeit des Ortes von fünfhundert bis zu eintausend Schritt von einander entfernt, zwei Grenzen als Male bestimmt und der Gegenstand des darauf folgenden Kampfes ist der, daß jede Partei versucht, eine aus hartem Holze verfertigte Kugel oder besser einen Gummiball von etwa 2½ Zoll im Durchmesser über ihre eigene Grenze hinüber zu treiben. Zu diesem Zwecke stellen sich beide Parteien, nachdem wiederum durch das Loos entschieden ist, wer den ersten Schlag hat, gewöhnlich Mann gegen Mann in einer langen Gasse gegenüber auf, ein jeder mit einem tüchtigen Stocke bewaffnet, welcher an dem unteren, schwereren Ende gebogen ist, und zwar geschieht die Aufstellung der Parteien so, daß ein jeder Spieler von der rechten nach der linken Seite schlagen muß, um den Ball seiner eigenen Grenze zuzutreiben. Wenn nun alle diese Vorkehrungen zum Spiele gehörig getroffen sind und der erste Schlag von dem Mal der Gegner aus geschehen ist, welcher den Ball nach dem Belieben des Schlägers entweder hoch durch die Luft schickt oder auf den Boden entlang treibt, so ist sofort alles in völligster Thätigkeit und der Wettstreit auf seinem Höhepunkt. Für beide Parteien ist das Interesse gleich groß. Die eine sucht den Ball so weit als möglich von der gefährlichen Nachbarschaft der Grenze zu entfernen, die andere ihn darüber zurück zu treiben. Gut gemacht, John! gut gemacht! heißt es hier, wenn John einen guten Streich geliefert hat. Schnell, Bob! Schnell, Dick! rufen dort ein Dutzend Stimmen, wenn irgend Gefahr im Verzuge ist oder ein bedeutender Vortheil in Aussicht steht. Die ganze Linie ist in steter Bewegung, bald vorwärts, bald rückwärts schwankend, bald rechts, bald links hin abweichend, immer der Richtung des Balles folgend, doch so wenig als möglich die ursprüngliche Ordnung verlierend. Ein Uneingeweihter, welcher dem Spiele zusieht oder eine Darstellung desselben durchliest, wird leicht zu der Ansicht verleitet, daß das Spiel als roh und gefährlich weniger geeignet sei; wer jedoch näher mit demselben vertraut ist, wird mir beipflichten, daß durch die gute Ordnung, welche man aufrecht zu halten gezwungen ist, und durch die bewundernswerte Gewandtheit und große Aufmerksamkeit der Spielenden diese scheinbar bedeutende Gefährlichkeit in hohem Grade vermindert, wenn nicht ganz und gar beseitigt wird. Es ist bewunderungswert, mit welcher Geschicklichkeit man einem gefährlichen Ball durch eine schnelle Seitenwendung des Kopfes oder Körpers auszuweichen oder ihn mit dem Stock in seinem fliegenden Laufe zu hemmen versteht. Die größte Gefahr ist zweifelsohne für das Fortbestehen der benachbarten Weißdornhecken vorhanden, da diese durch die eigentümliche Härte und Schwere des Holzes die besten Stöcke zum Spiel liefern und gewöhnlich mit der ganzen Wurzel ausgegraben werden; doch thut eine junge Eiche, welche an dem dickeren Ende eine Krücke hat, dieselben Dienste.

Das Spiel ist im ganzen in England und Schottland außer von der Jugend in den bedeutenderen Schulen weniger gespielt, sein eigentliches Vaterland ist Irland; der Irländer zieht Hurling allen anderen Vergnügungen im Freien vor, und Mr. und Mrs. Hall geben uns in ihrem gemeinsamen Werk über Irland folgende lebhafte Schilderung des Spieles, in dem das celtische Element der Bevölkerung auf das unverkennbarste hervortritt:

„Das Lieblingsspiel in Kerry und in dem ganzen Süden ist Hurling, eine schöne, männliche Uebung, welche gefahrvoll genug ist, einen gewissen Grad von Aufregung zu erzeugen, und ist namentlich deshalb par excellence das Lieblingsvergnügen der irischen Landbevölkerung. Jemand, der darauf Ansprüche macht, ein tüchtiger Hurler zu sein, muß athletische Kräfte von nicht gewöhnlichem Charakter besitzen; er muß vor allem ein schnelles, sicheres Auge, eine gewandte Hand und einen starken Arm haben; muß ein guter Renner, kunstgeübter Ringer und zu gleicher Zeit sowol geduldig als entschlossen sein. Die Formen des Spiels sind diese: Nachdem die Spieler, welche sich zuweilen bis auf fünfzig oder sechzig belaufen, für jede Seite gewählt sind, werden sie, gewöhnlich barfuß, in zwei sich gegenüberstehenden Gliedern aufgepflanzt und erwarten so mit gekreuzten Stöcken den Anfang des Spiels, nachdem schon zuvor die Grenzen oder Spielmale an den äußersten Enden des Hurlingplatzes festgesetzt worden, welches bei dem Charakter des Spiels eine ausgedehnte Ebene sein muß. Nachdem alle Präliminarien wol geordnet sind, nehmen die Führer der Parteien ihre Plätze im Centrum ein, um so das Ganze besser leiten zu können. Eine Person ist dann gewählt, den Ball zuerst in die Höhe zu schlagen oder zu werfen, welches so grad als möglich gethan wird, und die ganze Gesellschaft steht nun mit erhobenen Stöcken in ängstlicher Erwartung da, um ihn beim Niederfall in Empfang zu nehmen und weiter zu schlagen; jetzt beginnt das Feuer des mimischen Krieges; Stöcke krachen gegen Stöcke; der Ball wird vorwärts geschlagen und wieder zurückgetrieben, ohne oftmals während der Dauer von mehren Minuten einem der Male näher zu kommen; doch wenn einer glücklich genug ist, einen freien „Puck" zu erhalten, so ist er augenblicklich fliegend über das Feld geschleudert. Die ganze Gesellschaft folgt nun in der allergrößten Eile; die Spieler balgen, ringen und streiten miteinander mit bewundernswerter Geschicklichkeit; weder Sieger noch Besiegter wartet, um Luft zu schöpfen, sondern beide folgen dem Lauf des rollenden oder fliegenden Preises; die besten Renner bewachen sich gegenseitig und haben fast Schulter an Schulter durch das ganze Spiel und die geübtesten Ringer halten sich ihnen so nahe als nur irgend möglich, um ihren Fortgang zu verhindern oder zu erschweren. Der Ball darf nicht mit der Hand von dem Boden genommen werden und die Kunst und Gewandtheit, mit welcher die Spieler denselben auf die Krücke ihres Stockes bringen, damit über das halbe Feld hinlaufen und, wenn zu heiß verfolgt, dem Ziele zu schleudern, wird sicherlich jeden aufs höchste überraschen, der mit dem Spiel nicht vollständig vertraut ist. An dem Mal ist der Brennpunkt des Kampfes; der Streit ist ungeheuer; jede nur erdenkliche Art von Kunst und Kraft ist in Anwendung gebracht; von allen Seiten des Gefildes rennen die Parteien in größter Hast herbei, um ihre Leute, welche im Conflict betheiligt sind, zu unterstützen und jetzt hat das Balgen und Ringen seine höchste Höhe erreicht; Dutzende von Streitern liegen oft neben einander im Grase, während der Ball von einem kräftigen Arm wiederum gegen das andere Mal zu zurückgetrieben wird. Stundenlang wird oft der Kampf in dieser Weise fortgesetzt und die hereinbrechende Nacht setzt häufig dem Spiel ein Ende, ohne den Sieg für die eine oder die andere Partei entschieden zu haben. Vor ungefähr einem halben Jahhundert fand in dem Phönixpark in Dublin ein großer Wettkampf statt zwischen Munstermännern und den Einwohnern von Leinster, welcher von dem damaligen Lordstatthalter veranstaltet und von der ganzen Nobilität der Umgegend besucht war. Eine lange Zeit wurde mit wechselndem Erfolg gestritten, doch zuletzt wurde es zu Gunsten der Munstermänner dadurch entschieden, daß ein Mann ihrer Partei mit dem Ball auf der Krümmung seines Stockes dahin lief, ihn durch das offene Fenster der Kutsche des Viceregenten schlug und durch dieses Manöver die Aufmerksamkeit der Gegner ireleitete. Auch in London wurden vor einigen zwanzig Jahren von den Männern von St. Giles und den Einwohnern der östlichen Theile der Hauptstadt auf dem Kennington Common sehr bedeutende Wettkämpfe im Hurling ausgefochten."

Die Kunstausstellung in Mannheim.

Aus der Pfalz mitgetheilt von b*.

Nachdem die diesjährige Ausstellung des rheinischen Kunstvereins bereits in den Städten Freiburg, Straßburg, Mainz und Darmstadt beendet ist, hat sie in Mannheim mit dem 7. August begonnen, um bis zum 29. zu dauern. Die dem Turnus entzogenen Bilder, 63 an der Zahl, abgerechnet, zählt die Ausstellung 356 Nummern, somit etliche achtzig mehr als im vorigen Jahr. Bedeutende Namen sind auch diesmal wieder in sehr mäßiger Anzahl zu finden und ebenso ist die der hervorragenden Werke nicht sonderlich groß. An Zahl wie an Gehalt am schwächsten vertreten ist die Historie; die Landschaft, wie nicht anders zu erwarten, am stärksten; nach ihr das Genre. Frankreich hat noch mehr Bilder als im Vorjahr geliefert, nämlich etliche siebenzig und darunter wieder viele höchst unbedeutende. Doch zeichnen sich auch einzelne recht vortheilhaft aus, wie zum Beispiel „die Ernte" von Aloys du Buisson und einige Landschaften, darunter eine von H. Fonville. Die Niederländer sind unter ihrer früheren Zahl geblieben, aber es sind liebe Namen darunter, wie van Bemberghen, Somers, Verreyt und andere; Schäfels, Ruyten nebst manchen andern fehlen. Delchave-Anthony in Antwerpen hat diesmal ein äußerst effektvolles Bild geliefert, „Manzonis Renzo im Pesthospital", ein Gemälde von wahrhaft erschreckender Wahrheit und in der Behandlung trefflich. Düsseldorf hat nur neunzehn, München dagegen sechsundsechzig Bilder zur Ausstellung gebracht. Wie in flüchtigem Vorübergehen hebe ich nur unter vielem Guten heraus „die heiligen drei Könige" von R. S Zimmermann, Dyks „Klosterkeller", Eberles „Hausstadtalm", die Thierstücke von Adam, Voltz und Lotze, Spitzwegs Polargegend und besonders Scheuchzers „Eisenschmelze in Kärnthen", wol eines der besten Landschaftsbilder der ganzen Sammlung. Ich vermesse mich keineswegs, ein gültiges Urteil abgeben zu wollen, und bezeichne mehr nur, was mir, und nicht mir allein hervorhebenswert erschien. Wol sind noch manche gute Gemälde aus verschiedenen Ländern und Schulen da, besonders auch Landschaften, aber die besseren stellen natürlich in einer solchen Ausstellung die mehr und mehr in Schatten, die einzeln betrachtet unser Wolgefallen recht sehr in Anspruch nehmen würden. Unter den Seestücken zogen mich die von F. Weiß in Berlin und darunter das bei Ystadt durch die treffliche Behandlung des Wassers besonders an; unter den Nacht- oder vielmehr Licht- und Feuerstücken hat der bekannte Moriz Müller in München wieder eines, das sich heraushebt; zu den besten Viehstücken gehört unstreitig das größere von Richard in Karlsruhe, das von wesentlichem Fortschritt zeugt. Ruftige's „gefangene Wilddiebe" ziehen das Publikum an und seinem Stuttgarter Landsmann Widmayer wird Lob für seine „Aufnahme in die Schule". Kurz, es ließe sich mit gutem Fug noch manches Bild hervorheben, ich will aber jetzt nur noch auf Saals beide norwegische Landschaften deuten. Sein Fischerbegräbniß im Hardangerfiord, ein Nachtstück unter Polarsonne-, Mond- und Fackellicht, ist von einer Wirkung, die vieles andere Gute in Schatten stellen würde.

Und sei mir als Pfälzer noch ein Wort über die heimatlichen Künstler erlaubt. Birkel, der im letzten Jahre fehlte, ist wieder mit zwei Bildern, darunter eine herrliche Winterlandschaft, erschienen, dagegen Eberhardt ausgeblieben. Serr, der seinen Wohnsitz in Straßburg aufgeschlagen, hat zwei ausgezeichnete Porträte geliefert und der junge Maler Müllich hat aus Antwerpen ein recht erfreuliches Zeichen seines Fortschreitens gesendet, eine Inquisitionsscene, vor der selbst König Ludwig, der große Kunstkenner, verweilte und sie beifällig betrachtete. König Ludwig hat nämlich am 18. August die Mannheimer Ausstellung besucht und sich über vieles anerkennend geäußert, aber bisweilen auch ein „abscheulich" vernehmen lassen, das manchen Maler sehr niederschlagen würde, wenn er wüßte, daß aus solchem Munde solches Urteil über sein Werk ergangen ist. Auch das Atelier des Bildhauers Hornberger und in demselben das fertige Grabmal des Festungscommandanten von Pfummern hat der König besichtigt und dem Künstler anerkennende Worte gesagt. Auch die Gallerie sowie das Atelier des Hofmalers Weller besuchte der König und allenthalben gab sich sein lebhaftes Interesse für Kunst und Künstler kund.

Schließlich bemerke ich noch, daß von unserm in Berlin lebenden Landsmann Schlesinger die aus Auftrag des Königs von Preußen in Madrid gemalte Copie des Spasimo di Sicilia im Vereinslocal zu sehen ist. Schlesinger hat ganz getreu und mit ächter Künstlerhand copirt und so denen, welche die Kreuztragung nie im Original sehen werden, diese herrliche Rafaelische Composition mit ihren plastisch heraustretenden Gestalten und ihrem glühenden Colorit vor Augen gestellt.

Tabletten.

*** Die Wittwe des Fürsten Georg Christian von Ostfriesland, welche im Jahr 1699 zu Bruchhausen im Celle'schen starb, war eine bis in ihre Sterbestunde außerordentlich eitle Frau. Trotz ihrer 54 Jahre hatte sie noch sehr viele Reize und sie wurden durch ihre imponirende Figur wie ihre Haltung bedeutend unterstützt. Ueberall, wohin sie sich begab, nahm sie wenigstens hundert Kleider mit, und es machte ihr das größte Vergnügen, ihren Anzug fortwährend zu wechseln. Im Frühling des Jahres 1699 besuchte sie den Herzog von Celle auf seinem Lustschloß Bruchhausen, wurde aber, kaum angekommen, von einem Seitenstechen befallen, das nach dem Urteil der herbeigezogenen Aerzte den Tod zur Folge haben würde. Sie erschrack über diese Mittheilung nicht so sehr, als man hätte glauben sollen, ließ vielmehr einen Geistlichen herbeirufen, dem sie ihre Beichte ablegte. Nach dem Fortgang des Priesters berief sie ihre sämmtliche weibliche Dienerschaft um sich und befahl ihnen, ihre sämmtliche Garderobe herbeizubringen. Aus ihr wählte sie für sich ein weißes, schwarz gemustertes Kleid aus und ließ sich dasselbe nebst ihrer besten Wäsche anlegen. Dann ließ sie ihren Kopfputz in Ordnung bringen und zog weiße Handschuhe an. So erwartete sie den Tod. Er kam aber nicht so bald. Ihre Vorsorge ging unterdessen so weit, daß sie bei dem Bestellen ihres Sarges den Ausputz desselben mit einer aus peinliche grenzenden Sorgfalt bestimmte. Sämmtliche Kleider vertheilte sie unter ihre Dienerinnen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß niemand außer ihnen sie berühren solle, und vor allem machte sie es ihrer ersten Kammerfrau zur strengsten Pflicht, nicht zu gestatten, daß ein Chirurg Hand an ihren Leib lege. Der Sarg kam an und die Fürstin lebte noch. Eine ihrer Hauptsorgen war jetzt, Maßregeln einzuschärfen, welche die Erschütterung ihres Leichnams beim Hinwegfahren nach dem Lande ihres vorangegangenen Gatten verhindern konnten, damit nichts in dem Aeußern der Ueberreste und der Kleidung zerstört oder auch nur verstellt werde. Endlich bemerkte sie an dem Kaltwerden der Hände und Füße, daß der Tod sich nahe; sie gebot, sie in den Sarg zu legen, nahm von ihrer Umgebung in kurzen Worten Abschied und schloß bald nachher ihre Augen für immer. 54.

*** Ein Reisender aus Norderney bringt folgendes Visitenkartencuriosum heim: „Gustav Adolf Müller, Director der deutschen Bekleidungsakademie, Chefredacteur der europäischen Modenzeitung ꝛc. in Dresden."

Rom.

Von Adolf Doerr.

II.

O säume, Sonne! Größres schaust du nimmer!
Denn du schaust Rom. Des Capitols Ruine
Erglänzet glorreich dort im Abendschimmer.

Dein Purpur weilt noch auf dem Palatine,
Der letzte ihm geblieben, scheidend winken
Die Säulen dort herab vom Aventine.

An dessen Fuß mit mattem Glanze blinken
Durchs Silberzügelthal der Tiber Wogen,
Die Asche von Jahrtausenden zu trinken.

Und weithin dehnt mit Säulen, Siegesbogen
Das Forum sich, am Himmelsrande steigen
Des Colosseums riesenhafte Bogen.

Laß', altes Rom, an deinem Grab mich neigen,
Von deiner Größe Trümmern ringsumgeben
Rußt du bestattet in des Forums Schweigen.

Du Rom der Republik! und du daneben,
Rom der Cäsaren, dort wo wilde Rosen
Der Kaisergärten einst'ge Pracht umweben.

Hier denke nach der Menschheit Wandellosen,
Indeß des Südens laue Abendwinde
Mit Blumen überm Grab der Vorwelt kosen,

Wie Hauch der Ewigkeit die säuselnd linde.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 4. September. (Zum erstenmal) Zu Haus, Familienscene in einem Act von Bauernfeld. — Vorher: Damenkrieg, Lustspiel in drei Acten nach Scribe.

Sonntag, den 5. September. Martha, oder: „Der Markt zu Richmond", Oper in vier Acten. Musik von Flotow. (Antrittsrolle) Lady Durham: Frau Behrend-Brandt.
(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 213. Montag, 6. September **1832.**

Schicksale einer Malayenfamilie.

Nach dem Englischen von ***. †

Der Malaye Muda war ein Rakhoda. * Durch die Verfolgung der Bugis, eines kriegerischen Volksstammes, aus Borneo vertrieben, ließ er sich in Lamporg, auf Sumatra, inmitten einer kurz vorher gegründeten Malayencolonie nieder. Er lebte dort hochgeehrt und gab seinem Sohn eine gute Erziehung, das heißt er ließ ihn eine Menge Gebete auswendig lernen und lehrte ihn schreiben. Dann ließ er den Jüngling reisen, um ihn noch mehr auszubilden. Er erhielt ein Reisfeld zu seinem Unterhalt, ging von Pimbong nach Bantam, trieb Handel mit Pfeffer, und vermehrte durch glückliche Speculationen sein väterliches Erbe. Der alte Kaufmann ertheilte seinem Sohn kurz vor seinem Ende folgende kaufmännische Lehren, die nicht lang aber beachtenswert sind: „Setze nie dein Capital aufs Spiel. Ist dein früherer Gewinn unzulänglich zu einem neuen Unternehmen, so lasse Holz schlagen im Walde, verkaufe es und bilde dir daraus ein neues Capital. Fange Fische im Meer, biete sie feil und mache dir ein Capital. Aber hüte dich, je Schulden zu machen; sie sind für ein Capital, was der Tod für das Leben ist."

Des Kaufmanns ältester Sohn, Verfasser der „Denkwürdigkeiten", befolgte buchstäblich den väterlichen Rat. Er heiratete die Tochter eines andern Rakhoda von Samangka auf Sumatra, setzte seinen Handel fort, nahm eine zweite Frau zu Bantam, kaufte drei Sclavinnen, hatte dreizehn Kinder von diesen fünf und lebte glücklich, geachtet, von seinen Landsleuten als ein Muster der Tugend und Sittlichkeit gepriesen. Eine kriegerische That, deren Held und Urheber Rakhoda Muda war, zog ihm die allgemeine Bewunderung zu.

Im Innern von Sumatra und Borneo lebt jenseit des Gebirgs und im Innern desselben ein wilder Volksstamm, Abung genannt, dessen Barbarei allen Glauben übersteigt. Der Jüngling dieses Stammes, welcher sich um ein junges Mädchen bewirbt, muß, bevor er mit demselben sich vermälen kann, ein ganzes Jahr die Welt durchstreifen und so viele Menschen umbringen, als er durch die Stärke seines Armes und mit seinem Kris ** vernichten kann. Nach dieser Vorbereitung kehrt er in seine heimatlichen Berge zurück, geschmückt mit den Schädeln der Erschlagenen, die er aneinander gereihet über seinen Schultern trägt. Oft wurden die Bewohner von Samangka, wo der Rakhoda wohnte, von ganzen Banden dieser Berufsmörder überfallen. Alle waren mit Lanze, Degen und Kris bewaffnet. Und ohne Barmherzigkeit wurden von ihnen alle diejenigen umgetrackt, deren sie habhaft werden konnten. Sie schnitten ihnen die Köpfe ab, banden dieselben aneinander und nahmen sie mit sich, um sie ihren Geliebten zum Geschenk zu machen.

Der malayische Verfasser beschreibt folgendermaßen die triumfirende Rückkehr dieser Barbaren in ihre Heimat: „Während die jungen Verlobten ausziehen, um Schädel zu holen, bereiten ihre Angehörigen die ihnen zukommenden Belohnungen. Man stellt Kokusnüsse am Weg auf; diese Nüsse sind mit Milch angefüllt. Man bestimmt sie nicht den Tapfern, sondern denen, die ohne erbeutete Schädel zurückkehren. Die Abungen, wie die Malayen, trinken nie Milch und essen nie Butter. Sie lassen diese Nahrung den Hunden und die am Wege aufgestellten Kokusnüsse sind eine Sprache, welche sagen will: Ihr seid nicht mehr wert als Hunde; macht euch also gefaßt als solche behandelt zu werden. Die glücklichen, mit den Schädeln ihrer Feinde Beladenen gehen an den Kokusnüssen vorüber, ihrem Dorfe zu. Die jungen Mädchen kommen ihnen mit lautem Freudengeschrei entgegen und bezeugen ihnen den Wunsch, Gattinnen der Sieger zu werden. Die andern, welche man als Feige betrachtet, verbergen sich im Gebirg und sehen ihren Geburtsort nie wieder. Der Verlobte legt Gold in den schönsten seiner Schädel und bietet ihn den Verwandten seiner Braut. Die Vermälungsfeierlichkeit wird nun geschlossen, Braut und Bräutigam trinken abwechselnd Palmbranntwein aus dem Schädel. Ohne diese Förmlichkeit, die einen religiösen Charakter hat, ist die Heirat nicht gültig."

Die Bewohner von Samangka hatten von den Streifereien dieser Barbaren zu leiden und waren auf dem Punkt, gänzlich auszuwandern. Man durfte es kaum wagen, die Stadt zu verlassen und sich in die nächsten Felder oder Waldungen zu begeben, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, unversehens überfallen und ermordet zu werden. Unter solchen Umständen entschloß sich Rakhoda Muda, die Menschenjäger auszurotten. Er verständigte sich mit einem Beamten des Sultans von Bantam, namens Kvia Mingan, und mit vier Malayenvorstehern, um die Wilden zu vertreiben. Sein Vorhaben gelang. Die Schädelhelden wurden größtentheils erschlagen. Nur wenige flüchteten sich in das entgegengesetzte Ende der Insel. Muda erhielt zur Belohnung seiner Tapferkeit das Recht, alle Handelsstreitigkeiten in seinem Gebiet zu schlichten, ein Recht, das ihm von dem Sultan von Bantam verliehen wurde. Samangka wurde nun eine blühende Stadt, deren Reichthum sich von Tag zu Tag vermehrte. Muda, der angesehenste Einwohner derselben, trug nicht wenig zu dieser glücklichen Entwickelung bei und vermehrte zu gleicher Zeit sein eigenes Vermögen. Er erhob eine

† Aus der Schrift, betitelt: „Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie, geschrieben von einem Mitglied derselben, und nach dem Original übersetzt von W. Marsden, Mitglied der königlichen Gesellschaft". London. Gedruckt auf Kosten der Gesellschaft für morgenländische Uebersetzungen.

* Persischer Name, der eine Kaste bezeichnet und Schiffseigner oder Schiffsausrüster (Rheder) bedeutet.

** Der Kris ist ein gewundener Dolch, der beinahe immer vergiftet wird, und der die Wunde, welche er macht, zerreißt, so daß sie unheilbar ist, selbst wenn die Klinge nicht in Gift getaucht wäre.

Abgabe von den Praws oder Boxten, die sich von Samangka nach Bantam, oder von dem letzteren zum ersteren begaben. Malayen, Javaner und Lamyorgen achteten ihn. Der Verfasser spricht mit gerechtem Stolz von dem Credit, den er sich durch seine Rechtschaffenheit erworben.

Die kleinen Indischen Südasiens haben, obgleich die Grundsätze des Radicalismus und Socialismus bis zu ihnen noch nicht vorgedrungen sind, doch schon sehr blutige Revolutionen gehabt. Radvoda Muda saß sich in einen dieser politischen Aufstände verwickelt, die denen in Europa auf ein Haar ähnlich sind, denen er aber mit Geschicklichkeit zu entgehen wußte.

Des Sultans von Bantam Autorität wurde durch eine Insurrection erschüttert. Sein Agent zu Samangka, Kivia Mingan, neigte sich den Rebellen zu. Schon wollten sich die meisten Pangeranen oder Adelige des Distrietes mit ihm vereinigen, als Muda die Pläne der Verschwörer vereitelte. Er stellte ihnen vor, daß die Holländer, allmächtig zu Batavia, den Insurgenten nicht erlauben würden, ihren Zweck zu erreichen, und daß folglich ihr Unternehmen nur einen unglücklichen Ausgang gewinnen könne. Diese Einreden fruchteten und die Pangeranen blieben unthätig. Muda ließ nun den holländischen Statthalter Sambrik (so nennt er ihn) von dem Vorgang unterrichten. Ein Truppencorps, aus Europäern und Bugis bestehend, wurde unverzüglich nach Samangka geschickt, aus welchem der Verräter Kivia Mingan in aller Eile entfloh, wodurch die Ruhe wieder hergestellt wurde.

(Schluß folgt.)

Englische Nationalspiele.

Aus der Kölnischen Zeitung.

4.

Golf.

Golf ist ein ächt schottisches Spiel, doch, wie allgemein geglaubt wird, ursprünglich von Deutschland dahin verpflanzt, und man ist der Ansicht, daß die Bezeichnung von dem Holländischen Kolf oder dem deutschen Kolben hergenommen sei. Und Strutt unterrichtet uns in seinen Vergnügungen und Erholungen des englischen Volkes, daß von all den vielen Spielen, welche mit einem Stock oder einem Kolben gespielt zu werden pflegen, das heutige Golf oder Goff wahrscheinlich das allerälteste ist und einem ländlichen Spiele der Römer entspricht, welches eben so wie Golf mit einem ledernen Ball gespielt wurde, der mit Federn ausgestopft war. Ferner wurde, nach diesem Schriftsteller, während der Regierung Edwards III. das Spiel mit dem lateinischen Ausdrucke cambuca benannt, um dadurch den an dem einen Ende gekrümmten Stock zu bezeichnen, dessen man sich beim Spiel bediente. In wie weit diese etymologischen Ableitungs- und Erklärungsversuche eine Berücksichtigung verdienen, ob cambuca von Kolben, und Kolben von Golf abstammt oder umgekehrt, lassen wir hier mit Vergnügen dahingestellt sein; doch so viel wenigstens kann man wol mit Bestimmtheit sagen, daß sich das Spiel bereits unter James I. einer bedeutenden Popularität zu erfreuen hatte: und Charles I. war notorisch ein leidenschaftlicher Golfer. Es wird erzählt, daß er während seines Besuches in Schottland im Jahre 1641 grade in diesem Spiel auf den Leith Links beschäftigt war, als ihn die unangenehme Kunde von der in Irland ausgebrochenen Revolution erreichte. Der König habe hierauf voller Unmuts seinen Stock in die Luft geworfen und sei in großer Aufregung nach Holyrood House zurückgekehrt. Auch James II. war ein großer Freund dieses Vergnügens.

Für das Spiel wählt man sich am liebsten ein offenes, weites Feld, wo möglich mit kurzem Rasen versehen; doch braucht es nicht sehr eben zu sein; im Gegentheil, man hat es nicht ungern, wenn sich einige Schwierigkeiten darbieten und durch die Beschaffenheit des Bodens die Kunst und Geschicklichkeit der Spieler etwas mehr als gewöhnlich auf die Probe gestellt wird. Die Flächen nun, auf denen das Spiel vorzugsweise gespielt wird, nennt man „Links“ — abschüssige Ebenen. Bruntsfield Links in der Nähe von Edinburgh sind abschüssig, unregelmäßig in ihren Formen und bieten dadurch den Spielern häufig die beste Gelegenheit dar, ihre Geschicklichkeit in der Handhabung des Schlagstocks zu bekunden. Doch den anerkannt schönsten Platz für dieses Vergnügen vielleicht im ganzen Reiche bilden die Links von St. Andrews, welche sich gegen drei englische Meilen ausdehnen und ohne Unterlaß diese Unregelmäßigkeiten darbieten, die das Interesse und den Eifer für das sonst etwas einförmige Spiel in hohem Maße steigern. Auch Perth, Musselburgh, North Berwick, Leven und verschiedene andere Plätze in Schottland haben anegezeichnete Links aufzuweisen. Golf verdient mit Recht ein ehrenvolles oder besser respectables Spiel genannt zu werden. Es wird beinahe ausschließlich von Personen höheren Ranges in aller Gemüthlichkeit und ohne den geringsten Schein von Anstrengung gespielt. Ein Uneingeweihter wird es sicherlich ein einförmiges und langweiliges Spiel nennen, welches sich von dem gewöhnlichen Spaziergang wenig oder gar nicht unterscheide; es bietet jedoch durch die Ungewißheit des Ausganges und durch die oft sonderbare Verknüpfung von Kunstfertigkeit und Zufall alle Reize eines Spiels dar und ist häufig mit Glück dem Billardspiele verglichen worden, indem man für die grüne Tafel die weite Fläche, für die Queues die Schlagstöcke, und für den Ball aus Elfenbein einen Ball von Leder substituirt. Die Schlagstöcke oder Golfs haben viel Aehnlichkeit mit denen, welcher man sich in den Hurling bedient; sie sind von Holz, gewöhnlich vier und einen halben Fuß lang und an dem unteren Ende mit einer Krücke versehen, die häufig mit Blei ausgefüllt ist, um sie dadurch recht schwer zu machen. Das obere Ende ist mit einem Stück Zeug oder Bindfaden umwickelt, um so eine sichere Handhabe zu gewähren. Die Spieler bedienen sich im Verlaufe des Spiels je nach den Umständen verschiedener Golfs, und ein jeder führt daher stets eine Auswahl von drei bis neun Stück bei sich, welche von einem Bedienten, „Laddie“ genannt, nachgetragen werden. Zuweilen liegt der Ball ganz oben auf dem Rasen, zuweilen gerät er in ein Loch oder auch wol hinter einen Stein oder Busch; in jedem eingelnen Fall wird das Instrument gewählt, welches unter den besonderen Umständen am zweckmäßigsten erscheint. Den einen Golf nennt man technisch „Löffel“, weil man ihn lediglich dazu verwendet, den Ball aus Höhlungen oder Gruben herauszuheben, und so hat fast jeder Stock einen speciellen Namen. Der Ball hat gewöhnlich nicht mehr als anderthalb Zoll im Durchmesser, ist von hartem Leder versertigt und ganz fest mit Federn ausgestopft; die äußeren Seiten sind glatt und mit weißer Farbe angestrichen.

Das Spiel wird gewöhnlich von zwei Personen, von denen jede ihren eigenen Ball hat, gespielt. Die Aufgabe ist, den Ball in bestimmte Löcher, welche in den Boden gemacht sind, zu treiben; derjenige, welcher es mit den wenigsten Streichen vollendet, ist Sieger. Wenn vier Personen am Spiel theilnehmen, dann sind gewöhnlich zwei und zwei auf einer Seite, welche dann abwechselnd denselben Ball schlagen. Die betreffenden Löcher sind an den verschiedenen Enden und Seiten des Spielplatzes ganz willkürlich angebracht und die Zahl derselben hängt lediglich von dem gegenseitigen Uebereinkommen ab; die gewöhn-

liche Anzahl ist jedoch fünf. Es ist durchaus nicht erlaubt, den Ball zu berühren, ausgenommen in außerordentlichen Fällen oder bei der Herausnahme desselben aus einem der Spiellöcher, und in diesem letzteren Fall ist es sogar vergönnt, sich den Ball so bequem als möglich hinzulegen, um einen besseren Schlag ausüben zu können. Bei allen andern Gelegenheiten muß der Ball mit dem Golf auf der Stelle geschlagen werden, wo er grade liegt, und deshalb ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß gleich der erste Schlag den Ball so weit als möglich seinem Bestimmungsort zutreibt; gewöhnlich rechnet man 200 Ellen einen ziemlich guten Schlag. Wenn der Ball sich einem der Löcher genähert hat, so ist namentlich große Gewandtheit erforderlich, grade so viel Kraft anzuwenden, als eben nötig ist, den Ball in das betreffende Loch zu bringen. Hier kommen so viele Umstände, wie die Beschaffenheit des Bodens, Wind und Wetter ꝛc. zusammen, daß eine lange Erfahrung dazu gehört, um nur einigermaßen mit Sicherheit zu Werke zu gehen. In Schottland haben sich im Lauf der Zeit in fast allen bedeutenden Städten Golf-Clubs gebildet, welche bestimmte Gesetze und Regeln für das Spiel aufgestellt haben. Die Bruntsfield-Links-Gesellschaft wurde im Jahr 1761 gegründet und beschränkt sich auf 40 Mitglieder, welche nach den Bestimmungen des Stiftungsstatuts eine rote Jacke mit grünem Sammetkragen und ein Schild tragen sollen, auf dem sich das Wappen des Vereins befindet. Das Wappen trägt das Motto: Inde salus. Alljährlich wird am letzten Sonnabend des Monats März um eine goldene Medaille gespielt, welche der Sieger ein Jahr lang in seinem Besitze behält, und am letzten Sonnabend des Monats September um eine silberne Medaille, die in das Eigentum des Siegers übergeht.

Ein neues Werk von Schadow.

△ Düsseldorf, im August.

Seit den Tagen unseres Sängerfestes hat der Altmeister Schadow in seinem Atelier sein neuestes großes Werk: „Hölle, Purgatorium und Himmel“ gegen ein geringes Eintrittsgeld ausgestellt, welches zum Besten des St. Vincenzvereins erhoben wird. Das Bild ist in großen Dimensionen ausgeführt und hat die Tendenz, in transcendentaler Allegorie die in der katholischen Auffassungsweise begründete Idee von diesen „letzten Dingen“ in poetischer Auffassung zur Anschauung zu bringen. Das Werk kann einen nachhaltigen Eindruck auf den Schauer nicht verfehlen, da es aus der innersten Ueberzeugung des Meisters hervorgegangen, seine religiösen Gedanken und Gefühle repräsentirt und mit seinem tiefsten Wesen auf das innigste verbunden ist. Schadow hat mit äußerster Energie und unermüdlicher Thätigkeit, die selbst ein Augenübel, an welchem er seit längerer Zeit leidet, nicht zu mindern vermochte, an der Vollendung dieses seines Lieblingswerkes gearbeitet, über das er sich in einem das Bild begleitenden Gedicht also ausspricht:

„Dies sind die Bilder, die mir treu geblieben,
Als ich geschöpft aus des Traumes Quellen.
Von Sehnsucht fühl' ich seitdem mich getrieben
In Form und Farbe sie euch hinzustellen.
Mein Schwanenlied hab' ich damit geschrieben,
Eh' ich vergehe in der Zeiten Wellen.
Sie brächte Ehre meinem Künstlernamen —
Gott gebe dazu seinen Segen! Amen!“

Dieses begleitende Gedicht, „Bisson eines Malers im Jahr 1848“ überschrieben und aus drei Gesängen und einem Epilog bestehend, soll nicht blos erläutern und ergänzen, sondern es soll und auch auf den religiösen Standpunkt des Künstlers erheben und uns dem kirchlichen und moralischen Zweck desselben zuführen. Eine kurze Analyse des Gedichtes wird auch eine Skizze des Bildes selbst geben.

In der unbehaglichen Stimmung, in welche die unseligen Wirren des achtundvierziger Jahres das conservative Gemüt des Verfassers versetzt haben und in der er der Verzweiflung entgegengeführt wird, naht sich ihm die „Fantasie“, Genesung verheißend, wenn er ihrer Führung sich überlassen wolle. Um seine Ansicht, als habe der Menschen Verkehrtheit, ihr Haß und ihre Mordgier schon jetzt die Hölle in dieses Leben verlegt, zu widerlegen, führt sie ihn an den Ort des Schreckens, wo Qualen ohne End und ohne Maß weilen. Es folgt nun eine Schilderung der Hölle, wie sie auch im Bild ausgeführt ist. Als das Hauptelement der Hölle, in welcher sich die Verdammten bewegen, wird der teuflische Haß hervorgehoben, mit dem sie sich gegenseitig verfolgen, im Gegensatz zum Himmel, in welchem reine, edle Liebe waltet. Die Darstellungen bewegen sich in den bekannten christlichen Traditionen von den Schrecken dieses Aufenthaltsortes der Verworfenen. In einem Feuerpfuhl von siedendem Oel, glühendem Blei, kochendem Pech, Schwefel und Harz bewegen sich scheußliche, fratzenhafte, dämonische Gestalten aller Art. Unter diesen Satanas selbst, mit allen Attributen seiner infernalischen Macht, wie ihn uns die geängstigte Fantasie zu malen pflegt. Diese Vorstellung, in großartigem Styl ausgeführt, erschüttert gewaltig und kann auf die Masse ihre Wirkung als Abschreckungsmittel von der Sünde nicht leicht verfehlen. Mit richtiger Menschenkenntniß hat der Künstler bei der Darstellung der Qualen der Verdammten hauptsächlich auf Erreichung eines physischen Eindrucks hingearbeitet, während bei der Darstellung aller übrigen Situationen der geistige Eindruck der vorwiegende sein dürfte.

Zu zweiten Gesang befindet sich der Verfasser an der Hand seiner idealen Führerin im Fegefeuer, an dem „Ort der Buße und der bittern Reue“, wo unter gewaltigen Cypressen und umgeben von starren Felsenmassen, auf denen böse Geister hausen, das Büchlein der Reuethränen träge dahinfließt. Eine Masse reuiger Sünder schleicht hier umher in bitterer Reue und stillen Thränen um die begangenen Sünden und verzehrt von Sehnsucht nach der baldigen Erlösung und der Anschauung der Herrlichkeit Gottes. Jedes Alter, jeder Stand findet hier seine Repräsentanten vom König, den Lady Macbeth und ihr Gemal verteilt, bis zum Dichter und Maler, die den hohen Zweck der Kunst verfehlend ihre Talente der Sinnlichkeit dienstbar gemacht haben, von dem Greise, der statt Gottes die Creatur anbetete, bis zu dem Knaben, der halb unbewußt der Sünde verfallen war, vom Schriftgelehrten, der selbst nicht befolgte, was er lehrte, bis zu dem rauhen Krieger, der demütig sein confiteor bekennt, von der Kindesmörderin bis zur leichtsinnigen Maid, die der Eitelkeit huldigte. Zwei Engel geleiten die Seele einer reuigen Büßerin in die himmlischen Regionen, in die uns der dritte Gesang versetzt. Auch diesen heiligen Gefilden naht der Verfasser mit seiner Führerin. Der Engel des Erbarmens empfängt ihn hier und erklärt ihm die Inschriften an den sieben Säulen, auf denen die Werke der Barmherzigkeit aufgezeichnet sind. Dann geleitet er ihn zu d.m Engel der Verheißung, der ihn über die acht Seligkeiten belehrt und als leuchtende Muster drstellen ihm den heiligen Franz von Assisi, die heilige Thereſa, den heiligen Johannes, den Lieblingsjünger, die heilige Elisabeth von Thüringen, den heiligen Franziskus Xaverius, die heilige Magdalena, den heiligen Nikolaus von der Flüe

und endlich den heiligen Stephanus zeigt. Am Eingang zum Vorhof des Himmels schaut dann der Verfasser diejenige Seele, deren Entlassung aus dem Fegefeuer er mitangesehen, wie sie dem Engel mit dem flammenden Schwert sanft errötend bekennt, daß die Liebe ihr Herz geblendet gehabt, daß ihr der Erkorene mehr als Gott gegolten, daß sie aber jetzt bereuend zur Erkenntniß gekommen und ihr sehnlichster Wunsch nur darin bestehe: Gott möge dem Heißgeliebten Zeit lassen, seine Schuld zu sühnen. Auf die Bitte der „Fantasie" läßt nun der Engel den Künstler in den Vorhof des Allerheiligsten treten und das Herrlichste erschließt sich seinen Blicken. Aus einem in rosigem Morgenschein stralenden Dom tritt unter Engeln, ihm zur Seite Johannes und Petrus, der Heiland hervor, begleitet von Maria, der Gottesmutter, welche sich liebevoll einer mit der Krone geschmückten Pilgerin zuwendet, die dem Heiland ihre Siegespalme darreicht. Am Eingang gewahren wir eine große Gruppe, darunter Dante und Beatrice, eine Mutter, die ihren Knaben umfangen hält, während eine schon früher verklärte Tochter für sie zum Heiland fleht; dann schauen wir ein Königspaar auf den Knieen, die Krone auf den Marmorstufen niederlegend. Dann schließt sich die Pforte und die Seligen sind verschwunden. Der Himmel selbst ist dem Sterblichen verschlossen; weiter als in den Vorhof vermag die „Fantasie" nicht zu dringen.

Der Epilog führt uns dann in das Leben wieder zurück und erklärt uns gleichzeitig die prädellenartig angebrachten grau in grau gemalten Nebelbilder. Es sollen hier die beiden Wege des Lebens, der gute und der böse, dargestellt werden. Auf dem einen erringt der fromme Jüngling, den Mäßigung, Weisheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit geleiten, die Palme des ewigen Lebens, während auf dem andern ein lüsterner Knabe, der dem Müssiggang, dem Trunk, dem Mord verfällt, und im Alter dem Geiz erliegt, in Verzweiflung der Hölle zufährt. Auf einer dritten Tafel sind die Engel des Todes und des Gerichtes veranschaulicht: dieser die Sanduhr und die Sense haltend, jener die Garben im Schooße bergend, während das Unkraut den Flammen übergeben wird. Zwischen beiden hält ein ernst blickender Genius die Inschrift: „Elige homo!"

Tabletten.

⁂ Kaiser Friedrich Barbarossa eilte, um die verderbliche Fehde zwischen dem Erzbischof von Mainz, Conrad, und dem thüringer Landgraf Ludwig gütlich beizulegen, im Jahr 1184 nach Erfurt. Beide Parteien versammelten sich zur Friedensverhandlung in einem großen Saal auf dem Petersberg und eine ungeheure Menschenmenge folgte. Zum Unglück jedoch war das Gebäude sehr baufällig und die morschen Balken vermochten nicht die Last zu tragen. Ehe noch die Verhandlungen weit gediehen waren, brach der Boden mit starkem Krachen ein und der größte Theil der Anwesenden stürzte in eine darunter befindliche Grube, die, da sich in ihr sämmtliche Kloaken des Hauses vereinigten, einen sehr unangenehmen Aufenthaltsort bildete. Wenn schon die meisten der Unglücklichen nahe daran waren ihr Leben zu retten, so wurden sie doch plötzlich durch nachstürzendes Gebälk und Mauerwerk von neuem in die Tiefe hinabgeschleudert und erstickten entweder oder erlitten tödtliche Beschädigungen. Viele kamen mit gebrochenen Gliedmaßen, aber nur wenige ohne Wunde davon; unter diesen letzteren befand sich der Kaiser, der sich an einem eisernen Fenstergitter festgehalten hatte. Sechs Grafen büßten ihr Leben ein, darunter war Graf Heinrich von Schwarzburg, von dem die Chronik erzählt, daß er sich bei jeder Betheuerung des Sprichwortes bedient habe: Wenn das nicht wahr ist, will ich in einem Mistloch sterben. 54.

⁂ Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ging der Fürst von Monaco als französischer Ambassadeur nach Rom und trat mit einer Pracht auf, die alles um ihn verdunkelte. Auf seine Ausrüstung verwendete er außer der Summe, die er vom König empfing, hunderttausend Thaler. Mehr als hundert Diener standen zu seinem Befehl und der größte Theil von ihnen war in kostbare Livreen gekleidet, von denen jeder drei zum Wechseln besaß. In seinem Wagenschuppen standen zwanzig Karossen zu sechs und acht Pferden; jede davon konnte eine Staatskarosse genannt werden. Sein jährlicher Aufwand war ungeheuer und überstieg weit die Summe von 25,000 Thalern, die ihm der französische König auszahlen ließ. Auf diese Weise wurde Frankreich beim Papste vertreten. Da sich zu gleicher Zeit der Marchese Vitelli als Gesandter von Florenz in Rom aufhielt, dessen Herzog sich, wie man wissen wollte, nur um seines königlichen Titels willen vertreten ließ, sagten die Italiener, daß sich gegenwärtig zwei souveräne Fürsten dort befänden, der eine als Vasall und Ambassadeur eines großen Königs, der andere als ein König in der Person seines Gesandten. Die Grimaldis konnten ihre Souveränetät auf siebenhundert Jahre zurückführen und zählten vierundzwanzig fürstliche Ahnen, während die Großherzoge von Florenz nur acht souveräne Vorfahren besaßen. Gleichwol standen die Medici den Grimaldis nicht nach, denn der erstgenannten Familie waren vier Päpste (Leo X., Clemens VII., Pius IV. und Leo XI.), elf Cardinäle und zwei Königinnen von Frankreich entstammt. 54.

⁂ Es gibt wol kaum einen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts und selbst späterer Zeiten, der für sein Erzeugniß besser honorirt wurde als der Verfasser der nachstehenden Reime, dessen Name indeß der Nachwelt nicht erhalten worden ist. Sie wurden dem Kaiser Leopold bei Gelegenheit seines zweiten Beilagers mit Claudia Felicitas am 15. October 1678 überreicht und trugen dem Geber eine Belohnung von dreitausend Thaler ein.

Es maß ein himmlisch Winkelmaß
L
Den halben Mond ohn Unterlaß
C
So oft und viel von Zoll zu Zoll,
Bis daß der Mond ward rund und voll,
Und überschütte Land und Leut
Mit höchst erwünschter Fröhlichkeit,
Und blühender Felicität.
Da sprach der Hahn: Wenn's also geht,
So hat das ganze Spiel fürbaß
Uns nun verderbt Felicitas.

54.

⁂ In Brüssel existirt eine Gesellschaft, welche es sich zum Vergnügen macht, falsche Nachrichten, Zeitungsenten ꝛc. in Umlauf zu setzen. Letzthin hat ein belgisches Blatt dadurch eine kleine Rache genommen, daß es den Tod des — im besten Wolsein lebenden Präsidenten jener Gesellschaft ankündigte und mit einem ausführlichen Nekrolog begleitete.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 214. Dienstag, **7. September 1852.**

Schicksale einer Malayenfamilie.

Nach dem Englischen von ***.

(Schluß.)

Nach diesem Ereigniß gab der holländische Statthalter Muda den Auftrag, die Pangeraner und die Proatinen (Vorsteher) zu versammeln. Unter dem Vorsitz des Holländers befragte sie Muda, ob sie entschlossen seien, dem Sultan getreu zu bleiben? Die Vorsteher, sagt Rathoda Muda, waren so zahlreich, daß sie nicht alle Platz finden konnten in dem Saale. Sie entgegneten wie aus einem Munde, daß sie immer treu und ergeben bleiben würden. — In dem Fall, fragte der Holländer, warum, wenn Kivia Mingans treulose Absichten euch bekannt waren, habt ihr ihn dennoch aufgenommen? — Die Antwort der Pangeraner ist ebenso charakteristisch als treffend. Der Sultan und die holländische Compagnie haben uns befohlen, uns in nichts zu mischen, sondern ruhig unsere Pfefferpflanzungen zu bestellen. Sie lassen uns hier wie schwache Frauen, ohne Waffen, ohne Hoffnung auf Beistand und Hülfe. Was konnten wir thun?

Der Sultan von Bantam und der Statthalter Sambirit waren sehr zufrieden mit Muda's Benehmen. Sie überhäuften ihn mit Lobeserhebungen und er stand am Hof zu Bantam in hoher Gunst. Bald nachher traf ihn jedoch ein Unfall. Sein Praw (kleines Schiff), mit Pfeffer beladen, litt Schiffbruch an der javanischen Küste. Die Ladung, deren Werth beträchtlich war, ging verloren. Kaum war er selbst im Stand, auf einem leichten Sampan (Boot) dem Sturm zu entrinnen. Er gelangte mit demselben nach Bantam, wo er sich sogleich zu dem Holländer Sambirit begab. Seine Unterhaltung mit demselben ist komisch. Nachdem er ihm sein Unglück mitgetheilt, legte dieser die Pfeife weg und sagte mit dem ruhigsten Gesicht: Rathoda hat einen Unglückstag gehabt, den niemand verhindern konnte. Der Sultan empfing den armen Schiffbrüchigen mit größerer Theilnahme als der Europäer. Muda erhielt von ihm ein kleines Fahrzeug. Er erbot sich auch, ihm eine beträchtliche Summe zu leihen, damit er seinen Handel fortsetzen könne. Aber seines sterbenden Vaters Rat eingedenk weigerte er sich, das ihm gebotene Geld anzunehmen, indem er zu dem Minister sagte: Stürbe ich, so könnte man die Summe plötzlich von meinen Kindern zurückverlangen, was ein Gegenstand der Unruhe und des Kummers für sie sein würde. — Gutes und Böses, entgegnete der Minister, kommt allein von Gott. Ehrlicher Mann, vertraue auf ihn! — Muda begann nun aufs neue darauf hinzuarbeiten, sein verlorenes Vermögen wieder zu erwerben. Der Seereisen endlich müde, überließ er die Geschäftsführung seinen Söhnen und baute ein schönes Haus, das ihn 10,000 Piaster (25,000 Gulden rhein.) kostete. Man brauchte zwei Jahre zu dessen Erbauung. Dieser Theil der Beschreibung enthält mehre interessante Andeutungen über den Zustand der Künste und der Gewerbsthätigkeit bei den Orientalen.

Muda's und seiner Familie Wohlstand erreichte den höchsten Punkt. Er wurde vom Sultan zum Kei Damang Perwasbana ernannt. Die Bedeutung dieses Titels ist uns unbekannt; doch scheint er sehr ehrenvoll, beurtheilt man ihn nach der Länge, dem Glanz und Prunk der Ceremonien bei dieser Gelegenheit. Sambirit schickte ihm eine Doppelstinte, ein Paar Pistolen und ein Faß Pulver. Das Glück des gedachten Kaufmanns sollte indeß nicht von langer Dauer sein. Eine geheime Eifersucht hat immer zwischen den Angehörigen der europäischen Nationen geherrscht, die in diesen entfernten Regionen Handel treiben. Holländer und Briten versäumen nie eine Gelegenheit, sich gegenseitig zu schaden. Der arme Muda wurde ein Opfer dieser Rivalität. Er nahm 1757 einige von den Franzosen aus Brikulen vertriebene Engländer gastfreundlich auf. Boer, der Nachfolger Sambirits, wurde durch Si-Talib, persönlichen Feind des Rathoda, davon unterrichtet. Man machte ihm ein Verbrechen aus seinem Begehen, verurtheilte ihn, 200 Piaster zu zahlen, und schickte holländische Soldaten nach Samangka, welche die Einwohner, besonders die Familie Muda's auf alle erdenkliche Weise bedrückten.

Hier beginnt der tragische Theil der Denkwürdigkeiten. Immer Si-Talib, welcher auf die Bühne tritt, ist ein meisterhaft gezeichneter Jago. Von einer Halbkaste, das heißt von der Verbindung zweier Personen von ungleichen Kasten abstammend, hatte er sich bei Hofe eingeschmeichelt. Des Kei Damang allmälig gewonnener Einfluß war ihm ein Gräuel. Er beschloß ihn zu stürzen, griff schlau den holländischen Statthalter auf der verletzbarsten Seite an und schilderte ihm Muda als einen geheimen, eifrigen Freund der Briten, folglich als einen Feind Hollands. Boer ließ sich durch solche Vorstellungen täuschen. Capitän Forrest, durch seine Entdeckungen bekannt, war um diese Zeit in Samangka angekommen. Man erblickte darin einen im voraus berechneten Plan, die Colonie unter englischen Schutz zu bringen. Auf des Statthalters Befehl legab sich ein holländisches Schiff nach Samangka. Der Kei Damang erhielt von dem Anführer desselben eine Einladung, sich mit seinen Söhnen an Bord zu begeben, um daselbst zu speisen. Während der Mahlzeit hub man die Gäste ein, sich ihrer Kris zu entledigen, welche die holländischen Soldaten fürchteten. Kaum hatten sie ihre Waffen abgelegt, so wurden sie überfallen. Ihr Leib meine Gefangenen! rief der Capitain. Hier ist des Statthalters Befehl. Man wird euch vor ihn führen. — Ihr habt Euch vergebliche Mühe gemacht, entgegnete Muda. Eine offene Anklage wäre ehrlicher gewesen als heimlicher Verrat. Ich würde mich freiwillig dem Statthalter gestellt haben. Eure Feigheit verdient nur meine Verachtung.

Man unterrichtete ihn, wessen er angeklagt sei, und überhäufte ihn mit Beschimpfungen, die er mit Würde ertrug. Seine vier

Söhne, vor Zorn und Unwillen zitternd, erwarteten mit ihm in Sclaverei geschleppt und verurtheilt zu werden, Taue für die Holländer, ihre Unterdrücker, zu drehen. Die drei den Malayen so furchtbare Rachsucht kochte in ihrer Brust. Man confiscirte ihre Güter und kerkerte sie ein. Ihre Freunde schickten ihnen Kris, in dic gekochtem Reis Acht Holländer befanden sich mit ihnen an Bord. In der Nacht überfielen sie dieselben und ermordeten sie. Sodann eilten sie ans Land und brachten die Wache im Hause des Kei Damang um, mit Ausnahme von fünf Soldaten, welche entsprangen. Durch Gottes Barmherzigkeit und mit seinem Segen, sagt Muda, wurden wir auf solche Weise gerächt.

Es fehlt dieser Nachtscene an Großartigkeit nicht. Alle malayischen Kunsteute begaben sich am nächsten Tage zum Kei Damang und erklärten ihm, daß sie entschlossen seien, mit ihm auszuwandern. Vor seiner Entfernung von Samangka schrieb Muda einen Brief an den Statthalter, der ein Muster von Mäßigung ist. Ehre, Rechtschaffenheit, Menschenwürde, Verzichtleistung, das sind die Hauptzüge der Epistel des Malayen an den Europäer. Wir theilen sie in wörtlicher Uebersetzung mit, wie folgt:

„Kei Damang Perwasidana des Bezirks Samangka an Seine Ehren den Statthalter und an Se. Hoheit den Sultan: Gruß.

Ich und alle hier angesiedelten Malayen verlassen diesen Ort. Unser Beweggrund ist die Unmöglichkeit, länger die Behandlung der Holländer gegen uns zu ertragen. Geben ihre Vorgesetzten ihnen solche Befehle? Ich weiß es nicht. Ein Hund wird nicht unwürdiger behandelt. Mein Haus geplündert, meine Kinder in Fesseln, mein Vermögen gestohlen, meine Freiheit geraubt: das sind meine Klagen. Ich bin nichts schuldig, weder dem Sultan noch dem Statthalter; nicht das kleinste Geldstück. So lange ich in diesem Bezirk gewohnt, habe ich weder Betrug noch Gewalt mir zu Schulden kommen lassen. Sie haben mich genötigt, meine Freiheit mit meinem Kris zu erkaufen. Ich benachrichtige sie einfach, daß weder der Sultan noch der Statthalter mein Gesicht jemals wieder sehen werden. Meine Pflichten gegen sie sind vernichtet. Vor einiger Zeit hat der Statthalter Sambrik mich mit einem Geschenk beehrt, das ich nicht behalten kann. Ich schicke es zurück. Auch lege ich zu des Sultans Füßen den Titel nieder, den er mir verliehen hat. Wir reisen ab zu Fuß, ohne Vermögen, ohne Beistand, ohne zu wissen, wohin wir gehen werden. Gott wird über uns wachen." Man würde einen solchen Brief im Plutarch bewundern.

Die Briten zu Croce nahmen die Auswanderer auf, vierhundert an der Zahl, Männer, Frauen und Kinder. Glücklicherweise konnte der Capitän Forrest, der sich eben damals zu Croce befand, Muda's Unschuld bezeugen. Aber seine Familie war zu Grunde gerichtet. Er grämte sich und starb bald nachher. Schon vor seinem Ende zerstreuten sich seine Kinder. Sie entflohen, sagte er, wie die Vögel des Waldes nach einem Gewitittersturm sich hier und da hinflüchten, wo die Bäume ihnen Zufluchtsstätte und Nahrung gewähren. Gott möge sie beschützen. Von ihm geht alles Gute aus.

So endet diese einfache Geschichte. Das Gemälde von dem Sterbelager des Verfassers und seinen letzten Stunden ist sehr rührend. Im allgemeinen spielen die Europäer keine schöne Rolle in diesen Denkwürdigkeiten. Sie erscheinen darin ungerecht, habgierig und selbstsüchtig. Die Malayen mit ihrem glühenden Zorn und ihrem Stolz sind natürlicher, dramatischer, interessanter in ihrer wilden Natürlichkeit, als die Kaufleute mit den Bleifesseln und den gierigen Händen, die jene in Knechtschaft schlagen und sie nur als auszubeutende Gegenstände betrachten.

Mittelalterliche Baukunst in Sachsen.

Mitgetheilt von Professor R. in C.

Die sächsischen Bauwerke nehmen unter den Schöpfungen des christlich-germanischen Mittelalters einen bedeutenden Platz ein, denn in diesen Ländern entwickelte sich seit dem zehnten Jahrhundert durch die Pflege der großen sächsischen Kaiser ein neuer Aufschwung der Kunst und ein kräftiges künstlerisches Bewußtsein erwachte, von welchem noch zahlreiche glänzende Denkmäler ein sprechendes Zeugniß ablegen. Die von den genannten Kaisern in der Nähe des Harzes gegründeten Münster in Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Merseburg, Memleben, Zeiß, Hildesheim, Goslar ꝛc. waren für die gesammte deutsche Kunst von dem bleibendsten Einfluß, indem sich in allen sächsischen Gauen ähnliche Gebilde erhoben und ein Wetteifer entstand unter den großen Vasallen sowol als unter den kleinen Dynasten und geistlichen Corporationen, religiöse Gebäude zu gründen. Von diesen Bauwerken, welche, wenn wir sie mit den gleichzeitigen Banten der Rheinlande vergleichen, zwar an Umfang nachstehen, aber oft einen feineren Geschmack verraten, war früher nur ein sehr kleiner Theil und zwar nur in höchst unvollkommenen Abbildungen bekannt, bis Herr Dr. Puttrich in Leipzig sich das große Verdienst erwarb, die architektonischen Kunstschätze Obersachsens für weitere Kreise aufgeschlossen und auf deren Wichtigkeit hingewiesen zu haben. Alle auch nur einigermaßen interessanten Ueberreste hat dieser gelehrte, geschmackvolle und überaus uneigennützige Kunstfreund in trefflichen Abbildungen mit vollständigem historischen und archäologischen Commentar herausgegeben. (Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. 4 Bände mit 379 Kupfertafeln und 178 Bogen Text für den äußerst mäßigen Preis von 120 Thalern). Da wir den reichen Inhalt und den hohen inneren Wert dieses vaterländischen Monumentalwerkes bereits im vorigen Jahr in diesen Blättern (Nr. 73 und 74) besprochen haben, so bemerken wir nur noch, daß die von Herrn Dr. Puttrich angekündigte „systematische Darstellung der Entwickelung der Baukunst in den obersächsischen Ländern vom zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert" soeben erschienen ist (21 Bogen Text mit 4 Vignetten und 654 Abbildungen auf 13 Tafeln, 6 Thaler), durch welche Schrift derselbe seinen großen Verdiensten die Krone aufgesetzt hat. Die sechs ersten Tafeln stellen die Bauwerke im ganzen und allgemeinen dar, nach einem Maßstab und in chronologischer Reihenfolge neben einander geordnet, nämlich: Tafel 1: die Grundrisse der romanischen Kirchen; Tafel 2: die Durchschnitte derselben zur Beurtheilung der inneren Construction, in Beziehung auf Höhen und Breite der Arkaden, Pfeiler- und Säulenbau; Tafel 3: die perspectivischen Ansichten und Grundrisse von neun Krypten nebst einigen Kapellen, Doppelkapellen und Dorfkirchen; Tafel 4: die Grundrisse; und Tafel 5: Durchschnitte der spätromanischen und germanischen Zeit; woran sich Tafel 6: die äußeren Ansichten der Kirchen und Thürme anschließen, nebst Hinzufügung einiger Giebeldetails. Die sechs folgenden Blätter beschäftigen sich mit den Haupttheilen der Gebäude und enthalten Tafel 7 und 8: die Pfeiler und Säulen; Tafel 9: die Thüren und Fenster aus allen Bauperioden; Tafel 10: die größere Portale; Tafel 11: die Thürbogenfüllungen, welche für Symbolik und Ornamentlstil Wert haben, die kleineren symbolischen Zeichen, wie wunderbar verschlungene Kreuze und dergleichen; Tafel 12: die verschiedenen Simsgattungen (namentlich die verschiedenen Gattungen der romanischen), 42 Profile von Simsen, 12 Würfelverzierungen und 12 geometrische Zierraten des germanischen Styls. Die letzte Tafel bietet eine sehr interessante Zusammenstellung von 115 solcher Ornamente aus allen Perioden dar.

So haben wir auf diesen dreizehn höchst praktisch und compendiös angeordneten Tafeln eine lebendige, instructive und vollständige Darstellung der Entwickelung der Architektur im ganzen und einzelnen, eine Arbeit, die man als einzig in ihrer Art betrachten kann, denn weder das In- noch das Ausland hat etwas ähnliches aufzuweisen. So zum Beispiel ist der Versuch von de Caumont in Beziehung auf Genauigkeit, Schönheit und Reichhaltigkeit auch nicht entfernt mit Puttrichs Leistung zu vergleichen.

Nicht weniger als die Abbildungen befriedigt der gediegene Text, eine Frucht vieljähriger unausgesetzter Studien. Dasselbe beginnt mit einer geschichtlichen Uebersicht aller sächsischen Bauten, welche nicht blos nach chronologischer Ordnung aufgezählt, sondern auch mit kurzen Angaben über die künstlerische Bedeutung der Gebäude begleitet sind. Das Verzeichniß ist so vollständig, daß nur wenig nachzutragen wäre, zum Beispiel die Stiftskirche in Bibra und die Kirche in Laucha, beide in der Nähe von Naumburg, die Ueberreste der Klosterkirche von Georgenthal bei Gotha, wo eine vorzüglich große und schöne Rosette zu sehen ist, und mehre Baudenkmäler an der Werra, zum Beispiel die Klöster Herrenbreitungen und Frauenbreitungen, die Kirche der Serviten in Vacha; die St. Ulrichskirche und der romanische Chor der Stadtkirche in Kreuzburg, sowie einige kirchliche und weltliche Gebäude von Schmalkalden, welche Herr Puttrich vielleicht absichtlich nicht aufgenommen hat. Darauf folgt der artistische Theil, welcher die Eigenthümlichkeiten und den gemeinsamen Charakter der vorher aufgezählten Bauten hervorhebt und die Entwicklung der Architektur bis zur Ausartung des germanischen Styls verfolgt. Von dem ältesten einfachen Baustyl, den noch einige Landkirchen zeigen, ausgehend, beschreibt Herr Puttrich zuerst die umfangreichen Basiliken, deren Hauptheil und Anfangspunkt die Krypte war. Darauf folgen die Kirchen des zehnten Jahrhunderts, wie Ilsenburg, Frose, Gernroda, Drübeck, und auch dem elften Jahrhundert Eisenach und Sangerhausen, welche zuerst im ganzen nach innen und außen, sodann in Beziehung auf die Details, als Pfeiler, Säulen, Bögen, Fenster Thüren und Ornamente geschildert werden. Vorzüglich interessant werden die Pfeiler und Säulen, welche ebenfalls als abgeschwächte Pfeiler gelten, behandelt, nicht weniger die aus der organischen Schöpfung genommenen Ornamente und die allegorischen Symbole, in denen die Macht, der Segen und die Ausbreitung des Christenthums auf sinnvolle Weise hervortreten. Diese Partien sind von Herrn Dr. Zestermann in Leipzig bearbeitet, welcher sich durch die gekrönte Preisschrift über die Basiliken rühmlich bekannt gemacht hat.

(Schluß folgt.)

Die Blutgerichte

bei den Gebirgsbewohnern des Kreises Cattaro in Dalmatien.*

Diese auch in einigen andern Ländern, zum Beispiel Bulgarien, Serbien, Bosnien und Montenegro noch bestehenden Ueberbleibsel aus den barbarischen Zeiten des Mittelalters erscheinen, obgleich Eingriffe in die Justizpflege der Staatsgewalt, weniger verwerflich, weil sie ferneres Blutvergießen verhindern, die beschädigten Familien versöhnen und ihnen wenigstens zum Theil Entschädigung für die Verluste gewähren sollen, die sie durch die Tödtung oder Verwundung eines ihrer Angehörigen erleiden. Es liegt mehr in der Form dieser Gerichte, daß sie uns mit Abscheu erfüllen, denn wir betrachten sie nur vom Standpunkt unserer Civilisation und denken uns nicht in die niedere Bildungssphäre jener rohen Völkerschaften. Man nenne sie daher nur Versöhnungsgerichte oder Friedensgerichte, und das Grausenhafte der Vorstellung wird schon merklich schwinden. Zur Zeit der venetianischen Herrschaft waren die Blutgerichte allgemein auch unter den Morlaken üblich, weil sich die Regierung zu schwach fühlte, sie zu verhindern. Jetzt stehen ihr mehr Mittel zu Gebot; nicht immer werden aber die öffentlichen Gerichte rechtzeitig davon in Kenntniß gesetzt, um die Blutgerichte zu unterdrücken. Ein solcher Fall hat sich vor nicht langer Zeit in der Nähe der Hauptstadt Zara ereignet und ich hörte aus amtlicher Quelle folgendes darüber mit:

Zu Ende des Monats Mai traf der siebenjährige Sohn des Sime (Simon) C..... mit Namen Matte (Matthias) aus dem Dorf P..... im Kreis und Bezirk Zara auf seinen ihm gehörigen Grundstücken einige Hausthiere an, welche im Getreide weideten und dem Lazzo (Lazarus) P., einem Einwohner des nämlichen Dorfes P. gehörten. Nicht weit davon bemerkte er den fünfzehnjährigen Sohn des genannten Lazzo P., welcher Giovo (Johann) hieß, und dieser lag auf dem Boden ausgestreckt und schlief. Matte trieb zuerst das Vieh aus dem Getreidefeld und versetzte dann dem Knaben mit einer Gerte einige Hiebe, in der Voraussetzung, daß seine Unachtsamkeit Schuld daran sei, daß das Vieh das Getreidefeld betreten habe. Als der Knabe Giovo P. im väterlichen Hause angekommen war, erzählte er seinen Eltern das Vorgefallene, fühlte sich aber bald unwohl und starb wenige Tage darauf. Die Familie des Verstorbenen war nun der sicheren Meinung, daß der Knabe in Folge der erlittenen Mißhandlung gestorben sei, und zeigte die Sache bei dem Criminalgericht in Zara an. Es bezab sich sofort eine Centralcommission an Ort und Stelle; allein der Arzt, welcher daran Theil genommen und die Leiche untersucht hatte, erklärte, daß der Knabe Giovo P. nicht in Folge der vom Matte erlittenen Mißhandlung, wie dessen Familie glauben machen wollte, sondern in Folge eines organischen Fehlers gestorben sei. Mit diesem Ausspruch aber war die Familie P. keineswegs zufrieden, sondern stellte an das Familienhaupt C. im Sinn der ehemals üblich gewesenen Blutgerichte (Karvarina) die Forderung, ihr zur Feier des Leichenbegängnisses (Ukop) des gestorbenen Knaben Giovo folgendes abzuliefern, als: 1 Ochsen, 4 Barillen Wein (zu 1½ Wiener Eimer), 11 Schäffen, 1 Quart Gerstenmehl (2 Metzen), 1 Tschetwertel Weizenmehl (½ Metze), 2 Bozze Branntwein (zu 2 Maß), 1 Bozza Baumöl (4 Pfund), 2 Ocken Salz (zu 2½ Pfund), nebst einer Quantität Wachskerzen zur Begräbnißfeier und Leinwand zum Einwickeln des Leichnams. C., die Rache der Familie P. fürchtend, fügte sich in die Forderung derselben und lieferte die geforderten Gegenstände ab. Nun wurden alle nahen und fernen Verwandte und Freunde der Familie P. zusammen geladen und so lange geschmauset, bis alles aufgezehrt war. Damit aber war die Rachgier des P. noch nicht gestättigt, sondern am 8. Juni desselben Jahres erschienen vor dem Hause des Sime einige nach Landessitte mit Flinten, Pistolen und Handzaros bewaffnete Männer, welche den mehrgenannten Sime bei seinem Namen riefen und sich für Karovizi (dem Blutgericht angehörig) ausgaben. Sime, nichts Arges ahnend, trat aus dem Fenster, um sich mit ihnen zu besprechen. In diesem Augenblick drückte einer der Männer, wahrscheinlich von der Familie P. dazu gedungen, sein Gewehr auf ihn ab, verwundete ihn schwer, und der Thäter sammt seinen Begleitern ergriffen die Flucht. Der weitere Verlauf der tragischen Geschichte ist nicht bekannt geworden.

* Aus der in Triest erscheinenden literarisch-artistischen Monatsschrift, betitelt: „Illustrirtes Familienbuch", herausgegeben vom österreichischen Lloyd. Mit Originalbeiträgen von Bauernfeld, Castelli, Frankl, Grillparzer, Anastasius Grün, Halm, Hebbel, H. Kost, H. Konig, Laube, Rosenthal, Seidel, Vogl, Zerlly u. Mit Stahlstichen.

Derlei Fälle kommen in Dalmatien häufig vor, allein da die Verhandlungen nicht öffentlich sind, so gelangen sie nicht zur Kenntniß des Publikums. Für eine „Gazette des Tribunaux" würde Dalmatien reiches Material liefern. Das oben dargestellte Ereigniß beweist, daß die Idee der Blutrache in den Gemütern der rohen Morlaken noch immer nicht erloschen ist.

Unter den Gebirgsbewohnern des Kreises Cattaro werden die Blutgerichte stillschweigend geduldet und nur dafür gesorgt, daß dabei die altherkömmlichen Gesetze beobachtet werden, wahrscheinlich, um größeres Unglück zu verhüten; alle Wachsamkeit nützt nichts, da sich die Schuldigen zu leicht durch die Flucht über die nahe Grenze retten können. Begeht nun ein Gebirgsbewohner einen Mord, sei es mit vorbedachter Absicht oder aus Notwehr, oder auch nur zufällig, so flüchtet er sich sogleich auf das montenegrinische oder türkische Gebiet, wenn er nicht als Sühnopfer der Rache der Verwandten fallen will, ehe ihn noch der schützende Arm des Gesetzes erreicht. Allein nicht nur der Thäter, sondern auch dessen an dem vollbrachten Mord ganz schuldlosen Verwandte sind der Rachgier bloßgestellt. Aus diesem Grund ist die erste Sorge der betheiligten Verwandten eine sogenannte Waffenruhe von mehren Wochen zu ermitteln, während deren Dauer der Mörder ungehindert bei seinen Verwandten erscheinen darf. Diese Waffenruhe wird dazu benutzt, um die sogenannten Gevatter oder besser „Fürbitter" an die Gegenpartei abzuschicken. Es begeben sich zwölf weibliche Verwandte mit ihren Säuglingen in der Wiege (kleine Kistchen) vor das Haus des nächsten Anverwanden des Getödteten und bitten unter jämmerlichem Heulen und Schluchzen im Namen des heiligen Johannes des Täufers um Verzeihung des Mordes. Das Familienhaupt und seine Angehörigen thun anfänglich, als ob sie von einem solchen Gnadenact durchaus nichts wissen wollten, geben aber zuletzt den unter fortgesetztem Heulen wiederholten Bitten nach und willigen ein.

(Schluß folgt.)

Tabletten.

⁂ Charakteristisch und mitunter auch komisch ist es, wie man in London dem berühmten pariser Luftschiffer Poitevin deshalb zu Leibe geht, weil er statt in einem bequemen Korb, auf dem Rücken eines Pferdes in die Lüfte steigt. Die Philosophie, die Bibel und die Polizei werden gegen ihn gehetzt, nicht etwa, weil er sein Leben muthwillig der Gefahr aussetzt, sondern weil er den Pony zu etwas zwinge, was gegen die Ponynatur sei. Ein anonymer Briefschreiber im Morning Chronicle kann es gar nicht fassen, daß man dem englischen Publikum (das doch an halsbrecherischen Steeple chases so großes Vergnügen findet) ein so großes Spektakel auftischen kann. Herr Poitevin, so schreibt er, rühmt sich freilich, daß der französische Präsident ihm die Ehre anthat, sein Kunststück mit anzusehen; aber von Ludwig Napoleon könne man nicht erwarten, daß er ein Gefühl für die Leiden eines Pony an den Tag legen sollte. Wenn Herr Poitevin sich mit einem Riemen um den Leib durch die Lüfte tragen lassen wolle, so habe England dagegen nichts einzuwenden, und wenn irgend ein fetter Gentlemen, der eine Passion für Gymnastik habe, auf dem Rücken des genannten Herrn Poitevin in den höheren Regionen tanzen wolle, so lasse man den fetten Gentleman in Gottes Namen tanzen. Aber hier handle es sich um einen unschuldigen Pony und für diesen müsse das englische Volk in die Schranken treten. Das Ganze erinnert an die Geschichte von dem Sclavenhändler, der das eifrichste Mitglied eines Antithierquälervereins war.

⁂ In Kreuznach gab eine während der Badesaison dort weilende Schauspielertruppe jüngst Mosenthals Schauerstück Deborah. Da Kreuznach unter seinen Einwohnern viele Juden zählt, hatte der Schauspieldirector es für gut befunden, unter dem Titel folgende Anmerkung zu machen: „Der Verfasser dieses Trauerspiels, ein Israelit, wird wegen seines großen Talents allgemein der jüdische Schiller genannt."

Gedichte von Alfred Tennyson.

Uebertragen von Karl Schmitt.

2. Die Bettlerin.

Gekreuzt die Arme vor sich hin,
Schön, wie man nimmer eine sah —
So wallt die junge Bettlerin
Zum Könige Cophetua;
Der sprang in Kron' und Mantel auf,
Mit Gruß entgegen ihr zu gehn:
„Es ist kein Wunder, sprach der Hof,
Denn die ist, wie der Tag, so schön!"

Wie Mond, der hell durch Wolken bricht,
So schimmert sie im dürft'gen Kleid;
Man preiset die Wangen, die Augen licht,
Das dunkle Haar, die Lieblichkeit;
Ein Angesicht, so engelschön,
Kam nie zu diesem Land noch hin,
Hoch heilig schwur Cophetua:
„Zur Königin mach' ich die Bettlerin!

Frankfurt, den 6. September.

Séance dramatique.

Der dramatische Künstler Freiherr v. Dolffs-Magni, seit kurzem zurück aus Frankreich, wo er einige sechzig Vorstellungen mit Beifall gegeben, beabsichtigt im Laufe dieser Woche hier im Saale der Loge Sokrates (Döngesgasse) eine literarisch-musikalische Matinée zu geben, bestehend aus freien Vorträgen und Scenen aus Schillers, Goethe's und Shakespeare's Meisterwerken (Tasso, Don Carlos, Romeo und Julie). Unter andern wird die Musik des königlich preußischen 29. Infanterieregiments zwei Ouvertüren ausführen und hoffen wir in dieser Matinée noch die Mitwirkung anderer Talente und viele Freunde und Schützer der Kunst zu sehen. Herr Freiherr v. Dolffs-Magni ist bekanntlich der Verfasser der „Urania" und der Dichter der „Apologie des Sokrates", und seit Jahren nach Frankreichs Hauptstadt emigrirt. Dem Vater einer zahlreichen Familie und dem deutschen Dichter wünschen wir den besten Erfolg.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 7. September. Belisar, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Donizetti.

Mittwoch, den 8. September. Ein Drama ohne Titel in fünf Acten, nach St. Hilaire von Forst und Leutner.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 215. Mittwoch, 8. September **1852.**

Was eine Mutter leiden kann.

Eine wahre Geschichte.

Aus dem Vlämischen des Hendrik Conscience von Dr. Eduard Wegener.*

1.

Es war ausnehmend kalt in den letzten Tagen des Monats Januar 1841. Die Straßen der Stadt Antwerpen hatten ihr Winterkleid angethan und glänzten von sauberem Weiß. Der Schnee fiel jedoch nicht in weichen und zarten Flocken, erfreute auch das Auge keineswegs mit seinen tausend durch einander spielenden Federchen, sondern schlug im Gegentheil prasselnd und wie Hagel gegen die Fenster der geschlossenen Häuser; und der scharfe Nordwind jagte die meisten Bürger, die sich etwa vor ihrer Thür zeigten, wieder nach dem glühenden Ofen zurück. — Trotz der heftigen Kälte und obgleich es erst neun Uhr morgens sein konnte, sah man, da es grade Freitag, also Markttag war, doch viele Menschen vorübergehen. Die jüngeren Personen suchten sich durch Laufen zu erwärmen, die guten Bürger hauchten murrend in die Hände und die Arbeitsleute schlugen sich mit Gewalt die Arme um den Leib.

In diesem Augenblick ging eine junge Dame ziemlich langsam durch die Winkelstraße, deren Bewohner sie wol kennen mußte, da sie in den armen Häusern aus- und einging und diese stets mit einem Ausdruck der Zufriedenheit verließ. Ein Atlasmantel, der gewiß mit Watte gefüttert war, umhüllte ihre zarten Glieder, ein Sammethut bedeckte ihr artiges Köpfchen und ihre Wangen, die von der eiskalten Luft etwas scharf gerötet waren; eine Boa umschlang ihren Hals und ihre Hände verbargen sich in einem zierlichen Muff. Diese Dame, die ziemlich reich zu sein schien, befand sich auf der Schwelle eines Hauses, in welches sie eben eintreten wolle, als sie plötzlich ein junges Mädchen ihrer Bekanntschaft auf sich zukommen sah. Sie blieb daher vor der Thür der ärmlichen Wohnung stehen, bis ihre Freundin in ihrer Nähe war, ging ihr darauf mit herzlichem Lächeln entgegen und sprach sie mit den Worten an: Guten Tag, Adela. Wie geht es? — O, ziemlich gut, und dir? — Gott sei Dank, ich bin gesund und so froh und glücklich, daß ich es dir gar nicht sagen kann. — Wie so? Es scheint mir doch, als ob das Wetter nicht eben sehr ergötzlich sei. — Ja, für mich doch, Adela. Ich bin nur erst seit einer Stunde aus dem Bette und habe schon zwanzig arme Wohnungen besucht. Aber Armut habe ich gesehen, liebe Freundin, Armut, daß das Herz dabei brechen möchte. Hunger, Kälte, Krankheit... es ist unbeschreiblich und unbegreiflich. Wie glücklich fühle ich mich, daß ich bemittelt bin, denn es ist so schön, Gutes zu thun! — Sollte man nicht glauben, daß du Lust am Weinen hättest, Anna? Ich sehe Thränen in deinen Augen; — sei doch nicht so empfindsam. Die Armen sind ja in diesem Winter keineswegs so beklagenswert. Sieh nur, welche Menge von Almosen und Nahrungsmitteln vertheilt wird. Kohlen, Brod, Kartoffeln, es wird alles in Ueberfluß gereicht. Gestern noch habe ich meinerseits fünfzig Franken zu Gunsten der Armen gezeichnet, denn ich gestehe dir gern, daß ich mein Geld lieber von anderen zu wolthätigen Zwecken verwenden lasse, als daß ich selbst alle ärmlichen und schmutzigen Wohnungen aufsuche. — Adela, du kennst keine Armen. Beurteile sie nicht nach jenen unsauberen Bettlern, die das Einsammeln von Almosen als ein gutes Gewerbe betrachten und ihre Kleider absichtlich beschmutzen und zerreißen, um gutherzigen Menschen Mitleid und Theilnahme einzuflößen. Komm einmal mit mir, ich will dir Arbeitsleute zeigen, deren Kleider nicht zerrissen sind, deren Wohnung nicht schmutzig ist und deren Mund sich nicht öffnen wird, um zu fordern, sondern nur, um zu danken und zu segnen. Du wirst das Elend und den Hunger aus ihren Gesichtszügen herauslesen, wirst das schwarze Brod, von Frost gehärtet, in den steifen Fingern der Kinder, die bitteren Thränen der Mutter und die düstere Verzweiflung des Vaters sehen. Ach, wenn du deine Blicke auf dieses stumme Gemälde des Schmerzes und der Leiden richtetest, welche Freude, welche Seligkeit würdest du darin finden, das alles mit wenigem Geld zu verändern. Du würdest alsdann die armen Kleinen jubelnd und tanzend sich an deine Kleider hängen, die Mutter mit gefalteten Händen dich anlächeln sehen und fühlen, wie der Vater, außer sich vor Rührung und Freude, deine feine Hand mit seinen rauhen, knochigen Händen umschließt und sie mit heißen Thränen benetzt. Dann würdest aber auch du Thränen vergießen, Thränen der Seligkeit, Adela, und deine Hände würden sich denen jener armen Menschen, wie rauh sie auch seien, gewiß nicht entziehen! Sieh, Freundin, die Erinnerung an jene Stunden rührt und ergreift mich so sehr!

Während Anna mit tiefem Gefühl und weicher, klangvoller Stimme dieses Gemälde entworfen hatte, war ihre Freundin stumm gewesen und hatte selbst keine jener kurzen Worte und Laute geäußert, die bei solchen Gelegenheiten die Theilnahme des Hörers anzudeuten pflegen. Die innere Bewegung Anna's war gänzlich auf sie übergegangen und als diese sie ansah, war sie eben im Begriff, ein Taschentuch aus ihrem Muff zu ziehen, um sich die Thränen abzuwischen, die über ihre Wangen rannen. Anna, sagte sie, ich begleite dich, ich gehe mit dir, die Armen zu besuchen. Ich habe Geld genug in meiner Tasche. Laß uns den ganzen heutigen Morgen guten Werken widmen. O, wie froh bin ich, daß ich dir begegnet bin.

Die gute Anna sah ihre Freundin mit tiefem Gefühl an und ihr Gesicht drückte deutlich genug aus, wie glücklich sie sich schätzte, ihren armen Mitbürgern eine Wolthäterin mehr verschafft zu haben. Von Adela gefolgt, ging sie einige Schritte

* Aus dem eben erschienenen 23. Band der „niederländischen Bibliothek", Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1852.

weiter in ein Haus, wo sie mit Sicherheit erwarten durfte, Unglückliche zu finden.

Das Haus, auf dessen Schwelle sie stand, als sie ihre Freundin kommen sah, ward dagegen vergessen. Es war ihr dies jedoch zu verzeihen, da sie noch niemals in dasselbe eingetreten war und jetzt nur deshalb hineingehen wollte, um zu sehen, ob sich vielleicht arme, ihr noch unbekannte Familien darin befänden. (Fortsetzung folgt.)

Die Blutgerichte

bei den Gebirgsbewohnern des Kreises Cattaro in Dalmatien.

(Schluß.)

Es werden nun von Seite der Verwandten des Ermordeten aus verschiedenen Gemeinden vierundzwanzig Richter erwählt. Jeder Erwählte muß das Richteramt annehmen, sonst würde er als Ehrloser gelten. Es wird Tag und Ort für die Versammlung der vierundzwanzig Richter bestimmt; sie erscheinen und mit ihnen die Verwandten des Mörders und des Ermordeten, sammt dem Thäter. Der durch den Mord am meisten betheiligte Anverwandte trägt nun seine Klage gegen den Mörder vor, setzt die Verluste, welche er durch seinen Tod erleidet, auseinander, und schließt seinen Vortrag mit der Bitte an die Richter: „den Verbrecher nach den Nationalgesetzen zu richten". Nun tritt der Schuldige auf und sucht sich zu rechtfertigen. Sobald er seine Rede geendet hat, bilden die nahen Anverwandten einen Kreis, slavisch der Bluttanz genannt. In diesem Kreis erscheint der Inquisit, auf allen Vieren kriechend. Die tödtliche Waffe, mit welcher er den Mord vollbrachte, hängt in wagrechter Lage um seinen Hals, und in dieser Stellung bittet er den nächsten Anverwandten des Ermordeten dreimal um Gnade und Verzeihung. Dieser aber stellt sich, als ob er dem Flehenden kein Gehör schenken wolle, sondern fordert den ältesten der Richter auf, denselben aus dem Kreise hinauszuschleudern. Der Richter thut es und gibt gleichzeitig dem Büßer einige Fußtritte, die ihn platt zu Boden werfen. Alsdann wendet er sich zu den unerbittlichen Verwandten und fleht sie mit der vollen Kraft seiner Lunge im Namen des allbarmherzigen Gottes an, dem Mörder seine Missethat zu vergeben. Es entsteht nun von Seite der anwesenden Weiber ein unisones Heulen; dies dauert so lange, bis der unerbittliche Mann vortritt, den am Boden liegenden Sünder aufrichtet, demselben die tödtliche Waffe vom Halse nimmt und sie ihm auf die Schulter hängt, ihm den Versöhnungskuß auf die Stirne drückt und mit lauter Stimme erklärt: „er wolle ihm um der Barmherzigkeit Gottes willen sein Verbrechen verzeihen!" Dann wendet er sich zu den Anwesenden und spricht ungefähr folgende Worte: „O ihr alle, meine theueren Verwandten und Freunde, die ihr hier versammelt seid, wisset, dieser dahier war bis zu diesem Augenblicke mein Feind, von nun an aber ist er mir ein Freund und Bruder!" Es wird eine kleine Silbermünze in zwei Hälften gespalten, und jeder der beiden Parteien erhält ein Stück, welches als heilige Reliquie für ewige Zeiten aufbewahrt wird. Dann beraten sich die Richter über die Geldsumme, welche der Mörder und seine Familie zur Sühnung des Mordes zahlen muß. Man nimmt in der Regel an, daß eine Tödtung zwölf Verwundungen gleich zu halten sei; da nun eine Verwundung mit zwölf Ducaten abgemacht wird, so beträgt die Summe für einen Mord 144 Ducaten. Davon fällt ein Drittel auf die Kosten des Gerichts, ein guter Theil wird der Familie des Mörders zurückgestellt und ein anderer Theil der Kirche geschenkt, als Sühnopfer. Die Familie des Ermordeten erhält nur ausnahmsweise einen Theil, selbst wenn sie in dürftigen Umständen sich befindet. Der feierliche Tag wird mit einer großen Schmauserei beschlossen. Der Bukka (Weinkrug) ist die Lethe, aus welchem Vergessenheit des Geschehenen geschlürft wird, und alle gehen nun fröhlich und friedlich nach Hause.

Ein Freund von mir, welcher die Monate October und November dieses Jahres in dem Dorf Grahovo an der türkisch-montenegrinischen Grenze zubrachte, machte mir eine sehr ergötzliche Schilderung von dem Aufenthalt unter diesen Gebirgssöhnen. Grahova liegt auf einer Hochebene hart an der türkischen Grenze, und zwar so, daß ein Theil des Dorfes schon in das türkische Gebiet fällt. Es gehörte ursprünglich den Türken, allein die Einwohner entzogen sich vor vielen Jahren der türkischen Herrschaft und begaben sich unter den Schutz des geflügelten Löwen. Seither leben die dies- und jenseitigen Einwohner in einer beständigen Fehde. Um ruhig zu schlafen, müssen die Männer von Grahovo Vedetten ausstellen und ihre Waffen immer zur Seite haben, auch wenn sie schlafen, was nach Landessitte unausgekleidet geschieht, und wie es auch bei den Morlaken üblich ist, damit sie bei einem Alarm gleich gerüstet dastehen. Einst brachte ein Haufe einen abgeschnittenen Türkenkopf und steckte ihn auf die Spitze einer Stange mitten im Dorf auf. Ein andermal inspicirte der General Mamula, als Obercommandant der im Kreis Cattaro concentrirten österreichischen Truppen, das in Grahovo befindliche Detaschement kaiserlicher Feldjäger. Kaum angekommen, fanden sich fünfzig bis sechzig solcher Gebirgssöhne ein, welche von des Generals Ankunft und seiner Vollmacht, sie zu strafen und zu begnadigen, bereits unterrichtet waren. Sie bildeten einen Kreis um ihn, wie beim Bluttanz, fielen auf die Knie, berührten mit den Händen den Erdboden und so warteten sie seine Befehle ab, bis er einen nach dem andern aufstehen hieß, um sein Anliegen zu vernehmen. Die Mehrzahl hatte auf türkischem Gebiet Verbrechen verübt, was nach ihrer Ansicht kein Unrecht ist. Zur Ehre dieser Naturmenschen muß bemerkt werden, daß die meisten ihrer Verbrechen nur Repressalien sind.

Die österreichischen Unterthanen stehen gegen die türkischen in einem wirklichen Nachtheil; denn der Türke, welchem von einem der ersteren Schaden zugefügt wird, verschafft sich eben durch Selbsthülfe Genugthung oder liefert ihn an die österreichische Behörde aus, wenn er sich des Thäters bemächtigt hat, oder er begibt sich nach Cattaro und bringt bei dem dortigen Criminalgericht seine Klage vor. Der Verbrecher wird dann verfolgt und, wenn aufgefunden und für schuldig erkannt, nach den Gesetzen bestraft, während der türkische Unterthan, welcher seinen angrenzenden Nachbar bestiehlt oder verwundet, frei umhergeht, weil jener bei dem türkischen Richter sein Recht nicht geltend machen kann. Bekanntlich gibt es außer in Konstantinopel nirgends im türkischen Reich eigentlich organisirte Justizbehörden; der Rechtsspruch hängt blos von dem Richter ab, welcher von der einen oder andern Partei im voraus schon durch Bestechung gewonnen ist. Bei diesen Verhältnissen können daher Reibungen nie endigen. Da die Gemeinde Crivoscie auch zu denjenigen gehört, welche in den Jahren 1848 und 1849 der bestehenden Regierung die Steuern verweigert und den Gehorsam aufgekündigt hatten, so fielen in diesen zwei Jahren auch weit mehr Excesse vor als sonst und jetzt, wo die Verwaltungsbehörden wieder zur Autorität gelangt sind. Die Crivoscianer sind die österreichischen Kabylen, wild und roh wie ihre Brüder am Atlas. So lange die Zuchtruthe über ihren Häuptern schwebt, gehorchen sie, wird sie hinweggenommen, so thun sie wieder, was sie wollen; leider aber kommt diese Zuchtruthe dem österreichischen Staatsschatz theuer zu stehen.

Mittelalterliche Baukunst in Sachsen.

Mitgetheilt von Professor R. in E.

(Schluß.)

Das zwölfte Jahrhundert, der Höhepunkt der romanischen Kunst, ist reich an Baudenkmälern, welche nach innen und außen den Charakter von imposanter Größe, Pracht und Zierlichkeit an sich tragen. Als würdige Repräsentanten dieser Zeit werden die Kirchen des Petersbergs, von Paulinzelle, Ilsalbürgel, Wechselburg (mit Statuen von räthselhafter Vollendung), Querfurt, die prachtvolle Krypte in Conradsburg und andere trefflich beschrieben, bei welcher Gelegenheit Herr Puttrich auch auf manche unverkennbare Anzeichen des Uebergangs in einen andern Styl aufmerksam macht. Die Thüren, Vorhallen, Pfeiler, Säulen, Arkadenbögen, Fenster, Decken, Simse und Ornamente sind zwar nur überschriftlich, aber vollkommen erschöpfend geschildert. Eine große Veränderung erfolgte mit den Ornamenten, welche allmälig decorativer wurden und die tiefe symbolische Bedeutung verloren, indem das artistische Motiv mehr hervortrat. Dagegen wurde der christliche Ideenkreis jetzt mehr durch Sculpturen oder Gemälde an Altar, Kanzel, Taufstein und Portal versinnlicht, wie Herr Puttrich schön und gründlich entwickelt hat.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert trat eine große Umwälzung des Baustils ein. Durch die neuen Ideen, welche die Kreuzzüge erweckten, und durch das Emporkommen des Bürgerthums in den ausblühenden Städten wurde man auch in der Kunst auf neue Bahnen geleitet. Die ruhige Würde des romanischen Styls ging in den kühnemporstrebenden, pyramidalen germanischen über, welcher gegen das Ende dieses Jahrhunderts bis zur Mitte des vierzehnten seinen Culminationspunkt erreichte. Der Sieg des Neuen erfolgte nicht auf einmal, sondern allmälig, und wir begegnen daher in diesem Jahrhundert sowol Kirchen des ausgearteten romanischen (zum Beispiel im Kloster Heiligenkreuz bei Meissen), als des sogenannten Uebergangs (wie der Dom von Naumburg zum Theil, die Klosterkirchen von Memleben und Mildenfurt) und zuletzt des frühgermanischen Styls, welchen ein freierer Geist und eine freiere Fantasie schuf (zum Beispiel die Kirchen in Mühlhausen, Saalfeld, Meissen, Heiligenstadt, Pforta und andere). Hier Pfeiler wird zuerst auf die Strebepfeiler, hohe lange Fenster, gewölbertragende Pfeiler und die Verticale tritt entschieden vor der Horizontale hervor.

Die letzte Abtheilung umfaßt das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Der Anfang des ersten zeigt uns noch mehre Bauwerke, welche in ihrer großartigen Anlage den vorigen nicht nachstehen (zum Beispiel Theile der Dome in Erfurt und Meissen), aber gegen das Ende des Jahrhunderts bemerkt man ein stufenweises Abnehmen des religiösen Schwunges, welcher den Kirchen ihre Erhabenheit und edle Würde gegeben hatte, und man nahm im fünfzehnten Jahrhundert weniger auf die organische Durchbildung des Ganzen Bedacht als auf das Decorative und Verciniclte. Herrliches leistete man zwar in dieser Rücksicht, aber bald folgte eine völlige Ueberladung mit Ornamenten, wozu noch unpassende Zusammenstellungen und Verschlingungen nebst der Einmischung heterogener Elemente traten. Daher kam es, daß der germanische Baustyl am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts von seiner Höhe herabgesunken war und bald darauf durch den ausblühenden Renaissancestyl verdrängt wurde. In lehrreicher Weise führt uns Herr Puttrich die dieser Periode angehörigen Kirchen in Halle, Saalfeld, Zwickau ꝛc. vor die Augen, sowie mehre weltliche Gebäude, zum Beispiel die Albrechtsburg in Meissen, die Veste bei Coburg, die Rathäuser von Bönned, Neustadt und Zerbst. Ebenso trefflich werden die Thürme, Giebel, Portale, Fenster und die zahlreichen Ornamente besprochen.

Aus dieser dürftigen Uebersicht ergibt sich, daß alle Freunde der Kunst, die Lehrer und Schüler der höheren Unterrichtsanstalten und Kunstinstitute, endlich alle Gebildete wie auf dem größern Werk so auch aus der systematischen Darstellung reichen Genuß und Belehrung schöpfen können, wie auch bereits die größten Kunstkenner Deutschlands, wie Zwirner, Kugler, Schnaase, v. Quast, Heideloff, E. und C. Förster, Schulz, denen die Arbeit vor dem Druck mitgetheilt worden war, bereitwillig anerkannt haben. Möge der um die Mit- und Nachwelt hochverdiente Herausgeber jetzt nach Vollendung des mühsamen und großen Werkes durch einen reichen Absatz wenigstens die von ihm gemachten bedeutenden Baarauslagen wieder erhalten, damit er für seine großen Opfer nicht auch noch pecuniären Schaden erleide und damit nicht andere Männer durch dieses wenig aufmunternde Beispiel abgeschreckt werden, in ähnlicher Weise auch die alten Bauwerke anderer deutscher Gaue zu veröffentlichen!

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Karl Gutzkow hat vor kurzem ein fünfactiges Schauspiel „die Diakonissin", beendet. Ist es einerseits höchst erfreulich, daß bei der gegenwärtigen Repertoirdürre ein so bewährter Dramatiker mit einem größeren Werk wieder hervortritt, so gewinnt diese Thatsache andererseits noch dadurch, daß der Dichter hier zugleich ein Thema mit tiefem ethischen Hintergrund zur Behandlung gewählt hat. Das Stück ist bereits in München und Berlin angenommen. Von Gutzkow erschrint ferner in kurzem ein Roman, der, wie es heißt, als ein Pendant zu den „Rittern vom Geiste" betrachtet werden kann.

Die „Jahreszeiten" melden, daß Heinrich Heine's Befinden keineswegs so elend sei, daß man seinen Tod nahe zu befürchten habe. Im Gegentheil, sein Bruder Maximilian, welcher bekanntlich als praktischer Arzt in Rußland eine sehr geachtete Stellung einnimmt und kürzlich zu wissenschaftlichen Zwecken Paris besuchte, stellt sogar die Möglichkeit des Besserwerdens, ja die Erreichung eines hohen Alters für den Kranken in Aussicht, der übrigens denn auch vor wie nach in der frischesten Laune und von der regsten Geistesthätigkeit sein soll. Daß er sein nächstes Werk: „Gesammelte Skizzen und Berichte aus Paris" auf eigene Kosten und auf Subscription herausgeben werde, scheint sich zu bestätigen, denn mit seinem Verleger Campe hat er wegen des Honorars nicht einig werden können.

Der neuen preußischen Zeitung wird aus Wien geschrieben: Herr Oscar v. Redwitz habe einen zweijährigen Urlaub angetreten. Herr v. Redwitz hat das Gesuch um denselben damit motivirt, „daß das nationale Drama insbesondere in sittlicher und religiöser Hinsicht auf Abwege gerathen sei. Er, der durch die Gnade Gottes schon so manchen schönen Erfolg errungen habe, wolle es nun versuchen, das christliche Drama wieder zu restauriren, wozu er aber Ruhe und Abgeschiedenheit bedürfe." Auf sein Gehalt hat v. Redwitz für die Dauer seines Urlaubs verzichtet.

Seit dem 1. September ist die große Kunstausstellung in Berlin eröffnet. Der Katalog enthält gegen vierzehnhundert Nummern, worunter sich einundvierzig große Historienbilder von bedeutenden Meistern befinden. Seit lange ist die Historienmalerei nicht so gewichtig auf der Berliner Kunstausstellung vertreten gewesen.

Wie die Nationalzeitung meldet, hat der Sommer die Ausschmückungs- und Ausrüstungsarbeiten im neuen Museum

zu Berlin wieder um ein merkliches gefördert, und wenn auch noch lange nicht an eine völlige Beendigung der Aufstellung der einzelnen Kunstsammlungen zu denken ist, so dürfte doch zu den bereits der Benutzung anheimgegebenen Theilen, dem Kupferstichcabinet und der ägyptischen Abtheilung, im Herbst vielleicht noch die Sammlung der Gypsabgüsse antiker Sculpturen bis zum polygonen Kuppelraum hinzukommen. Auch an der Ausrüstung des Saales der germanischen Alterthümer wird emsig gearbeitet. Die Glasschränke und Wandbänke, auf und in denen die Reste nordischer Vorzeit aufgestellt werden sollen, sind bereits am Ort und Stelle und zeichnen sich durch die Vorzüglichkeit ihrer Tischlerarbeit aus.

Das für das „Siegesthor" in München bestimmte Biergespann mit den vier kolossalen Löwen wird am Maximiliianstag, 12. October, enthüllt werden; einer von diesen Löwen war bekanntlich im vorigen Jahr im Glaspalast zu London und später auch zum Besten des Doms in Köln ausgestellt.

Das dem unsterblichen Meister der italienischen Malerschule gewidmete Denkmal ist am 17. August vormittags in Venedig enthüllt worden. Der Wunsch des Kaisers Ferdinand, den Namen Titians durch ein Meisterwerk moderner Kunst zu verewigen, ist in Erfüllung gegangen. Professor v. Zandomenighi hat seine Aufgabe vollkommen gelöst. Einen Zeitraum von zwölf Jahren nahm sein Werk in Anspruch. An der Einweihung nahmen nicht nur Kunstkenner, sondern fast die ganze Bevölkerung mit dem ihr eigenen Streben nach vaterländischem Ruhm lebhaft Theil. Die Gassen in der Nähe der ehrwürdigen Kirche zu Santa Maria dei frati, ein Riesenbau aus dem dreizehnten Jahrhundert in gothischem Styl, in der sich auch die Mausoleen Canova's, Pesaro's befinden, mit kostbaren Stoffen geschmückt und mit Zuschauern überfüllt. Auch das Militär erwies dem unsterblichen Meister durch Paradeaufstellung zweier Compagnieen auf dem Vorplatz der Kirche die gebührende Ehre. Der Patriarch assistirte dem Hochamte, worauf Don Tessario die Festrede hielt. Die weißrote Hülle fiel dann vom Monument, das allgemein die größte Ueberraschung erregte. Nach einstimmigem Urteil konnte weder die Nachahmung der vorzüglichsten titianischen Bilder in Marmor vollendeter, noch die Stellung der Gruppen sinnreicher sein. Das Werk ist ganz aus carrarischem Marmor und kostet eine Million Lire.

Es befinden sich jetzt auf Kosten des Kaisers von Rußland in Madrid drei russische und ein polnischer Maler. Diese Künstler sind damit beauftragt, die vorzüglichsten Gemälde der Madrider Museen zu copiren. Man rühmt als eine ganz ausgezeichnete Leistung eine Copie des unter dem Namen „die Perle" bekannten Bildes von Rafael, welche der polnische Maler vor kurzem vollendete.

Tabletten.

*** Einige Tage vor dem großen Bergsturz, welcher im Jahr 1618 die Stadt Pleurs von der Erde vertilgte, eilte einer der Einwohner in den Straßen umher und rief laut, es möge jeder, dem sein Leben lieb sei, sich eiligst aus der Stadt entfernen, er habe gesehen, wie der große Berg in der Nähe geborsten sei. Alle Welt verlachte und verspottete ihn; aber der Prophet ließ sich nicht abhalten, mehre Tage in seinen Mahnungen fortzufahren. Niemand entschloß sich zum Gehen, die eigne Tochter war die einzige, welche ihm mit Zurücklassung all ihres Hab und Gutes zu folgen bereit war. Schon hatten sie die Stadt eine halbe Meile im Rücken, als es ihnen einfiel, daß an einem der Zimmer der Schlüssel stecken geblieben sei. Sie kehrten augenblicklich zurück, um das Versäumte nachzuholen; kaum waren sie jedoch unter ihr Dach getreten, so brach sich die Felswand mit ungeheurem Getöse los und verschüttete das Städtchen so, daß auch nicht ein Einwohner mit dem Leben davonkam. 54

*** Auf dem Clydestuße wird jetzt eine Dampfyacht für den Vicekönig von Aegypten gebaut, die an Pracht und Herrlichkeit alles übertreffen soll, was in der Schiffbaukunst und im Decorationsfache je geleistet worden ist. Es fehlt nicht an Neugierigen, die den weiten Weg von London nach Schottland machen, um dieses Wundermärchen auf „tausend und eine Nacht" anzustaunen. Die Yacht ist zu Ausflügen auf dem Nil bestimmt und hat eine kleine Maschine von 150 Pferdekraft, die das Fahrzeug in Stand setzt, 13 Knoten in der Stunde zurückzulegen, ohne daß jene auf allen Dampfern so unangenehmen vibrirenden Stöße der Maschine im mindesten fühlbar werden. Alle neueren Verbesserungen sind combinirt worden, um den Gang des Bootes leicht, schnell und sicher zu machen; jeder erdenkliche Luxus wurde aufgeboten, um es mit orientalischer Prachtüberschwenglichkeit auszustatten. Es befinden sich an und in demselben vertheilt nicht weniger denn 450 gut ausgeführte Gemälde in kostbaren Rahmen; die Salons sind mit Seidenzeugen aus Lyon und London, mit Bronzearbeiten aus Paris und mit den kostbarsten Papiermachéverzierungen ausgestattet. Treppen und sonstiges Getäfel so wie der größte Theil der inneren Schiffsverkleidung sind aus dem besten Palisanderholz geschnitzt, die Thüren sind aus Cederholz, mit Porcellan und Gold ausgelegt, die Teppiche aus den größten brüsseler und englischen Werkstätten, die Schlösser und Angeln der Thüren aus plattirtem Silber in gutem Geschmack, die Vorhänge aus schweren Gold- und Seidenstoffen, wie sie in Lyon nur auf besondere Bestellung gearbeitet werden.

*** In der eleganten Londoner Welt macht eben eine Entführung viel Skandal. Die Tochter eines begüterten Gentleman, der sich in seinem Landhause am Ufer des Meeres bei Portsmouth aufhielt, ist mit dem Reitknechte des Hauses davon gelaufen. Die junge Dame ist einundzwanzig Jahre alt, sehr schön, und hatte ein eigenes Vermögen von 2000 Pfund Sterling. Wie sich ihre Neigung zu des Vaters Groom entspann, ist nicht bekannt. So viel hat man seitdem ermittelt, daß letzterer vor wenigen Tagen in London war, um einen Advocaten zu befragen, in wiefern ihm das Gesetz etwas anhaben könne, wenn er die Tochter seines Herrn entführe, und ob in solchem Fall das Vermögen der Lady angegriffen werden könne. Da die Antworten des Gesetzeskundigen befriedigend für den vorsichtigen Liebenden ausfielen und er nur vor dem einen gewarnt wurde, auf seiner Flucht nichts von dem Eigentum seines Herrn mitzunehmen, entführte er die Dame am nächsten Tage, floh mit ihr nach London und ließ sich heimlich mit ihr trauen.

*** An dem großen Gesangfeste zu Brüssel, welches einen Theil der Septemberfeier bilden wird, werden 56 Männergesangvereine und darunter zwei deutsche, die Achener Liedertafel und der Neußer Verein, theilnehmen.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 8. September. Ein Drama ohne Titel in fünf Acten, nach Sl. Hilaire von Forst und Launer.

Donnerstag, den 9. September. Oberon, König der Elfen Oper in drei Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 216. Donnerstag, 9. September **1852.**

Was eine Mutter leiden kann.

Eine wahre Geschichte.

Aus dem Blämischen des Hendrik Conscience von Dr. Eduard Wegener.

(Fortsetzung.)

2.

In einem Zimmer des Hauses, vor welchem die menschenfreundliche Jungfrau stehen geblieben war, wohnte eine unglückliche Familie. Vier nackte Wände waren hier die stummen und einzigen Zeugen von Gram und Leiden, und der Anblick des schmerzlichen Schauspiels, das sich dort zeigte, erfüllte das Herz nicht nur mit Betrübniß, sondern auch mit einem gewissen Gefühl der Bitterkeit gegen das gesellschaftliche Leben. Die Luft war so kalt wie auf der Straße und eine dumpfe Feuchtigkeit drang durch die Kleider derjenigen, die sich in der Stube befanden. Im Kamin brannte ein kleines Feuer, das mit Stücken von zerbrochenen Möbeln unterhalten wurde und nur von Zeit zu Zeit einige sparsame Flammen zeigte. In einem Bett, das in der Mitte des Zimmers stand, lag ein krankes Kind, das nicht über ein Jahr alt sein konnte: sein gelbes Gesichtchen, seine mageren Aermchen und seine tiefliegenden Aeugelchen ließen nicht ohne Grund erwarten, daß das unschuldige Knäbchen bald eine Stelle auf Stuivenberg * erhalten werde. Auf einem großen Stein neben dem Bett saß eine noch junge Frau, die Hände vor den Augen. Ihre Kleidung, obgleich zusammengesetzt aus Stoffen, deren Farben durch die Länge der Zeit ausgegangen waren, trug nicht die Kennzeichen derjenigen Armut, welche die Hülfe anderer öffentlich anspricht; man konnte im Gegentheil an der Zierlichkeit und an den vielen, aber beinahe unsichtbaren Nähten erkennen, mit welcher Sorgfalt die Frau bemüht gewesen war, sie zu verbergen.

Von Zeit zu Zeit stieg ein halbunterdrückter Seufzer aus ihrem Busen auf, und einige hellblinkende Tröpfchen drangen verrätterisch durch ihre Finger, womit sie ihr Gesicht bedeckt hielt. Bei der geringsten Bewegung des kranken Kindes hob sie jedoch bebend den Kopf, betrachtete schluchzend und mit Grauen seine welken Wangen, schloß das dünne Deckbettchen fester um seine kalten Glieder und sank dann wieder verzweifelnd und weinend auf den Stein zurück.

Die tiefste Stille herrschte in dieser Stube des Jammers; nur der hagelartige Schnee schlug prasselnd gegen die Fenster und der Wind heulte durch den Schornstein.

Einige Zeit hindurch war die Frau wie schlafend auf dem Stein sitzen geblieben, das kranke Kind hatte sich nicht bewegt und sie hatte das Haupt nicht erhoben; ja, sie schien nicht einmal mehr zu weinen, denn keine Thräne drang mehr durch ihre Finger. Es war in dem Zimmer wie in einem Grab, das von Todten bewohnt wird und sich nie wieder öffnen soll.

Plötzlich erscholl vom Kamin her eine schwache Stimme. Mutter, liebe Mutter, mich hungert! — Derjenige, von dem diese Klage ausging, war ein kleiner Knabe von fünf oder sechs Jahren, der sich an einer Ecke des Herdes befand und sich so zusammengekauert hatte, daß man ihn nur mit Mühe entdeckt haben würde. Er zitterte und bebte, als ob das Fieber seinen Körper ergriffen hätte, und bei einiger Aufmerksamkeit konnte man deutlich das Klappern seiner Zähne hören.

Hatte nun die Frau seinen klagenden Zuruf nicht vernommen oder befand sie sich in der Unmöglichkeit seinem Verlangen zu genügen: genug, sie antwortete nicht und blieb bewegungslos sitzen. Darauf trat wieder ein Augenblick wahrer Todtenstille ein, bis der Knabe wieder aufs neue seine Stimme erhob und rief: Lieb Mütterchen, ich habe Hunger. Ach, gib mir doch nur ein kleines Stückchen Brod! — Diesmal erhob die Frau das Haupt, denn die Stimme des Kleinen war so durchdringend, daß sie ihr gewiß wie ein Messerstich durch das Mutterherz gegangen war. Ein düsteres Feuer glimmte in ihren Augen, aus denen sichtbar die Verzweiflung sprach. Sie antwortete unter heftigen Thränen: Liebes Hänschen, um Gotteswillen, sei still. Ich sterbe ja selbst vor Hunger, mein armes Kind, — es ist nichts mehr im Hause! — Ach, Mutter, mir ist im Magen so weh. Nur ein einziges Stückchen Brod! — Das Antlitz des Knaben war in diesem Augenblick so flehend, der Hunger war mit seiner erdfahlen Farbe so tief darauf eingedrückt, daß die verwirrte Mutter aufsprang, als ob sie eine verzweiflungsvolle That begehen wollte. Mit bebender Hast griff sie unter das Deckbett, zog ein kleines Brödchen für einen halben Stüber hervor nnd ging zu dem Kind mit den Worten: Da, Hänschen, das habe ich noch aufbewahrt, um Brei für dein armes, krankes Schwesterchen zu kochen; aber ach, das unschuldige Würmchen wird es wol nicht mehr nötig haben! — Die Stimme versagte ihr, denn ihr Mutterherz quoll über von Schmerz und Qual. Sobald Hänschen das Brod wie einen Glücksstern vor seine Augen treten sah, floß ihm vor Eßbegierde der Speichel in Fäden von seinen Lippen; die Muskeln seiner Wangen begannen zu zucken; er sprang auf und ergriff mit beiden Händen zugleich das kleine Brödchen so gierig, wie ein Wolf, der auf seine Beute zustürzt.

Die Frau kehrte zu ihrem kranken Kind zurück, das sie noch einmal mit schmerzlichen Blicken betrachtete, und sank dann erschöpft und kraftlos wieder auf den Stein.

Heißhungrig und mit unaussprechlicher Lust brachte der Knabe das Brödchen an seinen Mund und biß einigemal hastig hinein, bis er etwas mehr als die Hälfte davon verzehrt hatte. Dann hielt er plötzlich inne, besah das übriggebliebene Stück mehr als einmal mit heftiger Begierde, setzte es mehr als einmal wieder an seinen Mund, bezwang sich aber und aß nicht das Geringste

* Begräbnißplatz bei Antwerpen.

mehr davon! Endlich erhob er sich, ging langsam auf seine trauernde Mutter zu, rüttelte sie am Arm, um sie aus dem Schlaf zu wecken, in den sie gänzlich versunken schien, reichte ihr den Rest des Brödchens und sagte mit süßer Stimme: Nimm, lieb Mütterchen, ich habe für unser Mieken ein Stückchen übrig gelassen. Ich habe wol noch großen Hunger, aber nicht wahr, wenn Vater nach Hause kommt, bekomme ich ja ein Butterbrod! — Die unglückliche Frau schlang ihre beiden Arme um das gute Kind und drückte es liebevoll an ihre Brust. Einen Augenblick darauf ließ sie es gesüßlos vom ihren Knieen hinabgleiten und versank in ihre frühere Niedergeschlagenheit. Hänschen trat leise und vorsichtig an das kleine Bettchen, küßte die mageren Wangen seines kranken Schwesterchens, sagte dabei: schlafe nur ruhig fort, liebes Mieken, und ging sodann zum Kamin zurück, wo er wieder zusammenkauerte und schweigend auf der Erde sitzen blieb. (Fortsetzung folgt.)

Eduard Devrients Berufung nach Karlsruhe.

Mitgetheilt von Dr. Wilhelm Kosta.

In der neueren Theatergeschichte hat wol nicht leicht ein Ereigniß so allgemeines Interesse erregt und so einstimmigen Beifall gefunden, als die Ernennung Eduard Devrients zum artistischen Director des Karlsruher Hoftheaters. Es ist diese Ernennung jetzt — um mit den Diplomaten zu reden — vollendete Thatsache: Herr Devrient, der sich vierzehn Tage hier aufhielt und, so gut dies anging, während dieser Zeit sich von der Lage der hiesigen Bühnenverhältnisse unterrichtete, ist auf die ihm höchsten Orts gemachten Propositionen eingegangen, sowie die seinerseits gestellten Bedingungen vollständig angenommen wurden. Er ist dieser Tage wieder abgereist und wird erst im nächsten Jahr wieder hierher zurückkehren, seine Functionen demnach da das neue Schauspielhaus in Folge baulicher Verzögerungen ohnehin erst im Mai 1853 eröffnet werden soll, nicht vor dem nächsten Frühjahr antreten. Wie sehr dieser Aufschub an sich zu beklagen ist, so muß man ihn diesmal doch schon um deswillen mit Geduld hinnehmen, weil die Thätigkeit der neuen Direction in dem Hülfstheater unter den gegebenen beschränkten Umständen in keinem Fall von der Wirkung sein könnte, welche grade im Anfang einer solchen Stellung um so notwendiger und folgenreicher ist, als man es gar zu leicht in der Gewohnheit hat, nach den ersten Resultaten die ganze Zukunft zu bemessen. So lange aber in dem interimistischen Theatergebäude gespielt wird, läßt sich ein irgend erheblichers Ergebniß nicht erzielen. Indessen wird die Ernennung Devrients doch auch schon vorher zu wirken anfangen. Die Dispositionen über die Organisation der Verwaltung, die Entwerfung eines Repertoirs, die Ergänzung der Baranzen in dem Personal, dies und noch vieles andere wird der neue Director ordnen können selbst während der Forthauer der provisorischen Bühnenzustände. Muß ja doch ohnehin der Same gelegt werden, wenn man Früchte haben will, und gar hier, wo vor allen Dingen viel Unkraut zu vertilgen und der Boden frisch umzuackern ist!

Die Berufung Devrients nach Karlsruhe bietet an sich, zunächst abgesehen von ihren unmittelbaren praktischen Erfolgen, dem Beurteiler dieses erfreulichen Ereignisses zwei Momente dar: ein persönliches und ein principielles. In letzterer Beziehung hat die Begebenheit weitaus eine größere Bedeutung, als es vielleicht oberflächlich betrachtet den Anschein hat. Sie hat nicht blos einen localen Charakter, sie ist vielmehr von Wichtigkeit für die deutschen Bühnenverhältnisse überhaupt. Fürs erste sehen wir abermals ein Hoftheater, welches mit den seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts herrschend gewordenen Traditionen der bureaukratischen Theaterverwaltung bricht und damit als äußerster Ring die Kette der süddeutschen Hofbühnen schließt, die mit Laubes Berufung nach Wien anfing. Wir haben jetzt, um es zu recapituliren, an dem Wiener Hofburgtheater Laube, in München Dingelstedt, in Stuttgart Herrn v. Gall, den wir durchaus nach seinen Antecedentien sowol, wie nach seinen Bestrebungen in die Kategorie der berufenen Bühnenvorständе zählen müssen, und endlich in Karlsruhe Eduard Devrient. In Karlsruhe ist diese Wandlung der Anschauung und der Verhältnisse um so bedeutungsvoller, als grade hier die Mißbräuche des früheren Regimes am festesten Wurzel gefaßt und die Bühnenverhältnisse vollständig aus ihren normalen Zuständen gerückt hatten, an eine so bedeutungsvolle principielle Veränderung aber noch vor einem Jahr durchaus nicht gedacht werden konnte. Dieser Wechsel der Dinge hat jedenfalls vor allem die segensreiche Wirkung, daß die fruchtbringende Idee immer mehr Propaganda machen und auch diejenigen Bühnen erobern wird, welche jetzt noch mit aller Hartnäckigkeit an dem von aller Welt dafür erkannten Uebel festhalten. Im October vorigen Jahres erst, wo an die seither eingetretenen Veränderungen nicht zu denken war, haben wir an diesem Ort bei ähnlicher Gelegenheit und dahin ausgesprochen: „keine zwei Jahrzehnte dürften mehr vergehen, ohne daß allerwärts die Leitung der Bühnenangelegenheiten in den Händen wahrhaft Befähigter sich befindet“, und schon jetzt sind wir in der glücklichen Lage, zwei Theater den dort bereits angeführten beizählen zu können: Karlsruhe und Weimar. Wie lange werden die andern noch zurückbleiben können?

Mit Eduard Devrients Ernennung zum künstlerischen Vorstand der Karlsruher Hofbühne und ebenso mit Mars Vocation nach Weimar ist aber auch andererseits ein viel wichtigerer und wahrscheinlich viel folgenreicherer Schritt zum Ziel geschehen, als selbst mit den Verwaltungsänderungen in Wien und München. An sich bedeutungsvoll, weil sie jedenfalls den Weg zum Besseren öffnen und darum nicht genug von der Oeffentlichkeit begrüßt und durch die Pfeiler derselben gestützt zu werden verdienten, ließen diese doch noch manche Bedenken unerwähnt, welche die bureaukratischen Gegner der Reform faßt überall im Bunde mit den Bühnenmitgliedern selbst gegen ihre Berechtigung erheben konnten und auch wirklich erhoben haben. Die Bureaukraten hatten es leicht, den neuen Bühnenvorständen ein Mißtrauensvotum in Betreff der Stabilität ihrer Stellung entgegenzubringen, da diese Stellung, auf persönlichem Verdienst beruhend, mit der Person selbst wieder aufhören mußte. In der That läßt es sich ja auch nicht leugnen, daß in Laube, in Dingelstedt nicht etwa der Schriftstellerstand als solcher auf den Thron des theatralischen Reichs gehoben wurde, sondern nur ihre Persönlichkeiten, viele solcher Persönlichkeiten aber nicht zu finden sind. Wo wollte man im Fall ihres Rücktritts aus einer oder der anderen Ursache passende Ersatzmänner derselben Kategorie hernehmen? Die Bureaukraten hingegen waren sicher, nicht auszusterben; für einen abgehenden ließen sich leicht zehn andere an die Stelle setzen und insofern hatten sie allerdings die Bürgschaft einer größeren Dauer und Beständigkeit für sich. Ihrerseits vermochten die Schauspieler sich nicht leicht zu dem Gedanken zu erheben, aus dem Stand, welchen sie stets als sich feindselig betrachtet hatten, ihre Vorgesetzten zu erhalten; sie ließen deshalb, wie schon zu Löwens Zeiten in Hamburg und später bei jedem ähnlichen Anlaß, alle Minen springen, die gefürchtete Kaste aus dem Sattel zu heben. Daher namentlich die vielen Schwierigkeiten, mit denen zumal Dingelstedt den mühsamen, aber wir wollen hoffen, siegreichen Kampf zu bestehen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Geschich e zweier französischen Chansons.

1. „Ça ira".

„Ça ira!" sagte Franklin, als er die Fortschritte des amerikanischen Aufstandes sah. „Ça ira, ça ira!" wiederholte er nach jeglichem Siege Washingtons und seiner Kriegsobersten. In den ersten Tagen der Revolution von 1789 verkündete Lafayette den Franzosen das Lieblingswort des philosophischen Reformators, und um diesem Ausdruck einen noch kräftigeren Widerklang zu geben, daß er zu gewaltigen Thaten entflamme, wünschte der Marquis ça ira zu Text und Refrain eines Liedes zu machen, das von einem Manne aus dem Volke verfaßt würde. Auf Ladré, einen Straßensänger, fiel die Wahl, indem sich Lafayette das Revisionsrecht über die Schöpfung des reimschmiedenden Sansculotten vorbehielt. Ihm lag nichts an der Wahl und Ordnung der Worte, an den Sprachwendungen, er besorgte nur, der republikanische Ungestüm könnte den Versler über die Grenzen der Mäßigung hinausreißen. In der That ließ sich Ladré ungehemmt gehen. Zwei Verse wurden auf Lafayette's Verlangen gestrichen und durch mildere nach dessen Vorschlag ersetzt. Es existirt eine authentische Abschrift des ersten „ça ira"; dieses Manuscript hat am Rande, zu dem Verse: „Durch die Macht der Bajonnette" die Bemerkung: „Variante des vorsichtigen Lafayette". Der Musiker Bécourt hatte grade ein Tanzstück, „le carillon national", herausgegeben, das die Königin auf dem Flügel ausführte. Ladré bemächtigte sich der schon volkstümlich gewordenen Weise, um ihr seine Worte unterzulegen. Aber der gut accentuirte, im raschen Tacte dahinsausende Contretanz mit seiner umfänglich entwickelten Octave war nicht für Worte und zum Singen gemacht. Die Sänger mußten in den tiefsten Tönen ansetzen, dem Eingang und dem Schluß, im scharfen Abstich gegen den Sinn der Worte und die Lebhaftigkeit des Musikstücks, einen wolklingenden Ernst geben, wollten sie sich ungehindert aus der Wiederholung des Motivs ziehen, die von der Quinte zur zweiten Reprise überschlägt. Vernachlässigten sie diese Vorsicht — und das geschah regelmäßig — so blieb hier die entsetzlichste Katzenmusik nicht aus. Alle schrieen sich die Kehlen aus und konnten doch die Höhe des „Carillon national" nicht erreichen. Als die Arbeiter des Märzfeldes in den ersten Tagen des Juli 1790 das „Ça ira" sangen, war das Lied schon seit drei Monaten bekannt. Es debütirte in der Nacht vom 5. zum 6. October 1789; nach seinen Tönen marschirte der Volkshaufe nach Versailles. Lafayette, an der Spitze der Pariser Nationalgarde, hatte vom Municipalrath den ausdrücklichen Befehl erhalten, den Zug zu leiten, zu zügeln. Für das beste Mittel dazu hielt der Marquis, das Lied, das er gemeinschaftlich mit Ladré verfaßt hatte, anstimmen und den ungeschulten Trupp nach Bécourt's Melodie im Sturmschritt vorrücken zu lassen.

2. „La Monaco".

Im Jahr 1804 hatte der Kaiser die republikanischen Melodien unterdrückt; die „Monaco" trat an die Stelle der „Marseillaise". In den Schlachten von Austerlitz, Friedland, Wagram hatte Napoleon der Marseillaise Schweigen geboten, aber boshaft pfiff er die Monaco, als er die Feinde auf dem Punkte sah, auseinander zu laufen, um ihr Heil in der Flucht oder in den Teichen zu suchen. Wir wollen darum einiges über die Entstehung dieses Liedes und der ungemeinen Wichtigkeit des Ländchens, das ihm den Namen gegeben und über das man sich heut utage lustig macht, mittheilen. Die Fürsten von Monaco lebten unter dem Schutz Karls V., waren aber selbständig. Während der Minderjährigkeit Honoré's II. — seinen Vater hatten die Spanier 1605 erwürgen lassen — nahmen seine Vormünder nach einem Vertrag mit Spanien für die Dauer der Minorität Garnison in Monaco auf. Als er großjährig wurde, wollten aber die Spanier ihre Truppen nicht herausziehen. Honoré, von diesem Treubruch gekränkt, sann auf Mittel, seine Freiheit wieder zu gewinnen. Der Provençale Corbon, scheinbar von beschränktem Verstand, war mit allen geistigen Hülfsmitteln ausgerüstet, einen kühnen und kräftigen Streich zu unternehmen. Ihm vertraute sich Honoré und schickte ihn insgeheim an den Cardinal Richelieu nach Paris. Seine Eminenz neigte ihm ein um so willigeres Ohr, als die Franzosen schon längst damit umgingen, von Monaco Meister zu werden, und nur die Schwierigkeiten der Belagerung eines durch seine steile Lage fast uneinnehmbaren Platzes bis jetzt die Ausführung des Planes verzögerte. Nach der Unterhandlung mit Corbon ließ Richelieu zu Marseille Soldaten, Schiffe, Kriegsvorrat bereit halten, um auf den Wink des Fürsten Honoré auf dem Platz zu erscheinen. Das konnte nun nicht so still vor sich gehen, ohne daß die Häupter der benachbarten Staaten Wind davon bekamen, und der Gouverneur von Mailand, der von einem Verwandten des Herzogs von Savoyen, eines Feindes Frankreichs, die Nachricht erhielt, theilte sie dem Commandanten von Monaco mit, um ihm Wachsamkeit gegen Honoré zu empfehlen. Der Commandant war so weit von allem Verdacht entfernt, daß er sich in der Antwort an den Gouverneur für die Treue des Fürsten verbürgte, mit dem Beifügen, daß das Gerücht keine andere Quelle als die Bosheit seiner Feinde habe. Diese Antwort, aufgefangen und dem Fürsten überbracht, bewies ihm, daß sein Plan entdeckt sei, was ihn denn bestimmte, das Unternehmen zu beschleunigen, indem er seine Vorsicht und seine Verstellung verdoppelte. Er gab den Schiffen, die bereit waren, von Marseille abzusegeln, Gegenbefehl und erschien dann öffentlich, that sehr aufgebracht über die Aufrührer, die Banditen, welche die Städte Roquebrune und Menton in Unruhe setzten, ließ die vorgeblichen Verbrecher verhaften und, da deren Zahl zur Ausführung seines Anschlages nicht ausreichte, die Gefängnisse mit Unschuldigen vollpfropfen. Die Spanier führten indeß einen Zwischenfall herbei, der ihr Verderben beschleunigte. Sie verlangten von dem Fürsten einen angeblich rückständigen Sold von drei Monaten. Honoré gab sich den Schein, als erkenne er ihre Forderung an, wäre aber außer Stande, sie zu befriedigen. Er betheuerte ihnen seine Theilnahme für die Not der Soldaten und wollte ihnen lieber seine eigenen Unterthanen preisgeben, als wackere Krieger länger leiden sehen. Sie sollten daher nach dem wolhabenden Flecken Roquebrune ziehen, der seine Steuern noch nicht bezahlt habe, dort würden sie als Herren nach Wohlgefallen hausen können. Entzückt über den Vorschlag, machten sich sechzig Spanier von Monaco nach Roquebrune auf. Ein noch größeres Detaschement war eben nach Nizza ausgerückt, um diese Stadt vor einem Handstreich zu decken. So war denn die Besatzung von Monaco hinlänglich geschwächt, um dem Anschlag Honoré's einen glücklichen Erfolg zu sichern. Alle spanischen Offiziere, die der Fürst zum Souper geladen, fanden sich pünktlich ein. Die Gemeinen waren mit bei der Gesellschaft. Auf den Tischen fehlte es nicht an den ausgesuchtesten und stärksten Weinen, welche von der Dienerschaft reichlich eingeschenkt wurden. Das Gelage dauerte bis tief in die Nacht hinein und endigte mit der vollständigen Betrunkenheit der Soldaten. Jetzt brachen aus ihrem an den Palast anstoßenden düsteren Winkel die bis an die Zähne bewaffneten Gefangenen hervor und stürzten auf die Besatzung. Die Offiziere schlugen sich wie Verzweifelte; der Fürst und sein Sohn waren wiederholt in Lebensgefahr. Endlich nach zweistündigem hartnäckigem Kampf, da alle Wachtposten überwältigt waren, die Gemeinen und die meisten Offi-

zieren in ihrem Blute lagen, war Honoré Meister des Platzes. Er ließ zweihundert bewaffnete Bürger, die bis zum entscheidenden Augenblick sich niedergekauert am Fuße des Walles gehalten hatten, in die Stadt einrücken. Carbon langte mit den Schiffen aus Marseille an, sicherte die Freiheit des Landes und sang den Rundreim, den er auf seinem Verdeck improvisirt hatte:

A La Monaco	In La Monaco,
L'on chasse et l'on déchasse,	Dort wird weidlich geschaßt,
A La Monaco	In La Monaco
L'on chasse, comme il faut.	Schaßt man, wie sich's gehört.

Die Nachricht von dieser Revolution erscholl gewaltig in Europa, und da die italienischen Fürsten die Nachbarschaft der Franzosen scheuten, so legte sich der Cardinal von Savoyen darein. Er machte dem Fürsten Honoré die vortheilhaftesten Anträge; er bot Mildern, Geldsummen; Honoré dankte. Er nahm den Orden des goldenen Vließes vom Hals und ließ ihn durch einen spanischen Offizier vom höchsten Rang dem Gouverneur von Mailand zustellen. In dem begleitenden Schreiben an diesen sagte er: Ich gebe dem König von Spanien zurück, was ich von ihm habe; er gönne mir zu behalten, was mein ist. — Kurz darauf begrüßte der Fürst den König Ludwig XIII. im Feldlager zu Perpignan und wurde aufs freundlichste aufgenommen. Die Bedingungen des am 8. Juli 1641 unterzeichneten Vertrages waren: Frankreich legt fünfhundert Mann in den Platz, um ihn für den Fürsten und dessen Nachfolger zu bewahren; diese führen auf ewige Zeiten den Oberbefehl über die Besatzung. Der König verleiht dem Fürsten ein mit der Pairschaft verbundenes Herzogthum, weist ihm 75,000 Livres Pension auf andere Domänen an; sein Sohn erhält 9000 Livres Jahresgehalt auf Lebenszeit und eine Compagnie Kürassiere. Der König unterhält in dem Hafen zwei Galeeren zur Verfügung des Fürsten, um seinen Rechten zur See Geltung zu verschaffen; seine übrigen Vorrechte mit Inbegriff der Souveränetät über den Platz sollen ihm unverletzt erhalten werden. Ueberdies ließ ihm Ludwig XIII. im Lager 75,000 Livres auszahlen und verlieh ihm seinen Orden. Freilich mußte Honoré für seine unermeßlichen Besitzungen in Spanien, deren ihn ein eben erlassenes Confiscationsdecret beraubte, entschädigt werden. Zur Ausführung dieses Vertrags rückten fünfhundert Franzosen, mit dem nöthigen Kriegsbedarf reichlich versehen, in den Platz ein. Einige Tage darauf erschien eine spanische Galeere, mit der Veränderung unbekannt, in dem Hafen und wurde von den Franzosen genommen. Der Cardinal Trivulzio bot dem Fürsten im Namen des spanischen Königs 2,400,000 Livres, wenn er die französische Besatzung wegjagen und sich wieder unter spanischen Schutz begeben wolle. Die Republik Genua hatte sich bereit erklärt, diese Summe zu zahlen; nach dem griechischen Sprüchwort: „Sei des Hahnes Freund, aber nicht sein Nachbar!“ schreute sie die Nachbarschaft.

Tabletten.

*** Einer der merkwürdigsten Männer in der Familie Mirabeau's war dessen Großvater, Jean Antoin de Riquety, geboren 1666, gestorben 1737, mit dem Beinamen: col d'argent; er hatte in der Schlacht bei Cassano 1705 einen Arm verloren und war so verstümmelt worden, daß er einen silbernen Ring um den Hals tragen mußte, um nur den Kopf aufrecht zu halten. Der Herzog v. Vendôme stellte ihn in Versailles dem König mit den Worten vor: Dieses ist ein Offizier, der seit der Besetzung Italiens durch unser Heer bis zur Räumung den Harnisch nicht abgelegt hat, worauf Jean de Riquety hinzufügte: Ja, Sire, und wenn ich die Fahnen verlassen hätte und nach Paris gekommen wäre, um irgend eine Dirne zu besolden, so würde ich wol mein Avancement und weniger Wunden gehabt haben. — Der König that, als hätte er es nicht gehört; der Herzog aber sagte zu dem alten Soldaten: Eigentlich hätte ich dich kennen müssen; künftig werde ich dich immer dem Feinde, aber nie dem König gezeigt haben.

*** In der Breslauer Industriehalle befand sich auch eine aus Wachs geformte Hand, gefertigt von Zeiler nach dem Modell eines Fräulein v. S., welche dem Vernehmen nach ihre Schönheit leider den Versuchungen der Welt völlig zu entziehen im Begriff steht. Diese Hand fand sehr schnell ihren Käufer und eben so schnell zahlreiche Bewunderer. Als nun vor einiger Zeit die Ausstellung für verschiedene Klassen und Corporationen der Bevölkerung gratis geöffnet wurde, wobei unter anderm einmal die bewaffnete Macht in Anspruch genommen werden mußte, um ferneres Unglück zu verhüten, — geschah es auch, daß einige Schulen an die Reihe des Gratisbesuches kamen. Unter diesen Kindern befand sich auch ein etwa fünfzehnjähriger Knabe. Dieser, trotz seiner zarten Jugend bereits warmer Verehrer der Schönheit, wurde von der reizend geformten Hand so angezogen, daß er sich nicht mehr von ihr zu trennen vermochte. Aber sie zu kaufen wäre er zu spät gekommen; dazu hätten wol auch seine Geldmittel nicht gelangt. Besitzen mußte er sie — was blieb ihm da für ein Ausweg? — Er wurde also aus Liebe — zum Diebstahl verleitet. Noch vor ihrem Rückzug aus der Welt hat also die fromme Schöne, ohne es zu ahnen, Unheil in derselben angestiftet. Nicht sich dieser komisch-tragische Vorfall, anstatt in einer Provinzialstadt Deutschlands, in Paris zugetragen, so hätte aus diesem Stoffe Octave Feuillet bereits ein Vaudeville, Jules Janin eine Novelle und der Verfasser des Monte Christo einen zwölfbändigen Roman mit acht Fortsetzungen theils angefertigt, theils angekündigt.

*** In Petersburg hat der Gelehrte Dorn im Namen des Herrn Chanikow aus Tiflis der Akademie der Wissenschaften ein Exemplar des von Schamyl seinen Kriegern verliehenen Ordens überschickt. Das Ehrenzeichen ist von Silber und mit der arabischen Aufschrift versehen: „Es kann nicht tapfer sein, wer an die Folgen denkt.“ Dasselbe gehörte Chabir-Beg, dem Gehülfen des bekannten Naib Chabschi-Murat, und ist wegen seiner Seltenheit dem asiatischen Museum zur Aufbewahrung übergeben worden.

*** Der bekannte Pariser Speisekünstler Chevet hatte sich in Person, von seinem Sohne und sechs Kellnern begleitet, nach Spanien begeben, um das Diner von hundert Couverten zu servieren, das die Königin Christine bei Gelegenheit der Eröffnung der Eisenbahn von Gijon gegeben hat. Die Speisen wurden in neun Kästern transportirt. Das Eis worin dieselben erhalten wurden, wog allein 5000 Pfund. Das Essen ist Chevet mit 300 Franken für das Couvert, das heißt mit 30,000 Franken bezahlt worden.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 10. September. (Zum erstenmal) Der Hauptmann von der Schaarwache, Lustspiel in zwei Acten; nach dem Französischen. — Hierauf: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, eine Hampelmannlade in drei Bildern.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 217. Freitag, 10. September 1852.

Was eine Mutter leiden kann.

Eine wahre Geschichte.

Aus dem Blämischen des Hendrik Conscience von Dr. Eduard Wegener.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick war es, wo die menschenfreundliche Dame schon auf der Schwelle dieses armen Hauses stand, als sie ihre Freundin aus der Ferne auf sich zukommen sah. Noch eine ganze Stunde verging, ehe sich die unglückselige Mutter aus ihrem traurigen Nachdenken erhob. Auch sie hatte Hunger, auch sie vernahm die Stimme des darbenden Körpers, und Weh und Schmerz durchwühlten ihre Eingeweide. Aber sie saß an einem Sterbebett und erwartete mit Angst die schreckliche Stunde, wo sie als Mutter die brechenden Augen und die letzten Bewegungen ihres Kindes sehen sollte. — Konnte sie da wol an ihre eigenen Leiden denken? Nein! Eine Mutter ist stets Mutter, sei sie glücklich oder unglücklich, reich oder arm; es gibt kein tieferes Gefühl, keinen gewaltigeren Trieb als den, der die Frauen an ihre Kinder fesselt; und dieses Gefühl, dieser Trieb ist noch inniger und mächtiger bei jenen, die es wissen, wie viel Sorgen, wie viel Angst, und wie viel Mühe und Anstrengung ihre Kinder ihnen gekostet haben. Arme Leute wissen das aber vor allen anderen.

Um zehn Uhr wurden die Frau und der Knabe zugleich wie von einer geheimen Berührung ergriffen; sie sprang von ihrem Stein, er von dem Kamin auf, und beide riefen aus einem Ton: Ha, da ist Vater, Hänschen! Ach, Mutter, da ist Vater! — Und ein Lächeln der Freude gab ihren Gesichtern einen neuen Ausdruck. Sie hatten vor der Thür das Geräusch eines Fuhrwerkes gehört und wollten demjenigen, den sie erwarteten, entgegengehen; aber noch ehe sie die Thür erreicht hatten, trat ein Mann in die Stube. Während dieser den Schnee von seinen Schultern schüttelte, hatte Hänschen seine eine Hand ergriffen und zerrte daran, als ob er seinen Vater tiefer in das Zimmer ziehen wollte. Die andere Hand gab der Mann seiner Frau, die er mit tiefer Betrübniß anblickte. Endlich seufzte er: Trees, Weib, wir sind unglücklich! Nun stehe ich schon seit heute früh mit meinem Schubkarren an der Eisenbahn und habe doch noch nichts verdient! Was nun anfangen? Sieh, Trees, — magst du's glauben oder nicht, — ich wollte wol, daß ich todt wäre!

Wie ungeeignet die Worte des Mannes auch waren, um einen tiefen Schmerz auszudrücken, so waren seine Qualen deshalb doch nicht weniger heftig. Sein Kopf hing ihm mutlos auf der Schulter, seine Augen waren starr auf den Boden gerichtet und an dem Ringen seiner Hände sah, an dem Knacken seiner Finger hörte man wol, daß die Krämpfe der Verzweiflung seine Sehnen und Nerven ergriffen hatten. Die Frau, die ihr eigenes Weh vergaß, sobald sie erkannte, welche Folterqualen ihr Mann innerlich duldete, schlang ihren Arm um seinen Hals und antwortete schluchzend: Ach, Sus, sei nur ruhig, es wird ja nicht immer so bleiben. Du kannst ja nichts dafür, daß wir so unglücklich sind. — Vater, ach lieber Vater, rief der Kleine, mich hungert; bekomme ich nun ein Butterbrod?

Diese Worte erregten in dem Manne eine schreckliche Bewegung: all seine Glieder bebten, seine Blicke fielen wie in Raserei auf den klagenden Knaben, und er sah ihn ein Weilchen so stier und wild an, daß Hänschen, erschreckt und schluchzend, zu dem Kamin zurückeilte und von dorther seinem Vater weinend zurief: Ach, lieber Vater, ich will es nicht wieder thun!

Ohne von seiner geistigen und körperlichen Aufregung befreit zu sein, trat nun der Mann an das Bett und betrachtete mit noch schärferen Blicken das sterbende Kind, das seine matte Aeugelchen noch einmal zu seinem Vater aufschlug. Trees! rief er, ich kann es nicht länger aushalten. Es ist beschlossen; denn einmal müßte es ja doch dahin kommen! — Was ist? Ach Gott, was hast du?

Der Mann, in dessen Herzen soeben ein großer Kampf gekämpft worden, ward ruhiger und da er erkannte, welche Angst er seiner guten Frau durch seine Ausrufungen verursacht hatte, so ergriff er ihre Hand und sagte mit Niedergeschlagenheit: Trees, Frau, du weißt es, seit wir verheiratet sind, habe ich stets redlich gearbeitet; nie habe ich einen Tag vorübergehen lassen, ohne für dich und unsere Kinder zu sorgen. Sollte ich nun, nach zehn Jahren mühseligen Arbeitens, betteln gehen, sollte ich das Brod, das ich sonst immer durch meine Anstrengungen verdient habe, nun von Thür zu Thür erbitten müssen? Trees, das kann ich nicht ... und wenn wir alsesamst vor Hunger und Not sterben sollten. Sieh, ich werde rot vor Schaam, wenn ich nur daran denke. Betteln, nein! Aber es bleibt uns noch etwas übrig, das im Stande ist, uns auf einige Zeit mit Nahrung zu versehen. Es schmerzt mich, Frau, aber es muß sein: ich will unsern Schubkarren auf dem Freitagsmarkt verkaufen. Vielleicht habe ich wieder Arbeit, wenn der Erlös daraus verzehrt sein wird; und dann wollen wir sparen, damit wir uns einen neuen Schubkarren anschaffen können. Wartet also nur noch ein halbes Stündchen, dann werde ich euch allen was zu essen bringen.

Der Schubkarren war das einzige Werkzeug, womit der brave Arbeitsmann sein Brod verdienen mußte. Kein Wunder also, daß der Beschluß, ihn zu verkaufen, ihm so viel Ueberwindung gekostet hatte und so viel Kummer verursachte. Die Frau war über diesen traurigen Vorsatz nicht minder trostlos; da aber ihr Mutterherz dringend für ihre Kinder um Hülfe rief, so billigte sie ihn und antwortete: Ja, ja, eile nur nach dem Freitagsmarkt und verkaufe den Schubkarren, denn unser armes Hänschen vergeht vor Hunger; ich selbst kann beinahe ebenfalls nicht mehr auf meinen Beinen stehen; und das unschuldige Würmchen, das da im Sterben liegt ..... ach, mein armes, liebes Kind,

wärest du doch schon im Himmel und spieltest mit den Engeln! Bei diesen Worten drangen wieder heftige Thränen aus ihren Augen, und eine Aufregung, wie er sie bereits kurz vorher empfunden hatte, ergriff auf's neue Seele und Körper des Mannes, der sich jedoch in der Aeußerung derselben Gewalt anthat und mit stiller Verzweiflung zur Thür hinausstürzte.

Bald darauf hörte man das Rasseln eines hastig fortgeschobenen Karrens, das augenblicklich in der Ferne verhallte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Müller.

(Fortsetzung.)

Ach Gott, noch eine Schlacht! seufzte Cheistili, ich habe geglaubt, jetzt sei es schon aus und er könne heim; o, dann kann ihm noch leicht etwas geschehen, wenn er so tapfer ist. — Ohne Gottes Wille, versetzte der Vater, geschieht ihm nichts und drum ist es mir halt doch lieber so, als wenn er immer der Letzte wär; er schlagt halt doch mir nach.

Das Cristili aber freute dieser Brief gar nicht; Martli hatte von ihm fast gar nichts geschrieben und die Bekenntnisse, die er darin gethan, ließen das zarte, empfindliche Heez des guten Kindes nichts gutes ahnen; es wurde daher immer traueiger. Und er stüezt sich gewiß in das ärgste Gedeänge, seufzte es oft, er stürzt sich gewiß in den Tod. Die Ahnung ließ ihm keine Ruhe, darum machte es mit der Lena eine Wallfahet auf den roten Weg, um für Martli zu beten. Darauf war es wieder besser. Nur etwas machte ihm immer noch Kummer. Die Kammerthür war nämlich in der Nacht zweimal, wie von einer Hand geöffnet, aufgegangen. Das, meinte es, möchte eine Vorbedeutung gewesen sein. Uebrigens kam ihm gegen solche Gedanken immer wieder die Arbeit zu Hülfe, die sich jetzt verdoppelte, denn es nahte der Frühling und Ostern war nicht mehr weit. Die Lärchbäume fingen wieder an zu geünen und die Wiesen um Valgenair herum säumten nicht, auf Osteru ihr neues Festtagkleid anzulegen. Die Amsel ließ sich auf dem Tannenbaum wieder sehen und guegelte ihr Lied wie am Rosariabend, alles wurde wieder schön und feeute sich übee sein Leben. Nur Christili's Wangen wollten nicht mehr blühen, in seinem Herzen wollte es nicht mehr grünen; ja, die süße Hoffnung, Maetli wieder zu sehen, schwand ihm immer mehr, je schöner es alles um sich heeum sah, und darum malte sich allmälig auf seinem Gesicht eine träumerische, hoffnungslose Melancholie ab und es wußte doch nicht warum und konnte sich von seiner Teauer keine Rechenschaft geben. Aber das unverdorbene, ahnungseeiche Herz hat schon recht, denn mit Martli mag es wol nicht auf das beste stehen, sonst hätte er doch wol geschrieben. Von Tag zu Tag erwartete Christili sehnsüchtiger einen Beief. In der Charwoche kam es jeden Tag nach Langeztaie in die Kirche und jedesmal kehrte es bei der Bötin zu und fragte, ach! und immer war es nichts. Am Samstag abends aber, nach der Auferstehung, auf die es sich so gefreut hatte, ging es von der Kieche herab hinter einem Haufen Leute und wollte eben bei der Bötin wieder zukehren, da sagte einer: Geltet der Obholzer Martli sei auch gefallen. Christili sank in die Knie auf die Thürschwelle nieder und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. Die Leute hatten es frühee nicht bemerkt, weil es schon spät Abend war. Mit Schrecken sahen sie daher das blasse Christili, Martli's Verlobte, wie wol jedermann wußte, in Ohnmacht auf der Schwelle liegen, das blasse Köpfchen an die Thüre gelehnt. Sie steichen es mit Wasser an und die Seele kehrte dem armen Kind wieder zurück. Mit großen Augen schaute es herum, als wüßte es nicht, wo es sei. Martli Obholzer gefallen, seufzte es vor sich hin. Ist es wahr, Stille-Honnes, hast du nicht gelogen? — Nein, Stili, erwiderte dieser, gewiß nicht, mein Bruder hat es geschrieben, in der Schlacht bei Novara sei er an seiner Seite gefallen und am andern Tag bei der Musterung sei Martli abgegangen. — O, ich habe es ja gesagt, er ist gewiß wieder der erste gewesen. Mir ist es immer vorgegangen; o jetzt hab' ich nichts mehr auf dieser Welt. — Die Leute hatten wol Erbarmen, aber sie konnten nichts machen. Christili schwankte daher langsam nach Hause. Was soll es nun der Lena und dem Vater sagen? Sein Herz blutet selbst und nun soll es noch den alten Vater trösten. So traurig war es noch nie durch den Lärchenwald gegangen, außen alles so maienhaft und innen so herbstlich! Die Kapelle war wieder sein Trost; da weinte es sich aus und Kraft und Fassung floß wie Balsam in sein wundes Herz. Es ging daher nach Hause und erzählte dem Vater und Lena alles in ruhiger Fassung. Ihr erlaßt mir den Schmerz zu schildern, der bei einer solchen Nachricht ein Vaterherz, ein Schwesteeherz durchbohren muß. Aber Christili sprach so schön und machte es ihnen so leicht, daß auch sie sich allmälig in den Willen Gottes ergaben und ihre Thränen trockneten. Das war ein trauriger Ostersonntag für Valgenair, während sonst jedes Herz sich freut an diesem Tage. War Christili allein, that es nichts anderes als weinen oder beten, bei den andern aber zwang es sich heiter zu sein.

Am Montag rief die Bötin das Christili in die Stube und zeigte ihm einen Brief. Ihr könnt euch das Zittern, das Herzklopfen des Mädchens denken. Ist er schwarz petschirt, rief es mit halberstickter Stimme und riß ihn der Alten aus der Hand. — Nein, nein, jauchzte es und öffnete: „Theuree Vater, theure Lena, liebes Cheistili!" Er lebt noch, er lebt noch, ruft es und fällt der Bötin um den Hals, eilt mit dem Brief nach Hause zum Vater und zur Lena, ohne daß es sich unterwegs vor Freude, dem Vater die Nachricht bringen zu können, Zeit genommen hätte, ihn zu lesen. Als es den Vater erblickte, zeigte es ihm den Brief schon von ferne in erhobener Rechten; er ist nicht schwarz, Martli lebt noch! — Die Todten stehen nicht mehr auf, seufzte dieser und schüttelte den Kopf. — Ja seht nur, erwiderte Christili, hört nur, hier steht es ja, es ist ja seine Schrift, ich kenne sie ja, jeden Buchstaben kenne ich. Es las wie folgt:

„Novara, 5. April.

Theurer Vater, theure Lena, liebes Christili!

Mit zitternder Hand ergreife ich die Feder, um euch ein Unglück zu verkünden, das euern Sohn geteoffen. Nicht mehr vom Schlachtfeld aus kann ich euch schreiben, denn ich liege ... fasset euch liebe gute Heezen ... ich liege schon vierzehn Tage im Spital der Kapuziner zu St. Rosalia. Ich war gewiß nicht schuld, ich stürzte mich gewiß nicht tollkühn ins Gedeänge, ich that nur meine Pflicht und dabei hat mich die feindliche Kugel getroffen. Das ist mein einziger Teost, daß ich es aus Pflicht, aus Treue gegen meinen Kaiser erlitten habe. Aber, ach Vater! was soll ich zu Euerm Teoste sagen? Ihr habt einen Sohn mit einem Fuße mehr, der andere liegt begraben auf dem Schlachtfeld, aber ich hoffe doch bald wieder gesund zu werden, dann komme ich heim und gewiß, Vater, ich will mit einem Fuß noch für Euch arbeiten, daß ihr nicht darben dürft; Steinhauen kann ich ja doch noch und vom Kaiser bekomme ich auch eine kleine Unterstützung. Ich meinerseits will mein Unglück geduldig tragen, o fasset auch ihr euch und dann wird es mir doppelt leicht. Schreibet mir auch bald, daß ich weiß, daß ihr nicht trostlos seid oder in Not. Der Himmel wird die Sorge

für uns übernehmen, er hat die Wunde geschlagen, er muß sie wieder heilen. Ich werde schwach und muß mich legen. Lebet wohl und betet für mich, wie es auch ich thue für euch, denn ein Vater liest uns immer Messe vor unserm Lager. Gott empfohlen, Allerliebste! Euer Martli."

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Devrients Berufung nach Karlsruhe.

Mitgetheilt von Dr. Wilhelm Koffka.

(Fortsetzung.)

Die Ernennung Devrients hingegen beruht nicht allein auf seiner literarischen Bedeutung, sie fußt vielmehr auf seiner Wichtigkeit als ausübender Künstler, als praktischer Kenner der Bühne und ihrer Erfordernisse. Damit sind zugleich nach beiden Seiten hin die Gründen geschlagen: die Bureaukratie muß zugeben, daß der Schauspielerstand an fähigen Organisations- und Führungstalenten fort und fort sich aus sich selbst zu rekrutiren die Fähigkeit hat, die Bühnenmitglieder müssen einräumen, daß niemand so sehr die Kenntniß dessen besitzt, was Noth thut, als der Ihrigen eines.

Aber auch an sich war dies das einzig richtige Mittel, der auf Abwege geratenen Schauspielkunst wieder auf die richtige Fährte zu helfen. Die Geschichte des deutschen Theaters lehrt uns, daß nur diejenigen Bühnen wahrhaft zu einem lebendigen, dramatischen Geist sich erheben konnten, deren Leitung sich in den Händen der eigentlichen Männer vom Fach befand, derjenigen Männer, welche nebst der literarischen Bildung und productiven Begabung auch von Hause aus und durch und durch zum Handwerk gehörten. Das Handwerk aber — man mißverstehe uns nicht, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen, der hier die Praxis im Gegensatz zur Theorie bezeichnen soll — ist durch die Uebertragung der Bühnenführung an esoterische Persönlichkeiten allmälig verloren gegangen, ein Verlust, der alle die Inconvenienzen im Gefolge gehabt hat, wie sie sich seit dreißig Jahren so vielfach gezeigt haben. Soll es besser und zwar dauernd besser werden, so kann es wiederum nur aus dem Handwerk heraus und durch dasselbe vermittelt werden. Mit der Berufung literarischer Notabilitäten zur Leitung der Hoftheater war unendlich viel gewonnen, weil so wenigstens mit dem schädlichen Princip der aristokratisch-bureaukratischen Verwaltung gebrochen war; der normale Zustand der Bühnenführung blieb indeß immer noch unerreicht. Erst jetzt, da die artistische Verwaltung der Hofbühnen wieder in die Hände der eigentlich dazu bestimmten Persönlichkeiten übergeht, können wir mit Zuversicht einer besseren und geregelteren Zukunft der Bühne neuerdings entgegensehen. Von Iffland an, dem letzten naturgemäßen Hoftheaterintendanten, bis auf den heutigen Tag hat sich die Verwaltung der Hofbühnen immer nur in einem Irrgang befunden. Mit Devrients Ernennung sind wir endlich wieder da angekommen, wo eigentlich gleich nach Ifflands Tode hätte fortgefahren werden sollen.

Ist es nicht ein eigenes Zusammentreffen, daß gerade Eduard Devrient, der gründliche und geniale Historiograph der deutschen Bühne, zuerst wieder an das verwaiste Steuerruder eines Hoftheaters gerufen wurde? Er, der so klar und deutlich auseinandergesetzt, woran es eigentlich liegt, daß das Schiff festsitzt und mit dem besten Willen nicht weiter soll werden kann, der gezeigt hat, wo das Fahrwasser und wo die Klippen, der dargethan, daß man zum Piloten einen Seekundigen braucht, nicht einen, der im Bureau der Admiralität die Rechnungen controlirt, oder dessen Oheim einmal eine Seereise gemacht hat. Und dies ist das persönliche Moment, welches wir an seiner Berufung nach Karlsruhe besonders hervorzuheben haben: daß wir nämlich nicht allein das Princip an ihm bekommen, sondern zugleich auch den rühmlichsten Träger desselben, der jedenfalls alles dasje nige in sich vereint, was dazu befähigt und berechtigt. Darum hat auch, wie wir dies schon am Eingang sagten, nicht leicht in der neueren Theatergeschichte ein Ereigniß so allgemeines Interesse erregt, so einstimmigen Beifall gefunden, wie dieses. Jeder, der nur im mindesten zu urtheilen vermag, fühlt, daß die Berufung Eduard Devrients zur Führung eines Hoftheaters gleichsam eine Sühne ist für dreißigjährige Verirrungen und daß diese Verirrungen besser nicht hätten gesühnt werden können.

Badens erleuchteter Regent, der Devrient für sein Theater gewonnen, hat damit eine That gethan, deren Ruhm in der Geschichte nicht vergehen wird. Wir finden in den Annalen der deutschen Schauspielkunst seit Josef II. Zeit keine, die ihr an die Seite zu stellen wäre. Wie richtig aber diese Parallele ist, dafür lassen wir die Blätter der Geschichte selbst sprechen*: „Die bisher gültigen Maximen der Cavalier- und Beamtendirection stieß der Kaiser (Josef II.) um, als er sein Nationaltheater errichtete. Auch die Leitung von Theaterdichtern hatte sein Vertrauen nicht gewonnen. Der äußerst seltene Fall, daß ein Dichter eine genaue Kenntniß aller Details der theatralischen Technik und ein inniges Verständniß dessen, was die Schauspielkunst vermag, besitzt, war bisher nur bei Lessing eingetreten und dieser verstand eben so viel davon, um einzusehen, daß er doch nicht genug davon verstände; weshalb er auch die Anträge, eine Bühne zu leiten, immer abgelehnt hat. Kaiser Josef faßte auf den naturgemäßen Grundsatz zurück: daß die Kunst den Künstlern gehöre. Er erkannte es an, daß alle Künste, welche sich zur theatralischen Darstellung vereinigen, in der Schauspielkunst erst lebendig werden, daß sie die wesentliche Trägerin der ganzen Dramatik, also auch in letzter Instanz für alles verantwortlich sein müsse, was und wie es auf der Bühne vorgehe. Darum solle also das Schauspiel von Schauspielern geleitet werden." So hat, wie einst Josef II., jetzt Badens Prinz-Regent, der das herrliche Attribut seiner Krone: Schutz und Pflege der Künste, in vollem Maß zu schätzen weiß, den gleich hochherzigen Entschluß gefaßt: die Kunst soll den Künstlern gehören, das Schauspiel soll von den Schauspieler geleitet werden!

(Schluß folgt.)

* Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Bd. II. S. 402.

Gedichte von Alfred Tennyson.

Uebertragen von Karl Schmitt.

3. Ein Lebewol.

Rinn', kaltes Bächlein, hin zum Meer,
Tribut ihm zu bereiten;
Ich wandle nun an ihr nicht mehr
Für alle, alle Zeiten.

Fließ' sanft durch Au'n und Hecken hin,
Zum Fluß dich auszubreiten;
Mir schafft dein Rieseln Ruh nicht mehr
Für alle, alle Zeiten!

Doch flüstern werden neben dir
Die Erlen, Eschen, Weiden,
Und summen wird die Biene hier
Für alle, alle Zeiten.

Wie immer wird zu dir der Strol
Von Mond und Sonne gleiten —
Ich aber scheid' in Leid und Qual
Für alle, alle Zeiten!

4. An ***.

Bin ich vom Tod befreit,
So meine Hör'cht nicht an meinem Grab,
Knie' nicht, wo müd mein Haupt dann liegt,
Stör' nicht den Staub, dem Ruh' dein Herz nicht gab!
Da lag' nur Sturm und um des Klotz Schreck —
Du — geh' vorbei!

War es dein Irrthum, war es deine Schuld —
Ich frag's nicht mehr in meines Herzens Not;
Sei deines Liebsten! Mir brach die Geduld,
Ich wünsch' den Tod!
Geh, schwaches Kind, wo meine Gruft auch sei,
Vorbei, vorbei!

Tabletten.

*** Dr. Heinrich Döring hat unter dem Titel „Schillers Sturm- und Drangperiode" ein neues Buch herausgegeben, welches zwar des Neuen nicht viel enthält, aber sich angenehm liest. Interessant ist in demselben die heftige und ergötzliche Polemik, welche die Graubündtner mit dem „Komödienschreiber" eine Zeitlang führten, weil er in den beiden ersten Aufzügen der „Räuber" Spiegelberg die (später von Schiller unterdrückten) Worte sagen läßt: „Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstoßen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz. Auch dazu gehört ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rate ich dir (Razmann), reise ins Graubündtner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner!" Fast ganz Graubünden erhob sich auf diese Beschuldigung und schleuderte aller Art Invectiven auf das Haupt des jungen schwäbischen Dichters.

*** Die Kaiserin Maria Theresia, von welcher das Volk in Wien zu erzählen weiß, daß sie schon vierundzwanzig Jahre vor ihrem Abscheiden das schwarze Kleid, in dem sie in der Kapuzinergruft in Wien begraben ist, habe fertigen und mit Edelsteinen sticken lassen, pflegte bei Tag und Nacht die Gruft ihrer Ahnen bei den Kapuzinern zu besuchen. In der letzten Zeit ihres Lebens war sie bekanntlich sehr stark, und deshalb mußte man sie — wie auch zu Schönbrunn auf dem Kanape mittels des noch vorhandenen Zugs auf das Belvedere der Gloriette hinauf — aus der Gruft hinauf ziehen, wo sie jeden Freitag an dem Sarg ihres Gemals betete. Einst riß während des Aufwindens einer der Stricke und dreimal blieb die Maschine stecken; da sagte die Kaiserin: Die Gruft will mich behalten. Und in der That war Maria Theresia zum letztenmal lebendig in der Gruft gewesen. Drei Tage nachher verließ sie ihre Gemächer nicht mehr und starb am 29. November 1780. Am 3. December erfolgte die Beisetzung der Hülle.

*** Als zum Beginn und in der französischen Kaiserzeit das Wiederaufleben des antik classischen Styls in der Kunst und sogar des antiken Kostüms im Leben angestrebt wurde, ohne daß man recht wußte, was man mit beiden beginnen sollte, begaben sich die wunderlichsten Versuche und Tactlosigkeiten. Da es galt, dem General Desair ein ehernes Standbild auf öffentlichem Markte zu errichten, stellte der Künstler den Mann, der eben noch unter seinen Mitbürgern gewandelt war, den Augen derselben pudelnackt dar, den antiken Mantel statt über den Körper über den Arm geworfen. Nachdem sich die Pariser Straßenwelt hinreichend an dem nackten General skandalisirt hatte, zerbrachen sich die Techniker den Kopf darüber, ob man nicht dem Erzbild nachträglich einen Rock anthun könne. Nach dem 18. Brumaire schämten sich die Franzosen ihres eigenen Rockes und warfen um des übelverstandenen griechischen Kunstideals willen ein Ding wie eine Tunica um, ja vornehme Damen gingen mit bloßen Füßen und Sandalen auf die Straße, steckten aber zum Uebermaß des Widerspruches kostbare Ringe an die Zehen.

*** Drei junge Engländer, welche auf einem nur drei Fuß breiten Schiffchen die Fahrt von England nach Konstantinopel machen und bereits den Rhein herauf durch den Maintanal bis Regensburg gelangten, sind nach Briefen aus Linz bereits auch von dort abgefahren. Die ganze Reise wird in Folge einer Wette unternommen, welche dahin geht, daß die Leute in ihrem Schiff von England durch den Kanal bis nach Konstantinopel fahren. Die jungen Herren haben bisher ihre Wette buchstäblich gehalten und sind demzufolge durch den Kanal, wo ihre Nußschale denn doch etwas unsicher war, zwar in „ihrem" Schiffleein geblieben, haben dies aber auf ein gewöhnliches großes Segelschiff auszuladen lassen und sind so in doppelter Schale durch den Kanal geschwommen. Diese Reise ist übrigens nur die Wiederholung einer früheren im Jahr 1847 aus demselben Beweggrunde und auf demselben Wege.

*** In Spanien, namentlich in Andalusien, findet man häufig das häßliche und seltsame Thier, das Chamäleon, das bekanntlich eine Art Eidechse ist und, wie die Spanier sagen, von der Luft lebt, was aber nicht wahr ist. Das Thier wird nun in Spanien in fast jedem Haus zur Unterhaltung der Leute benutzt, so häßlich es auch aussieht. Man befestigt nämlich in der Mitte des Zimmers einen dünnen Strick von einer gewissen Länge, dessen Ende man dem Chamäleon in die Vorderpfoten gibt. Das Thier klettert an dem Strang empor bis an die Decke, an der es sich nicht festhalten kann; es klettert deshalb an dem Strang wieder hinunter, der nicht ganz bis an den Fußboden reicht, und betrachtet sich sehr ernsthaft und bedächtig den Raum der es von dem Boden trennt. Hat es alles wol überlegt, so steigt es höchst gravitätisch wieder empor und so geht es fort bis in das Unendliche. Bringt man zwei Chamäleons an einen Strick, so wird die Sache allerdings höchst komisch und der ärgste Hypochonder muß laut auflachen, wenn er die Verzerrungen, das Gesichterschneiden und die entsetzlichen Blicke der beiden häßlichen Geschöpfe sieht, wenn sie sich an dem Strang bewegen. Mancher Reisende hat sich an dieser Unterhaltung so ergötzt, daß er Chamäleons mit in sein Vaterland nehmen wollte, aber man bringt sie der Kälte wegen nicht über die Pyrenäen und sie sterben in den kalten Klimaten an Heimweh und Schwindsucht.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 10. September. (Zum erstenmal) Der Hauptmann von der Schaarwache. Lustspiel in zwei Acten; nach dem Französischen. — Hierauf: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, eine Hampelmanniade in drei Bildern.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N. 218. Samstag, **11. September 1852.**

Was eine Mutter leiden kann.

Eine wahre Geschichte.

Aus dem Blämischen des Hendrik Conscience von Dr. Eduard Wagner.

(Fortsetzung.)

3.

Auf dem Freitagsmarkt, nach der Seite des Falkengäßchens zu, stand unter einigen andern Gegenständen ein kleiner Wagen mit zwei Rädern, an Form jenen Handkarren gleich, die man in Antwerpen Muschelkasten nennt, weil sie in der Regel zur Fortschaffung von Muscheln dienen. Nicht weit davon entfernt befand sich ein Mann, der ungemein niedergeschlagen aussah. Die Arme über die Brust gekreuzt, richtete er seine feuchten Augen beständig von dem Schubkarren auf den Ausrufer, der ein wenig weiterhin mit dem Verkauf anderer Gegenstände beschäftigt war. Von Zeit zu Zeit stampfte der trostlose Mann mit dem Fuß auf den Boden, als ob schmerzliche Gedanken sich seiner bemächtigt hätten; doch verfiel er jedesmal in verzweiflungsvollen Trübsinn, wenn er auf den Karren blickte, der bis jetzt für ihn das Mittel gewesen war, um als ehrlicher Arbeitsmann sein tägliches Brod zu verdienen.

Während er so in Trostlosigkeit versunken war, kamen zwei Jungfrauen mit hastigen Schritten über den Freitagsmarkt. Eine von ihnen mußte wol den schmerzlichen Ausdruck in dem Gesicht des Arbeitsmannes erkannt haben, denn sie hielt ihre Gefährtin an der Ecke des Falkengäßchens auf und fragte sie: Hast du gesehen, Adela, welche Betrübniß auf dem Gesicht jenes Mannes zu lesen ist? — Welches Mannes, Liebe? — Dort; sieh, wie er mit dem Fuße stampft, wie er seine Arme an sich zieht. Gewiß, Adela, er ist ein Unglücklicher. — Vielleicht, Anna! Wer weiß aber, ob es nicht auch der bloße Ausdruck des Zornes ist. — Nein, Adela, das kenne ich nur zu gut. Der Ausdruck des wahren Unglücks trägt einen unverkennbaren Stempel. Er zieht gefühlvolle Herzen an und stimmt sie zu der süßen Empfindung des Mitleidens; Bosheit und Zorn stoßen dagegen den Beschauer ab. Ich habe mich nicht getäuscht, Liebe, jener Arbeitsmann ist ein Opfer des langen Winters. Sieh nur, seine Kleider sind nicht schmutzig und zerlumpt. Laß' uns zu ihm gehen; ich will ihn nach der Ursache seiner Betrübniß fragen.

Die beiden Damen kehrten zu dem Mann zurück; aber grade als sie auf ihn zutreten wollten, ward er von einer andern Person angeredet, die wie er der arbeitenden Klasse anzugehören schien und ihm jetzt mit den Worten auf die Schulter klopfte: Nun, Sus, was sagst du zu dem Wetterchen? Kalt, he? Komm, geh mit mir, ich lasse uns einen Schnaps einschenken! — Der betrübte Arbeitsmann hatte seine Schulter fast mit Gewalt der Berührung des andern entzogen, antwortete jedoch nicht. Der letztere, hierüber verwundert, sah ihm ins Gesicht und bemerkte, wie verwildert ihm die Augen im Kopf standen. Nun, Sus, rief er, was fehlt dir denn, Freund? — Die Antwort erfolgte noch nicht sogleich nach der Frage und die beiden Damen hatten daher Zeit, sich etwas nähern zu können, um besser zu verstehen, was derjenige sagen werde, den sie für einen Unglücklichen hielten.

Eine dumpfe Stimme, die durch schwere Athemzüge unterbrochen wurde und eine tiefe Erschütterung zu erkennen gab, sagte endlich: Ach, Geert, du sprichst von Schnaps; aber ich wollte lieber sterben, als jetzt ein Glas Branntwein an den Mund setzen. Alter Junge, wenn du wüßtest, welcher Gram mich verzehrt ... Diese Worte waren mit so tiefer Betrübniß ausgesprochen worden, daß Geert ganz bewegt wurde und seine heitere, scherzhafte Weise aufgab, um ernster zu sprechen. Er ergriff die Hand seines unglücklichen Gefährten und fragte fast mit Thränen in den Augen: Freund Sus, was hast du? du siehst ja zum Sterben betrübt aus. Ist Trees todt? — Nein, nein, Geert, das ist sie zum Glück nicht. Aber dir kann ich es sagen, denn du warst ja stets unser Freund. Du weißt es, daß ich nie müssig gewesen bin, mein Brod zu suchen, und daß ich es, Gott sei Dank, bisher noch immer gefunden habe; aber jetzt ... es ist vorbei mit mir! Meine arme Trees, das gute Weib, hat in zwei Tagen noch keinen Bissen gegessen, unser Hänschen vergeht vor Hunger, und mein jüngstes Kind, unser Mieken, wird in diesem Augenblick wol schon todt sein, denn die Brüste seiner Mutter sind vor Kälte und Mangel versiegt. Geert, Geert, wenn ich daran denke, könnte ich wahrhaftig vor Verzweiflung Hand an mich legen. Würdest du beiteln können, Geert? — Betteln? Nein, gewiß nicht, ich habe noch ein paar Hände am Leibe! — Nun, ich auch. Aber bei mir ist es doch schon so weit gekommen, daß wir bereits alles verkauft und versetzt haben, ausser unsern Schubkarren, der dort steht. Ach, Geert, um ihn anschaffen zu können, hatten wir so lange gespart und so lange darauf Brod gegessen. Aber wenn es Gottes Wille ist — immerhin! Wenn nur der Ausrufer bald hierher käme, damit ich meiner Frau und meinen Kindern etwas Brod bringen könnte! — Da ist er! Aber sage einmal, Sus, wohnst du denn immer noch in der Winkelstraße? — Ja!

In diesem Augenblick kam der Ausrufer mit seinem Stuhl nach der Stelle, wo der unglückliche Arbeitsmann stand, und rief mit lauter Stimme: Kaufslustige herbei! Käufer von Schubkarren herbei! — Ein Lächeln zog über das Gesicht des Tagelöhners. Die beiden Damen sprachen leise über etwas, was sie zu erfreuen schien. — Der Ausrufer fuhr fort: Dreißig Franken für diesen Schubkarren! Dreißig Franken ... Fünfundzwanzig! Er ist so gut wie neu! Es ist ein Spottpreis ... Zwanzig Franken! — Eine der Damen gab ihm ein Zeichen mit dem Kopf und er rief sogleich: Zwanzig Franken, ein Käufer ist da! Zwanzig Franken, niemand mehr? — Andere boten nun auch

auf den Karren. Die Dame trieb jedoch den Preis beständig in die Höhe. Der Ausrufer wendete sich bald hierhin, bald dorthin, um die Winke der Bietenden zu beachten. Einundzwanzig Franken! — Zweiundzwanzig! — Dreiundzwanzig! — Vierundzwanzig! — Fünfundzwanzig! — Siebenundzwanzig! — Siebenundzwanzig Franken! niemand mehr?... Siebenundzwanzig Franken zum ersten, zum zweiten, zum ... dritten. Zugeschlagen! Viel Glück in den Kauf!

Nachdem die Dame dem Knecht des Ausrufers einige Worte gesagt hatte, wendete-letzterer sich nach seiner Wohnung und rief aus Leibeskräften: Jetzt wird bezahlt!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Ifidor Müller.

(Fortsetzung.)

Lena war schon früher weggegangen und weinte, Christili aber seufzte: Einen Fuß, einen Fuß, der arme Martli! — Der Alte aber konnte es fast nicht glauben, daß Martli noch lebe, wie gern er es auf der andern Seite doch wieder glaubte. Weil er nur noch lebt, sagte er mit einer Freude, die ein Vaterherz durchschauern muß, wenn es den verlorenen geglaubte Sohn wieder an sich drückt, weil er nur noch lebt! freilich im Spital, ein Fuß! Freudenthränen vermischten sich mit Thränen des heftigsten Schmerzes. Wenn wir ihm nur helfen, ihm etwas schicken könnten. Sie hatten, weil die Zeitkalbe schon am Herbst verkauft worden war, ein Heu erübrigt, das mußte nun herhalten und das Geld wurde für Martli bestimmt. Christili versprach, wenn sie zu kurz kämen, in die Bergweiden zu gehen und dort zu wildheuen. Nun war aber in diesem Briefe noch ein kleinerer mit der Ueberschrift an Christili. Diesen nahm es und ging damit wieder zu seinem Kästchen und las. Helle Thränen fielen auf das Blatt und einigemal seufzte es, als würde sein Herz durchstochen. Weil es wahrscheinlich der letzte ist von Martli's Hand, so soll das Christili euch den Inhalt vorlesen.

„Liebes Christili!

Ich habe dir im letzten Brief versprochen, daß ich dir allein schreiben wolle. Nun halte ich mein Versprechen. O hätte ich es früher gethan! dort hätte ich dir noch erfreulicheres sagen können. Nun bin ich nicht mehr der gesunde, frische Martli, der kühne Jäger. Verwundet liege ich hier und harre — harre. Liebes Christili, ich habe dem Vater geschrieben, daß ich blos einen Fuß verloren. Die muß ich die Wahrheit sagen, denn du kannst sie ertragen, du warst ja immer die Starke und hast die anderen getröstet. Auch der linke Fuß ist verwundet und man wird ihn abnehmen müssen. Ob ich es aushalte, weiß Gott. Liebes Christili, weine nicht und fasse dich. Es war freilich eine schöne Zeit, die wir mit einander zubrachten, und wie glücklich wären wir gewesen, hätte die Hand des Herrn uns nicht getrennt, hätte seine Hand mich nicht verwundet. Aber wir dürfen gegen seine Fügung nicht klagen. Tausende müssen bluten, daß Millionen sich freuen. Uns hat das Loos der ersteren getroffen, in Gottes Namen, sein Wille geschehe. Ich bin auch nicht der einzige, den dieses Loos traf, ich habe viele Genossen. In der Kirche rings herum liegen sie von Wunden überdeckt, und du bist nicht die einzige, die ihren Martli verliert; viele Mädchen kommen herein und weinen an dem Bette ihrer Geliebten. An meiner Seite liegt ein Piemontese, der beide Füße durch einen Schuß verloren. Sein Mädchen kam gestern und fragte ihn unter Thränen: Carlo, wo fehlt es dir? sag mir's doch! gib mir deine Hand — er zog die Rechte unter der Decke hervor — so! das ist die rechte, jetzt die linke, lieber Carlo! er gab sie ihr. — Gelobt sei die Mutter Gottes, sagte das Mädchen, wir haben geglaubt, sie hätten dir einen Arm abgeschossen. Aber Carlo, fuhr es fort, warum ziehst du dich denn so zusammen? du mußt dich ausstrecken. Ich kann nicht, gab er mit dumpfer Stimme zur Antwort, eine Kugel hat mir meine Füße weggerissen. Siehst du, Christili, das ist ein Beispiel und so geht es tausenden. Das ist freilich kein großer Trost, aber leichter ertragen wir es doch. Ich habe den zweien auch von die erzählt und das welsche Mädchen läßt dich grüßen und heißt dich Schwester, der Ring ist von ihm; trage ihn und denke an dasselbe und an mich jetzt wenn ich nicht mehr bin. Ich habe immer gehofft, ein solcher Ring werde einstens auch uns verbinden, ach! unser schönes Hoffen ist vorbei, drüben in einem bessern Land soll ein Brautring auf ewig uns vereinen, wo uns dann nicht mehr Tücke, Aufruhr und Krieg von einander trennt und die Mordwaffe auf immer uns einander entreißt. Ich werde dich nicht mehr sehen und weiß Gott, ob ich nochmal schreiben kann; drum lebe wol für dieses Leben, in einer bessern Welt sehen wir uns wieder. Noch etwas, tröste den Vater, thu' für ihn, was du kannst; was du ihm thust, hast du deinem geliebten, sterbenden Martli gethan, und kommet bald nach. Betet für mich, und wenn ihr hört, daß ich gestorben bin, errichtet mir einen Grabhügel auf unserem Gottesacker und setzt mir ein Kreuz darauf. Ich drücke dir noch einen Kuß auf deine Lippe und scheide. Lebe wol, Christili! lebe wol! Dein Martli."

Die Thränen trockneten auf Christili's Wangen und ein unendlicher, trockener Schmerz schnürte seine Brust zusammen. Es blickte auf das Crucifix, das an der innern Seite der Kastenthür hing, von vielen Heiligen umgeben, und seufzte: Warum hast du das gethan... o mach' ihn wieder gesund, oder laß' mich auch bald sterben! — Beide Füße ab ... gesund, gesund kann er nicht mehr werden, dachte es bei sich selbst; laß' mich auch bald sterben, sagte es halblaut und kniete davor nieder. So traf es Lena an und der Jammer begann von neuem. Endlich aber wurde die Hülfe für Martli beraten und auf obengesagte Weise auch zwischen Christili und Lena verabredet, die auch noch den letzten Kreuzer dazu hergab. Wie oft wünschte sich 's Christili nach Novara an Martli's Bett, wie beneidete es das welsche Mädchen! Ein ew'ger Kummer, man möchte ihm nicht recht anthun, nagte an seinem Herzen und blaß und immer blässer wurde das Kind. Vor der Bötin, die ihm früher wie ein Engel vorgekommen war, floh es jetzt immer, wenn es in die Kirche kam und erschrad, wenn es sie sah, aus Furcht, sie möchte den Todtenschein bringen; dazu kam noch die Sorge für die Erhaltung des Hauswesens, das sich immer schwerer halten ließ. Der alte Waldeier war gestorben und sein Sohn war nicht mehr der edle Mann, dessen Wallfpruch gewesen: Leben und leben lassen. Als er hörte, Martli sei gefallen, wurde er gleich um sein Geld besorgt, und fündete daher dem alten Jörgi auf. Das war in dieser Lage ein harter Streich und alle Unglücksfälle, die in so kurzer Zeit auf den alten Mann einstürmten, hätten einen Stärkeren niederbeugen müssen. Er ging daher allmälig ganz gebückt und neigte sich, wie es schien, dem Grabe zu. Was Christili in dieser Not gelitten, kann jeder selbst wissen, der Martli's letzten Brief gelesen. Der Not konnte nur auf einem Wege abgeholfen werden: sie mußten ihre einzige Wiese verkaufen. Um nun doch noch eine Kuh halten zu können, mußte Christili wildheuen. Im heißen Sommer, die Füße mit Kreuzeisen bewaffnet, hing es den ganzen Tag auf den glühenden Abhängen und mähte das Gras aus allen Klüften und Gestrüppen heraus. Dann band es das gedörrte zusammen und

trug es in großen Föhrten* nach Hause. Einmal hatte es gar so schwer, es schlof unter die Fuhrt hinein, schon war es auf den Knieen, da bekam die Last das Uebergewicht und fiel ihm über den Kopf vorn herunter. Es gab ihm einen Stich im Innern und seitdem fühlte es immer Schmerz auf der Brust. Doch achtete es anfangs nicht darauf und arbeitete wie früher. Aber alles Arbeiten vermochte nicht die Zinsen zu erschwingen, zumal da nun auch die großen Steuern kamen und hundert andere Ausgaben. Alle Sonntag hatten sie den einen oder den andern Steuerzieher im Hause und was Lena und Christill unter der Woche erspart hatten, verzehrten diese Schreier am Sonntag mit Heißhunger. Ich glaube doch, ich hätte beigesteuert genug, sagte der Alte oft; wenn einer seinen Sohn opfert, sollte der Kaiser wol zufrieden sein und das lumpige Geld von andern fordern. Die gern wollt ich alles verkaufen und hergeben, wenn mein Martil wieder käme. Aber die Steuerzieher achteten auf das nicht und trieben den alten Mann bis aufs Blut. Ach! und das arme Christill, wie gehts etwa dem? Nicht auf das beste. Sein Schmerz wird immer größer, die Farbe wechselt, es fängt an zu hüsteln. Auch mit Martil stand es nicht gut; den Fuß hatte man ihm abgenommen und es war zu Martil's Trost der Brand dazu gekommen. Er konnte hoffen bald der Leiden überhoben zu werden, wie weh es ihm andererseits that, seinen Vater in solcher Not verlassen zu müssen, von einem Herzen scheiden zu müssen, von dem er wußte, daß es über seinen Tod brechen werde. Das Geld mit einem lieben Brief von Hause hatte er wol bekommen, aber er konnte es nicht genießen, denn man ließ ihm nichts, als was im Spital vorgeschrieben war. Wie oft wünschte er den Vater noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen, die Lena noch einmal zu küssen und das Christill zu umarmen. Aber umsonst sind seine Wünsche, der Tod kommt dafür und nimmt ihn bald in seine Arme, aber auch der ist ihm ein erwünschter Gast.

(Schluß folgt.)

Eduard Devrients Berufung nach Karlsruhe.

Mitgetheilt von Dr. Wilhelm Koffka.

(Schluß.)

Es ist leicht möglich, daß diejenigen, welche zu solch hochherziger Anschauung sich nicht zu erheben vermögen oder deren Interesse ihnen eine entgegengesetzte Ansicht, die Ansicht der letzten dreißig Jahre aufzwingt, die Berufung Devrients absichtlich deshalb unterschätzen werden, weil Karlsruhe der Ort seiner Wirksamkeit werden soll. Die so urteilen, mögen bedenken, daß nicht der Ort, wo man wirkt, sondern das, was man wirkt, den Ausschlag gibt. Welche Stadt strakt in der Theatergeschichte des letzten Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts glänzender und unvergänglicher als Mannheim? Und auch sie gehörte damals nicht zu den ersten Städten in Hinsicht der Volkszahl, noch des Reichtums ihres Hofes. Wer weiß, ob nicht einst Karlsruhe der deutschen Schauspielkunst das wird, was ihr Mannheim bereits gewesen ist, ob nicht abermals von einem der äußersten deutschen Grenzpfosten die deutsche Schauspielkunst verjüngt und kräftig, verjüngend und neu belebend durch unser ganzes deutsches Vaterland ihren Triumfzug unternimmt! Wer darauf mit Achselzucken erwidern wollte: wo soll Karlsruhe die Mittel hernehmen, um mit Berlin, mit Dresden rc. in die Schranken zu treten? der wolle nur sich klar werden über das, was diese Bühnen, so lange sie nach den jetzigen Principien verwaltet werden, im Vergleich zu ihren Mitteln denn eigentlich leisten und was überhaupt von ihnen erstrebt wird. Die Förderung der Einzelvirtuosität, dieses Krebsschadens der deutschen Bühnen, der sie finanziell und künstlerisch zu Grunde richten muß, die mag ihnen überlassen bleiben; Karlsruhe wird unter Devrients Leitung ein anderes Ziel haben, ihm wird das Totale, die Ausbildung des Ensemble die Hauptsache sein, und das läßt sich, wie jeder Urteilsfähige zugeben wird, auch mit mäßigen Mitteln erreichen. Während aber die Einzelvirtuosität die Forderungen immer krankhafter steigert und immer größere Capitalien verschlingt, erträgt ein tüchtiges Ensemble gute Zinsen, deren Gewinn mehr und mehr das Capital selbst schonen läßt. Wer den Boden selbst umackert und den Samen streut, die junge Pflanze mit Sorgfalt pflegt und immer auf Nachwuchs bedacht ist, der hat die Frucht viel billiger, als der sie sich erst verschreiben muß und obendrein nach gehabtem Genuß, nach gemachtem Gebrauch keinen Ersatz für sie zurück bekömmt.

Es sind übrigens die materiellen Mittel, welche dem Vorstand der Karlsruher Hofbühne zu Gebote stehen, durchaus nicht unbedeutend. Der Regent gibt mit fürstlicher Munificenz alljährlich eine verhältnißmäßig außerordentlich reiche Beisteuer zur Erhaltung des Kunstinstituts und überdies zur Einrichtung des neuen Schauspielhauses eine sehr beträchtliche Summe. Auch wird mit Eröffnung des neuen Theaters zugleich die Einrichtung eines Pensionsfonds ins Leben treten, ein Institut, durch welches in zwiefacher Beziehung Vortheile erreicht werden: einmal eine größere Anziehungskraft für die Bühnenmitglieder und die darin liegende Aufforderung zur Stabilität, sodann die Möglichkeit, den Theateretat, der seither durch Aufbürdung von Ruhegehalten mit jedem Jahr mehr geschmückt wurde, seiner ursprünglichen Bestimmung, für die laufenden Bedürfnisse zu genügen, zu erhalten.

Wir sind mit diesen Betrachtungen zu den localen Verhältnissen gekommen, für welche, wie wir oben sagten, Devrients Berufung von nicht genug zu schätzender Wichtigkeit ist. In Karlsruhe ist das Theater der einzige Ort, der alle Stände vereinigen, alle Klassen der Gesellschaft anziehen kann. Je nachdem nun das Theater ein gutes oder schlechtes ist, wird der Besuch desselben stark oder schwach sein und danach wieder sich der Grad der Geistesthätigkeit im Publikum, deren Anregung die Bühne doch zum Zweck hat, mehren oder mindern.

Aber so bedeutsam an sich dieses geistige Moment sein mag, ein noch wichtigeres ist für Karlsruhe das materielle. Eine an sich kleine Stadt ohne Handel und besonderen Werkehr, ohne Fabriken und selbst ohne irgend einen Reiz günstiger, an Naturschönheiten reicher Lage, kann es dem Fremden nichts weiter bieten, als sein Theater. Je besser dieses ist, desto mehr werden natürlich Fremde zum Besuch angeregt, je mittelmäßiger, desto weniger ist es der Fall. Fremde aber sind für eine Stadt wie Karlsruhe in vielen Hinsichten, namentlich aber in Hinsicht der nicht gering zu schätzenden Circulation des Geldes, ein wesentliches Mittel der Belebung. Und noch mehr. Ein gutes Theater kann sehr viel dazu beitragen, Familien aus dem Lande und auch Fremde zur Uebersiedlung nach Karlsruhe zum bleibenden Aufenthalt zu veranlassen. Es lebt sich in materieller Beziehung hier sehr angenehm und freundlich, der Zutritt in die Gesellschaft ist leicht, das Entgegenkommen der Bewohner gegen den Fremden ein herzliches, die Anwesenheit eines beliebten und der Verehrung würdigen Hofes für viele ein erwünschtes Moment; wenn nun noch ein Kunstinstitut vorhanden ist, das die Blicke von ganz Deutschland auf sich zieht und dessen Leistungen beiwohnen und sie beurteilen zu können, nicht nur Sache des Genusses, sondern gar der Ehre wird — kann dürfte wol so manchen Karlsruhe zu seinem Domicil wählen und so die wei-

* Bürden.

teren für die Stadt wie gesagt in pecuniärer Hinsicht sehr ersprießlichen Vortheile nicht ausbleiben. Wir wollen uns nicht allzu sanguinischen Hoffnungen hingeben, aber mit der Zeit wird sich, dessen sind wir gewiß, ein nicht unbedeutender Nutzen für Karlsruhe herausstellen, wenn es anders gelingt, hier die künstlerischen Intentionen zum Ziel zu führen, die wir bei Devrient, nach dem was wir aus seinen Werken wissen, voraussetzen ein Recht haben.

Und so möge denn ein guter Stern dem Neugewonnenen bei seiner Wiederkehr nach Karlsruhe leuchten, möge ihm die Kraft, die Stärke und die Ausdauer ungeschwächt bewahrt bleiben, die er zu seinem Werke nötig hat! Unter der Aegide unseres kunstliebenden, erleuchteten Prinz-Regenten, unter der Führung ihres neuen Piloten wird die Karlsruher Hofbühne wol in nicht zu ferner Zeit auf einer Stufe stehen, auf der sie von weit und breit die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, auf der sie nach allen Seiten Achtung und Wertschätzung sich zu verdienen wissen wird.

Tabletten.

*** Der Reisende J. N. Anderson entwirft folgende Schilderung der Guano-Inseln; Wenn man die Inseln bestiegen und sich auf dem platten, ich darf nicht sagen Boden, sondern Grund müde gegangen hat, wo kein Hügel, keine Pflanze, kein Gras, ja nicht ein Blatt oder Moos von dem rothbraunen Grunde sich abhebt und wo eine Höhlung nach der andern den Fuß niederzwängt in die Gruben, wo tausende von Vögeln hausen: wenn man nach einer solchen Wanderung die Küsten besucht, so findet man ein nicht minder interessantes Schauspiel. Von einer entsetzlichen Höhe niedersteigend gehen die Berge lothrecht ins Meer, das sich unaufhörlich an ihrem Fuße bricht. Darüber sieht man die Guanomassen, die in schwächerem oder stärkerem Grade die Klippen anfressen und die Ursache gewesen sind, daß große Stücke sich bereits los gemacht haben und niedergestürzt sind; diese liegen jetzt wie freistehende Klippen außerhalb der Insel, oft in höchst fantastischen Formen. Die Klippenwände sind selten glatt, sondern geräumige Grotten mit Durchgängen von einer zur andern; weitläufige Risse und vorstehende mächtige Blöcke geben ihnen ein sehr gebrochenes, oft grottartiges und majestätisches Aussehen. In jedem Loch, auf jeder Spitze sitzen tausende von Vögeln und unterhalten ein gellendes, die Ohren zerreißendes Concert.

*** In England ist ein Buch von dem bekannten Touristen S. Laing erschienen, das den Titel führt: „Observations on the social and political State of Denmark and the duchies of Sleswik-Holstein in 1851", und worin alles was deutsch heißt, auf das grausamste abgekanzelt wird. Wahrhaft naiv ist der Beweis Laings, daß die Deutschen keine Ansprüche auf Nationalität und Einheit machen dürfen; das Land ist nämlich seiner Bebauung nach so fruchtbar, daß jeder Distrikt genug erzeugt, um sich selbst zu ernähren; es entsteht also in Deutschland kein Bedürfniß gegenseitigen Austausches der Lebensmittel, kein Verkehr, keine Veranlassung zu nationaler Einheit! Auch fehlt uns nach Herrn Laing alle und jede gemeinsame Sprache; denn das Hochdeutsch unserer Bücherprache ist wesentlich verschieden von dem Plattdeutschen, und in Süddeutschland herrscht nach Laing ein anderes Plattdeutsch als in Norddeutschland. Auch läßt unser Engländer die Deutschen hart an wegen der vielen schlechten Bücher, die wir schreiben. Daß man ihm darauf antworten könnte, so schlecht diese mitunter seien, erreiche doch schwerlich eines die grenzenlose Albernheit seiner Touristenweisheit, — das fällt dem einfältigen Menschen natürlich nicht ein. Wir wollen ihm zum Abschied ein Wort in sein Reisealbum schreiben, das einst Fürst Kaunitz zum französischen Gesandten Breteuil sagte: Ce qu'il y a de plus extraordinaire c'est la quantité de choses qu'on Anglais ne sait pas!

Frankfurt, den 10. September.

Kunstausstellungen. Concerte.

Im Casinogebäude auf dem Roßmarkt ist abermals ein historisches Bild zur öffentlichen Ansicht ausgestellt; diesmal eine Aquarelle, vom Hofkupferstecher Hoffmeister aus Karlsruhe gemalt und eine Scene aus dem badischen Feldzug, das Gefecht bei Kuppenheim, darstellend. Das Bild ist fünfthalb Fuß lang, vierthalb Fuß hoch. Im Vordergrund rechts erblickt man auf einer Anhöhe die ritterliche Gestalt des Prinzen von Preußen in Begleitung des Prinzen Friedrich Karl, beide von einem glänzenden Generalstab umgeben. Nach vorn eröffnet sich die Aussicht in das Murgthal mit Kuppenheim, Rastatt, Niederbühl, in welchem das Gefecht spielt; links steigen die Anhöhen an dem Ufer der Murg empor, auf welchem die Vorposten des Beuderschen Corps sichtbar werden, und darüber erscheinen der Ebersteiln und die Gebirge bei Baden. Das Bild ist Porträt im strengsten Wortsinn: etwa sechzig preußische und badische Generale und Offiziere sind mit der überraschendsten Aehnlichkeit wiedergegeben, die bei den kleinsten Darstellungen sogar noch durch die Lupe erkennbar wird. Das Ganze ist lebendig aufgefaßt, geschickt vertheilt und gruppirt, und bekundet eine seltene Technik. Der Prinz von Preußen hat dem Maler schon im November vorigen Jahrs, wo dasselbe noch weit zurück war, seine besondere Zufriedenheit über das Bild ausgesprochen. Der Künstler bringt nun das vollendete Gemälde selbst nach Berlin und stellt es unterwegs in den größeren Städten zur öffentlichen Ansicht aus. Hier wird dasselbe fünf bis sechs Tage zu sehen sein.

Im ersten Stock der Kleinkinderschule, der Weißfrauenkirche gegenüber, wird am 20., 21. und 22. September der künstlerische Nachlaß des vor sechs Monaten hier verstorbenen genialen Landschaftsmalers Anton Radl zur öffentlichen Ausstellung kommen. Derselbe besteht aus Oelgemälden, Gouache- und Aquarellbildern, Handzeichnungen, Kupferstichen ꝛc., und soll an obengenannten Tagen aus freier Hand zum Verkauf kommen.

Herr Director Montelli und Madame Scott-Sainville, beide von der italienischen Oper in London, sind auf ihrer Kunstreise durch Holland, Belgien und Frankreich nach Deutschland hier angekommen und werden nächsten Mittwoch, 15. September im Saal des Weidenbuschen Gartens ein Concert im Kostüm geben.

Das von Herrn Wilhelm Sasse, Sänger aus Berlin, für den 12. September angekündigte Concert bleibt wegen plötzlicher Heiserkeit desselben bis zum Sonntag, den 19. September verschoben.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 11. September. Czaar und Zimmermann, komische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Lortzing.

Sonntag, den 12. September. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in drei Abtheilungen. Musik von Weber.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 219. Montag, 13. September **1852.**

Was eine Mutter leiden kann.

Eine wahre Geschichte.

Aus dem Vlämischen des Hendrik Conscience von Dr. Eduard Wegener.

(Fortsetzung.)

Schon war unser Arbeitsmann in dem Haus des Ausrufers und wollte mit dem Geld, das man ihm gegeben, zu seiner Familie zurückeilen, nicht ohne noch einen traurigen Blick auf den Schubkarren geworfen zu haben, als eine der beiden Damen ihn mit den Worten anredete: Guter Mann, wollt Ihr was verdienen? — Der Arbeitsmann bedachte sich einen Augenblick und fragte dann: Was steht zu Eurem Befehl, Fräulein? — Wir wünschten gern, daß Ihr uns diesen Schubkarren nach Haus führet! — Es thut mir leid, aber das kann ich nicht, denn ich habe einen eiligen Auftrag auszurichten! — Anna, die sehr menschenfreundlich war und deshalb besser als ihre Freundin die armen Leute verstand, sagte hierauf mit Hast zu dem Tagelöhner, der im Begriff war, sich zu entfernen: Wir wollen nämlich nach der Winkelstraße. — Nach der Winkelstraße? O, Fräulein, dann kann ich Euch dienen, denn grade nach jener Gegend muß auch ich hin! — Hierauf ergriff er den Schubkarren, zog ihn aus den umherstehenden übrigen Verkaufsgegenständen hervor und folgte den beiden Fräulein, die sich alsbald mit ziemlich schnellen Schritten auf den Weg machten. Ein bitterer Schmerz preßte ihm die Brust zusammen bei dem Gedanken, daß er nun sein eigenes Fuhrwerk für andere fortschaffen mußte; aber die Gewißheit, daß er auch bald mit dem erhaltenen Geld die Thränen seiner braven Frau trocknen werde, mischte einen süßen Trost in seine Betrübniß.

Mit angstvoller Ungeduld empfing er von den beiden Damen den Befehl, vor einem Laden stehen zu bleiben. Er brauchte jedoch nicht lange zu warten, denn die Fräulein hatten nur wenige Augenblicke in dem Laden verweilt, als man aus demselben einen Sack Kartoffeln, zwei oder drei große Brode und einige Bündel Holz herbeibrachte und auf das Wägelchen lud, während Anna eigenhändig einen großen steinernen Topf mit Sorgfalt an den Kartoffelsack lehnte.

Sobald man in der Winkelstraße angekommen war, fragte der Mann, wohin die Damen den Schubkarren gebracht zu haben wünschten. Anna antwortete mit Absicht: Nur immer zu, es ist noch weiter! — Trotz dieses Befehls blieb er vor einer kleinen Thür stehen, die Anna als diejenige erkannte, in welche sie heute Morgen hatte eintreten wollen. Der Mann nahm seine Mütze vom Kopf und sagte höflich: Fräulein, erlaubt Ihr mir wol, hier einen Augenblick hineinzugehen? Ich werde sogleich wieder zurück sein! — Als ihm dies zugestanden war, öffnete er die Thür und trat hinein. Aber die Damen folgten ihm auf dem Fuß nach und gelangten fast gleichzeitig mit ihm in seine Stube.

Ein kalter Schauer überlief Anna und ihre Freundin. Die Scene, die sich hier ihren Blicken darbot, war herzzerreißend. Die junge Frau, die vor dem Bett gesessen hatte, lag ohne Regung und Gefühl auf dem Stein; ihre Wangen waren bleich, ihre Augen geschlossen, ihre Lippen blau und ihr Kopf hing nach hinten über der Ecke des Bettes, wie der empfindungslose Theil einer Leiche. Der Knabe hatte den schlaff herabhängenden Arm seiner Mutter ergriffen und rief in dem Augenblick, wo sein Vater und die beiden Fräulein in die Stube traten: Lieb Mütterchen, ach, mich hungert so sehr! Nur ein Stückchen Brod! — Der Mann, ohne die Gegenwart Adela's und ihrer Freundin zu beachten, sprang angstvoll auf sein Weib zu, rief sie in voller Verzweiflung bei ihrem Namen, zerraufte sich die Haare und brachte nur abgerissene Worte hervor. Trees! rief er heulend, ach, liebe Trees, unglückliche Frau!... Herr, mein Gott, ist das möglich? ... Todt, todt vor Hunger und Kälte! ... Haben wir das auf der Welt verdient? — Unter diesen Ausrufungen griff er nach dem Tisch und erfaßte ein Messer. Anna aber, die seine Bewegung mit einem Angstschrei bemerkt hatte, eilte sofort hinzu und entriß ihm das tödtliche Werkzeug. Eure gute Frau ist nicht todt! rief sie; da, lauft so schnell Ihr könnt und holt Wein aus dem ersten besten Weinkeller. Hierbei gab sie ihm Geld und wies ihn hastig nach der Thür. Er stürzte zur Stube hinaus und flog wie ein Pfeil von dannen.

Anna nahm die unglückselige Mutter in ihren Arm. Ihr seidener Mantel und ihr Sammethut litten zwar durch die Berührung mit den groben und schlechten Kleidern derselben; das barmherzige junge Mädchen fragte aber wenig darnach und fuhr fort, die Kranke wie eine Schwester zu pflegen. Und in der That sah sie in ihrer Menschenfreundlichkeit nach dem Gebot des göttlichen Jesus die Sterbende wie eine wirkliche Schwester an. Sie zog eine Apfelsine aus ihrer Tasche, drückte den Saft derselben auf die blauen Lippen der Frau und deren Hände sorgfältig in den ihrigen. Ein Freudenschrei entfuhr ihren Lippen, als sie sah, daß die Augen der Mutter sich öffneten.

Während dieser Zeit war Adela nicht müßig gewesen und hatte sich nicht damit begnügt, dieses Bild des Hungers und der Armut anzustarren. Als sie beim Eintritt in die Stube den Ausruf des kleinen Jungen gehört hatte, war sie eilig nach dem Schubkarren gegangen, hatte den steinernen Topf und ein Brod hereingeholt und den Knaben einige Stücke Holz auf das Feuer werfen lassen.

Kaum hatte Hänschen das Brod gesehen, als seine Augen nicht mehr davon abzuwenden waren und er noch einmal um Butterbrod bat. Adela, die heute Morgen noch so viel Abscheu vor armen Menschen gezeigt hatte, war jetzt beim Anblick so bitterer Not dermaßen gerührt, daß sie selbst das Messer vom Tisch nahm, das Brod an ihre Brust und ihre schönen Kleider setzte und dem Knaben das so flehentlich erbetene Butterbrod schnitt. Da, mein Kind, sagte sie sodann; iß nur jetzt, du

sollst keinen Hunger mehr leiden. — Hänschen ergriff mit Freuden das ihm dargereichte Butterbrod, warf der Dame zum Zeichen seiner Dankbarkeit einige Kußhändchen zu und sah sie mit so süßen Blicken an, daß Adela sich abwenden mußte, um ihre Thränen und ihre Rührung zu verbergen.

Zu gleicher Zeit hatte die Mutter ihre Augen aufgeschlagen und sie mit seligem Entzücken auf ihr essendes Kind gerichtet. Vielleicht wollte sie eben ihrer Wolthäterin mit Worten danken; aber die Zurückkunft ihres Mannes hinderte sie daran. Als dieser seine Frau gegen seine Erwartung lebend wiederfand, stellte er hastig die Weinflasche auf den Tisch, sprang hinzu, und warf sich mit einer Flut von Freudenthränen um ihren Hals und küßte sie zu wiederholtenmalen mit inbrünstiger Liebe.

(Schluß folgt.)

Eine Geschichte aus Valgenair.

Von Isidor Müller.

(Schluß.)

Wie hart wäre er gestorben, wenn er gewußt hätte, wie traurig es auf Valgenair aussehe. Der junge Waldeler hatte sie auf Jacobi auch um die andere Hälfte aufgekündet; wo wollen sie das Geld hernehmen, zumal da Christili nun nicht mehr arbeiten kann und doctern muß? Es blieb nichts übrig als auch das Haus zu verkaufen. Der Nachbarbue hatte sich wol verlauten lassen, er wolle ihnen aushelfen, wenn Christili herwärts schaue und seinem Sohn die Hand gebe. Aber dieses wies den Antrag mit Entrüstung zurück und sagte: den Nachbarbue möcht ich nicht, wenn er in Gold gefaßt wäre und alle zehn Zehen hätte, ich will lieber mit Martli sterben. Sie mußten also das Haus verlassen, und zogen zum Vetter Andres nach Langeztair. Es war ein schwerer Abschied für den Alten, die Hütte zu verlassen, wo seine Eltern und Voreltern gelebt, wo jedes Plätzchen ihm hundert Andenken an schöne und bittere Zeiten hervorrief, und jetzt in den alten Tagen, mit grauen Haaren. Auch dem Christili that es weh und traurig wanderten die drei durch den Lärchenwald an der Kapelle vorbei in das Dorf. Sie gingen übrigens nicht allein, auch der Nachbarbue kam nach, denn er war im Wald beim Holzhacken verunglückt. Christili kniete an seiner Leiche nieder, verzieh ihm und indem es an Gottes strenge Gerechtigkeit dachte, betete es ein andächtiges Vaterunser für seine Seele. Zweihundert Gulden waren ihnen geblieben, von denen müssen sie leben, bis der Tod kommt und sie erlöst. Christili wurde immer blasser, die schönen vollen Wangen ganz verschwunden, die Lippen blaß und die matten Augen blickten wehmütig, der nahe Tod schaute aus ihnen heraus. Oft saß es stundenlang vor der Bank an der Sonne und wärmte sich; seine Gedanken waren zu St. Rosalia am Bette Martli's oder im Himmel, wo es ihn recht bald wieder zu finden hoffte; der Haushund saß bei ihm und leckte seine Füße, dann lächelte es leise und streichelte seinen getreuen Wärter. Einmal kam auch sein Vater, das Narre-Thomeli. Der Vetter gab ihm zu essen und der junge Bue ging ihn ums Christili an. Da sagte es wieder: sie ist schon an einen Englischen verlobt und er wird sie bald abholen. Christili lächelte, fiel seinem Vater um den Hals und sagte: Ja Vater, er wird bald kommen! Am Schutzengel-Sonntag saß es wieder vor der Thüre an der Sonne und starrte vor sich hin; es wird wol wieder an Martli gedacht haben. Das ganze Dorf war leer und still wie ein Gottesacker, nur ein leiser Nachmittagwind bewegte manchmal die aufgelösten Flachshaare des Mädchens, da läutete es das Sterbeglöckchen; Christili kniete nieder und betete, und wußte nicht, wer gestorben sei und für wen es bete. Es kniete noch, da kam der Herr Pfarrer die Gasse her auf Christili zu. Es ging ihm entgegen und küßte ihm die Hand. Nach langem Hin- und Herreden und Umschweifen kam endlich heraus, daß Martin Obholzer am 26. August zu St. Rosalia selig im Herrn verschieden und heute der Todtenschein gekommen sei. Den letzten Nerv, an dem Christili's Leben noch hing, hatte ihm diese Nachricht abgeschnitten. Todtenblaß schwankte es mit dem Pfarrer in das Haus, um auch den Vater davon zu benachrichtigen. Einem fühlenden Herzen darf ich nun diesen Jammer, diese Trauer nicht mehr schildern. Alle drei schwankten auf den Kirchhof, beteten dort für Martli's Seele und machten ihm nach seinem letzten Willen einen Grabhügel auf. Christili setzte seinen großen, schönen Rosmarinstock drauf ein und jeden Morgen und Abend ging es hin und begoß ihn mit seinen Thränen. Aber das dauerte nicht lang, bald konnte es das Bett nicht mehr verlassen. Die langen Sommertage lag es allein in seinem Kämmerlein; denn alles, was sich regen konnte, war auf dem Felde; nur der Vater blieb bei ihm, reichte ihm mit zitternder Hand die Medicin oder was es sonst brauchte. Es hatte Martli versprochen, es wolle für den Vater recht sorgen, ach! und jetzt muß das Umgekehrte geschehen; wie das dem Christili weh that! Außer dem Vater und Lena, die Tag und Nacht wachte, hatte es nun gar keine Freude mehr auf dieser Welt als an seinem Kränzchen, das ihm Martli gekauft hatte, und an seinen Briefen. Diese ließ es sich oft aus dem Kasten bringen, durchlas sie und drückte sie an das Herz. Zuletzt ließ es sie nicht mehr in den Kasten thun, sondern legte sie unter sein Kopfkissen. Es nahm aber immer mehr ab, oft schien es stundenlang nicht bei sich selbst zu sein, sondern mit seinem Geist im Himmel an Martli's Seite zu weilen. Sein Auge wurde immer geisterhafter. Am Rosarisonntag ließ es sich noch einmal sein Kränzchen bringen und sein ganzes Gewand, in dem es vor einem Jahr die Unbefleckte getragen hatte, und ein leises Lächeln überzog sein Gesicht, wie Erinnerung schöner vergangener Zeiten. Es legte sich auf die Seite, nahm das Kreuz, das vor ihm auf dem Bette lag, küßte es und blickte sehnsüchtig zum Himmel. Sein Auge blickte starr aufwärts, — und die Wimpern senkten sich nicht mehr — es war verschieden. Der Vater hatte es kaum bemerkt und drückte ihm mit bittern Thränen die Augen zu. Es war drei Uhr nachmittags und Christili im achtzehnten Jahre seines Alters. Die Nachbarmädeln kamen noch in ihrem Kranzgewand und putzten das Christili auf. Wie ein Engel lag es auf dem Nichtbette, von einem Rosenkranz umgeben und sein geliebtes Kränzchen auf der Wachsstirne. Die Leute, die kamen, um zu beten, benetzten den Boden nicht nur mit Weihwasser, sondern auch mit ihren Thränen, denn jeder mußte weinen. Auch für Martli hörte man manches: Herr, gib ihm die ewige Ruhe! — Das hätte ein schönes Pärchen gegeben, meinten viele, aber der Vater antwortete ihnen mit Ergebung: Im Himmel sind sie wol vereint, ich hätte ihnen kein so schönes Erbgut geben können. Am Dienstag wurde es begraben und alle Leute, auch die sehr in der Arbeit stacken, ließen die Arbeit ruhen und gingen dem Christili kirchen, weil die ganze Gemeinde es so gern gehabt hatte. Als die Steine und Schädel auf die Truhe hinunter polterten, war es dem Alten, als bräche sein ganzes Inneres zusammen. Wie gern hätte er und Lena sich mit begraben lassen. Darauf wurde für Christili eine Seelenmesse gelesen und auch für Martli Obholzer, die der Kaiser für jeden Gefallenen gestiftet hat. Traurig gingen die Leute aus der Kirche und spritzten reichlich Weihwasser auf das frische Grab.

Nun sind seit jener Zeit bereits zwei Jahre vorüber und der Alte und Lena leben noch. Täglich gehen sie auf den Gottesacker

und putzen die Gräber auf. Das ist noch die einzige Freude des alten Mannes. Als ich in der letzten Varanz durch Valgenair ging, traf ich ihn grade bei dem Grabe. Barärmel war er und trug ein rotes Leibli mit großen Taschen, kurze manchesterne Hosen und blaue Strümpfe. Sein Gesicht war weiß wie Mehl, nur von graulichen Furchen durchkreuzt. Seine Haare, schneeweiß und lang, umgeben nunmehr den äußern Rand des Hauptes. Er stützte sich auf die Schaufel und blickte mich starr an, wie alle Oberländerbauern, wenn ein Fremder kommt. Gelobt sei Jesus Christus! grüßte er mich und ich erwiderte ihm den Gruß in gehöriger Weise. Ich hatte die traurige Geschichte schon im Wirtshaus gehört.* Ich ließ ihn daher an und fragte ihn, wer hier liege. Er erzählte mir mit Wehmut die traurige Begebenheit und sein Unglück. Wenn ich endlich nur, schloß er, wenn ich nur den guten Kindern ein Kreuz setzen könnte, das wäre noch mein letzter Trost, aber ach! ohne Geld thut man einem jetzt nichts mehr auf der Welt und Geld hab' ich keines mehr. — Ich versprach ihm, diese Geschichte den Innsbrucker Herren zu erzählen, vielleicht könnte sein Unglück manches gute Herz rühren und ich wollte sie dann bitten um eine milde Beisteuer zu einem Kreuz für die zwei Verblichenen. Die matten Augen des Greises glänzten vor Freude und indem er meine Hand faßte, sagte er in seiner Weise: Ja, ich thät schon herzlich bitten!

Eine Ueberraschung in Aschaffenburg.

Mitgetheilt von Voller.

Einer der letzten Nachzügler, welcher den Heilquellen des Bades Kissingen am Schluß der diesjährigen vielbesuchten Saison den Rücken kehrte, gab ich meinen früher gefaßten Entschluß, das Rhöngebirge zu bereisen, auf, und kutschirte an Körper und Geist neu belebt gen Würzburg, um von dort den Dampfer nach Frankfurt zu benutzen und mich an den lieblichen Ufern des Mainstromes zu ergötzen. Obgleich nun die so herrlich gelegene Bischofsstadt und ihre interessante Umgebung eine der Hauptrollen in meinen Reiseerinnerungen spielt, so werde ich doch auch das freundlich gelegene Aschaffenburg mit seinem schönen Schloß und der reizenden Villa um so weniger vergessen, da mir in diesem von dem kunstsinnigen Baiernfürsten so königlich bedachten Städtchen eine Ueberraschung zu Theil wurde, welche mir den Genuß einer lang entbehrten, künstlerisch guten theatralischen Aufführung bereitete. Als ich nämlich am Nachmittag nach Ankunft des Dampfbootes das italische Landhaus besucht hatte und in den Gasthof zurückgekehrt war, fiel mir unter den Zeitschriften, welche ich durchstöberte, ein Programm in die Hände, womit eine Gesellschaft von Mitgliedern des Hoftheaters zu Darmstadt unter der Leitung des Regisseurs Herrn Pirscher eine Vorstellung mit Gesang und Tanz ankündigte. Ich benutzte natürlich die mir gebotene Abendunterhaltung mit Vergnügen, und bereue es jetzt um so weniger, da mir dadurch, wie gesagt, eine der angenehmsten Rückerinnerungen verschafft wurde.

Ich erstieg später die Eingangsstufen, frei gestanden, mit keinen großen oder vielmehr mit geringen Erwartungen in Bezug auf die Loralitäten des Theaters einer kleinen Stadt von kaum 8000 Bewohnern; mein Erstaunen mußte daher um so größer sein, als ich mich bald darauf in einem Musentempel befand, der zwar an Größe nicht viel sagen will, der aber, was freundliche Ausstattung, Malerei und Decorationen betrifft, sich äußerst vortheilhaft darstellte und mich wirklich auf das angenehmste und überraschendste berührte. Auch das Orchester war nicht übel, und obgleich es nicht zahlreich ist, so genügt es doch vollkommen für die Räume. Man führte zwei kleine Lustspiele („Einer muß heiraten" von Wilhelmi und „die Eifersüchtigen" von Benedix) auf, und es wurden außerdem noch zwei Gesänge (Cavatine aus dem „Propheten" und eine Arie aus „Don Juan") vorgetragen und einige Tänze (Pas de deux, Pas grotesque und Aragonaise) ausgeführt. Das Publikum war sehr zahlreich versammelt und lohnte die Ausführenden mit reichem Beifall und Hervorruf.

Ohne mich nun auf eine specielle Kritik über die Leistungen der Künstler einzulassen, muß ich doch gestehen, daß ich mit voller Befriedigung am Schluß der Vorstellung das Haus verließ und die Ueberzeugung mit mir trug, daß jedenfalls die besseren Kräfte der geachteten Darmstädter Hofbühne hier versammelt waren. Ich halte es deshalb für meine Pflicht und es gereicht mir zur Freude, meinen Dank für den mir zu Theil gewordenen Genuß auszudrücken, indem ich die Künstler und Künstlerinnen öffentlich nenne, welche an jenem Abend, es war der 8. September 1852, zu meinem und dem Vergnügen aller Anwesenden so viel beigetragen haben. In den beiden Lustspielen traten auf: die Damen Fräulein Eppert, Fräulein Stromaier und Frau Geisler, dann die Herren Wisthaler, Dornewas und Pirscher. Die Tänze wurden ausgeführt von den Solotänzerinnen Frau Hoffmann und Fräulein Vogel, sowie von dem Balletmeister Herrn Hoffmann und dem Solotänzer Herrn Dornewas. Die beiden Gesänge wurden von Frau Pirscher vorgetragen, die mir als eine vorzügliche Gesangskoryphäe schon bekannt war, und bei der ich sowol schöne Stimme als tiefgefühlten Ausdruck wiederum in hohem Grade zu bewundern Gelegenheit hatte.

Wenn es für den intelligenteren Theil der Einwohner kleinerer Städte, wo es unmöglich ist, etwas fürs Theater zu thun, eine große Entbehrung genannt werden kann, daß er dem Genuß von dramatischen Aufführungen entsagen muß; wenn es ferner zu beklagen ist, daß sich die Vorstände anderer Städte, wo jene Aufführungen recht gut möglich gemacht werden könnten, oft nicht im geringsten für derartige Wünsche interessiren, — ein um so größeres Verdienst gebürt jenen Vorstehern, welche durch ihr eigenes höheres Gefühl gedrängt werden, für das nützliche Vergnügen ihrer gebildeteren Mitbürger etwas zu verwenden. Ein solcher Stadtvorstand besteht nun in Aschaffenburg und man kann ihm wahrlich die Anerkennung nicht versagen, daß er durch den Ankauf und die wirklich zweckmäßige und freundliche Reparatur des dortigen Theatergebäudes ein schönes Opfer auf den Altar der Kunst niedergelegt hat. — Möge ihm stets für diese sinnige That der gebürende Lohn zu Theil werden und möchte jeder, der das von der Natur begünstigte Städtchen besucht, wie ich mit doppeltem Dankgefühl von ihm scheiden.

Briefe.

76.

‡ **Berlin**, im 8. September.

Alexander v. Humboldt. Die Kunstausstellung

Der Nestor der deutschen Wissenschaft, Alexander v. Humboldt, der in Folge einer Erkältung bei den vielen Fahrten auf der See jüngster Zeit in Begleitung des Königs erkrankt war, und von Puttbus sehr angegriffen hier ankam, ist gestern zur großen Freude aller Anwesenden wieder in der hiesigen Kunst-

* Nur in Bezug auf Italien hat mir einiges Herr Hackländer erzählt.

ausstellung erschienen, wo er von allen seinen Freunden freudig begrüßt wurde.

Die Urteile, welche sich über unsere große Kunstausstellung vernehmen lassen, sind überaus verschieden. Während dieselbe von der einen Seite als eine bedeutsame dargestellt wird, hört man sie von der anderen als eine sehr mittelmäßige bezeichnen. Da indessen mehre Werke der tüchtigsten Meister Deutschlands und der Fremde, die der Katalog anzeigt, noch nicht ausgestellt sind, so muß man wol mit einem allgemeinen Urteil noch zurückhalten. Das in den Blättern schon vielfach erwähnte große Bild des Professor Begas, den Verrat Christi durch Judas darstellend, welches in Auftrag des Königs ausgeführt ist, wird in dieser Woche von dem Künstler vollendet. Ein anderes großes Bild von dem belgischen Künstler Gallait, wird auch noch erwartet. In einem aus Antwerpen hier angelangten Schreiben wird das große Bild des Directors der Antwerpener Akademie der Künste, Gustav Wappers, welcher wegen seiner Zuneigung zu Deutschland viele Angriffe in Belgien zu erdulden hat, sehr hervorgehoben. Das Bild stellt das Urteil Salomons (die beiden Mütter) dar. Wappers ist bekanntlich der Gründer der neuen vlämischen Malerschule.

Tabletten.

*** Der Ausdruck chichisveo ist spanischer Abkunft und entsprang spottweise von chicha (Kinderspeise). Während der Herrschaft der Philippe kam er von der pyrenäischen auf die italienische Halbinsel, wo er als cicisbeo figurirt. Der Träger dieses Namens ist nicht so häufig in Madrid, als man glaubt, so wenig als die Duenna (ältere Verwandte oder Dienerin) unvermeidlicher für junge Damen als in andern Ländern bei ähnlichen Fällen, und keineswegs mehr oder minder verderbt wie da, wenn man schon zum Beispiel auf der Alameda zu Cadiz mehr Koketterie antrifft als auf irgend einem Spaziergang Europa's, Paris mit einbegriffen. Merkwürdige Thatsache bleibt, daß die spanische Sprache kein dieser Bezeichnung genügendes Wort besitzt. Offene Arglosigkeit ist zweifelsohne Charakterzug der Töchter dieses blauen Himmels. Die Benennung, welche dem Wort coquette hier noch am nächsten kommt, ist galanteta (Putznärrchen). Das Wort coqueta trifft man wol, doch gehört es ausschließlich zu dem aragonesischen Dialekt und bedeutet — sonderbar genug — Schlag auf die flache Hand mit der Ferüle, einem hölzernen Strafinstrument in Form einer Kelle, welche in den Schulen Spaniens und Frankreichs gebräuchlich.

*** Einer ganz sonderbaren Touristenplage erwähnt ein englischer Reisender bei Gelegenheit der Ersteigung des Adamspik auf Ceylon; er erzählt: Kaum waren wir aufgebrochen, als wir plötzlich von allen Seiten von einer der größten cingalesischen Plagen — von Blutegeln angefallen wurden; der Regen hatte sie in ungeheuerer Menge hervorgelockt. Sie sprangen mit großer Kraft und Lebendigkeit umher. Ward ein Baum berührt, fielen sogleich einige herab, und in der Nähe eines Flusses, den wir im Lauf des Tages überschritten, krochen sie in unglaublichen Massen umher. Wer diese Plage nicht selbst erduldet hat, kann sich keinen Begriff von der Qual machen, welche diese Thiere verursachen. Ehe dieselben sich vollgesogen haben, sind sie so dünn wie der feinste Faden und vermögen sich durch jedes Gewebe hindurchzuwinden. Kein Strumpf schützt gegen sie; Gamaschen über die Beinkleider geknöpft und oberhalb des Knie's zugebunden, gewähren dem untern Theil des Körpers noch den besten Schutz. Da wir uns nicht mit diesen modernen Beinschienen versehen hatten, so befanden wir uns in einer wahrhaft bemitleidenswerten Lage, als wir uns durch die prächtige Gebirgslandschaft hindurcharbeiteten. Die blutdürstigen Feinde klommen an unsern Beinen empor und wanderten am Nacken wieder herunter, ohne daß wir es bei der Anstrengung des Berganseigens bemerkten. Der kleinste Riß in unserer Kleidung ward von ihnen als Schlupfloch benutzt, und wo sich kein solches vorfand, da arbeiten sie sich durch das Gewebe selbst hindurch; dann concentrirten sie sich an einem Punkt und begannen ihre Angriffe so sachte, daß wir ihre Anwesenheit nicht eher bemerkten, als bis ihr Leib von unserm Blut strotzte. Wenn sie dann ihre Stellung veränderten oder zu Boden fielen, überkam uns ein Gefühl, als ob wir von einem kalten klebrigen Gegenstand berührt würden. Trotzdem durften wir sie nicht gewaltsam abreißen, weil sonst die Wunden einen entzündlichen Charakter annehmen.

*** Kaiser Faustin von Hayti brütet wieder einmal über einem Ausrottungskrieg gegen die Dominicaner, die seine schwarzen Krieger bekanntlich schon mehr als einmal mit blutigen Köpfen heimgeschickt haben. Diesmal aber sollen sie nicht so davon kommen. Faustin läßt alle waffenfähige Männer von achtzehn bis sechzig Jahren ausheben. Das meiste aber hofft er von drei neugeschaffenen Musterregimentern — einem Cavallerie- und zwei Infanterieregimentern. Das Cavallerieregiment wird den Titel „Dragoner des Todes" führen. Niemand wird in dasselbe aufgenommen, der nicht mindestens sechs Fuß hoch und ein Fanfaron, ein wahrer Teufelskerl ist. Diese Fanfarons erhalten einen Stahlhelm mit roter Mähne, grüne Röcke mit roten Aufschlägen und Hosen wie die Pariser Municipalgarde. Ihr Chef ist der neugeschaffene Herzog v. d. Castagnette. Derselbe schwor bei der letzten Musterung, die der Kaiser anstellte, sieben Dominicaner mit eigener Hand zu erlegen; die Offiziere und Soldaten wollen das Gleiche thun. Die beiden Infanterieregimenter heißen Zephyre des Berges und Zephyre der Ebene. Ihre Uniform gleicht der der Vincenner Schützen, nur daß sie gestreifte Zwillichhosen und Espadrillen tragen. Was das Dragonerregiment an Teufelskerlen übrig gelassen hat, findet hier Aufnahme. Der Chef des einen Regiments ist ein Schwager Sr. Durchlaucht des Herzogs von Troubonbon, das andere commandirt General Mann, neuerdings zum Baron von der Patate erhoben, weil er einen sinnreichen Apparat erfunden hat, die Pataten zu Mehl zu quetschen. Wer Gardezephyr werden will, muß im Stand sein, täglich zwanzig Stunden Wegs mit Waffen und Gepack zu machen, eine Eigenschaft, die sich beim Davonlaufen empfehlen wird. Einige Zephyre haben es bis zu dreißig französischen Meilen gebracht und sind dafür in einem Tagesbefehl namentlich belobt worden.

*** Ein kolossaler Wallnußbaum von einem Alter von mindestens dreihundert Jahren findet sich im südlichen Frankreich an der Landstraße zwischen Martel und Gramat, im Lotdistrict. Derselbe ist fünfundfünfzig Fuß hoch, seine Zweige breiten sich hundertfünfundzwanzig Fuß aus, der Stamm, vierzehn Fuß im Durchmesser, hat nur zwanzig Fuß Höhe, sendet aber sieben ungeheure Aeste aus. Der Baum trägt durchschnittlich fünfzehn Säcke Wallnüsse das Jahr. In der Nähe wachsen andere Wallnußbäume, aber mit ihm verglichen sind ihre Dimensionen gering.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 220. Dienstag. **14. September 1852.**

Was eine Mutter leiden kann.

Eine wahre Geschichte.

Aus dem Vlämischen des Hendrik Conscience von Dr. Eduard Wegener.

(Schluß.)

Der Mann hielt seine Frau fest in den Armen, als ob er fürchtete, sie noch einmal zu verlieren, und rief dabei: Liebe Trees, lebst du noch, mein gutes Weib? O, dann ist alles gut! Ich habe Geld für unsern Schubkarren erhalten; nun können wir essen! Sei nur ruhig! Ach, Gott, bei all meinem Unglück bin ich noch so froh .... Ja, liebe Trees, denn ich habe gewiß geglaubt, ich würde dich in diesem Leben nicht mehr wiedersehen.

Anna trat jetzt mit einem Schälchen Wein hinzu und hielt es an die Lippen der schwachen Frau. Während diese den stärkenden Trank zu sich nahm, warf der Mann Blicke voller Verwunderung auf Anna und ihre Freundin, die ein wenig entfernter mit Hänschen beim Feuer stand und dessen Hände gegen die Flamme hielt, mit den Worten: So, mein Söhnchen, wärme dir nur die Fingerchen, und iß geschwind dein Butterbrod auf, denn ich will dir noch eins geben.

Der Arbeitsmann schien aus einem Traum zu erwachen; es war, als ob er jetzt erst die Anwesenheit der beiden Damen bemerkte. Fräulein, sagte er stockend, verzeiht mir, daß ich euch für die Hülfe, die ihr meiner armen Frau geleistet, noch nicht gedankt habe. Es ist gewiß menschenfreundlich und milde von euch, in das Haus armer Leute zu treten, und ich danke euch deshalb aus voller Seele tausend- und tausendmal! — Ihr guten Leute, antwortete Anna mit erhöhter Stimme, wir wissen, wie viel Hunger und Kälte ihr erduldet habt und wie es euch schmerzen würde, wenn ihr euer Brod erbetteln müßtet, da ihr es lieber als ehrliche Arbeitsleute im Schweiße eures Angesichts erwerben wollt. Solche Gesinnungen verdienen Belohnung. Ihr sollt keinen Mangel mehr leiden. — Darauf warf sie eine ganz bedeutende Handvoll Geld auf den Tisch und fuhr fort: Hier ist Geld. Vor eurer Thür stehen Kartoffeln, Holz und Brod. Das alles gehört euch. Was den Schubkarren betrifft, so ist dieser gar nicht verkauft worden; benutzt ihn nach wie vor zur Erwerbung eures täglichen Brodes, lebt auch fernerhin tugendhaft und ordentlich und bettelt nicht. Wenn aber Hunger und Kälte noch einmal euch treffen sollten, so steht auf diesem Zettel mein Name und meine Wohnung, und ich werde jederzeit eure Freundin und Beschützerin sein. — Während Anna sprach, hörte man in dem Zimmer keinen Athemzug, so still war alles; nur eine Thränenflut strömte aus den Augen des Arbeiters und denen seiner Frau. Der Mann vermochte im wahren Sinn kein Wort mehr hervorzubringen und betrachtete nur wechselsweise die beiden Damen mit einem Erstaunen, das genügend zu erkennen gab, er könne nicht glauben, was seine Ohren vernahmen. Als Anna mit Sprechen aufgehört hatte, sank die tiefergriffene Mutter von dem Stein auf den Boden hinab, gleitete weinend auf ihren Knieen in die Mitte der Stube, ergriff die Hand des Fräuleins, die sie mit Thränen benetzte, und rief: Ach, Fräulein, Ihr werdet sicher einen seligen Tod sterben! Gott wird es Euch lohnen, daß Ihr wie ein Engel in unser Haus gekommen seid und mich vom Tod errettet habt! — Seid Ihr nun zufrieden, Mutter? fragte Anna. — Ach ja, gutes Fräulein, nun sind wir glücklich! Seht nur einmal, wie unser Hänschen dort vor Freude bei dem warmen Feuer hüpft und springt! Und wenn das kleine unschuldige Würmchen, das dort im Sterben liegt, sprechen könnte, es würde Euch gewiß auch danken und segnen! — Bei diesen Worten lief Anna auf das kranke Kind zu, und in der Vermutung, daß es ebenfalls durch Mangel dem Grab nahe gebracht worden, gab sie Adelen ein Zeichen zum Aufbruch. Diese, die sich an der Freude des kleinen Knaben ergötzt hatte, hob ihn jetzt empor, küßte ihm die Wangen und trat dann zu ihrer Freundin. Anna wendete sich nach der Thür und sagte im Fortgehen: Seid getrost, ihr lieben Leute, binnen einer halben Stunde soll ein Arzt für das Kind bei euch sein; und ich zweifle nicht, daß ihr es noch werdet blühen, gedeihen und heranwachsen sehen. — Ein seliges Lächeln schwebte zugleich über die Züge der Frau und des Mannes.

Beide begleiteten die Damen unter Segenswünschen und den feurigsten Ausdrücken der Dankbarkeit bis zur Thür und sahen ihnen nach, so weit sie sie erkennen konnten.

Weder Anna noch Adela hatten ein Wort gesprochen, ehe sie den Markt erreicht hatten. Ihr Herz war zu voll, ihr Gemüt zu sehr ergriffen, als daß sie ihre Empfindungen durch die Sprache hätten ausdrücken können. Nun, sagte Anna endlich, was meinst du Adela, findest du die armen Leute in der That so schmutzig und abschreckend, wie man sie gewöhnlich mit Unrecht hält? — O nein, antwortete Adela, ich bin so froh, daß ich dir begegnet bin. Es ist mir, als ob ich durch etwas Heiliges erhoben worden; ich empfinde eine Rührung, wie sie mir bisher unbekannt gewesen. Die Armut flößt mir keinen Abscheu mehr ein. Hast du nicht gesehen, daß ich den kleinen Knaben auf meinen Schoos genommen und geküßt habe? Welch artiges und aufgewecktes Kind! — Das arme Hänschen! Die Thränen stürzten ihm aus den Augen als er dich fortgehen sah. Nun sage mir, liebe Freundin, gibt es wol auf Erden noch ein größeres Glück als das unsere? Jene guten Menschen waren fast dem Hungertod nahe, sie erhoben ihre Hände gen Himmel und riefen den Herrn um Hülfe an. Da kamen wir zu ihnen, als Abgesandte der göttlichen Barmherzigkeit; sie haben vor uns gekniet wie wie vor Engeln, die ihnen verkündeten, daß ihr Gebet erhört worden, und haben Gott in uns gesegnet und gedankt! O, Adela, mag auch unser gesellschaftliches Leben leichtsinnig und eitel sein ... die Freudenthränen dieser Menschen werden viele unserer Sünden aufheben. — Sage mir nichts mehr, fiel

Adela mit tiefer Bewegung ein, ich habe das alles klar eingesehen und verstanden. O, nun will ich alle Tage mit dir ausgehen, um arme Leute zu besuchen und an deinen guten Werken Theil zu haben. Ja, denn nun erst kenne ich eine himmlische Freude und eine Art von Seligkeit auf dieser Welt. — Heiliges Wolthun, unglücklich sind die Reichen, die dich nicht kennen! Welche freudige Rührung und welche süßen Genüsse entbehren sie!

In diesem Augenblick traten sie in die Hobokenstraße und verschwanden hinter der Ecke.

Literatur zur Erziehung und Bildung des Volkes.

IV.

Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Eduard Duller. Ersten Bandes erstes Heft. Frankfurt a. M. 1853. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

Wir stimmen ganz mit dem Verfasser überein, wenn er sagt, daß zwar sehr „viele unermüdliche Forscher wertvolle Beiträge zur Kenntniß der deutschen Vergangenheit zu Tage gefördert haben, daß von Gelehrten für Gelehrte zwar zahlreiche und umfassende Darstellungen der deutschen Geschichte mit wissenschaftlicher Gediegenheit geschrieben worden sind, daß es aber gleichwol dem deutschen Volk an solchen Werken über vaterländische Geschichte fehle, welche geeignet sind ins volle Verständniß desselben überzugehen und Gemeingut zu werden, an Werken, welche auf jenem Standpunkt stehen, von welchem aus man nicht blos die geschaffenen Thatsachen überblickt, sondern auch den schaffenden Geist erkennt, der über denselben schwebt, unbeirrt durch Strömungen und Gegenströmungen der Parteien, durch Wolken oder Blitze, die am Gesichtskreis der Gegenwart drohen." Wir erkennen ferner als richtig, „daß alle Parteien einer solchen Geschichtskenntniß bedürfen, um zum klaren Bewußtsein über sich selbst und über den Beruf des Volkes zu kommen"; daß es aber auch schwer, sehr schwer sei, ein Geschichtswerk zu liefern, das diesen notwendigen Anforderungen der Gegenwart vollkommen, ja nur annäherungsweise entspricht, und finden daher schon das Streben, dem deutschen Volk eine derartige vaterländische Geschichte zu geben, anerkennenswert. Doch uns wird hier eine Geschichte verheißen, „welche auf gediegenen Quellenforschungen beruht, wissenschaftlich gedacht, künstlerisch behandelt und mit solcher Wärme und Klarheit geschrieben ist, daß sie allgemein verständlich und anregend sein wird", und wir werden uns wie den Verfasser beglückwünschen, wenn nur der wichtigere Theil dieser Versprechungen erfüllt wird. Auf Quellenforschung wollen wir gänzlich verzichten, wir halten sie auch gar nicht für dringend notwendig, um eine Geschichte fürs Volk zu schreiben; der Zweck kann schon durch weise Benutzung und Belebung des vielfach gehäuften historischen Materials sattsam erreicht werden. Auch glauben wir, daß es für das Volk sehr gleichgültig ist, ob der Verfasser zum Beispiel den Inhalt des vorliegenden ersten Heftes größtentheils aus W. G. Grimms oder W. v. Humboldts Schriften geschöpft hat oder hierbei bis auf die von diesen benutzten Quellen zurückgegangen ist, und daß, sobald durch die mühsame Quellenforschung nicht etwa Irrungen berichtigt und neue Resultate erzielt werden, selbst die wissenschaftliche Kritik der fruchtlos angewendeten Mühe durchaus keinen Beifall zollen wird. Möge der Verfasser nur ein Buch liefern, welches das wissenschaftliche Verständniß der Geschichte, das unter dem Wuste historischer Bücher begraben ist, belebt und fördert; der Dank des ganzen Volkes wird ihm nicht ausbleiben. Gar klein ist die Zahl derjenigen, welche das geschichtliche Leben der Menschheit oder eines Volkes erkennen und die Geschichte selbst ist, wie ein geistreicher Gelehrter unserer Tage treffend bemerkt, darüber, daß man ihr „die mannigfachsten Ehrentitel verliehen, sie zum Weltgericht, zur Lehrerin der Politik, zur Gehülfin der Theologie, zur Rüstkammer für die philologische Gelehrsamkeit gestempelt hat, leider um ihren nächsten Charakter, den der Wissenschaft gekommen." Und wie wahr ist es nicht, wenn er fortfährt: „Bisher hatte die Geschichte ein ganz eigenes Schicksal. Die längste Zeit hindurch überließ sie es anderen Disciplinen, sich mit ihrem Eigentum zu bereichern, die wichtigsten Gebietstheile ihr zu entreißen, in ihrem Reich, nachdem es zerstückelt worden und jedes gemeinsame Band verloren, sich anzubauen. Was ihr nach dieser Theilung blieb, war das ärmste und unbedeutendste: die Darstellung des äußerlichen Lebens der Menschheit in der Zeit, die Erzählung von den wechselnden Formen, in welche sich die niedrige Leidenschaft, die endlichen Triebe im Lauf der Zeiten offenbarten, und dies alles, wie es der Zufall, das beliebteste Gesetz gewöhnlicher Geschichtsanschauung wollte, bunt aneinander gereiht. Unstreitig soll die Geschichte der Kunst und Literatur, der Religion, des Rechtes und der ökonomischen Verhältnisse der Menschheit ihre selbstständige Stellung haben und daher ihre getrennte Bearbeitung finden, weil ihre gründliche Kenntniß auf diese Weise am besten gefördert wird; nur hätte die Weltgeschichte nicht vergessen sollen, daß dies alles zunächst ihrem Inhalt angehöre und ihrem Stamm entsprungen sei, sie hätte für diese Lebensformen der Menschheit wenigstens den Platz markiren, die Verknüpfungspunkte festhalten sollen. So aber ist es dahin gekommen, daß einer der größten Philosophen der neueren Zeit ohne Widerspruch das höchste, was die Menschheit besitzt, die Religion, die Kunst, die Wissenschaft außerhalb und über die Weltgeschichte stellen konnte und es für einen großen Fortschritt in der historischen Erkenntniß galt, als man endlich in unsern Tagen anfing, auch das geistige Leben der Menschheit, ihre innere Entwickelung der Weltgeschichte einzuverleiben, wenn auch nur vorläufig in äußerlicher Weise als bloßen Anfang zu der Geschichte der einzelnen Zeitalter." Indem wir dieses mittheilen, wünschen wir nur, daß der Verfasser bei Abfassung seines Werkes von ähnlichen Gedanken geleitet worden sei, weil dann allein das Versprochene erfüllt und das Erscheinen des Buches gerechtfertigt wird.

Doch genug der einleitenden Worte, und betrachten wir das eben ausgegebene erste Heft selbst etwas näher. Schenken wir vor allem dem Inhalt dieses Heftes unsere Aufmerksamkeit. Nach kurzer Charakterisirung der semnitischen und Berber-Völker, die mit den indogermanischen Völkern zum großen kaukasischen Urstamm gehören, führt es die Inder und das Zendvolk (Baktrier, Meder und Perser) in Asien, die Pelasger (Hellenen und Römer), Kelten und Slaven in Europa als die urältesten Stammgenossen der Germanen vor und macht uns zugleich mit den religiösen Grundbegriffen, theilweise auch mit einigen wesentlichen politischen oder geselligen Einrichtungen dieser Völker bekannt. Nachdem hierauf erzählt wurde, wie Griechen und Römer mit dem keltisch-germanischen Norden bekannt geworden sind, wird die „Einwanderung und erste Verbreitung der Germanen in Europa", soweit uns in Sagen davon überliefert ist, auseinandergesetzt und der „Boden der Urzeit" geschildert. Endlich werden wir über das „Aeußere der Germanen": Gestalt, Tracht, Rüstung, Wohnung und Lebensweise, über deren Anlagen und Eigenschaften, Religion, gesellschaftlichen Zustand und Staatsverfassung in besonderen Abschnitten unterrichtet. Um die Ausführlichkeit anzudeuten, mit welcher notwendig einzelnes behandelt ist, ohne jedoch sich in unverständliche Breite zu verlieren, mache ich darauf aufmerksam, daß unter dem Abschnitt „Religion" von der „Weltvorstellung und Schöpfungssage", von den

drei alten Asen (Odhin, Vili und Ve) und dem jüngern Göttergeschlechte, von den Einhariar und Walkyrien, von Hel, der schrecklichen Herrscherin in Niflheimr, von den Riesen, Elben und Nornen, von Loki, der Götterdämmerung und dem Weltbrande, von der Heldensage, die aus dem Grund der religiösen Vorstellungen erwuchs, von den Priestern, vom Opfer, von geheiligten Orten und Götterbildern, von den Runen und der Dichtkunst, die beide in enger Beziehung zur Weissagung und Zauberei standen, von religiöser Sittenlehre und von der Verwebung der Religion ins Volksleben in klarer und edler Sprache gehandelt wird.

Daß nun hier, wo kein Ganzes, sondern nur ein winziges Bruchstück vorliegt, indem das Werk in 25 Heften erscheinen soll, von keiner Kritik die Rede sein kann, versteht sich von selbst; wir müssen diese verschieben, bis uns ein größerer Ueberblick gestattet sein wird; erlauben uns aber, den stylgewandten Verfasser auf eine einfache Schreibart hinzuweisen, damit sein Geschichtswerk seinem Wunsche gemäß „Gemeingut des deutschen Volkes" werden könne, und wünschen dem Buche die möglichst größte Verbreitung. Der Druck ist deutlich und correct und der Verleger ließ es an nichts fehlen, um das Werk auch durch äußere Form allen empfehlenswert zu machen. ⊙

Englische Nationalspiele.

Aus der Kölnischen Zeitung.

5.

Kugelspiele.

Die beiden vorhergehenden Arten von Spielen tragen mehr den Charakter des Balltreibens; neben ihnen bestehen eine große Menge anderer, welche mehr oder minder unserem Kegelspiel gleichen, wenigstens in so fern, als man sich zum Spiele einer größeren Kugel bedient, die mit freier Hand fortgeschleudert wird. Diese Art Spiele mit Kugeln sind von sehr hohem Alter und haben im Laufe ihrer Entwicklung die verschiedensten Gestalten angenommen. Dasjenige, welches heut zu Tage in England und Schottland am häufigsten vorkommt und diesen beiden Ländern vielleicht ganz eigentümlich ist, wird von zwei gegen einander wettkämpfenden Parteien auf einem ganz ebenen Rasenplatze — genannt Bowling green — mit vielem Geschick gespielt. Jeder einzelne Theilnehmer hat seine eigene Kugel, und es kugeln alle, der eine nach dem anderen, in abwechselnder Reihenfolge, jetzt einer von dieser und dann einer von der andern Partei.

Die Aufgabe des Spiels ist, die Kugel von einem gewissen Standpunkte aus mit freier Hand über die Ebene hinzuschleudern und sie einem bestimmten Male so nahe als möglich zu bringen. Diejenige Partei, welche zunächst eine gewisse Anzahl von Points dadurch erhält, daß ihre Kugeln dem Male am nächsten liegen, hat das Spiel gewonnen. Das Mal oder der Gegenstand, nach dem man kugelt, ist ein kleiner Ball, den man Jack nennt, und der Stand desselben ist durchaus nicht festgesetzt, sondern lediglich dem Zufalle überlassen, da er von einer dazu bestimmten Person in die Weite gekugelt wird. Ein solcher Kugelanger oder Bowling green, welcher gewöhnlich mit einer außerordentlich schweren Walze zu dem bestimmten Zweck eigens geebnet worden und dessen Gras stets ganz kurz geschoren wird, ist in der Regel ungefähr dreißig Ellen lang und wird zuweilen ein Rink genannt. Die Kugeln, deren man sich zum Spiele bedient, sind nicht ganz rund, sondern an zwei entgegengesetzten Seiten ein Weniges abgeflacht, wodurch sie mehr die Gestalt eines Enteneies erhalten; sie sind aus sehr hartem Holze verfertigt und nicht selten mit Silber beschlagen, in welches das Wappen und der Name des Eigenthümers geprägt sind. Um das Spiel gut zu spielen, ist eine außerordentliche Geschicklichkeit erforderlich, welche gewöhnlich nur durch sehr lange und ununterbrochene Uebung erlangt werden kann; denn es ist nicht genug, die Kugel mit der grade nötigen Kraft zu entsenden, sondern man muß es auch verstehen, sich unter Umständen die eigentümliche Gestalt der Kugel zu Nutze zu machen. Und es ist in der That höchst überraschend, wie geübte Spieler durch einen ganz besonderen Druck der Finger in dem Augenblicke des Entsendens der Kugel eine solche Kraft ertheilen, daß sie sich in einem völligen Halbkreise dem Male nähert, — ein Manöver, welches häufig notwendig wird und für den Ausgang des Spiels entscheidend ist, namentlich wenn vor dem Jack die Kugeln bereits so gedrängt beisammen liegen, daß es unmöglich ist, einen Zugang zu demselben zu erzwingen. Das Spiel ist im höchsten Grad erheiternd und zuträglich und scheint vor allem für solche Personen geeignet, welche durch ihren Lebensberuf zu vielem Sitzen genötigt sind.

In vielen englischen und schottischen Städten sind prächtige Bowling greens, entweder im Besitze der ganzen Gemeinde oder einzelner Privatpersonen; und namentlich in Glasgow haben sich verschiedene Kugelclubs gebildet, unter denen der Wellcroft Bowling Club wol die erste Stelle einnimmt. Ich erlaube mir, hier einige gesetzliche Bestimmungen, welche für das Spiel maßgebend sind, anzuführen, um Ihnen zu zeigen, mit wie großer Sorgfalt man allen Eventualitäten zu begegnen sich bemüht; überhaupt darf man nie vergessen, daß alle diese Spiele sorgfältig durch bestimmte Regeln geordnet sind, welche von jedem Theilnehmer bis in das einzelnste Detail hinein gekannt und auf das sorgfältigste beobachtet werden.

Das Spiel besteht aus neun Points, wenn nicht ein anderes ausgemacht worden, und das Werfen des Jack und der Anfang des Spiels ist durch das Loos zu entscheiden.

Wenn der Jack bei irgend einer Gelegenheit nach dem ersten Wurfe in den Graben geworfen ist, so hat die andere Partei das Vorrecht, ihn von neuem zu werfen, und er darf nicht entfernt werden, wenn er drei Fuß in der Fronte der Spieler von dem Graben entfernt ist; auf Seitengräben findet es keine Anwendung.

Alle Spieler müssen bei Entsendung ihrer Kugel einen Fuß auf dem hinteren weißen Balle haben, welcher auf dem Tuche markirt ist, und die Lage des Tuches selbst darf während der Dauer eines Spiels nicht verändert werden und muß, wenn dies dennoch zufällig geschehen sollte, so viel als irgend möglich wieder auf dieselbe Stelle gelegt werden.

Eine Kugel, welche zu irgend einer Zeit während ihres Laufes den Jack berührt, ist „Berührer" genannt und zählt so gut wie jede andere Kugel, und sollte sie auch in den Graben gehen.

Wenn der Jack auf irgend eine andere Weise als durch die Wirkungen des Spiels von seiner ursprünglichen Lage entfernt wird, so soll es der andern Partei überlassen sein, das Spiel zu Ende zu spielen oder es von neuem zu beginnen.

Wenn eine Kugel zufällig von einem Gegner auf irgend eine Art in ihrem Laufe oder ihrer Lage behindert oder verändert worden, so soll es der betreffenden Partei überlassen sein, die Kugel in der erhaltenen Lage zu lassen oder sie noch einmal zu spielen; wenn dies jedoch absichtlich geschehen, so soll der Beeinträchtigte das Recht haben, seine Kugel dahin zu legen, wo es ihm am besten scheint. Wenn dies von der eigenen Partei geschehen, so sollen die Gegner dieselben Rechte haben.

Wenn ein Spiel beendigt ist, dürfen weder Jack noch Kugeln berührt werden, bis das Spiel gezählt und alle Parteien

zufriedengestellt sind. Und kein Messen darf vor Beendigung des Spiels stattfinden.

Kein Spieler darf während des Spiels seine Kugel wechseln; die Partei, welche sich das Vergehen zu Schulden kommen läßt, hat das Spiel verloren.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Berichte aus Hannover, deren Bestätigung erst dem weitern Urteil unterliegen wird, setzen das neue Theater in Hannover über alle andern in Deutschland: einfacher und geschmackvoller als das neue Opernhaus in Berlin, schöner und comfortabler als das Dresdner Theater. Das Logenhaus ist weiß mit Gold und das Innere dunkelrot, nur die Loge des Königs nach inwendig weiß mit Gold. Die Logenbrüstungen des zweiten und dritten Ranges enthalten die Reliefporträte der ersten Dichter, Musiker, Schauspieler und Sänger. Am meisten in die Augen fallend ist aber beim ersten Eintritt in das Haus unstreitig der Kronleuchter, welcher 288 Gasflammen traubenförmig geordnet ausstralt und das Haus und das Innere aller Logen auf das allervollkommenste erhellt. Die Foyers des ersten Ranges sind das Reizendste, was man sich denken kann; sie sind durch vier große Oefen erwärmt, mit runden Divans von rotem Sammet, aus deren Mitte sich die Statue der Hebe erhebt, versehen; in zwei muschelförmigen Räumen sind die direct mit dem Eiskeller in Verbindung stehenden Büffets angebracht. Diese Foyers führen zu dem offenen Raum über dem Porticus der Hauptfaçade. Zwölf Statuen: Goethe und Schiller, Lessing, Mozart, Beethoven und Weber, Shakespeare, Molière, Goldoni, Calderon, Sophokles und Terenz, zieren die Attika des Porticus (wobei wir übrigens einschalten, daß das Urteil über diese Statuen sehr ungünstig lautet und der Witz an „Goethe's Staatsfrack", „Calderons Ohrenwärmern", „Shakespeare's geschwollenen Beinen" ꝛc. mehr Stoff gefunden hat, als den Verfertigern lieb sein dürfte). Der neue Vorhang wird noch von Creling gemalt Zu jedem Rang sind an beiden Seiten des Theaters besondere Aufgänge; die Bühne selbst ist 150 Fuß tief und 90 Fuß breit Die Bühneneinrichtung ist von Mühldorfer in Mannheim. Gleichzeitig hat ein Privatverein in Hannover, der sogenannte Thaliaverein, ein neues, sehr geschmackvolles Theater gebaut und eingerichtet, das seiner Vollendung im nächsten Monat entgegenfiebt.

Man schreibt aus Rom, daß die Römer jetzt all ihren überschwenglichen Enthusiasmus über ein Kunstereigniß aufgehen lassen, welches in seiner Art allerdings neu genannt werden muß. Um so größer ist die Begeisterung, da der Künstler selber aus Rom stammt. P. Raimondi läßt nämlich eine von ihm componirte Operntrilogie: „Potiphar, Jacob, Josef", zuerst als drei selbständige Opern, jede in ihren drei Acten, aufführen, und nachdem sie einzeln für sich durchgespielt sind, führt er dem Auditorium die ganze Trilogie in einem großen gleichzeitigen Zusammenspiel noch einmal vor. Großartig ist die Wirkung dieses Ensembles, zu dessen Ausführung allerdings auch bedeutende Mittel in Thätigkeit gesetzt werden, denn es werden dazu vierhundert Stimmen und Instrumente verwendet. Es erinnert dies an die Wagner'sche Idee einer Operntriologie, welche in dessen Schrift über die Oper als die Oper der Zukunft verkündet ist.

Tabletten.

*** Im vergangenen Jahr starb in Lüttich im vorgerückten Alter die Wittwe Huet, eine Bücherliebhaberin ganz eigner Art. Sie litt an der Monomanie weniger der Bücher als vielmehr des bedruckten Papiers. Mehr denn dreißig Jahre hatte sich diese Dame bei allen Bücherauctionen in der Provinz regelmäßig eingestellt, alles ohne Unterschied, gleichviel ob beschmutzt oder unvollständig, was nur nicht über den Papierwert hinaus zugeschlagen wurde, aufgekauft nnd in ihrem großen Hause in der Straße Table de pierre in Lüttich angesammelt. Acht geräumige Zimmer waren auf diese Weise vom Boden bis zur Decke nach und nach gefüllt worden. Außerdem hatte die Dame noch eine kleine verschlosseneKammer, zu der niemand während Lebzeiten der Besitzerin den Zutritt erlangte, also eine Art Hölle, wie in der Pariser Nationalbibliothek derjenige Raum genannt wird, wo die der Ansicht und Lectüre des Publikums nicht zugänglichen Bücher aufbewahrt werden. Man kann sich wol denken, daß die Neugierde derer, die nach dem Tode der Wittwe zuerst diese Hölle betraten, nach deren Inhalt nicht gering gewesen sein mag. Hatten sie jedoch irgend eine Merkwürdigkeit darin zu finden erwartet, so sahen sie sich in diesen ihren Erwartungen durchaus getäuscht: sie fanden nichts weiter als einige hundert Exemplare von vier der schamlosesten Preßerzeugnisse aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die ein lütticher Buchdrucker B....., die revolutionäre Zügellosigkeit seiner Zeit benutzend, unter erdichtetem Namen des Verlagsorts und Verlegers heimlich dem Druck übergeben und in einem im August 1793 erschienenen Katalog zum Verkauf ausgeboten gehabt hatte. Es waren dies: „Académie des Dames"; „Thérèse philosophe, ou mémoires pour servir à l'histoire de Dirrag et de Mlle. Cradice"; „La fille de joie, ou mémoires de Miss Fanny"; „Histoire de Gouberdom, portier des Chartreux". Die Erben der Wittwe haben in einer Anwandlung ehrenhaften Schamgefühls, wennschon nicht im Interesse der Bibliophilie, die sämmtlichen vorgefundenen Exemplare vernichtet.

Frankfurt, den 13. September.

Der Clarinett, und Bassethornvirtuose Herr Heinrich Möhrenschlager aus Erlangen verweilt gegenwärtig hier und gedenkt sich öffentlich hören zu lassen. Er ist in Leipzig mit schönem Erfolg aufgetreten und die dortigen Blätter rühmen ihn als einen tüchtigen Meister. Nicht ohne Interesse ist es, hier in dem Bassethorn ein charakteristisches Instrument näher kennen zu lernen, welches von Mozart noch in seinem Requiem so schön verwendet worden, seitdem aber mit etwa der einzigen Ausnahme, daß es Meyerbeer in den „Hugenotten" einmal benutzte, außer Gebrauch gekommen ist.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 14. September. (Zum erstenmal wiederholt) Der Hauptmann von der Schaarwache, Lustspiel in zwei Acten; nach dem Französischen. — Hierauf: Loreley, Fragment von Felix Mendelssohn. — Zum Schluß: (Zum erstenmal wiederholt) Zu Haus, Familienscenen in einem Act von Bauernfeld.

Mittwoch, den 15. September. Der Prosect, große Oper in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer.

(Mit aufgehobenem Abonnement)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N° 221. Mittwoch, 15. September **1852.**

Der Landkaufmann auf der Messe.

Eine Meßnovellette von F. K.

Ich stand mit dem Schauspieler M. unter den Buden auf dem Römerberg und erzählte ihm die tragische Geschichte meines letzten Liebesabenteuers. Aufrichtig gesagt: ich schmeichelte mir, er werde einen prächtigen dramatischen Stoff darin finden und mich auffordern, sie für die Bühne zu bearbeiten. Nicht geringe Genugthuung wäre es mir gewesen, meine geistreichen Erfahrungen über den Frauencharakter sowol, als auch die Tiefe und Gewalt meiner poetischen Schmerzen in schönen rhetorisch-lyrischen Sentenzen vor die Lampen zu bringen, und die treulose Geliebte, die intriguante Tante, die habsüchtige Unterhändlerin, der feige, willenlose gezängelte Stiefvater würden unter meiner feinzeichnenden Meisterhand ewige Urbilder verabscheuungswürdiger Menschen geworden.

Mit Verdruß bemerkte ich daher, daß der leichtsinnige Mime mit theilnahmloser Zerstreuung mir zuhörte und höchstens mechanisch dazwischen warf: Du mußt dich wieder verlieben. Den Henker auch, das verstand ich von selbst; daß ich aber für mein Geld und Ideal zum mindesten auf die Märtyrerglorie dramatischer Verherrlichung Anspruch machen durfte — das sollte er verstehen. Unwillig nahm ich ihn unter dem Arm und dachte: du giebst dich mit ihm zu einer Flasche Engelheimer in die gedeckten Hallen Jeons zurück, vielleicht kommt dort der Geist über ihn. Bei dieser Gelegenheit aber machte ich erst die Entdeckung, daß mein Freund fest in den Boden gewurzelt war und eine homogene Masse mit den Pflastersteinen zu sein schien. Es war rein unmöglich ihn von der Stelle zu rücken. Dabei starrte sein Auge unverwandt in eine benachbarte Bude und ich merkte nun allerdings, daß es ihm an einem Gegenstand der Theilnahme und Aufmerksamkeit nicht fehle, nur mit dem Unterschied, daß ich und mein rührendes Schicksal dieser Gegenstand nicht waren.

Laß mich, sagte er endlich, als ich von neuem einen Versuch machte, ihn zu zerren und zu schieben; — ich beobachte schon seit geraumer Zeit jenen Kaufmann dort. Wenn der Mann nicht selbst eine nennenswerte Anlage zum Schauspieler hat, so ist er gewiß für jeden Schauspieler eine interessante und dankbare Studie.

Also das war's! Die Freundesbrust hatte sich verschlossen gegen mich, um sich einem Meßkrämer zuzuwenden! Ich war einem Weißwaarenhändler geopfert! Eine schöne Entdeckung! Doch begriff ich wol, wenn ein Schauspieler in der Liebhaberei des Faches verzückt ist, so könnten alle Potentaten der Welt sich vergebens Audienz bei ihm ausbitten; es bleibt dann nur übrig, ihn entweder sich selbst zu überlassen, oder mit gleicher Manie all' seine wirklichen und eingebildeten Aperçu's zu theilen. Glücklicherweise besitze ich, ohne Ruhm zu melden, künstlerischen Sinn genug, und so wählte ich das letztere. Der Gegenstand unserer Beobachtung war ein ältliches Männchen von mittlerer, fast kleiner Statur und dünnen, luftigen Gliederchen. Seine eingedrückte Brust, seine vorfallenden Schultern, seine farblosen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß wir die Charakterfigur eines arbeitsamen Hypochondristen vor uns sähen. Aber sein spitzes Gesicht hatte ungewöhnlich feine Lineamente, seine schmale Nase schien das Organ einer ausgezeichneten Spürkraft und seine grauen winklichen Aeuglein waren scharf und mild, strebend und freundlich, durchdringend und leichtfertig, feurig und kalt, groß und klein, unruhig und faul, fromm und skeptisch, treuherzig und teuflisch, kurz — alles in allem, wie er eben wollte und nicht wollte, ja zuweilen waren sie gar keine Augen, sondern ein Fetzen alter Spinnwebe und ganz unsichtbar in den geschlossenen staubigen Wimpern lauerte noch die lebende Spinne. — Ich theilte meine physiognomischen Bemerkungen dem Bühnenhelden mit und doch ist das nur das Gesicht, sagte dieser, ein Zufall, ein Nebenumstand, der für mich gar nicht in Betracht kommt. Ich begreife wol, daß ihr andere auf das Gesicht zuerst seht, und den gemeinen Mimen verführt es auch, fast allein damit zu spielen. Nein, was mich an dem Mann fraypirt, das ist die wunderbare Mischung des Kleinstädters und des Weltmannes. — Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann weiter fort, indem er bestündig wie ein zärtlicher Liebhaber hinäugelte. Siehe, sagte er, so ein Landkaufmann steht zeitlebens hinter seinem Laden in der kleinen entlegenen Provinzstadt und treibt sein Gewerbe, das sich von selbst treibt. Die Concurrenz ist gering, die Waare lobt sich durch ihre eigene altväterliche Aechtheit und Güte oder vielleicht nicht einmal dadurch, sondern durch die bloße, dergebrachte — Gewohnheit. Denn wie er selbst seine Firma als altes Erbstück führt, so erbten die Kunden mit und Tochter und Enkelin kaufen ihre Brautwäsche bei ihm, nur weil Mutter und Großmutter dort kauften. Daneben sitzen die Gesippten rings in der Landschaft umher und der Schwager, der Vetter, der Gevatter ist ihres Zuspruchs gewiß. Wäre es ja auch schwerstens eine unerhörte Ausschweifung, wenn er die Wurst oder Semmel eines Tages anderswo holte als bei dem angestammten Fleischer und Bäcker. So sind die heimatlichen Verhältnisse seines Gewerbes fest, gesichert, bequem, und was dem Mann in seiner Existenz am allerentehrlichsten wird, das ist — Repräsentation. Aber nun drüben er die Messe, er kommt in die große Stadt, — und mit einemmal äußert sich die Sachlage. Die Concurrenz ist groß, sein Artikel den verschiedensten Formen und Qualitäten aus nah und fern an die Seite gestellt, der Käufer unbestimmt; außer einigen altgetreuen Meßkunden wogt ein vielköpfiges, launisches, verwöhntes, ewig neues und fremdartiges Publikum an seiner Bude auf und ab. Viele Gaffer bleiben stehen, aber den einzelnen festzuhalten ist schwieriger, denn sein veränderungssüchtiger Blick nascht eben so flüchtig links und rechts bei den Nachbarn und flugs ist er wieder fort. Unter solchen Umstän-

den heißt es mit Wort, Geberde, Benehmen, kurz mit allem, was den Mann und den Charakter macht, selbstthätig nachhelfen, und eines thut jetzt vor allem Not — Persönlichkeit. Aber wo vernehmen und nicht stehlen? Wie sollte plötzlich auf Wochen glänzen, was ein ganzes Jahr durch restet? Wolan, es gilt den Versuch, und diese Versuche zu studiren, das ist eben mein Hauptspaß in der Messe. Leider fällt er unter den schlichten, gradlinigen Deutschen nicht zu ergiebig aus. Die meisten dieser Kleinstädter verzichten in Gottes Namen auf jede Spur von Schauspielerkunst und ergeben ihren Handel auf Gnade und Ungnade dem sogenannten Meßglück. Nur unser Kleiner dort macht eine der besten Ausnahmen. — Er schwieg und schielte wieder mit unendlicher Freundlichkeit hinüber. Darauf stieß er mich an und brummte: Gib acht. Hast du gesehen, wie er diese zwei Damen behandelte?

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Stimme.

Eine Parabel, mitgetheilt von Carl Gollmick.

Aus goldenem Palaste trat die königliche Stimme. Sie hatte das Kleid der Prosetin Miriam geborgt, der Schwester Aarons. In ihrer Hand hielt sie eine silberne Tuba und ein wildbegeisterter Dithyrambus entströmte ihren Lippen. Die Kunst hatte sich das Gewand der Muse Erato erwählt. Ihre Attribute waren die goldene Lyra und der Pfeil. Um ihr ewig jugendlich Haupt schlangen sich Rosen und Myrte. Sie schwebte aus einem der lieblichen Gehölze, welche von Plinius so schön beschrieben worden sind, und ihrem Triller lauschten Lerche und Nachtigall. Das Thal, wo beide zusammentrafen, entsprach dem Charakter beider sich Begegnenden. Im Rücken der Stimme wölbte sich eine schroffe Felsenwand, auf deren Gipfel der Adler horstete; unter den Füßen der Kunst aber keimten duftende Cyklamen und ihr zur Seite breitete sich ein klarer See aus, in dessen Tiefe Perlen und Korallen schimmerten. Im Hintergrund erhob sich auf einem sanften Hügel der Tempel Apollo's. Ueber diese seltene Begegnung betroffen, blieben beide sich einander gegenüber stehen. Die Stimme schleuderte siegestrunkene Blicke auf ihre Gegnerin. Die Kunst erwiderte sie mit dem stillen Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit. — Du bist also, hob die Stimme mit spöttischer Verachtung an, du bist also die Feindin, die sich anmaßt mit mir in die Schranken zu treten? — Du irrst, entgegnete die Kunst, ich bin nicht deine Feindin, denn ich suche dich täglich zu veredlen und in Eintracht mit meiner Würde zu bringen. Du aber bist die meinige, da du nur darauf ausgehst, über mich zu herrschen und mir durch diese Herrschaft die Gunst der Welt zu rauben. — Und mit Recht, höhnte die Stimme; deshalb zerbrich deinen Pfeil, denn er wird nie durchdringen, und nimm dafür das Winkelmaß zur Hand. Du hast nur Berechnung für deine Philosophen, du befriedigst nur kalte Menschen; ich aber entzücke und entzünde eine Welt der Jugend. — Thörin! entgegnete die Kunst, die du mit dem eitel prahlst, dessen ich mich nur als Werkzeug bediene für meine Gebilde. — Als Werkzeug? fragte die Stimme etwas betreten. — Allerdings, antwortete die Kunst. Verstanden die Griechen unter Organon nicht das Instrument? und ist das Instrument nicht das Werkzeug des Vortrags? Jede Stimme ist aber nur die Fähigkeit, organische Töne hervorzubringen und zu verbinden. Und thust du mehr als dieses? Und wenn du dieses thust, so zeigst du der Welt nur die Mittel oder die Werkzeuge, die den Gesang bilden sollen. Töne sind nicht Musik. Du gibst nur die Farben...

Stimme. Und was gibst du denn?

Kunst. Ich gebe das Gemälde. Ich führe das Darzustellende so vor das geistige Ohr, wie es sich seiner Natur gemäß gestalten muß. Ich erläutere und ergänze durch Geschmack, Anmut, Empfindung und Schule, was du alles nicht vermagst.

Stimme. O höre auf mit Vorzügen zu prahlen, deren abgedroschene Lehrsätze nur auf den Katheder gehören. Seit wann huldigt die Menge dieser sublimen Theorie? Seit die Welt besteht, wird die Materie über den Stoff siegen, wird die Stimme des Volks den Ausschlag geben. Und diese Volksstimme...

Kunst. Lästre nicht! Ich weiß, welch eines Gemeinplatzes du dich bedienen willst; diese Sentenz ist's ja leider, welche mißverstanden und fälschlich ausgelegt, so viel Unheil stiftet; hinter welcher sich so unzählige Schwächen verbergen. Wie? das Urteil des ewig unmündigen Kindes, des Volkes, sollte tiefer in die Waage fallen als das des kunstgeweihten tiefen Forschers, des Priesters der Kunst? Johannes Müller hätte Unrecht, wenn er sagt: allgemeiner Beifall ist ein Beweis der Mittelmäßigkeit. Denkende Geister, edle Herzen und freie Männer allein werden recht urteilen.

Stimme. Diesen Satz streng genommen, so wäre der Fiasko bei der Menge die höchste Glorie des Künstlers!

Kunst. Die Menge wird ohne zu untersuchen immer dem Materialismus huldigen, dem Schein, dem Horazischen „splendide mendax", der Täuscherin voll Glanz. Hier ist das Geben wie das Empfangen, der Beifall wie der Eindruck, und wer Sturm säet, wird Sturm ernten. Und das nennt ihr Gottes Stimme. Für die höhere platonische Schönheit jedoch, für den Hauch der Poesie und den Adel des Ausdrucks, für die veredelte Kraft, für die classische Energie, mit einem Wort für meine Würde hat nur der Kenner ein Urteil. Und dieser Beifall ist mein Stolz. Vor dem Götzenbild tanzt die Menge den tollen, schwindelnden Reigen; vor einer Gottheit über den Sternen sinkt der Priester in den Staub.

Stimme. Also ein heidnischer und christlicher Beifall! Sehr sinnreich definirt. Doch sehe ich diese Menge auch dir huldigen, welches meinem Ehrgeiz fürwahr keine kleinen Wunden schlägt. Und du — scheinst eben nicht unempfänglich dagegen.

Kunst. Vergiß nur nicht, daß die Menge, die mir huldigt, eine ganz andere als die deinige ist. Es können dieselben Personen sein, aber es sind andere Empfindungen. Der mir von der Menge gespendete Beifall entspringt nicht aus dem Paroxysmus sondern aus dem Herzen. Ich erkenne ihn an der edlen Weise, womit er sich äußert; denn er ist das Echo der entzückten Kenner... Und dieses Ahnen des Schönen, dieser dunkle Drang, diese Unwillkürlichkeit hat vielleicht den wahren Anspruch, die Stimme Gottes zu heißen!

Stimme. Und dennoch gäbst du vielleicht gern deine gepriesene Schule, wenn du dafür mich besitzen könntest.

Kunst (lächelnd). Fürchte nicht, daß ich dich beraube. Aber auch hier liegt ein unheilvolles Mißverstehen. Stimme! wie weit soll diese reichen? Wo soll ihre Grenze sein? Läge alles Schöne und Gute in der Stimme Wucht, so könnte man seine Zuflucht zum thierischen Organismus nehmen. Theilt eure Rollen künftig an Löwen, Bären, Stiere, Tiger und Wölfe aus, raubt den Domen ihre Glocken, gebt den Posaunen Worte, oder bekleidet unsere Stentoren mit der Toga und Chlamys, so ist's mit einmal abgethan. Verdient die Kraft des Organs die höchsten Preise, so gebt sie der Furie des Altertums, die einen Schlachtgesang anstimmt, gebt sie dem Skalden der heidnischen Sachsen!

Stimme. So verachtest du die volltönende, mächtige Stimme, die jeden Raum ausfüllt und von keinem Instrument übertönt werden kann, die selbständig eine Königin im Reiche der Töne herrscht?

Kunst. Sage, die, eine Despotin, die Geißel über ihre Unterthanen schwingt und den feineren Geschmack tyrannisirt. Nicht die Kraft verachte ich, sondern den Mißbrauch derselben, das Ueberbieten und die Sucht damit zu glänzen. Ich verachte den Ruhm, den diese Kraft für sich allein in Anspruch nimmt. Du rühmst dich deiner Macht, weil die Tuba dein Attribut ist, weil du höchstens eine sinnliche Rührung zu erregen im Stande bist, weil du nur nach großen Effecten ringst. Allein über wen übst du diese betäubende Macht aus? Doch nur über die Sinne, über Gehör und Nerven. Man staunt dich an, weil alle Formengröße, weil alles Kolossale imponirt, weil man geneigt ist, die technische mit der künstlerischen Größe zu verwechseln.

(Schluß folgt.)

Gottlieb Samuel Liedke.

Aus der preußischen Zeitung.

Und sie trugen einen stillen Mann hinaus zu seiner ewigen Ruhe! Wer war der Todte? Wir bezeichnen ihn allein wahr und aus dem tiefsten Herzen: er war ein Freund, ein Vater der Armen.

Gottlieb Samuel Liedke wurde geboren im Jahre 1803. In der Grafschaft Rantenburg hoch oben im preußischen Norden, unfern des kurischen Haffs, stand seine Wiege, und der erste Tag des Frühlings war sein Geburtstag. Sein Vater war Amtswachtmeister der Grafschaft und ein Mann, der wegen seines milden Herzens und seiner strengen Gerechtigkeitsliebe eben so sehr geliebt als gefürchtet wurde und in der höchsten Achtung seiner hohen Patrone stand. Das Bild, welches unser verstorbener Freund dem Verfasser dieser Zeilen von seinem Vater entwarf, war das eines Patriarchen, welcher Recht und Frieden in seinem Verwaltungsbezirke mehr durch das Ansehen seiner Person als des Amtes erwirkte; nur der Verbrecher hatte zu zittern vor ihm. Unter dem Einfluß eines solchen, über sein ganzes Leben hinwirkenden Vorbildes wuchs unser Liedke fröhlich empor und empfing seine Schulbildung auf der Landesschule zu Lappinen, einem Dorf an der Gilge, welche die hohe Schule der Grafschaft ist und von der letzten Erbgräfin von Truchseß zu Waldburg, außer noch vielen andern wohlthätigen Stiftungen, die ihr ein bleibendes und gesegnetes Andenken in dem Herzen ihrer Unterthanen gesichert haben, errichtet wurde, um die gräflichen Beamten der Nothwendigkeit zu überheben, ihre Söhne und Töchter in entfernte und kostspielige Erziehungsanstalten zu senden.

Mit dem vierzehnten Lebensjahr, und nachdem er seinen ältesten Bruder, fechtend und sterbend als Offizier für seinen König und das Vaterland, zu betrauern gehabt, kam er in die erbgräfliche Gerichtskanzlei auf Schloß Rautenburg und betrat somit seine Beamtenlaufbahn. Er konnte hier als Gerichtsschreiber und späterhin als Gerichtsbeisitzer das Recht üben, ohne es studirt zu haben, und blieb in dieser in der Erinnerung ihm ewig theuren Stellung, bis er zum Soldaten ausgehoben wurde. Kurz vor seinem Abgang aber nach Potsdam unter die Gardeulanen starb ihm auch sein Vater, nachdem ihm der Tod seine Mutter schon früher entrissen.

Als Rekrut wurde ihm bei einem Frühmanöver das rechte Auge ausgeschossen, und diesem Unglück haben wir es zuzuschreiben, daß er nach seiner Heimat nicht wieder zurückging. Er gelangte in den Besitz der Civilversorgungsberechtigung und wurde als Unteroffizier einer Invalidencompagnie zuerst in den Militairbüreaus beschäftigt, arbeitete später auf der Intendantur des Gardecorps, gelangte im Jahr 1839 und nach manchen verdienstlichen Bemühungen in eine feste Anstellung als Geheimsecretair in der königlichen Generalstaatskasse und rückte daselbst im Jahr 1842 in die Stelle eines Buchhalters hinauf. — Im Schlosse zu Rautenburg sah er den Anfang, im königlichen Schlosse zu Berlin das Ende seiner Beamtenlaufbahn.

Betrachten wir nun aber den Entschlafenen nach seiner öffentlichen Wirksamkeit. Kaum hatte er eine sichere Existenz gewonnen, so drängte es ihn, sich dem Wol seiner ärmeren Mitbürger zu weihen. Mit dem 1. October 1839 übernahm er das Vorsteheramt in der 35sten Armenenommission, die des Hamburger Thorbezirks, und entwickelte darin eine Thätigkeit, deren Erfolge zu den schönsten gezählt werden müssen, welche auf diesem Felde errungen sind. Alle seine freie Zeit widmete er dieser Angelegenheit, und wir sehen ihn von jetzt täglich in seinem Bezirk Haus bei Haus, Treppe auf Treppe ab steigen, in die Dachkammern hinauf, in die Keller hinunter, und was ihn dahin begleitete, war sein Herz, oder wir treffen ihn in seinem kleinen Arbeitszimmer einsam nachsinnend über die empfangenen Eindrücke, und wie der grenzenlosen Not, welche sich ihm hauptsächlich als eine tief moralische darstellte, abzuhelfen, oder aber auch wir finden ihn mit seinen Freunden wandern über Feld oder bei einem Glase Bier, und seine einzige Unterhaltung ist die Pflege des Armenwesens. Sein Herz lag ihm dann auf der Zunge und seine Seele in seinem Auge. Die Mitglieder seiner Armenenommission, welche durch sein Beispiel und seinen Eifer angeregt, eine das gewöhnliche Maß weit überragende Thätigkeit entwickelten, wurden alle seine Freunde, und überhaupt mußte jeder ohne Ausnahme, ob hoch ob niedrig, welcher in die persönliche Nähe dieses seltenen Menschen kam, ihm Liebe zollen. Er stellte sich jedem Auge unwillkürlich als ein Opfer dar, das auf dem Altar Gottes und zum Heil der Menschheit an seinem eigenen Feuer aufbrannte. Sich selber vergaß er ganz und gab immer aus seiner Tasche, wo die gebotenen Mittel nicht ausreichten; er lebte nur in dem Leben seiner Pflegebefohlenen und führte fortwährend den goldenen Spruch im Munde und handelte nach ihm: des Bruders Heil mein eigen Heil. Unzählige Täuschungen und bittere Erfahrungen machten ihn nicht irre oder konnten ihn verleiten, seine Hand zurückzuziehen von dem Werke der Liebe, welchem er sein Leben gewidmet hatte und nach seiner ganzen Organisation widmen mußte; Schmerz wol empfand er darüber, doch er beklagte dann nur, daß Gottes Ebenbild durch die Not und das Elend, gleichviel ob verschuldetes oder nicht, denn die Schuld führt zum Elend und das Elend zur Schuld, so tief sich verirren konnte, sein Vertrauen, seine Liebe mit Fallsucht und Betrug zu erwidern. Erst in der letzten Zeit seines Lebens zwang ihn seine eigene wieder drückend gewordene Lage, um den Verpflichtungen nachkommen zu können, welche er bei seinen Bestrebungen im Vertrauen auf Gottes Beistand eingegangen war, darin eine Ausnahme zu machen; Unbank aller Art hatten auch nicht nachgelassen, sein Herz zu verwunden. In jenen glücklichsten Tagen seines Lebens aber, und sie waren ihm so glücklich, weil sie sein Leben zur That machten und seiner Thatkraft sich ein immer größeres Feld eröffnete, kam er sehr bald zu der Ueberzeugung, daß alle die ungeheuren Mittel, welche in Berlin auf die Armenpflege verwendet wurden, nichts weiter erzielten als die Armut zu pflegen, das heißt ihren Wachstum zu mehren, aus Almosenempfängern Almosenjäger zu machen, und er fand keine andere Abwehr gegen diese Not, als die Menschen zu vermögen, sich wieder auf sich selbst zu stützen. Und er begründete zu diesem Behuf am 21. März 1845 sein Sparkassensystem, zuerst nur zum Zweck der Anschaffung von Winterbedürfnissen, in dessen weiterer Ausführung es lag, daß nur der Krüppel und das Kind einer Unterstützung bedürftig sein sollte. Er lehrte die Armen darin ihre vereinzelten Kräfte

zu einer Kraft verschmelzen, sich aus vielen Armen in einen Reichen zu verwandeln; er lehrte die Armen und Wohlhabenden sich wieder als Glieder einer großen Familie zu betrachten; er predigte den Menschen durch eine That das „Liebet euch unter einander“ unsers Erlösers.

(Schluß folgt.)

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Der Ausbau des neuen Museums in Dresden ist diesen Sommer bedeutend gefördert und beinahe seiner Vollendung entgegengeführt worden. Dasselbe gilt von den monumentalen Arbeiten an dem Aeußern des imposanten Gebäudes. Nicht minder erfreulich ist es, daß auch mit der Wiederherstellung der im Maiaufstand 1849 zerstörten Zwingergebäude der Anfang gemacht worden und sonach Hoffnung vorhanden ist, die Zwingerruinen, diese Denkmäler eines rohen Vandalismus, bald verschwinden zu sehen, denn der Stadt haben sie wahrlich nicht zur großen Zierde gereicht, so wie denn auch in dem Stadtverordnetencollegium seiner Zeit ein auf die Wiederherstellung des Zwingergebäudes gerichteter Antrag gestellt worden war. Die Staatsregierung hat von den verschiedenen „für die Restauration des Zwingers entworfenen Bauplänen den wolfeilsten ausgewählt. Dem Bauplan zufolge wird unter anderem auch, nach Abtragung des an den Museumbau angrenzenden Theils des Zwingerwalls, ein nach der Theaterseite zu mit einfacher Begenarchitektur decorirtes, oberhalb mit einer Plattform abgeschlossenes, gewölbtes Erdgeschoß zur Seite des Dianenbades hergestellt und damit zugleich auch zwei schöne Zugänge zu dem Dianenbad gewonnen werden. Nach dem Theater zu wird der vor dem Museum liegende Platz mit Anlagen von Rasenplätzen, mit Fontänen, Trottoiren ꝛc. versehen und durch eine eiserne Umzäunung von dem gewöhnlichen Verkehr abgesondert werden. Bis zum Jahr 1854 dürfte das neue Museum jedenfalls der öffentlichen Benutzung übergeben werden.

Von dem „König-Ludwigs-Album ist in München bereits die fünfte und sechste Lieferung erschienen. Sie enthalten in größtentheils vorzüglicher Ausführung (Lithographie, Stahlstich, Radirung ꝛc.) interessante Blätter von C. Rietschel, C. Scheuern, Zimmermann, Riedel, Verhas und andere mehr.

Im Wiener Hofoperntheater werden die neuen Opern „Austin“ von Marschner und „Undine“ vom russischen Componisten Lwoff einstudirt.

Henriette Sonntag hat sich in Liverpool nach Neuyork eingeschifft.

Die von ihren früheren Reisen her bekannte Claviervirtuosin Camilla Pleyel ist vom Papst zum Mitglied der Akademie der heiligen Cäcilia in Rom ernannt.

Trotz aller Hindernisse und mancher Niederlagen, die sie erlitten, sind die Vlamingen doch noch fortwährend eifrigst bemüht, ihre Muttersprache zu voller Geltung zu bringen. In Antwerpen erscheint eine Sammlung vlämischer Romanzen, von verschiedenen Tonsetzern componirt, unter van Kerkhoven's Leitung. Man sucht besonders durch die Bühne zu wirken und jede vlämische Stadt hat jetzt ihre nationale Schauburg. Als dramatische Schriftsteller zeichnen sich besonders Roelandts und Strovbant aus, die sehr fruchtbar in leichten Lustspielen sind und viel Glück machen, da sie es verstehen, den Volkston zu treffen.

Tabletten.

*** Dem anonymen Briefschreiber an die Redaction, dem bisher „in Paris nur ein Marsfeld bekannt war, dessen Name vom Gott des Krieges herrührt, über das Pariser Märzfeld in der Postzeitung aber um nähere Aufklärung bittet“, diene zur Antwort, daß er sich diese Aufklärung im ersten besten Conversationslexikon selbst hätte holen können. Alljährlich am 1. März hielt das Volk der Franken auf dem deshalb so genannten Märzfeld eine große Versammlung, wo der König von dem Volk Geschenke empfing, das Heer gemustert und andere wichtige Reichsgeschäfte abgemacht wurden. Unter dem Frankenkönig Chlodwig I. verwandelt sich die Märzoersammlung in eine Maiversammlung und das Märzfeld kommt zum erstenmal als Maifeld vor, wie ein solches Pipin 767 bei Bourges hielt. Daher noch bis auf den heutigen Tag der Gau am Rhein, in welchem Andernach liegt das Maienfeld heißt, daher Düren, Paderborn, Worms, Genf, Mailand ꝛc. heute noch ihr Champ de Mai oder Maifeld haben, wie Paris sein Champ de Mars oder Märzfeld. Noch erst im Mai dieses Jahres ist in der allgemeinen Zeitung die Reihe der „Märzfestfeste“ in Paris seit 1790 aufgeführt worden. Uebrigens kann sich jener anonyme Briefschreiber auch im Dictionnaire de l'Academie française Rats erholen.

*** Ein Engländer, so erzählt ein Dresdner Blatt, wollte kürzlich auf der sächsisch-böhmischen Bahn die sächsische Schweiz durchreisen. Sein Unstern will, daß die Eckplätze des Coupé's bei ihr sind und er mit einem Mittelplatz, auf welchem man von den Schönheiten der Gegend fast gar nichts sieht, sich begnügen muß. Oberhalb Pirna, wo die Gegend anfängt interessant zu werden, ersaßt ihn der unwiderstehliche Drang, eine freie Aussicht zu gewinnen. Er sucht und findet. Mitten in der Decke des Coupé's gewahrt er die runde Oeffnung, durch welche des abends die den Wagen erleuchtende Lampe herabgelassen wird; der Deckel derselben ist locker, er hebt ihn ab, tritt auf die Sitze, steckt den Kopf durch das Loch und erfreut sich der unbeschränktesten Aussicht. Aber — o Mißgeschick, als er in Pötscha die etwas unbequeme Stellung verlassen will, verfagt der Kopf, der so glatt durch das Lampenloch geschlüpft war, hartnäckig den Rückweg, bald sträubt sich das Kinn und bald das Ohr; der arme Gefangene muß, einen ganzen Waggon am Hals, noch die Station bis Rathen fahren und erst den Bemühungen zweier Schaffner, die von oben stopfen, und zweier Passagiere, die von unten ziehen, gelingt es, dem Reisenden die Freiheit wieder zu geben.

*** Der bekannte französische Architekt Labas, welcher den Obelisken von Luxor nach Paris gebracht hat, geht mit nichts geringerem um, als den Kirchthurm St. Jacques la Boucherie in Paris von der Stelle, auf welcher er steht, einige Klafter weiter hin zu schaffen, damit er genau in die Mitte eines neu angelegten Platzes komme. Man zweifelt natürlich, daß die Möglichkeit, Häuser auf eine andere Stelle zu schieben, auch auf solche Gebäude ausgedehnt werden könne, aber die Pariser Blätter sprechen ernsthaft von diesem Project.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 15. September. Der Profet, große Oper in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 16. September. Pfefferröfel, oder: „Die Frankfurter Messe im Jahr 1297“, romantisches Schauspiel in fünf Abtheilungen, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Pfefferröfel: Fräulein Sieg-mann, vom Stadttheater zu Bremen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 222. Donnerstag, . . 16. September 1852.

Der Landkaufmann auf der Messe.

Eine Meßnovellette von F. K.

(Fortsetzung.)

Wer die Damen waren, weiß ich nicht; — aber unser Landkrämer hatte es mit einem Blick weg; und wie brillirte er, wie verjüngte er sich, wie traf er auf seine Art das richtige Genre von Courtoisie! wie graciös-zudringlich, geheimnißvoll-vertraulich, devot-unverschämt, bombastisch-affectvoll lebte und log alles an ihm! Wie flogen die Cartons auf und zu, wie überschwemmte er sie mit seinen Bändern, Krausen, Spitzen und Puffen, wie erriet er Geschmack und Bedürfniß und ersparte ihnen jeden Umschweif, indem er gleich selbst an Farben und Flittern das auffallendste präsentirte und mit kühner Brust für die letzte Mode ausgab! Wie intelligent verstand er ihre scheinbaren Zweifel und wenn ein Zweifel nach dem Einfacheren gegriffen hätte, so wußte er mit unbeirrter Menschenkenntniß, daß sie blos überredet sein wollten. Aber siehe; denselben Mann beobachte jetzt, wie er diesen schüchternen Jungen an sich zieht. Es ist ein Orchestermitglied von geringster Gage, der für langes Ersparniß verschämt um einige Shirtinghemden wirbt. Er zieht ihn vertraulich ins Innere der Bude, denn er merkt wol, wie genirt der arme Bursche sich draußen fühlt. Wie schlicht geht er mit ihm um! Wie ehrlich hängen seine Mundwinkel herab! Was für sparsame Augen macht er! Siehe, diese Bewegung mit der linken Hand seitwärts und dieses Achselzucken dazu — das zusammen war ein mimischer Augenblick, nicht mit Gold zu bezahlen! Das redet allein! Ich bin überzeugt, er schimpft auf seine eigene Waare, auf die theueren Qualitäten nämlich, gibt sie für ein Vorurteil der Mode aus und eröffnet ihm des Handwerks Geheimniß, daß das wolfeilste immer das beste sei. Der Junge sieht auch ganz encouragirt aus. Es ist ihm zu Mut, wie einem Füchslein, das der erfahrene Senior unterrichtet, die Philister zu prellen. Wie ein paar Studenten karten sie ihre Sache ab. Der Handel ist richtig. Bravo, Alter! hast deine Rolle gut gespielt!

In dieser und ähnlicher Weise fuhr mein Garrick fort, seinen Gegenstand zu belauern mit der Wollust eines Gutschmeckers; dabei versäumte er nicht, mich fleißig anzustoßen und mir die wichtigsten Pointen seiner Beobachtung zu interpretiren. Ein junges Mädchen trat jetzt an die Bude, dessen leichter Gang und graciöser Wuchs der Herold jeder anderen Schönheit zu sein schien. Ich empfand sogleich das lebhafteste Interesse, auch etwas von ihrem Profil zu erhaschen und versuchte mehre Flankenschwenkungen, aber umsonst; der Schauspieler war nicht von dem Pflasterstein wegzubringen, der ihm ein- für allemal der günstigste Punkt seiner Observationen schien. Neugierig bin ich, murmelte er und sein Auge funkelte und glänzte. Er spannte seine ganze Aufmerksamkeit an. Einzelne Exclamationen, die er wie die pythische Göttin von sich gab, begleiteten den inneren Gang seines Urteils; ich stand wie auf Nadeln. Erlaube, sagte ich endlich, indem ich meinen Arm aus dem seinigen befreite, mich interessirt diesmal der Kunde mehr als der Verkäufer; das Kind scheint unbedingt eine Schönheit, aber was für ein Genre derselben, das ist die Frage. — Kann's noch die Frage sein! rief mein Freund aus, wenn du siehst, wie unser Meßkünstler sich benimmt mit ihr. Ihn betrachte und du hast sie gesehen. Siehe, unser Männchen ist gefällig ohne Umstände, freundlich ohne Süßigkeit, galant ohne Geckerei, sein ganzes Wesen athmet einen gewissen herzlichen, väterlichen Humor; er spielt den gemütlichen Hausfreund. Unsere Schöne ist also von denen, die das Kurmachen in Verlegenheit setzt, die über und über rot an den Läden vorbeifliehen, wo ein halb Dutzend adonisirter Commis die Straße mit Artigkeiten sperrt, die bei Regenwetter dem Geheimniß des Strumpfzwickels nichts vergeben ꝛc. Sie ist also sehr jung, sehr unschuldig, modest von Natur oder durch Erziehung, eine Blondine, ein Madonnenköpfchen, das Gesichtchen mehr rund als länglich, die Augen — In diesem Augenblick wendete sie sich um — ja wahrlich, das süßeste Bild knospender Jungfräulichkeit und — Zug für Zug hatte er sie porträtirt. Triumfirend klopfte er in die Hände. Was meinst du nun, jubelte der Mime, ob unser Ladenkünstler die passende Rolle gewählt hat dem schönen Kinde gegenüber? Wie sollte er dieser Confirmandin anders begegnen, als indem er den spaßigen Alten spielt, das trauliche Väterchen, den schmeichelnden Onkel, und Liebenswürdigkeit genug entwickelt, um zu gefallen, Ehrbarkeit genug, um Vertrauen zu wecken? Ich sage dir, nie sah ich für dieses Genre von Bonhommie ein richtigeres Urbild, und was von kleinstädtischen Ecken und Manieren mit unterläuft, erhöht nur erst den Kunstwert des Ganzen. Dieser Landkrämer kennt Welt und Menschen trotz unsereinem, er hat ein angebornes Talent dafür und wenn er nicht ein großer Schauspieler geworden wäre, so ist er sicher der gewandteste Kaufmann, der je das Publikum nach seiner Pfeife tanzen ließ. — Mein Freund fuhr mit Enthusiasmus fort in diesem Ton, ich aber nahm mir nur noch die reizende Käuferin zu Herzen. Ich ließ es gänzlich ununtersucht, wie viel Wahrheit und wie viel Manie in seinem Urteil war, ich bejahte und nickte zu allem, was er wollte, und gab ihm sein Urbild des gewandtesten Kaufmanns, der die Welt nach seiner Pfeife tanzen läßt, ohne Umstände zu. Ich ahnte nicht, daß ich bald selbst nach dieser Pfeife tanzen würde, und daß es mit dem kaufmännischen Genie in dieser unscheinbaren Hülle seine vollkommene Richtigkeit hatte. Doch die Erfahrung folgte mir auf dem Fuße.

Meine Schöne hatte ihren Kauf geschlossen und wie etwas, das sich von selbst verstand, setzte ich mich jetzt mit dem Schauspieler in Gang; meine Absicht war, ihr zu folgen. Indeß verlor ich sie bald im Gedränge, zumal da mein Freund zerstreut oder boshaft genug war, meinen Zweck nicht zu merken, und ich

zurückhaltend genug, ihn nicht zu verraten. Mein Verdruß wäre groß gewesen, hätte ich meine Hoffnung nicht noch an einen anderen Anker hängen können. Die Madonna hatte nämlich das Packet ihres Einkaufs in der Bude zurückgelassen; ich schloß daraus, daß es ihr ins Haus nachgeschickt werden müsse, daß also ihre Adresse in dem Besitz des Krämers sei. Ich ergriff nun die erste beste Gelegenheit, mich meines überflüssigen Begleiters zu entledigen, erinnerte ihn an die Probe und in der That eilte er auf den Theaterplatz — zum Conditor. Dort ließ ich ihn und floh nach meiner Bude zurück. Es war indeß nahe bei Mittag, der Platz ziemlich leer, die Geschäfte ruhig. Ich fand meinen Patron beschäftigt, die Pause zu benützen; er kramte mit seinen dürren Fingern die derangirte Auslage zurecht, trippelte schweigsam auf und ab, seine dünnen Lippen waren geschlossen, seine fahlen Züge unbelebt; — es war ein dämonisch-stiller Augenblick. Beklommenen Herzens trat ich heran und fragte nach ein paar Vatermördern. Der Alte überflog mich mit einem Blick seiner grauen Augen, — sein Preiscourant stand offenbar auf den Gesichtern seiner Käufer. Er nannte seine Forderung, die ich natürlich überhörte, ich legte noch andere Artikel bei und ließ mir das Ganze summiren. Ich bezahlte ohne zu handeln, und nachdem ich mich so eine ziemliche Stufe über das Niveau anderer Sterblicher gestellt hatte, versuchte ich mein Heil. Ich drängte mich auf eine gute Art in das Innere seiner Bude, spielte mit meiner Uhrkette und ging mit jener heiteren Kühnheit, worin die Siegeskunst aller Diplomaten liegt, dem Gegenstand meiner Wünsche zu Leibe — der Adresse. Der Alte wendete sich nur in einer Viertelschwenkung von mir ab, aber in dem einzigen Manöver lag etwas unendlich bagatellmäßiges. Mir war nicht wol zu Mute. Ich hustete. Er kramte in seiner Waare herum, schaffte Packette von einer Seite auf die andere, und ein bloßer Zufall schien es, daß er mich dabei nicht zertrat. Wenigstens überkam mich das unzweideutigste Gefühl meiner entbehrlichen Anwesenheit. Ich kann versichern, es war ein nichtswürdiger Moment. Die Kränkung kochte und pochte in meiner Brust, ich stand da — und sah wol, ich mußte es anders anfangen. Da warf ich mich in die Arme der Sentimentalität. Es ward mir plötzlich gerührt zu Mut; ich zog den Alten vertraulich auf seinen Dreifuß nieder, schob mich selbst auf einer hervorragenden Kistenecke zurecht, hustete noch einmal, nahm den Biedermann bei der Hand und versicherte ihn vor allem andern meiner lautersten Absichten. Dann sprach ich von meinen guten Vermögensumständen, meiner unabhängigen Lage und meiner reichen, todtkranken Tante.

(Schluß folgt.)

Kunst und Stimme.

Eine Parabel, mitgetheilt von Carl Gollmick.

(Schluß.)

Stimme (spöttisch). Wie du die Rollen Tigern und Wölfen gegeben, werde ich sie unter Grillen Grasmücken und Wachteln vertheilen. — O es müßte in der That erhebend sein, diese Thierchen einen Belisar oder eine Norma zirpen zu hören, oder — selbst höher hinauf, wenn eins deiner Attribute — die gepriesene Philomele den Schmerz einer Klytemnästra oder eines römischen Triumphators aus der kleinen Brust flöten würde.

Kunst. Du springst von der Sache ab, weil du sie nicht würdigen willst. Ich müßte mehr als wahnsinnig sein, wollte ich das schwache Organ oder selbst Stimmlosigkeit vertheidigen, denn hier wäre jeder Vortrag nutzlos. Die imponirende königliche Stimme ist eine neidenswerte Naturgabe. Ich möchte sie besitzen, wenn mir Anmut und Begeisterung bliebe. Du rühmst deine Macht? Ich nenne nur die Stimme mächtig, die über das Herz gebietet. Ich nehme nur die Kraft in Anspruch, die es mir möglich macht, die Argumente der Schule zu erfüllen. Ich begehre nur so viel Fülle und Glanz, als sich mit der Grazie und mit der Vertheilung von Licht und Schatten verträgt. Ich will in gleichem Maße erschüttern wie rühren. Meine Technik ist Sieg des Schönen, nicht aber über das Schöne.

Stimme. Prahle nicht mit Gaben, welche nur den Appetit, nicht aber den Hunger des Publikums stillen. Für mich spricht das Altertum. Ich bin die Stimme, die Horaz empfiehlt und welche das dreifache Erz um die Brust erfordert, die Stimme von Ossians Helden.

Kunst. So weißt du nicht, was dagegen Homer in seiner unsterblichen Odyssee sagt:

„Wahrlich! es füllt mit Wonne das Herz dem Gesange zu horchen,
Wenn ein Sänger wie dieser die himmlischen Töne nachahmt.
Siehe! das nennt mein Herz die höchste Wonne des Lebens.
. . . . allein mit jenem Gesange
Quäle mich nicht, der stets mein armes Herz durchbohrt!"

Stimme. Und dennoch ist dieser durchbohrende Gesang allein der wahrhaft ächte dramatische . . .

Kunst. Nicht weiter — denn jetzt berührst du den Punkt, worin sich alle Begriffe verwirren — oder vielmehr worin sich die allgemeine Begriffsuntüchtigkeit bewährt. Diese Untüchtigkeit, dieses unbewußte Nachplaudern ist's, welchen Dingen du den Ruf dramatischer Bedeutenheit zu danken hast. Die Unwissenheit des Urteils ist deine Größe, ist dein Talent. Man möchte die lyrische und dramatische Poesie von einander scheiden, wie man weiß von schwarz, oder das Meer von dem Ufer trennt, und doch vereinigen sich beide auf der Bühne so innig mit einander, daß eines wieder zur Trägerin des anderen wird. Haben wir denn nur eine Lyrik für das innere zarte Gemütsleben? für die Elegie, oder die sentimentale Idylle? Besitzen wir nicht auch eine solche, welche die großartigsten Gefühle in ihrer tiefsten Erregung, in dem erhabensten, ja selbst in epischen Formen ausdrückt? Hatten wir nächst der Sapphoschen und Anakreontischen, nicht auch eine Pindarische Muse? Nenne mir einen sogenannten lyrischen Charakter, der nicht auch die inneren und äußeren Kämpfe der Leidenschaften vergegenwärtigte und so zur Handlung würde? So umgekehrt, nenne mir ein Werk, worin der dramatische oder handelnde Charakter, wie ihr ihn nennt, ja selbst der epische nicht auch zarte Empfindungen ausdrückt oder selbst in dieselben übergeht? Wollte man, um der Streitfrage der Fachbegrenzung ein Ende zu machen, eine jede Rolle in lyrische, dramatische und epische Charaktere förmlich eintheilen, man würde das Unmögliche versuchen, und sollte nur unter dieser Bedingung die Oper fortbestehen, sie würde von Stunde an aufhören zu existiren. Glaube mir, es ist nicht der Stimmenfundus, der uns die innere, die Geisterwelt erschließt, es ist die Klangfarbe der Stimme, mag sie größer oder kleiner heißen. Durch sie nur wird uns Liebe und Haß, Freude und Schmerz, Wonne und Verzweiflung, wird uns die tragische Größe erschlossen. Und siehe, deshalb habe ich die göttliche Lyra zu meinem Attribut erwählt, weil in ihr die kastalische Begeisterung liegt, die in alle Pforten des Empfindungslebens dringt. O, über die unglückliche Meinung einer Majorität, daß nur die Stärke der Stimme dem dramatischen Gesang Wert und Bedeutung verleihe. Daher der Verfall des ästhetischen Geschmacks, daher das Ringen nach äußeren Effecten und der Paroxysmus der Componisten, daher der frühe Ruin der Stimme, daher der Bankerott der Institute.

Stimme. Und — was wäre denn nach deiner Meinung dramatisch?

Kunst. Wollen wir nicht spitzfindig urteilen, so ist's jede leidenschaftliche Bewegung auf der Bühne, und im weiteren Begriff — im Grund alles, was das Publikum auf die eine oder die andere Weise afficirt.

Stimme. Hm! die Definition wäre wolfeilen Kaufs davongekommen.

Kunst. Aber sie schützt vor Verwirrung der Begriffe und stellt die Gerechtigkeit des Urteils wieder her. Deshalb werden wir beide doch die gewohnten Pfade fortwandeln. Dir wird die Materie, mir der Geist alles sein. Du wirst nach der Gunst der Menge streben, ich nach der Gunst des Kenners. Du wirst in dem hochmütigen Gefühl deiner Kraft schwelgen, ich in der unaussprechlichen Wonne, daß mein Götterfunke gezündet hat — und das nur ist die Aufgabe der Poesie... Doch mich rufen meine Studien; dich ruft die Tuba. (lächelnd) Wir werden dann jede nach unserer Weise dramatisch wirken ... Lebe glücklich, wenn du es vermagst.

Stimme. Noch einen Augenblick. Du magst recht haben, obgleich es dir nichts helfen wird, gegen den Strom der Unmündigkeit zu kämpfen. Aber ich will aufrichtig sein: allerdings gibt es Stunden, in welchen ich fühle, daß mich dieser hohle, unmotivirte und parteiische Beifall nicht ehrt und ich denselben wol mit dem des Kenners vertauschen möchte. Deshalb lass' uns ein Bündniß mit einander schließen. Gib mir die Hälfte deiner Schule, ich gebe dir die Hälfte meines Organs ... Wie, du zauderst?

Kunst. Weil ich fürchte, deine Wucht könnte mich erdrücken, wie meine Studien dich beeinträchtigen dürften. Haben wir nicht täglich Beispiele davon?. Aber damit du siehst, daß es mir um das Interesse und um die Würde des Gesanges zu thun ist, so — wollen wir vereint nach Vollendung streben. Das eine mag das andere heben und tragen. Du sollst mich wirksam für die Menge machen, ich werde dich zu veredeln suchen. Mit einem Wort, wir wollen uns einander ergänzen; so kann es möglich werden, den langen Krieg zwischen uns in einen dauerhaften Frieden umzuwandeln. — Die Stimme ergriff die dargebotene Hand der Kunst, und beide wandelten nach dem Tempel des Apollo ... Aber die Natur beider wollte nicht mit einander sympathisiren und trotz aller Bemühung einer edlen Vereinigung, einer schönen Totalität — die eine herrschte stets auf Kosten der andern.

Und deshalb sieht man bis heutigen Tages beide immer nur einzeln aus dem Tempel gehen und jedes nach seiner Weise die Welt in Staunen oder Wonne versetzen. Tuba und Lyra wollen sich nicht mit einander vermälen, und — erscheinen beide je einmal vereint, so geschieht es nur durch einen besonderen Spruch der Götter. Diese Vereinigung ist dann ein zugewogenes Glück, eine Blüte der Aloe, eine Abstraction in der Kunstgeschichte, ein glänzendes Meteor, und vergebens freut man sich dieser Ehe, denn — sie bleibt kinderlos!

Gottlieb Samuel Liedke.

Aus der preußischen Zeitung.

(Schluß.)

Der Erfolg dieser Sparkasse war ein außerordentlicher, ihre Wirksamkeit verbreitete sich weit über den Hamburger Thorbezirk, sie dehnte sich aus über die ganze Stadt, und eifrige Nachahmung fand sie noch weit über die Grenzen derselben durch ganz Preußen und Deutschland und auch über dessen Grenzen hinaus. Die Größe dieses unserm entschlafenen Freunde selbst unerwarteten Erfolges erweckte ihm aber den Neid, und die Einfachheit seines Systems verführte da manche zu sagen: Ei, das hätt' ich auch gekonnt, was ist besonderes dabei! Es erging ihnen wie mit dem Ei des Columbus. Unserem Liedke aber wurde die Anerkennung seines Königs und der städtischen Behörden, und konnte ihn fernerweit trösten und ermutigen, daß ihn die Monarchen von Oesterreich und Schweden und Dänemark, Württemberg, Sachsen und Belgien mit den ehrendsten Handschreiben erfreuten, die letzteren beiden übersandten ihm außerdem noch die große goldene Verdienstmedaille, und daß ihn die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe in Hamburg zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Rastlos thätig und unbeirrt durch das Raisonnement seiner Gegner, denen er nichts weiter entgegnete, als: was nützt das Reden; handelt! was nützt eure Liebe und Sorgfalt für die Armen in tönenden Worten; beweist sie durch Thaten! Unbeirrt also durch seine Gegner, erweiterten sich seine Ideen unter der fortwährenden Arbeit seines Geistes, und so gründete er im Sommer 1846 seine Brodsparkasse, deren Bedarf an Getreide, da er bald über 7000 Pfund Brod in den beiden Bäckereien seines Bezirks backen lassen mußte, ihn nötigte, auf den Kornmarkt zu treten. Hier und aus den Berichten der Zeitungen erkannte er bald, daß eine Theuerung bevorstehe, wurde ihm die Ahnung der im Jahre 1847 über das Vaterland hereinbrechenden Hungersnot. Und nun wandte sich der kühne und unbemittelte Mann, und da ihm nirgend anders im Ausland eine Aussicht auf den Gewerb billiger Brodstoffe ersichtlich war, an das Handlungsexportationshaus Georg E. Müller jun. in Petersburg und schloß mit demselben einen Vertrag auf Lieferung von 1000 Wispel Roggen und 70,000 Centner Roggenmehl. Und während aus allen Gegenden des Vaterlandes die Bitten um Abhülfe gegen die hereinbrechende Not sich täglich mehrten und das Gouvernement keine Vorräte zu diesem Behufe besaß, durfte sich unser Liedke still und selig lächelnd nun sagen: ich habe Brod für meine Armen und kann auch zur Not weiter aushelfen. Er hätte durch einfache Abtretung der Schußscheine ein reicher Mann werden können, sein Sinn aber stand nicht nach Gold; er wies das ihm deshalb gemachte Erbieten zurück.

Inzwischen waren die Mitglieder seiner Armencommission, die täglichen Zeugen seines rastlosen und segensreichen Wirkens, in Gesammtheit bei seiner Majestät, dem Könige von Preußen vorstellig geworden, daß die Dienste dieses außerordentlichen Mannes in gegenwärtiger Zeit dem Gemeinwol höchst unentbehrlich seien, und erwirkten ihm so einen durch den Finanzminister ertheilten Generalurlaub auf unbestimmte Dauer außerdem Staatsdienst. Dadurch war unserem Liedke die nötige Zeit für seine Arbeiten und Pläne gewonnen, und er half nun die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft ins Leben rufen. — „Wir sind wir nun unser drei, so gehen wir vor; die Helfer finden sich dann!“ mit diesem Zurufe ermutigte er den Landbaumeister Hoffmann, als dieser zu zagen begann, zu dem Werke, und hat mich genannter Herr am Grabe des Entschlafenen ermächtigt, dieses Zeugniß seiner alles belebenden Energie und Begeisterung hier anführen zu dürfen. Eben so gründete er die Krankenunterstützungs- und Sterbekasse der Berliner Brettschneiderinnung und war mit den Plänen der Umwandlung seiner Sparkasse in eine Sparprämienkasse — in Verbindung mit einer alljährlich zu ertheilenden Tugendprämie hat'e er sie gleich anfangs gesetzt, obgleich er deren Beibehaltung für die Zukunft nicht als notwendig erachtete — der Begründung einer Armencolonie auf dem Wedding, der Errichtung einer allgemeinen Alterversorgungskasse für Bürgerliche, und andrer dem Wole der Armen gewidmeten Anstalten beschäftigt, als die unglücklichen Märztage des

Jahres 1848 all sein n Bemühungen ein bedauernswertes Ziel setzten. Denn, hatte er gerungen bisher mit der leiblichen und geistigen Verarmung des Volkes als mit einem Riesen und sah ihn, schon matt werdend, zu Boden sinken, so erhob sich in seinem Rücken jetzt ein viel gefährlicherer Feind, der das Verderben des ganzen Vaterlandes im Auge hatte, die Anarchie. Er rang auch mit ihm auf Leben und Tod und stellte sich als eine Säule an den Thron seines Königs. Unter vielen andern bewog er noch, um den wildaufbrausenden Sturm der Massen durch Gewährung von Arbeit zu beschwören, die Amtleute Bötzow und Griebenow, das Land willig und sofort herzugeben, über welches alsdann der Schiffahrtskanal nach Spandau geführt wurde, aber — Untreue und Verrat waren über ganz Preußen gekommen wie eine Seuche, es steckte diese Krankheit nun auch die Gemüter der Armen in seinem Bezirke an. Sparen und Erwerben? Davon konnte keine Rede mehr sein, als die Propheten des Tages alle Köpfe verdrehten, als der Staat nur Regenten, keine Regierten mehr brauchte. — — Nur Wenige blieben ihrem Freunde und Vater getreu und in dem Zauber seines Wesens gebannt.

Aber der Kummer über dies Verwehen seiner schönsten Hoffnungen und die Sorge um die Last der auf seinen Schultern nun drückenden Verpflichtungen, fast täglich neue Verluste, Täuschungen und Anfeindungen aller Art in Verbindung mit den angestrengtesten und jetzt freudelosen Arbeiten, dies alles hatte seine Gesundheit nun untergraben und warf ihn in Neustadt an der Dosse, wohin er sich vor dem Treiben der Residenz zurückgezogen hatte, aufs Krankenbett und auf ein Krankenbett der schwersten Art. Schon früher einmal hatte er um seine geschwächte Gesundheit ins Bad reisen müssen, und er kehrte gestärkt zu den Seinen zurück; diesmal aber faßte ihn die Krankheit auf den Tod. Noch einmal zwar genas er so weit, daß er im vorigen Jahr seinen Büreaudienst wieder antreten konnte; aber es hatte dies fast nur, so scheint es im Willen der Vorsehung gelegen zu haben, darum geschehen sollen, daß seinen Vorgesetzten und Collegen auch auf diesem Felde sein Wert und sein Andenken unvergeßlich werde. Er starb am 2. September um halb 2 Uhr des Mittags, und begraben wurde er, wie er es angeordnet hatte, nach der Weise seiner Heimat. Dem Tode wie dem Leben bot er ein entschlossenes, in seinem Gott ergebenes Herz. Sei ihm die Erde nun leicht, auf welcher er einen langen und guten Kampf gekämpft!

Indem wir dies schreiben, ist ihm seine Gattin, mit welcher er in einer zwanzigjährigen, glücklichen, wenngleich kinderlosen Ehe gelebt, in den ew gen Frieden nachgefolgt. Daß sie der Todesengel beide zugleich unter seinen Fittig nehmen würde, hatte ihr Gatte geahnt, und ihr Begräbniß- und Grabstelle neben der seinen bestellt. — So ist von dem Hause des Edlen jetzt nichts mehr auf Erden als sein Gedächtniß!

Tabletten.

*** Ein Schriftstellerbankett fand kürzlich in Manchester statt, zu welchem die Honoratioren der Stadt die namhaftesten Autoren und Publicisten, Redactoren und Künstler Englands eingeladen hatten. Die Eingeladenen gehörten fast alle zu einer Gesellschaft, die sich auf Anregung des berühmten Sir Edw. L. Bulwer zum Behuf der Unterstützung vom Unglück heimgesuchter Literaten und Künstler gebildet hatte. Was der Gesellschaft jedenfalls Anspruch auf besondere Achtung verleiht, ist der Umstand, daß die Unterstützungen einzig von ihr selbst ausgehen und nicht durch Almosen, sondern durch Honorirung von Arbeiten und Dienstleistungen gewährt werden — eine Weise der Subvention, unter welcher auch der Charakter der Unterstützten nicht leidet.

Der Blumengarten.

Schwedisches Volkslied, übertragen von Eduard Ziehen. *

Ich ging durch meinen Garten hin,
Mir däuchten so lang die Stunden;
Da hab' ich zwischen den Rosen rot
Wuchernde Nesseln gefunden.

Ich nahm die Nesseln in meine Hand
Und warf sie aus dem Garten:
Nun hab' ich mich so arg gebrannt
Für all mein Pflegen und Warten.

Mein Lieb hat mir einen Brief gesandt
Mit gar so argen Mären;
Sie hat einen Andern lieber als mich
Und will sich von mir kehren.

Ob sie sich von mir kehren will,
Ich grämʼ mich nicht deswegen:
Löscht doch das helle Sonnenlicht
Nicht aus der strömende Regen.

Die Sonne scheint und die Flut, die strömt
Vom Berg zu den tiefen Gründen;
Kommʼ ich zur Liebsten, so weiß ich ihr
Manch Wörtlein zu verkünden.

Mein Lieb, das strahlt so hell im Tanz
Gleich einem Morgensterne,
Ich stehe da und schaue zu,
Gönn' ihr die Freude so gerne.

Lieb' einen Freund und halt' ihn wert,
Nur einen wolle begehren;
So halt' ich wert die Liebste mein,
Das soll mir niemand verwehren.

* Dies ist eins der wenigen alten lyrischen Volkslieder, welche sich neben der überwiegenden Mehrzahl der Balladen und Romanzen erhalten haben. Anm. d. Uebers.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 16. September. Pfefferröschen, oder: „Die Frankfurter Messe im Jahr 1297", romantisches Schauspiel in fünf Abtheilungen, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Pfefferröschen: Fräulein Siegmann, vom Stadttheater zu Bremen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N. 223. Freitag, 17. September **1852.**

Der Landkaufmann auf der Messe.

Eine Weihnachtsgeschichte von F. L.

(Schluß.)

Hierauf schilderte ich ihm die Bedürfnisse eines gefühlvollen Herzens, ja ich behandelte ihn ganz intim und vertraute ihm selbst jenes fatale Liebesabenteuer, welchem Freund M. zuvor ein so schnödes Gehör geschenkt. Mein Herz verlange nach dieser grausamen Katastrophe um so lebhaftere Befriedigung, und wie die Treulose ihr Geschlecht entwürdigt, so empfänglich habe sie mich gestimmt, es von neuem anzubeten in dem Bild der unentweihten Natur und Unschuld. Leider konnte ich den redlichen Weißwarenhändler das hierhergehörige Beispiel Romeo's nicht anführen, aber zum Glück erinnerte ich mich meiner schönen moralischen Sentenzen, die ich für mein dramatisches Aufgebot schon präsent gehalten, und welchen wenigstens auf diesen Brettern der Beifall einer deutschen Hausvaterseele nicht fehlen sollten.

Der Mann saß da und hörte mich an mit Augen, so augenlos wie bemooste Maulscher. Plötzlich riß er sie auf und überrumpelte mich mit einem Blick, der artistische Brunnen hätte ausbohren können — ich übertreibe nicht! War eine Aber falsch in mir, so ertappte dieser grelle Uebergang den gänzlich Unvorbereiteten. Aber ich muß probehaltig ausgesehen haben, denn des Alten Gesichtszüge klärten sich auf, er legte bedeutsam den Finger an die Nase, ein feines Lächeln überfloß ihn und — ich war erbört. Er nannte mir die Adresse. Ja, noch mehr. Theils um sicher zu gehen, daß er mich nicht betrog, theils unmich unter dem nächstbesten Vorwand einzuführen, geriet ich auf den abenteuerlichen Einfall, der Schönen das deponirte Packetins Haus zu tragen. Und Wunder! auch dazu verstand er sich. Ich erlegte cautionsmäßig den Wert desselben und eilte mit meiner Beute fort. Erst auf dem Weg machte mir das Armseligere dieser Maske einige Pein. Mosür konnte ich mich repräsentiren bei einer solchen Mission? Als sein Commis, als sein Compagnon, höchstens als sein Sohn! Ein miserabler Witz, den Amoroso in der Philistermaske zu empfehlen! Ich durchblätterte im Geist geschwind den Boccaccio, wie feine, geistreiche Edelleute unter gleich ungünstigen Umständen etwa die Lakaien- oder Kapuzinerrolle zu ihrem Besten gespielt, aber ehe mich der empfindsame Wälsche noch mit irgend einer Reminiscenz befruchtet, stand ich schon am Ziel meiner Wünsche. Mit der Abenteuerlichkeit eines Erzaunanden, der den Mund aufthut, ohne die Antwort zu wissen, zog ich die Klingel und siehe — ein Engel öffnete mir, der übrigens das Eigentümliche hatte, daß er mein Engel nicht war. Man denke sich meine Verlegenheit! Bald wär' ich simpel genug gewesen, ein „Verzeihen Sie", „Irre sein" ꝛc. herauszustottern; aber mein Gott, wie konnte man diesen Reizen gegenüber irre sein? Ich sagte also kein Wort von meinem Irrtum, aber ich sagte überhaupt gar nichts und verglich im Geist. Jetzt macht' ich erst die Entdeckung, wie schattenhaft mich eigentlich das ganze Bild meiner geliebten Flamme gestreift hatte. Und wer sollte sich mit Schatten herumschlagen im Angesicht der schönsten Wirklichkeit? Kurz, es blieb mir schlechterdings unmöglich, jenen früheren Eindruck wieder heraufzubeschwören, ich wollte in diesem interessanten Augenblick auch keine Secunde Zeit damit verlieren. Ein frische, glühende Rose stand vor mir, eine ausblühende Centifolie, die ihre Pracht auslegte mit der Schwungkraft des ersten Maienreizes. Das Kind schien offenbar eine ländliche Blüte, die höheren Purpurtinten ihres Teints und das Frei- und Vollwüchsige in dem ganzen Ensemble ihrer üppigen Formen hatte nichts gemein mit dem civilisirten Märtyrertum der Großstädte. Ihre Taille, von einem leichten Morgenüberwurf verhüllt, kruchte noch nicht in den Klammern der Schnürbrust; dafür wiegte sie sich desto verführerischer in den behaglichsten Hüften. Mädchenhafte Unschuld und Sitte lag auf ihren Mienen, aber keineswegs von dem madonnenhaften Genre des schwimmenden, niedergeschlagenen Auges. Im Gegentheil, sie sah recht munter und ungenirt in die Welt hinein und verfügte über Blicke, die grade die ganze Naivetät ihrer Jugend um so gefährlicher machte. Ich corrigirte daran auch sofort meinen Geschmack aus dem Mondschweinigen ins Sonnige; ich glaube, auf einem freien Wiesenplatz hätten wir ohne Umstände eine Polka engagirt. Kurz, ein prächtiges Mädchen in Poesie und Prosa, ein ganz unbedeutendes Meisterwerk der „süßen, heiligen Natur". Und nun ich! Da stand ich mit einer verfehlten Adresse, einem erdummen Packet und einem eben so dummen Gesicht, und wünschte meine niederträchtige Rolle zu allen Teufeln. Gott weiß, was für blühenden Gallimathias ich zusammenschwatzte, ich stolperte in Bildersprüchen herum wie in Fußfallen, und mein leidiger Trost war's, daß meine Verwirrung sich auch dem armen Kind mittheilte, das nicht ein einziges meiner Worte im Zusammenhang zu vernehmen schien. So viel erinnere ich mich noch, daß ich einen ganz ernsthaften Liebhaber improvisirte und in jedem Augenblick fürchtete, entweder ausgelacht oder gestoßen zu werden. Aber zu ersterem war sie nicht Kokette genug und letzteres half nichts, denn ich merkte bald, daß sie allein in ihren zwei Stübchen zu Haus war. Diese Entdeckung gebot meiner Ehre, mich zu mäßigen, und ich fing in der That an zur sogenannten Vernunft zu kommen. Das dauerte mich nicht übel. Denn kaum hatte ich mich zur reellen Erde niedergelassen, so plauderte auch mein Engelchen ihr ungeniertestes Provinzialdeutsch von den schönen, kirschroten Lippen herab. Ich erfuhr, daß sie die Tochter eines Kaufmanns sei, der sie aus der Heimat zum erstenmal auf die Messe mitgenommen; sie theilte mir ihre kleine Haus- und Familienchronik mit, ließ sich verlocken, ihre Ansichten über Stadt, Land, Welt und Menschen zum besten zu geben, ihre geographischen, statistischen und technologischen Begriffe

blieben mir nicht verborgen; kurz, ich sah auf den Grund dieser einfachen, natürlichen Mädchenseele. Als ich ihr so zur unbefangenen Mittheilung die Zunge gelöst, lenkte ich vorsichtig in die anziehenderen Regionen wieder zurück, recognoscirte ihre Mädchenwünsche, ihre Ideale von unserem Geschlecht, von Glück, Zukunft ꝛc. und war eben im besten Zuge, ich will nicht sagen, alles Sinnige zu hören, sondern nur alles für sinnig zu halten, was ich hörte, — da schallten Männerstritte auf der Treppe, die Kleine sah zur Uhr und sagte: der Vater holt mich zu Tisch ab. Dabei blickte sie mit Verlegenheit auf mich und erröthete. Sie war nicht mehr Kind genug, unser tête à tête für eitel Spiel zu halten, und ich freute mich, daß die Natur nicht gar so natürlich mit ihr umging. Sie ging dem Vater entgegen und siehe da! wer malt meine Ueberraschung? Niemand anderes war dieser Vater als mein ehrlicher Landsmann vom Römerberg. Aha, Sie sind doch ihre gekommen, sagte er ruhig. — Ich zweifle, antwortete ich. — Das Packet gehört einen Stock tiefer hinab. — Das Packet, aber nicht ich, gab ich noch bedeutungsvoller zurück.

Kurz, ich bat mich für den Mittag zu Gast, auch für den Abend; auch für den nächsten Mittag, und „sprach mit dem Vater“, wie's der ehrbare deutsche Bürgerstand nennt. Hierauf bat ich meine reizende Emma für alle folgende Mittage unsers Lebens zu Gast. —

Die Messe war wieder gekommen und mein Freund, der Schauspieler M*** zugleich mit ihr auf einige Gastrollen. Im holländischen Hof trafen wir uns. Ich erzählte ihm die Geschichte meines Ringes am Mittelfinger der Linken. — Brave! applaudirte er; es lebe mein Kennerblick! Wupp! ich's nicht, der Alte ist ein Genie von Welt- und Handelsmann! —Ich verwunderte mich. Wie gehört das hierher? — Da verwunderte sich der andere. Wie das hierher gehört? rief er aus mit Augen so weit, daß ich meine Simplicität fast in Lebensgröße drin sah. — Junge! Mensch! bist du ein Frosch? Du hättest in der That noch heute nicht gemerkt, daß der umsichtige Familienvater seinen häuslichen Segen zur Messe mitnahm, um ihn gelegentlich an Mann zu bringen? Daß er die absichtlich seine Wohnung nannte, als er deinem ehrlichen Herzen asah, es ließe sich ein reelles Geschäft mit ihr eintreiben? Entgangen wäre dir bis heute, sag' ich, das mercantilische Kunststückchen?

Da schlug ich die Augen nieder und murmelte blos: Ich bin zufrieden! — Donner und Doria, das sollst du auch! schwur der Kulissenkönig; wer bezweifelt dein Glück und die Liebenswürdigkeit deiner ländlichen Gattin? Nur laß' mir dem Schwiegerpapa Gerechtigkeit widerfahren. Hahaha! Welche Kunden schickte man auch weiter, wenn man selbst den Artikel führt en première qualité? Ein Kreuzköpfchen, das alte, schlotterige Männchen! Er lebe!

Die Ferdinands-Nordbahn.

Mitgetheilt von Emma v. Nienhof.

Die an das Märchen grenzende nahe Vermittlung bisher fremder Nationalitäten, die sich täglich in der österreichischen Monarchie durch neuentstehende Schienenwege in weiterer Ringe ausdehnt, muß neben den merkwürdigen, im Fluge oft traumhaft neben einander gebreiteten Contrasten, unberechenbare Folgen für die Culturgeschichte entwickeln. Die Ferdinands-Nordbahn bildet seit ihrem Anschluß an die sächsische Linie eine der gewaltigsten Pulsadern deutschen Lebens, Abendland und Orient verknüpfend. Wollen wir die neugeschmiedete Straße einmal zusammen befahren?

Da sind wir auf ihrem ausgedehnten Bahnhofe zu Wien, welcher die grünen, etwas bestaubten Wipfel vom Prater zu Nachbarn hat und durch eine gewisse Werktäglichkeit verrät, daß wir es hier mit dem notwendig bedingteren Unternehmen einer Privatgesellschaft und nicht, wie von Brünn an, mit grandiosen Staatsanstalten zu thun haben, in welche jenes zweifelsohne bald aufgehen dürfte. Wie viel hat man ausgestanden bei dem erbenklichsten Gewimmel von Fiakern, Packern, Reisenden, Säcken und Koffern! Jetzt gibt eine heisere Trompete das Zeichen zum Fortbrausen; noch einmal schaut der Stephanspfeil über die Weiden — das letzte und beste von Wien; noch einmal wallt die Donau in all ihrer Pracht zu unsern Füßen. Noch einmal umragt uns das Bergdiadem, hoch im abendroten Himmel Florisdorf; Süßenbrunn; nun alles flach, um Wagram, wo Napoleons Adler Blut tranken, und auf dem fruchtbaren Marchfeld, wo Ottokar von Böhmen über die Magyaren siegte.* Gänserndorf; Angern, mit seinem Fernblick nach den Karpathen; über der Brücke, jenseits der March, ein ungarisches Grenzdorf; im Vorgrunde Gruppe von Ulanen. Dürnkraut — auch Scene einer Kaiserschlacht, des Triumfes Rudolfs von Habsburg über den nämlichen Ottokar;** Drösing; Hohenau.

Kaum läßt uns die wachsende Dämmerung am Fuße der Polauer Berge Nikolsburg unterscheiden, mit dem Dietrichstein'schen Schlosse. Dort, auf die nun in Trümmern liegende Raidenburg, an der Grenzscheide Mährens und Oesterreichs, verkündet die Sage, kam ein wunderschönes Kleeblatt tartarischer Prinzessinnen unerkannt, in abenteuerlicher Wanderlust nach fremder Welt, Töchter des Chanes Kublai. Ein finsterer Zwingherr hat die an seine Pforten klopfenden Schwestern zwar erst gastlich begrüßt, darauf aber, von ihren Kleinodien und Schätzen verlockt, in wilder Sturmnacht ermordet und über den Felsen herabgestürzt in die Tiefe, wo sich die Leichname, ewige Rache drohend, zum Graus des Ritters emper richteten und noch jetzt, ein Denkmal blutig gebrochenen Gastrechts, als Klippen zum Himmel starren. Da der Tartarkönig das Ende seiner Kinder erfuhr, zog er mit rieſigem Heere über die See, über Berge und Ströme, verwüstete Mähren mit Feuer und Schwert, bis sich ein kühner Held erhob, mit kleiner Schaar die grimmen Feinde aus dem Lande zu treiben. Auch das böhmische Gedicht in der herrlichen, von Hanka entdeckten Königinhofer Handschrift, im Nationalmuseum zu Prag bewahrt, stimmt ein mit dieser Tradition über Ursache des Einfalls der Mongolen.

Wir haben Lundenburg erreicht, in dessen Nähe sich sammt der Herrschaft Eisgrub der Park des Fürsten Liechtenstein befindet mit seinen Seen, seiner Moschee, seinem Jagdschlosse. An den Waggons rennen kleine Mädchen und Buben auf und ab und kreischen sich heiser: „Frisch Wasser!“ und „Fischwasser!“ — Ja wenn es Bier wäre! lachen die Einen. Die schrien ja wie die armen Seelen, meinen andere, während der ungeheure, vielgliedrige Train stockt, und der Conducteur, ein Ungar, sorgsam mit der Laterne in jeden Wagen leuchtet, damit ja niemand zurückbleibe von dem großen nach Olmütz bestimmten Paßagiertransport sowol, als auch von der Schaar, welche über Oderberg nach Krakau oder Warschau wandert, manche fremde, abenteuerliche Erscheinung. Richtig! trotz allem Rufen wären die beiden Polinnen nicht mit fortgekommen, die alte kranke Mutter, und die Tochter, die etwas eigentümlich Wildes und doch auch wieder so liebevoll Besorgtes hat, beinahe einem scheuen Waldvogel ähnlich. Denn man muß bei diesem Gewirre schon so vieles, zum Theil noch primitiven Nationalitäten unglaubliche Mühe aufbieten, sich der Leute nur wieder zu entledigen: die einen fixen fest, weil sie die Sprache nicht verstehen und nicht verstanden

* 1260.
** 1278.

werden; die andern verschlafen. Ich bin in Ungarn von den heftigsten Scenen Zeuge gewesen, wenn diese Kinder der Steppen, plötzlich erwachend, aufschreckend, sich Meilen und Meilen schon über das Ziel ihrer Reise hinaussehen; verzweifelnd, mit südlichem Feuer, gleich rasenden Thieren an dem Käfige rütteln und in ahnungsloser Unkenntniß der fürchterlichen Maschinengewalt, sich hinauswerfen würden, um von ihr sich zermalmen zu lassen, wenn der Conducteur, als Aller Vorsehung, es nicht zu hindern suchte.

Wir werden nicht müde hinauszuschauen in die Nacht, in das unbekannte, vielleicht nie wieder von uns erblickte Land, den glühenden Kometenschweif der Locomotive zu betrachten, den Tanz der Funken, die bald Johanniswürmern gleichen am Weg, bald wie Irrlichter hinausschwirren. Saitz, Branowitz, Raygern mit seiner uralten, bücherreichen Benedictinerabtei. Durch stattliche Häuserreihen in Gasbeleuchtung grüßt uns Brünn. Wie ein dunkler Nachtgeist ragt der thurmgekrönte Hügel über der Stadt mit ihren Festungswerken und Soldaten. Es ist jetzt nicht Zeit, im Landschaftshause den von Josef II. bei Rausnitz geführten Pflug zu sehen; die Minoritenkirche mit dem Grabmal des Freiherrn v. Trenk, die Zeberadsäule * an der Zwitta in der Olmützer Vorstadt, den Bischofspalast sammt seinem gerühmten Fernblick nach den Karpathen. Nicht Zeit, nach dem Spielberge zu pilgern, der vormaligen Citadelle am westlichen Abhang, ** zum Kerker eines Dichters. Wer weiß nicht, daß die Carbonari dort gefangen saßen, *** unter ihnen Silvio Pellico und Gonfalonieri? Auch Trenk befand sich auf der Veste, welche einst der große Ungarnkönig Mathias Corvinus nach seiner Weise umzingelte und aushungerte. Nicht Zeit; wir müssen unsern Paß den Polizeisoldaten zeigen, die stets an Fenstern und Thüren der Waggons stecken wie Köche vor dem Kessel, mit uns fahren, förmlich die Eisenbahn bewohnen.

Brünn hat mehre Belagerungen ausgehalten. Mit Ungarn verbunden, die von König Podiebrad von Böhmen; † eine andere von Torstenson, †† fast den ganzen Sommer hindurch, wofür Kaiser Ferdinand große Verrechte an die Stadt schenkte, die ihren Namen einem mährischen Herzog, Bryno, verdanken soll und durch den Böhmenherzog Brzotislaw an dessen Sohn Otto gelangte. In der Umgegend liegt, finster verbüllt, Austerlitz, ††† ohne seine Sonne blutigen Andenkens. In trefflichen Wagen amerikanischer Art, wie auf der ungarischen Schienenstrecke, fliegen wir nun leicht davon und lassen hinter uns gleich Feenschlössern die weit nach Mitternacht noch hellstralenden, großartigen Fabriken um Brünn. Auf einmal nichts als Wald und Berg; bald voll niederrieselndem Mondlicht. Mehre Tunnels folgen rasch auf einander, Schlag auf Schlag. Immer wieder durch einen Berg, wie in Zaubergeschichten! Das Adamsthal, herrliche Natur, nur jetzt beim Glanz der Luna in großen Massen. Prächtige Felsen, ganz überhängend. An ihrem Fuß glänzen die roten Lampen der Wärter dieser selbst zur Nachtzeit äußerst frequenten Bahn. Touristen und Geschäftsleute, Reisende aus und nach aller Herren Länder, der Norweger, die Französin, der Moskowite und Dalmatine, Genfer und Münchner, Schwabe und Hamburger, Elsässer und Tiroler, Dresdnerinnen und Amerikaner, alle strecken die Köpfe aus den Fenstern um die mächtigen Arbeiten anzustaunen, mit denen der Mensch sich die Elemente unterwirft.

(Fortsetzung folgt.)

* Aus dem elften Jahrhundert.
** Seit 1809 Staatsgefängniß.
*** 1830.
† 1467.
†† 1645.
††† Zwei Meilen östlich von Brünn.

Ira Aldridge, ein schwarzer Mime.

Gegenwärtig reist eine englische Schauspielertruppe auf Gastdarstellungen (sie hat namentlich in Brüssel und Köln mehrmals gespielt), deren Hauptacteur ein Neger von der Abstammung der Fuhlas ist: Ira Aldridge, der am 22. Julius in Brüssel den Othello in der Shakespeare'schen Tragödie gab. Sein Repertoir kann begreiflicherweise nur klein sein; ein Romeo oder ein Max Piccolomini von einem Acteur gespielt, der mit schwarzer Haut zur Welt kam, würde selbst für unser an das pikanteste Gewürz und die unverträglichsten Kunstingredienzien gewöhntes Publikum etwas Unverdauliches haben, und die Mohren kommen bekanntlich im Bühnenrepertoir nicht allzu häufig vor. Ira Aldridge's Vorfahren waren Fürsten der Fuhlas in Senegambien. Die ersten nordamerikanischen Missionäre, welche sich jene Regionen zur Stätte ihres Bekehrungseifers gewählt hatten, nahmen Ira's Vater mit nach Nordamerika, wo er eine christliche Erziehung erhielt, das er aber nach erlangter genügender Ausbildung wieder verließ, um den Usurpator, welcher inzwischen seinen reformlustigen Vater (Ira's Großvater) der Herrschaft beraubt hatte, zu stürzen. Dieses gelang ihm zwar; da er aber ebenfalls den Weg humaner Reformen betrat, wurde auch er verjagt und flüchtete nach Nordamerika zurück, wo er Geistlicher wurde und —, zu Neuyork — im Jahr 1840 zum Leidwesen seiner Stammesgenossen, denen er Vater, Helfer und Lehrer war, gestorben ist. Sein Sohn Ira (dessen Mutter übrigens eine Weiße war) war ebenfalls für den geistlichen Stand bestimmt, doch fesselte ihn eine unwiderstehliche Macht ans Theater, er besuchte fleißig eine kleine Winkelbühne, das einzige Neuyorker Theater, dessen Besuch den Männern schwarzer Farbe gestattet ist, und endlich brachte er es dahin, eine kleine Truppe Schwarzer zusammenzubringen und selbst mit ihr Sheridan'sche Lustspiele aufzuführen. Eine Kabale machte seiner Laufbahn für eine Zeit ein Ende und nur, um dem Theater nahe zu sein, begab er sich in den Dienst eines berühmten amerikanischen Schauspielers, Wallack, der ihm wenigstens Zutritt hinter die Kulissen verschaffte und ihm dadurch Gelegenheit gewährte, mit den Meisterwerken der englischen Bühnenpoesie vertraut zu werden. Auf den Willen seines Vaters nahm er sodann seine theologischen Studien wieder auf, wurde dann 1825 nach England geschickt, Zögling der Universität zu Glasgow und zeichnete sich hier vortheilhaft aus. Aber die Neigung für das Theater ließ ihm keine Ruhe und von neuem wurde er der Gottesgelahrtheit untreu. Nach Verlauf eines Jahres hatte er das Glück, auf einem Londoner Theater zu debütiren und seinen gewagten Versuch mit vollkommenem Erfolg gekrönt zu sehen. Das Schicksal führte ihm in Gestalt einer jungen Engländerin eine zweite Desdemona zu, die gegen den Willen ihres Vaters sich mit ihm trauen ließ. Bald bildete sich Ira ein kleines Repertoire von Rollen, zu denen er schon von Natur ein Hauptrequisit, die schwarze Hautfarbe, mitbrachte: Othello, Zanga in der Young'schen Tragödie „die Rache", den Moor in Schillers „Fiesko", in der Uebersetzung des Generals Aguilar. In Edinburg spielte er auch den Shylock und im Jahr 1833 erfüllte sich ihm sein höchster Wunsch, als Othello im Coventgardentheater aufzutreten. Seitdem war sein Glück gemacht, namentlich, wie es scheint, in den Provinzialstädten, auf die er bei der Beschränktheit seines Repertoirs vorzugsweise angewiesen war. Brüsseler Kritiker, zum Beispiel der in „Independance belge", heben hervor, daß er als Othello eben so viel tragische Gewalt in den grausenvollen Partieen als Zartheit im Ausdruck der Liebesempfindungen entwickelte. Bedeutungsvoll ist diese Erscheinung namentlich als ein neuer Beweis, daß es — was auch laut der allgemeinen Zei-

tung der Vorsteher eines nordamerikanischen Instituts für die schwarze Jugend dem preußischen Generalconsul für Centralamerika, Geheimerat Hesse, versicherte — der schwarzen Race keineswegs an geistiger Begabung und an Talenten fehlt, und als ein abermaliges Ergebnis jenes immer allgemeiner werdenden Weltverkehrs, innerhalb dessen die Volksabstammung und das Racenblut immermehr aufhören, für den Austausch in materieller wie geistiger Hinsicht Schranken zu sein.

Tabletten.

*** „Junge Studenten und Knaben" heißt es in einer Kleidertaxe von 1544, „welche verschnittene, verbremte, gebderte und mit Sammet und Seiden gefütterte Hosen und Wamms tragen wollen, müssen sich mit dem Schneider vertragen", das heißt, es war den letzteren nicht, wie bei den übrigen einfacheren Kleidungsstücken, ein fester Preis des Arbeitslohnes vorgeschrieben. Kaum konnte im sechzehnten Jahrhundert mit etwas anderem so viel Luxus getrieben werden als mit jenen sogenannten Pluderhosen, die von den Niederlanden nach Deutschland gekommen waren. Sie reichten vom Gurt bis auf die Schuhe, worum weit und sowol in die Länge wie in die Quere aufgeschnitten. Die Aufschnitte wurden mit Futter von dünnem Zeug durchgegen, welches in so viele Falten gelegt war, daß bisweilen 130 Ellen dazu erforderlich waren. In Leipzig schrint der Unfug nicht so arg damit getrieben worden zu sein wie an andern Orten, denn in seiner der Kleiderordnungen werden Pluderhosen aufgeführt. Hingegen bezahlte ein großer Theil der Studenten in Wittenberg sein Collegium mehr, weil die Kosten für ein Paar solcher Hosen, die oft den jährlichen Ertrag eines ganzen Ritterguts verschlangen, ihre Kassen vollständig erschöpften. Kurfürst August sah sich deshalb im Jahr 1562 genötigt, eine Verordnung ergehen zu lassen, welche den Studenten, die solche Beinkleider trügen, dreijährige Relegation und dem Schneider, der sie fertige, zehn Gulden Strafe drohte. Der märkische Generalsuperintendent Musculus zu Frankfurt ließ 1556 eine Strafpredigt gegen diese Mode unter dem Titel: „Vom zerlumpten, zucht und ehrenregnen, plutigen Hosenteufel" drucken, welche im eigentlichen Sinn des Wortes reißend abging, ohne dieser Mode selbst wesentlichen Eintrag zu thun. 54.

*** In Warschau sind sehr interessante hinterlassene Memoiren der geistreichen Rakwacka, deren Gemal zur Zeit des Herzogtums Warschau das Amt eines Präfecten des Warschauer Departements verwaltet hatte, erschienen. Diese einflußreiche Stellung und die vollendete Kenntnis der französischen Sprache, die sie mündlich und schriftlich in ihrer Gewalt hatte, brachten sie in die Nähe aller hervorragenden Personen, welche Warschau von 1792 bis 1815 innerhalb seiner Ringmauern sah. Feine Beobachtung, tiefe Menschenkenntnis, unbefangenes, sicheres Urteil und eine wenn auch nicht glänzende, doch klare und gefällige Sprache empfehlen diese Denkwürdigkeiten. Napoleon, dessen Charakter die Verfasserin schon im Jahre 1806 bei seinem ersten Aufenthalt in Warschau durchschaute, sein Bruder Jerome, der schlangenlistige Talleyrand, der staatsgewandte Bignon, der eitle, dünkelvolle Pradt, die schöne Walewska, der gutmütige, aber der Willenskraft ermangelnde Ferdinand d'Este, der weltberühmte Bischof Kraſicki, ein Liebling Friedrichs des Großen, und anderer, die mehr oder minder thätigen Antheil an den welterschütternden Begebenheiten jener Zeit hatten, passiren hier die Musterung. Joseph Korzeniewski, von den Erben der Verfasserin mit der Herausgabe der Memoiren beauftragt, schickt ihnen eine geistvolle Einleitung voraus, und es würde eine Uebersetzung derselben wünschenswert sein. .

*** In Neuyork ist ein Riesenhotel, welches sich das „Metropolitan-Hotel" nennt und nicht weniger als tausend Zimmer und zweihundert Kammern zählt, eröffnet worden. Es sind Vorkehrungen getroffen worden, daß vom Erdgeschoß bis zum sechsten Stock die Bedienung ohne die geringste Störung geschehen kann. Ein beschriebener Zettel, in eine Büchse gesteckt, welche in allen Etzsälen sich befindet, meldet in einer Secunde tief unten in der Küche, was der Absender zu speisen wünscht, und in wenig Minuten ist das Gewünschte da. Auf diese Weise ist den Bewohnern dieses prachtvollen Gebäudes das unangenehme Klingeln und Rufen der Gäste nach den Dienern erspart. Die Zimmer sind mit unerhörtem Luxus decorirt; wer Lust hat, kann sich in einem prächtigen Badegemach in marmorner Wanne baden, die Küchen sind eine Merkwürdigkeit, ein wahres Wunder, und um einen Begriff von den ungeheuern Dimensionen dieses Gasthauses zu geben, braucht blos bemerkt zu werden, daß 150 männliche und weibliche Dienkboten darin beschäftigt werden, tausend Gäste darin ein Unterkommen finden können und zwölftausend Röhren das Wasser im ganzen Gebäude überall hinleiten. Das Metropolitan-Hotel hat aber auch eine Million Dollar gekostet.

*** Es wird aus Aachen vom 11. September gemeldet: Ein großer Unfall hätte Teresa Milanollo hier in dem zweiten Concert beinahe betroffen. Eben als sie das den Variationen des Rheinweinliedes vorhergehende Adagio ansetzen wollte, geriet sie mit einem in ihrer Nähe am Soussleurkasten brennenden Lichte in Collision, und im Nu stand ihr leichtes Oberkleid in Flammen. Allgemeiner Schrecken und Unterbrechung. Sie, die Künstlerfee, jedoch frich mit ihrem Taschentuch, dem Violinbogen, über Kleid und Flammen, und siehe da, diese waren verschwunden; das Publikum jauchzte lebhaft seine Befriedigung ob solcher Geistesgegenwart und die Künstlerin setzte lächelnd das angefangene Stück fort.

*** Von Georges Sand ist auf dem Pariser Theater du Gymnase ein neues Lustspiel: „Le démon du Foyer", aufgeführt worden. Es hat großen Erfolg gehabt; die Pariser Journalkritik aber zeigt sich sehr gereizt gegen die Verfasserin, weil sie einem der Acteure die Worte in den Mund legt: Est-ce que je vous ai fait des conditions comme un ganztier ou un directeur de spectacle?

*** Am 8. September lief sich gegen el Uhr eine Taube, die am Hals ein Zettelchen trug, erschöpft auf eine der Säulen der Londoner Bank nieder. Das arme Thier konnte nicht weiterfliegen, weil sich die Schnur, mit welcher das Zettelchen befestigt, sich in einem Steinrig gefangen. Man fing die Taube. Das Zettelchen enthielt mit Blut geschrieben folgende Worte: Anbetungswürdige Sacharilha! Wenn dieser Bote zu dir gelangt sein wird, habe ich zu leben aufgehört, ein Zeugniß dieße mit meinem Blut geschriebenen Züge. — Der Inhalt des Zettels wurde allen Londoner Policeibüreaux mitgetheilt, doch ist das Geheimniß noch nicht entdeckt.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 17. September. Die Schweizerfamilie, Oper in drei Abtheilungen. Musik von Weigl. Hierauf: Zu Haus, Familienscenen in einem Act von Bauernfeld.

Samstag, den 18. September. Romeo und Julie, Trauerspiel in fünf Abtheilungen, von Shakespeare.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 224. Samstag, **18. September 1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

In einem stillen Thal des schönen Thüringerwaldes liegt ein einsames Jägerhaus. Gegen Mitternacht und Morgen umschließen dasselbe hohe waldbewachsene Berge, von deren einem man die wellengleichen grünen Kuppen des Gebirges weithin nach allen Seiten überschauen und den Lauf der weißschimmernden großen Landstraße, welche Elbe und Rhein mit einander verbindet, bis zum fernsten Horizont verfolgen kann. Gegen Abend breitet sich eine blumenreiche Waldwiese aus, gegen Mittag aber öffnet sich der dunkle Forst und ferne blaue Höhen schimmern freundlich in die Einsamkeit herüber. Der kleine traubte Garten, welcher das von zwei mächtigen Linden beschattete, weinumrankte Haus umgibt, stößt mit seinen Obstpflanzungen, kühlen Buchenlauben und duftenden Blumenbeeten unmittelbar an den düstern, schweigenden Hochwald, von welchem die Rehe manchmal nächtens zur Wiese niedersteigen und mit den klaren Augen neugierig in das mondbeglänzte Blütenrevier hereinschauen.

Dort lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts ein bejahrter Förster namens Reinold mit seiner Pflegetochter Renate in tiefster Ruhe und Einsamkeit. Der erstere war ein kräftig gebauter, stattlicher Fünfziger mit scharf markirten Zügen und düsterglühenden Augen. Das dichte schwarze Haar war schon stark mit Grau untermischt, nur der Bart, der Oberlippe und einen Theil des Kinns bedeckte, hatte noch ganz die ursprüngliche dunkle Farbe. Sein Gesicht zeigte einen eigentümlichen Ausdruck finstern Ernstes, welcher sich manchmal bis zur düstersten Schwermut steigerte. Nur Renate vermochte es durch ihr kindlichheitres Geplauder, diesen unheimlichen Geist auf Augenblicke zu bannen und den grimmigen Zügen ein Lächeln abzuzwingen.

Von seinem früheren Leben war wenig bekannt; nur das wußte man, daß er vom Rhein kamme, mehre Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht und dann diese einsame Försterstelle im Gebirge angenommen habe. Die Leute in den benachbarten Dörfern fürchteten ihn wegen seines finstern Wesens und wegen seiner unerbittlichen Strenge im Dienst und wichen ihm auf alle mögliche Weise aus. Er selbst kam oft monbelang nicht aus seinem Revier und ging nur, so oft es dringende Geschäftsangelegenheiten forderten, in das nächste, an der großen Landstraße gelegene Kirchdorf, dessen Thurm man von dem Gipfel des waldigen Berges erblicken konnte, an dessen Fuß das Jägerhaus stand.

Mehre Jahre hatte er ganz allein in dem Thal gelebt, späterhin aber war er durch den plötzlichen Tod einer entfernten Anverwandten seiner Frau, welche letztere er früh verloren hatte, bewogen worden, deren beide Töchter an Kindesstatt anzunehmen. Die ältere hatte sich einige Zeit darauf an einen benachbarten Förster verheiratet, und die um mehre Jahre jüngere Renate, welche der alte Waldmann wie seinen Augapfel liebte, stand nun der kleinen Haushaltung allein vor. Schöner, lieblicher und holdseliger als diese war seit Menschengedenken kein Wesen in jenen stillen Gründen gesehen worden. Wenn sie in einfachem grauen Gewande, von ihrem zahmen Reh begleitet, so durch den dunklen Forst ging, ihre sichtglänzenden goldnen Locken im Winde wehten, ihre klaren Augen jugendfreudig umher schauten und ihre glockenhelle Stimme durch die hohen Laubhallen klang — da war es nicht anders, als ob eine der uralten schönen Sagen Leben gewonnen habe und ein holdseliges Frauenbild längstverklungener Zeiten plötzlich aus tiefem Zauberschlummer erwacht sei.

Außer einem bejahrten Waldwärter, Konrad geheißen, und einem oder dem andern Bewohner der Dörfer hinter den grünen Bergen pflegte niemand das stille Jägerhaus zu betreten. Selbst die wilden Kriegsstürme, welche dajumal alle Länder ringsumher durchtobten und verödeten, störten den tiefen Frieden des Thales nicht — kaum daß dann und wann eingelne halbverlorene Klänge von Kampf und Waffengetümmel in die Einsamkeit herüberdrangen. Derselbe Friede und dieselbe Anmut, welche in den nähern und fernern Umgebungen des Jägerhauses wohnten, walteten auch in seinem Innern. Von den weißgetünchten Mauern derf geräumigen Hausflur schauten riesige Hirschgeweihe herab; an den Wänden des traulich eingerichteten Wohnzimmers hingen Büchsen, Flinten, Hörner, Hirschfänger und Jagdtaschen, Landkarten und Städtepläne; das Besuchzimmer aber, dessen blumenbesetzte Fenster auf den kleinen Garten hinausgingen, war mit seinen Kupferstichen, die mancherlei Jagd- und Kriegsscenen darstellten, und mit schönen Madonnen- und Heiligenbildern geschmückt. Ueber den Häuptern der beiden Bewohner dieser friedlichen Räume zog ein Tag wie der andere dahin. In jeder Morgenfrühe ging der Förster zum Walde und kehrte nur um Mittag und Abend auf einige Stunden heim, wo er dann mit Renate im blühenden Garten oder unter den schattigen Linden vor der Thür saß und sich von ihr vorlesen ließ oder ihr mancherlei aus seinen Jugendjahren und seinen Kriegsleben erzählte. Sobald aber die Nacht anbrach, warf er die Jagdtasche und Büchse über die Schulter, pfiff seinem treuen Hunde und schritt schweigend dem dunklen Forste zu, derweil Renate beim Rauschen der hohen Waldbäume getrost einschlummerte, bis der erste Morgenstrahl im Osten dämmerte.

Eines Nachmittags im hohen Sommer war Renate in einer ungewöhnlichen Bewegung. Sie ging zu wiederholtenmalen in das Besuchzimmer, trug Epheuranken aus dem Forst herbei, pflückte Immortellen von den Gartenbeeten und spähte mehrmals den Fußsad entlang, der zu einem benachbarten kleinen Dorfe führte, gleich als ob sie jemand erwarte. Endlich setzte sie sich mit den Epheuranken und Blumen an den großen steinernen Tisch unter den Linden und begann dieselben zu Gewinden und Kränzen zu verarbeiten. Wo die Frau Tanner nur bleibt! sagte

sie mit ungeduldiger Miene, indem sie einer zierlichen Guirlande die Gestalt eines großen K gab. Sie hat es gestern doch so fest versprochen, mir heute Nachmittag vor fünf Uhr Bericht von ihren Einkäufen abzustatten. Käme der Vater heute früher als gewöhnlich nach Hause, so wüßt' ich wahrhaftig nicht, was ich anfangen sollte!

Diese Frau Tanner war eine Freundin von der Frau des Schullehrers in dem nächsten Dorf und hielt sich seit einiger Zeit bei der letztern zum Besuche auf. Da Renate früherhin von dem Schullehrer unterrichtet worden war und noch häufig zu ihm ging, so hatte sie dort die Frau Tanner, welche in einer entfernten Stadt wohnte, kennen gelernt und war in kurzem so mit ihr vertraut geworden, daß fast kein Tag verstrich, an welchem sie nicht mit ihr zusammen kam.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ferdinands-Nordbahn.

Mitgetheilt von Emma v. Rimborf.

(Fortsetzung.)

Allmälig weicht die holde, geheimnißvolle Mondbeleuchtung dem nüchternen Grauen des Tages. Wir haben Blansko, Stalitz, Brüsau hinter uns, und erreichen jetzt Zwittau. Längst ertönen nur mehr slavische Laute an den Stationen. Auf den Feldern Frucht. Das Hüttlein mitten auf dem Acker, ein paar Bäumchen dabei; Teiche, Leinwand auf der Bleiche. Eine ernste Landschaft; grüne Weiden, auf ihnen verstreute Kiefergruppen, gleich Waldinseln. Bei Trübau mündet die Olmützerbahn wieder ein. Wüstleh möcht' ich heine jetzt, bemerkte meine Nachbarin beim Anblick des in Körben dargereichten nahrhaften Imbisses. Diese alte Praegerin, die eigentlich eine Wienerin ist, erzählt von der Revolution, von dem Haß gegen die Deutschen; von den in Stroh gebundenen Rädern des Wagens, welche die Leiche der Fürstin Windischgrätz aus der Stadt brachte; von der Theuerung, zu welcher sich das frühere Behagen in den alten Königstag verwandelt, seit die Nordbahn vollendet, und gibt mir zuletzt die Weisung für Prag: Aber nur charmante Leute muß man deutsch anreden — nur solche verstehen es. — Sie nahm das charmant für gebildet, vielleicht auch nur für wolgekleidet. Wie macht man es in diesem Slum vielen doch gar so leicht, charmant zu sein!

Größere Ortschaften breiten sich nun aus, Kapellchen dabei. Bis hinauf zum Scheitel durch das dichte Waldhaar der Fichten zieht sich der Kalvarienberg. Hin und wieder eine Felsensäule. Alles trägt den einförmigen Charakter. Jedes einzelne Gehöfte erhält seinen Gutenmorgenstral von der Sonne, zu allen kommt sie. Wildenschwerdt. Rechts auf der Spitze Burgtrümmer; ein Dorf windet sich um den Fuß der braunen Ruine: Brandeis. Dort droben starke Felsenmassen gleich Bastionen und Warten. Gbohen Lauter stattliche Bahnhöfe. Weiben mit Körben voll noch warmdustender Kolatschen, dem böhmischen Nationalgebäck und Leibgericht — runde Küchlein von Hefenteich, bald mit Kirschen, Pflaumen, Aepfeln, bald mit Chorelade, Rahm oder Käse gedeckt — schreiten durch die Waggons.

Plötzlich wieder Ebene, von sanftblauen Bergen begrenzt. Zamrsk bei Hohenmauthen. Hier exercirende Cavallerie; dort weidende Heerden. Auf manchem Hügel eine Kirche. Moravan, Chrudim, Stached, Jaromierz. Weiterhin Königgrätz, Parbubitz. Ueberall nurmehr böhmische Schilde. Pyzelautsch; Teinitz. Der Thurm von Czaslau, das links auf der Straße nach Iglau liegt, der höchste im ganzen Czechenland. Er dient unserem Auge zum Wegzeiger für Kuttenberg, das in der Ferne gleich einer Fatamorgana schwebt, mit seinen Zinnen und Pfeilen, den herrlichen Denkmalen des Mittelalters: die Kirchen der heiligen Barbara und Jakobs, das feinerne Haus ꝛc. Die Bäuerinnen in Gruppen auf dem Felde haben Kopf und Oberleib in weiße Tücher gehüllt. Männer tragen blinkende Sensen. Das sind die Gefilde, auf welchen Daun über Friedrich II. siegte. * Der König befehligte die Schlacht aus dem Gasthaus zur Sonne. Kollin, eine alte Stadt mit grauen Mauern und vielen Thurmspitzen. Links auf dem Hügel im Korn schimmert weithin durch die abgeplattete Gegend der weiße Obelisk, welcher den Triumf der Kaiserlichen kündet. Um den Fuß des Hügels zieht sich eine ganze Kette von mit Leinwand überspannten Wagen. Entgegen schnaubt uns ein langer Train voll fingernder Soldaten verschiedener Waffengattungen. Podiebrad. Böhmisch-Brodt, eine der letzten Stationen vor der Hauptstadt. Bei dem nahen Lippau fiel Procopius ** in der Schlacht, welche den Hussitenkrieg endete. Noch immer alles flach. Aber schon fülen sich die Waggons drängender. Auwal; Siechowitz. Ortschaften, einzelne Gebäude, Schlösser häufen sich, von der Mittaglonne beleuchtet.

Das österreichische Moskau, das Rom Deutschlands zeigt sich nicht in seinem Glanze, oder vielmehr zeigt sich gar nicht dem Ankömmling auf der Wiener Eisenbahn. Wir haben kein ganzes, kein Gemälde, nur verworrene Fragmente. Hart unter dem Ziskaberge fährt man hin, der, ehe die Frauen nach dem großen Sieg die Wälle aufrichteten, Mittow hieß, unfern der durch die Cholera berüchtigten Vorstadt Karolinenthal. Wirklich grosartig und von umfassender Einrichtung ist der Bahnhof in der Neustadt mit seinen stattlichen Auf- und Abfeiegebäuden, Büreaus, Wohnungen, Waarenmagazinen, mechanischen Werkstätten, Vorrathshäusern und Remisen. Seine beiden Abtheilungen hängen mittels durch die Stadtmauern gesührter Thorgänge zusammen. Nicht genug läßt sich die hier herrschende Ordnung, die Freundlichkeit der Angestellten rühmen. Du einziges Prag, du Stadt von lauter Burgen, Stadt der Palläste, der Kirchen, Bühne von Sagen, romantischen und weltgeschichtlichen Scenen, wir dürfen heute nicht in dir weilen! Vorüber drängt es uns an deiner wundervollen Reihe lebendiger Gemälde, *** deinem Wald von Thürmen, in die man schwindelnd hinabschaut vom Laurenzberg oder vom Strahof oder von der Nerieustatue auf dem Hradschin an der neuen Schlossfreiheit, wenn die im Abendrot schwimmenden Pfeile und Spitzen den Masten einer Riesenflotte gleichen. Schon fliegen wir an der Hetpinsel vorbei, ehemals „Groß-Venedig", wo die Kadoriten lagerten und von ihren Priestern das Abendmahl empfingen, und über den Viaduct, der uns gleichfam noch zum Scheiden einen herrlichen Blick gewährt, einen der schönsten Momente Prags, der Hradschin, die Nepomukbrücke, die Silberschlange der Moldau, die ganze Kleinseite und Altstadt. merkwürdig gruppirt. Wie das Bild vor uns im Himmel hängt, gleich einer Fatamorgana — und Böhmen ist bekanntlich reich an solchen zauberhaften Luftgebilden — mochte die zu gründende Stadt nach der Tradition vor dem Seherauge der Königin Libussa schweben, als sie auf ihrem dunkeln Felsen Wissegrad stand: das kaiserliche Prag, das

---

* Den 18. Juni 1757.

** 1434.

*** Wir empfehlen dem Touristen das soeben in dem Verlag des trefflichen Karl André erschienenen Büchlein: „Geschichtliches und topographisches Gemälde von Prag und seinen Umgebungen. Ein Fremdenführer von B. Merklas". Sowie die von dem gleichen Kunsthändler mit reger Liebe für die Schönheiten seiner Heimatstadt veranstalteten neuen Ansichten derselben: „Album von Prag" und „Prag im neunzehnten Jahrhundert".

Prag Karls IV. Die Bahn führt dicht an den Wipfeln vom Baumgarten, dem prächtigen Park hin, in dessen Grün sich ein modernes Ritterschloß birgt. Zwischen Reben liegt Bubree; links der Felsen Podbaa. Von hier geht das Prager Dampfschiff ab. Rechts die Moldau, Dörfer, Kapellen im Morgenlicht — denn wir haben die Hauptstadt um sechs Uhr früh verlassen. So weit wir längs dem Strom fahren, sind die schroffen Felsen gesprengt, zu beiden Seiten des Schienenwegs, ihn nicht selten mit ungeheuren Wänden umbauend.

(Schluß folgt.)

Der arme Mann im Tockenburg.

Aus dem Hamburger Correspondenten.

„Der arme Mann im Tockenburg" heißt der Titel eines von E. v. Bülow nach den Originalhandschriften herausgegebenen Buches.* In den Jahren 1789 bis 1792 erschienen in zwei Theilen, deren erster die Lebensgeschichte, der zweite das Tagebuch enthielt, „sämmtliche Schriften des armen Mannes im Tockenburg". Der Verfasser war ein armer Weber des Dorfes Wattweil, namens Ulrich Bräker, der meist erst in der Nacht nach vollbrachtem Tagwerk die Feder zur Hand nehmen konnte. H. H. Füßli, Inhaber der Buchhandlung Orell Geßner Füßli und Comp. in Zürich, ließ zuerst Bruchstücke der Handschrift in dem „schweizerischen Museum" abdrucken und gab, nachdem sie im Publikum beifällig aufgenommen worden, das von ihm redigirte Ganze mit Kupfern heraus, die ein schweizer Schüler Chodowiecki's gezeichnet hatte. Das Buch erwarb Bräker in der Schweiz einen Ruf; Füßli besuchte ihn wiederholt und viele andere literarisch gebildete Schweizer jener Zeit schenkten ihm ihre Gunst. E. v. Bülow lernte die Schriften dieses merkwürdigen Autodidakten im Jahr 1838 zufällig kennen und bearbeitete Bräkers Jugendgeschichte 1841 als Idyll für eine Sammlung Novellen und Erzählungen, die er damals in Braunschweig drucken ließ. Hierdurch, wie es scheint, angeregt und auf Bräker aufmerksam gemacht, gab der verstorbene Professor Scheitlin in St. Gallen Bräkers Schriften als Volksbuch heraus; doch weicht die Redaction nicht wesentlich von der Füßli's ab. Füßli hatte nämlich darin theils zu viel nachgebessert, theils zu viel Wust aufgenommen, unter dem das Schöne und poetisch Naive der Handschrift nicht selten erstickt ward, theils sogar seine eigenen Ansichten und Urteile Bräker untergeschoben. Als E. v. Bülow sich im Jahr 1849 in der Schweiz niedergelassen, war es eine seiner ersten Bestrebungen, der hinterlassenen Manuscripte Bräkers habhaft zu werden, was ihm denn auch zum größten Theil gelang. Hiernach hat Bülow die gegenwärtige Ausgabe besorgt, indem er aus den Handschriften zwar manches Störende und Geschwätzige entfernte, dagegen weder etwas hinzufügte, noch etwas daran vermeintlich verbesserte. Der Herausgeber bemerkt, daß er aus den Tagebüchern der Jahre, welche dem armen Mann die schwerste Not bereiteten, den reichsten Stoff habe nehmen können. („Die Not war zu aller Zeit die Mutter des Talentes", sagt der Herausgeber in der Vorrede — wol die Mutter des Talentes, aber doch wol nicht seine Pflegerin.) Bräker, der im Jahr 1735 geboren wurde und im Jahr 1798 starb, bildete sein Talent oder erlangte seine Bildung fast nur durch die von der Lichtensteiger moralischen Gesellschaft ausgeliehenen Bücher. Es waren deren nicht viele. Der Mensch bedarf aber auch nicht vieler Bücher, um etwas aus sich zu machen; es kommt nur darauf an, wie die wenigen Bücher, die ihm zu Gebot stehen, auf ihn wirken und welche Funken sie aus ihm herausschlagen.

Sein Lieblingsautor — und dieser Umstand allein zeugt für Bräkers ungewöhnliche Begabung — war William Shakespeare, dessen Werke er von 1776 bis 1792 fast ununterbrochen geliehen bei sich zu Hause hatte. Unter seinen Manuscripten befand sich auch aus dem Jahr 1780 eine Reihe von Kritiken und Betrachtungen über sämmtliche Shakespeareschen Stücke unter der Ueberschrift: „Etwas über Shakespeare", die Bülow mitgetheilt hat und woran er die tiefe Lebensweisheit und Weltkenntniß rühmt. Und in der That es ist von großem Interesse, diese Betrachtungen zu lesen und daraus zu sehen, wie der gewaltige Tragiker von dem unverkünstelten, frischen, wenn auch etwas rohen Naturfohn verstanden wird. Die damalige Zeit war jedenfalls gesunder; alle großen dichterischen Erscheinungen wirkten damals viel lebendiger, unmittelbarer und allgemeiner als gegenwärtig; auch die unteren Stände sind viel blasirter und materialistischer geworden und es findet sich schwerlich in der Schweiz und in ganz Deutschland jetzt noch ein Weber von den dürftigen Verhältnissen Bräkers, der so eifrig wie dieser den Shakespeare liest und nachts sich hinsetzt, um seine Gedanken über ihn zu Papier zu bringen. Es gehört gewiß eine geistige Höhe dazu, um zum Beispiel den „König Johann" so hoch zu stellen, als Bräker thut, wenn er unmittelbar nach der Lectüre seine Betrachtung mit den Worten beginnt: „Noch habe ich kein Stück gelesen, worin mir alles so wol gefällt", oder wenn er vom „Julius Cäsar" sagt, das sei ihm außer zwei das liebste Stück, und dann schließt: „Dieses Stück hat mir mehr Denkens gemacht, als ich sagen kann; oft hat es mich, vielleicht ohne des Dichters Willen, in das Heiligtum Gottes geführt und ich habe es mit Herzensluft gelesen und wieder gelesen" ꝛc. Ganz besonders auch interessirt ihn „Timon von Athen", der ihm Anlaß gibt, alle Dichter aufzufordern, auch solche Stücke zu schreiben, „zu denen die Erde alle Tage nahen und fernen Stoff genug an die Hand gibt, um diesem Geschlecht seine Schande vorzuhalten". Ganz hingerissen ist er von Hamlet. „Hamlet", ruft er aus, „du König unter allen Spielen, du Kern aller Werke, die je ein großer Dichter machen konnte, du Edelstein in der Krone, du Zierde aller Bühnen, du Herz im Herzen! Ich habe keine Worte, um auszudrücken, wie sehr du mein Liebling bist! Ich werde nicht ruhen, bis du wenigstens meinen armseligen Bücherschrank zierst. Du nützest mir mehr als tausend Habermann und zehn Hau Wetterglocken, mehr als alle Schmolken und Zollikofer, machst mich wirksamer und thätiger als Bogazkische Sporen!" Weniger will diesem derben Naturmenschen „Romeo und Julie" gefallen, mit Ausnahme einiger originellen oder einfach gesunden Naturen; aber die Liebe zwischen den beiden jungen Leuten selbst hatte für Bräker nichts verständliches; sie lag außer seiner Gefühlssphäre. „Die zwei Liebenden — sagt er — kommen mir so melancholisch, so finster und eigensinnig vor, daß mir ihr Schicksal nicht sonderlich nahe geht. Just zwei solcher Geschöpfe braucht es zum Selbstmord. Julie hat Romeo kaum gesehen, so sagt sie schon, das Grab sei ihr Brautbett, wenn dieser Mensch verheiratet, und Romeo, der vorher so sterblich verliebt war, schwärmt nun so unbedacht hitzig daher, wie ein Wahnsinniger, ich hätte bald gesagt, wie ein Narr!" Etwas wahres ist daran und was man dem Shakespearischen Genie als eine Tugend zu gute zu rechnen pflegt, würde man bei einem Geringeren unfehlbar als einen Verstoß gegen Natur und Sitte tadeln. Auch gegen die Leichtgläubigkeit und Brutalität des Mohren Othello sträubt sich sein Sinn; „das geht über all' Fassung hinaus", sagt er. Zum Schluß aber ruft er aus:

---

* Leipzig bei Georg Wigand.

„Nun, mein geliebter, theurer William, hab' ich all deine Werke durchgegangen, in denen ich dich als einen Liebling des Himmels und großen Hofmann des größten Königs verehre. Ja ich zähle dich, ohne Abgötterei, unter meine Heiligen! Ich beneide dich nicht darum, daß der Himmel dich so besonderer Gnade würdigte. Du hast der Welt deine Gaben mitgetheilt. Wenn die grobe Welt deine Arbeiten verstünde, so müßtest du mehr Nutzen schaffen als Millionen schwatzhafter Theologen mit all ihrem Kram. Aber sie versteht sie nicht." Gegenwärtig, kann man wol sagen, versteht man Shakespeare leider noch weniger als zu Bräkers Zeit; man versteht ihn wol besser, aber man empfindet ihn weniger, seitdem soviel über ihn ästhetisirt und geschrieben worden. Man kann dieses auch in Betreff Goethe's und Schillers sagen. Es geschieht durchaus einem großen Dichter kein Nutzen damit, wenn jede Buchhändlermesse ein Dutzend Schriften über ihn zu Tage fördert. Je näher man ihn uns persönlich und kritisch rückt, um so mehr verlieren seine Worte an unmittelbarem lebendigem Eindruck, um so kleiner wird überhaupt die Zahl seiner Leser.

(Schluß folgt.)

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Der als Kupferstecher rühmlichst bekannte Friedrich Wagner in Nürnberg hat nun auch als Dichter der dramatischen Literatur eine schöne Gabe geweiht. Es sind von ihm bei Conrad Geiger in Nürnberg erschienen: „Scenen aus Nürnbergs alter Künstlerwelt"; mit den Bildnissen von Albrecht Dürer, Adam Kraft, Peter Vischer, Veit Stoß und einer Ansicht der Burg zu Nürnberg, von dem Verfasser selbst gezeichnet und gestochen. Wie Wagner schon seinen Grabstichel in dem wolbekannten Blatt „Hieronymus Holzschuher" nach Albrecht Dürer und in den „Nürnberger Bildwerken des Mittelalters" den alten Meistern gewidmet hat, wie er sich gegenwärtig mit der Herausgabe der Stationen Krafts und des wundervollen Schnitzwerkes von Stoß auf der Burg beschäftigt, so weiht er auch als Dichter sein Streben jenen Männern classischer Kunst, an deren unsterblichen Werken naiver Einfalt und rubiger Größe sich sein Künstlerstreben von Jugend auf so innig emporrankte, daß auch das Studium fremder und neuerer Kunst nie die Begeisterung schwächen konnte, mit der er zu seinen alten Nürnbergern hinaufblickt.

Franz Abt, der beliebte, besonders durch sein „Wenn die Schwalben heimwärts" ꝛc. bekannt gewordene Liedercomponist, wird von Zürich scheiden, um nach Braunschweig überzusiedeln. Der von ihm meisterhaft dirigirte Sängerchor „die Harmonie" wird zum letztenmal unter seiner Leitung am 26. September im Theater in Zürich die neueste Tondichtung desselben, den „Sängertag", als Abschiedsconcert aufführen. Dieser Sängertag, sagt die neue Züricher Zeitung, ein Liedercyklus, ähnlich den Otto'schen Sängerfahrten, Burschenfahrten, Soldatenfahrten, Gesellenfahrten, ist das Resumé der ganzen Abt'schen Tondichtung, ein Werk, eben so bedeutend als poetische Arbeit wie an Originalität der Composition.

Bekanntlich ist in Frankreich die literarische Kritik schon seit Jahren tief herabgesunken, in den Zeitungen vom Romanfeuilleton ersetzt, und wo sie noch erscheint, durch Ignoranz, Parteilichkeit und Cliquenwesen entstellt. Männer von tieferem Wissen und Geist haben sich von der Tagesliteratur zurückgezogen und ein eigentliches Centralblatt für die bessere und doch dem Kreise allgemeiner Bildung zugängliche Kritik fehlte gänzlich. Ein namhafter Gelehrter, Vivien de Saint Martin, hat nun im Verein mit tüchtigen und theilweise berühmten Mitarbeitern ein „Athenäum français" nach Art des englischen gegründet und die ersten erschienenen Nummern geben ein höchst vielseitiges, interessantes Ganze. Unser Hauptzweck, sagt das Programm, ist der: alles, was nicht allein in Frankreich, sondern auch in den andern Ländern Europa's, ja selbst in Amerika und im englischen Asien, mit einem Wort, wo die europäische Civilisation glänzt, veröffentlicht wird, bekannt zu machen. Der jetzige Zeitmoment erscheint zu Gründung eines so umfassenden Unternehmens besonders günstig.

Tabletten.

*** Als ob in den letzten Jahren allenthalben auf Erden in der Witterung und am Himmel Zeichen und Wunder geschähen! Schön waren im vorigen Winter und Frühling die Nordlichter und dauerten lange. Jetzt stellen sie sich so früh ein, wie kein ähnliches Beispiel nachzuweisen ist. Als sich dieses Phänomen in den Jahren 1848 und 1849 zu einer und derselben Zeit am Firmament zeigte, nämlich am 18. September, schien dies ungewöhnlich früh im Herbst zu sein; aber 1852 erschien das Nordlicht im prachtvollsten Glanz, wie aus Drö (Südseite Norwegens) berichtet wird, schon am 23. und 27. August, Montag und Freitag abends, und zwar sehr stark flammend in der Richtung von Nordwesten nach Nordosten, also ungefähr vier Wochen früher als in jenen Jahren. In wie weit dies ein Zeichen eines scharfen oder milden Winters sein kann, wird die Zeit lehren. Darf man aber aus der Beschaffenheit der Winter in den beiden erwähnten Jahren etwas schließen, als das Nordlicht sich im September zeigte, so kann man einen offenen und milden erwarten. Dahingegen soll nach alter Volkssage das frühe Nordlicht einen strengen und harten Winter vorbedeuten.

Frankfurt, den 17. September.

Concertanzeige.

Herr Wilhelm Sasse, Sänger aus Berlin, wird sein angekündigtes Concert nächsten Mittwoch, den 22. September abends im Saale des Herrn C. A. André, Haus Mozart, geben, und zwar unter gefälliger Mitwirkung der Sängerin Fräulein Bauer aus London und des Pianisten Herrn Julius Sachs von hier. Ein besonderes Interesse gewinnt dieses Concert noch dadurch, daß Herr Dr. Aloys Schmitt Vater ein von ihm componirtes Sextett in demselben unter eigner Mitwirkung zum erstenmal zum öffentlichen Vortrag bringen lassen wird.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 18. September. Romeo und Julie, Trauerspiel in fünf Abtheilungen, von Shakespeare.

Sonntag, den 19. September. Don Juan, große romantische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Mozart.

Montag, den 20. September. Wie man Häuser baut, Zeitgemälde in vier Acten, mit freier Benutzung einer historischen Anekdote, von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Vorher: Ein alter Musikant, Schauspiel in einem Act von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 225. Montag, 20. September 1852.

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

In ihrer eifrigen Bemühung, eine zweite äußerst zierliche Immortellenguirlande in ein kleines lateinisches e zu verwandeln, bemerkte Renate nicht, wie eine schlanke ältliche Frau mit freundlich-ernsten, bleichen Zügen und mildblickenden Augen durch eine Seitenthür in den Garten trat und langsam auf sie zuschritt. Als diese das in seine Beschäftigung vertiefte Mädchen erblickte, blieb sie unweit der Bank stehen und schaute der emsig Arbeitenden eine Weile lächelnd zu; dann aber sagte sie näher tretend mit sanfter Stimme: Du zürnest mir doch nicht, daß ich so spät komme, liebe Renate? Die letztere warf bei diesen Worten Blumen, Zweige, Buchstaben, Gewinde und Kränze freudig von sich, sprang auf und rief, der Kommenden entgegeneilend: O wie freue ich mich, daß Sie Wort halten, Frau Tanner! Ich fürchtete schon, daß Sie heut' einmal wieder meinem alten Freunde und Lehrer für den Abend hätten Gesellschaft leisten müssen. — In dem Falle würd' ich dich gewiß nicht ohne Nachricht gelassen haben, entgegnete jene. Es thut mir nur leid, daß ich dir die Jagdtasche und das Pulverhorn für deinen Vater erst morgen bringen kann. Der Bote aus der Stadt ist noch nicht zurückgekommen und wird auch wol schwerlich vor Sonnenuntergang eintreffen. Da der Geburtstag deines Vaters ja aber erst übermorgen ist, so wird diese Verspätung hoffentlich nichts zu bedeuten haben. — Nun für die kurze Zeit, während welcher Sie in unserer Nachbarschaft wohnen, wissen Sie in unserem Hause aber schon vortrefflich Bescheid, Frau Tanner! rief das Mädchen mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. Ich glaubte Wunder, welch ein Geheimniß ich besäße, und hatte mir vorgenommen, Ihnen dasselbe heute Nachmittag beim Kranz- und Guirlandenwinden mitzutheilen und Sie nebst allen Ihren Hausgenossen feierlichst auf übermorgen zu des Vaters Geburtstag einzuladen ... und nun wissen Sie alles! — Hast du mir denn nicht neulich selbst das große Sagen- und Legendenbuch deines Vaters gegeben, auf dessen erstem Blatt das ganze Geschlechtsregister der Familie Reinold und der Geburtstag eines jeden verzeichnet steht? fragte jene mit einem lächelnden Blick auf das verwunderte Mädchen. — Hätt' ich ahnen können, daß Sie sich in das fast unleserlich geschriebene Geschlechtsregister vertiefen würden, anstatt die schönen gedruckten Geschichten zu studiren, Frau Tanner, erwiderte Renate, indem sie einen Versuch machte, ihrem holdseligen Angesicht einen zürnenden Ausdruck zu verleihen, so hätten Sie das Buch sicherlich nicht in die Hände bekommen! — Da Sie's nun einmal wissen, fuhr sie nach einiger Zeit mit gewohnter Fröhlichkeit fort, so sollen Sie mir morgen aber auch tapfer beim Ausschmücken des großen Zimmers helfen, damit der Vater rechte Freude hat ... er denkt diesmas gar nicht an seinen Geburtstag.

Wollt ihr den festlichen Tag denn ganz allein begehen? fragte die Frau Tanner, indem sie sich neben Renate setzte und an deren Beschäftigung Theil nahm. — Nein gewiß nicht, erwiderte das Mädchen. So menschenscheu der Vater sonst auch ist, übermorgen soll er durchaus ein paar Freunde und Nachbarn sehen. Schon gestern hab' ich den alten Förster Berger mit seiner Frau heimlich eingeladen ... mit dem kann der Vater am besten von seinen Kriegszügen reden .... Ich mag so gern, wenn alles froh und heiter um mich her ist, fügte sie seufzend hinzu, und die wenigste Zeit wird mir diese Freude zu Theil! Sie sind heute auch wieder recht traurig gestimmt, Frau Tanner! — Einst war ich auch so harmlos und fröhlich wie du, liebe Renate, antwortete jene mit weicher Stimme, aber der Ernst des Lebens hat frühzeitig meine schönen Jugendträume zerstört und mir nichts gelassen als die Erinnerung an eine kurze glückliche Vergangenheit. Hier bei dir im stillen grünen Wald ist mir seit langer, langer Zeit zum erstenmal wieder leicht ums Herz geworden! — Wenn ichs nur anzufangen wüßte, um Sie und den Vater einmal so recht, recht froh zu machen, sagte Renate nach einer Pause, indem sie die sechs vollendeten Buchstaben, welche den Namen ihres Vaters bildeten, der Reihe nach in ihr Körbchen legte und darauf den großen Kranz zu flechten begann, welcher jenen Namen umschließen sollte. Der Vater bedarf der Aufheiterung gar sehr. Seit einiger Zeit ist er wieder ganz trübsinnig und sitzt oft stundenlang drüben am Rande des Bergwaldes und starrt mit finstrem Blick in die Ferne. — Und gegen dich ist er stets freundlich und liebevoll, sagst du? fragte die Frau Tanner. — Es ist wirklich schade, daß Sie auch so menschenscheu sind und wie viele andere Leute dem Vater ausweichen, versetzte Renate, sonst sollten Sie gleich heute Abend einmal sehen, wie unendlich sanft und gut er gegen mich ist. Wo er mir eine Freude machen kann, da thut er's gewiß. Darum schmerzt es mich auch doppelt, daß ich mit all meiner Liebe zu ihm doch nicht seinen Gram zu lindern vermag! — Ist dir denn die Ursache seines Kummers nicht bekannt? fragte jene mit anscheinender Gleichgültigkeit das eifrig arbeitende Mädchen. — Ja, wenn ich die wüßte, da wollt' ich schon Mittel ersinnen, um ihn zu erheitern, antwortete Renate. Aber ich armes Mädchen sehe gar keine Möglichkeit, dahinter zu kommen. Der Vater selbst spricht nie mit mir darüber und ausfragen mag ich ihn nicht. Es verdrießt mich jetzt gewaltig, daß ich mich bei seinen beiden Landsleuten, die im vorigen Sommer mehre Tage hier waren, nicht nach seinen früheren Schicksalen erkundigt habe. Ich glaube, daß diese ihm wol hauptsächlich das Leben verbittern, da er manchmal von traurigen Erfahrungen und Treulosigkeiten der Menschen spricht. — Es scheint mir, daß die große Einsamkeit, worin ihr hier lebt, euch beiden nicht wol thut, entgegnete jene. Du solltest deinen

Vater dann und wann einmal zu einem Besuch bei seinen Bekannten in den nächsten Dörfern bereden. — O, mir thut die Einsamkeit unendlich wol, Frau Tanner! sagte das Mädchen mit leuchtenden Blicken. Ich kann gar nicht vergnügter sein, als wenn ich so im dichten, dunklen Wald allein unter den hohen grünen Tannen sitze und das leise Rauschen in den Zweigen höre. Aber dem Vater ist es gewiß nicht gut, daß er wochenlang einsam den Forst durchstreicht, setzte sie mit nachdenklicher Miene hinzu. Früher ging er manchmal mit mir zu den umliegenden Orten, wenn's Jahrmarkt, Kirchweihe oder sonst ein schönes Fest gab; — seitdem aber der Krieg wieder ausgebrochen ist und tagtäglich französische Truppen durch die Nachbardörfer ziehen, ist's nichts mehr damit. Konrad hat mir gestern erzählt, daß der französische Kaiser im vorigen Winter in Rußland sein ganzes großes, schönes Heer verloren habe und jetzt drüben an der Elbe frische Truppen sammle, um die Eroberung Rußlands von neuem zu beginnen und sich zum Herrn von ganz Europa zu machen. — Das würde deinem Vater gewiß nicht lieb sein, versetzte Frau Tanner wehmütig lächelnd, der scheint ja die Franzosen sehr zu hassen. — Besonders die französischen Offiziere, fügte Renate hinzu. Das sollen aber auch ganz abscheuliche Menschen sein! — Sagt das dein Vater? fragte jene mit forschendem Blicke. — Ja, er sagt es gar oft, antwortete das Mädchen. Ich kann es eigentlich nicht recht begreifen, warum sie allzusammen so abscheulich und schlechter sein sollen als andere Menschen. Was sie Böses gethan haben, hat der Vater mir nie mitgetheilt. Vermutlich mag ihm auf seinen vielen Kriegszügen wol manches vor Augen gekommen sein, was er noch jetzt nicht vergessen kann. — Ist ihr verstorbener Mann nicht auch mehre Jahre Soldat gewesen, Frau Tanner? fragte sie nach einer kleinen Pause, indem sie den dalbowllendeten großen Kranz vor sich hin hielt und mit prüfendem Blick betrachtete. — Leider ist er es gewesen! versetzte jene mit schmerzlichem Ton. Mär' er nicht ins Feld gezogen, ich brauchte meine Tage jetzt nicht einsam zu vertrauern!

(Fortsetzung folgt.)

Die Ferdinands-Nordbahn.

Mitgetheilt von Emma v. Arendorf.

(Schluß.)

Rostock, beliebter Vergnügungsort, Villeggiatur der Prager. Zicherhütten, unter Bäumen Reihe ausgespannt. Rechts bizarre Formen der Durchlüftung, jetzt wie Raubvesten hinausgebietet. Erstes Segelschiff. Das bisher so romantische Wolhauthal flacht sich ab. Links starren aber doch noch drei fantastische Felsenthürme. Kralup-Lobec. Mehre kleine Tunnels, grade durch das Gestein. Obstwälder. Rechts auf einer Höhe schimmert das Städchen Melnik, durch seinen Wein berühmt. Hier mündet die flutende Moldau in die ärmliche Elbe, die ihren Namen jenen stolz zum Meer sich wälzenden Wogen aufringt. Das ist einmal wieder die alte Geschichte von Verdienst und Weltglück und Weltehre! Links, schon aus duftiger Ferne in mannigfachen Bergverschlingungen erschaut, auf einsamer Spitze hoch in den Lüften getragen, die Kapelle von Raudnitz. „Ein türkischer Paicha hat sie bauen müssen, der gefangen war", erzählte mir eine alte Frau aus der Gegend, indeß ein rosiges Kindlein neben ihr im Waggon, ein kleines Mädchen, mit seiner Puppe spielt: ein Kapuziner — zugleich eine seltsame Art von frommer attrape — denn unter seiner baumwollenen Kutte birgt sich eine zierlich geschmückte Muttergottes. Wir rollen hart unter dem Schloß Raudnitz hin, welches dem Fürsten von Lobkowitz gehört, der Herzog von Raudnitz ist. Massenhaft hebt es sich mit zwei Terrassen auf baumbewachsener Höhe.

Rechts taucht in schönen blauen Formen die Leitmeritzer Gebirge empor. Die Festung Theresienstadt, der Hauptwaffenplatz für Böhmen, an beiden Ufern der hier in den Strom eilenden Eger. Wie eigentümlich doch die frühsten Kindheitseindrücke in alles Spätere hineinspielen! Soll ich es gestehen, daß die roten Wellen dieser Eger, die sich nicht mit der Elbe vermischen und noch lange wie ein dunkel gefärbtes Band in ihr wallen, sich stets meiner Fantasie wie Mahnung an Wallensteins Blut aufdrängten? Weiterhin das reichgethürmte Leitmeritz mit seinem Schloß, seinem Dome, seinen elf Kirchen. Der ganze reiche Bergkranz wie gestickt mit Ortschaften und Gehöften. Das ist die Gegend, welche das böhmische Paradies heißt, wegen ihres Reichthums an Wein, Getreide, Obst. Die Heimat der rothackigen Borsdorfer. Nicht zu vergessen den Lachsfang. Bis zu den Wolken scheint jener spitze, pyramidenähnliche Berg mit dem Kreuze zu steigen. Alle diese einzelnen stellen Kegel drehen sich wunderlich um uns, als wollten sie tanzen, zum Reigen sich verschlingen. Zu beiden Seiten schließen sich Wände nahe um die Elbe. Wir fahren hoch am Gestade hin. Lauter Obstgärten bis an das Gebirg hinauf. Reizend an dessen Fuß gelagert das rebenumrankte Lobositz (Lobosice), wo Friedrich der Große einen schweren Sieg * über Brown und seine Oesterreicher errang. Eine dunkle Ruine dort auf der Kuppe. Salesl, auch am linken Ufer. Wie malerisch die Kapelle auf jenem Gipfel! Stolze Waldrücken, auch Felsen dazwischen. Ich möchte fast sagen, schweizerischer als in der eigentlichen sächsischen Schweiz. Unter dichter Baumkrone die Madonna sammt einer andern Heiligen am alten Stamm in ihrer Laubnische.

Rechts die graue Ritterburg Schreckenstein, ihres Namens wert, kühn in der Luft auf breitvorspringender Wand senkrecht bis in die Flut herab, Mauern, Warten und Gestein fast eins, wie in einandergegossen. Noch andere Ruinen auf fernen Bergzinnen. Weiße Segel schwimmen den Strom hinunter. Gegenüber von dem Gemälde Schreckenstein, Aussig, das Heimatörtchen unserer Rafael Mengs, der an jenen verwegenen, wilderrissen Linien das Knabenauge zuerst geübt haben mag. Um seine Wiege wächst ein anderer Feuergeist, der Bodskalikhwein, der trefflich, aber nicht verfeindet sein soll. Hier, am Einfluß der Biela, bät auch das Dampfschiff zugleich mit unserm Train, um die Reisenden aufzunehmen, welche vorziehen die Tour halb zu Land, halb zu Wasser zu machen. Im Waggon bis hierher oder Bodenbach, von Prag, wo man im andern Fall, um das Dampfschiff an der Moldau noch zur rechten Zeit beim Felsen Bodbau zu erreichen, sich schon um drei Uhr morgens in einer Omnibusschnecke aufmachen müßte. Auf der Elbe hingegen von hier bis Dresden, grade durch die Sachsenschweiz. In Aussig schwärmen auch die Badegäste von Töplitz ab und zu, das man von hier in anderthalb Stunden erreicht.

Links Schloß Priesnitz. Nichts als Kohlenschiffe bei Nesterstz. Fortgesetzt schöne Berggewinde und Ringe. Am Strand rechts auch wieder ein Adlerhorst auf himmelstürmenden Zacken. Am dunkeln Berg schimmert das weiße mächtige Schloß von Tetschen, ** mit seinem dem Wasser zugewendeten Thurm, Besitz von Graf Thun. Am entgegengesetzten Ufer — die Eisenbahn umsäumt an der Elbe wie an der Donau stets das linke Gestade — Bodenbach, der Grenzort. Die hier verlebte halbe Stunde läßt sich mit nichts vergleichen als mit jener angstgebadeten Traumbetze, wo man nie und nie fertig werden

* 1. October 1756.

** 1668.

kann. Die Oesterreicher visitirten die Päße, die Sachsen Koffer und Säcke. Hier soll aus- und zugesperrt, verwaltet, dort neues Billet gelöst, das Gepäck empfangen und wieder übergeben, weiterhin nach einer entfernten Richtung des Gebäudes der Paß zurückgeholt werden: alles zugleich — Figaro là, Figaro quà! — und dabei läutet und läutet das Glöcklein wie in die ewige Verdammniß. Es ist um einen anständigen Menschen gehörig verrückt zu machen! So etwas hat nur der moderne Tartarus. Dante kannte diese Höllenqualen noch nicht.

Von hier wird die Landschaft strenger. Rechts eine Kapelle auf steiler Platte. Wald bis in das Wasser herab. Oben Steinwälle, gleich gigantischen Festungswerken. Blicke am Wasser. Das Dampfschiff hält mit uns den Wettlauf, wie zwei Brüder Drachen. An der Elbe sind da und dort Heiligenbilder aufgepflanzt. Jetzt kommen Felsenstirnen wie eine Reihe Riesenburgen. Rechts sehr wilde Gebirgsscene, Wasserfall, Mühle, nur in einen Spalt gestemmt. Neue Seitenschlucht, Häuser an den Stein geklebt. Herrnskretschen, das letzte böhmische Dorf am Ausgang des Kamnitzgrundes. Gegenüber Zirkelstein und Kahlstein. Geröll, herüberragende, titanenhafte Steinbilder, dort Tafeln wie ein kolossaler Judenkirchhof. Jetzt wieder ein Riesendiadem mit ungeheuern Zinken.

Krippen, gegenüber Schandau. Von hier wanderte ich einmal an unvergessenem Herbsttag mit einem Freunde auf die Bastei. Wo ist er jetzt zur Stunde? Ich grüße ihn und Emma in Palermo!... Da oben die schwindelnde Brücke, eine Zierde des Felsens, nun vollendet, über deren Gerippe wir damals gingen. Die Berge erscheinen hier weit niederer. Rechts der wohlbekannte Lilienstein, die höchste der zwölf uns umstarrenden Kuppen. Ihre Platte krönt ein Obelisk, zum Andenken, daß August III. sie bestieg, theils auf in den Sandstein eingehauenen Stufen, theils auf Leitern. Auf der andern Seite der Königstein, der sich, wie früher Komorn, den Namen der jungfräulichen Bergveste bewahrte, und in seiner Reihe von Staatsgefangenen einst Patkul, neunter Zeit Bachmann beherbergt, auch durch letzteren sich jüngst noch einer nachbarlichen Novellistin, Karoline v. Göhren, als Sceenerie gelichen hat. Beim Sonnenstein, dem letzten der Bergwächter dieser Schweiz, öffnet sich die Fläche. Es ist Nachmittag drei Uhr. Da breiten sie sich aus die Ufer, mit trauten Villen geschmückt, die Kuppeln von Elbflorenz, alles in harmonischer Schönheit. Ueberall Eleganz, sittige Höflichkeit, Bildung, Weihe durch Kunst. Laßt uns ausruhen zu den Füßen von Rafaels Sixtina in der Gallerie! Dresden, Prag, Wien, welche Typen, einst gleich Sternen weit auseinander; jetzt wie mit elektrischen Ketten eng an einander geknüpft. Welche Ferne, welche Masse von Eindrücken in wenig Stunden zusammengedrängt: das sind die Wunder des neunzehnten Jahrhunderts, welches einzig den Mächten der Mechanik zu gehorchen scheint, doch nur um sie dem Geist zu unterwerfen.

Wellington.

England hat am 14. September nachmittags einen großen Verlust erlitten: einer seiner größten Helden, der Herzog v. Wellington ist gestorben.

Arthur Cowley Wellesley, Herzog v. Wellington und Marquis v. Douro, vierter Sohn des Garrett Cowley, Earl v. Mornington, und der Anna Hill, Tochter des Viscount Dungannon, ward am 1. Mai 1769 zu Dungan Castle in Irland geboren und hat demnach ein Alter von mehr als 83 Jahren erreicht. Seine Vorfahren väterlicherseits, welche eigentlich Colley oder Cowley hießen, waren unter Heinrich VIII. aus England nach Irland eingewandert, und hatten sich in der Grafschaft Kilkenny niedergelassen. Später nahmen sie zugleich mit dem Erbgut der ausgestorbenen Familie Wesley oder Wellesley deren Namen an. Seinen allgemeinen Schulunterricht erhielt Arthur Wellesley zu Eaton, seinen ersten Militärunterricht in der Kriegsschule zu Angers in Frankreich. 1787 trat er in englische Kriegsdienste, wohnte 1794 als Brigadebefehlshaber unter dem Herzog von York dem Feldzug in Flandern bei und ging 1797 nach Indien in Begleitung seines ältesten Bruders, des ausgezeichneten Marquis v. Wellesley, Generalgouverneurs von Indien. Bei Malavelly und Seringapatam legte er den Grund zu seinem zukünftigen Ruhm. Doch zeigten sich seine kriegerischen Talente zuerst in ihrem vollen Glanz, als er im Deccan ein besonderes Heer befehligte und unter den ungünstigsten Umständen den Sieg von Assaye erfocht, welchem der von Argaum folgte. Die Erstürmung von Gawilghar beendete den Krieg. Der Dank des Parlaments und die Verleihung des Bathordens belohnten den Sieger.

Im Jahr 1805 kehrte Generalmajor Arthur Wellesley nach England zurück, ward im folgenden Jahr Parlamentsmitglied für Newport und 1806 erster Secretär für Irland, von wo er jedoch bald abberufen wurde, um unter Lord Cathcart einen Befehl bei der Kopenhagener Expedition zu übernehmen. 1808 ging er nach der pyrenäischen Halbinsel und schlug 1809 die Schlachten von Rolleia und Vimiera; es folgte der Uebergang über den Duero und die Schlacht bei Talavera, für welche er mit seiner ersten Peerschaft als Baron Douro und Viscount Wellington von Talavera, einem Jahresgehalt von 2000 Pfund Sterling und dem Dank des Parlaments belohnt wurde. Wir können hier auf seine kriegerischen Thaten in Spanien und Frankreich nicht weiter eingehen und erwähnen nur, daß ihm nach dem Abschluß des Friedens von 1814 die Herzogswürde verliehen wurde. In demselben Jahr ward er zum Gesandten in Frankreich ernannt und begab sich von dort nach dem Congreß von Wien. Die Rückkehr Napoleons aus Elba rief ihn nochmals ins Feld und die Schlacht bei Waterloo schloß seine Siegeslaufbahn. Am 29. Juni 1816 kehrte der Herzog nach England zurück, nachdem er einige Tage vorher mit genauer Not in Paris einem Mordanschlag auf sein Leben entgangen war. Allein schon im August war er wieder als Gesandter in Paris. Am 11. Februar 1818 ward ein zweiter Mordversuch auf ihn gemacht, indem ein gewisser Chantillon ein Pistol auf ihn abfeuerte, glücklicherweise ohne ihn zu treffen.

Nach dem Congreß von Aachen begab sich Wellington wieder nach England. 1826 ward ihm die durch den Tod des Herzogs von York erledigte Stelle als Oberbefehlshaber des Heeres übertragen. Kurz darauf starb der Premierminister Lord Liverpool und der König ernannte am 10. April Herrn Canning zu seinem Nachfolger. Dies veranlaßte sechs Mitglieder des alten Cabinets zum Austritt und den Herzog von Wellington zur Niederlegung des Oberbefehls über die Truppen. Die Folge davon war das Mißglücken des Ministeriums Canning. Das nächste Ministerium, welchem Lord Goderich präsidirte, hatte nur ein kurzes Leben. Als Goderich zurücktrat, ward der Herzog mit Bildung eines Cabinets beauftragt und vollführte diese Aufgabe. Husskisson, welcher eine gewisse Insubordination zeigte, ward bald aus dem Cabinet entlassen; sein Freund Lord Dudley, sowie C. Grant und Lord Palmerston scheiden gleichfalls kurz nachher aus. Der nachherige König Wilhelm IV., den der Herzog wegen seiner verschwenderischen Lebensweise zur Rede stellte, legte in Folge davon seinen Posten als Oberadmiral nieder. Der militärische Geist des Premiers machte sich in diesem Cabinet sehr fühlbar. Eine der Reformen aus jener

Zeit, die sich an den Namen des Herzogs von Wellington knüpfen, ist die Aufhebung der Test and Corporation Acts, welche trotz der heftigen Opposition Lord Eldons und anderer Tories der alten Schule mit Triumf durchgesetzt wurde. Außerdem dürfen wir nicht unterlassen, der Roman Catholic Relief Bill (Emancipation der Katholiken) Erwähnung zu thun. Als der Herzog sich nach langem Sträuben endlich entschloß, den Forderungen der Katholiken und der liberalen Partei Rechnung zu tragen, ward er von den Protestanten der Orforder Schule als Apostat gebrandmarkt. In der Session von 1829 war es, wo Peel die Bill mit einer Majorität von 178 Stimmen im Unterhaus, der Herzog selbst mit einer Majorität von 104 Stimmen im Oberhaus durchbrachte. Einige Bemerkungen des bekannten protestantischen Eiferes, des Earl von Winchilsea und Nottingham, über die Bill hatte am 21. März einen unblutigen Zweikampf zwischen ihm und dem Herzog zur Folge.

Im Jahr 1830 fiel das Ministerium Wellington. Manche Tories, welche über die Emancipation der Katholiken grollten, hatten ihm ihre Unterstützung entzogen, und an einen dauernden Beistand von Seiten der Whigs und Katholiken war auch nicht zu denken. Zudem war ein neues Feldgeschrei aufgetaucht: der Ruf nach Reform, — ein Ruf, für welchen das Ohr des Herzogs taub war. Seine Feindschaft gegen die Sache des Fortschritts zog ihm damals den Haß des Volkes in hohem Grade zu; sogar persönlichen Beleidigungen war er ausgesetzt und die Fenster seiner Wohnung wurden von dem wütenden Pöbel zertrümmert. Diese Abneigung hat sich freilich seitdem bis in die tiefsten Schichten des Volkes hinein in ein Gefühl der Achtung und Verehrung verwandelt. Der 28. November war der Tag, an welchem die Resignation des Cabinets stattfand; Lord Grey trat an Wellingtons Stelle. Es folgt nun die glänzende Periode der Reformbill — eine Periode, in welcher freilich der Herzog nicht glänzte. Doch hatte sie für ihn das Gute, daß der Reformkampf ihn mit den abtrünnigen Tories aussöhnte. Man kann wol behaupten, daß mit dem Durchgehen der Reformbill die politische Laufbahn Wellingtons ihr Ende erreichte. Wenn er gleich später fortwährend ein warmer Anhänger der conservativen Partei blieb, so bewarb er sich doch nie wieder um die Premierschaft. Uebrigens kehrte mit dem Siege der Reformbill auch die alte Popularität des Herzogs wieder.

Die letzte bedeutende Rede des alten Helden im Oberhause war die, in welcher er (Session von 1852) das Benehmen Sir Harry Smiths im Kaffernkriege mit dem größten Nachdruck in Schutz nahm.

Wiewol der Herzog hochbejahrt war, so kam die Nachricht seines Todes doch unerwartet. Als er sich nach Walmer Castle begab, schien er des besten körperlichen und geistigen Wolseins zu genießen. Dem Verstorbenen folgt in der Pierswürde sein Sohn Arthur, Marquis v. Douro, geboren 1807. Er ist Oberst im englischen Heer und seit 1839 mit einer Tochter des Marquis v. Tweeddale vermählt.

Tabletten.

*** Während seiner Anwesenheit in Wien fuhr der Prinz Maximilian von Hannover am St. Karl Borromäustage (1698) durch eine der Straßen und wollte eben in eine andere einlenken, als ihm drei Carossen des päpstlichen Nuntius entgegenkamen. Die erste war rasch an ihm vorüber und der Kutscher im Begriff zwischen ihr und der folgenden durchzufahren, als einer von den Läufern des Gesandten Sr. Heiligkeit Maximilians Pferden in die Zügel fiel, um sie aufzuhalten, bis die beiden andern Wagen ihren Weg fortgesetzt haben würden. Des Prinzen Lakai erzürnte sich über diese Gewaltmaßregel so stark, daß er jenen mit seinem hanischen Rohr zwang, die ungeduldigen Rosse freizulassen, die nun ihre Straße weiter verfolgten. Noch am nämlichen Tag fertigte Maximilian einen der Leute seines Gefolges mit einer Entschuldigung und dem Anerbieten an den Nuntius ab, ihm seinen Kutscher als den Urheber des unangenehmen Ereignisses zur Bestrafung auszuliefern. Der hocherzürnte Geschäftsträger begnügte sich indeß damit nicht; er forderte auch den Lakai, der sich mit Schlägen an seinen Leuten versündigt habe. Darein willigte jedoch der Prinz nicht; er behauptete vielmehr, jener habe ganz recht daran gethan, und ein Diener, der es wage, eines Prinzen Pferde mit Gewalt anzuhalten, verdiene keinen besseren Lohn. Der Nuntius beschwerte sich nunmehr beim Kaiser und erklärte, wenn ihm keine Satisfaction würde, die Sache Sr. Heiligkeit vorzutragen. Auf Ersuchen Josefs I. mischte sich der Gesandte Spaniens ein und vermittelte einen Vergleich, in Folge dessen Maximilian seine beiden betheiligten Diener als Gefangene in die Hauptwache lieferte und den Nuntius durch einen Ehrlmann davon in Kenntniß setzte mit dem Ersuchen, sie zu strafen. Der Stellvertreter des Papstes erwiderte das Anerbieten Sr. Durchlaucht nicht nur durch ein artiges Compliment und die Bitte, die Verhafteten sofort frei zu lassen, da er sich jetzt zufriedengestellt fühle, sondern zeigte sich auch bereit, dem Prinzen den Diener zur Bestrafung oder Abbitte zu schicken, welcher die schuldige Ehrerbietung gegen ihn außer Augen gesetzt habe. Damit war ein Zwist, der leicht verderbliche Folgen nach sich ziehen konnte, geschlichtet. 54.

*** Am 11. September fand in Tours die feierliche Enthüllung des Standbildes von Descartes unter den üblichen Feierlichkeiten statt. Das Standbild ist ein Werk des Grafen von Nieuwerkerke, des Directors der Pariser Musen, und wird sehr gepriesen.

*** Wie man vernimmt, hat sich die Gräfin v. Bocarmé mit dem Rentner Van Durne aus Saint Josse-ten-Noode verlobt. Die Heirathsankündigung ist schon dieser Tage ausgehängt worden. Die Hochzeit soll auf Schloß Bury stattfinden.

Frankfurt, den 18. September.

Kunstnachricht.

Von großem Interesse dürfte Freunden und Sammlern alter Holzschnitte und Kupfer die Nachricht sein, daß Herr Karl Kappes, ein blesser Kupferstecher, Albrecht Dürers seltenes Blättchen, den „kleinen Hieronymus" mit solcher Täuschung radirt hat, daß selbst Kunstkenner die Copie vom Original, das bekanntlich ein Holzschnitt ist, kaum unterscheiden können. Der blesse Kunsthändler G. L. Kohtbacher hat die Platte an sich gebracht und wir bemerken nur noch, daß Herr Kappes schon früher Dürers „Degenknopf" gleichfalls mit großer Geschicklichkeit radirt hat. ⊙

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 20. September. Wie man Häuser baut, Zeitgemälde in vier Acten, mit freier Benutzung einer historischen Anekdote, von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Vorher: Ein alter Musikant, Schauspiel in einem Act von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 226. Dienstag, 21. September **1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

Renate schaute die Redende einige Zeit mitleidig aus ihren blauen Augen an, gleich als ob sie es bereue, diese Frage gethan zu haben... dann aber sagte sie, in ihrer Beschäftigung fortfahrend: Heute Morgen sind auch wieder französische Reiter ins Kirchdorf eingerückt. Ich saß grade auf dem Fichtenberg, als sie auf der Landstraße mit lustigem Trompetenklang dahergezogen kamen. — Bei diesen Worten fuhr die Frau Tanner plötzlich auf und fragte mit freudiger Hast: Wie war die Uniform des Regiments, liebe Renate? — Nun, da sieht man doch gleich, daß Sie den Franzosen nicht so böse sind wie der Vater! rief das Mädchen lachend. Ich weiß es wirklich nicht genau mehr... war die Uniform grün oder blau... aber Rot war dabei... Rot und Gold... o das funkelte prächtig in der Sonne!

Kaum hatte Renate dies gesagt, als sich jene in seltsamer Aufregung erhob und unruhig umherblickend sich zum Weggehen anschickte. — Wie? Sie wollen mich schon verlassen? fragte das Mädchen verwundert, als es die Absicht der Frau Tanner gewahrte. Vor dem Vater brauchen Sie keine Furcht zu haben, der kommt vor einer Stunde gewiß nicht aus dem Forst zurück. — Es ist morgen Sonntag, liebe Renate, erwiderte die letztere, und da hab' ich noch manche Kleinigkeiten in meinem Stübchen zu ordnen. — Dann müssen Sie mir aber fest versprechen, morgen Nachmittag recht früh wieder zu kommen, liebe Frau Tanner, sagte Renate, indem sie Kranz und Blumen bei Seite legte und der Scheidenden die Hand reichte. Der Vater geht morgen schon bei Zeiten fort und da können wir mit rechter Ruhe die Immortellenbuchstaben und die Kränze und Guirlanden im Gartenzimmer über dem Sofa befestigen.

Die Frau Tanner schloß das Mädchen schweigend mit tiefer Bewegung in die Arme und eilte raschen Schrittes auf dem schmalen Waldpfade dahin, der zu ihrem Wohnort führte. Renate blickte ihr einige Zeit nach, legte darauf Zweige und Blumen und Kränze sorgfältig in einen großen Korb und trug denselben in eine abgelegene kühle Laube des Gartens, welche selten jemand zu betreten pflegte, am wenigsten ihr Pflegevater. Dann ging sie, von ihrem Neh begleitet, zum Brunnen, füllte die Gießkanne und besprengte ihre Blumen, die im Schatten eines weitästigen Apfelbaums auf das herrlichste blüten und dufteten. Als dies geschehen war, eilte sie in das stille, weinumrankte Haus, um dem Vater das Abendbrod zu bereiten.

Einige Zeit herrschte tiefe Stille rings um das kleine Jägerhaus. Die Sonne neigte sich den Häuptern der westlichen Berge zu, die Schatten der hohen Buchen dehnten sich weit und weiter über das Thal hin, und die Stimmen der Vögel, die in heißer Mittagssonnenglut verstummt waren, klangen fröhlich wieder durch die Waldesruhe. Da ertönte plötzlich Hufschlag in der Ferne und bald darauf wurden zwei Reiter auf dem Fahrwege sichtbar, der in einem großen Bogen in der Thalwindung fortlaufend zum benachbarten Kirchdorf führte. Der eine derselben war ein kräftiger, blühender, junger Mann mit lichtbraunem lockigen Haar und trug die Uniform eines französischen Dragonero offiziers; den andern hätte man seiner eingefallenen Züge und seiner bleichen Gesichtsfarbe wegen, welche durch das pechschwarze glänzende Haupt- und Barthaar noch mehr hervorgehoben wurde, für bedeutend älter gehalten, obgleich er in Wahrheit nur wenige Jahre mehr zählte als sein Begleiter. Trotz seiner einfachen dunkeln Civilkleidung faß man es ihm auf den ersten Blick an, daß auch er dem Kriegerstand angehört.

Als die beiden Reiter um die Waldeck bogen, von wo man das Jägerhaus zuerst gewahrte, rief der Offizier mit einer Betonung, welche den Deutschen im Elsaß eigen ist, hocherfreut aus: Das muß Hohentann sein! Die Beschreibung, welche und der Pfarrer davon gemacht, paßt auf das genaueste. Dort ist der Berg mit den hohen Buchen und Fichten, dort die Waldwiese und der Blumengarten mit den beiden Linden. Es ist wirklich ein zauberhaft friedliches Thal! — Es freut mich, daß wir das Nest so bald gefunden haben, versetzte der andere mit gleichgültigem Ton in einem Deutsch, das jeder Dialekteigenthümlichkeit entbehrte. Ich begreife nur nicht, wie Sie an dergleichen Ermitlagen Gefallen finden können, lieber Bernard! Wär's im Kirchdorf nicht ebenso langweilig als hier in diesen verwünschten todtenstillen Gebirgsklüften, ich würde Sie nicht begleitet haben! — Was den Aufenthalt im Dorf drüben betrifft, so stimme ich Ihnen vollkommen bei, lieber Doctor, entgegnete der Offizier. Die Aussicht, vielleicht mehre Wochen dort bleiben zu müssen ist wahrlich nicht erfreulich. Lieber im ärgsten Schlachtgetümmel, als so monden- und jahrelang im ewigen Einerlei des Dienstes hinzubringen und nichts zu sehen als die finstern Mienen derer, welche genöthigt sind, eine gezwungene Gastfreundschaft gegen uns zu üben! Gegen dies Gefühl hat eine längere Gewohnheit Sie bereits abgestumpft .. ich aber empfinde das Peinliche einer solchen Lage heute noch eben so stark, als da ich zum erstenmal auf Deutschlands Boden stand. Darum scheinen mir diese „verwünschten todtenstillen Gebirgsklüfte" auch wie ein Paradies, weil ich dieselben nicht als Feind, als französischer Unterthan und Offizier, sondern als Mensch und Freund betrete. — Nun jeder nach seinem Geschmack! rief Wolfenstein, das war der Name des Aeltern, der als Wundarzt bei demselben Regiment stand, in welchem der Jüngere als Offizier diente. Ich muß sagen, daß mir ein romantisches Liebesabenteuer à l'espagnole oder à l'italienne zehnmal mehr Spaß machen würde als dieser Ritt zu einem alten griesgrämigen Förster. Was wollen Sie denn nur eigentlich bei dem Menschen, lieber Leutnant? — Ich suche den Förster Reinold im Auftrag

meines Oheims auf, der ein Jugendfreund desselben ist und mir mehre Briefe und Empfehlungsschreiben an ihn mitgegeben hat, antwortete Bernard. — Das läßt sich allerdings hören, versetzte der Arzt. Nur möcht' ich Ihnen raten, sich nicht allzu großen Erwartungen hinzugeben — der Alte soll ein verdammt mürrischer Kauz sein, der selbst seine besten Bekannten und Nachbarn mißhandelt. Sie haben ja selbst gehört, was der Pfarrer uns von ihm erzählte. — Hoffentlich wird die Erinnerung an die alte Liebe zu meinem Oheim sein finsteres Wesen in so weit mildern, daß er mir wenigstens ein paar freundliche Worte schenkt, erwiderte der Offizier. In Feindes Land thut selbst ein liebevoller Blick dem Herzen unendlich wol. — Diese deutschen Bären — uns beide rechne ich zur großen Nation, lieber Bernard — sind wahrhaftig unausstehlich! rief Wolfenstein lachend. Es kostet mich jedesmal Ueberwindung, mich mit einem solchen Grobian in ein Gespräch einzulassen. Als ihr Freund will ich Ihnen jedoch gern bei der Attaque auf den alten Griesgram behülflich sein — ich habe mir in den deutschen Landen einige Routine darin erworben. — Nun, ich denke, hier werd' ich schon allein fertig werden! entgegnete jener lächelnd. Bei minder freundschaftlichen Attaquen soll mir Ihre Hülfe indessen stets willkommen sein, lieber Doctor!

Während dieses Gesprächs waren sie bei dem Jägerhause angelangt. Sie sprangen von den Pferden und banden sie unweit der Gartenpforte an einen Baum. Der Arzt setzte sich auf den Stamm einer kürzlich gefällten Buche und rief seinem dem Hause zueilenden Begleiter nach: Machen Sie's für heute kurz! In einer Stunde muß ich wieder im Lazaret sein und die Kranken des Regiments inspiciren!

Als Bernard das Haus fast erreicht hatte, öffnete sich die Thür und der Waldwärter Konrad trat heraus, der bei dem Anblick des französischen Offiziers stutzte und einige Worte in den Bart murmelte. Der erstere grüßte den Greis auf das freundlichste und fragte mit sanftem Ton: Könnt Ihr mir sagen, guter Freund, ob ich den Förster Reinold zu Hause finde? Der Waldwärter maß den Offizier mit erstaunten Blicken und erwiderte mürrisch: Der Herr Förster ist draußen im Revier und kommt vor Sonnenuntergang nicht heim. — Werd' ich ihn dann morgen Vormittag sprechen können? fragte jener weiter. — Weiß es nicht bestimmt zu sagen, entgegnete Konrad, aber hier kommt die Pflegetochter meines Herrn, fügte er, auf Renate deutend, welche in der Hausthür erschien; die wird Ihnen am besten Auskunft darüber geben. — Mit diesen Worten trat er in den Garten und machte sich hier und da mit den Obstbäumen und Blumen etwas zu schaffen, indem er leise vor sich hin murmelte: Will doch in der Nähe bleiben ... der ist nicht des Herrn Försters wegen gekommen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Orden der Ehrenlegion

von seiner Entstehung bis jetzt.

Aus dem Dresdener Journal.

Unter allen politischen Schöpfungen des Kaisers Napoleon hat der Orden der Ehrenlegion das Eigenthümliche, daß keine anfänglich mehr Widersacher, keine im Verlauf der Zeiten mehr warme Vertheidiger hatte, als grade diese. Sie entsprach am meisten dem französischen Nationalcharakter, welcher sich bei der ersten französischen Revolution am weitesten verirrt hatte. Die Männer der Revolution von 1789 schütteten das Kind mit dem Bade aus: während sie die alten Orden aufhoben, schufen sie keine neue Einrichtung, wodurch dem wahren Verdienst jedes Berufs und jedes Standes ohne Unterschied eine Auszeichnung ehrender Anerkennung als Ziel seiner Bestrebungen in Aussicht gestellt worden wäre. Diesen Fehler, um so größer, je mehr er mit dem französischen Wesen im Widerspruch stand, hatte der Consul Bonaparte sehr bald Gelegenheit zu erkennen. Nach der Revolution am 18. Brumaire umgab sich der erste Consul mit einem kleinen Hofstaat und empfing an bestimmten Tagen mit Madame Bonaparte Diplomaten und ausgezeichnete Fremde. Die Ordenskreuze, Sterne und Bänder, welche ihre Brust zierten, hatten durch die Revolution ihre Bedeutung und ihren mächtigen Einfluß nicht verloren, und es konnte dem ersten Consul nicht entgehen, daß manche Franzosen, und nicht die schlechtesten, mit Neid auf sie hinblickten. So begann in ihm der Gedanke zu keimen und wurde nach und nach zum festen Entschluß, einen Orden zu gründen, der hinter keinem der in Europa bestehenden zurückbleiben sollte.

Schon vorher unter dem Convent hatte sich die Republik der Pflicht der Dankbarkeit nicht ganz entziehen können und für ausgezeichnete Handlungen Nationalbelohnungen, unter diesen auch Ehrenwaffen, bewilligt. Nach dem 87. Artikel der Consularverfassung vom 13. Decembre 1799 (constitution de l'an VIII) sollten von der Regierung den Kriegern, welche im Kampf für die Republik hervorragende Dienste geleistet hätten, Nationalbelohnungen zuerkannt werden. Durch Consularbeschluß vom 25. Decembr 1799 war dies näher bestimmt worden: die Gemeinen sollten Ehrenflinten, Reiter Ehrenkarabiner, Tambours mit Silber beschlagene Trommelschlägel, Trompeter silberne Trompeten, Artilleristen eine auf die Uniform in Gold gestickte Granate, alles mit Erhöhung des Soldes erhalten, ebenso Offiziere und Soldaten, die sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hätten, mit Ehrensäbeln und Ehrenpistolen nebst doppeltem Sold bedacht werden. Diese Art von Auszeichnung war aber nicht im Sinn der meisten Generale und wurde von ihnen lächerlich gemacht. Noch lebhafter äußerte sich der Geist des Widerspruchs unter den Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, welche, gänzlich ohne Berücksichtigung geblieben, sich zurückgesetzt fühlten. Der erste Consul verkannte nicht die Begründung dieser Beschwerden und ließ nun den Plan zu der Einrichtung ausarbeiten, welche den Zweck hatte, Ehrenmänner für ausgezeichnete, sowol im Krieg wie im Frieden, mit dem Schwert oder durch Kunst und Wissenschaft geleistete Dienste von Staatswegen zu belohnen und einen Orden zu gründen, der ebensowol die Ritter der Schlachten als die Ritter des Geistes in sich aufnähme. Selbst ein Ritterorden dieser Art mußte inmitten zwar nicht demokratischer, aber immerhin noch republikanischer Staatseinrichtungen auf Hindernisse stoßen und, ungerechnet alles dessen, mindestens das Schicksal alles Neuen theilen. Indessen reifte der Plan unter dem Einfluß des Napoleonischen Genies und der gesellschaftlichen Gaben der allbeliebten Josephine und nach Verlauf von mehr als zwei Jahren (am 14. Floréal des Jahres X., 4. Mai 1802) wurde der Gesetzentwurf zum erstenmal unter dem Vorsitz des Consuln, Bonaparte an der Spitze, im Staatsrat zur Beratung gebracht. Vierzehn Staatsräte stimmten gegen und zehn für Vertagung; der Gesetzentwurf war somit vom Staatsrat genehmigt und schon am nächsten Tag dem Gesetzgebungskörper vorgelegt. Lucian Bonaparte* hatte hier als Berichterstatter einen lebhaften Kampf zu bestehen und geriet dabei den Gegnern gegenüber in beispiellose Hitze.

* A la vivacité qu'il mit à défendre cette loi, il devint trop évident qu'il défendait une idée de famille. (Thiers, histoire du Consulat.)

Dessenungeachtet wurde der Entwurf mit 56 gegen 38 Stimmen angenommen. Im Tribunal endlich stimmen 168 gegen, 110 Stimmen dafür. Dieser Widerstand in Versammlungen, die kurz vorher von der Widerstandspartei gesäubert worden waren, fiel selbst dem ersten Consul auf. Wir hätten warten sollen, sagte er, aber wir hatten Recht und wenn man Recht hat, muß man etwas wagen. Frankreich hat große Erfolge von dieser Schöpfung zu erwarten, vorausgesetzt, daß meine Nachfolger sie nicht verwässern.

Nach dem ersten Gesetz unter dem Consulat sollte die Ehrenlegion alle Arten ausgezeichneten Verdienstes im Krieg und im Frieden belohnen und zunächst alle Krieger aufnehmen, die Ehrenwaffen bereits erhalten hätten, sowie alle Bürger, die durch ihr Wissen, ihre Geschicklichkeit oder ihre Tugend zur Gründung oder Vertheidigung des republikanischen Princips beigetragen hatten. Die Mitglieder werden auf Lebenszeit ernannt. An der Spitze des Ganzen steht ein großer Verwaltungsrat, welcher die Aufnahme der Mitglieder beschließt. Die Legion besteht aus sechzehn Cohorten, jede Cohorte hat einen Obern. Jede Cohorte hat ein Einkommen von mindestens 100,000 und höchstens 600,000 Franken und ist in dieser Beziehung auf eine Nationaldomäne angewiesen. Sie sollte höchstens 350 Legionäre, 30 Offiziere, 20 Commandeure und 7 Großoffiziere haben, im ganzen die Legion 6512 Mitglieder. Der Großverwaltungsrat bestand aus den drei Consuln Bonaparte, Cambacérès, Lebrun, außerdem aus Josef, Louis und Lucian Bonaparte, Kellermann, Lacépède und Dejean; die sechzehn Cohortenobern waren: Berthier, Mortier, Bessières, Soult, Lefèvre, Davoust, Ney, Bernadotte, Lannes, Decrès, Moncey, Murat, Brune, Masséna, Augereau und Jourdan.

(Schluß folgt.)

Der arme Mann im Tockenburg.

Aus dem Hamburger Correspondenten.

(Schluß.)

Was den Ausfall Bräkers in der citirten Stelle gegen die Verfasser christlicher Erbauungsschriften betrifft, so verdient doch bemerkt zu werden, daß Bräker in einer Periode seines Lebens selbst einmal der Frömmigkeit zuneigte, die Versammlung „etlicher Heiligen und Frommen" besuchte und beabsichtigte, gleich den Herrnhutern und Inspirirten in der weiten Welt herumzuziehen und Buße zu predigen. Später gesteht er, er sei damals ein unerträglicher Mensch gewesen, der alle andern Menschen um sich her für bös und sich selber allein für gut gehalten und sich über jede schuldlose Freude des Lebens Scrupel gemacht, dabei aber voll schnöder Lust und tausend abenteuerlicher Begierden gesteckt habe rc. Dieses Selbstgeständniß beweist, daß Bräker, wie fast alle poetisch-fantastische Naturen, sich in allem möglichen versuchte, um davon wieder abzuspringen, daß er aber dabei jedenfalls ein sehr aufrichtiger Mensch war. Ueberhaupt ist eine in unserer Zeit, wo selbst der gemeine Mann etwas scheinen will, was er nicht ist, unerhörte Aufrichtigkeit (wie man sie auch sonst in vielen Selbstbiographien seiner Zeit, zum Beispiel in denen von Schubart, Brandes, Moritz rc. findet) für Bräker bezeichnend, namentlich in seiner Lebensbeschreibung, die den interessantesten Theil des Büchleins bildet.

Diese Aufrichtigkeit zeigt sich auch unter andern in seiner Kindheitsgeschichte, in seiner Erzählung von seinem Liebesabenteuer mit Annchen, in seiner Heirathsaffaire rc. Das sind wahre Dorfgeschichten, voll unverbildeter und ungeschminkter Naturwahrheit, während uns unsere Salon-Dorfnovellistik immer nur ein Wölkchen vorführt, welches eben für die sogenannte bessere Gesellschaft oder die „Gesellschaft von gutem Ton" zugeschnitt und drapirt ist und sich meist nur als das Gegentheil von dem darstellt, was es in der Wirklichkeit ist. Was der „arme Mann aus dem Tockenburg" erzählt, läßt uns erkennen, daß in diesem Landvolk nicht sowol zarte Motive, als starke, selbst rohe Leidenschaften mächtig sind, daß in den Bergen eine ungetrübte idyllische Ruhe und Verträglichkeit nicht zu suchen sind da auch hier Unfriede, Neid und Uebervortheilungssucht ihre Wohnstätte haben. Nur erschienen uns diese und andere häßliche Eigenschaften der menschlichen Natur weniger abstoßend, weil sie frank und frei herausstreten und nicht die Maske erkünstelter Freundlichkeit, Humanität und heuchlerischer Artigkeit vorgenommen haben. Der Krieg der Gesellschaft spinnt sich fort bis in die fernsten Alpenschluchten, so weit nur der Mensch auf den Menschen stößt, aber es ist hier kein versteckter Krieg, sondern ein offener, und für die Schattenseiten entschädigen dann auch wieder viel mehr Lichtseiten als in der höheren und feineren Gesellschaft, in der die Lüge die Königin ist, der man zu huldigen pflegt. Wunderbar ist's, wie diese Naturmenschen doch im ganzen für die sie umgebende herrliche Natur so wenig Sinn haben und wie in Bräker dieser Sinn erst erwachte, nachdem er sich mit dem Lesen von Schriften beschäftigt hatte, deren Hauptelement die damalige englische Landschaftsmalerei bildet.

An unterhaltenden und für die damaligen Sittenzustände charakteristischen Partieen ist das Büchlein reich. Dahin gehören unter andern Bräkers Anwerbung durch einen preußischen Leutnant in Schaffhausen, dem er durch ein paar verrätherische Landsleute zugeführt wurde, und sein lustiges Leben mit diesem Offizier, einem gutmüthigen aber leichtsinnigen Polen, und noch andern fünf preußischen Werbeoffizieren, hier wie in Rottweil, im Gegensatz dazu aber das traurige Garnisonsleben in Berlin, wo er zu seiner Ueberraschung (da er sich für den Diener des Leutnants Makoni hielt) in die preußische Uniform gesteckt wurde, und seine Desertion während der Schlacht bei Lowoßz, wie die Beschreibung dieser Schlacht. Berlin als Stadt gefiel ihm beim ersten Anblick ganz außerordentlich. Als er einmarschirte, dachte er: „Und nun, wie war ich herzlich froh, als wir endlich die große herrliche Stadt erreicht. Wir gingen zum Spandauer Thor ein, dann durch die melancholisch angenehme Lindenstraße und noch ein paar Gassen. Da, dacht' ich Einfaltspinsel, bringt man dich dein Lebtag nicht mehr weg, da wirst du dir dein Glück bauen, dann schickst du einen Kerl ins Tockenburg, der muß dir deine Eltern und Annchen zurückbringen, die werden die Augen aufpferren." Aber wie anders erschien ihm Berlin, als man ihn mit Gewalt in die Soldatensacke gesteckt hatte! Täglich sollte er mit einem Groschen „Tractirent" reichen! Ein alter Soldat tagte ihm, wie er's machen sollte: „Des Morgens für einen Dreier Fusel und e'n Stück Commisbrod. Mittags aus der Garküche für e'n andern Dreier Suppe und wiedre e'n Stück Commis. Des Abends für zwei Pfennig Covent oder Dünnbier und abermals Commis". Bräker rief hierauf vor Schrecken: „Aber das ist, beim Strebi, ein verdammtes Leben!" welchen Ausruf man sehr natürlich finden wird, worauf der alte Soldat bemerkte: „So kommt man, auf, und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen, denn er braucht noch viel andere Waare: Kreide, Puder, Schuhwichs, Oel, Schmirgel, Seife und was der hundert Siebensachen mehr sind." rc. Und nun die Behandlung! Auf dem Exerzirplatz täglich das „Fluchen und Karbatschen von prügelsüchtigen Junkerlein" mit anhören und ansehen zu müssen, der empörende Anblick des Spießruthenlaufens, das stundenlange Dastehen wie ein Pfahl, eingeschnürt in die Montur, Prügel für das geringste

Unthätchen an der Uniform oder dem Haarputz — kein Wunder, wenn der Fremdling bei der ersten besten Gelegenheit Reißaus nahm. Auf welchen Jammer und Elend der Einzelnen sind nicht oft die erhabenen und bewunderten Thaten Einzelner begründet und wie viele trübe Elemente hängen sich, wenn man näher zusieht, dem Glanz großer geschichtlicher Erscheinungen an!

Nach der Schweiz zurückgekehrt, erwartete Bräker kein glückliches Loos; sein Nennchen war ihm untreu geworden; sein spätes Liebchen, das er ehelichte; war zwar eine wackere Hausfrau, machte aber ihm, dem BüchERwurm und Träumer, doch manche Stunde heiß; mehre liebe Kinder starben ihm weg; er fing bald dieses, bald jenes an, machte Bankerott, kämpfte mit Sorgen aller Art, wußte oft nicht ein noch aus, aber er durfte doch frei seine innere Welt aufbauen, seinen Shakespeare lesen, seine Gedanken zu Papier bringen, und am Schluß seiner Tage sollte er noch einen Mücen und Freund finden in dem erst im Jahr 1844 zu St. Gallen verstorbenen Bankier Girtanner, der eine hülfreiche Stube seines Alters wurde und welchem Bräker in seinem Tagebuch manches innige Wort der Dankbarkeit widmete. Solche Wolthäter, deren Name uns überliefert ist, gab es in früherer Zeit überhaupt in größerer Zahl als jetzt, wo alles mehr Geschäftssache geworden ist. Interessant ist auch ein Besuch geschildert, den Bräker bei den literarischen Notabilitäten Zürichs machte. Wie wurde er enttäuscht! Er besuchte unter anderm auch den „großen" Lavater, den er hoch verehrte, der aber keinen sehr günstigen Eindruck auf ihn machte, wie sich aus den Worten des Tagebuches erkennen läßt: „Ich schätze den großen Mann noch jetzt hoch; aber doch habe ich mich vorher ein bischen verrechnet. Ich fand nicht, was ich erwartet hatte, und es sind eben nur lauter Menschen in der Welt; man sucht vergebens Engel." Natürert Geßner erschien ihm als „ein kleines Männchen, wenn ich ihn nicht aus seinen Idyllen gekannt hätte, so hätte ich ihn nicht dafür angesehen." Dr. Hirzel hatte ein Stübchen voll junger Herren bei sich, die ihn „durch und durch guckten und mehr fragten, als er beantworten konnte." Da nahm Bräker Reißaus. „Ich habe nun der Männer genug gesehen," sagt er, „Adieu." Ein Titelkupfer von L. Richter schmückt das Buch — sehr bübsch, sehr moderu, aber zu geleckt und sentimental für ein Buch von diesem Gepräge. Ein solches Bild würde eher für eine Auerbach'sche Dorfnovelle passen. Die ehrlichen Kupfer von einem Schüler Chodowiecki's, womit die alte Ausgabe der Bräker'schen Schriften ausgestattet war, mögen gewiß viel charakteristischer und der Art und Weise des Mannes entsprechender gewesen sein.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Heinrich Marschner, der zweiundzwanzig Jahre lang die Kapelle in Hannover lenkte, der Tondichter des „Vampyr" und des „Templers", hat sich dort gezwungen gesehen, seine Entlassung einzureichen in Folge von Conflicten mit einem neuernannten Chef der Kapelle, einem jungen Gardehauptmann, Grafen v. Platen. — Heinrich König hat soeben * ein Buch voll reizender Schilderungen und anmuthiger Details herausgegeben: „Auch eine Jugend." Das Werk enthält die Selbstbiographie des Schriftstellers, bis zu dessen einundzwanzigstem Jahr hinausgeführt.

* Leipzig, bei Brockhaus.

Auf der Berliner Hofbühne ist ein neues Lustspiel von Bauernfeld: „In Versailles", zur Aufführung angesetzt.

Das Pariser Museum, welches bereits so treffliche Sammlungen von Kunstschätzen aller Art besitzt, dürfte bald sämmtliche ähnliche europäische Museen übertreffen, sowol in Folge der von Mariette zu Memphis neuerdings gemachten Entdeckungen, als auch durch die Erwerbung der reichen Sammlung von Clot-Bey, dem gelehrten französischen Arzt, der während seines Aufenthalts in Aegypten stets auf das wissenschaftliche Interesse seines Vaterlandes bedacht war und der jetzt wieder der Regierung, indem er ihr unter äußerst vortheilhaften Bedingungen seine Kunstschätze überlassen, einen Beweis seines Eifers gegeben hat. Diese Sammlung, welche soeben im Louvre angelangt ist und nächstens ausgestellt werden soll, besteht aus einer bewundernswürdigen Reihe von Bronzen, Elfenbein- und Holzschnitzereien, sehr merkwürdigen und gut erhaltenen Stoffen, Werkzeugen und Geräthschaften aller Art, musikalischen Instrumenten, über tausend Götterbildern, Papyrusbüttern, Mumien, Basaltsarkophagen ꝛc. Einige dieser Monumente reichen bis zu den ältesten Dynastien Aegyptens hinauf.

Die vorzüglichsten ägyptischen, griechischen und römischen Statuen des Museums im Louvre werden jetzt abgeformt, um im Krystallpalaste bei Sydenham, der zum großen Theil in eine Ausstellungshalle plastischer Kunstwerke verwandelt werden soll, aufgestellt zu werden. Im vorigen Jahr machte die französische Regierung bei der Verwaltung des British-Museum den Antrag, einige der dortigen plastischen Kunstwerke abformen lassen zu dürfen, und mußte sich mit einer abschlägigen Antwort in bester Form begnügen. Die Verwaltung des Pariser Museums handelt kosmopolitischer. Dieses Beispiel wird die Administration des Londoner Museums wol eines Besseren belehren.

Tabletten.

*** Die Schwierigkeiten, welche sich in diesem Sommer bei den Reparaturarbeiten an dem im vorigen Jahr in Berlin gelegten unterirdischen Telegraphen in Betreff des Herausfindens der schadhaften Stellen herausstellten, haben zu der Erfindung sogenannter Probierkasten geführt, welche überhaupt für den unterirdischen Telegraphen von der größten Zweckmäßigkeit zu sein scheinen. Die Verrichtung besteht aus einem etwa drei Fuß über der Erde sich erhebenden Eisenkasten, in welchem sich Verlängerungen der Telegraphendrähte befinden. An den Spitzen dieser Verlängerungen sind Schrauben zum Aufsetzen einer Batterie angebracht, um die Brauchbarkeit der Drähte auf der Strecke von einem Probierkasten bis zu dem zunächst stehenden prüfen zu können. Die Probierkasten sind in der Borsig'schen Eisengießerei gegossen, und es sind gegenwärtig bereits zwölf solcher Kasten zur Prüfung der Telegraphendrähte zwischen dem königlichen Postgebäude und den Ministerien angebracht.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 21. September. Magnetische Kuren, Lustspiel in vier Akten von Hackländer. — Hierauf: Wer ist mit, Posse in einem Akt.

Mittwoch, den 22. September. (Erste Gastdarstellung der Fräulein S. Cruvelli.) Der Barbier von Sevilla, komische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Rossini. Rosine: Fräulein Cruvelli.
(Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 227. Mittwoch. **22. September 1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Sieben.

(Fortsetzung.)

Die plötzliche Erscheinung Renatens, welche den Offizier zwar mit einigem Erstaunen, aber doch mit der größten Unbefangenheit begrüßte, mußte wol einen tiefen Eindruck auf den letztern machen, denn er stand einige Secunden sprachlos da, ganz versunken in den Anblick des lieblichen Wesens, dessen Stimme ihm wie ein Engelsgruß entgegentönte. Der Herr Förster wird erst heute Abend spät aus dem Walde heimkehren? fragte er endlich, daß Mädchen mit freudiger Bewegung bejahend. — In einer Stunde längstens erwart' ich den Vater, antwortete Renate, indem sie den vor ihr stehenden Reiter mit wenigerer Verwunderung betrachtete. — O dann werd' ich hier bis zu seiner Ankunft verweilen, entgegnete Bernard und wandte sich, um seinen Begleiter seine Absicht mitzutheilen. Der aber hatte sich bereits bei dem ersten Ton von Renatens Stimme von seinem Sitz erhoben und sich dem Hause genähert. Auch er schien von dem Anblick des Mädchens ganz begeistert zu sein, denn seine sonst so regungslosen kalten Mienen, die sich nur dann und wann zu einem höflichen Lächeln verzogen, hatten plötzlich ein eigenthümliches Leben gewonnen. — Ich bin gewiß, Sie ablem zurückreisen zu lassen, lieber Freund, sagte der Offizier jetzt zu dem herantretenden Arzt, der Renate mit leichtfertigem, vertraulichen Ton begrüßte und sie mit flammenden Augen betrachtete. Da der Herr Förster noch innerhalb dieser Stunde kommt, so will ich ihn hier erwarten, zumal da ich nicht weiß, ob der Dienst mir morgen vergönnen wird, meinen Besuch zu wiederholen. — Kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie in so schöner Gesellschaft Stunden im Warten machen wollen, lieber Leutnant, versetzte Wolfenstein mit bedeutsamem Lachen. Wenn ich nicht so gewissenhaft in der Erfüllung meiner Pflichten wäre, so würd' ich hier ebenfalls der Romantik nachjagen!

Bernard fühlte sich durch diese Worte unangenehm berührt, ohne daß er sich zu sagen vermochte, weshalb, und sann auf eine passende Erwiderung; Renate aber blickte jenen mit ihren klaren Augen fast verwundert an, gleich als ob sie fragen wolle, was er doch mit seiner seltsamen Rede meine. Der Arzt schnitt indessen alle fernern Erörterungen dadurch ab, daß er dem Mädchen mit derselben leichtfertigen, vertraulichen Ton einen vergnügten Abend wünschte, dem Offizier ein kurzes: „Auf Wiedersehn!" zurief, sein Pferd bestieg und davonjagte. Der letztere bat darauf den in der Nähe des Hauses herumhantierenden Konrad, der ihm dann und wann einen argwöhnischen, finsteren Blick zuwarf, seinem Pferde etwas Heu zu geben, er wolle ihm seinen Dienst reichlich lohnen. Der Waldwärter erfüllte diesen Wunsch zwar auf der Stelle, brummte aber im Fortgehen: Möchte die Herren Offiziere schlecht kennen, wenn der nicht Böses im Schilde führt! Er will mich durchaus los sein . . . ich weiß aber, was ich zu thun habe!

Bernard erzählte nun der gespannt horchenden Renate, daß er von seinem Oheim, der ein Landsmann ihres Pflegevaters sei, hierher gesendet worden, um diesem einige Briefe zu überreichen. In einigen Wochen gedenke sein Oheim selbst nachzukommen und seinen alten Jugendfreund zu begrüßen. — O das ist herrlich! jubelte Renate. Das wird dem Vater eine ganz unaussprechliche Freude machen. Wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, schwieg sie darauf eine Weile und fragte dann mit erwartungsvollem Ton: Nicht war, Sie gehören zu dem Reiterregiment, welches heute Morgen in das Kirchdorf einzieht ist?— So ist es, entgegnete der Offizier. Wahrscheinlich werden wir mehre Wochen in der diesigen Gegend bleiben. — Wollen Sie mir dann einen großen Gefallen erweisen? fragte Renate zögernd. — Gern, liebes Mädchen, antwortete Bernard, indem er auf der Bank unter den linden Platz nahm. Und worin besteht derselbe? — Daß Sie dem Vater Ihre Briefe erst übermorgen zu seinem Geburtstag einhändigen, erwiderte Renate schnell. Die Ueberraschung würde doppelt groß für ihn sein. — Nun, wenn ihm meine Erscheinung und meine Briefe wirklich Freude machen können, so will ich mit Vergnügen Ihren Wunsch erfüllen, versetzte jener lächelnd. — O Sie glauben nicht, wie froh der Vater war, als er im vorigen Sommer Besuch von zwei Landsleuten hatte, sagte sie. Sonst ist er immer düster und in sich gekehrt, aber in den Tagen war er wie verwandelt . . . seine Augen leuchteten recht von stillem Entzücken. Wie ist, als ich schon seine freudige Miene, mit welcher er Sie anschauen wird, wenn er hört, wer Sie sind. — Mein Oheim wird aber erst in einigen Wochen hier eintreffen, warf jener ein, und der ist denn doch die Hauptperson! — Sie hätten gar nicht gelegener kommen können, fuhr das Mädchen mit steigender Lebhaftigkeit fort, ohne diese Worte zu beachten. Sie sollen übermorgen auch ein Geburtstagsgeschenk für den Vater vorstellen! Ich habe allerlei Sachen für ihn gearbeitet und gestrickt: einen großen Shawl und ein Paar warme Handschuhe für den Winter, ein Pulverhorn und eine Jagdtasche. Da legen wir nun Ihre Briefe in die Mitte des Tisches unter einen schönen Blumenkranz und ringsumher die andern Geschenke. Sie selbst stellen sich hinter die spanische Wand am Ofen, und wenn der Vater alles betrachtet hat, kommen Sie plötzlich zum Vorschein und gratulieren ihm zum Geburtstag. O, das soll eine allerliebste Ueberraschung für ihn werden! — Machen Sie mit mir, was Ihnen gut dünkt, erwiderte Bernard lächelnd; ich gebe mich ganz in Ihre Hände.

Renate war schon im Begriff, ihre Kränze und Gottsanden aus der Laube herbeizuholen, um sie dem letztern zu zeigen, als sie plötzlich nachdenklich stehen blieb und Bernard zögernd fragte: Sie sind Offizier im französischen Heere . . . nicht wahr?

— Allerdings, entgegnete jener mit einiger Verwunderung über diese Frage. Warum befremdet Sie das, liebes Mädchen? — Renate schwieg eine Weile, gleich als ob sie sich fürchte, das was ihr Herz bekümmerte zu entdecken; dann sagte sie, die klaren Augen bittend zu dem Offizier aufschlagend: Wenn Sie mir dann einen recht großen Gefallen erzeigen wollen, so kommen Sie übermorgen nicht in Uniform hierher; nehmen Sie mir meine thörichte Bitte nur nicht übel... aber der Vater hat eine gewisse Abneigung gegen die französischen Offiziere.

Es war, als ob diese Worte den jungen Mann aufs schmerzlichste berührten, denn seine eben noch so freudigen Züge nahmen einen fast finstern Ausdruck an, und sich von dem Mädchen abwendend, sprach er seufzend vor sich hin: Also auch in diesem einsamen Waldthale wohnt der unversöhnliche Haß gegen alles, was vom Westen kommt! — Hab' ich Sie gekränkt? rief das Mädchen mit trauriger Miene. Verzeihen Sie mir... ich wollte Ihnen ja nur den besten Empfang beim Vater bereiten! Ihr Herr Oheim kennt diesen sonderbaren Groll des Vaters gegen die französischen Offiziere ohne Zweifel und hat es gewiß nur vergessen, Sie davon in Kenntniß zu setzen. — Nun, der Groll ist so sonderbar nicht! rief jener mit bitterem Ton aus. Was sollte der fremde Krieger auch anders zu erwarten haben! Aber gleich als ob er seine unfreundlichen Worte bereue, fügte er mit sanfter Stimme hinzu: Ich führe einen vollständigen Jagdanzug mit mir; in dem werd' ich übermorgen erscheinen. Dann ist es, als gehört' ich ganz mit zum grünen Wald. — Diese Worte schienen Renate einen Stein vom Herzen zu nehmen. Sie schlug vor Freude in die Hände und rief mit strahlenden Augen: O, das ist ja ein rechtes Glück! Nun soll auch das ganze Haus aufs schönste mit Zweigen und Kränzen geschmückt werden, daß alles grün und eitel grün ist!

(Fortsetzung folgt.)

Der Orden der Ehrenlegion

von seiner Entstehung bis jetzt.

(Schluß.)

Nach der Ouverture des Consulats folgten die verschiedenen Acte des Kaiserreichs, und fast jeder hatte eine Veränderung oder Erweiterung des Ordens der Ehrenlegion im Gefolge. Bisher hatte die Legion keine Decoration gehabt; ein kaiserliches Decret setzte fest, daß die Decoration aus einem Stern mit fünf Doppelstrahlen, auf der einen Seite mit dem Kopf des Kaisers und der Umschrift: **Napoléon, Empereur des Français**, auf der andern mit dem französischen Adler und der schrift: **Honneur et Patrie**, bestehen und stets getragen werden solle. Ein zweites Decret stellte die Besoldungen fest: für den Legionär 250 Franken, Offizier 1000 Franken, Commandeur 2000 bis 4000 Franken, Großoffizier 4000 bis 8000 Franken. Kurz darauf, am 14. Juli 1804 (Jahrestag der Einnahme der Bastille), ordnete der Kaiser ein großes Fest an, um im Invalidendome die von ihm neugeschaffenen Ordenskreuze an die Legion mit großem Pomp zu vertheilen. Später fügte der Kaiser zu den Würden des Ordens noch Großkreuze, Großcordons, Großadler und Großwürdenträger des Reiches.

Nach der Schlacht bei Austerlitz (2. December 1805) gründete der Kaiser ein Waisenhaus für Töchter, Schwestern und Nichten gefallener Legionäre, wenn diese mindestens Offiziersrang erlangt hatten. Das Schloß Ecouen (früher Eigentum der Montmorency und Condé) wurde zu diesem Zweck eingeräumt. Im Jahre 1809 trat eine zweite Mädchenanstalt in Saint-Denis der ersteren an die Seite, in welche die Zöglinge gegen eine Pension von 1000 Franken, die auf die Hälfte ermäßigt werden konnte, eintraten. Endlich im Jahre 1810 errichtete der Kaiser noch fünf Waisenhäuser verwaister Töchter gefallener Soldaten, die den Orden der Ehrenlegion erhalten hat en, eins in Paris, rue Barbette, eins bei St. Germain, eins bei Fontainebleau, eins in der Abtei Pont-à-Mousson und eins auf dem Mont-Valérien bei Paris.

Die Restauration änderte wesentlich die Schöpfung Napoleons. Die alten Orden wurden wieder hergestellt und der des heiligen Ludwig hauptsächlich für Militärdienste ertheilt, so daß der Orden der Ehrenlegion mehr für Civildienste übrig blieb. Auf der Decoration trat an die Stelle des Kaisers Heinrich IV. und an die Stelle des französischen Adlers die Lilien Frankreichs. Das Schloß Ecouen wurde den Condés zurückgegeben und die Anstalt mit der von St. Denis vereinigt, die übrigen Anstalten aufgehoben und für die bisherigen Mitglieder der Legion die Geldbelohnungen festgesetzt: für den Legionär jährlich 150 Franken, Offiziere 1000 Franken, Commandeure 2000 Franken, Großoffiziere und höhere Würden 5000 Franken. Bis zum Jahr 1820 waren alle Gehalte der Legion sogar provisorisch auf die Hälfte herabgesetzt worden. Neuernannte Mitglieder erhielten gar keine Geldbelohnung mehr. Die Güter, aus deren Einnahmen die Einkünfte der Ehrenlegion genommen wurden, waren zum Theil in Folge abgetretener Departemente oder durch Rückfall an die früheren Besitzer für die Ehrenlegion verloren gegangen, so daß sie nunmehr aufs Budget genommen werden mußte.

Die Orleans'sche Monarchie war dem Orden günstiger. Ludwig XVIII. hatte die Legionäre, die der Kaiser während der hundert Tage ernannt hatte, nicht anerkannt; Ludwig Philipp gab ihnen das Ehrenkreuz zurück und stellte auch die Besoldung der Legionäre wieder so weit her, daß Soldaten und Unteroffiziere hinfüro nebst dem Ordenskreuz 250 Franken jährlich erhalten sollten. Die Orden der alten Monarchie wurden wieder abgeschafft und auf der Decoration der Ehrenlegion an die Stelle der Lilien Tricolorfahnen auf silbernem Grund gesetzt. König Ludwig Philipp traf diese Bestimmungen durch Verordnungen vom 13. und 25. August 1830 und es heißt in der zweiten: **Le côté du médaillon de la décoration de la Légion d'Honneur, qui devait seulement porter la devise: Honneur et Patrie la portera en exergue autour d'un fond d'argent avec deux drapeaux tricolores.** Die darauf folgende Republik änderte die Form der Decoration dahin ab, daß die Krone auf dem Kreuz verschwand und zu der Umschrift der dreifarbigen Fahnen noch die Worte traten: **République française**, auch das Bildniß Heinrichs IV. durch den Kopf Bonaparte's mit der Inschrift: **Bonaparte premier Consul, 19. Mai 1802**, verdrängt wurde.

Endlich hat der jetzige Präsident Ludwig Bonaparte durch Decret vom 31. Januar 1852 die Form des Ordens, wie sie der erste Consul gab, wiederhergestellt, ohne jedoch die früheren reichen Einkünfte zurückerstatten zu können. Jedoch ist damit wenigstens in dem Decret vom 22. Januar 1852 ein Anfang gemacht, wodurch die beweglichen und unbeweglichen Güter, welche Gegenstand der am 7. August 1830 durch den König Ludwig Philipp vererbneten Donation sind, confiscirt, und folgende Bestimmungen getroffen worden: Artikel 9. Der Ueberschuß der im Artikel 1 angeführten Güter wird mit der Dotation der Ehrenlegion vereinigt und das Einkommen davon zu folgenden Zwecken verwandt, wofür übrigens im Fall der Unzulänglichkeit die Hülfsquellen des Budgets herangezogen werden sollen. Artikel 10. Alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten

der Land- und Secarmee in wirklichem Dienst, die hinfüro im Orden der Ehrenlegion ernannt oder befördert werden, erhalten je nach ihrem Grad in der Legion folgende Jahrgehalt: die Legionäre 240 Franken, die Offiziere 500 Franken, die Commandeure 1000 Franken, die Großoffiziere 2000 Franken, die Großkreuze 3000 Franken. Artikel 11. Es wird zu Gunsten der Soldaten und Unteroffiziere der Land- und Secarmee, die noch näher zu bestimmende Bedingungen erfüllen, eine militärische Denkmünze errichtet, die zu einer lebenslänglichen Rente von 100 Franken berechtigt. — Ein fernerer Decret nimmt sämmtliche Freistellen in den Staatsgymnasien und Lyceen, etwas über tausend an der Zahl, ausschließlich für die Söhne verdienter Militärs und Civilpersonen in Beschlag. Der Kaiser Napoleon hatte 2400 solcher Freistellen ausschließlich zur Belohnung der dem Staate geleisteten Dienste bestimmt.

Indessen hat der Orden nicht blos durch seinen vermalen vorwiegend militärischen Charakter, sondern auch durch die große Menge seiner Mitglieder eine etwas veränderte Bedeutung angenommen. Zur Zeit des großen Kaiserreichs im Jahre 1805 war die Zahl der Legionäre auf 7250 beschränkt; sie beträgt gegenwärtig gegen sechzigtausend.

Zwei Schreiben.

(Schiller und Herzog Georg von Sachsen-Meiningen.)

Brückner theilt in seinen „Denkwürdigkeiten in Frankens Statistik und Geschichte“ ein Schreiben Schillers mit, worin dieser den Herzog von Meiningen um den Hofratstitel bittet. Es ist von Interesse zu sehen, wie in damaliger Zeit noch ein so hochstehender Geist, der der Stolz seiner Nation bereits war, eines leeren Titels benöthigt war, um den beschränkten Adelsvorurtheilen entgegenzukommen und seinem Namen, der ewig leben wird, durch einen höchst vergänglichen Zusatz in der Gesellschaft, deren Namen vergessen sind, die gehörige Folie zu geben.

Friedrich Schiller hatte im Monat December 1789 die Frau v. Lengenfeld um die Hand ihrer Tochter Charlotte gebeten und von ihr nach glücklicher Beseitigung mancherlei in Geburt und äußerlichen Verhältnissen liegender Bedenklichkeiten das Jawort erhalten. Von Seiten der chères mères war, das mußte sich Schiller gestehen, eine große Entsagung vollbracht, indem sie, in den damaligen Vorurtheilen ihres Standes erzogen und darin durch höfische Dienste befestigt, die Tochter einem zwar talentvollen, aber doch bürgerlichen, einem arbeitsmuthigen und schöpferischen, aber doch unbesoldeten und unbemittelten Mann zur Frau gab. Sie war nach ihrem Urtheil herabgestiegen; aber seinerseits kam auch Schiller, so wenig ethischen Werth er bisher in allen conventionellen Formen des Lebens finden konnte, ihr nach Kräften entgegen, um die Kluft des äußeren Lebens zu überbauen, eine Kluft, die für die Herzen nicht bestand. Sein Brief an den genialen Herzog Georg von Sachsen-Meiningen ist ein solcher Schritt. Dieser Brief sowie der des Herzogs Georg, sind Denkmale, welche der Darstellung und Würdigung des Lebens beider Geister nicht fehlen dürfen. Wir lassen sie (die Originalien liegen im Ministerialarchiv zu Meiningen) darum hier folgen.

Durchlauchtigster Herzog,
gnädigster Fürst und Herr.

Euere Herzogliche Durchlaucht haben mich durch Uebertragung einer Professur bei der Akademie in Jena (im Monat März 1789) zu der höchsten Dankbarkeit verpflichtet. Mein einziges Bestreben wird dahin gerichtet sein, das gnädigste Vertrauen, das Euere Durchlaucht in mich setzen, durch meinen Fleiß und meinen Eifer zu rechtfertigen. Aber ehe ich mich dieser Gnade habe würdig zeigen können, muß ich Ihre Güte, gnädigster Herr, durch eine neue Bitte mißbrauchen. Ich bin auf dem Weg, eine Heirat zu thun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht; mit einem Fräulein v. Lengefeld, einer Tochter der Oberhofmeisterin in Rudolstädtischen Diensten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer ihres Adels bringt und ich ihr sonst gar keine äußerlichen Vortheile dafür anzubieten habe, so wünschte ich, ihr dieses Opfer durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen oder weniger fühlbar zu machen. Durch zwei Silben, gnädigster Herr, können Sie meinen Wunsch erfüllen, und dieses Geschenk würde aus den Händen Euerer Herzoglichen Durchlaucht einen vorzüglich hohen Wert für mich haben. Ich fühle, wie kühn meine Bitte ist, da ich kein Verdienst aufzuweisen habe, welches mir Ansprüche darauf geben könnte; aber Ihre Gnade, gnädigster Herr, kann mir Verdienste leihen, die ich mir erst in der Zukunft erwerben soll. Nur ein grenzenloses Vertrauen zu Ihrem wohlwollenden Herzen, das sich gegen meine Familie schon thätig gezeigt hat, gab mir den Mut, diese Bitte an Euere Durchlaucht zu richten.

Ich ersterbe mit der tiefsten Verehrung

Jena, den 22. December 1789.

Euerer hochfürstlichen Durchlaucht
unterthänigst treugehorsamster
Friedrich Schiller.

Wir Georg, Herzog zu Sachsen-Meiningen, urkunden hiermit und bekennen. Demnach Wir in Gnaden geruhet haben, den Hochgelehrten und lieben Getreuen, dermaligen H. S. Weimarischen Rath, auch außerordentlichen Professor der Philosophie auf der Ges. Akademie Friedrich Schiller wegen dessen Uns bekannten vorzüglichen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, sowie des sich bereits als Schriftsteller in dem Fach der Literatur und schönen Wissenschaften erworbenen Ruhmes, zu Unserm H. Hofrath zu ernennen, dergestalt, daß derselbe sich aller mit diesem Charakter verbundenen Vorzüge des Ranges und übriger Vorrechte zu erfreuen haben soll. Als ist hierüber gegenwärtiges von Uns eigenhändig unterschriebenes mit Unserm Geheimen Insiegel wissentlich bedrucktes Decret ausgefertigt und ertheilen Herrn Hofrath Schiller zu seiner Legitimation zu übermachen befohlen worden. So geschehen ꝛc.

Den 2. Januar 1790. Regens.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Heinrich Heine schreitet auf dem Weg der Bekehrung augenfällig vorwärts. Die eigentümliche Laufbahn, die sein Denken genommen hat, wird künftigen Beurteilern unserer Epoche und der in ihr hervorragenden Geister zu einer besonders merkwürdigen und resultatreichen Studie dienen können, und zu dem vielen Material, das sich für eine solche Studie zusammengeschichtet hat, haben die jüngsten Tage einen neuen, anziehenden oder doch jedenfalls interessanten Beitrag geliefert. Anfangs der dreißiger Jahre unternahm Heinrich Heine die schwierige Aufgabe, den leichtfertigen Franzosen etwas schwerfällige deutsche Philosophie beizubringen. Jetzt ist von dem philosophischen

(„Salon", zweiter Band) Fasching die zweite Auflage erschienen und sein Urheber läßt sich dabei mit folgendem Geständniß vernehmen: „Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge geändert und manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner besseren Ueberzeugung. — Ich bekenne unumwunden, daß alles, was in diesem Buch namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, ebenso falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur in der Erscheinungswelt noch kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftfritik, welche die Beweistümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben bei Anselm v. Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selbst ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese stimmwilde Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloche locken, sie kann keine Katze ködten, wie viel weniger einen Gott." Und wie vordem Maßmann, so werden jetzt Ruge und Consorten in der Lauge des Heine'schen Witzes gebadet. Nicht eine Vision, versichert er, nicht eine seraphitische Verzückung, nicht eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderwerk brachte ihn auf „den Weg des Heils" zurück, nein, dieses Mirakel der Erleuchtung bewirkte in ihm die Lektüre eines Buches, „das verkleidigt und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brod, das uns nährt," und dieses Buch ist die Bibel. „Wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wieder finden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes."

Tabletten.

⁂ Ein junger Mann aus Barcelona, namens Ros, hat einen sehr merkwürdigen Fall gethan. Er war am 5. Sept. mit noch mehren Freunden auf den Montserrat gestiegen und bemerkte, als er die höchste Felsenspitze bis so ziemlich gestalteten Berges erklettern wollte, daß eine dicke schwarze Wolke über ihm hing. Ein Regen auf dem Montserrat ist nicht allein unangenehm, sondern kann auch den Bergbesuchenden sogar gefährlich werden. Die Freunde beriefen sich daher mit dem Hinabsteigen. Sie haben aber kaum zwanzig Schritte zurückgelegt, da gleitet der junge Mann aus und stürzte einen jähen, 330 Fuß hohen Felsen hinab, der sich oberhalb der Klosterreisterne gen Himmel erhebt. Er ist noch keine 30 Fuß hinabgestürzt, da bleibt sein Fuß auf einem ungefähr eine Spanne lang hervorragenden Felsstücke stehen. Mit den Händen ergreift er gleichzeitig andere Steine, an die er sich fest klammert. In dieser Lage erhebt er ein klägliches Geschrei, das ein Hirt des Klosters, der grade Wasser aus der Cisterne schöpft, vernimmt. Die Mönche eilen herbei und mit ihnen einige Zimmerleute aus Monistrol. Diese unternehmen es, den jungen Mann zu retten. Mit der größten Lebensgefahr schleudern sie ihm das eine Ende des bekannten langen Klosterseiles zu, wickeln dann das Seil um einen Baum. Einer von ihnen bindet sich das andere Ende um und wird von seinen Gefährten und den Mönchen langsam vom Felsen hinabgelassen. Der Unglückliche wirft sich mit der letzten Kraftanstrengung seinem Retter in die Arme und beide gelangen glücklich bei der Cisterne an. Der junge Mann, Sohn eines achtbaren und reichen Kaufmanns, begab sich zuerst in die Kirche, wo die Mönche ein Tedeum für seine Rettung anstimmten, und eilte dann mit den Rettern nach Hause, wo ihnen vom Vater auf Verlangen des Sohnes eine lebenslängliche Pension von 4 Realen (8 Groschen) täglich versprochen wurde.

⁂ In der ehemaligen carlistischen Bergfeste Ulzarra unweit Pennacerrada, in der baskischen Provinz Alava, hat man in einem verschütteten Brunnen sehr viel Gold- und Silbergeld, sowie zusammengeschlagene goldene Kirchengefäße, als Monstranzen und Kelche aufgefunden. Das Ganze hat ungefähr einen Wert von 800,000 Piastern und soll von den Soldaten des Spulitschen Corps, nach deren Niederlage bei Vittoria, dort verborgen worden sein. Ein alter Grenadier der josephinischen Garde, der erst vor kurzem aus Rußland nach Spanien zurückgekehrt ist, hat dem Präsidenten von Alava die Sache mitgetheilt, vorher aber ein Zehntel für sich beanspruchet, das ihm auch von der Regierung zugestanden wurde. Die Carlisten hatten nicht die Zeit, den Brunnen herzustellen; denn sie waren mit der Feste noch nicht fertig, als sie schon belagert und erobert wurde. Espartero ließ sie später sprengen. Das Geld sowie die anderen Kostbarkeiten befanden sich noch in Tornistern, womit es die Soldaten hineingeworfen hatten. Man kann bei dieser Gelegenheit wieder wahrnehmen, wie das besagte Corps bei seinem Rückzug aus Spanien mit Schätzen beladen gewesen sein muß. Es ist dies auch nicht der einzige Fund, den man seitdem gemacht. Es vergeht fast kein Jahr, wo nicht die Landleute beim Pflügen der Aecker, wo das französische Corps während der Schlacht gestanden, Geld und sonstige Kleinodien auffinden. Im Jahr 1832 fand ein Bauer ebenfalls in einem Tornister gegen 100,000 Piaster in Gold.

⁂ Im Guadalquivir sind unweit von Cordova, beim sogenannten Tablado de Damas im Laufe des Sommers mehre Muscheln gefunden worden, welche dicke Perlen enthielten. Diese sind etwas röthlich, aber doch von bedeutendem Wert. Eine Masse Menschen zieht täglich der besagten Stelle zu, um Muscheln zu fischen. Am 3. September wurde eine Perle von der Größe eines Taubeneies aufgefunden. Der Fischer verkaufte sie ein armer Schuster.

⁂ Man erzählt sich, daß ein excentrischer Engländer, der steif und fest behauptet, daß man nur in England comfortabel frühstücken und in Frankreich anständig zu Mittag speisen könne, täglich nach dem Frühstück von London um $10^1/_2$ Uhr nach Calais fährt, dort dinirt und abends wieder zurückfährt. Der Name dieses ehrenwerten Gentlemen ist nicht genannt. Man erspart dadurch die Mühe, ihn zu vergessen.

⁂ Ueber die letzten Lebenstage der Frau Lafarge bringen die Toulouser Blätter einiges. Bis zur letzten Stunde bethenerte sie ihre Unschuld; sie starb an den Folgen eines Lungenleidens, welches sie in ihrer zwölfjährigen Gefangenschaft sich zugezogen hatte.

⁂ Zu Madrid ist ein Orgelspieler verhaftet worden, weil er einen abgerichteten Affen zur Ueberbringung von Liebesbriefen benutzte, die man ihm zu diesem Zweck übergeben hatte.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 22. September. (Erste Gastdarstellung der Fräulein S. Gruvelli.) Der Barbier von Sevilla, komische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Rossini. Rosine: Fräulein Gruvelli. (Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 228. Donnerstag, 23. September **1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

Sind Sie denn auch den französischen Offizieren böse? fragte Bernard, dessen frühere Heiterkeit vollständig zurückgekehrt war. — Wie sollt' ich? antwortete das Mädchen. Ich weiß ja gar nicht einmal, weshalb der Vater ihnen grollt, und mir haben sie nie etwas zu Leide gethan. Sie sind der erste, mit dem ich spreche. Von fern hab' ich Ihre Kameraden aber gar oft gesehen. Wenn ich manchmal allein hier vor der Thür saß und dann plötzlich die Trompeten so hell von der Landstraße herüberklangen, da ließ ich oft Haus und Garten und Arbeit im Stich und kletterte auf den Fichtenberg drüben und schaute ins Thal hinab. Ach! das ist gar prächtig anzusehen, wenn die blitzenden Offiziere so stolz aus dem Walde hervorspringen und Schaar auf Schaar lustig hintendrein jagt! — Von ferne sieht das leider am besten aus! seufzte Bernard halblaut vor sich hin. — Aber wie geht das zu, fragte Renate plötzlich, Sie sind ein Deutscher und dienen in einem französischen Regiment? — Ich bin aus dem Elsaß gebürtig, liebes Mädchen, erwiderte jener. Das ist ein Land, welches normals zu Deutschland gehörte, seit anderthalb Jahrhunderten aber mit Frankreich vereinigt ist. Darum sind die Bewohner desselben auch verpflichtet, den französischen Herrschenden zu gehorchen und ihrem Heere zu dienen. — Dann müßten Sie aber eigentlich doch nicht gegen Deutschland fechten! rief das Mädchen mit naivem Ton. Ich verstehe zwar nichts von dergleichen Dingen, aber an Ihrer Stelle hülf' ich meinen Landsleuten. — Das Herz hat mir auch gar oft geblutet, wenn ich an der Spitze meiner Reiter, den Säbel in der Faust, gegen meine deutschen Brüder anstürmen mußte, entgegnete der Offizier, finster vor sich hinstarrend. — Warum verlassen Sie aber nicht den französischen Dienst? fragte Renate verwundert mit mitleidigem Ton. — Dann dürft' ich nie wieder nach Frankreich zurückkehren, versetzte Bernard. Mein Oheim würde mich verstoßen und mir würde nichts übrig bleiben als zu betteln. — O, in Deutschland sucht man jetzt überall geschickte Offiziere! fiel das Mädchen rasch ein. Der Herr Oberförster hat neulich lange mit dem Vater davon geredet. — Grade das Soldatenleben ist mir verhaßt, entgegnete jener mit sanftem Lächeln. Ich bin nicht freiwillig Offizier geworden. Der Kaiser und mein Oheim wollten es so, und da mußt' ich gehorchen. — Ach, dann werden Sie Förster, fuhr Renate eifrig fort, an Förstern fehlt es bei uns gar sehr! Fast alle Jägerburschen und Forstgehülfen haben sich beim preußischen Heer anwerben lassen... Sie erhalten gleich eine schöne Stelle. Oder bleiben Sie beim Vater, fügte sie mit steigender Lebhaftigkeit hinzu, der muß doch bald einen tüchtigen Gehülfen haben, der alte Konrad versteht zu wenig und kann auch nicht mehr recht vorwärts.

Welch' ein Himmel von Unschuld blickt aus den Augen dieses holden Mädchens! — sprach der Offizier leise vor sich hin, indem er wie träumend zu den fernen blauen Höhen hinüberschaute, welche vom Süden in das stille Thal herrinschimmerten. Dann erhob er sich, reichte Renaten die Hand und sagte: Ja, wenn Ihre lieben Hände mir die Dornen aus meinem Lebenswege räumen könnten, da wär ich ein glücklicher Mann!

In der Meinung, daß Bernard sich schon auf den Heimweg begeben wolle, wandte sich Renate plötzlich von ihm, eilte einige Schritte zur Seite und wühlte in die düstern Gründe hinein, die zwischen den Steilen, gegen Mitternacht emporsteigenden Waldhöhen lagen. Noch arbeiten die Holzhauer drüben am Fuß der Berge, rief sie freudig aus, und so lange die bleiben, bleibt der Vater auch dort. Sie haben heute schon vom frühen Morgen an zu Pferde gesessen, fuhr sie, zu Bernard zurückkehrend, fort, und sind gewiß recht ermüdet und angegriffen; ich werde Ihnen, bevor Sie heimreiten, eine kleine Erfrischung holen. Mit diesen Worten eilte sie rasch ins Haus. Der Offizier schaute ihr lange mit stillem Entzücken nach und brach endlich mit überströmendem Herzen in die Worte aus: Einen kalten, mürrischen Greis wähnt' ich hier zu finden, und statt dessen sind' ich ein Wesen, lieblich und heiterselig, wie ich es auf Erden nimmer erblickt habe! Ich, der seit Jahren nur zwischen öden Mauern einen Tag wie den andern in dumpfem Mißmut hinbrachte, der nichts hörte als das rauhe Schelten harter Lehrer und das starre Commandowort herrischer Obern, der Wald und Feld nur erblickte, um unter Säbelgeklirr und Kanonendonner eine fluchwürdige Menschenjagd anzustellen... ich erfahre heute zum erstenmal, daß es noch Freude auf Erden für mich gibt, und fühle mit seliger Lust, wie mein kaltes, verstörtes Herz plötzlich zu glühendem Leben erwacht! Welch ein heilig-stiller Friede waltet in diesem trauten Thal! Wie ein glückliches Eiland liegt es inmitten der Kriegswogen, welche alle Lande ringsumher überfluten. Ich glaube, in frühester Jugend hab' ich einmal bei Waldesrauschen und Vogelschall in solcher Himmelsruhe selige Träume geträumt! Du hast mir die Pforten dieses Paradieses geöffnet, rief er nach einer Pause, den Brief seines Oheims hervorziehend und in der Begeisterung seines Herzens an die Lippen drückend; du sollst nun auch der Talisman sein, mit dem ich den finstern Haß des Mannes bezwinge, den dieses holde Mädchen als Vater verehrt! Ist mir doch, als hätt' ich sie schon jahrelang gesehen; jedes Wort, das von ihren Lippen tönt, klingt mir wie ein allbekannter, freundlicher Gruß! — Hier ward er in seinem Selbstgespräch durch Renate unterbrochen, welche mit Wein und Früchten aus dem Hause trat. Da bring' ich Ihnen etwas zur Labung aus Ihrem und meinem Vaterlande! rief sie dem Offiziere fröhlich zu, indem sie Flasche, Glas und Teller auf den steinernen Tisch stellte. Diese Pflaumen sind auf meinem kleinen Bäumchen gewachsen... hab's vom Vater vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt bekommen. Der

Wein aber stammt aus Ihrer Heimat, fügte sie lachend hinzu; dem französischen Wein ist der Vater ganz und gar nicht abhold! Bernard ergriff das dargebotene Glas mit dankbarem Blick, hob es empor und rief mit freudigem Ton: Nun denn … im Rebensaft meines Vaterlandes auf Ihr Wohlergehen! Aber Sie sagen immer „Sie“ zu mir, sprach das Mädchen, das geleerte Glas auf's neue füllend; ich meine, es schicke sich nicht wol, daß ein so vornehmer Offizier eine arme Waise „Sie“ nenne. Mich hat noch niemand so angeredet und darum klingt es mir auch gar so fremd und kalt! — Nun wenn du es verlangst, will ich dich „du“ nennen, entgegnete jener. Aber dann mußt du mir auch deinen Vornamen sagen. — Renate heiß' ich, erwiderte das Mädchen. — Und ich heiße Julius … Julius Bernard, liebe Renate, versetzte der Offizier. — Julius!… Julius!… wiederholte diese; ach, das ist ein gar schöner Name! Aber mich däucht, daß derjenige, welcher Julius heißt, auch allezeit recht sternklar und fröhlich dreinschauen muß, fuhr sie fort, indem ihr Blick forschend auf dem Angesicht des Offiziers weilte. Meistens schauen Sie auch recht fröhlich drein… manchmal fliegt aber auch eine düstre Wolke über Ihre Stirn … … das ist gar nicht schön. — Daran ist die große Einsamkeit schuld, in der ich meine Tage verlebt habe, liebe Renate, erwiderte Bernard seufzend. Mein Vater ward mir schon in der frühesten Jugend entrissen, und als ich sechs Jahre alt war, mußt' ich auch meine treue Mutter verlassen und kam in eine fremde große Stadt, wo ich vom Morgen bis zum Abend nichts sah als düstre Mauern und unfreundliche Gesichter und sehr hart gehalten wurde. Als ich dann größer geworden war, mußt' ich das Kriegshandwerk lernen. Da hieß es bei allem: eins… zwei… drei!… Und wenn ich anders stand und ging und sprach als vorgeschrieben war, so ward ich gescholten und bestraft. — Da möcht' ich fein Soldat sein! warf Renate staunend und kopfschüttelnd ein.

(Fortsetzung folgt.)

Bertha Thomas, geb. Hausmann,

königlich preußische Hofschauspielerin.

Nekrolog. *

Allgemein tief und nachhaltig war der Eindruck, den die Nachricht von dem Tod dieser Künstlerin hervorbrachte, um so tiefer, als diese Nachricht ungeahnt, durch keine bedeutende Krankheit vorbereitet, die Gemüter betrübte. Die Ueberzeugung von dem künstlerischen wie dem persönlichen Wert der Geschiedenen wächst in dem Maße, als sich ihr Verlust für die gegenwärtige, an wahren Talenten arme deutsche Bühne fühlbar machen muß, je mehr er empfinden läßt (da sich das seltene so selten im Leben wiederholt), wie nachhaltig das fernere künstlerische Wirken der Geschiedenen als lehrendes Beispiel für die Kunst und ihre Priester werden mußte.

Bertha Thomas wurde am 26. December 1819 in Magdeburg geboren, woselbst ihre Eltern — die Mutter, eine geborne Toscani (auch auf dem königlichen Theater in Berlin als treffliche Darstellerin bekannt geworden) bei dem dortigen Theater als Schauspielerin; der Vater — Hausmann — als Maschinist und Decorateur angestellt waren. Schon sehr früh offenbarte sich bei ihr Sinn und Neigung für die darstellende Kunst, und bei der späteren Anstellung ihrer Eltern an dem Düsseldorfer Theater unter Immermanns Leitung unterhielt sie den letzteren, der häufig zu ihren Eltern kam, mit declamatorischen Vorträgen, unter welchen sich auch der Monolog der Thekla befand. Noch mehr sollte derselbe von dem Talent des damals erst zwölfjährigen Mädchens überrascht werden, als er bei einem unerwarteten Besuch der Bühne sie und ihre Gespielinnen in der Aufführung eines von ihr selbst verfaßten Stückes überraschte. Die Anerkennung ihres Talentes war der Anlaß, daß er ihr in der zu Ehren der Anwesenheit des jetzigen Königs von Preußen in Düsseldorf im Jahr 1835 arrangirten Vorstellung und zwar in der Darstellung des lebenden Bildes „der Barnak“, nach Rafael, die Rolle einer Muse zutheilte.

Die bei der Düsseldorfer Bühne damals angestellte Frau Lauber-Versing erkannte ihr seltenes Talent und unterzog sich mit vieler Theilnahme und dem besten und schnellsten Erfolg der Ausbildung desselben, und schon zwei Jahre darauf, im Jahre 1837 — trat sie — als Fräulein Hausmann — in der Rolle der Hildegarde in „Johanna von Montfaucon“ auf der Düsseldorfer Bühne zum erstenmal und mit vielem Beifall auf und schon im September desselben Jahres wurde sie bei der dortigen Bühne als erste Liebhaberin engagirt, in welcher Stellung sie bis Ende Mai 1839 verblieb und alsdann auf Empfehlung des königlichen Hofschauspielers, Herrn Gruna — welcher damals in Düsseldorf gastirte — einem Ruf nach dem großherzoglichen Hoftheater in Schwerin folgte, woselbst sie gleichfalls als erste Liebhaberin engagirt wurde. Ihre vortrefflichen Leistungen, ihre liebenswürdiges Wesen und die vollkommenste Hingabe an ihre Kunst hatten sie sehr bald zu dem Liebling des Düsseldorfer Publikums gemacht und mit wahrem Bedauern und unter Darbringung der vielfachsten Beweise von Liebe und Verehrung sah man die junge Künstlerin sich nach dem Ort ihres neuen Wirkens begeben. Sie trat in Schwerin zum erstenmal als Klärchen im „Egmont“, später als Thekla in „Wallensteins Tod“, Bertha in „Wilhelm Tell“ ꝛc. auf. Es wurden ihr hier mehrfach Beweise von der Achtung des dortigen Hofes zu Theil. Kränklichkeit ihrer Mutter, welche das dortige Klima nicht vertragen konnte, bestimmten sie, ihre Stellung bei dem Schweriner Hoftheater aufzugeben und ein Eingagement als erste Liebhaberin bei der Kölner Bühne, damals unter Direction des Herrn Spielberger, anzunehmen. Ihr erstes Auftreten daselbst erfolgte im October 1840 und zwar als Isaura in der „Schule des Lebens“. Sie wirkte gleichmäßig im Trauerspiel, im Schauspiel wie auch im Lustspiel mit, und immer reicher und schöner entwickelte sich ihr Talent, und errang sich in den Darstellungen der Johanna in „Jungfrau von Orleans“, Agrafina in „die Günstlinge“, Käthchen in „Käthchen von Heilbronn“, Jertha in „die Schuld“, Luise in „Kabale und Liebe“, Ophelia in „Hamlet“, Amalia in „die Räuber“, Königin in „das Glas Wasser“, Portia in „Kaufmann von Venedig“, Orsina in „Emilie Galotti“, Donna Diana, Minna von Barnhelm ꝛc. den lebhaftesten Beifall, der ihr selbst bei Mitwirkung der Gastdarstellungen der berühmtesten Künstlern stets zu Theil wurde.

Durch die oben bezeichneten Darstellungen begründete sie ihren späteren bedeutenden Künstlerruf, und erwarb sich namentlich durch die Darstellung der Ophelia die schmeichelhafteste Anerkennung von Seiten A. W. Schlegels. Von Köln aus folgte sie dem Anerbieten zu Gastvorstellungen in Darmstadt, auf eine Einladung des dortigen Hofes. Im Jahr 1843 beim Aachener, dann beim Würzburger Theater angestellt, gab sie zum erstenmal die Maria Stuart, und erweiterte ihr ohnehin schon umfangreiches Repertoire durch eine ihrer schönsten Darstellungen. Durch den Ruf der Künstlerin veranlaßt, war Kapellmeister Guhr, damaliges

---

* Dieser der Spenerschen Zeitung entlehnte Nekrolog ist unsern Lesern in Frankfurt wol bereits von Interesse, weil die hingeschiedene Künstlerin vor ihrem Abgang an das Berliner Hoftheater mehre Jahre an sehr beliebtes Mitglied der hiesigen Bühne gewesen ist.

Mitglied der Direction des Theaters in Frankfurt a. M., nach Würzburg gekommen, um Bertha Thomas zu sehen, und wurde durch ihre Leistungen sofort bestimmt, sie für die Frankfurter Bühne zu gewinnen. Sie trat daselbst, als erste Liebhaberin engagirt, im Mai 1844 zum erstenmal als Maria in „Frauenehre“ auf und blieb fast vier Jahre hindurch eine Zierde dieses Theaters, dessen vortheilhafter Ruf unter Meks Leitung und bei einem Verein von Künstlern, wie Karoline Lindner, Julius Weidner, Meck, Hastel, Reger ꝛc. ganz Deutschland erfüllte. Dem Genius einer Lindner verdankt Bertha Thomas viel für die hohe Ausbildung ihres großen Talentes. Es hatte während ihres Aufenthaltes in Frankfurt diese beiden geistvollen Künstlerinnen ein inniges Band vereinigt und wie Karoline Lindner stets mit inniger Theilnahme dem Schicksal der Freundin folgte, deren Talent vollständig würdigte, so gedachte Bertha Thomas immer mit Dankbarkeit und Rührung des Einflusses, welchen das nähere Verhältniß zu jener einzigen Künstlerin auf ihren Entwickelungsgang ausgeübt hatte.

Der Verewigten Darstellungen während dieser Zeit begründeten und befestigten nicht allein den bereits gewonnenen Künstlerruf noch mehr, sondern sicherten ihr auch einen bleibenden Namen unter den Berufenen in der darstellenden Kunst. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Gutzkow ihr während dieser Zeit einen Antrag zur Anstellung bei der Dresdener Hofbühne machte. Im November 1845 verheiratete sie sich mit August Thomas, der als Schauspieler bei der Frankfurter Bühne angestellt war. Baison, damals Director des Stadttheaters in Hamburg, sah unsere Künstlerin im Jahr 1848. Von ihrem ausgezeichneten Talent für hochtragische und Charakterrollen ganz besonders zur Bewunderung hingerissen, suchte er sie zur Annahme einer Stellung bei seiner Bühne zu bestimmen, indem er der letzteren unter ihrer Mitwirkung die glänzendste Zukunft verhieß. Noch in demselben Jahr trat sie in Hamburg als Maria Stuart zum erstenmal auf. Auch hier erwarb sie sich wie auf allen süheren Bühnen sofort den Beifall des Publikums, der sich mit jeder neuen Darstellung steigerte und sie zu einer der glänzendsten Erscheinungen in dem Gebiete der Schauspielkunst erhob. Der damalige Generalintendant der königlichen Schauspiele in Berlin, Herr v. Küstner, wurde durch ihren außerordentlichen Ruf veranlaßt, sie in Hamburg zu sehen, und die vollste Anerkennung von seiner Seite gab zugleich die ehrende Veranlassung, sie zu Gastvorstellungen auf der Berliner Hofbühne einzuladen. Sie nahm die Einladung an und gastirte am 1. März 1849 als Maria Stuart, als welche sie sich durch die genialste und originellste Auffassung der Rolle so allgemeinen und außerordentlichen Beifall erwarb, daß ihr Herr v. Küstner schon während der Vorstellung eine Anstellung bei der königlichen Bühne zusicherte. (Schluß folgt.)

Englische Nationalspiele.

6.

Quoits oder Scheibenwerfen.

Unter den gymnastischen Spielen, in welchen die griechische Jugend geübt wurden, und für welche in den großen periodischen Nationalfesten Ehrenpreise bestimmt waren, nimmt sicherlich das Diskuswerfen eine der ersten Stellen ein. Es verleiht, wenn gewissenhaft betrieben, dem Körper zugleich eine große Kraft und hohe Grazie, wol wert einer plastischen Darstellung. Um den Ehrenkranz des Sieges davon zu tragen, kam es indeß mehr auf die Fähigkeit an, eine schwere Last eine bedeutende Strecke zu werfen, als auf die Kunstfertigkeit, ein bestimmtes Mal mit Sicherheit zu treffen; denn man betrachtete es mehr als eine vortreffliche Uebung, die Muskeln des Armes auszubilden. Später wurde es, wie manche andere Spiele nach Rom verpflanzt, und von da fand es wahrscheinlich seinen Weg nach England. Der Gegenstand desselben ist einfach der, mit einer Scheibe von einem bestimmten Platze aus nach einem bezeichneten Male zu werfen. Diese Scheibe, Quoit oder Discus genannt, besteht aus einer kreisförmigen, eisernen Platte, welche in der Mitte eine Oeffnung hat, oder besser gesagt; es ist ein breiter flacher Ring von Eisen, welcher auf der einen Seite einwärts und auf der anderen nach außen hin gebogen ist. Auf dem Rande befindet sich ein Einschnitt für die Finger, um einen sicheren Halt zu haben und die Scheibe selbst im Augenblick des Entsendens besser dirigiren zu können, und zwar wird sie stets so geschleudert oder geworfen, daß die concave Seite dem Boden zugekehrt ist. Man hat Quoits von jeder beliebigen Größe und Schwere, je nach der Stärke und dem Geschmack des Spielenden. Um dieses Spiel zu spielen, sagt Strutt, ist eine große eiserne Stecknadel, welche man Hob (Kobold) nennt, bis auf wenige Zoll von dem Kopfe in den Boden gesteckt, und in der Entfernung von achtzehn, neunzehn, zwanzig oder mehr Ellen (denn die Distanz ist ganz beliebig der Uebereinkunft überlassen) ist eine zweite Nadel von Eisen auf ähnliche Weise befestigt. Statt dieser Nadeln bedient man sich häufig eisernner Eggenzähne. Zwei oder mehre Personen, z. B. vier, sechs, acht ꝛc., welche um den Sieg mit einander wetteifern wollen, theilen sich in zwei Parteien und stellen sich an einem der ausgesteckten Male auf, um einer nach dem andern die Scheiben nach dem anderen Male zu werfen. Diejenigen Quoits, welche dem Ziele am nächsten liegen, zählen für das Spiel; doch finden hier einige Eigentümlichkeiten statt. Wenn zum Beispiel die Scheibe, welche A gehört, dem Ziele am nächsten liegt, und die Schwebe des B folgt unmittelbar darauf, so darf A doch nur einen Point weiter zählen, und wenn auch alle seine anderen Scheiben dem Male näher liegen sollten als die seines Gegners, weil dadurch, daß der eine Quoit des B der zweite vom Hob ist, alle anderen hinter ihm, wie man sagt, ausgeschnitten werden. Wenn eine solche Unterbrechung nicht stattgefunden hätte, so würde A jede seiner Scheiben als einen Point gerechnet haben. (Die Scheibe wird mit einem von unten nach oben gehenden Schwunge des Armes und einem heftigen Ruck vorwärts von der Hand geschnellt und soll, wenn gut geworfen, stets mit der scharfen Kante zuerst in der unmittelbaren Nähe des Males auf den Boden fallen. Das Handgelenk spielt neben dem zielenden Auge die bedeutendste Rolle.) Nachdem die Theilnehmer sämmtlich ihre Quoits entsendet haben, eilen sie auf die andere Seite, um den Verlauf des Spiels zu notiren, und wenn dies gehörig geschehen, nehmen sie hier ihren Stand und werfen die Scheiben wieder zurück, und mit diesem Hin- und Herwerfen wird so lange fortgefahren, als der Kampf unentschieden bleibt. Der Anzug zu diesem Spiele muß leicht und bequem sein, ohne die störende Beklemmung der Tragbänder. In einigen ländlichen Districten Englands pflegt man statt der gewöhnlichen Quoits alte Hufeisen zu gebrauchen, und in verschiedenen Theilen Schottlands bedient man sich runder schwerer Steine, und man nennt dann Wettspiele mit solchen Steinen „Penny-stones“.

7.

Fußball.

Fußball ist ein altes, ächt englisches Vergnügen und wird noch jetzt namentlich auch von den Soldaten in ihren Mußestunden häufig gespielt. Man bedient sich zum Spiel einer Ochsenblase,

welche mit weichem, jedoch starkem Leder wol überzogen ist; diese wird aufgeblasen und auf das sorgfältigste zugenäht, so daß die Luft nicht entweichen kann und die Blase ihre volle Elasticität behält. Ein solcher Ball wird zwischen zwei Parteien, die ganz ähnlich wie beim Shinty abgetheilt und aufgestellt sind, hoch in die Luft geworfen und das Bestreben jeder Partei ist nun, denselben über die im Rücken des Gegners befindliche Spielgrenze zu bringen; denn wenn dieses gelungen ist, so ist das Spiel gewonnen. Wie schon der Name andeutet, darf der Ball nur mit dem Fuß geschleudert werden und es ist höchst überraschend, zu welcher Fertigkeit es selbst ganz junge Knaben im Spiel bringen; denn es kommt hier viel mehr auf Geschicklichkeit als auf physische Kräfte an. Fußball bietet fast alle Vortheile des Shinty dar, ohne die harschen Seiten desselben zu theilen; es ist ein Spiel höchst gemütlicher Natur, welches zu gleicher Zeit den Muskelbau des Spielenden ausbildet und ihre Gewandtheit und Schnelligkeit befördert. Es kann allerdings nur an schönen ruhigen Tagen gespielt werden; aber dann ist es auch ein Hauptvergnügen und die Unterhaltung, welche es gewährt, nicht gewöhnlicher Art; und wer an einem heiteren Sommernachmittag auf dem Gemeindeplatz in Greenwich oder im Hydepark von London die Soldaten im Fußballspiel beobachtet hat, wird mir beipflichten, daß das Spiel wol verdiente, in deutsche Kasernen und Cadettenhäuser eingeführt zu werden; es zeigt sich da eine Lebendigkeit und eine Gewandtheit der Bewegung und eine Elasticität im Gang, wie nur durch derlei Uebungen gewonnen werden können; ein jeder fühlt sich geistig erfrischt und körperlich gestärkt, ohne im geringsten ermüdet zu sein. Es wird dieses Spiel auch namentlich noch auf der schottischen Grenze gespielt, wo alljährlich größere Wettkämpfe stattfinden, und es ist ein schöner Anblick, hier den leichtfüßigen Schäfer mit dem kräftigen Pflugmann um die Ehre des Tages streiten zu sehen — Gesundheit und Vergnügen strahlt aus jedem Antlitz.

Der Pflanzer.

(Unter den Tropen in Mittelamerika geschrieben.)

Durch den dunklen Urwald schallen
Scharfe Beile Schlag um Schlag,
Wo die Riesenstämme fallen
Stürmt hinein der junge Tag.

Die erschrocknen Sänger schweigen,
Und es flieht der Jaguar.
Krächzend eilt in haß'gem Reigen
Dort die Papageienschaar.

Seht, schon prasseln rote Feuer
Jenen dürren Stamm empor,
Solche Blütenungeheuer
Sah die Wildniß nie zuvor.

Schon ergreifet Glut die Aeste,
Weh, schon ist die Flamme da,
Um die Brut im Hangenester
Klagt der Oropendula. —

Nach und nach aus finstrem Walde
Steigt die Lichtung berghinauf,
In der Asche sprossen balde
Mais und Bananen auf.

Braune Indianer streuen
Hier des Kaffee rote Frucht,
Und Cacao, mich zu freuen,
Keimet dort in feuchter Schlucht.

Hoch aus schwarzgebrannter Erde
Sproßt empor der Indigo.
Bei der Kuf am Quelle werde
Bald der reichen Ernte froh.

Dort im Waldesschatten ranke
Die Vanille sich hinan,
Und der Rebenstock, der schlanke,
Klimme seine steile Bahn.

Nun auf diesem Gipfel baue
Ich die Palmenhütte mir,
Durch die Wipfel wehe die laue
Freie Meeresbrise hier.

Mit geblähtem Segel steuert
Jenes Schiff in unsern Port.
Hißt die Flagge! Grüße feuert
Die Kanone von dem Bord.

Und ich schaue durch die Weiten
Ueber Bäum' und Berg hinaus,
Wo sich Meer und Himmel breiten,
— Und dann blick ich in mein Haus,

Blick, ein stolzer Herrscher, nieder
Auf mein selbstgeschaffnes Reich.
Tönet, jubelt, Vogellieder!
Juble, Seele, jenen gleich!

Jeder Baum steht hier in Blüte,
Rauschet, duftet immerhin!
Ich nur trauer' im Gemüte —
König ohne Königin!

Jegór v. Sivers.*

Tabletten.

*** Man hat im Kanal von Saint-Denis die Leiche einer Frau und eines Mannes gefunden, die sich fest umschlungen hielten und sich selbst mit Taschentüchern aneinander gebunden hatten. Die weiteren Nachforschungen haben erwiesen, daß es ein Ehepaar, welches seit kurzem in Paris eine Weinschenke eröffnet, aber ohne Erfolg, und sich wahrscheinlich den Tod gegeben, weil es seinen Verbindlichkeiten nicht nachkommen konnte.

*** Nach der Zeitung von Malmoe hat Jenny Lind 400,000 Thaler zur Errichtung von Töchterschulen in Schweden hergegeben.

* Aus dessen bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen Dichtungen „Palmen und Birken".

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 24. September. (Zweite Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini. Norma (in italienischer Sprache): Fräulein Cruvelli. (Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 229. Freitag, **24. September 1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

Dazu hatt' ich niemand auf der Welt, mit dem ich Freud' und Leid hätte theilen können, fuhr jener fort. Meine Kameraden waren rohe Gesellen, die mich verlachten, weil ich an ihrem wilden Leben keinen Gefallen fand. Mein Oheim besuchte mich wol dann und wann, aber seine Geschäfte gestatteten ihm nicht, sich viel um mich zu bekümmern. Meine treue Mutter aber sah ich kaum alle drei oder vier Jahre einmal und zuletzt trennten mich die Kriegsstürme gänzlich von ihr. So vergingen mir Monate und Jahre, ohne daß ich ein einziges freundliches Wort vernahm. Sieh, liebe Renate, das hat mein Herz recht kalt gemacht und die düstern Wolken auf meine Stirn gelegt. — Ich habe auch immer in der Einsamkeit gelebt, versetzte das Mädchen nachdenklich, aber meine Einsamkeit muß denn doch besser gewesen sein als die Ihrige. Der Vater ist aber auch stets so lieb und gut gegen mich gewesen, daß ich recht undankbar sein müßte, wenn ich nicht allezeit fröhlich und vergnügt wäre. Manchmal sehnt' ich mich wol hinaus in das schöne Land mit den prächtigen Städten und klaren Strömen, das man von unsern Bergen weithin überschauen kann; wenn ich dann aber wieder des Vaters stilles, friedliches Haus hier sah und den kleinen Garten mit den Blumen, die ich gepflanzt, und mein zahmes Reh angelaufen kam und mich mit seinen hellen Augen treu anblickte, da vergaß ich gleich all' meine Sehnsucht und ward wieder ganz wolgemut. Der Vater würde sich auch gewiß bitter grämen, wenn ich einmal fortginge; er hätte dann ja niemand auf der ganzen großen, weiten Welt, der ihn liebte und pflegte und erheiterte! — Gewiß müßt' er sich grämen, rief der Offizier in sichtlicher Bewegung aus, mit dir würde er das theuerste Kleinod seines Lebens verlieren! — So bin ich denn immer froh und zufrieden in meiner Einsamkeit gewesen, fuhr Renate fort. Nur einmal war ich recht, recht traurig; es war vor zwei Jahren, als meine Schwester sich mit dem Förster Burgwald verheiratete, der auf der andern Seite des Gebirges wohnt, und ich nun ganz allein bei dem Vater zurückblieb. Des Nachts mußt' ich oft bitterlich weinen, bei Tag aber nahm ich mich zusammen und schaute fröhlich drein, damit dem Vater mein Kummer nicht weh thun sollte. Für meine Schwester hab' ich nun eine liebe Freundin gefunden, die Frau Tanner, eine gar herzensgute, sanfte Frau. Sie wohnt dort hinterm Walde bei dem Schullehrer des nächsten Dörfchens und kommt fast Tag für Tag zu mir, wenn der Vater im Forste ist. Sonst wagt sie's nicht, da die unverständigen Leute ihr vorgeschwatzt haben, er sei ein hartherziger, finsterer Mann, der alle hasse und verachte. Mich ärgert das Gerede; kein Mensch auf Erden hat ein so edles Gemüt als der Vater. Heftig kann er zwar manchmal werden, entsetzlich heftig, das ist wahr; wer ihm aber nichts in den Weg legt, gegen den ist er so sanft und gut wie ein Kind. Ich sag's ihr alle Tage, daß die Leute ihn nur darum verleumden, weil er auf Recht und Ordnung hält und es nicht leidet, daß jeder nach Gefallen den Forst plündert, wie's in andern Revieren geschieht; allein sie glaubt mir doch noch nicht so ganz und hat mich gebeten, dem Vater nichts davon zu sagen, daß sie mich besuche. Ich habe sie aber schon tüchtig vorgenommen. Seit der Zeit, daß sie zu mir kommt, ist sie viel, viel vergnügter geworden, hat sogar schon einmal ein Kriegslied mit mir gesungen. — Von wem hast du denn das gelernt? fragte der Offizier lächelnd. — Vom Vater, versetzte Renate, der hat ein ganzes Büchlein voll der schönsten Soldatenlieder. Das ist aber auch das einzige, was ich vom Kriege weiß, sonst leb' ich im tiefsten Frieden hier im Walde. — Gott erhalte dir dein ruhevolles, kindliches Herz, liebes Mädchen, sagte jener mit weicher Stimme, der Krieg macht die Herzen wild und hart!... Doch, horch! da schlägt die Thurmuhr im Kirchdorf, fuhr er fort, indem er sich erhob und Renaten die Hand zum Abschied reichte; ich muß von hinnen, dein Vater möchte uns sonst überraschen! Darf ich denn morgen nicht noch einmal wiederkommen? fragte er mit sanftem Ton. Sieh, zwischen heute und übermorgen liegt ein ganzer langer Tag .. hier bei dir würd' ich selig sein ... darf ich kommen? — Eigentlich dürft' ich Ihnen nicht erlauben, weil der Vater es nicht weiß, antwortete Renate nach kurzem Besinnen. Da Sie und Ihr Oheim aber Landsleute von ihm sind und Sie gar so gut und treu aussehen, so kann ich's schon wagen. Kommen Sie aber genau um dieselbe Zeit wie heute, damit der Vater Sie nicht erblickt. Die Frau Tanner ist dann auch hier, und wenn Sie wollen, können Sie uns das Gartenstübchen ausschmücken helfen. — Auf Wiedersehen denn, liebe Renate, auf ein recht baldiges Wiedersehen! rief der Offizier, indem er dem Mädchen noch einmal die Hand drückte, sich dann rasch auf sein Pferd warf und dem Kirchdorf zusprengte.

Renate blickte ihm mit leuchtenden Augen nach, und als er im Walde verschwunden war, sprach sie stillentzückt vor sich hin: Ach das ist ein lieber, lieber Mann! Was der Vater nur gegen die französischen Offiziere haben mag?! Alle sind schlecht, grundschlecht, sagt er ... aber wenn dieser schlecht ist, dann weiß ich nicht, welcher Mensch auf Erden gut sein soll! Julius heißt er, fuhr sie nach einer Pause fort, Julius! ach das klingt wie Musik! Was hab' ich doch eigentlich all die Zeit her so allein angefangen? fragte sie sich nachsinnend. Es ist mir unbegreiflich, daß ich es so einen wie den andern Tag vom Morgen bis zum Abend hier im einsamen Wald allein habe aushalten können, denn der Vater ist ja kaum ein paar Stunden zu Hause! Meine Blumen sind zwar recht schön und mein Reh hab' ich auch recht lieb, aber im Grunde sind das doch

nur unvernünftige Geschöpfe, mit denen man nicht reden kann, wie's einem ums Herz ist

Als sie noch so dastand und sinnend in die düstern Thalgründe hineinschaute, die schon im tiefen Abendschatten dalagen, trat der Waldwärter zu ihr heran und sagte mit finsterm Blick: Ihr hattet ja viel mit dem Herrn Offizier zu reden, Mamsell Renate, thatet auch recht betrübt mit ihm! — Denke dir, lieber Konrad, der Offizier ist ein Landsmann vom Vater! rief das Mädchen freudig aus, um die mürrische Miene des Alten zu beachten. — Ein Landsmann! wiederholte dieser spöttisch, das kann jeder sagen, ob's aber wahr ist, das ist eine andere Frage. Eurem Vater wär's gewiß nicht lieb zu hören, daß Ihr während seiner Abwesenheit stundenlang mit französischen Offizieren plaudert. Wenn sich der sogenannte Landsmann hier wieder blicken läßt, muß ich's Eurem Vater sagen. Ihr wißt ja selbst, daß er mir auf's strengste befohlen hat, alles zu melden, was hier vorfällt. — Aber ist es denn etwas Unrechtes, daß ich mit dem Offizier gesprochen habe? fragte das Mädchen mit trauriger Miene. Er hat einen Brief von seinem Oheim mitgebracht, der ein Jugendfreund des Vaters ist und in den nächsten Wochen selbst nachkommen will, und da haben wir verabredet, den Vater an seinem Geburtstag damit zu überraschen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben in Niedersachsen.

Mitgetheilt von ***n.

1. Ein Dorfjahrmarkt.

Ein Jahrmarkt ist für ein niedersächsisches Dorf, zumal wenn dieses eine etwas einsame Lage hat, ein so außergewöhnliches und seltenes Fest, daß es mehre Wochen vor und nachher den Mittelpunkt aller Unterhaltungen bildet. Der kirchlichen Feiertage gibt es mehr als ein halbes Hundert im Jahr, und trotzdem daß die drei hohen Feste auch mit erhöhter Andacht begangen werden, so sind dieselben doch mehr oder minder den gewöhnlichen Sonntagen ähnlich; der Jahrmarktstag dagegen ist von dreihundertfünfundsechzig Tagen der einzige in seiner Art und bietet außer der Ruhe von der Arbeit noch Genüsse dar, mit welchen die Lustbarkeiten andrer Feiertage nicht im entferntesten zu vergleichen sind. In den Städten gewährt es oft einen traurigen Anblick, daß die minder Begüterten und Armen bei so vielen Festlichkeiten leer ausgehen, ein Jahrmarktstag in einem niedersächsischen Dorf aber ist für alle Bewohner ohne Ausnahme, für Reich und Arm, für Alt und Jung ein Tag der Freude. Der Dürftige findet dann überall so viel frohe Herzen und mildthätige Hände, daß er von den Gaben, die ihm gespendet werden, oft wochenlang leben kann.

Der Tag, der dem Jahrmarkt vorhergeht, ist mit seiner Vorfreude und Erwartung auch schon ein halbes Fest, obgleich alle Hände in der größten Thätigkeit sind, um Haus und Hof und Garten zu säubern und zu schmücken. Fast jedermann erwartet Freunde oder Verwandte aus den umliegenden Dörfern, und da versteht es sich von selbst, daß der Garten von wucherndem Unkraut befreit, die mit grauen Kieselsteinen gepflasterte Hausflur mit dem feinsten und weißesten Sand bestreut und die große Wohnstube mit den rot oder blau angestrichenen Bänken, Tischen und Stühlen aufs sorgfältigste gescheuert sein muß. Diese Generalsäuberung erstreckt sich häufig auch auf den sogenannten „Däälbaamel", einen zahmen, frei auf der großen Lehmdiele herumlaufenden Hammel, dessen arg verstaubtem zottigen Vließ dann mit Hülfe einiger Haidebesen am Brunnen im Hof seine natürliche Farbe wiedergegeben wird.

Bei dem Scheuren der kupfernen, zinnernen, ihenen und hölzernen Küchengeräte pflegt das scharfe Auge der Hausfrau gewöhnlich allerlei Entdeckungen zu machen, welche dem Ehemann, der seine braunen Hengste im Geist schon mit dem zu kaufenden neuen Geschirr vor dem Wagen einherstolzieren sieht, eben nicht besonders erfreulich sind. Bald ist ein Kessel gänzlich unbrauchbar geworden oder ein Topf zerbrochen, bald rinnt das Butterfaß, bald mahlt die Kaffeemühle zu grob, bald ist der große Grapen * gesprungen und bald sind die hölzernen Eßlöffel zerbrochen oder verloren. Da die Hengste unmöglich länger in dem alten Geschirr durchs Dorf laufen können und Butterfaß, Kessel und Grapen „irreparabel" sind, wie die Frau betheuert, so beschließt der Hausherr, um diese außergewöhnlichen Ausgaben zu decken, auf den Winter ein Ferkel mehr fett zu machen, nach welchem Entschluß sich seine unmutsvolle Stirn erheitert und seine Gedanken wieder zu dem neuen Geschirr für seine Hengste zurückkehren.

Die größte Thätigkeit aber herrscht in den Wirthshäusern des Dorfes. Wirt und Wirtin, Knechte und Mägde dreifern sich, den Tanzboden mit Guirlanden und Kränzen aufs schönste zu putzen und zu schmücken, da derselbe fast von allen Marktbesuchern in Augenschein genommen wird, wenngleich die Mehrzahl den Saal und das bunte, fröhliche Getümmel darin nur aus der Ferne anstaunt.

Mit der sinkenden Sonne erscheinen die ersten Marktleute und Marktwagen, welche letztere höchst drollig aussehen. Um die Transportkosten der Waaren so viel als möglich zu verringern, mieten sich sämmtliche Verkäufer und Verkäuferinnen aus einem und demselben Ort ein zwei- oder vierspänniges Fuhrwerk und thürmen ihre Kisten, Ballen, Körbe und Schachteln dergestalt auf dem standfesten Leiterwagen übereinander, daß der ganze Mut eines marktebereisenden, vielerfahrenen und im Marktjubel ergrauten Härings- oder Kuchenweibes dazugehört, sich auf die höchste Höhe dieses schwankenden und ächzenden Kistengebirges zu pflanzen und allen Stößen, welche die holperigen Haltwege austheilen, eine unerschütterliche Ruhe entgegenzusetzen. Den possierlichsten Anblick bietet der Marktwagen eines Böttchers dar. Da dieser für seine sperrigen und bauchigen Waaren einen bedeutenden Raum nötig hat und außerdem mit Sicherheit auf einen guten Absatz rechnen kann, so theilt er den Wagen mit keinem andern Marktkaufmann, sondern füllt denselben ganz allein mit seinen eignen Fabrikaten, welche er auf das künstlichste in-, neben-, auf-, über-, und aneinander fügt und legt und bindet. Den Centralpunkt dieses scheinbaren Chaos von Eimern, Zubern, Badewannen, Butterfässern, Stühlen und Tonnen bildet gewöhnlich ein auf die Seite gelegter Riesenfaßbot, in dessen Innerem der Schöpser dieses wunderbaren Weltbaues seinen Sitz während der Fahrt nach dem Marktdorf nimmt und von dort aus sein schnaubendes Zweigespann lenkt. Die jüdischen und die vornehmern christlichen Kaufleute schlagen ihre Buden von Leinwand unter dem Jubel der sämmtlichen Dorfjugend bereits am Vorabend des Marktages auf, die kleinern Verkäufer dagegen benutzen die Morgenfrühe des letztern zu diesem Geschäft, und wenn die Besitzerin des Orts am festlichen Tag erwacht, prangt auf der großen Dorfflur eine kleine Stadt von weißschimmernden linnenen Häuschen.

Daß jemand am Markttag die Zeit verschlafen sollte, ist rein ein Ding der Unmöglichkeit, denn ehe sich noch eine Lerche ansichtig, „auf ihren bunten Liedern in die Luft zu klettern", traben die verkaufslustigen Pfefferkuchen- und Semmelfrauen schon zu Dutzenden durch das Dorf und pochen und donnern mit ihren Fäusten dermaßen an die verriegelten Hausthüren, daß

* Ein paukenförmiger eiserner Topf mit drei Füßen.

die aus süßen Morgenträumen Emporgeschreckten diese freylhafte Störung an jedem andern Tage sehr übel vermerken würden — am Jahrmarktage aber vermag kein Grimm im Herzen Wurzel zu fassen — sind es die Vorboten des schönen Festes doch selbst, welche Reveille schlagen!

Mit der steigenden Sonne wird es allgemach lebhafter. Von allen Seiten ziehen Schaaren von Landleuten, in ihren besten Sonntagsstaat gekleidet, aus den benachbarten Orten ins Dorf ein und betrachten die stattlichen Häuser der Honoratioren mit neugierigen Blicken. Einige sprechen erst bei Freunden oder Verwandten vor, andre eilen grabswegs dem gelobten Platze zu und staunen die in den Buden zur Schau ausgestellten Wunderdinge an. Das Begaffen, Anstarren, Befühlen und Betasten spielt überhaupt eine große Rolle an dem Tage. Bevor ein Bäuerlein der zu kaufenden Gegenstand nicht von allen Seiten auf das allergenauste mit den Augen und Händen geprüft hat, schließt es den Handel nicht ab. Manchmal gelingt es ihm wol, diesen oder jenen Fehler an irgend einer Sache zu entdecken, aber die dämonische Beredtsamkeit der Verkäufer, namentlich der jüdischen, welche die Landleute mit wundersamer Gewandtheit zu behandeln verstehen, weiß den Fehler binnen kurzer Zeit so vollständig in einen Vorzug zu verkehren, daß der unerfahrene Ackersmann Gott im Stillen dankt, wenn er es dahin bringt, daß der sogenannte feste Preis aus besonderer Rücksicht um einen Groschen herabgesetzt wird. Je länger das Bäuerlein aber gafft und befühlt und betastet, desto größer wird die Lust zu kaufen bei ihm. Hat er erst ein Ding in der Tasche, so kommt sehr bald ein zweites, drittes und viertes hinzu, und so lange noch eine Silber- oder Kupfermünze in dem mit roten und gelben Blumen verzierten ledernen Beutelchen herumtanzt, wird bewundert und gekauft.

(Fortsetzung folgt.)

Bertha Thomas, geb. Hausmann,

königlich preußische Hofschauspielerin.

Nekrolog.

(Schluß.)

Unter sehr schwierigen Umständen suchte Bertha Thomas die Verbindlichkeiten gegen die Hamburger Bühne aufzuheben, debütirte dann im April 1849 auf der königlichen Bühne in Berlin als Maria Stuart, Franziska in „Mutter und Sohn“ und Elisabeth in „Don Carlos“, und trat im Mai desselben Jahres als angestelltes Mitglied und zwar im Fach der ersten Liebhaberinnen und jüngeren Anstandsdamen auf, und zwar als Beatrice in „Viel Lärmen um Nichts“, als welche ihr geistvolles Spiel im Ensemble mit dem Benedict des Herrn Hendrichs diese geniale Schöpfung Shakespeare's zweifmal mit dem entschiedensten Beifall auf die Bühne brachte. Dieser Beifall blieb ihr bis zu ihrer letzten Darstellung auf der königlichen Bühne — am 1. April 1852, als Ophelia, vor ihrer Urlaubsreise nach Königsberg in Preußen — neben den Leistungen der ersten und gefeiertsten Künstler und Künstlerinnen, wie sie die königliche Bühne aufzuweisen hat, nicht nur ungeschmälert, sondern ihr Talent erwarb sich auch die ehrendste öffentliche Anerkennung, die gerechte Würdigung ihrer Fachgenossen und die rühmlichste Beurteilung von Kunstverständigen. Ihr Contract wurde auf weitere fünf Jahre ausgedehnt, wodurch sie bewogen wurde, einen ehrenvollen Antrag des Generalintendanten v. Gall auszuschlagen, indem sie als Preußin ihrem Vaterland den Vorzug geben wollte.

Bertha Thomas besaß ein vielseitiges Darstellungstalent, dem sie gleiche Geltung sowol im tragischen Charakter als in fein komischen Rollen zu verschaffen wußte. Von ihrer gistigen Reglamkeit, der Vereitwilligkeit, ihre künstlerischen Kräfte rücksichtslos der Bühne zuzuwenden, gab sie im Sommer 1849, als durch Beurlaubungen und Krankheiten die Mitgliederzahl in ihrem Fach fast bis auf sie reduciert worden war, einen eben so seltenen als nicht genug anzuerkennenden Beweis, indem sie durch ihre ununterbrochene Thätigkeit allein den geregelten Fortgang der Schauspielvorstellungen möglich machte.

Diejenigen Rollen, in welchen sich Bertha Thomas auf andren Bühnen und zuletzt auf der in Berlin ganz besondere Auszeichnung erwarb, waren: Maria Stuart, Choli und Elisabeth in „Don Carlos“, Adelheid in „Götz von Berlichingen“, die beiden Leonoren in „Tasso“, Jungfrau von Orleans, Lady Macbeth, Ophelia, Margarete in „Faust“, Luise und Lady Milford in „Kabale und Liebe“ und Deborah. Der damals bei der ersten Vorstellung des letztgenannten Stückes auf der königlichen Bühne in Berlin anwesende Verfasser, hingerissen von dem großartigen Spiel der Künstlerin, dankte ihr für ihre Leistung nicht allein, sondern fügte auch hinzu, daß er selbst von einer solchen Höhe des dramatischen Ausdrucks dieser Rolle überrascht sei. In Lust- und Conversationsstücken, als: Minna v. Barnhelm, Donna Diana, Beatrice, Margarete in „Königin von Navarra“, Marquise v. Villette, Maria Nancini in „Mazaria“, Rosamunde in „Rosenmüller und Finke“, Franziska in „Herz vergessen“ ꝛc. Verstand es die verewigte Künstlerin, die tiefsten Leidenschaften, den Heroismus einer Seele zur vollständigsten Anschauung zu bringen, so gelang es ihr nicht minder im Lustspiel seine Koketterie, Witz, Humor, die ganze Innigkeit und Frische eines von Heiterkeit und Lebenswärme erfüllten Herzens in reichen, stets anmutsvollen Zügen, frei von allem Curiren und Manieriren in den vielseitigsten Nuancen wiederzugeben. Alle ihre Darstellungen, selbst die weniger bedeutenden, trugen das Gepräge des Gerundeten und der Originalität und verrieten den schöpferischen Geist, der frei von allem Nachahmen seine eigene Bahn wandelte. Eine schöne, edle Gestalt, sprechende Formen des Antlitzes, ungewöhnliche mimische Begabung und ein feuriges, dunkles Auge, dessen außergewöhnlicher Glanz sich in dem Moment des Affectes bis zur Glut steigerte, vereint mit einer klangvollen, wollautenden Sprache, deren Kraft sich selbst in den umfangreichsten Darstellungen niemals erschöpfte, standen ihrem Talent stets dienend zur Seite und gewährten ihren Darstellungen eine wolthuende Frische und lebensvolle naturwahre Erscheinung.

Wie sich jedes bedeutende Talent auch stets auf einer ganz eigentümlichen Charakteranlage zu gründen pflegt, so war es auch bei der Verewigten der Fall. Ihr tiefes, inniges Gemüt bedingte ein ebenso tiefes abgeschlossenes Innenleben, in welchem sie sowol die Aufgaben ihrer Kunst als die Veredlung des eigenen Menschen zu lösen hatte — wie die zurückgelassenen schriftlichen Studien über die darstellende Kunst und eine reiche Sammlung philosophischer und poetischer Gedanken einen schönen Beweis liefern — und sie erschien, wie Naturen mit dergleichen Anlagen gewöhnlich zu erscheinen pflegen, häufig kalt, verschlossen, nicht mittheilend, namentlich in Fällen, in denen sie sich durch die Anmaßung der Unbildung oder Seichtheit des Charakters und Herzens herausgefordert fühlte. So wie sie sie Personen, denen sie ihrer Ueberzeugung gemäß Achtung und Vertrauen schenkte, mit der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Wesens und dem eigenen Vertrauen entgegenkam, um so mehr verschloß sie den zarten Kelch ihres innern Seins gegen Personen, bei denen sie keine gleiche Geistes- und Gemütsstimmung voraussetzen konnte und ließ sich niemals herab, die Wahrheit ihrer Empfindungen durch

künstlichen Schein zu ersetzen. Von Berlin aus benutzte sie die Urlaubszeit zu Gastspielen auf den Theatern zc. Köln, Düsseldorf, Posen, Königsberg in Preußen und Thorn. Vor ihrer Urlaubsreise nach Königsberg erhielt sie die ehrende Aufforderung zu Gastvorstellungen auf dem deutschen Theater in London neben Emil Devrient.

Nachdem sie während des Monats April 1852 auf der Königsberger Bühne, woselbst sie die Lady Macbeth nach der Tieck'schen Bearbeitung zum erstenmal mit außerordentlichem Erfolg gab, gastirte, erfüllte sie auf ihrer Rückreise mit der ihr eigentümlichen Bereitwilligkeit den Wunsch der Theaterdirection in Thorn, daselbst als Deborah aufzutreten.

Obwol sie in der letzten Zeit ihres Lebens anscheinend körperlich woler zu sein schien als früher, machte sich doch eine gewisse Abspannung und gedrückte Gemütsstimmung bemerklich, ohne daß sich ein besonderes physisches Leiden herausstellte. Nach der Darstellung der Deborah in Thorn fühlte sie sich vollkommen wol und unternahm am nächsten Tag bei dem heitersten Wetter einen kleinen Spaziergang. Bei demselben zog sie sich ein leichtes rheumatisches Fieber zu, von welchem sie innerhalb zehn Tagen hergestellt wurde und nicht das geringste Symptom in ihrem Befinden ihren so nahen und plötzlichen Tod ahnen ließ. In der Nacht des 8. Mai endete ein ohne alle Veranlassung hinzutretender Nervenschlag in kurzer Zeit ihr Leben und so sollten Deborahs Worte: „Ich segne dich, euch alle, alle!“ welche sie vor wenig Tagen gesprochen, der Schwanengesang sein, mit welchem diese so seltene Künstlerin der theatralischen Laufbahn auf ewig Lebewol sagte.

Sie wurde in Thorn beerdigt. Ihr durch den großen Verlust niedergeschmetterter Gatte bestattete sie zur Ruhe. Die Theilnahme der Einwohnerschaft Thorns für die Künstlerin, welche sie nur aus einer Rolle kennen gelernt, ist fast beispiellos zu nennen. Das Gymnasium wurde am Tag ihrer Bestattung früher geschlossen, indem die Lehrer und zum Theil die Schüler dem Zug beiwohnten. Der dortige Gesangverein trat zusammen, um durch passende Vorträge die Feier zu schmücken. Die ersten Damen, die angesehensten Einwohner der Stadt schlossen sich dem Leichenzug an, zwei Geistliche begleiteten die kalte Hülle unaufgefordert zu Grabe, eine zahllose Menschenmasse bedeckte die Straßen, welche der Zug passiren mußte. Ihre Ruhestätte hat die Liebe und Verehrung des Gatten und die Theilnahme der Bewohner jener Stadt zu einem duftigen Blumenhügel geschaffen, den der trauernde Genius der Kunst hütet.

Ist es auch das tragische Schicksal des darstellenden Künstlers, daß seine Schöpfungen die Zeit nicht überdauern, in welcher er sich auf den Brettern bewegt; soviel ist gewiß, daß Bertha Thomas in der Erinnerung aller derer leben wird, welche Gelegenheit fanden, sie in ihren Meistergebilden zu sehen; ihr Name wird dem gleich anderer Heroen in der Geschichte der Schauspielkunst verzeichnet bleiben.

Briefe.

77.

⚘ **Berlin**, den 21. September.

Lennés. Ein neues Bild von Begas.

Der königliche Gartendirector Lennés, welcher nach Ischl eingeladen worden ist, um daselbst großartige Gartenanlagen und Verschönerungen vorzunehmen, ist gestern dahin abgereist. Der Kaiser von Oesterreich hatte sich in dieser Angelegenheit an unsern König gewendet, der dem Wunsch des Kaisers durch die unverzügliche Entsendung des Herrn Lennés willfahrte. Der geniale Gartenkünstler wird im October hier wieder eintreffen, da er die großen neuen Anlagen in Sanssouci fortzusetzen hat.

Das große Bild von Begas, den „Verrat Christi durch Judas“ darstellend, welches den Glanzpunkt unserer hiesigen Kunstausstellung bildet, ist, nachdem der König, in dessen Auftrag das Bild ausgeführt worden, dem Künstler die Erlaubniß hierzu ertheilt hat, vorgestern auf die hiesige Kunstausstellung gebracht worden. Es wird dieses Bild für eine der gelungensten Schöpfungen des großen Künstlers erachtet. Selbst solche, die mit der Auffassung des Meisters bei historischen Gegenständen sonst wegen einer eigenen strengeren Richtung nicht immer übereinstimmen, spenden dieser Arbeit reichliches Lob.

Tabletten.

⁂ Der Lütticher Zeitung wird aus Seraing geschrieben, daß dort in sogenannten Terrisses, verlassenen Stellen, wo früher auf Steinkohlen gebaut wurde, immerfort Feuer brenne. Unter anderm in dem Hof eines Gärtners Dowans, dessen Gebäude, Rue St. Eloi auf einer solchen Terrisse errichtet, brauche man nur einen Fuß tief mit dem Stock in den Grund zu bohren und der Oeffnung ein angezündetes Schwefelhölzchen nahe zu bringen, um die schönste blaue Flamme zu haben. Macht man eine größere Oeffnung und setzt ein Rohr darauf, so hat man eine sechs Fuß hohe Feuergarbe. Dowans hat diese Erscheinung zu seinem Bedarf benutzt: er heizt mit dem Gas seine Treibhäuser, seine Küche und Wohnzimmer, indem er daselbe durch einfache, von Ziegeln gemachte Kanäle hinleitet, wo er es haben will. Die Bewohner der umliegenden Häuser haben auf dem Hof ganz einfache Kochherde angelegt über in den Boden gegrabenen Oeffnungen. Man sieht dort im Tage ganze Bataillone Kochtöpfe schmoren und brodeln, ohne daß man die Flamme gewahrt. Man glaubt, die Töpfe ständen da, um abgekühlt zu werden, und nicht, um zu kochen. Seit drei Jahren sind diese Küchen schon in vollster Thätigkeit.

⁂ In der sibirischen Provinz Jakutsk, deren Flächenraum einem Drittel von Europa gleichkommt, haben die griechisch-russischen Missionare eine tragbare Kirche bauen lassen, die man auseinandernehmen und leicht wieder zusammensetzen kann. Seit acht Monaten haben sie mit dieser auf mehre große Wagen geladenen Kirche, in welcher bereits 1500 Heiden die Taufe empfingen, den größeren Theil der Provinz durchzogen und mehr als 2200 Stunden zurückgelegt.

⁂ Ein Wiener Mechaniker hat eine Brodschneidemaschine erfunden, die sich besonders für jede größere Küche eignet. Die Maschine leistet in drei Stunden, was eine Person zwei Tage beschäftigt.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 24. September. (Vorletzte Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini. Norma (in italienischer Sprache): Fräulein Cruvelli.

(Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Samstag, den 25. September. (Zum erstenmal): Helene von Seligiere, Intriguenstück in vier Abtheilungen von Jules Sandeau, bearbeitet von W. Friedrich.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N° 230. Samstag, 25. September **1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Ernest Ziehen.

(Fortsetzung.)

Warum gab er Euch das Schreiben denn nicht in Verwahrung? fragte Konrad mit forschendem Blick. Habt Ihr es gesehen? Dacht' ich's doch, Ihr habt es nicht gesehen, fuhr er fort, als Renate darauf keine Antwort gab... ja, ja, ein Vorwand ist leicht gefunden! — Ich habe den Offizier selbst gebeten, es bis übermorgen zu behalten, erwiderte das Mädchen mit wachsender Bangigkeit. Wenn du daran zweifelst, daß er einen Brief für den Vater hat, so magst du selbst zum Kirchdorf hinübergehen und ihr denselben für mich ausbitten. — Das verlohnte sich drum! sachte Konrad höhnisch. Hab' wol was besseres zu thun, als französischen Offizieren und nicht vorhandenen Briefen nachzulaufen. — Dann thu' mir wenigstens den Gefallen, guter Konrad, und sag' es heute und morgen dem Vater nicht, daß ich mit dem Offizier gesprochen, entgegnete Renate. Uebermorgen will ich ihm ja selbst alles erzählen. Du würdest mir und ihm eine große Freude verderben, wenn du nicht bis dahin schwiegst. — Nun, wenn Ihr Flasche, Glas und Teller dort stehen laßt, versetzte der Waldwärter, nach dem steinernen Tisch deutend, so überhebt Ihr mich der Mühe, Eurem Vater Bericht von dem Vorfall abzustatten.

Renate erschrack heftig, eilte rasch zum Tische und trug Flasche, Glas und Teller ins Haus. Konrad aber murmelte vor sich hin: Erführ' es mein Herr, daß ich Renate mit einem französischen Offizier allein gelassen, ich könnte den Dienst verlieren. Und doch mag ich's dem Mädchen auch nicht zu Leide thun, daß ich die Geschichte erzähle; das arme Ding freut sich ja über alle Maßen zu der Ueberraschung mit dem Brief! — Nicht wahr, lieber Konrad, du sagst dem Vater nichts? bat Renate, aus dem Hause zurückkommend, mit schmeichelnder Stimme. Sieh der Offizier ist ja so ehrlich und gut! — Ehrlich und gut! rief der Waldwärter spottend. Ja, so sehen die Herren Offiziere alle aus! Ehrlich und gut! Wol drehalb, weil er recht glatte Worte zu Euch sprach und recht schön that?! Ja, ja, ich kenne das! — Ich weiß wahrlich nicht, was du haßt, Konrad! rief das Mädchen unwillig und schmerzlich. Der Fremde ist bei Gott ohne Falsch; ein böser Mensch kann nicht so sprechen wie er, das sagt mir mein Herz.

Der Greis blickte eine Weile stumm vor sich hin; dann versetzte er rasch und bestimmt, gleich als ob er einen Entschluß gefaßt habe: Nun so sei's drum, Euch zu Liebe will ich bis übermorgen schweigen! aber das sag' ich Euch, sobald ich das Geringste höre oder sehe, was mir nicht gefällt, so erfährt Euer Vater die ganze Geschichte noch in derselben Minute. Damit wandte er sich von dem Mädchen ab und schritt dem Obstgarten hinter dem Hause zu, wo er seine vorhin unterbrochene Beschäftigung, junge Stämme an neueingeschlagene Pfähle zu binden, mit großem Eifer fortsetzte.

Renate, vor wenig Augenblicken noch so überglücklich in Erwartung und Hoffnung, war durch die Worte des Waldwärters all ihrer Freude beraubt worden. Obwol ihr Herz rein wie der klare Morgenthau war und kaum eine Ahnung von Schuld und Frevel in ihrer Seele wohnte, so erfüllte sie dennoch ein heimliches Bangen, wenn sie dachte, daß ihr Pflegevater durch ein Spiel des Zufalls die Anwesenheit des französischen Offiziers erfahren und auf den Gedanken kommen könne, daß sie ihn hintergehen wolle. So beschloß sie denn in ihrer Angst, am andern Morgen in aller Frühe zur Frau Tanner zu gehen, dieser alles zu entdecken und von dort aus den Offizier brieflich auf das dringendste zu ersuchen, vor der Ueberreichung des Schreibens von seinem Oheim nicht wieder zum Jägerhause kommen zu wollen.

Mit dem Vorsatz eilte sie leichtern Herzens in ihr trauliches Stübchen, vor dessen offnem Fenster sich die duftenden Rosen im Abendwinde wiegten und die Blätter der Efternden Weinreben leise flüsterten und rauschten.

2.

Eine Stunde mochte über das stille Waldthal hingezogen sein, da erschallte plötzlich lautes fröhliches Hundegebell am Rande des Forstes und gleich darauf erschien eine hohe kräftige Gestalt, von zwei stattlichen Hunden umjauchzt, zwischen den von der Abendsonne durchflunkelten Buchenstämmen. Es war der Förster Reinold, der von der Beaufsichtigung der Holzhauer heimkehrte, um sich vor der nächtlichen Wanderung durch das Revier einige Stunden in seinem Häuschen zu erholen.

Renate war gleich bei dem ersten Anschlagen der Hunde aufgesprungen und lief dem langsam Heranschreitenden jetzt in freudiger Hast entgegen. Tausendmal willkommen, lieber Vater! rief sie, ihm Jagdtasche und Büchse abnehmend. Du bist ja heute recht lange ausgeblieben! — Es sind vergangene Nacht wieder Holzdiebe im Walde gewesen, versetzte der Förster mit sichtlichem Aerger, und da bin ich denn ein paar Stunden ihrer Spur nachgelaufen. Habe die Schurken aber gottlob erwischt! Diesen ewigen Diebereien werd' ich ein Ende machen, so wahr ich Reinold heiße! — Haben die Leute denn wieder Bäume abgesägt? fragte Renate, den Vater mit sanfter Gewalt auf die Bank unter den Linden niederziehend. — Zweige haben sie von den Bäumen gebrochen und Reisholz aufgelesen, erwiderte Reinold, und das hab' ich ihnen ein- für allemal auf das strengste verboten. Hauptsächlich aber kann ich's nicht leiden, daß sie so bei Nacht und Nebel durch den Forst schleichen. Sind's arme Leute, warum kommen sie nicht zu mir und bitten mich offen und ehrlich um Holzabfall? Die Dürftigen sind noch nie mit leeren Händen von mir gegangen, aber das Heimliche ist

mir nun einmal bis in den Tod verhaßt! Bei diesen Worten zog er den Tabaksbeutel aus der Jagdtasche und stopfte sich mit einiger Umständlichkeit seine kurze Pfeife, wobei seine finstern Züge nach und nach einen freundlicheren Ausdruck gewannen. — Soll ich dir den Tisch hier draußen decken, lieber Vater? fragte das Mädchen schmeichelnd. — Thu' es, mein Kind, antwortete der Förster mit beifälligem Kopfnicken, der Abend ist gar schön... es sitzt sich gut hier.

Renate sprang darauf fröhlich ins Haus, gefolgt von den beiden Hunden, welche durch ihre Liebkosungen dem Mädchen bemerklich zu machen suchten, daß auch sie nicht vergessen zu werden wünschten. Reinold blickte seiner Pflegetochter mit stiller Freude nach und sprach bei sich selbst: Meine Renate ist doch ein herziges Kind! Wenn ich ihr nur in die klaren, treuen Augen blicke, nur ihre liebe Stimme höre, so wird's gleich still und friedlich hier in der Brust. Hätt's nimmer gedacht, daß ich in meinen alten Tagen noch einmal eine solche Freude haben sollte; ohne dies Mädchen wär' ich ein armer, einsamer Mann. Ihre selt'ne Liebe und Treue kann ich ihr gar nicht vergelten; all ihr Dichten und Trachten geht nur dahin, mir das Leben zu versüßen. Nun, der Leiden hab' ich auch zur Genüge genossen, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, indem er die gefüllte Pfeife feitwärts an den Stamm der Linde lehnte und mit untergeschlagenen Armen regungslos in die Dämmerstille des Hochwalds hineinschaute, aus dem die Abendlieder der Vögel herüberklangen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben in Niedersachsen.

Mitgetheilt von ***n.

Ein Dorfjahrmarkt.

(Fortsetzung.)

Außer den gewöhnlichen Einkaufsgegenständen: den nöthigen Haus- und Ackergeräthschaften, Kleidungsstücken und mancherlei städtischen Leckerbissen, finden noch verschiedene andere seltsame Dinge reißenden Absatz. Hier schreit ein heiserer Orgeldreher mit den grimmigsten Mienen „eine zuckersüße Geschichte in lieblichen Versen" oder eine „herzumkehrende Begebenheit aus der nicht zu Stande gekommenen badischen Republik", schön gedruckt für einen Schilling oder einen Matier (eine Münze, vier Pfennige an Werth) aus — und ehe er das neueste Tonwerk mit der Rechten „abgedreht" hat, ist die Mehrzahl der zuckersüßen und herzumkehrenden Lieder bereits in den Händen der umstehenden jungen Mädchen und Burschen, welche die mit Mord und Brand gemalte große Leinwand mit leisem Schauder anstarren. Einige Schritte weiterhin preist ein unendlich beredter Oel- und Fettfleckenvertilger seine Zauberdugels und sein Katzenfilber an und verwandelt unter einem Strom der fabelhaftesten Redensarten vor den Augen der gänzlich verblüfften Haidebewohner einen unscheinbaren gemeinen kupfernen Pfennig in ein funkelndes Silberstück. Alles ist starr vor Staunen und die Katzensilberstangen gehen ab wie warme Semmel.

Da die niedersächsischen Bauern die Cigarren meist nur vom Hörensagen und vom Anschauen kennen, sonst aber tüchtige Raucher sind, so legen sie auf eine schmucke Pfeife großen Werth und die Drechsler aus den benachbarten Städten unterlassen nicht, auf jedem Jahrmarkt eine reiche Auswahl von Rauchwerkzeugen zur Schau auszustellen. Was in der Stadt für geschmacklos gelten würde, ist dem Landmann grade das Liebste. Je mehr Farben, Schnörkeleien, Zacken, Quasten und Schnüre an der Pfeife sind, desto mehr sticht sie dem jungen Burschen, der eine Sonntagspfeife braucht, in die Augen und desto höher wird sie von ihm bezahlt. Vor allem aber muß der Porzellankopf die gehörige Eigenschaft haben, das heißt: entweder mit einem „berühmten Bilde" oder mit einem kernhaften, frappanten Spruch geziert sein. Zu den berühmten Gemälden gehören Porträte von allgemein bekannten oder gefürchteten Personen alter und neuer Zeit: Brustbilder von den norddeutschen Fürsten, von einzelnen Helden aus den Befreiungskriegen, von Napoleon oder dem türkischen Sultan, der hier und da noch als ein fabelhaftes Wesen angesehen wird, namentlich von älteren Leuten, welchen die Stoßseufzer der alten Kirchengesänge vor gnädiger Abwehr „des Türken" aus ihrer Jugendzeit noch im Gedächtniß sind. Vor einem Jahrzehnt war das Porträt eines verwegenen Mildschützen namens Elbig, der an der Unterelbe unweit Hamburg sein Wesen trieb und eine Reihe der kühnsten und geschicktesten Streiche vollführte, außerordentlich beliebt und selbst in den größeren niedersächsischen Städten erblickte man das wilde, braunrote, bärtige Gesicht buzendweis vor den Schaufenstern der Kaufläden. Was die kernhaften Sprüche betrifft, so hat „der Pipenmann", wie der Hornbrechsler gewöhnlich genannt wird, stets eine Anzahl Köpfe mit den wunderbarsten Inschriften vorrätig. Auf die feinere Gesellschaft und der Sprüche nimmt das Bäuerlein weniger Rücksicht — aber gut und neu müssen sie klingen, sonst hat sie der Pipenmann vergebens zur Schau ausgestellt. Köpfe mit Sprüchen, wie: Freien ist so süße, wie gebratne Lämmersüße — Viel besser kräht der Hahn, so er die Kehle feuchtet an — Ein Doctor und ein Bauer wissen mehr als ein Doctor allein — Die Ehe ist das Grab der Liebe — Lieber einen Darm im Leibe gesprengt, als dem Wirt ein Tröpflein geschenkt — Drei Frauen, drei Gänse und drei Frösche machen einen Jahrmarkt — Ein Bauer kommt ebense früh in den Himmel als ein Edelmann — Ein Gott, Ein Rock, Ein Weib — Alles mit Maß, sagte der Bauer, da trank er eine Maß Branntwein — Wer da badert um ein Schwein, nehm' eine Wurst und lass' es sein — Wir können nicht alle Kaiser werden, es muß auch Bauer geben — Gott läßt der Ziege den Schwanz nicht länger wachsen, als sie ihn brauchen kann — Sprich was wahr ist, trink' was klar ist, ist was gar ist — Geduld überwindet Saubohnen — und dergleichen gehen reißend ab und das Buchfabriken der Käufer, die Erklärungen des gravitätischen Pipenmannes und die Freude der ersteren über den prächtig klingenden neuen Spruch sind höchst ergötzlich anzuhören und anzuschauen.

Eine besondere Anziehungskraft üben die Buchbinderbuden auf Alt und Jung aus. So viele Bücher sehen die meisten jährlich nur einmal auf einem Fleck beisammen, denn des Pfarrers Studirstube und Bibliothek bekommen verhältnißmäßig nur sehr wenige zu Gesicht und was der „Herr Schulmeister" an Druckſachen besitzt, ist nicht im entferntesten mit der Buchermasse zu vergleichen, welche in den Fächern der Buchbinderbude prangt. Die großen goldenen Buchstaben der Titel, die saubern Lederbände mit prächtig funkelndem Goldschnitt, die bunten, rothackirten Mockenblätter * mit sinnreichen, für die Augen und das Herz des weiblichen Geschlechts berechneten Sprüchen und die wunderbaren, mit den grellsten Farben colorirten Abbildungen berühmter Menschen, Thiere und Städte des Erdkreises werden mit unermüdlicher Ausdauer und Begeisterung angeklarrt, und hat jemand nach langem Betrachten und Beschlafen endlich eine neue Bibel, ein Gesangbuch, einen Kinderfreund oder eine Fibel für sich oder seine Buben gekauft, so versammelt sich alsobald

* Zwei bis drei Fuß lange Pappstücke, welche zur Umhüllung des Spinnrockens dienen.

ein dichter Kreis von Freunden und Bekannten um ihn, welche sich in kindlicher Einfalt mit dem glücklichen Besitzer freuen und sich nicht allein an dem schönen Aussehen, sondern häufig auch an dem kräftigen Leder- und Kleisterduft des saubern frommen Buches ergötzen.

Genießen die Bauern den Jahrmarkt so recht mit ganzer Seele, so kann man dies von den Honoratioren des Ortes nicht wol behaupten, welche vor den Pfefferkuchen- und Semmelweibern ihres Lebens nicht froh werden. Diese machen eine förmliche Jagd auf jeden, der nicht zu dem Bauernstand gehört. Wagt es der Pfarrer, der Doctor, der Amtsvogt oder der Küster, den Marktplatz zu betreten, so schießen sogleich fünf bis sechs jener liebenswürdigen Wesen auf ihn zu, schreien ihm mit gellender Stimme die Vorzüge ihrer „Pfeffernüsse, „Mölln'schen Zwiebäcke", deren Composition in Eulenspiegels Bestattungsorte erfunden ist, Speckaale, Butterkuchen ꝛc. ins Ohr und gehen in ihrer Sehnsucht nach vornehmen Käufern oft so weit, die ehrwürdigen und unverletzlichen Männer am Aermel zu ergreifen und mit sanfter Gewalt nach der Stätte zu führen, wo ihr grauleinenes Dach über einer geöffneten Kiefernsemmelkiste im Winde flattert. Besitzt der also Entführte nicht eine bedeutende Charakterfestigkeit und einen hinreichenden Vorrat von kräftigen, ins Gröbliche hielenden Kernworten, so sieht man ihn nach Verlauf von einigen Minuten mit übervollen Taschen und mit einem staunenerregenden Pack unter dem Arme den verhängnißvollen Ort verlassen und mit scheuen Blicken und raschen Schritten dem nächsten Ausgangspunkt des Marktplatzes zueilen.

(Schluß folgt.)

Ein Gedicht von Beranger.

Der alte Sängerfürst Beranger, der so lange stumm in sich versunken mit seiner Muse zu trotzen schien, hat plötzlich in die Saiten seiner Volksleier gegriffen und unter „weinendem Lächeln" ein Lied, „Le coq et l'aigle" überschrieben unter die Massen Frankreichs geschleudert. Das Gedicht circulirt aus leicht faßlichen Gründen blos in Abschrift, doch wußte es sich bereits in die vergoldeten Salons der haute volée und in die möbelleeren Hütten der Arbeiter einen Weg zu bahnen — und ward ebenso schnell volksthümlich wie der berühmte „Roi d'Yvetot". Die Kölnische Zeitung theilt das Lied in gelungener Uebersetzung von einer Dame mit. Diese lautet:

Der Hahn und der Adler.

Dir, stolzer Adler, mußt' verbannt ich weichen,
Dein sind Paläste jetzt und kriegerische Zier,
Gewehte Fahnen sind dein flatternd Zeichen —
Die Werkstatt und die Hütte nur blieb mir.
Und ohne Groll und ohne bittre Klagen
Seh' ich den Glanz von deinen Flügeln wehn . . .
Schon andre Dinge — Nachbar — sah ich tagen,
Und werde bald — noch andre Dinge sehn.

Als siegend Rom nach Frankreich kam gezogen,
Und unsre alten Rechte uns geraubt,
Weint' ich um sie — bin aber still geflogen
Auf meiner Kirche altes Glockenhaupt.
Und ein Jahrtausend in dem nächt'gen Grauen
Erwartet' ich des neuen Morgens Nahn . . .
Schon zweimal glaubt' ich glänzend ihn zu schauen —
Er kann ja warten noch, der alte Hahn!

Bist du der schwarze Aar vom Preußenlande,
Bist du der weiße, dem der Bruder fällt,
Bist du der Doppelaar vom Newastrande,
Bist du's, den Rußlen verehrend hält?
Haß du kein Zeichen, Adler, dir erloren,
Daß vor den übrigen man dich erkennt? . . .
Mein drohend Zeichen ist noch unverloren —
Mein Kamm, der rot auf meinem Haupte brennt.

Du bist ein falscher Römer und nichts weiter,
Doch ich vom Sporn bis zu des Auges Stern
Bin Franke, brav, ein ritterlicher Streiter,
Ein wenig trotzig, schlau und schwatze gern,
Bin eifersüchtig, wenn der Sieg errungen,
Doch meine Fehler liebt wol jedermann! —
Du, armer Adler, kommst zu spät gesprungen . .
In jeder Brust thront noch der Hahn! —

Wirf, Usurpator, nicht so stolze Blicke,
Ich neide dir nicht deines Ruhmes Pracht!
Kaum gestern erst ward'st du gekrönt vom Glücke —
Ich habe längst vor dir Geschichte schon gemacht.
Mit meinen Heldensöhnen Hoche und Marceau
War ich dabei am blutigen Schlachtenplan,
Wir fochten siegreich — und sein Waterloo
Erwartet noch der gall'sche Hahn.

Du wirfst mir vor, daß ich am Miste throne,
Doch dieser Mist nährt Felder blühend weit,
Bei mir ist's gastlich, doch in deiner Zone
Herrscht freundlos kalte Einsamkeit.
Vom hohen Berg droh'n eis'ge Felsenrippen —
Der Deinen einer, den man nie vergißt,
Der fand sein Grab auf jenen steilen Klippen . . .
Ich aber krähe noch auf meinem Mist.

Für dich steht still der Zeiten ruhlos Drängen,
Dein Kriegsgeschrei, das rings die Luft durchzieht,
Es führet nur zu fahlen Leichgepränge
Das Volk, das längst des eitlen Flitters müd.
Ich aber schau' der Zeiten ernsten Gang
Und eine deiner Zukunft seh' ich nah'n —
Ihr gilt als Hymne meiner Stimme Klang —
Merk, Adler, auf, noch kräht der Hahn! . . .

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Der erste Jahrgang des König-Ludwig-Albums ist, wie schon kurz erwähnt wurde, vollendet. Zwei Lieferungen von je sechs Blättern und einem Gratisbeiblatt zusammen ausgegeben, machten den Schluß desselben. Die Herausgeber * haben vollkommen recht, wenn sie in ihrem Begleitschreiben sagen, daß „sie glaubten, der freudigen Gewißheit leben zu können, daß ihr schwieriges Unternehmen in der Kunstwelt einen ehrenvollen Platz bleibend zu behaupten für würdig gefunden wird!" Ueber die Schwierigkeit ihrer Aufgabe war schon vor Beginn derselben nur eine Stimme und sicher hat es nicht wenige gegeben, die sehr daran

* Kunstanstalt von Piloty und Loehle in München.

zweifelten, ob deren Lösung einen günstigen Erfolg finden würde. Die Schwierigkeit lag einzig in der außerordentlichen Verschiedenheit der Darstellungsmanieren der gegebenen Stoffe, welche, wenn das herauszugebende Werk dem Charakter seines Originals treu bleiben wollte, auch in den Vervielfältigungen so viel als möglich charakteristisch wiedergegeben werden mußten, und zwar ohne allen Schein einer zwangvollen Affection. Dies haben die Unternehmer auf die ehrenvollste Weise bewerkstelligt. Dank sei es ihrer künstlerischen Umsicht und ihrem gediegenen Kunstgeschmack sowol als den mitwirkenden Kräften der ersten Künstler unserer Zeit auf dem Gebiet der Vervielfältigungsmethoden. Was wir schon in einem früheren Berichte über das König-Ludwig-Album bemerkten, wiederholen wir hier. Es ist ein Füllhorn voll künstlerischer Studien für Künstler und Laien, sowol seinem inneren als äußeren Gehalt nach. Man kann täglich, stündlich darin blättern und wird sich stets in höchst befriedigender Weise angeregt fühlen. In Beziehung auf die Copie hat keines der Blätter sich vor der Kritik zu scheuen. Was die zahlreichen Sujets der einzelnen Blätter betrifft, so steht's einem jeden frei, nach seinem Geschmack dieses oder jenes zu bevorzugen und wir nehmen uns selbst die Freiheit, aus den letzten zwei Lieferungen einige hervorzuheben, die uns besonders zusagten. Es sind dies: „Tag und Nacht", Crayonzeichnung von Ernst Rietschel in Dresden, Stahlstich von Adrian Schleich; sodann „das Gewitter", Aquarellskizze von Albert Zimmermann (dieser geniale Künstler entfaltet in allen seinen Bildern eine immer großartigere Naturanschauung und einen immer erhabneren Schwung der Fantasie); „die Geburt des heiligen Johannes"; Aquarellgemälde von J. A. Fischer, Steinzeichnung von Koch; „die Findung Moses", Aquarellgemälde von J. Schraudolph; „Römerin aus Albano", von August Riedel; „lauernde junge Füchse", Aquarellgemälde und Steinzeichnung von Benno Adam. Der Inhalt der übrigen Blätter ist bereits bekannt. Mit Begierde sieht man dem zweiten Jahrgang entgegen, dessen Lieferungen zwar hinsichtlich der Durchführung nicht besser werden können als jene des ersten Jahrgangs, sicher aber auch nicht weniger wertvoll ausfallen werden. Was die ferneren Originalblätter betrifft, so bieten sie nicht geringeres Interesse als die bereits zur Herausgabe gewählten, und man darf ja nicht glauben, daß die Herausgeber für den ersten Jahrgang das beste herausgegeben hätten.

Unter dem Titel „Unterhaltungen am häuslichen Herd", herausgegeben von Karl Gutzkow, erscheint vom 1. October dieses Jahres an im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig eine durchaus neue und eigentümliche populäre Wochenschrift in wöchentlich einer Nummer zu einem sehr mäßigen Preis. Den Inhalt derselben bilden Unterhaltungen; theils Novellen und Erzählungen, theils Darstellungen aus der Natur, der Geschichte, dem Menschenleben, theils Mittheilungen über die Kunst, Geselligkeit, Erziehung ic.; dagegen sind Politik, kirchliche Polemik und strengwissenschaftliche Kritik ausgeschlossen. Die erste Nummer der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten. Sie enthält unter der Ueberschrift „Was wir bringen" eine ausführlichere Angabe des Zwecks der Zeitschrift, ferner drei Aufsätze: „Das Heimchen im Ohr", „das Buch der Natur", „Schönheit des Alters" und den Anfang eines neuen Romans von Karl Gutzkow: „Ein Mädchen aus dem Volke".

Unter den literarischen Neuigkeiten der letzten Tage nennen wir Grimms deutsches Wörterbuch, drittes Heft: **Anstehen bis Aufschäumen.**

Tabletten.

*** Ein höchst interessantes Schauspiel bietet das Vordringen des Lavastromes am Aetna. Langsam und majestätisch wälzt die glühende Masse sich vorwärts. Bei dem geringsten Widerstand, auf den sie stößt, staut die vorderste Welle — wenn man sich so ausdrücken kann — sich auf und wächst zu beträchtlicher Höhe an, sendet links und rechts kleine Nebenarme aus, überstürzt endlich, dehnt sich gleichmäßig aus und wälzt sich wieder ruhig vorwärts. Ein fortwährendes Geräusch, ähnlich dem Sprengen der Fensterscheiben bei einem Brand, bezeichnet das unerbittliche Werk der Zerstörung und wird nur hier und da, wo die Masse auf größeren Widerstand oder auf Wasser stößt, durch eine Art Explosion unterbrochen. Bei Tag hat die Masse viel ähnliches mit einem Schlammstrom; der rötliche, glasige Schimmer, der durch das Graue der erkalteten Oberhaut durchbricht, verrät allein ihre vulkanische Herkunft. In der Nacht gewährt der Strom den Anblick eines in dunklem Rot glühenden beweglichen Dammes, der, hier und da von Aschenwolken und Schwefeldünsten überlagert, sich über die Fläche hinzieht. An einzelnen Stellen, bei kleinen Ausläufern, darf man demselben sich so weit nähern, daß man große Kupfermünzen hineinwerfen kann, die dann mit der sie umgebenden Lava mit Stöcken herausgerissen werden. Wenn die Lava kalt und fest geworden, schlägt man die Münze los und behält dann das Gepräge in der versteinerten Masse. Der Auswurf aus dem Krater ist stets von einem dumpfen, rollenden, donnerähnlichen Getöse begleitet und öfters leuchten dabei die hellen Flammen auf, so daß wie durch einen glänzenden Leuchtthurm weit umher die ganze Gegend magisch beleuchtet wird.

*** Um das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin wird nächstens ein Mosaikpflaster gelegt werden.

*** Der Großherzog von Florenz sendete im Stolz auf seinen königlichen Titel zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts den Marchese Vitelli als Gesandten nach Rom. Die Cardinäle nahmen ihn nur mit Widerstreben auf und bereiteten ihm, weil sie sein Verweilen nicht hindern konnten, manchen Verdruß. Altieri gedachte ihn zu demütigen. Er lud den Ambassadeur zu einem Gastmahl in sein Haus und wies ihm bei Tafel einen untergeordneten Platz an. Um jedoch zu verhindern, daß der Marchese seinen Sessel auf den Platz stelle, welchen er seiner Meinung nach einnehmen sollte, ließ er denselben am Boden festnageln. Mit Unwillen nahm Vitelli die Zurücksetzung auf, gab sein Mißvergnügen durch einige kalte Worte zu erkennen und verließ sofort das Zimmer. Meister Pasquino benutzte den Vorfall darüber zu scherzen; er sagte: das römische Ceremoniell sei nach dem Hammerschlag eingerichtet; es besäße einen mechanischen Griff, Souveräne, die sich zu erhöben gedächten, durch ein Mittel daran zu verhindern, von dem die alten Mathematiker sicherlich nichts gewußt. Seine Eminenz hätten der Natur nachahmen wollen, die ihre größten, vortrefflichsten Werke auf den einfachsten Wegen zu vollführen pflege. Man könne hier wol sagen: „Quo so coelestis sapientia duceret, ivit."

54.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 25. September. (Zum erstenmal): Helene von Seigliere, Intriguenstück in vier Abtheilungen von Jules Sandeau, bearbeitet von W. Friedrich.

Sonntag, den 26. September. Faust, große Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Spohr.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 231. Montag, 27. September 1852.

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Zieten.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit darauf erschien Renate mit dem einfachen Abendbrod und sagte, den Tisch mit einem saubern, weißglänzenden Tuch deckend: Hier bring' ich dir alles, was ich habe, lieber Vater. Hätt' ich ahnen können, daß du heute so lange ausbleiben würdest, so hätt' ich mehr zugerichtet. Aber du bist ja wieder so traurig, setzte sie mit einem wehmüthigen Blick auf ihren Pflegevater hinzu, was fehlt dir? Sieh, es ist ja alles so licht und freundlich ringsum; es betrübt mich immer, wenn du so düster vor dich hinstarrst. Schau' doch nur, wie die Abendsonne den dunklen Wald durchfunkelt, wie die goldnen Wolken so herrlich über die hohen Tannen herüberschimmern und die Blumen im Garten so hell und freudig glänzen, als ob der Frühling sie mit seiner schmeichelnden Luft umwehte; ich könnte an solch einem Abend gar nicht traurig sein! — Wol dir, du holdes, unschuldiges Kind, daß du nichts von Leid und Trauer weißt! entgegnete der Förster tief aufseufzend. Sieh', wenn das Leben mir stets so freundlich gelächelt hätte wie hier bei dir im stillen Walde, so könnt' ich auch froh und glücklich sein, aber die Erinnerung an die Vergangenheit breitet einen dunklen Schleier über die hellere Gegenwart. Hätt' ich dein treues Herz nicht, es wäre düstre Nacht um mich! — O könnt' ich die Gegenwart doch zum heitern, freudigsten Tage machen, theurer Vater! rief das Mädchen mit schwärmerischem Blick aus. Mir däucht immer, als müßt' es mir noch einmal gelingen, deinen stillen Gram ganz zu verscheuchen!

Der Förster rückte jetzt näher an den Tisch und begann sich von den aufgetragenen kalten Speisen vorzulegen. Hast du vielleicht vorhin jemand hier vorbeireiten sehen, Renate? fragte er nach einiger Zeit mit gleichgültigem Ton. Als ich drüben auf der Höhe am kleinen Tannengehölz vorbei kam, war mir's, als hört' ich Hufschlag auf dem Kirchhofwege im Thal. Todtenblässe überzog das Angesicht Renatens bei dieser Frage und vor jähem Schreck vermochte sie kein Wort hervorzubringen. Sie fürchtete, daß ihr Pflegevater die Hufspuren draußen vor dem Garten gesehen, oder daß Konrad gegen sein Versprechen doch geplaudert haben könne, und daß der erstere jetzt ihre Wahrhaftigkeit prüfen wolle. Schon war sie im Begriff, alles zu gestehen, da fiel es ihr plötzlich ein, daß der Hufschmied des Kirchdorfes vor einer halben Stunde hart am Jägerhause vorbeigeritten sei, um seinen tiefer im Gebirge wohnenden Schwager zu besuchen. So erwiderte sie denn, halb zur Seite gewendet, mit unsichrer Stimme: Es mag vielleicht der Schmied Walter gewesen sein, den du gehört hast, lieber Vater, der reitet ja manchmal noch spätabends hier vorüber. — Möglich wär's, entgegnete der Förster, es fiel mir nur auf, daß das Pferd so kunstgerecht galoppirte, und daß sich bei jedem Satze ein Klirren hören ließ, als ob ein Säbel gegen Steigbügel und Sporen schlüge. Weil heute Morgen französische Dragoner ins Kirchdorf eingerückt sind, kam mir unwillkürlich der Gedanke in den Kopf, daß vielleicht irgend ein Marodeur hier herumspionirt haben könne.

Als er noch so sprach, schallten plötzlich Hufschläge durch die Abendstille und bald darauf erschienen auf dem Fahrwege, der vom Kirchdorf zum Jägerhaus führte, zwei Reiter. Bei dem Anblick derselben rief der Förster wie triumfirend aus: Siehst du, Renate, daß ich recht gehört habe! Der Walter galoppirt nicht so kunstgerecht! Dann aber nahmen seine Züge wieder den alten finstern Ausdruck an und scharf zu den Reitern hinüberspähend, murmelte er halblaut zwischen den Zähnen: Sie sprengen gerade auf das Haus los! Was mögen die Menschen von mir wollen? Renate aber blickte dankbar gen Himmel und flüsterte leichtaufathmend vor sich hin: Gott sei Dank! die erlösen mich aus einer entsetzlichen Angst! Nicht wenig erstaunte sie aber, als sie in dem einen Reiter den Begleiter Bernard's erkannte, der sie vorhin mit so unheimlichen Blicken angeschaut und so seltsam geredet hatte. Es war ihr ganz unbegreiflich, was der bei ihrem Vater zu suchen habe, und eine bange Ahnung stieg in ihrer Seele auf.

Es war in der That der Regimentsarzt Wolfenstein, der von seinem Reitknecht gefolgt, in kurzem Galopp heransprengte. Vor der Gartenthür stieg er ab, warf dem letztern die Zügel seines Pferdes zu und rief mit lauter, befehlender Stimme: Reite nur langsam zurück, Anton. Der Abend ist so schön, daß ich den Heimweg zu Fuße machen werde! Mit diesen Worten öffnete er die Gartenthür und schritt rasch auf den Förster und Renate zu. Dieser aber ergriff ruhig seine Jagdtasche, reichte sie dem Mädchen und gebot ihm in's Haus zu gehen und das schadhafte Netz auszubessern, welchem Befehl Renate mit Hast Folge leistete. Dann stand er auf, ging dem Arzte einige Schritte entgegen und fragte, seine Mütze lüftend, kalt und streng: Was steht zu Diensten, mein Herr? Wolfenstein schien diesen kühlen, fast unfreundlichen Empfang nicht zu beachten. Er grüßte den Förster mit gnädig lächelnder Miene und sagte mit vertraulichem Ton: Lassen Sie sich nicht stören, Herr Förster! Wenn Sie's erlauben, setz' ich mich eine Weile zu Ihnen. Damit warf er sich nachlässig auf die Bank und fuhr, sobald als Reinold seinen Platz wieder eingenommen hatte, in derselben herablassend-vertraulichen Weise fort: eine Jagdangelegenheit führt mich hierher, Herr Förster. Ich heiße Stephan Wolfenstein und stehe als Oberwundarzt bei dem französischen Dragonerregiment, das heute in den benachbarten Dörfern Quatiere bezogen hat. Da ich nun eine große Leidenschaft für das edle Waidwerk hege, so möcht' ich Sie bitten, mir zu erlauben, dann und wann mit Ihnen jagen zu dürfen. — Würde mir eine Ehre daraus machen, entgegnete jener kurz, aber leider

hausen die Wildbiebe hier im Gebirge so arg, daß man fast immer brutelos nach Hause zurückkommt. — Mir ist es weniger um Beute zu thun, verspetzte der Arzt, das Herumstreifen im Wald und Feld gewährt mir das Hauptvergnügen. Da wir wahrscheinlich längere Zeit hier bleiben werden, meine Geschäfte von keiner Bedeutung sind und ich mit den Offizieren des Regimentes keinen Umgang habe, so bleibt die Jagd mein einziges Unterhaltungsmittel. Der Ton, der unter unsern Offizieren herrscht, fuhr er mit forschendem Blick auf den Förster fort, ist mir zuwider, daß ich jede Gelegenheit auffuche, um mich ihrer Gesellschaft zu entziehen. — In der Hinsicht haben wir einen Geschmad, rief Reinold; die französischen Offiziere haß' ich wie den Tod! — Von einem deutschen Biedermann läßt sich nichts anderes erwarten, entgegnete Wolfenstein mit lauernder Miene. Mir ist das ganze französische Soldatenwesen überhaupt so verhaßt, daß ich in einigen Monaten meine militärische Stellung aufgeben und mich in Deutschland als Arzt ansiedeln werde. Ich habe bereits mit den Magistraten einiger benachbarten Städte Unterhandlungen angeknüpft, und da überall großer Mangel an Aerzten ist, so hoff' ich mit Zuversicht, eine Stelle zu erhalten. — Daran thun Sie recht, erwiderte jener mit steigendem Wohlwollen. Ich will lieber in dem elendesten Dorfe mein kümmerliches Brod erwerben, als Tag für Tag mit französischen Offizieren in Herrlichkeit und Freude leben! — Es sollte mir lieb sein, wenn ich in Ihrer Nähe eine Stelle fände, Herr Förster, fuhr der Arzt fort; wir wollten dann gute Freundschaft halten. — Auf diese Worte entgegnete Reinold nichts. Er schwieg eine Weile und sagte dann, Wolfenstein scharf anblickend: Es scheint mir, als wären Sie von Geburt ein Deutscher, obgleich Ihre Sprache hier und da etwas fremd klingt. — Allerdings bin ich ein Deutscher, versetzte jener rasch und fügte nach einigem Besinnen hinzu: Mein Geburtsort heißt Gomarshausen, ein kleines Dorf in der Nähe... — Von Trier! ergänzte der Förster mit leuchtenden Augen. — Wie? Sie kennen das Dorf? fragte Wolfenstein überrascht. — Wer das muß ich wol kennen, antwortete Reinold; ist Trier doch mein Geburtsort! — Das konnte ja gar nicht besser kommen! murmelte jener stillvergnügt vor sich hin, indem er mit seiner Reitpeitsche tändelte und mit Wolbehagen den glänzend schwarzen Schnurrbart drehte. — Diese unerwartete Begegnung müssen wir notwendig mit einem Glase heimischen Weins feiern! fuhr der Förster fröhlich fort, der plötzlich ein ganz andrer geworden war. Ich habe noch ausgezeichneten Obermoseler im Keller, ein alter Freund hat mir voriges Jahr einen Anker davon geschickt. — He! Konrad! Konrad! rief er dann mit lauter Stimme dem in der Nähe arbeitenden Waldwärter zu; laß alles stehen und liegen und schaffe mir ein paar Flaschen Obermoseler und Gläser herbei!

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Sofia Cruvelli. — Ira Aldridge.

Diese Blätter, welche vor drei Jahren den Enthusiasmus im hiesigen Schauspielhaus einigermaßen zu dämpfen versuchten, der an die da malige Kunstjüngerschaft der Sofia Cruvelli den Beifall in einem Maß verschwendete, wie solches nur dem Meisterthum gebührt, müssen heute in die Huldigungen einstimmen, die dem wiederget hrten Gast an den jüngsten Abenden bereitet wurden, denn Sofia Cruvelli ist als eine Meisterin ihrer Kunst wiedergekehrt. Heute verwechselt man nicht mehr, wie dies der Bühne gegenüber so häufig geschieht, großen Reichthum und seltene Art natürlicher Mittel mit Wert und Weise ihrer künstlerischen Verwendung, und nicht an jenen, wol aber an dieser hat es nach unserer Ansicht vor drei Jahren noch wesentlich gefehlt. Das ist anders geworden, und Fräulein Cruvelli darf sich rühmen, daß der allgemeine Rausch des Entzückens, den sie ehedem schon durch die Macht ihrer persönlichen Erscheinung und durch ihre großartigen Stimmmittel hervorrief, heute durch das Gesammtbild sowol wie durch die einzelnen Züge ihrer dramatischen Darstellung bewirkt wird. Sie ist eine Opernsängerin der großen Schule geworden und wenn auch ihre Rosine im „Barbier von Sevilla" in manchen Bezügen dieselbe Partie großer Vorgängerinnen, wie einer Viardot-Garcia und Henriette Sonntag, keineswegs ganz erreicht hat, so steht ihre Norma mit denen der Löwe und der Viardot auf gleicher Höhe und hat die der Lind noch übertroffen. Schließen wir aus frührem Anschauen und aus den zwei neuesten Gastabenden richtig, so ist Sofia Cruvelli von Haus aus vorzugsweise zur Darstellung des Tragischen und Heroischen berufen, und die öffentliche Stimme scheint sich zu derselben Ansicht zu bekennen, wenn sie nach dem „Barbier von Sevilla" sich ausdrückte, der Gast habe die Rosine hinreißend „gesungen", von der Norma aber meinte, man habe diese Partie noch nicht schöner „gesehen". Sofia Cruvelli zeichnet die Norma und so wahrscheinlich alle tragischen und heroischen Figurern in großen, starken, aber bestimmten Conturen und überläßt es dann allein dem in so umfangreicher und charakteristischer Nüancirung selten vernommenen Gesang, die Farben aufzutragen. Grade dieser von dem Gast stät befolgten und deshalb auch berechtigten Methode verdankt derselbe seinen Namen als Kunstgröße und seine Erfolge. Aber diese Methode versagt bei der Darstellung jenes kleinen, heiteren Genre's, zu dessen Gattung die Rosine zählt, und wenn sich als die hinreißendsten Leistungen der Sonntag eben die Rosine und mehr noch die Susanne in „Figaro's Hochzeit" erwiesen, so hatten sie es vorzugsweise den kleinen und kleinsten Zügen, um nicht zu sagen den Lästerlein zu verdanken, mit welchen das Spiel der Sängerin diese Partien so überreich ausstattet. Ein Vergleich der Sonntag mit der Cruvelli ist schon darum nicht statthaft, weil beide von Haus aus auf ganz getrennte Gebiete der Kunstthätigkeit angewiesen sind. Man höre der Bühne den Rücken zugewendet, die Rosine der Cruvelli, und man wird von dem Genuß an dieser Leistung kaum etwas einbüßen; nicht so bei der Sonntag. Aber gibt die Cruvelli die Norma, dann halte man neben den Ohren auch die Augen offen, und diese werden schwelgen wie jene, während der Sonntag zur Darstellung der Norma schon das Naturell abgeht.

Seltener Umfang, überwältigende Kraft und blendender Glanz der Stimme sind in Sofia Cruvelli zu einer eigentlichen „Macht des Gesanges" ausgebildet worden, die ihr die ganze Stufenleiter seelischer Regungen hindurch, von den zartesten Empfindungen an bis zu wild überflutender Leidenschaft, jeden Augenblick entsprechendes Maß und Farbe bereitwillig herleihen. Jeder Ton kann über eine Reihe von Farben verfügen und im geschickten, wolberechneten Verbinden, Wechseln, Verschmelzen, Mischen und Schillern dieser Farben liegt die Wirkung dieses Vortrags, die in dem wie Säuseln anhebenden, allmälig und sanft anschwellenden Casta Diva ebenso mächtig ist, wie da, wo die Leidenschaft die vollen, markigen Töne des tiefen Registers ergreift, um sie blitzgleich im Vernichtungsgrimm dem Boden zuzuschleudern.

Und eint sich mit solchem bewußt- und maßvollen Beherrschen der Stimme ein Geschmad, der an keiner Stelle ungehöriges Beiwerk anbringt, eine Sicherheit, welche die größten Schwierigkeiten wie spielend überwindet, ein Aufschwung, der die Bühnenwände sprengt, um die Fantasie an die Wirklichkeit des schönen Scheins glauben zu machen, dann begreift man,

wie der Enthusiasmus sin den Huldigungen, die er einer solchen Meisterin darbringt, sich kaum selber Genüge leisten kann. —

Eines nicht so großen Andranges im Schauspielhause, aber doch eines gleichen Maßes von Bewunderung hat sich ein anderer Gast zu rühmen, Ira Aldridge, der vertriebene Negerprinz vom großen Stamm der Fullahs am Senegal, der am Donnerstag, von seiner englischen Schauspielergesellschaft umgeben, Shakespeare's Othello vorgeführt hat. In der ehevorigen Woche hat das Konversationsblatt * die interessante biographische Skizze dieses schwarzen Mimen mitgetheilt. „Wol nie hat die große Foulah-Race einen schöneren Menschen hervorgebracht, als diesen „Mohrenfürsten", diesen Apollo vom Senegal, der weniger den eigentlichen Negertypus trägt, als den eines jener schönen „langlebenden" Aethiopen, von denen Herodot redet; stark und doch schlank, die Brust riesig breit, das Haupt stolz auf den kräftigen Schultern ruhend, jeder Zoll ein — Löwe. So trat er auf und nahm bald die dramatische Schöpfung Shakespeare's wie ein Atlas allein auf seine Schultern. Bei seiner Hoheit, seiner edlen Ritterlichkeit, in den hinreißenden Augenblicken schmelzendster und doch immer männlich bleibender Zärtlichkeit blieb das Räthsel von Desdemona's Liebe bald kein Räthsel mehr; es wäre ein Räthsel gewesen, hätte sie nicht die glühendste Leidenschaft für einen solchen Mann gefaßt! Und doch zeigte sich die ganze Höhe dieses Talents erst in der Scene, in welcher Jago ihm das Gift des Argwohns zum erstenmal in die Seele träufelt; diese Steigerung zu den vulkanischen Ausbrüchen einer Feuernatur, bis zu dem endlichen

I'll tear her all to pieces —

und den Worten:

O blood, Jago, blood!

die von den Lippen des gestachelten Tigers fallen, das ist ein Spiel, eine Mimik, die ganz unbeschreiblich, die nie dagewesen sind, und die selbst die höchsten leidenschaftlichsten Momente der Wut und Raserei bei der Rachel verdunkeln." Mark und Bein erschütternd ist der Ausdruck der Wut gegen Jago, wenn er den Augenbeweis von ihm verlangt, tief das Herz ergreifend der Schmerz und Jammer über Desdemona's Tod, und mit Recht wird behauptet, daß der Othello, seit ihn der Dichter geschrieben, mit so tragischer Kraft und Wahrheit noch nicht gespielt worden ist, und auch nicht wieder gespielt werden wird. Daß die Darstellung hier und da auch das Maß des Schönen überschreitet, besonders wo sich Schmerz oder Leidenschaft in tief aus der Brust heraufgeholten unartikulirten Tönen Luft zu machen sucht, möge der afrikanischen Natur des Mimen zu gute gehalten werden. Seine Mimik kann seinen europäerstammten Kunstgenossen zum großen Vorbild dienen. Von seiner englischen Gesellschaft und ihrer inneren und äußeren Ausstattung wollen wir schweigen, zumal sie sich nicht selber Zweck, sondern nur unumgängliches Mittel ist.

Uebrigens hat sich uns bei dieser Darstellung des Afrikaners durch einen Afrikaner die Frage aufgeworfen, ob es wol einem europäischen Schauspieler erlaubt ist, die Natur des Mohren allzustark herauszukehren. Wir glauben kaum, wenn nicht der sittliche Grundgedanke des Stücks eine bedeutende Einbuße erleiden soll. Diesem Uebermaß der Eifersucht und des Argwohns wie seiner tragischen Bestrafung gegenüber darf dem Beschauer durch die Darstellung nicht die Hinterthür geöffnet werden, als handle es sich hier nur um einen Mohren und sein Schicksal, zu welchen beiden er selber außer aller Beziehung stehe. Der Mohr ist zufällig, weil ihn Shakespeare zufällig in der italienischen Novelle vorfand; der Mensch und seine Leidenschaften bleiben auch in diesem Stück Hauptsache, gleichviel ob er von der Sonne geschwärzt oder rein Weißer ist. —

Ueber einige Novitäten der letzten Zeit in dem nächsten der Wochenberichte, die nun regelmäßig einander folgen werden.

E. E.

Bilder aus dem Leben in Niedersachsen.

Mitgetheilt von ***n.

Ein Dorfjahrmarkt.

(Schluß.)

Einige Stunden nach Mittag klingen plötzlich helle Clarinettentöne vom Tanzboden herüber; die Geigen und Bässe werden gestimmt und in einem Nu ist der festlich geschmückte Saal voll von Tanzlustigen. Anfangs geht alles in schönster Ordnung und mit einer gewissen Feierlichkeit zu. Die noch etwas schüchternen Mädchen sitzen in ihrem bunten Sonntagsstaat, bei welchem die roten Tücher und die goldgestickten kleinen kecken Mützchen mit flatternden hellfarbigen Bändern eine Hauptrolle spielen, in langen Reihen an den Wänden des geräumigen Saales und harren erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollen. Endlich beginnt der erste Walzer: die Burschen stürmen in Massen auf die Colonnen der Mädchen los und jeder fordert seine Schöne durch einen kräftigen Schlag in seine Hände zum Tanze auf — welches Signal fast in ganz Niedersachsen die Stelle der mündlichen Aufforderung vertritt. Sind erst ein paar Tänze getanzt, so bindet man sich nicht mehr so genau an die frühere Ordnung. Die Mädchen werden allgemach dreister, spazieren mit den Burschen durch den Saal oder ziehen durch das Dorf zu einem andern Tanzboden, während Vater und Mutter auf dem Marktplatz irgend einem schäbigen Juden ins Gesicht starren, ihre neuen Stiefel und Schuhe austreten, oder auf einem Jaunfahl sitzend ihre sämmtlichen Kupfermünzen mit dem fabelhaften Katzensilber in funkelnde Silberstücke verwandeln.

Manche Eltern, welche aus übertriebener Aengstlichkeit ihre Töchter nicht allein auf den Tanzboden gehen lassen wollen und keine Lust haben, dem Getümmel zuzuschauen, versuchen es zwar, dieselben den tanzlustigen Burschen zu entziehen, werden dafür aber meistentheils arg bestraft. In Bewunderung dieses oder jenes reizenden Gegenstandes versunken, sehen sie nicht, daß ein Trupp wein- und branntweinseliger Burschen jauchzend und singend vom Tanzboden dahergezogen kommt, um Mädchen zu holen, und ehe sie noch an die Möglichkeit einer Gefahr denken können, ist ihr etwas ableits stehendes Töchterlein schon mit einem kühnen Griff zur Gefangenen gemacht und wird unter großem Jubel davongeführt. Hat jeder sich auf diese Weise eine Tänzerin erobert, so geht's im Triumf zum Saal zurück. Die unglückliche Mutter hat dann gut rufen und suchen — gelingt es ihr nicht in das Tanzgetümmel hineinzudringen und das Herz irgend eines mitleidigen Burschen durch ihr Flehen zu erweichen, daß der ihr die Geraubte heimlich wieder zuführt, so muß sie sich in Geduld fassen, bis die größte Tanzwut sich gelegt hat und die Burschen vom Schreien, Toben und Springen so ermüdet sind, daß sie ihren Raub gutwillig fahren lassen.

Daß auf solchen Jahrmarkt-Tanzfesten, den Hauptfreudentagen der Jugend, wo so recht aus Herzensgrund gelacht und gescherzt und gejubelt wird, dieser oder jener Bursche seine künftige Gattin zuerst kennen lernt, ist sehr häufig der Fall; in einem Theile Niedersachsens, namentlich in dem an der Elbe gelegenen, von Deutsch-Wenden bewohnten Landstrich, gibt es sogar in einigen

* In Nummer 223.

Orten gewisse Märkte, auf denen die Eltern mit ihren Söhnen und Töchtern lediglich in der Absicht erscheinen, daß diese sich gegenseitig sehen und kennen lernen sollen, damit späterhin auf Grund dieser „Beschauung" eine Verlobung abgeschlossen werden kann. Solche Märkte heißen „Kikelmärkte" (Kiken * bedeutet im Niederdeutschen: gucken), und die heiratslustigen Mädchen entfalten auf denselben eine wahrhaft erhaunliche Kleiderpracht. Manchmal geben die Jahrmärkte und namentlich die Tanzbelustigungen auch Anlaß zu den grimmigsten Raufereien. Der festlich geschmückte Saal, wo sich eben noch die schreienden Töne der Clarinette mit dem freudigen Jauchzen der Tanzenden mischten, verwandelt sich dann plötzlich in einen blutigen Kampfplatz und die bewaffnete Macht, gering an Zahl, aber groß und stark durch ihre Unverletzlichkeit, hat einen schweren Stand, die Wütenden und Berauschten auseinander zu bringen.

Mit der einbrechenden Dämmerung verlost das Getümmel auf dem Marktplatz nach und nach. Die entfernter wohnenden Landleute ziehen langsam und manchmal noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem schönen Ort zurückwerfend, durch das abendliche Dorf ihrer Heimat zu; ein Leinwandhäuschen nach dem andern wird abgebrochen und in kurzer Zeit ist bis auf einige wenige Eswaarenbuden, welche bis tief in die Nacht hinein von den Besuchern der Tanzbuden Zuspruch erhalten, das ehemere schmucke Städtchen von der Dorfflur verschwunden. Wohlhabende Bauern, welche Wagen und Pferde besitzen, breilen sich nicht sonderlich mit der Abfahrt. Dieser hat noch einen alten Bekannten im Dorf zu besuchen, jener noch einen zechenden Sohn oder eine tanzende Tochter zu erwarten; dieser kann sich noch nicht von der Stätte der Fröhlichkeit trennen und jener muß sein Handpferd erst noch beschlagen lassen. Sind endlich alle Hindernisse beseitigt und alle Mitfahrenden versammelt, so findet sich noch eine bedeutende Schwierigkeit vor, an welche bislang niemand gedacht, nämlich die, sämmtliche Menschen und Gegenstände auf den vier Rädern so zu setzen, zu stellen, zu hängen und zu legen, daß kein Ding mit dem andern in Collision gerät. Außer sechs bis acht Individuen männlichen und weiblichen Geschlechts wollen auch noch ein halbes Dutzend Stühle, ein Butterfaß, zwei vollständige Pferdegeschirre, ein Zuber, einige Eimer und Körbe, mehre Kornsensengestelle und verschiedene Victualienpackete untergebracht sein; allein im Hinblick auf den genußreichen Tag und auf die neuen prächtigen Sachen opfern die Menschen ohne Murren ihre Bequemlichkeit und achten es nicht, daß sie auf der mehrstündigen Fahrt auf dem unebenen Haideweg bald von den spitzen Holzstacheln der Kornsense und bald von dem unruhigen Butterfaß, bald von den sperrigen Stühlen und bald von dem massiven Zuber beschlligt werden.

Nach Mitternacht verschwinden auch die wenigen noch übrigen Eswaaren- und Branntweinbuden mit ihren im Winde flackernden Lichtern von dem Marktplatz, und einsam schreitet der Wächter mit seinem Hund über die öde Stätte hin. Auch das übrige Dorf schläft in tiefer Ruhe — in den hellen Tanzsälen aber währen Lust und Jubel, bis der Morgen in Osten dämmert.

Tabletten.

*** Die carlistische Esperanza vom 14. September erzählt folgenden merkwürdigen Fall: In einem durch das Concordat aufgehobenen Nonnenkloster zu Trurillo, dessen Gebäulichkeiten die Regierung jetzt zu weltlichen Zwecken benutzen will, mußte in Folge dieser Aenderung der Kirchhof, wo seit dem Bestehen des Klosters die Nonnen begraben wurden, abgebrochen werden. Die Gräber in Spanien bestehen aus mehren Reihen in einer Wand der Tiefe nach eingemauerter Nischen. Die beim Abbruche des erwähnten Kirchhofes beschäftigten Maurer fanden gleich bei Eröffnung der ersten Nische, daß der Leichnam einer im Jahr 1526 im einundzwanzigsten Jahre ihres Alters verstorbenen Nonne nicht allein unverwest, sondern der ganze Körper noch beweglich sei. Auch die Kleidungsstücke waren wolerhalten. Die Maurer zeigten den Vorfall an, bald traf geistliche und weltliche Behörde ein, in deren Gegenwart man der Reihe nach die folgenden Nischen öffnete. In vielen fand man zwar nichts anderes als Knochen, in zweiundzwanzig aber noch eben so unverseherte Leichname, wie in der ersten Nische. Das Auffallendste bei der Sache aber ist, daß keiner der erhaltenen Körper das dritte Decennium im Leben erreicht hat. Die Aerzte von Trurillo so wie Chemiker und sonstige Naturforscher wissen über diese Naturerscheinung keine Auskunft zu geben. Vorläufig hat man die Nischen sorgfältig wieder zugemauert und bei der Regierung angefragt, was mit den verstorbenen Nonnen anzufangen sei.

*** In den vereinigten Staaten gehören Ehescheidungen zu den größten Alltäglichkeiten. Die „Lexinton Sentinel" erzählt, im Staate Mississippi, Grafschaft Holmes, lebe eine noch rüstige, gut conservirte Frau, die sich 1823 im September zum erstenmal verehelichte, sich aber sofort scheiden ließ und dann noch drei Männer nahm, von denen sie ebenfalls geschieden wurde. Um das fünfundzwanzigjährige Gerächtniß ihrer ersten Ehe würdig zu begehen, schied sie sich 1848 von ihrem vierten Mann, wohnte dem Leichenbegängniß des zweiten bei und heiratete den ersten wieder. Die Heiratszeremonien dieser fünften Ehe wurden von dem dritten Mann vollzogen. Seit vier Jahren lebt sie mit ihrem fünften oder besser gesagt ersten Mann im besten Einverständniß.

*** Am Niagarafall wird eine Hängebrücke zur Fortführung einer Eisenbahn construirt. Es geht dieselbe in einer einzigen Spannung von 800 Fuß über den Fall. Die Bahn der Schienen soll 24 Fuß breit sein. Die Ketten werden auf beiden Seiten im Felsen selbst 25 Fuß tief verankert; die Thürme, über welche sie gehen, haben 600 Tonnen Tragkraft, sind 60 Fuß hoch, haben 16 Fuß im Geviert an der Basis und 8 an der Spitze. Die Brücke wird an Holzwerk 910,130 Pfund schwer sein, an geschmiedetem Eisen 113,120 Pfund, an gegossenem 44,333 Pfund, an Schienen 66,770 Pfund und an eisernen Tauen 535,400 Pfund. Ist die Brücke fertig und trägt eine Locomotive mit vollem Wagenzuge, so muß dieselbe 1273 Tonnen tragen. Ihre Tragkraft ist aber weit größer.

*** In Triest wird jetzt die Mittagsstunde durch einen Kanonenschuß verkündet, wodurch man in der Lage ist, die Uhren genau zu reguliren.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 27. September. (Letzte Gastdarstellung des afrikanischen Tragöden Herrn Ira Aldridge.) 1. Othello, Trauerspiel von Shakespeare (dritter und fünfter Act). 2. Macbeth, Tragödie von Shakespeare (Hexenscenen). 3. Das Verlagschloß, Bauerposse in einem Act von J. Bickerstaff. Zum Schluß: Eyklop, gerichtet und gesprochen von Ira Aldridge. Othello, Macbeth, Mungo: Herr Ira Aldridge. — Vorher geht: Die weiblichen Drillinge, Posse in einem Act von Karl v. Holtei.

* Das schwedische Kika und das dänische Kige.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 232. Dienstag, **23. September 1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

Der letztere ging auf diesen Befehl sofort in's Haus und kehrte nach einiger Zeit mit dem Verlangten zurück. Der Förster füllte die Gläser und rief mit freudigem Ton: Die Heimat soll leben! — Sie grüne und blühe lustig fort und fort! setzte der Arzt, mit dem Förster anstoßend, lächelnd hinzu. — Dieser füllte die geleerten Gläser aufs neue und fragte darauf seinen Landsmann mit neugieriger Miene: Was hat Sie denn aber eigentlich veranlaßt, trotz Ihrer Abneigung gegen das Soldatenwesen die militärische Laufbahn zu wählen? — Wolfenstein warf einen lauernden Blick auf den Förster, gleich als ob er prüfen wolle, wie viel er hier vertrauen könne, und sagte dann, nachdem er sein Glas geleert, mit gleichgültiger Miene: Die leidige Sucht nach Abenteuern, Herr Förster. Als ein armer Teufel trat ich vor mehren Jahren als Arzt in die französische Armee ein, weil ich hoffte, auf diese Weise am schnellsten Reichtum und Ehre zu gewinnen. An Frankreichs Ruhm lag mir, aufrichtig gesagt, sehr wenig; mein Wahlspruch hieß: „dem Mächtigen dien' ich!" Einige glückliche Operationen ... dies Wort begleitete er mit einem seltsamen Lächeln ... verhalfen mir bald zu Ansehen und rascher Beförderung. Ich ward mit steigendem Gehalt von einem Regiment an das andre versetzt, bis ich vor drei Monaten zu meiner jetzigen Stellung gelangte, welche ich indessen, wie gesagt, baldmöglichst mit einer sicherern vertauschen werde. Des Kaisers Stern ist stark im Sinken begriffen, das erheischt Vorsicht! — Da brauchen Sie sich über Ihr Geschick nicht zu beklagen, Herr Doctor, versetzte Reinold, das Glas des Arztes füllend. Selig der Mann, der Schmerz und Leid nur vom Hörensagen kennt! — Nun, wie mir scheint, hat das Unglück auch von Ihnen wenig Notiz genommen, Herr Förster, entgegnete Wolfenstein. — Wollte Gott, es wäre dem so! sagte jener seufzend. — Wie? Sie seufzen? fragte der Arzt. Sie leben hier ja wie im Paradiese! — Wenn Sie wüßten, Herr, welche Qualen ich in diesem Paradiese ausgestanden habe, erwiderte der Förster mit bitterm Ton, Sie würden mich beklagen! — Sie machen mich neugierig, Herr Förster! rief Wolfenstein.

Reinold schwieg einige Augenblicke, wie von schmerzlichem Erinnerungsweh ergriffen, dann sagte er zögernd mit bewegter Stimme: Obwol ich eigentlich nicht gern von den Erlebnissen vergangener Jahre rede, so darf ich bei einem Landsmann wol eine Ausnahme machen, zumal da Sie mir ebenfalls Ihr Vertrauen geschenkt haben und mir früher oder später vielleicht noch einen großen Dienst leisten können. Ich war nicht immer Förster, fuhr er nach einer Pause mit anscheinender Ruhe fort. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts stand ich als Beamter in einem kleinen Städtchen am Rhein. Drüben in Frankreich wütete die Revolution mit all' ihren Gräueln, ich aber lebte mit meiner jungen Gattin in meinem kleinen Häuschen so glücklich, als gäb' es keinen Mord und keinen Krieg in der Welt. In der Liebe zu meiner Marie fand ich das Ziel aller meiner Wünsche ... ich wähnte, Himmel und Erde könnten mir keine höhere Seligkeit bieten. Die Siege der französischen Waffen in dem zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochenen Kriege hatten indessen die Heere des letztern an den Rhein geführt und unser Städtchen sah fast täglich Truppendurchzüge. Mein Haus blieb natürlicherweise nicht von Einquartierung verschont. Mir ward das Drückende dieser fortwährenden Gastfreundschaft sehr bald fühlbar, ... meine Marie aber schien je länger je mehr Gefallen an dem fröhlichen Leben und Treiben zu finden, und einigemal glaubte ich sogar zu bemerken, daß sie den französischen Offizieren, von denen manche sie mit ungemeiner Artigkeit behandelten, mit allzu großer Vertraulichkeit entgegenkäme. Obschon mich dies Benehmen im Stillen verdroß, so hielt ich es jedoch ihrer Jugend und Unerfahrenheit zugute und äußerte mich darüber nicht weiter gegen sie; mein Glaube an ihre Treue war riesengroß und unerschütterlich. Im zweiten Jahr unsrer Verbindung schenkte sie mir einen Sohn, und im Uebermaß meines Glückes fehlte ich zu Gott, mich nicht übermütig werden zu lassen. Der Krieg, der bis dahin ringsumher getobt hatte, ruhte; ich meinte, die Welt habe nun nichts als Freude und Wonne für mich. Diese selige Zeit entschwand leider nur zu schnell. Die Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Frankreich begannen aufs neue und damit auch die drückenden Einquartierungen französischer Truppen.

Als ich eines Herbstmorgens eben mit der Flinte auf der Schulter das Haus verlassen wollte, um an einer Jagdpartie Theil zu nehmen, trat ein französischer Kürassieroffizier herein und verlangte Quartier für den Tag. Ich empfahl ihn mit kurzen Worten meinen Hausgenossen und eilte raschen Schrittes dem schönen grünen Wald zu, wo ich bald allen Unmut vergaß. Erst die einbrechende Dämmerung fand mich auf dem Heimweg. Argles wanderte ich durch die Felder, die meinen Garten begrenzten, und öffnete die kleine Pforte desselben. Ein Anblick herzzerreißend und sinnverwirrend bot sich jetzt meinen Augen dar. Meine Marie, meine heißgeliebte Marie lag in den Armen des Offiziers, der in meinem Hause gastliche Aufnahme gefunden hatte! Ich wähnte anfangs, ein Fiebertraum halte mein Hirn umfangen. Sprachlos vor Wut und Entsetzen stand ich da und sah, wie die Falsche den Räuber meiner Ehre mit Liebkosungen überhäufte, sah, wie der Freche ihren Mund mit glühenden Küssen bedeckte, sich auf sein Roß schwang und mit seiner Schwadron zum Thor hinausjprengte. Erst der verhallende Hufschlag brachte mich zur Besinnung zurück. Ein Schrei der grimmigsten Verzweiflung entrang sich meiner gepreßten Brust, höllischer Rachedurst erfüllte mein ganzes Wesen.

Mich reut es heute noch, daß ich den niederträchtigen Schurken nicht an der Spitze seiner Reiter niedergeschossen habe!

Ich bewundere Ihre Selbstbeherrschung, lieber Herr Förster, warf Wolfenstein dazwischen. Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, ich hätte dem Böswicht noch in den Armen meines Weibes eine Kugel durch den Kopf gejagt!

In grenzenloser Wut stürzte ich auf die Ungetreue los, welche ein jäher Schreck durchzuckte, als sie mich so plötzlich vor sich stehen sah, fuhr der Förster in seiner Erzählung fort. Ihre Thränen und stammelnden Worte trieben meinen Grimm auf die Spitze. Ich stieß den Knaben, der liebkosend auf mich zukam, von mir und rief ihr mit dem Hohnlachen der Verzweiflung zu: Deinen Sohn magst du behalten, der meinige ist es nicht! Mich aber sieht du niemals wieder! Mit diesen Worten entwand ich mich ihren umklammernden Armen, raffte die nötigsten Sachen zusammen und verließ, ohne auf den heuchlerischen Jammer der Nichtswürdigen zu hören, noch in derselben Stunde das Haus. Mein erster Gedanke war Rache, vollständige Rache. (Fortsetzung folgt.)

Das Heimchen im Ohre.

Aus den Unterhaltungen am häuslichen Herd. *

Bleib' in dir und fürchte nur dich!

Das bekannte Heimchen im Herzen, der ewigfingende Mahner des Gewissens, bringt mich auf eine Geschichte auch von einem Heimchen im Ohre.

Eine Fahrt von Frankfurt am Main nach dem Bade Homburg war ehedem wegen ihrer Bereicherung in geographischen Kenntnissen berühmt. Man kam, wie noch jetzt, von den Verlockungen des grünen Tisches leichter im Beutel zurück, aber reicher in Orientirung über unser liebes deutsches Vaterland. In den drei Stunden, die die Fahrt nach Homburg von Frankfurt am Main in Anspruch nahm, konnte man ein halbes Dutzend Dörfer passiren und vor jedem derselben einen Pfahl mit eines andern Herrn Wappen und mit eines andern Landes Zeichen sehen...

Im Sommer eine heitere Fahrt, wenn nicht im Juli die Witterung oft wandelbarer wäre als im April. Eine Fahrt nach Homburg auf Sonnenschein bestellt, und ausgeführt bei düstergrauem Himmel, der nur der Fantasie eines Wetterunkundigen für den Nachmittag die schönsten Aufklärungen versprechen konnte — das war das Werk einer Dame, die zu jenen weiblichen Charakteren gehörte, die bei einer Landpartie mit Horaz sagen: Nichts kann sie ihre machen und wenn Himmel und Erde einfielen! Und der Himmel fiel in der That an jenem Julitage ein. Vom Tannus bis zum Melibocus hinüber hingen Wasserhosen, die um Mittag so zu sagen in allen Nähten platzten. Ein Regen ergoß sich, dessen Ströme alle Wochenblättchen der Umgegend auf vierzehn Tage mit Schauerlichkeiten versorgten. Brücken, Dämme wurden niedergerissen, Ufer blieben Tage lang unsichtbar, Saaten und Früchte lagen niedergeworfen. Alle Schlagbäume der verschiedenen Länder, die die von der heroischen Dame aufgebotene Gesellschaft zu passiren hatte, drohten ihre Farben zu verlieren und jeder aus ihnen herausgelangte Chaussegeldbeutelstock war im Nu so wassergesüllt, daß das bezahlte Geld sich in Strudeln und Wirbeln umdrehte.

Der Leser denkt vielleicht, ein geschlossener Wagen mit zugelegten Fenstern oder auch nur mit zugeknöpften Seitenleder hätte den sechs Passagieren einen solchen Ueberblick über die Verheerungen eines Platzregens nicht gestatten können. Der Leser setzt vielleicht voraus, daß der Erzähler den berühmten Platzregen der Münchener Gallerie von Dürkel vor Augen hat, dessen ländliche Sündfluten, watenden Kühe, irrenden Schafe und die von den Dächern stürzenden Giesbäche er von Oel zur Tinte abschreibt?... Nicht im mindesten. Dies Wetter wurde unmittelbar empfunden, unmittelbar bis auf die Haut durchlebt. Die Dame, der die Rosse und der Wagen gehörten, war eine von den Heroinen der Abhärtung. Sie fand in dieser Sündflut nur eine sanfte Erquickung der Natur. Ihr heißes Blut kühlte sich ab, je mehr ihre Wangen glühten. Sie lüftete sich wie bei Hundstagshitze, athmete wie in Jasminlauben. Sie fand in den entfesselten Elementen die süßeste Befriedigung ihrer zu den unverstandenen Seelen — gehörenden Natur. Ich hätte immer diese Frau am liebsten auf einem Throne gesehen. Sie war reich, geschmackvoll, unternehmungskühn, Verächterin aller Rücksichten auf die gewöhnlichen Schwächen der Menschheit, mit fünfzig Jahren noch jung, eine geborene Semiramis, eine Katharina, die zwölf Städte hätte aus Nachmittagslaune niederreißen und hundert andre auf ein Freundeswort wieder aufbauen lassen können. Wenn eine solche königliche Amazone spricht: Zieht es Ihnen doch nicht, Doctor? Haben Sie doch nicht naß? Erkälten Sie sich doch nicht? wer könnte da als Mann seines Jahrhunderts, als souveränen Herr der Schöpfung, als Erstgeborener des Paradieses, von Rheumatismus und der Notwendigkeit eines von allen Seiten entschieden zu schließenden Wagens sprechen? Im Gegentheil! Welche angenehme Lust das! Welche erfrischende Kühle! Wie so etwas von grundaus wolltut! Wie die Nerven sich stärken und abhärten! Unvergeßliche Fahrt nach Homburg! Die rechte Schulter war zwar bis auf die Haut durchnäßt, aber man rief: In dem balsamischen Gewitterregen ginge ja das ganze Herz auf!

Das Opfer einer solchen gesellschaftlichen Lüge — es gibt deren größere — war endlich froh, als der Wagen über den durchweichten Kieselsand von Homburg rollte und unter dem trocknen Vorbau des Kurhauses anhielt. Es sollte grade ein Concert gegeben werden von fremden Musikern. Schon ersuhr man, daß vor einem bei solchem Wetter voraussichtlich kleinen Publicum die Musiker sich eilten, ihre Stücke abzuspielen; denn allzu lange feierte nicht gern Herrn Blanc's verhängnißvolle Kugel im Roulett, das so lange, als Polyhymnia im Saale walten durfte, entfernt wurde... Wie wir in den Saal traten, brauste eben vom Orchester herab eine rauschende Musik, wunderbar widerhallend, mächtig, von Cymbeln und von Flöten anschwellend zum Posaunenton. Und von dieser ersten Sinnenwirkung auf einen durch und durch erkälteten Körper schreibt sich die Geschichte vom Heimchen im Ohre her.

Weil dir, lieber Leser, wenn du diesen Haushewohner bei dir nicht zu bergen hast! Weil dir, wenn du ihn gar nicht kennst und gar über ihn lachst, über diesen ungebetenen Gast, der sich's in den innern Gängen deines Gehörs für immer bequem machen kann und aus dem Schallbreden, dem Steigbügel und dem Trommelfell nicht mehr auszutreiben ist? O dieser ewige Reiter mit den Schlägeln vor sich, dieser kleine Kesselpaukenschläger bei der Cavallerie der Gedanken! Dieser ewige, quälende Ton, der in allen Schlüsseln, aus Dur und Moll, in keinem Ohre spielen kann, bald in die hohe Octave springt wie eine Pickelflöte, bald in den tiefen Alt wie ein unheimlicher Unkenruf! Das erste Mittel ihn herauszulocken, ein rüttelnder Finger in der äußern Höhle, wurde vom Heimchen wie Kinderspott verlacht. So lockst du mich nicht mehr weg von meinem stillen Plätzchen!

---

* Dem neuen von Karl Gutzkow bei F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebenen Wochenblatt.

Der Unhold, der dort fast wie zum Scherze neckt und nur Versteckens zu spielen scheint, summt und summt und klingt und klingt. Wart, du Eindringling, du sollst stärkere Proben kennen lernen! Eine spanische Fliege wird dich fangen! Die Fliege wird angelegt, zieht und zieht und spinnt und spinnt, das Heimchen läßt sich nicht fangen. Dampfe hinters Ohr, Schröpfköpfe! All' nichts: Heimchen sitzt tief, tief in den Nerven und die Dampfe haben nur Kraft über Adern und Blut. Ein Dampfbad! Umstimmung des ganzen Körpers! Hilft alles nichts. Die Homburger Fahrt, die Lüge männlicher Eitelkeit und die erste überraschende Erregung nach der Erkältung, die zufällig das Gehör getroffen, weicht vor keinen Wasserdämpfen und vor keiner Douche und unter keiner Brause mehr. Das Ohr summt und summt — und summt und summt in Ewigkeit.

Es war dies Uebel erst wie eine kitzelnde Fliege auf der Nase, die man haschen will und die noch nicht aufhört, uns zu necken. Man fing mit ihr ein Jagen, ein Versteckspielen an. Bist still! hieß es voll Zorn. Das Summen hörte nicht auf. O, man greift dich schon! Man rannte auf und ab, sang, griff in die Tasten des Klaviers, trommelte mit Händen, mit Füßen — Gelt? Bist weg? Uebertäubt? — Aber die Hände und Füße ermüden und der ewige Tonklug rinnt doch und rinnt und rinnt und gießt und gießt, ein hörbarer allgemeiner Landregen, ein wie von einem künstlichen Wehr niedergleitender innerer Seelenbach. Ich will dich aber nicht hören, schnöder Ton! ... Man nimmt Hut und Stock, rennt zum Thor hinaus ins Feld, man singt, man pfeift. Aha! Das rechte Ohr hört schon sich selbst nicht mehr — bei einem Gruße nicht, bei einer zufälligen Ueberraschung nicht, einem neuen Gegenstande nicht — sonst — ach! Sowie man wieder allein ist mit der stillen, gewohnten Anschauung, summt es und gießt und gießt. O so komm denn, Schlaf! Komm, du rettende Nacht! Holder süßer Schlaf! Das Heimchen geht doch wol mit zur Ruhe? Wielleicht? Gewiß? Es singe sein Wiegenlied eine Weile, hübsch andächtig, immerhin emsig, aber — auf die Länge? Nein! Das Ohr kann das keine Schlummertöne nennen — man springt auf, zündet Licht an, lacht, weint vor Zorn, man liest ein Buch, man sieht in die Nacht hinaus, aber das Heimchen liest immer mit, sieht immer mit zum Fenster hinaus, wo die stillen Brunnen gehen — erst als das Auge, zu übermüdet, zu erlöschend sich endlich schließt, erst da ist der Gast still, vergessen, wie der Schlummernde sich selbst vergißt.

Das Heimchen im Ohre hat seitdem seit Jahren nun schon einen sichern stillen und festen Wächterposten in uns bezogen. Es steht Schildwache schon seit mancher Lebenskrisis am Ohre nicht nur, sondern dicht am Herzen, es läßt gute und böse Gedanken ein, ermuntert die einen, mahnt, straft, richtet die andern, und vor dem Heimchen muß sich alles beugen und alles rechtfertigen. Ist man einsam, so kann man schon sagen, man wäre nun doch nicht allein. Man ist immer zu dreien: Du, die Welt und der Dolmetscher zwischen und beiden, der Sänger im Ohre. Seit man ihn ruhig als Kamerad bei sich duldet, hat er sich auch seine jeweiligen Flageolettöne, die über das eigentliche Thema hinausgingen, abgewöhnt; er bleibt nun bei der Dominante, dem einen Ton, der immer gleich, Tag und Nacht derselbe ist. Dieser Ton ist nun schon wie eine einzige grade Linie, auf der man sein Leben hinschreiben möge, wie ein untergelegtes Linienblatt des Friedens und der Ergebung. Man vergißt sich noch oft, noch oft geht's hoch hinaus in der Seele über die Linie hinweg oder auch tief hinunter in die Nacht des Zweifels an sich selbst und der Welt, aber nach einigen kurzen Augenblicken der Besinnung sagt das Heimchen im Ohre sogleich, wo die grade Linie gezogen. Wollte man des Heimchens Gesang in Worte übertragen, so spräche es wol vom Morgen bis Abend: Ich singe dir die ewig rinnende Zeit! Ich singe dir, was weit, weltser von einem hohen wolkenumschleierten Berge kommt, und was dahinfließt weit, weit wieder abwärts zu einem tiefen Meere der Zukunft hin. Weit? Es ist vielleicht nicht so weit, es kann unabsehbar sein, es kann auch nahe sein; aber lief ist's gewiß und auch zu einem Ziele geht's, wo plötzlich alles schweigt, dein Denken, dein Fühlen, dein Thun und dann auch mein Mahnen und mein Singen! Wirf nun auch in den Strom deines Lebens hinein, was du noch willst; das Beit ist gemacht. Der eine Ton — die Linie — die Zeit — das Maß! Was auch dahineinfällt, es muß nun schon mit — muß mit hinunter den Strom — vorwärts, vorwärts zu dem letzten Ziel! Erwacht du jetzt schon, so bin ich dein erster Gruß, entschlafst du, bin ich dein letzter, und selbst im Traum wecke ich dir Bilder des Stromes, Bilder vom Meere, Bilder von einem sanft hinuntergleitenden Nachen, der dein Leben trägt und dein beruhigtes Herz!

Mol dir, wenn du dich selber hören kannst! Bleibe hin's wohnlich in dir! Lerne dich bei dir selbst beherbergen und fürchte nicht Menschen, fürchte nicht Dinge — fürchte nur dich!

Der Ausbruch des Aetna

am 21. August 1852.

Der Morgen des 21. August (halb drei Uhr) ging für die Nachbarschaft des Aetna ernst und traurig auf und erfüllte ihre Herzen mit panischem Schrecken; denn siehe, der am Abend des 20. gleichen Monats noch so ruhig scheinende Koloß war nun mit einer dichten grauschwarzen Rauchwolke umhüllt, und gleich dem unaufhörlichen Donner des schweren Geschützes krachte und dröhnte der ganze Berg. Es war eine Eruption. Die Bewohner Catania's sahen am Morgen des 21. August halb drei Uhr plötzlich an den Seiten des Berges drei Krater sich öffnen, aus denen die lichte Lohe himmelhoch emporschoß, mit entsetzlicher Kraft Felsstücke bis zur Größe von kleinen Häusern mit sich in die Luft nehmend, welche dann mit furchtbarem Gekrach wieder herunterfielen. Der Hauptkrater blieb ganz ruhig und rauchte kaum mehr als gewöhnlich. Der Aufgang der Sonne, welche rein und herrlich, wie hier immer, aufstieg, ließ dem Auge alles in Rauch gehüllt erscheinen, aus welchem man immer lauter und schrecklicher den Donner vernahm. Der Abend mußte entscheiden, wohin sich die Lava ergieße, ob gegen Catania, Bronte oder Giarre. Der erschute Abend kam und mit seiner Herandämmerung färbten sich die Rauchwolken nach und nach feuerrot, und die hereinbrechende Nacht endlich zeigte uns den Aetna als eine von Rauch und Glut erfüllte Masse, die sich jedoch immer mehr links zog. Die Krater der vorhergehenden Nacht hatten sich wieder geschlossen, und drei bis vier Stunden von ihnen entfernt hatte die unterirdische Kraft drei andere Krater gebildet, aus denen mitterem sich eine Feuerfaule erhob, welche nun seit dem 21. vorigen Monats eine erstaunliche Menge Lava, Schwefel und Asche auswirft.

Am 22. abends besuchte der Berichterstatter den Berg, wo man dem Lavastrom bis auf zwanzig Schritte sich nähern konnte. Der Eindruck, fährt er fort, den dieses Schauspiel auf mich machte, war furchtbar. Schon hatte der Feuerstrom etwa zwei Stunden vom Krater sich fortgewälzt, während letzterer immer mit neuen Massen den Umfang des ersteren vergrößerte. Als wir ankamen, hatte die Lava etwa eine halbe Stunde Breite und die Höhe des Stromes war der eines hohen Palastes gleich. Die Hitze, welche das entsetzliche Feuermeer um sich verbreitete, dörrte auf

eine halbe Stunde alles Leben der Natur aus und bereitete Bäume, Sträucher und Gräser so vor, bei seiner Ankunft sogleich ein Raub seiner Wut zu werden. Ein dichter Regen von Asche und Bimsstein fiel im Umfang von drei bis vier Stunden zur Erde, und wir waren am Morgen rußig wie Kaminfeger. Und während dieses entsetzlichen Schauspiels hörte der Donner nie auf; denn jeder Auswurf war mit einem furchtbaren Gekrache begleitet. Merkwürdig war zu beobachten, wie die großen Bäume zum Beispiel beim Herannahen der Lava sich zuerst mit lautem Knistern aller Blätter entluden, dann aufflammten und, wie der Strom sie berührte, in einem Nu umfielen. Etwa um acht Uhr morgens erreichte das unaufhaltsame Verderben den ersten herrlichen Kastanienwald und eine Stunde später unter dem lauten Geheul und Wehgeschrei der Dorfbewohner den ersten Weinberg, dessen herrliche Trauben zu schönen Hoffnungen berechtigten. Langsam und majestätisch wälzt die glühende Masse sich vorwärts. Bei dem geringsten Widerstand, auf den sie stößt, staut die vorderste Welle — wenn man sich so ausdrücken kann — sich auf und wächst zu beträchtlicher Höhe an, sendet links und rechts kleine Nebenarme aus, überstürzt endlich, dehnt sich gleichmäßig aus und wälzt sich wieder ruhig vorwärts. Ein fortwährendes Geräusch, ähnlich dem Springen der Fensterscheiben bei einem Brande, bezeichnet das unerbittliche Werk der Zerstörung und wird nur hier und da, wo die Masse auf größeren Widerstand oder auf Wasser stößt, durch eine Art Explosion unterbrochen. Bei Tag hat die Masse viel ähnliches mit einem Schlammstrom; der rötliche glasige Schimmer, der durch das Graue der erkalteten Oberhaut durchbricht, verrät allein ihre vulkanische Herkunft. In der Nacht gewährt der Strom den Anblick eines in dunklem Rot glühenden beweglichen Dammes, der hier und da von Aschenwolken und Schwefeldünsten überlagert, sich über die Fläche hinzieht. An einzelnen Stellen, bei kleinen Ausläufern, darf man demselben sich so weit nähern, daß man große Kupfermünzen hineinwerfen kann, die dann mit der sie umgebenden Lava mit Stöcken herausgerissen werden. Wenn die Lava kalt und fest geworden, schlägt man die Münze los und behält dann das Gepräge in der versteinerten Masse. Der Auswurf aus dem Krater ist stets von einem dumpfen, rollenden, donnerähnlichen Getöse begleitet und öfters leuchten dabei die hellen Flammen auf, so daß wie durch einen riesigen Leuchtthurm weit umher die ganze Gegend magisch beleuchtet wird. (Schluß folgt.)

Briefe.

78.

!*! **Aus Thüringen**, den 24. September.

Deutsches Sagenbuch von Ludwig Bechstein.

Soeben geht uns die zweite Lieferung von Ludwig Bechsteins „deutschem Sagenbuch“ * zu (Sage Nr. 126 bis 250) und in dieser wieder eine reiche Fülle gut und glücklich behandelten Sagenstoffes umfassend. Wenn wir den Dichter in der ersten Lieferung seine Sagenwanderung beginnen, ihn rheinabwärts ziehen, das Elsaß und die Pfalz flüchtig durchstreifen und in die Gegend von Aachen gelangen sahen, so finden wir ihn hier in letzterer noch weilend, dann in burgundisches und niederländisches Gebiet hinüberstreifend. Hierauf berührt er die Niederlande und Friesland, und selbst Helgoland, durchzieht dann, das Meeresufer im Auge, Oldenburg und Ditmarschen, Holstein und Schleswig, von allen diesen Ländern die bedeutendsten Sagen erzählend. So lenkt sich die Sagenwanderung dem Lande Ostpreußen zu, bis nach Pommern hinein. Wenn das Werk in dieser Weise und in diesem Geiste fortschreitet und durchgeführt wird, so werden wir einen deutschen Sagenschatz erhalten, der auf lange Zeit als Mustersammlung ausreicht. Die Mehrzahl der Sagen ist mit dem tiefsten Ernst erzählt, den ihr Inhalt erfordert; um so heiterer überrascht den Leser bei einzelnen der glücklichste Humor, so zum Beispiel Seite 211 „Page Dönes Glockenspiel“ und Seite 248 „die Schatzgräbermönche. Auch dieses Heft zieren zwei vortreffliche Holzschnitte. Der „Irrwisch“ und die „St. Galler Mönche erbeten Wein“. Sie sind ebenso meisterhaft erfunden wie technisch trefflich ausgeführt. Auf dem ersten erblickt man die im tiefen Wald von einem Irrwisch, der sie mit feurigen Flügeln schlägt, fliehende Maid (zu Sage Nr. 57). In der Unterabtheilung sind zwei Männer beschäftigt Grenzsteine zu verrücken, welche Unthat eben die Strafe, als Feuermänner und Irrwische zu wandeln, nach sich zieht. Der zweite Holzschnitt gehört zu der Sage Nr. 4, die auch mit gutem Humor erzählt ist, der im Bild ein reizendes Echo gefunden hat. Die mönchischen Küper sind eifrigst bemüht, das im Rheinfall tanzende Stückfaß voll Wein mit Stricken zu fangen, und einer winkt der im Hintergrund nahenden Procession, in Gebet und Bitte um den lieben Wein nicht nachzulassen.

Möchten die Lieferungen, durch welche die Anschaffung erleichtert wird, nur recht rasch auf einander folgen.

* Leipzig, Georg Wiegand.

Tabletten.

*** Die Fahrlässigkeit oder Unwissenheit der französischen Postbeamten hat dem Prinz-Präsidenten einen argen Streich gespielt. Kurz vor der jetzigen Reise desselben nach dem Süden Frankreichs erhielt nämlich der Bürgermeister (Podesta) von Triest eine Depesche mit der Aufschrift: „Le Sousprésfet de Vienne au Maire de Trieste“. Als der erstaunte Beamte den Brief öffnete, fand er darin ausführliche amtliche Instructionen über die Anstalten zum Empfang des Präsidenten und Veranstaltung des Rufes „Vive l'empéreur!“ — Wie sich endlich ergab, rührte das Actenstück von dem Unterpräfecten von Vienne im Isèredepartement her und war für den Maire von St. Priest bestimmt.

*** Aus Drontheim berichtet man die fast unglaubliche Geschichte, daß ein großer Riesenadler ein fünfjähriges Kind geraubt und mit nach seinem Nest auf der Spitze einer Klippe geschleppt habe. Man will die Kleider und das Skelett des Kindes daselbst gefunden haben.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 28. September. (Zum erstenmal wiederholt): Helene von Seigliere, Intriguenstück in vier Abtheilungen von Jules Sandeau, bearbeitet von W. Friedrich.

Mittwoch, den 29. September. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Kreutzer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 233. Mittwoch, 29. September **1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Zichen.

(Fortsetzung.)

Nunmehr beschloß ich, dem Schurken nachzueilen und blutige Genugthuung von ihm zu fordern. Deshalb ging ich zum Maire des Städtchens und fragte nach dem Namen und Bestimmungsort jenes Offiziers. Alexander Bernard, war die Antwort... — Was sagen Sie, Herr Förster?! rief Wolfenstein plötzlich emporfahrend mit unheimlich funkelnden Augen... Bernard hieß der Offizier? — Alexander Bernard, Oberleutnant im zweiten Kürassierregiment, marschirt nach Würzburg, lautete der Bescheid, fuhr Reinold fort, ohne die teuflische Freude zu gewahren, die aus den Augen des Arztes blitzte. Die Worte tönen mit ihrem furchtbaren Klang noch in meinem Ohr. Ich machte mich sogleich auf den Weg, allein der Verhaßte hatte einen zu großen Vorsprung gewonnen, ich konnte ihn nicht erreichen. Auch hatt' ich in der Stille der Nacht bereits einen andern Plan gefaßt. Im besten Falle hätt' ich dem Elenden das Lebenslicht ausgeblasen; mein Glück aber war und blieb doch auf ewig vernichtet. So gab ich denn die Verfolgung auf und trat als Freiwilliger in das österreichische und später in das preußische Heer ein, um meinen glühenden Rachedurst im Blute der Feinde Deutschlands zu kühlen. Ein unsäglicher Haß gegen alles, was Franzose hieß, erfüllte meine Brust, und mancher von ihnen hat unter meinem Säbel geblutet. Der Tod aber floh mich, wie sehr ich ihn auch suchte. Des ewigen Mordens müde ging ich nach Beendigung des letzten preußisch-französischen Krieges mit dem Obristen meines Regimentes hierher auf seine Güter und nahm diese Försterstelle an. Hier im stillen Walde fand ich Ruhe und tiefen Frieden, aber mit der Ruhe und dem Frieden erwachte auch das Andenken an die einstige glückliche Zeit mit doppelter Stärke. Manchmal hab' ich stundenlang dort am Rande des Forstes gesessen und über die blauen Höhen gen Westen, wo der grüne Rhein die sonnigen Rebenhügel umwallt, wo das Paradies meiner Jugend liegt, das Paradies meiner Liebe, auch dem mich ein unseliges Geschick so bald verstieß. Meine Marie ist schuldig, fragbar schuldig... kann ich doch noch jeden Schritt auf dem Wege zu ihrem Verbrechen nachweisen... ob ich meinen Sohn aber nicht ungerechter Weise verstoßen habe, das ist mir oft schwer auf's Herz gefallen, wenn ich so allein, so ganz allein durch den nächtlich schweigenden Wald wanderte.

Mein Sohn wäre ungefähr von Ihrem Alter, fuhr der Förster nach einer Pause fort, Wolfenstein wehmüthig anblickend; so groß und schlank wie Sie hab' ich mir ihn immer vorgestellt, wenn ich in der letzten Zeit an ihn dachte. — Haben Sie denn niemals wieder etwas von ihm gehört? fragte der Arzt mit sichtlicher Unruhe. — Niemals, entgegnete jener. Wol hab' ich mich heimlich bei einem alten Freunde nach ihm erkundigt, aber der vermochte mir nicht die geringste Auskunft zu geben. — Und auch von Ihrer ungetreuen Gattin nicht? forschte Wolfenstein weiter.

Der Förster schwieg eine Zeitlang und versetzte dann nach einem heftigen innern Kampfe mit gepreßter Stimme: Ja... einmal zu Anfang des Sommers, wenn anders meine allzeit geschäftige Einbildungskraft mir kein Trugbild vor die Augen geführt hat. Ich ging langsam am Rande des Waldes hin, meine Gedanken weilten im fernen Rebenhügellande des Rheins, da rauschte es plötzlich neben mir im Gebüsch. Ich blicke auf und vor mir steht meine Marie mit gramgebleichten Wangen und verweinten Augen und schaut mich mit flehender Geberde an. Wie von einem Zauber geblendet starrte ich nach der Erscheinung hin und unwillkürlich entfuhr meinen Lippen der schmerzliche Ausruf: „Marie!" — Als ich wieder zu mir selbst kam, war die Gestalt verschwunden. Ich aber blieb die ganze Nacht im wildesten Forst und wanderte über alle Bergeshöhen und durch alle Schluchten meines Reviers, um meiner stürmischen Gefühle Herr zu werden und die Truggestalt aus meiner Seele zu verscheuchen; vergebens, immer stand das Bild der falschen, ungetreuen Gattin vor meinen Augen.

Ist das Mädchen, das vorhin bei Ihnen saß, denn nicht Ihre Tochter? fragte der Arzt. — Nein, es ist meine herzliebe Pflegetochter Renate, die einzige Freude meines armen Lebens, antwortete Reinold. Wenn ich so Tag für Tag am Myrgen ein ödes Haus verließ und am Abend ein ödes Haus wiederfand, niemand sich freute, wenn ich kam, niemand sich betrübte, wenn ich ging, und niemals mir ein Wort der Liebe entgegentönte... da fühlte ich, was es heißt, allein auf Erden stehen. Ich bedurfte eines menschlichen Wesens, mit dem ich reden, dem ich mein Herz ausschütten, an dem ich das Unrecht wieder gut machen konnte, das ich vielleicht an meinem Sohn begangen habe. So nahm ich denn vor mehren Jahren das Mädchen, welches Sie vorhin gesehen, und dessen nun verheiratete Schwester in mein Haus auf, und das kindlich heitre Geplauder der fröhlichen Renate hat gar oft den finstern Geist verscheucht, der mich in trüben Stunden zu überwältigen drohte. — Nun, wenn Sie Ihre Pflegetochter lieben, so hüten Sie dieselbe nur vor den französischen Offizieren, sagte Wolfenstein mit bedeutsamem Ton, den Förster scharf fixirend; ich glaube, Sie erhalten hier in der Gegend oft militärischen Besuch. — Meine Renate kommt mit keinem Menschen in Berührung, entgegnete der Förster ruhig, am wenigsten mit französischen Offizieren. — Man könnte doch nicht wissen! sagte der Arzt langsam und mit scharfer Bedeutung. Und da Mädchen nun einmal glänzende Uniformen lieben, so wär' es gar nicht so undenkbar, daß... — Meine Renate sich in einen französischen Offizier vergaffte! ergänzte Reinold lachend. — Möglich wär's doch, versetzte jener mit erheuchelter Gleichgültigkeit. Es könnte sich sogar ereignen, daß sie sich wie

Ihre ungetreue Gattin in einen Bernard vergaffte, denn bei unſrem Regiment drüben im Kirchdorf befindet ſich ein ſchöner junger Offizier namens Bernard! Tod und Teufel! reden Sie wahr?! ſchrie der Förſter wild emporfahrend. — Nun, nun, der Bernards gibt's viele in der Welt, erwiderte der Arzt mit ſcheinbar begütigendem Ton, obwol er kaum im Stande war, die teufliſche Schadenfreude zu bergen, die aus ſeinen Augen blitzte. Mit Ihrem Todfeind ſteht unſer Bernard gewiß in keiner Beziehung. Es iſt ein herzensguter, aber äußerſt verliebter Burſche, der für ein ſchönes Mädchen bis ans Ende der Welt ritte. Da wir mehre Wochen hier bleiben, ſo wird er zweifelsohne die Schönheiten der hieſigen Gegend betrachten. — Sollte irgend jemand die Frechheit haben, auf meine Renate auch nur einen ſtrafbaren Blick zu werfen, rief Reinold mit funkelnden Augen und drohender Geberde, beim höchſten Gott! er müßt' es theuer bezahlen! — Den hätt' ich aufgehetzt! murmelte Wolfenſtein vor ſich hin, indem ein höhniſches Lächeln ſeinen Mund umſpielte.

Das Geſpräch der beiden wurde hier durch den Waldwärter unterbrochen, der mit Flinte und Jagdtaſche aus dem Hauſe trat und mit ehrerbietiger Miene zu Reinold ſagte: Herr Förſter, 's iſt Zeit, daß wir zum Walde gehen, die Holzdiebe fangen jetzt ſchon bei hellem Tag ihr Stehlen an. — Auf dieſe Worte hin ergriff Reinold die neben ihm lehnende Büchſe und gebot Konrad ins Haus zu gehen und ſeine Jagdtaſche von Renate zu holen. Sei dieſelbe noch nicht fertig, ſo ſolle er warten und ſie ihm dann nachtragen; am Kreuzweg hinter dem Tannenſchlag werde er ihn treffen. — Der Waldwärter ging hinein, Reinold aber wandte ſich zu dem Arzt, reichte ihm die Hand und ſagte: Sie verzeihen, Herr Doctor, daß ich aufbreche. Meine Pflicht ruft, und der muß ich ſelbſt die liebe Geſellſchaft eines Landsmanns opfern. Wenn Sie mir eine Freude machen wollen, ſo kommen Sie morgen gegen Mittag wieder, dann wollen wir zuſammen auf die Jagd gehen und nach Herzensluſt von der Heimat plaudern. Damit warf er die Büchſe über die Schulter und ſchritt raſch durch den abendlich dämmernden Garten dem Walde zu.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die odiſch-magnetiſchen Briefe.

Aus der deutſchen Reichszeitung. *

Die odiſchen Briefe des Freiherrn v. Reichenbach ** zu Wien ſind zu Ende und das Publikum hat nun das Recht, ſich darüber zu Gericht zu ſetzen. Wie ſoll das Verdict ausfallen? Die Urteile, die ſie im Publikum rege gemacht haben, laufen meilenweit auseinander. Soviel muß man der allgemeinen Zeitung zugeſtehen, daß ſie damit dem deutſchen Publikum ganz eigentümlichen Stoff zum Denken aufgegeben, deſſen Bedeutung und Tragweite für den Augenblick noch kaum zu berechnen ſind.

Soweit die Geſchichte in das Altertum hinaufreicht, liefert ſie Spuren von ſogenanntem thieriſchen Magnetismus; eine Kenntniß von dieſem rätſelhaften Ding iſt ſo alt wie die Welt; ſein ſchattenhaftes Weſen geht unter allen Völkern vergangener und gegenwärtiger Zeiten umher und iſt bis auf gewiſſen Grad Gemeingut ihrer Fantaſie; aber ſonderbarer Weiſe hat es ſich bis auf unſere Tage jeder wiſſenſchaftlichen Gerichtsbarkeit glatt entwunden. Es hat keineswegs gefehlt an Männern von Talent und Kenntniß, welche Netze darauf ausgeſpannt; warum ſind ſie bis zu dieſer Stunde immer leer ausgegangen? warum ſind ſie nicht einmal nur bis dahin gelangt, für ihre Arbeiten wenigſtens Glauben unter ihren Zeitgenoſſen zu finden? Warum haben ſie nur Hohnlachen für Dank eingeerntet?

Der Grund hiervon liegt, wie Herr v. Reichenbach zeigt, offenbar darin, daß man das Subſtrat dieſer rätſelhaften Erſcheinung nur von einer einzigen Seite der Prüfung unterzog, nämlich von der Anwendung in der Medicin zu Heilung mancherlei Krankheiten, jede andere von ſeinen tauſend Seiten aber unbeachtet gelaſſen. Dieſen Weg erklärt er für den falſchen, verläßt ihn gänzlich, ſchlägt einen neuen ein, den der phyſikaliſchen Unterſuchung. Damit bringt er die Sache in eine veränderte Bahn und man muß, von ihrem materiellen Gehalt abgeſehen, anerkennen, daß er ſie formell auf einen ganz neuen Boden geſtellt hat. Er geht davon aus, daß den ſogenannten thieriſch-magnetiſchen Erſcheinungen irgend eine Kraft zu Grunde liege, deren Natur und Bedeutung bis jetzt weder unterſucht noch erkannt worden. Ob dieſe nun eine eigene Kraft ſei, ſo wie Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, oder ob ſie eine Reſultante von deren Zuſammenwirkung ſei, läßt er dahingeſtellt, beweiſt aber, daß ſie keine von allen dieſen einzeln ſein könne; dies betrachtet er als eine Nötigung, die Grundurſache aller hierher gehörigen Erſcheinungen, die in ſeinen Händen eine neue Geſtaltung erlangt haben, unter dem gemeinſchaftlichen Ausdruck „Od" zuſammenzufaſſen. Die Etymologie davon rechtfertigt er aus dem Althochdeutſchen, und wir möchten ſeiner Ableitung noch hinzufügen, daß im Sanscrit Vâ „wehen" heißt, welches ohne Zweifel die Wurzel von Vada, Wodan, Odan ꝛc. iſt. Indem er nun zeigt, daß dieſe Kraft, dieſes Od, durch die ganze Natur geht und in unendlicher Verwebung mit ihr auftritt, hebt er eine einzelne Anwendung derſelben heraus, nämlich die im Heilverfahren am menſchlichen Leibe, und vindicirt ihr in dankbarer Anerkennung Mesmers ihren alten Namen Mesmerismus. Das Od verhält ſich alſo zum Mesmerismus etwa wie die Lehre von der Wärme zu einem Kataplasm, einem warmen Fußbad, einer ruſſiſchen Dampfſtube, oder überhaupt wie eine umfaſſende Wiſſenſchaft zu einer einzelnen Nutzanwendung, wie ein kleiner Theil zu einem großen Ganzen. Dies iſt einer von den Grundgedanken, die Reichenbach durch ſeine ganze Arbeit hindurch feſthält, in welcher Magnetiſiren, Somnambulismus, Krankheitsheilungen nur eine durchaus untergeordnete Rolle einnehmen. Alle die Hellſehereien, Sternenreiſen, Geiſtergeſchichten und andere Faſeleien der ſogenannten Magnetiſeure ſind daher ſeiner nüchternen Behandlung durchweg fremd, oder wo er ſie berührt, geſchieht es jedesmal nur, um eine Täuſchung aufzudecken und ſie auf ihre phyſiſchen Urſachen zurückzuführen.

Indem nun Herr v. Reichenbach auf ſolche Weiſe das phyſikaliſche Weſen der odiſchen Kraft und deſſen Nutzbarmachung in der Heilkunde weit auseinander hält und jedem ſeinen eigenen Platz anweiſt, jenem in der Phyſik, dieſem in der Medicin, ſpricht er die Meinung aus, daß letztere wenig Nutzen aus ihrem Mesmerismus ziehen könne, ſo lange nicht jene, die Phyſik, die Principien erforſcht und die Geſetze aufgeſtellt habe, welchen die odiſche Kraft gehorcht, ſowie den phyſiologiſchen Zuſammenhang ermittelt habe, in welchem Od und organiſches Leben zu einander ſtehen. Das iſt im Grund nichts anderes, als auf einem neuen Feld die alte Klage gegen die große Mehrzahl der Aerzte, daß ſie ihre Kunſt nur empiriſch wie ein Handwerk treiben, und zum Eindringen in den Cauſalnexus zwiſchen Arznei und Krankheit weitaus zu bequem ſind.

Ganz verſchieden von allen bisherigen Büchern über dieſe Gegenſtände, die ſämmtlich nur Heilweſen im Auge haben, be-

---

* Auf beſondern, uns von berechtigter Seite zu erkennen gegebenen Wunſch auch im Converſationsblatt abgedruckt. D. Red.

** In der Augsburger allgemeinen Zeitung.

wegen sich sowol die odischen Briefe als auch die ihnen vorangegangene Schrift Reichenbachs: „Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus ꝛc. in ihren Beziehungen zur Lebenskraft“ fast ausschließlich nur auf dem physikalischen Boden, führen uns aber auf diesem in eine seltsam neue Scenerie. Man glaubt in eine Laterna magica zu schauen, wenn man da auf einmal nicht nur Magnete, Krystalle, chemische Hergänge, sondern auch Finger, Hände, menschliche Gestalten leuchtend auftreten sieht. Freilich ist dieses Leuchten ein anderes, als wir es bis jetzt kannten; wir wußten nicht, daß es ein Licht in der Natur gibt, das so außerordentlich schwach ist, daß das Auge einer Vorbereitung in absoluter Finsterniß von mehren Stunden bedarf, um es endlich wahrnehmen zu können, ja daß selbst nach solchen Zurüstungen es erst noch einer eigentümlich hohen Reizbarkeit der Augen bedarf, die nicht jedermann eigen ist, um das odische Licht zu schauen. Es gibt also für diese Leuchte so zu sagen zweierlei Menschen, sehende und nicht sehende; diejenigen, welche mit starker Sehkraft begabt sind, sehen am Ende alle Dinge leuchten, mehr oder minder stark, aber die ganze terrestrische Natur besitzt zuletzt ebenso ein schwaches Eigenlicht wie die Finsterne ein starkes. Dies Ergebniß, wenn es sich bewährt, ist ein bedeutender Fortschritt in der Physik, und es werden der Beweise dafür so viele und in einem solchen sich wechselweise stützenden Zusammenhang vorgetragen, daß sich an anderweitigen Bestätigungen füglich nicht zweifeln läßt. Herr v. Reichenbach nimmt seit mehren Jahrzehnten eine Stellung unter den Chemikern ein; die Entdeckung des Kreosots, des Paraffins, des Eupions und anderer Stoffe hat er und schon vor langen Jahren geliefert; die Société magnetique zu Paris hat ihm öffentlichen Blättern zufolge eine Ehrenmedaille zuerkannt, und die beiden englischen Uebersetzer seiner Dynamide, Dr. Gregory zu Edinburg und Dr. Ashburner in London, haben seine sichtverfuche wiederholt und ihre Richtigkeit öffentlich anerkannt; hoffentlich werden auch deutsche Bestätigungen nicht mehr lange auf sich warten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ausbruch des Aetna
am 21. August 1852.

(Schluß.)

In dem Augenblick als der Berg sein Feuer ausspie, war eine Gesellschaft von Engländern im Begriff, den Gipfel zu ersteigen, und ein an die „Malta Mail“ gerichtetes Schreiben gibt folgende Details über dies merkwürdige Naturspiel: Am 20. August, um acht Uhr abends, brach die Gesellschaft, aus drei Herren, drei Damen, drei Maultiertreibern und einem Diener mit elf Maultieren bestehend, von Nicolini auf, in der Absicht, den Aetna zu ersteigen und in der Casa Inglese zu übernachten. Um elf Uhr erreichte man in der heitersten Stimmung das Bosco, wo man leichte Kleidung anlegte. Es wehte eine ziemlich starke Brise aus Westen, weshalb die Führer eine kleine Gesellschaft Italiener bewogen, die Besteigung des Berges bis zum andern Morgen zu verschieben. Die Engländer ließen sich jedoch nicht zurückschrecken, sondern setzten ihren Weg fort. Zwei (englische) Meilen jenseits des Bosco zeigte sich der ungeheuere Krater unterhalb des Aetna, die Colossi genannt, in furchtbarer Glut und begann bald große Massen Feuer und Rauch auszuwerfen. Gleich darauf spie der Aetna seine Flammen und Asche hervor und da der Wind nach der Casa Inglese wehte, so war es nicht geraten, dort Schutz zu suchen, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach zerstört werden mußte; man beschloß also die Richtung nach den Colossi einzuschlagen. Das Wetter, welches schon sehr kalt war, nahm einen immer unfreundlicheren Charakter an, und als die Reisenden das Niveau der Casa Inglese überschritten hatten und sich in einer engen Schlucht befanden, die aus Sand und zerbröckelter Lava bestand, wurden sie von einem so heftigen Orkan überfallen, daß in einem Augenblick sieben Maulthiere mit ihren Reitern umgeweht wurden und, wie man sehr bald mit Schrecken wahrnahm, bis an den Rand des Kraters rollten. Absteigen, um die verunglückten Gefährten zu suchen, war für den Rest der Gesellschaft die Sache eines Augenblicks. Es war ein unbegreiflich großartiger Moment: Himmel und Erde stellten eine glühende Lichtmasse dar, oben spie der Aetna seine Schwefelflammen aus, unten brachen aus den Colossi dichte Massen prachtschwarzen Rauchs hervor, die Fingerweide des Berges zitterten und stöhnten und die Orkan durchbrauste die Lüfte in seiner ganzen wilden Majestät. Auf den Händen und Knieen fortrutschend, unfähig der Gewalt des Sturmes zu widerstehen, tappten die männlichen Mitglieder der Gesellschaft nach den Damen, die erst nach zwanzig Minuten langem Suchen aufgefunden und zusammengebracht wurden. Kaum hatte man angefangen, Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen, als eine neue Gefahr im Anzug war. Ein Erdbeben erschütterte den Boden unter ihnen — auf sprangen die Führer mit ihrem gellenden Geschrei: Avanti! Avanti! (Vorwärts!) Die Maulesel brachen sich los von ihren Treibern und wurden ihrem Schicksal überlassen; der Orkan verdoppelte seine Wut und die Scene ward zu grauenvoll, als daß man sie mit kaltem Blut betrachten konnte. Binnen zehn Minuten war die kleine Reisegesellschaft erschöpft auf die zackige Lava hingesunken. Die heftigen Windstöße, die Sand und kleine Steine mit sich führten, zu ertragen, überstieg ihre Kräfte. So vergingen zwei bange Stunden und mit peinlicher Ungeduld erwartete man den Anbruch des Tages. Innerhalb des Kraters, dem sich einige der Reisenden mutig näherten, brannten etwa vierzig kleinere Kessel, die sich nach Catania hin zu vereinigen schienen, und eine ungeheure Lavaflut wälzte sich zerstörend über mehre Dörfer und Weideländer, die bedeutenden Schaden erlitten haben sollen. Bei dieser Gelegenheit zeigten die Damen einen Heroismus, der die Bewunderung ihrer Begleiter hervorrief. Sie mußten sich den Rückweg sechs Meilen weit zu Fuß durch die rauhe zackige Lava bahnen; aber mit seltener Ausdauer überwanden sie jedes Ohnderniß und erreichten das Bosco um sieben Uhr morgens, wo nach sechzehnstündigem Fasten ein leichtes Frühstück höchst willkommen war. Die Reise wurde alsdann auf Maulesln fortgesetzt und um drei Uhr nachmittags befand man sich wieder in Catania. Die Italiener, die auf Anraten der Führer von ihrem Versuch den Aetna zu ersteigen abgestanden waren, hatten die Kunde von dem tollkühnen Unternehmen der Engländer verbreitet, welche die Einwohner allgemein dem sichtbaren Untergang verfallen glaubten. Ihre Rettung kann in der That fast als ein Wunder betrachtet werden, denn wären starke Regengüsse eingetreten, wie es oft vor einem Ausbruch des Aetna zu geschehen pflegt, so hätte der Strom die Reisenden fortgeschwemmt, und wäre der Wind umgeschlagen, so würde die mit schwefeliger Ausdünstungen geschwängerte Luft sie getödtet haben. Wie dem auch sein mége, die ganze Bevölkerung von Catania drängte sich um die kühnen Fremdlinge und bewillkommnete sie als Leute, die einem grausenvollen Tod entgangen waren. Die Redaction der „Malta Mail“ fügt obigem Bericht hinzu, daß die Casa Inglese verbrannt und die Maierei von Bronte durch die Lava zerstört worden ist, die sich jedoch nur langsam verbreitete, während das erschrockene Landvolk sich so schnell als möglich vor der drohenden Gefahr flüchtete.

Briefe.

79.

K München, 26. September.

Das Theaterjahr und die Intendanten der Hofbühne.

Bei dem lebhaften Interesse, welches das Konversationsblatt an den Verhältnissen unserer Hofbühne unter der Leitung Dingelstedts nimmt, wird Ihnen die Mittheilung gewiß keine unerfreuliche sein, daß sich in dem eben zu Ende gehenden Theaterjahr noch günstigere Resultate herausgestellt haben als in dem vergangenen. Die Einnahmen waren so glänzend wie nie, und was in artistischer Beziehung geleistet worden, wird die specialisirte Jahresübersicht des Repertoirs, über die sie wol wie im vorigen Jahr aus kundiger Feder eine ins Detail gehende Besprechung bringen werden, darthun. Es ist eine natürliche Folge, daß unter diesen Umständen die Zufriedenheit des Königs, der immer mehr einsieht, welch glücklichen Wurf er mit der Berufung Dingelstedts gethan, sich fortwährend steigert, und daß auf der andern Seite die kleinlichen und gehässigen Anfeindungen, mit welchen Dingelstedts verdienstvolles Wirken fortwährend zu kämpfen hat, nach und nach gänzlich in nichts zerfallen. Und hoffentlich werden nun endlich auch die beständig wiederkehrenden Gerüchte in Betreff unsers Intendanten zum Schweigen kommen, da jeder Unterrichtete weiß, daß Dingelstedts Stellung gegenwärtig fester und gesicherter ist als je.

Tabletten.

*** Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Friedrich Wilhelm III. die militärischen Verdienste des verstorbenen Generalfeldmarschalls Herzogs v. Wellington durch ein ganz besonderes Geschenk zu ehren suchte, das zugleich als Denkmal für den deutschen Kunstfleiß dienen sollte. Es bestand dies aus einem vollständigen in der königlichen Porzellanmanufactur zu Berlin, welche damals unter der Verwaltung des Staatsrath Rosenstiel stand, angefertigten Tafelservice, dessen Anordnung, von einem Sachkundigen geleitet, sich auf den Herzog bezog. In der Mitte der Tafel befand sich ein Obelisk, an welchem in goldenen Buchstaben die Namen der von dem Herzog erfochtenen Siege angebracht waren. Die Speiseteller waren mit Wellingtons Wappen bezeichnet; auf den Dessertellern waren die sämmtlichen mit seinem Leben, von seiner Geburt an, in Beziehung stehenden Localitäten abgebildet, so daß sie eine vollständige Biographie des Herzogs bildeten. Auf den Weinkühlern sah man preußisches Militär nach dem damaligen Reglement. Der Herzog wußte dieses zugleich königliche und sinnige Geschenk hoch zu ehren, und es wurde jedesmal am 18. Juni, am Tage der Schlacht von Waterloo, wo der Feldherr seine Kampfgenossen um sich versammelte, von demselben gespeist.

*** Die italienische Oper in Paris wird für diese Wintersaison schwerlich vor dem December eröffnet werden können, weil der Director Lumley das nöthige Personal noch nicht zusammenbringen konnte. Der Staatszuschuß, den er für das neue Theaterjahr bezieht, beträgt 100,000 Franken; außerdem wird, wie verlautet, Ludwig Napoleon für seine Loge 100,000 Franken bezahlen und den Senatoren die Verpflichtung auferlegen, für die ganze Saison Logenabonnements zu nehmen.

*** Eine Irländerin hatte in einem Briefe an ihren Geliebten diesem um Geld gebeten und folgendes Postscript angehängt: „Als ich Obiges geschrieben hatte, schämte ich mich meiner unzarten Bitte so sehr, daß ich den Brief wieder vom Postboten zurückholen lassen wollte. Leider konnte letzterer nicht mehr von der Magd eingeholt werden, und so muß mein Brief schon unverändert an dich abgehen."

Frankfurt, den 28. September.

Eine Künstlerfeier.

Ira Aldridge, der schwarze Roscius vom Senegal, hat gestern Abend sein Gastspiel auf der hiesigen Bühne geschlossen. Er wiederholte den Othello, spielte meisterhaft einige Hauptscenen als Macbeth, legte in einer Burleske, die lustige Rolle des Sklaven gebend, auch eine tüchtige Probe seiner komischen Darstellungskraft ab und verabschiedete sich dann in einem durch seine schlichte Wahrheit wie gemüthliche Fassung wahrhaft rührenden Erguß, dessen Mittheilung in diesen Blättern wir uns vorbehalten, von dem hiesigen Publikum. Die Ernte des Beifalls war reich und verdient.

Aber auch die Mitglieder des hiesigen Schauspiels glaubten dem seltenen Sohn des heißen Erdgürtels und großen Kunstgenossen bei seinem Scheiden von hier ein Zeichen der Anerkennung seiner „mächtigen Talente" und ein Andenken an seine hiesigen Erfolge widmen zu sollen. Die Damen und Herren des Schauspiels versammelten sich deshalb heute Nachmittag um 1 Uhr auf der Bühne, und als Ira Aldridge von Herrn Meck als dem Director des Schauspiels in ihre Mitte geführt war, begrüßte Herr Hassel im Namen seiner hiesigen Kunstgenossen den Gefeierten, in einer englischen Ansprache in kurzen aber kräftig zeichnenden Worten dem seltenen Künstler von fremder Erde, dem großen Nachbildner von Shakespeare's gewaltigen Charakteren, Ehre und Anerkennung zollend und ihn ersuchend, zum Andenken dessen ein schlichtes Erinnerungszeichen entgegenzunehmen. Hierbei überreichte der Redner dem Gast und Kunstgenossen einen Kranz von Lorbeern, mit weißer Atlasschleife gebunden, auf welcher in einfachen Worten deutsch und englisch die Widmung zu lesen ist. Ira Aldridge war ergriffen von solcher Auszeichnung, bedauerte, nicht in deutscher Sprache seinen Dank und die tiefen Gefühle aussprechen zu können, von denen er bewegt sei; Herr Hassel möge der Dolmetscher derselben sein. Der Kranz, dessen man seine bescheidenen Verdienste habe würdigen wollen, werde sein Stolz bleiben. Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete er sich von jedem Einzelnen, von den Damen, an deren Spitze wir mit Vergnügen auch Fräulein Lindner erblickten, mit einem Handkuß. So endete die Feier, in deren Ehre sich die Auszeichnenden mit dem Ausgezeichneten theilen. E. S.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 29. September. (Auf vielseitiges Begehren noch eine Gastdarstellung des afrikanischen Tragöden Herrn Ira Aldridge.) 1. Macbeth. — 2. Das Vorgefühl.

Donnerstag, den 30 September. (Neu einstudirt) Die Stricknadeln, Schauspiel in vier Acten von Kotzebue.

Freitag, den 1. Octobr. (Letzte Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Die Nachtwandlerin, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini. Amina (in italienischer Sprache): Fräulein Sofia Cruvelli.

(Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 234. Donnerstag, 30. September 1852.

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehrn.

(Fortsetzung.)

Wolfenstein wandte sich gleichfalls zum Gehen, kehrte aber in geringer Entfernung vom Jägerhause wieder um und stellte sich in der Nähe des Gartens auf in der Absicht, den seinem Herrn nacheilenden Waldwärter auf geschickte Weise auszuforschen, in welchen Stunden sich Renate allein zu Hause befinde. Reinolds Lebensgeschichte schien ihn ungewöhnlich bewegt zu haben. Er lehnte sich nachdenklich an eine Buche und murmelte vor sich hin: Hätte mich der Alte mit seiner Geschichte doch beinahe herumgebracht! Als er von seinem Sohne sprach und mich dabei mit seinen düstern Augen so schmerzlich anblickte, kam mir's plötzlich so vor, als ob er mit meinem verstorbenen Vater Aehnlichkeit habe. Bah, ich bin ein rechter Narr mit meiner Weichherzigkeit! fuhr er nach einer Pause fort; ein alter Mann sieht so aus wie der andre; Renate aber ist das reizendste Geschöpf, was die Erde trägt, und muß mein werden trotz allen Bernards und Pflegevätern! Daß der mürrische Graukopf mein Landsmann ist, kommt mir sehr gelegen; ohne diesen glücklichen Zufall würd' ich seinem Mißtrauen gegenüber einen schweren Stand gehabt haben. Meinem tugendhaften, verliebten Freunde ist nun jede Hoffnung auf Renatens Besitz abgeschnitten; schon sein Name bringt den Alten in eine gränzenlose Wut. Das wird eine schöne Scene geben, wenn er morgen angeritten kommt und der geträumte herrliche Empfang sich in ein Donnerwetter verwandelt! — Aber halt! rief er, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt; sagte er nicht, daß er Empfehlungsbriefe von seinem Oheim mitgebracht habe? Die könnten denn doch am Ende den Grimm des Försters in zärtliche Freundschaft verwandeln und meine Aufsherrei auf den Tag bringen; denn, daß der Alexander Bernard in keiner Beziehung zu Julius Bernard steht, ist wol gewiß. Darum muß ich mich vor allen Dingen der Empfehlungsschreiben bemächtigen; ohne sie kann mein edler Freund weder dem Alten noch seiner Tochter beikommen! Mit diesem Entschluß schritt er auf den eben aus dem Hause tretenden Waldwärter zu und sagte mit schmeichelndem Ton: Heda! guter Freund, auf ein Wort!

Bei der Erscheinung der dunkeln Gestalt, die so plötzlich aus dem Dämmerschatten der Bäume hervortrat, stutzte jener einen Augenblick; als er aber den Fremden erkannte, der vorhin mit seinem Herrn gesprochen, ließ er die unwillkürlich erhobene Flinte sinken und lüftete ehrerbietig die Mütze. — Könnt ihr mir nicht sagen, zu welchen Nachmittags- und Abendstunden ich Euern Herrn sicher treffe? fragte der Arzt. Ich habe vorhin versprochen, ihn morgen gegen Mittag zur Jagd abzuholen, erinnere mich aber, daß es mir dringender Geschäfte wegen unmöglich ist, um diese Zeit zu kommen. — Der Waldwärter horchte hoch auf bei dem Klange von Wolfensteins Stimme und betrachtete den vor ihm Stehenden mit steigendem Erstaunen; dann zog er plötzlich die Mütze und sagte mit freundlicher Miene: Ei, schönen guten Abend, Herr Leutnant! — Bei diesen Worten fuhr Wolfenstein erschrocken zusammen und wandte sich ab, um seine Verwirrung zu verbergen. — Was fällt Euch ein, lieber Mann! entgegnete er, sich fassend, nach einiger Zeit mit erzwungenem Lächeln. Ihr haltet mich in der Dämmerung wohl für einen andern! Sind Sie denn nicht der preußische Offizier, dem neulich in Naumburg das Pferd stürzte? sagte der Waldwärter. Ja, ja, Sie sind es — ich würde Sie unter hunderten herauskennen. Ich stand eben vor dem Hause meines Bruders, da kamen Sie mit drei preußischen Offizieren die Straße heraufgeritten. Sie lachten und scherzten mit dem einen, der auf dem Schimmel saß, und achteten nicht auf die neueingefahrenen Steine. Ihr Pferd stolperte darüber — Sie rissen es wieder auf — es machte einen großen Satz und stürzte dann zusammen. Ich half ihnen ja noch auf und erhielt zur Belohnung von ihnen einen harten Thaler! — Der verwetterte Schuft hat ein teufelmäßig gutes Gedächtniß! murmelte jener ingrimmig zwischen den Zähnen. Darin versetzte er laut und mit aufscheinender Gleichgültigkeit: Ach—ja... ich entsinne mich des Unfalls und danke Euch nochmals für den guten Dienst, den Ihr mir geleistet habt. Doch was den Leutnant betrifft, da seid Ihr im Irrtum. Ich bin Arzt bei dem französischen Dragonerregiment, welches drüben am Kirchdorf liegt. — Nun, da muß ich mich wol irren, versetzte der Waldwärter; ich meinte aber, daß Sie damals preußische Uniform getragen und daß die Offiziere Sie Herr Leutnant titulirt hätten. — Da verwechselt ihr mich mit meinem Bruder, der neben mir ritt, entgegnete Wolfenstein rasch und bestimmt; der ist Leutnant im preußischen Heer und sieht mir sehr ähnlich. Ich war damals grade zum Besuch bei ihm. — Dann bitt' ich vielmals um Entschuldigung, Herr Doctor, sagte jener; Irren ist menschlich. Doch ich muß jetzt rasch meinem Herrn nach, fügte er, die Flinte über die Schulter wersend, hinzu. Am sichersten finden Sie ihn des Abends vor und nach Sonnenuntergang ... da bleibt er gewöhnlich zwei Stunden zu Hause.

Nach diesen Worten grüßte er den Arzt noch einmal sehr ehrerbietig und eilte mit großen Schritten zum Forste. — Das fehlte noch, daß dieser verdammte Graukopf meine Doppelgängerei ausposaunte, eh' ich mein Schäfchen ins Trockne gebracht habe! rief Wolfenstein, dem Waldwärter mit grimmigem Blick nachsehend. Das beste ist nur, daß der Tölpel nicht ahnt, weshalb ich damals bei den Preußen in Naumburg gewesen bin!

Mit dem Vorsatz, seinen Entführungsplan noch heute Abend durch ein Gespräch mit Renate einzuleiten, schlich er vorsichtig durch den Garten, der schon von halbem Dunkel umhüllt war, und legte sich im Schatten der hohen Linden auf die Lauer, indem er hoffte, daß sich das Mädchen bei dem milden Abend

noch im Freien ergehen werde. Einige Minuten wandte er in regungsloser Stille nach dem Hause hinübergeblickt haben, als er plötzlich leise Schritte hinter sich vernahm und gleich darauf eine dunkle Gestalt durch die Gartenpforte eintreten und auf sich zukommen sah. Nachdem dieselbe einige Augenblicke athemlos gelauscht hatte, rief sie mit kaum hörbarer Stimme: Renate, meine liebe Renate! — Da keine Antwort auf diesen Ruf erfolgte, so schritt sie brhutsam näher, fuhr aber erschrocken zurück, als ihr Wolfenstein aus dem tiefen Lindenschatten entgegentrat. Indessen faßte sie sich schnell und fragte den letztern in gespannter Erwartung: Sind Sie vielleicht der Herr, der als Wundarzt bei dem im Kirchdorf einquartierten französischen Dragonerregiment steht, wie mir Konrad eben sagte? Wäre es minder dunkel gewesen, die Frau Tanner, denn sie war die eben erschienene Gestalt, würde sich vor der Mut, die sich plötzlich in des Angeredeten Zügen malte, entsetzt haben. — Teufel! hier gibt's ja ein förmliches Spionirsystem! murmelte er zähneknirschend und erbittert über die Störung seines Liebesabenteuers. Das ist gewiß irgend eine Muhme oder Base, welche der Alte als Wächterin bei Renatens Unschuld angestellt hat; aber nur Geduld, eine Nase dreh' ich euch doch! ... Nun ja, ja, ich bin's, fuhr er laut und ärgerlich fort; was will Sie denn von mir, gute Frau? — O, dann können Sie mir gewiß Auskunft darüber geben, ob bei Ihrem Regiment ein junger Offizier aus Straßburg steht? rief jene freudig. — Wolfenstein blickte der Frau Tanner einige Secunden scharf in das vom Abenddunkel verschleierte Gesicht; es war ihm, als müsse er diese Züge schon einmal gesehen haben; auch die Stimme kam ihm bekannt vor, obgleich er sich nicht entsinnen konnte, wann und wo er dieselbe gehört. Um der vermeintlichen Wächterin indessen alle Sorge um Renate zu benehmen und damit Spielraum für sich und seine Pläne zu gewinnen, antwortete er barsch: 'S gibt keine jungen Offiziere bei unserm Regiment, es sind lauter graubärtige Burschen, die nicht auf Mondscheins- und Liebespartien ausgehen. Bin auch nicht zum Vergnügen hier, habe Geschäfte mit dem Förster gehabt. Mit den Worten schritt er rasch von dannen, um seine Eroberungspläne zu günstigerer Zeit auszuführen, und schlug den Fußpfad ein, der vom Jägerhause in grader Linie über die Höhe nach dem Kirchdorf führte.

Die Frau Tanner blieb noch einige Augenblicke unter den Linden stehen, schaute wehmütig zu dem kleinen weinumrankten Häuschen hinüber und sprach leise und schmerzlich vor sich hin: Also auch diese Hoffnung ist verschwunden! — Dann verließ sie leise, wie sie gekommen war, den Garten und eilte durch den dunklen Wald dem kleinen Dörfchen zu, in welchem sie wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die odisch-magnetischen Briefe.

(Fortsetzung.)

Den geschilderten Lichterscheinungen gleichlaufend geben eigenthümliche Gefühlserscheinungen, so daß die odische Kraft immer durch ihre Einwirkungen auf zwei verschiedene Sinne controllirt werden kann. Die Gesammtsumme aller odischen Beobachtungen zerfällt in diese zwei Hauptabtheilungen. Dies gibt ein ganz vortreffliches Mittel an die Hand, sich über die Genauigkeit jeder einzelnen Erscheinung, sowie von den Reihen derselben Deutlichkeit und Ueberzeugung zu verschaffen. Ein Magnetstab zum Beispiel strömt an dem einen Pol eine bläuliche Leuchte aus, an dem entgegengesetzten eine röthliche. Die erstere nun wird an der linken Hand einer für diese Sensationen empfänglichen Person kühlig, die andere lauchig empfunden. Substituirt man dem Magnet einen gleichgroßen Krystall, so leuchtet auch dieser an dem einen Pol seiner Hauptaxe blau, an dem andern rot. Nach diesem Merkmal kann man voraussagen, daß das blauleuchtende Ende des Krystalls kühliges, das rotleuchtende lauchliches Gefühl erregen müsse. Reichenbach mustert in diesem Sinn die Natur weiter; er findet, daß rechte und linke Hände, rechte und linke Füße, rechte und linke Augen, ganze rechte und ganze linke Seiten auf Menschen und Thiere genau in solchen dualen Gegensätzen stehen, wie Magnetpole und Krystallpole; ja, daß die elektronegativen einfachen Stoffe den elektropositiven gegenüber in demselben Gegensatz stehen, so genau, daß empfindliche Personen im Stande sind, die einfachen amorphen Naturkörper nach dem bloßen Gefühl in die elektrochemische Reihe zu bringen. So kommt er am Ende einer weitausgreifenden Untersuchung zu dem allgemeinen Ergebnisse, daß die odische Kraft Polarität besitze, wie andere Dynamide, daß ihr negativer Pol vorzugsweise blaues Licht mit Kühlgefühl (links), ihr positiver rotgelbes Licht mit Wärmegefühl liefere. — Daß Herr v. Reichenbach hierbei nicht viel theoretisirt, sondern sich meist an einfache Aufzählung der gewonnenen Thatsachen hält, kann im Interesse reiner Naturforschung nur gebilligt werden, doch reibt er, weniger in den odischen Briefen als in seinen „Dynamiden", die Beobachtungen vom einfachen Anfang bis zur höheren naturwissenschaftlichen Frage fortschreitend, in solcher steigenden Ordnungsfolge aneinander, daß die Haupteigenschaften der odischen Kraft dem Leser meist von selbst in die Augen springen.

Merkwürdiger vielleicht als diese physikalischen Entdeckungen, und jedenfalls für das praktische Leben von dem größten Interesse ist aber der physiologische Fund, den Reichenbach bei diesen Untersuchungen gemacht hat, daß nämlich das Vermögen, odisches Licht zu schauen ebenso wie odische Gefühlseinwirkungen zu empfinden, unter den Menschen höchst ungleich vertheilt ist; daß eine Art von Sinn für Od besteht, der dem einen in hohem Grad, dem anderen in geringerem, dem dritten gar nicht zukommt; dies ist eine Verschiedenheit unter den Menschen, die, wenn sie sich bewährt, ein gewaltiges neues Moment in die physische und in die psychische Anthropologie wirft. Wir wissen zwar wol, daß Personen in hohen Krankheitszuständen, besonders wenn diese sich bis zu Traumwandel steigern, namentlich auch stark hysterische Frauenzimmer, eine Nervenreizbarkeit erlangen, in der ihre Sinne die der gesunden Menschen bedeutend übertreffen. Daß aber ganz gesunde und kräftige Leute beider Geschlechter, robuste Arbeiter, wie Tischler, Schmiede, Drechsler, Feldarbeiter mit einem Odsinn begabt sind, von dem sie selbst nichts wußten, daß solche kerngesunde Handwerker Odlicht sehen und in ihren groben Fäusten die feinen Gefühle der Odeinwirkung empfinden, die auf andern Seiten der weichsten Schreiberhand und den zartesten Damenfingern gänzlich entgehen: — das ist jedenfalls die Lüftung eines Schleiers, hinter welchem noch manche interessante Thatsache zum Vorschein kommen dürfte, und unseres Erachtens ein wichtigerer Theil der Reichenbach'schen Entdeckungen, als es vielleicht auf den ersten Anblick scheinen mag. Er greift unmittelbar ein nicht blos in die medicinische Diagnose, sondern wesentlich in das gewerbliche Leben, in den Bau unserer Wohnungen, Theater, Kirchen, in unsere conventionellen Sitten, in die Anordnungen unserer Nachtlager, in den Kriegs- und Kasernenbaubalt, in die medicinische forensis, in die Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit und tausend andere praktische Lebensverhältnisse. Der Umfang hiervon ist gar nicht abzusehen, und nur im Vorbeigehen strunt uns der Baron Reichenbach eine Menge der merkwürdigsten Beispiele auf den Weg, die in Deutschland das allgemeinste Interesse erregt haben, weil niemand ist, der sich nicht in seinen Freunden und Verwandten, oder in seiner eigenen

Person davon getroffen gefunden hätte. Menschen von solcher Reizbarkeit belegt er mit dem Prädicat „Sensitive“ und behauptet, sie finden sich in so großer Menge überall, daß sie nicht im Reinsten Dorfe fehlen.

Wir hielten die obischen Briefe anfänglich für einen einfachen Auszug aus seiner genannten Schrift: „die Dynamide ꝛc.“. Dies ist aber nur theilweise der Fall, indem sie nur einen geringen Antheil von dem enthalten, was in diesem Buche niedergelegt ist; auf der andern Seite theilen sie uns einen Reichtum von neuen Beobachtungen mit, welche darthun, daß der Verfasser in seiner Materie inzwischen wesentliche Fortschritte gemacht haben muß. Von diesem Werk sind uns Fortsetzungen versprochen, die jedoch etwas lange auf sich warten lassen, und jetzt um so wünschenswerter wären, als die Briefe eine Menge Thatsachen mittheilen, wovon das Publikum die Beweise zu erwarten berechtigt ist. Dahin gehören namentlich die schönen Zergegungen des Sonnenlichts in eine Art von obischem Spectrum, wo jede Farbe eine Gesichtswirkung erzeugt, die ihrer polaren Stellung entspricht; ferner die im Finstern erscheinende obische Frau, wo das Obsicht in die prismatischen Farben sich zerlegt; die Lichterscheinungen des Klangs, der geschüttelten Flüssigkeiten, der Verdampfung und ähnlicher Hergänge mehr; von allem diesem, wovon die obischen Briefe nur die Andeutungen geben konnten, erwarten wir mit Verlangen die näheren und beweislichen Auseinandersetzungen.

(Schluß folgt.)

Die Juden in Jerusalem.

Nach Alton's Reise in Palästina.

Wenn man einen achtbaren Juden in Jerusalem besucht, so muß man in der Regel über einen mit Trümmern bedeckten Platz gehen und dann eine äußere Treppe hinauf, deren Stufen aus rohen, rauhen, unter den Füßen wankenden Steinen gebildet sind. Je höher man kommt, desto erfreulicher wird indeß die Aussicht, und endet mit einer angenehmen Platiform vor dem Hause selbst. Der Hof ist von einer Weinlaube überschattet. Wenn man in das Haus tritt, so findet man es reinlich und sehr gut möblirt und erleuchtet. Sofas oder niedrige Divans laufen an den Wänden umher. Sie sind reich mit persischen Teppichen bedeckt und sehen sogar zierlich aus; niemand kann indessen lange auf ihnen sitzen, ohne mit gewissen beweglichen Unreinlichkeiten in Berührung zu kommen. Die Juden sind ungemein gastfrei und schätzen sich glücklich einen Gast zu empfangen. Der alte Jude führt den Fremden sehr höflich ein, stellt ihm seine Gattin und seine Töchter vor, die sogleich Pfeifen und Kaffee, Wasser und Brod bringen müssen. Ihre Züge und Formen, ihr leichter, zierlicher Gang erregen Bewunderung und ihr Benehmen überrascht. Sie plaudern und lachen ganz unbefangen und stehen auf einem Fuß der vollkommensten Gleichheit. Sie reden sehr fließend, sprechen ihre Meinung mit großem Selbstvertrauen aus, ja die Weiber widersprechen ohne weiteres ihren Männern. Viele dieser Töchter „Juda's“ sind ungemein anziehend, schön und angenehm, groß, weiß und blauäugig; um Stirn und Wangen tragen sie Rosen, große Ohrringe und die hochrote Blüte der Granaten sticht wunderbar schön gegen die blendende Weiße ihrer Haut ab. Eines Dolmetschers bedarf es durchaus nicht; der Jude spricht das Englische mit Leichtigkeit und die Jüdinnen unterhalten sich sehr zierlich auf Italienisch mit dem „Nazarener“; dazwischen geht die Unterhaltung in reinem Hebräisch von einer zur andern und es ist sehr leicht zu erraten, wer oder was der Gegenstand derselben ist. Die Mutter hat unterdessen ihr Kind herbeigebracht, das sehr zierlich gekleidet und mit Juwelen geschmückt ist. Man fragt, ob der Knabe bereits beschnitten sei? Der Vater macht ein sehr feierliches Gesicht und bejaht die Frage. Man fragt weiter, zu welchem Stamm seine Familie gehöre? Er antwortet mit einem Seufzer, das wisse er nicht genau, da leider die Stämme nicht mehr einzeln und vollständig vorhanden wären. Seinem scharfen Auge ist der Eindruck nicht entgangen, welchen diese wichtige Thatsache auf uns gemacht hat, und der Vater sagt auf hebräisch etwas ernstes zu der Familie, das diese unter sich wiederholt. Man zaudert, bricht aber am Ende das Eis und spricht nun von den Profezeiungen und dem verheißenen Messias; da belebt sich ihr Auge, die Wange rötet sich und die Hand zittert: Ja, wir erwarten ihn und waren überzeugt, daß er im vergangenen Jahre kommen werde; aber er wird in diesem Jahr kommen, und dann wird das Land wieder unser sein. Nun bringt man ihn, doch die Profezeiung namhaft zu machen, auf welcher sein Glaube hinsichtlich der Zeit beruht. Er schweigt lange und traurig still und bekennt dann aufrichtig: die Profezeiungen hätten so oft getrogen, daß er rücksichtlich der Zeit keine vor der andern namhaft machen könne. Aber der Messias wird kommen; der Gott Abrahams hat es versprochen, und er ist kein Lügner! Aber ich frage: wann wird er kommen? In diesem Jahr, antwortet er, und das Land wird unser sein.

Andere Häuser der Juden haben ein anderes Ansehen. Die Bewohner scheinen abgezehrt und hungrig zu sein; sie sehen schmutzig, finster und abgemagert aus, aber das scharfe Auge bleibt daselbe. Einen angenehmen Anblick gewährte eine jüdische Hochzeit. Die Braut war jung, schlank, hatte Grübchen am Hals und Kinn und war von sehr hübschen Gespielinnen umgeben. Auf ein Wort von meinem Führer trat die Braut an mich heran und hielt mit einer Mischung von Zutraulichkeit und Bescheidenheit, welche nur der Unschuld eigen ist, mir ihre Hand zum Küssen hin, legte dann meine Hand an ihre Stirn und neigte mir diese zu, um sie ebenfalls zu küssen. Als ich mich entfernte, hörte ich, daß die Leute arm seien und daß ein Dollar ihnen nicht unwillkommen sein würde.

Zwischen den Juden in Palästina und denen in anderen Theilen der Welt besteht eine beständige Verbindung. Die Juden kommen von Polen, Rußland, der Walachei, der Ostküste von Afrika, aus Kleinasien, vom südlichen und nördlichen Europa, von Amerika, vom südlichen und nördlichen Europa, von Amerika, kurz aus der ganzen bekannten Welt. Die Rabbis von Palästina unterhalten die Gemeinschaft mit ihren Brüdern auf der ganzen Erde. Viele von ihnen werden indeß wahre Zugvögel: man bekehre einen von diesen und er wird sogleich zum Missionär, der in den fernen Osten, den weiten Süden oder in die eisigen Regionen Rußlands zieht. Bei alle dem bleibt indeß Jerusalem immer in ihren Augen der Mittelpunkt der Erde und das Ziel aller ihrer frommen Wünsche.

Die Juden pflegen sich an jedem Freitag zum Gebet und zur Demütigung in der Nähe des Tempels zu versammeln. Die Umgebung des Tempels ist aus Steinen von ungeheurer Größe, die sehr sorgfältig bearbeitet und an den Ecken sehr scharf abgeschliffen sind, zusammengesetzt, so daß man wol vermuten kann, daß sie einst zu dem Tempel oder zu seiner Umschließung gehörten. Die Juden haben daher den Glauben, daß ihre Gebete, wenn sie hier dargebracht werden, Gott ganz besonders wolgefallen. Ich bemerkte ganze Reihen von ihnen, die alt und schmutzig waren, im Staube der Mauer gegenüber saßen und Stellen aus dem hebräischen Grundtext der heiligen Schrift

lasen oder hersagten. Sie waren so versunken in ihre Andacht, daß sie meine Annäherung nicht bemerkten. Sie traten an mehre Stellen der alten Mauer hinan und küßten sie mit großer Inbrunst und unter vielen Thränen, wobei sie leise ihre Gebete hersagten, als ob diese durch die Spalten des Gebäudes dringen sollten.

Die Juden, welche nach Jerusalem kommen, sind die Auserwählten aus den frommen Juden der andern Länder. Aus reiner Frömmigkeit unternehmen sie die weite Reise in das Land ihrer Väter; jeder Stein in Jerusalem ist ihrem Herzen theuer. Dagegen behaupten sie, daß unter allen ihren Verfolgern die Christen sowol in Palästina als anderswo die eifrigsten sind. In der heiligen Stadt und dem heiligen Lande sind Christen, Griechen, Anglikaner und Römisch-Katholische in großer Menge; keiner von allen diesen hat aber Mitleiden mit den armen Juden und am wenigsten die Mohamedaner selbst, seien es Türken oder Beduinen oder Araber. Der Haß jedes Christen ist tief eingewurzelt und gewaltig und sie handeln gegen Israel als dessen bitterste Feinde. Deswegen haben auch die Juden kein Zutrauen zu diesen Christen und keine Achtung gegen ihre Religion. In der Tiefe der Gefahr würde auch ein Jude sich eher in das Haus eines Türken als in das eines Christen flüchten. Die Christen treiben dagegen ihre Feindseligkeit so weit, daß noch heutigentags die Juden bei den Thüren zum heiligen Grab nicht vorübergehen dürfen. Die englischen Christen in Palästina haben sich freundlicher gegen Israel benommen als die übrigen. Hierzu kommt die Ernennung eines englischen Consuls in Jerusalem, der die ausdrückliche Weisung erhalten hat, sich der Juden anzunehmen. Die sämmtlichen Consuln, und namentlich der gegenwärtige englische, haben dies nach Kräften gethan; sie handeln gegen die Juden als ihre Beschützer, ihre Freunde und Ratgeber und nehmen sich namentlich der Kranken und Bedrängten mit großer Leutseligkeit an.

Briefe.

69.

Berlin, den 25. September.

M. v. Kaulbach. Aus der Akademie der Künste. Staatsrat Kruse.

Der Director der Münchener Kunstakademie, Wilhelm v. Kaulbach, wird unsere Hauptstadt binnen acht Tagen verlassen und sich nach München zurückbegeben. Von seinen großartigen Freskobildern in dem hiesigen neuen Museum sind zwei ganz vollendet, das dritte, „die Blüte Griechenlands“, wird im nächsten Jahr vollständig ausgeführt werden. Außer diesen drei großen Bildern hat dann der Künstler noch drei andere auf der entgegenstehenden Wand auszuführen, deren Vollendung bei der Großartigkeit der Aufgabe wol noch nahezu sechs Jahre in Anspruch nehmen wird. — Der Streit, welcher sich im Schoß der hiesigen Akademie der Künste bei Gelegenheit der Preiszuerkennung für denjenigen jungen Künstler, welcher wegen des besten gelieferten Bildes das dreijährige Stipendium für eine Reise nach Rom zur weitern Ausbildung erhalten soll, sehr lebhaft erhoben hatte, ist nun vollständig beigelegt. Der Preis ist dem Sohn eines hiesigen ausgezeichneten Künstlers zuerkannt worden. Die Namhaftmachung desselben erfolgt am Geburtsfeste des Königs in feierlicher Versammlung der Akademie.

Der russische Staatsrat, Professor Kruse, welcher einige Zeit hier verweilte, ist vor wenigen Tagen nach Dorpat, wo er bekanntlich Lehrer der Geschichte und Geographie an der dortigen Hochschule ist, wieder zurückgekehrt. Derselbe gedenkt sich im kommenden Jahr hier in Berlin oder in Leipzig niederzulassen, da er sich in den Ruhestand zurückziehen will. Seine geschichtlichen Arbeiten beabsichtigt er indessen fortzusetzen, namentlich seine Forschungen über Griechenland.

Tabletten.

*** Aus Bagneres de Luchon wird berichtet, daß dort ein Spanier namens Antonio Moles eine Luftfahrt mit einem von ihm erfundenen Apparat gemacht, in welcher er bei ruhiger Luft das Problem, den Ballon nach Willkür zu lenken, vollkommen gelöst. Der horizontal gestellte Ballon hatte ungefähr 15 Fuß Durchmesser in der Höhe und 21 in der Breite. Umflochten war er mit einem seidenen Netz, an welchem statt des Nachens feste Riemen angebracht waren. Der Luftschiffer Moles befestigte an denselben ein Brett, auf welches er sich in der Stellung eines Schwimmenden legte nach der Länge des Ballons. Er war auf dem Brett festgeschnallt, hatte an den Füßen, zwischen Knie und Knöchel bewegliche Schirme, in der Form von Regenschirmen, und in den Händen große Schirme gleich Lichtschirmen, die sich in der Mitte zuklappten. Der Strick der Ventile war an seinem Rock befestigt, am Gürtel hing ein Sack mit Schrot als Ballast. Er erhob sich ungefähr 600 Fuß und ließ dann seinen Apparat spielen, indem die Schirme an den Füßen sich öffneten und schlossen und er mit den Schirmen in den Händen in derselben Richtung ruderte, und wirklich schwamm er in der Luft, wohin es ihm beliebte. Der Luftschiffer behauptet, bei Wind noch rascher manövriren zu können.

*** Kaum ist wol jemals ein Spottname so glänzend widerlegt worden, wie es der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebende österreichische Erzherzog Friedrich that. Die Italiener nannten ihn verächtlich „Friedel mit den leeren Taschen“, denn der Kaiser Sigismund hatte ihn in die Acht erklärt und seine Länder zum größten Theil eingezogen. Erzherzog Friedrich kam die Kunde von dieser Verhöhnung zu Ohren und um der Welt zu beweisen, wie wenig er auf diese Bezeichnung Anspruch zu machen habe, ließ er einen der Erker des Innsbrucker Schlosses mit gediegenem Gold decken. Diese Bedachung soll ihn zweihunderttausend Dukaten gekostet haben. Lange Jahrhunderte nachher noch wurde sie als eine Merkwürdigkeit gezeigt; ob sie aber jetzt noch existirt, ist uns unbekannt.

54.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 30. September. (Neu einstudirt) Die Stricknadeln, Schauspiel in vier Akten von Kotzebue.

Freitag, den 1. October. (Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Die Nachtwandlerin, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini. Amina (in italienischer Sprache): Fräulein Sofia Cruvelli.

(Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 235. Freitag. 1. October **1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Ernest Hiehn.

(Fortsetzung.)

Wieder herrschte tiefe Stille um das Jägerhaus. Die Schlummerlieder der Vögel waren längst verhallt, das glühende Abendrot hinter den grünen Bergen längst verglommen und Stern auf Stern aus dem tiefen Blau des Nachthimmels emporgetaucht. Wie Riesenwächter hielten die hohen finstern Tannen am Hause Wacht und durch ihre langen Fächerzweige ging dann und wann ein leises Sausen. Von den grünen Höhen stiegen die Rehe nieder zum Thal und gingen weidend über die Waldwiese. Im Osten aber ward es heller und heller, und groß und glühend hob sich der Mond vom dunklen Waldrande empor und goß milden Schein in das friedliche Thal.

Da öffnete sich leise die Thür des Jägerhauses und mit zögerndem Schritt trat Renate heraus. Selig stille Freude im Angesicht, blickte sie mit glänzenden Augen in die zauberische Nacht hinein, die wie ein Traum über Wald und Wiese lag. Ihr war wundersam zu Sinne. Es däuchte ihr, als sei alles anders geworden, viel schöner und geheimnißvoller, als hätten die leise säuselnden Zweige und die duftenden Blumen ihr etwas zu sagen. Sie selbst kam sich ganz anders vor, sie war so froh und doch auch wieder so traurig . . . — noch nie hatte ihr Herz so bange in der unermeßlichen Stille gepocht. Nachdem sie eine Weile in dem mondbeglänzten Garten umhergewandelt war, setzte sie sich gedankenvoll auf die Bank unter den hohen dunkellaubigen Linden. Ich wollte nur, es wäre erst übermorgen und der Brief in des Vaters Händen! sprach sie bei sich selbst. Wie ist's, als sollt' ich doch keine rechte Freude von der Ueberraschung haben. Was der finstre fremde Herr, der Doctor Wolfenstein, wie Konrad sagte, wol bei dem Vater wollte? Mit dem könnt' ich keine Minute allein reden, ohne mich zu fürchten. Plötzlich sprang sie auf und lauschte in die Nachtstille hinaus. Es war ihr, als höre sie ferne Hufschläge. Und als sie noch so athemlos horchend dastand, rauschte es seitwärts im dichten Unterholz des Forstes und ein schlankes Reh trat aus dem Walde. Einige Augenblicke schaute es sich verwundert um und floh dann am Garten vorbei über die mondbeschienene Wiese dahin. Da fällt mir ein prächtiges Kunststück ein! rief Renate mit heimlicher Freude dem leichtfüßigen Thier nachblickend, die Rehe sollen mir wahrsagen! der Konrad macht's auch so, wenn er wissen will, was für Wetter es geben wird. Ich will aber etwas besseres wissen, fuhr sie mit leiser Stimme fort, indem sie draußen vor der Gartenpforte mit einem abgebrochenen Lindenzweig einen großen Kreis auf dem Sande beschrieb. Läuft mir in den nächsten zwölf Stunden ein Reh durch den Kreis, so bedeutet dies, daß der freundliche Offizier beim Vater bleibt . . . bei uns . . . bei mir. Bei mir! sprach sie nach einer Pause träumerisch vor sich hin . . . ach, das sollte ein Leben werden . . . ein Leben, wunderschön und wunderfreudig.

In diesem Augenblick fühlte sie sich plötzlich sanft umschlungen und hörte eine weiche Stimme hinter sich sagen: Darf ich deine holden Träume stören, liebe Renate? — Es war Julius Bernard, der sich ihr unbemerkt durch den Garten genähert hatte. — Ein heftiger Schreck durchzuckte das Mädchen, und die Hände auf das pochende Herz pressend, rief sie leise mit seligem Blick: Ach! wie haben Sie mich erschreckt! Dann aber trat sie rasch zurück und stieß mit angstvoll bebender Stimme hervor: Aber um Gotteswillen, wie kommen Sie jetzt hierher? Wenn Sie der Vater oder Konrad sähe, es könnte ein großes Unglück geben! — Fürchte nichts, mein herziges Mädchen, entgegnete der Offizier. Dein Vater und der Konrad sind mir ganz in der Nähe des Kirchdorfes am Rande des Waldes begegnet und müssen jetzt im tiefsten Forst sein. Ich hörte wenigstens, wie Konrad, dessen Stimme ich gleich wiedererkannte, seinem Vater zurief: Wenn wir uns nicht seitwärts in den Wald schlagen, Herr Förster, so fangen wir die verwegenen Holzdiebe nimmermehr! Hätte unser Regiment nicht vorhin den Befehl erhalten, morgen in aller Frühe aufzubrechen, so würd' ich dich so spät am Abend nicht mehr in deiner Ruhe gestört haben. — Wie? . . . Sie wollen fort? rief das Mädchen zum Tode erschrocken. Das ist ja sehr traurig. — Wol ist es traurig, versetzte Bernard. Niemals hab' ich einen Befehl mit größerem Widerwillen empfangen als diesen. Unmöglich war es mir aber, ohne Abschied von dir genommen zu haben, davon zu reiten, wenn auch nur für kurze Zeit. — Ach! nun ist alle meine Freude hin! sagte Renate schmerzlich. Sie sollten dem Vater einmal einen recht herzensfrohen Tag bereiten, und nun gehen Sie fort und alles ist nichts! — So viel ich weiß, liebe Renate, ist der Marsch unseres Regiments nur eine Scheinbewegung, um den Feind irre zu führen, der sich gegen unsere Hauptmacht zusammenzieht, erwiderte der Offizier. Hoffentlich werd' ich übermorgen noch vor Abend wieder hier sein und dann wollen wir deines Vaters Geburtstag recht fröhlich feiern. — Wenn Sie nur wahr reden! seufzte Renate mit traurigem Blick. Dann aber fragte sie, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, mit einiger Hast: Zieht denn der finstre Mensch, der heute Nachmittag bei Ihnen war, der Doctor Wolfenstein auch mit? — Woher kennst du denn seinen Stand und Namen? fragte der Offizier verwundert. Ich habe doch kein Wort mit ihr über ihn gesprochen! — Er ist vorhin lange beim Vater gewesen, versetzte das Mädchen. Obgleich mir vor dem hämisch aussehenden Menschen graut, so freute ich mich doch fast über seine Erscheinung, da sie mich aus einer großen Angst erlöste. Der Vater, der Hufschlag im Walde vernommen hatte, fragte mich nämlich, ob in seiner Abwesenheit jemand vorbeigeritten sei, und da ich meinte, er habe durch Konrad von Ihrem Besuch gehört und wolle mich nur

prüfen, so war ich schon im Begriff, ihm alles zu gestehen, wenn nicht in demselben Augenblicke ihr Begleiter mit seinem Reitknecht herbeigesprengt wäre. Der Vater freute sich, daß ihn sein Ohr nicht getäuscht habe, schien anfangs aber sehr ungehalten über die Ankunft des späten Gastes. Er that sehr kalt gegen ihn und schickte mich sogleich ins Haus. Nachher muß er aber doch sehr vertraut mit ihm geworden sein, denn einige Zeit darauf kam Konrad zu mir und forderte mir zwei Flaschen Wein und Gläser ab. Der Fremde sei ein Doctor Wolfenstein, sagte er, und es scheine, als ob der Vater großes Gefallen an ihm finde; er habe ihm schon mehrmals recht freundlich die Hand gedrückt. Ich selbst hörte dann, wie sie fröhlich mit den Gläsern anstießen und noch lange mit einander redeten. — Das ist seltsam! sagte Bernard nachsinnend. Hat Wolfenstein denn auch mit dir gesprochen? — Kein Wort, entgegnete das Mädchen. Es würde mir auch schwer ankommen, mit dem unheimlichen Menschen zu reden. — Nun so böse ist er nicht, wie du denkst, versetzte der Offizier. Es ist der einzige Freund, den ich besitze. — Ich begreife nicht, wie Sie den zum Freund haben können! rief Renate erkaunt den Kopf schüttelnd. — Hoffentlich wird er dich ferner nicht mehr belästigen, fuhr jener fort. Er marschirt mit uns aus und bekommt vielleicht bald so viel zu thun, daß ihm wenig Zeit zu Abenteuern bleibt. — Das Mädchen blickte den Offizier forschend an und fragte mit ängstlicher Stimme: Es gibt doch keine Schlacht? — Das hoff' ich um deiner- und meinetwillen nicht, erwiderte der letztere wehmüthig lächelnd. Da könnte uns unsere schöne Geburtstagsfreude leicht verdorben werden. — Ich weiß nicht, mir ist so traurig zu Sinn, daß Sie fortgehen, sagte Renate schmerzlich; kommen Sie denn auch gewiß zu des Vaters Geburtstag wieder? — Gewiß, mein holdes Mädchen, ich komme wieder, entgegnete Bernard, indem er Renaten die Hand zum Abschied reichte. Wenn der Mond zum drittenmal dies stille Thal und dein friedliches Häuschen bescheint, dann sitz' ich mit dir und deinem Vater hier unter dem wunderhohen Baum. Lebe wol und gedenke auch manchmal meiner! Mit diesen Worten drückte er dem Mädchen noch einmal die Hand und eilte rasch dem Rande des Waldes zu, wo er sein Pferd angebunden hatte. — Leben Sie recht, recht wol und kommen Sie auch ja bis zum Geburtstag des Vaters wieder! rief Renate dem Forteilenden mit gepreßter Stimme nach.

Lange blickte sie starr in die Dämmerstille der Nacht hinaus und lauschte athemlos auf die mehr und mehr verhallenden Hufschläge. Es war ihr zum Sterben bange. Julius! rief sie endlich wie im tiefsten Schmerz aus; Julius!... Ach er hört mich nicht mehr! fuhr sie mit thränenerstickter Stimme fort. Er zieht in die Schlacht, er kommt vielleicht niemals, niemals wieder... und ich kann ihm nicht einmal mehr sagen, wie ich ihn von Herzensgrund liebe!

Die Hufschläge waren längst im düstern Walde verklungen, als sie weinend dem Hause zuschritt und sich auf ihr stilles Stübchen begab, wo sie bald sanfter Schlummer umfing.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die odisch-magnetischen Briefe.

(Schluß.)

Die Untersuchungen des Herrn v. Reichenbach sind der Gegenstand bitterer Angriffe von Seiten geworden, von denen man es grade am allerwenigsten erwarten konnte. Wir wissen schon seit langen Jahren, daß die Lebensfunctionen zwischen Gehirn, Nerven und Muskeln durch elektrische Ströme vermittelt werden, aber so augenscheinlich dies dalag, so war es doch erst neuerlich einem Berliner Naturforscher gelungen, die Wahrheit dessen durch das Experiment strict zu beweisen. Das Verdienst hiervon hat die gelehrte Welt allenthalben anerkannt. Nun wissen wir, daß überall, wo elektrische Ströme stattfinden, magnetische Bewegungen die unmittelbare Folge davon sind, mag Eisen darein oder keines. Dann aber muß man doch mit gerechtem Befremden fragen, wie kommt grade derjenige Physiker, welcher die elektrischen Ströme im menschlichen Körper bewiesen hat, dazu, demjenigen, der magnetische Ströme darin nachweist, in herben Ausdrücken in den Weg zu treten und ohne alle Gegenbeweisführung, in der er sich freilich nur selbst widersprechen könnte, die magnetischen oder, wenn man will, odisch-magnetischen Hergänge rundweg abzuleugnen? In einem solchen Verfahren vermißt man die Logik. Freilich ist Reichenbach ihm die Antwort nicht schuldig geblieben und hat ihn in der Vorrede zu seinen „Dynamiden" mit gleicher Münze apostrophirt. Allein im Interesse der Humanität wie der Wissenschaft wäre gewiß zu wünschen, daß aus wissenschaftlichen Controversen unserer Zeit persönliche Verletzungen fern gehalten würden, die man kaum dem scholastischen Zeitalter nachsehen würde. Die Wissenschaft muß Gründe gegen Gründe halten, aber nicht den Mangel derselben durch Beleidigungen und Verdächten ersetzen wollen. Bei der seinen Natur des odischen Dynamids und der Zartheit der Reactionen des menschlichen Nervs, der noch überdies sensitive Disposition haben muß, auch die erforderliche Reizbarkeit zu besitzen, wird es auf diesem Feld mehr als anderswo nothwendig sein, daß die Meister der Wissenschaft, wie vorsichtig in ihren Versuchen, so behutsam in ihren Widersprüchen gegen einander auftreten, Persönlichkeiten durchaus aus dem Spiel lassen und nur die Wahrheit im Auge behalten. An Widersprüchen und an Verwirrungen wird es nicht fehlen, auch die Wiener Aerzte haben Reichenbach angefochten; aber alle diese Angriffe hat er ziemlich siegreich zurückgeschlagen und scheint mit den Hauptsätzen seiner Forschungen sich auf seinem Boden sicher zu wissen. Dies fühlt sich für den Leser der odischen Briefe unverkennbar in dem Einklang durch, in welchem darin alle die angegebenen Beobachtungen sich fügen und ordnen. Es wäre ein Unglück für den Credit der Wissenschaft zu nennen, wenn ihr Inhalt nicht eben so richtig wäre, als er einleuchtend erscheint.

Wie grell der Widerspruch in diesen Dingen noch jetzt oft hervortritt, davon gibt der auffallende Umstand schlagenden Beweis, daß es noch immer, und grade unter den Sachgelehrten am meisten Leute gibt, welche unter anderm den Somnambulismus mit allen seinen außerordentlichen Attributen schlechtweg leugnen und für spiritistische Täuschungen erklären. Nun aber haben vor nicht langen Jahren zehntausend Menschen in Dresden ein somnambules Mädchen stundenlang auf dem First eines vierstöckigen Hauses im Mondschein im Hemd auf- und abspazieren und am Ende herabstürzend auf dem Straßenpflaster sich zerschellen sehen. Solche Scherze macht man doch wol nicht, um die Leute zum Besten zu haben. Reichenbach zeigt uns aber, daß der Somnambulismus die höchste Stufe der Sensitivität in sich schließt und daß von diesen herab bis zum Nichtsensitiven nur eine Stufenleiter der Sensitivitätsgrade stattbat. Er führt uns durch, daß die außerordentliche Erkenntnißkraft der Somnambulen, die so viel Staunen erregt hat, nichts anderes ist, als ihr geschärftes sensitives Wahrnehmungsvermögen für fühlbare und leuchtende Odemanationen. Der Schleier fällt nun ab von den Mysterien und Reichenbach führt überall im kleinen mit seinen gesunden Mittelsensitiven aus, was im Großen die Somnambulen zum Staunen aller Welt vollbringen. Der Unterschied ist nicht mehr in der Qualität, sondern noch in der Quantität der Wirkungen.

Man hat eingeworfen, wie das möglich und denkbar sei, daß bis jetzt, bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, ein so bedeutendes, durch die ganze Natur herrschendes Dynamid, in einer Allverbreitung wie Wärme und Elektricität, unentdeckt geblieben sein und heute erst erkannt worden sein sollte? — Ich möchte die Frage umkehren und möchte sie so stellen: wie ist es möglich, daß wir die allernächsten Dinge, die unmittelbar und vor der Thür liegen, nicht verstehen? ich frage, warum vermag noch kein Weiser uns zu sagen, warum der Wald am Bergabhang vertical und nicht senkrecht auf der Bodenfläche steht? Wir sind beim Anfang der Lehre von den allgemeinen Kräften, nicht bei ihrem Ende. Noch ganz andere Dinge müssen aufgedeckt und an das Tageslicht gebracht werden als das Od, das übrigens Reichenbach noch nicht als eine abgesonderte, für sich bestehende eigenthümliche Kraft aufstellt, sondern als Grundursache eines Complexes von unter sich verwandten Erscheinungen, die vorläufig auf andere bekannte noch nicht zurückführbar sind. Das Od aber pocht schon lange an die Pforte und will seit Mesmer mit Gewalt hinein in den Tempel Minervens; wer treibt es denn immer mit Kolbenstößen zurück, als eben die Fachmänner der Naturwissenschaft selbst, Leute, wie die von Berlin, welche die Selbstgenügsamkeit hindert, sich die Mühe zu nehmen, fremde Arbeit zu prüfen und zu würdigen. Einer muß am Ende durchschlagen und diesen beinahe zunftmäßigen Widerstand brechen, und dazu scheint allerdings der Baron Reichenbach nicht der unrechte Mann zu sein; wenigstens zeigt er in seiner bekannten Unabhängigkeit den Mut, den Kampf aufzunehmen, wo er ihm entgegentritt, und sich vor keiner Autorität zu fürchten. Auf eine Stütze kann er sich dabei verlassen, und dies ist die des Publikums, das zahllose sensitive Erscheinungen an sich selbst schon längst aus tausend Erfahrungen kennt und festhält, wie sehr die Fachgelehrten sie ihm auch abstreiten möchten. Der Hausverstand hat hierin die Kritik wieder einmal überholt.

„Auch eine Jugend".

Von Heinrich König, Leipzig, F. A. Brockhaus. 1852.

Unter dem Titel „Auch eine Jugend" hat Heinrich König der deutschen Lesewelt ein neues Buch übergeben, dem wir zum Dank für den Genuß, den uns die Lectüre desselben bereitet hat, eben noch einen großen Empfehlungsbrief nachschicken wollten, als uns diese angenehme Mühe durch freundliche Mittheilung nachstehenden Briefes erspart werden sollte. Der Brief rührt von einem competenten Richter her und war zwar ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, darf sich aber schon zu seiner und des empfohlenen Buches Ehren vor aller Welt sehen lassen. Er lautet:

„Verehrte Freundin!

Sie haben mir Forsters Leben („Haus und Welt" von Heinrich König) schneller wieder geschickt, als ich dachte, und ich setze deshalb gewiß nicht mit Unrecht voraus, daß dies Buch Ihre freundliche Aufmerksamkeit lebhaft erregt haben wird. Hierbei sende ich Ihnen nun das neueste Werk desselben Verfassers: „Auch eine Jugend", gewissermaßen Haus und Welt in ganz anderen Beziehungen. Sie werden auch hier dem reizenden Vortrag des Erzählers mit Aufmerksamkeit und inniger Theilnahme folgen, und es wird Ihnen eine erhebende Freude sein, wenn Sie sehen, wie sich aus so engen Verhältnissen im bischöflichen Fulda eine so freie und wahre Natur entwickeln konnte. Es wird uns hier nicht Dichtung und Wahrheit in idealer Auffassung der durchlebten Zustände mitgetheilt, sondern in unverborgener Aufrichtigkeit, sonder Arg und Hehl, man möchte fast sagen selbstvergessen spricht hier ein Mann über sich und seine Erlebnisse. Aus vielen Rücksichten ist es oft schwer, in solcher Weise wahr zu sein, denn wir verweilen schon für uns selbst nicht gern in Gedanken bei Verirrungen, die wir, wenn auch glücklich überwunden, doch schwer zu büßen hatten; auch betreffen unsere Bekenntnisse gar oft andere mit, von denen wir nicht wissen, wie weit sie eine öffentliche Beichte abgelegt haben wollen; auch ist das Vertrauen auf eine billige Nachsicht der Welt, auf ein freies Urtell und auf die gerechte Würdigung des besseren Theils im Wesen nur selten lebhaft genug, um die entgegenstehenden Bedenken zu beseitigen, und immer erfordert es eine bedeutende Kraft im Geist und Willen, um über sich selbst ganz ohne Beschönigung zu reden. Dies ist denn hier geschehen, als ob es nicht anders sein könnte, und als ob wir nicht in einer Zeit lebten, in welcher falscher Schimmer und Täuschung so vielfach sich hervordrängt und für ächt gehalten wissen will. Bei dem Lesen des Buches wurde ich oft an die Zeilen von Platen erinnert, die gut als Motto gepaßt hätten und nun hier zum Schluß angefügt sein mögen:

Noch bin ich nicht so bleich, daß ich der Schminke brauchte,
Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!"

Musik.

Drei Lieder für eine Tenor- oder Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte, componirt von Ludwig Gellert. Op. 1. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Drei Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, componirt von Ludwig Gellert. Op. 2. ebendaselbst.

Fünf Lieder für Mezzo-Sopran oder Bariton mit Begleitung des Pianoforte von Ludwig Gellert. Op. 3. Offenbach bei Johann André.

Freunde des Gesanges erlauben wir uns auf die obengenannten, vor kurzem erschienenen Sammlungen von Liedern aufmerksam zu machen, deren Componist, Herr Ludwig Gellert, sich bereits einen ehrenvollen Namen in der hiesigen musikalischen Welt erworben hat. Da eine Besprechung dieser Lieder vom Standpunkt der Theorie der Musik aus in eine musikalische Zeitschrift gehört und von denjenigen, für welche dieselben bestimmt sind, schwerlich mit Interesse gelesen werden würde, so wollen wir hier nur im allgemeinen einiges über die vorliegenden Compositionen bemerken.

In der Wahl der Texte ist der Componist im ganzen recht glücklich gewesen — was man leider von vielen Tonsetzern der Gegenwart nicht sagen kann, trotzdem daß von einem glücklichen Griff bei der Auswahl des zu componirenden Liedes so viel abhängt. Wenn der Text so beschaffen ist, daß man denselben erforderlichen Falls mit einer „Ode an ein Gänseblümchen" oder „an den Großmogul", mit einem „Soblied auf die Tabakspfeife" oder „auf die Austern" vertauschen kann, ohne daß der Composition dadurch „Schaden geschieht", oder wenn in dem Gedicht „Herz und Schmerz" die erste und „Sonne und Wonne" die zweite Violine spielen — da mag der Componist die Worte lieber ganz weglassen und sie Jemand, dem Titel „Lieder ohne Worte" in die Welt schicken; gute Tonstücke können bei diesem Verfahren nur gewinnen. Was man in anderer Hinsicht auch gegen Löwe, Mendelssohn, Schumann und andere sagen

mag — ihre Texte haben sie fast durchgehends mit großem poetischen Text gewählt. Wir wollen hier nur an die vielen herrlichen Lieder J. v. Eichendorffs erinnern, welche Robert Schumann in Musik gesetzt hat. — Für unsere Behauptung, daß eine geschickte Wahl des Gedichtes reiche Früchte trägt, sprechen auch vorliegende Liedersammlungen, denn unserer Ansicht nach sind diejenigen Compositionen in denselben die gelungensten, welche die poesiereichsten Texte zum Vorwurf haben. Als die gelungensten möchten wir aber folgende vier Lieder bezeichnen: „Wie sind allein!“ von Nicolaus Lenau (Heft 1, Nr. 2), „Bleib bei mir“ (Heft 3, Nr. 5), „Du Bächlein, nicht so schnelle“ (Heft 1, Nr. 1) und „Wenn ich ein buntes Vöglein wär“ von C. O. Sternau, welche behaupten, daß der Componist Töne anzuschlagen weiß, die das Herz treffen. Auch Nr. 2 im zweiten Heft: „O du meine liebe Taube,“ von Hoffmann v. Fallersleben und Nr. 4 im dritten Heft: „Die Mühle rauscht wol Tag und Nacht“ von Friedrich Rückert sind zwei recht anmuthige Compositionen; nur hätten wir gewünscht, daß die vier Strophen des letztgenannten Gedichtes durch verschiedene Melodien und Harmonien hervorgehoben worden wären. Das Lied: „Bleib' bei mir“ dagegen hätte keine passendere Composition finden können als die vorliegende, da dasselbe durchaus volkstümlich-einfach gehalten ist. Ein gleiches läßt sich von Nr. 2 im dritten Heft sagen: „Was treibt dich die Sehnsucht doch täglich hinaus“, in dessen klaren Klängen ein süßer Heimatsfriede wohnt.

Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß sich die von den Verlagshandlungen sein ausgestatteten Lieder viele Freunde erwerben werden, und wünschen nichts mehr, als daß der Componist uns bald wieder mit neuen Proben seines schönen Talentes erfreuen möge.

***n.

Tabletten.

*** **Christian III.** von Dänemark begleitete als Prinz von achtzehn Jahren seinen Oheim, den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, auf den Reichstag nach Worms. In dem vorhergehenden Gottesdienst, den ein Franziskanermönch abhielt und dem der Kaiser wie die gesammten Reichsstände beiwohnten, hatte Christian seinen Platz dicht unter der Kanzel erhalten. Der lebhafte junge Mann fand an der langen, eintönigen Predigt nur wenig Gefallen und seine Blicke schweiften unaufmerksam umher. Der Zufall wollte, daß durch ein Astloch in der Kanzel der Strick, welchen die Franziskaner um den Leib zu tragen pflegen, hervorschaute. Während der Geistliche sich auf die Knie warf und betete, wurde das sichtbare Ende des Strickes länger und reichte dem Erben der dänischen Krone bis in das Gesicht. Vielleicht ohne etwas böses zu beabsichtigen, und nur dem Antrieb folgend, den belästigenden Gegenstand zu beseitigen, schlang er das Ende zu einem Knoten zusammen. Eben war das Gebet zu Ende und die Versammlung erwartete das Wiedererscheinen des Franziskaners — aber vergebens, statt dessen ließ sich von der Kanzel her ein starkes Gepolter vernehmen, dessen Ursache sich eine Zeitlang niemand enträthseln konnte, bis die Aufforderung des Gefangenen die Anwesenden darauf führte. Ob der Kaiser und die Reichsstände ihren Ernst und ihre Würde bei diesem Auftritt bewahrten, wird nicht gemeldet, wol aber, daß er für jeden anderen als einen königlichen Prinzen, der damals noch ein treuer Sohn der römischen Kirche war, nachtheilige Folgen gehabt haben würde. 54

*** Ein übelgesinnter Engländer war, wie ein Blatt von Barcelona erzählt, nach dieser Stadt gereist, um den berühmten Matador El Chiclanero zu sehen, der dort mehre Vorstellungen geben sollte. Der Chiclanero erkrankte aber, und die angesagten Stiergefechte fanden nicht statt. Den Engländer plagte die Langeweile; er verlöst in Begleitung eines Führers die Stadt und begibt sich nach der eine halbe Meile davon am Ufer des Meeres liegenden Weide, wo die Stiere, die mit dem Chiclanero kämpfen sollten, ruhig grasen. Hier angelangt, zieht er trotz aller Warnung des Führers ein rotes Tuch hervor und hält es den Stieren vor, um sie zu reizen. Die Thiere nehmen augenblicklich die Herausforderung an und sprengen im Galopp auf ihren Gegner zu. Dieser aber, der während dessen wol zur Besinnung gekommen sein mochte, nimmt Reißaus; die Thiere hinter ihm her. Da bleibt dem Engländer kein anderer Ausweg, als sich in das Meer zu stürzen und sich durch Schwimmen zu retten. Es wird ihm aber riskalt, wie er sieht, daß einige der gehörnten Ritter auch selbst im Wasser von der Verfolgung nicht ablassen, sondern ihm nachschwimmen. Glücklicherweise verläßt ihn die den Engländern angeborene Gemütsruhe nicht: er taucht unter, schwimmt auf das Land zu und erreicht einen etwas rechts liegenden, aus dem Meere hervorragenden spitzen Felsen, den er erklimmt. Als die Stiere ihm dort gewahren, eilen sie auf ihn zu. Sie konnten aber den Felsen nicht hinanklettern und kehrten brüllend auf das Land zurück, verbissen jedoch am Ufer, bis es anfing dunkel zu werden. Der Führer war während dessen nach der Stadt geeilt, um den Engländer mit einem Nachen abzuholen. Dieser hat sich nun in Folge des unfreiwilligen Bades eine starke Erkältung zugezogen.

*** Der bekannte Chemiker Schönbein weist in einem Berliner Blatt darauf hin, eine vierteljährige Erfahrung habe außer Zweifel gestellt, daß das zur Beleuchtung dienende Gas einen schädlichen Einfluß auf die Athmen im allgemeinen und insbesondere auf die Bäume ausübt, so daß diese, auch nur kurze Zeit der Einwirkung der luftförmigen Materie ausgesetzt, zu Grunde gehen. Es ergibt sich hieraus die praktische Regel, daß bei der Anlage von Gasleitungen die Röhren nicht nur auf das luftdichteste zu verbinden, sondern auch von Baumgruppen, Alleen ꝛc. möglichst fern zu halten sind, da selbst bei der solidesten Röhrenverbindung doch eine Ausströmung da oder dort eintreten kann.

*** Eines der ältesten und berühmtesten Kaffeehäuser von Paris, das Café de la Régence, wird in Folge des Arrondenbaues auf dem Platz des Palais Royal eingerissen werden. Im vorigen Jahrhundert wurde dieses Kaffehaus von Richelieu, Voltaire, Diderot, J. J. Rousseau, dem Marschall von Sachsen, Franklin, Marmontel, Philidor, Chamfort, Bernardin de St. Pierre, Boissy d'Anglas, Fr. de Neufchâteau, dem Kaiser Josef II., Fordin und von Napoleon vor und nach seinem italienischen Feldzug besucht. Es ist bis heute der Sitz der Pariser Schachspieler geblieben und zählte immer noch berühmte Namen zu seinen Besuchern.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 1. October. (Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Die Nachwandlerin, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini. Amina (in italienischer Sprache): Fräulein Cruvelli. (Aufgehobene Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Samstag, den 2. October. Die Schule der Verliebten, Lustspiel in fünf Abtheilungen von Blum.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 236. Samstag, 2. October 1852.

Epilog.

Gedichtet und am 27. September nach der Darstellung des Othello und des Macbeth auf der Frankfurter Bühne gesprochen von Ira Aldridge. Uebertragen von Eduard Sallet. *

Ein Sohn des Landes, dessen schwarz Geschlecht
Nur Knechte kennt und mörderlich Gefecht,
Vom Gott des Hasses und des Zorns geschaffen,
Zu führen nur des grausen Mordes Waffen,
Zu schweifen, ungezähmt, noch nicht erwacht,
Einsam ein Menschenstamm, aus Gottesnacht; —
Geboren an pfadlosen Meeres Strande,
Kam Wissenslustarbeit mir ans fernste Lande,
Daß, wie der Sonnenball entsteigt der Flut,
Die Fesseln lösend, drin Natur gerucht,
Mit mildem Strahl den Geist es hell entflamme
Dem Wilden, doch dem Mensch vom Menschenstamme;
Die Seel' ihm vor der Schöpfung Allmacht bringe,
Der Finsternis Gewalt vom Aug' ihm scheuche,
Und Tag und Nacht, die ja Geschwister beide,
Ins reine Lichtgemand der Harmonschaft kleide. —
Stolz wölbt das Drama in der Künste Chor
Auf unserm Eiland seinen Bau empor;
Und ob fremdländisch jeder Blume Pracht,
Sie blüte doch bei Tageslicht und bei Nacht.
So wandernd durch die classischen Gefilde,
Empfing mein Herz des Dramas Glanzgebilde;
Der Helden Blumen eine hat, entzückt,
Sich meine Jugendfantasie gepflückt;
Und wundervoll: in heißem Ruhmverlangen
Bin rasch ich auf die Wanderschaft gegangen,
Ob meinem Antlitz auch Natur versagt,
Die Rosen und die Lilien, die Ihr tragt. —
Ein Kind der Sonne, schwarz von Angesicht,
Seh ich vor Euch, doch in der Seele Licht;
Der Ruhmesschwingen Säuseln trieb mich an:
Ich kam zu Euch, einsam ein Wandersmann.
Ich ward um Eure Huld; Euch sei geweiht
Die heiße Thräne meiner Dankbarkeit,
Denn wo ich schweife im begüadten Land,
Bot sich dem Fremden gastlich stets die Hand.
Daß Ihr so warm und herzlich mich begrüßet,
Hat mir der Welt einsamen Pfad versüßet,

Und kehr' ich einst nach Süden heimatwärts
Flammt Eurer Huld ein Altar mir im Herz.
Ein „Lebt wohl" wird und ein „Euch in Gedanken"
Auf meinem Grab an oder Stätte schwanken.
Mehr könnt' ich sagen, doch was würd' es frommen?
Ihr habt ein Wort aus meinem Herz vernommen;
Die Zeit verrinnt, des holden Zaubers voll. —
Heil Eurem Gehn und Kommen!
Und fahrt wohl!

* Diese Uebersetzung, so sehr sie sich auch bemüht hat, wortgetreu zu sein, hat doch die Schönheit des gedrängten Ausdrucks und der Bilder im englischen Original nicht vollständig zu erreichen vermocht, zumal sie um der Sache willen hat beschleunigt werden müssen. D. Uebers.

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

Als die Mitternachtsstunde vom Thurm des Kirchdorfes hallte, wanderte der Förster Reinold noch ruhelos über die waldigen Höhen und durch die dunklen Gründe seines weiten Reviers. Manchmal blieb er gedankenvoll stehen und blickte in die duftige, mondbeglänzte Ebene hinab, oder horchte auf das einförmige Rauschen in den Wipfeln, das nur durch den Schrei des Nachtvogels unterbrochen wurde. Sein finsteres Gesicht schien im Mondlicht seltsam bleich und die düstern Augen glüten wie von unheimlichem Feuer. Die Erzählung seiner Lebensgeschichte hatte ihn in eine mächtige Aufregung versetzt und all das alte Leid in seiner Brust aufgestachelt. Auch wollte ihm die Warnung vor dem französischen Dragoneroffizier, der denselben Namen trug wie der Verführer seiner Frau, nicht aus dem Sinn; die höhnischen Worte Wolfenstein's: es könnte sich sogar ereignen, daß Renate sich wie Ihre ungetreue Gattin in einen Bernard vergaffte! klangen ihm noch immer im Ohr. Nein, Renate wäre nicht fähig, mich zu hintergehen, sprach er im Wandern bei sich selbst. Sie liebt mich zu sehr, es wär' eine Sünde, etwas der Art nur zu denken!

Nach langem Umherirren stieg er endlich nieder in das Thal, wo sein Haus stand. Dort war alles todtenstill. Einige Rehe grasten ruhig auf der mondbeglänzten Waldwiese und blickten mit den klaren Augen manchmal zu den dunklen Bergeshäuptern empor. In den seitlen Thälern wallten seltsam weiße Nebelgebilde und zogen langsam am Fuß der Höhen hin. Sein kleines weinumranktes Haus mit den weißschimmernden Wänden und dem Hirschgeweih über der Thür lag in wunderbarem Frieden am Rande des schweigenden Forstes da. Im kleinen Garten blüten und dufteten die Blumen und wiegten sich leise im Hauch des Nachtwindes, der vom Wald herüberwehte. Er lehnte sich auf seine Büchse und starrte in schmerzliches Sinnen verloren, in die heimlich webende Nacht hinaus. Sein ganzes bisheriges Leben zog in der regungslosen Stille an seinem Geiste

vorüber, es war ihm, als halte ihn ein seltsamer Traum umfangen, und verwundert schaute er Haus und Garten und Wald an, gleich als ob er sagen wolle: Wie bin ich doch hierher, in dies einsame nächtliche Thal des fremden Landes gekommen?! Ich hoffte so viel, so unermeßlich viel vom Leben, und nun ist es ja fast dahin! Es war ihm unsagbar weh um's Herz, sein hartes Gemüt war erweicht, in diesem Augenblick hätte er viel vergeben können.

Plötzlich däuchte es ihn, als riefe man seinen Vornamen. Er horchte erstaunt auf. Noch einmal klang der Ruf durch die Nachtstille wie aus weiter Ferne . . . dann war alles wieder todtenstill. Seit zwanzig Jahren hatte ihn niemand bei seinem Vornamen gerufen, der verhallende Ton klang wie ein Sehnsuchtslaut unendlicher Liebe an sein Herz. Es wird Renate gewesen sein, die träumend ihren verstorbenen Bruder gerufen hat, sprach er, im blütenreichen Garten auf und nieder schreitend, bei sich selbst. Wol ihr, daß sie so sanft schlummern kann! Endlich öffnete er leise die Hausthür und begab sich auf sein Zimmer. Als er Büchse und Jagdtasche abgelegt, schritt er zum Fenster und blickte, in Gedanken versunken, lange in das nachtumhüllte Thal hinaus. Dann trat er zum Schreibtische, in dessen verborgenstem Fach das Bild seiner verstoßenen Gattin lag. Dasselbe war an dem Tage, wo er sein Haus am Rhein verlassen, zufällig unter die hastig zusammengerafften Sachen gekommen und erst lange nachher, als die Zeit seinen Haß gemildert, von ihm entdeckt worden. So hatte er es denn als das einzige Andenken an die seligsten Tage seines Lebens aufbewahrt. Seit vielen, vielen Jahren hatte er das Gemälde nicht gesehen; es war ihm, als müsse er die einst so theuern Züge einmal anschauen. Er nahm das Bild aus dem verborgenen Fach und betrachtete es mit tiefer Bewegung. Es blickte ihn im dämmernden Zwielicht des Mondes seltsam wehmütig an. So schön und doch so falsch! sprach er leise vor sich hin, aber der Ton, mit welchem er diese Worte sagte, stand im Widerspruch mit dem Gefühl, das sein Herz bewegte; eine Thräne rollte über die bleiche Wange herab.

Bald herrschte die tiefste Stille im kleinen Jägerhause, und Mondenschein und Waldesrauschen zogen träumend darüber hin.

3.

Mehre Wochen später saß Reinold mit seiner Pflegetochter um die Mittagszeit unter den Linden vor der Thür des Jägerhauses. Es war schon tief im Herbst und alles still geworden in den waldigen Gründen; nur dann und wann schallten einzelne Töne fortziehender Wandervögel durch das bange Schweigen. Viele Bäume hatten schon das Laub verloren, andere standen regungslos im bunten Blätterschmuck da. Nur die hohen Tannen prangten in demselben dunkelgrünen Kleide, das sie Winter und Sommer ziert. Die Sonne schien aber noch warm und kräftig, und auf den Beeten im kleinen Gärtchen blüten noch dunkelrote Georginen und bunte Astern, die letzten Grüße des scheidenden Sommers.

Der Förster schien ungewöhnlich heiter. Er rauchte behaglich aus seiner kurzen Jagdpfeife und schaute ruhig in die herbstlich stillen Gründe hinein. Neben ihm lehnte seine Büchse und zu seinen Füßen lagen die treuen Hunde und sahen ihn mit den klaren, klugen Augen unverwandt an. — Renate aber saß bleich und regungslos da. Sie hielt einen welken Blumenstrauß in der Hand und blickte manchmal seufzend zu den tiefblauen Hügeln hinüber, die sich in weiter Ferne am südlichen Horizont erheben.

Nachdem beide eine Weile geschwiegen, sagte Reinold zu seiner Pflegetochter: Du bist seit einiger Zeit so traurig, liebe Renate — was hast du nur? Freuen sollst du dich mit mir, daß die gerechte deutsche Sache endlich triumfirt hat und unser schönes Vaterland wieder frei aufathmen kann. Als mir Konrad gestern die Nachricht von dem großen Sieg bei Leipzig brachte, sieh, da war mir's nicht anders, als klängen von allen Höhen und von allen Thälern jauchzende Siegeslieder in mein Ohr. Im Rauschen des Baches und im Säuseln der Tannen hört' ich nichts als Jubelstimmen. — Wie viel tausend freudige Herzen sind das Opfer dieses Sieges geworden! entgegnete Renate mit schmerzlichem Ton. — Heil allen denen, die dort gefallen sind! rief der Förster aus; sie haben sich einen ruhmvollen Heldentod erkämpft! Lieder auf grüner Haide bei Trommel- und Trompetenklang das Auge schließen, als in irgend einem Winkel unter Angst und Qual auf dem Siechbette dem Geist aufgeben! Ja, es ist ein großer, ein gewaltiger Kampf gewesen. Ich dacht' es gleich, daß etwas besonderes vorgefallen sein müsse, da der Doctor Wolfenstein nicht wiederkam, was er mir doch am Abend vor dem Admarsch seines Regimentes versprochen hatte. — Ja . . . ja . . . er hat' es mir fest versprochen! sagte Renate wie träumend. — Nun dir doch wol nicht? erwiderte Reinold. Hast ihn ja kaum gesehen. Es muß übrigens hart hergegangen sein an den drei Tagen; was man davon hört, klingt wirklich grauenvoll. Weißt du's schon, Renate, der schmucke Franz, der früher beim Oberförster als Jäger stand, soll auch gefallen sein. die arme Mutter, sie hatte nur den einen Sohn! — O, wie war er so hold und schön! seufzte Renate leise. — Ja, es war ein flattlicher Bursche, versetzte der Förster. Aber die Kugeln kümmern sich nicht um rote Wangen und schöne Gestalt. Das Viel faust daher, und im nächsten Augenblick ist's mit Stolz und Schönheit vorbei!

(Fortsetzung folgt.)

Adelheid v. Stolterfoth.

Mitgetheilt von F. S.

Seit einiger Zeit hat sich die Aufmerksamkeit aller Vaterlandsfreunde mit verdoppeltem Eifer auf die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts gewendet. Man errichtet überall verbesserte Töchterschulen, weil man einsieht, daß die Schwester den Bruder, die Gattin den Mann tiefer verstehen muß in seinem höchsten Streben, wenn sie ihm eine wahre Schwester, eine wahre Braut, eine wahre Gattin sein will. Man fühlt es lebhaft, daß die Zukunft des Vaterlandes großentheils von den Müttern abhängt, ohne deren charakterbildenden Einfluß kein tüchtigeres Geschlecht heranwächst, und ohne deren heilsame Einwirkung, wie die Erfahrung aller Völker lehrt, kein nachhaltiger Grund der Vaterlandsliebe gelegt wird. Die deutschen Mädchen und Jungfrauen sollen neben ihrer religiössittlichen Bildung einen tieferen Sinn für die Schönheit der Natur, die Bedeutung der Kunst für das innere Leben, die Würde großer Charaktere und edler Thaten in sich entwickeln. Wegen einzelner Ausschreitungen unweiblicher Frauen darf der göttliche Funken in der Brust des Weibes nicht ungepflegt bleiben. Eine wahrhaft tiefere und edlere Bildung wird die Jungfrau nicht verhindern, sondern im Gegentheil fördern, eine gute Hausfrau und sorgsame Mutter zu werden. Wenn geist- und gemütreiche Frauen der neueren Zeit sich auch um die höchsten Ideen und Aufgaben der Menschheit bekümmert, so werden verständige Männer nicht erschrecken, sondern sich darüber freuen, was dieselben in bildender Kunst, Musik, Dichtung und Aufopferung für das Vaterland geleistet. Um nur an einige her-

vorragende Gestalten zu erinnern, so war es eine Frau, welche hauptsächlich die Anerkennung der deutschen Kunst und Wissenschaft bei unsern westlichen Nachbarn bewirkte, so daß Napoleon sie in seinem Zorn aus dem Reich verbannte. Als vor Jahrhunderten Frankreichs Männerherzen schwach und selbstsüchtig geworden waren und dadurch unsthig, ihr Vaterland zu retten, war nur eine begeisterte Jungfrau im Stand, die Befreiung ihres Volkes von fremden Unterdrückern anzubahnen, was uns Schiller in seinem Drama so trefflich entwickelt hat. Es waren Frauen, welche auf den mächtigsten Thronen Europa's durch glückliche Wahl ihrer Diener und eigenen Eifer ihre Völker schneller zu Macht und Bildung erhoben haben, als dies den meisten Herrschern gelungen.

Vor allen Nationen hegten unsere Vorfahren den innigen Glauben, daß in den Frauen etwas göttliches wohne, eine Hellsicht in die Zukunft, weil der Geist des Weibes, außerhalb der kleinen Wirren des Tages und des handelnden Lebens stehend, in allen Verhältnissen das Einfache, Große und Dauernde mit eigentümlicher Gemütskraft erfaßt. Das Weib hat einen lebendigen Sinn für die höchsten Ideen und Gestalten der Geschichte, zumal der des eigenen Vaterlandes; darum ist auch die Poesie, welche diese ewigen Ideen widerspiegelt, der tiefe Quell des weiblichen Lebens. Die Dichtung erbaut den Frauen in der zerrissenen Welt ein Reich der Schönheit. Was der Mann erst erkämpft, das ist dem Weib schon angeboren und bedarf nur einer leichten Entwicklung: nämlich der harmonische Sinn und die Versöhnung aller Gegensätze des Lebens in der Welt der Schönheit. Jedes ächte Weib ist daher eine Künstlerin in der schönen Gestaltung des Lebens. Diese frische Empfänglichkeit für die Poesie, diesen lebenbildenden Kunstsinn dürfen wir nicht in der weiblichen Jugend verkümmern lassen; denn auf ihm beruht eine freudige, thatkräftige vaterländische Entwickelung. Aus diesem Gesichtspunkt wollen wir im Sinn unserer Vorfahren das Bild einer edlen Frau begrüßen, in deren Brust das Gefühl für die Schönheit dieser Welt so lebendig und die Kraft des Gemütes so mächtig waltet, daß sie auch fremde Herzen für Vaterland und Seelenadel zu entzünden vermag.

In dem Herzen Deutschlands, dem schönen Hügellande Thüringen, in welchem sich die reiche, mannigfaltige Natur Deutschlands in kleinem, freundlichem Maßstab wiederholt, am Fuße des Berges, welcher die Wartburg trägt, ward unsere Dichterin geboren, also in derjenigen deutschen Landschaft, welche zweimal die höchste Blüte vaterländischer Dichtung und Bildung, im dreizehnten sowie am Schluß des achtzehnten und bei Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in sich schloß. Sie verlebte ihre ersten Lebensjahre im Angesicht der Burg, auf welcher Luther mit schöpferischer Kraft die Urkunden der Kirche in die deutsche Zunge übertrug, „daß Gott erst jetzt recht väterlich mit der deutschen Nation in ihrer eigenen Sprache zu reden schien“. So ward das empfänglichste Gemüt Adelheids durch die bedeutsamen Erinnerungen der Kinderwelt frühe auf die vaterländischen Entwicklungen und Geschicke hingewiesen.

Adelheid ward geboren den 11. September 1800, also in einer Zeit, wo die deutsche Dichtung und Cultur durch die Schöpfungen Goethe's und Schillers einen neuen Gipfelpunkt erreicht hatten, so daß die heranblühende Jungfrau, mit dieser Erbschaft ihres Volkes ausgestattet, das heitere Reich der Kunst und Schönheit in ihrer eigenen Brust mit Erfolg anbauen konnte. Ihr Vater stammte aus einer in früheren Zeiten reich begüterten Familie in Ostpreußen, wohin einst aus allen deutschen Gauen so viele tapfere Männer gezogen waren, um mit dem Christentum deutsche Macht und deutschen Einfluß auszubreiten. Das Stammhaus der Familie Stolterfoth, wie sie sich ursprünglich nannte, im Rummelsburgischen war jedoch schon seit 1660 in andere Hände übergegangen. Der junge Stolterfoth verließ, von Kriegslust getrieben, heimlich seine Eltern, um sich dem Kriegerstande zu widmen. Bei dem Feldzug am Rhein lernte der feurige Husarenoffizier das schöne, geistvolle Fräulein von Schottenstein kennen, die älteste Tochter des nassau-usingischen Oberjägermeisters. Sie folgte ihm bald als Gattin auf seinen Feldzügen, theilte alle Entbehrungen und Gefahren des Kriegslebens mit demselben und schenkte ihm sechs Kinder, von denen jedoch nur drei Töchter am Leben blieben, darunter unsere Dichterin Adelheid. Der Vater, ein ausgezeichnet schöner und braver Soldat, starb 1805 im noch nicht vollendeten fünfundvierzigsten Jahr in Folge eines Sturzes mit dem Pferd. Die junge Wittwe zog nun von Hof, wo sie sich in der letzten Zeit aufgehalten, nach Erlangen, da ihr Bruder dort studirt und ihr die Freundsichteit dieses Ortes gerühmt hatte.

In dieser heitern Frankenstadt gedachte sie ganz und gar für die weitere Ausbildung ihrer Kinder zu leben. Obgleich die Dichter Rückert und Platen sowie der kunstsinnige Philosoph Schelling erst einige Jahre später ein höheres künstlerisches Leben in dieser Universitätsstadt entzünden sollten, so fehlte es der Familie doch auch schon bei Beginn des zehnjährigen Aufenthaltes in der freundlichen Mufenstadt nicht an mannigfacher geistiger Anregung, und Adelheid zeigte schon als Kind eine entschiedene poetische Anlage, welche durch die große Zeit rasch entwickelt wurde. Die Mutter, eine sehr gebildete Frau von heiterm Charakter und in der Literatur ihres Volkes wol bewandert, glaubte dennoch unerschütterlich an das Dasein von Geistern und die Bedeutung von „Erscheinungen“ für das menschliche Leben, was auf das dichterische Gemütsleben der Tochter nicht ohne Einfluß bleiben konnte. In der Strickschule war Adelheid so lässig und wild, daß sie sich oftmals flüchtete, auf die Bäume des Gartens oder auf die Stadtmauer kletterte und zwar einigemal an so gefährliche Orte, daß sie mit Brandleitern wieder eingefangen werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Der Geburtstag des Königs von Württemberg, der 27. September, ist diesmal durch ein für die Staats-Kunstanstalt und die Jünger und Freunde der Kunst im Vaterlande höchst erfreuliches Ereigniß bezeichnet worden. In der Gallerie der Kunstschule zu Stuttgart wurde an demselben eine ihr von dem König zum Geschenk gemachte Gemäldesammlung eröffnet, die, für sich selbst höchst bedeutend, den Wert der in dem Gebäude jener Anstalt vereinigten Kunstsammlungen und den von dort ausgehenden Einfluß auf das vaterländische Kunstleben außerordentlich zu erhöhen geeignet ist. Diese von Sr. Majestät zu Venedig angekaufte Sammlung stammt aus dem dortigen Palast Manini, dem Besitztum einer der ersten Nobilesfamilien, welche dem vormaligen Freistaat Venedig mehre Dogen gab und der namentlich der letzte Doge angehörte. Der in Folge des Untergangs der Republik gesunkene Wolstand dieser Familie mag den Grund zur Mobilisirung der Sammlung gegeben haben. Sie ging in kunsthändlerische Hände über, wurde indeß zu einem Gesammtverkauf zusammengehalten und war seit vielen Jahren in Wegweisern und Reisehandbüchern unter dem Namen der Gemäldesammlung Barbini Breganza den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der an Kunstschätzen aller Art so reichen Lagunenstadt beigezählt. Sie enthält 250 Gemälde von zum Theil sehr

großem Format, die zum überwiegenden Theil der durch eigenthümliche Vorzüge einen so hohen Rang in der Kunstgeschichte einnehmenden venetianischen Schule angehören. Die Entwicklungsperioden dieser Schule vom Ende des fünfzehnten bis Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sind in derselben vertreten. Unter den Meistern, von welchen sie Werke besitzt, nennen wir aus der ältern Periode Giovanni Bellini und Vittore Carpaccio, aus der Zeit der höchsten Blüte Giorgione und Tizian, Palma Vecchio, Pordenone und Paris Bordone, aus späterer Zeit Paolo Veronese, Tintoretto, Bassano, Padovanino, Trevisani, Canaletto. Sodann finden sich ausgezeichnete Werke aus verschiedenen anderen Schulen, so namentlich ein Francesco Francia, und aus der eklektischen Schule Werke von Ludwig Caracci, Guido Reni, Domenichino, Sasso Ferrato, Carlo Dolce, aus dem Fach der Landschaftsmalerei Perlen von Nicolas Poussin und Salvator Rosa, auch ein treffliches historisches Bildchen unseres Albrecht Dürer und ein interessantes Genrestück des Engländers Hogarth. Die Sammlung nimmt einen der größten Säle und fünf Cabinette vom unteren Flügel des Kunstgebäudes (gegen Berg) ein. Stuttgart darf sich zu dem Besitz eines solchen Schatzes Glück wünschen, der sicher dazu beitragen wird, Fremde anzuziehen und festzuhalten.

Tabletten.

*** Unter denjenigen Personen, welche sich durch ihre Körperstärke ausgezeichnet haben, verdient auch Louis v. Boufflers, Großvetter des bekannten Marschalls von Frankreich, aufgeführt zu werden. Man nannte ihn nur „den Starken“ und es wird von ihm behauptet, er habe an Kraft und Gewandtheit nicht nur seine Zeitgenossen übertroffen, sondern auch alle die, deren Namen und Thaten die Geschichte früherer Jahrhunderte der Vergessenheit entrissen hat. Kein Mensch war im Stande, ihn auch nur um eine Linie von seinem Platz zu bringen, sobald er sich aufgestellt hatte, und ebenso wenig vermochte selbst der Kräftigste seinen Arm zu bewegen, wenn er ihn ausstreckte. Einen großen Ochsen am Schwanz, nach Gefallen hin und her zu schleudern war ihm Spielwerk und ein ausgewachsenes Streitroß trug er eine ziemliche Strecke weit auf seinen Armen. Im Ringen besiegte er die Gewandtesten und Geübtesten. Festgekeilt und gepfornt und ohne von seinem Jagdzeug etwas abzulegen, sprang er mit Leichtigkeit über ziemlich breite Bäche; seinen spanischen Hengst überholte er im Rennen, und selbst es ihm an Schießgewehr oder Munition, so tödtete er mit einem Steinwurf die Thiere im Lauf und die Vögel im Flug. Er verrichtete noch vielerlei Dinge, die, wenn sie nicht von so gewissenhaften Biographen, wie Loiseł (in seinen Schriften über die Familie Beauvais) und La Mortiere (in der „Beschreibung der durchlauchtigsten Häuser“) erzählt würden, leicht für Uebertreibungen gehalten werden könnten. Frankreich blickte mit Stolz auf seinen Herkules und heftte, daß er sich im Krieg durch große Thaten auszeichnen werde. Der Tod vereitelte diese Erwartungen. Als Führer einer Compagnie unter dem Herzog von Enghien eilte er auf die Brücke von Honne, welche die Feinde vertheidigten, zu. Um den Muth seiner Leute zu beleben, sprang er, sein Visir aufschlagend, über einen bedeutenden Graben. In diesem Augenblick traf ihn eine feindliche Musketenkugel dicht am Auge. Alle Hülfe war fruchtlos; er starb, ohne die Sprache und das Bewußtsein wieder zu erlangen, sechzehn Stunden später. 54

*** Die Lebensweise des Herzogs v. Wellington trug bis zu seinem Tod den Charakter spartanischer Einfachheit. Auch als Premierminister ging er von seinen frühern, dem Krieger wohl anstehenden Gewohnheiten nicht ab. Sein Lager war eine über ein eisernes Feldbett gebreitete Matratze; er stand regelmäßig um sieben Uhr auf, frühstückte um acht und ging kaum fort an die Staatsgeschäfte. Er war der Schrecken der Faulenzer von Downing-Street. Einmal, als ihm mehre im Finanzministerium arbeitende Beamte vorstellten, eine gewisse von ihm angeordnete Methode, die Rechnungen zu führen, sei unpraktisch, war seine kurze Antwort: Auch gut! Wenn ihr nicht damit fertig zu werden wißt, so muß ich euch wol ein halbes Dutzend Feldwebel herschicken; die werden schon damit zurechtkommen. Das half. — Wir wollen hier noch einen Zug aus dem Leben des Herzogs hervorheben, der uns eine der liebenswürdigen Seiten seines Charakters enthüllt. Bekanntlich war der Herzog im Jahr 1830 so unpopulär, daß er Gefahr lief, vom Pöbel in Stücke gerissen zu werden. In eben diesem Jahr wollte der neue König William IV. einem Gilyfeste in Guildhall beiwohnen; auch Wellington gehörte zu den Geladenen. Nachrichten, welche dem Ministerium zugegangen waren, bewogen dasselbe jedoch, dem König den Rat zu ertheilen, sich nicht nach Guildhall zu begeben. Der Herzog nahm gleichfalls die Einladung nicht an und fand sich außerdem veranlaßt, den Graben des Tower unter Wasser zu setzen und Vorkehrungen zur Vertheidigung dieser alten Festung zu treffen. Als später das Ministerium seines Benehmens halber scharf getadelt wurde, sagte Wellington zu Sir W. Knighton: „Ich würde nach Guildhall gegangen sein, wenn das Gesetz im Stande gewesen wäre, mich zu schützen. Dies war jedoch nicht der Fall. Fünfzig Dragoner hätten genügt; allein das wären doch immer Soldaten gewesen. Wenn das Feuern einmal begann, wer konnte sagen, wann es aufhören würde? Ein Schuldiger wäre vielleicht gefallen, und zehn Unschuldige wären getödtet worden. Wäre es weise, wäre es menschlich gewesen, um einer elenden prahlerischen Drohung willen, oder um dem Land während einiger Stunden ein bischen Angst zu ersparen, die Möglichkeit eines solchen Unglücks herbeizuführen? Die Sache ist jetzt vorüber und in einer oder zwei Wochen wird kein Mensch mehr davon sprechen.“

*** Die exotische Riesen- und Wunderpflanze, die königliche Wasserlilie (Victoria regia), mit dem herrlichen Farbenspiel ihrer Blumen, mit ihrer süßen Orangenausdustung und der ins Gigantische übergehenden, dabei höchst eigentümlichen Blattbildung, blüt jetzt auch im botanischen Garten zu Poppelsdorf bei Bonn. Das Exemplar trägt weiße Blüten.

*** Viele der prachtvollen Kastanienbäume in dem großen Baumgang des Luxembourg in Paris stehen jetzt wieder in voller Blüte. Die Hitze und Trockenheit des Juli und August hatte sie fast aller ihrer Blätter beraubt, und siehe da, mit dem Regen der letzten Zeit kommt wieder frisches Leben in die Bäume; sie treiben Blätter und Blüten.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 2. October. Die Schule der Verliebten, Lustspiel in fünf Abtheilungen von Blum.

Sonntag, den 3. October. Der Freischütz, große romantische Oper in vier Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Montag, den 4. October. (Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Der Barbier von Sevilla, komische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Rossini. Rosine (in italienischer Sprache): Fräulein Sofia Cruvelli.

(Aufgehobenes Abonnement und erhöhte Eintrittspreise.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 237. Montag, 4. October 1852.

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten zog der Förster ein kleines Buch aus der Tasche, reichte dasselbe seiner Pflegetochter und sagte: Hier, Renate, lies mir einige von den Kriegsliedern vor, die mir meine Kameraden vor Zeiten zum Andenken beim Schein der Wachtfeuer aufgeschrieben haben. In mancher heißen Schlacht sind wir mit freudigem Muth bei den Jubeltönen in den Kugelregen hineingesprengt. — Was soll ich lesen, lieber Vater? fragte Renate fast erschrocken, wie aus einem Traum erwachend. — Nimm das erste beste, entgegnete jener; aber nur ein Siegeslied; mir ist gar fröhlich zu Sinn! — Renate schlug das Buch mit einiger Hast auf und begann zu lesen:

Der Donner schweigt, die Schlacht verbrannt,
Im Föhrenwalde der Nachtwind saust.

Die Sterne hell zu Häupten mir glühn,
Mein Herzblut strömt in die Gräser grün.

So leuchten die Sterne klar und rein
Auch über dem Thal der Heimat mein;

Wo die Eltern sitzen im stillen Haus
Und horchen bang in die Nacht hinaus:

Ob nicht Trompetenjubel erklingt
Und freudige Kunde vom Sohne bringt.

So leuchten die Sterne klar und rein
Auch über dem Garten der Liebsten mein,

Darin wir saßen, eh' fort ich zog,
Umrauscht von der Linde so wunderhoch.

Wol rauscht und blüt und duftet der Baum,
Wol glüt die Holde im seligen Traum:

Ich muß in die kalte Erd hinab,
In fremdem Lande sind' ich mein Grab.

Hier hielt Renate einige Augenblicke tief ergriffen inne, dann las sie mit zitternder Stimme weiter:

Fahrt wol, ihr Lieben!... mein Auge bricht...
Es stirbt der Himmelsstreue Licht.

Gelobt sei Gott! nun ist's vollbracht;
Trompeten durchjubeln die schwelgende Nacht.

Hurrah! wir rufen so frudenreich
Die Siegesklänge ins Himmelreich!

Die letzten Worte vermochte Renate vor heftiger Bewegung kaum zu lesen. Das Buch entsank ihren Händen und in Thränen ausbrechend, rief sie laut und schmerzlich: Ach Vater... er ist gewiß todt! — Wer? der Franz?! fragte der Förster verwundert. Ja, man sagt's... aber was geht der Franz dich an?— Ach ist es doch gar so traurig, wenn einer so jung sterben muß! erwiderte Renate sich fassend. — Seine arme Mutter ist am schlimmsten dran! sagte Reinold mitleidig. Die sitzt nun einsam in ihrem kleinen Häuschen und hofft und harrt, daß ihr Franz bei ihr eintreten soll... da mag sie lange warten! fügte er mit düstrem Blick hinzu.

Als sie noch so sprachen, öffnete sich plötzlich die Gartenthür und der Doctor Wolfenstein trat herein. Seine Miene war verstört und bleich und seine unheimlich glühenden Augen rollten unstät umher. Der Förster sprang bei seinem Anblick freudig auf, reichte ihm die Hand und sagte: Tausendmal willkommen, bester Herr Doctor! Eben hab' ich noch von Ihnen geredet!

Großer Gott, was werd' ich hören! sprach Renate angstvoll bei sich. Ich komme, um Ihnen Lebewol zu sagen, Herr Förster, erwiderte Wolfenstein, nachdem er Reinold und seine Pflegetochter begrüßt hatte. Ich bin genöthigt, eiligst nach Frankreich zurückzukehren, da unsre unerwartete Kletterlage bei Leipzig mir jede Hoffnung benommen hat, jetzt eine Anstellung in Deutschland zu erhalten. — Es thut mir recht weh, daß wir uns so bald trennen müssen, entgegnete jener. Indessen werd' ich alles aufbieten, um Ihnen späterhin zu einer Anstellung in meiner Nähe zu verhelfen, wär's auch anfangs nur in einem kleinen Orte in unserm Gebirge. Sind Sie denn ein Augenzeuge der Schlacht gewesen, Herr Doctor? fragte er in gespannter Erwartung. — Wollte Gott, ich wäre nie ein Augenzeuge gewesen! rief der Arzt mit erheucheltem Schmerz. Mein Eifer, den Verwundeten Hülfe zu leisten, führte mich aber zu weit und so geriet ich in das wildeste Schlachtgetümmel und war endlich sogar gezwungen, um mein Leben zu retten, am Kampfe Theil zu nehmen. Manchen wackern Mann sah ich an meiner Seite niederstinken... unser Regiment hat entsetzlich gelitten... fast alle Offiziere desselben sind gefallen. — Bei diesen Worten machte Renate eine heftige Bewegung und horchte athemlos mit steigender Angst auf Wolfensteins Erzählung. — Namentlich schmerzt mich der Verlust eines jungen blühenden Freundes, der gleich beim ersten Angriff von einer Flintenkugel in die Brust getroffen wurde, fuhr der Arzt mit verstellter Trauer fort, indem er einen lauernden Blick auf Renate warf. Ich wandte alles an, um ihn zu retten... vergebens... ich sah ihn vor meinen Augen

sterben. Er war der einzige, den ich unter den Offizieren des Regimentes liebte... einen zweiten Julius Bernard sind' ich sobald nicht wieder! setzte er mit scharfer Betonung, wie von herbem Schmerz ergriffen, hinzu. — Dem gönn' ich die Kugel, die ihn getroffen hat! murmelte der Förster tiefaathmend, gleich als ob eine schwere Last von seinem Herzen genommen sei.

Renate aber war bei den letzten Worten des Arztes mit dem leisen Schrei: Gott sei mir gnädig! zu Boden gesunken. — Um aller Heiligen willen, was ist dem Mädchen! rief Reinold voller Entsetzen, die Ohnmächtige emporhebend. Renate! meine liebe Renate! was ist dir begegnet?! — Das arme Kind hat gewiß sehr zarte Nerven! sagte Wolfenstein höhnisch. Ich hätte in ihrer Gegenwart nicht so viel Gräßliches erzählen sollen! — Nach einigen Secunden schlug Renate die Augen auf und sprach, sich erhebend, mit matter Stimme zu ihrem Pflegevater, der sie mit namenloser Angst anschaute: Sei unbesorgt, lieber Vater, es war nur der Schreck über die vielen Todesnachrichten. Ich dachte an das Lied... an... an Franz... an seine unglückliche Mutter; — mir wird schon besser werden. — Denke nicht weiter daran, mein Kind, bat der Förster mit sanftem Ton, indem er das Mädchen zum Hause geleitete. Lege dich eine Weile auf dein Ruhebett, der Schlummer wird dir wolthun.

(Fortsetzung folgt.)

Adelheid v. Stolterfoth.

Mitgetheilt von F. S.

(Fortsetzung.)

Seit ihrem siebenten Jahr malte die spätere Dichterin der Schlachtenlieder sehr eifrig Bilderbogen mit Soldaten und mancherlei Kämpfen und beschrieb alsdann den Rand mit Erklärungen in Versen. Als Schülerin des Professors Pöhlmann, welcher als ein tüchtiger Erzieher bekannt war, zeignete sie sich durch nichts aus. Geographie und Geschichte flößten ihr allein einige Theilnahme ein. Statt ihre Rechenaufgaben auszuführen, ließ sie sich einst in einem Holzkorb, während der Aufsicht weggegangen, drei Stockwerk hoch in das Speicherfenster ziehen, zum Schrecken aller Zuschauer und der Empfänger des Holzes auf dem Dachboden. Krieg und Kriegsgeschrei erfüllte ihre Kindheit; aber es fehlten auch schon nicht mehr die mächtigen Eindrücke des erwachenden deutschen Volksgeistes. Ihre Mutter war sehr befreundet mit der Wittwe eines auf Befehl Napoleons in Wesel erschossenen Offiziers aus der Schill'schen Heldenschaar; daher gewöhnte sich Auge und Herz frühzeitig, Trauer und Thränen über Deutschlands Schmach zu sehen und mitzufühlen. Einst hatte Adelheid für das unterdrückte Vaterland einen heftigen Kampf mit einer jungen Gräfin zu bestehen, deren Mutter eine bekannte Franzosenfreundin war. Die beiden Mädchen klopften tüchtig auf einander los, die Gegnerin war aber stärker und schlug der jungen Patriotin den Kamm so tief in den Kopf, daß ihr Blut reichlich für die Ehre des Vaterlandes floß. Ihre Hauptfreude war, eine kleine Muschel- und Mineraliensammlung täglich zu beschauen und immer neu zu ordnen. Diese Sammlung hatte sie von der Wittwe des Präsidenten v. Schreber erhalten, welcher als naturwissenschaftlicher Schriftsteller aufgetreten war und eine bedeutende Naturaliensammlung hinterlassen hatte. Sie faßte von nun an eine lebhafte Vorliebe für Naturwissenschaft. Frau v. Schreber erzog in ihrem Hause eine schöne, liebenswürdige Nichte. Obgleich dieselbe mehre Jahre älter war als Adelheid, so verbanden sich die beiden Mädchen doch in treuer Liebe. Als die Freundin 1812 ihren Bruder bei dem Lazarethbrand in Wilna auf eine schreckliche Weise verlor, beweinte Adelheid noch lange mit der Freundin den Tod des ihr unbekannten Jünglings. Bald darauf sollte sie noch schmerzlicher über den Tod der Freundin selbst klagen. Es war dies der erste tiefe Schmerz ihres Lebens. In der Nacht, als die Freundin starb, wachte Adelheid gegen Morgen auf und erzählte ihrer in demselben Zimmer schlafenden Mutter, daß Emilie eben bei ihr gewesen und die Worte des Kirchenliedes gesungen:

„Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit."

Ihre glühende Liebe für die Dichtkunst führete sie sogar einmal über die Schranke des Rechten hinaus. Sie brachte mit ihrer Mutter häufig die Abende in einer sehr gebildeten Familie Harsdorf zu. Eines Abends las der Hausherr Schillers Lied von der Glocke. Athemlos und in fiebrischer Aufregung saß die dreizehnjährige Adelheid da, wie sie sich später ausdrückte, „zum erstenmal in ihrem Leben von dem Licht wahrer Poesie umstrahlt". Sie bestürmte ihre Mutter, ihr das Buch zu kaufen, aber diese schlug es ab, weil Adelheid noch zu jung sei, um alle Dichtungen darin zu verstehen. Der Vorsatz stand indessen in ihr fest, das Buch zu besitzen, es koste, was es wolle. Geld hatte sie nicht; denn alle Kreuzer wurden zur Befreiung angebundener Maikäfer, zu Bulwermännchen, Farben und Bilderbogen verwendet. Sie stahl daher das Buch, als sie es beim Besuch der jungen Tochter des Hauses auf dem Flügel liegend fand. Während die übrigen Kinder spielten, stürzte sie zitternd und glühend mit ihrem Raube fort, den sie in das Taschentuch gewickelt, und eilte auf die Speicherkammer, wo ihre Mineraliensätze stand. Dort verbarg sie das Buch; aber ihre Thränen flossen reichlich im Bewußtsein des begangenen Unrechts. Sie ließ manchen Tag vorübergehen, ehe sie das Buch anzusehen wagte. Endlich siegte die unwiderstehliche Sehnsucht und sie ward überglücklich bei der Entdeckung, welchen Schatz sie besaß. Wollte sie sich einen recht großen Genuß verschaffen, so breitete sie ihre Muscheln, Krystalle, Versteinerungen, Gold- und Silberstufen auf einem alten dreibeinigen Tische um sich aus, setzte sich auf ihre Kiste, dem offenen Dachfenster mit der Aussicht auf den grünen Altstätter Berg gegenüber, und las in Schiller. In dieses Knospen ihres dichterischen Geistes fiel die Schlacht bei Leipzig und rief in ihrem dreizehnten Jahr ihr erstes bedeutenderes Gedicht hervor, von dem sie später selbst erzählt:

Als Deutschland einst von hell'ger Glut durchglüht,
Auf Leipzigs Flur den blut'gen Sieg errungen,
Da hab' ich, noch ein Kind, mein erstes Lied
Begeistert, doch mit schwachem Laut gesungen.
Ein Lerchenlied, das ungehört entflieht,
So war mein kleiner, wilder Sang verklungen!
Doch sagte damals Dunmheit mir noch nicht:
Du bist ein Weib und singst ein Schlachtgedicht!

Der Kampf um Deutschlands Befreiung und Wiedergeburt beschäftigte nun ihr Gemüt auf das lebhafteste und der Aufschwung des Volksgeistes gab ihr die wahrhafte Dichterweihe. Als ihrer vortrefflichen, liebevollen, aber strengen und verständigen Mutter ein Kriegslied in die Hände gefallen war, zu welcher Dichtung Adelheid auch in dem größeren Gedicht „Alfred" noch eine besondere Neigung zeigt, unterdrückte die Mutter soviel als möglich jeden poetischen Aufschwung der Tochter, indem es mit ihren Ansichten von weiblicher Bildung und Bestimmung durchaus nicht übereinstimmte, Frauen sich solchen Beschäftigungen hingeben zu sehen. Alle Sentimentalität und Ueberspan-

nung (wie eine frühere Lebensbeschreibung der Dichterin sich ausdrückt), durch welche allzu oft schriftstellernde Frauen ein lächerliches Ansehen erhalten, alles Absprechen und Trunken mit Gelehrsamkeit wurde an anderen zum Nutzen der Tochter streng gerügt. Dies weise Verfahren mag auch wol die Ursache sein, daß Roethelb durch Einfachheit und Ruhe in ihrer Haltung kaum die tiefführende Dichterin ahnen ließ. In ihrem vierzehnten Jahre fiel ihr eine kleine nordische Götterlehre in die Hände und sie nährte ihre Fantasie an den großen Bildern und Weltanschauungen des germanischen Volksgeistes. Als sie fünfzehn Jahre alt war, machte sie mit ihrer Mutter die erste Reise nach dem wieder befreiten Rhein, von welchem die Mutter ihren Kindern so oft erzählt und wo sie nun ganz inne ward, was die Schönheit dieser Welt bedeute. Zugleich wurden ihr Goethe's Götz von Berlichingen und sein Tasso bekannt. Letzteren las sie mit immer neuem Entzücken und die Stelle wollte ihr nicht aus dem Sinn:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter im Gewühl der Welt.

Als sie einst an einem schönen Sommerabend vom Schloß ihrer Großtante, der Frau von Waldbrunn, in Partenheim bei Mainz einen Spaziergang in die weite schöne Gegend machte, „Kopf und Herz voll Melodieen und ungesungener Lieder", da kniete sie mitten im Felde hin und bat Gott, ihr ein Zeichen zu geben, ob sie denn je ihr Talent in der Stille ausbilden und eine „ordentliche Dichterin" werden könne. Ein Wonneschauer durchbebte sie, als über die westlichen Abendwolken ein helles Wetterleuchten zuckte. Es war ihr, als sei der Genius in ihrer Brust zum Selbstbewußtsein erwacht, und sicher ihrer schöpferischen Kraft kehrte sie nach Haus zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Herzogs v. Wellington.

In der einfachen Stube von Walmer Castle, wo der Herzog schlief, schrieb und zuletzt auch starb, hat man eine Menge Papiere gefunden, die zeigen, daß eine große Zahl von Menschen sich in der Not an ihn gewandt haben, von ihm Unterstützung in großartigem Maßstabe erhielten und fortwährend mit ihm in Privatcorrespondenz standen. In vielen ähnlichen Fällen waren ihm Privatpapiere und Documente als Belege der Bittgesuche eingeschickt worden. Aber da es gegen den Grundsatz des Herzogs war, dergleichen Documente zu behalten, schickte er sie immer gleich zurück, und auf dem Tisch in seinem Sterbezimmer fand man gedruckte Zettel mit den Worten: „Ueberlaß' nie anderen die Sorge, Originalpapiere zu bewahren, die du gerne bewahrt haben möchtest." Einen solchen gedruckten Zettel legte er jedesmal ins Couvert, das die eingesandten Documente, die er zurückschickte, enthielt. In seiner Schlafstube fand man außer seinem eisernen Feldbett, zu dessen Haupt auf einem Gestelle einige wenige englische und französische Bücher, Poeten, Geschichtswerke, Biographieen, militärische und parlamentarische Berichte standen, keine Papiere von Bedeutung. In der Mitte der Stube steht ein arg mit Tinte bekleckster Tisch, auf dem er seine Privatcorrespondenzen schrieb; ein kleinerer, den er sich ans Bett oder ans Fenster schieben konnte, ein großer Lehnsessel und ein paar alte hölzerne Stühle. Ein Blatt erzählt, daß sich der Herzog nie dem schönen Laster des Tabakrauchens ergab und blos einmal in seinem thatenreichen Leben eine Tabakspfeife im Munde hatte. Dieser denkwürdige Moment fiel in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts. Der damalige Herzog von Cumberland, später König von Hannover, war nämlich mit einer Menge Kameraden aus der Armee, darunter der Herzog — der damals auch noch nicht Herzog war — in Portsmouth. Abends war Schmaus beim königlichen Prinzen und Wellington sollte auch dabei sein. Aber er hatte anderwärts Geschäfte und wollte Portsmouth vor Abend verlassen, trotz aller Bitten des Herzogs von Cumberland. Was that nun letzterer? Er mietete alle Pferde von Portsmouth und da es dazumal noch keine Eisenbahnen gab, war Wellington sein Gefangener. Nach dem Schmaus kam das böse Schicksal in Gestalt vieler kleiner Thonpfeifen ins Bankettzimmer. Auch Wellington mußte notgedrungen zugreifen. Dem späteren Helden von Waterloo wurde es im Pulverrauch nie wieder so schlimm zu Mut wie an jenem Abend. Es war seine erste und letzte Pfeife.

Von den Geschenken, die der Herzog zu verschiedenen Zeiten empfangen, seien hier nur erwähnt: am 23. Juni 1814 bestimmte ihm das britische Parlament außer den früheren Geschenken, zum Beispiel von 100,000 Pfund Sterling (1,200,000 Gulden) für den Sieg von Salamanca, eine Summe von 300,000 Pfund Sterling (3,600,000 Gulden) zum Ankauf von Landgütern. Die Londoner Kaufleute verehrten ihm einen kostspieligen Schild von massivem Silber, auf welchem seine Offiziere und seine Siege in halberhabener Arbeit dargestellt sind. 1819 erhielt er von dem „prize money" für die Schlacht bei Waterloo 60,000 Pfund Sterling (720,000 Gulden); 1822 steuerten die Damen von England 10,000 Pfund Sterling (120,000 Gulden) zur Errichtung der Achillesstatue am Eingange des Hydepark, der Stadtwohnung Wellingtons Apsley-Haus gegenüber, ihm und seinen Waffengefährten zu Ehren aus eroberten Kanonen gegossen. Von Spanien erhielt er die Herrschaft Soto del Roma bei Granada und die Kronländereien von Xeres de la Frontera zum Geschenk; vom König von Portugal ein silbernes Tafelgeschirr, mehr als eine Million Thaler an Wert; vom Kaiser von Oesterreich, vom König von Preußen und vom König von Sachsen kostbare Porzellanservicen mit Malereien seiner Siege ꝛc. Dazu seine nun dem Staat heimfallenden gewaltigen Preußionen ꝛc.

Briefe.

61.

)*(**Göttingen**, den 30. September.

Die Versammlung der Philologen und Orientalisten.

Der Charakter unserer Stadt ist ein anderer geworden. Statt der jugendfrischen Gesichter der Musensänger, welche sonst unsere freundlichen und breiten Straßen beleben, erblicken wir jetzt ernste und durch die Wissenschaft, zum Theil auch durch die Jahre gereifte Männer, scharfe intelligente Gesichter mit hohen Stirnen und viele mit bewaffneten Augen. Es sind die Philologen und Orientalisten, welche sich in friedlicher Vereinigung jährlich hier zusammenzufinden haben. Unter den Angekommenen bemerken wir den nach Gottfried Hermanns Tod unbestrittenen Großmeister des Philologenordens, Böckh von Berlin, Grotefend Vater und Sohn und Ahrens aus Hannover; Gerlach und Stähelin von Basel; Kraft, Ullrich und Petersen von Hamburg; Krüger von Braunschweig; Wachsmuth von Leipzig; Eckstein und Bernhard von Halle; Rein von Eisenach; Rost und Wüstemann von Gotha; Preller von Weimar; Halm von München; Dünzer von Köln; Schömann von Greifswald; Münsche I. und II. von Marburg und Herofeld; Bergk von Marburg, bald in Freiburg; Forchhammer von Kiel; Wer von

Schwerin und andere; Oesterreich ist durch Professor Curtius von Prag und durch Professor Albrecht von dem Therresiengymnasium in Wien vertreten; aus Griechenland ist Dr. J. Papasliotis. Die Versammlungen der Philologen werden in der prachtvollen Universitätsaula unter dem Präsidium unseres berühmten K. F. Hermann und Schneidewin gehalten; die Orientalisten unter Ewald tagen in dem Sitzungszimmer der königlichen Societät der Wissenschaften; die Schulmänner unter Geffers in dem Saal des Gymnasiums. Die gestrige Sitzung der Philologen wurde von dem Präsident Hermann mit einer langen und trefflich ausgearbeiteten Rede über die Fortschritte der Philologie in der neuesten Zeit eröffnet, dann folgte die Wahl der Secretäre und andere Aeußerlichkeiten. Heute las zuerst Professor Gerlach von Basel eine Abhandlung über die älteste Bevölkerung Italiens vor, welche manches eigenthümliche enthielt, aber erst dann richtig beurtheilt werden kann, wenn sie gedruckt ist. Noch größeres Interesse erregten die Entgegnungen von Professor Petersen aus Hamburg und von dem Geheimrat Böckh. Sodann theilte Professor Curtius sehr ansprechende Bemerkungen über die Topographie in der Umgegend Athens mit, namentlich in Bezug auf unsern daselbst beerdigten K. O Müller. Professor Schömann sprach trefflich über einige Stellen aus Aeschylos „Agamemnon“.* Dem ehrwürdigen Nestor, dem zweiundneunzigjährigen Mitscherlich soll eine lateinische Adresse überreicht werden, ebenso von Seiten der Orientalisten dem hochverdienten Grotefend. Nach einem gemeinsamen Frühstück in der Stadt London soll eine von unserer Stadt veranstaltete Fahrt nach den Burgruinen Hardenberg veranstaltet und der Tag mit einer geselligen Zusammenkunft im deutschen Hause geschlossen werden.

Tabletten.

*** George Sand hat mit wenig Glück eine Journalfehde angeregt. Der wegwerfende Ausdruck Gazetiers, mit welchem sie in einem kleinen Stücke: „Le démon du foyer“, die Journalisten bezeichnet, hat eine Rüge Jules Lecomte's hervorgerufen, die, vollkommen maßvoll abgefaßt, George Sand zu einer leidenschaftlichen Antwort veranlaßte. Madame Dudevant dringt darin auf eine Schonung des Privatlebens, wie man sie nie in Frankreich zu beobachten pflegt; und da sie selbst durch die Art ihres Privatlebens die Oeffentlichkeit stets in forcirter Weise herausforderte, könnte man fast daraus schließen, daß die Schriftstellerin ihre frühere extravagirende Emancipation nach verstürmter Jugend in beschaulicher Ruhe verhallen lassen wolle. Jules Lecomte hat in einer weiteren Antwort die kreisende Doppelnatur der geistreichen Frau sehr treffend porträtirt: „Mann durch das Talent, sagt er, bleibt sie doch Weib ihrem Wesen nach. Sie nimmt dich bei Seite und flüstert dir leise ins Ohr: Ich bin ein Mann, wie du, nimm dich in Acht; ich tödte dich. Und es ist wahr; sie bleibt mit der That nicht zurück; sie legt aus und verwundet dich. Gut. Aber wenn du nun selbst den Degen ziehst und ihr zu Leibe gehst, siehe da, so hebt sie plötzlich den Schleier vom Gesicht und ruft: Halt ein! Ich bin eine Frau!“

*** Der weimarischen Regierung ist kürzlich die Nachricht zugegangen, daß ein in Paris verstorbener wolhabender Mann, namens Leidersdorf, den Nachkommen Schillers in männlicher Linie eine Rente von 400 preußischen Thalern vermacht hat.

Frankfurt, den 2. October.

Stigelli und Fräulein Bockholz-Falconi

sind wieder hier angekommen und werden nächsten Donnerstag im großen Saal zum Weidenbusch ein Concert geben. Wie bedeutend Fräulein Bockholz-Falconi als Sängerin im Concert ist, wissen die hiesigen Musikfreunde noch aus frischester Erinnerung. Ebenso ist Stigelli als ein herrlicher Tenor und dazu Meister im Vortrag des deutschen Liedes überall in seinem Vaterland bekannt. Wir beschränken uns deshalb auf diese einfache Anzeige und fügen nur noch hinzu, daß das bereits ausgegebene Programm ganz neue und interessante Nummern enthält: darunter eine Arie aus „Mitrane“, vom Abt Rossi 1668 componirt, und das komische Duetto madrigalesque von Händel, beide von Fräulein Bockholz-Falconi und zwar das Duett mit Herrn Stigelli vorgetragen; eine Scene aus „Ali Baba“ von Cherubini, Heine's „Traumbild“, componirt und gesungen von Stigelli; ferner Compositionen von Aloys Schmitt Vater, Messer, Fanny Hensel (der Schwester Mendelssohns) ꝛc., über die des Näheren auf das Programm verwiesen sei.

(Eingesendet.)

Im Casinogebäude auf dem Roßmarkt ist das Modell zu einem nach Willkür lenkbaren Luftschiff ausgestellt und die Freunde der Aeronautik werden gewiß nach genommener Einsicht mit der Ausführbarkeit des Gedankens sich einverstanden erklären. Diese Flugmaschine hat die Form eines Prisma, dessen eine, untere, Längenfläche als geschlossene Basis zugleich als Fallschirm dient, ist von Zwillich, also haltbarer als Seide, und wird mit Wasserstoffgas gefüllt, welches vierzehnmal leichter ist als die atmosphärische Luft. Um die Drehung und Bewegung gegen den Wind zu bewirken, ist eine eigene sehr einfache Maschinerie angebracht. Mittelst einer Welle wird eine archimedische Schraube sowie ein Steuertriebrad in Thätigkeit gesetzt, erstere für die Bewegung gegen den Wind in horizontaler Richtung, letzteres für die Bewegung nach rechts und links. Beide Vorrichtungen werden durch ein Triebrad unterstützt, an welchem die Flügel mittelst einer excentrischen Bewegung von Augenblick zu Augenblick ihre Stellung ändern. Das Ganze ist sehr leicht und von zwei Mann mit mäßiger Anstrengung beweglich. In der Wirklichkeit wird die Leichtigkeit und Elasticität der Theile noch dadurch erhöht, daß, was an dem Modell Holz ist, bei der Ausführung durch Leder ersetzt wird. Die Geschwindigkeit, die mittelst eines solchen Fahrzeugs zu erreichen ist, wird auf die Stunde Zeit fünfzig Wegstunden sein, also ungefähr der Weg von hier bis etwa Straßburg. Es ist wol kein Zweifel, daß in vielleicht nicht langer Zeit die Eisenbahnen mit der Luftschifffahrt werden um den Preis ringen müssen, weshalb es für jeden Gebildeten von Interesse ist, den Anfang und Fortschritt dieser Kunst zu beobachten, und alle müssen sich aufgefordert fühlen, an einer Sache nicht gleichgültig vorüberzugehen, welche nach vielem und reichlichem Nachdenken zu Tage gefördert worden, und worüber jetzt schon bedeutende Männer wie Hofrat Kastner in Erlangen und andere öffentlich und privat ihre Anerkennung ausgesprochen haben. Wir können den in öffentlichen Blättern ausgesprochenen Wunsch nur wiederholen, daß Herrn Freudenberg die Mittel zu Theil werden möchten, sein Unternehmen im Großen auszuführen.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 4. October. (Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Der Barbier von Sevilla, komische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Rossini. Rosine (in italienischer Sprache): Fräulein Cruvelli. (Mit erhöhten Eintrittspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 238. Dienstag. 5. October 1852.

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziegen.

(Fortsetzung.)

Renate wankte schweigend und todtenbleich auf ihr Zimmer, Reinold aber kehrte in dem Arzt zurück, um sich noch einiges von ihm über den Hergang der Schlacht berichten zu lassen. — Wir wären unter dem Blutbade auch bald die Sinne vergangen, fuhr Wolfenstein in seiner Erzählung fort. Hätt' ich nicht eine so derbe Natur, ich stände nicht hier vor Ihnen. Bis zum letzten Augenblick hielt ich auf dem Schlachtfelde aus und half, wo zu helfen war. Endlich, aber riß mich der Strom der Fliehenden mit sich fort. Eine halbe Schwadron unseres Regimentes hatte sich mit Löwenmut durchgeschlagen und zog sich in möglichster Ordnung zurück. Als die Braven mich erblickten, nahmen sie mich wider meinen Willen in ihre Mitte, gaben mir ein Pferd und fort ging's in unaufgehaltsamen Jagen bis Erfurt. Dort verabschiedete ich mich von ihnen und reichte mit Kürtierpferden hierher, um Ihnen Lebewol zu sagen und meine im Kirchdorf zurückgelassenen Sachen abzuholen. Noch diesen Abend denk' ich meine Reise nach Frankreich fortzusetzen. Da ich auch Ihren Heimatsort berühren werde, Herr Förster, so sollte es mir zur Freude gereichen, wenn ich ihnen als Botschafter dorthin dienen könnte. Sie sehen ja noch mit einigen von Ihren Freunden in Correspondenz, wie ich meine. — Allerdings hab' ich vor einigen Tagen ein Schreiben an einen meiner früheren Collegen aufgefangen, worin ich ihn gebeten habe, noch einmal wegen meines Sohnes Nachforschungen anzustellen, erwiderte Reinold, dasselbe ist aber leider noch nicht vollendet. — Vor Einbruch der Nacht reis' ich nicht ab, entgegnete jener. — Nun so werde ich Ihnen den Brief gegen Sonnenuntergang durch meinen Konrad zusenden, sagte der Förster. Dort links vom Pfade nach dem Kirchdorf geht's einen neuen Tannenschlag anzulegen und da muß ich die Leute noch ein paar Stunden beaufsichtigen, eh' ich ans Schreiben gehen kann. — Den Weg will ich Ihrem Konrad erfragen, versetzte Wolfenstein. Da die große Landstraße so mit Fliehenden bedeckt ist, daß ein Wagen kaum durchkommen vermag, so hab' ich beschlossen, auf Nebenwegen durchs Gebirg zu reisen, und da ich dabei doch dies Thal berühren werde, so will ich gegen Sonnenuntergang hier vorüber fahren und Ihren Brief selbst in Empfang nehmen. — Wär's mir nicht darum zu thun, einen lieben Landsmann noch einmal zu sehen, so litt ich's nicht, erwiderte Reinold, aber unter solchen Umständen darf ich Ihre Freundlichkeit schon annehmen. Schlag fünf Uhr soll der Brief gesiegelt auf meinem Schreibpult liegen. — Auf Wiedersehn denn! rief der Arzt, reichte dem Förster die Hand und eilte rasch von dannen.

Ich gönne sonst keinem Menschen den Tod, sprach Reinold die Büchse ergreifend, nach einer Weile bei sich selbst; — aber daß der Bernard bei Leipzig gefallen ist, hat mir eine wahre Last vom Herzen genommen. Seitdem der Wolfenstein mir gesagt, daß bei seinem Regiment ein Offizier stehe, der denselben Namen trage wie der Mörder meines Glückes, hat mich Tag und Nacht der Gedanke verfolgt, daß der Mensch mir noch einmal meine Renate verführen könne. Von der Angst bin ich nun gottlob befreit, fügte er hinzu, indem er Jagdtasche und Büchse über die Schulter warf und dem Tannenschlag zuschritt.

Wolfenstein hatte indessen den Pfad zum Kirchdorf nur eine kleine Strecke verfolgt. Sobald er den Forst erreicht hatte, schlug er sich seitwärts durch den Wald und eilte umgehend durch das dichte Unterholz wieder zum Jägerhause zurück. Jetzt galt es Schlauheit und Eile, sprach er, hastig am Abhang der Berge hinschreitend, bei sich selbst. Noch innerhalb der nächsten Stunde muß alles entschieden und Renate mein sein, sei es mit Güte, List oder Gewalt; auf deutschem Grund und Boden ist es nicht recht geheuer mehr für mich. — Der Bernard wird mich übrigens in keiner meiner Operationen mehr stören, fuhr er mit teuflischem Behagen fort, — den hat meine Kugel gut getroffen, als er sich im dicken Pulverdampfe mit den Preußen herumschlug. War er nun mein glücklicher Nebenbuhler gewesen, so hätt' ich mir ihn schon auf andere Weise vom Halse schaffen wollen; aber daß er um meine Dorn hängerei wußte und mir drohte, meine Pläne zu entdecken, das verdiente zehnfachen Tod! An den Briefen mit den wichtigen Geheimnissen, die er mir versprach zur Besorgung an den Förster einhändigte, mag sich Renate trösten und ergötzen, wenn sie an meiner Seite dem schönen Frankreich entgegen fliegt, wo ich auf meinen Lorbeeren ausruhen gedenke.

In der Nähe des Jägerhauses verbarg er sich in einem dichten Gebüsch, von wo aus er die Thür im Auge hatte, und spähte erwartungsvoll hinüber, in der Hoffnung, bald Gelegenheit zu finden, Renate zu sehen und zu sprechen.

Einige Zeit hindurch herrschte tiefe Herbststille in dem einsamen Thal, die nur dann und wann durch das Zirpen einzelner Drosseln unterbrochen wurde, welche den Wald durchflogen. Von den regungslos dastehenden Bäumen des Gartens fielen die welken Blätter langsam zur Erde, so daß ein leises Rieseln vom Süden herüberwehte und um die glühendroten Blütenkronen der Georginen spielte. Es war, als ruhe ein unheimlicher Bann auf dem schönen Jägerhause und seinen Umgebungen.

Wolfenstein hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Als er eine Weile in seinem Versteck zugebracht, öffnete sich die Thür und Renate trat heraus. Das sonst so blühende, holdselige Angesicht war bleich und das klare blaue Auge feucht von Thränen. Sie schritt langsam zu der Bank unter den Linden und sprach mit zitternder Stimme leise vor sich hin:

Es leuchten die Sterne hier und dort
Auch über dem Garten der Liebsten mein,

Darin wir saßen, eh' fort ich zog.
Umrauscht von der Linde so wunderhoch.

Wol rauscht und blüt und duftet der Baum,
Wol glüt die Hoffe im seligsten Traum:

Ich muß in die kalte Erd hinab,
In fremdem Lande sind' ich mein Grab.

Und das ist nun Wahrheit, furchtbare Wahrheit! rief sie mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes. Julius liegt allein und unbetrauert in fremder Erde, die welken herbstlichen Blätter fallen auf sein Grab ... ich werd' ihn nie, nie wiedersehen! O, ich bin unsagbar unglücklich! Bei diesen Worten verhüllte sie ihr Antlitz mit dem Tuch und sank weinend auf die Bank nieder.

Indessen hatte Wolfenstein sein Pferd verlassen, öffnete die Gartenpforte und schritt auf Renate zu. Das dadurch entstehende Geräusch weckte die letztere aus ihren schmerzlichen Träumen. Als sie den Arzt erblickte, erschrack sie heftig und wollte dem Hause zueilen, dieser aber sagte mit schmeichelnder Stimme: Erschrecken Sie nicht, schöne Renate. Ich komme, um Ihnen ein schweres Unrecht abzubitten. Ich befand mich vorhin in einer solchen Aufregung, daß ich Ihre Gegenwart vergaß und Sie auf eine so unzarte Weise mit dem Tod eines Mannes bekannt machte, der Ihrem Herzen theurer gewesen ist. Ja, Ihr Hinsinken hat es mir bewiesen, daß Sie ihn lieben, so lieben, wie er es sterbend hoffte und ahnte ... seine Liebe zu Ihnen war unerwestlich ... sein letztes Wort war Ihr Name.

Der sanfte Ton, mit welchem Wolfenstein dies sagte, und der Wunsch, etwas näheres über den Tod des Geliebten zu erfahren, siegten über das heimliche Grauen, welches sie vor jenem hegte, und so fragte sie leise schluchzend: Sie sind sein Freund gewesen, haben ihn fallen sehen; wo ist sein Grab? — Fassen Sie sich, theure Renate, erwiderte der Arzt bittend; Sie sollen alles hören und werden mir gewiß für das danken, was ich als Freund gethan habe. Dann warf er einen forschenden Blick auf das Mädchen und fragte mit gedämpfter Stimme: Fühlen Sie sich stark genug, Ihren Geliebten noch einmal zu sehen? Wir führen seine entseelte Hülle mit uns, um sie in heimatlicher Erde zu bestatten. — Großer Gott, was hör ich! rief das Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Adelheid v. Stolterfoth.

Mitgetheilt von F. G.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1817 wählte die Mutter voll Sehnsucht nach Verwandten und Heimat das am Rhein gelegene Städtchen Bingen zum Aufenthalt. Hier wurde unter den mächtigen Eindrücken einer großen und schönen Natur der poetische Funke in der Brust der jungen Dichterin zur „nie mehr verlöschenden Flamme". Sie fand auf dem höchsten Boden des Hauses, welches sie bewohnten — es war das Haus eines Schiffers — wiederum ein stilles Plätzchen mit der Aussicht auf die Burg Ehrenfels, den vom Rhein umbrausten Mäuseturm und die ganze großartige Umgebung. Hier saß in trauticher Einsamkeit die Jungfrau und schwelgte im Anschauen dieses Rheins, der in so vielfacher Beziehung als der herrlichste Strom der Welt erscheint, „mit einer Schweiz an seinen Quellen, und solchen Niederlanden an seiner Mündung", nach Napoleon die Bulsader Europa's, der Träger einer reichen geistigen Bildung. Abelheid ohnte an seiner bedeutsamsten Stelle, wo der breite See des Stroms sich in den wilden Schlund zu begraben scheint. Den Strom hinauf schaute sie in das lachende Paradies des Rheingaues, welches Klopstock ein zur Erde niedergesunkenes Stück Himmel nannte. Sie lebte sich nun ganz in die Natur und Geschichte des Flusses ein, von welchem die Mutter schon früher dem Kind so oft erzählt hatte fern von der Heimat, und ihr Herz wuchs im Anschauen der großen Bilder. In ihrer Bodenecke schrieb sie die ersten rheinischen Lieder auf eine kleine Schiefertafel.

So reifte sie zur Jungfrau heran, fern von den Einflüssen einer geselligen Bildung, wie sie auf Bällen und unserm heutigen Theater erworben wird; denn in dem kleinen Landstädtchen, wo sie mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern ganz stille lebte, waren damals derartige Genüsse nicht zu haben und von ihnen auch nicht gesucht. Hingegen gab sich die Mutter ganz der Freude hin, wieder an dem Rhein zu wohnen. Die Familie machte zu Fuß tagelange Ausflüge in die herrliche Umgegend und nahm im weiten Umkreis blieb keine Burgruine und keine Bergspitze unerklettert. Besonders häufig ward Geisenheim besucht, wo die verwandte Familie von Zwierlein wohnte und die Mutter ihre Jugendzeit verlebt hatte.

Im Jahre 1819 zog die Familie nach Langenwinkel im Rheingau, dem reizenden Ort, welchen eine andere deutsche Frau, Bettina, durch ihre geistvollen Dichtungen verherrlicht hat. Nun lebte Adelheid am Fuß des Johannisberges so recht mitten in der zauberisch schönen Natur. Im leichten Segelkahn gleitet sie durch die Rheinauen und lauscht dem Jubeln der Nachtigallen; sie steigt auf die Rebenhügel und läßt ihre langen Locken mit den grünen Ranken der Reben im Sturm um die Wette flattern; sie sucht die süßen Reize der Einsamkeit, singt die Sehnsucht ihres Herzens und das glühende Abendgold des Himmels; der wunderbare deutsche Höhensinn treibt sie auf die steilen Felsen zu den alten Burgen und Eichen:

Vom Berge sagt' ich auf dem Steine
Bei kaum erwachtem Morgenschein;
Da blenten Nebel mir zum Schleier,
Mein Mantel wußten Wolken fein.

Ich sang hinunter meine Lieder
Zum Rhein, der brausend vor mir lag,
Sie hallten aus der Dämmrung wieder,
Und mich umglühte goldner Tag.

Sie führt ein wahres Dichterleben, nun auch nach außen hin thätig, da die Mutter nicht länger an dem wirklichen Dichterberuf der Tochter zweifeln konnte und sie gern gewähren ließ. Sie darf dem Durst ihres stürmenden Herzens nach Freiheit genügen, die Dichterseele will die entfesselten Flügel schwingen, sie feiert den Sonntagmorgen auf Bergeshöhen und athmet in die freie Brust die Glockenklänge ein, die aus der Tiefe heraufklingen, sie fühlt Ueberdruß an dem leeren, matten Leben, wie es damals in Deutschland dahinschlich.

Soll ich spotten, soll ich klagen,
Oder still und stumm ertragen
Diese Tage schaal und leer?
Großes kommt uns nicht von außen,
Aber Mut und Freude hausen
Uns im Innern auch nicht mehr.

— — — — — — —

Mein Tyrann ist diese bleiche,
Thatenleere, traumesgleiche
Dumpfe Ruhe wie im Grab.

Sie zürnt im Gefühl ihrer Geisteskraft über die vielen unwürdigen Männer dieser Tage:

Wär' ich als ein Mann geboren,
Braucht' ich meines Geistes Macht,
Durch die Schlechten und die Thoren
Hätt' ich bald mir Bahn gemacht;
Aber mit dem Frauenherzen,
Das nur ruhig dulden muß,
Will ich schweigend alle Schmerzen
Tragen bis zum Ueberdruß.

Denk' ich jener glatten Zimmer,
Wo man schöne Phrasen tauscht,
Wo, beglänzt von Kerzenschimmer,
Alle sitzen, theeberauscht;
Denk' ich jener klugen, armen,
Hochgelehrten feinen Welt,
Möcht' ich jeden Baum umarmen
Draußen in dem grünen Feld.

Sie fühlt sich glücklich in der Einsamkeit, allein mit dem tiefen Zauber ihrer Dichterbrust; sie möchte wie die Nachtigall kurz und hold singen und leben:

O wär' ich gleich der Nachtigall geboren!
Ich sang wie sie — mit tiefem Herzensbeben;
Doch wär', wie ihres, kurz und süß mein Leben!
Sie singt, sie liebt, sie stirbt in Nacht verloren.

Mitten in der Pracht der Natur empfindet sie tief den Schmerz, die Wehmut des Lebens:

Warum so schön, du reich geschmückte Erde,
Und ach warum so kurz nur unser Leben?

an andern Stellen:

Doch ach! ich wandle einsam diese Bahnen,
Die tausend Thoren froh zum Ziele gehen!

und:

Drunten aus dem Kohlenmeiler brechen Raucheswirbel dicht,
Und der Köhler schaufelt Grund auf und das Feuer zeigt sich nicht;
So verborgen oft im Herzen glüt die Flamme fort und fort,
Bis sie eine Schaufel Erde bannet wie mit Zauberwort.

Diese Lieder und Worte bezeichnen die Gefühls- und Gedanken des aufgeblühten Jungfrauengemütes in dieser und der folgenden Zeit, wenn sie auch erst später künstlerisch gestaltet und niedergeschrieben wurden. Von der genialen Dichterin Bettina, welche diesen Ort durch ihre geistvollen Dichtungen verherrlicht hat, wußte sie damals noch nichts, wol aber erfuhr sie das tragische Ende der Günderode, deren Grab sie auf dem Winkler Kirchhof öfter besuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Yankee, Bruder Jonathan, Onkel Sam.

Aus der Weserzeitung.

Die beiden ersten Namen sind die ältesten, der erste aber ist der älteste von allen und jetzt 232 Jahre alt. Die Amerikaner sind die erste Nation in der Welt geworden und es ist endlich wol der Mühe wert, in einem öffentlichen Blatt den Ursprung dieses dreifachen Volksnamens auf die rechte Weise zu beleuchten.

Ein Feind der Amerikaner, der Engländer Mr. Anburey, Offizier in General Burgoyne's Heer und mit unter den Gefangenen der denkwürdigen Uebergabe Burgoyne's an den General Gates zu Saratoga im Staat Neuyork am 17. October 1777, theilt in seinen „Travels through the interior parts of North America" 1776, Vol. 2, P. 46, 47 die folgende grundlose Ableitung des Namens Yankee mit: „Mit diesem Epithet belegten die Virginier die Neuengländer, weil diese ihnen nicht beigestanden in einem Krieg mit den Cherokees, und sie sind immer damit verspottet worden. Aber der Name, welcher aus der Sprache der Cherokees stammt und feige Memme und Sclav (eankke) bedeutet, ist herrschender gewesen seit dem Beginn der Feindseligkeiten (1775). Das Kriegsvolk zu Boston brauchte ihn als Schimpfname, doch nach der Affaire bei Bunkers Hill pralten die Amerikaner damit. Yankee-Doodle ist jetzt ihr Siegsgesang, ihr allergrößter Liebling, in der Armee gespielt und für so kriegerisch gehalten wie der Grenadiersmarsch, es ist der Liebenden Zauber, der Amme Wiegenlied. Nach schnellen Glückserfolgen betrachteten wir die Yankees mit großer Verachtung, doch war es nicht wenig kränkend, diesen Ton spielen zu hören, als unsere Armee zu unserer Uebergabe heranmarschirte." Diese Ableitung ist fast ebenso lächerlich wie die von Irwing in seinem „Knickerbocker".

Anfangs wurden nur die Neuengländer Yankees genannt, jetzt ist Yankee ungefähr der Allgemeinname für Bewohner der vereinigten Staaten geworden, doch gilt er auch gegenwärtig noch vorzugsweise für die atlantischen Staaten. Eine bessere und viel wahrscheinlichere Meinung ist die des Amerikaners Heckewelder, die geschichtlich begründet ist, daß nämlich die Lenalenapen, ein zu den Six-Nations gehöriger Indianerstamm im Gebiet des Delaware, zur Zeit der ersten Landung der aus England vertriebenen Puritaner zu Plymouth in Massachusetts (am 22. December 1620) das Wort englisch Yenkees aussprachen. So (und nicht Yangees oder Yankees) ward das Wort ursprünglich buchstabirt, aber erst im Lauf der Zeit, wie bei tausend andern indianischen Wörtern und Ausdrücken der Fall war, ward es zu Yankee corrumpirt. Diese Meinung trägt schon in sich selbst eine so große Wahrscheinlichkeit, daß man sie sogleich für die richtige hält.

Bruder Jonathan ist für Amerika so allgemein, wie John Bull für England. Den Ursprung dieses Beinamens gab vor vier bis fünf Jahren der „Norwich Courier" nach Aussage eines damals mehr als achtzigjährigen Herrn, der thätigen Antheil an der Revolution genommen hatte und aus Erfahrung sprach, in folgender Weise: „Als General Washington nach seiner Ernennung zum Befehlshaber der Armee im Freiheitskriege nach Massachusetts kam, um es zu organisiren und Vorkehrungen zu treffen zur Vertheidigung des Landes, fand er, daß großer Mangel an Munition und andern nothwendigen Dingen war, um dem mächtigen Feinde entgegen zu treten, und daß dieselben sehr schwer zu erlangen waren. Durch einen Angriff in solcher Lage konnte die Sache auf einmal eine hoffnungslose werden. Bei einer gewissen Gelegenheit in dieser besorgnißvollen Zeit hielt er mit den Offizieren und andern eine Beratung, wobei es schien, als ob kein Mittel zu ersinnen wäre, die erforderlichen Anstalten zu treffen. Seine Excellenz Jonathan Trumbull der Aeltere war damals Gouverneur von Connecticut, in dessen Urtheil und Beistand der General das größte Vertrauen setzte, weshalb dieser bemerkte: „Wir müssen Bruder Jonathan über die Sache befragen." Washington that dies, und dem Gouverneur gelang es, diesen Mängeln der Armee abzuhelfen. Bei nachgehends eintretenden Schwierigkeiten, als die Armee im Lande herum verstreut lag, ward es zum Sprüchwort zu sagen: Wir müssen Bruder Jonathan befragen.

Onkel Sam ist der Volksausdruck für die Regierung der vereinigten Staaten, manchmal auch Bruder Jonathon genannt. Man braucht ihn wie John Bull in England. Sein Ursprung ist nach Grob's „Naval History of the United States" folgender: „Gleich nach der letzten Kriegserklärung gegen England besuchte der damalige Kommissionair Elbert Anderson von Newyork Troy am Hudson, wo eine große Masse Proviant, Ochsen und Schweinefleisch zu concentrirt war und von ihm angekauft wurde. Die hiesigen Aufseher über diese Artikel waren Ebenezer und Samuel Wilson. Der letztere Herr, allbekannt als „Uncle Sam", beaufsichtigte in der Regel in Person eine große Anzahl Werkleute, die eben jetzt beim Durchsehen der von dem Lieferanten gekauften Vorräte beschäftigt waren. Die Fässer wurden gemerkt „E. A. — U. S." Dieses Geschäft fiel einem in Arbeit der Herren Wilson stehenden lustigen Burschen zu, welcher auf die Frage einiger seiner Mitarbeiter, was die Marke bedeute, denn die Buchstaben U. S. für United States waren ihnen damals noch fast ganz neu), antwortete, er wisse nicht anders, als daß es Elbert Anderson und Uncle Sam bedeute, während er damals noch ausschließlich auf den besagten Uncle Sam Wilson anspielte. Der Spaß fand bei den Arbeitern Beifall und ward lang und gebs, und Uncle Sam selbst ward gelegentlich, während er dabei war, wegen des wachsenden Umfanges seiner Besitzthümer durchgezogen. Viele von diesen Werkleuten, für Kanonenjunker geltend, folgten bald nachher der Rekrutentrommel an die Grenzlinien, theils um dem Feind zu begegnen und theils um die neuerlich in guten Stand gesetzten Vorräte aufzuessen. Die alten Scherze begleiteten sie und ehe der erste Feldzug endete, erschien der bezeichnete zum erstenmal in Druck, fand raschen Beifall, die er nach allen Theilen des Landes drang und allenthalben mit Anerkennung aufgenommen ward, und wird auch, ohne Zweifel dauern so lange die Vereinigten Staaten eine Nation bilden."

Briefe.

Δ **Düsseldorf**, 1. October.

Rheinische, industrie- und Gewerbsausstellung.

Heute fand der feierliche Schluß der rheinischen Industrie- und Gewerbeausstellung statt. Vor einer zahlreichen Versammlung in der großen Glashalle, gab der Vorsitzende des Ausstellungscomite's, Herr Regierungsrath Dr. v. Mülmann, in einer längeren Rede eine Uebersicht über den Gang der Ausstellung, über die Thätigkeit des Comite's und endlich über die finanziellen Resultate des ganzen Unternehmens. In Betreff des letzten Punktes theilte er mit, daß die Einnahmen der Ausstellung nach Deckung aller Kosten einen Ueberschuß von etwa 5000 Thalern ergeben haben. Diese Summe soll verzinslich angelegt und der Ertrag zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werden. Nach einem vorläufigen Beschluß will man das Capital später dazu verwenden, um im Lauf der nächsten zehn Jahre eine ähnliche Ausstellung wie die nun geschlossene und mit so gutem Erfolg durchgeführte ins Leben zu rufen. Die Glashalle sowie alle von dem Comité beschafften Utensilien sollen der Stadt Düsseldorf als Eigenthum überwiesen werden. Nachdem sodann das sehr umfangreiche Verzeichniß derjenigen Aussteller verlesen worden war, denen von den Preisrichtern Preise zuerkannt worden sind, hielt zum Schluß der Herr Regierungspräsident v. Massenbach noch eine feurige Rede, in der er den Einfluß solcher Ausstellungen auf die Förderung des Industrie- und Gewerbfleißes hervorhob, auf die Mitwirkung und Unterstützung von Seiten der Regierung bei diesem Unternehmen hinwies und die Versammelten mit einem Hoch auf den König entließ. Schon heute früh waren dem Regierungsrat. v. Mülmann zwei Beweise dankbarer Anerkennung für seine Verdienste um den Fortschritt des ganzen Unternehmens, um die zweckmäßigen Einrichtungen zur Handhabung der Ordnung während der langen Zeit, um die Befriedigung der zahllosen dabei angregten Wünsche ꝛc. zu Theil geworden. Seitens der städtischen Behörden war ihm ein prächtiger Civildegen und seitens der Bürgerschaft ein kostbarer großer silberner Pokal mit dem emaillirten Wappen der Stadt Düsseldorf und passenden Emblemen überreicht worden. Abends vereinigte ein frohes Festmahl die Regierungsbeamten, die Stadtbehörden, das Ausstellungscomité, viele Aussteller und zahlreiche andere Betheiligte, wobei es natürlich an entsprechenden Reden und mehr oder weniger passend angebrachten Toasten nicht fehlte.

Tabletten.

*** Eine neue Ansicht über die Ursache der letzten verheerenden Heuschreckenzüge gibt der Nürnberger Correspondent in einer Mittheilung aus Erlangen. Sie lautet: „Jener frühbetrübliche Föhn (Sirocco), welcher — ohne Zweifel durch Schmelzung hoch beträchtlicher Alpeneismassen und daraus erwachsenen, fortdauernd sich erneuenden Gewitterregen — nicht nur einen Theil der Schweiz unter Wasser setzen machte, sondern zugleich auch mächtige, für diese Jahreszeit ungewöhnliche Ueberschwemmungen der Donau, des Inn, des Rheins und vieler kleiner deutschen Flüsse zur Folge hatte, war Kastners Vermuthung nach nicht wie der gewöhnliche Sirocco, eine Vorliebung heißer Wüstenstürme, sondern lediglich ein Erzeugniß der seit dem 20. August fast ununterbrochen ersolgenden Glutausbrüche des Aetna, welche, theils die den Aetna umfließenden Lüfte außerordentlich erhitzten, theils ihnen glühend heiße Gase (Dämpfe und Lüfte) mannigfacher Art in sehr großen Mengen beigesellten; da dann die also ausgedehnte und ihrer Masse nach ungemein vermehrte Aetnaatmosphäre in der Richtung der Fredschsenderdung von Westen nach Osten nach und nach, begleitet von Nachtgleichenstürmen, die Alpen erreichte und zum Theil durchstrich. Kastner hofft, daß italienische und Schweizer Chemiker das Regenwasser nicht ungeprüft gelassen haben, und er vermuthet, daß sie unter andern darin neben Spuren vulkanischer Asche auch schwefelsaures Ammoniak, vielleicht selbst schwefelsaures Eisen werden gefunden und ebenso auch ungebundene Schwefelsäure möglicherweise neben Schwefelsäure."

*** Hinsichtlich des neuen, eben eröffneten Theatergebäudes in Hannover gehen nachträglich einige ungünstige Nachrichten ein. Es soll auf acht Wochen geschlossen werden, da wegen entdeckter Baufehler beträchtliche Umbauten erforderlich sind. Ueberdies ist das Personal in so mangelhaftem Bestand, daß gute Aufführungen vorläufig unmöglich sind.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 5. October. Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in vier Akten.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 239. Mittwoch, **6. October 1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Sieben.

(Fortsetzung.)

In jenem kleinen Dörfchen dort, abseits von dem wilden Getümmel, welches auf der großen Landstraße tobt, steht die Leiche, fuhr Wolfenstein fort. Heute Abend wird der Trauerzug, der aus den übriggebliebenen Tapfern unsres Regiments besteht, vom Kirchdorf wieder aufbrechen. Fürchten Sie die Rachrede der Leute, so soll Sie mein Wagen, der dort im Thale meiner wartet, sogleich dorthin führen. Alle störenden Zeugen werd' ich fern zu halten wissen, das gelob' ich Ihnen feierlich. — Ja, — ich muß ihn noch einmal sehen und kostete es mein Leben! rief Renate nach kurzem schmerzlichen Kampfe.

Gott sei Dank! die List gelingt! murmelte Wolfenstein mit triumfirender Miene vor sich hin. — Lassen Sie den Wagen nach dem Fichtengehölz dort drüben fahren, bat das Mädchen mit bebender Stimme; in einer Viertelstunde werd' ich mich daselbst einfinden. — Vertrauen Sie mir, entgegnete jener. Alles soll rasch und in der größten Stille vor sich gehen. Damit eilte er schnellen Schrittes von dannen; Renate aber sank, von Schmerz und Angst überwältigt, auf die Bank und ein heißer Thränenstrom entquoll ihren Augen. Jetzt erst ward es ihr klar, wie unendlich sie die Liebe zu dem Dahingeschiedenen beseligt hatte. Es war ihr, als müsse die trübe verglühende Sonne auch bald über ihrem Grabe scheinen, und wie die Blätter so langsam von den hohen Linden zur Erde niedersanken, meinte sie ferne Stimmen zu hören, die sie zum freudigen Wiedersehn riefen.

Eben war sie im Begriff, die Thür des Hauses zu verschließen und dem Fichtengehölz zuzueilen, als die Frau Tanner in seltsamer Aufregung und Hast in den Garten trat. Bei Renatens Anblick schien ein Freudenstrahl ihr Gesicht zu überfliegen und dem Mädchen krampfhaft die Hand drückend fragte sie: Weißt du nicht, liebe Renate, ob das französische Dragonerregiment, das vor mehren Wochen im Kirchdorfe lag, schon von Leipzig zurückgekehrt ist? Es kam mir eben auf der Höhe drüben so vor, als sprengten einige von diesem Regiment durch den Wald. — Ach, Frau Tanner, Sie sind recht glücklich, daß keiner von ihren Anverwandten Soldat ist, sagte Renate schluchzend; bei Leipzig ist es entsetzlich hergegangen! — Wollte Gott, es wäre dem so! rief jene mit gepreßter Stimme. Aber was seh' ich — du weinst, Renate? Was fehlt dir? — Morgen sollen Sie alles, alles hören, liebe Frau Tanner, erwiderte das Mädchen angstvoll; jetzt kann ich es Ihnen nicht sagen — — aber ich bin recht zum Tode betrübt! — Was könnte dein kindlich frohes Herz betrüben! sagte die Frau Tanner mit schmerzlichem Ton. Die Qualen, die mein Herz zerreißen, vermagst du kaum zu ahnen! Sieh, ich bin in der schrecklichsten Ungewißheit, ob mein Sohn lebt oder todt ist! — Ihr Sohn?! rief das Mädchen, die Frau Tanner erschrocken anstarrend. — Ja, Renate, du mußt es doch endlich wissen, versetzte jene, ich habe einen theuern Sohn. Er zog mit dem französischen Dragonerregiment nach Leipzig und ist bis zu dieser Stunde nicht zurückgekehrt. Tagelang hab' ich drunten im Thal, wo die Landstraße von Osten kommt, in der qualvollsten Angst gesessen und die Haufen der vorüberreitenden Flüchtlinge angestarrt und leben, den ich mit meiner Stimme erreichen konnte, nach meinem Sohn gefragt; keiner wußte etwas von ihm. — Ja, Frau Tanner, die französischen Dragoner sind angekommen, erwiderte Renate in sreudiger Hast. So eben war der Doctor Wolfenstein hier und sagte, daß alle die von seinem Regiment übriggeblieben, im Kirchdorf seien und heute Abend ihren Marsch fortsetzen würden. Drum eilen Sie, so schnell Sie vermögen, dorthin, Sie werden daselbst gewiß Auskunft über Ihren Sohn erhalten. — Gott wird mir sa gnädig sein! rief jene, das Mädchen stürmisch umarmend. Lebe wol, bald bin ich wieder bei dir! Mit diesen Worten eilte sie rasch von dannen, wandte sich dem Fußpfad zu, der nach dem Kirchdorf führte, und war bald im Hochwalde verschwunden.

Renate blickte ihr schmerzlich bewegt nach und sprach bei sich: Nein, zwei Herzen können an einem Tag nicht so namenlos unglücklich werden! Ihr Sohn wird leben, wird zurückgekehrt sein und ihren Schmerz in Freude und Jubel verwandeln, so sagt es mir meine Ahnung Was mein Herz quält, kann nur verschwinden, wenn es nicht mehr schlägt! Dann raffte sie sich schnell entschlossen auf, verriegelte die Hausthür und schritt mit mächtig pochendem Herzen einem Seitenpförtchen des Gartens zu, von welchem ein wenig betretener Waldpfad nach dem Fichtengehölz führte, wo Wolfenstein mit dem Wagen zu warten versprochen hatte. Aber kaum war sie einige Schritte gegangen, so sah sie zu ihrem größten Schrecken den Waldwärter aus dem Forst auf sich zukommen, der mehre Stücke erlegten Wildes herbeitrug. Als er Renate erblickte und die Aufregung gewahrte, in der sie sich befand, fragte er theilnehmend: Was ist Euch denn, Renate? Ihr seid ja ganz außer Euch! — Diese schwieg und schaute verwirrt vor sich nieder; endlich aber fragte sie mit mühsam erzwungener Ruhe: Wo ist der Vater, guter Konrad? Kommt er bald heim? — Ei, der Herr Förster ist heute wieder, wo er alle Tage seither gewesen ist, drüben beim Tannenschlag, antwortete der Waldwärter verwundert über des Mädchens Frage; vor einer Stunde wird er schwerlich heimkommen. Aber ich glaube gar, Ihr habt geweint! — Soll man denn nicht weinen, wenn man eine Trauerkunde nach der andern hört? entgegnete das Mädchen. Auch die arme Frau Tanner hat einen Sohn, — er ist mit nach Leipzig gezogen, und niemand weiß, ob er noch lebt oder gefallen ist. — Dacht's mir wol, daß ihr etwas Schlimmes begegnet sein müsse, versetzte der Waldwärter; sie eilte vorhin so verstört an mir vorüber. Ja, ja, jetzt gibt's viel traurige Gesichter; man braucht

nur an die Landstraße zu gehen, da schaut man des Jammers genug! Ich habe viel Not und Elend im Leben gesehen, aber was mir in den letzten Tagen vor die Augen gekommen ist, hat mich recht traurig gemacht. Das schöne Dragonerregiment, das im vorigen Monat im Kirchdorf einquartiret war, soll ja bis auf eine halbe Schwadron niedergehauen sein. Ich kann zwar die Franzmänner nicht besonders leiden, aber wenn ich denke, daß nun fast all' die stattlichen Reiter und Rosse zerhauen auf den Weiden bei Leipzig liegen, so blutet mir doch das Herz! Wahrscheinlich läßt der Herr Doctor Wolfenstein, der ja damals auch hier beim Herrn Förster gewesen ist, einige von den schwerverwundeten Offizieren auf Nebenwegen in die Heimat transportiren. Wenigstens sah ich ihn eben mit seinem Reitknecht und einem Wagen drüben am Fichtengehölz langsam vorüberfahren.

Diese Worte sagten Renate, daß der Wagen sie schon erwarte, und so ergriff sie rasch entschlossen einen auf der Bank liegenden Shawl und bat den Waldwärter, denselben ihrem Pflegevater zum Schutz gegen die feuchte Abendluft nach dem Tannenschlage zu tragen. Da jener inzwischen das erlegte Wild an den dazu bestimmten Ort geschafft hatte, so leistete er dem Befehl seiner jugendlichen Herrin augenblicklich Folge. Sobald er im Walde verschwunden war, wandte sich Renate mit beflügelten Schritten wieder dem Seitenpförtchen des Gartens zu, um die verlorene Zeit durch doppelte Eile einzubringen. Da schlug plötzlich eine Stimme an ihr Ohr ... eine Stimme, welche wie ein Engelsgruß ihre Brust mit Himmelsseligkeit füllte. Renate! meine herzliebe Renate! rief es laut und freudig hinter ihr, und als sie sich, kaum ihrer Sinne mächtig, umwandte, sah sie den todtgeglaubten Bernard mit offnen Armen auf sich zueilen.

Einen Augenblick stand sie, von unsäglicher Freude überwältigt, sprachlos da — dann aber warf sie sich mit stürmischem Jubel in die Arme des Geliebten und rief: Er lebt! er lebt! ... Julius, mein geliebtester Julius! Nein es ist kein Traum ... ich halte dich in meinen Armen! Herr des Himmels, ich kann die Seligkeit kaum fassen! — Liebst du mich denn, Renate? fragte der Offizier mit leuchtenden Blicken. — O mehr als ich es sagen kann! rief das Mädchen. Ich habe seither nur an dich und immer an dich gedacht ... wenn du wieder fortgingest, ich stürbe vor Gram! — Nein, mein holdes Mädchen, nun hat alles Leid ein Ende! versetzte jener, nun bleib' ich alle Tage meines Lebens bei dir. — Aber wo ist mein Vater? setzte er rasch und bewegt hinzu; mein Herz schlägt ihm mit stürmischer Freude entgegen! — Dein Vater? fragte Renate mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. Sagtest du mir nicht, der sei lange todt? — Lange, lange Jahre war er todt für mich und meine Mutter, erwiderte Bernard, aber noch in dieser Stunde soll er in unsern Armen zum Leben erwachen! — Und wer ist dein Vater? fragte das Mädchen in athemloser Spannung. — Der Mann, den auch du als Vater verehrst, der Förster Julius Reinold! versetzte jener.

(Fortsetzung folgt.)

Adelheid v. Stolterfoth.

Mitgetheilt von F. S.

(Fortsetzung.)

Ihr gesunder Geist verlor sich nicht in den Schmerzen und Rätseln des Lebens. Sie wendet sich mit offenem Sinn den erhebenderen Erscheinungen ihrer Zeit zu. Den Kriegern, die nach Hellas ziehen, singt sie schon im Jahr 1821:

Auf, folge deines Herzens edlem Drang,
Du weißt wol für das Herrlichste zu streiten,
Weißt kühn und wild Verderben zu bereiten
Im Kampf der Freiheit dem Tyrannenzwang.
Drum auf! es ist so groß und schön zu fechten,
Wo's kräftig einer edlen Sache gilt,
Wo's gilt zu kämpfen mit Tyrannenknechten,
Und wo der Freiheit hohes Götterbild,
Rein von dem Staube schmacherfüllter Zeiten,
Von dem Altar der Tugend wieder glänzt,
Wo für das Edelste die Edlen streiten,
Und sollt' es auch zu Tod und Grab geleiten,
Wenn nur die Stirn ein frischer Lorbeer kränzt.

In diese Zeit fällt ihre Bekanntschaft mit der deutschen und griechischen Heldensage, mit dem Nibelungenlied, der Iliade und später mit Tasso's befreitem Jerusalem. Zugleich wendet sie sich zu ernsten historischen Studien, besonders zu den rheinischen Geschichten und Sagen sowie zu dem nordischen Altertum.

Im Jahr 1825 erschien ihr erstes größeres Gedicht: „Zoraide", in drei Gesängen, mit schönen Naturschilderungen und den Hochsinn der Liebe darstellend. In ihrem zweiundzwanzigsten Jahr begann sie ihren „Alfred". Ihre Neigung zur großen nordischen Vorzeit führte sie zu diesem Stoff. In Rapin de Thoyras englischer Geschichte fand sie die Geschicke Alfreds des Großen, besonders seinen Gang ins feindliche Lager so anziehend erzählt, daß sie nach einem „prächtigen Spaziergang" an den Fuß der Rabenköpfe an einem schönen Herbstabend den Plan zu ihrem epischen Gedicht rasch entwarf und in seinen Hauptumrissen noch in der Nacht aufschrieb. Sie wählte Alfred, den die Geschichte mit Recht den Großen nennt, zum Helden ihres Liedes, den König, der zu seinem Volke nach der Einkleidung unserer Dichterin also sprach:

Gern theilt' ich eure Weh und eure Lust,
Ich lernt' euch kennen und ich lernt' euch lieben.
Ja bieres Volk! in deiner rauhen Brust
Ist unverfälscht der Treue Gold geblieben!
Hier weih' ich dir den Schwur mit hoher Lust,
Ein heiliges Gesetz sei er geschrieben:
Eh' meines Lebens kurzer Tag verrinnt,
„Sollst du so frei sein wie Gedanken sind." *

Die Verherrlichung des Begründers der englischen Freiheit und Größe rückte indessen nur langsam vorwärts und wurde endlich durch die lange Krankheit und den Tod der geliebten Mutter auf einige Jahre hin beinahe ganz unterbrochen. Dieses war eine Zeit der Läuterung und Fortbildung für die Dichterin. Obgleich sie eines bildenden künstlerischen und wissenschaftlichen Umgangs, sowie einer ratenden Stimme gänzlich entbehren mußte, befähigten und ermunterten sie doch fortgesetzte historische Studien, das angefangene Werk mit erneutem Eifer und gereifter im Geiste fortzusetzen. Reisen vollendeten die höhere Weltanschauung und künstlerische Durchbildung Adelheids. Das Gedicht begleitete sie auf der Reise nach London, wohin sie sich im Sommer 1826 mit ihrer Freundin, der liebenswürdigen Lilli v. Zwierlein, und deren Eltern begab. Nun schaute sie in der Weltstadt London selbst Englands Größe, Freiheit und seine meerbeherrschenden Flotten. Alfred, der Held, den sich ihr dichterisches Gemüt zur Verherrlichung gewählt, ward ihr nun doppelt theuer; jetzt verstand sie ganz, was er gethan für Englands Seetüchtigkeit und Englands Freiheit:

---

* Die letzten Worte treu nach Rapin de Thoyras.

Doch ein Schanle, herrlich, groß und hehr
Schnell! Alfreds Brust mit Hoffnung und Vertrauen
Sein Albion soll zu kühnem Schutz und Wehr
Die erste Flotte muntig sich erbauen.
Er rüst die Weltsee'n des Volks aus Meer
Und läßt sie fern die Schiffe Dania's schauen,
Wie sie gleich Schlangen, gleich des Drachen Brut
England umtrinken als gewisse Gut.

Und nun steht sie England in seiner Mannskraft dastehen und seine Riesenglieder nach allen Zonen ausstrecken:

Was, bist du jetzt, o hehres Albion,
Das stolz sich schmückt mit so viel tausend Siegen!
Du wankst, und deine Flotten eilen schon,
Den weiten Kreis der Erde zu umfliegen.
Des Meeres Herrscherin bist du, Albion,
Stolz kannst du dich auf seinen Fluten wiegen,
Wie jener Sonne strahlenhelles Bild,
Das alle Welt mit seinem Glanz erfüllt.

Die Dichterin erfreut sich innig an dem stolzen Freiheitssinn des mächtigen Inselvolks, an seinem männlichen Charakter, der sich nur aus den großen Stürmen und Kämpfen herausbilden konnte, deren Beginn sie selber besang.

Ein günstiges Geschick führte Adelheid im Sommer 1828 mit ihrer Freundin Lilli und deren Eltern durch die Schweiz, „wo die Natur noch im frischen Duft des ersten Schöpfungsmorgens prangt“, nach dem Sonnenland Italien mit den goldglänzenden Orangen“. Hier reifte und verklärte sich ihr Gemüt, hier lernte ihr dichterischer Geist den gewaltigen nordischen Heldenstoff, über welchen sie sann, in oft glänzende Gestalten zu gießen. Griechische Formenschönheit kam ihr zum Bewußtsein und ihre Rede wird oft zu einem stolzen, prächtigen Strom. Manche ihrer Herzensergüsse erinnern an Tasso's ideale Auffassung der sittlichen Mächte des Lebens. Die Liebe, die glückliche wie die unglückliche, weiß sie in edlen Tönen zu feiern:

Beglückte Liebe! du bist Sonnenglut,
In der des Lebens schönste Früchte reifen,
Du bist ein stolzes Schiff auf hoher Flut,
In dessen Segel günst'ge Winde greifen;
Doch du, die hoffnungslos im Herzen ruht,
Um das zerstörte sel'ge Träume schweifen,
Die der Entsagung Dornenkrone trägt
Und traurend stets den Blick zu Boden schlägt,

Du gleichst dem Mond auf nächtlich-öder Bahn,
Dem alle Blüten süßer Düfte bringen,
Und dessen Strahl in zauberlichem Nah'n
Die sonst defreit, so Fesseln noch umschlingen;
O Liebe, tief und heiß, du gleichst dem Schwan,
Der lebt und schwieg, und starb mit sanftem Singen;
Hier weckt der Tod das Schönste — dort der Schmerz,
Und eine Himmelsharfe wird das Herz.

Sie kennt wol die verredelnde, charakterbildende Kraft dieser Liebe:

O süße Liebe, hohe flücht'ge Zeit
Des schönsten Traumes in dem ernsten Leben!
Du reifst allein zu stillen Festgelseit
Und hoher Kunst des Jünglings treu Streben.
Er ist zum Kampf, er ist zum Tod bereit,
Und schaut ihm kühn ins Auntlitz ohne Beben,
Wenn es das Ehte, wenn's das Große gilt,
Das sq-wärmerisch den Busen ihm erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe.

83.

)*(Göttingen, den 2. October.

Schluß der Festtage.

Die Festtage sind vorüber, die überfüllten Wirtshäuser werden leer und unsere Stadt gewinnt wieder das stille Ansehen, welches sie in den Ferien zu haben pflegt. Vorgestern Nachmittag wurde in dreiundvierzig Wagen, sämmtlich von rot uniformirten Postillonen geführt, den Fremden zu Ehren eine Fahrt nach Nörten veranstaltet, wo das Musikcorps der königlichen Gardekürassiere die Ankommenden empfing und darauf zu dem alten umfangreichen Hardenberg, dem Stammschloß der Grafen von Hardenberg begleitete. Abends fuhr man nach Göttingen zurück, um den Tag in dem geschmackvoll decorirten Saale des deutschen Hauses unter heiterer Geselligkeit zu beschließen. Die gestrige Sitzung eröffnete Director Ahrens von Hannover mit einem gelehrten und tiefeindringenden, aber durch seine Länge ermüdenden und des allgemeinen Interesse's entbehrenden Vortrag über die gemischten Dialekte der griechischen Lyriker. Dagegen erregte der Bericht des Hofrat Preller von Weimar über seine im verflossenen Sommer gemachte Reise nach Griechenland die lebhafte Theilnahme aller Zuhörer. Namentlich wurden die wissenschaftlichen Zustände, die Gelehrten, die Sammlungen und neuesten Ausgrabungen jenes classischen Landes ins Auge gefaßt und mit ansprechender Frische geschildert. Zuletzt sprach Professor Weil von Besançon über den antiken Wortaccent in seinem Verhältniß zur Metrik. Am heutigen Tag begann Professor Schneidewin von hier mit einer eben so geschmackvollen als scharfsinnigen Interpretation und Kritik einiger Stellen in Sophokles „Elektra“; es folgte Assessor Lange von hier mit geistreichen Andeutungen über die historische Methode der lyrischen Forschung und Dr. Ellissen von hier, als gewandter Redner bekannt, versuchte zu beweisen, daß die neugriechische Ausprache auf das Altgriechische anzuwenden sei. Die Schlußrede hielt Vicepräsident Schneidewin, welche von Herzen kam und zu Herzen ging. In der pädagogischen Section hatte man vorzüglich über den griechischen Unterricht auf Gymnasien debattirt und in den orientalischen Sitzungen waren mehre wichtige Gegenstände behandelt worden, zum Beispiel von Professor Ewald die neukarthagischen Inschriften, von Professor Wüstenfeld der Familienbaum der Abbassiden und Ommasiaden, von Professor Stähelin einige Bücher des alten Testaments, von Professor Flügel die kabbalistischen Zeichen und andere Abkürzungen. Deshalb glauben viele, daß die diesjährige Versammlung eine weit größere wissenschaftliche Ausbeute gewährt habe als manche der früheren, und daß die Protocolle einen bleibenden Wert behaupten würden. Wenn dieselben nur recht bald gedruckt werden! Zum Schluß ist zu erwähnen, daß als nächster Versammlungsort Altenburg gewählt worden ist, mit dem Director Foss daselbst als Präsident und Director Eckstein von Halle als Vicepräsident. Die Orientalisten erklärten als Vorsitzenden den Staatsminister Hans Conon v. d. Gabelentz. Lange hatte man geschwankt, ob man nicht lieber Wien bestimmen sollte, allein die große Entfernung der Kaiserstadt sowie die Rücksicht, daß seither immer Universitätsstädte an der Reihe waren, gaben den Ausschlag; doch nahm man Altenburg wegen seiner Nähe an der österreichischen Grenze, damit die Gelehrten des Kaiserstaats zahlreich beiwohnen könnten.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Von Feodor Wehl ist ein dramatisches Gedicht erschienen: „Hölderlins Liebe". Dasselbe zeigt uns eine bewegte Dichterseele in ihrem Ringen und ihrer Macht, die von den Flammen der Leidenschaft erfaßt wird und sich in die beengenden Schranken der gewöhnlichen Welt nicht finden kann. Wir sehen Hölderlin in einer schwärmerischen Liebe zu Leonoren erglüh, in deren Hause er lebt. Diese, die durch die innigste Sympathie der Geister mit ihm verbunden ist, glaubt, er liebe ihre Tochter Clelia, die mit jugendlicher Unvorsichtigkeit ihre Begeisterung für ihn an den Tag gelegt hat, ein Irrtum Leonorens, in dem sie noch durch Hölderlins Freund, Sinclair, befestigt wird, der des Dichters Liebe gleichfalls unrecht deutet. Um nun die beiden glücklich zu machen, will Leonore Hölderlin mit der Tochter verbinden, ein Entschluß, bei dem ihr die eigene Zuneigung zu dem geliebten Freund auf das schmerzlichste klar wird. Eine Scene, in der Hölderlin Leonoren endlich unverhohlen seine feurige Leidenschaft ausspricht, was Clelia heimlich mit anhört und verzweiflungsvoll zwischen sie stürzt, führt rasch zur Katastrophe. Leonore eilt mit der ohnmächtigen Tochter fort und will Hölderlin nicht wiedersehen. Sinclair beredet ihn, mit ihm den Ort zu verlassen und in die Ferne zu eilen. Hölderlin sinkt schmerzlich zusammen. Der Wahnsinn, der das spätere Leben des Unglücklichen umnachtete, ist am Schlusse nur angedeutet, gewissermaßen protzeit. Neben dem Dichter sind die beiden Frauen voll Wahrheit und Leben, so wie der ruhige und besonnene Sinclair, der mit dem stürmischen Dichter contrastirt. Die Verse sind voll Anmut und Gedankenreichthum. Der dem kleinen Buche beigegebene lyrische Anhang enthält viele sinnige Gedichte, auf die näher einzugehen es uns hier an Raum fehlt.

Ferdinand Davids komische Oper „Hans Wacht" ist am 18. September auf der Leipziger Bühne zum erstenmal gegeben worden, hat aber nicht in dem Maß befriedigt, wie man erwartete, und die Gründe des Mißlingens sollen hauptsächlich in zwei Momenten zu suchen sein: in der unsichönen Behandlungsweise des Gesangs und in der schwerfällig mit falschem Humor überladenen Musik. — Eine kürzlich im Londoner Coventgardentheater gegebene Oper „Pietro il Grande" von dem Tanzcomponisten Jullien wird in der allgemeinen Zeitung als ein gräulicher musikalischer Puff bezeichnet. Von Fräulein Zerr, welche in demselben mitwirkte, wird gesagt: Sie kletterte an ihren hohen Tönen auf und nieder wie eine kehende Katze an einer eingesetzten Turnstange. — Verdi hat zwei neue Opern vollendet: „der Troubadour" für das Fenicetheater in Venedig und eine andere für das Apollotheater in Rom. — Frau v. Strantz ist in Wien als Rosine im „Barbier von Sevilla" aufgetreten.

Tabletten.

*** In Jena soll zur dritten Jahrhundertfeier dem Stifter der Universität, Johann Friedrich dem Großmütigen, Kurfürsten von Sachsen, ein Standbild errichtet werden, aber Stadt und Land allein können die Kosten nicht erschwingen, um so weniger als schon länger für die Denkmäler Okens und Döbereiners gesammelt wird. Daher richtet sich der Blick der Verehrer dieses Mannes an alle Freunde Jena's, und es wird wol nicht leicht einen alten Jenenser geben, der seinen kleinen Beitrag dazu verweigert. Das Standbild in Erz wird 15,000 Gulden kosten und soll auf den Markt zu Jena zu stehen kommen, einem dreihundertjährigen Tummelplatz akademischen Lebens, erhebender freundlicher Jugenderinnerungen für jeden alten Jenenser, und ein solcher ist es, der diese Worte an die übrigen richtet und bereits den werkthätigen Antheil vorbereitet. Wolauf, alte und junge Burschе Jena's, sorgt, daß das ritterliche Bild des Stifters der Alma mater in den Flammen der Neujahrsnächte beim Gaudeamus erglänzt und drei allen künftigen Ehrentagen der Universität!

*** Man schreibt aus Paris vom 2. October: Ein trauriger Vorfall hat sich gestern Abend hier ereignet. Zwei Correspondenten bedeutender englischer Blätter, die Herren B. und M., lebten seit längerer Zeit in engster Freundschaft und bewohnten ein und dasselbe Haus. B., seit längerer Zeit verheiratet und Vater von vier Kindern, lebte in der glücklichsten Ehe. Am 2. September wurde seine Frau von einem fünften Kinde entbunden, und in Folge dessen verfiel sie in ein hitziges Fieber und alle Anzeichen des Wahnsinns gaben sich kund. B. pflegte die kranke Frau mit der rührendsten Sorgfalt, als dieselbe gestern Abend gegen acht Uhr ihm erklärte, sie habe ihm ein fürchterliches Geständniß zu machen. Sie erzählte darauf, daß das neugeborene Kind die Frucht eines verbrecherischen Umgangs mit seinem Freund M. sei. Unglücklicherweise traf es sich, daß M. grade eintrat, um sich, wie gewöhnlich, nach dem Befinden der Frau B. zu erkundigen. B., beim Anblick des Schuldigen noch wütender als zuvor, ergriff ein Messer, welches auf dem Kamin des Speisesaales lag und stürzte auf M. zu. Dieser floh; die Schwiegermutter B, welche herbeigeeilt war, suchte den Wütenden umsonst aufzuhalten; er warf sie zur Seite, ereilte M. auf der Treppe und stieß demselben mit aller nur möglichen Kraft das Messer zwischen die Schultern. Der unglückliche M. war tödtlich getroffen und schon verschieden, als Herr Bellanger, Polizeicommissar des Madeleineviertels, herbeieilte. Der Mörder war entflohen und umsonst wurde das Haus cernirt und alle Winkel durchsucht. Nach allen Grenzorten hat der Telegraph sofort das Signalement des Flüchtigen gebracht; bis heute Mittag ist aber die Nachricht von seiner Verhaftung nicht eingetroffen.

*** Eine französische Uebersetzung des „Faust" von Henri Blaze beweist zwar im allgemeinen für einen Franzosen eine ungewöhnliche Kenntniß der deutschen Sprache, enthält indessen doch sehr komische „Bulls"; so z. B. in der Scene, in welcher Faust seine erste Begegnung mit Gretchen erzählt:

„Wie sie so kurz und schn'ppisch war,
Das ist nun zum Entzücken gar,"

welche Worte Blaze übersetzt:

„Et sa robe courte était à ravir!"

und Gretchen damit unter die zierlich chaussirten Grisetten der Pariser Boulevards versetzt.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 6. October. (Wiederholte Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Lucrezia Borgia, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Donizetti. Lucrezia (in italienischer Sprache): Fräulein Cruvelli. (Abonnementvorstellung Nr. 260 mit erhöhten Eintrittspreisen.)

Donnerstag, den 7. October. Die Braut von Messina, oder: „Die feindlichen Brüder", Trauerspiel mit Chören in vier Acten von Schiller. Isabella: Fräulein Grahmann.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 240. Donnerstag, **7. October 1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

O Gott, wie selig, wie überselig machst du mich! jauchzte Renate, den Offizier in maßlosem Entzücken umschlingend. Nun ist ja alles, alles gut, nun mußt du ja bei mir bleiben, nun kann ich ja dem Vater sagen, wie ich dich aus Herzensgrund liebe; er darf dir nicht mehr zürnen, und wenn du immer und ewig französischer Offizier bliebst! — Aber wo ist mein Vater? rief der Glückliche abermals. — Renate war so außer sich, daß sie kaum wußte, was sie that. Er ist im Forst, ich will ihn holen, rief sie entzückt aus und eilte dem Walde zu. Plötzlich aber kehrte sie wieder um und sagte: Nein, nein, ich kann es nicht ... Konrad! geh' du hin und rufe den Vater! Dann umschlang sie wieder den Offizier und jubelte: O Glück, du lebst, du lebst! und rief dann wieder nach dem Waldwärter in den Forst hinein, bis sie endlich erschöpft auf die Bank unter den Linden niedersank. Jenet bat sie nun mit lieboller Stimme, sich Ruhe zu gönnen, und setzte sich neben sie, um des Vaters Ankunft abzuwarten.

Aber eigentlich war's doch nicht recht von euch, mir solchen Schreck einzujagen! sagte das Mädchen nach einer Weile mit lieblichem Zorn. Dein Freund Wolfenstein machte ein so ernsthaftes und trauriges Gesicht, als er uns erzählte, du seist gefallen, daß ich wirklich daran glaubte. — Wie? Er war bei euch, und doch weiß der Vater nichts näheres von mir? fragte der Offizier mit der größten Verwunderung. Hat er dem Vater denn keine Briefe übergeben? — In meiner Gegenwart nicht, erwiderte jene. Er kam ganz verstört hierher und sagte, daß er sofort nach Frankreich zurückreisen müsse. Dann erzählte er, daß die meisten Offiziere seines Regimentes gefallen seien; du seist gleich zu Anfang der Schlacht von einer Kugel in die Brust getroffen und vor seinen Augen gestorben. — Weiter, weiter! rief der Offizier in ungeduldiger Erwartung. — Mich durchzuckte bei diesen fürchterlichen Worten ein solch jäher Schreck, daß ich halb bewußtlos niedersank und vom Vater ins Haus geleitet wurde, fuhr Renate fort. Als ich mich einigermaßen wieder erholt hatte und mich hier unter dem Baum allein recht ausweinen wollte, stand Wolfenstein plötzlich wieder vor mir, entschuldigte sich, daß er mir durch die Todesbotschaft meines Geliebten einen solchen Schreck verursacht habe, und fragte mich, ob ich dich noch einmal sehen wolle; er führe deine entseelte Hülle mit sich, um sie in heimatlicher Erde zu bestatten. —

In diesem Augenblick trat Wolfenstein unbemerkt seitwärts aus dem Walde und spähte unruhig nach dem Jägerhause hinüber. Wo sie nur bleibt! murmelte er. Hat sie die List gemerkt, so führ' ich sie mit Gewalt fort; ich habe keine Zeit zu verlieren. Da fiel sein Blick plötzlich auf den Offizier und Renate, und wie von einem Blitzstral getroffen, taumelte er zurück. Hölle und Teufel! stehen denn die Todten wieder auf! knirschte er in unaussprechlicher Wut. Dann raffte er sich auf, schlich vorsichtig näher und lauschte, hinter einem dichten Gebüsch verborgen, auf das Gespräch der beiden Liebenden, welche keine Ahnung von seiner Gegenwart hatten.

Damit ich das Gerede der Leute und den Zorn des Vaters nicht zu fürchten habe, fuhr Renate fort, versprach er, mich durch seinen Wagen in aller Stille an den Ort führen zu lassen, wo deine Leiche stehe. In demselben Augenblick, als du kamst, war ich im Begriff, nach dem Fichtengehölz drunten im Thal zu eilen, wo der Wagen mich erwarten sollte! — Gott sei Dank, daß du nicht gegangen bist! rief der Offizier erschrocken aufspringend; eine entsetzliche Ahnung steigt in mir auf! Ja, mein Oheim hat recht, Wolfenstein ist ein nichtswürdiger, heimtückischer Betrüger, dem ich nur zu sehr vertraut habe. Aber er wird seiner Strafe nicht entgehen; Freund und Feind kennen seine verrätterischen Pläne und wenn ihn nicht die Hölle beschützt, so ereilt ihn noch heute die Rache.

Diese Worte versetzten den Lauschenden in eine namenlose Wut. Er ballte drohend die Faust gegen den Offizier und rief leise und ingrimmig: Zum zweitenmal sollst du mir nicht entgehen; die Kugel, die dich zerschmettern wird, ist schon im Rohr! Ich will einen Schützen holen, der besser zielt als ich! Mit diesen Worten eilte er lautlosen Schrittes in den Forst hinein dem Tannenschlag zu, wo der Förster seine Leute bei der Arbeit beaufsichtigte.

Aber warum sagtest du mir nicht, wer du seist, als du zum erstenmal hier warst? fragte Renate den Offizier verwundert; es wäre vielleicht alles anders gekommen! — Sieh, liebe Renate, ich wußte von all den Dingen, die meine Herkunft betreffen, nicht das mindeste; wußte nicht einmal, daß mein Name nur ein angenommener sei, erwiderte jener. Erst vor einigen Tagen hat mir mein Oheim mitgetheilt, was in den Briefen stand, die wir dem Vater zu seinem Geburtstag geben wollten, und die ich meinem falschen Freund auf dem Schlachtfeld zur Beförgung einhändigte. Doch die zur Ankunft des Vaters will ich dir alles erzählen, fuhr er fort, indem er sich wieder neben das Mädchen setzte.

„Vor achtzehn Jahren verstieß mein Vater in Folge eines unseligen Mißverständnisses meine liebevolle, treue Mutter, begann der Offizier. Sie hatte nämlich außer mehren Schwestern noch einen älteren Bruder, der eines sehr schweren politischen Vergehens halber aus Deutschland verbannt worden und unter dem Namen Alexander Bernard in französische Kriegsdienste getreten war. Seine Eltern und übrigen Angehörigen hatten sich darauf gänzlich von ihm losgesagt, nur meine Mutter blieb ihm im Stillen mit voller Liebe nach wie vor zugethan und unterhielt durch Vermittlung einer Freundin einen beständigen Briefwechsel mit ihm. Da sich mein Vater seinen übermäßig strengen

Rechtsbegriffen zufolge oft mit harten Worten über das Vergehen desselben geäußert und einstmals bei einem Versuch meiner Mutter, den Bruder zu vertheidigen, in den furchtbarsten Zorn geraten war und ihr geboten hatte, nie wieder den Namen des Verbrechers zu nennen, so blieb er gänzlich unbekannt mit meines Oheims späteren Schicksalen. Gesehen hatte er ihn niemals. So sehr meine Mutter ihren Gatten liebte, den Bruder vermochte sie nicht aufzugeben. Oft sandte ihr dieser durch seine nach Deutschland ziehenden Kameraden Grüße und Geschenke und eines Tages kam er selbst auf einem eiligen Marsch mit seiner Schwadron durch das Städtchen, wo meine Eltern lebten. Um allen Verdacht zu vermeiden, hatte er es so einzurichten gewußt, daß er während seiner Anwesenheit bei meinem Vater einquartiert wurde. Da dieser sich zufällig an dem Tage auf der Jagd befand, von welcher er gewöhnlich vor Einbruch der Nacht nicht zurückzukehren pflegte, so gaben sich Bruder und Schwester ganz dem Entzücken des Wiedersehns hin. Endlich schlug die Trennungsstunde und unter tausend Thränen nahm meine Mutter von dem geliebten Bruder Abschied. In demselben Augenblick, wo sich beide festumschlungen das letzte Lebewol zurufen, tritt mein Vater in den Garten. Ohne ihn zu bemerken, wirft sich mein Oheim aufs Pferd und sprengt mit seiner Schwadron davon. Mein Vater, von Natur jähzornig und leidenschaftlich, stürzt voller Wut herzu und überhäuft meine Mutter mit den entsetzlichsten Schmähungen. Diese war im ersten Augenblick so vom Schreck übermannt und ahnte so wenig, was in seiner Seele vorging, daß sie unter einem Strom von Thränen nur einige stammelnde Worte zu ihrer Vertheidigung vorzubringen vermochte. Das sah mein Vater als ein Geständniß ihrer Schuld an und verließ noch in derselben Stunde das Haus, um nie mehr dahin zurückzukehren. Da meine arme Mutter in Folge dieses unglücklichen Ereignisses gänzlich mit ihren Angehörigen zerfiel, ließ mein Oheim sie und mich nach Frankreich kommen, wo seine Gattin mit wahrhaft rührender Liebe für uns sorgte. Ich mußte denselben Namen annehmen, den er sich beigelegt hatte, und erhielt in Straßburg eine durchaus deutsche Erziehung, damit mir dereinst die Rückkehr ins Vaterland offen stände. Später mußt' ich als Offizier in die französische Armee eintreten und kam so, ohne von meiner Herkunft unterrichtet zu sein, vor einem halben Jahr nach Deutschland.

(Fortsetzung folgt.)

Adelheid v. Stolterfoth.

Mitgetheilt von F. S.

(Fortsetzung.)

Aus Italien zurückgekehrt, brachte sie den Winter zu Hannover im Hause ihres Oheims, des Grafen v. Bremer, damaligen Staatsministers, zu. Hier vollendete sie ihren „Alfred", welcher als das Werk anzusehen ist, durch welches sie sich zu ächt künstlerischem Bewußtsein hinauf rang. Welche Freude für das gefühlvolle Dichterherz, als sie das vollendete Werk, welches sie jahrelang auf allen Lebenswegen begleitet hatte, ihren theilnehmenden Schwestern mittheilen konnte! Ihr Beifall war ihr theurer als derjenige des „lauten Marktes", welcher übrigens auch nicht ausblieb; denn „Alfred" hatte sich der günstigsten Aufnahme zu erfreuen und erlebte bald mehre Auflagen.

Die erste Auflage widmete sie 1834 der Dichterin Friderike Brun, dieser einst als „Sappho des Nordens" gefeierten Sängerin, welche bereits im Jahr 1827 mehre Wochen bei Adelheid in Geisenheim am Rhein gelebt hatte und der sie seitdem vielfache Aufmunterung, auch die nähere Bekanntschaft Bonstettens auf ihrer Schweizerreise verdankte. Auch Matthison besuchte unsere Dichterin in Geisenheim. Durch eine englische Freundin lernte sie Byrons Werke kennen, und es war nun die Zeit gekommen, „wo ihr Goethe's Faust lieber war als der ganze Schiller".

Im Herbst 1832 verheiratete sich ihre Freundin und Reisegefährtin Lilli. Sie konnte nun nicht mehr mit der trefflichen Oelmalerin das schöne Rheinthal durchstreifen, sie fühlte sich vereinsamt und besuchte auf einige Zeit das Stift Birken, wo sie Stiftsfräulein war. In Baireuth lernte sie die geistvolle Wittwe Jean Pauls kennen und ging mit ihr und einer Engländerin 1833 nach München, um die Kunstschätze dieser Stadt kennen zu lernen. Der Dichter Platen, mit welchem sie verwandt war, besuchte sie bis zu seiner Abreise nach Italien, wo er ein allzu frühes Grab finden sollte, fast täglich, las ihr seine Dichtungen vor und hörte theilnehmend die ihrigen an, so den eben vollendeten Alfred. Der geistige Einklang mit diesem hochgestimmten Gemüt erhob ihre eigene Seele und nach einem halben Menschenalter rief sie ihm noch in das Grab nach: Wer könnte ihn jemals vergessen, den Mann mit der hohen prächtigen Dichterstirn und den blauen, träumerischen Augen von Geist und Sanftmut! — Auch den kunstsinnigen Philosophen Schelling und andere bedeutender Männer lernte sie kennen, während ihr Gemüt sich an den reichen Kunstsammlungen Münchens erweiterte und vertiefte.

Der Geist der dichterischen Frau steht nun in aufgeschlossener Blüte vor uns; Adelheid denkt und fühlt wie ein Heldenweib, sie weiß bedeutende Verhältnisse groß zu denken und zu empfinden, sie kehrt mit tiefer Freude in die deutsche Vorzeit ein, die alte deutsche Lust an großen Thaten braust oft in dem Busen dieser Jungfrau. Einfach und anspruchslos offenbart sie den Reichtum des Frauenherzens und als ächtem Weibe gelingt ihr die Aussprache von Gefühlen sowie die Ausschmückung durch liebliche Bilder besser, als die Schöpfung von Charakteren. Sie hat einen tiefen, zarten Sinn für Manneswürde und Mannestrefflichkeit; ein hoher sittlicher Geist durchdringt alle ihre Lieder; wir reinigen uns an dem lauteren Gold der feurigen Dichterbrust und verjüngen uns an den duftenden Blüten dieses frischen Gemütes, welches in Bescheidenheit von sich selber sagt:

Und was ich sang mit Sorgen,
War nie das rechte Wort.

Der Geist der Dichterin weilt, wie schon bemerkt, gern in der Nordlandswelt, hat sich eingelebt in die altgermanischen Götter- und Heldensagen, ihr Gemüt hat sich vertieft und gekräftigt an den großen starken Gefühlen unserer Vorfahren, ihr Geist liebt es mit den nordischen Seehelden auf stürmendem Meer dahinzufahren; — ihre eigentliche Heimat aber ist die rheinische Welt, welcher sie nie untreu geworden, in welcher sie die Kraft des Nordens mit dem süßen Zauber des Südens verschmolzen sah und in welche sie sich sogar aus Italien zurücksehnte. Muß sie einmal vom Rhein scheiden, wirft sie ihm den letzten Kuß zu; mit dem Wisperwind um die Wette schmeichelt sie dem schönen Strom, sie belauscht sein wechselndes Leben vom ersten Morgenrot an, bis der Mond und die goldenen Sterne sich in seinen dunkeln Fluten baden. Ihr scharfes Auge lugt von den steilen Felsen hinab auf die schnellen Schiffe, um ein verwandtes, bekanntes Herz zu entdecken, und dann steigt sie zu dem königlichen Strom hinunter, gleitet im leichten Kahn, dem Schwan gleich, über die krystallenen Fluten, singt die Fülle der rheinischen Sagenwelt und weissagt ihren Tiefsinn. Sie schaut mit dem Auge der Seherin der Nibelungen goldenen Hort in der Tiefe des Rheines rollen und zu höherem Leben in der Rebe und dem rheinischen Liede emporstreben; sie sieht den

theuren Helden Siegfried in dem Rosengarten in der Mitte des alten Wonnegau's mit Kriemhilden wandeln, den Erzbischof von Mainz, um seiner Hartherzigkeit gegen die Armen willen, von den rächerischen Sorgen und Mäusen gereinigt, die glaubensstarke Jungfrau auf dem Drachenfels, das Ungeheuer besiegen, den treuen Roland um die ins Kloster vergrabene Geliebte trauern. Die Lureleifrau in heimlicher Grotte kämmt die goldenen Haare und antwortet der freudigen Wanderin, die offenen Herzens das Rheinthal durchzieht, ein holdes Echo. Der Dichterin erschrockenes Auge schaut die sieben fürchterlichen Schwestern in der Mitte des Stromes zu kalten Felsen erstarren, zur ernsten Warnung für alle Mädchenherzen, treuer Liebe das Herz nicht zu verschließen. Der ganze reiche Garten rheinischer Sagen und Geschichten wird in Adelheids Wunsch lebendig und sie tönt die Fülle innerer Seligkeit in immer neuen Liedern aus. Das rein Menschliche, Sittliche zieht sie am meisten an. Vom wohlthätigen jungen Rochus sagt sie zur schönen Deutung des von Goethe in die Rochustapelle gestifteten Bildes:

Einst als frommer Gottespfleger
Zog er durch die weite Welt,
Gab den Kranken seinen Mantel
Und den Armen all sein Geld.
Nun betränzt an seinem Bilde
Ruht sein hoher Wanderstab,
Und die ersten Purpurtrauben
Hängen aus dem Laub herab.

(Schluß folgt.)

General Castaños.

Von E. Loning.*

Immer mehr lichten sich die Reihen der Bekämpfer jener Universalmonarchie, womit zu seiner Zeit die gewaltige Corse Europa bedrohte. Blücher und Wellington sind Heldennamen, die jedem Deutschen geläufig sind; aber auch dem Spanier Castaños gebürt neben diesen ein dankbares Andenken. Er war der erste, dem es gelang, den sieggekrönten Schaaren des Weltbezwingers in offener Feldschlacht entgegenzutreten. Die bei Bayles von Castaños erfochtenen Lorbeern waren es, die in den Herzen auch unserer Väter tapferer Hoffnungen wieder anfachten. Es sei uns daher gestattet, die Lebensgeschichte des soeben, am 24. September, zu Madrid verstorbenen Helden in aller Kürze hier mitzutheilen.

Javier Castaños ward am 22. April 1758 zu Madrid geboren. Sein Vater war Generalintendant der Armee. Karl III., der die Verdienste dieses Mannes belohnen wollte, ernannte den Sohn im elften Jahre seines Alters (31. Juli 1768) zum Hauptmann. Derselbe befand sich damals noch in der Adelsschule zu Madrid, woselbst er bis zu seinem achtzehnten Jahr verblieb. Im Jahr 1778 übernahm er die Grenadiercompagnie des ersten Bataillons des Regiments Afrika. Nach einigen Monaten wurde er schon zum Bataillonschef befördert. Als im Jahre 1781 Spanien mit Frankreich sich gegen England verbunden hatte, um letzterem Lande das Scepter der Meere zu entreißen, und in Folge dieses Krieges viele Spanier in englische Gefangenschaft geriethen, wurde Castaños vom Marschall Crillon dahin beauftragt, mit dem Cabinet von St. James wegen Auslieferung dieser Gefangenen zu unterhandeln. Er schiffte sich in Cadix ein, begab sich nach London und rechtfertigte vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen. Im Jahr 1792 ward er Oberst desselben Regiments, in welchem er seine militärische Laufbahn begonnen hatte, und zeichnete sich in den Treffen, welche die Spanier den französischen Republikanern bei Orduna lieferten, besonders aus, so daß er in Folge dessen zum Brigadier ernannt wurde. In einem andern Treffen, das am 23. Juni 1793 in der Nähe von Pamplona stattfand, ward unser Held schwer am Kopf verwundet. In der Hitze des Kampfes war er nämlich zu weit vorgedrungen und sah sich mit einemmal inmitten der Feinde. Ein Soldat versetzte ihm einen Säbelhieb, der ihn niederwarf. Ueber den in seinem Blut schwimmenden fielen noch andere her. Castaños aber rief ihnen in französischer Sprache mit fester, kräftiger Stimme entgegen: Haltet ein, achtet mich, ich bin ein Oberst! Die Franzosen gehorchten. Unterdessen waren jedoch auch seine Grenadiere herbeigestürmt und retteten ihren Führer aus den Händen der Feinde. Aus Dankbarkeit hat Castaños seitdem immer die weiße Uniform des Regiments Afrika getragen. In einem spätern Treffen, in der Nähe von Vera in Navarra, wurde er bei der Vertheidigung einer Redoute wieder am Kopf verwundet. Im Jahr 1795 ernannte ihn Karl IV. seiner ausgezeichneten Tapferkeit wegen zum Generalmajor.

Als ausrichtiger Soldat und treuer Spanier haßte er den Favoriten Godoy und ward einer seiner heftigsten Gegner. Mit brennender Satire zog er dessen Politik ins Lächerliche und wurde dadurch die angesehenste Person desjenigen Theiles des Adels, der, la Puerta Otomana genannt, vom Hofe sich zurückgezogen hielt und im Hause der Gräfin Benavente zusammenkam. Er wurde dieserhalb nach Badajoz verbannt. Karl IV. aber, der Castaños besonders geneigt war, hob die Verbannung bald auf und ernannte ihn zum Generallieutnant des Campo de San Roque, wie der Landstrich um Gibraltar herum genannt wird. Hier lernten ihn die Engländer näher kennen, und der Herzog von Kent, der damals Statthalter dieser britischen Besitzung auf spanischem Boden war, lud Castaños ein, die Truppen der Garnison die Revue passiren zu lassen. Castaños nahm die Einladung an und begab sich mit einem glänzenden Generalstab nach Gibraltar. Der Herzog von Kent empfing ihn hier an der Spitze seiner Truppen und sagte: Generall, befehlen Sie, als ob Sie Ihre Soldaten vor sich hätten; die meinigen werden Ihnen gehorchen. — Castaños machte ein ernstes Gesicht und erwiderte: Nun, wolan denn, Königliche Hoheit, so befehle ich daß Sie mit der ganzen Garnison aus dem Landthore herausmarschiren, damit meine Spanier hineindringen können. Diese so unerwartete Antwort erweckte die größte Heiterkeit, sowol unter den Engländern, als unter den Spaniern. Kaum ich denn als Spanier, der sein Vaterland liebt, anders befehlen? sagte Castaños zu dem lachenden Herzog.

Hofintrigen hatten damals bekanntlich das Land vollends ins Verderben gestürzt. Die Franzosen hatten sich hineingeschlichen; das stolze Volk der Spanier sollte einem fremden, ihm aufgedrungenen König gehorchen. Da schlug endlich die Stunde der Rache und Castaños war einer der ersten, die dem Napoleoniden zu Madrid den Handschuh hinwarfen. Das ganze Land wurde nun eine Wendee, und ein allgemeiner Kreuzzug gegen die Franzosen begann. Aus Mangel an geschulten Soldaten, die man unter Anführung des Marquis de la Romana nach dem Norden von Europa geschickt hatte, sammelte Castaños ein Heer von Bauern, Studenten, Greisen und Knaben um sich und verstand es diesen rohen Haufen dermaßen für das Vaterland zu begeistern, daß alle schwuren, für die Unabhängigkeit desselben siegen oder sterben zu wollen.

(Schluß folgt.)

* Aus der Kölnischen Zeitung.

Rom.

Von Adolf Doerr.

III.

Rom! Stadt der Welt! Grab ihrer Herrlichkeiten!
Zu deinen Trümmern, welche hier erbleichen
In stiller Majestät, entrückt den Zeiten,
Zu ihnen komm' er, welchem nicht mehr reichen
Das Leben Heilung kann, weil er beladen
Von Gram, den ird'scher Trost nicht kann erreichen.
Es komme zu des Tiberstroms Gestaden,
Wer müd der Welt und ihrer Eitelkeiten,
Von Unvergänglichkeit zu Gast geladen.
Hier hört das Leben auf ihn zu bestreiten,
Hier, wo er seine kurze Spanne messen
Kann an Aeonen, die Vergangenheiten.
Hier wie von tausendjährigen Cypressen
Von alter Säulen schaalem Schaft umschattet,
Lern' er des eignen Lebens Schmerz vergessen,
Am Aschenkrage Roms werd' er bestattet!

IV.

Hier an dem Grab altrömischer Heroen,
An Urnen der Catonen und Scipionen,
O Tod, verlierest du sogar dein Drohen!
Hier, wo der Vorwelt hohe Schatten wohnen,
Und wie in einer großen Seele Frieden
Rom schlummert unter ew'gen Lorbeerkronen:
Hier fühlt sich scheu wie von der Welt geschieden
Der Geist und wird von Ewigkeit beweget,
Da ihn Vergänglichkeit umgibt hienieden.
Rom, hehres! Ueber deinem Grabe reget
Unsterblichkeit die Flügel, Zweifler walle
Zur ew'gen Stadt und werde widerleget!
Lebt sie dir nicht? Entsteigend dem Verfalle
Siehst du den Abend seine Glorien weben
Um Tempelrest, um Säul' und Siegeshalle?
Im Geisterhauch fühlst du die Helden leben,
Der durch dies feierliche Schweigen wehet,
O leugn' ihn nicht, er macht das Herz dir beben!
Und wähnest du, der Staub, auf welchem stehet
Dein Fuß, sei einzig nur zurückgeblieben
Von ihnen, deren Namen nie vergehet?
Dann war die Tugend Wahn, die sie getrieben,
Wann ihr Gebet sie opfern hieß das Leben,
Um früher nur in Asche zu zerstieben.
Nur Sarkophage sollten überleben?
Es wäre Brutus Seele auch begraben
Und ganz dem Erdenstaub anheimgegeben,
Worüber sie auf Erden stets erhaben?
Indeß dein Blick Jahrtausende umfassen
Kann, welche hier den Flug genommen haben,
Glaubst du, daß nichts sie hinter sich gelassen
Als Zeit nur, als zahlloser Gräber Leere?
Nicht kann's der Geist — wie kann's die Seele fassen
Bei deinem Anblick, Roma, Einz'ge, Hehre!

Tabletten.

*** In der galizischen Kreisstadt Kolomea hat sich folgendes bedauernswertes Ereigniß zugetragen. Am jüdischen Versöhnungstag waren tausende von Israeliten in der Synagoge versammelt, als sich das Gerücht verbreitete, im oberen Stockwerk, wo sich die Frauen befanden, sei Feuer ausgebrochen. Angst und Schrecken bemächtigte sich der Frauen und ein großer Theil derselben drängte sich über die schmale Stiege dem engen Ausgang mit solcher Heftigkeit zu, daß viele erstickten, was um so eher geschah, als alle in Folge des Festtages durch vierundzwanzig Stunden weder Speise noch Trank zu sich genommen hatten und daher nicht hinreichende Kraft besaßen, sich einen Weg ins Freie zu bahnen. Bei manchen erwiesen sich die rasch angewandten Wiederbelebungsversuche als wirksam, sechsunddreißig Personen aber erlitten den Tod in Folge des durch eine Diebesbande absichtlich verbreiteten Feuerlärms, welche die Verwirrung benutzen wollten, um den Judenfrauen im Getümmel den mit Perlen und Diamanten besetzten Kopfputz zu rauben, was auch zum Theil geschah.

*** Die Traubenkrankheit hat auf der Insel Sicilien bedeutenden Schaden angerichtet. Kein Weingarten, heißt es in der amtlichen Zeitung, ist davon verschont geblieben. Der Verlust ist für Sicilien unberechenbar; denn wenn auch nicht die ganze Lese wie auf Madera und Malaga vernichtet ist, so bedarf es großer Mühe und Sorgfalt, um die kranken Trauben von den gesunden abzusondern und einen einigermaßen trinkbaren Wein zu erzielen. Aus den kranken kann man sogar auch nicht Essig bereiten.

*** Die Wehrzeitung enthält folgende Anekdote aus der englischen Armee: Das einundsiebenzigste Infanterieregiment soll nächstens eine neue Fahne erhalten. Bei dieser Gelegenheit ist die sonderbare Art zur Sprache gekommen, wie dieses Regiment im Feldzug von 1815 in Belgien seine Fahne verloren. Die Herzogin von Richmond gab am Abend vor der Schlacht bei Waterloo in Brüssel einen Ball, auf dem der Herzog von Wellington und viele englische Offiziere anwesend waren. Zu diesem Ball hatte sich die Herzogin von mehren Regimentern die Fahnen geliehen, um die Säle mit kriegerischen Emblemen auszuschmücken. Die Befehle zum augenblicklichen Abmarsch wurden den Regimentern aber so still und unvorbereitet gegeben, daß niemand an die Fahne dachte und unter andern das einundsiebenzigste Regiment die Schlacht bei Waterloo ohne seine Fahne mitmachte. Nach dem Ausmarsch der britischen Truppen und dem Einlaufen der ersten ungünstigen Nachricht über den Gang der Schlacht herrschte in Brüssel eine so große Bestürzung und Verwirrung, daß alles packte und flüchtete. In diesem Wirrwarr ging die Fahne verloren und man hat nichts mehr von ihr gehört.

*** In Braunschweig ist mit den Vorarbeiten des Lessingdenkmals bereits der Anfang gemacht.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 7. October. Die Braut von Messina, oder: „Die feindlichen Brüder", Trauerspiel mit Chören in vier Acten von Schiller. Isabella: Fräulein Gräfemann.

Freitag, den 8. October. (Letzte Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Auf vielseitiges Verlangen: Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini. Norma (in italienischer Sprache): Fräulein Cruvelli. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 241. Freitag, 8. October **1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Fortsetzung.)

„Meines Oheims Bemühungen, den Aufenthaltsort meines Vaters ausfindig zu machen, waren lange erfolglos geblieben. Vor einigen Monaten aber fiel ihm ein thüringisches Zeitungsblatt in die Hände, in welchem einem Förster Reinold in Hohentann als Belohnung für seine Verdienste um die herrschaftlichen Waldungen eine goldne Preismedaille zuerkannt wurde. Die eingezogenen Erkundigungen setzten es außer allen Zweifel, daß dieser Förster Reinold mein Vater sei. Da der Umschwung aller politischen Verhältnisse in Deutschland und Europa auch der Verbannung meines Oheims ein Ende gemacht hatte, so ließ dieser sich durch die betreffenden deutschen und französischen Gerichte sofort die schriftlichen Beweise ausstellen, daß der verbannte vormalige deutsche Student Alexander Meister mit dem jetzigen französischen Obersten Alexander Bernard eine und dieselbe Person sei. Diesen Beweisen fügte er den ganzen Briefwechsel mit seiner Schwester sowie den Betrag einer meinem Vater zugefallenen ansehnlichen Erbschaft in Staatspapieren bei und übergab mir alles dies vor drei Wochen mit dem Auftrag, es seinem Landsmann und Jugendfreunde, dem Förster Reinold in Hohentann, einzuhändigen, in dessen Nähe ich auf längere Zeit Quartier beziehen werde. Von dem Inhalt der Schriften aber sagte er mir kein Wort, um mir eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Meine Mutter hatte er jedoch von allem in Kenntniß gesetzt, damit sie so frühzeitig hier eintreffen könne, daß ein Tag uns alle vereinige. Diese schönen Pläne wurden durch mein Zögern, die Briefe zu überreichen, und durch die plötzliche Wendung der Kriegsoperationen vereitelt. Schon am folgenden Tage nach unserm Aufbruch von hier wurde uns mitgetheilt, daß wir uns mit dem Hauptheer vereinigen würden; einige Wochen später hallte der Donner der Leipziger Schlacht in mein Ohr. Mitten im Kampf fühlt' ich plötzlich einen stechenden Schmerz in der Seite, die Sinne schwanden mir, und ich sank vom Pferde. Als ich die Augen wieder aufschlug, stand Wolfenstein vor mir. Er untersuchte meine Wunde und erklärte, daß sie von einer tiefeingedrungenen Kugel herrühre, ich hätte nur noch wenige Stunden zu leben. Obwol ich in der letzten Zeit manches Nachtheilige über Wolfenstein gehört und noch kurz vor der Schlacht unfreiwilliger Weise Zeuge einer geheimen Unterredung zwischen ihm und einem Unbekannten gewesen war, deren Inhalt mir durchaus unverträglich mit der Ehre eines Mannes erschien und welche mir durch seine Erklärungen und Entschuldigungen nur noch verdächtiger wurde, so blieb mir bei meiner hülflosen Lage dennoch nichts andres übrig, als ihm mein Vertrauen zu schenken. So übergab ich ihm denn meine Papiere und Kostbarkeiten mit der Bitte, dieselben entweder meinem Oheim oder dem Förster Reinold in Hohentann einzuhändigen, was er mir auch feierlich gelobte. Der Sturm der Schlacht riß ihn von meiner Seite und ich schleppte mich zu einem einsamen Gehöfte, wo ein preußischer Arzt meine Wunde verband und mir versicherte, daß ich in wenigen Tagen das Pferd wieder würde besteigen können, da die Kugel mich nur stark gestreift habe. Am folgenden Morgen hatte ich eine Zusammenkunft mit meinem Oheim, der durch einen unglücklichen Zufall mit einer bedeutenden Abtheilung seines Regiments in Gefangenschaft geraten war. Als er hörte, daß ich dem Doctor Wolfenstein meine Papiere und Kostbarkeiten anvertraut habe, war er sehr ungehalten darüber und sagte mir, daß derselbe ein Mensch von dem allerschlechtesten Charakter sei, den Freund und Feind verachte. Dann theilte er mir alles mit, was diese Briefe enthielten, bat mich, sobald als möglich hieher zu eilen, wo ich auch meine Mutter finden würde, und gab mir eine Schrift, welche die vor Gericht eidlich bekräftigte Aussage des vormaligen Bedienten meines Vaters enthält, der an jenem unseligen Tag vom Nebenzimmer aus das ganze Gespräch zwischen Bruder und Schwester gehört und so in das Geheimniß eingeweiht worden war. Glücklicherweise vergaß mein Oheim, dies Blatt vor drei Wochen zu den übrigen Documenten zu legen, so daß ich nun auch ohne dieselben die Unschuld meiner Mutter beweisen kann."

Bei den letzten Worten überreichte er Renaten das Blatt, welche dasselbe freudig an die Lippen drückte und ausrief: Jetzt kann ich des Vaters Gram bezwingen und sein Herz gesund machen bis auf den Grund! — Ich werde meinen Abschied noch in diesen Tagen erhalten, fuhr jener fort, und sobald mein Oheim auf freien Fuß gestellt ist, wird auch er um den seinigen einkommen und zum schönsten Wiedersehen herbeieilen.

Kaum hatte der Offizier dies gesagt, als der Förster todtenbleich und mit hastigen Schritten, die Büchse schußfertig in der Hand haltend, aus dem Walde trat. Beim Anblick der beiden Liebenden fuhr er entsetzt zurück und stieß mit unterstickter Stimme die Worte aus: Gott steh' mir bei — es ist wahr! In demselben Augenblick schlang der Offizier seinen Arm um Renatens Nacken und sagte: Du bist nun auf ewig mein, geliebtes Mädchen! — Das wird sich finden, niederträchtiger Verführer! schrie da plötzlich der Förster mit donnernder Stimme, riß die Büchse empor, zielte und drückte ab.

Renate war gleich beim ersten Worte ihres Pflegevaters mit einem Angstschrei aufgesprungen und hatte sich, das Papier hoch emporhaltend, zwischen ihn und den Geliebten geworfen, indem sie laut ausrief: Halt, Vater! um Gotteswillen — es ist dein Sohn! Die ersten Worte hatte der krachende Schuß übertäubt — die letzten: es ist dein Sohn! schallten jetzt nach dem verhallenden Knall wie ein Donnerschlag in des Försters Ohr. Die Büchse entfiel seiner zitternden Hand und krampfhaft hielt er sich an einem Baum im Garten aufrecht.

Renate aber sank mit einem dankbaren Blick gen Himmel auf die Kniee und rief: Gott sei gelobt — — der Schuß ging fehl! Dann raffte sie sich auf, stürzte zu ihrem Pflegevater hin, drückte ihm das Blatt in die Hände und flehte: Lies, Vater, — lies, ich beschwöre dich! dein Sohn.... dein Julius... dein einziger Sohn steht vor dir! Und jubelnd eilte sie wieder zurück zu diesem, der unversehrt, aber sprachlos vor Schrecken dastand, und preßte ihn in die Arme, gleich als ob das tödtliche Blei noch sein Herz bedrohe.

Reinold überflog die Schrift mit starren Blicken. Plötzlich breitete sich ein Verklärungsglanz über sein Antlitz und laut und freudig schrie er auf: Gerechter Gott! der Offizier war Mariens Bruder! Dann stürzte er hin zu seinem Sohn, riß dessen linke Hand empor und rief nach einem Blick auf die Handwurzel: Ja, hier ist das Mal, welches du mit zur Welt brachtest! Und das sind auch Mariens dunkle Augen — und das ihre lichtbraunen Locken und das ihr liebliches Lächeln! fuhr er mit freudebebender Stimme fort, indem er seinem Sohn in das jugendlich blühende Angesicht schaute. Und im Uebermaß des Entzückens preßte er den Verstoßenen an die Brust und rief: Mein Sohn! mein Julius! — welch' ein Himmel voll Seligkeit liegt vor mir offen — und ich richtete in wahnsinniger Verblendung das fluchwürdige Todesrohr auf das theure Haupt meines einzigen Kindes! — Aber Gott war mir gnädig, er lenkte meine Kugel, — nein, ich bin nicht der Mörder meines Sohnes... du lebst... du schaust mich liebend und versöhnend an! — Ist es denn Wahrheit, daß ich in Vaterarmen ruhe, daß des Vaters Herz an dem meinigen schlägt? jubelte der glückliche Sohn. Dann aber eilte der Förster zu Renate und rief, sie in die Arme schließend: Gott segne dich tausendfach, du theures Kind — du warst mein guter Engel! Als ich dich zwischen mir und Julius erblickte, zitterte mein Arm — — du hast uns alle vor Jammer und Verzweiflung bewahrt!

Der Jubel der drei Glücklichen wurde hier durch den Waldwärter unterbrochen, der in schnellem Lauf athemlos in den Garten stürzte und mit lauter, durchdringender Stimme rief: Herr Förster! Herr Förster! Sobald er aber Reinold mit dem Offizier und Renate in friedlichem Gespräch erblickte, mäßigte er seine Schritte und murmelte wie verwundert vor sich hin: Nun, hier scheint doch niemand an ein schreckliches Verbrechen zu denken! Mittlerweile erreichte er den Ort, wo die letztern standen, händigte seinem Herrn eine Brieftasche und ein Bündel Schriften ein und sagte: Hier ist ein Päckchen Briefe für Sie, Herr Förster; — einige preußische Husaren haben es eben einem französischen Spion abgenommen. Als ich vorhin von Ihnen fortging, hört ich plötzlich einige hundert Schritte hinter mir beim Fichtengehölz Säbel klirren und Schüsse fallen. Ich wandte mich um und sah, wie sechs Reiter einen Wagen umringten, neben welchem ein feingekleideter Mann stand. Sie riefen diesem zu, er solle sich ergeben; er aber feuerte als Antwort seine Pistolen ab und schoß einen der Husaren nieder. Die andern drangen darauf wütend auf ihn ein. Eine Weile wehrte er sich noch mit seinem Degen und focht mit wahrer Todesverzweiflung — endlich aber streckte ihn ein tüchtiger Säbelhieb zu Boden. Ich ging nun rasch näher hinzu, erschrack aber nicht wenig, als ich in dem Sterbenden den Arzt des französischen Dragonerregiments erkannte, der neulich bei Ihnen war, Herr Förster. — Wolfenstein? fragten alle wie aus einem Munde.

(Schluß folgt.)

Adelheid v. Stolterfoth.

Mitgetheilt von F. S.

(Schluß.)

Die großen Gestalten der deutschen Kaiser und Bürgermeister treten vor ihre Seele; sie singt vom alten Bürgermeister Gryn zu Köln, wie er für das gute alte Recht seiner Stadt unerschrocken kämpft, von den Geschicken des unglücklichen vierten Heinrichs, vom Tod des frommen Ludwigs, der durch eigene Schwäche und die Untreue der Söhne gebrochenen Herzens auf der Ingelheimer Au durch den Tod von einem Amt abgerufen wurde, dem er nicht gewachsen war. Vor allem erfreut es sie, den großen Kaiser Karl zu verherrlichen, dessen Lieblingssitz Ingelheim sie täglich auf rebenreichem Hügel prangen sieht. Er ist ihr der Ordner des Reiches und der strenge Richter über die Fürsten, welche die später allgemeine Untreue gegen das Reich beginnend, am deutschen Volke frevelten:

Am Berg zu Ingelheim da ist ein Saal,
Drin sitzet Kaiser Karl auf goldnem Throne,
Er trägt den Scepter und das Schwert von Stahl,
Auf seinen greisen Locken glänzt die Krone;
Ich hab' ihn einst um Mitternacht gesehn,
Als ich am Berge wollt' vorübergehn.

Er saß als Richter unter einer Schaar
Von bleichen Männern da, mit strengen Mienen;
Die Herrscherkrone trugen all' im Haar,
Doch mancher schien den Schmuck nicht zu verdienen,
Denn als er rief: wie stand's um Volk und Reich?
Da flohn die meisten stumm und schattengleich.

Im Jahr 1835 erschien ihr „rheinischer Sagenkreis" mit einundzwanzig Umrissen von dem anerkannt tüchtigen Maler Rethel und lenkte die Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Vaterlandes auf die Dichterin. Viele der darin enthaltenen Poesien sind bereits in die Gedichtesammlungen für die Jugend übergegangen, um den Sinn derselben für die Schönheit des Vaterlandes zu erwecken.

Nachdem sie im Jahr 1840 in den Tirolerbergen ihre „Lieder aus Tirol" gedichtet, schrieb sie auch ein Buch in Prosa, ihr „rheinisches Album", welches Simrock in seiner Beschreibung des Rheinlandes mit Dank benutzte. Mit Freiligrath und seiner geistvollen Frau knüpfte sie in dieser Zeit sehr freundschaftliche Beziehungen an und Freiligrath widmete ihr die fünfte Auflage seiner Gedichte. Diese Beziehungen erkalteten später bei der neuen Richtung Freiligraths.

Später, im Jahr 1842, erschien wieder ein längeres erzählendes Gedicht von ihr, die „Burg Stolzenfels", welches sie in Ems gedichtet, worin die aufopfernde Kindesliebe einer reizenden Jungfrau sowie die Bosheit eines alten Schwarzkünstlers die bewegenden Kräfte sind. Wie die Seele der Dichterin immer jugendfrischer ward, bezeugen folgende Stellen dieses Gedichtes, in welchem sie ihren geliebten Rhein aufs neue verherrlicht:

Rhein! Strom der Welt, seit deine Wasser kühn
Sich Bahn gebrochen durch die grauen Felsen,
Seit sie vielarmig, aber tief und grün
Sich in des Meeres Donnerwogen wälzen,
Seit Roms Legionen flohen, seit mit Macht
Und Siegesglanz in mancher heißen Schlacht
An deinem Strand die deutschen Banner flogen,
Gewalt'ge Kaiser da, voll Herrlichkeit,
Und größer oft als ihre dunkle Zeit
In Heldenruhm und Pracht vorbeigezogen;

Seit diese Bestien, hoch am Strand gebaut,
Die reiz'en Städte sich in dir beschaut,
Vor allen jener Kölner Dom, so hehr,
Wie ringe in unsern Gauen keiner mehr; —
Seit du einst stolz und frei bis in das Meer
Die deutschen Schiffe trugst mit unsern Farben,
Die niemals ganz im Sturm der Zeit erstarben, —
Rhein! Strom der Welt, — —

Und an einer andern Stelle:

Und wenn die Sonne volle Purpurglut
Hat ausgegossen auf der grünen Flut,
Wenn ihr entsteigt im frischen Morgenhauch
Der weiße, helle Dampf gleich Opferrauch,
Wenn dann die Fischer rudern drüber hin
Und lange Netze silberntiefend ziehn,
Wenn fern am Strand des Wanderers Frühgesang
Im Wind zusammenhallt mit Glockenklang,
Wenn's stolz und fröhlich aufrauscht uns Gestein,
Dann ist er schön, der königliche Rhein!

Wol hat Matthison mit Recht die Dichterin die „Nachtigall des Rheines“ genannt. Mit dem nie alternden Dichterherzen ward diese Frau, welche alle Blüten des rheinischen Lebens in ihre Seele eingesogen, im Jahr 1844 die Gattin des Freiherrn v. Zwierlein und kehrte somit nicht wieder in das Stift Birken im oberen Mainthal zurück, wo sie in einer großen, einfachen Natur von Zeit zu Zeit die gemütstärkende Kraft der Einsamkeit genossen. Sie fühlte immer mehr das Bedürfniß einer praktischen Lebensthätigkeit, das Bedürfniß, einem geliebten Wesen nützlich und wolthätig zu sein. Schon früher hatte sie einer Freundin, welche ohne innere Befähigung in die Hallen der Dichtung eintreten wollte, mahnend zugerufen:

Bleib aus des Tempels Heiligtum
Mit seinen stolzen Zinnen,
Für Frauen gibt es sichern Ruhm
Als dorten zu gewinnen.

Sei Gattin einst und fühle warm
Des Freundes Glück und Schmerzen,
Zieh Knaben einst mit starkem Arm,
Mit frischem, deutschen Herzen.

Des Sonnengottes Priesterin
Geht einsam, unverstanden,
Oft durch das ganze Leben hin,
Gedrückt von seinen Banden.

So sollte nun Adelheid mit der Weihe der Seherin das Glück der Gattin eines verehrten Mannes verbinden. Es ist schön, einen häuslichen Herd zu gründen und zwar doppelt schön in einem Rheingau. Das Herz der Dichterin ist würdig solchen Glückes. Sie singt in ihrem „letzten Liede“:

Hätt' ich Flügel, gleich den Tauben
Mit dem Oelzweig zög' ich aus,
Brächte Lieb' und frommen Glauben
Friedlich in der Zwietracht Haus,
Suchte mich auf Leichenhügel,
Durch den Graus der wilden Schlacht,
Und auf meinem sanften Flügel
Trüg ich Geister durch die Nacht!

General Castaños.

Von A. Loning.

(Schluß.)

Der große Tag (19. und 20. Juli 1808) rückte endlich heran, und der General Napoleons, Dupont, der mordend und brennend über die gesegneten Fluren Cordova's und Granada's hergefallen war, büßte bei Baylen seinen Frevelmut mit einer gänzlichen Niederlage. 3000 Franzosen deckten das Schlachtfeld und 21,000 streckten die Waffen. In Folge dieses Sieges mußten die Franzosen die Belagerung von Saragossa aufgeben und erlitten von nun an Niederlage auf Niederlage. Das Selbstbewußtsein der Spanier war erwacht und der ritterliche Castaños vom hehenmütigen Volk als der Retter des Vaterlandes hochverehrt. Als Castaños einige Zeit nach der glänzenden Schlacht bei Baylen seinen feierlichen Einzug in Sevilla hielt und das dankbare Volk seine Mäntel vor ihm auf der Erde ausbreitete, ward er auffallend traurig. Dieserhalb befragt, sagte er: Ich halte heute meinen Palmsonntag — wenn nur nicht der Charfreitag kömmt! Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten. Bei Tudela erlitt er eine Niederlage, von der er sich nur langsam wieder erholte. Aber Mut, Ausdauer und Umsicht verließen ihn in seinem Unglück nicht; bald war er wieder stark genug, um dem Feinde aufs neue die Spitze zu bieten. Die im Namen des Königs Ferdinands VII. regierende Junta von Cadix übertrug ihm den Oberbefehl sämmtlicher spanischen Truppen, die auf der portugiesischen Grenze lagen. Er ergriff von dem Augenblick an die Offensive und schlug vereint mit den Engländern unter Wellington die Franzosen aus Spanien heraus. Mit einem Fuß auf Frankreichs Boden erteilte ihn bei Urdar ein Befehl der Junta, das Obercommando dem General Freire zu übergeben. Er theilte dies seinen Truppen in folgenden Worten mit: Soldaten! auf der französischen Grenze übergebe ich den Oberbefehl, den ich auf der portugiesischen Grenze erhalten habe, den Händen des Generals Freire. Gehorcht ihm, wie ihr mir gehorcht. Castaños.

Nach der Rückkehr Ferdinands VII. aus der Gefangenschaft wurde Castaños für seine ausgezeichneten Dienste zum Generalcapitän mit der Aucienneität vom Tage der Schlacht bei Baylen ernannt. Im Jahr 1816 erhielt er die Statthalterschaft von Catalonien und verblieb dort bis zur Bekanntmachung der Constitution. Durch sein humanes Benehmen hat er sich bei den Catalonieren einen ewigen Denkstein gestellt. Von allen Parteien wird sein Name dort mit Achtung genannt. Obgleich er dem constitutionellen Princip nicht geneigt war, so ließ er sich auch nicht zum Henker gegen und für dasselbe gebrauchen. Er legte alle seine Stellen nieder, zog sich in das Privatleben zurück und lebte kümmerlich von einer kleinen Pension, die noch obendrein höchst selten ausbezahlt wurde. Im Jahre 1830 wurde er Hauptmann der Hellebardierer des Königs, und im Jahre 1833 ernannte ihn Ferdinand VII. zum Herzog von Baylen und zum Granden von Spanien. Rat von Castilien war er schon seit dem Jahr 1828 und gab in jener merkwürdigen Sitzung, in welcher die Heirat des Königs mit Christine von Neapel berathschlagt wurde, den Ausschlag.

Seines vorgerückten Alters wegen konnte Castaños an dem Bürgerkrieg, der sich gleich nach dem Tod Ferdinands VII. entspann, keinen thätigen Antheil nehmen. Während der Zeit litt er häufig Not und ertrug sein Schicksal mit stoischer Geduld. In Spanien genoß kein Mann mehr Popularität als er. Diese war auch wol verdient, denn nie hat es in diesem Land einen redlicheren Beamten gegeben. Als Gouverneur von Campo de San Roque und später als Statthalter von Catalonien hätte

er Schätze sammeln können, wie alle seine Vorgänger und Nachfolger dies gethan haben. Er ist aber arm gestorben und hinterläßt seinen Erben nicht soviel, um damit die Beerdigungskosten zu bestreiten, die auf speciellen Befehl der Königin der Staat zu übernehmen hat. Sein Begräbniß soll prachtvoll werden. Der König wird sich dem Leichenzug anschließen, und der Degen des Helden, den er bei Baylen getragen, soll in militärischem Aufzug nach dem Museum gebracht werden und dort zum ewigen Andenken aufbewahrt werden.

Zwischen Castanos und Wellington bestand die größte Freundschaft. Als ersterer die Todesnachricht seines alten Kriegsgefährten las, da sagte er: Ich folge dir bald, Wellington. Von der Stunde an fühlte sich Castanos unwol. Eine Brustbeklemmung warf ihn auf das Krankenbett und endete nach wenigen Tagen das Leben des vierundneunzigjährigen Greises.

Tabletten.

⁂ Der vor ein paar Jahren verstorbene Fürst W... pflegte gern die nachfolgende Anekdote aus seinem eigenen Leben zu erzählen: Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts befand ich mich als königlich preußischer Gesandter am damals noch landgräflichen Hof von Hessen-Kassel. Die Sommermonate über verweilte Hof und Diplomatie gewöhnlich in dem an der paderbornischen Grenze gelegenen Bade Hofgeismar. Da geschah es eines schönen Morgens, daß der Abt des benachbarten Klosters Hardehausen auf dem landgräflichen Lustschloß Schönburg sich anmelden ließ, ein wolbehäbiger, stattlicher Mann, den, wo ich nicht irre, lediglich seine Frömmigkeit vom Hirtenstab auf dem Felde zum obersten Hirtenamt im Kloster befördert hatte und der in Folge dessen auch seine deutschen Sprachstudien nicht über die Uebung seines heimatlichen Dialektes hinausgebracht hatte. Desto gründlicher aber waren seine önologischen Kenntnisse. Der Landgraf, ebenfalls kein Feind des letzteren Studiums, beschloß die Kenntnisse des Abtes einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen und mittags bei Tafel brachte der landgräfliche Oberkellner einige dickbestaubte und wolversiegelte Flaschen herbei, deren erste Blume dem Gaumen und der Nase des ehrwürdigen Herrn Prälaten mit der Frage: Wer und woher? dargeboten wurden. Etiquetten gabs damals noch nicht; dessen ungeachtet war die Antwort Sr. Hochwürden augenblicklich gegeben und aufs Haar getroffen, wie der Oberkellner versicherte. Den Abt hatte indeß das Examen verdrossen und er rächte sich auf eine artige Weise. Beim Abschied lud er den Landgrafen zu einem Gegenbesuch in seinem Kloster ein, wo er ihm Weine noch feiner und blumiger, als die aus dem Schönburger Keller versprach. Die Einladung wurde angenommen und wenige Tage drauf saßen wir an einer der woldustigsten Tafeln, die das Refectorium des Klosters Hardehausen jemals gesehen. Ein Weinchen, wie der Abt sagte, nach dem andern wurde heraufgebracht und der Landgraf konnte nicht müde werden einmal über das andermal: superbe! superbe! zu sagen. Endlich schien Bacchus beste Gabe in den Gläsern zu perlen und der Landgraf meinte: Nun, Herr Abt, das ist doch gewiß die beste Sorte?! — So für gewöhnliche Gäste, war die Antwort, für gute Freunde aber hab' ich noch ein besser Pröbchen. — Das bessere Pröbchen aber kam nicht auf den Tisch.

⁂ Dr. Julius Schwabe, ein Sohn von dem verstorbenen Hofrat und Bürgermeister Schwabe, der zur Zeit Schillers in Weimar lebte, erzählt folgende kleine Anekdote von Schiller: Er wohnte in dem Hinterhaus eines Grundstücks, welches den Schwiegereltern des Bürgermeisters Schwabe zugehörte, von denen er es nachmals käuflich erwarb. Ein Gärtchen mit einem Geländer verband Schillers Wohnung mit der von Schwabe's Schwiegereltern. Kurz vor dem Tod des Dichters ging eine der Schwägerinnen Schwabe's an dem Geländer vorüber, als Schiller grade im Garten war. Wohin gehen Sie? fragte Schiller. — Ins Theater, war die Antwort. — Was gibt man denn heute, fuhr Schiller fort. — Wallensteins Tod, sagte die Dame. — Ach da bleiben Sie lieber hübsch zu Hause, scherzte Schiller, ein junges Mädchen muß keine Trauerspiele mit ansehen. K.

⁂ Die Herren Owen Soues und Wyatt in London, welche im Auftrag der Unternehmer des neuen Glaspalastes nach dem Continent abgegangen sind, um Kunstgegenstände zu sammeln, haben Bericht über den Erfolg der Mission abgestattet. In Paris war ihnen gestattet worden, Abgüsse von den bedeutendsten Statuen des Louvre zu machen; im ganzen von vierhundert Stücken, darunter zwanzig über Lebensgröße. Sie bringen ferner Abgüsse der Hauptfiguren von Michel Angelo aus der Medicikapelle in Florenz, eine werthvolle Sammlung aus den neapolitanischen Museen, und haben Einleitungen getroffen, um einen ganzen Saal mit pompejanischen Malereien und Architekturgegenständen auszuschmücken. Zu diesem Ende haben sie den vom König von Neapel bei den pompejanischen Ausgrabungen angestellten Malerciendirector bewogen, zu Ende dieses Jahres nach London zu kommen und die Arbeiten der pompejanischen Abtheilung im Glaspalast zu leiten, so daß die Malereien genau nach den Originalien angefertigt werden können.

⁂ Durch die Trockenlegung des Harlemer Meeres, welche jetzt ihrer Vollendung entgegengeht, sind die Trümmer und Ruinen der durch ein merkwürdiges Naturereigniß zerstörten Städte und Dörfer schon sichtbar geworden. Das Harlemer Meer entstand nämlich durch einen gewaltigen Sturm im Jahr 1539, welcher die Deiche wegriß und viele hunderte von Quadratmeilen Landes mit Wasser bedeckte. An einer Stelle fand man einen großen Haufen menschlicher Knochen und nach einer vorhandenen topographischen Karte vom Jahr 1513 stand daselbst die Stadt Nieuwekerk, welche mit ihren sämmtlichen Einwohnern von dem heranstürmenden Elemente plötzlich verschlungen wurde.

⁂ Die im Kanton Freiburg in der Schweiz auszuführende Glanebrücke wird das höchste Bauwerk dieser Art in der Schweiz werden. Bei 600 Fuß Länge wird sie 200 Fuß über den Fluß, also fast dreimal so hoch als die Nydeckbrücke zu Bern sein. Die Höhe wird mittelst eines Etagenbaues durch drei übereinandergeführte Bogenreihen erreicht, die, nach dem Plan des Herrn Oberingenieur Kocher in Bern, einen imposanten Eindruck machen, weil Kocher es verstanden hat, die Massen so anzuordnen, daß die Großartigkeit des Werkes effectvoll hervortritt. Diese neue Brücke kommt auf die wichtigste Hauptstraße des Kantons, diejenige von Freiburg nach Bulle in der Nähe von Posieux, und ist nicht anzunehmen, daß die Eisenbahnen dieser Straße in ihrer Frequenz irgendwie Eintrag thun.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 8. October. (Letzte Gastdarstellung der Fräulein Sofia Cruvelli.) Auf vielseitiges Verlangen: Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini. Norma (in italienischer Sprache): Fräulein Cruvelli. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 242. Samstag, 9. October **1852.**

Der Förster.

Novelle, mitgetheilt von Eduard Ziehen.

(Schluß.)

Ja, ganz recht: Leutnant Stein, Hauptmann Wolf oder Doctor Wolfenstein, fuhr der Waldwärter fort. Unter diesen drei Namen und Titeln soll er sich nämlich bald hier und bald dort gezeigt und vielfache Verräterei an Freund und Feind begangen haben, wie mir die Husaren erzählten. — O nun ist mir alles klar, was mein Oheim und meine Kameraden mir früher andeutungsweise über den Betrüger sagten! rief der Offizier aus. Das ganze Gewebe seiner Bosheit liegt jetzt offen vor meinen Augen da; ich bewundre nur, daß er so lange der gerechten Strafe entgangen ist.

Zu Anfang des vorigen Monats hab' ich ihn selbst in Naumburg in der Gesellschaft von mehren preußischen Offizieren gesehen, was er mir ableugnete, als ich ihn hier neulich darauf anredete, fuhr Konrad fort. Gleich nach der Schlacht bei Leipzig soll er sich in der Uniform eines österreichischen Offiziers wieder im preußischen Hauptquartier umhergetrieben haben, dort aber von einigen gefangenen französischen Offizieren erkannt und auf ihre dringenden Bitten verfolgt worden sein. Seine Flucht hat er aber so schlau zu bewerkstelligen gewußt, daß er seine Verfolger mehrmals irre geführt hat. Von hier wollte er auf einsamen Wegen durchs Gebirg nach Frankreich zurückkehren; wenn die Husaren eine Stunde später gekommen wären, würden sie seine Spur gänzlich verloren und ihn nimmermehr eingeholt haben. — Als er mich erblickte, winkte er mich zu sich heran und sprach allerlei durcheinander, was ich nicht recht verstand. Meine Kugel war's, welche den Bernard bei Leipzig hinterrücks traf, sagte er. Er hatte meine Doppelgängerei entdeckt und gedroht, mich zu verraten. Auch gönnt' ich ihm deines Herrn Tochter nicht; ich wollte sie eben heimlich in diesem Wagen entführen. Aber nun ist alles aus. Er lebt und ich muß sterben! Dann deutete er auf die Brieftasche und die Schriften, welche die Husaren ihm abgenommen hatten, und sagte: Jenes Päckchen da bringe augenblicklich deinem Herrn, ich hab' ihn auf das schändlichste belogen; aber laufe, so schnell dich deine Füße tragen ... du kannst ein schreckliches Verbrechen verhüten! — Der Frevler wollte mich zum Mörder meines Sohnes machen! sprach der Förster schaudernd vor sich hin. — Er murmelte noch etwas von der Frau Tanner, fuhr der Waldwärter fort, aber die Worte erstarben ihm auf der Zunge. So riß ich denn rasch dem einen Husaren die Papiere aus der Hand und eilte hierher.

Renate, welche bis dahin gespannt auf Konrads Erzählung gehorcht hatte, fuhr bei den letzten Worten wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen empor und sagte mit freudiger Stimme zum Waldwärter: Willst du dir meinen ewigen Dank verdienen, guter Konrad, so laufe schnell zum Kirchdorf hinüber und suche die Frau Tanner. Sag' ihr, sie möchte auf das schleunigste zu mir kommen, ich hätte ihr eine freudige Nachricht mitzutheilen. Schlage aber den Fußpfad durch das Holz ein, rief sie dem dienstfertig Davoneilenden nach, damit du sie nicht verfehlst, wenn sie etwa schon auf dem Heimweg wäre!

Unterdessen hatte der Förster das mit seiner Adresse versehene Päckchen geöffnet und überflog die Briefe mit zitternder Hast. Marie, treuestes Herz! wie hab' ich dich verkannt! rief er mit feuchtem Blick aus. Jeder dieser Schriftzüge dringt wie ein Dolchstich in meine Brust! — Sieh, Vater, das ist der Briefwechsel zwischen Bruder und Schwester, sagte Renate, indem sie sich an ihn schmiegte und ihm den Inhalt der verschiedenen Papiere erklärte, so wie sie es vorhin von dem Geliebten gehört; das sind die gerichtlichen Beweise, daß der vormalige verbannte Student Alexander Meister eine und dieselbe Person ist mit dem jetzigen Obersten Alexander Bernard, und dies ist ein Schreiben von dem Obersten selbst. Ach Vater, wir wollten dir alles zu deinem Geburtstag geben; aber da kam die böse Schlacht dazwischen; Julius war kaum hier, da mußt' er auch schon wieder fort. Das war es, lieber Vater, was mich seither so traurig machte!

Regungslos stand der Förster da und starrte, von Schmerz und Reue überwältigt, auf die Schriften, die er in den zitternden Händen hielt. Ihm schwindelten noch die Sinne; es war ihm, als ständ' er am Rande eines bodenlosen Abgrundes, von welchem ihn soeben eine rettende Hand zurückgerissen. Dann aber schloß er seinen Sohn mit verklärten Blicken in die Arme und rief: O daß ich dir und deiner Mutter nur ein Tausendtheil der Schuld abzutragen vermöchte, die ich in unseliger Verblendung auf mich geladen habe!

In diesem Augenblick öffnete sich die Gartenpforte; die Frau Tanner stürzte herein und rief mit lauter freudiger Stimme: Wo ist mein Sohn, mein Julius?! Er lebt, er ist nicht gefallen! Er lebt! Ich hab' ihn wieder! Und Mutter und Sohn flogen einander jubelnd in die Arme; der Förster aber stieß beim Anblick der Frau Tanner den freudigen Schrei: „Marie!" aus und starrte sie von einem Traum befangen an. — O meine Mutter — meine theure Mutter! rief der Glückliche mit leuchtenden Augen, nun hat die Erde ja kein Leid mehr für uns! Und den lange geschiedenen Eltern die Hände reichend, sagte er mit weicher Stimme: Vater, Mutter! alle Seligkeit meiner Jugend erwacht bei diesen Himmelsworten in meiner Brust!

Der Förster schaute die verstoßene Gattin lange sprachlos und reuevoll an, endlich aber sagte er mit flehendem Ton: Marie, ich habe entsetzlich an deiner Liebe gefrevelt ... kannst du mir vergeben?! Sieh, ich will ja Tag und Nacht auf nichts andres sinnen, als wie ich dir meine Reue beweisen, wie ich mich deiner Liebe wieder würdig machen kann! — Jene aber preßte den

Flehenden stürmisch an ihre Brust und rief: Alles ist vergeben und vergessen; hab' ich doch dich und meinen Julius wieder! Jahrelang hab' ich mit heißer Sehnsucht auf diesen seligen Augenblick geharrt; nun ist er da... ich halte dich, meinen Julius in den Armen... mehr begehrt mein Herz hienieden nicht! — Und dies Herz konnt' ich verstoßen! sprach der Förster, indem Thräne auf Thräne über die bleichen Wangen rollte. — Als ich zu Anfang des Sommers zum erstenmal diesen stillen Wald betrat, fuhr jene zu ihrem Gatten gewendet fort, und unter dem Namen einer Frau Tanner heimlich zu Renate kam und diese mir erzählte, wie du mit stiller Trauer der Vergangenheit gedächtest und oft stundenlang finster am Saume des Waldes säßest und zum fernen Westen blicktest... o da ergriff mich eine unnennbare Wehmut. Ich hätte gleich in deine Arme eilen und dir das eine allversöhnende Wort zurufen mögen, was ich aus kindischer Furcht in jenem entsetzlichen Augenblick nicht über meine Lippen bringen konnte: Es war mein Bruder! Mich reute das Versprechen, welches ich Alexander gegeben hatte, nicht eher ein Wort mit dir zu reden, als bis du Julius als deinen Sohn aufgenommen hättest. Aber sehen durft' ich dich... sehen mußt' ich dich! drüben am Rande des Waldes war's, wo du mir begegnetest, wo du meinen Namen riefst und mich mit unsagbar schmerzlichem Blick anschautest. Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um dem gegebenen Versprechen nicht untreu zu werden.

Mit welcher Hoffnung und Angst hab' ich allstündlich Julius erwartet, fuhr sie nach einer Pause fort. So oft ein kriegerischer Klang in mein stilles Stübchen schallte, stürzte ich froherschrocken hinaus in den Wald, auf die Landstraße, ob mein Auge vielleicht die theuren Züge meines Sohnes erblicken werde. Und als ich dann endlich von Renate hörte, daß das Regiment, bei welchem er stand, ins Kirchdorf eingerückt sei und am späten Abend noch einmal heimlich hierher kam, um von ihr zu erfragen, ob Julius schon bei dir gewesen, sagte mir ein finsterblickender Mann, den ich hier traf, daß in jenem Regiment nur bejahrte Offiziere dienten. Wol erfah ich zu meiner unaussprechlichsten Freude am folgenden Morgen aus der Beschreibung, die mir ein alter Bauer des Kirchdorfes von den Offizieren machte, daß sich Julius unter ihnen befinde, hörte aber auch zugleich, daß das ganze Regiment schon vor Tagesanbruch weiter gezogen sei. Als dann die Kunde von der Schlacht bei Leipzig hierher gelangte und Flüchtlinge auf Flüchtlinge vorbeieilten, aber keiner von Julius etwas wußte, da war ich der Verzweiflung nahe. Auf den Bescheid, den mir vorhin Renate gegeben, daß alle, die von dem Regiment meines Julius übrig geblieben, im Kirchdorf rasteten, eilt' ich in athemloser Hast dorthin. Hier sagte man mir, daß soeben ein junger Dragoneroffizier auf Hohentann zugeritten sei. Von freudiger Hoffnung und zweifelnder Angst getrieben flog ich wieder hierher — — und nun erfüllt nichts als die reinste Himmelswonne meine Brust. — O welch ein seliges Leben soll nun hier im schönen grünen Wald beginnen! jubelte Renate. — Wol muß es ein seliges Leben werden, bist du doch mein! rief der Offizier, Renate umschlingend. Denn von diesem holden Mädchen lass' ich nimmer, geliebter Vater, fügte er zum Förster gewendet hinzu, es war mein guter Engel! — Es ist das herrlichste Erbtheil, was ich dir geben kann, mein Sohn, entgegnete Reinold. Ein treueres Herz findest du in allen Landen nicht, und ein Herz voll Liebe und Treue ist ja das edelste Kleinod auf Erden! fügte er mit einem gerührten Blick auf die wiedergewonne treue Gattin hinzu.

In der Ferne aber stand der alte Konrad und schaute mit freudigverklärtem Angesicht zu den aufs neue vereinten Gatten und den beiden Liebenden hinüber: ihm ahnte, was sich begeben hatte, und leicht aufathmend sprach er vor sich hin: Wenn nun nicht die Freud' mit Sang und Klang ins Jägerhaus einzieht, weiß ich nicht, wann's geschehen soll!

Auch Renatens zahmes Reh schien Theil an dem Glück seiner Herrin nehmen zu wollen, denn es schmiegte sich liebkosend an sie an und blickte mit seinen hellen, klugen Augen fröhlich zu ihr empor.

Hinter den stillen Waldhöhen aber ging die Sonne groß und glühend zur Ruhe und färbte die dunkelgrüne Wiese, das friedliche Jägerhaus, die hohen Linden und die bunten Herbstblumen im kleinen Garten mit wunderbarem Licht und aus den fernen Gebirgsthälern klangen leise Abendglockenlaute herüber gleich wie zur Weihe der Stunde, welche die vier Herzen in den Riesentempelhallen der heiligen Natur für immer vereinigt hatte.

Oper und Drama.

Skizze nach Richard Wagner's gleichnamigem Werk, mitgetheilt von F. M. *

III.

Um einigermaßen sicher die Höhe zu erreichen, auf welche wir in dem Wagner'schen Buch geleitet werden sollen, darf der Schritt hinan nur ein steter sein. Grade an der Stelle, wo wir jetzt angelangt sind, ist dies geboten, wollen wir nicht den Boden verlieren. Ehe wir das Spiegelbild gewahr werden können, welche das letzte Drittel des Werks als „Dichtung und Tonkunst im Drama der Zukunft" zeigen will, bedarf das Auge der allmälig wachsenden Schärfung. Gleich jetzt ohne weiteres das Hauptresultat der Untersuchung hinstellen, wäre ein unfruchtbares Beginnen, weil jenes eben nur an der Hand der fortschreitenden Forschung mit einigem Bewußtsein sich gewinnen läßt. Auch bei diesem letzten Stadium der Untersuchung schließen wir uns mit thunlichster Beobachtung der erforderlichen Gedrängtheit dem Autor eng an, um so enger, als hier vor allem die Eigentümlichkeit seines Gedankengangs zu dessen treuer Verfolgung auffordert. Freilich legt sich eben hier, zumal bei einem ungemein reichen Detail und dem zuweilen Sprunghaften der Darstellung die Schwierigkeit deutlicher Hervorhebung seines Wollens und anschaulicher Bezeichnung seines Zwecks doppelt mächtig zu Tage, weshalb wir uns von vorn herein gern bescheiden, die Tragweite der Intention des Verfassers vielleicht nur unvollständig und mangelhaft erreicht zu haben.

Seine Ansichten und Argumentationen sind ungefähr folgende.

Die absolute Wortsprache, das Organ des Verstandes, ist bisher vom Dichter nach zwei Seiten hin zu dem für die Mittheilung an das Gefühl geeigneten Ausdruck zu stimmen versucht worden: durch das Versmaß nach der Seite des Rhythmus und durch den Endreim nach der Seite der Melodik. Beide sind dem Wesen unserer gewöhnlichen Sprache uneigentümlich. Die Unfähigkeit unserer Sprache zur rhythmisch genau bestimmten Kundgebung im Vers zeigt sich im Jambus. ** Der Endreim hat sich da, wo eine auf prosodischen Längen und Kürzen zu gründende Rhythmik nie versucht wurde, wie bei den romanischen Völkern, als Bedingung für den Vers festgesetzt; in ihm charakterisirt sich das Wesen der christlichen Melodie, namentlich im kirchlichen Choralgesang, als deren sprachlicher Ueberrest er anzusehen ist. Er erscheint ohne beziehungsvollen Zusammen-

---

* Abtheilung I und II sind im laufenden Jahrgang in den Nummern 73 bis 76 und 95 bis 97 abgedruckt.

** Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen Fuß.

Zenken.

hang mit der Phrase als Nothülfe zur Herstellung des Verses, und sollte als Mittheilung vom Verstand an das Gefühl dienen. Aber der im Endreim sich abschließende Wortvers vermag nur erst das sinnliche Gehörorgan zur Aufmerksamkeit zu stimmen; das Gefühlsvermögen zu der erforderlichen gebärungsfähigen höchsten Erregtheit bringen kann er nicht.

Diese Erregtheit, vermöge welcher sich die dichterische Absicht an das Gefühl völlig kundgeben kann, ist nur zu ermöglichen, wenn wir aus der Prosa unserer gewöhnlichen Sprache den erhöhten Ausdruck und dadurch den anzustrebenden rein menschlichen Inhalt der sprachlichen Kundgebung gewinnen und zu diesem Zweck aus der Wortphrase alles das ausscheiden, was sie für das Gefühl eindruckslos und zum bloßen Organ des Verstandes macht. Ihr Inhalt wird hierdurch ein rein menschlicher, dem Gefühl faßbarer und empfängt einen ebenso gedrängten sprachlichen Ausdruck, indem wir die notwendigen Accente der erregten Idee durch dichte Annäherung an einander zu einem das Gefühl unwillkürlich fesselnden Rhythmus erheben.

Auf die natürliche Grundlage des Rhythmus im Sprachvers, wie er in den Hebungen und Senkungen des Accents sich darstellt, fortbauend, gelangt der Verfasser zur Hinweisung auf die große Mannigfaltigkeit, die dem Sprachvers für seine stets sinnvolle rhythmische Kundgebung zu Gebote stehe, wenn in ihm der Sprachausdruck ganz seinem Inhalt gemäß sich zum notwendigen Aufgehen in die musikalische Melodie in der Weise anlasse, daß er diese als die Verwirklichung seiner Absicht aus sich bedinge und zu dem Satz, daß durch die Zahl, Stellung und Bedeutung der Accente sowie durch die größere oder mindere Beweglichkeit der Senkungen zwischen den Hebungen und ihre unerschöpflich reichen Beziehungen zu diesen, aus dem reinen Sprachvermögen heraus eine solche Fülle mannigfachster rhythmischer Kundgebung bedingt sei, daß ihr Reichtum und die aus ihm quellende Befruchtung des rein musikalischen menschlichen Vermögens durch jede neue, aus innerem Dichterdrang entsprungene Kunstschöpfung als unermeßlicher sich herausstellen müsse. „Die Wissenschaft — sagt der Verfasser weiter — hat uns den Organismus der Sprache aufgedeckt; aber was sie uns zeigte, war ein abgestorbener Organismus, den nur die höchste Dichternot wieder zu beleben vermag, und zwar dadurch daß sie die Wunden, die das anatomische Secirmesser schnitt, dem Leib der Sprache wieder schließt und ihm den Athem einhaucht, der ihn zur Selbstbewegung beseele. Dieser Athem aber ist — die Musik."

Der Dichter, als Wissender des Unbewußten, als absichtlicher Darsteller des Unwillkürlichen, erkennt im Forschen nach der Natur des Worts, das ihm vom Gefühl als das einzig bezeichnende für Gegenstand oder Empfindung aufgenötigt wird, die zwingende Kraft zur Beherrschung des Ausdrucks als eines notwendigen in der Wurzel dieses Worts und gewahrt den Quell dieser Kraft in dem rein sinnlichen Körper der Wurzel, dessen ursprünglicher Stoff der tönende Laut ist. Dieser tönende Laut, der verdichtete Ton, der ganz von selbst zum musikalischen Ton wird, ist aber für die besondere Eigentümlichkeit seiner Kundgebung in der Sprachwurzel durch die Mitlauter bestimmt, die ihn in ihrer doppelten Hauptwirksamkeit als charakteristische Begrenzer des flüssigen Elements des Vocals nach außen und nach innen, aus einem Moment allgemeinen Ausdrucks zum besonderen Ausdruck des Gegenstands oder der Empfindung bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Nationalspiele.

8.

Trapball.

Dieses Spiel, welches die Schriftsteller bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zurückdatiren, wird heutzutage hauptsächlich nur von der Jugend gespielt. Die Trap oder Falle besteht aus einem Stück Holz in der Form eines Schuhes, an dem vermittels eines verbindenden Gliedes eine schwebende Falle angebracht ist. Dieses Instrument wird auf den Boden gestellt und ein gewöhnlicher Ball auf das eine Ende der schwebenden Falle gelegt, während man mit einem Stock auf das andere Ende derselben schlägt, um den so aufgeschnellten Ball in die Ferne zu schleudern. Es ist in dem jetzigen Trapballspiel, sagt Strutt, wenn regelrecht gespielt, üblich, in einer gewissen Entfernung von der Falle zwei Grenzen zu markiren, zwischen denen der Ball entlang fliegen muß, wenn er von dem Spieler geschlagen worden; denn sobald derselbe darüber hinausfliegt, ist der Schläger aus und darf nicht weiter schlagen; er ist ebenfalls aus, wenn er den Ball in die Luft schlägt und derselbe dann von einem Gegner, ehe er den Boden berührt, gefangen wird, oder der Ball von der entgegengesetzten Partei so zurückgeworfen oder zurückgekugelt wird, daß er die Falle berührt oder in Ballstockslänge davon liegen bleibt — sonst zählt jeder Schlag einen Point für des Schlägers Spiel. In einigen ländlichen Districten von England kommt das Spiel noch häufig vor, und ist es, wenn ich nicht sehr irre, auch in Norddeutschland unter der ländlichen Jugend bekannt.

9.

Fives — Rackets.

Von den vielen verschiedenen Ballspielarten wollen wir nur noch zwei, Fives und Rackets, hervorheben, welche namentlich von der Bewohnerschaft der Queens Bench Prisson, des berühmten Schuldgefänguisses in London, gespielt werden, um, wie es heißt, „die Zeit zu tödten". Das erstere besteht darin, daß man einen weichen ledernen Ball gegen die Wand wirft, ihn auf den Grund fallen läßt und ihn beim Aufsteigen mit der flachen Hand von neuem gegen die Wand schlägt und so fort. Racket ist im allgemeinen dasselbe Spiel, und bedient man sich hier lieber eines Gummiballes, welchen man statt wie dort mit der flachen Hand, mit einem Instrument, Racket genannt, gegen die Wand oder Mauer schlägt. Racket ist ein mit einem Netz überspannter Reif, an dem sich ein Stiel befindet, welchen man als Handhabe benutzt. Wenn zwei Personen gegen einander spielen, so schlagen sie abwechselnd den Ball, und zwar sucht ein jeder ihn dahin zu schlagen, daß der Gegner nicht Zeit hat, ihn nach dem ersten Aufsteigen vom Boden mit seinem Racket zu begrüßen; aber dieser hat ein scharfes Auge und einen schnellen Fuß; im Nu ist er an der richtigen Stelle und von neuem fliegt der Ball gegen die betreffende Wand. Derjenige, welcher nicht im Stande ist, den Ball zur gehörigen Zeit zu schlagen, verliert einen Point.

Hiermit ist unsere Aufgabe vollendet. Wir haben nun die bedeutendsten Nationalspiele der britischen Nation nach einander in kurzer Weise darzustellen versucht. Möchte das eine oder andere bald Eingang finden in unser deutsches Vaterland.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Kaulbachs Wandgemälde im Treppenhause des neuen Museums in Berlin, gewiß mit die bedeutendsten größeren Schöpfungen der modernen Malerei, werden in nächster Zeit durch tüchtige Kupferstecher vervielfältigt werden. Es sollen zehn Lieferungen mit ungefähr vierundzwanzig Blättern erscheinen, die erste Lieferung bereits im October. Das Unternehmen, von Alexander Duncker in Berlin verlegt, verdient von allen Kunstfreunden unterstützt zu werden.

Von dem ehemaligen holländischen Gesandten in Hamburg, Ritter v. Reinhold, der dort in stiller wissenschaftlicher Zurückgezogenheit sein Leben beschloß, erscheint bei Brockhaus in Leipzig ein „Poetischer Nachlaß" in zwei Bänden, Gedichte und Uebersetzungen aus dem Englischen und Italienischen enthaltend. Varnhagen v. Ense, ein Jugendfreund Reinholds, hat ein Vorwort dazu geschrieben.

„Alte Bekannte", ein Originallustspiel in drei Aufzügen von Sigismund Wallace, ist eine von Hamburg aus den deutschen Bühnen zugehende Neuigkeit. Das Lustspiel hat Heidelberg zum Schauplatz und die jüngere akademische Welt leiht der Handlung ihre Figuren. — „Der König träumt", ein romantisches Drama, ist von Heinrich Heise aus dem Dänischen übersetzt erschienen. * Der auf Sonderburg seit vielen Jahren gefangen gehaltene König Christiern ist der Träumende.

Henriette Sonntag hat auf ihrer Ueberfahrt nach Amerika einen dreitägigen Sturm stärkster Art erlebt und nur die Festigkeit des Schiffes, die Unerschrockenheit der amerikanischen Matrosen und die geschickte Leitung des Capitäns verhinderte den Untergang. Nachdem der Orkan sich gelegt, wurde am Bord des Schiffes ein Concert von der Sonntag veranstaltet, um mit der reichen Einnahme sich der Mannschaft dankbar zu erweisen; es wirkten darin noch Miss Krene, der Tenor Pozzolini, der Pianist Heller und der Violinist Eckert mit.

Tabletten.

*** Zu Syrakus in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat die weibliche Convention für Frauenrechte einen Congreß abgehalten, der drei Tage hindurch dauerte, und in welchem mehre Beschlüsse gefaßt wurden, die sich sämmtlich auf „Emancipation des weiblichen Geschlechtes von allen Sclavereien des Gesetzes und Herkommens bezogen, durch welche sie an Erfüllung der ihnen vom Himmel gegebenen Mission gehindert werden". Namentlich war es das Recht, Abgeordnete in die gesetzgebende Versammlung wählen zu dürfen, das die emancipationssüchtigen Damen reclamirten. Die Aeußerung eines eben anwesenden Mormonen, „daß das weibliche Element in der menschlichen Natur das untergeordnete und das männliche dagegen das ausführende sei", rief einen Sturm in der Versammlung und die Behauptungen hervor, daß das Weib an den staatlichen Beratungen, an der Handhabung des Gesetzes, an der Ausübung der Arzneikunde sowie an allen auf den socialen Staat bezüglichen Thätigkeiten zur vollsten Theilnahme berechtigt sei. Als ein anderer Gentleman die Bemerkung wagte, eine ächte Frau müsse eher dem bescheidenen in der Verborgenheit Wolgerüche ausstreuenden Veilchen, als der herausfordernden Sonnenblume oder der schrille Töne von sich gebenden Kriegstrompete gleichen, entstand gewaltige Aufregung in dem weiblichen Club, die den kühnen Redner zu schleunigem, unter dem Hurrahgeschrei der Damen vollbrachtem Rückzug nötigte. Das Meeting wurde mit dem Absingen von Hymnen auf die Frauenemancipation geschlossen.

*** Ein Dubliner Blatt contrastirt Napoleon und Wellington durch zwei Anekdoten. Die erste ist allgemein bekannt und bezieht sich auf den Tod Moreau's bei Dresden, wo Napoleon, als er durch sein Fernglas einen uniformbesetzten Hügel erspähte, einer Batterie befohlen haben soll: Geschwind! schießt mir ein Dutzend Kugeln auf einmal dahin! vielleicht trefft ihr ein paar kleine Generale. Wellington dachte ganz anders. Bei Waterloo bemerkte der Oberst, welcher die britische Artillerie commandirte, zu ihm: Ich habe den Punkt, wo Bonaparte mit seinem Stab steht, grade auf dem Korn. Wenn Ihre Gnaden mir erlauben wollten, — ich denke, ein paar von ihnen könnte ich wegschießen. — Nein, nein, entgegnete der Herzog; die Feldherren in einer großen Schlacht haben was anderes zu thun, als auf einander zu schießen.

* Altona, bei Wendeborn.

Frankfurt, den 8. October.

Vor einigen Tagen ist Frau Charlotte Dreyfus, Lehrerin des Klavier- und Orgelspiels in Paris, hier angekommen. Dieselbe beabsichtigt, die Musikfreunde in unserer Stadt mit einem in seiner Art neuen Instrument, auf welchem sie Meisterin ist, bekannt zu machen. In dem Instrument, Melodion genannt, haben Sachverständige eine vervollkommnete Physharmonika erkannt, wie sie insbesondre von Deutschmann in Wien schon vor längerer Zeit trefflich gebaut worden sind. Das Melodion vereinigt die guten Eigenschaften des Klaviers und der Orgel und eignet sich dadurch besonders zum Vortrag von einfacheren und complicirten Opernpieceen, namentlich von neueren italienischen und ganz besonders von Meyerbeer'schen Compositionen. In ihren Concerten in einigen Städten und Badeorten am Rhein hat Frau Dreyfus großen Beifall geerntet und darf eines solchen auch hier gewärtig sein. *

Berichtigungen.

In der gestrigen Nummer sollte das K, als Bezeichnung einer Originalle, nicht unter der zweiten, sondern unter der ersten Tablette stehen.

In der vorgestrigen Nummer ist in den Terzinen „Rom" von Adolf Doerr in III, Zeile 3 von unten statt „schaalem Schaft" zu lesen: schlankem Schaft; in IV, Zeile 3 von oben: statt „lebt sie dir nicht? Entsteigend dem Verfalle ꝛc." lese man: „Lebt sie dir nicht, entsteigend dem Verfalle ꝛc.; endlich in dem in Nummern 212 abgedruckten II derselben Terzinen Zeile 5 von oben ist statt: „der letzte ihm geblieben" zu lesen: der letzte ihm geblebne.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 9. October. Die Stricknadeln, Schauspiel in vier Abtheilungen von Kotzebue.

Sonntag, den 10. October. Belisar, große Oper in vier Abtheilungen. — Vorher: Zu Haus, Lustspiel in einem Act.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N° 243. Montag, 11. October 1852.

Hochwilds Tod.

Es lärmt die Jagd. Im losen Felsgerölle,
Die dichtbewachs'ne Wand des Bergs hinauf
Treibt laut Halloh und drohendes Gebelle
Zur jähen Flucht des Wildes scheuen Lauf —
Den Weg des Heiles, den Natur gesendet,
Hat Jägerlist zum Unheil ihm gewendet.

Denn droben, wo sich hinschleicht durch die Fichten
Des Wechselgangs kaum zu erspähn'de Bahn,
Barg kunstverständ'ge Menschenhand im dichten
Laubdach des Felsens hängenden Altan —
Sein Raubnest baute sich der Falke nimmer
Mit bessrer List, noch zum Verderben schlimmer.

Wo nur der Mond im stillen Abendfrieden
Die braune Heerde sanft beschienen hat,
Wenn, glücklich aus des Tags Gefahr geschieden,
Sorglos sie ausah nach der Aesungsstatt,
Da ahnt sie minder wol ihr Loos auf Erden,
Von Schützenhand jählings erlegt zu werden.

Ein schönes Loos. Doch wenn der edlen Beute
Die Hand noch Ruhm leiht, die den Tod ihm bringt,
Dann ward des Hochwilds höchster Festtag heute
An jener Stätte, die mein Lied besingt —:
Der Landesfürst ist's, der als Feind dort lauert,
Die Fürstin, die bewundert und .... bedauert.

Ein selten Schauspiel, wenn die Frau, die milde,
Dem Gatten folgend auf den Schützenstand,
Gern seiner Lust, doch lieber noch dem Wilde
Das sanfte Auge wünschend zugewandt —
Doch auch ein Loos, beneidenswert vor allen:
Von ihr bewundert und bedauert, fallen!

Schon mancher trug's. Rings hallt's von Feuerrohren,
Zu bessern Auen ging manch schlankes Thier —
Nur einer, der vor allen auserkoren
Zur Beute, er, der schönste im Revier,
Ein Prinz an Wuchs und edlem Bau der Glieder,
Der junge Spießer, lag noch nicht danieder.

Als Fürst des Stamms war einst sein Ahn gepriesen,
Ein greiser Nestor, der dem Sohn gezeigt,
Wie, so zum Bergkamm, wie zum Rain der Wiesen,
Der weise Hirsch behutsam nur sich schleicht,
Doch wie, wenn jeder andre Weg benommen,
Der kühnste Sprung ihm ziemt und noch mag frommen.

So unterwiesen, hatt' er am Altane,
Vorsichtig lauschend aus der Fichtenwand,
Des grünen Dachs verräterische Plane
Und den verborgnen sichern Feind erkannt,
Doch auch mit Staunen hatt' er seitwärts stehen
Wehmüt'gen Blicks die hohe Frau gesehen;

Und als er hier sein sichres Loos erwogen,
War, trotz der Schrecken, die von unten drohn,
Zweimal er still, das Haupt nach vorn gebogen,
Den Lärm der Jagd hindurchgeschlüpft, und schon
Ersah den Pfad er, der ihm Heil gewährte ...
Da nahm ein Schweißhund klaffend seine Fährte —

Und aufgeschreckt, in hohen Bogensätzen,
Die schlanken Spieße rückenan gelehnt,
Fliegt er dahin, wo rings die Treiber hetzen
Und, frei den Blicken, sich der Berghang dehnt;
Schuß fällt auf Schuß, geschlossen ist die Runde ...
Jetzt wird er's inn': es ist die Todesstunde!

Die Todesstunde! — Wem sich nie im Leben
Der Augenblick zu einer Großthat bot,
Dem hat der Himmel als Ersatz gegeben
Für alle noch die eine Stund' im Tod;
Da mag er, scheidend, es der Nachwelt melden:
Ein edler Tod auch adelt noch zum Helden.

Und wem nur glimmt ein Funke von der Flamme
Des Hochsinns, dem gibt diese Stunde Mut,
Doch wem sie glüt, ererbt aus edlem Stamme,
Der fühlt sie jetzt in jedem Nerv, im Blut —
So auch mein Held. Ins Antlitz dem Verderben
Kühn trotzt er — denn als Hochwild will er sterben!

Frisch auf, dem ebenbürt'gen Feind entgegen,
Bricht er, ein Pfeil, zum Fürstenstand sich Bahn;
Schon blinkt das Rohr ... es blitzt! da sieh: verwegen
Im mächt'gen Satz anspringt er den Altan,
Und bei der Fürstin, rauschend durch die Zweige,
Senkt er das Haupt, als ob er ihr es neige!

Ein „Ah!" des Staunens hört er sie noch rufen,
Doch weh ... ein schmerzlich „Ach!" folgt unverweilt,
Denn, kaum dort unten auf den Felsenstufen,
Hat ihn des Fürsten sichres Blei ereilt —
Wol ihm! er starb den Hochwildstod vor allen,
Den Tod, bewundert und beklagt zu fallen.

Und wenn der Mond am stillen Abend wieder
Die braune Heerde am Altan bescheint,
Dann sieht er wol ein schlankes Thier, das nieder
Auf jenen Felsen schleicht und still dort weint;
Doch droben raunt ein Hirsch, zum Kalb gewendet:
„Mein Sohn, gesegnet, wer wie er geendet!"

G. v. Meyerr.

Oper und Drama.

Skizze nach Richard Wagner's gleichnamigem Werk, mitgetheilt von F. M.

(Fortsetzung.)

Da Vocal wie Consonant sich an das Gehör mittheilen, hat man sich das Gehör nach einer hörenden und sehenden Eigenschaft vorzustellen, um diese letztere für den Consonanten, gleichsam den äußern Sprachmenschen, in Anspruch zu nehmen. Stellte sich dieser Consonant, den man sich seiner äußersten und wichtigsten, sinnlichen wie sinnigen Wirksamkeit im Stabreim (Alliteration) — * der ältesten Eigenschaft aller dichterischen Sprache und im Gegensatz zum Endreim, der wirksamsten und zugleich einfachsten Ausdrucksform, um eine gemischte Empfindung dem bereits gestimmten Gefühl mitzutheilen, — zu vergegenwärtigen hat, dem „Auge" des Gehörs dar, so theilt sich dagegen nun der Vocal dem „Ohr" des Gehörs selbst mit. Nur aber wenn sich der Vocal nicht blos als tönender Laut, sondern auch in seiner ganzen Fülle als lautender Ton kundzugeben vermag, ist er im Stand, das „Ohr" des Gehörs in dem Grad zu erfüllen, daß er das in Entzücken Empfangene an das zu höchster Erregung zu steigernde Allgefühl mittheilen muß. „Wie sich uns zu vollster, befriedigendster Gewißheit nur derjenige Mensch darstellt, der unserm Auge und Ohr zugleich sich kundgibt, so überzeugt auch das Mittheilungsorgan des inneren Menschen unser Gehör nur dann zu vollständigster Gewißheit, wenn es sich dem Auge und dem Ohr dieses Gehörs gleichbefriedigend mittheilt. Dies geschieht aber nur durch die Wort-Tonsprache, und der Dichter wie der Musiker theilte bisher nur den halben Menschen mit; der Dichter wandte sich nur an das Auge, der Musiker nur an das Ohr dieses Gehörs. Nur das ganze, sehende und hörende, das ist: das vollkomuen verstehende Gehör vernimmt aber den innern Menschen mit untrüglicher Gewißheit."

Die der Sprachwurzel innewohnende zwingende Kraft erkennt der nach sicherstem Gefühlsausdruck suchende Dichter im tönenden Vocal, sobald er ihn als athembeseelten Ton sich vorführt. In ihm spricht sich am unverkennbarsten der Gefühlsinhalt des Vocals aus. Das durch den consonirenden Stabreim bewirkte sinnliche Gefühlsverständniß erzielt der Dichter immer vollkommner, wenn er die Vocale der accentuirten Wurzelworte, wie zuvor ihre Consonanten, wiederum zu einem Reim verbindet, der ihr Verständniß dem Gefühl auf das bestimmewste erschließt, indem er die Urverwandtschaft aller Vocale durch die volle Geltendmachung ihres Gefühlsinhalts vermöge des musikalischen Tons aufdeckt. Dadurch, daß der Dichter den Vocal des accentuirten und stabgereimten Wurzelworts in sein Mutterelement, den musikalischen Ton, auflöst, tritt er mit Bestimmtheit nunmehr in die Tonsprache ein. Die Darstellung der Verwandtschaft der zu Tönen gewordenen Vocallaute an das Gefühl kann aber nicht mehr der Wortdichter bewerkstelligen, sondern der Tondichter.

Das bezeichnende Unterscheidungsmerkmal des Wort- und Tondichters setzt Wagner darein, daß der Wortdichter zerstreute, nur dem Verstand wahrnehmbare Handlungs-, Empfindungs- und Ausdrucksmomente auf einen dem Gefühl möglichst erkennbaren Punkt zusammendrängte, wogegen nun der Tondichter den zusammengedrängten dichten Punkt nach seinem vollen Gefühlsinhalt zur höchsten Fülle auszudehnen habe.

„Das Verkehrte in dem notgedrungenen Verfahren des einsamen Dichters und des einsamen Musikers — meint der Verfasser — habe bisher darin gelegen, daß der Dichter, um dem Gefühl sich faßlich mitzutheilen, sich in eine vage Breite ausgedehnt, in der er zum Schilderer tausender von Einzelnheiten wurde, die eine bestimmte Gestalt der Fantasie so kenntlich als möglich vorführen sollten, während die Fantasie, um diese Einzelnheiten zu fassen und des vorgeführten Gegenstandes hierdurch sich zu bemächtigen, in die Wirksamkeit des reinen Verstandes sich verlor, an den der Dichter als an den einzigen Anhaltspunkt sich wieder wenden mußte. Der absolute Musiker sah sich dagegen gedrängt, das weite Gefühlselement zu bestimmten, dem Verstand möglichst wahrnehmbaren Punkten zusammenzudrängen und diese Verdichtung nur durch vollständige Entkleidung von allem Gefühlsausdruck als eine gedachte, einem beliebigen äußeren Gegenstand nachgeahmte Erscheinung, der willkürlichen Fantasie zu empfehlen."

Dem Tondichter wird nun die Aufgabe zugewiesen, die Töne des Verses nach ihrem verwandtschaftlichen Ausdrucksvermögen so zu bestimmen, daß sie nicht nur den Gefühlsinhalt dieses oder jenes Vocals als besondern Vocals kundgeben, sondern diesen Inhalt zugleich als einen allen Tönen des Verses verwandten, und diesen verwandten Inhalt als ein besonderes Glied der Urverwandtschaft aller Töne dem Gefühl darstellen.

Dieses Verfahren näher ins Auge fassend, bezeichnet Wagner als jene Verwandtschaft der Töne die musikalische Harmonie, die nun zunächst betrachtet wird nach ihrer Ausdehnung in die Fläche (horizontale Ausdehnung), als die dem Auge des Dichters in ihrer Oberfläche noch erkennbare Physiognomie der Harmonie, als der „Wasserspiegel", der dem Dichter noch sein eigenes Bild (die verwirklichte Absicht des Dichters) zurückspiegelt. Um diese Absicht zu verwirklichen, soll der Musiker aus der Tiefe des Meeres der Harmonie zu dessen Oberfläche auftauchen, „auf der eben die entzückende Vermälung des zeugenden dichterischen Gedankens mit dem unendlichen Gebärungsvermögen der Musik gefeiert werde." Jenes wogende Spiegelbild sei die Melodie, in welcher der dichterische Gedanke zum „unwillkürlich ergreifenden Gefühlsmoment" werde. Auf der horizontalen Oberfläche des harmonischen Meeres spiegelte sich also die Wortphrase des Dichters als musikalische Melodie ab, dieselbe, die in der neunten Beethovenschen Simfonie hervortritt; nur der Wortvers des Dichters vermochte sie auf jener Oberfläche festzuhalten. Diese zu gebärende, der Urverwandtschaft der Töne durch Aufnahme in eine Familie dieser Verwandschaft — die Tonart — eingereihte Melodie verhält sich zur Urmelodie, aus welcher einst die Wortsprache entstand, als vollkommner Gegensatz, nämlich als Fortschreiten aus dem Verstand zum Gefühl, aus der Wortphrase zur Melodie, gegenüber dem Fortschreiten aus dem Gefühl zum Verstand, aus der Melodie zur Wortphrase.

(Fortsetzung folgt.)

* Der Stabreim fügt die verwandten Sprachwurzeln oft von entgegengesetztem Empfindungsausdruck so an einander, daß sie ähnliche Gegenstände als gattungsverwandt zu einem Gesammtbild verbinden. Stabreime sind z. B.: Erb und eigen, immer und ewig, Aug und Ohr, hoch und hehr, Haus und Hof, froh und frei, Roß und Reiter, Hand und Mund, Recht und Pflicht, drauf und dran, Lust und Leid, Leben und Weben, Liebe und Leben, Willen und Wissen, Schimpf und Schande, Zittern und Zagen. Der Stabreim vertrat in der altdeutschen Dichtkunst den jetzigen Reim. Unter den neueren Dichtern haben ihn Bürger im „hohen Lied" (Gedichte Bd. 2, S. 102) und A. W. v. Schlegel in dem Sonnet „die Deutung" (poetische Werke Bd. 1, S. 316) angewandt.

Eine geheimnißvolle Geschichte.

Nach der „Indépendance belge".

Paris beschäftigte sich vor einigen Monaten — nicht mit der Politik, nicht mit dem Kaiserreich, nicht mit allem, was einst daraus folgen kann — nein, mit Gespenstergeschichten. Die Theater mit ihrem Vampyr, mit dem Gräuelstück: „l'image de Harlem" haben das Zeichen dazu gegeben. Unter andern wartete man neulich in dem Salon einer vornehmen Polin bis Mitternacht auf den Grafen v. R. Er hatte versprochen zu kommen, um selbst die nachfolgende Geschichte zu erzählen, die ihm begegnet ist.

Im Anfang des letztverflossenen Septembers kam einer seiner Freunde, der Marquis v. N., zu ihm. Sie wissen, Herr Graf, sagte er zu ihm, welch unüberwindlichen Widerwillen ich fühle, nach meinem Schloß in der Normandie zurückzukehren, wo ich verflossenen Sommer das Unglück hatte, meine Frau zu verlieren. Aber ich habe dort in einem Schreibtisch wichtige Papiere zurückgelassen, welche mir jetzt bei einer Familienangelegenheit ganz unentbehrlich sind. Thun Sie mir den Gefallen, hier ist der Schlüssel, und holen Sie mir die Papiere, denn diese delicate Mission kann ich nur Ihnen anvertrauen. Herr v. R. gab den Bitten seines Freundes nach und reiste schon den folgenden Tag ab. Auf der Eisenbahn die nach Rouen führt, gelangte er zu einer Station, von wo aus er in zwei Stunden das Schloß seines Freundes erreichen konnte. Als er im Wagen vor demselben eintraf, zeigte sich ein Gärtner, der durch das verschlossene Gitter mit ihm verhandelte. Der Graf v. R. verwunderte sich über ein Mißtrauen, das selbst einem Einlaßbillet, womit ihn der Eigentümer des Schlosses versehen, nicht wich. Endlich nach einer kurzen Abwesenheit, die wahrscheinlich benutzt war, um sich mit jemanden zu berathschlagen, kam der Gärtner wieder und öffnete ihm. Als der Graf im inneren Hof stand, betrachtete er die Façade des Schlosses, dessen hundert Fenstergeschlossen waren, mit Ausnahme eines einzigen. Dieses Fenster war, wie Graf R. später fand, grade in demjenigen Zimmer, wo er den angenommenen Auftrag ausführen sollte.

Der Graf, aufmerksam geworden durch den sonderbaren Empfang, beobachtete alles genau. Er bemerkte eine kleine Rauchsäule, die sich einem der Schornsteine im Dach entwand. Ist das Schloß bewohnt? fragte er. — Nein, antwortete trocken der Gärtner, und zugleich öffnete er die Thür zu einer Seitentreppe, die er dem Grafen voraus emporstieg, wobei er in jedem Stockwerk die kleinen Lichtlucken ausstieß, welche sich in der Rococofaçade des Schlosses befanden.

Im dritten Stockwerk blieb der Gärtner stehen und auf eine Thür zeigend, sagte er: Dort. Und ohne weiter etwas hinzuzufügen, stieg er die Treppe wieder hinab. Der Graf öffnete die Thür und befand sich in einem dunklen Cabinet. Das Licht von der Treppe aber erlaubte ihm darin eine zweite Thür zu erkennen, die er öffnete und durch die er in das Zimmer gelangte, welches wegen des heruntergelassenen Ladens erhellt war. Der Anblick des Zimmers war kalt, nackt, verlassen. Am Boden stand ein leerer Vogelkäfig. Der dem Grafen von seinem Freunde bezeichnete Schreibtisch stand grade dem Fenster gegenüber. Ohne sich weiter aufzuhalten, ging Herr v. R. grade darauf zu und schloß ihn auf. Als er den Schlüssel herumdrehte, knirschte das Schloß sehr laut — aber zugleich ließ sich auch ein anderes Geräusch vernehmen — das einer Thür, welche sich öffnet. Der Graf wendet sich um, und mitten in einem geöffneten Nebenzimmer sieht er eine weiße Gestalt, welche ihm die Arme entgegenstreckt.

Graf! ruft eine leise, aber ausdrucksvolle Stimme, Sie kommen, um mir die Briefe von Theodor zu rauben? Weshalb?

(Theodor ist nicht der Name des Schloßbesitzers, dessen Auftrag den Grafen hierher geführt.)

Madame, ruft Herr v. R., wer sind Sie? — Erkennen Sie mich nicht, trotzdem, daß ich so verändert sein muß? — Die Marquise! schreit der Graf bis zum Entsetzen verwundert. — Ja, ich bin es. Mir waren ebemals Freunde, und jetzt kommen Sie, um mir ein schreckliches Leid zuzufügen! Wer schickt Sie? Mein Mann? Was will er noch? Aus Barmherzigkeit, lassen Sie mir die Briefe! —

Und indem sie so sprach, machte die Gestalt dem Grafen Zeichen, näher zu treten. Er that es, indem er in seinem Geiste jeden Glauben an eine übernatürliche Erscheinung unterdrückte und fest überzeugt war, daß er die Marquise lebend, unter einem sonderbaren Geheimniß, vor sich sehe! Er folgte ihr in das zweite Zimmer. Sie war mit einem Gewande oder eigentlich einem Grabtuch von grauer Farbe bekleidet. Ihre schönen Haare, welche einst, zehn Jahre lang, den Neid aller Frauen der Gesellschaft erregt hatten, flatterten unordentlich um ihre Schultern. Das wenige Licht, welches aus dem geöffneten Nebenzimmer herein drang, erlaubte dem Grafen nur noch, die außerordentliche Magerkeit und tödtliche Blässe der Marquise zu bemerken.

Kaum war er bei ihr eingetreten, so sagte sie lebhaft zu ihm: Ich leide an unglaublichen Kopfschmerzen! Meine Haare sind daran schuld — seit acht Monaten bin ich nicht gekämmt worden. Graf, erzeigen sie mir diesen Dienst — kämmen Sie mich! — Und nachdem sie sich hingesetzt, reichte sie Herrn von R., welcher ihr willenlos gehorchte, einen Kamm. Die Dame sprach nicht mehr, er wagte es nicht. Auch war er sehr verwirrt, wie er selbst gesteht. Ohne Zweifel versah er schlecht sein Kammerdienergamt, denn die Dame ließ von Zeit zu Zeit eine kurze, murmelnde Klage hören. Plötzlich stand sie auf, und indem sie „Merci" sagte, verschwand sie im dunklen Hintergrund des Zimmers. Der Graf wartete einige Augenblicke, vergeblich seine Sinne anstrengend, aber er sah und hörte nichts mehr. Da entschloß er sich, in das erste Zimmer zurück zu kehren. Als er nun seine Augen auf den geöffneten Schreibtisch warf, sah er darin die größte Unordnung. Trotzdem fand er die Familienpapiere, welchen seine Mission galt. Nachdem er wieder zugeschlossen, wartete er einen Augenblick — er rief — keine Antwort. Da ging er endlich, und zwar sehr gern, wie er sagte. Unten war niemand. Der Kutscher, der ihn hierher gebracht, wartete zur Abfahrt bereit am Gitter. Herr v. R. sah keine Ursache, seinen Aufenthalt zu verlängern. Unterwegs, indem er seine Gedanken über den sonderbaren Vorfall auf dem Schlosse zu sammeln suchte, gewahrte er, daß seine Kleider mit den Haaren der Marquise bedeckt waren.

Nachdem er sich noch in Rouen aufgehalten, kehrte er zwei Tage darauf nach Paris zurück. Es war der dritte December. Er suchte sogleich den Marquis auf, ohne ihn zu treffen. Auch am vierten kehrte letzterer nicht in sein Hotel zurück. Man glaubt jetzt, daß er eines der Opfer des Boulevards de Montmartre geworden, wo sein Club war.

Das ist die Geschichte, welche Herr v. R. im Salon der alten polnischen Dame zu erzählen versprochen, wo er sich bis Mitternacht erwarten ließ. Er kam erst, als man sich schon trennen wollte, und zeigte die Haare der Marquise. Eines davon liegt auf meinem Schreibtische vor mir.

Tabletten.

*** Die jüngst angedeutete Vermutung, daß vulkanische Einflüsse eine mitwirkende Ursache bei dem letzten Uebertreten der Gewässer in der Schweiz gewesen seien, wird durch Mittheilung verschiedener auffallender Erscheinungen aus vielen Gegenden der Schweiz verstärkt. Am 18. September morgens war die Luft mit schwefelichten Dünsten geschwängert; aus tieferen Ziehbrunnen strömten unter heftigem Brausen und Zischen schwefelicht riechende Gase, in welchen brennende Späne augenblicklich erloschen; in Aeckern und auf Straßen stiegen Gasbläschen auf, über denen Feuerspäne erloschen; in den Wolken zeigte sich wiederholt phosphoreszirendes Leuchten; Erderschütterungen und lange anhaltendes Schwanken wurden in verschiedenen Gegenden gespürt; Berge zerklüfteten; die Erddecke wurde auf Viertelstunden lange Strecken zerrissen, sogar Felsen gespalten.

*** Die Einwanderung nach Californien ist von keiner Seite der jetzt so stark wie von China; sie kömmt an der Zahl der Gesammteinwanderung aus allen übrigen Theilen der Welt gleich. Die ersten chinesischen Einwanderer kamen 1848 herüber, es waren 2 Männer und 1 Frau. Bis 1. Februar 1849 hatte sich die Zahl der Männer auf 54 vermehrt, während der folgenden elf Monate kamen 735 Männer und 1 Frau an, so daß am 1. Januar 1850 die Gesammtzahl der Chinesen auf 789 Männer und 2 Frauen gestiegen war. Am 1. Januar 1851 belief sie sich jedoch schon auf 4018 Männer und 7 Frauen, 1. Januar 1852 auf 7520 Köpfe, am 6. August 1852 aber auf 27,036 Männer und 22 Frauen. Bis jetzt hatte das Californiesieber nur den südlichen Theil des himmlischen Reichs erreicht, jetzt aber greift es auch im Norden um sich. 30 Schiffe sind noch unterwegs und die wahrscheinliche Einwanderung in den kommenden 4½ Monaten wird auf 20,000 Köpfe berechnet, so daß Ende des Jahres die Chinesen ein Drittel der Gesammtbevölkerung Californiens ausmachen.

*** In einer amerikanischen musikalischen Zeitschrift berichtet ein Correspondent: Vor kurzem zeigte mir Herr Barnum seine Abrechnung mit Jenny Lind. Es ist in der That ein interessantes Document, das er zur Erbauung der Welt, namentlich aller Sängerinnen, veröffentlichen sollte. Es stellte sich am Schluß ihres Besiammenseins ein Totalgewinn von 610,000 Dollaren heraus. Davon stelen auf Rechnung der Künstlerin 302,000 Dollare, und P. T. Barnum bezog als Löwruantheil die übrigen 308,000 Dollare.

*** Am 3. November soll die Bibliothek der verwitweten Königin der Franzosen verkauft werden. Unter den Büchern, welche dabei zum Verkauf kommen, ist eine Uebersetzung der Plünderung von Rom, eines Werks, welches J. Bonaparte, ein Ahn der Napoleoniden, im Jahr 1527 geschrieben, und welches der jetzige Präsident der französischen Republik ins Französische übersetzt hat.

*** Victor Hugo's „Napoléon le petit" ist jetzt auch in deutscher Uebersetzung erschienen unter folgendem Titel: „Napoleon der Kleine von Victor Hugo. Aus dem Französischen übersetzt von H. J. K. Savoye, gewesenem Geschäftsträger der französischen Republik zu Frankfurt; Mitglied der gesetzgebenden Nationalversammlung zu Paris, als Volksvertreter für das Departement des Oberrheins." * Noch mehre deutsche Uebersetzungen der Schrift werden von anderen Seiten angekündigt.

*** Ein Pariser Leckerbissen, der immer mehr in Aufnahme kommt, sind die Gartenschnecken. In verschiedenen Departementen gibt es Schneckenzüchter, die ihre Kunst ebenso weit gefördert wie die alten Römer, unsere Muster der Gastronomie. Die Freiburger Kapuziner hatten im sechzehnten Jahrhundert die Kunst, Schnecken zu ziehen und zu mästen, wiedergefunden, und diese Kunst wird in der Franche-Comté, in Lothringen und Burgund noch jetzt mit dem besten Erfolg betrieben. Monatlich werden in Paris allein eine halbe Million Schnecken verzehrt und zwar zu 2 Franken 50 Centimen bis 3 Franken 50 Centimen das Hundert. Bei Dijon zieht ein Schneckenmäster jährlich aus seiner Zucht sechs- bis siebentausend Franken.

*** Der französische Missionär Bonnard ist am 1. Mai in China als Opfer seines Glaubens enthauptet worden.

*** Englische Blätter stellen eine Riesenhochzeit in Aussicht. Miss Mary Simmons, 20 Jahre alt, wohnhaft zu Plaistow, mißt 6 Fuß 4 Zoll englisch. Wenn sie ihre Arme ausstreckt, so stehen die äußersten Spitzen 81 Zoll auseinander. Der Mittelfinger der Hand hat 6 Zoll, jeder Arm 28 Zoll Länge; man glaubt, sie werde noch um 3 bis 4 Zoll größer werden. Der berühmte Riese von Kent, Ed. Cranson, macht der Miss Simmons den Hof; wahrscheinlich werden sie sich bald verheiraten. Cranson, 19 Jahre alt, mißt 7 Fuß 6 Zoll englisch.

*** Der Berichterstatter eines Turiner Blattes erzählt: Ich habe Rossini besucht; er bewohnt eine prachtvolle Villa in der Nähe von Florenz und ist ebenso liebenswürdig, munter und geistesfrisch, als er nur je war. Nur ein Kummer scheint ihn zu drücken: sein Lieblingsblindchen namens Zel leidet bedeutend an den Gebrechen des hohen Alters.

*** Die prachtvolle Luftjacht des Vicekönigs von Aegypten, deren Beschreibung wir unlängst lieferten, ist auf der Fahrt von Glasgow nach dem Ort ihrer Bestimmung in der Bucht von Biscaya, von einem gelinden Sturm ergriffen und leck geworden. Die Vergoldungen, Tapeten und Verzierungen aus Papiermaché hat das Seewasser arg mitgenommen und man weiß nicht, wie man das für den sanft wiegenden Nil gezimmerte Fahrzeug übers Meer schaffen soll, ohne vorher eine Radicalkur mit ihm vorzunehmen.

*** Vor einigen Tagen erschien ein sehr elegant gekleideter Mann auf der Pariser Polizeipräfectur und verlangte eine Stiefelputzererlaubniß (médaille de décrotteur) in den Straßen. Der betreffende Beamte glaubte, der Herr verlange diese Erlaubniß für einen seiner ehemaligen Bedienten, und fragte nach dem Namen des Bittstellers; Marquis v. Villemessant war die Antwort. — Dies sind Sie vielleicht; aber wie heißt der Mann, für den Sie um eine Stiefelputzerei anhalten? — Der heißt ebenfalle so. — Sie scherzen, Herr Marquis. — Nein doch. Da man mir mein Blatt (Pariser Chronik) unterdrückt, so seh' ich mich darauf angewiesen, mit Hülfe meiner Collegen eine Stiefelputzeranstalt anzulegen. — Die Präfectur hat den Bittsteller abgewiesen, derselbe soll jedoch höhern Orts seine Bitte anhängig gemacht haben.

* Orra, Konig.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 11. October. Das Gefängniß, Lustspiel in vier Abtheilungen von R. Benedix. — Hierauf: Die Silberthaler, Klebrigkeit in einem Act nebst Musik von J. F. Kreutzer.

Mittwoch, den 13. October. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt.) Zum erstenmal: Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Hermannstadt", bearbeitet von C. Gollmick. Musik von Kreutzer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 244. Dienstag, 12. October 1852.

Vierundzwanzig Stunden in Rom.

Nach dem Französischen des Jules Sandeau, frei übertragen von Ludwig Grafen Uetterodt

Gegen Ende des verflossenen Herbstes, während die Menge aus der Porta del Popolo sich hinausdrängte und im Schatten der Bäume bei der Villa Borghese sich verlor, um beim Tact der Castagnetten die Saltarella und Tarantella zu tanzen, sah man einen Wanderer durch das nämliche Thor in die Stadt eintreten. Als die Leute in ihrer Festesfreude sein jugendliches Aussehen gewahrten, seine bleichen, von Leiden eingesunkenen Wangen und seinen ermüdeten Gang, — wichen sie vorsichtig aus, um ihm Platz zu machen. — Das wird ein deutscher oder französischer Maler sein, sagten die jungen Römerinnen und blickten theilnehmend dem Jüngling mit dem blonden wallenden Lockenhaare nach.

Dieser schritt indessen auf den ägyptischen Obelisk zu, der sich mitten auf dem Platz erhebt, und ließ sich ermüdet auf der untersten Treppe des Denkmals nieder, um auszuruhen, nachdem er seine Wandertasche, den breitkrämpigen Calabreserhut und den staubigen Wanderstab abgelegt hatte. — So blieb er lange niedergeschlagen sitzen, in tiefe Träumereien versunken. Als er endlich sein müdes Augenlid erhob und den Blick wandte, sah er, daß die wogenden Volksmassen sich zerstreut hatten; — ringsum dröhnte das Pflaster unter raschen Räderrollen und funkensprühendem Rossestuf; allmälig schienen die letzten Sonnenstralen am dunkeln Gestein des Obelisken zu verhauchen und umspielten nur noch glitzernd das hohe goldene Crucifix auf seiner Spitze.

Es waren waren grade die letzten Octobertage, frohe Festeszeiten für das römische Volk. Schweigend und verlassen während der Tage sommerlicher Hitze, schien die heilige Stadt bei den milderen Strahlen der Herbstsonne sich wieder neu zu beleben — und führte aus Neapel und Florenz die Schaaren von Fremden zurück, die sie verlassen hatten, um am neapolitanischen Meerbusen oder auf den Hügeln Toscana's Kühlung zu suchen. Die Bewohner des römischen Gebirgs sah man in Feiertkleidern zur Stadt kommen und hörte die Canzonetten von Albano, Subiaco und Velletri unter den alten Eichen und Lorbeerbäumen der Villen widerhallen.

Eben vernahm man das Läuten des Ave Maria auf den nächstgelegenen Kirchen, als der jugendliche Wandrer sich anschickte aufzustehen und ein gastliches Unterkommen zu suchen; wie er aber seine Blicke zerstreut umherirren ließ, schien plötzlich eine höhere Bewegung sich seiner zu bemächtigen; dann war es die gespannteste Aufmerksamkeit, die sich einem Punkt zuwandte und ihn an die Stelle fesselte. Jählings leuchteten seine eben noch so trüben Augen auf, wie von geheimnißvollem Feuer, seine bleiche abgehärmte Wange rötete sich wieder und sein Herz schlug hoch auf unter dem schlichten Gewande, das seine Schultern deckte. — Was mochte es sein, was ihn so bewegte, wenn er die dahin eilenden Carossen betrachtete, unter denen die Granitplatten zu seinen Füßen erbebten, auf denen er nur mühsam noch sich aufrecht hielt, mit geknickten Kräften? Nicht eines jener stolzen Gespänne ließ er vorübereilen, ohne einen heißen, verzehrenden Blick hinzusenden, — und wenn er von weitem eine wallende Haarflechte im Abendwind spielen sah, eine schöne weiße Hand wie schlafend auf den Polstern des Wagenschlags ruhen, ein bleiches Augesicht auf hochschwellende Kissen gelagert, da war es, als ob eine geheimnißvolle Stimme ihm die Nähe eines geliebten vergötterten Wesens verriete. All sein Blut schien mächtig dem Herzen zuzuströmen und ein jäher Freudestral durchzuckte sein Antlitz, das durch die Mühseligkeiten der Reise weniger verzehrt schien, als durch langen nagenden Seelenschmerz. Aber ein Wagen nach dem andern flog mit graziöser Leichtigkeit an ihm vorüber und ließ ihn traurig enttäuscht zurück, seinem Kummer so rasch wieder erliegend als er ihm entrissen worden. Eben wollte er seine Tasche aufheben und trüb und niedergeschlagen den Stab wieder zur Hand nehmen, als ein heftiges Wagengedränge am Thor entstand. Ein glänzendes Coupé, von zwei hohen Rappen mecklenburger Race gezogen, hielt plötzlich dicht vor ihm an; er stieß einen Freudenschrei aus und stürzte nach dem Wagen. Mit einer Hand griff er auf den Schlag, mit der andern riß er das Pferd des Reiters herum, der eben über ihn hinzugalopiren Miene machte. Hoch auf bäumte sich das Roß unter dem Druck der nervigen, erfahrenen Hand, — aber der Cavalier hieb im nämlichen Augenblick mit der Reitpeitsche dem Unglücklichen, der sich erfrecht, ihn in seinem Wege zu irren, quer über die Stirne und setzte in kühnem Sprung über ihn weg, unbekümmert um den leblosen Körper, der in der nämlichem Secunde in den Staub rollte — und verschwand gleich drauf mit dem Wagen, wie davon geführt auf den flüchtigen des Windes.

Nur einen Zeugen hatte diese Scene gehabt, kurz und flüchtig wie das verfliegende Wort; — es war ein Zögling der französischen Malerschule gewesen, der eben quer über die Piazza del Popolo hinschritt. Er näherte sich dem Fremdling, hob ihn in seinen Armen auf und flößte ihm einen Trunk Wassers ein, das klar und hell unter den vier marmornen Löwen am Fuße des Obelisken sprudelte. Als der Unglückliche wieder zu sich kam und mühsam die Hand nach der Stirn führte, um die schmerzlich brennende, heftig blutende Kreislinie, die die Peitsche des Reiters beschrieben hatte, zu befühlen, preßte er zornbuchbebt die Linke auf seine Brust und eine Thräne stahl sich zitternd unter seinem Augenlid hervor.

Sie haben Schmerzen? fragte theilnehmend der junge Künstler und benetzte mit seinem feuchten Tuch die Wunde des Unbekannten. — Ja, die hab' ich; erwiderte dieser mühsam nach seinem Herzen greifend mit traurigem Blick auf seinen Retter.

Ja, ich leide, wiederholte er außer sich und schlang heftig weinend die Arme um dessen Hals. — Wie, seid Ihr es, Desdichado? fragte der Maler mit schmerzlichem Erstaunen. O mein Gott, wer hätte das gedacht? Wer Euch noch im vorigen Herbst stralend im Glanz der Jugend und des Reichtums erblickt hat, darf der Euch jetzo wiedererkennen unter diesen wettergebräunten Zügen, unter diesem rauhen Gewande? So sollte ich Euch also wiederfinden, den ich vor zehn Monden erst verlassen hatte im Schooße des Glücks? — Ja, das wißt Ihr nicht, erwiderte mit finsterm Kopfschütteln der Fremde, wie das Verhängniß in so kurze Spanne Zeit so viel Leid und Unglück zu drängen vermag, — wie viel Jahre des Grams und der Schmerzen ein einziger Tag enthalten kann! Ja, ich bin Desdichado,* sagte er mit Gewalt sich ermannend. Freund, wer ist jener Mann? jener Mann, der mich geschlagen? Einer von uns beiden darf die Schramme an meiner Stirn nicht mehr sehen. — In Rom gibt es wol keinen — Ehemann, erwiderte lächelnd der Künstler, dem er nicht schimpflicher noch die Stirne besudelt wie Euch. Wer sollte nicht den Helden all unserer Feste kennen, das Schoßkind des Papstes und der Cardinäle, den Abgott unserer Damen, — den Prinzen Mariani, den begünstigten, erhörten Anbeter der Marquise R? — Du lügst, du lügst! schrie außer sich der Enterbte; die Marquise R?... Ihr kennt sie nicht, fügte er die Stimme dämpfend hinzu; ... es gibt ja so viele Marquisen in Rom! ... O, er nehme sie alle, alle... nur Beatrice lasse er dem Herrn!... Nein, nein, Ihr kennt sie nicht; die Seele der Madonna ist nicht reiner, fleckenloser wie die ihrige: die Madonnen Eures Rafael sind nicht so himmlisch wie sie. Wortlos und kalt schreitet sie durch die Welt, ohne daß die Welt sie besitzt; denn Gott hat es nicht haben wollen, daß dieser Engel seiner Hand entschlüpft, auf unserer armen Erde einen Stein fände, darauf zu rasten, — auf daß er wiederkehre ohne Säumen, wieder aufsteige in jenen Himmel, der ohne sie leer ist und öde.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Fräulein Cruvelli.

Sofia Cruvelli hat ihr Gastspiel auf der hiesigen Bühne geschlossen, und zwar mit der unbedingt besten ihrer hiesigen Leistungen, mit der Norma, die eine Besprechung in diesen Blättern bereits gefunden hat. Des Beifalls reichstes Maß ist dem seltenen Gast zu Theil geworden, aber auch eine Nachsicht, auf welche die dem urdeutschen Boden Westfalens entstammte quasi-italienische Sängerin nicht überall in ihrem Vaterland wird rechnen dürfen. Es handelt sich hier um einen Punkt, welchen wir vor Beendigung des Gastspiels aus naheliegenden Gründen weder berühren durften noch wollten, den aber ganz zu übergehen die Ehre der Kunst, das Recht des Publikums und das Interesse der hiesigen wie jeder andern deutschen Operngesellschaft uns verbieten.

Fräulein Cruvelli hat, obgleich selbst eine Deutsche und hier neben deutschen Sängern auftretend, alle ihre Partien in italienischer Sprache gesungen. Hieraus sind an jedem Gastabend höchst unerquickliche Störungen entstanden, denen gegenüber wir keinen Grund, welchen Fräulein Cruvelli für ihr Thun etwa geltend machen möchte, triftig genug finden, keine Rechtfertigung für möglich halten können. Denn zugegeben auch, daß es für den Gast seine Schwierigkeit hätte, den italienisch eingelernten Rollen, zumal nach längerem Zusammenwirken mit einer eigentlich italienischen Operngesellschaft im Ausland, nunmehr auf einer deutschen Bühne behufs Zusammenwirkens mit einer deutschen Gesellschaft den deutschen Text unterzulegen, so blieb der Künstlerin Fräulein Cruvelli nur die Alternative: entweder in einer deutsch singenden Gesellschaft um keinen Preis aufzutreten, oder aber es als ihre nicht zu umgehende Pflicht anzuerkennen, jene Schwierigkeit zu überwinden. Also gebot es die Achtung vor der darzustellenden Oper, vor dem kunstverständigen deutschen Publikum, vor den an ihrer Seite auftretenden deutschen Kunstgenossen. Sofie Löwe hat alle ihre Partien deutsch gesungen; ebenso Henriette Sonntag, die ihre Rollen zuerst für London italienisch und dann für ihr Vaterland deutsch einstudirte; Jenny Lind, eine Fremde, lernte bekanntlich mit dem größten Eifer deutsch und sang italienisch nur in italienischer Operngesellschaft; Roger, obgleich unserer Sprache noch ganz unmächtig, studirte seine Gastrollen deutsch ein und seine ächte Künstlernatur sträubte sich dagegen, wenn er, weil er die Schwierigkeiten der ihm fremden Zunge nicht überall überwinden konnte, neben deutschen Sängern eine Partie in französischer oder italienischer Sprache ausführen mußte. Alle dieser Kunstgrößen Beispiel und Erfolg widerlegen auch zur Genüge den etwaigen Einwand, durch den „weniger sangbaren" deutschen Text geschehe dem Wert einer Leistung Abbruch. Die italienisch gesungene Amine der Cruvelli war noch nicht ein Schatten jener deutschen der Löwe, die italienisch ausgeführte Rosine hat, wie schon in unserm vorigen Bericht angedeutet wurde, in allen Bezügen, namentlich auch in dem des Gesanges, die deutsche der Sonntag nicht zu erreichen vermocht, und die deutsche Norma der Löwe kann den Vergleich mit der italienischen der Cruvelli mindestens aushalten. Die deutsche Sprache thut dem Erfolg einer Opernpartie keinen Eintrag, am wenigsten vor einem deutschen Publikum; warum also will ihr Fräulein Cruvelli nicht die Ehre anthun? sie zumal, welche diese Sprache nicht erst anzulernen braucht? warum dieses rücksichtslose, unverantwortliche Zerfetzen einer Oper wie „der Barbier von Sevilla", aus welcher ganze Scenen herausgeworfen wurden, nur weil der Gast nicht deutsch singen, nicht deutsche Prosa sprechen will? Hier trifft auch die Direction der Vorwurf, daß sie dies gewähren, daß sie ihrem Publikum ein solches Stück- und Flickwerk bieten ließ. Der „Barbier von Sevilla" ist vor einem nur mäßig besetzten Hause wiederholt worden; möge Fräulein Cruvelli in diesem spärlicheren Besuch einen Ausdruck der öffentlichen Meinung, die auch wir hier vertreten, zu ihrem Frommen erkannt haben. Mögen ihr im eignen und der Direction im Interesse des Publikums die Erfahrungen nicht verloren sein, die man während dieses Gastspiels hat machen müssen: wie beispielsweise neben diesem unberechtigten Italienisch unsere deutschen Sänger und Sängerinnen rechts- und schutzlos dastanden, indem sie, die doch Unschuldigen, mochten sie nun im Ensemble mit dem Gast deutsch oder ebenfalls italienisch singen, im Verlachtwerden von einem Theil des Publikums die Strafe hinnehmen mußten für Anderer Sünden. Wenn es wahr ist, daß man den „Fidelio" zu geben abgelehnt hat, weil sogar in dieser deutschen Oper eines deutschen Meisters unser Gast vor deutschen Zuhörern die Titelrolle hat italienisch singen wollen, so finden wir es nur in der Ordnung; diese Zumutung würde unserm Publikum denn doch wol zu stark gewesen sein, abgesehen davon, daß alle Primadonnen der Welt den Verehrer wahrer Kunst für eine solche Versündigung an Beethovens Tonwerk nicht schadlos halten könnten. Wenn ferner wahr ist, daß der Intendant eines deutschen Hoftheaters auf

* Der Enterbte.

ein Gastspiel der Fräulein Cruvelli nicht eingegangen ist, weil er will, daß auf seiner Bühne von deutschen Sängern in deutscher Sprache gesungen werde, so glauben wir, daß dieses Beispiel nicht vereinzelt bleiben wird.

Möge der aus unserer Mitte scheidende Gast, der in einzelnen Zügen, insbesondere in seiner Durchführung der Norma, dargethan hat, zu wie herrlichen Leistungen seine großartigen Mittel ihn befähigen, ein ernstes, aber wolgemeintes Wort nicht übel deuten: möge sich Fräulein Cruvelli von größerer Achtung für den Tondichter und sein Werk, für ihre künstlerische Umgebung und für ihre Zuhörer durchdringen lassen, und wolle sie sich stets erinnern, daß nicht die Oper im Dienst der Sängerin, sondern die Sängerin im Dienst der Oper steht. Dann wird sie nicht nur den Text ihrer Rollen auf einer deutschen Bühne deutsch singen und, wo es eine Partie fordert, deutsche Prosa sprechen, sondern sie wird auch lebendigeren Antheil an dem Ganzen der Vorstellung nehmen, wird sich für das Gelingen der einzelnen Scenen lebhafter interessiren, wird deshalb minder theilnahmlos neben oder hinter den Mitwirkenden stehen, als wäre die Bühne für sie nur ein Concertsaal; wird vielmehr durch berechnetes und lebendiges Spiel, an welchem sie es eben noch so oft und wie geflissentlich fehlen läßt, tüchtig eingreifen. Vielleicht, daß London es in diesen Bezügen weniger genau genommen hat; aber in Deutschland wird man überall solche Forderungen an Fräulein Cruvelli stellen. Wollte sie denselben nicht gerecht werden, so könnte sie bald ihren Ruhm überleben. Im entgegengesetzten Fall wird sie überall so glänzende Triumfe feiern, wie noch hier an ihrem letzten Gastabend, wo das überfüllte Haus, von einer solchen Norma hingerissen, sich in Beifallsäußerungen stürmisch ergoß.

Daß Herr Dettmer in der „Norma" den Oroviſt wieder übernommen hat, finden wir unbeschadet der sonstigen guten Verdienste des bisherigen Trägers dieser Partie nur in der Ordnung und er selber hat es nach dem Erfolg des Abends nicht zu bereuen gehabt. In der „Lucrezia Borgia" theilte mit Fräulein Cruvelli Herr Beck als Alfons die Ehre des Abends: er wurde zu wiederholtenmalen auch aus der Scene stürmisch gerufen, denn das Publikum ehrt in diesem in allen Bezügen ächt dramatischen Sänger von herrlichen Mitteln und redlichstem Streben eine Kraft unserer Bühne, um die sie sich von jeder andern muß beneiden lassen.

Bei der Anwesenheit einer Operngröße wie die Cruvelli stand zahlreicher Besuch bei der „Braut von Messina" nicht zu erwarten, obgleich diese Tragödie nach Goethes „Iphigenie" am 28. August, also nach nahezu vollen sechs Wochen wieder das erste Schauspiel höherer Gattung war, welches uns vorgeführt wurde. Nur ein kleines Häuflein hatte sich eingefunden, aber es brachte empfänglichen Sinn mit und Stille und Andacht herrschte wie in einem Gotteshaus, so waren die Gemüter von der Weihe der Dichtung und vom Ernst des düster daherschreitenden Verhängnisses ergriffen. Die Darstellung des Trauerspiels war eine durchaus würdige und gelang vollkommen, trotz der Klippen, welche sich der Darstellung in diesem Stück mehr als in jedem andern in den Weg stellen. Fräulein Grämann gibt ein bestimmt und edel aufgefaßtes Bild der schwer heimgesuchten Mutter, eine große, erschöpfende und doch undankbare Aufgabe, weil sich das Interesse immer wieder von ihr als- und den beiden Brüdern und Beatricen zuwendet. Aber ob die Darstellerin nicht dann und wann noch den Vers zuviel heraustreten läßt und ob nicht dem Organ noch etwas mehr Weichheit, dem Vortrag mehr Modulation zu geben wäre? Oeftere Beschäftigung auf der Bühne könnte hier am besten vermitteln. — Die Herren Schneider und Devrient gaben den Don Manuel und Don Cesar, Fräulein Janauscheck die Beatrice, alle ihrer schönen Aufgabe würdig. Die Chöre, von den Herren Reger und Grahn geführt, gingen gut, und die ganze Vorstellung erntete zwischen den Acten und am Schluß den Beifall der kleinen andächtigen Zuschauergemeinde. E. S.

Die Memoiren der Frau v. Oberkirch.

Aus der Spener'schen Zeitung.

Unter den Memoiren aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dürfte es nicht leicht reichhaltigere und interessantere geben, als die der Baronesse v. Oberkirch, Gräfin v. Montbrison, die soeben in London, in drei Bänden in englischer Sprache von dem Enkel der Verfasserin, dem Grafen v. Montbrison, herausgegeben, erschienen sind. Ueber den Charakter dieser Memoiren gibt die Verfasserin in dem ersten Kapitel ihres Werkes selbst den genügendsten Aufschluß. „Die Blätter, welche ich meinen Lesern übergebe, sind keine Memoiren, sondern mehr Erinnerungen. Ich habe nie den geringsten Anspruch gemacht, ein bel esprit zu sein oder in dem Tempel des Ruhmes einen Platz einzunehmen. Ich schreibe, um an meinem Geist die bedeutendsten Ereignisse meines Lebens vorübergehen zu lassen: sie sind für mich sehr interessant, und sie werden es auch für meine Tochter sein. In welchem Licht sie andern erscheinen werden, weiß ich nicht. Ich rede wenig von dem, was mich selbst betrifft, grade so viel als notwendig ist, mich selbst kennen zu lernen und um zu beweisen, daß ich das gesehen habe, was ich berichte. Meine Gedanken und meine Betrachtungen sind ausschließlich meine eigenen, und ich bin niemanden dafür verantwortlich. Meine Erinnerungen sind mir theuer, denn ich allein habe ein Recht auf sie. Sie bekannt zu machen, würde die Glückseligkeit schmälern, die sie mir bereiten. Diese Blätter sind demnach nur als ein Kästchen zu betrachten, in welchem ich sie verwahre und aus dem ich sie in meinem Alter herausnehmen dürfte. Ich schrieb diese Blätter im Jahr 1789 in meinem neununddreißigsten Jahre."

Diese Andeutungen geben indeß nur einen allgemeinen Begriff von dem Werte dieser Memoiren, welche für die Zeit zwischen 1770 * und 1789 eine Menge interessanter Mittheilungen enthalten. Als eine Frau aus den höheren Ständen (ihr Vater war ein Freiherr Waldner v. Freundstein, und einer der späteren Sprossen dieser Familie dient noch jetzt im französischen Heere) wurde Frau v. Oberkirch bald in den vornehmen Kreisen im Elsaß, ihrem Geburtslande, bekannt. Die wichtigste Bekanntschaft und die, welche den meisten Einfluß auf ihr künftiges Leben hatte, war die mit der Tochter des Herzogs Eugen von Württemberg, der Prinzessin Sophie Dorothee Auguste, der späteren Großfürstin und Kaiserin von Rußland, der Gemalin des Kaisers Paul, und der Mutter Sr. Majestät des gegenwärtigen Kaisers, die in Rußland den Namen Maria Feodorowna angenommen hatte. Zwischen dieser Fürstin und der Frau v. Oberkirch bestand, selbst nachdem die erstere vermält worden war, ein inniges Freundschaftsverhältniß, von dem eine bedeutende Anzahl von Briefen zeugt, welche in dem Werke abgedruckt sind. Auch der Großfürst (Kaiser Paul) scheint diese Anhänglichkeit mit seiner Gemalin getheilt zu haben, denn auch von ihm finden sich mehre sehr verbindliche Briefe in dem Werke. Diese Bekanntschaft wurde für Frau v. Oberkirch die Veranlassung zu einer interessanten Reise nach Frankreich und zu ihrer genauen Bekanntschaft mit dem Hofe Ludwigs XVI.

* Frau v. Oberkirch gibt ihr Geburtsjahr 1754 an, und die Memoiren können daher sehr wol in jene Zeit fallen. D. Red.

Bekanntlich machte der Großfürst, nachheriger Kaiser Paul, mit seiner Gemalin im Jahr 1782 eine Reise nach Paris, auf der Frau v. Oberkirch die kaiserlichen Herrschaften begleitete. Die Schilderungen, welche Frau v. Oberkirch von den dortigen Sitten und der Lebensart des Hofes entwirft, haben wegen der Natürlichkeit und der Genauigkeit, mit welcher sie in die kleinsten Details eingeht, große Anziehungskraft, und wenn mitunter auch etwas chit-chat darin vorkommt, so hat das Ganze doch ein so natürliches Colorit, daß man darüber hinweggehen muß. Daß es an Anekdoten aus der Chronique scandaleuse nicht fehlt, versteht sich von selbst. Neben den Charakteristiken der bedeutendsten Personen des Hofes des Königs Ludwig XVI., der Königin Marie Antoinette ꝛc. fehlt es aber auch nicht an literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Bemerkungen über Beaumarchais, Laharpe ꝛc. und nichts kann einen anschaulicheren Begriff von dem Leben und Treiben an dem damaligen königlich französischen Hofe geben, als die Beschreibung der Vorgänge, bei denen Frau v. Oberkirch selbst Augenzeugin war, und die sie zuweilen mit großer Naivetät erzählt.

Aber nicht allein mit den Großen und Vornehmen und den ausländischen Notabilitäten, sondern auch mit den Heroen unserer deutschen Literatur, mit Goethe, Schiller, Wieland, sowie mit Lavater und andern war Frau v. Oberkirch bekannt und stand mit ihnen in Briefwechsel. So finden wir im ersten Band Briefe von Lavater (S. 77) und Goethe, der ihr seine Claudine von Villabella zum Geschenk machte und von dem sie sagt: „ich bin eine enthusiastische Bewundrerin dieses Dichters." Hier der Wortlaut des Schreibens aus Weimar vom 13. Mai 1776 datirt. „Ich sende Ihnen meine Claudine: möge sie Ihnen einen angenehmen Augenblick verschaffen; während meines Schriftstellerlebens, übrigens einem mühseligen Pfade, bin ich so glücklich gewesen, manchen würdigen Leuten zu begegnen und sie schätzen zu lernen, manchen edlen Seelen, zu denen ich auch Sie zu zählen das Vergnügen habe. Für solche namentlich freue ich mich, das schildern zu können, was auf mein Gemüt und mein Herz Eindruck macht, und Sie werden daraus ersehen, daß ich für Sie schreibe. Ich glaube, Ihnen diese wenigen Zeilen senden zu müssen, von denen ich weiß, daß Sie sie mit Nachsicht aufnehmen werden. Mögen Sie so glücklich leben, als es jemand kann, der ein Herz hat wie Sie, und geruhen Sie, mich immer zu den ergebensten Ihrer Diener zu zählen. Goethe." Wieland hatte ihr einige Stücke seines Merkurs mit einem sehr höflichen Schreiben, aus Weimar vom 12. September 1776 datirt, geschickt.

Unter den einzelnen merkwürdigen Personen, welche Frau v. Oberkirch in Paris sprach, verdient auch Cagliostro nicht übergangen zu werden, über den Frau v. Oberkirch mehres Interessante mittheilt (Bd. 1. S. 162), namentlich in Bezug auf seine Profezeiungen. Auch über die berüchtigte Herzogin von Kingston findet sich vieles.

Wir glauben genug von diesen Memoiren gesagt zu haben, um die Aufmerksamkeit der Leser, welche an dergleichen Mittheilungen Geschmack finden, darauf hinzuleuken. Offenbar haben sie einen großen Wert wegen der persönlichen Anschauung, etwas das man von vielen Memoiren, namentlich den in der neuesten Zeit in Frankreich erschienenen, nicht sagen kann. Sollte eine deutsche Uebersetzung des englischen Originals erscheinen (das Recht, eine französische zu veranstalten, vindicirt sich der Herausgeber, Graf v. Montbrison, auf dem Titel), so wird der Uebersetzer wolthun, die unzähligen Druckfehler in den Namen vorher zu berichtigen.

Tabletten.

*** Neulich wurde der Fußboden der in Mitte der Stadt Riga befindlichen lettisch-evangelisch-lutherischen St. Johanniskirche 6 Fuß tief aufgegraben, behufs der Legung eines Fundaments zum Stützpunkt der Säulen, welche das vergrößerte Orgelchor und das Unterchor tragen sollen. Man fand nach Meldung der Rigaer Zeitung in dieser Tiefe eine Anzahl Särge mit Leichen, von denen der größere Theil bei der Berührung in Staub zerfielen; aber drei Leichen hatten in ihren Särgen der Verwesung widerstanden. Zwei Leichen, eine männliche und eine weibliche, hatten ein vollständig mumienartiges Ansehen von dunkelbrauner Farbe, Haut und Fleisch war eingetrocknet und hart, das Haar deutlich. Die dritte weibliche Leiche, der Größe nach in einem Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren beerdigt, hatte der natürlichen Verwesung bis zu dem Grade widerstanden, daß das Fleisch, obwol auch bräunlich, trocken und hart, noch die natürlichen Formen vollständig zeigte und sogar den lieblichen Ausdruck des Gesichts noch deutlich erkennen ließ. Von der Kleidung des Körpers war keine Spur sichtbar, nur der Kopf zeigte die weiße Hülle eines Häubchens, die bei der Berührung sogleich in Staub zerfiel; dagegen waren die Handschuhe unversehrt und zeigten noch die über die Finger hinausgehenden hohlen Spitzen. Ferner hatte das schwarze Wollkreppband des Häubchens unter dem Kinn der Vermoderung vollkommen widerstanden und eben so ein schwarz wollenes um die Mitte des Körpers geschlungenes Band. Da seit hundert Jahren keine Leiche mehr in dieser Kirche beerdigt worden ist, so dürfte dieser Fall wol zu den merkwürdigsten Erscheinungen bei der Verwesung gehören. Die Leichen wurden wenige Fuß von der alten Ruhestätte wieder dem Schoos der Erde übergeben.

*** An demselben Tag, wo die Nachricht von Napoleons Flucht aus Elba nach Wien gelangte, war eben großes Diplomatendiner beim Fürsten Metternich und sämmtliche ankommende Gäste suchten aus den Zügen des Herzogs von Wellington zu lesen, ob er von der großen Mär schon gehört habe. Er aber that nichts dergleichen, bis alle Gäste versammelt waren; dann erst sagte er: Meine Herren, haben Sie gehört daß der Kaiser entflohen ist? und zu Talleyrand hintretend und diesem die Hand auf die Schulter legend setzte er hinzu: Quant à moi, Monsieur de Talleyrand, je suis soldat du roi de France. Auf diese einfache Weise gab er mit einemmal zu verstehen, was er im Namen Englands in dieser kritischen Lage zu thun gedenke.

*** Die Münchener verlustiren sich über ein ungeheures Faß, das von dem Schäfflergesellen Staudacher in Rosenheim verfertigt und im Circus aufgestellt ist. Es faßt tausend Eimer, also zum Beispiel grad so viel Bier, daß ein Mann, der täglich sechs Maas zu sich nimmt (was natürlich gar nicht viel ist), siebenundzwanzig Jahre daran zu trinken hätte. Glückliche Aussichten! Das Faß ist für das Vigl-Riemerschmidsche Etablissement in München bestimmt.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 12. October. Deborah, Schauspiel in vier Acten von Mosenthal.

Mittwoch, den 13. October. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt.) Zum erstenmal: Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Herrmannstadt", bearbeitet von C. Gollmick. Musik von Kreutzer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 245. Mittwoch, **13. October 1852.**

Vierundzwanzig Stunden in Rom.

Nach dem Französischen des Jules Sandeau, frei übertragen von Ludwig Grafen Uetterodt

(Fortsetzung.)

Ich log, ich irrte, erwiderte Lorenzo; jene Marquise weilt nicht in diesen Mauern und gern will ich glauben, daß sie noch in dem Himmel ist, von dem Ihr sie herabsteigen laßt. Es gibt in Rom nur eine Marquise R. und Ihr hättet sie können vorübereilen sehen, wie ein trübes Schattenbild Eurer Träume. Mariani ritt ihr zur Seite, — aber die Räder ihres Wagens, weniger luftig wie Eure fantastischen Gebilde, hätten Euch beinahe auf dem Pflaster zermalmt.

Und wer sagt Euch, rief Desdichado, erbleichend vor Schreck und Zorn, daß Mariani ihr erklärter Anbeter, ihr Geliebter ist? Ja, so seid ihr alle; die Ehre einer Frau zu vernichten, kostet euch nicht mehr Mühe als das Knicken eines Rohres, und eure giftigen Worte jagt ihr in den Wind, ohne zu fragen, wo sie niederfallen! O Lorenzo, Lorenzo, die Ehre einer Frau ist ein Kristall, so klar und zerbrechlich, daß man nur mit frommer scheuer Hand daran greifen sollte. — So liebt Ihr also dieses Weib? frug Lorenzo bekümmert. — Ja, ich liebe sie! antwortete der Enterbte. — Armer, unglücklicher Thor! murmelte der Künstler vor sich hin. Desdichado, fügte er nach einem Moment hinzu, — wenn meine Worte Euch verletzt, so nehmt Tasche und Wanderstab und schüttelt fern von Rom den Staub von Euren Schuhen, hier würde die heilige Reinheit Eurer Liebe zu viel zu dulden haben. Geht, geht, Freund, flieht! Mariani hat das Heiligtum befleckt, vor dem Ihr niederkniet. — Lorenzo, Lorenzo, murmelte der Fremdling mit gebrochner Stimme, Lorenzo ... o nur ein Wort! — Was soll ich Euch sagen, erwiderte der Künstler, was nicht auch ganz Rom Euch mittheilen könnte? Wie Beatrice sechzehn Jahre alt war, ward sie, schön und vornehm, dem greisen Marchese R. vermält, einem finsteren, grämlichen Egoisten. Es war ein Trauertag für Beatrice, ein Tag des Jubels für die römische Jugend, die in dieser Verbindung nur ein neues Schlachtopfer erblickte, und zwar den alten Marchese. — Das Opfer war Beatrice! — In tiefster Zurückgezogenheit lebte sie mit dem greisen Gemal, der endlich in ihren Armen verschied. Als sie wieder in der Welt erschien, einem Schatten gleich, der der Gruft entschlüpft ist, drängten sich die Huldiger vor ihren Schritten, und jeder gedachte in der Glut seiner Wünsche der entblätterten Blume neues Leben einhauchen zu können. Aber Beatrice blieb rein wie der Quell, der aus diesem Marmor sprudelt; all dieser Weihrauch, all diese dargebotene Liebe glitt an ihr ab, ohne sie zu erwecken und zu zerstreuen, und all jener Belästigungen überdrussig, versuchte sie fern von Rom Ruhe und Friede zu finden. — Sie ist's, sie ist's, es ist Beatrice, rief begeistert der Enterbte aus. Ihr seht wol, daß sie rein ist und ohne Schuld, rein wie meine Liebe, stralend, ohne Fehl, wie jener schöne Stern, der über uns schimmert.

In diesem Augenblick goß der bleiche Mondstral sein Licht über das weite Rom aus, das zu schlummern schien, wie unter schimmernd durchsichtigem Schleier. Die Piazza del Popolo war öd und verlassen, der Corso schweigend und ausgestorben, man hörte nur das Plätschern der Fontänen und dann und wann den fernen Klang der Melodien, durch die lauen Nachtlüfte dahergetragen von den Boskettten und Lauben bei der Villa Borgheſe.

Hört weiter, erwiderte mit kalter Ruhe Lorenzo. Nach einem Jahr des Fernseins kehrte die Marquise zurück. Sie war allein weggezangen, sie kam in Begleitung des Mariani wieder. Ihr habt ihn gesehen; er ist ebenso schön wie übermütig, an seiner Liebe scheiterte die strenge Tugend der Marquise. — Noch einmal, wer hat Euch das gesagt? fragte Desdichado, dem das Blut in die Wangen schoß. — Wer in Rom würde es Euch nicht sagen? Die Vertraulichkeit der beiden Liebenden macht auf Verschwiegenheit und Verborgenheit keine Ansprüche; sie bekennen ihr Verhältniß mit offener Stirn, Beatrice leugnet nicht und Mariani bestätigt und gesteht offen ein! Nun, was denkt Ihr jetzt davon? — Ich denke, daß Mariani ein Geck und ein elender Schurke ist, sagte Desdichado dumpf; kommt, morgen werde ich zweier Menschen Ehre zu retten haben. — Was wollt Ihr beginnen? fragte der junge Künstler, indem er seinen Genossen nach einem Gasthof der Piazza d'Espanna führte. Ein Duell, eine Herausforderung? Wißt Ihr, daß Mariani der gefährlichste Raufbold Italiens ist, daß Ihr nicht ungestraft ihm gegenüber Euer Leben aufs Spiel setzt? Uebrigens, welches Gewicht legt ihr auf die ganze Sache? Mariani hat Euch allerdings geschlagen; aber habt Ihr Euch nicht wie toll und wahnsinnig seinem Pferd an den Zügel gestürzt, bevor er Euch die Gerte über die Stirn zog? Habt Ihr diese Kränkung nicht hervorgerufen, und konnte Mariani, der Euch im Leben nicht gesehen, unter der schlichten Einfachheit Eurer Kleider einen Mann Eures Namens vermuten? Was die Ehre der Marquise anbetrifft, so verdient Ihr Euch schlechten Ruhm, wollt Ihr als Rächer eines Opfers auftreten, das sich freudig seinem Verderben dargeboten hat. Es bleiben somit nur Eure Rechte zu verfechten und gar wol begreif' ich Euren Kummer; Beatrice ist schön und ... — Ich habe keine Rechte! erwiderte Desdichado mit traurigem Kopfschütteln; Beatrice hat mich nie geliebt, ihre Lippen haben die meinen nie geküßt und niemals hat es meine Hand gewagt, die ihrige zu drücken! — So beklagt Euch denn doch nicht! rief der junge Künstler aus. Es wird Euch leichter fallen, Mariani's Liebe das zu entreißen, was er sich einst nicht geschent von der Tugend der Marquise zu ertrotzen; mögt Ihr immerhin eingedenk sei, daß unter Nebenbuhlern auch andere Waffen üblich sind wie Blei und gutes Eisen; daß zum Herzen

eines geliebten Weibes ein weniger blutiger Weg sicherer ist als der, den Ihr einschlagen wollt. — Aber Desdichado, in finsteres Sinnen verloren, hörte längst nicht mehr zu und erwiderte kein Wort. Uebrigens, fügte Lorenzo hinzu, gehöre ich Euch an mit Leib und Leben, die Tage des Glücks, die ich Eurem Wolwollen verdanke, werd' ich nimmermehr vergessen; ob reich, ob arm, ob glücklich oder elend, mein Herz und meine Hand stehen Euch zur Verfügung.

Bei diesen Worten drückte er des Freundes Hand mit Wärme und Aufrichtigkeit, und seine Züge, sonst eisig, kalt und untermischt von einem Hauche bittern Spottes, drückten in diesem Augenblick eine so innige Wärme aus, eine so blinde Hingebung, daß man glauben konnte, er böte mit seiner Hand auch zugleich seine ganze Seele dar. Desdichado stürzte an seine Brust. Also auf morgen, sagte er ihm, auf morgen zum Sonnenaufgang; es wird vielleicht mein letzter Lebenstag sein, aber ich erwarte mir auch nichts weiter vom Leben und meines Erbtheils an Erdenglück bin ich längst schon verlustig gegangen.

Nachdem nun die freigebigsten Anerbietungen mit Zartheit dargebracht, mit dem stolzen Dank des Unglücks waren zurückgedrängt worden, hielten die beiden Freunde vor einer gastlichen Herberge der Piazza d'Espanna still. Ihr habt mich, begann Lorenzo von neuem, nicht in das Geheimniß eingeweiht, das Eure jetzige Lage veranlaßt, aber ich ehre und achte den Schleier, den Ihr darüberzieht; was auch immer das Schicksal sein möge, das der Himmel über Euch verhängt, mit dem ersten Frührot bin ich an Eurer Thür, uud solltet Ihr selbst in dieser Nacht mein Hab und Gut oder meinen Arm gebrauchen können, so eilt jene Treppe hinan, die Eurer Locanda gegenüber liegt, sie wird Euch nach der Villa Medici führen, wo Ihr mich zu jeder Stunde finden werdet, bereit Euch zu helfen und zu dienen. Bei diesen Worten drückte Lorenzo die Hand des Fremdlings und entfernte sich verstimmt über die Dinge, die aus den Ereignissen des heutigen Abends entspringen möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Oper und Drama.

Skizze nach Richard Wagner's gleichnamigem Werk, mitgetheilt von F. M.

(Fortsetzung.)

Der künstlerische Fortschritt nun, der sich in der Ausbreitung einer bestimmten, bewußten Absicht in ein unendliches, aber dennoch wiederum genau sich kundthuendes Gefühlsvermögen herausstelle, ist Gegenstand der weiteren schließlichen Darstellung.

Zur Tonart der Melodie (das ist demjenigen, was die in der Melodie enthaltenen verschiedenen Töne dem Gefühl zunächst in einem verwandtschaftlichen Band zuführt) sich wendend, sucht der Verfasser aus der „Freudenmelodie" Beethovens den Unterschied zwischen der sogenannten patriarchalischen und der aus der dichterischen Absicht auf dem Wortvers emporgewachsenen Melodie nachzuweisen, wie jene von Beethoven zur Bestimmung des Gefühls gefundene, in ihrer Beschränkung auf eine bestimmte Tonart, auf ein Tonfamilienverhältniß, in welchem sich das alte Nationalvolkslied bewegt, sich zeige, diese, um dem Gefühl recht verständlich zu sein, die engere Verwandtschaft der Tonart durch die Verbindung mit wiederum verwandten Tonarten bis zur Urverwandtschaft der Töne überhaupt sich auszudehnen vermöge, indem sie so das sicher geleitete Gefühl zum endlichen, rein menschlichen Gefühl erweitere.

Sodann geht Wagner, in fortschreitender Entwickelung an der Hand des stabgereimten Verses, — dem er, nach seiner ganzen reinen Natur und Eigentümlichkeit, nach seiner Fähigkeit zur mannigfaltigsten Modulation und Ausdrucksweise, eine neue große Zukunft verspricht und zu erschließen unternimmt, — auf die dichterisch-musikalische Periode, wie sie sich nach einer Haupttonart, als Grundton der angeschlagenen Empfindung, bestimme, und gelangt zur Bezeichnung desjenigen Kunstwerks als des für den Ausdruck vollendetsten, „in welchem viele solche Perioden nach höchster Fülle sich so darstellen, daß sie zur Verwirklichung einer höchsten dichterischen Absicht eine aus der andern sich bedingen und zu einer reichen Gesammtkundgebung sich entwickeln, in welcher das Wesen des Menschen nach einer entscheidenden Hauptrichtung hin, das heißt nach einer Richtung, die das menschliche Wesen vollkommen in sich zu fassen im Stande sei, (wie eine Haupttonart alle übrigen Tonarten in sich zu fassen vermöge) auf das sicherste und begreiflichste dem Gefühl dargestellt werde. Dieses Kunstwerk sei das vollendete Drama, in welchem jene umfassende Richtung des menschlichen Wesens in einer folgerichtigen, sich wolbedingenden Reihe von Gefühlsmomenten mit solcher Stärke und Ueberzeugungskraft an das Gefühl sich kundgebe, daß, als notwendige bestimmteste Aeußerung des Gefühlsinhalts der zum umfassenden Gesammtmotiv gesteigerten Momente, die Handlung aus diesem Reichtum von Bedingungen als letzter, unwillkürlich geforderter und somit vollkommen verstandener Moment hervorgehe."

Die Harmonie, die sich, nach dem obigen, als horizontale Reihe zeigt, hängt aber mit ihrem Grund durch eine senkrechte (verticale) Kette, den harmonischen Accord, zusammen. Das Miterklingen dieses Accords gibt dem Ton der Melodie erst die besondere Bedeutung, nach welchem er zu einem unterschiedenen Moment des Ausdrucks als einzig bezeichnend verwendet wurde. Das Miterklingen der Harmonie zur Melodie (die Gegenwart der Grundharmonie) überzeugt das Gefühl erst vollständig von dem bestimmten Gefühlsinhalt der Melodie. Dies Miterklingen ist die einzig zu ermöglichende Erleichterung für das Verständniß des Gehörs.

„Wenn bisher der Musiker seine Musik so zu sagen aus der Harmonie herausconstruirte, so wird jetzt der Tondichter zu der aus dem Sprachvers bedingten Melodie die andere notwendige, in ihr aber bereits enthaltene, rein musikalische Bedingung, als miterklingende Harmonie, nur wie zu ihrer Kenntlichmachung, noch mit hinzufügen. In der Melodie des Dichters ist die Harmonie, nur gleichsam unausgesprochen, schon mitenthalten; sie bedang ganz unbeachtet die ausdrucksvolle Bedeutung der Töne, die der Dichter für die Melodie bestimmte. Diese Bedeutung, die der Dichter unbewußt im Ohr hatte, war bereits schon die erfüllte Bedingung, die kenntlichste Aeußerung der Harmonie, aber diese Aeußerung war für ihn nur eine gedachte, noch nicht sinnlich wahrnehmbare. An die Sinne, die unmittelbar empfangenden Organe des Gefühls, theilt er sich jedoch zu seiner Erlösung mit und ihnen muß er daher die melodische Aeußerung der Harmonie mit den Bedingungen dieser Aeußerung zusichern, denn ein organisches Kunstwerk ist nur das, was das Bedingende mit dem Bedingten zugleich in sich schließt und zur kenntlichsten Wahrnehmung mittheilt. Die bisherige absolute Musik gab harmonische Bedingungen; der Dichter würde nur das Bedingte in seiner Melodie mittheilen und daher eben so unverständlich als jener bleiben, wenn er die harmonischen Bedingungen der aus dem Sprachvers gerechtfertigten Melodie nicht vollständig an das Gefühl kund thäte.

„Die Harmonie konnte aber nur der Musiker, nicht der Dichter erfinden. Die Melodie, die wir den Dichter aus dem Sprachvers erfinden sahen, war, als eine harmonisch bedingte,

daher eine von ihm mehr gefundene als erfundene. Die Bedingungen zu dieser musikalischen Melodie mußten erst vorhanden sein, ehe der Dichter sie als eine wolbedungene finden konnte. Diese Melodie bedang, ehe sie der Dichter zu seiner Erlösung finden konnte, bereits der Musiker aus seinem eigensten Vermögen: er führt sie dem Dichter als eine harmonisch gerechtfertigte zu, und nur die Melodie, wie sie aus dem Wesen der modernen Musik ermöglicht wird, ist die den Dichter erlösende, seinen Drang erregende wie befriedigende Melodie."

Im Drama der Zukunft können nach des Verfassers Ansicht bei der Gedrängtheit und Verstärkung der Motive wie der Handlung nur Theilnehmer an der Handlung gedacht werden, die aus ihrer notwendigen individuellen Kundgebung jederzeit entscheidenden Einfluß auf dieselbe äußern, also nur Persönlichkeiten, die wiederum zur musikalischen Kundgebung ihrer Individualität einer mehrstimmigen symphonischen Unterstützung, das ist Verdeutlichung ihrer Melodie, bedürfen, keineswegs, außer in seltenen, vollkommen gerechtfertigten und zum höchsten Verständniß notwendigen Fällen, zur blos harmonischen Rechtfertigung der Melodie einer andern Person dienen können. Selbst der bisherige Chor in der Oper würde nach Wagners Auffassung zu verschwinden haben, da auch ihm nur lebendig überzeugende Wirkung im Drama beigemessen wird, wenn er die blos massenhafte Kundgebung vollständig verliere und an ihrer Stelle der Umgebung vom Dichter der Charakter individueller Theilnahme an den Motiven und Handlungen verliehen werde. Bei dem vollkommen bedingten Antheil aller handelnden Personen und ihrer Umgebung an einem gemeinschaftlichen Gefühlsausdruck hat der Tondichter einzig der polyphonischen Vocalmasse die Wahrnehmbarmachung der Harmonie zu übertragen; auch hier bleibt es seine notwendige Aufgabe, den Antheil der dramatischen Individualitäten am Gefühlserguß nicht als bloße harmonische Unterstützung der Melodie kundzugeben, sondern die Individualität des Betheiligten in bestimmter, wiederum melodischer Kundgebung sich kenntlich machen zu lassen, und hierin hat er sein höchstes Vermögen zu bewähren. Das Organ aber zur Wahrnehmbarmachung der Harmonie, das zugleich in sich das Vermögen einer Charakterisirung der Melodie besitzt, wie es die symphonisirende Vocalmasse durchaus nicht hat, ist das Orchester, vom Verfasser „als der verwirklichte Gedanke der Harmonie in höchster, lebendigster Beweglichkeit" charakterisirt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Taubstumm-Blinden.

Aus einem Bericht über das Blinden- und Taubstummeninstitut zu Lausanne.

J. E. Meystre, 1826 zu Thierrens in der Schweiz geboren, wurde im elften Monat nach seiner Geburt durch die Blattern taub und, da er noch nicht sprechen konnte, auch stumm. Seine Erziehung, in einer ganz armen Familie, wurde dadurch sehr erschwert, so daß er sich nur durch Zeichen verständigen konnte. Da traf ihn in seinem siebenten Jahr noch das Unglück, durch einen unvorsichtigen Schuß beide Augen zu verlieren. Von da an bis zu seiner Aufnahme in das Blindeninstitut zu Lausanne (in seinem achtzehnten Jahr) hat sich niemand mit seiner Erziehung und geistigen Entwickelung beschäftigt. Sogleich nach seinem Eintritt in die Anstalt wurde bemerkt, daß er sich mit großer Leichtigkeit an dem neuen Aufenthaltsort überall zurecht fand. Herr Hirzel, Director der Anstalt, begann nun mit großer Geduld das schwierige Werk seiner geistigen Entwickelung. Die einzige Methode, ein Kind sprechen zu lehren, ist die, daß man ihm Gegenstände zeigt und nennt. Bei dem taubstummblinden Meystre konnte die erste Vermittelung nur dadurch geschehen, daß man ihm Gegenstände mit einer Hand zu fühlen gab, während die andere über das aus erhabenen Lettern zusammengefügte Wort geleitet wurde. Man ließ ihn z. B. eine Feile fühlen und zugleich das Wort lime (Feile). Um ihm bemerklich zu machen, daß es dabei nicht auf die Größe, sondern nur auf die Form der Buchstaben ankomme, wurden Alphabete von verschiedenen Größen angewendet. Die erste Verständigung erfolgte langsam, aber sie erfolgte; das Gesicht des Schülers strahlte vor Freude, als er zuerst den Zweck dieser Operation erkannte. Er setzte nun selbst die Worte aus beweglichen Lettern zusammen und folgte dem Unterricht mit fieberhafter Aufmerksamkeit. Bald lernte er die Buchstaben selbst aus dem Kasten hervorsuchen und nach dem Gebrauch wieder alphabetisch ordnen. So weit kam er in den ersten drei Wochen. Die Beobachtungen, zu denen der Zögling durch diese einfachen Uebungen geführt wurde, waren für ihn Ereignisse und steigerten sein geistiges Leben. Da Meystre durch diesen Unterricht täglich nur eine oder zwei Stunden beschäftigt wurde, so konnte er den größeren Theil seiner Zeit auf Handarbeiten verwenden. Da er Lust zum Drechseln zeigte, so wurde damit ein Versuch gemacht. Die Fortschritte waren ganz unerwartete; er ist jetzt der geschickteste Drechsler in der Anstalt; er erfindet neue geschmackvolle Formen, welche anderen zum Modell dienen. Diese mehrfachen glücklichen Erfolge erweckten bei Herrn Hirzel die Hoffnung, seinen Schüler auch sprechen zu lehren. Die ersten Schritte zu diesem Ziel waren sehr schwierig und schienen einige Zeit ganz erfolglos zu sein, da Meystre den Zweck derselben nicht begriff. Die größten Schwierigkeiten bereitete die Hervorbringung und Unterscheidung der Vocale. Ueber diesen Punkt äußert Herr Hirzel selbst: Die Töne A und O, die Meystre zuerst aussprechen lernte, bilden die Ausgangspunkte von zwei verschiedenen Vocalreihen und sind die ersten Elemente der Sprache; sie müssen sich daher in allen Idiomen wieder finden. Dem Princip nach gibt es nur diese zwei Vocale, und alle anderen, wie zahlreich sie auch sein mögen, sind nur Modificationen davon; natürlich ist hier nur vom Ton, nicht vom Buchstaben die Rede. In der französischen Sprache ist eine dieser Vocalreihen a, ai, e, i; die andere o, ou, eu, u. Wenn wir von einem der Grundvocale A oder O ausgehen, so finden wir, daß bei seiner Aussprache die Zunge sich allmälig erhebt und senkt oder umgekehrt senkt und erhebt. Da diese Zungenbewegung beiden Reihen gemein ist, so sind sie in dieser Beziehung nicht wesentlich verschieden. Das Einzige, wodurch sie sich wesentlich unterscheiden, ist die Bewegung der Lippen. Bei der Aussprache der A-Laute bleiben sie in ihrer natürlichen Lage, und nähern sich nur einander, je mehr man in der Reihe von a nach i vorschreitet. Die umgekehrte Scala bringt eine entgegengesetzte Bewegung hervor. Bei der O-Reihe nehmen die Lippen die Form dieses Buchstabens an und ziehen sich allmälig im Vordrängen zusammen. Man kann daher diese Laute so charakterisiren: die A-Reihe bildet sich durch allmäliges Schließen der Lippen, die O-Reihe durch Vordrängen und kreisförmige Zusammenziehung der Lippen.

Nachdem dieses Gesetz einmal gefunden war, bedurfte es nur seiner geduldigen materiellen Anwendung. Herr Hirzel ließ vier Prismen von ungleicher Größe anfertigen, deren größtes der Mundöffnung für A entsprach, und so die kleineren den übrigen Vocalen der A-Reihe. Durch Einfügung dieser Prismen zwischen die Lippen gelang es wirklich, die entsprechenden Laute hervorzubringen. Ebenso wurden durch vier Ringe von entsprechenden Größen die Vocale der O-Reihe hervorgerufen. Auf diese Weise wurde allmälig die Aussprache aller gewünschten Vocale erlangt,

aber nur erst nach vieler Uebung gelang es bei Meyfire, sie ohne diese mechanische Hülfe hervorzubringen. Weit weniger Schwierigkeit boten im allgemeinen die Consonanten. Meyfire lernte zuerst das Wort Ami aussprechen, welches zugleich der Taufname eines Blinden der Anstalt ist. So oft er nun das Wort aussprach, mußte dieser zu ihm kommen. Mit großer Ueberraschung bemerkte das Meyfire und entdeckte auf diese Weise, daß man mit Hülfe der Sprache sich aus einiger Entfernung verständigen könne. Seine Freude darüber war unaussprechlich, und von dieser Zeit fing er an, seine Kameraden bei Namen zu rufen oder allein mit lauter Stimme zu lesen. Große Schwierigkeiten bereitete freilich noch der grammatikalische Unterricht; durch eine Menge sinnreicher Mittel sind dieselben indessen größtentheils überwunden worden und Meyfire spricht, schreibt und druckt jetzt ziemlich geläufig, letzteres mit Hülfe einer außerordentlich zweckmäßigen Handpresse für Blinde, welche Herr Hirzel selbst erfunden hat.

Tabletten.

*** Im verflossenen Sommerhalbjahr studirten auf den 28 Universitäten Deutschlands und der Schweiz im ganzen 18,810 Studenten, nämlich 17,060 immatriculirte und 1750 nicht immatriculirte. Im Durchschnitt kommen auf eine Universität 609 Studenten; 16 Universitäten erreichen diese Mittelzahl nicht, 12 erheben sich über dieselbe. Was die einzelnen Facultäten betrifft, so studirten auf 11 Universitäten katholische Theologie 1800; auf 19 Universitäten protestantische Theologie 1765; auf 26 Universitäten Rechts- und Cameralwissenschaften 6761; auf 23 Universitäten Medicin ꝛc. 4183; auf 27 Universitäten Philosophie ꝛc. 2644. Nach der Frequenz ist die Rangordnung der Universitäten folgende: Wien 2630, Berlin 2171, München 1961, Prag 1346, Bonn 1012, Breslau 864, Leipzig 812, Würzburg 776, Tübingen 774, Heidelberg 732, Göttingen 677, Halle 670, Jena 433, Gießen 411, Erlangen 400, Gratz 399, Königsberg 339, Freiburg 338, Marburg 315, Münster 302, Olmütz 286, Innsbruck 257, Greifswalde 204, Zürich 200, Bern 189, Kiel 141, Rostock 106, Basel 65. Die Gesammtzahl der an den genannten Universitäten wirkenden Docenten betrug 1666, nämlich 851 ordentliche, 348 außerordentliche, 40 Honorarprofessoren und 427 Privatdocenten.

*** Auf Hayti, unter den Unterthanen des Kaisers Soulouque erzählt man sich die Schöpfungsgeschichte der Neger auf folgende Weise: Im Anfang der Dinge erschuf der liebe Gott (Bon Dieu) drei schwarze Männer und drei schwarze Weiber, drei weiße Männer und drei weiße Weiber und ließ ihnen, um ihnen von vornherein jeden Vorwand der Beschwerde zu nehmen, die freie Wahl des Guten und Bösen, indem er nichtsdestoweniger den drei schwarzen Paaren, für welche er eine kleine Verliebe hatte, zuerst zu wählen gestattete. Es war ein zusammengefaltetes Papier und ein großer Flaschenkürbiß auf die Erde gelegt. Die Schwarzen, welche das Größere für das Bessere erachteten, wählten den Kürbiß, und als sie ihn geöffnet hatten, fanden sie darin nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und andere Metalle, deren Gebrauch sie nicht kannten. Die Weißen öffneten nun ihrerseits das Papier und siehe da, es war ein „gesprochenes Papier" (papier parlé), ein beschriebenes Papier, ein „Sprechpapier", wenn wir so sagen sollen, welches ihnen alle Güter verhieß. Die Schwarzen gingen in die Wälder, um da ihren Aerger zu verbergen, und der liebe Gott führte die Weißen an das Gestade des Meeres, wo er sich alle Nächte mit ihnen unterhielt. Er lehrte sie ein Schiff bauen, dann führte er sie in anderes Land, von wo sie viele Jahre nachher zurückkamen, um mit den Schwarzen in Verkehr zu treten. Das ist der Grund, weshalb die Schwarzen, indem sie den Bon Dieu, der sie verlassen, ebenfalls verließen, ihre Anbetung den untern Geistern zuwendeten, und das der Grund, warum „der Weiße immer ein Papier in der Tasche hat, um den Neger zu betrügen", nach dem haytischen Sprichwort, welches in der Originalsprache lautet: Blanc toujou gagné papier nan poche pour moqué nègue.

Frankfurt, den 12. October.

Aus dem Städel'schen Institut.

Georg Cornelius in Hanau, dessen früheres Bild „Jesus und die Samariterin", wie diese Blätter berichtet haben, von dem Kunstverein in London angekauft worden, hat eine neue Arbeit „Luther, nachdem er die Thesen angeschlagen" vollendet und nun im Städel'schen Kunstinstitut ausgestellt. Der Entwurf ist für einen jungen Künstler ein kühner. Der dargestellte Moment gibt uns einen Lichtblick der Geschichte, dessen Schlagschatten auf die Zukunft der Menschheit fällt. Waren die fünfundneunzig Thesen zunächst auch nur gegen den Ablaß gerichtet, und hatte Luther dabei durchaus nicht die Absicht, an das Gebäude des Papsttums die Hand zu legen, — er schrieb bekanntlich noch im Jahr 1518 an den Papst: „Es gerate nun wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß Eurer Heiligkeit Stimme Christi Stimme sei, der durch sie handle und rede" — so wird man doch immerhin unterstellen können, daß ihm, dem Augustinermönch, bei der Aufstellung der Thesen die Ahnung der Folgenschwere seiner Handlung und damit das wenn auch unklare Gefühl einer Mission innewohnte. Diese Situation hat der Maler in seinem Bild zu treffen gewußt. Luther steigt die Stufen nieder, welche von der Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg herabführen, in der Rechten eine Papierrolle, mit der andern Hand das Mönchskleid im Schreiten leicht aufnehmend. Aus dem aufgeschlagenen Blick spricht das Bewußtsein einer Erfüllung, die stille, bewältigende Kraft der Wahrheit, das Gefühl des Siegs im Kampf für und durch dieselbe, während die Blässe und eine leicht markirte Hagerkeit des Gesichts den Mann des Zweifels und der tiefen Forschung bezeichnen. An den Schwellen der Kirche steht links eine Gruppe von Studenten, vor ihnen ein paar Knaben, nachher ein Kriegsmann in der bunten Tracht seines damaligen Standes. Damit sind die nächsten Träger und Stützen der neuen Lehre glücklich angedeutet, in den Studenten zugleich derjenige Kreis, in welchem Luther als Lehrer der Wittenberger Hochschule und siegreicher Disputator gegen die Scholastiker damals lebte. In den Köpfen mischt sich Neugierde mit Theilnahme, und in der Hauptfigur der Schüler insbesondere liegt das feste, durch das Anschauen Luthers sich stärkende Vertrauen. Sehr gelungen sind die beiden Kinder aufgefaßt. — Etwas jedoch vermissen wir, was für das Bild sehr vortheilhaft gewesen wäre, — einen Standesgenossen Luthers und damit den Ausdruck der Wirkung des Geschehenen auf den größten Theil der damaligen Welt. — Die Behandlung der Farbe und des Lichts sind gut und verraten ein gründliches Studium.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 13. October. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt.) Zum erstenmal: **Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien**, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Hermannstadt", bearbeitet von C. Gollmick. Musik von Kreutzer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 246. Donnerstag, 14. October 1852.

Vierundzwanzig Stunden in Rom.

Nach dem Französischen des Jules Sandeau, frei übertragen von Ludwig Grafen Uetterodt

(Fortsetzung.)

Er kannte gar wol des Enterbten ritterliche Gesinnung und erging sich keinen Augenblick in Täuschungen über die Schritte, die der versprochenen Zusammenkunft folgen würden. Schwebte er indessen über das Leben des jungen Freundes in bangster Sorge, so fiel ihm auch ein, wie Duelle in Rom strengster Ahndung unterworfen seien und die gesetzliche Verfolgung der Secundanten sowol wie der Kämpfer nach sich zögen. So sah sich denn der junge Künstler, der trüb und finster umherirrte unter den Bäumen bei seiner Villa, im Geiste schon flüchtig, aus seinem geliebten Rom verbannt; dann, wenn er in Gedanken wieder auf den Enterbten zurückkehrte, zermarterte er sein Hirn in Vermutungen und Fragen, wie es wol möglich sei, daß Umstände und Verhältnisse, so allgemein beneidenswert, nach kurzen Monden sich in solche verwandeln könnten, die der Theilnahme, des Mitleids eines jeden würdig?

Unterdessen hatte Desdichado nach einer Stunde des Ausruhens sich in einen Mietwagen geworfen, der ihn nach dem Pallazzo Mariani brachte.

Hell erleuchtet war das stolze Gebäude, um welches die Equipagen im Hofraum sich drängten; durch die offenen Fenster konnte man feenhafte Gestalten dahingleiten sehen und hörte das Rauschen seidener Gewänder, die oft sich nach dem Garten voll duftender Strauchgewächse und blendender Statuen verloren, wie gespenstische Schatten in festlichen Kleidern. — Ja, es war auch ein Fest im Palast des stolzen Mariani; die weiten Terrassen im Duft der Orangen und Cytisusbäume hallten von den Klängen des Orchesters wider, die strahlenden Kronleuchter glänzten hell und beleuchteten nach oben die kunstvollen Fresken der Plafonds, nach unten die stattlichen Tänzer und Tänzerinnen, die im Walzertact über die Mosaikböden hinglitten.

Der Enterbte mischte sich unter das dichte Gedränge, verlor sich aber bald unbemerkt vom Gelärm des Festes hinweg in eine einsame dunkle Gallerie. Mehre Augenblicke irrte er schon dort umher, als verworrenes Gespräch an sein Ohr drang und vage, unbestimmte Gestalten sich seinem Auge darstellten. Rasch zog er sich in eine Fensternische zurück und zwei Schatten schlüpften geheimnißvoll an ihm vorüber.

Warum so traurig und so träumerisch? sagte Mariani mit weicher, klagender Stimme. Obwol die Königin an diesem Ort, Seele dieses Festes, wollen Sie schon wieder fliehen, nachdem Sie kaum gekommen? O Beatrice, vergebens hat es meine Liebe versucht, sei es in ernstem Mühen, sei es im Rausche der Freuden, Herr zu werden über die finstere Melancholie, unter welcher Ihre schönen Tage dahinwelken; nicht eine Thräne vermocht' ich in Ihre Augen zu locken, nicht ein Lächeln auf Ihre Lippen! Beatrice, sind Sie denn immer so kalt wie die Marmorbilder um uns her? fügte er hinzu, indem er seine Hand auf die Statue der Artemis legte, deren Stirn vom hellen Mondstral plötzlich erleuchtet, zu lächeln und zu stralen schien, als sei sie umwoben vom Abglanze ihrer einstigen Göttlichkeit. — Traurig und träumerisch? erwiderte eintönig Beatrice und stützte sich ermüdet auf den Arm Mariani's. Ich bin dieses Weihrauchs überdrüssig; der Gesang dort unten, die Musik, haben mich ermüdet, mein bedrücktes Gemüt sträubt sich schmerzlich wider die Freudenklänge des Festes, wie meine matten Augenlider gegen das helle Flackern der Kerzen. Mariani, lassen Sie mich von dannen gehen, halten Sie mich nicht zurück; meine kurze Jugendzeit hab' ich erlöschen sehen unter Thränen und dorniger Pflichterfüllung; wo in der weiten Welt gibt es einen Sonnenstral, der ein erstorbenes Feuer wiederbeleben könnte? — Beide entfernten sich und man hörte nichts weiter als das Rauschen des seidenen Gewandes der Marquise, dem herbstlichen Hauche ähnlich, der im Spätjahr die welken Blätter von den Aesten treibt.

Im Hofe angelangt, legte Mariani der Marquise den Marderpelz um die Schulter und geleitete sie an den Wagen; auf ihre Hand drückte er einen heißen andächtigen Kuß. Dies Weib muß verrückt sein oder dumm, dachte er, indem er sich die Stufen seines Palastes emporschwang; leichtsinnig und froh, als habe der Wagen die Bürde seines Lebens, das bitterste Weh seiner Seele mit von dannen geführt. Giulio Giuliani! rief er, indem er sich auf die Schulter eines jungen Florentiner Grafen stützte, der eben vor einem Credenztisch sich befand, welcher sich bog unter der Last feuriger Weine, unter dem Gewicht goldener, silberner und krystallner Schalen. Schenke mir von jenem gischenden Wein Frankreichs ein, Giulio, sagte er, ich will mit dir anstoßen auf lustige Liebschaften! — Aber als er eben das schäumende Kelchglas an die Lippen führen wollte, legte eine Hand sich auf seine Schulter und sich umwendend, stand der Enterbte dem Prinzen dicht gegenüber.

Bleich und schrecklich wie die Bildsäule des Commandeurs beim festlichen Gelage des Don Juan, zog Desdichado Mariani auf eine benachbarte Terrasse mit sich fort und die blonden Haarlocken von der Stirne schüttelnd, fragte er: Erkennen Sie mich, Prinz?

Aber Mariani betrachtete den jungen Mann mit wortlosem Staunen.

Prinz, hob der Fremde mit eisiger Kälte von neuem an, Prinz, ich bin Ihnen ebenbürtig! und er wies auf die klaffende Schramme an seiner Stirn; hier ist mein Fürstenhut. Da Ihre Peitsche sich nicht gescheut, mich ins Angesicht zu treffen, so wird, ich denk' es, Ihr Degen es nicht unter seiner Würde halten, sich mit dem meinigen zu kreuzen. Bei diesen Worten streckte er die Rechte gegen Mariani aus, der die seinige hinein-

legte! Auf morgen, Prinz! fügte Desdichado hinzu; gönnen wir der Polizei nicht die Zeit, unsere Schritte auszukundschaften. Sobald das Licht Ihrer Kerzen erbleicht, im ersten Morgenstral werden Sie mich bei jenem Obelisk antreffen, wo heute Ihr Pferd mich zu Boden warf. Ich rechne fest auf Sie; die römische Campagna ist verschwiegen und die Ebene dehnt weit genug sich aus, um noch ein Grab zu fassen. — Es war so viel Würde im Ausdruck jener Worte, so viel königlicher Anstand in der Haltung und auf den Zügen des Fremden, so viel eiserne Strenge in seinem Blick, daß Mariani nur durch ein Beugen des Kopfes zu antworten vermochte.

Desdichado entfernte sich ohne ein Wort hinzuzufügen, während der römische Fürst unbeweglich auf der Terrasse blieb und ihn mit den Augen verfolgte. Aber nachdem der erste Schauer unerwarteten Entsetzens vorüber war, begann Mariani sich seiner selbst zu schämen und fragte sich, wie es gekommen, daß er jenen Eindringling, der Banquo's Geist so trefflich parodirt, nicht vor die Thüre habe werfen lassen. Rasch erzählte er dem Grafen Giulio das kurze Abenteuer und beide wollten vor Lachen sich ausschütten, als sie in das dichte Gedräng fröhlicher Ballgäste zurückeilten.

Während indeß der Prinz ohne Schrecken die Blumen des Festes sich entblättern sah und den Glanz der Lichter verbleichen, dessen Dauer vielleicht auch die seines Daseins sein konnte, hatte der Enterbte mit Hülfe des Wagens, der ihn hergebracht, den Pallazzo Farnese erreicht, wohin die ernstverschlossene Beatrice sich zurückgezogen hatte. Elf Uhr dröhnte es von den Kirchthürmen, als der ruhelose Wandrer an die Thüre pochte.

(Fortsetzung folgt.)

Oper und Drama.

Skizze nach Richard Wagner's gleichnamigem Werk, mitgetheilt von F. M.

(Fortsetzung.)

Nachdem er die Unterschiedenheit des Orchesters nach Ausdrucksvermögen und Klangfarbe von der Vocaltonmasse ausführlicher nachgewiesen, vergegenwärtigt er nochmals den besondern Charakter der Gesangsmelodie als eine nicht nur sinnig, sondern auch sinnlich aus dem Wortvers hervorgegangene und durch ihn bedingte; ihr Ursprung liegt dem Sinne nach in dem Wesen der nach Verständniß durch das Gefühl ringenden, dichterischen Absicht, der sinnlichen Erscheinung nach in der Wortsprache. Von diesem Ursprung aus schreitet sie in ihrer Ausbildung bis zur Kundgebung des reinen Gefühlsinhalts des Verses vermöge der Auflösung der Vocale in den musikalischen Ton bis dahin vor, wo sie mit ihrer rein musikalischen Seite sich dem eigentümlichen Element der Musik zuwendet, während sie die andere Seite ihrer Gesammterscheinung dem Element der Wortsprache zugekehrt läßt. „In dieser Stellung wird die Versmelodie das bindende und verständliche Band zwischen der Wort- und Tonsprache, als Erzeugte aus der Vermälung der Dichtkunst mit der Musik, als verkörpertes Liebesmoment beider Künste. Zugleich ist sie aber auch mehr und steht höher als der Vers der Dichtkunst und die absolute Melodie der Musik, und ihre nach beiden Seiten hin erlösende, wie von beiden Seiten her bedingte Erscheinung wird zum Heil beider Künste nur dadurch möglich, daß beide ihre plastische, von den bedingenden Elementen getragene aber wol geschiedene, individuell selbständige Kundgebung als solche nur unterstützen und stets rechtfertigen, nie aber durch überfließende Vermischung mit ihr ihre plastische Individualität verwischen."

Der Betrachtung des Orchesters, als eines selbständigen, an sich von jener Versmelodie des Darstellers — dem lebengebenden Mittelpunkt des dramatischen Ausdrucks, dem nächsten Verwirklicher der dichterischen Absicht — unterschiedenen Elements, und seiner Fähigkeit, dieselbe nicht nur durch Wahrnehmbarmachung der sie bedingenden Harmonie, sondern auch durch sein eigentümliches, ausdrucksvolles Sprachvermögen zu tragen, wie der See den Nachen trägt, ist ein längerer Abschnitt gewidmet, in welchem das Orchester hauptsächlich als Träger und Verdeutlicher der reinen Melodie, als Dolmetscher des Unaussprechlichen: der Geberde und des Gedankens (des Bandes zwischen einer ungegenwärtigen und einer gegenwärtig nach Kundgebung ringenden Empfindung), als Anreger und Erwecker der Ahnung (Vorbereitung der Erscheinung, die sich endlich in Geberde und Versmelodie kundgibt) und der Erinnerung (Ableitung von der Erscheinung) dargestellt wird. „An dem Gesammtausdruck aller Mittheilungen des Darstellers an das Gehör wie an das Auge nimmt das Orchester somit einen ununterbrochenen, nach jeder Seite hin tragenden und verdeutlichenden Antheil: es ist der bewegungsvolle Mutterschoos der Musik, aus dem das einigende Band des Ausdrucks erwächst. Der Chor der griechischen Tragödie hat seine gefühlsnotwendige Bedeutung für das Drama im modernen Orchester allein zurückgelassen, um in ihm, frei von aller Beengung, zu unermeßlich mannigfaltiger Kundgebung sich zu entwickeln; seine reale, individuell menschliche Erscheinung ist dafür aber aus der Orchestra hinauf auf die Bühne versetzt, um den im griechischen Chor liegenden Keim seiner menschlichen Individualität zu höchster selbständiger Blüte, als unmittelbar handelnder und leidender Theilnehmer des Dramas selbst, zu entfalten."

Die sich anreihende Betrachtung, wie der Dichter vom Orchester aus, in welchem er vollständig zum Musiker geworden sei, sich zu seiner zunächst in der Versmelodie sich verwirklichenden Absicht, die ihn bis hierher geleitet, zurückwende, um sie durch die ihm auf das reichste erwachsenen Mittel des Ausdrucks vollkommen zu verwirklichen, führt ungefähr zu folgendem Ergebniß.

Wie eine fertige, geschaffene Melodie uns unverständlich bleibt, weil willkürlich deutbar, so muß eine fertige, geschaffene Situation eben so unverständlich bleiben. Dadurch, daß der Dichter sein Kunstwerk in stetem organischen Werden vorführt, uns selbst zu organisch mitwirkenden Zeugen dieses Werdens macht, befreit er seine Schöpfung von allen Spuren seines Schaffens. Der Dichter, der uns zu solchen Zeugen machen will, hat sich zu hüten, auch nur den kleinsten Schritt zu thun, der das Band des organischen Werdens zerreißen könnte. Er hat seine Gestalten zuerst in Lebenslagen von kenntlicher Aehnlichkeit mit denen zu zeigen, in welchen wir uns selbst befunden haben oder doch befunden haben können. Von da aus erst kann er stufenweise zur Bildung von Situationen aufsteigen, deren Kraft und Wunderbarkeit uns aus dem gewöhnlichen Leben heraus versetzen, und den Menschen uns nach der höchsten Fülle seines Vermögens hinstellen. Er hat zu diesem Zweck die Erwartung von vorn herein für seine Absicht zu benutzen durch das Mittel des die erwartungsvolle Empfindung selbst ausdrückenden Orchesters (womit aber die heutige Opernouvertüre nicht gemeint ist). Die erwartete Erscheinung, die als dramatische Person vorgeführt wird, hat sich in der Sprache kund zu geben, die unsere Empfindung anregte, und zwar so, daß sie diese Empfindung zu bestimmen vermag, indem ihr ein fester Punkt gegeben wird, um welchen sie sich als menschliches Mitgefühl sammeln und an welchem sie sich zur besondern Theilnahme an der handelnden und leidenden Person verdichten kann. Dies vermag überzeu-

gend nur die Wortsprache darzulegen, dieselbe, die dem gewöhnlichen Leben verständlich ist, und in welcher wir uns gegenseitig eine Lage und einen Willen mittheilen, denen diejenigen ähnlich sein müssen, die die dramatische Person uns jetzt darlegt, sobald sie von uns verstanden werden sollen. Die Wortsprache darf aber bei unserer erregten Simmung eine von der Tonsprache, die unsere Empfindung erregte, nicht durchaus unterschiedene, sondern muß mit dieser, gleichsam als der Verständlicher und zugleich auch Theilhaber jener Empfindung, bereits verschmolzen sein. Der Dichter hat sich nur an das Charakteristische des über dem gewöhnlichen Leben stehenden Ausdrucks der dramatischen Person zu halten und diesen mit dem ihn rechtfertigenden Inhalt zu erfüllen. Bei dem hierdurch erhöheten Standpunkt entwickelt er das Ungewöhnliche und Wunderbare der dramatischen Individualitäten und Situationen in dem Grad, als die Sprache der Darsteller sich aus der bereits tönenden Wortsprache zur Tonsprache erheben kann, als deren Blüte die Melodie erscheint. — Eine von dieser Grundlage ausgehende und bis zu solcher Höhe wachsende Situation bildet an sich ein deutsch unterschiedenes Glied des Drama's, das nach Inhalt und Form aus einer Kette solcher organischer Glieder besteht, die sich gegenseitig bedingen, ergänzen und tragen müssen.

Die vollendetste Einheit der Form des gemeinten Drama's, welche nur als Kundgebung eines einheitlichen Inhalts denkbar, wird als diejenige bezeichnet, in der ein weitester Zusammenhang von Erscheinungen des Lebens, als Inhalt, sich in einem so vollkommen verständlichen Ausdruck an das Gefühl mittheilen kann, daß dieser Inhalt in allen seinen Momenten sich als ein das Gefühl vollkommen erregender und befriedigender manifestirt. „Der Inhalt — sagt der Verfasser — hat also ein im Ausdruck stets gegenwärtiger, und dieser Ausdruck daher ein den Inhalt nach seinem Umfang stets vergegenwärtigender zu sein; denn das Ungegenwärtige erfaßt nur der Gedanke, nur das Gegenwärtige aber das Gefühl." — In dieser Einheit des Ausdrucks ist ihm zugleich und einzig entscheidend auch das bisherige Problem der Einheit des Raums und der Zeit gelöst. — „In der Oper hatte der Musiker bisher eine einheitliche Form für das ganze Kunstwerk gar nicht auch nur angestrebt; jedes einzelne Gesangstück war eine ausgeführte Form für sich, die mit den übrigen Tonstücken der Oper nur ihrer äußern Structur nach als ähnlich, keineswegs aber einem formbedingenden Inhalt nach wirklich zusammenhing. Das Zusammenhangslose war so recht eigentlich der Charakter der Opernmusik."

(Fortsetzung folgt.)

Die Guano-Inseln.

Aus der Nationalzeitung.

Drei Felsen ohne ein einziges grünes Blatt, mit einer braunen, unter der wolkenlosen Sonne zerborstenen Oberfläche, nie seit der Sündflut von einem Regentropfen befeuchtet, sind heute die Minen des einst wegen seines Goldes berühmten Peru. Sie heißen die Chincha-Inseln. Unaufhörlich sind Schiffe um sie versammelt, um ihnen das Fett von den Rippen zu nehmen, das heißt den Guano, der die ausgesogenen Aecker ferner Länder wieder fruchtbar machen soll. Der Vorrat auf den beiden Lobos-Inseln, die Webster entdeckt haben will, obwol sie schon auf den Karten des sechzehnten Jahrhunderts verzeichnet sind, ist verhältnißmäßig unbedeutend. Der Guano, der im Handel ist, kommt von den Chinchas. Wer von Callao aus die Inselgruppe ansegelt, berührt zuerst ein größeres Eiland, San Gallon, dessen Hauptstadt Pisco dem weißen, durch die ganze Südsee bekannten Branntwein den Namen gibt. Ein paar Seemeilen weiter und jeder, der eine Nase hat, weiß, daß er sich den Guanolagern nähert; mit jeder Schiffslänge wird der Geruch durchdringender. Die drei Felsen liegen ziemlich genau in der Richtung von Norden nach Süden, durch Zwischenräume von beziehungsweise einer und zwei Seemeilen getrennt. Der südlichste ist noch gar nicht angebrochen, der nördliche fast ganz abgeräumt, von dem mittleren wird jetzt geladen. Sie sind alle von einerlei Bildung, mit steilen Uferwänden, von deren Kante der Fels kegelförmig aufsteigt. Alle Klüfte und Thäler sind mit Guano ausgefüllt, so daß die Oberfläche einen ziemlich regelmäßigen Kegel vorstellt. Die Gräbereien sind daher von sehr verschiedener Tiefe, von einigen Zollen bis zu hundert Fuß. Obwol die Felsen jeder nur etwa zwei Meilen im Umfang haben, so ist der Vorrat doch ganz unglaublich. Schätzungen sind natürlich sehr unzuverläßig, aber nach der mäßigsten halten die drei Inseln 250 Millionen Tonnen Guano. Ihn abzuräumen würde nach dem bisherigen Verkehr 180 Jahre erfordern, und wenn der bisherige Preis von 5 Pfund Sterling für die Tonne sich hält, 1250 Millionen Pfund Sterling einbringen, also anderthalbmal soviel als die englische Staatsschuld beträgt. Diese Flamingos und Pelikane sind wahre Ducatenmännchen.

Man versichert, daß die Peruaner schon unter den Ynkas das Düngungsmittel gekannt und daß die Spanier es von ihnen gelernt haben. Es wird dort besonders für Mais und Kartoffeln benutzt und anders angewandt als in Europa. Nachdem die Pflanzen aus der Erde hervorgekommen sind, macht man kleine Rillen, entweder um jede einzelne Pflanze oder in Reihen, füllt dieselben mit Guano, deckt ein wenig Erde darüber und setzt das Feld auf 20 bis 24 Stunden unter Wasser. Wo die Mittel dazu fehlen, muß man sich mit Besprengen helfen. Das Wort ist ursprünglich indianisch, huanu, das heißt thierischer Dünger, von den Spaniern in huano und wegen der starken Aspiration des spanischen h von den Engländern in Guano verwandelt. Der Stoff findet sich an der ganzen Küste Südamerikas bis zum Cap Horn, aber der von den Chinchas ist der beste, wahrscheinlich weil die Inseln in dem regenlosen Striche liegen.

Wir landen an einem schmalen Streifen sandigen Vorlandes zum großen Mißvergnügen seiner Bewohner, der besagten Ducatenmännchen. Sie zählen übrigens für nichts gegen die Schaaren, die sonst hier ihr Absteigequartier hatten und durch den Verkehr vertrieben sind. Ueber uns schwebt eine Wolke von Pelikanen, aus denen hin und wieder einer senkrecht hinabfällt, wie von einer Kugel durchbohrt, aber bald wieder aufsteigt mit einem zappelnden Fische in seinem Beutel. Tiefer flattert um uns her ein Schwarm von Möven, Channets, Hammelvögeln, Tauchern und unzähligem andern Gefieder, das kaum dem Namen nach bekannt ist. Auf einem einzelnen Felsblock steht der Pinguin, der Pastor, wie die Matrosen ihn nennen wegen des schwarzen Leibrockes, der weißen Halsbinde und des würdevollen Benehmens. Seine kurzen, weit hinten angebrachten Beine und sein langer Körper eignen ihn nicht zum Lustwandeln; darum sitzt er stundenlang auf seiner Kanzel, anscheinend in so tiefe Betrachtungen versunken, daß man meint, er werde sich mit Händen greifen lassen. Aber so wie das Boot ihn erreicht hat, geht er davon wie der Erpel in dem Studentenlied, in einer sehr unehrerbietigen, lächerlichen Positur, taucht unter und kommt erst ein paar hundert Schritte weiter wieder vor. Ueber die Gerippe einiger Seelöwen stolpernd, sind wir an dem Guano, und nach einigen Schritten bis an die Knie darin. Er liegt in regelmäßigen Lagern wie der Torf; die untern sind durch den Druck fester geworden und haben eine dunkelrote Farbe, die

nach oben blasser wird. An der Oberfläche hat er eine bräunliche, von der Sonne gedörrte Kruste. Diese Kruste ist mit Nestern, wie ein Honigwaben mit Zellen, und mit Eierschaalen, Gräten und andern Fischüberresten gefüllt. Auf einem sehr beschwerlichen Pfade erreichen wir die Hauptstadt der Insel. Sie steht auf einem abgeräumten Platze und enthält 20 oder 30 erbärmliche Zelte, aus vier leichten Pfosten und einigen Grasmatten gebildet. Das Hausgerät sind ein paar roh gearbeitete Bänke und schmutzige Kochtöpfe. Die Betten bestehen aus Grasmatten. Mit der Garderobe macht man wenig Umstände. Einen alten Poncho und ein paar zerrissene Calicohosen tragen nur die Urwähler erster Klasse; manche gehen ganz nackt. Eine etwas anspruchsvollere Hütte wird von zwei englischen Matrosen bewohnt, die sich als Lootsen niedergelassen haben. Der Commandant, ein alter Herr von martialischem Ansehen, führt ein altes Kajütenfenster in seinem Hause. Aehnliche Ansiedelungen liegen an andern Stellen der Insel. Die Gesammtzahl der Arbeiter beträgt zwischen zwei- und dreihundert; sie sind meistens Indianer und ganz vergnügt bei ihrem verhältnißmäßig hohen Tagelohn, obwol alles um und an ihnen, die Nahrungsmittel nicht ausgenommen, mit Guano geschwängert ist. Wegen der Hitze arbeiten sie des Nachts und schlafen oder rauchen am Tage. Um ihr Geld los zu werden, machen sie hin und wieder einen Ausflug nach Pisco und treiben es wie die Matrosen in Europa, nur mit Pisco und Chicha (Maisbier) anstatt des Rum und Porter, und der Guitarre und des Fandango anstatt der Violine und des Hornpipe.

Die Gräberei sieht ganz wie ein Steinbruch aus. Das Laden wird durch die Oertlichkeit sehr erleichtert. Oben auf der Klippe ist ein Balkenverschlag, der sich landwärts weit öffnet und nach der See spitz zuläuft in eine Oeffnung, an der ein Schlauch von Segeltuch das steile Ufer hinabhängt. Die Schiffe legen sich dicht an die Klippe, wo noch sieben Faden Wasser sind, lassen das untere Ende des Schlauches in den Raum hinabhängen und die Arbeiter schütten oben den Guano ein. Die Lage der Schiffsmannschaft während des Ladens ist nicht beneidenswert; Augen, Mund und Nase werden von dem feinen Pulver erfüllt, so daß man Werghündel unter die Nase binden muß, um das Athmen möglich zu machen. Mancher alte Theer, der in Haar und Backenbart Guano genug für ein mäßiges Landgut beherbergt, äußert den Wunsch, Seine infernalische Majestät möge die Landwirte verdammen, sich ihren Dünger selbst zu laden. Das ganze Schiff wird zu einer großen Schnupftabaksdose und man will sogar die Ratten haben niesen hören. Die Arbeit der Matrosen, die auf dem Deck stehen und durch Taue den Schlauch in einer schüttelnden Bewegung erhalten, ist aber Kinderspiel gegen das Geschäft der Indianer, die unten im Raum die Ladung ausbreiten und feststampfen. Sie lösen sich alle zwanzig Minuten ab, verschlingen, wenn sie herauskommen, ein Quart eiskaltes Wasser, setzen eine Ladung Pisco darauf und werfen sich in irgend einen Winkel, bis die Reihe wieder an sie kommt. In drei Tagen ist das Laden in der Regel beendigt; dann geht es zunächst nach Callao, wo Schiff und Mannschaft sich einer gründlichen Wäsche unterwerfen, ehe sie die Rückreise nach Europa antreten. Auch der Guano entgeht der Verfälschung nicht, und wer nicht unmittelbar aus dem Schiffe kauft, weiß nie, wieviel Sand und alten Kalk er mit in den Kauf bekommt. Die „elenden" englischen Landwirte haben im vorigen Jahr etwa zwanzig Millionen preußische Thaler in diesem Artikel angelegt.

Tabletten.

*** Ein amerikanisches Blatt erzählt folgende wahre Begebenheit aus den dreißiger Jahren. Ein Gutsbesitzer in Kentucky hatte einen schwärmerisch-frommen Neger, den er im ganzen mild und menschlich behandelte. Obgleich er selbst nicht zu den Tugendspiegeln im Lande gehörte, pflegte er die Christlichkeit seines Negers als ein Mirakel herauszustreichen. Eines Sonntags hatte er Besuch; es wurde stark getrunken. Das Gespräch kam auf das schwarze Gesinde, und der Hausherr pralte mit seinem Neger, der die Religion fester halte als zehn Bischöfe. Sein Gast lachte und rief: Dummes Zeug! Ich will jedem Schwarzen in einer halben Stunde seinen Gott aus dem Leibe peitschen. Der Hausherr widersprach und es kam zu einer Wette! Man rief den Neger und die beiden Ehrenmänner sagten ihm eine schauerliche und gotteslästerliche Abschwörungsformel vor mit dem Bedeuten, er habe kein Recht den Christen zu spielen wie seine weißen Herren, er müsse augenblicklich den Glauben an den Heiland abschwören oder sich darauf gefaßt machen, zu Tod gepeitscht zu werden. Der unglückliche alte Mann erstarrte vor Schrecken — er kannte den grausamen Ernst von Pflanzerspäßen — faßte sich aber bald und rief: Nein, Massa! Bitte Massa, kann nicht! Christus für mich gestorben sein! Bitte Massa! Seine Bitten blieben fruchtlos und die Probe begann. Bald fiel der Neger unter den Streichen der Treiber in Ohnmacht. Als er zu sich kam wurde die erste Aufforderung wiederholt. Blutend, stöhnend und mit flehenden Blicken rief der Schwarze: Herr sei gepriesen, Massa! kann nicht, Massa! Christus, er sterben für mich, ich sterben für Christus. Da der Gast auf der Ausführung des Experiments stand und betheuerte, er könne die Wette nicht aufgeben, wurde die Operation fortgesetzt, bis der Gast — verloren hatte. Der Neger starb unter der Peitsche.

*** Der Gebrauch des Gases beim Kochen scheint in Berlin immer mehr in Anwendung zu kommen und es sind nicht wenige Familien dort, welche gegenwärtig ausschließlich mit Gas kochen. Auch den Versuch, mit Gas zu heizen, hat man bereits gemacht, und zwar in einem Hause, wo Gas gebrannt wird. Eine mit Guttapercha überzogene Röhre wird in die Oefen hineingeleitet und man öffnet und schließt vermittels eines Hahnes die Ausströmung. Nicht allein soll bei dieser Heizung die Temperatur in den Zimmern eine sehr gleichmäßige sein, sondern man rühmt auch die Bequemlichkeit bei diesem Verfahren.

*** Es dürfte vielleicht wenig bekannt sein, welche wichtige Rolle die Zahl neun im achtzehnten Jahrhundert in Betreff der Geburtsjahre berühmter Dichter und Schriftsteller spielt. Es sind nämlich geboren 1709: Jerusalem; 1719: Kästner, Lichtwer und Gleim; 1729: Lessing; 1739: Chr. F. D. Schubart; 1749: Goethe; 1759: Schiller; 1769: E. M. Arndt; 1779: v. Sonnenberg; 1789: Friedrich Rückert und Ernst Schulze; 1799: Heinrich Heine.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 14. October. Der Vetter, Lustspiel in drei Acten. — Hierauf: Das Versprechen hinterm Herd, Liederspiel in einem Act.

Freitag, den 15. October. Die Räuber, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Schiller.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 247. Freitag, 15. October 1852.

Vierundzwanzig Stunden in Rom.

Nach dem Französischen des Jules Sandeau, frei übertragen von Ludwig Grafen Uetterodt

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit wird niemand vorgelassen, sagte ein baumlanger Lakai in reicher goldverbrämter Livree, und maß das schlichte Aeußere des späten Ankömmlings mit dem Uebermut einer ächten Bedientenseele. — Sagen Sie der Marquise, erwiderte Desdichado ohne sich irre machen zu lassen, daß Prinz Mariani mich hersendet. Ich habe versprochen, dieses Billet persönlich in ihre Hände zu legen, es selbst und persönlich zu übergeben; von meiner Hand darum nur wird sie es erhalten, und sollt' ich ohne Beichte und Absolution verscheiden, so hab' ich es auf den Leib des Erlösers geschworen und bei der benedeiten Jungfrau. Meinen Lohn hab' ich zum voraus empfangen sowie auch den Eurigen. Bei diesen Worten warf er dem habgierigen Lakai vier römische Thaler zu; — es war das letzte, was er auf Erden besaß. Aber was verschlug ihm das; hatte er doch mit Zeit und Ewigkeit abgeschlossen und sich sein Theil Lebensluft und Sonnenlicht zugemessen!

Der Lakai verschwand, kehrte aber eilfertig zurück und geleitete Desdichado durch eine lange Gallerie mit Spiegelwänden hindurch, an deren Ende eine durch schwere seidene Draperien verborgene Thüre sich befand, die auf den Druck einer geheimen Feder sich öffnete; wie in schwerem Traumgang war Desdichado seinem Führer gefolgt und sah sich nun plötzlich im Betzimmer der Marquise. Beklommen und bleich wie der Stral der Astrallampe, der das Gemach beleuchtete, blieb er vor Beatricen wie angewurzelt stehen, die auf schwellende Sammetpolster hingelagert, das Haupt nachlässig zurückgelehnt, den Duft der Bäume und Blumen einsog, der durch das weitgeöffnete Fenster hereindrang, durch welches sie träumerisch auf das Rauschen eines Springbrunnens horchte, der mit keckem Uebermut seine mächtigen Stralen hinauf unter die Zweige der Akazien- und Tulpenbäume sandte und im Mondstral in tausenden leuchtender Diamanten erstarb. Ohne den Blick nach der Thür zu verwenden, die leise sich wieder geschlossen hatte, streckte die Marquise nachlässig den Arm aus, als wolle sie nach dem erwarteten Billet Mariani's greifen; aber Desdichado drückte ihre Hand in die seinige.

Wer sind Sie? rief die Dame von jähem Entsetzen aufgeschnellt. Wer sind Sie? wiederholte sie sich fassend, als sie den schmächtigen jungen Mann erblickte, der erbebend vor ihr stand. Was wollen Sie von mir? — Ach, ich bin es, ich, der sie liebt! erwiderte der Enterbte mit gepreßter Stimme. So haben Sie mich denn ganz vergessen und kennen mich nicht mehr? Ein Sterbender möchte noch einmal die Sonne blicken, ehe er auf immer die Augen schließt. Ich habe noch einmal Euch sehen müssen, ehe ich aus dem Leben scheide. — Sie, Sie, und immer wieder Sie! murmelte ärgerlich die Marquise und fiel in die Kissen zurück. — Ja, ich, — immer und ewig ich! — erwiderte der Fremdling. Wähnten Sie, die Erde könne ein Asyl bergen, wohin meine Liebe Ihnen nicht folgen würde? Sie haben es nicht glauben wollen, obgleich Sie von der Liebe wissen, deren mein Herz voll ist; Sie kennen sie wol, die unablässige Verfolgerin Ihrer Schritte, die weder Ihre Kälte und Schroffheit noch auch die Mißgunst des Schicksals verbannen kann. — Und worauf machen Sie sich Rechnung? frug hochfahrend Beatrice. Ist Ihnen etwa noch unbekannt, daß Sie mir gleichgültig sind? — Hören Sie mich, sagte der junge Mann mit flehender Stimme; morgen werde ich aufgehört haben zu leben, und es sind die letzten Worte, die ich an Sie richte; hören Sie sie darum an, stoßen Sie sie nicht von sich, in diesem letzten, in diesem äußersten Moment; haben Sie einen Funken Theilnahme für ein entschwindendas Dasein, das Ihnen so ganz zu eigen war! — Die Marquise gab Desdichado ein Zeichen sich zu setzen; er warf sich zu ihren Füßen nieder und blickte sie lange schweigend an, aber ein ungeduldiges, gelangweiltes Zucken ihrer Augen hieß ihn reden.

In Florenz war es, begann er, wo ich Sie an einem Herbsttag zum erstenmal erblickte. Unseliger, verhängnißvoller, und doch dreifach benedeiter Tag, an dem sehen und lieben eins war! Von meinem früheren Leben nichts; von meiner Vergangenheit, die dem vorausging, was mir durch Sie zu Theil ward! Weiß ich es denn noch, was früher mit mir war, ehe ich Sie kannte? Ich liebte Sie, und von meinen vergangenen Tagen blieb mir bald nur eine vage, flüchtige Erinnerung, die in den stürmischen Wonnen meines neuen Daseins unterging, wie eine Thräne im Ocean, wie ein verhallender Klagelaut im Herbststurm. Meine Seele glaubt' ich todt und ich sah sie wieder erwachen, heiß und begehrlich unter dem Stral Ihrer Augen; ich wähnte meine Jugend verwelkt, verloren, und ich sah sie wieder aufkeimen wie die Knospe im Frühling. Ich war gekommen, um fern von der Heimat, unter einem andern Himmel Glück und Frieden zu suchen, ich fand trostlose Qual! Was lag daran, ich liebte ja, ich war dennoch glücklich! Sie stießen mich von sich; zu edel, um mit dem gläubigen Vertrauen eines Knaben zu spielen, wollten Sie nicht dulden, daß Hoffnungen in seiner Brust aufkeimten. Ihr inneres Sein floh jede Maske, jede Verstellung, zeigte sich stolz, dürstend nach Unabhängigkeit, voll eisiger Kälte, und Ihr Herz, vor kurzem noch niedergebeugt, schien aufzujauchzen über die wieder errungene Freiheit! Ich unterwarf mich und liebte mit frommer Selbstverleugnung, liebte hoffnungslos mit verzehrender, nie gestillter Glut, in der meine ganze Seele aufging. O, ich sage Ihnen nichts von jenen verborgenen Frendeschauern, nichts von dem unbekannten, von keinem Auge bemerkten Entzücken, das ich aus jenem neuen Leben zu schöpfen wußte. Es war mir gelungen, dem stürmischen Herzblut Ruhe

zu gebieten, die wilden Wünsche jugendlicher Einbildungskraft in Schweigen zu wiegen und ich lernte Sie lieben wie eine fener Madonnen, so fleckenlos wie Sie, die der Künstler auf seinen Knieen liegend malte, mit Thränen im Auge. Eines abends, es war im Corsinischen Palast und ich durfte Sie damals in die Welt begleiten, sagten Sie mir: Ich scheide! O mein Leben, Sie gingen von dannen und ich — folgte. Aber um Sie in Florenz wiederstehen zu können, um Sie wiederzufinden, wohin Sie auch gehen möchten, um täglich in Ihrem Blick zu schwelgen, in der berauschenden Wonne Ihres Lächelns, um die nämliche Luft mit Ihnen einzuathmen, um von Ihrem Gewand gestreift zu werden, wenn Sie an mir vorübergingen, um Ihnen nach den Caseinen auf flüchtigem Roß zu folgen, um das müßige Leben führen zu können, auf dessen flutender Höhe Sie Reichtum, Vermögen und Rang emporhielt, mußte ich, der arme Enterbte, der einsam und verlassen in der Welt stand, in drei kurzen Monden die Hoffnungen, die Mittel auf ein ganzes Jahr vergeuden. Rasche Pferde zogen Sie von dannen, ich folgte Ihnen zu Fuß. Ja, ich folgte Ihnen überall hin, ich suchte im Staub jeder Heerstraße die Spuren Ihres Wagens zu erkennen, ich forschte in jeder Stadt nach Ihrem Weilen oder Gehen. In Venedig fand ich Sie wieder, dann in Ravenna und Neapel.

(Fortsetzung folgt.)

Oper und Drama.

Skizze nach Richard Wagner's gleichnamigem Werk,

mitgetheilt von F. M.

(Fortsetzung.)

Nachdem Wagner noch hervorgehoben, daß er in seiner Darstellung nur die Möglichkeiten des Ausdrucks bezeichnet habe, deren eine dichterische Absicht* sich bedienen könne und deren die höchste dichterische Absicht zu ihrer Verwirklichung sich bedienen müsse, und vor dem etwaigen Mißverständniß sich verwahrt, als sei es ihm darum zu thun gewesen, ein willkürlich erdachtes System aufzustellen, nach welchem fortan Dichter und Musiker arbeiten sollten; nachdem er das Verhältniß zwischen Dichter und Musiker berührt, die Fragen: ob sie sich gegenseitig zu beschränken hätten? ob Dichter und Musiker nothwendig nur in einer Person zu denken seien? verneinend beantwortet und an die Stelle jener Beschränkung das gegenseitige Aufgehen in einander gesetzt (Nothwendigkeit der Umfassung der dichterischen Absicht in jedem Moment des Ausdrucks des Musikers): Bemessung der Absicht des Dichters als eine höchste dichterische nach der Eigenschaft, daß sie im musikalischen Ausdruck vollkommen zu verwirklichen ist); nachdem er noch einen Blick auf unsere heutige dramatische Oeffentlichkeit, auf die Darsteller und das Publikum, geworfen, um aus ihrem Zustand zu verdeutlichen, warum das gemeinte Drama unmöglich jetzt schon zur Erscheinung kommen könne; nachdem er endlich noch auf den jetzigen Beherrscher des öffentlichen Kunstgeschmacks, den Philister, „die herzloseste und feigste Geburt unserer Civilisation, den eigenwilligsten, grausamsten und schmutzigsten Kunstdrodgeber," ein kurzes, trübes Streiflicht hat fallen lassen, — erholt er sich an der Erschinung des Künstlers, der mit klarem Auge Gestalten ersehen könne, wie sie der Sehnsucht sich zeigen, die nach dem einzig Wahren, dem Menschen, verlange, und vindicirt zum Schluß „dem Erzeuger des Kunstwerks der Zukunft, der das Leben der Zukunft ahne und in ihm enthalten zu sein sich sehne," das ist dem Künstler, den Vorzug, in einem bessern Leben schon jetzt zu leben.

•

In Vorstehendem haben wir es versucht, die Umrisse eines neuen Gebäudes anzudeuten, dessen Entwurf und Ausführung den Eindruck der Eigentümlichkeit und Kühnheit zu machen nicht verfehlen wird. Viele werden vielleicht an ihm theilnahmlos vorbeigehen, viele werden seine Dimensionen betrachten ohne sie ermessen zu können oder zu wollen, viele werden an ihm herumtasten um einzelne Steine zu lockern und zu verrücken, viele, ja die meisten werden am ganzen Bau rütteln, um ihn völlig umzustürzen. Zur unpartheiischen Prüfung des Grundes, auf welchem er ruht, mit Veranlassung zu geben, ist ein nicht unwesentlicher Zweck dieser Skizze. Es liegen manche Schätze an treffenden Ansichten, beachtenswerten Winken und Aufschlüssen, scharfen Reflexionen, gründlichen Betrachtungen in dem ganzen Werk; den darin entwickelten Theorieen läßt sich das Zeugniß mannigfacher Neuheit und oft geistreicher Darlegung so wenig versagen, als der leitenden Absicht des Ganzen das des Ursprunge aus höchster künstlerischer Begeisterung und tiefstem Ernst.

Wir unsres Theils haben uns freilich noch nicht der absoluten Ueberzeugung hingeben können, daß sich ein ächtes Drama lediglich und allein in Verbindung der Dichtkunst mit der Tonkunst denken und schaffen lasse. Auch jetzt schon liegt uns in Meisterwerken der größten dramatischen Dichter das Zeugniß, daß die Vereinigung des dichterischen Verstandes und des Gefühls jenen lebendigen und beseelenden Hauch der wahren, reinen, vollendenden Melodie, jenen musikalischen Ausdruck und Gefühlsinhalt, auch ohne Beihilfe von außen, ohne Hinzutreten eines zweiten Factors, hervorzaubere, die Wagner erst aus dem gemeinschaftlichen Schaffen, aus dem Ineinandergehen des Dichters und des Musikers sich erzeugen läßt; wir glauben Zeugnisse zu besitzen, daß dem Wortsprachdichter die vollständige Erregung des Gefühls durch sein Ausdrucksorgan möglich gewesen; wir glauben, daß der wahre, der unrigene Dichter sich auch an das Ohr des Gehörs wenden, daß er eine melodisch-harmonische Wortsprache in den reinsönendsten Lauten reden, daß er der ganze Mann sein könne, welcher der Mitbilfe eines zweiten zu entraten vermag, daß in ihm die Kraft und die Weihe des Verstands und des Gefühls gleichmäßig ruhe, um ein vollendetes Drama zu erzeugen und zu gebären; wir glauben, daß der Eintritt der Musik als solcher in den Kreis des eigentlich

* „Mit Absicht dichten, mit Absicht nachahmen ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die sich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauch ihrer Mittel verbunden ist, die diese Mittel zu ihrer ganzen Absicht machen und verlangen, daß auch wir uns mit dem ebenso geringen Vergnügen befriedigen sollen, welches aus dem Anschauen ihres kunstreichen, aber absichtslosen Gebrauchs ihrer Mittel entspringt. Allein mit der Anlage und Ausbildung seiner Hauptcharaktere verbindet das Genie weitere und größere Absichten: die Absicht, uns zu unterrichten, was wir zu thun und zu lassen haben; die Absicht, uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Bösen, des Anständigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Absicht, uns jenes in allen seinen Verbindungen und Folgen als schön und als glücklich selbst im Unglück, dieses hingegen als häßlich und unglücklich selbst im Glück zu zeigen." (Lessings Dramaturgie 1, S. 270). Bei der heutigen öfteren Verschwommenheit der Begriffe auch im Punkt der dichterischen Absicht mag es nicht unberührt erscheinen, auf dieses einfach klare Wort eines klaren Geistes hinzuweisen. — „Die künstlerische Absicht, aus der das Werk des Künstlers entspraug, sagt Wagner einmal („drei Opernaufsätzungen", S. 23), hat einen wirklichen Zusammenhang mit dem Leben; denn sie kann nicht eine zufällige, aus ästhetischer Willkür allgemeinhin gefaßte, abstracte sein, sondern zu künstlerischer Erscheinungskraft reift sie nur dann, wenn sie durch Zeit und Umstände zu besonderer charakteristischer Individualität sich gestaltet."

dichterischen Gebiets nicht wesentlich und unerläßlich bedingt sei, um dies zu einem vollkommenen zu gestalten.

Dies alles glauben wir, und müssen dennoch das Wagnersche Buch als ein solches bezeichnen, das eine große und durchgreifende Wirkung zu erreichen im Stand ist und sicher erreichen wird, wenn man auf die Stimme, die aus ihm heraustönt, aufmerksam und theilnehmend hört. Wird sich im voraus die Möglichkeit kaum leugnen lassen, aus einer richtigen Verbindung beider Künste, der Dichtkunst und Tonkunst, wirkliche dramatische Werke dereinst erzielt zu sehen (denn im Ernst wird man doch, wie dies neulich irgendwo geschehen, kaum behaupten wollen, daß das eigentliche Drama eine ganz andere Handlung, eine ganz andere Charakterzeichnung verlange als das dramatisch-musikalische Kunstwerk, die Oper): so liegt schon jetzt die Notwendigkeit unabweislich vor, der an Seichtigkeit, Frivolität, Verzerrung und so manch anderer Verunstaltung leidenden heutigen Oper, dem musikalisch-dramatischen Kunstwerk, frische Säfte einzustößen, ein neues Leben nach Gehalt und Form einzuhauchen, ihm einen gesunden Geist und Körper wieder zu verschaffen, und mit ihm den gesunkenen, krankhaften Geschmack zu einem geläuterten und reinen wieder zu erheben. Zu diesem Ziel wird das Wagnersche Buch ein erhebliches Stück Wegs vorwärts führen, es wird auch dann, wenn es sein großes Endziel unerreicht sehen sollte, eine bessere Zukunft anbahnen helfen, einen wichtigen Einfluß auf die Reinigung und Veredlung der Kunstzustände ausüben und wenigstens in dieser Hinsicht sich seine Stelle in der Kunstgeschichte sichern.

Wagner ist übrigens viel zu sehr wirklicher Künstler und Denker, als daß er den eitlen Wahn nähren sollte er habe überhaupt mit dem von ihm Aufgestellten an den Punkt geführt, von welchem aus nun mit einemmale die jetzige Kunstwelt aus den Angeln zu heben sei. Mit ausdrücklichen Worten erklärt er, daß seine jetzige Verwirklichung dem Reich des Traums angehören würde. Unsre Zeit ist im ganzen zu arm an wahrhaft schöpferischen Kräften, zu schwankend, zu sehr zerfahren und verwirrt, zu sehr in Gegensätze gespalten, als daß aus ihr die höchste dichterische Absicht auch in der musikalisch-dramatischen Kunstwelt zur alsbald fertigen, vollendeten Erscheinung emporwachsen könnte. Was not thut sind ganze Künstler. Ohne sie wird das hier Gegebene, selbst wenn es vielfacher Einschränkung unterläge, nur todte Formel bleiben. An ihnen wird es sein, diese Formel mit offenem, klarem Auge, mit Ernst und Besonnenheit, aber auch mit edler Begeisterung anzuschauen, um ihr das Leben einzuhauchen, wenn sie seine Elemente birgt.

Zur Antwort auf die Frage nach der Berechtigung, als Verkündiger einer besseren Zeit aufzutreten, darf aber der Verfasser nur einfach auf seine eigenen Schöpfungen, vor allen auf seinen Tannhäuser und Lohengrin hinweisen, die, so bescheiden er auch von ihnen denkt, als Kunstthaten dastehen, wie in ihrer Art unser Geschlecht keine anderen besitzt. Durfte Lessing von sich sagen, auch er habe die dramatische Dichtkunst soweit ausgeübt, um mitsprechen zu können, so darf in ähnlicher Weise und mit bestimmtester Betonung Wagner als Ton- und Wortdichter von sich ebenfalls sprechen. — Wenn man sich auch nicht mit allen seinen Sätzen und nicht mit allen Formen, in denen er sie gibt, einverstanden erklären sollte, ist doch wol zu beachten, daß ein von seinem Gegenstand Begeisterter, ein in die Geheimnisse der Kunst Eingeweiheter, dem es um Erforschung der Wahrheit heiliger Ernst, und daß zugleich ein Mann aus ihm redet, der den Beruf des Wort- und Tondichters bethätigt hat.

(Schluß folgt.)

Opernberichte.

(Frankfurt.)

Aurelia, große romantische Oper in drei Acten, Textbuch von Carl Gollmick, Musik von Conradin Kreutzer.

Vor einem wolbesetzten Hause wurde am Mittwoch Abend im Stadttheater dem hiesigen Publikum das musikalische Testament Conradin Kreutzers eröffnet: man gab des Componisten nachgelassene Oper: „Aurelia, Prinzessin von Bulgarien". Alle Vorzüge und Mängel von Kreutzers Musik, welche schon seinem „Nachtlager in Granada" eigentümlich sind, kehren auch in diesem neuesten Tonwerk wieder: überaus anmutige, sangbare Melodien, die darum den Sängern willkommen sind und den Erfolg der Oper sichern; nichts Absichtliches und Gespreiztes, keine gesuchte Originalität, sondern überall Wahrheit, natürliche Empfindung und natürlicher Fluß, insbesondere die Chöre trefflich und von reicher Wirkung. Daß Kreutzer ein Mann der Zukunft sei, wird niemand behaupten wollen: seine Musik weist vielmehr in die Vergangenheit zurück, aber sie weckt als solche schöne Erinnerungen, heimelt an, schmeichelt sich seelisch in die Seele ein. In einer Zeit, wo alle Welt nach Neuem, nach Effect, nach Genialität auf Entdeckung ausgeht, thut Kreutzers Musik auch in dieser „Aurelia" doppelt wol, weil der Componist schreibt, wie — ihm der Schnabel gewachsen ist. Aber wie jeder Tugend Uebermaß zu verwandtem Fehler wird, so entspringt auch aus dem zuletzt genannten Vorzug ein Nachtheil der Musik Kreutzers. Er schreibt und nimmt es auch, wie es ihm grade kommt, ohne zu richten und zu sichten, und er würde noch besser gefahren sein vor dem Richterstuhl der Kunst, wenn er strenger gegen sich selbst hätte sein wollen.

Die Instrumentation Kreutzers ist wie immer, so auch in dieser neuen Oper gewandt und wirksam: sie klingt gut, ist aber manchmal brillanter als nötig und recht. Denn wie im „Nachtlager in Granada" Gabriele den Verlust ihres Täubchens mit Trompeten- und Posaunenbegleitung beklagt, so finden sich ähnliche Stellen auch in „Aurelia", wo die Instrumentation der Sache, der Situation oder dem Zwecke nicht entspricht. Uebrigens ist Dank dem geeigneteren Textbuch die Musik der „Aurelia" viel dramatischer als jene im „Nachtlager in Granada" und das lyrische Element hier viel weniger vorherrschend als dort. Als die besten und wirkungsreichsten Nummern der Oper sind hervorzuheben: ein Vocalquartett zwischen Dobroslaw, Jarko und den beiden Räubern, und die Romanze des Milos, deren Melodie sich durch die ganze Oper zieht; ferner im zweiten Act: ein Jägerchor, eine Arie des Dobroslaw und das Finale desselben; endlich im dritten Act: ein Soldatenchor mit darauffolgender Arie des Dobroslaw, eine große Scene der Aurelia und eine Cavatine des Herzogs Allmarich mit obligater Violinbegleitung.

Seit langer Zeit hat keine neue Oper eine so warme Aufnahme gefunden wie Kreutzers „Aurelia": nach dem Schluß des zweiten und dem des dritten Actes wurden sämmtliche Darsteller gerufen; überdies ward diese Auszeichnung noch zu Theil im Verlauf des zweiten Actes dem Herrn Beck, welcher den Dobroslaw gibt und nach ihrer großen Scene im dritten Act der Frau Anschütz-Capitain, der braven Darstellerin der Aurelia. Die Gründe eines solchen Erfolges liegen theils im Werk, theils kommen sie auf Rechnung der ersten wackeren Vorstellung. Die Oper ist eine heitere, nicht im Weltschmerz geborene Schöpfung, die sich ohne Prätension anbietet und nichts von dem Publikum verlangt als Empfänglichkeit, um dann gewiß zu sein, daß sie es erheitern, erfrischen werde; der Componist hat den Deutschen von seiner guten Seite nicht verleugnen können. Auch der Text ist verständig bearbeitet: er bietet eine fortschreitende, spannende Handlung

und hat den Tonsetzer mit vielen Momenten versehen, wie er sie für die Wirkungen seiner Musik braucht. Rechnet man noch hinzu, daß man sich hat gewöhnen müssen, von einer neuen Oper nicht viel zu erwarten, und gestern weit mehr fand, so ist der hiesige Erfolg der „Aurelia“ genügend erklärt. Die Aufführung verdient und fand große Anerkennung: sie war keine letzte Generalprobe, sondern eine erste Vorstellung in allen Theilen, sehr fleißig und mit sichtbarer Liebe einstudirt, und mit ebenso viel Fleiß und Liebe wiedergegeben. Alle Partieen, auch die kleinen nicht ausgenommen, waren in die Hände der tüchtigsten Kräfte unserer Oper gelegt, ein Princip, welches man dem Institut und dem Publikum zu Dank in allen Vorstellungen, des Schauspiels nicht weniger als der Oper, befolgen sollte: denn das Interesse, welches der Bühne zugewendet wird, steht immer im entsprechenden Verhältniß zu dem Interesse, welches die Bühne selbst für ihre Darstellungen zu erkennen gibt Man bedenke nur, wie oft der Erfolg eines ganzen Abends von einer Kleinigkeit, von einem Zufall abhängt. Eine wiederspänstige Maschine, ein unbedeutendes Versetzstück, oder eine unzureichend besetzte kleinste Partie wirft die Zuschauer aus der empfänglichsten Stimmung heraus: und alle Mühen und Leistungen der Einzelnen waren vergebens, um den Erfolg eines Abends, ja oft eines Dichter- oder Musikwerkes ist es geschehen. =

Die Befreiung der Erde.

Von Karl Enslin.

Lange fest im Mittelpunkte
Stand die Erd' im Weltenall;
Um sie zog den Tagesbogen
Der gewalt'ge Sonnenball.

Alle Stern' am Firmamente
Zogen wanderlustig fort,
Schwangen sich auf Riesenbahnen,
Kreisend zwischen Süd und Nord.

Nur die Erde schlummerleuten
Stand allein in träger Ruh';
Stets gebannt an eine Stelle,
Sah dem Sphärenflug sie zu.

Ihre Brüder, die Planeten,
Luden oft zur Fahrt sie ein.
„Fliege mit uns, Weltenschwester!
Willst du ewig ruh'n allein?“

Doch Jahrtausende vergingen —
Immer schlief die Erde noch,
Konnte von sich ab nicht schütteln
Ihrer Fesseln schweres Joch.

Da — gleichwie sich aus dem Haupte
Jupiters Minerva schwang —
Aus dem Haupt der Mutter Erde
Einst ein Göttersohn entsprang.

Ein gewappneter Titane,
Ein gigantischer Geistesheld,
Reckt der gewalt'ge Recke
An des Himmels Sternenzelt.

„Lang genug bist du gelaufen,
Stehe still nun, Sonnenball!
Und ihr Stern' am Firmamente,
Haltet an und stehet all'!

„Lang genug hast du geschlummert,
Erde, wache auf und geh'!
Mit den Bruderwandelsternen
Dich um's Sonnencentrum dreh'!“

Und zerschmettert liegt der Wagen
Helios' im Ocean';
Und die Erd', vom Bann entfesselt,
Kreiset jubelnd ihre Bahn.

Und seitdem steht fest die Sonne,
Und die Erde dreht sich noch;
Trägt der Scheu auch blöde Augen,
Ja — und sie bewegt sich doch!

Und sie ziehet ihre Söhne
Mit sich vorwärts, auf zum Licht.
Alle ihre Stillstandsfreunde
Hemmen die Gewalt'ge nicht. —

Jener wunderthät'ge Zauberer,
Geltgesandte Genius
Hieß mit seinem ird'schen Namen
Nikolaus Kopernikus.

Und so lang die Sonne stehet
Und sich dreht das Erdenrund,
Sei sein Name hochgepriesen,
Seine That den Enkeln kund!

Tönt der Ruhm des Erdbefreiers,
Sonne, Mond und Sirius,
Ihr Planeten und Kometen:
Nikolaus Kopernikus!

Tabletten.

*** Von Berlioz erscheint ein neues Werk unter dem Titel: „Les soirées de l'orchestre“ (die Orchesterabende), worin er, theils in scherzhafter, theils in ernster Form allerhand wichtige musikalische Fragen abhandelt. Die Gazette musicale theilt den Prolog mit, der eine launige Schilderung des Orchesters eines Theaters im Norden enthält, dessen Mitglieder außer ihrer musikalischen Obliegenheit unter anderm auch Humboldts Kosmos lesen. Die Lebendigkeit und Eigentümlichkeit der Darstellungen Berlioz's wird dem Buch gewiß viele Leser verschaffen.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 15. October. Die Räuber, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Schiller.

Samstag, den 16. October. (Zum erstenmal wiederholt) Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Hermannstadt“, bearbeitet von C. Gollmick. Musik von Kreutzer.

Sonntag, den 17. October. (Neu einstudirt) Zu ebener Erde und erster Stock, oder: „Die Launen des Glücks“, Posse mit Gesang in drei Abtheilungen von Restroy. Musik von Müller.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N. 248. Samstag, **16. October 1852.**

Vierundzwanzig Stunden in Rom.

Nach dem Französischen des Jules Sandeau, frei übertragen von Ludwig Grafen Uetterodt

(Fortsetzung.)

Um in Venedig mein tägliches Brod mir zu verdienen und eine Lagerstätte auf die Nacht, ward ich Maler und porträtirte; in Ravenna gab ich Unterricht in meiner Muttersprache, in Neapel trug ich die Gesänge Arioſts und Tasso's vor. Ich war stolz und glücklich, durfte ich auch unter diesem rauhen Gewand nicht vor Ihnen erscheinen, so sah ich Sie doch aus der Verborgenheit, ich wußte die Stunde Ihrer Spaziergänge zu erforschen, Ihr Kommen und Gehen in den Assembleen der großen Welt, ich stand auf der nämlichen Küste, die Ihr Fuß berührte, und im Schilfrohr versteckt lauschte ich abends dem Hall Ihrer Schritte, der mir süßer war als das Rauschen der Quelle im Waldthal; ich berauschte mich in Ihrem Athemwehen, mir theurer wie der Duft der Blütenhaine um uns her. In meinen kindischen Träumen glaubte ich, ich sei der unsichtbare Schutzgeist, den der Himmel Ihnen beschieden, denn keine einsame Stunde gab es für Sie, in der mein Auge nicht über Ihnen wachte, keinen Ort gab es, wo ich nicht Ihren Fußstapfen folgte, keine gleitende Welle an Ihrer Gondel, die mein schwankes Boot nicht durchfurchte. Und wenn Ueberdruß und Langeweile Sie aus einer Stadt trieb nach andern Weltgegenden und alle Wunder und Kunstwerke Ihr Auge nur ermüdet hatten, dann folgte ich Ihnen und nahm das umherschweifende einsame Leben wieder auf, dem Wandervogel gleich, der an keiner Küste, unter keines Baumes Schatten sein Nest bauen darf.

Also wanderte ich zwei Monde lang und drüber, unter winterlichen Regengüssen und sommerlichem Brande; mein Fuß wurde wund unter Dornen und Steingeklüft und meine Hand ward rauh und schwielig am Wanderstabe; wie gar oft schlief ich nicht unter dem sternbesäten Himmelszelt, wie oft stillt' ich meinen Hunger mit dem harten Brod, wie man es dem Bettler reicht, und netzte meine brennende Lippen am rauschenden Waldstrom! O, beklagen Sie mich nicht, ich war ja glücklich! In eisiger Kälte loderte doch die Liebe wie ein flammender Altar in meiner Brust und im glühenden Sonnenbrand strömte sie auf wie die erquickende Thalquelle. Ihr Bild begleitete mich ja und setzte sich mir zur Seite, wenn ich ermattet zusammenbrach, und lächelte mir freundlich zu vom Ausgang der Straße, die ich zog. Bei Nacht war der Gedanke an Sie das leuchtende Gestirn, das schweigend und doch so beredt am Horizonte vor mir aufstieg, um meine Schritte zu lenken. Ich war glücklich, ich überredete mich, so viel Liebe müsse Sie endlich ergreifen, und erlosch dann im Moment der Trauer und Trostlosigkeit dieser eine Hoffnungsstral, so sagt' ich mir, man müsse seinem unabwendbaren Geschick auf dieser Erde folgen wie das Eisen dem Magnet und der Bergsturz dem Strom ins Weltmeer! Ach warum ging ich nicht unter in den Tagen frommgläubiger Hoffnungen? warum starb ich nicht vor Gebreste und Ermattung in den Schluchten des Monte Cassino oder in den Thälern der Abruzzen? warum hat der Himmel mich diese Enttäuschung erleben lassen? Seit zwei Monden suche ich Sie vergebens; welcher unselige Zufall hat mich aber nach Rom geleitet, wo ich Mariani's Geliebte finden sollte!

Der Enterbte schwieg und Beatrice antwortete nur durch ein wegwerfendes Lächeln.

Leben Sie glücklich, sagte mit Würde der junge Mann, sich von ihr erhebend; seien Sie glücklich, ich werd' es Mariani überlassen, mich von einem Dasein zu befreien, das hinfürder zwecklos ist. — Was wollen Sie damit sagen? fragte die Marquise mit einem Anflug von Unruhe. — Daß wir uns schlagen werden, erwiderte Desdichado ernst, daß auf jene Beleidigung unter Ihren Augen hin, auf meine Herausforderung hin, er mir morgen Rede stehen wird! — Unglücklicher, was haben Sie begonnen? rief Beatrice vernichtet und faltete krampfhaft die Hände über ihrer Brust. Sie haben Mariani gefordert, Sie wollen sich morgen mit ihm schlagen! Desdichado, Desdichado, was haben Sie gethan! — O, wie Sie ihn lieben! murmelte er traurig. — Wahnsinniger Mensch, erwiderte Sie, haben Sie in meinem Herzen nicht zu lesen vermocht, das Ihnen einzig und allein sich erschlossen! Mariani wäre mein Geliebter, ich gehörte ihm an? Möge ganz Rom es glauben, was liegt daran und ich will es also; aber Sie, Desdichado, sehen Sie denn nicht ein, daß ich nur der martervollsten Langeweile dieser übernommenen Rolle, Ruhe und Befreiung von wol zwanzig noch lästigeren Huldigern verdanke? Mariani mein Geliebter?! Möge seine Eitelkeit damit prunken und sich brüsten, möge die thörichte Menge an die Wonne glauben, deren er laut sich rühmt; aber Sie so wenig, wie im Innern Mariani selbst sollen daran glauben! Zittere ich denn um ihn? Wird mein Blut um ihn zu Eis und erbleicht um ihn mein Gesicht? Für Sie, für dich! rief sie auftaumelnd vergeistert, Desdichado, er wird dich tödten, Unglückseliger! — O, nur ein Wort, daß Sie ihn nicht lieben! — Er wird dich tödten, sag' ich! Kennst du Mariani? Weißt du nicht, daß er der mutigste sein würde unter den Tapfern deines Vaterlandes? Kennst du sie, jene furchtbare sicilianische Garde, unter der er seit seinen Knabenjahren gelernt die Waffen zu führen. O, wie du schwach bist und matt, rief sie aus, des Fremdlings Arm mit ihren Händen krampfhaft umfassend. Fliehe, mein Kind, fliehe, du bist zu jung um zu sterben! — O, sagen Sie mir nur ein einzigmal, daß Sie ihn nicht lieben! — Ich sage Ihnen, daß Sie dem Tod angehören! Sie wissen nicht, wie viele Mütter in Neapel ihm umsonst ihre Söhne abverlangen, noch auch welch dunkle Thaten er der römischen Campagna anvertraut hat! Fliehen Sie, um dem Schlag zu entgehen, der Ihnen droht, fliehen Sie,

um von thörichtem Thun und Streben endlich abzulassen. Bewahrt Ihnen denn die Heimat keine Zukunft auf, die Sie rückwärts treibt, gibt es keine Freunde, die Ihrer harren, keine junge Schwester, die um Sie weint und Sie zurückruft, keine alte leidende Mutter, die Sie wiedersehen möchte, ehe sie aus dem Leben geht! — Ich habe niemand mehr auf Erden, erwiderte dumpf der Entlerbte. Meine Mutter ist todt, meine Schwester, — meine Zukunft ist zertrümmert; es sind mir keine Freunde geblieben; wie die Steine einer Mauer, nach dem Abfallen des ersten folgen ihm die andern eilig nach! Das Geschick ist mir müde geworden, mich zu verfolgen; ich habe offenen Auges alles verlieren müssen, alles mich fliehen oder mich anfeinden sehen, mein heutiger Name bezeichnet mein Loos; ja, Heimat, Vaterhaus, Zukunft, alles ist hin! Meine Heimat ist nur da, wo Sie sind, mein besseres Sein, Sie zu lieben! Ich bin an Sie gefesselt wie die Schwalbe an das Fahrzeug, auf dessen Tau sie übers Meer zieht. Was soll ich entfernt von Ihnen suchen? Lassen Sie mich sterben, lassen Sie mich aus einem Leben scheiden, wo mir nichts mehr lächelt als die Hoffnung, bald befreit zu sein; und wenn mein Geschick Sie zu rühren vermag, wenn Sie meine letzte Stunde zum schönsten Augenblick meines Lebens machen wollen, o so sagen Sie mir, daß meine Liebe doch nicht ganz ohne Spuren an Ihnen vorüber gegangen ist, daß sie auf einem reinen Altar geopfert ward, auf daß ich in jene Welt gehen kann mit dem Bewußtsein einer nicht ganz fruchtlosen, einer reinen Flamme. — Das können Sie, erwiderte Beatrice sanft, aber fliehen Sie, fliehen Sie, Desdichado! — Gesegnet seien Sie, rief begeistert der Jüngling aus, gesegnet zu tausendmal; ich bleibe! Wenn ich in dieser Stunde sterbe, so ist es freudig, ohne Schmerz! Leben Sie wol, bewahren Sie mir ein flüchtiges Angedenken; oft wird mein Schatten sich in den Palast schleichen, den Sie bewohnen, mit dem Abendhauch gemeinsam wird er in Ihren Locken spielen oder seine Klage mit ihm vereint an Ihr Fenster hauchen. Leben Sie wol!

(Schluß folgt.)

Oper und Drama.

Skizze nach Richard Wagner's gleichnamigem Werk, mitgetheilt von F. M.

(Schluß.)

Mit der vorliegenden Arbeit und mit der in seiner neuesten, diese gewissermaßen ergänzenden Schrift: „drei Operndichtungen“ niedergelegten „Mittheilung an seine Freunde“ erklärt Wagner, dem unfreiwilligen Drang, der ihn zuletzt zum Schriftsteller gemacht, Genüge gethan zu haben, da er sich sagen zu müssen glaubt, daß, wer ihn nun noch nicht verstehe, ihn unter allen Umständen nicht verstehen könne, weil er nicht wolle. Der wahrhaft entsprechenden Form für die Verwirklichung seiner umfassenden Absicht ist er, wie er verkündet, jetzt inne geworden. In seinem verhießenen neuesten Werk, dem „jungen Siegfried“, das er in drei vollständigen Dramen mit einem Vorspiel vorzuführen gedenkt, haben wir die weitere That selbst zu erwarten, mit welcher er vor der Nation erscheinen will. Wir sehen ihr mit Spannung entgegen. An ihr wird sich zeigen, ob die Theorieen des Verfassers probehaltig und lebensfähig sind. Bis jene That ins Leben gerufen ist, möge man der Nation die Möglichkeit gewähren, an die jetzigen Zeugnisse seines künstlerischen Schaffens, an die vorhin bezeichneten Tonwerke, heranzutreten, Geist und Sinn an ihnen zu läutern und zu stärken, damit der Boden vorbereitet gefunden werde, auf dem allein ein gesundes Kunstwerk und mit ihm die wahre Kunst gedeihen kann.

Zum Schluß noch eine Hinweisung; — nicht der unerheblichsten eine. „Es ist ein groß Gegützen, zu schauen wie vor uns ein weiser Mann gedacht“ heißt es in Goethe's Faust. Dem vielumfassenden und tiefen Blick des großen Kenners, an den wir in unserer Darstellung mehr als einmal uns wendeten, Lessings, ist, wie soll nichts in der Kunstsphäre, so auch dasjenige Thema, das Wagner behandelt, nicht entgangen; auch über diesen Gegenstand hat sein heller und schärfer Geist sich beleuchtend ergossen. In einer vielen der Leser wol kaum näher bekannten Abhandlung „von der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich die Künste bedienen“* finden wir Grundideen über das Wesen und die Verbindung der Poesie und Musik niedergelegt, die im ganzen auf merkwürdige Weise mit manchen der Hauptanschten Wagners übereinstimmen und ihnen als gewichtiger Beleg zur Seite gestellt werden können. Die Lessingschen Gedanken sind zwar mehr Andeutungen denn ausführliche Entwicklungen, enthalten aber einen so tüchtigen Kern, daß ihnen vorzugsweise hier noch eine Stelle gebürt. Aus dem Munde dessen, der, vornehmlich im Laokoon, der Reinhaltung der Künste das beredteste Wort redete, gewinnen jene Gedanken doppelt hohe Bedeutung.

„Die Verringung willkürlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen — sagt Lessing dort unter andern — mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen ist unstreitig unter allen möglichen die vollkommenste, besonders wenn noch dieses hinzukommt, daß beiderlei Zeichen nicht allein für einerlei Sinn sind, sondern auch von ebendemselben Organ zu gleicher Zeit gefaßt und hervorgebracht werden können. Von dieser Art ist die Verbindung der Poesie und Musik, so daß die Natur selbst sie nicht sowol zur Verbindung, als vielmehr zu einer und derselben Kunst bestimmt zu haben scheint. Es hat auch wirklich eine Zeit gegeben, wo sie beide zusammen nur eine Kunst ausmachten. Ich will indeß nicht leugnen, daß die Trennung nicht natürlich erfolgt sei, noch weniger will ich die Ausübung der einen ohne die andere tadeln; aber ich darf doch bedauern, daß durch diese Trennung man an die Verbindung fast gar nicht mehr denkt, oder wenn man ja noch daran denkt, man die eine Kunst nur zu einer Hülfskunst der andern macht, und von einer gemeinschaftlichen Wirkung, welche beide zu gleichen Theilen hervorbringen, gar nichts mehr weiß. Hernach ist noch auch dieses zu erinnern, daß man nur eine Verbindung ausübt, in welcher die Dichtkunst die helfende Kunst ist, nämlich in der Oper, die Verbindung aber, wo die Musik die helfende Kunst wäre, noch unbearbeitet gelassen hat. Oder sollte ich sagen, daß man in der Oper auf beide Verbindungen gedacht habe: nämlich auf die Verbindung, wo die Poesie die helfende Kunst ist, in der Arie; und auf die Verbindung, wo die Musik die helfende Kunst ist, im Recitativ? es scheinet so. Nur dürfte die Frage dabei sein, ob diese vermischte Verbindung, wo nur nach der Reihe die eine Kunst der andern subserviert, in einem und ebendemselben Ganzen natürlich sei, und ob die vollständigere, welches ohnstreitig die ist, wo die Poesie der Musik subserviert, nicht der andern schadet und unser Ohr zu sehr vergnügt, als daß es das wenigere Vergnügen bei der andern nicht zu matt und schläfrig finden sollte.

„Dieses Subserviren unter den beiden Künsten besteht darin, daß die eine vor der andern zum Hauptwerk gemacht wird, nicht aber darin, daß sich die eine blos nach der andern richtet, und wenn ihre verschiedenen Regeln in Collision kommen, daß die

* Sämmtliche Schriften, Thl. 10, S. 41 f. (Ausg. von Eschenburg).

eine der andern so viel nachgibt als möglich. Denn dieses ist auch in der alten Verbindung geschehen.“

„Aber woher diese verschiedenen Regeln, wenn es wahr ist, daß beider Zeichen einer so intimen Verbindung fähig sind? Daher, daß beider Zeichen zwar in der Folge der Zeit wechseln, aber das Maß der Zeit, welches den Zeichen der einen und den Zeichen der andern widerspricht, nicht einerlei ist. Die einzelnen Töne in der Musik sind keine Zeichen, sie bedeuten nichts und drücken nichts aus; sondern ihre Zeichen sind die Folgen der Töne, welche Leidenschaft erregen und bedeuten können. Die willkürlichen Zeichen der Worte hingegen bedeuten für sich selbst etwas, und ein einziger Laut, als willkürliches Zeichen, kann so viel ausdrücken, als die Musik nicht anders als in einer langen Folge von Tönen empfindlich machen kann. Hieraus entspringt die Regel, daß die Poesie, welche mit Musik verbunden werden soll, nicht von der gedrungenen Art sein muß; daß es bei ihr keine Schönheit ist, den besten Gedanken in so wenig als möglich Worte zu bringen, sondern daß sie vielmehr jedem Gedanken, durch die längsten geschmeidigsten Worte, so viel Ausdehnung geben muß, als die Musik braucht, etwas ähnliches hervorbringen zu können. Man hat den Compositen vorgeworfen, daß ihnen die schlechteste Poesie die beste wäre, und sie dadurch lächerlich zu machen geglaubt; aber sie ist ihnen nicht deswegen die liebste, weil sie schlecht ist, sondern weil die schlechte nicht gedrängt und gepreßt ist. Es ist aber darum nicht jede Poesie, welche nicht gedrängt und gepreßt ist, schlecht; sie kann vielmehr sehr gut sein, ob sie gleich freilich, als bloße Poesie betrachtet, nachdrücklicher und schöner sein könnte. Allein sie soll auch nicht als bloße Poesie betrachtet werden.“ —

Es mag immer dienlich, belangreich und lehrreich erscheinen, Autoritäten solcher Art ins Auge zu fassen, wo es gilt, auf den Versuch wichtiger Lehren und Beweise in einer wichtigen Sache aufmerksam zu machen.

Luftschiffnachrichten.

Nur noch wenige Jahre und unsere Zeitungen werden eine neue Rubrik einführen müssen, die obenstehenden „Luftschiffnachrichten“. Die Aeronautik macht so reißende Fortschritte, es fliegen schon jetzt so viel Gondeln im Luftocean umher, daß ohne Zweifel über sie ebenso Buch geführt werden wird wie über die Oceanschiffe. Mr. Punch, unser Londoner Freund, der weiter sieht als andere Menschenkinder (und nach ihm die Weserzeitung) weiß schon wie eine solche Liste des neuen Luft-Lloyds aussehen wird, — denn ein solches Lloyd wird natürlich auch eine Notwendigkeit; Ballone werden ebenso versichert werden müssen wie Schiffe und niemand wird eine längere Luftfahrt antreten, bevor er seinen Ballon nicht in ordentlicher Weise in der Liste eingeregistrirt sieht. Die neue Zeitungsrubrik würde etwa folgenden Inhalt bieten:

„Nachricht für Luftschiffer! — Festes Licht auf der Spitze des Straßburger Münsters. Die französische Regierung hat bekannt gemacht, daß in Zukunft ein solches Licht einrichtet werden wird. Es wird auf fünfzehn Meilen sichtbar sein. Die französische Regierung hofft, daß zum Dank für diese wolthätige Einrichtung alle Aeronauten so weit ab als möglich von der Thurmspitze steuern werden, da die wiederholten Stöße gegen sie ihre materielle Stärke sehr beeinträchtigt haben.

Zur Nachricht. — Wenn der Ballon, der in der letzten Nacht vom Montag oben auf der Langham-Kirche scheiterte, binnen zehn Tagen nicht fortgenommen wird, so wird er zur Deckung der Kosten verkauft werden.

Richmond. — Der französische Ballon „Gobermouche“ ist in der Nähe des Schlosses in die Themse gefallen. Die Passagiere kamen mit dem Unterlaufen davon. Der Hund ist davongegangen, man weiß nicht wohin. Das Kalb ist todt.

Whitney. — Die „Snipe“ von Guildford hat bei den Severn-Bells angelegt, um Branntewein und Wasser einzunehmen. Der Ballon stieg dann auf und segelte graziös in der Richtung nach Hammersmith fort.

Cowes. — Ein fremder Ballon passirte hier über, vermuthlich die „Minorites“ aus London, um 4 Uhr nachmittags und ließ einen Schauer von Billetten von „Moses und Sohn“ fallen.

Warmmoon-Scrubbs. — Der Monsterballon „Beklam“, von dem Tremorne-Garten in London, landete hier 3 Uhr vormittags in großer Not. Die 33 Passagiere waren mehr todt als lebendig. Alle Anstrengungen wurden gemacht, um den Hippopotamus zu retten; er war aber erstickt, indem er mit dem Kopf in den Ballon gerieth und ihn nicht wieder herausziehen konnte. Ballon ein completes Wrack.

Ensield. — Ein Fallschirm mit einer Bullbogge fiel etwa zwei Meilen von hier durch das Glashaus eines Gentleman. Der Eigentümer, ein Advocat, drohte den Aeronauten zu belangen, wenn er seinen Namen erfahren kann. Bullbogge äußerst wild, als sie hörte wer ihr Wirt sei.

Kennington Common. — Ein großes Ei fiel einem Herrn auf den Kopf. Vermutlich dem Strauß entfallen, der mit dem Ballon „Polly“ aufging. Der von dieser unerwarteten Ovation betroffene Herr fand dieselbe sehr anzüglich, da er sich auf der Stelle umziehen mußte.

Insel Wight, — Osborne. — Der „Raffau“, aus Baurkall Gardens, Commodore Green, guckte hier fünf Minuten herunter, grade als die königliche Familie bei Tafel war, und spielte „God save the Queen“ in der Luft, mit drei Militärbanden. Am Abend, 10 Uhr, kam er wieder und entlud seine leichte Fracht Feuerwerk.

Angesprochene Ballons. — „Tom Fool, von Rotherville Gardens, nach einem Ort wo er landen kann, 19. Sept. — Die „Gull“, von den North Woolwich Tea-Gardens, nach irgend einem Landeplatz, nur nicht die Themse; 20. Sept. bei der Dogs-Insel. — Die „Ente“, vom Hippodromm Paris, nach einem Kornfeld, wo sie ihren Elephanten sicher absetzen kann. 21. Sept. im Park von St. Cloud. — Der Emigranten-Ballon „Briefstaube“, von Baurhall-Gardens, nach den Antipoden. 5. Juni. Mitten in der Wüste. Die „Briefstaube“ signalisirte, daß sie einen betrunkenen Mann an Bord habe, den sie gern in einen andern Ballon überladen will. — Der „Graf Rosse“ vom Greenwich Observatorium, um Entdeckungen im Mond zu machen. 22. Juli in einer Höhe von 11,065 Fuß über der Erde.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

In diesem Augenblick ist das große Werk Kaulbachs „Die Zerstörung von Jerusalem“ bereits im Kunsthandel zu haben. Nach einer Arbeit von acht Jahren hat H. Merz seinen Kupferstich nach dem Original beendigt, und es wird nun durch Karl Waagen in München dem deutschen Publikum in dieser Vervielfältigung zu eignem Urteil und Genuß vorgelegt. Die Preise sind dermaßen festgestellt, daß der Probedruck 15 Friedrichsd'or, der Abdruck vor aller Schrift 12 Friedrichsd'or, der

Abdruck vor der Schrift mit den Namen der Künstler 10 Friedrichsd'or, der nummerirte Abdruck von 1 bis 800 6 Friedrichsd'or, der nummerirte Abdruck von 801 bis 1600 5 Friedrichsd'or, der nicht nummerirte Abdruck endlich 4 Friedrichsd'or kosten wird. Alle Blätter sind von chinesischem Papier. Versandt und bezogen worden sind Probedruck und Abdruck vor aller Schrift schon im Lauf der Monate Mai uud Juni; während die nummerirten Abdrücke in den drei folgenden Monaten, und die nicht nummerirten erst im December dieses Jahrs ausgegeben werden. In diesem Werk, kann man sagen, hat der emsigste Fleiß eines Deutschen vollendet, was die kühnste Schöpferkraft eines Deutschen begonnen hatte. Was Kaulbach tief ersonnen und großartig hingeworfen, das ist nun durch Merz allen denen vermittelt, die für das Werk des Meisters irgend Theilnahme und Bewunderung empfinden. Dem beharrlichen Stecher, wie Fr. Eggers im deutschen Kunstblatt sagt, war es gewiß keine geringe und keine gewöhnliche Ueberraschung, als er nach der heißen Mühe, womit er Kaulbachs Gemälde Gruppe für Gruppe eroberte, seine That als wirkungsvolles Ganze sich entgegentreten sah. Es gehörte wahrlich Mut dazu, an diese Aufgabe zu treten, deren Schwierigkeiten hauptsächlich in den wechselnden Lichtgattungen sowie in der höchst eigentümlichen Anordnung und Gruppirung der Figuren lagen. Und grade die Behandlung von Licht und Schatten ist eine der Glanzseiten jener Arbeit, in der man alles geleistet sieht, was der Stich mit seinen einfachen Elementen Schwarz und Weiß in einer einsichtsvollen und verständigen Handhabung zu erreichen vermag. Merz verfährt weniger brillant und kühn als solid und genau, und entwickelt eine feine, sorgfältige und gleichmäßige Hand voll Rundung und Bestimmtheit. Das Bild selbst, eine That Kaulbachs zu empfehlen, hieße den Zauber eines Namens verkennen, den die Deutschen längst zu ihren Lieblingen, zu den Gegenständen eines hohen vaterländischen Stolzes zählen. Wie sich bei uns keine noch so bescheidene Bibliothek eines Privatmannes sehen lassen darf, in der nicht unsre großen Dichter die ersten Ränge füllten, so werden auch die deutschen Meisterwerke in bildender Kunst, durch den unentbehrlichen und immer glücklicher nacheifernden Stich vervielfältigt, bald die hervorstechendsten Plätze in solchen Häusern sich erobern, deren innere Ausstattung durch Geschmack beherrscht und durch einen mäßigen Besitz unterstützt wird. Zum Schluß sei bemerkt, daß den Abdrücken ein Commentar Karl Waagens beigegeben ist, der die Andeutungen des Bildes nach seinen biblischen und historischen Quellen weiter ausführt.

Der „Berliner Modenspiegel" — wir erfahren zugleich aus dieser Anzeige, daß er noch besteht — wird vom 1. October an von Herrn Theodor Mügge, dem bekannten Erzähler, redigirt. Er eröffnet seine Wirksamkeit mit einer Novelle aus des neuen Herausgebers eignet Hand.

Tabletten.

⁂ In den „Memoirs of the Lives of Robert and Alexander Haldane", die jetzt in London erschienen sind, liest man über den Philosophen Hume folgende merkwürdige Anekdote: Im Herbst 1776, kurz nach Hume's Tod, reiste Mr. Abercromby, ein Nachbar von Mr. Haldane, mit zwei Freunden in einer jener alten Postkutschen, welche Sir Walter Scott im ersten Kapitel seines „Altertümlers" so anschaulich geschildert hat. Die Unterhaltung während der Fahrt drehte sich unter anderm besonders um Hume's Sterbebett. Man sprach grade von der fast ausgelassenen Heiterkeit, die in dem Schlafgemach des sterbenden Philosophen geherrscht, als mit einemmal eine sehr achtbar aussehende, schwarzgekleidete Dame, die vierte Person im Wagen, den Redenden mit der Bemerkung unterbrach: Meine Herren, ich pflegte Mr. Hume auf seinem Todtenbett, aber wahrlich, ich mag nie wieder an dem Todtenbett eines Philosophen zubringen. Man fragte sie hierauf über den Grund zu diesem ihrem Vorsatz und sie erklärte, daß, so lange seine Freunde um ihn gewesen, Hume sich bis zur Albernheit lustig gezeigt habe, aber sowie er sich wieder allein gesehen, oft in die größte Düsterkeit und Trauer versunken sei und daß er in diesen Stunden unaussprechlicher Niedergeschlagenheit mehr als einmal gesagt habe, daß er sein lebenlang nach Licht gesucht, sich jetzt aber in größerer Dunkelheit als je befinde. Bei dieser Gelegenheit wurde auch erzählt, daß der bekannte Schriftsteller Adam Smith den sterbenden Hume gebeten habe, ihm nach seinem Tode Auskunft über das ebenso dunkle als rätselhafte Jenseits zu geben. Der Philosoph versprach, diese Bitte erfüllen zu wollen; er werde seinem Freunde, Adam Smith, in der schattigen Allee auf den Wiesen hinter George-Square erscheinen und ihm von der unbekannten Welt Bericht erstatten. Aber so mächtig war die Wirkung dieser Zusage auf den Verfasser der „Theory of Moral Sentiments" und des „Wealth of Nations", daß er nach Hume's Ableben nie bestimmt werden konnte, nach Sonnenuntergang auf jenen Wiesen spazieren zu gehen.

⁂ Eine seltsame Geistesabwesenheit erzählt der „Ipswich Erpreß". Ein Marinecapitän, der oft die See befahren, fiel am Kai zu Hythe durch einen Fehltritt zur Zeit der Flut über Bord in den Kanal und ward, nachdem er zweimal untergesunken, beim dritten Herauskommen durch einige junge Burschen an das Land gezogen. Nachdem er sich ein wenig erholt und von seinem Schrecken gesammelt hatte, rief er plötzlich aus: Mein Gott, was für ein Narr bin ich! Ich habe ganz vergessen, daß ich schwimmen kann.

⁂ Wol der älteste Handwerksbursche ist in Klagenfurt zum Vorschein gekommen. Dort ließ am 26. September ein Kürschnergeselle sein Wanderbuch visiren, der grade hundert Jahre alt ist. Er arbeitete noch voriges Jahr in seiner Profession; ein leichter Schlagfluß lähmte jedoch seine rechte Hand, so daß er arbeitsunfähig geworden ist und den Wanderstab ergreifen mußte, um von den Reiseunterstützungen des Gewerks zu leben.

Berichtigung.

In der Nummer vom vorigen Mittwoch ist in der Mittheilung „Aus dem Städel'schen Kunstinstitut" Zeile 5 von oben „Vorwurf" statt „Entwurf" und Zeile 26 „rechts" statt „nachher" zu lesen.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 16. October. (Zum erstenmal wiederholt) Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Herrmannstadt", bearbeitet von C. Gollmick. Musik von Kreutzer.

Sonntag, den 17. October. (Neu einstudirt) Zu ebener Erde und erster Stock, oder: „Die Launen des Glücks"; Posse mit Gesang in drei Abtheilungen von Nestroy. Musik von Müller.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N° 219. Montag, 18. October **1852.**

Vierundzwanzig Stunden in Rom.

Nach dem Französischen des Jules Sandeau, frei übertragen von Ludwig Grafen Uetterodt

(Schluß.)

Beatrice hatte seine Hand wieder erfaßt; kämpfend in seinem Innern um den Moment, in dem er sich losreißen wollte, sah er ihr noch einmal voll ins Auge, aber sie zog ihn sanft an sich und flüsterte voll Zärtlichkeit ihm zu: Du hast mich so sehr geliebt, warst unglücklich, denn ich war hart und herzlos gegen dich! Wie hat doch der Sonnenstral deine Stirn gebräunt, wie ist doch der Glanz deines Auges erloschen von den Mühen der Wanderung! Wie bist du so verändert, mein Kind; bleich und ermattet siehst du aus, und wie warst du so schön an dem Tag, wo du zum erstenmal mir erschienst unter den Pinien von Vallombrosa! o, weniger schön als in diesem Augenblick, denn um mich hast du so viel gelitten; armer Freund, warum hast du mich so sehr geliebt? Bei diesen Worten ließ Beatrice ihre Hand in den langen blonden Locken des Jünglings umherirren, der wider seinen Willen sich wieder vor sie auf die Knie geworfen und unter wonnigem Erbeben es geschehen ließ, daß sie seinen Nacken umschlang, den die Sonnenglut nicht verbrannt hatte.

O welches Weib, erwiderte Desdichado kaum hörbar, könnte sich rühmen also geliebt zu werden wie Sie? — O, und auch ich habe dich geliebt, heiß und innig, sagte Beatrice. Wenn ich in den Tagen der ersten Jugend von Glück und Liebe träumte, so war es dein Bild, das mir dann erschien; du warst es, dem ich rief im Schweigen meiner Nächte, im langen Kummer meiner Tage. Komm, o komm, laß' deine Stirn an dem Herzen ruhen, das so lange schon für dich schlägt, reiche mir deine Lippe zum Kuß, armes Kind, das sich dem Tode geweiht! — So liebst du mich also! rief der Jüngling außer sich vor Wonne und Entzücken. — Ja, ja Desdichado, ich liebe dich! — Die Sterne beginnen zu erbleichen, sagte der Fremdling düstern Auges; die Mondsichel geht am Bergsaum unter, hörst du die Blätter rauschen im Morgenwind? — Was sagst du? rief sie mit erneutem Entsetzen und riß sich von ihm los. — Beatrice, siehst du die Schatten der Nacht nicht verhauchen und die Morgenröte am Horizont? hörst du die Lerche nicht? — Nein, nein, Inniggeliebter, der Morgen ist fern, ich höre nur die Tauben auf den Aesten der Bäume im Garten sich wiegen und ihr zärtliches Girren. Schweig', o schweige! — Ich hab' es gelobt! rief der Enterbte verzweifelnd: ich hab' es gelobt, mit Sonnenaufgang mich dem Tod zu stellen! — So komm', sagte die Marquise ihn zu sich emporziehend, und ihre Augen leuchteten von verzehrendem Feuer; komm', die Sonne wird nicht aufgehen!

Drei Stunden später stieg die Sonne in all ihrer Pracht hinter den blauen Bergen von Tibur auf, vergoldete mit ihren ersten Stralen die Fenster des Farnesischen Palastes und stahl sich unter die dunkeln Vorhänge des Alkovens, wo Beatrice erschöpft dem Schlummer in die Arme sank. Desdichado drückte schweigend einen langen glühenden Kuß auf ihre Stirn, raubte eine Locke von ihrer Schläfe, die er auf dem Herzen barg, in dessen Innerm Wonne, Entzücken und die bleichen Schreckbilder des Todes erbitterten Kampf hielten, und stürzte von dannen. Lorenzo fand er an seiner Thür und den Wagen des Prinzen vor dem Obelisk auf der Piazza del Popolo. Mariani und dem Grafen Giulio setzten sich die Freunde gegenüber und fort ging es bis jenseits der Storta, einige Miglien von Rom, wo sie alle vier ausstiegen.

Es ist dies wol eine der schönsten, aber auch schweigsam ernstesten Partien der römischen Campagna. Nichts vermag einen Begriff von jener ungeheuern, lautlosen, von Menschenhand kaum berührten Ebene zu geben. Tagelang kann man dort umherwandern ohne andern lebenden Wesen zu begegnen, als einem jener mit langen Feuerrohren bewaffneten Hirten, oder kleinen Heerden langgehörnter Stiere, die dumpfscheuen Auges ihre Häupter aus hohem Rietgras und Dornen emporrecken, um den einsamen Wanderer anzustarren! Keine menschliche Wohnung, kaum ein paar umgestürzte, knorrige Bäume, die in langen Intervallen am Wege umgestürzt sind, dann und wann einige verstreute Trümmer zerstörter Denkmale, oder alte Grabhügel, die halbverborgen unter versengtem Gras hervorsehen, hier und da ein mächtiger Granit oder Marmorblock, auf dem lange grüne Eidechsen mit lebhaft listigem Auge sich sonnen, das sind wol die hauptsächlichsten Gegenstände, die dem Auge begegnen, während dunkle Cypressen am weiten Horizonte sich erheben und die langgedehnte schweigende Landschaft abschließen; kein Laut durchbebt die Luft, keiner der von den Wolken herniederkommt oder von der Erde aufsteigt, alles ist todtenstill ringsumher, die Campagna scheint ein unermeßliches, ewiges Leichenfeld.

Lorenzo hatte Pistolen mitgebracht, Giuliano ein paar Stoßdegen. Auf dem Kampfplatz angelangt, wandte sich Mariani an Desdichado: Mein Herr, sagte er mit kalter Vornehmheit, ich kenne Sie nicht; aber wenn einer oder der andere von uns zu glauben versucht sein könnte, sich irgend seiner Würde etwas zu vergeben, so muß ich bemerken, daß wenn ich auch hier und da Anstand nehme, von gewissen Leuten Genugthuung zu verlangen, es doch Grundsatz bei mir ist, sie niemand, wer es auch immer sein möge, zu verweigern. Desdichado erwiderte auf jene Worte nur dadurch, daß er einen der Degen ergriff, da er gehört, wie Giuliani die Befürchtung ausgesprochen, der Knall der Pistolen könne die Begegnung verraten.

Alles ging aufs anständigste vor sich, die Secundanten maßen die Mensur ab, vertheilten nach Möglichkeit Licht und Schatten und die Kämpfer legten sich gegen einander aus.

Desdichado hatte noch nie eine Stoßwaffe in Händen gehabt, seine im ersten Augenblick etwas linkische Fechtart setzte seinen sonst gewandten Gegner in Verwirrung; war es nun dies oder der Umstand, daß der Enterbte, seit lange der Wirklichkeit fremd und mit dem jähen Wunsch und Verlangen zu leben, im Vollgenuß eines ersehnten Glückes, die Klinge wie ein Rasender zu führen begann — nach einigen Gängen von steigender Heftigkeit stürzte der Prinz leblos zu Boden.

Mit dem Stolz des Siegers, die Luft mit Entzücken einathmend, glücklich dem Dasein wiedergeschenkt zu sein, seitdem Beatricens Liebe ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, flog Desdichado nach dem Farnesischen Palast; welche Freude mußt' es für sie sein, die ihn, den Todgeweihten, vor wenig Stunden noch ans Herz gedrückt hatte! — Der Zutritt zur Marquise ward ihm verwehrt. Er ging ein zweitesmal hin und versuchte es sich anmelden zu lassen, ja selbst zum drittenmal; aber er stieß auf die nämliche Weigerung. Wie er einem Verzweifelnden gleich in sein Hotel zurückeilte, übergab man ihm seinen Paß mit dem Bedeuten, binnen vierundzwanzig Stunden Rom zu verlassen, sofern er nicht nach Ablauf dieser Frist den Tod Mariani's durch sechsjährige Gefangenschaft auf der Engelsburg büßen wolle. Der Paß war durch den Secretär seines Gesandten ausgefertigt, nach Neapel visirt und zwar — auf den Betrieb der Marquise R. hin. Gleichzeitig übermachte man ihm ein versiegeltes Schreiben, das er mit zitternder Hand erbrach, als er das Wappenschild der Dame erkannte.

„Ich habe Abscheu vor allem Lieben (stand in jenem Briefe), ich hasse alle Rechte und Pflichten eines Verhältnisses und fliehe vor Banden, die mir zur Bürde werden könnten. Schon im Augenblick, wo ich Ihnen angehörte, waren Sie meinem Herzen nichts weiter als ein Schatten der Erinnerung. Einen Todten drückt' ich liebend an mein Herz, einem Lebenden bin ich gestorben. Beatrice R."

Das Briefcouvert enthielt eine Anweisung von zehntausend Franken, zahlbar nach Sicht bei Torlonia. Der Enterbte hatte Kraft und Stolz genug, sie in Fetzen zu reißen; Lorenzo's Anerbietungen, die er gestern zurückgedrängt, nahm er heute an, griff zum Wanderstab und ging.

Bilder aus dem Leben in Niedersachsen.

Mitgetheilt von ***n.

2. Ein Stadtmusikus.

Vor mehren Jahrzehnten, als Dampfschiffe und Eisenbahnen noch wie schöne Märchenbilder in Deutschland betrachtet wurden und eine zu aller Zeit fahrbare Landstraße in den nördlichen Theilen desselben auch noch zu den Wunderdingen gehörte, lebte in einem kleinen niedersächsischen Haidestädtchen ein bejahrter Musiker Namens Altmann, der dort als Organist und Stadtmusikus angestellt war, nebenbei aber auch Unterricht in Schulen und Privathäusern gab. Dem unscheinbaren, schlichtgekleideten Manne mit den freundlich-ernsten, bleichen Zügen und den mildblickenden dunklen Augen sah man es nicht an, welch eine Begeisterung für die Tonkunst sein Herz erfüllte, wenn er so langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes über die Straße ging, um seinen Berufspflichten zu genügen; stand er aber am Dirigirpulte vor einem Werk der alten Meister und leitete das kleine Orchester der Stadt mit seinem Stabe, da bedurfte es nur eines Blickes, um zu erkennen, daß ein feuriger, hochpoetischer Geist in ihm wohne.

Er war als ein dreißigjähriger Mann vor Zeiten im Städtchen in einem Concert aufgetreten und hatte durch sein Pianoforte- und Violinspiel alle Hörer so bezaubert, Bürgermeister und Rat eingeschlossen, daß man ihm noch an demselben Abend die eben vacante Stelle eines Organisten und Stadtmusikus antrug, welche er nach einigen Unterhandlungen denn auch angenommen hatte. Seitdem war er nicht wieder über das Weichbild des Städtchens hinausgekommen, obwol er sich manchmal in tiefster Seele nach den fernen Gefilden seiner Jugend sehnte. Niemand kannte den Namen seines Geburtsortes, nicht einmal den seines Vaterlandes; man wußte nur, daß er weit, weit hinter den Hügeln der Haide das Licht der Welt erblickt habe, wie es hieß, am Strand der Donau, an der Grenze des Ungarlandes. Außerdem erzählte man sich noch, daß er aus übermächtiger Liebe zur Musik in die weite Welt gegangen sei. Sein Vater sei ein wolhabender Kaufmann gewesen und habe ihn schon früh zu seinem Geschäft angehalten; er aber habe in jugendlichem Uebermut alle Bitten der Eltern mißachtet und sei eines Morgens mit einer durchreisenden Schauspielergesellschaft davongezogen. Das habe sich sein alter Vater so zu Herzen genommen, daß er aus Gram bald darauf gestorben sei. Woher dies Gerücht stamme, wußte keiner zu sagen; die Bestätigung desselben aber meinte man darin zu sehen, daß er oft stundenlang, in tiefe Gedanken versunken, in seinem kleinen Gärtchen saß oder einsam auf der weiten stillen Haide umherwandelte, welche das Städtchen ringsum einschloß.

Obgleich seine Frau, die Tochter eines Bürgers der Stadt, im höchsten Grade prosaisch war, so besaß sie doch eine solche Herzensgüte und liebte ihren Mann so sehr, daß beide in schönster Harmonie mit einander lebten. Sie betrachtete die Begeisterung ihres Mannes als eine Art von Krankheit und bedauerte ihn wegen seines weichen und empfänglichen Gemütes; daß diese vermeintliche Krankheit seine höchste Seligkeit ausmachte, vermochte sie kaum zu ahnen. Die Tochter beider, ein liebliches blühendes Mädchen von achtzehn Jahren, hatte dagegen ganz den Charakter des Vaters geerbt. Sie besaß eine klangvolle, umfangreiche, sorgfältig ausgebildete Sopranstimme und sang mit unvergleichlichem Ausdruck und Gefühl. Man konnte sich nichts Herzerfreuenderes denken, als wenn Vater und Tochter eine der schönen Arien aus diesem oder jenem alten Oratorium zusammen ausführten. Jener wußte die einfachste Pianoforte-Begleitung so eigentümlich vorzutragen und diese den Tönen eine solche Seele einzuhauchen, daß alle, die es hörten, voller Entzücken lauschten.

Altmann führte mit Frau und Tochter ein sehr eingezogenes und stilles Leben in der kleinen sogenannten Dienstwohnung neben der uralten, grauen, lindenbeschatteten Kirche, bei welcher er als Organist angestellt war. Den Tag über ging er seinen Berufspflichten nach, gab Unterricht im Pianoforte- und Violinspiel und im Gesang, übte sein kleines Orchester ein und componirte oder arrangirte neue Musikwerke für dasselbe. Obwol manche seiner Geschäfte seiner innersten Natur zuwider waren, so verrichtete er sie dennoch mit der größten Pünktlichkeit und Treue, um sich so viel zu erübrigen, daß seine Familie nach seinem Tode ein notdürftiges Auskommen habe. Wäre er im Stande gewesen, seiner Marie, das war der Name seiner Tochter, durch verdoppelte und verdreifachte Anstrengung eine sichere Versorgung zu verschaffen, er würde mit Freudigkeit Tag und Nacht gearbeitet haben, um diesen heißesten Wunsch seiner Seele erfüllt zu sehen.

Im Winter saß er nach vollbrachtem Tagewerk mit den Seinigen meistentheils in dem kleinen traulichen Stübchen, welchem ein klangreiches Pianoforte, mehre an den Wänden hängende Geigen und Guitarren, die ringsum aufgeschichteten Stöße von

Musikalien und die Notenpulte, sowie die hohen Topfgewächse und Blumen, die saubern weißen Fenstervorhänge und die feinen Kupferstiche und Porträte berühmter Meister der Tonkunst seinen ganz eigenthümlichen Anstrich poetischen Friedens gaben. Da ward denn mancher lange Abend durch Vorlesen und Erzählen, durch Gesang und Spiel verkürzt, und die Nachbarn horchten oft bis spät in die Nacht den wundersüßlichen Tönen, welche durch die dichtverschlungenen Lindenzweige von dem kleinen Häuschen herüberwehten.

In der schönen Jahreszeit pflegte er dagegen mit seiner Tochter lange Abendspaziergänge zu machen. Seine Frau meinte zwar, es sei ebenso gut, wenn Marie sich nützlich im Haushalt beschäftige, da jener aber an des Mädchens Begleitung so große Freude hatte, so ließ sie es gerne zu. Am liebsten lenkte er seine Schritte nach einem unweit der Stadt gelegenen Hügel, auf dem sich der Friedhof befand. Das Plateau der Höhe war von einer grünen Hecke eingeschlossen, aus der sich hier und da schlanke Pappeln erhoben. Im Mittelpunkt des Friedhofs lag eine kleine, in gothischem Styl erbaute Kapelle, deren Wände dicht von Epheu umrankt waren und deren Dach zwei hohe Trauerweiden umschatteten. Dort möcht' ich dereinst bei den Klängen der marcia funebro in As moll zur Ruhe bestattet werden, pflegte er zu seiner Tochter zu sagen, wenn beide auf der vor dem Eingang befindlichen Bank saßen. Wenn ich die Töne höre, meine ich immer, wunderschöne Auferstehungsengelstimmen zu vernehmen, die singend über die dumpfen Grabestimmen triumfiren. Mit dieser marcia funebro meinte er aber den herrlichen Trauermarsch aus der As dur-Sonate von Beethoven, den er meisterhaft für vollstimmiges Orchester arrangirt hatte und mit einer wahren Leidenschaft liebte.

Manchmal pflegte er auch wol mit einem alten Maler, der sich ungefähr um dieselbe Zeit, als er im Städtchen niedergelassen hatte, im Gasthof zusammenzukommen und von der heiligen Kunst und dem gelobten Land Italia zu reden, das beide aus eigner Anschauung kannten. Da saßen sie dann oft halbe Nächte und erzählten mit feuriger Begeisterung von den wunderhohen prächtigen Domen voll jubelndr Hochaltargesänge, farbenglühender Gemälde und lebenathmender Marmorbilder, von den uralten halbversunkenen Säulentempeln und Palästen des ewigen Rom, von dem lichtblauen klaren Meer und dem glänzenden Himmel und den lieblich wehenden Lüften des Südens, — es war ihnen manchmal wie im Traum, wenn sie sich nach solchen Gesprächen voll seliger Erinnerungen plötzlich umschauten und statt der südlichen Blütengefilde das öde nächtliche Zimmer des kleinen Gasthofs erblickten, dessen Fenster der kalte Winterwind umtoste.

(Forsetzung folgt.)

Der Garten der Königin von Griechenland.

Aus der Kölnischen Zeitung.

Wie Professor Greverus, als er im Jahr 1836 die junge Königin von Griechenland, seine frühere Schülerin, nach Athen begleitete, interessante Reisebriefe über Griechenland herausgab, so hat neuerdings der Staatsrat außer Dienst v. Beaulieu, welcher den Erbgroßherzog von Oldenburg im vorigen Jahr nach Athen und Konstantinopel begleitete, zwei Broschüren drucken lassen, welche den Aufenthalt an diesen Orten zum Gegenstand haben. Obgleich diese Schriften anonym als Manuscript gedruckt, nur für einen engen Leserkreis bestimmt sind, so glauben wir doch keinen Raub zu begehen, wenn wir einige interessante Notizen für das größere Publikum aushehen.

Ueber das vielgepriesene Klima Athens berichtet der Verfasser zunächst folgendes: „Nach meinen Erfahrungen ist das Klima von Athen wenig zu loben. Vor Ende Februar bis Ende März meistens schasse Nordostwinde, große Trockenheit der Luft mit Regentagen abwechselnd, auffallend schnelle Veränderlichkeit der Temperatur. Die Sonne brennt schon im März, die Luft bleibt eisig. Im April schöne Tage mit Stürmen abwechselnd, im Mai und Juni Sonnenhitze bis zu 29 Grad R. im Schatten; von schneidender Kälte zu drückender Wärme kein Frühlingsübergang. Der Unterschied der Feuchtigkeit der Luft betrug im Mai im trockenen Athen gegen das feuchte Oldenburg 4 bis 5 Grad. Dieses Klima wird dem Brustleidenden sehr gefährlich, dagegen zeigt es wolthätige Einwirkung bei chronischen Gichtzuständen.

„Die Königin, welche sich vollständig akklimatisirt hat, hat vor elf Jahren nahe beim königlichen Palast einen großen reizenden Garten angelegt, welcher ihr sorgsam gehegtes Schoosskind ist und unter der Pflege dreier Hofgärtner, zweier Deutschen und eines Franzosen, steht. Ueber diesen Garten berichtet Herr v. Beaulieu unter dem 27. Februar folgendes: „Der vorige Winter hat große Verheerungen darin angerichtet; mehre der großen, zum Theil die Höhe des Schlosses erreichenden Palmen und 8263 Stück große Orangen- und Citronenbäume sind erfroren.* Der Boden ist der des alten Attika, steinig und undankbar; alles muß durch Kunst und große Sorgfalt erzielt werden; aber die Schöpfungskraft ist dennoch unglaublich. Luft und Wärme haben eine fabelhaft productive Kraft. So sind denn auch die Orangen schon wieder neu gepfropft und im sichtbaren Wachsthum begriffen. Dem Wassermangel wird durch Benutzung alter Aquäducte, durch Dampfmaschinen und große Reservoirs vorgebeugt. Einer Schiffsladung neuer Bäume und sonstiger Gewächse aus Italien und von den Inseln sieht man entgegen. Wunderschön ist eine Veranda über einem an derselben Stelle aufgefundenen herrlichen antiken Mosaikfußboden von sehr großer Ausdehnung, der wahrscheinlich zu einem Bade gehört hat; interessant eine Trauerweide, die Prinz Joinville als Steckling vom Grabe Napoleons auf St. Helena hierher gebracht hat. Dann sind herrliche Rosenlauben zu erwähnen, mehre hübsch angelegte Ruhepläße im Schatten, von denen die Aussichten auf das Meer und andere Punkte besonders anziehend erscheinen; hin und wieder stößt man auf Säulen und ausgegrabene Capitäle; so, an der einen Seite des Gartens hat man große Substructionen füglich entdeckt, die höchst wahrscheinlich dem Lyceum angehört haben, und in einem Theil des Bosketts von Hibiscus und Rosen ist ein wunderliebliches Plätzchen zur Aufnahme von Fragmenten der mannigfaltigsten Art und großer Schönheit bestimmt worden, die man sämmtlich bei der Bearbeitung des Gartens im Schoos der Erde fand. Noch und nach soll der allmälig vergrößerte Garten bis zu den nicht weit entfernten kolossalen Säulen des Jupitertempels ausgedehnt werden, die schon jetzt ein herrliches point de vue abgeben, und sicherlich wird man alsdann noch interessante Sachen ausgraben. Die ganze Umgegend ist eine wahre Fundgrube.

„An denjenigen Theil des Gartens, den man den Hymettusgarten genannt hat, grenzt eine um Schweizerstyl erbaute Meierei, wo ein deutsches Ehepaar hauset und die Aufsicht über mehre Kühe, Federvieh und etwa ein Dutzend zahme Rehe führt.

* Der heftige Frost von 1849 bis 1850 hat auch in dem großen Olivenwald, der zwischen dem Piräeus und Athen und noch weiter sich ausdehnt, arge Verwüstungen angerichtet, und wenn auch nicht alle Stämme unterlegen sind, so steht man doch fast nur gekappte Bäume, die Zeit brauchen werden, um sich wieder zu erholen. Der Wein, welcher mehr Kälte ertragen kann, hat dagegen nicht viel gelitten; und sonderbarer Weise auch nicht der zartere Maulbeerbaum.

— Es ist kein Zweifel, dieser Garten wird in einer Reihe von Jahren vielleicht der schönste der Welt werden, weil kein anderer diese Lage, diese Umgebung, diese Erinnerung, diesen Himmel haben kann. Nur kein Winter, wie 1849 bis 1850! Aber zum Glück war ein solcher Frost von 8 bis 9 Grad R. seit Menschengedenken nicht gewesen, und die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß er sich nicht so bald wiederholen dürfte.

„Der Garten ist nicht unmittelbar an den Palast stoßend, sondern durch einen breiten Raum, der denselben ganz umgibt, von ihm getrennt. Marmorstufen führen zu ihm empor. An der Südseite kommt man erst in ein in architektonischem Styl angelegtes Blumenparterre, an welches sich auf der einen Seite die Treibhäuser lehnen. Zur großen Zierde gereichen die vielen höheren und niedrigen Palmen, von denen aber leider nur 15 bis 18, meist die kleinsten, dem Froste widerstanden haben. So sind denn auch die schönen Palmenbouquets vor dem Schlosse meist zerstört; doch will man versuchen, sie durch Palmen aus Aegypten oder Syrien wieder zu ergänzen. Der freie Platz vor dem Schlosse ist geräumig und von der Stadt noch durch ein Lustgärtchen getrennt, mit allerlei Gewächsen bepflanzt, besonders mit Aloe und Oleander."

Weiter schreibt Herr v. Beaulieu unterm 8. April: „Der Garten gewinnt jetzt mit jedem Tag an Lieblichkeit. Die Rosenlauben fangen an zu blühen, reizend sind die gefüllten Rosa-Pfirsichblüten, von glühendem Rot die blühenden Judasbäume, Cercis siliquastrum, und glänzend strakt die üppige crataegus glabra mit ihren großen weißen Blütenbüscheln. Die Baumpartieen von der schon knospentreibenden herrlichen Melia Azederach, die Eilauthus glandulosa, Sophora, Acacia, Kallantheria und andere, sowie die Bosketie von Rosen und Hibiscus schützen schon vor der oft brennend werdenden Sonne, und die Gärtner beeilen sich, dreihundert aus Genua angekommene kräftige Orangen- und Limonenbäume zum Ersatz der ganz abgefrorenen auf angemessene Stellen zu pflanzen.

„Dieser Garten ist eine wahre Wolthat für die Bewohner des schatten- und baumlosen Athens, denen der Besuch desselben in den Stunden, wo die Königin ihn nicht zu betreten pflegt, mit Liberalität gestattet wird."

Tabletten.

*** Für die Verbindung des stillen Meeres mit dem atlantischen ist ein neuer Entwurf aufgetaucht, für welchen eine englische Gesellschaft, an deren Spitze Fox und Henderson, die Erbauer des Kristallpalastes stehen, durch den berühmten Ingenieur Gisborne Studien machen lassen. Derselbe würde den Isthmus vom Meerbusen von St. Michele im stillen Meer nach irgend einem Punkt des Meerbusens von Darien durchschneiden. Die ganze Entfernung beträgt fünfzig Meilen. Es braucht jedoch nur ein Kanal von dreißig Meilen gegraben zu werden, da für die übrigen zwanzig ein Fluß zu benutzen wäre. Die Kosten werden auf sieben Millionen Pfund Sterling geschätzt. Im stillen Meer steigt die Flut auf vierundzwanzig Fuß, während sie auf der andern Seite des Isthmus nur vierundzwanzig Zoll erreicht. Dies würde dem Kanal täglich einmal eine Strömung geben, die stark genug wäre, um die Schiffe aus einem Ocean in den andern zu tragen.

*** Henriette Sonntag hat ihr erstes Concert in Neuyork gegeben, und zwar mit einem mehr als glänzenden Erfolge, so daß man bestimmt annehmen kann, daß die Königin des Gesanges in den vereinigten Staaten ihr Glück machen und eben so mit Gold beladen, wie Jenny Lind, nach dem altersmüden Europa zurückkehren wird. Die Berichte über das Concert sind mehr als enthusiastisch. Als musikalische Erscheinungen werden neben der Sängerin gerühmt die elfjährige Violinistin Camilla Urso, von der man Wunder berichtet, dann der violinspielende Knabe Paul Julien, welcher in dem Concert der Henriette Sonntag mit ungewöhnlichem Beifall spielte, und der junge Pianist Alfred Jaell, der sich ebenfalls in dem Concert hören ließ. — Ole Bull, der berühmte norwegische Violinist, hat sich als Bürger der vereinigten Staaten aufnehmen lassen. Seine in Nordpennsylvanien angelegte Colonie, wohin er auf seine Kosten viele Hunderte seiner Landsleute zog, ist blühend. Der Ackerbau gedeiht und man ist schon damit beschäftigt, Straßen und Verbindungswege anzulegen.

Frankfurt, den 16. October.

Concerte.

Madame Charlotte Dreyfus aus Paris wird ihr bereits angekündigtes Concert auf dem Melodikon nächsten Donnerstag Abend im Musiksaal des Herrn André, Haus Mozart, geben. Wiederholt empfehlen wir das in seiner Art neue, und unsers Wissens hier noch nicht öffentlich gespielte Instrument, welches dem Klavier und der Orgel verwandt auch die meisten Vorzüge beider in sich vereinigt. Die Herren Caspari, Eliason und Hecht jun. werden Madame Dreyfus in ihrem Concert unterstützen.

Auf seiner Kunstreise durch Deutschland ist auch der Violinvirtuose Angelico Bartelloni aus Rom hier angekommen. Nachdem er in Italien, Spanien, wo er auch vor der Königin gespielt hat, Frankreich ꝛc. überall mit großem Erfolg aufgetreten ist, hat er zuletzt in Dresden ein Concert gegeben, nach welchem ihm der bekannte C. Lipinski, also ein großer Kunstgenosse, seine Anerkennung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu erkennen gegeben hat. Da Herr Bartelloni auch hier in Frankfurt ein Concert zu geben gedenkt, so möge hier Raum finden, was Alexander Banck, der tüchtige Kunstrichter, über diesen Virtuosen ins Dresdner Journal geschrieben hat: „Herrn Bartelloni's Behandlung der Violine basirt auf der alt-italienischen Violinschule, der einzigen und besten, die es gibt; zwar fehlt ihr in ihrer modernen italienischen Ausübung die vollendete Vereinigung mit der tieferen classisch-musikalischen Durchbildung, welche wir beanspruchen und deren vorzüglichster und erster Repräsentant auf diesem Instrument jetzt C. Lipinsky ist; aber es sind ihr die immerhin bedeutenden Vorzüge eines schönen und kräftigen Tons, fein ausgebildeter Cantilene und als nachahmungswerter Vortheil ein starker Saitenbezug für die Violine geblieben. Herr Bartelloni gesellt dazu noch sehr beachtungswerte treffliche Eigentümlichkeiten in der Technik, zum Beispiel in der Führung des Bogens a la polignée, in den leicht und graziös ausgeführten Arpeggiofiguren, in dem Aufsatz des Bogens dicht am Frosch für Tremolandesiguren. Dazu kommt Reinheit des Tons und ein sehr geschmackvoller, zart empfundener und gesangvoll nuancirter Vortrag der Melodie. Die Compositionen entfernen sich nicht von der modern-italienischen Richtung, lassen aber in einer geschickten Beschränkung ohne Ueberschweifen zu den schwierigsten Fertigkeitsaufgaben die interessante Individualität des Künstlers wirksam und dem Ohr angemessen hervortreten."

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 18. October. Belisar, große Oper in vier Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 250. Dienstag, 19. October **1852.**

Die lebenslängliche Rente.

Nach dem Französischen.

Im Jahr 1824 studirte Karl Blondel die Rechte an der Universität zu Paris. Gleich vielen andern jungen Leuten aus jener Zeit betrieb Karl diese Studien mit großer Nachlässigkeit. Er hatte sich weit vom Quartier Latin in einem vornehmen Stadtviertel eingemietet, von wo aus er sich nur selten in die Collegien begab, da er sich weit mehr mit seinen Vergnügungen als der Jurisprudenz beschäftigte und sein Coder den ganzen Farbenglanz, den der Buchbinder auf dem Schnitt aufgetragen hatte, noch in voller, jungfräulicher Pracht zeigte. Er führte ein lockeres Leben, das nach dem ihn in Zukunft erwartenden reichen Erbe berechnet war; er nahm häufig und zu jedem Zinsfuß Geld auf, um die Lücken auszufüllen, welche er mit den aus der Heimat vierteljährig einlaufenden Geldern nicht zu decken vermochte.

Sein Vater, ein geachteter Gutsbesitzer, führte ein patriarchalisches Leben in der Provinz. Die Liebe zu seinem Sohn war bei ihm zur Schwäche geworden. Wenn Karl in den Ferien einige Wochen auf den Besitzungen seines Vaters verlebte, so geschah dies nur, um einen günstigen Moment zu erlauschen, in welchem er ihm dann ein Geständniß seiner kostspieligen Vertrungen machte und das Verzeichniß seiner Schulden vorlegte. Der mit Recht über die Verschwendung des Sohnes erschreckte Vater erschöpfte sich zuerst in Ermahnungen und bezahlte sodann unter schweren Seufzern die Forderungen wucherischer Gläubiger. Den alten Mann kränkte es ungemein, sich selbst sagen zu müssen, daß sein ganzes, so langsam und mühsam erworbenes und sorgfältig zusammengehaltenes Vermögen in den Händen eines verschwenderischen Sohnes zu Grunde gehen und dieser Sohn selbst trotz der väterlichen Sorge und Fürsicht dem Elend und der Not preisgegeben sein werde. Als er sich daher alt und dem Tode nahe fühlte, war all sein Trachten und Sinnen auf das Auffinden eines Mittels gerichtet, um das Vermögen vor dem Leichtsinn seines Sohnes sicher zu stellen und diesen an der Vergeudung desselben zu hindern. In seiner klugen Fürsorge faßte er endlich folgenden Beschluß: er ordnete in seinem Testament an, man möge ihn auf seinem Gute begraben; hierbei leitete ihn die Hoffnung, Karl werde vor dem Gedanken eines Verkaufs dieses Besitztums zurückschrecken, wenn mit demselben auch die Gebeine seines Vaters veräußert werden müßten. Der Rest seiner Habe bestand in Staatspapieren; er verkaufte sie und wandelte den Erlös in eine Leibrente im Betrag von 10,000 Franken um, die Karl bis zu seinem Tode ausgezahlt erhalten sollte. Wol war das Capital in Folge dieser Maßregel für Karl und seine allfällige Descendenz verloren; ohne dieselbe aber wären wol Kapital und Zinsen baldigst den gleichen Weg gegangen. Auch wurde durch solches Anlegen des Erbtheils das Jahreseinkommen vergrößert und so die Hoffnung vermittelt, daß der junge Mensch sich mit demselben begnügen werde. Demnach war das Landgut unter die Obhut der kindlichen Liebe gestellt; der Rest des Vermögens wurde dem Bereich künftiger Gläubiger entzogen und in einer Weise angelegt, die nicht nur dessen Veräußerung sehr schwierig, sondern auch so nachtheilig machte, daß man nicht nur ein Verschwender, sondern auch ein Thor hätte sein müssen, um daran zu denken. Der gute Vater hatte diese Verfügungen kaum beendigt, als ihn auch der Tod schon hinraffte.

Karl fühlte den Verlust des Vaters sehr lebhaft. Sein Schmerz war wahr, aufrichtig und tief empfunden. Der Gedanke, daß er ein reicher Erbe sei, that seinen Thränen nicht den mindesten Einhalt, da das Herz dieses jungen Menschen gut, natürlich und noch unverdorben war. Getreulich erfüllte er die letzten Anordnungen seines Vaters; dann gab er sich völlig einem dumpfen, schmerzhaften Brüten hin und blieb einen ganzen Monat lang allein auf dem Lande. Gewiß wäre er noch länger dort geblieben, hätte nicht eine mit der Erbschaft verbundene Angelegenheit seine Rückkehr nach Paris nötig gemacht. Dort erfaßte ihn aber der Wirbel der Vergnügungen, in dem sich seine Melancholie nach und nach verlor. Nun führte er ganz und gar die verlockende, an Festen, Liebesabenteuern, eleganten Vergnügungen, Orgien, Duellen, Spielpartieen reiche Lebensweise, wie man sie mit dreiundzwanzig Jahren, mit einem warmen Herzen und regen Geiste in Paris zu führen pflegt.

Wir werden nicht auf die Details dieser Lebensweise eingehen, mit deren Schilderung bereits Bände angefüllt werden könnten. Auch bedarf diese Lebensweise der Beschreibung gar nicht; wird uns doch deren Anblick täglich und nur zu oft geboten! auf dem kurzen Raume des eleganten Theils der Pariser Boulevards in allen seinen Einzelnheiten nnd Abstufungen, zu Pferde und in der Equipage, tafelnd und im Theater, auf Promenaden und Bällen in seiner ganzen, glänzenden Leichtfertigkeit geboten!

Bald war Karl einer der hervorstechendsten und glühendsten Koryphäen der Welt, in welcher diese Lebensart zu Hause ist. Den unerschöpflichen Anforderungen derselben aber, dem nähern Umgange mit einer gewissen Klasse von Frauen, den täglichen und nächtlichen Orgien, dem Ausstreuen des Goldes mit vollen Händen bei jedem, wenn auch noch so geringfügigen Anlasse hätte selbst die rüstigste Lebenskraft und das Einkommen einer noch so solide angelegten Million auf die Länge nicht genügen können; um so weniger konnte dies mit Karls Jahreseinkommen der Fall sein; er machte Schulden; die Gläubiger wurden drängend; noch war seit seines Vaters Tode kein Jahr verflossen, als Karl auch schon das Landgut verkaufen mußte, in dessen Bereich die letzten Reste seines Erzeugers ruhten.

Der Tag, an welchem er die Verkaufsacte unterzeichnete, war ein Tag kluger, vernünftiger Ueberlegung. Er beschloß, Reformen in seiner Lebensweise vorzunehmen; er begab sich in seinen Stall,

um zu entscheiden, welches seiner beiden Pferde er verkaufen sollte; er entwarf das Concept zu einem Schreiben, durch dessen Absendung eine sehr kostspielige Verbindung abgebrochen werden mußte; er bemerkte dem Kammerdiener, daß er sich nach einem anderes Unterkommen umsehen möge, da er ihn nächstens entlassen werde; er erkundigte sich, ob nicht eine billigere Wohnung im Hause zu haben sei; er war mit einem Worte entschlossen, seine Ausgaben auf die Hälfte herabzusetzen. Ueber Nacht kamen ihm jedoch statt guter, böse Gedanken; mit ihr verschwanden auch alle seine guten Vorsätze; er behielt seine beiden Pferde, seine ganze Dienerschaft, seine Wohnung und seine sonstigen kostspieligen Gewohnheiten bei.

Am Ende des nächsten Jahres sah er sich bereits zur Veräußerung seiner Rente genötigt.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben in Niedersachsen.

Mitgetheilt von ***n.

Ein Stadtmusikus.

(Fortsetzung.)

Da die nächste große Stadt, die Residenz, fast zwei Tagereisen entfernt war und die grundlosen Wege es selbst oft dem vermögendsten und geschäftslosesten Mann gänzlich unmöglich machten, dorthin zu reisen und seine etwaige Sehnsucht nach künstlerischen Genüssen zu stillen, so war es sehr natürlich, daß der unbemittelte, vielgeplagte Musikus trotz dem sehnlichsten Verlangen, einmal eine schöne Oper oder Simfonie in tadelloser Aufführung von einem vollstimmigen Orchester zu hören, seit seiner Anstellung im Städtchen nicht ein einzigesmal nach der Residenz gekommen war. In frühern Jahren hatte er viele derartigen Genüsse gehabt — jetzt mußte er froh sein, wenn es ihm gelang, dann und wann einzelner neuer Musikwerke habhaft zu werden und dieselben, so gut es ging, mit seinem kleinen Orchester zur Aufführung zu bringen. Denn bei aller Liebe zu den alten Meistern verfolgte er die Bestrebungen jüngerer Kunstgenossen mit dem lebhaftesten Interesse und konnte sich oft wie ein Kind freuen, wenn ihm ein neues, mit Begeisterung und Gefühl componirtes Lied oder eine Sonate voll Schwung und Leben in die Hände fiel. So hatte er eines Tages auch die Introduction und das Duett, sowie das Terzett: „Ich kann nicht ruhn, ich kann nicht rasten", aus der damals eben componirten Oper „Faust" von Spohr von einem seiner Bekannten in der Residenz geschickt bekommen und war von den Tönen und Modulationen dieser drei Musikstücke so bezaubert, daß er einmal über das andere ausrief: O könnt' ich diese Oper doch noch hören, eh' ich sterbe!

Bei seiner Ankunft im Städtchen hatte er das sogenannte Stadtorchester in dem kläglichsten Zustand von der Welt vorgefunden; durch seine rastlosen Bemühungen war es ihm aber gelungen, dasselbe in wenigen Jahren so weit zu bringen, daß es selbst schwierige Simfonien von Mozart und Beethoven unter seiner Leitung ausführte. Er hatte überhaupt die Liebe zur Musik bei den Bewohnern des einsamen Ortes geweckt. Vor seiner Ankunft gehörte ein Concert zu den Wundern der Welt — im zweiten Jahre nach derselben versammelten sich die Honoratioren schon mit großem Eifer an zwei Abenden in der Woche in dem großen Saal des ersten Gasthofes, wo ein Singverein und ein Instrumentalverein unter seiner Leitung Oratorien, Simfonien und verschiedene andere Musikstücke einstudirte, welche dann in öffentlichen Concerten aufgeführt wurden. Sein Orchester hing mit einer wahren Begeisterung an ihm und jeder setzte eine Ehre darein, seinen Beifall und sein Lob zu erringen. Die meisten hatten ihm eine bedeutende Verbesserung ihrer Einkünfte zu danken, da mit der erwachten Liebe zur Musik sich Jung und Alt nach Unterrichtsstunden umgesehen und auf Altmanns Empfehlung diesen oder jenen aus seinem Orchester als Lehrer angenommen hatte. Da war es einem alten Junggesellen plötzlich eingefallen, daß er eigentlich ungemeine Anlage zum Flötenspieler habe; ein anderer meinte ganz besonders gut gebaute Beine, Arme und Finger zur Handhabung des Violoncells zu besitzen; ein dritter dachte, es wäre doch so übel nicht, wenn er seiner Geliebten einmal ein Ständchen auf der Guitarre bringen könne; ein vierter verspürte eine mächtige Lust in sich, „Lützows wilde verwegene Jagd" vermittelst eines gewundenen Waldhorns an den Ohren der Leute vorüberrasen zu lassen; ein fünfter träumte von nichts als von einem blankgebohnten dunkelbraunen Fagott mit langen, langen goldglänzenden Klappen und großem gebogenen Schnabel — und alle dachten und meinten und träumten so lange, bis Altmann ihnen die betreffenden Bläser und Streicher aus seinem Orchester zugewiesen hatte, welche sich dann mit den vermeintlichen musikalischen Genies abarbeiteten, um sie wenigstens so weit zu bilden, daß Zwei- und Vierfüßler nicht davonliefen, wenn diese von ungefähr in die Nähe der Horn-, Fagott- oder Cello-Dilettanten kämen.

Den begeisterten Director sein Orchester leiten zu sehen, gewährte einen großen Genuß. Dann war es, als ob seine Gestalt plötzlich höher und majestätischer geworden sei, als ob sein bleiches Antlitz ein Verklärungsschein umleuchte und sein Auge von himmlischem Feuer glühe. Bei der Aufführung seiner Lieblingswerke war dies ganz besonders der Fall — man sah, wie jeder Ton tief, tief in sein Herz drang und sein ganzes Wesen ergriff. Seine Gesichtszüge spiegelten dann regelmäßig die Gefühle wieder, die seine Brust bewegten. Wenn die mächtigen Accorde der C moll Simfonie von Beethoven wie ein finsterer Nachtsturm daherbrausten und dann zwischendurch plötzlich einzelne klare Trompetenklänge in dur wie helle Sterne aus düstern Wolken auftauchten — da schien es, als ob sich bei den reinen, milden Klängen ein stiller Friede auf ihn herniedersenke. Da er Beethoven vor allen verehrte, so brachte er fast an jedem Abend, wo er sein Orchester beisammen hatte, einen oder den andern Satz aus den Simfonien, eine Ouvertüre oder eine für Orchester bearbeitete Sonate des großen Meisters zur Aufführung. War er in einer besonders lyrischen Stimmung, so ließ er sich das Adagio aus der Pastoralsimfonie spielen und träumte sich bei den weichen, sehnsuchtsvollen Hörnertönen und den süßsingenden Stimmen der Geigen und Flöten in die Zeit seiner Jugend zurück, auf die grünen Wiesen der Heimat, wo er beim Gesang der Vögel und beim Rauschen des Erlenwaldes duftige Blumen gepflückt und selige Träume geträumt.

Die Begeisterung seines Directors theilte das Orchester mehr oder weniger; einzelne kleinere Musikstücke aber spielte es ihm zu Liebe mit einer solchen Präcision, daß jener oft in stillem Entzücken seinen Stab hinlegte und sich ganz von den Tönen zum Lande der Kunst emportragen ließ. Zu diesen Stücken gehörten die Ouvertüre zu Egmont und die Marcia funebre sulla morte d'un eroe aus der As dur-Sonate von Beethoven, deren zauberwehe Klänge seinen Augen jedesmal Thränen entlockten. — Das langjährige friedliche Leben des greisen Künstlers wurde gegen das Ende seiner Tage durch zwei Ereignisse unterbrochen, welche die innersten Tiefen seines Wesens erschütterten. Damit verhielt es sich folgendermaßen.

Eines Herbstmorgens trat ein Fremder bei ihm ein, kündigte sich als einen durchreisenden Sänger an und bat, ihm zur Ver-

anstaltung eines Concertes behülflich sein zu wollen. Altmann war mit Freuden dazu bereit und noch in derselben Stunde wurden die Stücke bestimmt, die zur Aufführung kommen sollten. Außerdem möchte ich aber auch noch ein erst vor kurzem componirtes Lied singen, sagte der Fremde, indem er ein Notenblatt aus der Tasche zog und es jenem überreichte. Es ist das erste Werk eines jungen talentvollen Musikers und hat überall, wo ich es gesungen, den ungetheiltesten Beifall gefunden. Ich bitte Sie aber, das ganze recht genau einzustudiren, damit ich beim Vortrag vollkommene Freiheit habe.

Als der Sänger sich verabschiedet hatte, betrachtete Altmann das Lied, fand aber zu seinem Erstaunen nicht ein einziges Tertewort, dagegen sehr viele auf Tempo und Ausdruck bezügliche Bezeichnungen. Selbst die Ueberschrift und der Name des Componisten fehlten. Versprochenermaßen studirte er das Werk auf's sorgfältigste ein und sah mit Ungeduld dem Abend entgegen, wo er die Textesworte hören werde.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe.

84.

± **Darmstadt**, den 17. October.

Aus dem Gymnasium: eine Dankrede an Robert Peel. Der mittelrheinische Kunstverein.

Zu den nun abgeschiedenen Bürgern unserer Nachbarstadt Frankfurt, deren Andenken wir in dankbarer Gesinnung bewahren, gehört der im Jahr 1849 dort verstorbene Kaufmann Jakob Daniel Fuhr, welcher hier geboren ist. In seinem letzten Willen verfügte er auch: „Dem Gymnasium in Darmstadt, meiner Vaterstadt, woselbst ich meinen jugendlichen Unterricht genossen, vermache ich ein Legat von tausend Gulden als Capitalfond, um dessen Zinsen jährlich zu Zwecken des Unterrichts, als Anschaffung von Büchern und dergleichen zu verwenden." Seit dem vorigen Jahr wird dieser Ertrag zu Preisen für genügend gelöste Aufgaben verwendet. Die zahlreichen Freunde der Jugend haben die neueste Nummer der dahier erscheinenden, vom Präsaten Dr. Zimmermann redigirten Schulzeitung zur Hand genommen, weil darin die Rede des Directors des hiesigen Gymnasiums, Dr. Dilthey, aus dem Neius am 17. September 1852: „Ueber englische Gymnasialerziehung" abgedruckt ist und diese auch die Kritik der zur Erringung des Preises eingelieferten Ausarbeitungen einiger Schüler der obersten Abtheilung des Gymnasiums umfaßt. Das Verdienst dieser Lehranstalt und die Begabung und der Eifer einer Anzahl von Schülern dieser obersten Klasse wirkte so glücklich zusammen, daß acht Preise zuerkannt werden konnten unter dankbarer Erwähnung des Mannes, der ein so treffliches Förderungsmittel des Unterrichts gewährt habe. Eine gekrönte Arbeit hatte sich gleichfalls einer noch künftigen Erscheinung bemächtigt. Eben arbeitet ein Künstler an der Bildsäule Robert Peels, welche in der Westminsterabtei aufgerichtet werden soll. Der siebenzehn Jahr alte Verfasser hat den Augenblick ergriffen, wo dieses Denkmal inaugurirt wird, und sich in die Seele eines Landsmannes des großen Staatsmannes versetzt, dem er eine „Rede zum Andenken an Peel" in den Mund legt. Hören wir die kurze Kritik, die vielleicht auch in England mit einigem Interesse vernommen wird. „Unter den vielen Denkmalen, welche die Verehrung der Mitwelt dem Sir Robert Peel durch Werke der Literatur und Kunst errichtet hat, ist auch das unserer Beachtung nicht unwert, welches die strebsame Kraft eines unserer jetzigen Schüler ihm zu widmen gewagt hat. Von richtigem Tact geleitet, hat er sich in die Westminsterabtei als das Pantheon des englischen Nationalruhmes versetzt und den Moment ergriffen, in welchem Peel nach seinem Tod zum ewigen Vorbilden als Heros der Nation geweiht werden soll. Mit welchem Erfolg dies geschehen sei, mit welcher Sachkenntniß der neueren Geschichte und der Zustände Englands, mit welcher Schwungkraft der Beredtsamkeit, dies zu erweisen, würde jeder Abschnitt dieser Rede geeignet sein, an jeder würde sich das Wort bewähren: ex ungue leonem. Wolweislich hat sich der Redner nicht auf die Zinnen der Partei gestellt, sondern auf den nationalen Standpunkt, der seinen Spielraum übrig läßt für alles, was politisch ikonisch, mißfällig, verdächtig erscheinen könnte. Allen hervorragenden Eigenschaften und Handlungen aber des großen Staatsmannes hat er den Tribut einer so warmen Verehrung dargebracht, daß diese Festrede dem Gepriesenen hohe Achtung, dem Preisenden die Zuneigung seiner Hörer erwerben dürfte. Der Verfasser ist Heinrich Bopp." Von einem früheren Schüler des hiesigen Gymnasiums, von Künzel besitzen wir bekanntlich ein besonderes Werk über Peel.

Das Centralcomité des rheinischen Kunstvereins, der bekanntlich die Städte Karlsruhe, Darmstadt, Freiburg, Mainz, Mannheim, Straßburg und Stuttgart umfaßt, hielt dieser Tage ihre seine statutenmäßigen Sitzungen, um die Angelegenheiten des Vereins zu beraten. Gestern Abend versammelten sich nun die Mitglieder des Comité's, als Ehrengäste viele Mitglieder des hiesigen Kunstvereins, darunter auch der frühere Minister du Thil, der einmal das Wort nahm, und der Minister v. Dalwigk, in dem Gasthause zum hessischen Hof zu einem geselligen Kreise, der einen vielfachen Genuß in sich schloß. Sowol der Präsident des Gesammtvereins, Professor Felsing dahier, als auch der Präsident des hiesigen Vereins, geheimer Staatsrat Hallwachs, trugen durch ihre Reden wesentlich zur reichen Ausstattung des Abends bei, während andere Anwesende, darunter einige der Gäste, durch Ernst und Scherz das Fest würzten. Es wurde auch des kostbaren Bildes von Hans Holbein gedacht, welches eben in der hiesigen Bildergallerie aufgestellt ist und früher dem Prinzen Wilhelm von Preußen gehörte, jetzt aber Eigentum seiner Tochter, der Prinzessin Karl ist. Das Publikum drängt sich herbei, um das herrliche Bild zu betrachten, das eine eigene Pilgerfahrt verdient.

85.

ϰ **Gießen**, den 17. October.

Der mittelrheinische geologische Verein.

veröffentlichte vor wenigen Wochen in dieser Zeitung, daß er bereits siebzehn Blätter der großherzoglich hessischen Generalstabskarte geognostisch bearbeitet und vollendet habe; nach einer jüngst erschienenen Mittheilung vom 27. September sind schon wieder drei Blätter hinzugekommen. Eins dieser Blätter soll in der mineralogischen Section der Naturforscherversammlung zu Wiesbaden vorgelegt worden sein. Einsender dieses hat Gelegenheit genommen, dieses ohne erläuternden Text erschienene Blatt (die Wetterau, einen großen Theil des Vogelsgebirges und einen kleinen des Taunus und der Lahngegenden umfassend) mit der früher durch Herrn Professor v. Klipstein entworfenen geognostischen Karte von Oberhessen zu vergleichen, und dabei gefunden, daß das angerührte Blatt, soweit es sich über den Vogelsberg und die Wetterau erstreckt, gleich vorangegangenen ähnlichen Arbeiten, nichts weiter als eine ziemlich genaue Copie jener früheren Karte von Klipstein ist, außerdem aber in seinem westlichen,

besonders nordwestlichen Theil, eine Zusammenhäufung grober Unrichtigkeiten enthält. Referent, nur Laie, durch seinen Wohnort mit den Oertlichkeiten vertraut, überläßt Männern vom Fache nähere Aufklärung, glaubt aber im Interesse des Publikums verpflichtet zu sein, auf pomphafte Kundgebungen solcher Art aufmerksam machen zu müssen. Einsender ist zwar von anerkennenswerten Leistungen kenntnißreicher Mitglieder dieses Vereins unterrichtet, nicht aber ist ihm bekannt, daß auch nur eines derselben sich früher mit praktischen geognostischen Arbeiten beschäftigt hätte. Soviel vorsichtiger sollte der Verein mit Anpreisungen compilatorischer Arbeiten sein, damit man nicht an einige frühere geognostische Aufnahmen aus dem Postwagen, und jetzt an die Benutzung der Eisenbahnen für dieselben, erinnert werden möge. Wer von der Schwierigkeit solcher Arbeiten sich einen Begriff zu machen versteht, wird jeder Täuschung entgehen.

Tabletten.

*** Aus Helgoland wird vom 10. October berichtet: Die Herbststürme haben sich dieses Jahr so ungewöhnlich früh eingestellt, daß sie noch in das Ende der Badezeit gefallen sind. Diese ist dadurch um acht Tage verlängert worden, indem das Dampfschiff, welches den Rest der Kurgäste zum Festland zurückbringen sollte, nicht im Stande war, durch das furchtbare Unwetter hierher zu gelangen. Schon gestern vor acht Tagen sollte der Hamburger Patriot hier ankommen; auch befand er sich bereits dicht vor der Rhede, als plötzlich ein so entsetzlicher Orkan sich erhob, daß der kleine Dampfer nicht heran konnte, gleichsam vor den Augen der Zuschauer verschwand und nicht mehr zum Vorschein kam. Man hielt das Schiff für verloren und über die ganze Insel verbreitete sich die größte Niedergeschlagenheit, da auch gegen zwanzig Helgolander sich darauf befanden. Acht volle Tage verstrichen in banger Sorge und Trauer; das Wetter blieb fortwährend so stürmisch, daß keine Nachricht hierher gelangen konnte. Als in den letzten Tagen sogar Stücke von einem Dampfschiff an die Düne geschwemmt wurden, galt das Unglück für zweifellos. Unendlicher Jubel erscholl daher, als gestern morgens der Patriot in Sicht kam und mit festlichen Flaggen geschmückt glücklich heranschwamm. Alle Beweinten fanden sich glücklich wieder; die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen, um sie am Strande und am Falm zu empfangen. Zahlreiche Opfer hat übrigens die Sturmwoche verlangt. Vier Schiffe sind an der Düne gestrandet, ein fünftes ist westlich von der Insel gesunken. Die Mannschaft ist von allen gerettet. Soeben wird ein sechstes, mit Oel beladenes Schiff, das verlassen in See trieb, heranbugsirt. Außerdem scheint ein Dampfschiff verunglückt zu sein; mehre todte Schafe sind an die Düne geworfen worden.

*** Vor einigen Tagen verzehrten, es war etwa 9 Uhr abends, die zahlreichen Gäste eines der besuchtesten Kaffeehäuser des Boulevard Montmartre zu Paris friedlich ihr gewohntes Abendbrod vor dem Kaffeehaus an den auf dem Trottoir aufgestellten Tischen, als sie plötzlich eine elegante Kalesche vor sich halten sahen. Eine mit ausnehmender Feinheit gekleidete Dame sprang heraus und graden Wegs auf einen an der Ecke des Kaffeehauses befindlichen Tisch zu. An demselben schlürfte ein junger Mann eine kleine Tasse schwarzen Mocca und sog wolbehaglich die Düfte einer wolriechenden Pammatellas ein. Ein reizendes weibliches Wesen leistete dem jungen Mann Gesellschaft. Als dieser die Dame aus dem Wagen erscheinen sah, ward er bestürzt und wechselte plötzlich die Farbe: er hatte seine rechtmäßige Frau erkannt. Der arme Ehemann wollte einige Entschuldigungen stottern, die beleidigte Gattin ließ ihm jedoch keine Zeit dazu. Dem Ungetreuen ein paar derber Ohrfeigen versetzen, seine Mitschuldige bedrohen, dem Ehemann den Befehl ertheilen, in den Wagen zu steigen, und ihn selbst, betroffen und beschämt, wie er war, vor ihr in den Wagen hineinschieben, das alles war das Werk eines Augenblicks. Die Kalesche fuhr ebenso rasch davon, wie sie gekommen war, und entführte den ganz verwunderten Zuschauern das entzweite Paar, das fern von zudringlichen Blicken diese kleine Ehestandsscene zur Entwicklung und zu Ende brachte.

*** Vor einigen Jahren, so erzählt ein Blatt in der baierischen Pfalz, bauten sich zwei Schwalben ein Nest an eine Scheuer; als dasselbe fertig und ausmöblirt war, kam ein Spatz und nahm Besitz davon. Die beiden Schwalben, welche dadurch um ihren rechtmäßigen Besitz gekommen waren, eröffneten gegen den Usurpator ein Geplänkel, um ihn mit Gewalt zu verdrängen. Sie flogen stürmend bis an das Nest hinan und pickten hin, der Herr Usurpator pickte her, und die er am Kragen erwischte, wurden tüchtig geschüttelt. So ging der Kampf von morgens bis gegen mittags fort, wo den beiden Schwalben noch vier andere zu Hülfe kamen, um mit vereinten Kräften das Gefecht fortzusetzen. Als sie jedoch einsahen, daß ihre Mühe umsonst war, fingen sie an die Oeffnung, wodurch der Spatz heraus mußte, zuzubauen, was nicht ohne Seitenhiebe abging. Als endlich der Usurpator Spatz sah, daß man ihn lebendig einmauern wolle, flog er von dannen, und die zwei Legitimisten nahmen wieder Besitz von ihrem Eigentum. Während dies vorging, versammelte sich eine Menge Schwalben in der Luft, sowie auch eine Menge Spatzen auf einem Giebel eines naheſtehenden Gebäudes unter ernsthafter Discussion.

Mahnung.

Der Blütenkelch, den kühle Nacht
Sanft faltet und verschließt,
Der, wenn der Morgen leis erwacht,
Schon wieder offen ist,
Erinnert an das Menschenherz
Voll Sehnsucht und voll Hoffen,
Das in sich fällt im höchsten Schmerz,
Im Glück doch lächelt offen.

Laß nur die Nacht vorübergehn,
Denn Alles zieht vorbei;
Dem Frührot uns entgegensehn,
Licht macht uns stark und frei;
Denn während sanft es höher stieg,
Wärmt es und weckt zum Schaffen,
Erringt durch sich den höchsten Sieg
Und immer — ohne Waffen.

Dichter der „Parallelen."

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 19. October. (Neu einstudirt) Nathan der Weise, Drama in fünf Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 251. Mittwoch, 20. October **1852.**

Die lebenslängliche Rente.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Als Karl sich in dieser Angelegenheit zu seinem Sachwalter begab, begegnete er dem Ältesten und besten seiner Freunde, dem warm und aufrichtig fühlenden Anastasius, dem er ganz einfach die Angelegenheit mittheilte, um derentwillen er sich einen ganzen Vormittag lang seinen gewöhnlichen Unterhaltungen entzog.

Anastasius war ein seltener, falscher Nachgiebigkeit gänzlich fern bleibender Freund; er bot alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, seine Freunde von dem Abgrunde zurückzuhalten, wenn er sie demselben zutaumeln sah. Ueberdies war er ein poetisches Gemüt und besaß gesunden, gradeaus gehenden Menschenverstand. Mit seiner strengen, feierlichen Weise und besondern Rednergabe hätte er trefflich zu einem Prediger getaugt; auch ließ er selten eine Gelegenheit unbenützt vorübergehen, in welcher er einen längeren Sermon zu halten vermochte, und so ergriff er auch den diesmal gebotenen Anlaß mit großem Eifer und ließ es an salbungsreichen Ermahnungen nicht fehlen.

— Du hast dein väterliches Erbgut vergeudet, Karl; du hast das Haus, in welchem du die Augen zum erstenmal öffnetest und dein Vater sie zum letztenmal schloß, zu Gelde gemacht; ich müßte diese Handlung als eine schlechte bezeichnen, wenn sie nicht gar so thöricht gewesen wäre; ich müßte dich tadeln, wenn ich nicht dich zu beklagen gezwungen wäre, da jenes Besitzthum nicht nur ein Vermögen war, sondern auch theurer, beglückende Erinnerungen in sich schloß, die dein Vater dir, so wie seine übrige Habe hinterlassen hat. Du hast dies nicht begriffen und darum hast du Weinberge und Obstgärten verkauft, die Mühle am Flusse und den Eschenwald auf dem Hügel. Du hast der ganzen, ländlichen Freude deines Lebens entsagt, deinen Blumen im Frühling, deinen Schattengängen im Sommer, deiner Weinlese im Herbste. Ich kann dir dieses jedoch nicht als Schuld anrechnen, die Natur hat dich nun einmal so geschaffen, daß du den Preis und die Heiligkeit jener Dinge nicht begreifen konntest, daß du keinen Wert auf jene ländliche Wohnung legtest und ihr den Pariser Aufenthalt mit seinen flüchtigen Vergnügungen vorzogst, daß es dir lieber war, das Drehen der Räder deines Cabriolets als deiner Mühle zu sehen; nichtsdestoweniger wird, das magst du mir glauben, ein Tag kommen, an welchem du diese Handlungsweise bereuen wirst. Glücklicherweise ist das Uebel bis jetzt nur zur Hälfte vollbracht; hast du auch kein Landgut mehr, so besitzest du doch noch Mittel genug, um in der Stadt behaglich leben zu können; du kannst ein angenehmes, bürgerliches, aller Sorgen ledigtes Leben führen, ohne dich um Geschäft und Arbeit zu kümmern. Dein Vater war ein weiser Mann; er kannte deine Neigungen; um dich vor gänzlichem Ruin zu bewahren, hat er dir diese Leibrente angeschafft; zerstöre sein Werk nicht. Du hast sein Grab in fremde Hände übergehen lassen; mache wenigstens seine väterliche Fürsorge nicht zu nichte, in der sich so viel Sorgfalt und Zärtlichkeit zu deinem Besten einten....

So weit war Anastasius in seiner Rede gekommen, als Karl ihn mit den Worten unterbrach: Habe Dank, Anastasius, für deine freundliche Ansprache; wir sind jedoch hier an der Thür meines Sachwalters angelangt; Geschäftsangelegenheiten gehen aber allen andern vor. Nimm es daher nicht übel, wenn ich dich hier verlasse.

Wenige Tage nachher wurde Karl von seinem Sachwalter in Kenntniß gesetzt, daß die Rente verkauft sei und der Erlös zu seiner Verfügung bereit liege. Diesmal ließ sich Karl den Gedanken an eine Reform auch nicht im entferntesten beikommen; ununterbrochen und unverändert setzte er seine verschwenderische Lebensweise fort.

Es ist ebenso wahr wie seltsam, daß sehr viele junge Leute, denen es weder an Verstand noch an Kraft zur Ueberlegung gebricht, ihren Ruin in solcher Weise mit eben so unbegreiflicher Heiterkeit als großer Schnelligkeit herbeiführen. Für sie hat die Zukunft keine Schreckniße. Wenn es nur, rufen sie aus, so lange aushält, als unsere Jugend dauert, so sind wir schon befriedigt! sprechen die Leidenschaften einmal nicht mehr so laut, so wird der Ehrgeiz uns eine neue Laufbahn eröffnen, die wir in der Reise unseres Alters würdevoll betreten werden. Andere denken sich durch eine Heirat mit einer reichen Wittwe oder einer sentimentalen englischen Miß aus dem Spiele zu ziehen; die Tollsten rufen: Mit dem letzten Louisdor jage ich mir eine Kugel durch den Kopf! Die Chronik der sogenannten schönen Welt bewahrt die Erinnerung an mehr als einen dieser fashionablen Selbstmorde.

Was nun Karl anbelangt, so hatte er gar keinen Plan entworfen; in seinen Lebensentwürfen spielte weder eine künftige Heirat, noch die Laufbahn der Ehrenstellen, noch die mörderische Kugel eine Rolle. Er ging seinen Weg fort, blickte weder vor noch hinter sich, gab sich ausschließlich der Gegenwart hin und suchte in dieser weder eine Entschuldigung noch einen rettenden Ausweg für die Zukunft. Für solche Verblendete pflegt aber die Glücksgöttin oft am meißen zu thun; so wollte sie auch Karl nicht verlaßen, wie der weitere Verlauf dieser Geschichte zeigen wird.

Karl hatte eines Tages im Rocher de Cancale gefrühstückt; laut sprechend, gewaltig gesticulirend, kecken Blickes umherschauend, begab er sich mit Anastasius in das Café Tortoni; der moralisirende Freund war nachsichtiger geworden; da seine Predigten den gewünschten Erfolg nicht herbeizuführen vermocht hatten, so machte er gute Miene zum bösen Spiel und frühstückte in philosophischer Resignation mit dem Manne, dessen Ruin er nicht zu verhindern im Stande gewesen war. Als sie bei Tortoni eintraten, schwenkte Karl mit übermütiger Geberde das Spazierstäbchen, das er in Händen hatte, in so excentrischen Evolutionen,

daß er, ebenso unvorsätzlich als heftig, einem Gaste, einem Börsenspeculanten, der eben die geistigen Course andächtig studirte, einen Hieb ins Gesicht versetzte. Anstatt sich zu entschuldigen lachte Karl dem in die Höhe Springenden ins Gesicht und insultirte ihn. Die andern Anwesenden nahmen Partei; einer herrschen, dem dergleichen Vorgänge sehr vertraut gewesen sein mochten, rief aus: Solche Beleidigung kann nur mit Blut abgewaschen werden; tauschen Sie ihre Karten mit einander, meine Herren, und bestimmen Sie ein Stelldichein für morgen. — Wozu die Verzögerung? entgegnete der Beleidigte. Warum auf morgen verschieben, was sich heute noch ebenso gut abmachen läßt? Die Beleidigung ist noch ganz frisch. Das Blut fleigt uns heiß gegen den Kopf; man kann in keiner bessern Stimmung zu einem Duelle gehen! wie ich sehe, hat dieser Herr sein Cabriolet mit sich; mein Reitpferd steht vor der Thüre; wir dürfen nur den Ort unserer Promenade verändern und statt in die Champs-Elysées nach Saint-Mandé gehen. Was meinen Sie dazu? — Ich bin vollkommen einverstanden, versetzte Karl. Lassen Sie uns aufbrechen. Ich werde im Vorüberfahren meine Waffen zu mir nehmen; Sie können die Ihrigen ebenfalls holen und wir werden, wenn es Ihnen so gut dünkt, bei Bel-Air zusammentreffen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben in Niedersachsen.

Mitgetheilt von ***n.

Ein Stadtmusikus.

(Fortsetzung.)

Zu dem Concert hatte sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden. Da jede ungewöhnliche Erscheinung die von der Welt fast abgeschiedenen Bewohner des Städtchens auch ungewöhnlich erregte, so waren alle voller Erwartung und hätten bei ihrem Verlangen, den fremden Sänger zu hören, dem Orchester gern die Ouvertüre geschenkt. Endlich trat er auf, begann eine Arie aus einer neuen Oper und erntete rauschenden Beifall. Auf gleiche Weise trug er noch mehre größere und kleinere Singstücke vor — von dem geheimnißvollen Lied war immer noch keine Rede. Ganz am Schluß des Concerts, viele Zuhörer rüsteten sich schon zum Fortgehen, winkte er Altmann; der setzte sich an den Flügel, schlug einen Es moll-Accord an und sofort begann jener mit gepreßter leiser Stimme: „Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot? Erwart, Edward!“ Es war die bekannte ergreifende altschottische Ballade mit der meisterhaften Composition von Karl Löwe. Gleich die ersten Tacte mit ihren Harmonien voll Angst und Weh riefen eine Todtenstille im Saal hervor. Altmann begleitete mit steigender Spannung — so hatte er noch nie dem Text eines Liedes gelauscht — jedes Wort und jeder Ton drang tief in sein Herz. Bei der dritten Antwort des Sohnes: „Ich hab' geschlagen meinen Vater todt! Mutter, Mutter! und das, das quält mein Herz!“ fuhr der Greis, wie von einem Blitzstral getroffen zusammen — auch er war der Mörder seines Vaters, obwol in anderem Sinn. Die furchtbaren Worte mit ihren unsagbar schmerzlichen Klängen bohrten sich wie glühende Schwerter in seine Brust, er vermochte kaum weiter zu begleiten, aber er mußte: der vollendete Vortrag des Sängers riß ihn unwillkürlich mit fort. Und als dann die Mutter fragte: „Und was soll werden aus Hof und Hall'n, Edward, Edward! so herrlich sonst, so schön?“ — und der Sohn erwiderte: „Sie mögen stehen, sinken, fall'n, Mutter! Mutter! Ich werd' sie nimmer seh'n!“ da kam eine Zähre nach der andern über seine bleiche Wange. Er dachte an sein schönes, rosenumblühtes Vaterhaus im fernen, fernen Süden; das er so freiwild verlassen und das nun gewiß längst verdorrt und zerfallen war. Und bei den zitternden Worten: „Und was soll deine Mutter thun? mein Sohn, mein Sohn, das sage mir!“ war es ihm, als höre er wieder die liebe Stimme seiner Mutter, wie sie ihn weinend anflehte, in der stillen, friedlichen Heimat zu bleiben — das Weh drohte sein Herz zu überwältigen. Bei dem entsetzlichen Fluch am Schluß des Liedes aber glitt ein unaussprechlich schmerzliches Lächeln über sein bleiches Angesicht, gleich als ob er sagen wolle: Nein, ein ich gleich der Mörder meines Vaters, bin ich's doch allein; meine treue Mutter ist unschuldig, der Fluch trifft mich allein! — Als die letzten Töne verhallt waren, sank er wie gebrochen zusammen und starrte einige Secunden vor sich hin. Dann raffte er sich plötzlich auf, drückte dem Sänger sprachlos die Hand und eilte hinaus in die dunkle Herbstnacht, hinaus in die düstere einsame Haide, über welche die Wolken hinjagten und der Wind mit seufzenden- Klagetönen hindrauste. Lange irrte er dort ruhelos umher; es däuchte ihn immer, als klinge durch das Brausen des Sturmes die bebende Stimme seiner Mutter, und in ihm rief es fort und fort: „Ich hab' geschlagen meinen Vater todt, und das, das quält mein Herz!“

Noch wochen- und mondenlang redete man im Städtchen von dem wunderbaren, schaurigen Lied und dem Sänger, der es so unvergleichlich vorgetragen; welches Weh dasselbe dem greisen Künstler bereitet habe, hatte keiner bemerkt. Nur seine Tochter, welcher er einst seine Lebensgeschichte erzählt, ahnte, weshalb er noch lange, lange nach jenem Abend oft regungslos mit schmerzlichem Blick vor sich hinstarrte.

Das zweite ungewöhnliche Ereigniß in Altmanns friedlichem Leben war ein durchaus freudiges: die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches, den er in Hinsicht auf seine Künstlerlaufbahn hegte. Eines Tages erhielt er nämlich von einem Bekannten in der Residenz, dem Vorstand eines Singvereins, die Einladung, mit allen Tenoristen und Bassisten, die irgendwie im Städtchen aufzutreiben seien, dorthin zu kommen und bei einem großartigen Concert mitzuwirken, die Reisekosten würden sämmtlichen Musikern und Sängern vergütet und für Unterkommen und Bewirtung sei in umfassendem Maß gesorgt. Die Proben hätten bereits begonnen und drum sei es wünschenswert, daß sich die Mitwirkenden so bald als möglich einstellten. In freudiger Hast lief Altmann sofort zu allen, die sich irgend einmal mit Tenor- oder Bagnoten herumgeschlagen hatten, und theilte ihnen das Schreiben mit. Obwol nun manchem sein böses Gewissen zurief: Du kennst ja nicht einmal mehr die Noten, wie kannst du in einem resdenzlichen Concert mitsingen wollen?! so war die Aussicht, fünf bis sechs Tage lang im Schooß der Hauptstadt in Herrlichkeit und Freude zu leben, doch zu verführerisch, und die Stimme des Gewissens wurde mit Tonleiterversuchen, Solfeggien, Läufern und Trillern überäudt. Schon am folgenden Tag sah man vier Wag'n voll singfähiger Tenoristen und Bassisten unter Altmanns Anführung zum Thor hinausrollen und der letztere freute sich heimlich, wie doch die Luft und Liebe zur Musik tagtäglich im Städtchen zunehme.

In der Residenz gab es ein äußerst fröhliches Leben. Auf die anstrengenden Proben wurde wacker getafelt, gezecht und promenirt. Die Provinzialstädter konnten sich nicht satt sehen an all den neuen und wunderbaren Dingen, welche sich seit der Zeit, daß sie nicht in der Hauptstadt gewesen waren, hier eingefunden hatten. Je mehr sich seine Sänger dem äußern Sinnenleben überließen, desto mehr gab Altmann sich dem innern Gefühlsleben hin — über dem Schwelgen in den Tönen vergaß

er Essen, Trinken und Schlafen; hätten ihn seine Tenoristen und Bassisten nicht dann und wann mit Gewalt an den Tisch gezogen und so lange festgehalten, bis er sich notdürftig mit Speise und Trank gestärkt, er würde zuletzt den vielfachen Aufregungen erlegen sein. Bald gab es eine Simsonieprobe anzuhören und bald eine schöne Orgel in irgend einer der prächtigen Kirchen zu versuchen; bald verlockten ihn die jubelnden Trompeten und Hörner des stattlichen Jägerregiments, welches in der Residenz lag, und bald saß er mit einem ebenso enthusiasmirten Tonkünstler in irgend einem Winkel des Parks und vergaß im eifrigen Gespräch über die herrlichen Schöpfungen des großen Meisters Beethoven Hauptstadt und Concert, Proben und Sängerfreunde.

Der größte Genuß aber harrte seiner noch. Nachdem das Concert zu allseitiger Zufriedenheit beendet worden war und sich die Sängerzüge schon wieder zur Heimkehr anschickten, kündigten ihm plötzlich drei seiner Bassisten an, daß sie gegen den ursprünglichen Plan noch einen ganzen Tag länger bleiben und ihn mit Gewalt zur Einwilligung zwingen würden, falls er sich ihrem Vorhaben widersetze. Als er nun, eingedenk seiner Berufspflichten, ein bedenkliches Gesicht zu dieser Ankündigung machte, nahmen ihn jene sofort unter den Arm, packten ihn auf einen Wagen und fuhren mit dem nur schwach Widerstrebenden im Galopp davon nach einem prächtigen Vergnügungsort vor dem Thor. Von da ging's zu einem andern schönen Punkt und von diesem wieder zu einem andern, so daß der arme Altmann sich endlich in den Willen der drei stürmischen Bässe fügte und nur bat, ihn nicht gleich einem wilden Thier in der Welt umherzujagen. Nach dieser Erklärung erhielt er zwar seine Freiheit wieder, ward aber nicht aus den Augen gelassen, da man immer fürchtete, daß er plötzlich einmal irgend einem Trompetercorps nachlaufen und sich so selbst der Ueberraschung berauben werde, welche ihm zugedacht war.

(Schluß folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

„Zu Haus" von Bauernfeld. „Das Gefängniß" und „der Vetter". Roderich Benedix. „Deborah" und „die Räuber".

Bauernfelds Familienscenen „Zu Haus" haben das Repertoir der vorigen Woche eröffnet; ein kleines Stückchen, welches seinen hiesigen Erfolg, wie er in der öfteren Wiederholung und beifälligsten Aufnahme sich bekundet, ausschließlich der meisterhaften Darstellung verdankt, die dasselbe auf unserer Bühne findet. Der Dichter selbst wird zugeben, daß er in diesen Scenen eine ganz unbedeutende Arbeit geliefert hat, die mit dem großen Maßstab, welchen man an seine Bühnenwerke zu legen gewohnt ist, nicht ohne Gefahr für dieselben gemessen werden darf. Es sind allerdings nur Scenen, was in diesem „Zu Haus" geboten wird, und zwar ganz lose verknüpfte; zum organischen Stück fehlen der Novität ein bestimmter Ausgangs- und ein in sichtbare Ferne gerückter Zielpunkt, fehlen ihr dramatisches Gewebe, bedingende Thaten und tieferes Interesse erregende Persönlichkeiten. Weil sich da nichts verwickelt, bedarf es auch keiner Lösung, und wenn uns am Ende dennoch eine solche vorgeführt wird, so liegt sie ganz außerhalb des Stückes und könnte ebenso gut eine andere sein. Dazu mag es für manchen Zuschauer etwas unbehagliches haben, zwei junge Leute, in welchen er Geschwister erblicken soll, von einer in diesem Fall gefährlichen Liebe zu einander hingezogen zu sehen; und doppelt gefährlich wird dieses Verhältniß, wenn man die psychologische Frage erwägt, ob Bernhard, in welchem uns doch Bauernfeld einen Mann der Naturwissenschaften, einen Denker vorführt, in sich selbst Geschlechtsliebe mit Geschwisterliebe verwechseln könne. Dann hätte Larochefoucauld Unrecht, wenn er sagt: „es gibt nur eine Liebe". Schon in Goethe's „Geschwister" hat das Verhältniß anfangs etwas unerquickliches und doch liegt dort die Sache ganz anders und viel besser: das Geheimniß ist dort nur einseitig und der Zuschauer darf den Ausgang ruhig abwarten, weil er bald den Zusammenhang durchblickt.

Darin, daß Bauernfeld seinen Herrn Friedmeier am Anfang des Stücks von einer Reise nach London zurückkehren läßt, wo er die „exposition" besucht hat, liegt eine Inconsequenz des sonst so höchst ergötzlichen Charakters, denn ein Mann, dessen erster Glaubensartikel „zu Haus" ist, der deshalb die geringsten Veränderungen im Bestand des Hauses und der Familie unzufrieden aufnimmt und sich nicht darein finden kann, daß seine Kinder reisen oder heiraten wollen, wird selber nicht übers Meer gehen, sondern hübsch „zu Haus" bleiben. Das Ungeeignete und Unmotivirte dieser Reise fällt aber um so mehr auf, als mit diesem Moment gleich von vorn herein ein so gewaltiger Anlauf genommen wird. Im übrigen besitzt das Stückchen die meisten Vorzüge der größeren Bühnenwerke Bauernfelds: insbesondere die feine Sprache, den gewandten Dialog und die treffliche Charakterzeichnung, die guten Darstellern überaus dankbare Rollen vermittelt. In der That kann man in der Vorführung eines komischen Familienstückes nichts ergötzlicheres sehen, als in ihrem Neben- und Durcheinander diesen Kaufmann Friedmeier des Herrn Reger, diese Elise, seine Frau, der Fräulein Lindner, und beider alten Hausfreund, den Werther des Herrn Meck.

Ueberhaupt mag in diesem Augenblick für das Conversationsstück und die Komödie keine Bühne in Deutschland besser beraten sein als die hiesige; sie hat für beide ein Ensemble, welches aus lauter tüchtigen Kräften besteht, und sichert deshalb den meisten neuen Stücken der genannten Gattungen einen durchgreifenden Erfolg. In diesem Sinn hat sich auch Roderich Benedix, der beliebte Lustspieldichter, unumwunden zum Lob des hiesigen Schauspiels ausgesprochen, als er vorige Woche, von einer Rundreise durch Deutschland nach Köln zurückkehrend, einige Tage hier verweilte. Sein in solchen Dingen ohnehin competentes Urteil muß uns diesmal um so mehr gelten, als er es auf eben in München, Wien, Berlin, Leipzig, Dresden und an anderen Orten gemachte Erfahrungen stützt. Nicht als ob er durchweg und mit allem einverstanden wäre, was er hier gesehen hat, aber ein so rundes, lebendiges und bis ins einzelne fein ausgeführtes Zusammenspiel ist ihm nicht überall geboten worden. Den anwesenden Dichter zu ehren, gab man sein „Gefängniß" und seinen „Vetter", zwei der Stücke, in die man sich hier tüchtig eingespielt hat. Doch blieb in dem erstgenannten Lustspiel diesmal die Vorführung des letzten hinter dem der zwei ersten Acte zurück und auch dem „Vetter" sah man's im Ensemble einigermaßen an, daß er zu lange geruht hatte. Aber es waren trotzdem Vorstellungen, die sich durften sehen lassen, und Benedix sprach im Privatkreis seine Zufriedenheit darüber aus. Ein neues Lustspiel des fleißigen Dichters, „das Lügen", wird gegenwärtig auf unserer Bühne einstudirt, und ein noch neueres Stück, „Mathilde" betitelt, hat er auf seiner Reise vollendet. Daß Roderich Benedix in allen Städten, die er besuchte, willkommene und auszeichnende Aufnahme fand, beweist, daß sein Name so allgemein beliebt wie bekannt ist: das Volk ehrt in ihm den unterhaltenden und erfindungsreichen Lustspieldichter und den deutschen Mann, der sein Vaterland von Grund des Herzens liebt und deswegen vor allen Dingen auf biedere Sitte,

gutes Recht und tüchtige Gesinnung hält. Aber auch die Geschichte der deutschen Bühnenliteratur und des Theaters werden um seiner Gesammtthätigkeit willen seinen Namen anerkennend bewahren, unbeirrt von den Ausstellungen, welche bald mit mehr, bald mit weniger Recht die Kritik an seinen einzelnen Stücken macht; sie wird nicht einen Regenerator des deutschen Lustspiels in ihm erkennen, denn die Glocke der Ankunft eines solchen hat überhaupt noch nicht geschlagen, aber sie wird seine Arbeiten mit zu den besten zählen, die unserer Zeit von ihren Söhnen im Fache des Lustspiels geboten worden sind.

Für das ernste und höhere Drama gilt die unserem Schauspiel oben ausgesprochene Anerkennung nicht in dem ganzen Umfang wie für das Conversationsstück und die Komödie. Denen, die so sicher und anmuthig im Sorcus umherspazieren, fällt es um so schwerer, auf dem Kothurn zu schreiten, je seltener sie in den Fall kommen, dies thun zu müssen. Daher je höher sich der Dichter in einem Drama emporschwingt oder ein je größeres Stück, einen je gewaltigeren Gedanken der Geschichte er in den engen Rahmen der Bühne zusammengefaßt hat, desto mehr pflegt die Darstellung auf bleiernem Fuß unbehülflich über die Bretter zu humpeln und jeden Augenblick daran zu erinnern, daß wir eben einen Blick auf die Bretter, nicht aber in die Welt der Geschichte thun. Es fehlt die Begeisterung, fehlt die Hingerissenheit und der Aufschwung im Parterre, weil er auf der Bühne, und auf der Bühne, weil er im Parterre fehlt. Vorstellungen wie „Iphigenie auf Tauris", neulich die der „Braut von Messina" und in der abgelaufenen Woche die der „Deborah" machen freilich eine rühmliche Ausnahme von der Regel; die beiden ersten Stücke, weil sie sehr selten auf das Repertoir kommen und deshalb jedesmal gewissermaßen neu einstudirt werden, letzteres, weil es in seinen Hauptbestandtheilen der Sphäre nahe liegt, in welcher sich unsere Darsteller auf der Bühne zu bewegen pflegen; dagegen können wir für die Vorstellung der „Räuber" am vorigen Freitag, soweit wir derselben beigewohnt haben, kein Wort des Lobes finden. Diese Tragödie kann heute nur noch durch die Darstellung wirken; wo diese ein Schlendrian ist, werden die „Räuber" zur Komödie. Hoffentlich wird uns Lessings „Nathan", der für die nächsten Tage angesagt ist, für jenen Abend entschädigen. Möge nur auch unser Publikum bei solchen Stücken seine Theilnahme recht warm bekunden, damit diese wolthätig und fördernd auf die Bühne zurückwirke.

E. S.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Vor einigen Tagen wurde in der Erzgießerei zu München der Guß der Reiterstatue des verstorbenen Königs Karl Johann von Schweden vorgenommen und glücklich vollendet. Das Modell ist bekanntlich ein Werk des schwedischen Bildhauers Professor Fogelberg in Rom, und wenn derselbe auch nicht zu den geistreicheren Künstlern unserer Zeit gehört, so läßt sich doch eine gesunde und praktische Auffassung und ein kerniges Eindringen in den Charakter der Zeiten diesem Meister nicht absprechen.

Ein Kunstcongreß wird in Berlin stattfinden. Es sind Deputirte der westlich verbundenen Kunstvereine, welche dort zusammentreten werden. Gegenstand der Verhandlung soll hauptsächlich alles dasjenige sein, was die Kunstausstellungen betrifft. Auf Veranlassung des Dr. Lucanus als Vorsitzenden der verbundenen Vereine wird sich eine Versammlung von Vertretern andrer Cyklen und einzelner Vereine an die Hauptversammlung anschließen, und in dieser sollen Gegenstände, welche Kunst und Künstler in weiterem Sinn angehen, zur Berathung gelangen. Die Versammlung nimmt am 20. October ihren Anfang.

Kaulbach hat, nachdem er seine Arbeiten im neuen Museum für dieses Jahr beendet, mit seinen talentvollen Schülern Echter und Muhr Berlin verlassen. Kaulbach selbst geht nach München, die beiden jüngeren Künstler nach Italien, um dort den Winter zuzubringen.

Am 14. October hat Eduard Devrient in der Rolle von Lessings „Nathan" von Dresden Abschied genommen.

Durch Decret des Ministers des Innern ist der ehemalige Director der Theater von Bergamo und Mailand, Herr Corti, zum Director des italienischen Theaters in Paris ernannt worden.

Tabletten.

*** Der von Hind zu London am 22. August entdeckte neunzehnte Planetoid (der vorletzte, da am 20. September in Marseille abermals ein Planet, „Massilia" genannt, entdeckt wurde) hat den Namen „Fortuna" erhalten. Zufolge der von dem Observator auf Bishopp's Sternwarte in London, Eduard Vogel, ausgeführten Bahnberechnung läuft Fortuna in einer um 1° 32' gegen die Ekliptik geneigten elliptischen Bahn, deren halbe große Axe 2,440903 (die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne gleich 1 gesetzt) und deren Excentricität 0,157563 beträgt, binnen 3 Jahren 297 Tagen um die Sonne. Diesem fügen wir die sehr wichtige Nachricht hinzu, daß der am 26. August in Rom von dem Director der dasigen Sternwarte, Professor Strehl, in dem Sternbild der Zwillinge entdeckte kleine Komet, von dem man vermutete, daß er der wiederzuerwartete Biela'sche sein könne, wirklich, wie seitdem sich bestätigt hat, der Biela'sche Komet ist, obschon dessen beobachtete Oerter diesmal ungewöhnlich stark von Santini's Vorausbestimmung abweichen. Aber sie liegen wenigstens nahe der Bahn des Biela'schen Kometen; auch scheint die gesurdene stündliche Bewegung des neuen Ankömmlings sich mit der berechneten zu vereinigen. Das Merkwürdigste dabei aber ist, daß man den Biela'schen Kometen in dem großen Refractor von Cauchoix auf der Sternwarte zu Rom bereits doppelt, wie bekanntlich im Jahr 1846 der Fall gewesen, wahrgenommen hat.

*** Meyerbeer's Proset ist kürzlich zum hundertdreißigstenmal in Paris gegeben worden, wobei er 10,000 Franken einbrug. Die Gesammteinnahme, die er bis jetzt der Pariser Oper gebracht hat, ist 1,004,000 Franken.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 20. October. Don Juan, große romantische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von W. A. Mozart. (Gastrolle) Elvira: Fräulein Remont, vom Stadttheater zu Mainz.

Donnerstag, den 21. October. Muttersegen, Schauspiel mit Gesang in fünf Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 252. Donnerstag, **21. October 1852.**

Die lebenslängliche Rente.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten bestieg der Beleidigte sein Pferd, Karl selbst sein Cabriolet und beide, die sich eine Stunde zuvor noch nicht gesehen hatten, schickten sich nun eilfertigst an, einander außerhalb der Barrieren den Hals zu brechen.

Einen willkommneren Text zu einem Sermon hätte es für Anastasius nicht leicht geben können. Karl unterbrach ihn jedoch schon bei den ersten Worten. Laß' mich zufrieden mit deiner Moral und sei dafür so gut die Zügel zu nehmen, da mein Handgelenk durchs Kutschiren an Beweglichkeit verlieren könnte. Man sieht, daß Karl es nötigenfalls an Ueberlegung nicht ermangeln ließ und daß er angesichts eines ernsten Vorgangs — des Duells — seine ganze Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte.

Die vier jungen Leute, zwei Kämpfer und zwei Zeugen, kamen nach Saint-Mandé, vertieften sich in die Gebüsche und suchten nach einer geeigneten Kampfstelle, einem ebenen, glatten, schattigen Rasenplatz; als das gewünschte Terrain gefunden war, legten sie heitern Mutes, als wenn es sich um irgend eine gymnastische Uebung gehandelt hätte, ihre Oberkleider ab; die Zeugen entschieden, die ländliche Idylle solle mit Pistolen zu Ende gebracht werden. Die unnütz gewordenen Degen wurden in die Erde gesteckt, die Pistolen geladen, die Schritte abgezählt; das diesmal gerechte Schicksal entschied beim Loosen, daß der Beleidigte den ersten Schuß haben solle.

Soweit wäre ich schon zufrieden, bemerkte dieser; ich wünschte jedoch, und der Wunsch ist gewiß nur ein ganz natürlicher, ich wünschte, ehe ich auf diesen Herrn anlege, doch erst den Namen und Stand desjenigen zu wissen, dem ich diese Kugel bestimme.— Ihr Gegner, antwortete Anastasius mit gegen Himmel gerichteten Augen, Ihr Gegner nennt sich Karl Blondel. — Karl Blondel . . . dieser Herr ist Karl Blondel, aus Nevers! . . . Du lieber Himmel, da ich bald etwas schönes angerichtet! Mein Herr, ziehen Sie Ihren Frack wieder an! Zwischen uns beiden kann durchaus kein Zweikampf stattfinden. Soviel ich mich erinnere, bin ich der Beleidigte und habe daher, wie mich bedünken will, das Recht, mich als zufrieden gestellt zu erklären. Das will ich nun auch sein und bin es bereits; daß mich aber der Ausgang des Kampfes, in welchem ich den ersten Schuß haben sollte, nicht im mindesten beunruhigen konnte, möge Ihnen diese Kugel zeigen. Ich werde auf jene Birke zielen, die mir ferner steht als Sie und jedenfalls eine mindere Schußfläche bietet als mein Herr Gegner. — Die Kugel traf genau die Mitte des bezeichneten Baumes. — Sie sehen, mein Herr, daß Sie, hätte ich auf Sie geschossen, in diesem Augenblick bereits todt auf dem Boden lägen, wobei ich mehr als Sie verloren haben würde. Ich hätte Sie inniger betrauert als es Ihr bester Freund, als es Ihre zärtlichste Geliebte im Stande gewesen wäre, da Ihr Tod mich fast ruinirt hätte. Sie müssen nämlich wissen, mein Herr, daß Sie für mich weder ein Feind noch ein Mensch, sondern nur ein bewegliches Gut sind, ein lebendiges Capital, ein Capital, das in einer Jahresrente von zehntausend Franken besteht. Ich bin es, mein Herr, der Ihre lebenslängliche Rente gekauft hat! Begreifen Sie jetzt, warum ich Sie nicht tödten will; warum ich, der Beleidigte, der überdies seines Vortheils sicher war, warum ich dem Kampf entsage? — Nun, Anastasius, sagte Karl zu seinem Zeugen, als sie zusammen in das Cabriolet stiegen, wäre ich dir gefolgt und meine Rente nicht verkauft, so wäre ich jetzt todt. Komm' du mir nur wieder mit deinen Sermonen!

Dieses Ereigniß flößte Karl einen hohen Grad von Selbstvertrauen und neuen Mut ein, um in seiner Sorglosigkeit und seinem Leichtsinn zu beharren. Er fuhr fort, den Rest seines Vermögens in derselben Weise zu vergeuden, in der er bisher gelebt hatte. Der Abfluß seiner letzten Mittel ging so raschen Schrittes vor sich, daß nur mehr die letzten spärlichen Trümmer derselben vorhanden waren, als die Julireignisse im Jahr 1830 eintraten.

Am 27. als Karl, der an den aufregenden Ereignissen des vorhergehenden Tages theilgenommen hatte, sich anschickte auszugehen, glaubte er, Paris werde heute einen noch drastischeren Anblick gewähren. Dabei kümmerte er, der Mann des leichtfertigen Vergnügens, sich keineswegs um die politische Natur dieser Vorgänge: ihn interessirte nur die pittoreske Seite derselben, sowie Anastasius sie nur vom sentimentalen Standpunkt auffaßte.

Demnach schellte Karl seinem Bedienten, um Erkundigungen über den heutigen Anblick des politischen Horizonts einzuziehen; der Bediente ließ sich jedoch nicht blicken. Er kleidete sich daher schnell allein an; als er den Fuß in seinen Salon setzte, fand er daselbst einen mit Eßwaaren aller Art beladenen Tisch und ein an ihn addressirtes Schreiben, das man an einen Ort gelegt hatte, an welchem es ihm sogleich in die Augen fallen mußte. In diesem Schreiben wurde ihm von unbekannter Hand mitgetheilt, er werde kraft eines von hoher Seite ausgegangenen Befehls gleich vielen andern jungen Leuten in Hausarrest gehalten. Diese Art unerklärlichen Zwanges brachte ihn außer sich, da er die Willkürlichkeit desselben sogleich einsah und es ihm deutlich wurde, er sei das Spielwerk irgend einer Mystification; er wollte die versperrte Thür sprengen, die ihm jedoch einen passiven und unerschütterlichen Widerstand entgegensetzte. Er rief, niemand antwortete; er warf einige Möbeln durch das Fenster auf die Gasse, niemand kümmerte sich darum. Bald übertäubte das Krachen der Flintenschüsse seine Stimme und den Lärm, den er machte; ein lebhafter Kampf fand in nächster Nähe statt; in der Gasse, die er bewohnte, war eine Barrikade aufgeführt worden; Karl konnte jedoch von allem dem nichts sehen, da seine Fenster in den Hof hinaus gingen. Vergebens suchte er einen

Ausgang und drugte er sich zu wiederholtenmalen über die Fensterbrüstung, um die Höhe zu messen und allenfalls einen Sprung zu versuchen; es war nun einmal um seine Freiheit geschehen.

Während er sich dergestalt abmühte, gewahrte er an einem, dem seinigen gegenüber befindlichen Fenster einen kleinen Greis, der eine gepuderte Perrücke trug, sehr hämisch darein blickte, auf ein ivanisches Rohr mit einem Goldknopf gestützt war und ihn mit vergnügtem Lächeln betrachtete. Plötzlich erinnerte er sich, diesem Greis schon unzähligemal begegnet zu sein. So oft irgend ein schwerer oder seltsamer Umstand in seinem Leben Platz griff, hatte sich diese Erscheinung auch unausweichlich blicken lassen. Karl schenkte diesem Umstand diesmal nicht mehr Beachtung als sonst; nur rief er den Greis zu Hülfe, der aber auf den ersten Ruf sogleich vom Fenster verschwand. Nun sügte sich Karl in das Unvermeidliche; er verließ das Fenster und flattete den auf dem Tisch aufgetafelten Eßwaaren einen Besuch ab. Feine Weine und vortreffliche kalte Speisen waren im Ueberfluß da. Er frühstückte nun, so reichlich er es vermochte, und brachte den Rest des Tages mit Grillenfangen, Gähnen und Rauchen hin. Am Abend wurde ein um einen Stein gewickeltes Payier in sein Zimmer geworfen; es enthielt das Bülletin der Tagesvorgänge. Karl fühlte sich zum Dank für diese Aufmerksamkeit angetrgt, die ihn dergestalt in Kenntniß von den politischen Ereignissen setzte; er vermochte seine Gefangenschaft geduldiger zu ertragen. (Schluß folgt.)

Bilder aus dem Leben in Niedersachsen.

Mitgetheilt von ***n.

Ein Stadtmusikus.

(Schluß.)

Als die sechste Abendstunde von den Thürmen hallte, packten die drei Bässe den verwunderten Künstler abermals unter den Arm und wanderten mit ihm einem großen Hause zu, das auf einem freien Platz lag und vor dem viele Menschen hin und herspazierten. Das ist das Theater, sagte einer seiner Begleiter, und da heute ein neues Stück gegeben wird, so wollen wir alle vier hineingehen. — Die Frage jenes, welch ein Stück man denn gebe, wurde unbeantwortet gelassen und ihm bedeutet, daß er dies schon früh genug erfahren werde. In demselben Augenblick, als sie in das Parterre traten, flog der Vorhang auf — und wie gebannt im seligsten Entzücken stand der greise Tonkünstler da; die süßen zauberischen Klänge der Introduction zur Oper „Faust" von Spohr wehten ihm entgegen! Lächelnd schauten die drei Bässe dem Greise in das verklärte Angesicht und freuten sich heimlich der gelungenen Ueberraschung; dieser aber, an einer der goldschimmernden Säulen lehnend, wagte kaum zu athmen und vergaß lauschend alles um sich her. Seit vierzig Jahren war er in keinem Theater gewesen. Die prächtigen Kostüme, die glänzenden Decorationen und die wundermächtigen Maschinerien, der meisterhafte Vortrag der Sänger und das vollendete Spiel des vollstimmigen Orchesters nahmen seine Sinne so gefangen, daß er in ein liebliches Zaubermärchen versetzt zu sein glaubte. In der tiefen Einsamkeit der Haide war es ihm gänzlich unbekannt geblieben, welche Riesenfortschritte die Kunst auf jenen Gebieten gemacht hatte. Er, der fast ein halbes Jahrhundert lang kaum die Ahnung eines solchen Genusses gehabt, fühlte sich in der Erfüllung seines lebhaftesten Wunsches nun so selig, daß er vor Entzücken fast in die Kniee gesunken wäre. Das Orchester däuchte ihm ein reicher Frühlingsgarten, aus dem die lieblichen Töne gleich wunderschönen duftigen Blumen hervorsprossten. Jeder unerwartete Accord, jede überraschende Modulation entlockte ihm unwillkürlich ein leises: Ach! Er lebte das ganze Stück mit durch und zwar mit einer solchen Hingabe und Begeisterung, daß er nach dem Schluß des ersten Aufzuges ganz verwirrt umherschaute; es bedurfte erst einiger Minuten, ehe er sich besann, daß alles nur ein Spiel im glänzenden Theater der Residenz sei. Die kindlich treue Liebe Röschens, Faust's Unteue, des Mädchens bittrer Gram und rastloses Wandern und Suchen nach dem Geliebten gingen ihm tief durch die Seele, um so tiefer, weil alles von den Schwingen der Töne getragen wurde: Worte allein würden ihn nicht so bewegt haben. Die unheimlichen Tänze der Hexen, die zauberisch süßen Stimmen, mit denen sie Faust's Liebe zu erschmeicheln suchten, und den triumfirenden Jubel des Fürsten der Hölle hörte er mit leisem Schauder; es war ihm, als streckten sich feurige Arme aus, sein Herz aus der Brust zu reißen und in verzehrende Glut zu tauchen. Andre Stellen dagegen rührten ihn bis zu Thränen. Vor allen ergriff ihn das Terzett: „Ich kann nicht ruh'n, ich kann nicht rasten", wo Röschen, von dem verschmähten Franz geleitet, im wilden Walde ermattet niedersinkt und nach den Worten: „Wie lächelt du, mein Freudenstern!" von den süßen Stimmen der Geister lind in Schlummer gesungen wird.

O wie muß es sich bei den Tönen sanft schlummern! dachte der Greis, indem er athemlos den gedämpften Klängen der Streichinstrumente lauschte — ohne zu ahnen, daß er einst bei denselben Tönen sein Auge auf ewig schließen werde.

Als der Vorhang endlich gefallen war, und die Menge hinausströmte, stand er noch immer da und starrte nach der bemalten Leinwand hinüber; er mochte es nicht glauben, daß alles nur ein schöner Traum, nur ein liebliches Spiel gewesen: lebten die Gestalten und Töne doch noch fort und fort in seiner Seele! Er fühlte sich so reich und doch auch wieder so arm; jetzt erst fiel es ihm mit Centnerschwere aufs Herz, was er alles entbehrt habe während der vierzig Jahre, welche er in den kleinen Haidestädtchen in der Sorge um das tägliche Brod hingebracht hatte. Träumend folgte er seinen Begleitern nach dem Gasthofe, träumend fuhr er mit ihnen am folgenden Morgen nach seinem Wohnorte ab und träumend betrat er am zweiten Tage wieder sein kleines Häuschen neben der lindenbeschatteten uralten Kirche. Erst die freundliche, feelenvolle Stimme seiner Tochter weckte ihn aus dem schmerzlich süßen Traum, in den ihn die Kunst versenkt hatte, und vor ihr, die ihm mit kindlicher Andacht zuhörte, schüttete er sein ganzes Herz aus. Der eine Abend im Theater der Residenz strafte wie ein freundlicher Stern durch sein ganzes übriges Leben. — Auch der Wunsch, seine Marie versorgt zu sehen, ward erfüllt: ein geachteter, wohlhabender Mann im Städtchen führte sie als seine Gattin heim. Der greise Tonkünstler sah nun mit ruhiger Freude dem Tode entgegen. Wie ein süßer Schlummer senkte dieser sich auf ihn herniedet. In einer milden Frühlingsnacht wurden die Nachbarn plötzlich von wunderschönen Klängen aufgeweckt, die aus dem kleinen Häuschen neben der Kirche herschallten. Sie horchten und wunderten sich, wie doch der alte Mann so spät noch mit seiner Tochter musteire. Es war aber die letztere allein. Ihr Vater hatte sie am Abend zuvor lassen und sie gebeten, die Nacht über bei ihm zu bleiben, er fühle sich so einsam. Er hatte dann lange aufs herzlichste mit ihr gesprochen und sie endlich ersucht, ihm sein Lieblingsstergett aus „Faust" vorzuspielen und die nacheinander eintretenden Stimmen dazu zu singen, so gut es gehe. So saß sie nun am Instrument und spielte und spielte und dachte nicht, daß sie ihren Vater in den ewigen Schlaf singe. Der Greis lauschte den Tönen mit Andacht. Bei den Worten: „Wie

lächelst du, mein Freudenstern", verklärte sich sein Blick und als Marie sang: „Sie schläft — o Dank, o Glück! nun bringt sie leicht mein Arm zurück!" senkte er das Haupt und schloß die Augen. Die süßen Geistesstimmen klangen fort und fort; draußen ging der Nachthauch durch das junge Frühlingslaub der Linden, alles erwachte zum Leben und duftete und blüte, der Gesang hörte nicht mehr die süßen Klänge und das sanfte Rauschen in den Zweigen, — sein Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Drei Tage später, an einem herrlichen Frühlingsmorgen wurde er bestattet. Wie er vor Zeiten gewünscht hatte, geleitete ihn sein kleines Orchester mit dem Trauermarsch in As moll von Beethoven zu Grabe. Es war eine ergreifende Scene, als sich der lange Zug der Leidtragenden bei den feierlichen Klängen des Marsches, dessen tiefe, mächtige Posaunentöne wie Auferstehungsstimmen wunderbar durch die Frühlingsmorgenstille schallten, langsam nach dem grünen Friedhofshügel bewegte, wo man ihn unter den hohen Trauerweiden neben der epheuumrankten Kapelle ein Grab gegraben. Groß und glänzend wölbte sich der Himmel über dem grünen Hügel, jauchzend schossen die Schwalben durch die warme Morgenluft, fern im Thal jubelten Scharen fröhlicher Kinder, auf allen Gräbern sproßten die Gräser und blüten die Blumen, das Glöcklein der Kapelle aber tönte traurig vom Hügel ins Thal hinab und verkündete den Fröhlichen drunten, daß ein Menschenherz in den Schoos der Erde gesenkt werde, um einem ewigen Frühling entgegen zu blühen. — Bald wölbte sich der grüne Rasen über der sterblichen Hülle des Greises und als der Sommer ins Land zog, da blüten schon die duftigsten Blumen, von liebender Hand gepflanzt, um den einsamen Gedenkstein auf seinem Grabhügel.

Der Materialismus der Aerzte.

Bruchstück aus einem größeren Werke „Andeutungen zu einer künftigen Psychologie des Arztes"; von Dr. med. F. Clemens.

Est Deus in nobis agitante calescimus illo.
Ovid.

Man hört so häufig die Aerzte des Materialismus beschuldigen, daß, wenn etwa von einem frommen Arzte die Rede ist, gleich ein spöttisches Lächeln in allen Mienen spielt oder der so bezeichnete sowol von Kunstverwandten als der großen Masse des Publikums gradezu der Heuchelei beschuldigt wird. Die Gründe dazu liegen nahe. Dem Haufen der Aerzte genügt die greif- und erkennbare Welt der Erscheinungen. Auf diese ist sein Augenmerk gerichtet. Das geistige Princip, dem sie entspringen, liegt den gewöhnlichen allzu fern. Andererseits ist es eine Thatsache, daß ausgezeichnete Aerzte und Naturforscher sich über ihren religiösen Glauben und über die Weise ihrer geheimsten Empfindungen und tiefsten Betrachtungen nur behutsam und selten aussprechen. Ihr ganzes Dasein ist auf Forschen und Wissen gerichtet. Was sie am Abend ihrer irdischen Laufbahn ahnen und fühlen, das geht mit ihnen gemeinhin zu Grabe. Sie lassen die Unterhaltung über Materien, wo uns der Faden der Erkenntniß verläßt, willig solchen, die im Leben nichts anderes und besseres zu thun haben, und werden deshalb gar leicht von den so gern verdammenden frommen Zeloten als materialistisch und gottlos verschrieen. Und dennoch wage ich zu behaupten, daß grade das Gemüt des Arztes sich der wahren inneren Gottesfurcht am hingebendsten erschließt. Sehen wir zum Beispiel auf Linné. Durchdrungen und erhoben von dem Glauben an eine geistige Unterlage der Sinnenwelt baute er auf und aus diesem sein wissenschaftliches Gebäude in die Welt der concreten Anschauungen und Ueberzeugungen herüber und die wahre Richtung seines gottergebenen Geistes erkennen wir am besten aus der inhaltschweren Ueberschrift seines Schlafzimmers: Innocenter vivite, Numen adest! Fließt der sogenannte Materialismus aus einer verblendeten Vorliebe für die Anschaulichkeit der Sinnenwelt oder entstammt er gar der Unfähigkeit, geistige Wahrheit zu erfassen, zu begreifen; so behaupte ich, daß der denkende Arzt einem solchen crassen Materialismus nie frönen kann, nie huldigen wird, da ihm die sichtbaren Zeichen nur als Wegweiser zu einem unsichtbaren, das heißt geistigen Principe gelten. Die an Geist und Gemüt begabtesten Aerzte streifen eher an das poetische Gebiet der Mystik, als an die Steppen des Atheismus. Ja selbst der Zweifel, der wol einmal im Leben seine Schlangengewinde um die Brust eines jeden Sterblichen schlingt, ist in gar manchen tieferen Gemütern nur als der erste Schritt zu einer lebendigen Glaubenssehnsucht anzusehen und wol dürfte sich hier Baco's ebenso sinniger als wahrer Ausspruch bewähren: Scientia obiter libata a Deo abducit, profundius hausta ad eum reducit. Der Arzt verehrt in Demut jene höhere Macht, die aller zeitlichen Erscheinungen wallet und sich in den steten, unabänderlichen Gesetzen der Natur als ewige Wahrheit offenbart. Ja selbst die äußeren Formen des Gottesdienstes werden ihm ebenso notwendig als ehrwürdig erscheinen und er wird nicht umhin können, die Worte von Balzac's schwergeprüftem Médicin de campagne zu unterschreiben: J'avoue qu'après avoir passé par des jours d'incrédulités moqueuse, j'ai compris la valeur des cérémonies religieuses. Schon im Altertum war es wie in unseren Tagen. Auch dort sehen wir die Philosophie der mythologischen Ueberlieferung feindlich entgegentreten und durch ihre Speculation die Volksreligion beeinträchtigen. Und dennoch haben hier die berühmtesten und genialsten Denker nicht nur die tiefsinnigsten Lehren über das Wesen der Gottheit entwickelt, sondern auch dabei die Volksreligion selbst mit ehrfurchtsvoller Scheu behandelt. Platon wies jeden Versuch rationalistischer Mythendeutung zurück. Aristoteles fand am Abend seines Lebens seine liebste geistige Beschäftigung in der Betrachtung der alten Mythen. Sokrates ermahnte seine Freunde, als er den Schiltingsbecher getrunken, dem Aesklulap einen Hahn zu opfern. So lebt auch der Arzt der innigen Ueberzeugung, daß hienieden das Höchste nicht erkannt, nicht begriffen, sondern nur geahnt und geglaubt werden kann. Diesen allwaltenden Geist verehrt er im Entwickelungsgang der Menschheit wie im Leben des einzelnen Menschen, in der Natur wie in der Kirche. Zu ihm erhebt sich der Duft der Blume, der Weihrauch des Opfers, der Gesang des Tempels, das Gebet des Priesters; denn jedes Innerliche muß ein Symbol haben, durch das es zu den Sinnen der Menschen spricht. Alles entzweiende Wortgefecht über menschliche Satzungen ist deshalb dem Arzte in der Seele zuwider. Sein Gott ist der der Liebe und in diesem Sinn ist er wahrhaft fromm. Hört aber die Frömmigkeit auf das Mittel zu sein, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Bildungsstufe zu gelangen, soll sie gar selbst als Zweck und Ziel dienen, so artet sie, wie Goethe so treffend bemerkt, in Heuchelei aus, und nur gegen diese sträubt sich das edle Gemüt des Arztes. Als das sicherste Mittel, dem menschlichen Stolz zu beugen, hat schon van Swieten das Studium der Arzneikunst empfohlen. Bei keinem andern werden wir in dem Maße wie bei diesem an die Wahrheit des Satzes erinnert: Quantum est quod nescimus! Und ist das ächte religiöse Gefühl am meisten der Demut verwandt, wer hat dann wol triftigere Gründe demütig zu sein als der wahre Arzt, dem auf dem Meer der Wissenschaft vordringend sich der Horizont immer weiter und unermeßlicher ausdehnt?

Demut und Bescheidenheit, ein reiner, von allem Eigennutz und Dünkel entfernter Sinn, das waren in den Augen der alten Adepten die ersten, unerläßlichen Bedingungen, sich mit den Mysterien des Naturlebens vertrauter zu machen. Seinen Egoismus muß der Mensch abstreifen, seine Ichheit vernichten, seine Beschränkung erkennen, wenn er sich der Quelle alles Seins und Werdens nähern soll. Darum liegt auch ein so tiefer Sinn in den Worten des Dichters:

Und so lang du dies nicht hast,
Dieses Stirb und Werde!
Bist du nur ein dunkler Gast
Auf der trüben Erde!

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Der Bau der Berliner Schloßkapelle nähert sich seiner Vollendung. Zwei Haupteingänge führen zur Kapelle empor: der eine mit der großen Treppenhalle, welcher schon seit längerer Zeit benutzt ist und zugleich den Aufgang zu dem weißen Saal bildet; der zweite in dem runden Thurm neben dem großen Portal, welcher nur zur Kapelle und deren Gallerie leitet. Dieser ist noch nicht völlig fertig; der Rundthurm bildet das Treppenhaus; eine schwebende eiserne Treppe von oben herunter angelegt, so daß der untere Theil noch nicht ganz beendet ist, windet sich in freien Bogen hinauf. Dieser Eingang ist für Sänger und Zuhörer, die auf den Gallerien der Kapelle ihren Platz finden, während Se. Majestät und der Hof den unteren Raum einnehmen. Das wunderschöne Treppenhaus und die Räume, die gewissermaßen einen Vorsaal zum weißen Saal bilden, mit den Springbrunnen, Blumen, Vasen, Bildsäulen haben wir schon früher geschildert. Der innere Ausbau der Kapelle selbst aber, damals noch in seinem Anfang, ist jetzt bedeutend vorgeschritten. Die Marmorconstruction der unteren Wände und fast alle Malereien, die diese und die höheren Räume bis zur Kuppel hinauf zieren, sind vollendet. Die untere Hälfte enthält eine große Anzahl einzelner Gestalten, welche gewissermaßen die Geschichte der religiösen Entwickelung der Menschheit in der Richtung des alten und neuen Testamentes und in der ferneren Ausbildung des Christentums vertreten. So die Urväter, die Proseten, die Märtyrer, die Reformatoren. Zwischen diesen, wo jede Gestalt ein Bild für sich einnimmt, befinden sich die Marmorconstructionen aus den vielfarbigsten Gattungen dieses Gesteins; vaterländischer im unteren Stockwerk, weiter hinauf französischer, italienischer, spanischer ꝛc. in den schönsten Exemplaren. Ueber diesen, den grade aufsteigenden Raum der Kapelle einnehmenden Theil der Ausschmückung erhebt sich die Kuppel. Diese zeigt uns eine einfachere Behandlung, die auf die größere Entfernung des Auges davon gerechnet ist. In einem halbkreisförmigen Raum sehen wir die vier Evangelisten; in den vier Eckräumen dazwischen vier größere Gemälde, die Geburt Christi, die Auferstehung, das Abendmahl und die Ausgießung des heiligen Geistes darstellend; in den Penditiven die Gestalten der vier großen Proseten und die des Moses, Elias, Samuel und Johannes. Höher hinauf in der Kuppel, die bis zu 125 Fuß im Lichten bei 80 Fuß Durchschnittsbreite hinaufsteigt, über der Gallerie erblicken wir eine Fülle von Engelsgestalten, zum Theil mit musikalischen Instrumenten und in anderen Beziehungen dargestellt. Die Malerei hüllt sich hier gewissermaßen in einen leichtgewebten Schleier durch abgedämpfte Farben, die dem Ganzen einen überaus luftigen Anblick verleihen.

Die Aufhebung des königlich französischen Theaters in Amsterdam hat das Erscheinen einer deutschen Operngesellschaft veranlaßt, welche seit vierzehn Tagen ihre Vorstellung eröffnet hat und für den Anfang gute Geschäfte zu machen scheint. Ueberhaupt ist die musikalische Richtung dort sowol wie in ganz Holland entschieden deutsch.

Tabletten.

*** Die vor einigen Jahren entdeckten neuen Austernbänke im Kanal beschäftigen aus dem Hafen von Colchester allein 170 Schiffe mit ungefähr 700 bis 800 Matrosen jährlich. Da die wolschmeckenden Bewohner dieser Bänke sogenannte Sommeraustern sind, die erst in den Hundstagen laichen und nur bei mildem Wetter gefischt werden können, so hat das englische Handelscollegium den Betrieb dieser Industrie innerhalb drei Meilen von der englischen Küste auch im Frühsommer erlaubt. Im übrigen Theil des Kanals ist in Folge eines französisch-englischen Uebereinkommens die Austernfischerei auf die Zeit vom 1. September bis 30. April beschränkt.

*** In dem Monatsverzeichniß der Krankheits-, bezugsweise Todesfälle meldet der Münchener Volkzeianzeiger ein Individuum, gestorben „an Hinrichtung" und eines „an Selbstentleibung". — Ist denn, einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, immer noch kein Buch erschienen: „Die Hinrichtung heilbar"?

Programm des Museums.
Freitag, den 22. October.

Erste Abtheilung.

1. Ouvertüre zu „Iphigenie in Aulis" von Gluck.
2. Quartett aus derselben Oper, gesungen von Fräulein J. Hoffmann, Fräulein Werle, Herrn Caspari und Herrn Dettmer.
3. Concert für die Violine von Felix Mendelssohn-Bartholdy, vorgetragen von Herrn Rudolf Gleichauf.
4. Duett in As-dur aus „Jessonda" von L. Spohr, gesungen von Fräulein J. Hoffmann und Herrn Caspari.

Zweite Abtheilung.

5. Simfonie Nr. 7 in A-dur von L. v. Beethoven.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Herrn André (Haus Mozart) zu haben. **Der Vorstand.**

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 21. October. Muttersegen, Schauspiel mit Gesang in fünf Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 253. Freitag, 22. October **1852.**

München.

Im Glanze seiner schönsten Tage
Blüt München an der Isar Strand,
Es breitet sich von Land zu Land
Von seiner Herrlichkeit die Sage.
Hoch wölben sich die lichten Hallen,
Wo den olymp'schen Musen allen,
Von süßem Opferduft umweht,
Ein Weihaltar errichtet steht.

Dort siehst du Meisterwerke prangen
In wunderbarer Farbenpracht,
Dort hält den Blick mit Zaubermacht
Des Marmors Bildungsstoff gefangen:
Er lebt in Göttern und Heroen
Und wo Hephästos' Flammen lohen,
Erheben sich, geformt in Erz,
Kolosse mächtig himmelwärts.

Dort stellt in hohen Kathedralen
Die Kunst das Heiligste uns dar,
Dort siehst du Bilder wunderbar
Im Schimmer goth'scher Fenster strahlen;
Dort zeigt sich dir in feinen Fresken,
Umrankt von blüh'nden Arabesken,
Die Herrlichkeit des Christentums
Im Farbenglanz des Künstlerruhms.

Das Leben muß die Kunst verschönen,
Gestalt gewinnt die Poesie,
Wenn sie der Handlung Seele lieh;
Es redet die Musik in Tönen:
In Tempeln wirken sie verbündet,
Von eines Königs Hand gegründet,
Dem selbst, indem er sie erhob,
Die Kunst ums Haupt den Lorbeer wob.

Wen sollte nicht der Wunsch beseelen,
Zu schau'n die Wunderwerke all
In Farbe, Marmor und Metall,
Davon die Glücklichen erzählen,
Die staunend dort den Blick erheben,
Wo uns, gleich wie in Traumesweben,
Die Pracht der Hallen kunstgeschmückt,
In eine Fernwelt entrückt.

O du, die eine jüngre Schwester
Von Rom sich und Athen erhebt,
Wo frisch die Kunst und schaffend webt,
Indeß sie dort versinkt in Resten:
Wie schön in deinen hohen Meistern,
In deinen schöpferischen Geistern,
Die all für deutschen Ruhm erglühn,
Magst du in Künstlergröße blühn!

Fernab liegst du, beglücktes München,
Von deines Sängers Lebensbahn,
Schon fängt die Zeit geschäftig an
Das Haupt ihm grau zu übertünchen:
Und sollt es nimmer auch geschehen,
Noch einmal deinen Glanz zu sehen,
Gern unterdrückt er die Begier,
Dein Köstliches erblickt er hier.

Denn von den reichen Wundern allen,
Drauf je das Auge sich erhob,
Ist eine Perl' uns zugefallen,
Erhaben über jedes Lob:
Sie glänzt in unerschöpfter Milde,
Wie sehr sie leuchten fromm und hehr,
Und neiden um die Prachtgebilde
Der Kunst das junge Rom nicht mehr!

So blühe denn, du Braut der Städte,
In deiner Schönheit holdem Glanz,
Und er, der dir den Strahlenkranz
Gewunden um der Scheitel Glätte,
Der hohe Liebling heitrer Musen,
Dem frische Jugendglut den Busen
Erfüllt für die erhabne Kunst,
Bewahre stets dir seine Gunst!

Darmstadt. C. M.

Die lebenslängliche Rente.

Nach dem Französischen.

(Schluß.)

Der Morgen brachte die Wiederholung des Gestern. Erst am 30. um Mittag öffnete sich seine Thür und er konnte wieder ausgehen. Trotz aller Mühe, die er sich gab, konnte er sich nirgends eine Erklärung dieses Abenteuers verschaffen. Ganz anders war es seinem Freunde Anastasius ergangen; dieser hatte

an den Ereignissen hervorstechenden Antheil genommen; es war ihm das Julikreuz zuerkannt worden. An dem Tage, an welchem Anastasius diese Decoration erhielt, wurde Karl gefährlich krank. Sein gewöhnlicher Arzt hatte ihm einen Besuch abgestattet und ihn eben verlassen, als einer der berühmtesten Pariser Aerzte ins Zimmer trat.

Ich war, begann er, ein sehr verteauter Freund ihres seligen Vaters; mein College hat mir von Ihrer Krankheit erzählt; das natürliche Interesse, das ich für den Sohn eines Freundes empfinde, hat mich zu Ihnen geführt. Nun untersuchte er den Kranken, las das von dem andern Arzt hinterlassene Recept, änderte etwas daran, empfahl sich und kam nicht wieder. Karl war bald wieder hergestellt. Nicht so ging es mit seinem Vermögen, dieses war kränker als er und hauchte um diese Zeit seinen letzten Seufzer aus. Fortan vegetirte Karl nur mehr; die Einschränkungen ergaben sich von selbst, die Gläubiger ließen sich von allen Seiten verspüren, Anastasius war unerschöpflich in seinen Predigten und die Cholera begann bedeutende Verheerungen in Paris anzurichten. Wenn ich ihr unterliege, sagte Karl zu sich selbst, so werde ich im Sterben wenigstens den Trost haben, das Leben in allen seinen Genüssen erschöpft zu haben.

Während Anastasius sich eine sehr strenge Diät auflegte, lebte Karl unbedachtsamer als je; er trotzte der Seuche mit der Unerschrockenheit, welche ihm die ihm bevorstehende Dürftigkeit verlieh. Die Epidemie machte entsetzliche Fortschritte, als Karl eines Tages nachstehendes Schreiben erhielt: „Reisen Sie alsogleich nach Italien ab. Die beiliegenden Wechselbriefe zeichnen Ihnen Ihre Reiseroute vor. Mit den empfangenen Geldern werden Sie sechs Monate lang auskommen; nach Verlauf dieser Zeit wird man Ihnen neue Weisungen zuschicken . . . Diese Reise soll keinerlei Verpflichtungen nach sich ziehen und kann Sie in keiner Weise compromittiren. Ihre einzige Sorge sei, sich gesund und heiter zu erhalten." Karl beriet sich mit Anastasius, der nach längerer Ueberlegung bemerkte: Hinter dieser Sache liegt ein großes Geheimniß verborgen; jedenfalls aber reise ab und zwar um so mehr, als gestern 1300 Personen an der Cholera verstorben sind.

Karl reiste ab. Nach sechs Monaten einer köstlichen Reise erhielt er zu Venedig ein Schreiben, dem die nötigen Gelder zur Rückreise nach Frankreich beigelegt waren. Bei seiner Rückkehr nach Paris hatte die Cholera aufgehört; Anastasius hatte mittlerweile als Philosoph sein Schicksal mit dem einer reichen Aussteuer vereinigt, die durch eine sehr häßliche Trägerin personificirt war. Es ist dies, sagte Anastasius zu dem heimgekehrten Freund, das einzige Mittel, durch welches auch du dich aus der Verlegenheit ziehen und dir wieder eine Stellung im Leben verschaffen kannst. Heirate eine Aussteuer und lass' mich eine solche für dich suchen. Während jedoch Anastasius suchte, verliebte sich Karl. Diese Liebe war die erste Wolthat der einfachen Lebensweise, zu der er sich jetzt genötigt sah, der erste Trost in der Armut, der er verfallen war; es war eine ächte, es war seine erste Liebe, obwol er glaubte, schon sehr oft geliebt zu haben, und schon fast an der Grenze seiner Jugend angelangt war.

Ein eigentümlich feindliches Verhängniß wollte, daß das Mädchen, dessen Erscheinung einen so tiefen Eindruck auf Karl machte, immer von dem kleinen Alten begleitet war, dessen wir bereits erwähnten. Der Alte war, wie Karl bald erfuhr, der Vater Angela's und überdies Besitzer eines sehr großen, der allgemeinen Voraussetzung nach durch Wucher erworbenen Vermögens.

Karl gab sich rückhaltlos seiner Leidenschaft hin. Täglich ging er vor Angela's Fenster vorüber; so oft sie ausging, folgte er ihr nach; im Theater wußte er stets einen Platz in ihrer Nähe zu erhaschen; zu allen Bällen, zu denen sie geladen wurde, erhielt er ebenfalls Einladungen; dabei machte es Angela sichtlich Vergnügen, so viel Geschicklichkeit und Intelligenz an ihm zu bemerken, da wir nicht erst zu bemerken brauchen, daß diese Liebe erwidert wurde. Bald fand eine regelmäßige Correspondenz zwischen den beiden Liebenden statt; an dieser Klippe scheiterte aber auch das Geheimniß ihres unschuldigen Verhältnisses. Einer ihrer Briefe wurde aufgefangen; von diesem Augenblick an wurde die Correspondenz unterbrochen, mußte das Fenster geschlossen bleiben. Angela ging fast gar nicht mehr aus; sie kam auf keine Parade mehr, in kein Theater, auf keinen Ball; es konnten keine Blicke mehr ausgetauscht werden, keine Händedrücke mehr stattfinden, keine Liebesversicherungen mehr gewechselt werden. Zum erstenmal berente es Karl aufs bitterste, arm geworden zu sein; wäre er noch reich gewesen, der alte Geizhals würde ihm vielleicht die Hand seiner Tochter bewilligt haben. Bald verfiel er in düstere, schwarze Melancholie, die ein Schreiben Angela's auf den höchsten Grad steigerte. Auch sie war eine Beute des drückendsten Trübsinns; sie war krank geworden; ihr Vater hatte sie gezwungen, ihre Zustimmung zu einer andern Partie zu geben. Sie bat Karl, er möge sie vergessen; sie sagte ihm für immer Lebewol. Karls Antwort war sehr lakonisch.

„Ich habe nur ein Mittel, schrieb der Thörichte, um Sie vergessen zu können; ein Mittel, das alles in Ordnuug bringt und mich von einer Last befreit, die mir täglich drückender wird. Leben Sie wol. Der morgende Tag findet mich nich tmehr unter den Lebenden. Mein letzter Gedanke wird Ihnen gelten".

Nachdem Karl dieses Schreiben seiner Bestimmung zugeschickt hatte, begann er die Vorbereitungen zur Ausführung seines wahnsinnigen, entsetzlichen Vorhabens zu treffen. Seit längerer Zeit schon war ihm das Leben eine Last geworden. Dem Luxus, der ihm als Bedürfniß galt, war Dürftigkeit auf dem Fuße nachgefolgt. Dazu kam noch, daß er, dessen Launen und Leidenschaften stets schnelle Befriedigung gefunden, grade in der ernstesten, wärmsten Neigung seines ganzen Lebens auf unüberwindliche Hindernisse stoßen mußte; das war für den vom Schicksal bisher Verzärtelten zu viel und mehr, als er zu ertragen vermochte.

Eben hatte er seine Pistolen geladen und einige letzte Anordnungen niedergeschrieben, als plötzlich der bekannte kleine Alte mit verstörten Zügen, in größter Bestürzung, ohne Perrücke, wie eine Bombe ins Zimmer stürzte, sich bleich und an allen Gliedern bebend auf die Pistolen warf und sich derselben bemächtigte. In einer Hand hielt er das Schreiben, das Karl kurz zuvor an Angela geschickt hatte; der alte Mann war der Vater des Mädchens. — Unglückseliger! rief er aus; was wollten Sie thun? Ein entsetzliches Verbrechen, einen Selbstmord begehen. — Sieh einmal! entgegnete Karl mit der kaltblütigen Ironie eines Mannes, der einen bedeutenden Entschluß gefaßt hat. Sieh einmal! Sie sind auch da! In der That wäre es sonderbar gewesen, wenn Sie mir im Augenblick nicht zu Gesicht gekommen wären! Bis jetzt haben Sie sich jedoch nie in so unmittelbarer Weise an meinen Angelegenheiten betheiligt. Vor allem aber werden Sie die Güte haben, mir meine Pistolen wieder zu geben. — Ich soll Ihnen die Pistolen wieder geben? Ich? Und wozu? damit Sie sich tödten, nicht wahr? Und warum wollen Sie sich denn eigentlich tödten? — Und das fragen Sie noch? Sie, dem ich in jedem entscheidenden Momente meines Lebens begegnet bin, dem alle Umstände desselben bekannt sein müssen, Sie fragen noch, warum ich mich zu diesem letzten Schritte entschlossen habe? — Ja wol, Sie Undankbarer, ja wol muß ich, der ich Sie seit vier Jahren sorgfältiger, als es eine Mutter gethan haben würde, beobachtet habe, nach dem Grund Ihres wahnwitzigen Vorhabens fragen. Ich habe Ihren Schlaf, Ihre Freuden, Ihre Leiden keinen Moment aus den Augen verloren. Als Sie krank

waren, schickte ich Ihnen meinen Arzt; als der Bürgerkrieg in den Straßen wütete, hielt ich Sie unter Schloß und Riegel; als die Cholera ausbrach, schickte ich Sie auf Reisen nach Italien, gleich dem geliebten Sohn einer reichen Familie; ich habe unzähligemal Kummer, Gefahren und Unglück von Ihnen fern gehalten; zur Vergeltung aber so vieler Fürsorge, so beträchtlicher Ausgaben, wollen Sie sich nun kalten Blutes den Tod geben und mich mit einem Schlage einer Jahresrente von 10,000 Franken berauben; Sie müssen nämlich wissen, mein Herr, daß ich der Besitzer Ihrer Rente bin, daß ich Sie von einem Herrn gekauft habe, mit dem Sie sich vor vier Jahren schlugen wollten; Ihr Selbstmord aber macht dieser Rente für immer ein Ende und darum, mein Herr, wenn es Ihnen wirklich gar so sehr am Herzen liegt, aus dieser Welt zu gehen, so haben Sie wenigstens die Güte, so lange zu warten, bis ich diese Rente an den vierten Mann gebracht habe. So viel kann ich wol, nachdem ich so Großes für Sie gethan, mit Recht von Ihnen erwarten. — Es thut mir leid ... entgegnete Karl; — ich kann jedoch weder warten, noch mich in irgend einer Weise an einem Betruge betheiligen. Wenn ich Crida mit meinem Leben ansage, so soll der Bankrott wenigstens kein betrügerischer genannt werden können. Ihnen ist die Geschichte meines Lebens nicht fremd und Sie wissen daher, daß es mir unerträglich geworden ist. Sie sind Angela's Vater; Sie kennen das einzige Mittel, dessen Anwendung mich mit dem Schicksal wieder versöhnen könnte. Sie haben mein Loos in Ihren Händen. Ich will jedoch um nichts gebeten haben, sondern mache Sie blos aufmerksam auf die Berechnung, die Sie allenfalls anstellen dürften. — So seien Sie denn mein Schwiegersohn, antwortete der Greis, als er sah, daß jeder andere Ausweg abgeschnitten war. Ich werde meine Tochter die Hälfte jener unsteligen Rente als Aussteuer geben und so doch noch immer etwas gewonnen haben.

Die Vermälung fand statt. Einige Monate später starb der Greis; das junge Paar erbte sein ganzes Vermögen. Als Karl mit Anastasius vom Kirchhof zurückkehrte, sagte er zu seinem Freunde: Mein Ruin war doch zu etwas gut; er hat mir zuerst das Leben gerettet und mir dann eine junge, liebenswürdige, reiche Frau gegeben. Ich will die Art und Weise meines früheren Lebenswandels keineswegs vertheidigen; so viel aber ist gewiß, daß das Schicksal oft der weisesten Berechnungen spottet und demjenigen oft das glücklichste Loos zu Theil wird, der am wenigsten planmäßig zu Werke ging.

Briefe.

86.

V. Darmstadt, den 20. October.

Mittelrheinischer geologischer Verein.*

Im Konversationsblatt vom Gestrigen findet sich ein Brief aus Gießen vom 17. dieses Monats, welcher gewiß von allen, die den Gegenstand kennen, mit Unwillen gelesen worden ist. Es gehört in der That ein schwerer Entschluß dazu, auf einen solchen Artikel eine Antwort zu ertheilen. Wir halten es jedoch für unsere Pflicht, Männer, welche ohne eigensüchtige Nebenzwecke der Wissenschaft dienen, gegen Verdächtigungen, wozu sie in keiner Weise Veranlassung gegeben haben, zu schützen. Dies würde überflüssig sein, wenn der Angriff auf dem Feld wissenschaftlicher Erörterungen erfolgt wäre, da hier die Namen und Leistungen der Angegriffenen gegen grundlose Behauptungen in anderer Weise genügenden Schutz finden würden. Der Herr Correspondent aus Gießen hat aber ein für das größere Publikum, welchem das Material zur Beurteilung, wenigstens zur Zeit, fehlt, bestimmtes Blatt gewählt und es bleibt somit nichts übrig, als, wenn auch ungern, auf demselben Weg ihm entgegen zu treten. Wir beschränken uns indessen allein auf die Offenlegung seiner Unwahrheit, ohne der etwaigen Beweggründe irgend zu gedenken. Schon die ersten Worte des Briefes sind unwahr, weil der genannte Verein niemals selbst etwas veröffentlicht hat und namentlich nicht „in dieser Zeitung", wie die verehrliche Redaction bezeugen kann; in dem an die Mitglieder vertheilten Protocolle vom 5. September dieses Jahres sind die geognostisch bearbeiteten neunzehn Sectionen (nicht ausschließlich der großherzoglich hessischen Generalstabskarte, sondern auch nassauische, kurhessische und baierische) einzeln aufgeführt und ebenso die Namen der einzelnen Bearbeiter, welche diese Sectionen, die Resultate langjähriger Erforschung der ihnen zunächst gelegenen Gegenden und umfangreicher detaillirter Vorarbeiten, vorgelegt haben. Das in der mineralogischen Section der Naturforscherversammlung zu Wiesbaden als Probe dieser Originalunterschungen vorgelegte Blatt (Section Friedberg, von einem Bearbeiter, welcher seit sechzehn Jahren mit geologischen Detailaufnahmen in Kurhessen, Baiern und Großherzogtum Hessen beschäftigt ist) ist nur dortselbst vorgelegt worden und nicht „ohne erläuternden Text erschienen", weil überhaupt nicht erschienen". Dasselbe kann daher nur in der genannten mineralogischen Section von dem Herrn Correspondenten, der übrigens „nur Laie, durch seinen Wohnort mit den Oertlichkeiten vertraut" ist, gesehen und mit der v. Klipstein'schen Karte von Oberhessen verglichen worden sein. Wer den Maßstab dieser Uebersichtskarte und den der großherzoglich hessischen Generalstabskarte kennt, wird, auch ohne den geologischen Theil der Arbeit gesehen zu haben, ermessen, welcher Grad von Unverschämtheit dazu gehört, jene geologische Detailaufnahme der Section Friedberg als „eine ziemlich genaue Copie" der v. Klipstein'schen Uebersichtskarte zu bezeichnen. Der Herr „Laie" hat aber außerdem „besonders im nordwestlichen Theil eine Zusammenhäufung grober Unrichtigkeiten" entdeckt, überläßt indessen ganz bescheiden „den Männern vom Fach nähere Aufklärung". Diese letztere soll ihm am geeigneten Ort zu Theil werden, wobei sich denn zugleich ergeben wird, welche Mitglieder des Vereins „sich früher mit praktischen geognostischen Arbeiten beschäftigt" haben. Grade jener nordwestliche, dem rheinischen Uebergangsgebirg angehörende Theil der Section Friedberg wird den Männern vom Fach seiner Zeit den Beweis liefern, inwieweit Aufklärungen schwieriger geologischer Fragen durch die begonnenen Arbeiten zu erwarten sind. Die weiteren Anmaßungen des Laien aus Gießen übergehen wir einfach mit Stillschweigen.

* Nur der sehr achtbare Name und die Stellung des Herrn Verfassers der hier angeschienen Correspondenz hat uns bestimmen können, auf sein Ersuchen letztere selbst abzudrucken. Die Verantwortlichkeit für Fassung und Inhalt derselben müssen wir ihm deshalb allein überlassen. Außer der Billigkeit gebieten uns heute dieselben Gründe wie dort, auch den Herrn Replikanten die ganze Verantwortlichkeit für Fassung und Inhalt seiner Entgegnung überlassen müssen. Einer etwaigen Fortsetzung dieser Polemik aber müssen wir aus Konversationsblatt verschließen und könnte dieselbe nur unter den Inseraten im Anzeigeblatt Raum finden. D. Red.

Digitized by Google

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Im Hofburgtheater zu Wien hat das neue Lustspiel von Roderich Benedix „das Lügen" beste Aufnahme gefunden; jedoch mußte es bei der Wiederholung erst Kürzungen erfahren, um seine Vorzüge in ein besseres Licht treten zu lassen. Auf derselben Bühne ist die Aufführung eines einactigen Stückes von Mosenthal: „der Dorflehrer", vorbereitet, ein wie man hört sehr artiges Lustspiel von Bauernfeld: „die Krisen", wird folgen und das bedeutende Trauerspiel „die Makkabäer" von Otto Ludwig, dem Verfasser des „Erbförster". Hieran reihen sich einige andere Novitäten, sämmtlich deutsche Originalstücke. Es darf hierbei der bemerkens- und lobenswerten Thatsache gedacht werden, daß in der französischen dramatischen Production ein fast vollständiger Stillstand eingetreten zu sein scheint.

In Wien hat man auch den großen Mimen Ludwig Devrient in persönlicher Nachbildung auf die Bühne gebracht. Man gibt nämlich auf dem dortigen Karltheater einen Schwank mit Gesang in zwei Acten, betitelt „Ludwig Devrient", in welchem der unvergeßliche Künstler als handelnde Person erscheint. Von dem Darsteller desselben sagen die dortigen Kritiken:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Hat der Darsteller passabel abgeguckt!

Am 15. October früh sechs Uhr begann in München der Transport eines der vier Erzlöwen zum Siegesthor und dann sofort mittels Flaschenzügen und großer Taue die Aufziehung desselben. Unter den zahlreichen Zuschauern befanden sich König Ludwig, König Otto und Königin Therese mit den beiden kleinen Prinzen. Schlag zwölf Uhr langte der Löwe auf der Plattform des Siegesthores an, wo er gedreht und auf seinen Platz gesetzt wurde. Der Director der königlichen Erzgießerei, F. v. Miller, veranstaltete am 14. abends auf den Wunsch des Königs Ludwig eine Beleuchtung der ganzen Gruppe, welche einen so wunderbaren Effect hervorbrachte, daß diese Beleuchtung am 14. auch für das Publikum wiederholt wurde. Obgleich die Nachricht hiervon erst im Lauf des Tages bekannt wurde, strömten gegen Abend doch lange Reihen von Kunstliebhabern nach der Erzgießerei, um sich an dem in der That feenhaften Anblick zu erfreuen.

In der letzten Zeit hat eine Angelegenheit des Kapellmeisters Dr. Marschner die öffentlichen Blätter vielfach beschäftigt. In den letzten Tagen ist nun jene Angelegenheit erledigt worden. Dr. Marschner hatte um seinen Abschied gebeten, weil er sich angeblich durch gewisse Anordnungen des Orchesterchefs zurückgesetzt fühlte. Der König von Hannover hat jedoch den Abschied nicht ertheilt, sondern vielmehr die Besoldung des Dr. Marschner um 400 Thaler erhöht und seine kündbare Anstellung in eine lebenslängliche verwandelt. Dagegen sind jene Anordnungen des Orchesterchefs bestehen geblieben, da sie in der That nach dem Urteil aller Sachverständigen nützlich und in der Ordnung waren. Durch diesen Ausgang der Sache ist beiden dissentirenden Theilen Genüge geleistet, um so mehr, als der eigentliche und hauptsächlichste Zweck des Dr. Marschner, lebenslängliche Anstellung und Gehaltserhöhung, erreicht worden ist.

In Brüssel wird ein stehendes vlämisches Theater errichtet, zu dessen Bildung die ersten vlämischen Gesellschaften des Landes eingeladen sind. — Der berühmte Violinspieler Beriot, der schon lange Zeit krank, hat jetzt fast ganz das Gesicht verloren, so daß er seine Stelle als Professor des Conservatoriums zum größten Leidwesen dieses Instituts niederlegen mußte.

Tabletten.

*** Die Banknoten Kossuths, sehr elegant in Neuyork gestochen, werden auch in London jetzt vertrieben. Links auf dem Stich sitzt die ungarische Republik mit einer Jakobinermütze, rechts die nordamerikanische mit dem Sternenbanner. Die englische Aufschrift lautet zu deutsch: „Ungarischer Fonds. Dieser Schein berechtigt den Inhaber zu fünfzig Dollars nebst Zinsen von vier Procent jährlich, vom heutigen Tag an und zwar das Capital zahlbar in zehn jährlichen Abschlagszahlungen vom Tag der thatsächlichen Errichtung einer unabhängigen ungarischen Regierung an und die Zinsen zahlbar nach dem Tag der Zahlung der letzten Capitalsrate, vom Staatsschatz solcher Regierung oder ihren beglaubigten Agenturen in London oder Neuyork. Neuyork, 1. Juli 1852. Kossuth." Der Nummer des Exemplars, von dem wir sprechen, nach zu schließen, müßte schon eine halbe Million verkauft sein, aber die Zahlen sind geduldiger als die Menschen, die in Dollarssachen nicht gern auf künftige „unabhängige" Regierungen warten.

*** Die alte Frage über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, ob Franklin noch am Leben sei, ist auch bei der diesjährigen Versammlung der englischen Naturforschergesellschaft zur Sprache gekommen. Herr A. Petermann behauptet fest, in diesen arktischen Regionen lebten Thiere in Menge und könnten den Menschen als Nahrung dienen. Die Lehre, daß mit der steigenden Breite die Temperatur und somit auch das thierische und vegetabilische Leben abnehme, sei falsch. Franklin müsse irgendwo zwischen dem Wellingtonkanal, der Behringstraße und den Küsten Sibiriens sein; je näher er den letztern gekommen, desto größer werde er die Anzahl der Thiere gefunden haben; diese Länder seien wahrscheinlich nicht von Menschen bewohnt, die Thiere deshalb ungestört. An Lebensmitteln werde es also Franklin nicht gefehlt haben. Etwas anderes sei, ob die Mannschaft nicht an Skorbut gelitten habe. Ein Herr Reeve bemerkte aber, an Thieren fehle es allerdings in jenen Regionen nicht, die Schwierigkeit aber sei, dieser Thiere habhaft zu werden; Dr. Sutherland habe auf seiner Expedition nicht Nahrung genug für Hunde gefunden, welche die Schlitten zogen, und wäre selbst für sich und seine Begleiter in Not gekommen, wenn sie nicht Proviant mit sich geführt hätten. Dies widerlegte Murchison durch das Beispiel Dr. Rae's, der ohne Schwierigkeit sich Nahrung für seine Leute verschaffte. Man scheint gar nicht daran zu denken, daß die Gefahren des Meeres selbst der Expedition den Untergang bereitet haben könnten.

*** Hagie-Suleiman-Kam, welcher angeklagt war, Urheber des gegen den Schach von Persien unternommenen Mordversuchs zu sein, wurde verhaftet, alle Theile seines Körpers, deren Verletzung den Tod nicht nach sich ziehen konnte, mit Messern durchstochen und dann die Wunden mit Wachslichtern gebraunt. In diesem Zustand wurde Suleiman durch die Stadt geführt und vor einem der Thore lebendig geviertheilt.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 23. October. Zu ebener Erde und erster Stock, oder: „Die Launen des Glücks", Posse mit Gesang in drei Abtheilungen von Restroy. Musik von Müller.

Sonntag, den 24. October. Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Hermannstadt", bearbeitet von C. Gollmick. Musik von Kreutzer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 254. Samstag, 23 October **1852.**

Liebe einer Nachtigall und einer Rose.

Novelle, mitgetheilt von L.

Die Nacht war finster. Der dichte Wolkenschleier, welcher über den Bergen lag, die das enge Thal von Saint-Gervais einschließen, verhüllte den Anblick des Himmels und den Glanz des Mondes. Die Badegäste hatte schon vor einiger Zeit die elfte Stunde geschlagen und somit das Zeichen zum Zurückziehen gegeben; die Badegäste hatten ihre Zimmer aufgesucht, um von ihren Anstrengungen oder ihren Genüssen auszuruhen.

Nur ich allein, über die geheimnißvollen Leiden des Dichters Ulrich nachdenkend, ging noch im Hof spazieren. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen, entweder um die flüchtigen Schatten, die an den weißen Fenstervorhängen vorübereilten, zu betrachten, oder die von Lachen unterbrochenen Gespräche zu vernehmen oder den gedämpften Gesängen zuzuhören, welche durch die halbgeöffneten Thüren drangen, und ich war verwundert, wie jemand sich bewegen und sich der Freude hingeben konnte, während Ulrich unbeweglich und traurig schien. Nach und nach schlossen sich die Thüren, die Töne verstummten, die Lichter verloschen. Ich hörte nichts mehr als das Säuseln der Lüfte in den Tannen und das Geplätscher des Flusses an den Felsen, und in dem verödeten Thal unterschied ich nur noch den matten Schimmer einer Lampe durch die Lücke eines Fensterladens und davor einen großen schwarzen Schatten. — Warum diese schweigende Nachtwache? warum schläfst du nicht, junger Mann? Oder warum, o Dichter, überlässest du nicht deine Locken dem frischen Hauch der Nacht? Warum öffnest du nicht deine Seele dem wohlthuenden Thau der nebligen Stunden?

Ich setzte meine einsame Wanderung eine Zeitlang fort, in der Hoffnung, entweder den Schatten sich fortbewegen oder die Lampe verlöschen zu sehen. Aber es erfolgte keins von beiden. Gränzigt von meiner Unruhe stieg ich die Treppe hinauf, eilte mit leisen Schritten über die lange Gallerie, welche nach dem Zimmer Ulrichs führte, und pochte sanft an. Er selbst kam und öffnete mir. Sein Antlitz war bleich und schmerzlich ruhig, er drückte mir die Hand und bedeutete mir, mich zu setzen. Nein, sagte ich zu ihm; alles schläft, das Thal ist ruhig, der Himmel in Nebel eingehüllt, die Luft mild und duftend. Komm, lass' uns ein wenig zusammengehen. — Ich möchte wol, aber ich kann nicht, ich muß diese Nacht wachen. Und als ich ihn voll Verwunderung anblickte, fügte er bitter lächelnd hinzu: Marie ist krank. — Krank! — Das überrascht dich, weil du sie erst vor einigen Stunden munter und heiter wie die andern gesehen hast, aber wir sind so, sehr stolz; wenn wir leiden, sagen wir es nicht, und wenn es ein anderer wäre als du, so würde ich antworten: ich mag nicht ausgehen, weil ich zu arbeiten habe. Wir blickten uns eine Zeitlang schweigend an. Armer Ulrich! rief ich dann aus. — Arme Marie! war seine Antwort. Und mich bei der Hand nehmend, führte er mich in das andere Zimmer, welches an das seinige stieß. Hier angelangt, ließ er das Haupt sinken und überließ mich ganz dem melancholischen Schauspiel, welches vor meinen Augen stand.

Marie schlummerte angekleidet auf ihrem Bett. Wenn man bei dem flackernden Schimmer einer Kerze diesen in die Falten eines weiten Mousselins verlornen Körper, dieses junge, von Leiden schon zerstörte und doch noch so klare und milde Antlitz, diese beiden so weichen Hände, die in die schwarzen Locken eines aufgelösten Haares vergraben waren, anblickte, da mußte man glauben, es sei eine jugendliche Märtyrerin, welche in ihrem Grabe ruhe. Ich senkte mein Haupt und als ich, durch einen Seufzer Ulrichs aus meinen Betrachtungen geweckt, es wieder erhob, rollten zwei große Thränen über meine Wangen. Ulrich blickte mich starr an, schlang seinen Arm um den meinigen und führte mich aus dem Zimmer. Lass' uns gehen, sagte er. — Wohin? fragte ich. — Zum Wasserfall. Wir gingen über die kleine hölzerne Brücke, welche in der Tiefe des Thals über den Fluß führt, und stiegen an, den Fußpfad emporzuklimmen, der sich zur Seite des Berges hinschlängelt. Der in ungeheure Felsblöcke eingerngte, ringsum mit einem undurchdringlichen Gehölz von Fichten und Tannenbäumen umgebene Wasserfall stürzt unter Getöse sein wildes Wasser herab, welches wieder emporspritzt, dann wie eine verwundete Löwin brüllend zurückfällt und in seinem Zorn den Sand und die Steine in seinem Becken zerfegt. Bei der schrecklichen Dunkelheit, welche ringsumher herrschte, in der feierlichen Stunde der Mitternacht, mitten in dem allgemeinen Schweigen der Natur schien diese unaufhörlich aus einer unsichtbaren Quelle in einen bodenlosen Schlund sich herabstürzende weißliche Masse eine sich von selbst erzeugende und sich selbst verzehrende ungeheure Verzweiflung und das fortwährende Getöse die ewige Klage eines ewigen Schmerzes zu sein. O Verzweiflung! rief Ulrich aus; die Nacht ist traurig wie meine Seele und meine Seele ist traurig bis zum Tode. Warum seufzt die Natur mit mir? Warum vermischt das Gebirg seine Klage mit meinen Seufzern? Muß die Trauer überall außer mir sein, wie sie immer in mir ist? — Und in diesem Augenblick verschwand eine von dem Mond gejagte Wolke hinter dem Gipfel des Varens und ein Mondschimmer fiel matt auf das Thal wie ein schmeichelnder Blick. Ich sah, wie mein Begleiter die Augen zu dem Gestirn erhob, als wollte er ihm für sein Erscheinen danken. Sei mir gegrüßt, sprach er, der du diese traurige Finsternis verdrängt hast. Sei mir gegrüßt, du Lichtstral! — Sei mir gegrüßt, sagte auch ich, du Hoffnungsstral! — Für mich gibt es keine Hoffnung mehr. Der Tag kann folgen der Nacht, Ruhe dem Sturm, aber die Freude wird nie mehr einen Platz in meinem Herzen finden. Verzweiflung füllt es ganz und wird es nur mit dem Leben verlassen. — Lästere nicht, Ulrich; Gott ist groß und gütig. — Ich klage

ihn nicht an Freunden, so weiß, daß er den Menschen geschaffen darf um glücklich, sowie die Natur, um schön zu sein, es ist die Schuld der Menschen, daß ich leide. — Die Leiden der Seele gleichen den Bergströmen; sie werden milder, indem sie sich theilen. Leg' die Hälfte deiner Bürde in meine Freundesbrust und du wirst dich erleichtert fühlen. Er schüttelte mit dem Kopf ohne zu antworten und ich fuhr fort: Was betrübt dich? Eine Beleidigung, ein Unrecht oder ein Verrat? Hat man das Andenken deiner Mutter verhöhnt? Hat man deiner Freundschaft oder deiner Liebe gespottet? Hat man dich verbannt wie Dante, oder verstieß wie Byron? — Wenn es nur dies wäre! Entwettete er mit festem und heftigem Ton. — Ich sing nun endlich an von seiner Frau zu reden ... Plötzlich prallte er in die Höhe. Ich habe einen Schrei gehört, rief er aus. — Ohne Zweifel den Schrei eines Nachtvogels. — Einen Angstschrei ... Sie ist es! Und raschen Schrittes eilten wir zurück.

Marie schlief noch immer so ruhig wie zuvor, sie war aber blässer und eingefallener. Ich weiß nicht, was sich soeben ereignet, sagte Ulrich zu mir, aber ich fürchte ein Unglück, und weil jemand wissen soll, was wir erduldet haben und warum wir erliegen werden, so nimm dies. Und er nahm ein Manuscript aus seinem Schreibtisch, gab es mir in die Hand und sagte dabei: Nimm es und lies es aufmerksam, damit du dich zu seiner Zeit daran erinnerst. Geh'.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leipziger Schlacht.

Aus den „Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814" von Karl v. Raumer.

... Man rechnet 500,000 Streiter in dieser Schlacht; sie kamen von der chinesischen Grenze und vom atlantischen Meer, vom skandinavischen Norden und von Neapel; tausende standen als Freunde verbunden und als Feinde sich entgegen, die nie von einander gehört. In der ganzen neueren Geschichte dürfte nur die Schlacht gegen Attila bei Chalons und die Karl Martells gegen die Sarazenen bei Tours der Leipziger gleichzustellen sein. Niemand, selbst keiner der commandirenden Generale, konnte in den Tagen der Schlacht das Ganze überschauen und verfolgen. Der Feind hatte das Centrum, die Stadt Leipzig, inne; rings um Leipzig ward gekämpft, so daß die Franzosen einen inneren Kreis, die verbündeten Truppen um sie herum einen äußeren, concentrischen Kreis bildeten. Natürlich war durch diese Stellung die Communication der verschiedenen Theile des verbündeten Heeres sehr erschwert, doppelt erschwert ward sie außerdem durch das von vielen Gewässern und Sümpfen durchschnittene Terrain. Das Blücher'sche Heer war im Norden, das Schwarzenberg'sche im Süden der Stadt. Aus den angeführten Gründen würden zwei Berichterstatter, von denen der eine in diesen Schlachttagen bei Blücher, der andere bei Schwarzenberg war, zwei ganz verschiedene Berichte geben, als hätte jeder eine ganz verschiedene Schlacht erlebt. Nach dem Gesagten wird man natürlich von mir keinen Schlachtbericht erwarten, höchstens kann ich einige Noten zum Text anderer Berichterstatter geben. Wir rückten früh auf die Höhen von Lützschena. General Müffling dirigirte uns die Disposition, ich bewahre meine Nachschrift als Andenken. Nachdem die Truppen abgekocht, begann ein Plänkergefecht, darauf fielen einzelne Kanonenschüsse, binnen kurzem mehr und immer mehr. Die Schlacht war hier günstig für uns; nachmittags schickte General Gneisenau unsern Stiefsenn an den Kronprinzen von Schweden und ließ ihm sagen: wir stünden auf dem Breitenfelde, auf des Schwedenkönigs Siegesfeld. Aber das Gefecht war bis dahin nur ein geringes Vorspiel. Der Feind warf sich mit ganzer Macht auf Möckern, wo sich unser rechter Flügel an die Elster lehnte. Hier kämpfte York; seine ganze Infanterie, bis auf eine Brigade, hatte schon mit abwechselndem Glück um den Besitz des Dorfes gerungen; zuletzt hingusgetrieben, ließ er dem Feldmarschall, welcher vor Möckern hielt, melden: jetzt greife die Brigade Steinseth an, es sei die letzte. Der Kampf war furchtbar; der Feind benutzte jedes Haus bei der Vertheidigung, besonders eine Ziegelscheune, in welcher ihm die Trockenöfen als Schießscharten dienten. Ein Angriff preußischer Husaren brachte jedoch die französische Infanterie in einige Unordnung, worauf York sogleich seine ganze Cavallerie einhauen ließ. Die Gardemariniers Marmonts, welche Vierecke bildeten, wurden überritten, bald war der Feind völlig in die Flucht geschlagen. Als wir noch auf dem Schlachtfeld hielten, kam Oberst Warburg und rief: ich bringe einen Vogel — es war ein französischer Adler. Bald nachher sprengte Lord Stewart herbei und fiel dem Feldmarschall vor Freude um den Hals. Freilich war unsere Freude theuer erkauft. Das York'sche Corps verlor an Todten und Verwundeten 172 Offiziere, 5500 Unteroffiziere und Soldaten. General Graf Henkel hat eine lebendige Beschreibung des gewaltigen Cavallerieangriffs bei Möckern gegeben. Er rühmt bei dieser Gelegenheit den grimmigen Mut Yorks und weist nach, daß sein Sieg für die ganze Leipziger Schlacht entscheidend gewesen sei. Hatte doch der Kampf des böhmischen Heeres an diesem Tage einen so zweifeutigen Erfolg, daß Napoleon sich den Sieg zuschrieb und deshalb in Leipzig mit allen Glocken läuten ließ; was wäre geschehen, wenn York nicht gesiegt hätte? Als Graf Henkel in der Nacht des 16. October nach Möckern kam, herrschte eine tiefe Todtenstille; alles ruhte von der entsetzlichen Arbeit des Tages. Da erblickte er einen Mann, der ganz allein beim Wachtfeuer stand, es war York. Wir ritten auf Lindenthal. Hier lagen alle Häuser voll Verwundeter; einzig der Feldmarschall fand noch Unterkommen bei einem Schmiede, das übrige Hauptquartier lagerte um ein Wachtfeuer. Am Himmel leuchteten wiederholt feindliche Feuerzeichen auf. Es war eine ernste Nacht. Jeder von uns zählte Freunde und Bekannte unter den heute gefallenen Helden; aber in die Klage über die Gefallenen mischte sich die Freude, daß ihr Blut nicht vergebens geflossen und wir gesiegt hatten. Was wird der morgende Tag bringen, und wird nicht dem heutigen Siege ein größerer folgen und Napoleons Macht zerschmettern? So sprachen wir noch lange, bis die Müdigkeit dem Gespräch ein Ende machte. Der 17. October entyrach aber unsern Erwartungen gar nicht.

Da die Nachricht kam, daß das böhmische Hauptheer am 17. October ruhen werde und der Kronprinz mit der Nordarmee von Schweden von Landsberg nach Breitenfeld marschirt sei, so mußte auch das schlesische Heer diesen Tag unthätig bleiben. Nur der zum Sachsischen Corps gehörende General Wassilschikoff lieferte am Thore von Leipzig den Franzosen ein Cavaliergefecht. Es war ein kalter Regentag. Wir ritten über das gestrige Schlachtfeld; zahllose Leichen bezeichneten genau die Vierecke der Franzosen, welche von der preußischen Cavallerie zusammengehauen worden. Das Hauptquartier kam nach Wetteritzsch. Dem Feldmarschall ward das Wohnhaus eines kleinen Landguts angewiesen. Er ging hinein, nach wenigen Minuten aber kam er zurück und erklärte, da bleibe er nicht. Ich war neugierig, zu wissen, was in dem Hause abstoßendes sei und ob ich nicht ein Unterkommen darin fände. Die erste Stube, in welche ich eintrat, lag voll gräßlich Verwundeter, sie hatten beim heutigen Cavaliergefecht weit klaffende Gesichtswunden erhalten. Der eine war eben gestorben, der andere lag im Sterben. Als ich im oberen

Steck unterzukommen suchte, fand ich eine Stube, welche ein Bild der Verwüstung war. Auf dem Fußboden lag die Bibliothek des Besitzers zerstreut umher; das erste Buch, welches mir in die Hand fiel, war Hufelands Kunst, das menschliche Leben zu verlängern! Unter meinen Gefährten auf der Streu war Major v. Hedemann, der in der Nacht mit Aufträgen an den Kronprinzen von Schweden abgesandt wurde. Blücher und Prinz Wilhelm hatten mit diesem noch am Morgen des 18. October eine Conferenz. Von ihnen ließ er sich endlich bestimmen, an der bevorstehenden Schlacht Theil zu nehmen, doch nur unter der Bedingung, daß Blücher für den Tag 30,000 Mann der schlesischen Armee unter seinen Oberbefehl stellte. Wir hielten an der Parthe und sahen jenseits derselben eine zahllose Menge, die Corps von Bülow und Winzingerode vom Theklathurm auf Leipzig heranziehen.

(Schluß folgt.)

Für die Leseabende.

Christian Lamfell. Roman von Karl v. Holtei. Breslau, Verlag von Trewendt und Granier.

Unter dem Titel „Christian Lamfell" wird ein neuer Roman von Karl v. Holtei angekündigt, der nächstens in der obengenannten thätigen Verlagshandlung erscheinen soll. Man erinnert sich gewiß noch der Briefe aus und nach Grafenort, die v. Holtei im Jahr 1841 bei Hammerich in Altona erscheinen ließ. Der Brief an Theodor Mundt vom 28. August 1839 beginnt mit den Worten: „Vater Jürgel ist todt. Wissen Sie, wer Vater Jürgel war?" Mit diesem Pater Jürgel, nun Christian Lamfell, einem alten ächtgläubig katholischen Priester, macht uns Holtei in seinem neuen Buch bekannt; er hat seinen Gegenstand, in den Grafenorter Berichten nur angedeutet, nun mit sichtbarer und ehrfurchtsvoller Begeisterung erfaßt und durchzuführen versucht. Der erste Band schildert Personen und Ereignisse vor der Geburt des Helden und kann als einleitender Prolog gelten. Der Schauplatz ist Schlesien, der historische Hintergrund der siebenjährige Krieg. — Der zweite Band gibt die Kindheit Christians und schlingt verknüpfend die Fäden der Begebenheiten, welche sich später entwickeln sollen. — Der dritte Band stellt das Jünglingsleben im alten Breslau dar und zugleich die äußern und innern Vorgänge, die den jungen Mann veranlaßten, sich dem katholischen Priesterstand zu widmen. — Der vierte Band zeigt des beinahe fünfzigjährigen Mannes Wirken in der bescheidenen Stellung eines Dorfkaplans und endet mit dem Beginn des deutschen Befreiungskrieges. — Der fünfte Band endlich führt den achtzigjährigen Greis vor des Lesers Augen und begleitet ihn durch die Wirren des Jahres 1848 versöhnend zu Grabe. — Ohne sich auf religiöse Streitigkeiten einzulassen, scheint es die Absicht des Verfassers gewesen zu sein, in seinem alten Priester ein heiteres Bild der wahrhaft apostolischen einfältigen Menschenliebe zu geben, die mächtiger wirkt als Macht, weiser als Klugheit, reicher als Reichtum. Auch deutet darauf das aus Geibel gewählte Motto hin, wo es von der Liebe heißt:

Sie ist ein Held, und doch ein Kind, mit unbesiegbaren Waffen,
Und weil sie noch an Wunder glaubt, so kann sie Wunder schaffen.

Charlotte v. Kalb und ihre Beziehung zu Schiller und Goethe. Von Dr. Ernst Köpke. Berlin, Hertz.

Eine in mannigfachen Beziehungen ansprechende Schrift, die uns gewissermaßen ganz aus unserer Zeit heraus versetzt. In jener Epoche der deutschen Entwickelung, welcher namentlich die Jugendjahre Charlottens angehören, herrschte ein so eigentümlicher Zustand, daß jeder Beitrag zur Kenntniß desselben vollen Dank verdient, wobei wir allerdings noch die Andeutungen des Verfassers bedauern müssen, daß die Denkwürdigkeiten der Frau v. Kalb nicht veröffentlicht werden sollen. Auf diesen aber fußen die Mittheilungen über Schiller und Goethe, die sich dazu das Verdienst erworben haben, daß viele bisher ungedruckte Briefe beider Dichter darin bekannt gemacht werden, wie auch über Hölderlin manches Interessante zu finden ist. Sowie dem ganzen Büchlein mannigfach freundlicher Empfang gewiß ist, so zeigt es aufs neue, daß die Geschichte jener Zeit noch lange nicht in befriedigender Weise aufgeklärt worden, und immer noch eines vielseitig unterrichteten Darstellers bedarf.

Esther. Novellenroman in zwei Bänden von Ida v. Düringsfeld. Breslau, Trewendt und Granier.

Der Name Novellenroman soll bezeichnen, daß die vorliegende neue Erzählung der fleißigen und beliebten Verfasserin eigentlich aus einer Reihe von Novellen zusammengesetzt ist; wenn man aber die Einleitung ausläßt, die mit der Fortsetzung in sehr geringem Zusammenhang steht und die zweckmäßiger als Episode hätte angebracht werden können, so ist im Roman die nötige künstlerische Einheit vollständig beobachtet. Frau v. Düringsfeld, sagen die Grenzboten über das neue Werk, geht in ihrer Erzählung rücksichtslos vorwärts, und wenn sie einmal ein Urteil ausspricht, so trifft es in der Regel den Nagel auf den Kopf. Die Geschichte ist im ganzen sehr gut erzählt, nur leidet sie an zwei wesentlichen Uebelständen. Einmal trägt sie zu sehr die Spuren leichter Arbeit, sodann ist ihr Hauptgegenstand, die Heldin Esther, eine absolut incommensurable oder bestimmter gesagt, verrückte Person. Sie soll als ein Ideal dargestellt werden und ist doch nur das Bild einer ganz abnormen, der Natur der Dinge widersprechenden Geistesrichtung. Sie hat nämlich eine so warme Liebe zu ihrem Bruder, daß sie bei jeder Geliebten desselben in die Neigung verfällt, sie umzubringen, und zweimal auch ganz nahe an die Ausführung dieses seltsamen Vorhabens streift, und diese Stimmung dauert eine ganze Reihe von Jahren hindurch. Dergleichen psychologische Wirren wird man wol nicht aus irgend einer Richtung der Zeit herleiten können, obgleich auch diese Geschichte in den letzten Jahren spielt und hin und wieder an die Zeitverhältnisse anknüft. Die Sprache der Dichterin ist im ganzen lobenswert, nur gerät sie zuweilen auf den seltsamen Abweg, wenn sie Engländer auftreten läßt, Anglicismen anzubringen, auch wo sich dieselben in ihrer eigenen Sprache unterhalten. — Von derselben Dichterin liegt uns noch ein kleines Bändchen in Goldschnitt vor: Anemone. Ein Alpenmärchen vom Genfersee,* welches sich von der gewöhnlichen Literatur der fleurs animées, die seit Tiecks Zeit so überreich bei uns wurzelt, nicht wesentlich unterscheidet.

Bleakhouse. Roman von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Julius Seybt. Leipzig, Verlag von Karl B. Lorck.

Die unternehmende Verlagshandlung von Lorck in Leipzig hat von den gesammelten Werken des berühmten englischen Humoristen in guten Uebersetzungen von H. Roberts, E. A. Mariarty und Julius Seybt eine neue Cabinetsausgabe in zwanzig Bänden veranstaltet, die sich den deutschen Freunden des Boz durch ihre schöne Ausstattung wie durch ihre Wolfeilheit gleich sehr

* Breslau, Trewendt und Granier.

empfiehlt. „Bleakhouse“, der neueste Roman des beliebten Erzählers bildet den dritten und vierten Band jener Ausgabe, kann jedoch auch einzeln bezogen werden und hat in der literarisch-historischen Abhandlung über Dickens' Leben und Wirken vom gelehrten und geistreichen Dr. Julian Schmidt eine sehr schätzenswerte Zugabe erhalten. Treffliche Schilderungen in den vorliegenden ersten Heften von „Bleakhouse“ machen auf das Ganze dieses Romans sehr gespannt.

Die Spinnstube. Ein Volksbuch für das Jahr 1853. Herausgegeben von W. O. von Horn. Achter Jahrgang. Mit Stahlstich und Holzschnitten von L. Richter. Frankfurt, J. D. Sauerländer's Verlag.

„Ehe noch das Jahr begonnen hat, dem sie gilt, ist auch die Spinnstube wieder da, liebe Leser, und der gute Gott gebe es, daß sie euch immer noch willkommen sei! Ihre Gesinnung hat sich nicht geändert u.“ So der seinem großen Lesevolk längst liebgewordene Herausgeber in seinem frommen, treuen Gruße. Auch in diesem neuen Jahrgang weiß der alte Freund Schmiedjacob noch gar manche Geschichte zu erzählen, und gleich die erste: „Die sich meinen, werfen sich mit Steinen“, ist eben nicht die schlechteste von allen. Wo aber einmal dem Schmiedjacob der Faden reißt, da tritt der Herausgeber selber ein. So hält er zum Beispiel in „Thue recht und scheue niemand!“, einer Erinnerung aus den Jahren 1813 und 1814, auch einmal den Beamten einen Spiegel vor. Eine andere historische Reminiscenz des Herausgebers aus den Franzosenkriegen ist die schöne Geschichte vom „Menschenfreund im groben Rocke“; sie spielt an der Beresina bei dem ewig denkwürdigen Rückzug aus Rußland, und ihr Held ist ein Holsteiner, der beim französischen Heere stand. Auch altes Gold, Räthsel und Anekdoten gibts wieder die Menge im neuen Jahrgang; darunter manchen lustigen Scherz. Aber ohne Zweifel den lustigsten hat doch der Bilderfabrikant und dazu wol ohne sein Wissen gemacht; der gute Schiedjacob hat nämlich in der neuen Spinnstube den Stelzfuß bald am rechten und bald am linken Bein und wie um den Eindruck recht komisch zu machen, sitzen Seite 118 so ein Linkser und ein Rechtser auf zwei Blättern neben einander. Darüber kann man aber dem Spinnstubenmann nicht bös sein, um so weniger, wenn man sein Konterfei betrachtet, welches dem neuen Jahrgang in Stahlstich beigegeben ist.

(Wird fortgesetzt.)

Tabletten.

*** Der Freiherr Ludwig v. Wolzogen, königlich preußischer General der Infanterie, dessen Memoiren Alfred v. Wolzogen herausgegeben hat, erlebte auf der Karlsschule in Stuttgart, wo er seit seinem achten Jahr unterrichtet wurde, unter andern zwei ergötzliche Vorfälle, die wir hier mittheilen: Der Herzog Karl erschien fast täglich in den Klassen und war bei den Prüfungen der Schüler, denen er oft selbst Fragen vorlegte, gegenwärtig. Bei einer solchen Gelegenheit nun hatte sich ein Schüler in der Mathematik so schmach bewiesen, daß der Herzog, darüber erzürnt, ihn anfuhr: er solle sich zum Teufel scheren und Wolzogen an die Tafel lassen. Dieser, nicht viel besser beschlagen als sein Vorgänger, und mithin gleiches Schicksal befürchtend, erinnerte sich zu seinem Glück, daß der Herzog von der Mathematik sehr wenig verstand und durch Keckheit leicht zu täuschen sein werde. Er begann also drauf los zu demonstriren und gelangte zu einer Gleichung, bei welcher dem Lehrer und den Schülern die Haare zu Berg standen, der Herzog aber ihn der ganzen Klasse als Muster vorstellte. — Noch interessanter ist der zweite Fall. Vergehen der Schüler wurden auf Zetteln verzeichnet, welche sie eigenhändig dem Herzog überreichen mußten. Eines Tages kam dieser am Arm seiner Franziska v. Hohenheim in die Klasse, wo ihm ein Schüler, Graf Nassau, der gewöhnlich sehr reichlich mit dergleichen Zetteln versorgt war, auch diesmal ein ziemlich starkes Sündenregister überreichte. Das war ihm doch zu arg und er herrschte den Delinquenten zornig an: Aber Graf Nassau, wenn Er nun Herzog wäre und ich Graf Nassau, was würde Er dann mit mir anfangen? Ohne sich zu besinnen, ergriff der so Gefragte den Arm der liebenswürdigen Franziska, gab ihr einen derben Kuß und sprach: Euer Durchlaucht, das würde ich thun und sagen: Komm, Franzel, laß' den dummen Jungen stehen. — Der Herzog, frappirt von solcher Geistesgegenwart und Unverschämtheit, hielt es für gerathenste, die Sache als einen Scherz aufzunehmen und obendrein dem Schuldigen die wolverdiente Strafe zu schenken.

*** Nach einem Rotterdamer Blatt will man in der Umgegend von Dockum eine Flasche gefunden haben, die einen mit Bleistift in englischer Sprache geschriebenen Zettel enthielt, folgenden Inhalts: Sir John Franklin ist in den arktischen Regionen mit fünfzehn seiner Gefährten gestorben worden ... welche im Sturm umkamen ... und zwei Schiffsjungen ... August ... gezeichnet durch J. und G ... die Herren ... haben es gesehen ... seine Zeit. Die Flasche ist dem englischen Consul in Harlingen geschickt worden, um sie nach England zu senden.

*** Bekanntlich gefiel Mozarts „Don Juan“ bei der ersten Vorstellung in Wien ganz und gar nicht, während er in Prag Furore machte. Er wurde geändert, Arien gewechselt und dennoch gefiel er nicht. Kaiser Joseph sagte von ihm: Die Oper ist göttlich, vielleicht schöner als „Figaro“, aber es ist kein Gericht für die Zähne meiner Wiener. Als Mozart diese Worte hörte, sagte er ganz gleichgültig: Wir wollen ihnen Zeit lassen, es zu kauen! Er irrte sich nicht, denn mit jeder Vorstellung nahm der Beifall zu. So erzählt der Verfasser des Textes, Abbate da Ponte, in seinen Memoiren.

Frankfurt, den 22. October.

Heinrich Wolff's Quartettabende.

Allen Freunden der classischen Tonkunst wird die Nachricht willkommen sein, daß Herr Heinrich Wolff, den sie als einen der tüchtigsten der hiesigen Künstler kennen, sich entschlossen hat, gemeinsam mit den bisherigen Kunstgenossen Posch, Waldhauser und Sitenetopf auch in dem bevorstehenden Winter einen Cyclus von Quartettunterhaltungen zu veranstalten. Wie in den früheren Jahren wird sich zu denselben eine ebenso gediegene wie zahlreiche Zuhörerschaft zusammenfinden, um in seiner und genauer Ausführung Quartette eines Haydn, Mozart, Beethoven, Cherubini, Mendelssohn und anderer Tonmeister zu vernehmen. Dem schönen Beginnen sei der beste Erfolg gewünscht!

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 23. October. Zu ebener Erde und erster Stock, oder: Die Launen des Glücks“, Posse mit Gesang in drei Abtheilungen von Restroy. Musik von Müller.

Sonntag, den 24. October. Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Hermannstadt“, bearbeitet von C. Gollmick. Musik von Kreuzer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 255. Montag, 25. October **1852.**

Liebe einer Nachtigall und einer Rose.

Novelle, mitgetheilt von L.

(Fortsetzung.)

Ich schloß mich in mein Zimmer ein, öffnete das Manuscript und las folgendes:

Liebe einer Nachtigall und einer Rose.

In einem köstlichen Garten des Abendlandes sah eine junge Rose, die Zierde ihres Strauchs, von Tag zu Tag mit ihrer Schönheit ihr Glück wachsen. Jeden Tag erwärmte die Sonne sie mit ihren schönsten Stralen, jede Nacht badete sie der Thau mit seinen reinsten Thränen und stündlich liebkoste die Luft sie mit ihrem sanftesten Hauche. Aber sie liebte weder die Sonne, noch den Thau, noch die Lüfte. Sorglos und heiter genoß sie den gegenwärtigen Tag ohne Betrübniß über gestern und ohne Verlangen nach morgen und ließ die Liebe im Innern ihrer Seele und die Düfte im Innern ihres Kelches schlummern.

Unterdessen war aus den heißesten Ländern des Morgenlandes, wo sie geboren war, eine Nachtigall, von einer entsetzlichen Unruhe und einer gewaltigen Neugierde getrieben, weggeflogen und hatte, unbekannten Zonen und einer ungewissen Zukunft entgegeneilend, das Jasmingebüsch, das sie mit seinen Blättern bedeckt und mit seinen Blüten umduftet, das geheimnißvolle Nest, wo sie unter dem Fittig der Mutter geschlafen, die Liebe der Geschwister, die Spiele der Gefährten, den Baum, unter dem sie zuerst ihre Flügel versucht, und das Echo, das ihre ersten Gesänge wiederholt, verlassen. Und sie eilte durch die Welt, hörend, träumend, singend, nirgends rastend, immer weiter strebend.

Am Abend eines schönen Tages aber kam sie ermattet von der Reise und entmutigt von der Einsamkeit in dem Garten an, wo die Rose war, und ließ sich traurig auf den Zweig eines Feigenbaumes nieder, der sie an die Gefilde des Vaterlandes erinnerte. In dem Augenblick, wo sie, ergriffen von einer melancholischen Sympathie, dem verbannten Bruder ihre Trauer in dem fremden Lande klagte, fingen die launenhaften Lüfte an, um sie herum zu spielen und ihr die Wolgerüche, die sie der Königin des Gartens entlockt, zuzuführen. Die Nachtigall wendete den Kopf und erblickte sogleich die Rose, welche sich sanft auf ihrem Stiel schaukelte, als wolle sie die untergehende Sonne grüßen, die sie mit ihrem letzten Stral vergoldete. Und die Nachtigall liebte die Rose. Anfangs blieb sie gefesselt, ihre Augen schlossen sich, ihre Stimme verstummte, ihr Herz preßte sich zusammen, ihr Kopf schwindelte. Als sie aber wieder zu sich gekommen war und die Augen wieder geöffnet hatte, da überzeugte sie sich, daß diese Blume in der Mitte des Gartens keine überirdische Erscheinung in einem überglücklichen Traum gewesen war, und den armen Feigenbaum, der über seine getäuschte Hoffnung traurig erzitterte, verlassend, richtete sie sogleich ihren Flug zu der Rose. Sodann fing sie an um die Blume herumzuflattern, bewundernd die Anmut ihres Wuchses, den verschleierten Glanz ihrer Farben, die himmlische Zartheit ihrer ätherischen Formen, die unendliche Feinheit ihrer durchsichtigen Blätter, und versenkend den Blick in ihre Schönheit. Und als die Lüfte die in dem Busen der Vielgeliebten eingeschlummerten Wolgerüche erweckten und sie um den Vogel verbreiteten, da überließ dieser sich einer völligen Trunkenheit, die ihm zugleich seine Erinnerungen, seine Schmerzen, seine Wünsche und seine Besinnung raubte. Er vergaß alles, sein Vaterland, seine Mutter, die Welt; er sah nur Eins, die Rose; er dachte nur an Eins, die Liebe der Rose zu gewinnen.

Die Rose dagegen bemerkte kaum, daß ein Vogel, schwach an Körper, arm an Gefieder und ohne Stimme, in ihrer Nähe war, denn die Nachtigall war ihrer stolzen Gewohnheit, am Tage während des vermischten Lärmens der gemeinen Sänger zu schweigen, treu geblieben und als die Dämmerung eingetreten war, schloß die Rose nach und nach ihren Kelch und schlief heiter und sorglos wie an jedem andern Abend ein. Als aber die Nacht über die sichtbare Welt einen undurchdringlichen Mantel der Finsterniß ausgebreitet und der Schlaf jedes Geräusch der Natur in seinem Busen erstickt hatte, da fühlte die Nachtigall, die Königin der Nacht und des Schattens, daß ihre Stunde gekommen sei, und fing an zu schlagen. Zuerst präludirte sie in langen, launenhaften Tönen, die wie zufällig ihrer wunderbaren Stimme entfielen, mit der geschickten Nachlässigkeit eines Musikers, der zu gleicher Zeit sein Instrument und seine Kraft versucht, um die Neugierde rege zu machen und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dann schwieg sie einen Augenblick, um sich zu sammeln.

Bei den ersten dieser noch nie gehörten Töne erwachte der Garten. Die Grashalme, die sich niedergelegt hatten um zu schlafen, erhoben ihre dünnen Köpfchen wieder, um zu lauschen, die Blumen, ihre Kelche wieder öffnend, setzten ihre zarten Gefäße der Frische der Nacht aus, die Bäume schüttelten ihre belaubten Zweige und die aus ihrem Schlaf aufgeschreckten Vögel erkannten ihren Meister und zitterten vor Bewunderung und Freude. Die Rose, die wie die andern erwacht war, beklagte ihren ruhigen Schlummer, murrte über den Rücksichtslosen, ergab sich aber endlich, da sie gezwungen war, ihn anzuhören, gleichgültig in ihr Schicksal. Und sie wartete nicht lange. Dieselbe Stimme ertönte in der Luft, ernst und klagend, in ihren tiefsten Tönen Melancholie ausdrückend und mit wenigen Accorden alle Grade des Schmerzes von dem dumpfen Erzittern des Unmuts bis zum schrecklichsten Toben der Verzweiflung durcheilend, und endlich ließ sie einen langen Seufzer ertönen, welcher das letzte Lebewol eines Sterbenden zu sein schien. Das Echo hatte den letzten Ton noch nicht wiedergegeben, die Lauscher hatten sich von ihrer Bewegung, die sie ergriffen, noch nicht er-

holt, als schon die Stimme verloren war, wie der Blitz am Himmel. Dem Gesang des unaussprechlichen Schmerzes folgte ohne Intervall und ohne Uebergang ein Gesang der ausgelassensten Freude. Es war eine sonderbare Melodie, zerrissen und wild, eilend dahin und dorthin in die Weite, wie ein entlaufenes Füllen, springend von Ort zu Ort, stürzend von Abgrund zu Abgrund, bald in die Höhe bald in die Tiefe steigend, sich entfernend und zurückkehrend; ein über funkelnde Noten rollendes Feuer, eine lärmende Orgie von unharmonischem Geschrei, durchdringendem Pfeifen und unsinnigem Gelächter, eine von einem Extrem zum andern gehende und sich wie im Kreis drehende Tonleiter, ein erhabenes Chaos von harmonischen Dissonanzen. Jetzt mit einemmal beruhigte sich die Stimme und gleich wie ein bewegtes Meer, das, wenn sich der Sturm gelegt, mit ruhiger Welle den Strand liebkost, den es zuvor mit seinen tobenden Wellen geschlagen, so ließ die Nachtigall leise eine Hymne der Liebe und des Glücks ertönen. Die Grasmücke erkannte darin ihre zwitschernde Genzonetta, die Taube ihr wollüstiges Gegirr, die Amsel ihre leidenschaftlichen Accente, und die Vögel weinten, als sie sich alle zu gleicher Zeit übertroffen sahen, und hörten noch lange, nachdem er verklungen, den wunderbaren Gesang mit einem Schauer des Entzückens.

Die Rose hatte wie die andern zugehört; nach und nach hatte sie ihr gesenktes Haupt wieder erhoben, ihre Blätter entfaltet, die Poren geöffnet und mit allen Sinnen sich an der himmlischen Musik ergötzt. Bei den Tönen des tiefen Schmerzes hatte sie geweint, bei dem fantastischen Flug der ausgelassenen Freude war sie hingerissen und bei dem maglichen Finale, das Melodie und Liebe athmete, war sie vor Entzücken berauscht. Und als eine Stunde drauf die Nachtigall einen Flug durch den Garten machte, um zu sehen, wer schlief und wer in der Stille wachte, da fand sie nur die Rose allein wachend, die auf ihrem Stengel zitterte und sich von ihrem Entzücken noch nicht ganz erholt hatte.

Und ohne den Vogel zu kennen liebte die Rose die Nachtigall.

(Fortsetzung folgt.)

München aus der Vogelperspective.

Aus der Kölnischen Zeitung.

Es war später Abend, als die Locomotive sausend und pfeifend den Zug, auf welchem ich mich befand, in den Bahnhof von München brachte. Ich suchte meine Siebensachen zusammen, bestieg einen Fiaker und ließ mich in den baierischen Hof bringen. Zu solcher Zeit und nach einer Fahrt, wie ich sie eben gemacht hatte, denkt der Mensch am liebsten an die Pflege seines Leibes, oder mit andern Worten, er ißt und trinkt und legt sich zu Bette. Wenigstens machte ich es so.

Als ich erwachte, schickte mir die Sonne ihre freundlichen Grüße in das Zimmer. Es lachte ein prächtiger Herbsttag, der mich bald in die Straßen hineinlockte. Die baierische Hauptstadt war bis jetzt für mich eine Terra incognita, deren Besuch mich schon seit Jahren gereizt hatte, ohne daß ich dazu kommen konnte, sie vom Angesicht zu Angesicht zu sehen. Das deutsche Athen! das Ifar-Florenz! das neue Rom! so hatte ich den Ort oft nennen gehört. Ob mit Recht oder Unrecht, gleichviel; ob im Ernst oder im Spott, auch gleichviel; die Bezeichnung deutete jedenfalls auf eine umfangreiche Kunstentwicklung, deren einzelne Nachbildungen in Gyps und Kupferstich mir auch in der Ferne die Ueberzeugung beigebracht hatten, daß es sich um ernste und große Werke handle. Und die Kunst! wem pocht nicht das Herz bei ihrem holdseligen Namen? wer athmet nicht reine Luft, wer fühlt nicht ein befriedigteres Leben in der Nähe ihrer Schöpfungen? Unzweifelhaft befand ich mich in einer künstlerischen Sphäre. Das hatten mir die Berichte von Freunden und Leuten gesagt, denen ich ein sicheres Urteil zutrauen kann. Kein Wunder, daß ich mit frischem Mut und freudiger Erwartung meine Wanderungen antrat! kein Wunder, daß ich Sinne und Herz mit Wohlwollen öffnete!

Ein guter General mustert zuerst das Schlachtfeld. Zunächst galt es mir, einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen. Wo und wie liegt die Stadt? Man hatte mir viel von der schönen Lage Münchens gesagt, man hatte mir die Umgebungen dürr und die Gegend traurig geschildert. Es müssen aber schon sehr verwöhnte Augen sein, die ein so hartes Urteil fällen. Wer wie ich ein Bewohner der niederrheinischen Ebenen ist, wird sicherlich sehr erfreut sein, wenn er an einem sonnigen Tag in und um München spazieren geht. Macht er es gar gleich mir und zieht die Theresienwiese entlang nach der Ruhmeshalle, besteigt dort die kleine Anhöhe, auf welcher das mächtige eherne Standbild der Bavaria im blitzenden Stral des Morgens leuchtet, dann hat er eine wahrhaft entzückende Schau vor den trunkenen Augen. Rechts nach Süden erblickt er die keken Spitzen der Alpen, ihre fantastischen Hörner ragen mächtig in den blauen Horizont, ihr Schnee glänzt herüber, ihre blauen Unterberge locken den Flug der Sehnsucht. Links nach Nordost erstreckt sich die Stadt mit ihren Thürmen, Kirchen, Palästen und ihrem Häusermeer, zwischen dem aber allwärts versöhnend das Baumwerk seine grünen Zweige hervorhebt. Wir schlendern an den Vorstädten entlang zur Isar. Welch wildes, prächtiges, schäumendes Wasser! Auf der opalgrünen Flut blitzen die lustigen Sonnenlichter. So stürmt sie munter ins Land, die keke, frische Tochter des Gebirgs mit ihrem grünen Weidenkranze. Die Brücken werden gekreuzt, man wandelt an den Ufern hin und gelangt unterhalb der Stadt in den englischen Garten, eine endlos ausgestreckte Anlage mit so schöner Vegetation, daß sie sich auch wahrhaftig sehen lassen darf, wenn man nicht grade direct aus dem verwilderten Park des Heidelberger Schlosses kommt. Auf dieser Strecke entwickelt das rechte Ifarufer unbestreitbare Reize. An seinen Hebungen und Vertiefungen liegen allerlei Häuser und Gärten, die mitunter durchaus malerisch erscheinen und noch eigentümlicher aussehen, wenn die Luft ihre festsamen, scharfen und bestimmten Beleuchtungen, die ich noch selten so farbenreich wie hier gesehen habe, darüber gießt. Aber auch an andern Orten, wo die Stadt ausmündet, ist es ganz hübsch und einladend. Was mich besonders anmutete, das sind die vielen Straßen, die eigentlich von einer Reihe von Villen gebildet werden, welche recht sommerlich und wohnlich aus den umgebenden Gebüschen hervorsehen.

Das ist die Umgebung. Wie sieht es mit dem Kern aus? Das alte München hat sich sicherlich vor andern deutschen Städten nicht besonders ausgezeichnet, zumal zu einer Zeit, wo die heutige Sauberkeit noch nicht herrschte, wo das Pflaster schlechter war und wo man weniger auf die reinliche Verpuzung der Außenseiten gab. Damals mögen die inneren Theile der Stadt mit ihren ziemlich winkeligen, nicht allzu breiten Straßen und hohen Giebelhäusern nicht den heitersten Eindruck gemacht haben; denn sie thun es jetzt nicht einmal, wo ein kunstgerechter Geschmack doch offenbar manche Façade verschönerte oder gänzlich erneuerte. Es ist sogar keinem Zweifel unterworfen, daß damals Augsburg, geschweige denn Nürnberg, die Hauptstadt des Landes überholen hat. Gleichwol besitzt das alte München einige ganz achtungswerte architektonische Werke aus vergangener Zeit. So erhebt sich die im späteren gothischen Styl erbaute Frauenkirche, die sich freilich an Zierlichkeit und Geschmack nicht

mit ähnlichen Gotteshäusern in unsern Rheingegenden messen kann, recht stolz über die neue Königsstadt und trotzt auch gewissermaßen in ihren mächtigen Dimensionen den in kleinerem Maßstab angelegten Werken neuerer Baukunst. So stolzirt ferner die Theatinerkirche in den Formen bourbonischer Kunst so pathetisch, daß man recht lebendig an die Allongeperrücken und an die steifen Reifröcke denkt. Nicht minder erinnert die alte Residenz, in welcher das Zeitalter der Renaissance repräsentirt ist, an die früheren Tage. Vor Zeit ist das Gebäude sehr berühmt gewesen und hat als achtes Wunder der Welt gegolten, was heuer aber nicht mehr der Fall ist. Auch außerdem gibt es im innern Theil der Stadt noch manches Plätzchen, das einem antiquarischen Gemüt die behaglichsten Gefühle bereiten kann, an dem ich indeß guten Mutes vorübergehe. Sogar Handel und Wandel von Gevatter Schneider und Handschuhmacher und seinen Vettern und Basen in allen Zweigen des Gewerbes, was in der alten Stadt lebt und webt, will ich vorläufig im Stich lassen, um mich in das neue München zu stürzen.

Das neue München! Zu einem Mann, den ich gut kenne, hat König Ludwig als Kronprinz vor mehr denn dreißig Jahren in Rom geäußert: Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat. — Beim Himmel, das Wort ist Wahrheit geworden! Ich habe jetzt ein gutes Stück unseres gemeinsamen Vaterlandes durchstöbert und kenne keinen Ort, wo man so viele und treffliche Kunstsachen zu sehen bekommt. In Köln finden sich schönere romanische und gothische Gebäude, in Nürnberg treffliche Werke mittelalterlichen Kunstfleißes; Dresden besitzt eine bessere Gallerie italienischer Werke; aber München bietet schöne antike Sculpturen, ausgezeichnete Gemälde aller Zeiten, und überdies moderne Kunstleistungen, wie man sie aus der Gegenwart wol an keinem Ort der Welt findet. Und was in dieser Beziehung dort ist, das wurde in dreißig Jahren beschafft und geschaffen. Erwägt man diese Sache recht, so findet man sie unerhört. Es hat nie eine Epoche in der Kunstgeschichte gegeben, selbst Florenz und Rom sind nicht ausgenommen, wo in so kurzer Zeit so riesenhafte Dinge geleistet wurden. Der Schöpfer dieses Werkes ist aber König Ludwig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leipziger Schlacht.

Aus den „Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814“ von Karl v. Raumer.

(Schluß.)

General Gneisenau beobachtete eben den Zug durch ein Fernrohr, als Major Hedemann vom Kronprinzen zurückkam und die schriftliche Schlachtdisposition desselben mitbrachte. In starken Ausdrücken sprach der über das Benehmen des Kronprinzen entrüstete General seine Nichtachtung des übersandten Planes aus, dieselbe Nichtachtung bewies auch Blücher mit der That. Er hatte schon am 17., wie Müffling berichet, dem General Bülow (der unterm Oberbefehl des Kronprinzen stand) durch einen vertrauten Offizier seinen Plan mitgetheilt und ihn aufgefordert, im Fall die Ordres vom Kronprinzen ausbleiben sollten, auch ohne Ordres über die Parthe zu rücken. Bülow antwortete: er werde nicht fehlen, wo es das Wol seines Vaterlandes und Europa's gelte. Blücher befehligte in Person jene 30,000 Mann, welche er unter des Kronprinzen Obercommando gestellt; sie bildeten das Corps von Langeron, dessen Hauptkampf sich bei und in dem brennenden Dorfe Schönfeld hin- und herbewegte. So stark hier das Kleingewehrfeuer war, so wurde es dennoch ganz durch den Donner der Kanonen übertäubt. Berichten doch französische Generale, daß ihre Artillerie am 18. October 95,000 Schüsse gethan; die Artillerie der Verbündeten war stärker, so das gewiß über 200,000 Kanonenschüsse an diesem Tage fielen. Sächsische Cavallerieregimenter gingen zu uns über, sie zogen vor Blücher vorbei. Es war der größte Jubel, wahrlich nicht blos weil der Feind dadurch geschwächt und wir gestärkt wurden; wenn eine halbe Million kämpft, so fallen ein paar Cavallerieregimenter nicht sehr ins Gewicht; der Jubel war, daß der Krieg Deutscher gegen Deutsche seinem Ende nahte. Unsere Freude vermehrte sich, da wir an diesem Tage erfuhren, daß ein baierisches Heer unter Wrede wahrscheinlich schon seinen Marsch angetreten habe, um den Franzosen den Rückzug abzuschneiden. Der Abend brach herein, Langeron stürmte noch einmal Schönfeld und behauptete es. Der Kanonendonner dauerte fort und der Horizont war vom unaufhörlichen Aufblitzen des Pulvers beständig erleuchtet. Endlich machte die Nacht dem Kampfe ein Ende, das Geschütz schwieg, auf dem Schlachtfelde ruhten zahllose Todte, und die Lebenden sehnten sich nach solcher Tagesarbeit nach Ruhe.

Der Morgen des 19. October brach an; es war ungewiß, welcher Kampf uns noch bevorstand. Bald aber erfuhren wir, daß Napoleons Macht gebrochen sei und er den Rückzug antrete. Da erhielt der General Wassilschikoff Befehl, mit der Cavallerie des Sacken'schen Corps die abziehenden Franzosen rasch zu verfolgen; Gneisenau befahl mir und Steffens, den General zu begleiten. Wir kamen diesen Tag nur bis Skeudiz; York hatte hier die Brücke über die Elster zerstört. Es ward eine Notbrücke geschlagen, über welche wir am folgenden Morgen nach Markranstädt ritten, wo Napoleon die Nacht zugebracht. Auf dem Wege stießen wir auf eine Unzahl Flüchtlinge: Franzosen, Deutsche, Italiener und wie viele andere, welche Napoleon unter seinen Fahnen versammelt hatte. Sie gewährten den traurigsten Anblick; sie flohen nicht mehr vor uns, ihre Kraft war erschöpft. Truppweise lagen sie auf der nackten Ebene und starrten uns wie Blödsinnige an. Wir machten über 2000 Gefangene. In Markranstädt erhielten wir genauere Nachricht über das Resultat der Schlacht; wir hatten Großes erwartet; was wir erfuhren, war aber weit über alle unsere Erwartung. Von Markranstädt aus folgten wir der französischen, von Murat befehligten Arrieregarde auf dem Fuße. Die Kosaken voran; jeder französische Soldat, der zurückblieb und in ihre Hände fiel, war verloren. Ich möchte daher glauben, daß diese Kosaken den Feinden die besten Dienste geleistet haben, denn unzählige Franzosen würden zurückgeblieben und geflohen sein, hätte nicht die Furcht vor den russischen Piken sie fest zusammengehalten. Nur einmal, am Eingange eines Dorfes, hielt der französische Rückzug an und man begrüßte uns mit Kanonenschüssen. Sowie der erste Schuß fiel, löste sich der bisher geschlossene Zug der Kosaken auf, sie zerstreuten und vereinzelten sich so, daß es nicht lohnte, nach dem Einzelnen mit Kanonen zu schießen. Mein junger Reitknecht hatte sich am 16. entfernt, sobald die Schlacht begann; ich begreife es selbst nicht, daß er mich am 20. wieder fand. Er erzählte mir ein Märchen, wie er abhanden gekommen sei und was er alles in diesen vier Tagen erlebt. Als die Franzosen zu feuern begannen, befahl ich ihm, vor mir herzureiten, damit er nicht wieder abhanden komme. Dem armen verzagten Burschen gefiel freilich die Ehre des Vorritts sehr schlecht; später ward er muliger. In Lützen blieben wir die Nacht. General Wassilschikoff war ein schöner, feiner Mann; beim Abendessen wiederholten wir uns das in diesen Tagen Erlebte und blickten zurück auf die Lützener Schlacht, seit welcher nun ein halbes Jahr verflossen war. Wie hatte sich in diesen wenigen Monaten alles

umgefaltet! Daß wir auch Gustav Adolfs gedachten, versteht sich von selbst. Am folgenden Morgen brachen wir auf nach Weißenfels. Ich ritt mit dem General in die Stadt. Wir erfuhren, daß nur noch wenige Franzosen auf dem linken Saalufer gelagert seien, Napoleon selbst in einem Gartenhause des Bürgermeisters die Nacht zugebracht habe. Da Wassilschikoff einzig Cavallerie hatte und gar keine Kanonen mit sich führte, so blieb ihm nichts übrig, als die Ankunft Blüchers und seiner Truppen abzuwarten. Es mochte zehn Uhr sein, als der Feldmarschall eintraf; ein dichter Nebel bedeckte die Gegend. Er befahl sogleich, in der Nähe des Weißenfelser Schlosses, auf der Höhe am rechten Saalufer, eine Batterie aufzuführen. Bald darauf zerstreute sich der Nebel und wir erblickten auf dem jenseitigen Saalufer die französischen Truppen gelagert. So wie man ihrer ansichtig wurde, feuerte die Batterie. Der Feind mußte sich ganz sicher geglaubt haben, desto größerer Schrecken kam über ihn; alle liefen, so schnell sie laufen konnten, und dachten an keinen Widerstand. Nur eine Vorsicht hatten sie gehabt, daß sie die hölzerne bedeckte Brücke, welche bei Weißenfels über die Saale führt, ganz mit brennbarem Materialien bestrichen und bebunden hatten. Kaum war der erste Kanonenschuß von unserer Seite gefallen, so stand im Moment die ganze Brücke in lichterlohen Flammen; es dauerte keine halbe Stunde so brach sie zusammen. Wir mußten das Schlagen einer neuen Brücke abwarten. Es geschah an derselben Stelle, wo Friedrich II. vor der Schlacht bei Roßbach eine Floßbrücke erbauen ließ; dann ging der Marsch nach Freiburg. Hier hatte York einen Tag vor unserer Ankunft (am 21. October) die Franzosen bei ihrem Uebergang über die Unstrut angegriffen. Die feindlichen Bagagewagen waren in diesem Treffen zertrümmert, wüst lag alles mögliche durcheinander auf dem Feld herum. In einer alten Kutsche saß ein französischer Soldat unbeweglich und schweigend; ein stiller Wahnsinn schien ihn ergriffen zu haben, einen andern fanden wir in Freiburg auf der Straße, welcher sich's nicht nehmen ließ, daß wir zu Napoleons Armee gehörten. Von Freiburg marschirten wir über Langensalza nach Eisenach, eine Nacht lagen wir in Groß-Neuhausen. General Wassilschikoff hatte mir, als ich zu ihm kam, zwei Kosaken zur Dienstleistung gegeben. Ich war ausgegangen; als ich zurückkomme, finde ich meine Kosaken bei einem hochlodernden Feuer; sie brannten ungedroschenen Weizen und wunderten sich, daß ich ihnen die unschuldige Freude störte. Es waren sonst sehr gutmüthige Kerle; so lange ich sie bei mir hatte, versorgten sie mich immer reichlich mit Lebensmitteln.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Unter dem Titel „Naturstudien" hat Dr. Hermann Masius bei Brandstetter in Leipzig ein recht interessantes Buch herausgegeben. Wenn von der Kokospalme, dem Vogel Strauß, dem Krokodil ꝛc. die Rede ist, so lauschen wol alle, die der Natur nicht ganz entfremdet sind, weil das Außergewöhnliche, Fremdländische einen eigentümlichen Reiz ausübt auf Neu- und Mißbegierde. Wer dagegen anfangen wollte von dem Buchbaum, dem Sperling, dem Frosch ꝛc. zu erzählen, würde gewiß wenig aufmerksame Zuhörer finden, weil das ja „allbekannte" Dinge sind. Von solchem „Allbekannten" aber handeln obgenannte Schilderungen, bescheidentlich „Naturstudien" genannt. Eine ziemliche Anzahl bei uns einheimischer Thiere und Pflanzen werden uns vorgeführt, die, was das Interesse des Lesers betrifft, an Neuheit, Schönheit, poetischer Fassung weiteren mit Freiligrath'schen, Rückert'schen ꝛc. Löwenritten, Schlangenjagden und sonstigen Absonderlichkeiten aus den Wüsten und Urwäldern. Und doch schildern die Masius'schen Studien ganz triviale, deutschländische Geschöpfe; aber unter des Verfassers Meisterhand haben sich die Trivialitäten zu wahrhaft classischen Gebilden kristallisirt, die dem Naturforscher und dem Naturbilletanten, dem Dichter und der Frau Doctor einen ästhetisch lehrhaften Genuß darbieten. Poesie und Naturwahrheit, märchenhafter Zauber und scharfe factische Begründung vereinigen sich in diesem Werk auf lieblich wunderbare Weise. L.

Henriette-Sonntag gab am 4. October in Newyork in der Metropolitan-Hall ihr viertes Concert vor einem in jeder Beziehung ausgesuchten Publikum, welches in seinen enthusiastischen Beifallsäußerungen nicht zu sich kommen konnte. Man berechnete die Einnahme auf wenigstens 6000 Dollare. In Philadelphia werden großartige Vorbereitungen zum Empfang der gefeierten Sängerin getroffen. Die Stadt, welche sich die gebildetste der Union nennt, will hierin Newyork übertreffen.

Ferdinand Hiller wird nach Köln zurückkehren; die dortigen Behörden haben ihm aufs neue die Stelle eines städtischen Kapellmeisters übertragen.

Tabletten.

*** Die Neuenburger Uhrmacherei war schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts berühmt. Damals verfertigte Jaquet-Droz von Lachaurdefonds für den französischen König Ferdinand VI. eine Stockuhr, wofür er fünfhundert Louisdor nebst Reisegeld empfing. Die nebenbei angebrachte Mechanik enthielt einen Schäfer, der sechs verschiedene Melodien auf der Flöte spielte, und einen Hund, der seinem Herrn schmeichelte und bei Berührung eines Früchtekorbs so natürlich bellte, daß des Königs Hunde mitbellten, die anwesenden Höflinge abersich bekreuzigten und den Künstler mit Scheu betrachteten. Jaquet-Droz, welcher der Unwissenheit der Grandezza nichts gutes zutraute, erbat sich vom König die Gnade, dem Großinquisitor die Mechanik erklären zu dürfen, was denn auch geschah; und obgleich dieser Geistliche nach der Erklärung nicht viel mehr wußte als zuvor, freute ihn doch dieser Beweis der Aufmerksamkeit so sehr, daß er in der Begeisterung zu wissen that, er habe das Uhrwerk genau untersucht und nichts von verdächtiger Magie dabei gefunden. Diese öffentliche Beruhigung war um so mehr nötig, als sich bereits eine bedrohliche Stimmung gegen den schweizerischen Protestanten und vermeintlichen Herenmeister gebildet hatte. L.

*** In einem bei Trarbach mündenden Thale, etwa eine Stunde von der Mosel, bei dem Dörfchen Kautenbach, ist eine warme Quelle, dem Vernehmen nach die Bertrichter weit übertreffend, in einem Bergwerksstollen zum Vorschein gekommen, und soll es im Werk sein, dieselbe zu einer Badanstalt zu benutzen.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 25. October. Martha, oder: „Der Markt zu Richmond", Oper in vier Akten. Musik von Flotow.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 256. Dienstag, **26. October 1852.**

Liebe einer Nachtigall und einer Rose.

Novelle, mitgetheilt von L.

(Fortsetzung.)

Der Vogel gewiß, nur allein gehört zu werden, fing nun von neuem an mit seiner unermüdlichen Stimme einen Gesang ertönen zu lassen, der an sie allein gerichtet war, einen schönern Gesang als alle die andern, worin er ihr sein Leben, seine Liebe, seine Wünsche und seine Hoffnungen erzählte. Als der Tag erschienen war, suchte die Rose mit ihren Augen unter allen Vögeln, die um sie herumflatterten, ihren Sänger und fand ihn nicht. Schon fing sie an zu fürchten, daß er hinweggelockt und verschwunden sei, als die Nachtigall sich ihr leise näherte und sie nach ihrem Namen fragte. Bei dem ersten Ton ihrer Stimme erkannte die Rose den Vogel und sagte zitternd: Mein Name ist Gul. — O Gul, ich liebe dich. — Und der deinige? — Azynth. — Ich liebe dich, o Azynth. Und die beiden Liebenden verschmolzen ihre Seelen in einen langen Kuß.

Aus diesem Entzücken wurden sie durch lauten Flügelschlag gerissen und sie erblickten einen Geist, der über ihnen in der Luft schwebte. Kennt ihr mich? fragte der Geist in strengem Ton. — Nein, antwortete die Nachtigall. — Aber ich, sprach die Rose, ich kenne dich; du bist der Geist, dessen Schutz dieser Garten anvertraut ist. Dein ist alle Macht und Gewalt hier und dein Wille ist das Gesetz unseres Daseins. — Du hast Recht; und du kennst die Gewohnheiten des Gartens? — Alle. — Wenn ein Vogel und eine Blume sich lieben und sie wollen einander angehören, so weißt du, was sie thun müssen? — Ja. — Und du, Fremdling? — Ich, sprach die Nachtigall, ich weiß, daß in unserm Land wir uns lieben, wie es uns gefällt, und thun, was uns beliebt; unser Leben ist einfach wie die Welle, und frei wie die Luft. — Hier hat jede Sache ihre Regel und jede Handlung ihr Gesetz. Wenn zwei Wesen einander angehören und die Freude der Liebe zusammen genießen wollen, so müssen sie schwören, ewig vereint bleiben zu wollen, und müssen sich von mir an eine ungerbrechliche, wenngleich unsichtbare Kette befestigen lassen. Willst du dich unsern Gebräuchen unterwerfen? — Ich mag auf meine Freiheit nicht verzichten. — Dann verlaß sogleich diesen Ort und kehre nimmer wieder! — Und die Nachtigall öffnete langsam ihre Flügel, warf der Rose einen Blick der Verzweiflung zu und fing an sich in die Luft zu erheben. Die Rose aber erblaßte und ließ ihr sterbendes Haupt niedersinken. Die Nachtigall hielt im Flug inne und schwebte über der Rose. Geh! sprach der Geist. — Niemals! erwiderte der Vogel, sich auf die Rose zuflüsternd. Erhebe dein Haupt, Gul, und blicke deinen Geliebten an, der für immer zu dir zurückkehrt. Ich fühle, daß die Hälfte meines Lebens dir angehört, meine Vielgeliebte, und fern von dir würde ich nur halb leben. Was ist mir jetzt noch an der Freiheit gelegen? Die Freiheit ist für die Unglücklichen und Unbeständigen, den Glücklichen und Treuen nützt sie nichts. Für immer mit dir leben, heißt ewig glücklich sein, und wer mag sich über die Ewigkeit des Glückes beklagen? — O Azynth, sei gelobt! sprach die Rose. Du rufst mich ins Leben zurück; hättest du mich verlassen, so wäre ich gestorben. — Also ihr schwört, ewig vereint zu bleiben? ergriff der Geist wieder das Wort. — Wir schwören es! antwortete rasch die Rose. — Ich schwöre es! wiederholte ernster die Nachtigall. — Und ihr seid zufrieden, die unauflösliche Kette zusammen zu tragen? — Wir sind es. — Kaum hatten sie diese Worte gesprochen, als sie sich an ein unsichtbares Band gefesselt fühlten. Sie erhoben ihre Augen, um noch einmal den mächtigen Geist zu erblicken, dessen Wille sich so schnell erfüllt hatte. Er war schon verschwunden. Dieser Tag sowie die folgenden verjungen den Liebenden mit einer reizenden Schnelligkeit. Alles war ihnen Glück. Bei dem ersten Glanz der Morgenröte tranken sie zusammen die Thränen, welche der erfrischende Thau in den Busen der geliebten Blume hatte fallen lassen, sie schaukelten sich zusammen beim Hauch des Windes, der ihren sanften Nachtschlaf unterbrach, um sie zu den Genüssen des Tages einzuladen; sie begrüßten zusammen die aufgehende Sonne, welche mit jedem Morgen ihnen die Freuden von gestern ins Andenken zurückrief und die Freuden für morgen weissagte. Am Tage betrachteten sie die am Horizont vorüberziehenden Wolken, wie sie bald langsam, wie Schiffe, ihren Weg suchten, bald mit reißender Schnelligkeit, wie die vom göttlichen Zorn verfolgten Fantome, vorbeieilten; dann verfolgten sie die an der Erde hinziehenden langen Schatten, wie sie tausend fantastische Gestalten bildeten, wie sie das Licht jagten und wieder flohen und die Erde verdunkelten. Sie folgten den Schwärmen der Zugvögel, welche unter wildem Geschrei am Himmel hinzogen, und die Nachtigall staunte freudig, daß sie kein Verlangen fühlte, an ihren weiten Zügen theilzunehmen. Sie bewunderten die großen Heerden und ihren gleichmäßigen Gang oder ihre gesammte Ruhe, sie staunten über das gewaltige Wogen der Wälder, die sich unter der Gewalt der Stürme beugten. Mitunter genügte ihnen zur Betrachtung ein schlichtes Grashälmchen. Dieses einfache und ruhige Leben, dieses sanfte Grün, diese schlanke Haltung, diese zierliche Bewegung versenkten die beiden in eine wonnige Träumerei, die immer mit einem Kuß endete. Bei ihrer Liebe schien ihnen alles schön, alles glücklich zu sein. Mitunter kam wol ein Sturm, der ihr zartes Dasein bedrohte, oder ein Donner erschreckte sie mit seinem gewaltigen Gebrüll, oder der Regen durchdrang sie mit seinen nassen Perlen, aber dies alles diente nur dazu, um ihre Freude an dem schönen Wetter zu erhöhen und ihre Liebe noch zu vermehren, da sie saßen, daß eins nur für das andere gelitten hatte. Die Nachtigall sang nicht mehr und dankte fast dem Geist für die Kette, die er ihr angelegt.

Unterdessen rückte die Zeit vorwärts und die Liebenden gewöhnten sich an ihr Glück. Ihre Verbindung hatte noch immer ihren Reiz, aber nicht mehr den der Neuheit. Dem Wonnerausch des ersten Besitzes folgte bald ein ebenso süßes, aber ruhigeres Gefühl. Die Leidenschaft machte allmälig der Zärtlichkeit Platz, wie die brennenden Strahlen der Sonne den freundlichen Blicken des Mondes. Anfangs war dieser Uebergang nur innerlich und es änderte sich im Aeußeren nichts oder nur wenig. Die Nachtigall, welche immer bei der geliebten Gul geblieben war, fing an, ein wenig um sie herumzuflattern, ohne sich jedoch weiter als die Länge eines Rosenstrauchs von ihr zu entfernen. Als nun die Rose, welche, wunderbar genug, am hellen Tage eingeschlafen war, von dem Geräusch der Flügel erwachte, wurde sie von einem heftigen Schrecken ergriffen, da sie ihren geliebten Aynyth so entfernt von sich sah. Glücklicherweise bemerkte dieser, der sie nicht aus den Augen ließ, daß sie erblaßte, und eilte herbei und beruhigte sie.

(Fortsetzung folgt.)

München aus der Vogelperspective.

(Fortsetzung.)

Ich glaube, daß man die Erscheinung dieses Mannes durchaus vom künstlerischen Standpunkt auffassen muß. Sehr dynastisch ist folgende Anekdote nicht. Bei seinem Regierungsantritt, so erzählt man, kamen die Diener seines Vaters zu ihm und boten ihm ihre Dienste an. Er aber entließ sie mit den Worten: Anziehen kann ich mich selbst, und um mich auszuziehen, habe ich niemanden nötig. — Man wird diesen geistreichen Doppelsinn verstehen. Wahr oder nicht wahr, dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls ist es notorisch, daß er so einfach wie der schlichteste Privatmann lebte und daß er seinen Kindern eine fast bürgerliche Erziehung gab. Von Künstlern hörte ich, daß er in Rom nicht einmal eine Equipage mit sich geführt, sondern den ersten besten Wagen benutzt habe. Daß einem König ein solches Leben von mancher Seite verdacht wird, läßt sich vermuten. Von gewissenhaften Politikern, die indeß nur in diesem Punkt gewissenhaft sind, wird es ihm auch vorgeworfen, daß er den Etat der hundesmäßigen Armee nicht inne gehalten habe. Wir, die wir die Kunst lieben, sind nicht so engherzig. Wir sind es zufrieden, daß er sparte da er nicht karg war, wo es die höchste Blüte des menschlichen Geistes anging. Wir freuen uns, daß es in einer Zeit, wo es so viele hohle Repräsentation gab und wo so viel mit Soldaten gespielt wurde, unter den Herrschern einen Mann gab, dem die Schönheit über alles ging und der selbst in seinen Schwächen ein Herz zeigte, das sich in schönen Anschauungen und Empfindungen zu baden liebte.

Aber ich komme auf den künstlerischen Standpunkt des Königs zurück. Der Kunst ist zunächst die Jugend des Kronprinzen gewidmet. Wir sehen ihn als emsigen Sammler alter Kunstwerke, wir treffen ihn im Umgang mit Gelehrten und Künstlern. Das erste Opfer, das er bringt, legt er auf den Altar der Kunst nieder. Es ist die Glyptothek, seine erste monumentale Dichtung, an die sich so viele andere anschließen sollten. Von Leo v. Klenze entworfen und im Jahr 1816 begonnen, erhebt sie sich in rein jonischem Style und weist überaus reiche und schöne Muster von statuarischen Arbeiten auf, die hauptsächlich aus ägyptischer, hellenischer und römischer Zeit, zum kleinen Theil aber auch aus der Gegenwart stammen. Jedermann weiß, welche Zierden der Bau in dem trunkenen Faun und dem knieenden Niobiden besitzt. Von den anderen Schätzen will ich nicht reden, weil es mich zu weit führen würde. Wol aber erheischt die Harmonie, die in diesem ganzen Werk liegt, rühmende Anerkennung. Außer den architektonischen Vorzügen sind auch die bildhauerischen Arbeiten, die besonders den Giebel und die Façade des Baues schmücken, zu erwähnen; besonders aber dürfen die herrlichen Freskogemälde von Cornelius in den Mittelsälen nicht vergessen werden. Im Götterssaale, der die griechische Mythologie, und im trojanischen Saale, der die Iliad verherrlicht, finden sich die herrlichsten Compositionen von der Hand des genialsten bildenden Künstlers der neueren Zeit. So stehen hier Bau-, Bild- und Malkunst im innigsten Einklang; aus jedem und allem weht der Hauch des Altertums. Man athmet griechische Luft.

Eben so genial hat König Ludwig die Pinakothek gedacht; denn auch bei ihr vereint sich Architektur, Sculptur und Malerei zu einem in sich geschlossenen Ganzen. Die erstere führte durch Klenze einen glänzenden Bau im römischen Palastsstyl auf; Schwanthaler schmückte die vordere Gallerie mit den Statuen von fünfundzwanzig der ersten Künstler aller Zeitrn, die in kleinem Maßstab als Gypsbüsse auch in den weitesten Kreisen berühmt geworden sind, und Cornelius lieferte die durch Cl. Zimmermann und W. Gossen ausgeführten Entwürfe für die fünfundzwanzig Loggien, in denen man die ganze Kunstgeschichte vom Mittelalter an bis zu unseren Tagen in ihren Hauptmomenten dargestellt findet. In den Hauptsälen und Cabinetten nach Norden aber enthält dieser stattliche Bau die reichen Schätze italienischer, deutscher, niederländischer und spanischer Kunst, auf deren Studium allein man füglich ganze Wochen verwenden kann. Wie die Glyptothek dem Heidenthum und seiner Sculptur, so ist die Pinakothek der christlichen Zeit und den zeichnenden und malenden Künstlern derselben gewidmet; denn außer den Oelbildern enthält sie auch viele Kupferstiche so wie die Vasensammlung. Jedenfalls aber besitzt sie nur Werke dahingegangener Künstler; denn zur Aufbewahrung der Gemälde der Gegenwart ist die gegenüberliegende neue Pinakothek bestimmt, welche im romanischen Styl nach florentinischen Modificationen aufgeführt wird und noch im Bau begriffen ist. Von Gerüsten und Bretterwänden umgeben, hinter denen an den Außenseiten die Fresken nach Kaulbachschen Zeichnungen gemalt werden, macht sie vorläufig nur einen fragmentarischen Eindruck, der indeß auf ein harmonisches Ganzes schließen läßt. Außerdem ist unter den Bauten, die ausschließlich der Kunst gewidmet sind, noch das neue Kunstausstellungsgebäude zu nennen, welches im korinthischen Styl von Ziebland ausgeführt ist und der Glyptothek gegenüber liegt. Auch bei diesem ist die Fronte mit Schwanthalerschen Sculpturen ausgeschmückt. — In solcher Weise hat König Ludwig in München der Kunst ihre Stätten gebaut. Was er als Kronprinz in der Glyptothek begonnen, das hat er als Herrscher in den drei letztgenannten Gebäuden fortgesetzt.

Einen nicht minderen Ruhm aber setzte er seit den ersten Regierungsjahren darein, seine Residenz mit würdigen Kirchen auszuschmücken, was ihm auch in erfreulicher Weise gelungen ist; denn in diesem Moment stehen vier schöne Gotteshäuser in gediegener Vollendung an den verschiedensten Stellen der Stadt und legen Zeugniß für das Kunstfstreben unserer Zeit ab. Es sei mir erlaubt, sie nicht nach ihrer Entstehung, sondern nach der Art und Weise aufzuführen, wie sie sich an die Entwicklung der Architektur historisch anschließen. Und hier glänzt denn vor allen andern die durch Ziebland erbaute Basilica zum heiligen Bonifacius, die sich den römischen Mustern aus dem fünften und sechsten Jahrhundert anschließt. Die innere Ausstattung ist überaus prächtig. Vierundsechzig Säulen von grauem Marmor tragen das Mittelschiff, an welches sich zu beiden Seiten zwei kleine Schiffe anschließen. Die Decke wird, wie es die Natur

des Baues mit sich bringt, durch die Dachrüstung gebildet, deren Gebälk und Holzwerk aber mit der reichsten Farbenpracht ausgeschmückt ist und namentlich von goldenen Sternen auf blauem Grunde glänzt. Den schönsten Schmuck erhält jedoch die Kirche, durch welche eine eigenthümliche Stimmung weht, in den trefflichen Fresken. Die obere Reihe enthält die Legenden der Verbreiter des Christentums in Deutschland, die sämmtlich von H. v. Heß entworfen und von seinen Schülern ausgeführt sind, und die untere Reihe bringt in größeren Bildern Scenen aus dem Leben des heiligen Bonifacius von H. v. Heß, Johann Schraudolph und J. C. Koch. An die Basilika reiht sich die von Klenze erbaute Allerheiligenkapelle, welche gegenwärtig als Hofkirche dient und zwischen die Königspaläste eingefügt ist. Sie erscheint im romanischen Styl des ersten Jahrhunderts und macht in ihren kleinen Verhältnissen den Eindruck eines reichen Schatzkästleins. Was ihr einen ganz besonderen Charakter verleiht, ist der Umstand, daß man im Innern nicht durch das Licht der Fenster geblendet wird. Die Ausschmückung durch Vergoldung ist hier noch weniger gespart als in der Basilica. Besonders prächtig aber machen sich die auf Goldgrund gemalten Fresken von H. v. Heß, die überdies in ihren Formationen einigermaßen an die Bilder der byzantinischen Zeit anklingen. Die in ihnen behandelten Gegenstände kann man in kurzem die Darstellung des alten und neuen Bundes nennen. Als drittes Werk des Kirchenbaus ist die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au anzuführen, deren Meister Ohlmüller und Zieband sind. In diesem Bau finden wir gothischen Styl in zierlicher Construction und delicaten Ausführungen. Besonders interessant sind die in den Fenstern befindlichen Glasmalereien, die in technischer Beziehung einen trefflichen Beweis für die Fortschritte dieses verloren gegangenen und in München wieder aufs neue cultivirten Kunstzweiges liefern. Die Compositionen, welche das Leben der Mutter Gottes behandeln, sind von Schraudolph, Fischer, Ruben und Rösdel entworfen. Außerdem verdienen auch die in Holzschnitzwerk von Schönlaub gearbeiteten Altäre und Seitenaltäre, welche die Passionsgeschichte darstellen, die Berücksichtigung des Beschauers. Als viertes Werk auf diesem Gebiet lasse ich endlich die im mittelalterlich-italienischen Styl, der sich an die romanischen Werke anschließt, von Gärtner entworfene Ludwigskirche folgen, ein vielleicht nicht so gelungener Bau wie die vorigen, aber doch im ganzen durchaus würdig und erhaben. Wird sie von außen schon durch Schwanthalers vortreffliche Arbeiten, Christus und die vier Evangelisten sowie durch Petrus und Paulus geziert, so erhält sie ihren größten Reiz doch durch die herrlichen Fresken von Peter v. Cornelius, welche den Hauptinhalt des allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnisses darstellen, nämlich Gott den Vater als Schöpfer und Erhalter der Welt, Christus als Heiland, Erlöser und Richter, und den heiligen Geist in der Gemeinschaft aller Heiligen. Natürlich ist es an diesem Ort unmöglich, in das Detail dieser großartigen Compositionen einzugehen. Ich erinnere nur daran, daß das jüngste Gericht, welches die Chorwand einnimmt, auch im Kupferstich bekannt geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ganerbschaft Alt-Limburg

und die Gesellschaft Frauenstein in Frankfurt a. M.

Mitgetheilt von ψ.

Als gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im deutschen Reiche die Zünfte sich mächtig regten und ein heftiger Kampf mit dem Adel begann; als namentlich in den Reichsstädten die Zünfte stark, durch ihre Vereinigung, zu immer größerem Einfluß gelangten und nach den Zügeln der Regierung griffen; als der Bürgermeisterstuhl der Reichsstadt Frankfurt von einem Wollenweber und einem Bäckermeister eingenommen war, da traten die hier bisher isolirt lebenden Familien ritterbürtigen Herkommens zu ihrem Schutz in feste Vereinigung und bildeten die adeligen Gesellschaften unter der Bezeichnung: „Adelsche Ganerbschaft Alt-Limpurg“ und „adelige Gesellschaft Frauenstein“. Nur die Mitglieder der ersteren wurden als Geschlechter und die Gesellschaft als adeliche Corporationen von der Stadt anerkannt, weshalb sie denn auch im Rang der Gesellschaft Frauenstein vorging. Die Limpurger besaßen das Recht, von den achtundzwanzig Stellen der zwei ersten Rathshäuse vierzehn zu besetzen und machten von diesem Recht bis zum Ende der reichsstädtischen Verfassung im Jahr 1806 Gebrauch. Sie führten ihr eignes Banner bei Turnieren und ihre Töchter hatten den Zutritt zu den welterauischen adeligen Klöstern. In einer Urkunde von Kaiser Karl VII. heißt es:

„Auch das Uralt Adelich- und Ritterliche Herkommen deren vom Haus Limpurg, als mit denen es die fambbare Beschaffenheit hat, daß einige von vielen Seculis her und zwar lang zuvor ehe sie sich in die Stadt Frankfurt begeben, in einem Adelichen und Rittermäßigen Stande gelebet, diese Gesellschaft auch ihre Turnier- und Stechfahne von uralten Zeiten hergebracht ꝛc.

Viele Limpurger waren Mitglieder des deutschen Ordens und hoher Stifter, viele bekleideten ansehnliche Stellen an königlichen und kurfürstlichen Höfen oder im Kriegswesen, und nicht wenige sind in den Reichsfreigen auf dem Feld der Ehre gefallen. Sie waren hochgeachtet bei Kaiser und Reich und vertraten mit Kraft und Bestimmtheit ihre Vaterstadt und zwar meistens mit glücklichem Erfolg in allen Gefahren und gegen jedermann.

Die Ganerbschaft erhielt von Kaiser Franz einen Orden, dessen Kreuz mit der Inschrift: Avita virtute sideque in Caesarem et imperium juncti von den Mitgliedern an einem weißen, grüngeränderten Band getragen wird. Die ältesten noch blühenden Familien dieser Ganerbschaft sind v. Holzhausen (im Jahr 1357), v. Fichard (1530), v. Leersner (1568), v. Günderrode (1587) ꝛc.— Diese Gesellschaft besitzt für ihre weiblichen Angehörigen das von Fräulein Justina Katarina Steffan v. Cronstett im Jahr 1753 gegründete: Adelige v. Cronstett und v. Hynspergische evangelische Damenstift. Zwölf Canonissinnen, an deren Spitze eine Pröpstin und eine Dechantin stehen, bewohnen das geräumige Wohnhaus auf dem Roßmarkt. Im Jahr 1767 erhielte Kaiser Josef II. dem Stift einen Orden, dessen Ordenskreuz die Inschrift: In hoc signo salus, führt und von den Stiftsdamen an einem weiß- und rothgeränderten Band en écharpe getragen wird.

Die adelige Gesellschaft Frauenstein wurde nie zu den hiesigen Geschlechtern gerechnet oder als adelige Corporation angesehen. Jedoch galt dieselbe als selbständige Corporation und besaß bis zum Jahr 1806 das Recht, sechs Rathsstellen der ersten und zweiten Bank zu besetzen. Im Jahr 1417 hielt diese Gesellschaft ihre Zusammenkunft im „Salzhaus“, vom Jahr 1423 bis 1694 im „Haus Frauenstein“ und von da im „Haus Braunfels“, über dessen Haupteingang das Gesellschaftswappen aufgerichtet ist. Diese Gesellschaft, welche auch nichtadelige Familien besaß, hatte zu allen Zeiten tüchtige Männer in ihrer Mitte, welche sich um die Stadt und das Reich anerkannte Verdienste erwarben. In dieser Gesellschaft befinden sich die Familien v. Malapert und v. Heyden. Im Jahr 1804 erhielt die Gesellschaft vom römischen Kaiser Franz II. einen Orden, dessen Kreuz mit der Umschrift: Majorum gloriae pro-

pria virtute aemuli die Mitglieder an einem gelben, schwarzgeränderten Band tragen. Gegenwärtig befinden sich im Senat nur noch zwei Mitglieder dieser adeligen Corporationen, die Herren Schöffen v. Gündenrode und v. Heyden.

Tabletten.

*** Vor vierzehn Tagen kam auf der Eisenbahn eine Dame nach Krakau, welche sich beim Aussteigen auf dem Bahnhof für eine Fürstin ausgab und die Verhaftung eines in demselben Coupé neben ihr sitzenden, anständig gekleideten Mannes verlangte, der mit Frau und Kindern ihr Reisebegleiter gewesen war und den sie mit der größten Entschiedenheit beschuldigte, daß er ein politischer Emissär sei. Es zeigte sich zum Glück des hart Beschuldigten bald, daß diese neue Ophelia an Geistesverwirrung litt, weshalb sie auch ohne viele Umstände ins Irrenhaus abgeführt wurde. Wir sind im Stande, etwas näheres über die Vergangenheit dieser Dame mitzutheilen, die, wenn auch nicht romantisch, doch höchst abenteuerlich gewesen ist. Dieselbe ist nämlich eine Russin, Gräfin O....., aus der ebenfalls gräflichen Familie W....., von schöner Gestalt, unternehmendem Geist und im Besitze außerordentlicher Kenntnisse. Sie spricht vollkommen polnisch, französisch, englisch, deutsch, ungarisch, slovakisch und sogar serbisch. Sie erschien zuerst in der Oeffentlichkeit gegen Ende der ungarischen Revolution, und zwar in der Gegend von Agram, wo sie mit vielem Geschick die Rolle einer politischen Agentin im Auftrage einer bekannten nordischen Macht spielte. Ihr Auftreten, ihre Verhältnisse, ihr Briefwechsel und besonders die ungeheuren Fonds, die ihr zu Gebote standen, schienen diese Rollen zu rechtfertigen. Im Verlaufe dieser Mission schloß sich ein Abenteurer an sie an, der sich für einen Grafen ausgab und, angelockt durch den Reichtum, der sie umgab, sich durch seinen Lakai, der wie ein Priester verkleidet war, mit ihr trauen ließ. Sogleich nach dieser Trauung raubte er seiner vorgeblichen Gemalin alles, was sie irgend an Geld und Kostbarkeiten besaß, und machte sich heimlich davon. Dieses war mehr, als die Unglückliche ertragen konnte; sie verfiel in Geisteszerwirrung. Die österreichischen Behörden ließen sie nach Gratz ins Irrenhaus bringen, wo sie zwei Jahre verweilt hat. Jetzt wurde sie auf Befehl des Statthalters des Herzogtums Steiermark nach Krakau geschickt, um hier im Hospital für Wahnsinnige so lange untergebracht zu werden, bis sie irgendwo in einem russischen Irrenhause ein Asyl findet, wozu die nötigen Unterhandlungen mit der russischen Regierung bereits angeknüpft sind.

*** Valentino hat in einem Pariser Blatt eine sehr interessante Skizze von dem Leben Schneitzhöffers gegeben, die mehre unbekannte Anecdoten enthält. Schneitzhöffer, dessen Namen, sagt Valentino, immer bleiben wird, obgleich es unmöglich ist, ihn auszusprechen, war ein tüchtiger Musiker, ein Schüler Gatels, der es aber nie weiter gebracht hatte, als bis zum Paukenschläger in der großen Oper. Er hatte sich viele Mühe gegeben, dieses Amt los zu werden, um Singmeister bei dem Conservatorium zu werden, die Directoren der großen Oper wollten ihn aber nie entlassen. Endlich verfiel er auf ein eigenthümliches Mittel. In einem Ballet, in welchem die berühmte Bigottini tanzte und alles durch ihr Spiel hinriß, so daß eine tautlose Stille im Haus herrschte, schlug er in einer vorgeschriebenen langen Pause einen so gewaltigen, zwei Minuten dauernden Wirbel, daß das ganze Haus in Aufruhr gerieth und er am andern Tag seinen Abschied erhielt, um ein anderes musikalisches Amt anzutreten. Da sein Name, wenn er Besuche machte, von den Domestiken jedesmal auf die mannigfaltigste Weise verstümmelt wurde, so hatte er auf seine Visitenkarte stechen lassen: J. M. Schneitzhöffer, prononcez Bertrand. — Schneitzhöffer hatte auch eine Oper, Sardanapal, begonnen, sie aber nicht vollendet. Seine letzte Visitenkarte war ein Canon, zu dem er die Worte verfaßt und in Musik gesetzt hatte und der folgendermaßen lautete:

Pour l'an mil cent cinquante
Je souhaite à mes amis
Bonne santé, forte rente
Et tous les plaisirs permis.
Aux dames un coeur traitable,
Aux Messieurs, beaucoup d'ardeur,
Et quant à moi, pauvre diable,
Je reste leur serviteur.

Ein Herbstbild.

(K. in Oberschlesien.)

Die Georginen blühn auf allen Beeten
Und drüber weht Sonnenschein feine Nebe,
Der Wind jagt wirbelnd mit den abgewehten
Verdorrten Blättern sich in wilder Hetze.

Es stürmt heran die langen Buchengänge,
Wo sterbend Blatt auf Blatt zur Erde kräuselt,
Und in den Wipfeln statt der Vogelsänge
Tönt nun ein schaurig Herbstlied, dumpfgeäuselt.

Im tiefen Busch, wo aus der Blätterfülle
Ein Götterbild hinab zum Weiher schaute,
Steht's nun verschämt, entkleidet seiner Hülle,
Und dürre Ranken ziehn um seine Laute.

Das ist der Todeskampf des Sommers, sein Verblühen,
Was sich im Haine matt, im roten Laube;
Nun will mein Herz fast trostlos sich gemuten, —
O an den Frühling bleibe mir, du Glaube! —

Als ich hervor war aus dem Park geschritten,
Kam langsam von der Höh' ein Zug zu Thale;
Jungfrau'n und Männer waren es, inmitten
Ein schlichter Sarg, die düstre Todtenschale.

Im Walde schwand der Zug, die Trauerlieder
Verhallten fern. — So wird dem Herbst zum Raube
Das blüh'ndste Leben. — Leise fleh' ich wieder:
O an den Frühling bleibe mir, du Glaube!

Emil Grundmann.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 26. October. Helene von Seiglière, Intriguenstück in vier Abtheilungen von Jules Sandeau, bearbeitet von W. Friedrich.
Mittwoch, den 27. October. Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in zwei Abtheilungen. Nach St. Georges und Bayard von C. Gollmick. Musik von Donizetti.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 257. Mittwoch, **27. October 1852.**

Liebe einer Nachtigall und einer Rose.

Novelle, mitgetheilt von L.

(Fortsetzung.)

So verflossen mehre Tage; man sagte sich dieselben Schönheiten, man wiederholte dieselben Liebesfusungen und die innere Veränderung verbarg sich vollkommen unter der Gleichförmigkeit des Aeußern. Endlich aber wurden einige Merkmale sichtbar, welche sie mit ihrer Lage bekannt machten.

Eines Abends war die Rose vor der gewöhnlichen Stunde eingeschlafen. Der Mond warf seinen matten Schimmer über den stillen Garten, die Luft war lau und ruhig und die Nachtigall sing an von den Nächten ihres Vaterlandes zu träumen. Sie erinnerte sich des Ajurs ihres von dem Feuer der zahllosen Sterne erglänzenden Himmels und des Geiseses des am sandigen Ufer hinrauschenden Meeres. Und auf die Nächte die Tage. Sie erblickte die von dem brennenden Sonnenstral erglühenden Gärten und die gelben Maisfelder und die großen schwarzen Wälder und Gebirge. Und in diesen Unermeßlichkeiten erkannte sie neben einer herrlichen Palme am Ufer einer murmelnden Quelle ein kleines Jasmingebüsch, wo sich eine Nachtigallenfamilie, ihre Familie, erfreute. Dort war die Mutter, die sie auferzogen hatte und die sie nicht sterben sehen sollte, dort waren die Geschwister, die, ohne sie heranwachsen und die sie nicht lieben lernten. Der arme Azynth fühlte Heimweh und da er sich in seinem Schmerz des Feigenbaums erinnerte, den er in seiner Liebesglut verlassen hatte, so nahm er seinen Flug nach ihm hin und setzte sich auf einen seiner Zweige. Der verpflanzte Baum nahm seinen Landsmann mit Entzücken auf und schien ihn einzuladen, ihm von ihrem gemeinsamen Vaterland zu erzählen. Die Nachtigall ließ sich nicht lange bitten und plötzlich ihre Stimme in der Stille der Nacht erbebend, sing sie an, die Trauer der Verbannung und die Qualen der Entfernung zu singen. Der ganze Garten lauschte mit derselben Bewunderung wie das erstemal, nur die Rose allein, welche bei der wolbekannten Stimme erwacht war, hörte die Töne, um zu leiden. Sie fand wol, wie die übrigen, die Stimme der Nachtigall ebenso melodienreich wie sonst, und ihre Modulationen ebenso rein, aber sie begriff, daß das Herz nicht mehr so voll war. Daß es diesem Bedürfniß war zu singen, kam daher, daß ihm das Lieben nicht mehr genügte; und daß es sich zu dem weiten Horizont des Vaterlandes zurücksehnte, hatte seinen Grund darin, daß es sich in dem kleinen Garten zu eng fühlte. Und die Rose fing an zu weinen. Die Nachtigall sang lange Zeit; lange Zeit weinte die Rose.

Am andern Morgen beim Erwachen fand Azynth seine Gul bleich und angegriffen. Er ließ es sich nicht merken, aber er sagte zu sich: Sie ist heute nicht so schön, wie gestern, und fuhr dann fort: Und wenn sie morgen noch weniger schön wäre, als heute! Wenn sie verblüte! Sie waren den ganzen Tag über traurig; das eine fürchtete den Augenblick zu erleben, wo es weniger liebte, das andere glaubte sich schon weniger geliebt. Mehre Tage und mehre Nächte verstossen auf diese Weise; unterdessen wurden die Umstände nur immer schlimmer. Als eines Morgens die Nachtigall die Rose, die bleicher und niedergeschlagener war als je, betrachtet hatte, beobachtete sie der Reihe nach die verschiedenen Liebespaare des Gartens, die, wie sie, durch die unzerbrechliche Kette miteinander vereint waren, und sah überall die Blumen dürr und vor dem Alter welk, die Vögel aber mißmutig schweigend und finster. Dagegen strebten alle freie Blumen freudig der Sonne zu, erglänzend von Leben und Frische, und die freien Vögel erfüllten das Laub mit ihrer lärmenden Freude und die Luft mit ihren heitern Gesängen.

Liebe Gul, sagte die Nachtigall, bemerkst du den Unterschied zwischen den vereinten Paaren des Gartens und seinen andern Bewohnern? — Welchen Unterschied? fragte furchtsam die Rose, die ihn nur zu gut sah. — Findest du nicht die Paare weniger schön? scheinen sie nicht weniger glücklich zu sein? — Ja, wirklich! antwortete die Rose, die nicht zu lügen verstand. — Und weißt du warum? — Ohne Zweifel, weil sie sich nicht lieben! — Das ist es nicht, sondern weil sie nicht frei sind. Die Rose senkte traurig das Haupt ohne zu antworten. Die Nachtigall hatte nur zu wahr gesprochen. Die Freiheit war es, die den übrigen Paaren fehlte, um glücklich zu sein, und wahrlich! auch ihnen fehlte die Freiheit. Die Rose aber beklagte die ihrige nicht; ihre Freiheit bestand in der Sorglosigkeit. Geboren und aufgewachsen in dem kleinen Garten, hatte sie nichts als ihren Horizont gesehen und außer ihrer Umgebung nichts gewünscht. Ein Tag nach dem andern war ihr in Ruhe und Einförmigkeit hingeschwunden. Die Nacht hindurch schlafen, am Tage sich in den Stralen der Sonne wärmen, den Wind hören und den Himmel sehen, das waren alle ihre Bedürfnisse, und von dem Augenblick an, wo sie die Liebe kennen gelernt, war ihr Leben vollkommen.

Aber bei der Nachtigall war es ganz anders. Von Jugend auf an Bewegung und Thätigkeit gewöhnt, hatte sie eine beständige und heftige Unruhe ergriffen. Die Gegenwart war für sie nur der Weg zur Zukunft. Mit einem Wort, sie schien nur geboren für das Verlangen, sowie die Rose für den Genuß. Auch liebte sie vor allem die Freiheit. Freiheit war ihr der heitere Flug über die Fluren und der rasche Lauf auf den Fittigen des Windes, Freiheit die süße Ruhe auf einem unbekannten Felsen und der muntere Lärm auf den Zweigen der Bäume, Freiheit die Folge der flüchtigen Harmonien, die Ueberraschung der verborgenen Düfte und das ewige Forschen nach dem neuen. Sobald sie das Wort Freiheit ausgesprochen und vernommen hatte, kam ihr das ganze frühere Leben in den Gedanken, und mit diesem Gedanken kamen tausend Erinnerungen

und tausend Wünsche. Den ganzen Tag über blieb sie schweigend und ernst neben der schwelgenden und weinenden Rose; abends schlief die erschöpfte Blume ein und der nun aufgeregte Vogel fing an mit wilder Begeisterung die Freuden der Freiheit zu singen. Nach und nach verstummte er sich in seinem Gesang und erregt von dem Zorn seiner Töne schwelgte seine Seele in harmonischen Fantasien.

In einem Augenblick, wo er seinen Gesang unterbrach, um Athem zu schöpfen, hörte er plötzlich in der tiefen Stille der Nacht eine Stimme, ähnlich der seinen, die seinen Gesang heiter wiederholte und ihn zu einer freundlichen Reise einzuladen schien. Und alles vergessend flog er mit ausgebreiteten Flügeln dem unbekannten Freunde entgegen. Aber kaum hatte er sich erhoben, als ein heftiger Stoß ihn bewegungslos zur Seite der Rose niederwarf. Diese war plötzlich von dem Entgegenziehen der sie beide verbindenden Kette aufgeweckt und hörte den durchdringenden Schrei des niederstürzenden Vogels. Voller Schrecken und Verzweiflung neigte sie sich über ihn und suchte ihn mit ihren Küssen und Liebkosungen ins Leben zurückzurufen. Als er wieder zu athmen begann, vergaß sie alles, was sie gelitten, und fühlte ihr Herz von unaussprechlicher Freude durchdrungen.

(Schluß folgt.)

München aus der Vogelperspective.

(Fortsetzung.)

Ueberblickt man die Reihe dieser Kirchen, so muß man wirklich über die Fülle der Anordnungen staunen. Man kann hier in der That die Grundzüge christlich-religiöser Kunst studiren, zumal da nicht allein die Grundconstructionen sich auf die historischen Anschauungen stützen, sondern auch die Einzelheiten bis zu Kanzel, Beichtstuhl, Communionbank und Kirchensitzen die strictestе Uebereinstimmung aufweisen.

Ich komme jetzt zu den Bauten, welche der König unternommen hat, um seine eigene Macht zu repräsentiren. Dieselben bestehen in drei Palästen, von denen sich die bedeutendsten, der Königsbau südlich und der Saalbau nördlich, an die alte Residenz anlehnen, während der dritte, der sogenannte Mittelbacher Palast, sich jenseits der Grenzen des alten Münchens in dem neuen westlichen Viertel befindet, wo auch die Pinakotheken, die Glyptothek, das Kunstausstellungsgebäude und die Basilica aufgeführt sind. Vom dynastischen Standpunkt aus ist wol der Saalbau am bedeutendsten, weil in ihm der Herrscher hauptsächlich das Königthum nach außen vertritt; denn er ist den Festen und Feierlichkeiten, also der Repräsentation gewidmet. Darauf hin deuten denn auch die meisten Räume des langgestreckten, in edlem italienischem Styl von Klenze gedachten Gebäudes. Besonders ist dies im oberen Stockwerk der Fall, wo wir vor allem den herrlichen Thronsaal bewundern, welcher zwölf kolossale vergoldete Erzstatuen von Fürsten aus dem Hause Mittelsbach nach Schwanthaler enthält, die einen überaus imposanten Eindruck machen. Es reihen sich daran die Säle mit den Freskodarstellungen aus dem Leben der größten deutschen Kaiser, nämlich Karls des Großen, Friedrich Barbarossa's und Rudolph's von Habsburg, denen kräftige und sinnvolle Compositionen von Schnorr von Karolsfeld zum Grunde liegen. Besonders zu bemerken ist im Saale des Habsburgers noch der Fries von Moritz von Schwind, der Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe, Handel, Mechanik, Künste und Wissenschaften, denen dieser Kaiser neues Leben gab, in sinnreichen Kindergestalten wiedergibt. So sind hier die Symbole gegeben, denen ein deutscher Fürst nachzustreben hat. Ferner enthält der Banketsaal die Schlachten, in welchen sich die Baiern auszeichneten, von Peter Heß, Monken, Adam, Kobell und Heideck. Im Ballsaale finden wir in Form des Reliefs Gruppen von Tänzern von Schwanthalers Hand. Endlich sind auch hier die berühmten Schönheiten des Königs Ludwig von Stieler in zwei Zimmern angebracht, die um so mehr ein Anrecht auf diese Stelle haben, als sie meistens Kinder des baierischen Landes sind. Im unteren Geschosse, das als Privatwohnung eines Prinzen dienen soll, sieht man treffliche Freskogemälde aus der Odyssee nach Entwürfen von Schwanthaler. Vertritt der Saalbau auf diese Weise gewissermaßen die königliche Würde, so ist der neue Königsbau mehr dem Privatleben des Fürsten gewidmet, denn er dient ihm als tägliches Wohnhaus. Die äußere Construction erinnert auffallend an den florentinischen Pittipalast. Ich habe leider das Innere nicht sehen können, weil es in seinem ganzen Umfang von der königlichen Familie bewohnt war. Aber wie sinnreich ist auch hier die Ausschmückung! Der Fürst umgibt sich mit den bildlichen Darstellungen der edelsten Gestaltungen, die der menschliche Geist hervorgebracht hat. Was die besten Dichter gesungen, das ist hier im Bildwerke wiedergegeben. Und . . . es gibt kein Land, kein Volk, keine Zeit, die ausgeschlossen wäre. Der Argonautenzug nach Orpheus beginnt den Reigen, ihm folgt Hesiod mit seinen mythologischen Gesängen, Homers Hymnen reihen sich an, dann kommen die Gesänge Pindars mit den olympischen Spielen, Anakreons süße Lieder sind nachgebildet, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes schließen sich an, und ihnen folgt zum Schlusse Theokrit mit seinen Idyllen. In solchen Umgebungen wohnt der König. Der Königin aber sind Räume gewidmet, in denen die weicheren Gestalten deutscher Poesie ihre bildliche Darstellung gefeiert haben. In ihren Zimmern stoßen wir auf den Sängerkrieg, auf die Minnesinger, auf den Parcival von Wolfram von Eschenbach, auf Bürgers Balladen, Klopstocks Dichtungen, Wielands Oberon, Goethes und Schillers Werke und Tiecks romantische Ergüsse. Wie viele andere Gebilde schließen sich noch an! Ich kann hier natürlich nur in Bausch und Bogen aufzählen, aber alle diese Darstellungen sind von den besten Meistern der Münchener Schule gemalt und werden als treffliche Arbeiten gerühmt. Hat diese Art, die Kunst zu ehren, nicht etwas Rührendes? nicht jeder Fürst denkt so königlich, daß er den Dichter auf diese Weise in seine nächste Nähe zieht. Ich muß noch hinzufügen, daß im unteren Stockwerk die Nibelungensage von Schnorr ausgeführt ist.

Von einem Fürsten, der sich eine solche Umgebung schuf, darf man voraussehen, daß er auch sein Volk in seinen großen Männern zu ehren weiß. Und dies ist denn auch in mannigfachster Weise geschehen. Zunächst ist hier die baierische Ruhmeshalle zu nennen, die im altdeutschen Styl erbaut ist und in Form eines Hufeisens auf einer Anhöhe der Theresienwiese liegt. Als Baumeister treffen wir wiederum Klenze, als Künstler in bildhauerischen Arbeiten Schwanthaler. Sie ist den hervorragenden Kriegs- und Friedensmännern des Vaterlandes gewidmet. In der Mitte des von der Halle umgrenzten Hofraumes steht das kolossale symbolische Bild der Bavaria im blanken Erzguß und hält das Schwert in der Rechten, den Siegeskranz in der Linken. Es ist eine wahre Pracht, wenn die Sonne darüber funkelt und die Gestalt weit über die Lande glänzt. Daran reiht sich am Ende der Ludwigstraße das Siegesthor, ein nach römischen Vorbildern aufgeführter Triumfbogen, welcher der siegreichen Tapferkeit baierischer Krieger gewiht ist. Seine Architekten sind Gärtner und C. Metzger. Ferner folgt innerhalb der Stadt an dem andern Ende der Ludwigstraße die Feldherrenhalle, welche nach der Loggia dei Lanzi zu Florenz von Gärtner gebaut wurde und die Statuen Tilly's und des Fürsten Wrede enthält. Aber auch

der tapfern Armee in ihren geringeren Gliedern ist mit Ehren gedacht; denn der ehrne Obelisk auf dem Karolinenplatz ist „den dreißigtausend Baiern, die im russischen Krieg den Tod fanden," von Ludwig I., König von Baiern, errichtet. Und wir folgen an verschiedenen Orten noch einer Menge von einzelnen Gedenkbildern. So erhebt sich auf dem Marsplatz die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. von Thorwaldsen. Ihm folgt vor dem Königsbau das Monument des Königs Maximilian Josef I. von Chr. Rauch in sitzender Stellung. Der Verfasser der baierischen Gesetzbücher, Freiherr v. Kreitmayer, hat auf dem Paradeplatz sein Denkmal in einer bronzenen Statue von Schwanthaler gefunden. Endlich stehen vor dem Odeon noch die ehernen Bilder von Orlando Lasso, der als baierischer Kapellmeister 1599 in München starb, und von Gluck, der in Weidenwangen in der Pfalz geboren ist. Der Umstand, daß beide also in Beziehungen zu Baiern standen, hat ihnen diese Denkmäler verschafft. Das erstere ist von Max Widemann, das zweite von Friedrich Brugge modellirt. In malerischer Beziehung können hierhin ferner die geschichtlichen Fresken gerechnet werden, welche sich in den Arkaden des Hofgartens befinden und die Kriegs- und Friedensthaten baierischer Fürsten aus dem Hause Wittelsbach schildern. Schließlich gehört auch das Isarthor in denselben Cyklus. Das Gebäude, das Kaiser Ludwig der Baier gegründet haben soll, ist durch Gärtner hergestellt und enthält ein in prachtvollen Farben glänzendes Freskogemälde von Bernhard Neff und Röpel, welches den Einzug des Kaisers in München schildert. So steht auch allerwärts in Baierns Hauptstadt die Geschichte des Landes in Bildern geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Kunstausstellung von 1852.

Da selbst die allgemeinste Charakteristik der bis Ende dieses Monats dauernden Kunstausstellung der Akademie zu Berlin bei der großen Zahl (es sind über 1500 Nummern) und der Bedeutsamkeit der ausgestellten Werke die Grenzen des dem Gegenstande zu gestattenden Raumes überschreiten würde, so begnügen wir uns damit, die Leser dieses Blattes auf den in drei kleinen Heften erscheinenden Separatabdruck aufmerksam zu machen, welchen der gründliche Berichterstatter der Vossischen Zeitung von seinen die Ausstellung betreffenden Artikeln veranstaltet hat, und vor allen Dingen auf die Einleitung hinzuweisen, welche in allgemein verständlicher Form und belehrender Weise die Stellung der Kunst zur Kritik, sowie die Begrenzung der verschiedenen Kunstgebiete, Architektur, Sculptur und Malerei einerseits, Historie, Genre und Landschaft mit ihren Uebergangsphären andererseits behandelt. Das bis jetzt erschienene erste Heft beginnt sodann die Beschreibung und die sich daran knüpfende Beurteilung der Bilder mit der Historienmalerei, welche auffallender Weise diesmal nicht nur bedeutende, sondern auch verhältnißmäßig sehr zahlreiche Werke geschaffen hat. Die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit des Berichterstatters besteht auch darin, daß er die einzelnen Werke niemals blos objectiv, das heißt als künstlerische Leistungen an sich, sondern ebenso sehr subjectiv, als Leistungen des bestimmten in dieser oder einer anderen Weise etwa schon bekannten Künstlers betrachtet. Sollen wir aber mit wenigen Worten die für die gesammte deutsche Kunstentwickelung hohe Bedeutung der Ausstellung bezeichnen, so heben wir aus dem uns vorliegenden Katalog unter den Historien- und Porträtmalern nur die Namen Bähr, Begas, Biefve, sowie Coomans und van Eycken in Brüssel, Julius Hübner, de Keyser in Antwerpen, von Kloeber, Kolbe, Leutze, Lessing, Magnus, Otto, Remy, Schoppe, Schrader, Steinbrück, Stielke, Wittkamp in Antwerpen, heraus, sowie wir unter den Genremalern nur die Namen Becker, Camphausen, Gallait in Brüssel, Hasenclever, Karl Hübner, Jordan, Menzel, Meyer von Bremen, Meyerheim, Moritz Müller (gen. Feuermüller), Pistorius, Rabe, A. Schrödter, Steffens nennen, während Landschafts-, Thier-, Architektur- und Marinemalerei ebenfalls ihre würdigsten Repräsentanten haben, zum Beispiel Andreas und Oswald Achenbach, Bosfuet in Brüssel, Hengsbach, Eduard Hildebrandt, Kalkreuth, A. Kopisch, Krause, Leu, Gustav Lange, Löffler, Rustige, Schirmer, Eduard und Max Schmidt, Schultz in Danzig, Seiffert, Eugen Verboekhoven und Verwee in Brüssel, Volz, Weber. Diesen Namen des besten Klanges auf dem Gebiete der Malerei schließen sich die plastischen Künstler Afinger, Drake, Fischer, Kiß, Rauch, Wichmann, Emil Wolff in Rom an, und den Schluß machen die in den Zweigen der reproductiven Kunst bezeichneten Namen Eichens, Gueiß, Jentzen, Mandel, Merz und Thäter in München, Tempeltey und Unselmann.

Aus dieser flüchtigen Uebersicht geht hinlänglich hervor, wie groß der Zusammenfluß der Meisterwerke ist, die dies kurzdauernde Museum der gegenwärtigen Kunst aufzuweisen hat, wie groß also die Bedeutung dieser Ausstellung für die Geschichte der heutigen Kunstleistungen ist.

Es scheint, als ob die Frauen energischer als je den Versuch machen, sich auf dem Terrain der Kunst und Literatur zu emancipiren und mit den Männern in Conkurrenz zu treten; denn der Katalog der diesjährigen Berliner Kunstausstellung zählt nicht weniger als zweiundvierzig weibliche Namen auf, mehr als bei Gelegenheit früherer Ausstellungen beobachtet worden ist. Freilich ist keine einzige der ausgestellten weiblichen Arbeiten von großer künstlerischer Bedeutung, und wir können der Meinung, daß die Kunst dermaleinst ganz und gar Sache des Weibes werden wird, nicht beistimmen. Eine Frau kann sehr viel Talent und Geschmack haben, wird aber nie soviel Mut und Geschmack haben, so viel geniale Productionskraft besitzen, um in der Kunst neue Bahnen zu öffnen und eine Epoche zu begründen. Wir sagen Mut, weil er in hohem Grad dem nötig ist, der neue ungewohnte Wege geht und gefaßt sein muß, von seinen Zeitgenossen zeitlebens verkannt zu werden. Dazu gehört der Mut der Entsagung, den ein Weib fast niemals hat; sie will das Lob und den Ruhm für ihre Werke möglichst bald einernten und nicht ins Ungewisse verschoben wissen.

Die talentvollste Malerin, deren Werke uns bekannt geworden, Elisabeth Baumann-Jerichow, die uns bedeutend höher zu stehen scheint als die einst vielgepriesene Angelika Kaufmann, steht doch auf einer bedeutend niedrigeren Stufe als viele mittelbende Maler, oder wenn jene berühmte Angelika vielleicht zufällig auch von keinem Zeitgenossen übertroffen wurde, so wäre der Standpunkt der Kunst durchaus derselbe, wenn sie überhaupt gar nicht existirt hätte; denn ihre Existenz und Kunstbethätigung markirt durchaus keinen Fortschritt, keine Entwickelung irgend eines Genres der Malerei, während zum Beispiel das Leben und die Kunstthaten solcher Männer wie Thorwaldsen und Peter v. Cornelius Gang und Wege der bildenden Künste für eine neue Epoche bestimmten und anwiesen. — Indessen wollen wir dem schönen Geschlecht sein Vergnügen, sich auch in den productiven Fächern der Kunst zu versuchen, hierdurch nicht verkümmern, müssen aber doch mit der Andeutung schließen, daß die Reproduction auch hier wie in allem ihr eigentliches Feld ist. In allen theatralischen Disciplinen, sei es Recitation, Gesang oder Tanz und Pantomime, haben sie es nicht nur den Männern gleich gethan, sondern in den meisten Fällen dieselben überflügelt.

Die Namen der malenden Damen, welche die heurige Aus-

stellung beschickt haben, wollen wir, da es doch interessant ist, dieselben zu erfahren, hier mit der Bemerkung folgen lassen, daß ihre Werke größtentheils Blumen oder Fruchtstücke und Porträts sind, worunter vieles sehr liebliche: Berta v. Alvensleben, Virginie Bovie, Adelheid Dietrich, Alwina Frommann, Rosalie Gleich, Minna Gundelach, Emmeline Humblot, Ulrike Laar, Elvira Michaelis, Clara Oenike, Jenny Ollenroth-Zimmermann, Adele v. Often-Sacken, Marie du Pasquier d'Orny, Minna Pfüller, Maria Pickering, Reiffert-Barbou, Marie Röhlich, Antonie Röntgen, Marie Schall, Anna Schleß, Karoline Stelzner, Antonie Volkmar, Elise Wagner, Louise v. Martens, Marie Wiegmann, Amalie Benfinger, Ida Bornemann, Minna Hemmel, Amalie Murtfeldt, Hermine Stille, Mathilde Wurl und Auguste Hüffener, Kupferstecherin.

In den Räumen, wo die Sculpturen ausgestellt sind, finden wir keine Damenwerke, obgleich sich auch zarte Mädchenhände bereits dem harten Marmormeißel zugewandt haben, zum Beispiel ein Fräulein v. W., eine Schülerin des berühmten Thorwaldsen, die eine besondere Vorliebe für die Modellirung stattlicher Pferde zeigte und darin ganz achtbares leistete.

Auf der Wanderschaft.

Von Emil Gruckmann.

1. Auf dem Bodensee.

Durch des Sees smaragdne Wogen
Rauscht das schnelle Schiff und schäumt,
Rings in ungeheuren Bogen
Ragen Berge, waldbesäumt;
Wolken decken ihre Stirnen,
Finster dräuen ihre Brau'n,
Fast als wollten sie uns stürnen,
Die sie zwergenhaft beschau'n.

Aber mit, ihr Bergeriesen,
Waret freundlich ihr und hold;
Habet mir so oft bewiesen,
Daß ihr wol der Jugend wollt.
Lange folgt' ich meinem Sterne,
Doch nicht mehr dräng' ich's zurück;
Selig macht die Lust der Ferne,
Selger einer Heimat Glück.

2. Der frohe Wandersmann.

(In der Ramsau bei Berchtesgaden.)

Ich bin ein froher Wandersmann
Und hab' ein leicht Gemüt,
Früh zieh' ich aus und stimme an
Mit heller Stimm' ein Lied.
Das klingt und dringt durch Wald und Thal,
Weckt huntertmal den Widerhall,
Die Berge stehn und lauschen,
Die Bächlein dazu rauschen.

Stets freut mich nun der grüne Wald
Und drin der Vöglein Sang,
Das wär' mein liebster Aufenthalt
Mein ganzes Leben lang.
Ich trachte nicht nach Gut und Geld,
Zwei Stück' nur soll'n mir bleiben hold:
Die frische Luft am Wandern,
Mein treues Lied zum andern.

Die Sonn' zeigt mir bei Tag den Weg,
Der Mond in stiller Nacht,
Daß ich getrost auf stillem Steg
Kann schreiten mit Bedacht.
Und gehen auf die goldnen Stern',
Denk' ich der Lieben in der Fern';
Was könnt' mein Sorgen nützen?
Der Herr wird euch beschützen!

Tabletten.

*** In Smyrna hatte ein Maler einen Bettler, dessen nicht uninteressantes Bild er abconterfeite, bereits mehrmals sitzen lassen und ihm für jede Sitzung zehn Piaster oder einen Gulden gezahlt. Als er ihn für Donnerstag wieder zum Sitzen einlud, entschuldigte sich der Bettler, er könne heute für zehn Piaster nicht sitzen, da er Arbeit habe, die ihm einen größeren Verdienst in Aussicht stelle. Es komme nämlich das Triester Dampfboot und da verdiene er durch Betteln am Strande in wenigen Stunden mehr denn das doppelte. Freitags wolle er aber für zehn Piaster recht gern zwei Stunden sitzen. Der Mann in Lumpen speculirte äußerst umsichtig!

Frankfurt, den 26. October.

Concertanzeige.

Frau Charlotte Dreyfus von Paris hat sich in ihrem am vorigen Donnerstag im Musiksaal des Herrn C. A. André gegebenen Concert als eine Meisterin des von ihr zum erstenmal hier öffentlich vorgeführten Orgel-Melodions bewährt. Der einmütige Beifall, den das gewählte Auditorium reichlich spendete, galt zu gleichen Theilen der schönen Wirkung des Instruments, welches sich besonders zum Vortrag der modernen Opernmusik ganz trefflich eignet, und dem meisterhaften Spiel der Concertgeberin, die mit ebensoviel Geschmack und Eleganz wie Geschicklichkeit alle Vorzüge des Melodions geltend zu machen verstand. Auf mehrseitig geäußerten Wunsch hat sich Frau Charlotte Dreyfus entschlossen, ein zweites Concert zu veranstalten; dies zeugt am besten für den schönen Erfolg ihres ersten.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 27. October. Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in zwei Abtheilungen. Nach St. Georges und Bayard von C. Gollnick. Musik von Donizetti.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 258. Donnerstag, 28. October **1852.**

Liebe einer Nachtigall und einer Rose.

Novelle, mitgetheilt von L.

(Schluß.)

Als die Nachtigall wieder erwachte und die Rose sanft über sie gebeugt und noch zitternd vor Liebe und Schrecken erblickte, da war ihr erstes Gefühl Dank und ihr erster Gedanke, ihr den Verweis davon durch einen Kuß zu geben. Die Nachtigall blickte die Rose zärtlich an, die Rose nahm den Blick ängstlich auf. In diesem Augenblick rief die freie Nachtigall, die soeben den Gesang der Gefangenen wiederholt hatte, ihr von ferne ein melancholisches Lebewol zu. Der Ton war so schwach, daß selbst das Echo ihn nicht vernahm, aber Azyuth hatte ihn gehört: er stieß einen tiefen Seufzer aus und wendete sich langsam von der Rose weg. Diese verlor hierdurch alle Hoffnung und liebvolle müßsam die Worte: Du hast mich verlassen wollen, Azyuth? — Und du, Gul, du hast mich mit Gewalt zurückgehalten. Als dieses Wort gesprochen, war es um beider Liebe und Glück geschehen. Beide verwundet; das eine in seiner Freiheit, das andere in seinem gerechten Stolz, fanden die Kette, die sie an einander fesselte, gleich verhaßt. Die Nachtigall wurde heftig, fanatisch und bitter, sie sang mitunter ihr Mißbehagen mit einer so zornigen und so übelgelaunten Ironie, daß alle jungen Blumen des Gartens auf ihren Stengeln erzitterten. Die Rose blieb ruhig und sanft und verbarg still ihre Verzweiflung, aber die jungen Vögel, welche sie, die sonst so frisch und schön war, von Tag zu Tag mehr erblassen und verwelken sahen, wurden von Schmerz ergriffen und wagten nicht mehr, sich der Liebe hinzugeben. Wer wird nun noch glücklich sein, sprachen sie zu einander, wenn Gul nicht glücklich ist? Und also brachten sie ihre Tage in Trauer zu, nichts hoffend und nichts wünschend.

Eines Tages indessen schien die Nachtigall sich wieder zu beleben. Ihre Augen, welche fast immer geschlossen waren, öffneten sich wieder dem Tage und glänzten in ihrem alten Glanz, ihre Flügel breiteten sich weit aus und ihre Stimme, die sie ganz verloren zu haben schien, kam mit einemmal wieder. Als die Nacht erschienen war, fing sie an zu singen wie in den ersten Tagen, und wie damals, o wunderbar! sang sie Liebe. Die Rose erkannte die geliebten Töne und glaubte einen letzten Glücksstern aufgehen zu sehen. So lange die Nachtigall sang, schwelgte die Rose in süßen Träumen und als jene geendet, schlummerte sie ein.

Aber o Jammer! ihr Erwachen war ebenso traurig, wie ihr Schlummer heiter. Sie sah zwar die Nachtigall, wie Tags vorher, munter und belebt, aber sie merkte wol, daß sie die Ursache davon nicht war. Der Vogel hatte seine Augen unaufhörlich auf ein kleines Maßliebchen gerichtet, das auf der benachbarten Wiese erglänzte und unaufhörlich richtete er seinen Flug zu ihm hin, soweit die unsichtbare Kette es zuließ, unter lautem Geräusch des Verlangens und der Wut. Bei diesem Anblick konnte sich die arme Gul nicht länger halten. Warum, sprach sie zur Nachtigall, warum setzt du immer nach diesem Maßliebchen? — Weil es mir gefällt! war die Antwort. — Und warum kann es dir gefallen? Wegen seiner Schönheit? Bin ich denn nicht hundertmal schöner? Wegen seines Wolgeruchs? Aber es hat ja einen gemeinen und schwachen Geruch, während ich mit einer einzigen Bewegung meiner Blumenblätter den ganzen Garten mit Duft erfülle. Oder wegen seiner Jugend? Aber es ist im Frühling geboren und ich, ich habe mich im Sommer entfaltet. Sag' mir, was es an sich hat, um dir zu gefallen? — Ich weiß es nicht, aber ich liebe es. — Du liebst es! Und ich? — Du? dich hasse ich! — Alle Gefühle des beleidigten Stolzes, alle Qualen der Eifersucht, alle Schrecken der Verzweiflung bemächtigten sich mit einemmal des Herzens der unglücklichen Gul. Sie fühlte in demselben, daß sie sterben werde, und dieser Gedanke war ihr einziger Trost. Als sie aber zu dieser Ueberzeugung gekommen, beschloß sie mit Würde zu enden, und sich zur Nachtigall wendend, sprach sie: Ich will dich nicht mit Gewalt zurückhalten, ich verschmähe deine Liebe und gebe dir deine Freiheit zurück: Geh', du bist frei. — Die Nachtigall, über diese Ruhe und Festigkeit erstaunt, zauberte einen Augenblick, dann sagte sie: Alles hängt nicht von deinem Willen ab; ich habe dem Geist mein Versprechen gegeben. — So rufe ihn. — Von der lauten Stimme des Vogels angezogen, erschien der Geist. Was wollt ihr von mir? fragte er rauh. — Die Nachtigall und ich, antwortete die Rose, wollen nicht länger zusammenleben und bitten dich, die unsichtbare Kette, welche uns vereint, zu zerbrechen. — Unmöglich, sprach der Geist. — Und warum? — Weil ... — Aber wir lieben uns nicht mehr, unterbrach ihn die Rose. — Desto schlimmer. — Aber wenn du uns zwingst, bei einander zu bleiben, entgegnete die Nachtigall, so werden wir sterben. — So sterbe! antwortete der Geist verschwindend.

Die Rose erfüllte nur zu bald die Weissagung der Nachtigall. Nach wenigen Tagen verfiel sie in einen Zustand verzweifelnder Ermattung, ihre Farben erblaßten, ihre Blätter fielen eins nach dem andern ab, und ihr Haupt, sich von Stunde zu Stunde der Erde immer mehr zuneigend, schien ein Grab zu suchen. Keine Klage stieß sie aus, keine Thräne vergoß sie und ging ihrem Ende so ruhig entgegen, wie sie gelebt hatte. Als aber der letzte Augenblick gekommen war, da fühlte sich die Nachtigall, die mit immer wachsendem Schmerz den Fortschritten der Krankheit gefolgt war, von schrecklicher Verzweiflung ergriffen.

O Gul! rief sie unter lautem Schluchzen aus, ich bin es, die dich getödtet hat! Du, du hast mir Glück bereitet und ich, ich habe dir den Tod gegeben. O! wie elend und unglücklich bin ich! Warum mußte ich dir begegnen? Warum mußte ich

hierher kommen, um dieses sanfte und reine Leben zu vernichten? Ohne mich hättest du glücklich gelebt, meine theure Rose! Und doch liebte ich dich! ich habe nur dich geliebt. Ich weiß nicht, welch' schrecklicher Wahnsinn mich getrieben hat, dich zu martern, aber ich liebte dich. Kehre zurück, o kehre zurück ins Leben, und du sollst sehen, daß ich dich liebe. Kehre zurück, um glücklich zu sein! Kehre zurück, damit ich nicht auch sterbe, eine Beute der Gewissensbisse und der Verzweiflung. — Dank! antwortete das Haupt langsam erhebend die Rose, Dank dir für deine süßen Gesänge, aber sie erlönen nur, um meine letzte Stunde zu versüßen. Sie ist gekommen, ich fühle es wol; mache dir keine Gewissensbisse, es ist nicht deine Schuld, daß ich gelitten, es ist die Schuld dieses unglücklichen Landes. Wärest du nicht gezwungen gewesen, mich zu lieben, du hättest mich immer geliebt; ich fühle es, nicht das Herz, nein, die Freiheit hat dir zur Liebe gefehlt. Aber verzweifle nicht, wir werden uns in einer besseren Welt wiedersehen, wo unsere Seelen nicht gefesselt sind. Leb' wol, ich sterbe in deiner Liebe. Und mit einem himmlischen Lächeln sich über den befreundeten Vogel neigend, verschied sie.

In demselben Augenblick ließ sich ein Rauschen der Flügel vernehmen und der Geist schwebte über der Nachtigall. Du bist frei! rief er ihm zu. — Dank! antwortete der Vogel. Er vergoß keine Thräne, gab der Rose einen Kuß, schwang sich mit ausgebreiteten Flügeln in grader Linie doch über sie in die Luft und die Flügel plötzlich einziehend, stürzte er todt an der Seite der Freundin nieder. —

Als ich diese Geschichte beendet hatte, ergriff mich eine entsetzliche Angst, und ich eilte mit dem Papier in der Hand nach dem Zimmer Ulrichs. Er sagte: Die Rose ist todt, mein Freund. — Und die Nachtigall? — Morgen.

München aus der Vogelperspective.

(Fortsetzung.)

Suchte König Ludwig auf diese Weise die Gestalten der Vergangenheit in edlem Andenken zu halten, so vergaß er darüber doch auch nicht die Bedürfnisse der Gegenwart. Indem er dieselben aber bedachte, geschah es immer wieder mit jenem artistischen Tacte, der sein ganzes Leben auszeichnet. Welche herrliche Gebäude hat er nicht zunächst dem wissenschaftlichen Unterrichte gewidmet! Wie schön ist nicht die Universität im Vergleich zu den meisten Gebäuden, die in anderen Städten demselben Zwecke dienen! Wie herrlich macht sich die großartige Bibliothek! Sie muß man bedauern, daß die Akademie und das Theater schon vor der Wirksamkeit des Königs Ludwig ihre Gestalt gefunden haben, weil er sie ohne Zweifel geschmackvoller hingestellt hätte. Am besten bewährt sich das an der Post, an dem Kriegsministerium, an dem Salinenverwaltungsgebäude, am Blindeninstitut und am Eisenbahnhofe, sowie an manchen anderen öffentlichen Zwecken geweihten Häusern, die alle mehr oder weniger Muster der neuen Architektur sind und sämmtlich ihren Ursprung diesem königlichen Protector verdanken. Ueberdies sieht man mehre dieser baulichen Kunstwerke noch mit besonderen Gemälden und Sculpturen geschmückt, die durchaus geeignet sind, den Formen- und Farbensinn des Volkes zu bilden und zu schärfen. Wer sich dem Theater naht, — wer auf der Post zu thun hat, der gewahrt dort in den Vorhallen die kecken Gestalten der Roßbändiger, — wer im Hofgarten spaziert, erblickt unter den Arkaden die herrlichen italienischen Landschaften des großen Rottmann. Und so begrüßt den Einheimischen und Fremden auf Schritt und Tritt ein künstlerisches Gebäude, welches das Auge erquickt und das Herz erhebt. Wer ist im Stande, alles in einem Athem aufzuzählen?

Solche Vorbilder müssen ihre notwendigen Einflüsse ausüben. Der Ton, der hier von dem Staatsoberhaupte angeschlagen wurde, ist in alle Schichten der Bevölkerung hineingedrungen. In dem Sinne, wie der König die Ludwigsstraße begonnen hat, wurde sie trefflich fortgeführt. Die Paläste des Herzogs Maximilian in Baiern und des Herzogs von Leuchtenberg, die beide im italienischen Styl aufgeführt sind, reihen sich in die Façaden dieser prächtigen Straße, die zu den schönsten der Welt gehört. Aehnliche Privatwohnungen machen den Schluß. Ebenso findet man eine Menge der zierlichsten und stattlichsten Häuser in den neuen westlichen und nördlichen Revieren. Bald überraschen uns riesige romanische, bald anstrebende gothische Formen in neuen Combinationen und in geschmackvoller Anwendung. Selbst in die inneren Theile der alten Stadt findet die neue Epoche ihren Weg. So besitzt der Gasthof zur blauen Traube eine wirklich schöne gothische Façade. In wie fern die Kunst sich auch die inneren Räume des Privathauses zu erobern wußte, weiß ich nicht zu sagen. Mein Aufenthalt war zu kurz, um die kleinen Sammlungen zu besuchen.

Durchaus im Zusammenhang mit diesen schöpferischen Thätigkeiten stehen manche Anstalten, die ihren Ursprung ebenfalls dem König verdanken und die auch vom individuellen Standpunkt betrachtet der Stadt einen unberechenbaren Nutzen bringen. Ich erinnere hier an die Cigarrenfabrik, deren Arbeiten über ganz Europa gehen, an die Glasmalereianstalt, welche auch die von König Ludwig geschenkten Fenster für den Kölner Dom lieferte, und die Porzellanfabrik, welche ebenfalls ein artistisches Element in die Gewerbe trägt. Nicht minder hat sicherlich das Handwerk durch die Kunst gewonnen. Hier wird der Steinmetz zum Bildhauer und der Tischler zum Bildschnitzer. Und so geht es in alle Sphären hinein.

Aber muß ich nicht auch ein Wort über jenen herrlichen Künstlerkreis reden, der sich an einem Ort versammelte, an welchem der Kunst vor allen andern Städten des Vaterlandes ihr Recht wird? Man sage nicht, daß der König das Glück gehabt habe, diese Männer zu finden; er hatte das Bewußtsein, und deshalb kamen sie ihm zu. Wol waren diese Klenze, Gärtner, Ohlmüller, Ziebland, Metzger, Voit trefflich combinirende Architekten, wol stack in Schwanthaler ein riesig-schaffendes bildnerisches Talent, wol strotzte Cornelius von üppigem Genie, wol entwickelten H. Heß und Schraudolph ein tiefpoetisches religiöses Gemüt, wol cultivirte Kaulbach einen wunderbaren Schönheitssinn und eine scharfe Charakterstift, wol zeichneten sich Peter Heß und Monten als Schlachtenmaler aus, wol blüte in Schwind und Foltz die abgeklärte duftige Romantik, wol wußte Neureuther poetische Arabesken zu liefern. Aber aber wecke und ermutigte die Talente? Ohne Gelegenheit wären sie ebenso wenig zur Entwicklung gekommen, wie so mancher trefflich begabte Jüngling, der mit Anlagen für die höhere historische Kunst in Berlin und Düsseldorf verkümmerte. Was sich vielleicht einzig und allein selbständig in München hervorgethan hat, das ist die Oelmalerei, die nicht von oben herab, sondern von unten herauf aus dem Publikum ihre Nahrung sog und heutigen Tags allerdings bedeutende Erscheinungen aufweisen kann. Trotzdem ist dieser Zweig der Kunst in Düsseldorf zu einer höheren Blüte gediehen. Zu der baierischen Hauptstadt sieht man auf der Leinwand noch zu viele colorirte Zeichnungen, während man bei uns am Rhein längst angefangen hat, die Composition in die Farbe hinein zu denken und zu dichten, wie es freilich im viel höheren und im höchsten Maße vor Zeiten die Venetianer und die Niederländer thaten.

Uebrigens verkenne ich auch nicht die Schwächen der neuesten Kunstepoche in Baiern. Der Hauptfehler liegt darin, daß bei all diesem Werden und Entstehen zu sehr gehastet worden ist. Viele architektonische Werke sind deshalb auch wol nicht zu einer vollkommenen Reife gediehen. Wenn man dagegen hin und wieder einen total neuen Styl verlangen hört, so ist das eine Absurdität. Es sind nie große Sprünge in der Baukunst gemacht worden. Sie hat sich so organisch wie möglich entwickelt und ist auch wol in ihren Grundformen erschöpft. Was neues in ihr entsteht, kann wol nur durch neue geistreiche Combinationen der gegebenen Materie zu Wege gebracht werden. Daß dies aber in der baierischen Hauptstadt durch Anlehnung an die romanische Baukunst geschehen ist, scheint mir von glücklichem Verständnisse und richtigem Tacte zu zeugen. Auch an den Münchener Sculpturen bemerkt man eine zu große Eile. Ich muß wenigstens gestehen, daß nur Schwanthalers Werke aus der ersten Zeit mir einen wahrhaft künstlerischen Eindruck machen. Später haben sie einen kleinen Beigeschmack von Handwerk. Man denkt dabei an die Zeit, wo die Künstler in Deutschland noch zu den Gewerken zählten Verhältnißmäßig steht es mit der monumentalen Malerei noch am besten, obgleich auch hier arge Sünden gegen den wahren Geist der Kunst vorkommen. Nebenher muß ich hier bemerken, daß es unendlich zu bedauern ist, so viele treffliche Arbeiten an den Außenseiten der Gebäude zu erblicken. Das deutsche Klima läßt eine so südliche Art und Weise nicht zu. Alle diese schönen Werke gehen einem sicheren Untergange entgegen, denn sie können Wind und Wetter auf die Länge nicht ertragen. Auch in dieser Beziehung hat man sich wol übereilt, zumal da man fortfährt, solche Bilder zu schaffen, ohne den nagenden Zahn der Zeit an den früheren erprobt zu haben. Und doch ist solche Hast auf der anderen Seite eine Tugend. Es zeigt sich Mut und Energie darin, wenn man die Sache so unablässig anfaßt. Muß überdies nicht jeder Bauherr eilen, wenn er sein Werk fertig sehen will? **Hora ruit!**

(Schluß folgt.)

Friedrich Jahn.

Aus der Kölnischen Zeitung.

Der alte Jahn ist gestorben! Er hat es wol um das deutsche Volk verdient, daß es ihn nicht ohne ein Zeichen der Theilnahme, nicht klanglos zum Orkus hinabsteigen läßt. Er gehörte zu unsern öffentlichen Charakteren, zu den wenigen, die im ganzen Vaterland allgemein gekannt werden, und darf man hinzusetzen, nicht unverdientermaßen. In einer Zeit, wo auch das letzte äußere Band, welches die deutsche Nation noch lose zusammenhielt, das heilige römische Reich deutscher Nation, aufgelöst wurde, gehörte Jahn zu denen, welche in ihrem Herzen aus den Trümmern der Vergangenheit ein geistiges Vaterland aufzerbauten, das in die Erscheinung zu führen ihnen der wahre Zweck des Lebens für jeden ächten Deutschen däuchte.

Friedrich Ludwig Jahn war geboren im Jahr 1778, als der Sohn eines Predigers in Pommern, einer Landschaft, deren Bewohner es mit den alten Göttern gemein haben, daß man von ihren Leibern eine bessere Meinung hegt als von ihren Geistern. Doch waren Pindar und Epaminondas Böotier, und auch Pommern hat viele herrliche Helden und Dichter erzeugt. Es ist ja auch nichts natürlicher, als daß in gesunden Leibern eine gesunde Seele gedeiht, und dieser Spruch ist grade für Jahn zu dem leitenden Gedanken seines Lebens geworden.

Obgleich seine Jugend in eine Zeit fiel, wo der Freiheitsdrang von Frankreich aus sich verbreitete, so begeisterte ihn doch von früh auf am meisten der Gedanke an das große Vaterland. Auf den Universitäten, wo er studirte, arbeitete er überall an der Unterwühlung der Landsmannschaften. Als dann ganz Deutschland von Napoleon unterjocht wurde, ward er vom heftigsten Zorn über die Schmach des geliebten Vaterlandes und von dem glühendsten Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt. Der Haß gegen alles Ausländische, das Wälsche, wie man es damals nannte, wuchs ganz natürlich, wie der Dorn neben der Rose, neben der Liebe zu allem Deutschen. Diesen Haß anzufachen ließ sich Jahn durch Rede, Schrift und That angelegen sein, namentlich bei der Jugend, deren Erziehung er sich gewidmet hatte. Er wollte aber vor allem die Leiber erziehen und stählen, damit daraus ein kräftiges Geschlecht erwachse zur Befreiung des Vaterlandes. Leibesübungen waren schon durch Salzmann und Gutsmuths bei der Erziehung der deutschen Jugend wieder eingeführt; aber Jahn machte daraus eine Nationalangelegenheit. Er nannte es immer Turnen, und legte 1810 auf der Hasenhaide bei Berlin den ersten Turnplatz an.

Die Sache kam seltsam in Schwung und wir müssen Jahn dankbar sein für die neue Richtung. Freilich, hätten wir gleich den Engländern eine Nationalerziehung, welche von den ersten Lebenstagen an vor allem auf Gesundheit und Stärkung des Körpers gerichtet ist, so würden wir ein solches außergewöhnliches Recken und Strecken weniger bedürfen. Leibesübungen waren in Deutschland ursprünglich das einzige, bis zu Ende des Mittelalters das vornehmste Stück der Erziehung. Aber seit die lateinischen Schulen auftamen, ward nur noch der Geist gepflegt, und zwar, vom Leben abgetrennt, lediglich in den todten Sprachen. Neuerdings wurden nun freilich noch viele Gegenstände in den Unterricht gezogen, dabei aber der Geist immer mehr auf Kosten des Körpers überbürdet. Da war es sehr dankenswert, daß durch das Turnen die Jugend wenigstens einige Stunden von Stubenwacht und Dienpacht ins Freie gelockt und zum frischen Leben in der Gegenwart aufgemuntert wurde.

Das Turnen hatte unter Jahn von Anfang an einen politischen und nationalen Zweck gehabt und seine auffallende Persönlichkeit trug dazu bei, jenes Wesen in Schwang zu bringen, das man deutschtümlich nannte. Mit dem langen Haar, dem kurzen Rock, dem Barett und so weiter war es nicht getban; die Söhne Teut's mußten auch alle Entartung, die verkünstelten Sitten und allen wälschen Tand von sich abstreifen. Sie nannten das frisch, fromm, fröhlich und frei, die Philister aber, „die den Teufel wissen, was Freiheit heißt“, nannten es roh und grob. Und als die Turner zu Burschen auf den Hochschulen wurden, ward die Regierung unruhig und ließ in übertriebener Angst 1819 die Turnplätze schließen. Jahn selbst wurde in die demagogische Untersuchung verwickelt; doch ward es ihm besser, als dem ehrenfalls unschuldiger Weise verdächtigten E. M. Arndt. Das Oberlandesgericht in Frankfurt an der Oder fällte das Erkenntniß, daß Jahn von der Anschuldigung, durch freche Aeußerungen über die bestehende Verfassung und Einrichtung des preußischen Staates Mißvergnügen und Unzufriedenheit erregt zu haben, frei zu sprechen sei.

Auch durch seine Schriften suchte Jahn das deutsche Volkstum zu kräftigen. Er wollte die Sprache von allem Wälschen reinigen und frischte die kernigen Ausdrücke unserer Väter auf, — ein Streben, welches sehr löblich ist, wenn die Wörter so sparsam und mit Wahl eingemischt werden, wie bei Lessing, Möser und Goethe. Jahn vergaß die Regel der Corinna, daß man mit der Hand säen müsse und nicht mit dem ganzen Sack. Aus allen Ecken und Enden fegte er die alten knorrigen Worte zusammen, daß man vor Staub fast blind ward. Viele derselben waren für die meisten gradezu unverständlich. Es half

nicht zur Verständlichkeit, daß er den Titel eines Schriftchens gegen seinen ehemaligen Schüler Leo: „Tachtein, ausgetheilt an Heinrich Leo", wolfsandshalber verwandelte in „Leuwagen für Heinrich Leo". Denn wie viele wissen, was die Hamburger Dienstmädchen unter einem Leuwagen verstehen? Es ärgerte ihn, als nach den Julitagen die Franzosen wieder soviel von Freiheit rumorten, und er schrieb gegen deren deutsche Nachbeter 1833 seine „Merke zum deutschen Volkstum".

Im Innern wie im Aeußern unverändert, lebt Jahn zurückgezogen zu Freiburg an der Unstrut. Doch war es ihm beschieden, die Hoffnungen seiner Jugend noch einmal im Alter durchzuleben. Er ging nach Frankfurt als Abgeordneter des deutschen Volks, um dem einigen Deutschland eine Verfassung zu geben. Doch ward Vater Jahn von seinen Turnern anfangs hoch gefeiert. Wenn man aber zu sagen pflegt, daß die Revolution wie Saturn ihre Kinder verschlinge, so wäre hier umgekehrt Vater Jahn bald von seinen ungerathenen Kindern verschlungen worden. Nach den Gräueln im September 1849 war er sehr erbittert gegen das ganze Treiben der Linken und schrieb den Republikanern einen derben Absagebrief. Desto eifriger ward und schrieb er für das Erbkaiserthum. Damals hatten wir oft das Vergnügen, ihn zu sehen. Die deutsche Zeitung, welche für das Organ der Mehrheit der Versammlung galt, ward von den meisten Mitgliedern der Partei nur durch Kritik unterstützt. Jahn gehörte zu den wenigen, welche selbst die Feder ansetzten. Seine kurzen, drolligen Ansprachen haben viele erbaut und alle belustigt. Wir sahen ihn immer gern eintreten, den kräftigen Alten, mit seinem weißen wallenden Bart und seinem ganzen seltsamen Aufzug. Er war kein Freund der Reinlichkeit; man merkte es ihm an, daß er niemals zu wirthschaften oder eine würdige Häuslichkeit zu gründen verstanden hatte, und mußte manche Schwäche übersehen. Aber er war doch eine eigentümliche Erscheinung. Er sprach so übersprudelnd, wie er schrieb, und floß über von tausend Schnurren. Er hatte das Privilegium, grob zu sein, und war nicht faul, es zu benutzen. Man sah aber, es war dem Mann Ernst. Er liebte sein Vaterland und hoffte darauf. Es verdrießt uns immer, wenn die liebe Jugend über einen Mann wie Jahn die Achsel zuckt und sich über ihn mit den Worten: Er hatte sich längst überlebt! hinwegzusetzen glaubt. Wir sind noch lange nicht angekommen, wohin uns Jahn haben wollte! Voluit, quiescit.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Von Berthold Auerbach, der auf der Rückkehr aus Schwaben, wo er den Sommer zugebracht, nach Dresden einige Tage hier in Frankfurt verweilt hat, wird in den nächsten Wochen bei Bassermann in Mannheim ein dritter Band „Dorfgeschichten" erscheinen, gewiß vielen Lesern eine willkommene Botschaft.

Eduard Devrient ist am 25. October als Director des großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe feierlich in sein Amt eingeführt worden. Er richtete bei diesem Anlaß eine warme und kräftige Ansprache an die Mitglieder seiner Bühne. Deutschland sehe auf das, was jetzt hier begonnen werde; die großen Erwartungen, die man davon hege, zu erfüllen, liege in ihrer Hand. Um dahin zu gelangen, sei vor allem nötig, daß der Einzelne seine vermeintlichen Sonderinteressen dem Gesammtinteresse der Kunst, dem einzig maßgebenden, unterordne! — Allerdings, das ist's! Wenn man sich's nur überall merken wollte!

Der bekannte englische Geschichtschreiber Thomas Carlyle hat während eines längeren Aufenthaltes in Berlin Studien über Friedrich den Großen gemacht, da er, wie es heißt, ein größeres Werk über das Leben des Königs herauszugeben gedenkt.

Richard Wagner's „Tannhäuser" ist am 6. October in Breslau, wie man hört, mit großem Beifall aufgenommen worden. In Berlin ist außer dem Tannhäuser auf Empfehlung der Prinzessin von Preußen auch der „Lohengrin" angenommen.

Tabletten.

*** In Berlin streicht man die Tauben als Papageien an oder bringt ihnen den Farbestoff auf irgend eine witzigere Weise in die Federn. Die Tauben können aber auch selber witzig werden. In London brachte man neulich eine Briefstaube mit der Eisenbahn fort, damit sie mit Coursnotirungen oder Liebesbriefchen zurückfliegen solle. Die Taube aber hat das Ding gemerkt und denkt, daß du ein Narr sein wirst und deine Flügel anstrengen. Wie du gekommen bist, kannst du auch wieder gehen; sucht sich den Eisenbahnhof auf und fährt, erste Klasse, aber oben auf dem Dach, mit dem Brief nach Hause.

Frankfurt, den 26. October.

Concert des Frankfurter Liederkranzes.

Unter den Concerten, mit welchen der brausende Winter seinen langen Reigen eröffnet, verdient die Aufführung des Frankfurter Liederkranzes, am Dienstag der nächsten Woche, gewiß eine besondere Berücksichtigung. Abgesehen davon, daß der dadurch geforderte Zweck einer Stiftung gilt, welche in ihrer segensreichen Wirksamkeit der kräftigsten Unterstützung wert ist, so muß man es auch noch rühmend anerkennen, daß der Liederkranz durch ein schönes und reichhaltiges Programm das Interesse gründlich zu fesseln sucht. Dies tritt uns auch jetzt wieder entgegen, indem den gediegenen und classischen Concertstücken, welche zur Aufführung kommen, der weitere Reiz beigefügt ist, daß sie von tüchtigen Kräften vorgetragen werden. Auch hier selbst war man bemüht, Neues und Fesselndes zu bieten, und es ist dem Liederkranz gelungen, neben den tüchtigen einheimischen Künstlern auch auswärtige musikalische Notabilitäten für seine Zwecke zu gewinnen. So steht uns diesmal der Genuß bevor, von Herrn Concertmeister Müller in Darmstadt einige Nummern auf dem Contrabasse zu hören, von denen besonders die von demselben auf den Contrabaß übertragene weltberühmte Alary-(Sontags-) Polka nicht wenig beitragen wird, die Hörer zu elektrisiren. Außerdem werden Kennern wie Liebhaber der Musik durch ein herrliches Quintett von Mozart, durch zwei großartige Chöre aus Mendelssohns „Oedipus", ein ungarisches Trinklied u. ihre vollste Befriedigung finden. Möge diese Concertaufführung und die Stiftung selber einer recht warmen und zahlreichen Theilnahme dringend empfohlen sein, ein würdiges Vorspiel bilden zu der festlichen und gastlichen Feier, welche der Verein im Laufe dieses Winters durch sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum begehen wird.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 28. October. Eine Familie, Schauspiel in fünf Abtheilungen.

Freitag den 29. October. Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Hermannstadt", bearbeitet von G. Gollmick. Musik von Kreutzer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 259. Freitag, 29. October **1852.**

Zwei Schiffe.

Eine Erzählung im Waggon.

Es war in einem Coupé, in welchem nicht geraucht wurde und dessen sämmtliche Plätze von fünf Damen und drei Herren genommen waren.

Ich weiß nicht, meine Damen, ob Sie meiner Meinung sein werden, sagte einer von den Herren, ein vornehm aussehender Mann, der schon ziemlich bei Jahren schien und dessen milder Gesichtsausdruck bei seinem sonst sehr ernsten Wesen auf ein erfahrungsreiches Leben deutete; aber weil Sie sich so viel von Unglücksfällen aller Art erzählen, so muß ich behaupten, daß ein positives Unglück nicht so tief schmerzt als ein zufällig versäumtes Glück. Einen Besuch nicht gemacht, eine Reise unterlassen zu haben, weil nichts dazu nötigte, und dann erfahren, daß man dadurch der Erfüllung seines höchsten Lebenswunsches aus dem Wege gegangen, das erzeugt, wenn nicht die bitterste, doch die melancholischste Reue, eine Reue ohne Schuld. Man wütet blind gegen das Geschick, daß es nicht lieber einen offenen Raub beging, daß es als tückischer Dämon ein kurzsichtiges Menschenherz um sein liebstes Gut hinterlistig betrogen hat. Das Unglück erschöpft sich und hat wie jede Wirklichkeit seine Grenzen, unerschöpflich aber ist die Fantasie, ein nahe an uns vorübergegangenes Glück mit den reizendsten Farben auszuschmücken, und es wird dadurch ein grenzenloser Verlust.

Ich wohnte vor mehr als zwanzig Jahren in der Schweiz in der Nachbarschaft eines Engländers, der den Spleen hatte. Das interessirte mich anfangs nicht sonderlich, da diese Krankheit gewöhnlich mehr in klimatischen Einflüssen und physischen Störungen als in psychischen Erlebnissen ihren Grund hat und zudem von den damit behafteten Albionssöhnen mit einer Lästigkeit förmlich zur Schau getragen wird, die das aufkeimende Mitleid ertödtet. Hier war es anders, wie ich erst spät erfuhr, als er mein Mitleid längst nicht mehr nötig hatte; es war eine gerechtfertigte Melancholie, eine Trauer um versäumtes Glück.

Der Engländer hieß Arthur Gibbon und hatte sich im britischen Seedienst bis zum Fregattencapitän aufgeschwungen. Als er noch einen untergeordneteren, aber doch immer den Rang eines Befehlshabers bekleidete, erkrankte er heftig grade in dem Augenblicke, da sein Schiff den Hafen einer amerikanischen Stadt erreicht hatte, wo es einige Zeit bleiben sollte. Zum Glück besaß er in der Nähe dieser Stadt einen Freund seines Vaters, den Besitzer eines ausgedehnten Landgutes, der sich glücklich schätzte, den kranken Capitän bei sich empfangen und ihm alle denkbare Pflege angedeihen lassen zu können. Der Gutsbesitzer, der, wie ich genau erfahren sollte, Binet hieß, war Familienvater und sein ältester Sohn Georg bereits Bräutigam einer Miss Jessie, der Tochter eines sehr verarmten Kaufmanns, welcher jetzt bei Binet Beschäftigung fand.

Georg Binet hatte sich heftig in die schöne Jessie verliebt und obgleich der Vater eine in Bezug auf Rang und Vermögen ansehnlichere Wahl gewünscht hätte, wollte er doch nicht den Grausamen spielen und glaubte mit der Einwilligung das Glück seines Sohnes gegründet zu haben. Dieser war kaum verlobt und dadurch seines Besitzes gewiß, als seine Leidenschaft von einer andern gekreuzt wurde, die bisher unterdrückt um so heftiger hervorbrach, von der Leidenschaft des Spieles. Da dieser auf dem Lande nicht leicht zu fröhnen ist und sie überdem geheim gehalten werden mußte, so war Georg unter allerlei Vorwänden tagelang von seiner Braut abwesend. Jessie schien dies nicht besonders zu beklagen und so wurde auch von den andern auf die öftere Abwesenheit kein merkliches Gewicht gelegt.

Der kranke Capitän erholte sich nach und nach und brachte in dem Familienkreise Binets, zu welchem nun auch Jessie mit ihren Eltern gehörte, traufliche Plauderstunden hin. Je mehr wolthätige Ruhe aber sein Körper genoß, desto unruhiger wurde sein Gemüt und kurz — um bei dieser wahrhaften Geschichte nicht in die Schilderung eines Romanschreibens zu verfallen — er faßte eine tiefe und gewaltige Liebe für Jessie. Das konnte bei diesem Manne, der alle Art von Leben durchgemacht und nun auf der Mittagshöhe seiner Laufbahn angelangt sich bereits nach einem stillen Hafen umsah, keine Laune und kein flüchtiger Eindruck sein. Er sagte sich, dies wäre das Weib, das ihm die Vorsehung bestimmt habe. Wie aber hoffen oder auch nur ein Geständniß wagen? Sie war die künftige Schwiegertochter seines Gastfreundes. Und Jessie selbst blieb so ernst und wie unnahbar in ihrem Benehmen gegen ihn, daß er sich nicht einmal zu fragen wagte, ob sie ihren Bräutigam auch wirklich liebe. Liebe schien überhaupt bei diesem so marmorkalt erscheinenden Wesen nicht in Betracht zu kommen, sie faßte vielmehr, wie man glauben mußte, ihr Verhältniß zu Georg als eine heilige Pflicht gegen ihre Eltern auf, die dadu ch glücklich würden, als einen Beruf, der nur um so treuer erfüllt werden müßte, wenn ihm die innere Neigung nicht ganz entsprechen sollte. Doch war auch hierüber für den Capitän keine Klarheit zu erlangen.

Nach vier Wochen Aufenthalt bekam das Schiff des Capitäns Befehl, nach dem grünen Vorgebirg zu segeln und auf Piraten Jagd zu machen. Er schied mit einem ungeheueren, unaussprechlichen Schmerz in der Brust von Jessie, auf den Lippen jedoch das conventionelle Lächeln und die herkömmlichen Glückwünsche für die bevorstehende Vermälung. Auf hoher See durfte er wenigstens im Tosen des Sturmes ungehört ihren Namen schreien oder in das Segelwerk erfinderische Beziehungen zu seiner Liebe verweben.

Anders jedoch, als er vorhersehen konnte, gestaltete sich das Schicksal Jessie's. Die Spielsucht ihres Bräutigams führte eine Katastrophe herbei, die nicht nur das Vermögen in Anspruch nahm, das dem jungen Binet von seinem Vater bestimmt war, sondern auch diesen veranlaßte, unter dem nur zu glaub-

lichen Vorwand, daß Georg noch zu jung und zu leichtsinnig für die Ehe sei, die beabsichtigte Verbindung mit Jessie aufzulösen, die ohnehin von Anfang an seinen Beifall nicht gehabt hatte. Jessie nahm diese Erklärung, welche ihr die bestürzten Eltern mittheilten, die zuerst davon unterrichtet wurden, mit einem eigentümlichen Lächeln auf, das zwischen Freude und Verachtung schwebte. Sie drang in ihren Vater, nicht länger an diesem Ort zu bleiben, sondern eine Aussicht zu ergreifen, die sich ihm auf einer der spanischen Colonien eröffnete. Von Georg nahm sie keinen Abschied, den er auch aus Scham nicht suchte, und bald schwammen trotz einer nicht eben günstig sich anlassenden Jahreszeit Vater, Mutter und Tochter auf hoher See, am Bord der Kriegsbrigg Penthesilea.

Der Capitän Arthur Gibbon hatte indessen mit seinem Fahrzeug, dem Delphin, reiche Prisen erbeutet, so daß sich der ihm gebürende Antheil schon auf ein ansehnliches Vermögen belief; dazu stand seine Beförderung in gewisser Aussicht, so daß er sich wol einen Glücklichen hätte nennen mögen, wenn diese äußern Begünstigungen des Geschickes ihn nicht einen unersetzlichen Verlust um so tiefer hätten empfinden lassen, je mehr er gegenwärtig in der Lage gewesen wäre, das Leben des geliebten Wesens mit Freude zu erfüllen. Er sprach zu seinen Vertrauten unter den Offizieren des Schiffes von seinem Plan, den Dienst gleich bei der Rückkehr nach England aufzugeben, ohne den darüber Verwunderten die wahre Ursache zu enthüllen. Eine tiefe Melancholie zehrte schon jetzt an seinem Gemüt, auf eine tiefe Hoffnungslosigkeit gegründet.

(Schluß folgt.)

München aus der Vogelperspective.

(Schluß.)

Betrachtet man alle diese Schöpfungen — und ich habe noch eine große Menge durch das Land zerstreute künstlerische Werke, wie die Walhalla in Regensburg, die Dome in Bamberg und Speyer, das etruriſche Haus in Aschaffenburg, unbeachtet gelassen — im Zusammenhang, so hat man alle Ursache zu staunen. Noch mehr aber ist dies der Fall, wenn man hört, daß diese sämmtlichen Werke mit verhältnißmäßig geringen Kosten aufgeführt sind. König Ludwig hat sich nie verbaut, denn er ist gegenwärtig, wie ich aus sicheren Quellen hörte, ein sehr reicher Mann. Wenn er dabei, um zu seinem Ziel zu gelangen, an manchen andern Seiten gespart hat, so wird ihm das jeder verständige Mann nicht allein verzeihen, sondern auch nachrühmen. Auf dem Gebiet der Kunst kannte er keine Kargheit. Der Geizige verbirgt sein Gold und hält allen Besitz heimlich; der Herr vom Baierlande aber zeigt in der generösesten Art seine Kunstwerke dem Volk und dem besuchenden Fremden. Jedermann darf täglich an diesen gehäuften Schätzen das Auge erfreuen, das Herz erquicken, den Geist bilden. Welcher Nutzen dadurch dem Lande erwächst, das zeigt sich jetzt auch schon in recht augenscheinlicher Weise. Seit München durch seine Eisenbahn leichter zu erreichen ist, strömen die Fremden von allen Ecken nach der baierischen Hauptstadt und bringen den Bewohnern reiche Mittel ins Land. Mit dem Ruhm der Stadt ist aber auch die Liebe zu dem alten König wunderbar gewachsen. Seine Popularität ist gegenwärtig merkwürdig; besonders seit der Enthüllung der Bavaria soll sie sich in der auffallendsten Weise geoffenbart haben. In der That kann ein Loblied auf den Urheber einer solchen Kunstepoche auch nicht leicht zu lobend klingen. Die anderen deutschen Stämme mögen das Baierland um einen Fürsten beneiden, der also in seinen Werken fortlebt. Man darf solche Dinge auch aussprechen, ohne die Besorgniß zu hegen, daß sie wie Lobhudeleien klingen. Was ich hier sage, gilt dem kunstsinnigen Herrscher, der überdies die Krone niedergelegt hat. Und dann bin ich auch kein Baier. Also alles in allem: das neue München ist eine der schönsten Dichtungen! Dank dem Künstler!

Auf solchen Bahnen dem Vater zu folgen, wird dem Sohn überaus schwer werden. König Max scheint das auch einzusehen und seine Aufmerksamkeit auf andere Richtungen geistiger Thätigkeit zu lenken, ohne deshalb die bildende Kunst zu vernachlässigen. So wie es jetzt aussieht, hat er hauptsächlich die Literatur und die Wissenschaft im Auge. Als ich Justinus Kerner in Weinsberg besuchte, konnte mir dieser nicht genug rühmen, wie freundlich und liebenswürdig er im vergangenen Winter in den Privatzirkeln des baierischen Hofes aufgenommen und wie herzlich human er dort behandelt worden sei. Daß der dänische Dichter Andersen während des letzten Sommers ebenfalls die freundlichste Aufname dort fand, haben wir in der Augsburger allgemeinen Zeitung gelesen. Die Stellung des geheimen Legationsrats Dönniges, des trefflichen Uebersetzers der altschottischen und englischen Balladen, zu dem jungen Regenten ist zu bekannt, als daß ich besonders darauf zurückkommen sollte. Auch der frische, prächtige Sänger der baierischen Gebirgslieder, Freiherr v. Kobell, steht in den freundlichsten Beziehungen zum Hof. Jedenfalls offenbart sich in diesen Dingen die Vorliebe des Königs für die Literatur.

Viel eclatanter hat sich dieselbe indessen durch die Berufung Franz Dingelstedts als Intendanten des Hoftheaters erwiesen. Daß, wie in Wien, auch in München diese Stelle nicht mehr durch ein Mitglied der Aristokratie des Blutes, sondern des Geistes besetzt ist, kann man jedenfalls als einen bedeutenden Fortschritt ansehen. Dingelstedt, der Philologe von Fach, vorzugsweise aber ein geistreicher Kritiker und feiner, geschmackvoller Dichter, ist übrigens ganz und gar der Mann, der an einen solchen Ort paßt. Wer zu lehren, zu beurteilen, zu schaffen versteht wie er, und dabei ein so elastisches, erregbares und erregendes Naturell besitzt, der darf sich getrost die Regelung einer Bühne zutrauen. Und daß dies von seiner Seite mit dem besten Erfolg geschieht, davon habe ich mich in der Tragödie, dem Lustspiel und der Oper vollkommen überzeugt. Sterne der ersten Größe sind heuer auf der deutschen Bühne kaum vorhanden, auch München entbehrt sie, aber es hat tüchtige und, was mehr sagen will, trefflich geschulte Kräfte. Ich habe an Immermann denken müssen, dem es auch stets darauf ankam, die Dichtung im Sinn des Dichters zu geben. Ebenso schneidet Dingelstedt aus ganzem Holz. Er läßt es nicht zu, daß der eine oder andere sich auf Kosten des Stückes breit macht. Hier gilt es organisch zusammenspielen und die Intentionen des Poeten ans Licht stellen, was denn auch immer einen sättigenden und erquickenden Eindruck macht. Dabei ist das Repertoir trefflich. Ich sah die „Adrienne Lecouvreur" von Scribe, die „Irrungen" von Shakespeare, den „Proseten" und die „Regimentstochter" und las das Repertoire, das für die nächsten Tage die „Donna Diana", den „Don Juan", „Viel Lärm um Nichts", überhaupt lauter treffliche Dichtungen enthielt. Und dabei heben sich die Finanzen des Theaters. So ist der Beweis geliefert, daß keine Albernheiten nötig sind, um das Publikum zu fesseln. Bei diesem hat Dingelstedt übrigens die offenbarste Sympathie; denn ich hörte, daß sich im Parterre und in der Kneipe mancher Unbekannte mit Theilnahme über den jetzigen Stand der Bühne aussprach. Möge die Stellung des Dirigenten fester sein, als es manche Gerüchte vermuten lassen! Er wird sicher zum Nutz und Frommen der bisher arg verlassenen deutschen Dramaturgie wirken.

Dieselbe Vorliebe für literarische Erscheinungen liegt auch wol der Berufung Emanuel Geibels als Honorarprofessor zum Grund. Mag man nun die Bewunderung für die jedenfalls wunderbar geformten Lieder dieses Dichters theilen oder nicht, immerhin muß man seine innige Freude an einer solchen zarten Aufmerksamkeit haben; denn Geibel hat doch wahrhaftig ein ganz anderes Verdienst um Sprache und Versbau als hundert Perrücken, die sich mit unfeiblichen Mienen auf ihren Lehrstühlen spreizen und Kritik üben, ohne je einen harmonischen Satz geschrieben zu haben. Auch unser trefflicher Landsmann Karl Simrock, der beste Epiker der Gegenwart, dessen Anerkennung leider nicht genug gewürdigt worden ist, erhielt einen Ruf nach München, den er aber nicht angenommen hat. Und doch wäre unter den Nibelungenbildern vielleicht ein besserer Platz für ihn und seine Gelehrsamkeit gewesen als in Bonn, wo ihm schwerlich die Anerkennung zu Theil wird, die er verdient. Jedoch wer kann gegen das Heimatgefühl an? Er liebt den Rhein zu sehr, mit dem all seine Anschauungen verwachsen sind. Daß Oskar von Redwitz vorgezogen hat, Professor an der Universität von Wien zu werden, dazu kann sich, wie mir scheint, sein Vaterland gratulieren, zumal da er jetzt schon einen zweijährigen Urlaub zu nehmen für gut fand; um „durch Gottes Gnade, die ihm schon so vieles gelingen ließ," das christliche Drama in die Höhe zu bringen. Sollte es ihm nicht auch ein wenig schwer werden zu lehren, zumal da er noch viel zu lernen hat?

Ungleich wichtigere erscheinen mir zwei Berufungen, die ebenfalls der Universität vorzugsweise zu gut kommen. Sie gelten beide den Naturwissenschaften, die heutigen Tages das Leben mehr oder weniger beherrschen. Vor allen ist hier Liebig zu nennen, der eine Ehre des Vaterlandes, eine Sonne der Wissenschaft, ein Schatz für die ganze Welt ist. Was Gießen bis jetzt als Universität war, das war es hauptsächlich durch ihn. Er hat die großherzoglich hessische Hochschule bevölkert, sie verliert mit ihm ihre beste Lebenskader. So wird er auch München jetzt zum Mekka aller chemischen Gläubigen machen. Unsere jungen Naturforscher werden sammt und sonders den Pfad dahin einschlagen. Welchen Wert und welche Wichtigkeit aber diese Wissenschaft hat, und welche Stellung Liebig in ihr einnimmt, das läßt sich in einem Feuilleton nicht auseinandersetzen. Die andere Berufung betrifft Pfeuffer, den beidelberger Kliniker, der sich als Lehrer der praktischen Medicin einen trefflichen Ruf erworben hat. Sehr wünschenswert wäre es indeß, wenn die Vorstufen zur Arzneiwissenschaft von ähnlichen berühmten Namen gezeigt würden. Ein Anatom wie Henle hätte nicht schaden können. Auch dürfte es Wunder thun, wenn man ein Stück der Wiener pathologisch-anatomischen Schule nach München verpflanzte und auf diese Weise dem Herzen von Deutschland näher brächte.

Was ich hier aufgeführt habe, das sind vorläufig nur Keime. Hoffentlich wird aber ein ganzer Garten, in welchem der Geist seine Blüten treibt, daraus erwachsen. Die Wissenschaft ist eine kosmopolitische Sache. Wo sie auch aufblühen möge, man mag sich darüber freuen, wenn man innerlich den Wunsch hegt, daß sie zunächst im engeren Vaterland ihre Freistätten finden möge. Leider ist das aber augenblicklich nicht der Fall, auch ist nicht viel Aussicht vorhanden, daß sobald eine Aenderung eintreten werde. Die meisten deutschen Universitäten leiden an Marasmus senilis, ihre Lehrstühle sind von Staatshämorrhoidarien besetzt. Wenn das nun zwar im ganzen beinahe immer so gewesen ist, so hat es doch in Deutschland auch fast nie an solchen Sitzen gefehlt, wo der Geist sich in freien Federn tummeln durfte. München stand schon einmal in dieser Reihe. Hätte sich König Max vorgenommen, den wissenschaftlichen Bestrebungen in diesem Sinn eine Arena zu öffnen, so würde er sich sicher bald in der schönsten Weise belohnt sehen. Es geiellte sich zur Kunstblüte eine Blüte der Wissenschaft, die dem Lande den entschiedensten Nutzen brächte! Ganz Deutschland votirte ihm den gerechten Dank; die Geschichte mußte ihm den verdienten Kranz flechten!

Aber jetzt genug von Kunst und Wissenschaft! Ich thue aus dem ernsten noch einen Blick in das lachende München. Wer an die Sitten und Gebräuche des Vaterlandes über der Mainlinie gewohnt ist, der ist nicht wenig erstaunt, wenn er hier die Gärten, Kaffeehäuser und Kneipen besucht. Wie wirrt und schwirrt da alles kunterbunt durcheinander, hoch und niedrig, vornehm und gering, der Mann des Standes und der Mann des Volkes, der Gelehrte und der Krämer, der Künstler und der Handwerker, ohne sich im mindesten zu hemmen oder zu genieren! Wir Rheinländer, die wir auch unserm Naturel nach halbe Süddeutsche sind, haben unsere Freude an dieser Ungezwungenheit. In Norddeutschland gibt es zu viel Standes- und Kastengeist. Wenn die Leute sich hier ausspannen, sind sie vor allen Dingen Menschen. Ein Blick in solche Verhältnisse hinein ist aber immer erquicklich. Auch freut es einen, allerwärts diesen mächtigen Durst, dem es auf einige Stübchen Bier mehr oder weniger nicht ankommt, und diesen unstillbaren Appetit, der Würstel über Würstel und Knödel über Knödel vertilgt, zu beobachten. Dieses Volk mit den roten, blühenden Gesichtern, dem starkgegliederten Leibesbau und dem wolwollenden Aussehen, der übrigens nicht davon zeugt, daß sich hier, wie Platen es von Florenz liebt, die Mütter an den reigend und schön gebildeten Kunstwerken verseben haben, leidet nicht an der Galle und an der Leber. Freilich könnte ein bischen mehr Geist dabei sein. Aber die Ursprünglichkeit und Natürlichkeit der Leute, die hier nicht schienen wollen, was sie nicht sind, gefällt dennoch. Wie gern sieht man diese lachenden Züge auch im Volkstheater, welches ich besuchte, um den alten Wiener Staberln zu sehen! Ein unanständliches Gelächter auf lauter ferngesunden Mienen! Beim Himmel, so etwas ist auch hübsch! Und ein prächtiges Mittel gegen die Melancholie ist es dazu. Sicher thut es nicht allein die Alpenluft, daß man in München so viel Hunger und Durst und dabei einen guten Humor hat. Ich wenigstens glaube, daß das Beispiel ansteckt.

Das sind so ziemlich die Eindrücke, die ich während eines fünftägigen Aufenthalts in der Residenzstadt München gesammelt habe. Freilich könnte ich auch noch mancherlei von interessanten Persönlichkeiten erzählen, mit denen ich viele schöne Stunden verlebte, für welche ich denselben recht dankbar bin; ich halte es indessen für besser, auf objectivem Grund und Boden zu bleiben. So setze ich mich höchst befriedigt eines schönen Morgens auf die Eisenbahn, wobei ich mich noch besonders freute, daß ich sowol in dem trefflichen baierischen Hof, wo mir nichts abging, wie anderwärts so billige Zeche gehabt hatte.

Im September 1852. W. M.

Briefe.

87.

[*] **Aus Thüringen**, 25. October.

Ludwig Bechsteins Märchenbuch.

Soeben erschient, während die dritte Lieferung seines „deutschen Sagenbuchs" ausgegeben wird, über die wir besonders berichten, Ludwig Bechsteins „Märchenbuch" mit 174 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter.*

* Zwölfte Auflage. Leipzig, Verlag von Georg Wigand, 1853.

Aus dem lesenswerten Vorwort ersahren wir, nachdem der Verfasser eine scharfe Gliederung des Märchens, der Sage, Fabel und Legende, die alle nicht, wie noch immer so häufig geschieht, miteinander verwechselt werden sollen, gegeben und die Namen hervorgehoben, die sich um den Anbau des ächten Märchens verdient gemacht — daß in jeden Stereotypausgaben und einer großen mit Stahlstichen illustrirten Ausgabe von Bechstein Märchenbuch binnen sieben Jahren von 1845 an siebenzigtausend Exemplare in die Hände der deutschen Kinderwelt gelangten. Die vorliegende zweite aber erscheint fast als ein neues Werk, trefflich überarbeitet; manches allzu sehr ausgesponnene Märchen der früheren Auflage, das nicht aus der Herausgeberes eigner Feder hervorging, ist ganz ausgeschlossen, dafür aber eine Reihe trefflicher neuer Märchen aufgenommen worden, so daß das Buch jetzt als eine Mustersammlung in jeder Hinsicht gelten kann und noch viele tausende erfreuen wird. Jedes der achtzig Märchen empfing nicht nur eine, nein mehre treffliche Illustrationen, alle voll Geist, Humor und mit vollendeter Technik des Holzschnittes ausgeführt. Durch solche Bilder wird der Kinderwelt ohne Mühe guter Geschmack und die Freude am Schönen beigebracht, während eine Menge Kinderbilderbücher darauf hinarbeiten, den ersten zu verderben und Sinn und Neigung für das Geschmier der frazenhaften Karrikatur zu wecken. Wir sehen im Geist hunderte kleiner Zeichner vor diesem Märchenbuch sitzen und die Bilder abzeichnen oder sie mit dem Colorit eigener Fantasie begläden, was zwar die Holzschnitte beeinträchtigen, aber den Kindern nützen wird.

Der Ton der Erzählung dieser Märchen ist ein ungekucht einfacher, verständlicher, wechselnd nach dem Stoff, aber niemals kindisch, häufig humoristisch genug, oft aber auch ernst, ja erschütternd wie: „Der König im Bade“. Köstlich behandelt sind die Märchen von der „Maus Sambar“ und es sollte dieses Buch auf keinem Weihnachtstisch gebildeter Familien für den Kreis acht- bis dreizehnjähriger Kinder fehlen.

Tabletten.

*** Die Nummer 247 des „niederrheinischen Kuriers“ veröffentlicht nachstehende Bemerkungen über die praktische Anwendbarkeit der Luftschiffahrt: „Das Problem der Luftschifffahrt scheint einen Schritt vorwärts gethan zu haben. Der von Herrn Giffart gemachte Versuch hat einen Anfang von Erfolg gehabt. Es ist dadurch bewiesen, daß ein Ballon und eine Locomotive den Luftraum gemeinschaftlich durchfliegen können. Herr Giffart ist zwar nicht gegen den Wind gefahren, aber er hat mit Erfolg lavirt und verschiedene Schwenkungen gemacht. Herr von Girardin in Paris nimmt den Erfinder unter seinen Schutz und empfiehlt ihn angelegenlich der Regierung. Er macht bemerkbar, daß mit einem so in den Lüften gelenkten Ballon man Kartätschen auf eine feindliche Armee herabwerfen und sie in ihren Verschanzungen überfallen könnte. Der Versuch des Herrn Giffart ist jedenfalls würdig, berücksichtigt zu werden.“ In obiger Mittheilung ist gesagt, daß Herr Giffart seinen Ballon durch Lavieren lenke. In Frankfurt befindet sich bekanntlich gegenwärtig das Modell eines Luftschiffes, welches Herr v. Freudenberg aus Nürnberg ausgestellt hat. Dasselbe ist versehen mit einer an der Spitze des langgestreckten horizontalen Ballons angebrachten archimedischen Schraube, sowie an beiden Seiten Flügelruderrädern, deren Flügel mittelst einer neuen excentrischen Bewegung jeden Augenblick ihre Stellung verändern und somit die vorwärtstreibende Kraft theilweise beseitigen, somit den theoretischen Beweis liefern, daß dieses Luftschiff auch direct gegen eine mäßige Luftströmung geführt werden kann, was von vielen hochgestellten Technikern und Physikern bereits anerkannt worden ist, deren Gutachten besagt, daß die gedrungene Prismaform des Ballons allein eine solche dem Zuzug entgegengesetzte Fahrt möglich macht. Herr v. Freudenberg hat eine Actienzeichnung zum Zweck eines größeren Ausbaues seines Luftschiffes eröffnet, welche erfreulichen Fortgang nimmt.

*** Am 18. October nahm in München im Magistratsgebäude eine großartige Diamantenversteigerung, wozu Juweliere und sonstige Kapitalkräftige aus den größten Städten Europa's sich eingefunden, ihren Anfang. Auf nahe an zwei Millionen beläuft sich der Schätzungswerth der zur Veräußerung kommenden Pretiosen, die meist in den dortigen Leihhäusern versetzt waren und von den Eigenthümern nicht eingelöst werden konnten. Viele derselben sind schon seit vier bis sechs Jahren im Versatz; frühere Veräußerungsversuche von Seite der magistratischen Behörde kamen nicht zu Stande, da der Werth der Juwelen seit dem Jahr 1848 bekanntlich bedeutend herabgesunken ist. Unter den nun zur Versteigerung gelangten Pretiosen befanden sich auch kostbare Schmuckschachen, die der Sohn eines berühmten Generals aus den zahlreichen Diamantorden seines verstorbenen Vaters nach dessen Tod fertigen ließ und die nun ebenfalls in profane fremde Hände übergehen. Sic transit gloria mundi.

*** Nach der Königin wird in England wol keine Frau von mehr Herzen geliebt, als eine Frau Chisholm, welche man die Vorsehung der Auswanderer nennt. Sie ist die Tochter eines Pachters und spielte merkwürdigerweise schon als Kind nichts lieber als „Auswandern“. Als sie die Frau eines Capitäns geworden und mit ihrem Manne nach Ostindien gekommen war, gründete sie Industrieschulen und unterrichtete die Kinder und auch Waisen des Regiments ihres Mannes. Später begleitete sie diesen nach Australien, und hier wurden namentlich die Deportirten ihre Kinder. Sie hat viele hunderte ehemaliger Verbrecher wieder zu braven Menschen gemacht, und es währte nicht lange, so fand jeder Deportirte Unterkunft, sobald er eine Empfehlung von der Frau Chisholm besaß. Jetzt ist sie wieder in England und leitet von da aus in ihrem Sinne die Auswanderung, namentlich von Mädchen, und die, welche durch sie nach Australien geschickt werden, finden überall freudige Aufnahme. Die australischen Ansiedler wendeten sich zu hunderten brieflich an Mrs. Chisholm mit der Bitte, ihnen „eine Frau“ auszusuchen und zu schicken. Und keiner bittet vergebens. Sie steht früh auf, geht in den Häusern umher und sucht die Mädchen besonders beim Aufstehen und Ankleiden zu überraschen; denn, sagt sie, in der Morgenstunde kann man den Charakter und die Stimmung eines Weibes am besten erkennen. Sie will die Bemerkung gemacht haben, daß viele nicht blos mit Kleidungsstücken sich herauszuputzen, sondern auch Freundlichkeit und dergleichen für den Tag über „anzuziehen“. Die Lebensbeschreibung der Mrs. Chisholm ist vorkurzem in einem ziemlich dicken Buche erschienen.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag den 29. October. Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen; nach dem Schauspiel „der Wald bei Hermannstadt“, bearbeitet von C. Gollmick. Musik von Kreutzer.

Samstag, den 30. October. Ein alter Musikant, Schauspiel in einem Act von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Hierauf: Wallensteins Lager, in einem Act.

Sonntag, den 31. October. (Neu einstudirt) Euryanthe, große romantische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Weber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№. 260. Samstag, 30. October **1852.**

Zwei Schiffe.

Eine Erzählung im Waggon.

(Schluß.)

Da wurde eines Morgens dem Delphin ein Schiff signalisirt, es war die bedrängte Penthesilea. Die Offiziere beider Schiffe kannten sich und es wurde beschlossen, daß die des Delphin an Bord der Penthesilea einen Besuch abstatten sollen. Und dies war der entscheidende Augenblick, welchen ein mißgünstiges Geschick gewählt hatte, zwei Menschenleben um ihr Glück zu bringen, grade indem es die beste Gelegenheit, darnach zu greifen, herbeizuführen schien. Auch Gibbon wurde aufgefordert, mit in das bedrängte Schiff zu kommen; er hatte aber dort niemand zu erwarten, der ihm nahe stand, und in seinem nagenden Gram fremde Gesichter scheuend, war er froh einen schicklichen Vorwand zur Ablehnung zu finden, indem er den dienstthuenden Offizier, der starke Sehnsucht hatte hinüberzugehen, ablöste. Die Boote wurden ausgesetzt und ruderten mit den fröhlichen jungen Leuten davon; der Würfel war gefallen.

Auf wenige Flintenschüsse Entfernung waren sich zwei Herzen nahe und doch durch ihre Ahnungslosigkeit unermeßlich weit getrennt! Die Offiziere kehrten zurück, die beiden Schiffe steuerten wieder ihren entgegengesetzten Cours. Gibbons Kameraden erzählten ihm von einer schönen, stolzen Amerikanerin, die sie an Bord der Penthesilea getroffen. Obgleich er nicht weiter fragte, mußte eine nähere Beschreibung doch seine Aufmerksamkeit erregen und als er nun gar ihren Taufnamen hörte, überfloß ihn eine furchtbare Ahnung. Aber mußte Jessie nicht längst die Gattin von George Binet sein? Und sprach man nicht von einer Miss? Binet aber konnte nicht mit auf dem Schiff gewesen sein, niemand hatte ihn gesehen oder nennen hören. In solchen Zweifeln schwankte Gibbon und wußte nicht, ob er sich nicht Glück wünschen solle, wenn sie es vielleicht dennoch war und dies ein Anzeichen wäre, daß ihr Verhältniß zu Binet gelöst sei.

Die Penthesilea setzte indessen ihre Fahrt fort; nachdem sie aber mehr als acht Tage auf dem Wasser gewesen, erhob sich ein lang gefürchteter Sturm mit einer Heftigkeit, wie sie doch nicht erwartet wurde. Die Schiffsbemannung reichte nicht mehr hin, das Wasser auszupumpen, der Hauptmast war gebrochen, das Fahrzeug dem Untergang nahe. Jessie zeigte sich als die muthigste, ihr kräftiges und fast männliches Wesen ließ nichts anderes voraussetzen. Sie wußte ihre Eltern über die herannahende Gefahr zu täuschen und nachdem sie es sogar dahin gebracht, daß sie sich dem Schlummer überließen, kauerte sie auf dem Verdeck neben einem alten Bootsmann, dessen gegen weibliche Eindrücke gut ausgepichte Seele sich doch eines Gefühls von Verwunderung und Mitleid nicht erwehren konnte. Ihm verdankt man auch die nähere Mittheilung über das Ereigniß. Jessie brauchte in seiner Gegenwart die Todesangst nicht mehr zu verbergen, die auch sie erfaßt hatte.

Habt Ihr noch etwas Liebes auf der Welt, Jungfer, das nicht auf dem Schiff ist, fragte sie der alte Matrose. Und das stolze Geschöpf, das ihre Gefühle bisher selbst den ihr Nächsten nicht verraten hatte, brach bei der Frage des schlichten Seemannes in sich zusammen und weinte. Wenn Ihr für alle Fälle, sagte der Mann wieder, denn es ist nicht so ausgemacht, daß wir nicht noch allesammt irgendwo ans Land gehißt werden, wenn Ihr also noch jemand in der Welt eine Nachricht geben wollt, so schreibt sie auf, wir wollen sie dann in eine Flasche stopfen und in See werfen. — Jessie stieg in den geschlossenen Raum hinab und schrieb auf einen Zettel die Worte: „An Arthur Gibbon, Offizier in der englischen Marine. Ich bin auf dem Schiff Penthesilea, das untergehen wird. Der Tod macht mich frei, dir zu sagen, daß ich dich unaussprechlich liebe bis zum nahen, letzten Augenblick. Jessie." — Der Bootsmann half ihr das Blatt in die Flasche thun und diese fest verschließen, worauf Jessie selbst sie in die tobenden Wellen warf, die sie spurlos zu verschlingen schienen.

Es verging noch ein Jahr, bevor das Schiff, auf welchem sich Arthur Gibbon befand, nach England zurückkehrte. Während dieser ganzen Zeit blieb er den unruhigen Zweifeln überlassen, welche die Begegnung mit der Penthesilea in ihm erweckt hatte. Er nahm sich vor, gleich bei der Ankunft briefliche Erkundigungen über das Schicksal seiner Freunde in Amerika einzuziehen. Kaum gelandet, erhielt er seine Ernennung zum Fregattencapitän in den indischen Gewässern, zugleich aber von der Admiralität in London eine Sendung. Es war eine Flasche, die man an einer unwirthbaren Küste aufgefischt hatte und die einen an ihn gerichteten Zettel enthielt. Arthur Gibbon konnte nun nicht mehr zweifeln, wem er durch den unterlassenen Besuch am Bord der Penthesilea aus dem Wege gegangen. Daß das Schiff untergegangen war und nur ein Bootsmann und einige Matrosen sich gerettet hatten, war allgemein bekannt.

Binet sandte aus Amerika die näheren Aufschlüsse über die Veranlassung zur Reise Jessie's und ihrer Eltern. Arthur erfah daraus, von welchen unheilvollen Wirkungen für ihn jene Unterlassung war. Er hätte Jessie frei von ihren früheren Banden wieder gesehen und ihre Liebe, die ihm in so fürchterlicher Art verdunkelt worden, wäre zum seligsten Geständniß geworden. Noch an Bord der Penthesilea hätte er sich mit Jessie verlobt und sie und ihre Eltern auf den Delphin genommen, um die ungewisse Zukunft, der sie entgegen steuerten, mit dem geschehen Loos zu verkauschen, das er ihnen bereiten konnte. Mit ihm wäre die Geliebte glücklich nach England gelangt und jetzt sein Weib und er der Glücklichste auf Erden. Er rang die Hände und schien mit einem Blick des Wahnsinns in die Unerforschlichkeit eines höhnischen Zufalls hineinzustarren.

Es ist natürlich, daß er den Dienst aufgab und England

verließ. Er wohnte in der Schweiz, nahe bei Lausanne, ich sah ihn oft als eine finstere Beute seiner Melancholie umherirren. Ich glaube nicht, daß ihn der Verlust Jessie's auf gewöhnlichem Weg so tief zerschmettert hätte, als durch diesen grausamen Zufall, der ihn in dem Augenblick den Kopf von seinem Lebensglück abwenden ließ, da er es hätte ergreifen können. Durch schuldlose Schuld sich selbst so viel Weh bereitet zu haben, von unsäglicher Reue zerrissen werden, ohne eigentlich mit Grund bereuen zu können, das ist ein ewig nagender Gram. Ja, kein positives Unglück wird so tief schmerzen als ein versäumtes Glück.

Eines Tages erhielt Gibbon Besuch von einem Fremden und ich sah ihn in dessen Gesellschaft, wenn auch nicht heiter, doch etwas mittheilsamer und lebendiger werden. Sie machten gemeinschaftliche Ausflüge und beschifften namentlich den Genfersee nach allen Richtungen. Eines Abends als sie heimkehren wollten, stürmte der See ungewöhnlich. Gibbon fühlte sich recht in seinem Element, er jauchzte, sprühte, ertheilte Befehle und schien zu vergessen, daß der See nicht das Meer sei. Durch seine Unruhe erhöhte er die Gefahr, Ebbe an sich nicht groß war, und die Gesellschaft wurde unmutig. Als die Blitze sich kreuzten und die Wellen in die Höhe schlugen, ergriff er plötzlich die Hand des Fremden mit den Worten: Da rettet sich auch ein Schwimmer nicht, Fare well, ich ertrage es nicht länger mehr! Und er sprang vom Verdeck hinab.

Der Fremde war Georg Binet, der jetzt die Jugendsünden abgethan und ein tüchtiger Mann geworden war. Die geheimnißvolle Beziehung zwischen seiner einstigen Braut und dem Capitän war ihm nicht unbekannt geblieben und er sehnte sich Gibbon wiederzusehen und in seinem Schmerz aufzurichten. Das traurige Ende erschütterte ihn tief; von ihm erfuhr ich die Begebenheit in ihrem ganzen Zusammenhang.

König Max von Baiern in Speyer.

b* Aus der Pfalz, im October.

Die Berichterstatter politischer Blätter haben bereits das Ihre gethan, um die weite Welt mit dem Bemerkenswertesten über die Reise des Königs Max von Baiern in und durch die Pfalz bekannt zu machen. Dieselbe hat aber außer der politischen auch eine volkstümliche und ästhetische Seite, deren kurze Schilderung sich eher für die Unterhaltungsblätter eignet, und ich möchte deßhalb nicht versäumen, Ihnen einige Worte über den Theil derselben zu schreiben, den ich mit eigenen Augen gesehen. Ich war nicht bei der Fahrt durch die erleuchteten Lunenels der pfälzischen Ludwigsbahn, ich habe den Kirchthurm von Kaiserslautern nicht brennen sehen, der dem Landesherrn zu Ehren Feuer fing, auch um die glänzende Illumination der Stadt Zweibrücken bin ich gekommen und war nicht einmal mit auf der Höhe der Marburg, als der König sich sein begonnenes Werk beschaute, aber den Einzug in Speyer hab' ich mit angesehen und über diesen will ich Ihnen in der Kürze berichten.

Als König Max beschlossen hatte, einen Blick in die Pfalz zu thun, stand es noch in keiner Weise fest, daß er auch Speyer besuchen werde, und die Antwort, welche er noch in Ludwigshafen der Deputation gab, die gekommen war, ihn einzuladen, ließ in der That kaum erwarten, daß Speyer mit in den Kreis der Städte gezogen werde, denen Se. Majestät einen Besuch zugedacht hatte. Zweibrücken und Edenkoben, beziehungsweise Ludwigshöhe und Marburg, dann Landau und Germersheim, die beiden Festungen des Landes, waren mit Bestimmtheit genannt. Speyer war durch demokratische Wahlen Kißliebig geworden. Einer freundlichen Fürsprache gelang es indessen, den König zu bestimmen, die Hauptstadt des Kreises nicht zu umgehen, und dieß hat ihre patriotische Ehre glänzend gerettet und den Beweis geliefert, daß nicht einer ganzen Einwohnerschaft zugerechnet werden könne, was ein kleiner Theil derselben verschuldet.

In der kurzen Zeit von einigen Tagen und Nächten war ein Festgewand für die alte Kaiserstadt fertig, in dem sie ihren König und Pfalzgrafen zum erstenmal würdig empfangen konnte. Daß hier kunfgrübte Hände mit im Spiel waren, ließ sich nicht verkennen, und die Stadt ist dem trefflichen Decorationsmaler des Domes, dem Meister Schwarzmann, in diesen Tagen zu neuem Dank verpflichtet worden. Er hat der ganzen Anordnung die entsprechende Form gegeben und dieser Form das rechte Leben eingehaucht. Ich komme zum Morgen des 25. Octobers. Tausende von blauweißen Fahnen wehen von den Thürmen und Häusern der Stadt, eine Unzahl von Laubgewinden, Teppichen, Bildern und sonstigen Zierraten bedeckt alle Gebäude und selbst die Häuser der sogenannten Demokraten stehen nicht nackt und leer. Drei kolossale Ehrenpforten sind aufgerichtet, eine am Landauerthor, die andere mitten in der Hauptstraße der Stadt, die dritte auf dem Domplatz gegen das südöstliche Thor hin. Ströme von Landleuten ziehen zu allen Thoren herein, Wagen jeder Form bringen unaufhörlich Fremde und die beiden ersten Bahnzüge liefern neue Menschenfluten. Speyer hat breite Straßen, darunter vor allen die Hauptstraße, die der Dom im Osten abschließt, aber heute sind sie kaum breit genug, das Menschengewül zu fassen, und zudem sind an diesen Hauptstraßen alle Fenster bis zu den Dachluken hinauf dicht besetzt. Nach zehn Uhr schlagen die Glocken an, das Geschütz donnert, der König naht. Von Bürgermeister und Rat bei der ersten Ehrenpforte begrüßt, fährt er langsam durch die Straße unter lautem Hochruf der zahllosen Menge. An der zweiten Ehrenpforte bewillkommnet ihn die Pfarrgeistlichkeit beider Confessionen und das Absteigequartier ist das festlich geschmückte Rathaus, in dessen Saal alsbald die Vorstellung der Beamten stattfindet.

Nach dieser beginnt der zweite Act. Der König tritt auf den Balkon und nun ziehen die Landgemeinden des Landcommissariatsbezirks vorüber, jede einzelne repräsentirt durch eine kleine Reiterschaar in der älteren bäuerlichen Tracht, den Bürgermeister an der Spitze und gefolgt von einem schön verzierten Wagen, von dem Burschen und Mädchen dem König ein lautes Hoch zurufen. Jeder Wagen enthält eine Ausstellung dessen, was die Gemeinde vorzugsweise cultivirt und producirt, und seine Insassen bringen die Behandlung dieser Gegenstände zu lebendiger Anschauung. Hier trägt das Wagengestell einen hohen Trockenschuppen voll Tabak und Bauern und Bäuerinnen sind mit der Zubereitung der grünen und der getrockneten Blätter beschäftigt. Dort ist auf einem andern eine förmliche Cigarrenfabrik in voller Thätigkeit. Hier kommen fröhliche Winzer heran, die Trauben schneiden und sie keltern, dort fährt eine ganze Spinnstube voll hübscher Mädchen mit ihren pfälzischen Nebelkäppchen singend vorüber und zeigt nicht nur, wie der Hanf gesponnen, sondern auch wie er gebrochen und gehechelt wird.

An die Landgemeinden schlossen sich in ähnlicher Weise die Gewerke der Stadt an. Jede Zunft, oder hier jedes Gewerk hat seinen Wagen mit völlig eingerichteter und in Thätigkeit begriffener Werkstätte. Lauter nette lebendige Bilder, unter denen namentlich das, welches die Fischer, und das andere, welches die Schiffbauer vorüberführten, ganz besonderen Beifall fanden. König Max betrachtete diesen hübschen Aufzug mit Aufmerksamkeit und Wolgefallen, und als ein Zimmermeister auf sein Wohl einen silbernen Becher leerte, den einst Kaiser Maximilian II. der Zunft zum Geschenk gemacht, ließ der König sich den Becher

herausbringen und betrachtete ihn mit besonderer Aufmerksamkeit.

Als der Aufzug vorüber war, begab sich Seine Majestät zu Fuß nach dem Dom, umwogt von einer unabsehbaren Volksmenge. Hier suchten alle Augen neben dem König auch seinen Adjutanten, den ritterlichen von der Tann, der sich im Kampf mit den Dänen einen Ehrenplatz in jedem deutschen Herzen errungen hat. Vor dem Portal der Kathedrale war dem Monarchen eine neue Ueberraschung bereitet. Da wo zwei Tage vorher noch ein kahler gepflasterter Platz war, sah man heute eine schöne Gartenanlage mit Rasen, Blumenbeeten und Strauchwerk, und in deren Mitte ein achteitiges Bassin, aus dem eine künstliche Fontäne ihren Wasserstrahl hoch in die Luft warf. Schade daß es nur Wasser und nicht Wein war, wie in alter Zeit. In diesem improvisirten Garten erwartete eine Anzahl geschmückter Jungfrauen den König, dem sie in zierlichen Körben köstliche Früchte aller Art darbrachten. Unter dem Portal selbst begrüßte ihn die Domgeistlichkeit; im Chor wurde das Domine salvum fac regem angestimmt und nach kurzem Gebet ging Seine Majestät an die Betrachtung der herrlichen Fresken. Es war mir leid, daß Schraudolph bereits für dieses Jahr nach München zurückgekehrt war. Er würde gewiß einen schönen Künstlerlohn in der bewundernden Anerkennung gefunden haben, mit der sein König sich über die Schöpfungen seiner Hand und über die bei aller Vollendung so ungemein rasche Ausführung des kolossalen Werkes aussprach. Denn die Ausmalung des Doms ist jetzt so weit vorgeschritten, daß nur noch acht Compositionen auf die Wand zu tragen sind und diese sammt der Decorirung im kommenden Sommer beendet werden können. Meister Schwarzmann, der mit seinen Gehülfen noch an der Arbeit ist, hat bei dieser Gelegenheit ein reiches Maß des königlichen Lobes geerntet.

Nach Beschichtigung des Domes begab sich Seine Majestät in das Rathaus zurück, um dort als Gast der Stadt Speyer zu speisen und dann gegen vier Uhr die Rückreise anzutreten. Der gute Eindruck, den die fünf in der Pfalz verbrachten Tage in dem Herzen des Königs zurückgelassen, drückte sich unverkennbar in seinem freundlichen Angesicht und in den Worten aus, mit denen er von Bürgermeister und Rat der Stadt Speyer schied. „Alles Frühere sei vergessen!“ das ist der Mittelpunkt seines Abschiedswortes, und ein Königswort soll man nicht brechen noch deuteln.

Für die Leseabende.

II.

Harzel und seine Freunde. Federzeichnungen aus dem böhmischen Schulleben. Vom Verfasser der „südslavischen Wanderungen“. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

Der Verfasser hat seinem neuen Werk eine eigentümliche Form gegeben, über die er in der Vorrede Rechenschaft ablegt, indem er sagt: „Was die Leser hier zur Hand nehmen, ist kein Roman: es fehlt ihm dazu der hervorragende Held. Es ist keine Novelle: dazu hätte es tiefer und psychologischer Beziehungen bedurft. Es ist keine Biographie: es spiegelt sich darin kein abgeschlossenes Leben ab, weder das eine noch das andere. Soll man die Wahrheit sagen, so muß man gestehen, daß es nichts als eine Reihe von Federzeichnungen ist, die etwa so zusammenhängen wie eine Reihe Hogarth'scher Blätter.“ Das Ganze gibt ein sehr lebendiges Bild des böhmischen Schullebens, das eben nicht zu den erfreulichsten gehört, das aber deswegen ein doppeltes Interesse hat, weil es offenbar von einem Böhmen selbst herrührt, wofür unter anderm mehre Bezeichnungen böhmischer Namen und der correcte Abdruck von Stellen aus böhmischen Werken den Beweis liefern. Die Darstellung ist übrigens so humoristisch, daß trotz des entfernteren Interesses, welches das lesende Publikum an der Sache nehmen dürfte, es gewiß seinen Leserkreis finden wird.

Moderner Jesuitismus. Roman von Th. König, Verfasser der „Reiselust aus Ost und West“. Zwei Theile. Leipzig, Herrmann Schulze.

Dieser Roman leidet, so beurteilt ihn Hermann Marggraf im Hamburger Correspondent, an den Fehlern der Neuromantik, an der Anhäufung zu vieler Figuren, die wieder jede irgend eine Richtung des modernen Geistes repräsentiren soll. Eine solche Menge Figuren so zu handhaben, daß keine der andern im Wege ist und keine Verwirrung entsteht, dazu gehört die Hand eines Meisters und Dichters vom ersten Rang. Störend ist auch eine gewisse altkluge, dem Deutschen überhaupt eigene schulmeisterliche Didaktik. Bei Th. König zum Beispiel ergießen sich Brautleute am Tag ihrer Trauung, wo man an etwas ganz anderes zu denken pflegt, in lange Raisonnements über Welt und Zeit. Ueberhaupt haben die Figuren des Romans zu wenig Fleisch und Lebenswahrheit, sie sind Abstractionen des Verfassers, Kostümbilder für die Gedanken, die er aussprechen will. Es ist in ihnen, wie dies in den meisten deutschen Romanen der Fall, zu viel künstliches Schauffement, statt natürlicher Herzens- und Blutwärme. Eine Ladung seiner Leute schickt der Verfasser schließlich nach Nordamerika; was sie da sollen, begreifen wir nicht; weder Max, der Maler, noch seine Gattin sind, soweit wir sie im Roman kennen gelernt, irgendwie geeignet für das rein praktische Leben Nordamerika's, obschon es damit seine Richtigkeit hat, daß sich die Sehnsucht nach einem handfest praktischen Leben immermehr auch derjenigen bemächtigt, die in der Heimat vorzugsweise auf ein mehr theoretisches Dichten und Trachten angewiesen sind. Fast am meisten interessirt noch der ehemals so hochadelsstolze, später so gebeugte Herr v. Staufen, der zuletzt sich gestehen muß, daß der Adel sich auf das Niveau bloßer Handelsspeculation herabgelassen habe. Auch der alte gute Dr. Knorrich, obschon er an englische Vorbilder erinnert, ist eine anziehende Figur. Die Durchführung einiger weniger Volksscenen und Volksfiguren läßt bedauern, daß der Verfasser nicht emsiger in den Schichten des Volkslebens nach jenem stofflichen Leben gegraben hat, das man einmal in in den Kreisen der deutschen Aristokratie nicht findet, wie sich denn auch der bürgerliche deutsche Schriftsteller in den adeligen Kreisen selten frei genug bewegt, um sie mit Eleganz und Wahrheit zugleich schildern zu können. Indessen bietet dieser Roman trotz der oben bezeichneten Mängel doch Interesse und Anregung genug, um während der Lectüre den Leser lebhaft zu beschäftigen.

Engländer und Franzosen. Von Professor Helfferich. Berlin, Verlag von W. Herp.

Diese Parallele stellt in neun Abschnitten die Zustände beider Nationen dar; sie haben die Ueberschriften: Charakter und Geist, Sitte und Mode, Sprache und Schriftentum, Haus und Familie, Recht und Staat, Constitution und Monarchie, Verwaltung und Rechtspflege, Staatskirche und Dissidentenwesen, Schule und Leben. Der Verfasser charakterisirt sein Werk selbst in der Vorrede, indem er sagt: Dergleichen Parallelen bringen es mit sich, daß die Antithese parteiisch macht, den einen zu viel lobt, den andern mehr als Recht ist tadelt. Das zu viel und zu wenig

wird sich indessen einigermaßen ausgleichen, wenn ich die Bemerkung voranschicke, daß ich nicht den Engländer und nicht den Franzosen im Auge hatte, vielmehr den nationalen Collectivbegriff beider.

Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens. Von Dr. Moriz Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung.

Dieses Buch schließt sich an das frühere Werk des Verfassers an. Daß aber außer dem eigentlich topographischen und historischen auch der botanische und geologische Theil der Reise von Interesse ist, brauchen wir für die, welche des Verfassers kürzlich erschienenes Werk „Die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel“ kennen, wol nicht hinzuzufügen. In einem Augenblick, wo sowol die politischen als finanziellen Verhältnisse Spaniens, sowie die einem Wunder gleichende Entwickelung des Landes die Aufmerksamkeit Europa's auf sich ziehen, wird jeder neue Beitrag zur Kunde desselben willkommen sein. Einzelne Abschnitte, wie zum Beispiel der über die Basken, über das Festhalten an ihren Fueros, ihre Sitten und Gewohnheiten, häuslichen Einrichtungen und so weiter, dürften in diesem Augenblick ein besonderes Interesse haben.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Die Erwerbungen, welche das königliche Museum zu Berlin unlängst aus der Versteigerung der Bildergallerie des verstorbenen Marschalls Soult in Paris gemacht hat, gehören zu den bedeutendsten, durch welche das Museum in der neuern Zeit bereichert worden ist. Sie stammen sämmtlich aus der spanischen Malerschule und vervollständigen den Bestand des Museums in dieser auf das genügendste. Das Hauptbild ist ein großes von Zurbaran, mit lebensgroßen Figuren, von der reichsten Composition und der vollkommensten Ausführung: ein Franziskaner zeigt dem heiligen Petrus Nolasco ein Crucifix, welches durch ein Wunder die wahre Gestalt des Heilandes am Kreuz angenommen hat. Es ist mit dem Namen des Malers und der Jahreszahl bezeichnet und in jeder Hinsicht als eins der schönsten Bilder des trefflichen Meisters zu betrachten. Ein zweites Bild, fast von derselben Größe wie das des Zurbaran, ist von Ribera (Spagnoletti), und zwar in der weichen Manier, welche Ribera während seines Aufenthalts in Italien von der italienischen Schule angenommen hat und die sehr gegen die trockene spanische Manier absticht, die man an einem aus der Sollyschen Sammlung herstammenden großen Bilde, die Marter des heiligen Sebastian, findet, das man sehr passend unweit des neuen Bildes an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand aufgehängt hat. Das neue Bild stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie dem Josef das Christuskind zeigt; der heilige Johannes steht anbetend dabei. Das Bild ist von einer wunderbaren Farbenwirkung und macht einen sehr angenehmen Eindruck. Auf derselben Wand hängt ein kleines Bild: der heilige Josef, das Christuskind in seinen Armen haltend, von Mtg. Alonso de Tobar (1678 geboren), aus der Schule Murillo's, in Farbe und Ausführung sehr an die niederländische Schule erinnernd. — Diesen Bildern gegenüber sind noch zwei Bilder, ebenfalls aus Soults Sammlung, aufgehängt: eine in den Wolken auf einem Halbmond stehende Madonna, von Engeln umgeben, die von einem Heiligen aus dem Jesuitenorden verehrt wird, von Juan de las Roelas, aus der Sevillanischen Schule und dem Lehrer des Zurbaran, sowie eine heilige Agnes von Alonzo Cano, ein Meisterbild, ebenso bedeutend hinsichtlich der Farbe wie der schönen correcten Zeichnung. Der spanische Nationalcharakter verleugnet sich auch in diesem Bild nicht, macht aber einen sehr angenehmen Eindruck, wozu vornehmlich die zweckmäßige Wahl und Anordnung der Farben beiträgt. Unstreitig ist dies eine der vorzüglichsten Acquisitionen für die spanische Schule des Museums.

Aus dem Nachlasse Karl Rottmann's sind Aquarelle und Zeichnungen, die Studien zu seinen großen Landschaftsbildern aus Italien und Griechenland, für das Darmstädter Museum erworben worden und seit kurzem dort aufgestellt. Des vollen Reizes der Ausführung und der Farbe entbehrend, sind diese Arbeiten vielleicht um so mehr geeignet, die Größe des Styls und der Auffassung in jenen Landschaftsbildern bemerklich zu machen. Einer doppelten Forderung ist hier entsprochen: der höchsten Aufgabe der Kunst ebensowol, wie dem sehr natürlichen Wunsch, von einer geschichtlich merkwürdigen Gegend auch ein möglichst umfassendes und gewissermaßen geographisch richtiges Bild zu erhalten.

Tabletten.

*** Mexiko hat durch die süßesten Bande, die es geben kann, das mächtige England an sich gefesselt. Unter den kostbaren Geschenken nämlich, welche der Präsident der Republik den erlauchten Prinzen und Prinzessinnen Ihrer Majestät der Königin Victoria überfandte, werden vor allem die Bourbonischachteln gerühmt. Das Confect selbst soll wie Nektar und Ambrosia schmecken (wie denn also?); die Deckel sind aus ciselirtem Silber, und in jedem der kleinen Fächer stehen als Hüter der kostbaren Süßigkeit zollhohe Figürchen, welche die verschiedenen Volksklassen, Stände, Uniformen und Trachten von Mexiko veranschaulichen. Eben so sind die dem Prinzen von Wales gesandten mexikanischen Ponies, obwol zierlich und wohldressirt, nur die Träger des eigentlichen Geschenks, welches in Reitzeug und Geschirr besteht. Das eine Pferdchen trägt lauter Gold, das andere lauter Silber, das dritte halb Gold, halb Silber am Leibe. Die dazu gehörige Ponypeitsche sieht einem goldenen Scepter gleich, das von oben bis unten mit Juwelen geziert ist.

*** Von den neuen in Nottingham aus feinstem Eisendraht gewebten Spitzen sind Muster nach Wien gelangt. Der Draht wird auf der Bobbinetmaschine so leicht verarbeitet wie Baumwollgarn. Die Spitzen sehen vortrefflich aus und sind besonders für Fenster- und Bettvorhänge, für Häubchen und viele andere Gegenstände verwendbar. Man verspricht dieser neuen Industrie Erfolg und will nächstens Kleiderstoffe aus Eisen weben.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 30. October. Ein alter Musikant, Schauspiel in einem Act von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Hierauf: Wallensteins Lager, in einem Act.

Sonntag, den 31. October. (Neu einstudirt) Euryanthe, große romantische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Weber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 261. Montag, 1. November **1852.**

Ein seltsames Bett.

Erzählung nach den Household Words von Ch. Dickens.

Das schwierigste Porträt, welches ich je zu malen gehabt habe, war das eines gewissen Herrn Faulkner. In Hinsicht auf Zeichnung und Colorit konnte ich keinen besondern Fehler an meinem Bilde finden; es war der Ausdruck der Gesichtszüge, den ich verfehlt hatte, ein Fehler, woran jener ebenso viel schuld war wie ich. Gleich manchen andern Personen, deren Porträt ich gemalt habe, setzte sich Herr Faulkner in den Kopf, daß er einen besondern Ausdruck annehmen müsse, weil er mir zu seinem Bilde sitze, und bemühte sich demgemäß, sein Antlitz möglichst zu verstellen, während ich ihn malte. Ich suchte seine Aufmerksamkeit auf andre Dinge zu lenken und knüpfte Gespräche über die verschiedensten Gegenstände mit ihm an. Wir hatten beide manche Reisen gemacht und hegten in vieler Beziehung gleiches Interesse für das, was wir in den von uns durchwanderten Ländern gesehen hatten. Während wir so unsre Reiseerlebnisse austauschten, wich jene feierliche Miene wol auf kurze Zeit von seinem Antlitz, so daß ich meine Arbeit in etwas fördern konnte, pflegte aber grade dann wiederzukehren, wenn ich sie von Grund der Seele aus wegwünschte. Das Hinderniß, welches auf diese Weise einer befriedigenden Vollendung des Porträts entgegenstand, war um so mehr zu beklagen, da der natürliche Ausdruck der Gesichtszüge des Herrn Faulkner äußerst interessant war. Da ich kein Schriftsteller bin, so kann ich denselben nicht schildern. Endlich aber glückte es mir dennoch, das Gemälde nach meinem Wunsch zu vollenden, und dies geschah auf folgende Art.

Als Herr Faulkner zur vierten Sitzung zu mir kam, betrachtete ich grade das Porträt in großem Mißmut und zerbrach mir den Kopf darüber, wie ich es anfangen sollte, um jenen vergessen zu machen, daß er mir zu seinem Bilde säße. Was ich mit aller Mühe nicht zu ersinnen vermochte, gab mir ein glücklicher Zufall an die Hand. Während ich meine Palette in Ordnung brachte, beluſtigte ich jener damit, einige Portefeuilles zu durchblättern. Zufälliger Weise widmete er einem derselben, welches mehre Skizzen von Pariser Straßen enthielt, eine besondere Aufmerksamkeit. Die ersten fünf Blätter betrachtete er nur flüchtig, als er aber das sechste erblickte, flog eine dunkle Röte über sein Antlitz. Ich sah, wie er die Zeichnung aus der Mappe nahm, mit derselben an ein Fenster trat und sie in tiefem Schweigen volle fünf Minuten betrachtete. Dann wandte er sich plötzlich zu mir und fragte mich sehr angelegentlich, ob ich mich von der Skizze trennen könne.

Es war eine der uninteressantesten Zeichnungen aus der Mappe — nur eine Ansicht aus einer der Straßen, welche an der Hinterseite der Häuser im Palaisroyal hinlaufen. Etwa vier oder fünf dieser Häuser befanden sich auf der Ansicht. Da diese mir von keinem besondern Nutzen war und als ein Kunstwerk zu wenig Wert besaß, als daß ich daran hätte denken können, sie zu verkaufen, so bat ich den Herrn Faulkner sogleich, dieselbe als ein Andenken von mir anzunehmen. Er dankte mir auf das verbindlichste, und als er sah, daß ich über die seltsame Wahl, die er getroffen, einigermaßen erstaunt war, fragte er mich lachend, ob ich erraten könne, weshalb er sich diese Zeichnung so sehr gewünscht habe.

Vermutlich knüpft sich irgend eine historische Erinnerung an jene Straße hinter dem Palaisroyal, die mir unbekannt ist, versetzte ich. — So viel wie ich weiß, ist das nicht der Fall, entgegnete Herr Faulkner. Die Erinnerung, welche der Anblick dieser Straße in mir erweckt, ist rein persönlicher Art. Schauen Sie dies Haus auf ihrer Zeichnung an — das Haus mit der Wasserrinne, welche vom Dach bis zum Erdboden hinabreicht. Ich brachte in demselben einst eine Nacht zu, eine Nacht, die ich bis zum Ende meines Lebens nicht vergessen werde. Ich habe manche seltsame Reiseabenteuer bestanden, aber das Abenteuer ...! aber lassen Sie uns die Sitzung beginnen, unterbrach er sich hier. Ich erwidre Ihre Güte in höchst ungeeigneter Weise, indem ich Ihnen die Zeit durch eitles Schwatzen raube. — Er hatte kaum eine Weile bleich und gedankenvoll auf seinem Platz gesessen, als er — unwillkürlich, wie es schien — wieder von dem Hause in der kleinen Gasse zu reden begann. Ohne irgend eine unschickliche Neugierde zu zeigen, bemühte ich mich, ihn merken zu lassen, daß alles, was er mir mittheile, mich sehr interessiren werde. Nach einigem Zögern fing er zu meiner größten Freude die vollständige Erzählung seines Abenteuers an und vergaß während derselben sehr bald gänzlich, daß er mir zu seinem Bilde saß. Seine Gesichtszüge nahmen grade den Ausdruck an, den ich bisher vermißt hatte, und bei jedem Pinselstrich fühlte ich, daß ich alle Schwierigkeiten überwinden werde. Das Gemälde schritt rasch seiner Vollendung entgegen und daneben hatte ich die Freude, daß meine Arbeit durch die Erzählung einer wahren Geschichte erleichtert wurde, welche an Interesse dem spannendsten Roman nicht nachstand. Herr Faulkner erzählte mir aber folgendes: Kurz vor der Zeit, wo die Spielhäuser von der französischen Regierung geschlossen wurden, hielt ich mich mit einem meiner Freunde aus England in Paris auf. Wir waren damals beide jung und führten ein sehr lockeres Leben in der vergnügungssüchtigen, prächtigen Hauptstadt. So schlenderten wir eines Abends in der Nähe des Palaisroyal umher und sannen darauf, mit welcher Lustbarkeit wir uns die Zeit vertreiben könnten. Mein Freund schlug vor, Frascati zu besuchen, aber sein Rat behagte mir nicht. Ich kannte Frascati auswendig, wie das französische Sprichwort sagt, hatte dort eine Menge von Fünffrankenstücken „nur des Spaßes halber“ gewonnen und verloren, bis der Spaß ein Ende hatte, und war in der That all der schrecklichen Respectabilitäten eines respectablen Spielhauses herzlich müde. — Ums Himmelswillen, sagte ich zu meinem Freund,

laß uns irgend wohin gehen, wo wir ein Stückchen vom ächten Spiel zu sehen bekommen, wo Gemeinheit, Verworfenheit und Armut frei ans Licht treten und kein falscher Pfefferkuchenschimmer das Elend bedeckt. — Ich bin's zufrieden, sagte jener; wir brauchen das Palaisroyal nicht zu verlassen, um die Gesellschaft zu finden, nach welcher du verlangst. Schau dort jenes Haus an, welches grade vor uns liegt; das ist, so viel ich weiß, eins der ärmlichsten und berüchtigtsten Löcher von Paris.

In der nächsten Minute standen wir vor der Thür jenes Hauses, welches Sie auf Ihrer Skizze abgezeichnet haben, und traten ein. Als wir zum ersten Stock emporgestiegen waren und unsere Hüte und Stöcke dem Portier abgeliefert hatten, wurden wir in das Hauptspielzimmer geführt. Es waren nur wenige Leute versammelt, aber die wenigen, die uns mit scharfen Blicken musterten, als wir eintraten, waren sämmtlich bedauernswerte Bilder und Repräsentanten der verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Wir wollten Lumpenkerle sehen, aber diese Menschen waren etwas schlimmeres. Hier war nichts von der Komik zu sehen, welche mehr oder minder eine Begleiterin der Lumpen ist; hier war alles Tragödie, stumme, schreckliche Tragödie. Die Stille, die im Zimmer herrschte, war grauenerregend. Der schmächtige, verstörte, langhaarige junge Mann, dessen tiefeingesunkene Augen mit wildem Blick das Umschlagen der Karten bewachten, sprach nicht ein einziges Wort; der schlanke, ausgelernte Spieler mit dem aufgedunsenen Gesicht, der auf seiner Karte mit der größten Beharrlichkeit punktirte, wie oft schwarz und wie oft rot gewann, sprach kein einziges Wort; der schmutzige, eingeschrumpfte alte Mann mit den Geieraugen und dem gestickten Rock, der seinen letzten Sou verloren hatte und verzweiflungsvoll zuschaute, nachdem er nicht weiter spielen konnte — sprach kein einziges Wort. Selbst die Stimme des Croupiers klang, als ob dieselbe durch die Atmosphäre des Zimmers gleichsam verdickt und gedämpft werde. Ich war zum Lachen hierher gekommen; ich fühlte, daß ich eher zum Weinen aufgelegt sein würde, wenn ich noch länger ruhig die Scene anschaute. Um mich von dieser niederdrückenden Stimmung zu befreien, die mich mehr und mehr zu überwältigen drohte, schritt ich unglücklicherweise zum Tisch und begann zu spielen. Zu meinem noch größern Unglück — wie der Erfolg zeigen wird — gewann ich, gewann auf eine staunenerregende, unglaubliche Weise, gewann dermaßen, daß die Spieler von Profession am Tisch sich um mich sammelten, meine Sätze mit sehnsüchtigen, abergläubischen Blicken anstarrten und sich einander zuflüsterten, daß der englische Fremde die Bank sprengen werde. (Fortsetzung folgt.)

Das Kindergartenfest auf „Jerusalem".

Briefliche Mittheilung aus Meiningen.

Die von Friedrich Fröbel in Marienthal bei Bad Liebenstein errichtete Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen ward Veranlassung, daß in mehren Städten des Herzogtums Kindergärten gegründet wurden. Auch hier in Meiningen blüt ein solcher unter der sorglamen Leitung von Fräulein Pauline Schellhorn, einer unmittelbaren Schülerin Fröbels, Tochter unseres talentvollen Hof- und Decorationsmalers Schellhorn. Um den Eltern der ihr anvertrauten Kleinen und dem übrigen sich für die Sache interessirenden Publikum eine übersichtliche Anschauung davon zu geben, veranstaltete dieselbe vorigen Mittwoch auf dem Jerusalem, einer von dem verstorbenen Staatsminister v. Könitz angelegten, von geschmackvollen Parkanlagen umgebenen, reizend gelegenen Villa, ein Kindergartenfest. Einer der herrlichen, sonnenverklärten Herbsttage, mit denen uns gegenwärtig der Weinmonat erfreut, begünstigte das Fest und hatte einen großen Theil der gebildeten Stände Meiningens hinausgelockt. Da Fröbel die Einrichtung der Kindergärten den Kindergärtnerinnen meist nur durch mündliche Belehrung und unmittelbare Anschauung zu überliefern pflegte und namentlich über die „Spiele im Freien" fast noch nichts durch den Druck veröffentlicht, ist, so ist vielen, die jene Anschauung nicht gehabt haben, eine etwas nähere Beschreibung gewiß von Interesse. Das Fest begann im Zimmer mit der Anschauung der Kugel, der Walze und des Würfels, wobei sinnige Vergleichungen dieser Grundformen aller physischen Anschauungen angestellt wurden. Die Kugel ist der Spielgegenstand, welcher nach dem Ball den Beschäftigungstrieb der Kinder weckt und fesselt. Ihre verschiedenen Eigenschaften, ihre Schwere, ihre Form, Größe und hauptsächlich ihre mannigfachen Bewegungen wurden von den Kleinen beobachtet und angegeben. Als strenger Gegensatz der Kugel wurde dann der Würfel nachgewiesen. Dort Bewegung, hier die Ruhe. Zum Schluß dieser Uebung folgte dann die Betrachtung der Walze und ihrer Eigenschaften, die die Vermittlung der beiden Gegensätze bildet.* Hierauf stellten sich die Kinder in einen Kreis zu Uebungen mit dem Ball, diesem liebsten Spielgenossen des Kindes. Muntere, das Gemüt des Kindes ansprechende Lieder begleiteten dieselben, um Rhythmus in die Bewegungen zu bringen. Zuerst begrüßten die Kinder den Ball mit folgendem Liedchen:

Seid uns gar schön willkommen,
Ihr Bällchen, farbig bunt;
Wollt ja zur Freud' uns kommen,
Ihr Bällchen, schön und rund!
Willkommen, willkommen, willkommen!

Darauf wurden unter dem Gesang:

Mach's Händchen auf,
Nimm's Bällchen drauf,

die Bälle ausgetheilt.

Nun folgte das Spiel und die Kinder fangen unter entsprechender Bewegung mit beiden Händen:

Das Bällchen seh' ich liegen
Ganz still in meiner Hand,
Drum will ich es auch wiegen,
Den Blick zu ihm gewandt.
Bällchen bliebe liegen,
Will dich jetzo wiegen,
Hin und her, vor, zurück, auf und ab.

Als Gegensatz von dem bis jetzt an und für sich in Ruhe gebliebenen Ball wurde derselbe dann in Bewegung gebracht. Er stellte ein Vögelchen dar, das im Nest auf und ab hüpft, wobei die Kinder folgendes Liedchen anstimmten:

Das Vöglein in dem Nestchen hüpft, hipp, hipp!
Gib acht, daß es dir nicht entschlüpft, hipp, hipp!

Dann gab jedes Kind sein Bällchen dem rechtsstehenden Nachbar mit den Worten:

Das Bällchen, das will wandern
Von jedem Kind zum andern,
Und wünschen einen guten Tag.
Immer kehrst du Bällchen wieder,
Sing' ich meine frohen Lieder,
Immer freut das Bällchen sich,
Inniglich erfreut es mich.

* Vermittlung der Gegensätze ist überhaupt eine der Grundprincipien Fröbels.

Die folgende Abtheilung der Uebungen im Zimmer zeigte das Bauen mit dem nach allen Seiten hin in acht gleiche Würfel getheilten Würfel. Bei dieser Uebung war ein weiter Spielraum für die stets rege Fantasie und den nie rastenden Schöpfungsgreift der Kinder gegeben, und hier traten die Vorzüge der Fröbel'schen Spielmanier recht deutlich hervor. Während sich das Kind nur kurze Zeit mit fertigen Spielsachen vergnügt, gibt ihm Fröbel die einfachen Spielstoffe, bei deren Zusammensetzung es nie ermüdet. Er unterscheidet drei Arten von Formen, die die Kinder durch Bauen darzustellen haben; die Erkenntnißformen, die Schönheitsformen und die Lebensformen. Die Erkenntnißformen umfassen Darstellungen, deren Auffassung sich auf die Erkenntniß von Raum-, Zeit-, Zahlen- und Bewegungsverhältnissen bezieht. Die Kinder gewinnen durch sie die einfachsten mathematischen Grundanschauungen: Linie, Fläche, Körper, Kante, Ecke, Winkel und lernen anschaulich zählen, theilen ꝛc. Die Schönheitsformen suchen das Schöne darzustellen, indem sie die innere Einheit in der größtmöglichsten Mannigfaltigkeit erscheinen lassen und dadurch den ästhetischen Sinn anregen und bilden. In den Lebensformen bilden die Kinder die Gegenstände nach, die sie täglich sehen: Rathaus, Thurm, Hütte, Bank ꝛc. Zu jedem dieser Gegenstände ist ein erklärendes, Geist und Herz weckendes Reimlieben in Bereitschaft, zum Beispiel:

Hier könnt ihr im Rathaus sehen
Ein und aus gar viele gehen,
Denn dort halten Männer Rat
Zu dem Wol der ganzen Stadt.
So soll'n Kinder auch bedenken,
Worauf sie ihren Sinn zu lenken.

(Fortsetzung folgt.)

Entstehung und Geschichte des Rats in Frankfurt.

Mitgetheilt von ψ.

Noch um die Mitte des zwölften Jahrhunderts war die Regierung der Stadt ganz in den Händen des kaiserlichen Vogtes, des kaiserlichen Schultheißen und der Ministerialen. Letztere vereinigten sich jedoch zu dieser Zeit, um den immer kräftiger emporwachsenden Zünften Widerstand leisten zu können, mit den freien Familien, welche in letzterer Zeit in die Stadt gezogen waren, und bildeten in dieser Vereinigung den Stand der Altbürger (Patricier), aus deren Mitte der Rat sich bildete. Während die eigentliche Regierung noch immer von kaiserlichen Oberbeamten gehandhabt wurde, stand ihnen einzig und allein in Rechtssachen der Rat unter der Bezeichnung „Schöffen" zur Seite. Die Zünfte, welche durch Kaiser Heinrich IV. zu Ende des elften Jahrhunderts das Bürgerrecht erhalten hatten, waren in kurzer Zeit so stark geworden, daß sie bereits im Jahr 1219 Handwerker in den Rat bringen und im Jahr 1240 den ersten Bürgermeister Frankfurts ernennen konnten, dessen ganze Function freilich nur die Handhabung der städtischen Polizei betraf. Die Beisitzer dieses Bürgermeisters, welche sich derselbe selbst wählte, vereinigten sich bald darauf, nachdem der Kaiser auf Bitten der Bürgerschaft die Stadt von den lästigen Vögten befreit hatte, mit Schultheiß und Schöffen zu einem Rat, dessen vornehmste Glieder die Schöffen verblieben. Obwol einige Zünftige im Rat saßen, so ruhten doch die Zügel der Regierung in den Händen der Altbürger, welche einen Aufstand der Zünfte im Jahr 1355 mit Hülfe des Kaisers, des Landvogts der Wetterau und des Erzbischofs von Mainz niederschlugen, den früheren mächtigen Einfluß derselben lähmten und ihre Einmischung in die Regierung vernichteten. Von dieser Zeit an setzten sich allmälig die von Kaiser Karl IV. bestätigten adeligen Geschlechter in den Besitz der Ratsstellen. Nachdem im Jahr 1372 das Schultheißenamt durch Kauf an die Stadt gekommen, erklärte Kaiser Wenzel im Jahr 1390, daß der aus dreiundvierzig Mitgliedern bestehende Rat befugt sei, noch zwanzig „erbar und unversprochener Leut" zu sich zu nehmen. Diese Vermehrung war notwendig geworden durch die Bedrängnisse, in welche die Folgen der vor einigen Jahren gegen die benachbarten kleinen Dynasten bei Eschborn verlorenen bedeutenden Schlacht die Stadt versetzt hatten. Jedoch bereits im Jahr 1408 bestimmte Kaiser Ruprecht, daß der Rat nur aus dreiundvierzig Mitgliedern zu bestehen habe. Bis zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wählte der Rat seine Mitglieder, ohne daß der Bürgerschaft eine Betheiligung zugestanden hätte; die adeligen Geschlechter, hauptsächlich die Gesellschaft Altlimpurg, halten den größeren Theil sämmtlicher Ratsstellen eingenommen und im Jahr 1612 fanden sich im Rat zweiundzwanzig Limpurger und sechs aus den andern Geschlechtern.

Im Jahre 1612 waren heftige Streitigkeiten zwischen Magistrat und Bürgerschaft ausgebrochen, die bis zu förmlichem Aufruhr geführt hatten; eine vom Kaiser angeordnete Execution durch benachbarte Fürsten hatte diese Unruhen blutig unterdrückt und eine niedergesetzte kaiserliche Commission den nicht ungegründeten Beschwerden der Bürgerschaft abgeholfen. Durch den nunmehr errichteten „Bürgervertrag" wurde angeordnet, daß von der Bürgerschaft dem Rat sechsundvierzig Personen präsentirt werden sollten, aus welchen derselbe achtzehn auswählen, sie unter die Schöffen und Ratsherren als Ratsglieder vertheilen, jedoch erledigt werdende Ratsstellen nicht eher wieder besetzen solle, bis die Zahl auf dreiundvierzig reducirt sei, in welchem Fall niemals mehr als vierzehn Limpurger im Rat sein sollten, während bei Besetzung der übrigen Ratsstellen der beiden obersten Bänke besonders auf Frauensteiner und Graduirte (Gelehrte) gesehen werden solle. Durch kaiserliche Resolution vom Jahr 1725 wurde bestimmt, daß außer den Limpurgern nur sechs Frauensteiner im Rat befindlich sein sollten, im übrigen aber, wenn auch Handelsleute nicht grade auszuschließen seien, doch hauptsächlich auf Gelehrte reflectirt werden solle. Bis zur Auflösung der reichsstädtischen Verfassung im Jahr 1806 bestand der Rat aus dreiundvierzig Personen, getheilt in drei Bänke. Die erste Bank bildeten vierzehn Gerichtsschöffen mit einem Schultheißen als Vorsitzenden an der Spitze, zu welchem Amt seit dem Jahr 1606 kein Fremder, sondern stets nur der älteste Schöff ernannt wurde; die zweite Bank besetzten vierzehn Ratsglieder (ohne besondere Bezeichnung); die dritte Bank war gebildet von vierzehn aus dem Handwerkerstand gewählten Ratsgliedern.

Nach Beendigung der fürstlichen Herrschaft (von 1806 bis 1813), während welcher dem Rat nur die Obliegenheiten des Magistrats einer Provinzialstadt verblieben waren, übernahm der Rat seine ihm nach der alten reichsstädtischen Verfassung zustehenden Befugnisse und übte dieselben bis zur Annahme der Constitutionsergänzungsacte. Nach Inhalt derselben beruhen alle der Stadt Frankfurt zustehenden Hoheitsrechte auf der Gesammtheit ihrer christlichen Bürgerschaft. Die Ausübung dieser Rechte wird auf folgende drei Behörden übertragen: 1. die gesetzgebende Versammlung, 2. den ständigen Bürgerausschuß, und 3. den Senat. Der Senat besteht aus drei Ordnungen: vierzehn Schöffen, vierzehn Senatoren und vierzehn Ratsverwandten dritter Bank. Die Mitglieder der zweiten Bank rücken auf die erste nach dem Dienstalter vor; zur zweiten Bank wird gewählt; wählbar sind: Adelige, Gelehrte, Militärpersonen, Kaufleute, andere hiesige angesehene Bürger und verdiente Mitglieder der dritten Ratsordnung. Zu zwölf Plätzen der letzteren wird aus allen zünftigen Hand-

werkern, zu den zwei übrigen aus der gesammten übrigen nicht-zünftigen christlichen Bürgerschaft gewählt. Die beiden Bürgermeister werden jährlich vom Senat aus erster und zweiter Ordnung bestimmt. Die Wahl zu den erledigten Ratsstellen geschieht durch eine aus sechs Mitgliedern des Senats und sechs Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung zusammengesetzte Commission.

Tabletten.

*** Das große Fernrohr des Lord Rosse hat der astronomischen Wissenschaft wesentliche Dienste geleistet und ein bis jetzt verschlossenes Gebiet der Himmelskörperwelt aufgeschlossen. Es ist gelungen, vermittelst dieses Instrumentes einen Einblick in diejenige Nebelflecke zu thun, die bisher als unauflöslich galten. Von planetarischen Nebelflecken wird künftig wol nicht mehr die Rede sein. Man verstand darunter bekanntlich oder hat bis jetzt mit diesem Namen solche helle Punkte am Nachthimmel bezeichnet, welche sich in den bisher stärksten Fernrohren als runde Scheiben darstellten und sich dadurch für das Auge wesentlich als von den Fixsternen verschieden darstellten, die noch immer als unmessbare Pünktchen erschienen sind. Alle durch Lord Rosse's Fernrohr beobachteten planetarischen Nebelflecken haben sich in ring- oder spiralförmige leuchtende Weltkörper aufgelöst. Derjenige, welcher von Herschel als das schönste Exemplar bezeichnet wurde, wies sich als eine sehr verwickelte spiralförmige Masse aus, die um zwei sternreiche Mittelpunkte sich windet. Ein durch das Rohr neu entdeckter besteht aus einem Ring von Sternen mit einer schwachen Lichtnebelmasse in der Mitte und einem schönen Doppelstern am Rand; ein anderer, ebenso gestaltet, hat zum Mittelpunkt einen glänzenden Stern und zumässt um denselben neun andere im Kreis stehen. Kurz, es thut sich hier eine ganz neue Welt der Beobachtung und der Entdeckung auf.

*** Interessant ist es vielleicht zu erfahren, daß die Oper auf der Insel Cuba zu der ausgezeichnetsten gehört und das Haus in jeder Beziehung eines der schönsten ist, das man nur sehen kann. Es faßt 6000 Zuschauer und ist beinahe so groß wie das italienische Opernhaus in London. Die Vorderseiten der Logen sind nach vorn offen, von Metallarbeit und eben auf diese Weise von einander getheilt, so daß die innere Architectur dadurch ein merkwürdig leichtes Ansehen erhält. Das Parterre hat nur Sitze und diese sind sehr bequem. Die Damen gehen in den Zwischenacten hinter den Logen spazieren, während die Herren ihre Cigaritos rauchen. Im Winter 1850 bis 1851 war die Truppe sehr brav. Die Damen Stefanoni, Bozio, Salvi, Marini, Bettini und ein sehr gutes Orchester, das ganz unter der Direction Bottesini's, des wunderbaren Violinisten, eines der merkwürdigsten seit Paganini's Zeit, stand, wetteiferten um die Gunst des Publikums. Das cubanische Publikum ist eines der enthusiastischsten, das man sehen kann, und unermüdlich im Bravorufe. Die Zuschauer werfen ihren Lieblingen Tauben zu, die mit Bändern geschmückt sind und von denen die meisten unter den Flügeln Dublonen tragen, um auf diese vollwichtige Art ihren Beifall zu bezeigen. Es ist ungemein unterhaltend, in den Logen zu sitzen und die Bewegungen im Parkett zu betrachten, wo dann ganze Körbe, zuweilen mit zwanzig bis dreißig Tauben, zum Vorschein kommen. Im Drama ist man sehr productiv, ahmt aber zu sehr die spanische Romantik nach und sucht überhaupt den Reiz im Abenteuerlichen.

*** Auf dem Kirchhof von Kensal-green bei London ist das Grab Thomas Hoods, eines der genialsten und unglücklichsten Humoristen, den England in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat. Sein „Song of the shirt“ (das Lied vom Hemd) hat Millionen Thränen entlockt und getrocknet, denn es hat die Philanthropie zuerst auf das Schicksal der englischen Nähterinnen aufmerksam gemacht; seinem „Up the Rhine“ sind auch viele Thränen geflossen, Thränen, die man vor Lachen weint. Einige seiner wertvollsten Schriften sind noch nicht gesammelt, und sein Grab bezeichnet noch kein Denkstein. Im Whittingtonclub, der eben nicht zu den vornehmen und reichen gehört, hat sich eine Gesellschaft gebildet, die dem populären Dichter auf ihre Kosten einen Grabstein setzen will.

*** Der Spanier Novarro, welcher vor einigen Monaten seine Geliebte Dolores in Paris erstochen, ist von den Assisen der Seine für schuldig mit mildernden Umständen erklärt worden. Derselbe ist zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden.

Frankfurter Liederkranz.

Dienstag, den 2. November

Großes Vocal- und Instrumentalconcert

im Saale des Weidenhofes.

Zum Besten der Mozartstiftung.

Erste Abtheilung.

1. Quintett von W. A. Mozart, für Pianoforte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott.
2. Chor aus „Oedipus“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy.
3. Adagio für den Contrabaß, componirt und vorgetragen von Herrn Concertmeister August Müller aus Darmstadt.
4. „Wasserfahrt“ und „Mädchen mit der Schwalben Zug ꝛc.“, Lieder für Baritan, componirt von Ludwig Geltert.
5. Chor aus „Oedipus“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Zweite Abtheilung.

1. „Wein und Brot“, Gedicht von Uhland, Chor, componirt von Ferdinand Hiller.
2. Solo für Pianoforte.
3. Ungarisches Trinklied, für Solo Bariton und Chor, componirt von Binter.
4. Sonntagsrolle, für den Contrabaß, vorgetragen von Herrn Concertmeister Müller.
5. Musikalischer Spaß, componirt von W. A. Mozart, für Violine, Altviole, Violoncelle, zwei Horn und Contrabaß.
6. „Auf bereitet euch zum Feste“, Solo und Chor von W. A. Mozart.

Eintrittskarten zu 1 fl. sind zu haben: bei den Herren C. A. André, Zeil (Haus Mozart), J. J. Quilling (Liebfrauenberg), sowie am Eingang des Saales. — Anfang 7 Uhr.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 1. November. (Neu einstudirt) **Minna von Barnhelm**, Schauspiel in fünf Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 262. Dienstag, 2. November **1852.**

Ein seltsames Bett.

Erzählung nach den Household Words von Ch. Dickens.

(Fortsetzung.)

Das Spiel war Rouge et Noir. Ich hatte dasselbe fast in allen Städten Europa's gespielt, jedoch ohne mich um die Theorie der Chancen zu bekümmern, diesen Stein der Weisen, den alle Spieler zu erwerben streben. Ein Spieler im wahren Sinn des Worts war ich nie gewesen. Die verzehrende Leidenschaft für das Spiel war meinem Herzen bis dahin gänzlich fremd gewesen; ich hatte nur des Vergnügens wegen gespielt und nie aus Not, da ich nicht wußte, was es heißt, Geld bedürfen. Auch hatte ich das Vergnügen nie so weit getrieben, daß Geld ich mehr verlor, als ich entbehren, oder mehr gewann, als ich mit Gemüthsruhe in meinen Taschen fortbringen konnte, ohne durch mein Glück aus dem Schwerpunkt gebracht zu werden.

An diesem Abend aber fühlte ich zum erstenmal in meinem Leben was es heißt: mit Leidenschaft spielen. Mein Glück verwirrte und berauschte mich im wahren Sinne des Worts. So unglaublich wie es klingen mag, so ist es nichtsdestoweniger eine Thatsache, daß ich nur dann verlor, wenn ich mit Bedacht und Ueberlegung spielte und Berechnungen anstellte, wie ich gewinnen könne. Wenn ich alles dem Zufall überließ und blindlings setzte, gewann ich sicherlich, gewann ich trotz der allergrößten Unwahrscheinlichkeit.

Anfangs hielten einige der Anwesenden auch meine Farbe, ließen aber bald davon ab, da ich meine Sätze so erhöhte, daß sie die Summen nicht wagen mochten. Einer nach dem andern hörte auf zu spielen und schaute athemlos meinem Spiel zu. Ich setzte immer größere und größere Summen und gewann Schlag auf Schlag. Die Aufregung im Zimmer erreichte den höchsten Grad. So oft mir das Gold zugeschoben ward, unterbrach ein dumpfer Chor von Ausrufungen und Flüchen in verschiedenen Sprachen die tiefe Stille, selbst der unerschütterlich ruhige Croupier schleuderte endlich seine Goldrücke, wütend über mein unmäßiges Glück, mit einem lauten Fluch auf den Boden. Nur ein einziger bewahrte seine vollkommene Ruhe und dieser eine war mein Freund. Er näherte sich mir und bat mich mit leiser Stimme auf englisch, mich mit dem, was ich gewonnen, zu begnügen und den Ort zu verlassen. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese Bitten und Warnungen mehrmals wiederholte und daß er mich erst dann verließ, nachdem ich seinen Rat in meiner vollkommenen Spielstrunkenheit in Ausdrücken zurückgewiesen hatte, welche es ihm unmöglich machten, mich aufs neue bittend anzugehen. Einige Zeit nachdem er das Zimmer verlassen hatte, rief eine heisere Stimme hinter mir: Erlauben Sie mir, mein lieber Herr, daß ich die beiden Napoleons, welche Sie haben fallen lassen, wieder an ihren Platz lege. Wunderbares Glück, Herr! Ich alter Soldat versichere Ihnen auf meine Ehre, daß ich all mein Lebtag niemals ein solches Glück gesehen, trotzdem daß ich manches Stündchen gespielt habe! — niemals! Frisch weiter, Herr; sacré mille bombes! Frisch weiter! Die Bank gesprengt!

Ich wandte mich um und erblickte einen großen Mann in einem mit Schnüren besetzten Oberrock, der mir zunickte und mich mit großer Höflichkeit lächelnd anschaute. Wäre ich recht bei Sinnen gewesen, ich würde ihn für ein etwas verdächtiges Exemplar eines alten Soldaten gehalten haben. Er hatte vorstehende, mit Blut unterlaufene Augen, einen borstenartigen, schäbigen Schnurbart und eine mißgestaltete Nase. Seine Stimme verriet einen Kasernenaccent der gemeinsten Art und seine Hände waren die schmutzigsten, die ich je gesehen habe — selbst in Frankreich. Diese kleinen persönlichen Eigentümlichkeiten übten indessen keinen zurückstoßenden Einfluß auf mich aus. In der tollen Aufregung und in dem sorglosen Triumf jenes Augenblickes hätte ich mit jedem fraternisiert, welcher mich in meinen Bestrebungen ermutigte. Ich nahm die Prise an, welche der Soldat mir anbot, klopfte ihm auf die Schulter und schwur, er sei der ehrlichste Kerl auf der Welt, die ehrwürdigste Reliquie der großen Armee, die ich je gesehen. — Frisch weiter! rief mein militärischer Freund, in Extase mit den Fingern schnalzend, frisch weiter! Sprengen Sie die Bank! — mille tonnerres! mein braver englischer Kamrad, sprengen Sie die Bank! — Und ich fuhr fort zu spielen und zwar in einer Weise, daß der Croupier nach einer Viertelstunde ausrief: Meine Herren, die Bank ist für heute Abend aufgegeben!

All die Banknoten und all das Gold jener Bank lagen in einem großen Haufen unter meinen Händen; das ganze Capital des Spielhauses wartete darauf, daß ich es einsacke und damit fortging. — Binden Sie das Geld in Ihr Taschentuch, mein werter Herr, sagte der alte Soldat, als ich in wilder Freude mit den Händen in meinem Goldhaufen herumwühlte. Binden Sie es in Ihr Tuch, so wie wir unser Mittagsbrod in der großen Armee zusammenzubinden pflegten; Ihr Gewinnst ist zu schwer, als daß irgend eine Hosentasche der Welt denselben zu tragen vermöchte. Da! so wird's gehen — schaufeln Sie's hinein, Banknoten und Gold, alles mit einander! Credié! welch ein Glück! — Halt, da hüpft ein anderer Napoleon auf den Boden! Ah! sacré petit polisson de Napoléon! hab' ich dich endlich erwischt? So, Herr, zwei feste Doppelknoten auf beiden Seiten mit Ihrer Erlaubniß, und das Geld ist sicher. Fühlen Sie's an, fühlen Sie's nur an, glücklicher Herr! Hart und rund wie eine Kanonenkugel! Ah, bah! wenn sie solche Kanonenkugeln uns bei Austerlitz nur zugeschickt hätten — nom d'une pipe! hätten sie's nur gethan! Und was bleibt mir altem Grenadier, mir vormaligem Helden der französischen Armee noch weiter übrig? Ich frage, was? Nichts weiter als meinen verehrten englischen Freund zu ersuchen, eine Flasche Champagner mit mir zu trinken und einen Toast auf die Göttin Fortuna auszu-

bringen, ehe wir scheiden! — Vortrefflicher alter Kriegsmann! lustiger alter Grenadier! rief ich. Bringt Champagner herbei, Champagner! dies erste Glas einem alten Soldaten! hurrah! hurrah! das zweite Glas der Göttin Fortuna! hurrah, hurrah! — Bravo! es lebe der liebenswürdige, gnädige Engländer, in dessen Adern das feurige Blut Frankreichs rollt! jubelte der alte Soldat. Ein andres Glas? Ah, bah! — die Flasche ist leer! Thut nichts! Vive le vin! Ich, der alte Soldat, bestelle eine neue! — Nein, nein, tapferer Grenadier! Das war deine Flasche, diese da ist mein! Frisch getrunken! Die französische Armee! Der große Napoleon! Die ganze Gesellschaft! Der Croupier! Des ehrlichen Croupiers Frau und Töchter, wenn er deren hat! Alle Damen sollen leben! alle Menschen auf der Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Das Kindergartenfest auf „Jerusalem“.

Briefliche Mittheilung aus Meiningen.

(Fortsetzung.)

Jetzt verließen die Kleinen das Zimmer, um die Bewegungsspiele im Freien zu beginnen. Folgendes Anfangsliedchen, während dessen Gesang sie rechts und links im Kreise herumgingen, eröffnete dieselben:

Wir haben froh uns hier gefunden,
Der Lebenstrieb hat uns verbunden.
Beschäftigung ist unsre Lust,
Mit ihr kommt Freude in die Brust.

Rüstig unsre Sinne regen,
Wacker Hand und Fuß bewegen,
Gibt dem Herzen Freud und Lust.
Gibt dem Herzen Freud und Lust.

Hierauf folgte, wie es schien, ein Lieblingsspiel der Kinder: „Häschen in der Grube“. Der Kinderkreis stellte eine Grube dar; in der Mitte saß eines der Kinder, welches mit dem Zeige- und Mittelfinger einer jeden Hand, dieselben bewegend und an den Kopf legend, die langen beweglichen Ohren Lampe's nachahmte. Dazu wurde das Liedchen gesungen:

Häschen in der Grube
Saß und schlief.
Armes Häschen, bist du krank,
Daß du nicht mehr hüpfen kannst?
Häschen hüpf', Häschen hüpf'!

Das in der Mitte kauernde Kind hüpft nun zu einem andern im Kreise, um es aufzufordern, in der nächsten Tour das Häschen darzustellen. Hieran reihte sich das Spiel, wo die Kinder sich die Hände reichend einen Faden darstellen, der sich auf ein Knäuel windet und dann von innen wieder abwickelt unter folgendem Gesang:

Fädchen, Fädchen, wie ein Mädchen
Dich um deinen Anfang wind'.
Daß man dich als Knäuel finde. —
Fädchen, Fädchen, wie ein Mädchen
Löse dich von innen wieder,
Beim Gesang der muntern Lieder.

Auf allgemeines Verlangen der Kinder wurde sodann der „Säemann“ gespielt. Folgendes Lied bildet die Grundlage:

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer aussät?
Sehet so, so säet der Bauer seinen Hafer aus.

(Alle Kinder ahmen dabei die Bewegung des Säens nach.)

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer abmäht?
Sehet so, so mähet der Bauer seinen Hafer dann ab.

(Alle ahmen die Bewegung des Mähens nach.)

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer ausdrischt?
Sehet so, so drischt der Bauer seinen Hafer dann aus!

(Allgemeine Nachahmung des Dreschens.)

Wollt ihr wissen, wie der Bauer nach der Arbeit sich freut?
Sehet so, so freuet der Bauer nach der Arbeit sich dann.

(Alle Kinder verschränken die Arme.)

Wollt ihr wissen, wie der Bauer nach der Arbeit ausruht?
Sehet so, so ruht der Bauer nach der Arbeit sich aus.

(Dabei setzen sich die Kinder im Kreise nieder und legen den Kopf in die Hand.)

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinem guten Gott dankt?
Sehet so, so bringt der Bauer seinem guten Gott Dank.

(Alle Kinder heben die gefalteten Hände empor.)

Hierauf zogen die Kleinen wieder in das Zimmer und nahmen das sogenannte Verschränken, das heißt Verknüpfung von dünnen Holzstäbchen zu den verschiedenartigsten Formen vor. Es ist überraschend, wie durch diese Beschäftigung die Finger der Kleinen nicht nur geschickt gemacht werden, sondern auch ihr Schönheitssinn geweckt wird. Eine Unendlichkeit von Uebungen liegt vor. Jedes Kind arbeitet in seiner Weise. Der Beobachter kann diese Blicke in die Natur der Kinder thun. Wieder ins Freie zurückgekehrt, wurde zunächst das Taubenhaus vorgestellt. Der Kinderkreis tritt so eng wie möglich zusammen, einige Kleine stehen in der Mitte. Während diese, Bewegung von Tauben nachahmend, den sich erweiternden Kreis verlassen, singt die fröhliche Schaar:

Wir öffnen jetzt das Taubenhaus,
Die Täubchen fliegen froh hinaus;
Sie fliegen hin aufs grüne Feld,
Wo's ihnen gar so wol gefällt.
Doch kehren sie heim zur guten Ruh,
So schließen wir wieder das Häuschen zu.

Bei den letzten Worten finden sich die als Täubchen ausgeflogenen Kinder wieder ein, das Taubenhaus wird wieder geschlossen, und die Kleinen müssen erzählen, was sie alles auswärts gesehen haben. Die Beobachtungsgabe wird dadurch außerordentlich geschärft. Hieran reihte sich das Spiel: „Wenn die Kinder artig sind“. Ein Kind stellt sich in die Mitte des Kreises, dann beginnt der Gesang:

Wenn die Kinder artig sind,
So sind sie immer froh,
Und wenn sie dann recht lustig sind,
So machen sie es so.

Das Kind im Kreise macht nun etwas vor, was alle zu gleicher Zeit nachahmen, und es eröffnet sich ein Spielraum für die drolligsten Einfälle.

Hierauf folgte „der lustige Springer“. Ein Kind, denselben vorstellend, stellt sich außerhalb des Kreises, die übrigen marschiren vorwärts, in munterer Weise singend:

Wir alle möchten wandern
Von einem Ort zum andern.

Das Wandern uns gar wol gefällt,
Man schaut so fröhlich in die Welt!
Wandern, ja wandern!

Jetzt tritt der lustige Springer herein in den sich schließenden Kreis, schüttelt mit dem Kopf, stampft mit dem Fuß, schüttelt seinen Rock, und während er mit einem Kind im Kreise herumtanzt, ertönt fröhlich das Liedchen:

Kommt, wir wollen springen schön,
Andre müssen stille stehn,
Kannst nun aus dem Kreise gehn.

Das andere Kind wird nun der lustige Springer.

Da bereits die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Zimmer der gegenüberliegenden Burg Landsberg vergoldeten, und die Kühle des Herbstabends fühlbar ward, so mußte das Fest geendet werden. Es geschah mit folgendem Schlußlied:

Die Spielzeit ist nun aus;
Froh achten wir nach Haus.
Leb' wol, leb' wol! wir bleiben lieb und gut.

(Schluß folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

„Nathan der Weise" von Lessing. — „Muttersegen" und „Zu ebener Erde und erster Stock". — „Aurelia" von Conradin Kreutzer und „Europa" von C. M. v. Weber.

Innerhalb der kurzen Frist von acht Tagen ist Lessings „Nathan der Weise" zweimal im Stadttheater zur Aufführung gekommen, eine Ehre, deren sich in den letzten zwanzig Jahren nur Meyerbeer'sche Schauopern, Pariser Vorstadtscandale und vormärzlich-modern-deutsche Tendenzdramen haben rühmen können. Schauspielen höherer Gattung ist nur selten eine solche Auszeichnung zu Theil geworden, und wenn ja einem, so war es gewiß keines, auf welchem wie auf dem Nathan der Staub von drei Vierteljahrhunderten ruht. Ihrem unvergänglichen Wert verdankt Lessings Meisterschöpfung die Dauer auf dem Theater und einer im allgemeinen überaus maß- und würdevollen Darstellung ihre neuesten Erfolge vor dem hiesigen Publikum. War auch das Haus an beiden Abenden nicht grade schwach besucht, so hätten wir doch im Interesse der Dichtung wie der Schauspielkunst zahlreicheren Besuch gewünscht, um beide zusammen, was sich heutzutage so selten trifft, auf recht viele Gemüter gleich mächtig einwirken zu sehen.

Darf überhaupt ein Drama zu aller Zeit und vor jedem gebildeten Volk der ethischen und ästhetischen, das heißt der sittlich- und sinnlich-schönen Wirkung um so gewisser sein, je mehr es sich auf allgemein menschlichen Bezügen aufbaut, und erklärt sich eben nur aus der strengen Befolgung dieses ewigen Gesetzes der dramatischen Kunst, daß zum Beispiel Sophokles'sche Trauerspiele nach mehr als zwei Jahrtausenden ganz andern Völkern, andern Welt- und Religionsanschauungen, andern Begriffen und Gefühlen als denen gegenüber, für welche sie ursprünglich gedichtet waren, kaum etwas von ihrer ergreifenden, Verstand wie Gemüt bezwingenden Kraft eingebüßt haben: welcher Wert, welche Wirkung, welche Dauer müssen dann einem Drama einwohnen, in dem die vollendet schöne Menschlichkeit ihr Spiegelbild geschaffen hat und gewissermaßen auch einmal persönlich an uns herantritt, anstatt aus Einseitigkeit und Extremen, Schwächen und Gebrechen verschiedener Charaktere und ihren Gegensätzen und Kämpfen immer nur die Begriffe zu vermitteln und blos ahnen zu lassen, wie jene ächte Menschlichkeit, die das äußerste Ziel aller Cultur, der höchste Zweck aller Religion, beschaffen sein müsse.

Der Jude Nathan ist dieses Spiegelbild der schönen Menschlichkeit und die Frage, ob dem Dichter sein großer Zeitgenosse Moses Mendelssohn oder ob ihm Spinoza dazu gefessen habe, kann füglich unerörtert bleiben, nachdem Professor Rötscher in seinem Cyklus dramatischer Charaktere mit Geistesschärfe nachgewiesen hat, daß Lessing zur größeren Verherrlichung der Macht und des Sieges der ächten Humanität zum Träger derselben grade einen Juden wählen mußte, weil sie unter allen Religionsbekennern im Juden ihren stärksten Feind bezwingen mußte, und erst nach diesem Sieg als die Alleserwindende und Mächtigste dastehe; denn wo würde mehr die hohle Form für das Wesen gehalten, mehr die Schale mit dem Kern verwechselt, als im staarglänzigen Judentum? Und so ist denn, worüber sich nur der oberflächlichste Blick täuschen kann, die Wahl eines Israeliten im vorliegenden Drama nicht etwa eine Bevorzugung des Judaismus von Seiten Lessings, sondern vielmehr eine Anklage, die mindestens ebenso schwer wiegt als jene, welche Befangenheit, Vorurteile, Intoleranz ꝛc. der neben Nathan auftretenden Charaktere treffen. Läßt doch der Dichter diesen selbst sagen, er sei nur „Jude an Kleidung, Farbe und Gestalt", und heißt doch Nathan „der Weise", weil ihm sein Kopf und sein Herz nicht nur aus dem Judentum, sondern auch aus den furchtbarsten Erlebnissen und Versuchungen den ächten, vollendeten Menschen gerettet haben. Aber auch diejenigen irren, welche in Lessings Drama vorzugsweise den zersetzenden und verneinenden Geist des vorigen Jahrhunderts das Christentum bekämpfen sehen; nur Befangenheit, Vorurteil und Extrem in den individuellen christlichen Anschauungen und Aeußerungen werden angegriffen, und zwar mit der Zartheit und milden Ironie, die der ächten Menschlichkeit einzige Waffen sind, wenn sie ihr Gebiet, werde es nun von den Gläubigen des Morgen- oder des Abendlandes gefährdet, zu vertheidigen gezwungen ist. Diese Menschlichkeit ist nichts weniger als exclusiv; nachdem der ächte Ring verloren gegangen ist, soll jeder, so meint sie, seines Ringes Kraft dadurch erproben, daß er sich beliebt mache vor Gott und bei den Menschen. Darum auch bekämpft Nathan in der Daja, im Tempelherrn und im Patriarchen nicht den Christen als solchen, sondern nur den individuellen und ausschließlichen Standpunkt, den jede dieser Persönlichkeiten auf Kosten der schönen Menschlichkeit einnimmt. Mehr und viel ließe sich über diese und andere Bezüge ausführen, wenn hier der Raum dazu wäre.

Als die größten Darsteller des weisen Nathan nennt die Geschichte des deutschen Theaters Iffland, Lemm und Seydelmann. Als Lemms Stärke wird die Macht der Rede, als Seydelmanns Vorzug die Würde und Milde bezeichnet, welche er seinem Nathan aufprägte. Rötscher in seiner trefflichen Analyse dieses Charakters will von dem Darsteller auch einen hervorstechenden Zug des Humors geltend gemacht wissen, eines milden Humors, in welchem sich Nathans Geisteüberlegenheit bewußtvoll zu erkennen gebe.

Diesen Zug hat der hiesige Darsteller, Herr Reger, ziemlich weit zurücktreten lassen und doch müssen wir seinen Nathan, selbst nach allem, was wir von jenen drei großen Schauspielern wissen, für eine Meisterschöpfung gelten lassen. Er hat den Charakter bis in die kleinsten Züge erfaßt und gibt uns den großen Mann von Kopf und Herz im ganzen und vollen, runden und bestimmten Bild. Tiefes Gemüt, bei der Geburt ihm mitgegeben, und tiefer Ernst, in der strengen Schule des Lebens ihm angebildet, sind die hervorstechenden Züge seines Nathan; jenes offenbart sich in der Weichheit des Tons, dieses in der

tiefen Lage des Organs in gar wirksamer Weise. In den rhetorischen Partien, und dies ist einer der Hauptvorzüge von Regers Nathan, bekundet sich nirgends Absicht und Berechnung, sondern Ueberzeugungstreue läßt die Rede unmittelbar aus dem Herzen warm über die Lippe fließen; daher auch die Zuhörer so sichtbar ergriffen waren und zum lauten Beifall hingerissen wurden. Soll einzelnes aus dieser herrlichen Leistung hervorgehoben werden, so nennen wir die Erzählung Nathans von den an seinem Hause verübten Freveln und von seinem tiefen Leid, und später die Scene, wo er Saladins Fragen mit dem Märchen von den drei Ringen beantwortet. — Sage man doch nicht mehr, man finde an classischen Stücken keinen Geschmack mehr und die mimische Kunst gehe verloren; Abende, wo Dichtung und dramatische Darstellung solche Siege feiern, müssen wolthätig nachwirken, wenn sie nur öfter wiederkehren. Fünf oder sechs gute alte Stücke in entsprechend rascher Aufeinanderfolge mit solchem Ernst gehandhabt, würden uns gewiß Recht geben. Deshalb soll uns nun „Minna von Barnhelm“ doppelt willkommen sein. Neben Regers Nathan können wir nur noch den Klosterbruder des Herrn Haake, die Recha der Fräulein Janauschek und die Daja der Fräulein Lindner als ebenbürtige Leistungen anerkennen. Haake spielte seine Rolle mit einem Verständniß und Künstlerischem Bewußtsein und Schöpferlust, die ihr Ziel und ihre Wirkung nicht verfehlen konnten; sein Klosterbruder war ein vollendetes Charakterbild, der Darsteller wurde aus der Scene gerufen und gewiß ward bei manchem Zuschauer der Wunsch rege, solche Mittel öfter in geeigneter Weise verwendet und verwertet zu sehen. — Der Tempelherr, der Sultan und die Sittah wurden zwar mit sichtbarem Fleiß gegeben, aber die Höhe der vorgenannten Leistungen erreichten sie nicht; es fehlte hier am rechten Aufschwung, dort an der rechten Würde: Wiederholungen werden dies bessern. Aber in ganz ungeeigneten Händen scheint und der Patriarch zu liegen: wir zweifeln nicht an dem Willen und der Kraft des Darstellers, aber seine Persönlichkeit, sein Vortrag ꝛc. ꝛc. wollen grade zu dieser Partie gar nicht passen. Der Patriarch erscheint karrikirt und dies ist so unrichtig wie für Ziel und Zweck der Dichtung gefährlich. —

Insofern sich in dem Repertoir der letzten Wochen das Streben bekundet hat, Mannigfaltigkeit zu bieten und dadurch nach allen Seiten zu befriedigen, läßt sich nichts dagegen einwenden, daß auch die französische Thränenzwiebel „Mutterfegen“ ihrem Publikum wieder einmal unter die Augen gehalten wurde; wer aber ein Interesse dabei haben kann, daß ein Stück mit ausgesprochen unzureichenden Kräften in zwei bis drei Hauptrollen neu in Scene geht: ob die Direction oder das Publikum oder die Kunst, darüber sind wir nach jener Vorstellung nicht klar geworden. Glücklicher war der Gedanke, in Ermangelung einer guten neuen eine alte Posse hervorzusuchen: die alten Wiener Volksstücke sind immer noch das Beste, was in diesem Fach geleistet worden: in rauher Schale ein guter Kern, der genießbar ist. Deshalb konnte „Zu ebener Erde und erster Stock“ zweimal kurz nach einander vor wolbesetztem Hause aufgeführt werden. Aber das Product von Berlin, Dresden und Hamburg ist fade und matt und wurde deshalb immer ziemlich rasch wieder beseitigt.

Die Freunde der deutschen Opernmusik wird es freuen, daß sich Kreutzer's „Aurelia“ mit Erfolg auf dem hiesigen Repertoir behauptet: sie ist bereits vier- bis fünfmal wiederholt worden; und daß Webers „Euryanthe“ in neuer Einstudirung vor einem brechendvollen Hause vorgestern hier wieder in Scene gegangen. Bühne und Orchester haben an diesem Abend mit ihrer tüchtigen Leistung Ehre eingelegt und reichen Beifall geerntet. Einen besonderen Bericht behalten sich diese Blätter nach der ersten Wiederholung vor.

E. S.

Allerseelentag.

Requiescant in pace!

Das ist der Tag der Schmerzen, der Allerseelentag,
An dem das Herz nicht jubeln, der Mund nicht lachen mag:
Der Trauer Hohepriester wallt betend auf und ab —
Sein Tempel ist der Friedhof, sein Altar ist das Grab.

Zwei Kerzen auf den Altar mit gläubig-frommem Sinn,
Den Myrtenkranz daneben pflanzt still der Priester hin;
Die Kerzen dem zum Opfer, der Grabesseligkeit stillt,
Aus Myrten dir der Tröstung balsam'scher Segen quillt.

Schau' an die kleinen Hügel auf großem Saatenfeld,
Wo mit gewalt'ger Sense der Engel Ernte hält —
Schau' hin und laß' kein Weinen, still deinen herben Gram:
Der Herr des Lebens war es, der sie von hinnen nahm.

Nicht daß er ewig mod're, liegt hier der Staub bei Staub,
Des Geistes heil'ger Tempel bleibt nicht des Grabes Raub.
Die Mutter Erde winket nach kurzem Pilgerlauf,
Doch nur für wen'ge Tage nimmt sie dem Müden auf.

Noch wird an mancher Pforte der Engel klopfen an,
Noch wird dem Friedensboten noch manchmal aufgethan:
Dann aber schallt die Stimme im Ost und Süd und West,
Zu weden all' die Schläfer zum Auferstehungsfest.

Das Herz, das dir geschlagen, einst wird es wieder dein,
Das Auge, das dir strahlte, glänzt wieder klar und rein:
Die Lippen, die dich küßten, sie wellte Todesqual,
Dann öffnen sie sich wieder dem Morgensonnenstrahl.

Sieh' hin, auf weißem Pfade wallt still die Procession,
Der Priester schwingt das Rauchfaß und steht im Trauerton:
„Laß' leuchten deine Gnade, führ' sie in Frieden ein!“ —
Wir beten leise: „Amen, ja, Herr, so soll es sein.“

Von dir allein kommt Frieden, nur du kannst Heil verleih'n —
Die Todten mögen ruhen, sie schliefen fröhlich ein.
Doch die im Pilgerhabe noch wandeln in Gedrängnis,
Auch ihnen, Gott, gib Frieden, laß' ihnen deine Huld!

C. H. Brückmann.

Frankfurter Liederkranz.

Das auf Dienstag, den 2. November, angekündigte Concert, zum Besten der Mozartstiftung, mußte eingetretener Hindernisse wegen auf Mittwoch den 3. d. M. verlegt werden, und wird an diesem Abend im Saale des Weidenbuschens stattfinden.

Der Vorstand.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 2. November [Martha, oder: „Der Markt zu Richmond“, Oper in vier Acten. Musik von Flotow.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№. 263. Mittwoch, 3. November **1852.**

Ein seltsames Bett.

Erzählung nach den Household Words von Ch. Dickens.

(Fortsetzung.)

Als die zweite Flasche Champagner geleert war, meinte ich, flüssiges Feuer rolle durch meine Adern; mein Hirn glühe, als ob ein Flammenmeer darin woge. Niemals hatte der reichliche Genuß des Weins solche Wirkung auf mich ausgeübt. Trug mein wilderregter Zustand die Schuld oder war der Champagner ungewöhnlich stark; ich wußte es nicht. Braver alter Grenadier, schrie ich in toller Lustigkeit, ich bin ganz Feuer und Flamme! Wie steht's mit dir? Du hast mich in Brand gesteckt! Hörst du, Held von Austerlitz? Laß uns eine dritte Flasche trinken, damit wir das Feuer löschen! — Der alte Soldat schüttelte den Kopf, rollte seine vorstehenden Augen, daß ich meinte, sie müßten aus ihren Höhlen springen, legte seinen schmierigen Zeigefinger an die Nase, stieß mit feierlicher Stimme das Wort Kaffee! hervor und lief sofort in eins der Nebengemächer.

Das Wort, welches der seltsame Veteran ausgesprochen, schien eine magische Wirkung auf die übrige Gesellschaft hervorzubringen. Alle erhoben sich urplötzlich und schritten der Thür zu. Wahrscheinlich hatten sie gehofft, aus meinem Rausch Nutzen zu ziehen; da sie aber sahen, daß mein neuer Freund sich meiner annahm und zu verhindern suchte, daß ich den Gebrauch meiner Sinne nicht verlöre, so konnten sie nicht mehr darauf rechnen, sich von meinem Gewinn zu bereichern. Was ihr Beweggrund auch sein mochte, genug sie verließen sämmtlich das Zimmer.

Als der alte Soldat zurückkehrte und sich mir gegenüber am Tische niederließ, waren wir ganz allein im Gemach. In einer Art von Vorzimmer, welches an das letztere stieß, sah ich den Croupier sitzen und sein Abendessen verzehren. Rings umher herrschte nun eine Todtenstille.

Mit dem tapfren Uebertreff der großen Armee war auch eine plötzliche Veränderung vorgegangen. Er nahm einen feierlichen, unheilverkündenden Blick an, und als er wieder mit mir zu sprechen begann, war seine Rede weder durch Flüche noch durch Apostrophen und Ausrufungen geziert und verstärkt. Hören Sie, mein lieber Herr, sagte er in geheimnißvoll zutraulichem Ton, hören Sie den Rat eines alten Soldaten. Ich bin soeben bei der Hausfrau, einem liebenswürdigen Weibe, einem wahren Genie, was die Kochkunst betrifft, gewesen und habe sie dringend gebeten, uns einen besonders starken und guten Kaffee zu bereiten. Ehe Sie daran denken können heimzugehen, müssen Sie eine Tasse von diesem Kaffee trinken, damit Sie Ihre kleine liebenswürdige Begeisterung los werden; wahrhaftig, Sie müssen es, mein guter, gnädiger Freund! Wenn Sie all das Geld sicher heute Abend zu Hause schaffen wollen, so ist es Ihre heilige Pflicht, daß Sie Ihre fünf Sinne beisammen haben. Verschiedene von den dorthin anwesenden Herren wissen, daß Sie hier in enormer Weise genommen haben, und obwol dieselben in gewisser Hinsicht sehr wurdige und ausgezeichnete Bursche sind, so haben sie doch als sterbliche Menschen ihre liebenswürdigen Schwächen, mein lieber Herr! Brauche ich Ihnen noch mehr zu sagen? Nein, nein! Sie verstehen mich! Nun, deshalb rate ich Ihnen folgendes. Wenn Sie sich wieder vollkommen wol fühlen, lassen Sie sich einen Fiaker kommen, ziehen Sie alle Fenster heraben auf, sobald Sie eingestiegen sind, und befehlen Sie dem Kutscher, auf dem Wege nach Ihrer Wohnung nur die großen und gutbeleuchteten Straßen einzuschlagen. Thun Sie dies und Sie werden Ihr Geld sicher nach Hause bringen. Thun Sie dies und morgen werden Sie es einem alten Soldaten danken, daß er Ihnen einen wolgemeinten Rat gegeben hat. —

Kaum hatte der alte Grenadier seine Rede in einem sehr weinerlichen Ton beendet, als der Kaffee hereingetragen wurde und zwar in zwei bereits gefüllten Tassen. Mein aufmerksamer Freund überreichte mir eine derselben mit einer Verbeugung. Ich lechzte vor Durst und trank die Tasse in einem Zug aus. Fast unmittelbar darauf ward ich von einem Anfall von Schwindel befallen und fühlte mich noch berauschter als zuvor. Das Zimmer drehte sich vor meinen Augen in wildem Wirbel herum; der alte Soldat schien gleich dem Kobolen einer Dampfmaschine regelmäßig vor mir auf- und nieder zu steigen. Ein gewaltiges Sausen und Klingen in den Ohren machte mich halb taub; ein Gefühl der äußersten Verwirrung, Hülflosigkeit und Geistesschwäche überkam mich. Ich erhob mich, indem ich mich am Tische festhielt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, und stammelte, daß ich mich außerordentlich unwol fühle, so unwol, daß ich nicht wisse, wie ich nach Hause gelangen solle.

Mein lieber Freund, antwortete der alte Soldat, dessen Stimme mir ebenfalls zu schwanken und zu taumeln schien, es würde Wahnsinn sein, wenn Sie in diesem Zustande heim gehen wollten. Sie würden unfehlbar Ihr Geld verlieren, man würde Sie mit der größten Bequemlichkeit berauben und ermorden können. Ich werde hier die Nacht zubringen: thun Sie es auch, die Leute hier im Hause haben vortreffliche Betten, lassen Sie sich eins geben. Schlafen Sie Ihren Rausch aus und gehen Sie morgen sicher mit Ihrem Gewinnst heim, morgen bei hellem Tageslicht. — Ich besaß weder die Kraft zu denken, noch irgend ein Gefühl; ich fühlte nur, daß ich unverzüglich mich irgendwo niederlegen und einen kühlen, erfrischenden, stärkenden Schlaf genießen müsse. So nahm ich denn jenen Vorschlag in Betreff des Bettes bereitwillig an und ließ mich von dem alten Soldaten und dem Croupier, der von jenem herbeigerufen worden war, zu meinem Zimmer geleiten. Sie führten mich einige Corridors entlang und eine kurze Treppe hinauf, und als wir in dem für mich bestimmten Gemach anlangten, schüttelte mir der alte Kriegsmann herzlich die Hand, lud mich ein, mit ihm am nächsten Morgen zu frühstücken, und verließ dann nebst dem Croupier das Zimmer. Glühend vor Durst lief ich zu dem Wasch-

tisch, trank einen Theil des Wassers, das sich in dem Kruge befand, goß das übrige in das Becken und kühlte mein brennendes Gesicht darin ab. Dann warf ich mich in einen Stuhl und suchte mich zu fassen. Es ward mir bald besser. Die frische, stärkende Luft, die mich statt der schwülen, verdorbenen Atmosphäre des Spielsaales hier umwehte, und das ruhige Flackern einer Kerze statt der blendenden Gasflammen des Salons unterstützten in wunderbarer Weise die kräftigenden Wirkungen des kalten Wassers.

Der Schwindel verließ mich und es ward mir wieder einigermaßen wie einem vernünftigen Wesen zu Sinne. Mein erster Gedanke betraf die Gefahr, die ganze Nacht in einem Spielhause zuzubringen, und mein zweiter die noch größere Gefahr, mich aus dem verschlossenen Hause zu stehlen und mit einer großen Summe Geldes allein durch die Straßen von Paris nach meiner Wohnung zu wandern. Während meiner Reisen hatte ich an gefahrvollern Orten übernachtet, und so entschloß ich mich, meine Thür fest zu verschließen, zu verriegeln und zu verbarrikadiren. Demgemäß suchte ich mich gegen jeden Eindringling zu sichern, schaute unter das Bett und in den Schrank, prüfte die Haken der Fenster und stellte darauf mein trübes krennendes Licht auf den Kamin in einen Haufen federleichter Holzasche. Nachdem ich alle nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, legte ich mein goldgefülltes Tuch unter das Kopfkissen, entkleidete mich halb und streckte mich auf das Lager nieder. Aber ich fühlte bald, daß ich nicht nur nicht schlafen, sondern nicht einmal meine Augen schließen könne. Ich lag in der höchsten Fieberaufregung da; jeder Nerv meines Körpers zitterte, jeder meiner Sinne schien übernatürlich geschärft zu sein. Ich wälzte mich hin und her, probirte alle möglichen Lagen und suchte mit unermüdlicher Beharrlichkeit die kühlen Winkel des Bettes auf, aber alles war vergebens. Vor Aerger stöhnend, fühlte ich, daß ich eine schlaflose Nacht vor mir habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kindergartenfest auf „Jerusalem".

Briefliche Mittheilung aus Meiningen.

(Schluß.)

Die muntere Kinderschaar zog fröhlich heimwärts und unter den zahlreich versammelten Zuschauern wurden die anerkennendsten Urteile über die Kindergärten überhaupt und über die eben wahrgenommenen Leistungen insbesondere laut.

Schließlich noch ein Wort über diese Anstalten im allgemeinen. Friedrich Fröbel, ein Menschen- und Kinderfreund wie es wenige gegeben hat, diesen ganzen Leben aufgegangen ist in der Liebe zur Kinderwelt, und der sich noch im Greisenalter bis ans Grab rüstige Manneskraft, Jugendfrische des Geistes und herzlichste Kindlichkeit des Gemütes zu bewahren wußte, ist der Erfinder und Gründer dieser Anstalten. Voll glühender Begeisterung setzte er unter den größten Opfern seine ganze Lebenskraft an die Ausführung und Förderung derselben. Trotz der heftigsten Kämpfe, die bittere Widersacher gegen ihn erhoben,* wirkte er so lange es Tag war. Nun ist ihm die Nacht gekommen, in der er nicht mehr wirken kann; aber seine Idee wirkt nach seinem Tod noch fort und erst über seinem Grabe wird sein Wert zu voller Anerkennung und Ausführung kommen.**

Seit vielen Jahren, besonders aber seit den beiden letzten Decennien, widmete er, nachdem er in Keilhau lange segensreich als Director gewirkt, seine geistige Thätigkeit dem Nachdenken über die beste Art der Einwirkung auf Kinder im ersten Stadium des Lebens vor dem schulpflichtigen Alter. Was sein Freund und Lehrer Pestalozzi in seinem „Buch der Mütter" als Hauptbedingung bestellt hatte, die Erhöhung der Erziehungsfähigkeit der Mütter, erschien ihm immer mehr als Hauptsache, die nicht sowol durch Bücher als durch praktische Uebung erlangt werden müsse. Zu dem Ende gründete er Anstalten, in denen er erwachsenen Mädchen zur Behandlung kleiner Kinder Anleitung gab, und kleine Kinder vereinigte, um an ihnen die Sache praktisch zu zeigen. „Kindergärten" nannte er diese Anstalten, theils weil der Ort der Beschäftigung der Kinder mehrfach wirklich ein Garten ist, theils um anzudeuten, daß die Kinder mit der Sorgfalt, mit welcher ein guter Gärtner seine Blumen wartet, und nach dem Princip, das dieses leitet, nämlich naturgemäß gepflegt werden sollen. Die Kinder bilden den Garten, in welchem die Menschheit erwächst. Der Kindergarten soll nicht, wie die Kinderbewahranstalt die Kinder blos vor Schaden behüten, sondern er will positiv die Entwickelung derselben in naturgemäßer Weise fördern. „Der Kindergarten, so sagt Fröbel selbst, soll das Kind, seinen natürlichen Lebenstrieb benutzend, im großen Lebensgangen erfassen und demgemäß im Besondern entwickeln, ausbilden und kräftigen, wie seinen Körper, seine Glieder und Sinne, so seine Seelenkräfte, sein Fühlen, sein Denken und Wollen."

Dabei ist alles, was im Kindergarten geschieht, Spiel, aber bildendes und weckendes Spiel. Wenn je des Dichters Wort gilt: „Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel", so gilt es bei und von den Kindergärten. Das wird, wenn schon die oberflächliche Betrachtung der fröhlich spielenden Kinder das Interesse in Anspruch nimmt, dem tiefer blickenden und aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Alles was in den Kindergärten vorgenommen wird, hat tiefen Sinn und Bedeutung. Alles in ihnen ist auf die innerste Menschennatur gebaut und gegründet, alles steht im engern, innern Zusammenhang. Alle Spiele und Beschäftigungen, die den zunächst liegenden Vorzug haben, die Kinder innerhalb der Grenzen ihrer kindlichen Natur zu erhalten, sind sämmtlich nach einem weisen und durchdachten Plan erfunden und geordnet. Jedes derselben fußt auf tiefer Erkenntniß der Kindesnatur und hat den Zweck, irgend eine Richtung derselben auszubilden. Körper, Sinn und Geist der Kinder sollen harmonisch entwickelt, Kunstfertigkeiten geweckt und für Wissenschaft und Leben soll vorbereitend gewirkt werden. Spiel und Scherz sind nur die Schalen, die den geistigen Kern umhüllen; sie sind nur die fernen Strahenblicke einer unsichtbaren Liebessonne, die das Werk weckt und fördert, die Aeußersichkeiten und Endpunkte eines tiefbegründeten Systems. Aus den schönen Blüten, die der Kindergarten zieht, sollen schönere Früchte reifen, die Früchte wahrer Humanität, ächter, reiner Menschlichkeit. Ja, das Reinmenschliche soll sich entfalten, das Reinmenschliche, wie es auf dem Thron und in der Hütte auf gleiche Weise gefordert wird. Durch innere Veredlung des Herzens soll hingewirkt werden auf eine bessere Gestaltung der menschlichen Geschicke. Ein neues Geschlecht soll herangebildet werden, fähiger als das gegenwärtige für die dreifache Lebensvereinigung mit Gott, mit der Menschheit und mit der Natur. Die schroffsten Gegensätze im geselligen Leben sollen vermittelt und Einheit in der Mannigfaltigkeit dargestellt werden. Das

* Erst neulich zeigte sich wieder Gutzkow in der Augsburger allgemeinen Zeitung als ein solcher!

** Der wahre Middendorf, rühmlichst bekannt durch alle Gaue Deutschlands als einer der tüchtigsten Altmeister in der schweren Erziehungskunst, leitete nach Fröbels Tode die Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen in Marienthal, siedelt aber in diesen Tagen, da sein segensreiches Wirken nicht länger entbehrt werden kann, wieder dorthin über, um die Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen weiter zu leiten.

ist das Ziel der Erziehung, welche Fröbel durch die Kindergärten begonnen haben will, und das Erziehungsmittel, das Verjüngungsmittel der an der Selbstsucht krankenden Zeit, ist die Urkraft der Liebe. Aus dem engen Kreis der Familie soll die Liebe fortschreiten zur Menschheit, bis sie sich zur Gottesliebe verklärt. Mit welchem Unrecht man Fröbel Mangel an christlicher Religiosität vorgeworfen hat, geht aus der bei ihm sich vielfach aussprechenden zuversichtlichen Ueberzeugung hervor, daß grade seine Erziehung das geeignetste Mittel sei, jenen in der Gegenwart oft grauenvoll hervortretenden Mangel aller Gläubigkeit zu überwinden und dem nachfolgenden Geschlecht die ewigen Wahrheiten des Christentums in einem höhern Lichte und übereinstimmend mit einer tiefen, aber noch vielfach mißverstandenen Naturerkenntniß durch eigenste, innere Erfahrung wahrnehmen zu lassen.

Der neue Krystallpalast in Sydenham.

Lithographirte Correspondenz.

Der neue Krystallpalast in Sydenham, welcher aus den Elementen des alten von Hyeparf entstehen soll, macht rüstige Fortschritte, und doch darf man schon heute seine bescheidenen Zweifel aussprechen, ob das Publikum, wie es versprochen ist, am 1. Mai darin seinen Einzug halten wird. An einer Verzögerung von einigen Tagen, Wochen oder gar Monaten ist diesmal am Ende weniger gelegen; die Hauptsache bleibt, ob das Unternehmen in der That so großartig ausgeführt wird, wie es im Plan vor uns liegt. Ist letzteres der Fall, dann wird der neue Krystallpalast den alten vergessen machen und das größte Schaustück der Welt werden. Vor allem wollen wir bemerken, daß auf die Parkanlagen, in denen das Gebäude zu stehen kommt, beinahe ebenso viel Geld und Sorgfalt wie auf den eigentlichen Bau verwendet werden soll. Der obere Abhang des Hügels, auf dem das Gebäude fußt, wird zu einem terrassiten Terrassengarten im italienischen Styl umgewandelt. Diese Terrassen, von denen die oberste allein mit einem Kostenaufwand von 50,000 Pfund Sterling gebaut und ausgeschmückt wird, bedeckt einen Flächenraum von vierzig englischen Acker Landes und hat eine Breite von 1650 Fuß. Alle Größenverhältnisse derselben sind, wie beim Gebäude selbst, eine Vervielfachung der Zahl 8. Der Hauptzugang zur Terrasse wird 96 Fuß, die anderen Wege 48 und 24 Fuß breit sein. Die italienischen Anlagen gehen allmälig in englische Parkanlagen über, und von den höher gelegenen Punkten übersieht man eine der reizendsten Hügellandschaften Englands, die im Osten vom Meer, im Westen vom Nebelocean Londons abgegrenzt wird; durch alle diese Anlagen wird sich ein System künstlicher Seen, Wasserfälle und Springbrunnen verzweigen, die denen von Versailles an Größe und Wirkung künftig überlegen sein sollen. Von zwei großen Wasserbehältern, die in den beiden großen Wassertthürmen an den Flanken des Gebäudes in einer Höhe von 256 Fuß angebracht werden, soll sich eine gewaltige Wassermasse zuerst cascadenartig durch die rechts und links gelegenen Bogen der großen Terrasse stürzen, im Sturz bei der untersten Terrasse selbst einen weiten lustigen Bogen bildend, so daß das Publikum, wie beim Niagarafall, darunter hinweggehen kann, ohne benetzt zu werden.

Der Plan der inneren Einrichtung ist so ziemlich bis ins Detail festgestellt. Die beiden luftigen Thürme an den beiden Endpunkten werden 56 Fuß höher als der mittlere Transept sein und aus zehn Stockwerken bestehen, von deren obersten man bei heiterem Wetter eine Fernsicht bis ans Meer zu gewinnen hofft. Die frühere Idee, von der Spitze dieser Thürme Cascaden herabfallen zu lassen, ist jetzt aufgegeben worden. Der Grundplan des Innern nähert sich in vieler Beziehung dem der alten Ausstellungsgebäudes, doch werden mehr abgeschlossene Abtheilungen, ähnlich der früheren Centralhalle des Zollvereins, angebracht werden und wird, da nicht auf so viele auswärtige Aussteller Rücksicht genommen werden muß, mehr Spielraum für die Decorateure bleiben.

Im Mittelschiff werden wie früher Springbrunnen, Statuen, Modelle, Architekturgegenstände und kolossale Sculpturen ihren Platz finden, und die Unternehmer haben sogar Aussicht, die oft erwähnte Kleopatranadel, einen England gehörigen, derzeit noch in Aegypten liegenden Obelisken, in ihr Gebäude schaffen zu dürfen. An beiden Enden des Schiffes beginnen die großen Wintergärten, für welche allenthalben mit großem Fleiß Ankäufe gemacht, und in denen seltene Vögel aller Zonen untergebracht werden sollen. Hinter den Gärten gegen Süden, auf beiden Seiten des Mittelschiffes, beginnt die Ausstellung ausgesuchter Mineralien und Industriegegenstände aller Art; im nördlichen Flügel dagegen eine Reihe architektonischer Darstellungen, chronologisch geordnet, die verschiedenen Schulen und Perioden veranschaulichend. Um eine Idee von der Großartigkeit des Planes auch in dieser Sphäre zu geben, erwähnen wir hier blos die zukünftigen Verhältnisse der unter der Leitung des berühmten Layard und Fergufon aufzuführenden „assyrischen Halle". Die große Façade dieser Halle, die 100 Fuß lang und 26 Fuß breit wird, wird eine Copie der Hauptportale des alten Palastes von Khorsabad sein; an jeder Seite des Haupteingangs kommt ein 19 Fuß hohes assyrisches Stierbild mit Flügeln und dem Menschenkopf zu stehen. Aehnliche 15 Fuß hohe Sculpturwerke an den Seiten der übrigen vorgeschobenen Pfeiler. Am Eingang von dieser Halle ins Mittelschiff werden Abgüsse der beiden kolossalen, von Layard aus Ninive gebrachten, geflügelten 16 Fuß hohen Löwen mit Menschengesichtern, an den Seitenwänden dagegen 10 Fuß hohe assyrische Basreliefs assyrischer Priester, Gottheiten, Könige ꝛc. angebracht. Die Innenwände werden ebenfalls mit Abgüssen von den vielbewunderten assyrischen Basreliefs des Louvres und des britischen Museums geschmückt. Dem bibelkundigen englischen Publikum wird hier ein Stück greifbarer Geschichte aus den Zeiten Salmanassars, Sanheribs und anderer großer Könige geboten. Allenthalben wird von den Agenten der neuen Ausstellung gesammelt und gekauft, und den einen großen Vortheil wird diese Ausstellung vor allen Museen haben, daß in ihr alles, was in letzteren zerstreut ist, planmäßig und den Geist der verschiedenen Kunstperioden veranschaulichend, aufgestellt sein wird.

Die ethnologische Abtheilung dürfte vielleicht die interessanteste von allen werden. In diesem Fach kann England am meisten leisten und hat von jeher das meiste geleistet. Von dem Plan, die markirtesten geologischen Erscheinungen im Freien durch natürliche Schichtenformationen mit den in ihnen gefundenen Pflanzen und Thierüberresten darzustellen, haben wir schon früher gesprochen. Bewegliche Modelle von Mastodonten, Glyptodonten, Myloodonten, Ichthyosauren und Plesiosauren werden im Innern des Gebäudes aufgestellt und der modernen Welt ein Stück vorsündfluthlichen Lebens vorführen, vorausgesetzt, daß der Bischof von London gegen diese demonstrative Negation der biblischen Schöpfungsgeschichte keine Einsprache erhebt. Die andern weiten Räume bleiben für die permanente, sich ewig erneuernde Ausstellung von Rohmaterialien, Industrieprodueten ꝛc. frei. Die neue Ausstellung wird sich von der alten in dieser Sphäre namentlich dadurch unterscheiden, daß Aussteller für die ihnen zugewiesenen Localitäten der Gesellschaft Miethzins zu zahlen haben werden. Es sollen von vielen Fabrikstädten schon beträchtliche Raumbestellungen gemacht worden sein.

Tabletten.

*** „Belehrung über Brillen. Einige Worte über deren Beschaffenheit, Auswahl und Anwendung", ist der Titel eines von dem hiesigen geprüften Opticus Magnus Cristiani herausgegebenen Schriftchens, das seines wirklich belehrenden Inhalts wegen von allen denen, welche Brillen gebrauchen, um so mehr beachtet zu werden verdient, als der Gebrauch von Augengläsern, die nicht vollständig der geschwächten Sehkraft entsprechen, für das Auge sehr gefährlich ist. Das Schriftchen wird an jedermann unentgeltlich abgegeben.

*** Die durchschnittliche Quantität des alljährlich producirten ächten Champagners soll 50 Millionen Flaschen übersteigen, welche Quantität jedoch für die allgemeine Nachfrage noch gar nicht ausreicht, was die vielen Fabrikanstalten bezeugen, wo nachgemachter Champagner verfertigt wird. In einer solchen Fabrik allein werden jährlich über 500,000 Flaschen sogenannten Champagner, gemacht aus Rhabarberstengeln, verkauft. Nach den folgenden Angaben läßt sich eine Vorstellung von dem relativen Verbrauch von wirklichem Champagner in verschiedenen Ländern aus den Verkäufen des Departements der Marne im Jahr 1843 machen. Die Gesammtquantität belief sich auf 2,689,000 Flaschen, welche so vertheilt wurden: England und englisch Indien erhielten 467,000 Flaschen, Rußland und Polen 502,000, Deutschland mit Einschluß von Preußen und den österreichischen Staaten 439,000, die vereinigten Staaten von Amerika und Westindien 400,000, Italien 60,000, Belgien 56,000, Holland 30,000, Schweden und Dänemark 30,000, die Schweiz 30,000, Südamerika 30,000, Spanien und Portugal 20,000, die Türkei 5000 und Frankreich 620,000 Flaschen.

*** Die Gesellschaft der Edinburger Eisenbahn ist zur Zahlung einer Entschädigung an einen Reisenden, der wegen Zuspäteintreffens des Zuges, mit welchem er fuhr, seine Geschäfte hatte versäumen müssen, von dem Sheriffsgericht zu Glasgow verurtheilt worden.

*** Henriette Sonntag wird in Neuyork mit Begeisterung gefeiert. An Gaben der Musen in allen Sprachen fehlt es nicht und die deutschen Zeitungen lassen es sich besonders angelegen sein, der berühmten Landsmännin zu huldigen. Als Curiosum nächstehend eine dergleichen poetische, in einem amerikanischen Blatt enthaltene Blüte:

An Sie.

Herrin im Tonbereich!
Engeln an Zauber gleich!
Nimbus umflossnes Westen!
Reizende Sangesmacht
Ist deiner Lieder Pracht.
Einzige du auserlesen,
Tönegebieterin!
Thronende Königin, —
Erlauben Sie, Madam, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen:
Seelenbeglückendes,
Ohrenentzückendes
Nachbild der Grazien und Musen!
Theurer Philomel,
Ach! hört' ich deine Kehl!
Gern würd' ich Sie, Madam,
Des langweiligen Geschäfts entheben,
In jeder Woche zweitausend Pfund einzukassiren.

*** Ueber eine neu entstandene Insel wird aus Cutin berichtet: Am Morgen nach dem Orkane fand der Fischer aus Clewerz im Behlersee eine Insel von 100 Fuß Länge und 70 Fuß Breite an einer Stelle aufgetaucht, wo der See bisher zwölf Fuß tief Wasser hatte. Die neu entstandene Insel besteht aus Torfgrund, hat Risse und soll das Ansehen haben, als wenn ein gegohrener Teig in die Höhe gegangen ist. Schon im Jahr 1804 war an derselben Stelle im Behlersee eine ähnliche Insel aufgetaucht; unter andern berichtet Jägermann darüber in seinem bekannten Archiv. Es kamen damals Personen aus England und Frankreich in diese Gegend, um das Phänomen in Augenschein zu nehmen. Die Sache wurde indessen alt, wie alles Neue, und danach sank auch im Jahr 1805 die Insel wieder zu Boden. An zwölf Fuß Wasser haben die Fischer nachher an der Stelle gefunden, bis der jetzige Fischer die Insel wieder findet, wie sie ihm von seinem Großvater beschrieben worden war.

Geographischer Verein.

Uebersicht der für den Winter 1852/53 veranstalteten Vorlesungen.

I.

Verzeichniß der Vorträge.

1. Herr Dr. med. Stricker: Ueber das Nigerland, mit einer Geschichte der Nigerexpeditionen, nach dem handschriftlichen Nachlaß des verstorbenen Herrn Directors Bruckner, bis auf die neueste Zeit vervollständigt (sechs Vorträge).
2. Herr Professor Hessemer: Ueber Aegypten und die Einwirkungen seiner Natur auf das Menschenleben daselbst (drei Vorträge).
3. Herr Dr. med. A. Clemens aus. Ueber Akklimatisirungskrankheiten (drei Vorträge).
4. Herr Dr. Stricker: Ueber Brasilien, mit besonderer Rücksicht auf die Schicksale deutscher Naturforscher, Colonisten und Soldaten in diesem Lande (vier Vorträge).
5. Herr v. Launitz: Ueber verschiedene Provinzen Italiens, mit Bezug auf den Charakter und die Geschichte ihrer Bewohner (drei Vorträge).

II.

Die Vorlesungen finden im Hörsale der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft jeden Mittwoch Abend von 7 bis 8 Uhr statt und beginnen Mittwoch den 3. November l. J. mit den Vorträgen des Herrn Dr. med. Stricker.

Die Tage, an welchen die andern Herren, welche sich zu Vorträgen bereit erklärt haben, lesen werden, sollen durch hiesige öffentliche Blätter angezeigt werden.

III.

Eintrittskarten zu diesen Vorlesungen für Herren und Damen, die nicht Mitglieder des Vereins sind, können gegen ein Honorar von vier Gulden in der Schmerber'schen Buchhandlung in Empfang genommen werden.

Frankfurt a. M., im October 1852.

Der Vorstand.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 4. November. (Erste Gastdarstellung des Herrn Reichel, vom Theater zu Prag.) Lucia von Lammermoor, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Edgar: Herr Reichel.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 264. Donnerstag, 4. November **1852.**

Ein seltsames Bett.

Erzählung nach den Household Words von Ch. Dickens.

(Fortsetzung.)

Was sollte ich beginnen? Lesen konnte ich nicht, denn ich hatte kein Buch, und dennoch mußte ich etwas ersinnen, meinen Geist zu beschäftigen, wenn ich nicht das Opfer der schrecklichsten Fantasien werden und mein Gehirn mit Ahnungen aller möglichen und unmöglichen Gefahren quälen wollte. Ich stützte mich auf den Ellbogen und schaute im Zimmer umher, um zu entdecken, ob dasselbe Gemälde oder sonstige Zierrathen enthalte, welche ich bei dem wunderklaren Mondschein, der das ganze Gemach erhellte, vollkommen deutlich hätte unterscheiden und betrachten können. Während meine Blicke von Wand zu Wand schweiften, fiel mir Le Maistre's interessantes kleines Buch ein, „die Reise durch mein Zimmer“ betitelt, und ich nahm mir vor, den französischen Schriftsteller nachzuahmen und im Geist ein Inventarium aller vorhandenen Mobilien anzufertigen, wobei ich mich in mannigfaltigen Betrachtungen zu ergehen gedachte. Bei dem aufgeregten Zustand meines Geistes fand ich es indessen bedeutend leichter, das Inventarium aufzunehmen, als die beabsichtigten Betrachtungen anzustellen, und gab bald alle Hoffnung auf, in Le Maistre's fantastischer Weise zu denken, oder überhaupt zu denken. Ich betrachtete demnach nur mit den Augen die verschiedenen Geräte, die sich im Zimmer befanden. Zuerst war da das Bett, in dem ich lag, ein Himmelbett mit vier Pfosten, ein ächtes, plumpes, englisches Himmelbett, mit dem gewöhnlichen kattunbekleideten Baldachin, mit dem gewöhnlichen fransenbesetzten Faltenrand ringsherum und den gewöhnlichen ungesunden, dumpfen, beengenden Vorhängen, welche ich gleich nach meinem Eintritt ins Zimmer mechanisch hinter die Pfosten zurückgeschlagen hatte, ohne das Bett selbst genauer zu betrachten. Ferner gab es einen mit Marmor belegten Waschtisch, von welchem das Wasser, das ich vorhin bei dem eiligen Ausgießen verschüttet hatte, langsam und immer langsamer auf die steinerne Flur tropfte. Nicht weit vom Bett standen zwei kleine Stühle und ein großer Lehnstuhl, auf welchem meine Kleider lagen. Außerdem befand sich noch eine Commode und eine Toilette im Gemach; an der ersteren fehlten zwei von den messingenen Griffen und auf derselben stand als ein Zierrat ein zerbrochenes, buntes, porzellanenes Tintenfaß; die letztere war mit einem kleinen Spiegel und einem großen Nadelkissen geschmückt. Das einzige Fenster des Zimmers war ungewöhnlich breit und hoch. Beim schwachen Schein der Kerze sah ich endlich auch noch ein düsteres altes Gemälde, das Bild eines Mannes in einem hohen spanischen Hut, der mit einem wallenden Federbusch geschmückt war. Es war ein schwarzbrauner, boshaft aussehender Schurke, der die Hand über die Augen haltend scharf emporblickte, vielleicht zu irgend einem hohen Galgen, an den er gehängt werden sollte. Seinem Aussehen nach verdiente er denselben vollkommen.

Dies Gemälde nötigte mich gewissermaßen, auch emporzuschauen zum Baldachin des Bettes. Dies war ein düsterer und wenig anziehender Gegenstand, und so wandte ich meinen Blick wieder auf das Bild. Ich zählte die Federn auf dem Hut des Mannes; es waren drei weiße und zwei grüne, die scharf gegeneinander abstachen. Der Kopf des Hutes hatte eine kegelförmige Gestalt, der Mode gemäß, welche Guido Fawkes begünstigt haben soll. Ich hätte gar zu gern gewußt, wonach der Mann doch auswärts schaue. Nach den Sternen gewiß nicht, solch ein Wagehals konnte weder ein Astrolog noch ein Astronom sein; er betrachtete sicherlich nur den Galgen. Ob der Henker wol den kegelförmigen Hut und den Federbusch bekommt? dachte ich und zählte die Federn abermals, — drei weiße und zwei grüne.

Während ich noch bei dieser sehr nützlichen und geistigen Beschäftigung verweilte, schweiften meine Gedanken unwillkürlich in die Ferne. Das klare Mondlicht, welches ins Zimmer fiel, erinnerte mich an eine gewisse Mondnacht in England, die Nacht nach einem Picknick in einem schönen wallisischen Thal. Jeder Vorfall bei der Heimfahrt durch die anmutige Gegend, welche das Mondlicht noch reizender machte, trat hell vor meine Seele, obgleich ich seit Jahren nicht an diese Partie gedacht hatte und selbst wenn ich mich bemüht hätte, die Erinnerung daran aufzufrischen, wenig oder nichts von dieser längst vergangenen Scene in mein Gedächtniß zurückgerufen haben würde. Und was bewirkte, daß ich in einem fremden, mehr als verdächtigen Hause, in einer ungewissen und sogar gefahrvollen Lage, welche eine ruhige Erinnerung an die Vergangenheit fast unmöglich zu machen schien, so plötzlich an lang vergessene Gegenden, Menschen und geringfügige Umstände jeder Art denken mußte? Nichts als einige Mondstralen, welche durch mein Schlafzimmer hereinfielen.

Als ich noch so an die fröhliche Heimfahrt und an die schöne sentimentale junge Dame dachte, welche Stellen aus Childe Harold recitirte, weil der Mond schien, rieb der Faden, an den sich meine Erinnerungen knüpften, plötzlich ab; meine ganze Aufmerksamkeit wandte sich lebhafter als zuvor auf meine Umgebung und wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, schaute ich wiederum scharf zu dem Bild empor. Gerechter Gott, der Mann hatte den Hut tief über die Stirn gedrückt! Nein, der Hut selbst war fort! Wo war der Kopf des Hutes? Wo waren die Federn, die drei weißen und die beiden grünen? Sie waren fort! Was für ein düsterer Gegenstand verbarg statt des Federhutes seine Stirn, seine Augen, seine vorgehaltene Hand? Bewegte sich das Bett? Ich richtete mich auf und schaute empor. War ich von Sinnen? Berauscht? Träumte ich? Schwindelte mein Kopf oder senkte sich der Bettthimmel wirklich langsam, schweigend, schrecklich in seiner ganzen Länge

und beelte herab, grade auf mich herab, der ich athemlos unter demselben lag? Mein Blut schien in meinen Adern zu starren; eine tödtliche, lähmende Kälte ergriff mich, als ich meinen Kopf herumwandte und zu erforschen beschloß, ob sich der Betthimmel wirklich niedersenkte, indem ich mein Auge fest auf das Gemälde richtete. Der nächste Blick in dieser Richtung war hinreichend. Der dunkle schwarze Umriß der Fransen hatte fast schon den Gürtel des Mannes erreicht. Athemlos schaute ich fort und fort empor. Und unaufhaltsam, aber langsam, sehr langsam sah ich die ganze Gestalt und die untere Leiste des Rahmens hinter dem herabsteigenden Betthimmel verschwinden.

Ich bin von Natur nichts weniger als furchtsam. Ich bin zu wiederholtenmalen in Lebensgefahr gewesen und habe keinen Augenblick die Geistesgegenwart verloren; aber in dem Moment, wo ich mich überzeugte, daß der Betthimmel sich wirklich unaufhaltsam auf mich herniedersenke, schaute ich die scheußliche Mordmaschine, die mich ersticken sollte, eine Minute lang schaudernd, hülflos und zum Tod erschrocken an. Dann aber regte sich der Instinct der Selbsterhaltung und stärkte mich, mein Leben zu retten, so lange es noch Zeit war. Ich verließ das Bett mit großer Ruhe und kleidete mich vollends an. Die vollkommen herunter gebrannte Kerze erlosch. Ich setzte mich in den neben dem Bett stehenden Lehnstuhl und beobachtete das Niedersinken der grausigen Mordmaschine, die mich wie ein böser Zauber festbannte. Wenn ich Fußtritte hinter mir gehört hätte, ich würde mich nicht haben regen können; wenn sich mir wunderbarer Weise ein Mittel zur Flucht dargeboten hätte, ich würde kein Glied zu rühren vermocht haben, um zu entrinnen. Das ganze Leben in mir concentrirte sich in diesen Augenblicken in meinen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Devisen und Mottos auf den Reiterfahnen

im dreißigjährigen Krieg.

Von K. G. Heibig. *

Wie traurig auch das Bild der deutschen Zustände während der Auflösung des Mittelalters zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts und besonders in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sein mag, so bietet es doch neben einzelnen glorreichen Zeugnissen ritterlicher Aufopferung und altbürgerlicher Selbstverleugnung, die hier nicht in Betracht kommen sollen, manche Erscheinungen dar, welche das in früheren Zeiten mehr hervortretende Streben einer sinnigeren und man möchte sagen buntfarbigen Gestaltung vieler in der folgenden Zeit sehr einförmig und farblos gewordenen Lebenseinrichtungen kundgeben. Hierbei ist nun auch des Heerwesens des dreißigjährigen Krieges zu erwähnen, das trotz der Aussaugung und Verwilderung, durch welche unser reich gesegnetes Vaterland auf lange Zeit elend gemacht wurde, doch noch, besonders in der äußeren Ausstattung, vieles erhalten hatte, was im Gegensatz der prosaischen Lebensauffassung der späteren Generationen auf eine sinnlich kräftigere und poetische Richtung des älteren Volksgeistes hinweist.

Es war bekanntlich seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unter germanischen und romanischen Völkern Sitte geworden, daß bedeutende und unbedeutende Männer und Frauen, auch ganze Gemeinden und Corporationen ihres Lebens und Strebens Aufgabe und Richtung, oder was sonst für sie von besonderer Bedeutung sein mochte, in wol gewählten Bildern (Devisen, Emblemen) mit einem erklärenden kurzen Spruch oder Motto anschaulich machten. Herr v. Radowitz hat vor einigen Jahren eine Sammlung solcher theilweise auch geschichtlich merkwürdigen Devisen herausgegeben. Ein altes Manuscript mit sauber gemalten Bildern der Fahnen der sächsischen Reiterregimenter, das mir mitgetheilt worden, weist auf eine eigentümliche weitere Verbreitung dieser Sitte hin, die in jener Zeit gewiß nicht blos auf das kurfürstlich sächsische Heer beschränkt war. In diesem wenigstens hatte die Fahne (Cornet) jeder Abtheilung eines Regiments eine andere Devise nebst Motto, die nun den damals viel selbständigeren Obersten gewählt worden war.

Die Farbe dieser Fahnen war bei allen Abtheilungen (Compagnien) eines Regiments gleich, bei jedem Regiment verschieden, z. B. schwarze Fahnen mit goldenem Schild und goldenen Fransen, schwarz mit Silber, weiß oder grau mit Gold, rot mit Gold, orange mit schwarz, blau mit farbigen Bildern ꝛc. Die darauf befindlichen Devisen sind theilweise charakteristisch und sinnig, und eine Auswahl daraus scheint mir auch deshalb der Mittheilung wert, da sie sich in der Radowitz'schen Sammlung nicht finden.

Die religiöse und andächtige Richtung der Zeit spricht sich z. B. in dem hebräischen Namen Gottes aus: יהוה, über welchem sich ein Regenbogen und unter dem sich Gewölk findet mit dem Motto: „Mit Gott". Ferner ein Schiff im Sturm, am Ufer die aufgeschlagene Bibel, von einem Anker festgehalten: „Spes mea Christus". Ein Reiterkampf: „Potius cum sero vita", und dabei deutsch: „Eher das Leben als den Glauben". Ein Kreuz mit der Umschrift: „Das Kreuz und Widerwärtigkeit vermehret meine Treue". Auf den Kampf insbesondere beziehen sich ein aufspringender Löwe ohne Waffen, ein Helm mit einer Eule: „Nicht ohne Rat"; dann ein gepanzerter Arm mit einem Schwert, worauf eine Feder liegt: „Nicht Glimpf nichts aus, folgt Ernst daraus". Ein Todtenkopf mit dem Lorbeerkranz: „Mit Ehren". Eine Schlange, die auf dem Rücken liegend nach dem auf ihr sitzenden Adler sticht, mit der Inschrift: „Ergone pugnandum", vielleicht eine Anspielung auf die damals vom Kaiser bedrängten Protestanten.

Sittliche Mahnungen liegen in vielen Devisen, zum Beispiel ein Herz, worauf ein Zirkel steht: „Ohne Falsch"; ein Richtscheit: „Mit Gewissen"; eine Wage: „Nach Billigkeit"; ein verschlossener Kasten: „Mit Bestand"; ein Löwe im Netz: „Untreue schlägt den eigenen Herrn"; zwei verschlungene Hände, darin ein Stab mit zwei Schlangen: „Mit Treu und Rat"; eine Kreuz, mit einem Kreuz bezeichnete Pyramide, auf der Spitze ein Herz, darin ein auf beiden Seiten gleich weit hervorragender Stab: „Weder zur Rechten noch zur Linken"; ein Pfeilbündel, von einer Hand gehalten und von der Sonne beschienen: „Concordia res parvae crescunt" (Eintracht gibt Macht); eine verbrennende Kerze: „Ohne Eigennutz", letzteres eine beliebte sinnige Devise, die sich mit dem Motto: „Aliis inserviendo consumor", (andern dienend verzehre ich mich) auch in Radowitz Sammlung findet. Etwas seltsam macht sich dagegen das Lamm im Dornebüsch mit dem Motto: „Geduld überwindet alles", wenigstens auf einem Kriegszeichen. Die gewöhnliche Lebensklugheit der Weltkinder bezeichnen ein Schwert, ein Lorbeerkranz und ein Sack mit Goldstücken und darüber: „Mit diesen wag' ichs", auf einer Fahne des Obersten Kalkstein, der hier ganz offen zur Schau trug, was damals die meisten Krieger trotz allen schönen Sprüchen doch am liebsten hatten.

Besonders sind aber zwei schöne Devisen hervorzuheben, welche eine tiefere Bedeutung haben, nämlich ein Rosenstock mit zwei blühenden Rosen und einer Knospe mit einem Motto: „Zu

* Aus dem Morgenblatt.

rechter Zeit", und eine Pflanze mit vollen Blüten, deren Blätter sich schon senken: „Hodie, cras nihil", das heißt, so noch heute, morgen nichts. Der Namenszug des Kriegsherrn, des Kurfürsten Johann Georg, steht auf einer einzigen Standarte des Obersten von Pöthum mit der Unterschrift: „Treu Herr' treu Knecht"; ein hübscher Spruch, der das frühere Verhältniß zwischen dem Kriegsherrn und seinen Dienern wol bezeichnet.

Unter den Fahnen, deren Inschriften hier zum Theil angeführt worden sind, zeichnen sich die des Obersten Taube besonders durch ihre Schönheit und durch die Wahl sinniger Devisen aus. Sie sind sämmtlich schön hellblau und die Devisen sind in bunten Farben gestickt. Derselbe hatte ein Regiment Dragoner, deren ausgezackte, unsern Ulanenfähnlein ähnliche, aber natürlich viel größere blaue Fahnen in buntfarbiger Stickerei Fabeln anschaulich machten. Da sah man einen Wolf, der Schafen auffpeitt: „Sicherheit gebar die größte Gefahr". Ferner wird eine Eule auf einer Stange von kleinen Vögeln geneckt: „Einer Eul' alzeit nichts schadet der Neid". Der Fuchs mit einer Larve jagt Hunde: „Fremde Gestalt erschrecket bald". Ein Fuchs in der Tracht eines Jesuiten predigt aufmerksamen Hühnern: „Das falsch gehöret, hat viel bethöret". Krebse fassen einen Fuchs bei den Beinen: „Zum öftern die List auch zu betrügen ist". Eine Katze stürzt sich auf Mäuse, die sich harmlos um sie versammelt: „Wer allzu viel vertraut, verlieret drob die Haut". Ja auf einer Fahne wird die Satire gegen die Unsittlichkeit der Mönche und Nonnen ganz in der derben Weise des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in einem obscönen Bild mit entsprechendem Motto anschaulich gemacht. Hier muß diese Andeutung genügen, denn an einer weiteren Ausführung dürfte unsere zwar nicht reinere, aber doch feinere Sitte Anstoß nehmen.

Hans Holbein und die Madonna.

Zerrüttet, muthlos, tief gesunken,
Erloschen fast der Himmelsfunken,
Des wüsten Lebens Contersei,
Saß Holbein vor der Staffelei.
Ihm war im glühenden Verlangen
Nach der Vollendung Palmenkranz
Das Reich der Farben aufgegangen
Im wunderbaren Zauberglanz.

Doch in dem niedern Qualm des Lebens
Schwand ihm die Sonne hohen Strebens,
Umdüstert war die Fontaine,
Die seinen Bildern Seele lieh.
Nichts Edles wußt er fest zu halten,
Die Kraft des Schaffens war gelähmt,
Und grauenvollen Nachtgestalten
Sein schöpferischer Geist versehmt.

Verzweifelnd griff er zur Palette,
Ob ihn die Kunst noch einmal rette,
Doch aus dem Farbendunkel hob
Sich granßig, was den Sinn umwob.
Den Tod belebte seine Rechte,
Wie er in Lacken, weit und lang,
Mit jedem Alter und Geschlechte
Sich ungestüm im Tanze schwang.

Madonna, rief er mit Erblassen,
Du Heil'ge, hast du mich verlassen!
Hat sich die Kunst von mir gewandt,
Kann nichts mehr schaffen meine Hand!
Was ist's mit diesem Todtenreigen?
Dem Tänzer, der ins Leben greift,
Als wollt' er mit im Bilde zeigen,
Wie alles dem Verderben reift!

Soll mit die Kunst profetisch fünden,
Daß bald im Rausche meiner Sünden,
Bethrückt von mancher Freveltat,
Auch mir die letzte Stunde naht?
Madonna, Hohe, Gnadenreiche,
O Königin des Himmels mild,
Erbarm' dich mein, eh' ich erbleiche,
Bei meiner Kunst Verhöhnungsbild!

Und fromm beginnt er nun zu malen,
Im Glanz der Farben läßt er stralen,
Von zartem Himmelsrot umblüht,
Was tief ihm in der Seele glüt.
Und immer heißer wird sein Streben,
Die Hand gehorcht dem Willen gern,
Und herrlich steht er sich erheben
Madonna mit dem Sohn des Herrn.

Es ist die Himmlische, die Reine,
Es ist der göttlich dreifach Eine!
Welch eine Farbenharmonie!
Anbetend sinkt er auf die Knie.
So treffen ihn bethörte Frauen;
Wie die Madonna's Huldgestalt,
Davor der Meister kniet, erschauen,
Erfaßt auch sie die Gottgewalt.

Sie sinken vor dem Bilde nieder,
Der Reue Schmerz durchglüt sie wieder,
Madonna's Auge, mild gesenkt,
Hat sie dem Himmel zugelenkt.
Ihm aber leuchtete die Sonne
Der Kunst noch manches heiter Jahr,
Doch Höheres als die Madonne
Vermocht' er nichts zu stellen dar.

Viel hundert Jahre sind entschwunden,
Doch schön wie in den ersten Stunden,
Da nach des Herzens frommen Ruf
Der Meister dieses Bild erschuf,
Hat es bis heute sich erhalten,
Und meine Herrin, mild und gut,
Der Heil'gen gleich an frommen Walten,
Bewahret es in treuer Hut. *

C. Merck.

* Gegenwärtig im Besitz Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Karl von Hessen und nach seinem Kunstwert auf 24,000 Thaler geschätzt

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Die Redaction des „Illustrirten Familienbuches“, herausgegeben vom österreichischen Lloyd in Triest, macht durch Rundschreiben das Ergebniß ihrer Preisausschreibung vom 5. April d. J. bekannt, wie folgt: „Die unterzeichneten Preisrichter halten von den ihnen zur Prüfung vorgelegten Novellen „Das Pfarrhaus in Rathangen“ für die beste, und würden demnach dem Verfasser derselben den ersten Preis ohne Anstand zuerkannt haben, wenn nicht durch die Preisausschreibung die Ertheilung des Preises von dem Umstande abhängig gemacht wäre, daß „die Preisnovelle der Tendenz des Familienbuches, als eines Buches zur Unterhaltung und Belehrung der häuslichen Kreise in den gebildeten Ständen vollkommen entspreche.“ Da nun aber nach der Ansicht der Redaction des Familienbuches die Novelle „Das Pfarrhaus in Rathangen“ dieser Bedingung nicht ganz genügt, indem sie in ihrer ursprünglichen Form zur Aufnahme in diese Zeitschrift nicht geeignet ist, und da der Ablauf des Einsendungstermins für die Preisbewerber eine nachträgliche Aenderung dieser Novelle nicht mehr zuließ, wenn nicht eine Beeinträchtigung der Verfasser der zunächst besten Novellen stattfinden sollte: so glauben die unterzeichneten Preisrichter, die Novelle: „Das Pfarrhaus zu Rathangen“ leider nicht weiter in Betracht ziehen zu können. Hiernach haben sich die unterzeichneten Preisrichter geeinigt, der Novelle: „Das große und das kleine Loos“, den ersten Preis mit 30 Ducaten, und der Novelle: „Aus den Bergen“, den zweiten Preis mit 20 Ducaten zuzuerkennen. Bei Eröffnung der Devisen ergab sich, daß Ferdinand Kürnberger in Wien Verfasser von „Das große und das kleine Loos“, und Karl Guntram in Salzburg Verfasser von „Aus den Bergen“ ist. Dabei bemerken die Unterzeichneten, daß außer diesen beiden mit ausgeschriebenen Preisen betheilten Novellen auch noch: „Ein Lebensstück“, und: „Die Blinden“ einer besonderen Beachtung würdig erscheinen. Wien, am 30. October 1852. (Unterz.) Bauernfeld. Halm. J. G. Seidl.“

Tabletten.

*** Von dem kürzlich verstorbenen spanischen Marschall Castanos, der von jeher bei allen politischen Parteien seines offenen und leutseligen Charakters wegen in hoher Achtung stand, erzählt man sich jetzt vielerlei Anekdoten. Unter anderen findet folgende ihrer Drolligkeit wegen vielen Beifall. Im Sommer 1816 begab sich Castanos als königlicher Statthalter nach Catalonien. Einige Tage nach seiner Ankunft in Barcelona war der Namenstag der damaligen, allgemein vom Volk geliebten Königin. Er wurde festlichst begangen als je; die Stadt steuerte hundert arme Mädchen aus und speiste sechshundert Arme. Die Garnison bestand damals aus nur einem Regiment, und die Offiziere desselben hatten seit sechs Monaten keinen Sold bezogen. Castanos glaubte daher, das Fest der Königin nicht entsprechender feiern zu können, als wenn er seine Soldaten tractirte. Das Offizierscorps lud er zur Tafel ein, Unteroffiziere und Gemeine sangen und tanzten in den Kasernen und brachen auf seine Kosten mancher Flasche Valdepenas den Hals. Zufällig war an dem Tag eine tropische Hitze und herrschte eine solche Schwüle in dem Speisesaal des Generals, daß es nicht zum Aushalten war. Der Sieger von Bailen, der seine Gäste als Kameraden behandelte und in jeder Beziehung für ihren Comfort sorgte, machte den Vorschlag, der großen Hitze wegen die lästige und enge Uniform auszuziehen und ganz gemüthlich in Hemdsärmeln weiter zu speisen. Sein scharfes Aug schweifte bei diesem Antrag im Kreise umher und ihm entging nicht die Verlegenheit, die auf manchem Gesicht zu lesen war. Castanos aber verstand es meisterhaft, diese zu beseitigen. Meine Herren! sagte er weiter, ich rate jedoch denjenigen, die am Fieber leiden, keine Veränderung mit ihrer Toilette vorzunehmen; sie hätten für einen Augenblick Erleichterung später zu büßen. Bei diesem Nachsatz verschwand die Verlegenheit vieler Gäste, die aus Mangel an Mitteln sehr schlecht mit ihrer Leibwäsche bestellt waren. Castanos hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Am folgenden Tag ließ er einen Offizier nach dem andern, der den Rock nicht ausgezogen, zu sich kommen und gab jedem, auf zarte Art, drei Gold-Unzen Vorschuß, um sich damit anständig auszustatten. So unzeitgemäß hat Castanos sein Leben lang immer gehandelt, weshalb er auch weiter nichts hinterlassen hat, als einen ehrlichen, geseierten Namen.

*** Ein baierisches Blatt erzählt folgenden Schwank, der sich bei der Reise des Königs durch die Pfalz in Speyer zugetragen haben soll: Der Abgeordnete und Magistratsrat Kolb war, als die Empfangsfeierlichkeiten angingen, unpäßlich und unsichtbar geworden. Zum Angedenken aber wurde in der Nacht sein Haus ganz blauweiß angestrichen.

Programm des Museums.

Freitag, den 5. November.

Erste Abtheilung.

1. Simfonie in G-moll von W. A. Mozart.
2. Concertarie in B-dur für Sopran, von Felix Mendelssohn-Bartholdy, gesungen von Frau Bettrat-Brandt (zum erstenmal).
3. Variationen für das Pianoforte zu vier Händen von F. Schubert, vorgetragen von den Herren Henkel und Messer.
4. Octett für Blasinstrumente von Mozart, vorgetragen von den Herren Heser, Baumann, Mehner, Triebel, Lindner, Düring, Kahl und Grimm.

Zweite Abtheilung.

5. Ouvertüre in E-dur von Franz Messer (neu).
6. Fantasie für das Pianoforte, Orchester und Chor von L. v. Beethoven. (Die Pianofortepartie vorgetragen von Herrn Henkel.)

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenhof) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Herrn André (Haus Mozart) zu haben. Der Vorstand.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 4. November. (Erste Gastdarstellung des Herrn Reichel, vom Theater zu Prag.) Lucia von Lammermoor, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Donizetti. Edgar: Herr Reichel.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 265. Freitag, 5. November **1852.**

Ein seltsames Bett.

Erzählung nach den Household Words von Ch. Dickens.

(Fortsetzung.)

Der ganze Baldachin mit seiner ganzen Fransenbekleidung senkte sich immer tiefer und tiefer herab und schloß sich endlich so fest an das Gestell des Bettes, daß nicht so viel Raum übrig blieb, um einen Finger dazwischen zu schieben. Ich befühlte die Seiten desselben und entdeckte, daß das, was mir von unten als ein gewöhnlicher leichter Baldachin eines Bettes mit vier Pfosten erschienen war, eine dicke, breite Matratze war, deren Substanz der Faltenrand mit den Fransen verdeckte. Die vier Pfosten starrten jetzt grauenerregend kahl empor. Auf der Mitte des Baldachins befand sich eine ungeheure hölzerne Schraube, welche denselben durch ein Loch in der Decke des Zimmers niedergedrückt hatte, ebenso wie das obere Brett einer Presse niedergedrückt wird. Der schreckliche Apparat arbeitete ohne das leiseste Geräusch zu verursachen; beim Herabsinken des Baldachins hatte ich nicht das leiseste Knarren vernommen und auch jetzt ließ sich in dem obern Zimmer kein Laut hören. Athemlos stückte ich inmitten dieser grausenvollen Stille fort und fort die Höllenmaschine an — allgemach aber gewann ich wieder Kraft zu denken, und plötzlich trat der gegen mich ersonnene Mordplan mir in seiner ganzen Scheußlichkeit vor die Seele.

Der Kaffee, den ich genossen hatte, war mit einem Schlaftrunk, aber einem zu starken, vermischt gewesen. Die doppelte Dosis eines Betäubungsmittels hatte mich von schmählichem Tode gerettet. Dem starken Fieberanfall, der mich wach erhalten und den ich in meinem Mißmut von Grund der Seele verwünscht hatte, verdankte ich mein Leben! Wie arglos hatte ich den beiden Elenden vertraut, die mich mit dem Entschluß hierher geführt, mir heimlich Leben und Gewinnst zu rauben! Wie viele, die gleich mir vom Glück begünstigt worden waren, mochten schon in diesem Bett geschlafen haben und spurlos verschwunden sein! Ich schauderte, als ich daran dachte.

Aber der Anblick des wieder emporsteigenden Betthimmels schnitt plötzlich alle meine Gedanken ab. Nachdem dieser ungefähr zehn Minuten auf dem Bettgestell geruht und die Schurken ihren Zweck erreicht zu haben glaubten, erhob er sich langsam und geräuschlos, wie er sich herabgesenkt hatte, wieder zur Decke empor. Als er die letztere erreicht hatte, war weder ein Loch noch eine Schraube zu entdecken, das Bett sah wieder wie ein gewöhnliches Bett und der Baldachin wieder wie ein gewöhnlicher Baldachin aus; selbst das schärfste Auge würde nichts Verdächtiges wahrgenommen haben.

Jetzt erst war ich im Stande mich zu regen, vom Stuhl aufzuspringen und auf Mittel zur Flucht zu sinnen. Wenn ich durch das leiseste Geräusch verriet, daß der Versuch, mich zu ersticken, fehlgeschlagen sei, so konnte ich sicher darauf rechnen, ermordet zu werden. Hatte ich bereits Geräusch verursacht? Ich lauschte aufmerksam, die Blicke auf die Thür geheftet. Nein, im Gang draußen schallten keine Schritte und im obersten Zimmer ließ sich nicht der leiseste Fußtritt vernehmen, ringsumher das tiefste Schweigen. Außerdem, daß ich die Thür verschlossen und verriegelt, hatte ich auch noch eine alte hölzerne Kiste, die ich unter dem Bett gefunden, gegen dieselbe gestellt. Diese Kiste, an deren möglichen Inhalt ich mit Schaudern dachte, geräuschlos wieder zu entfernen, war unmöglich, und überdies würde es reiner Wahnsinn gewesen sein, den Versuch zu wagen, aus dem festverschlossenen Hause zu entkommen. Mir blieb nur ein Ausweg, das Fenster. Ich schlich mich auf den Zehen zu demselben hin. Mein Zimmer befand sich im ersten Stock über einem Entresol und ging auf die kleine Gasse, welche Sie auf Ihrer Ansicht skizzirt haben. Ich erhob meine Hand, um das Fenster zu öffnen, wol wissend, daß davon einzig und allein meine Rettung abhing. Man hat ein scharfes Ohr in einem Hause des Mordes — wenn der Rahmen oder die Angel des Fensters knarrte, so war ich vielleicht ein verlorner Mann! Ich muß mich wenigstens fünf Minuten, die mir in meiner peinlichen Lage ebenso viele Stunden däuchten, beim Oeffnen jenes Fensters aufgehalten haben. Es gelang mir, dies ohne das geringste Geräusch und mit all der Gewandtheit eines auf Einbruch abgerichteten Diebes zu vollbringen; dann schaute ich in die Straße hinab. Den Erdboden vermittelst eines Sprunges zu erreichen, war ohne die größte Lebensgefahr nicht möglich; deshalb betrachtete ich die Seiten des Hauses. Zur Linken lief die dicke Mauerröhre hin, die Sie gezeichnet haben; sie war nur wenige Zoll von dem äußeren Rande des Fensters entfernt. Sobald ich dieselbe erblickte, wußte ich, daß ich gerettet war, und meine gepreßte Brust athmete wieder leicht und frei.

Manchem würde das Rettungsmittel, welches ich entdeckt hatte, vielleicht ungeeig und gefährlich vorgekommen sein; mir kam bei dem Plan, an der Röhre in die Straße hinabzugleiten, nicht einmal ein Gedanke an Gefahr in den Sinn. Die Fertigkeit im Klettern, deren ich mich als ein Schulknabe rühmen konnte, hatte ich durch fortwährende gymnastische Uebungen später noch vervollkommnet und wußte, daß mich Kopf, Hände und Füße nicht im Stich lassen würden, wenn es irgend ein gefahrvolles Hinauf- oder Hinabsteigen gelte.

Ich hatte bereits einen Fuß auf die Fensterbank gesetzt; da fiel mir das mit Gold gefüllte Tuch unter dem Kopfkissen ein. Es würde mir keinen großen Gram verursacht haben, wenn ich dasselbe hätte zurücklassen müssen, allein in meinem Rachegefühl däuchte es mir nicht mehr als gerecht, daß die Bösewichter des Spielhauses nicht allein um ihr Opfer, sondern auch um ihre Beute betrogen würden. So ging ich denn zum Bette zurück und band mir die schwere Bürde vermittelst meines Halstuches auf den Rücken. In demselben Augenblick, wo ich die Goldlast befestigt hatte, war es mir, als ob ich draußen vor der Thür

tiefe Athemzüge vernähme. Ein kalter Schrecken rieselte mir durch die Glieder, als ich mit gespannter Aufmerksamkeit hinhorchte. Nein; im Gange war alles todtenstill; es war nur der Nachthauch gewesen, der säuselnd ins Zimmer hereinwehte.

In der nächsten Secunde stand ich auf der Fensterbank und in der darauf folgenden umklammerte ich die Dachrinne mit Händen und Füßen und glitt langsam und ruhig in die Straße hinab. Kaum hatte ich das Pflaster erreicht, als ich auch mit größter Hast zu einer Polizeistation lief, welche, wie ich wußte, in der nächsten Nachbarschaft lag. Dort fand ich einen Unterpräfecten und einige Außerlesene seiner Untergebenen, welche einen Plan ausfannen, wie sie den Urheber eines geheimnißvollen Mordes ausfindig machen könnten, von dem ganz Paris damals redete. Als ich in athemloser Eile und in sehr schlechtem Französisch meine Geschichte zu erzählen begann, schien der Unterpräfect mich für einen betrunkenen Engländer zu halten, der jemand beraubt habe; im Verlauf meiner Erzählung aber änderte er seine Meinung, und ehe ich meinen Bericht noch vollendet hatte, schob er alle vor ihm liegenden Papiere in einen Auszug seines Schreibtisches, setzte seinen Hut auf, reichte mir ebenfalls eine Kopfbedeckung, da ich barhaupt war, beorderte eine Abtheilung Soldaten, befahl seinen erfahrenen Untergebenen, alle Arten von Brechinstrumenten bereit zu halten, und ergriff in der freundlichsten und vertraulichsten Weise meinen Arm, um wir das Geleit zu geben. Als der Unterpräfect ein kleiner Knabe war und zum erstenmal zum Theater geführt wurde, kann er nicht halb so vergnügt gewesen sein als nun bei der Aussicht auf das Geschäft, welches seiner im Spielhause harrte.

An der Spitze unsrer furchtgebietenden Schaar schritten wir durch die Straßen dahin, wobei der Unterpräfect mich in einem Athem examinirte und beglückwünschte. Als wir das Spielhaus erreichten, ward dasselbe sogleich mit Wachen umstellt. Auf ein mächtiges Gedonner gegen die Thür erschien ein Licht an einem der Fenster. Darauf abermals Schläge gegen den Eingang und der Ruf: Oeffnet im Namen des Gesetzes! Bei dieser schrecklichen Aufforderung wurden die Riegel von unsichtbarer Hand zur Seite geschoben und im nächsten Augenblick stand der Unterpräfect auf der Hausflur vor einem halb angekleideten todtenbleichen Aufwärter.

(Schluß folgt.)

Italienische Reisebilder.

Mitgetheilt von **s.

1. Bellinzona.

Von waldbedeckten Höhen eingeschlossen, zwischen Weinreben, Nußbäumen und Maispflanzungen liegt das Städtchen Bellinzona, einer der drei Hauptorte des Kantons Tessin, wie in einem blühenden Garten. Das kristallhelle Wasser des Ticino rauscht zu seinen Füßen. Drei Schlösser, weit in die Ferne schauend mit runden Thürmen und gezackten Mauerkronen, beherrschen seine Thore. Das größte und schönste derselben, **Castello grande**, einst Sitz gewaltiger Landvögte und jetzt Staatsgefängniß, gewährt eine malerische Aussicht auf die üppigen Fluren des Landes. Die Physiognomie des Städtchens erinnert an die kleinen Kreisstädte im südlichen Frankreich. Seine Häuser sind klein und von schmutzigem Aussehen, seine Straßen eng und schlecht gepflastert. Der Markt, auf welchem sich die Chiesa, ein freundliches Gebäude neuerer Bauart, und das **Ufizio Postale** befinden, ist vergleichsweise sein schönster Platz. Die Bewohner aber tragen in Gestalt, Kleidung und Sprache schon ganz den italienischen Charakter. Ein Spaziergang unter den kleinen Arcaden in der Nähe des Marktes gewährt dem Psychologen einen interessanten Anblick. Weiber in den barockesten Anzügen mit gelben, braunen und grünen Miedern und alten Calabreserhüten auf dem Kopf, laufen barfuß umher und feilschen an den Läden, welche, was den Mangel an Eleganz und das bunte Durcheinander von altem Eisen, geflickten Schuhen und Regenschirmen, abgetragenen Kleidern und vergilbten Büchern betrifft, mit der Judengasse in Frankfurt am Main zu wetteifern scheinen. Die Männer, meist bleichwangig und mit schwarzen Bärten geschmückt, gehen in Sammetjacken oder auch in Hemdärmeln mit nackter Brust bald hastig bald schlendernd auf und ab. Durch die Menge schreitet hier und da ein kräftiger Schweizersoldat in blauem Mantel oder ein langer Sohn Albions, der sich durch seinen steifen Hemdkragen, seine gelangweilte Miene und seinen roten Murray kenntlich macht. Kinder sieht man im Verhältniß zu andern kleinen Städten des Südens in geringer Anzahl auf den Straßen. Ueberhaupt scheint die Erziehung der Jugend hier mit patriarchalischer Strenge geübt zu werden, denn in einem kleinen Bürgerhause, in welches ich eingetreten war, um mir eine Cigarre anzuzünden, blickte eine mächtige Ruthe hinter dem Spiegel ernst und drohend hervor und des Abends sah ich, wie eine zärtliche Mutter im offenen Hofraum ihrem Sprößling eine handgreiflich primitive Lection ertheilte.

Die Kaffeehäuser entsprechen dem schlichten und ärmlichen Aussehen der Bewohner. Sie bestehen aus beschränkten, dunkeln Räumen, in deren Hintergrund sich gewöhnlich eine **offelleria** (Zuckerbäckerei) befindet. In einem derselben, **Caffé offelleria dell' Angelo**, bemerkte ich eine kleine, in italienischer Sprache geschriebene Zeitung, welche die Interessen der Gemeinde von Bellinzona zu vertreten berufen scheint. Sie führt einen pomphaften Titel: „**La Democrazia, Giornale politico-popolare fondato per azioni e compilato da una società di Patrioti.**" Ihr Inhalt aber trägt einen bescheidenen Charakter; sie beschäftigt sich, soweit ich sehen konnte, lediglich mit Localfragen, wie Straßenbau und Armenwesen, und bietet ihren Lesern als Anhang einen wahllos zusammengefügten Auszug aus fremden Zeitschriften.

Nach langem Umherirren fand ich endlich ein anständiges Zimmer, welches sich durch ein zweischläfriges, riesengroßes Bett auszeichnete. **Che volete pranzare?** fragte sogleich ein dienstfertiger **piccolo** (Unterkellner) mit forschendem Blick auf den Inhalt meiner Reisetasche. Ich begab mich in den Salon, welcher aus vier Wänden, einem gedeckten Tisch und verschiedenen Stühlen bestand und der Sammelplatz des geistigen Lebens von Bellinzona zu sein schien. Zwei Priester flüsterten leise in einer Ecke und einige italienische Schweizer waren in lebhaftem Wortwechsel begriffen über den wahrscheinlichen Ausgang der Großratswahlen in Genf und über den Charakter des James Fazy, des gewandten politischen Reitkünstlers. Der Wirt, Signor Celestino, ein gemästeter, rotnasiger Schlingel von etwa fünfunddreißig Jahren, spazierte, gleichsam als Aushängeschild seiner guten Kost, zwischen den Tischen umher und prüfte seine Flaschen und Gäste. Er sprach besonders freundlich mit mir und seine Beredtsamkeit kam mir sogleich vor wie ein Stück Rechnung. Das Essen, aus einer Schüssel Maccaroni, einem hektischen Huhn und verwetterten **uccelli** bestehend, war unter aller Würde erbärmlich. Mein Tischgenosse, ein junger, jovialer Mann aus Lugano, der sich der Lagerübungen wegen hier aufhielt, tröstete mich, es würde bald besser werden; in der Schweiz schreite alles voran, das Münzwesen und der Telegraph und die Eisenbahnen, und alle Mißbräuche würden entschleiert und mit unerbittlicher Consequenz beseitigt. Ein schöner Trost für einen hungrigen

Magen! rief ich ihm zu. Vuos Ella della salsa colla carne? antwortete er ruhig, schenkte sich ein Glas des roten Landweins ein, der ebenso billig als schlecht war, und fuhr in seiner patriotischen Begeisterung fort: Ist es nicht wahr, daß die Reform des Münzwesens mit erstaunlicher Schnelligkeit und Energie ins Leben gerufen worden? Hat man den Reisenden nicht einen großen Dienst erwiesen durch die Außercourssetzung der zweideutigen Batzen und der rätselhaften Rappen? — Senza dubbio, Signore, erwiderte ich lächelnd. Der Schweizer, wie alle Menschen, welche ihr Vaterland im Herzen tragen, ist glücklich, wenn man in das Lob seiner vaterländischen Einrichtungen mit einstimmt. Der junge Mann wurde sehr heiter und redselig und klagte nur, daß die Eisenbahnen so langsam fortschritten, was dem kleinlichen und engherzigen Kantonalwesen zuzuschreiben sei, und daß die Drähte des elektrischen Telegraphen so oft zerschnitten würden. Sehen Sie, im Berner Land, da ist es der boshafte Mutwille der Chiltgänger, welche des nachts, um sich zu üben, mit Steinen nach dem Telegraph werfen und in den Urkantonen ist es der baare Aberglaube, welcher die Drähte zerschneidet, denn die Bauern halten die elektrische Kraft für etwas übernatürliches und gottloses, für eine Erfindung des Teufels und glauben, ihre Ernte würde mißraten und ihr Vieh würde zu Grunde gehen, wenn sie die Drähte nicht abschnitten!

Nach Tisch machten wir einen Spaziergang nach der Torreta, einer steinernen Brücke über den Ticino, und betrachteten uns die herrlichen Straßen, welche bei diesem Städtchen wie in einen Knotenpunkt zusammenlaufen. Wären die Bewohner von Bellinzona nicht träge und von beschränktem Gesichtskreis, der Handel ihrer Stadt müßte längst einen blühenden Aufschwung genommen haben, denn die Lage derselben ist weit günstiger noch als die von Genf oder Basel. Der kleine Ort bildet den Vereinigungspunkt für die großen Straßen über den St. Gotthard und den Bernardino, er verbindet die Schweiz und unser deutsches Vaterland mit dem reichen Milano und dem Hafen von Genua. (Wird fortgesetzt.)

Das germanische Museum zu Nürnberg.

Aus dem Correspondenten.

Bekanntlich hat der Freiherr v. Aufseß im August dieses Jahres, mit den fertigen Statuten in der Hand, der Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher zu Dresden den Plan zur Gründung eines deutschen Museums vorgelegt und das Ersuchen gestellt, seine Ideen und Vorschläge durch einen eigenen Gelehrtenausschuß prüfen zu lassen. Er begründete in einer ebenso überzeugenden als ausführlichen Rede den Nutzen eines solchen Museums aus dem Interesse, welches die Geschichte im allgemeinen, insbesondere aber die des eigenen Landes und Volkes, der Cultur und Sittenzustände haben, und hatte die Genugthuung, daß die Sache nicht nur von dem Ausschuß gutgeheißen wurde, sondern daß sich auch aus allen Theilen Deutschlands namhafte Gelehrte anschlossen, welche den Stifter zum Vorstand des neuzubegründenden Museums erwählten. Nach seiner Ansicht sollen vorderhand die zwei letzten Jahrhunderte unberührt bleiben und mit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts abgeschlossen werden. Für den Mittelpunkt zur Anlage eines Generalrepertoriums aller Quellen deutscher Geschichte scheint ihm keine Stadt geeigneter als Nürnberg, denn nicht nur, daß ihre geographische und commerzielle Lage dem vorhabenden Zweck entspreche, sei die ganze Stadt mit allem, was darin ist, schon eine reiche Quelle der Geschichte deutscher Vorzeit. Sie sei gleichsam noch ein belebtes Bild des deutschen Mittelalters und nirgends so wie in Nürnberg sei es möglich, sich einen Totaleindruck altdeutscher Herrlichkeit und Eigenthümlichkeit zu verschaffen. In naher Verbindung mit den Städten Fürth, Erlangen und Bamberg sei hier wol der Schwerpunkt mittel-deutschen Städtelebens, denn es befinden sich innerhalb eines kleinen Kreises eine Universität, ein Lyceum, drei Gymnasien, eine Kunstschule, eine polytechnische und vier Gewerbsschulen, drei öffentliche Bibliotheken, zwei königliche Archive, mehre öffentliche Gemälde-, Kupferstich- und Handzeichnungssammlungen deutscher Schule, eine ziemliche Anzahl von Privatsammlungen deutscher Literatur- und Kunstschätze, ein lebhafter Buch-, Kunst- und Antiquariatshandel. Hierbei noch der Vortheil einer durch nichts gestörten billigen Lebensexistenz und gemüthlicher Zuvorkommenheit. Vorzüge, die gewiß kaum eine andere Stadt alle in sich vereinige. Freiherr v. Aufseß gründete nach fünfundzwanzigjährigem rastlosen Sammeln und Ordnen zu Nürnberg bereits ein Privatmuseum für deutsche Geschichte, Literatur und Kunst, welches nun als Grundlage dem allgemeinen deutschen Nationalmuseum auf zehn Jahre überlassen ist. Auf der zu Mainz im September dieses Jahres gehaltenen Versammlung der Geschichts- und Alterthumsforscher oder eigentlich der Geschichts- und Alterthumsvereine wurde, ohne Anregung des Freiherrn v. Aufseß, demselben für die Stiftung des Museums gedankt und als Grund der Wahl Nürnbergs für die nächstjährige Versammlung der Geschichtsforscher auch namentlich eben dieses Museum angeführt. Der Vorschlag, die römischen Alterthümer vom germanischen Museum zu scheiden und in Mainz aufzustellen, wurde von Freiherrn v. Aufseß um so lieber angenommen, als solche mehr specielles Interesse für die Rheinlande haben und dort auf ihrem historischen Boden am besten gepflegt werden können, endlich auch für das germanische Museum durch deren Absonderung eine große Erleichterung geschaffen wird. Es handelt sich nun um die vollständige Organisirung, um Beischaffung der materiellen Mittel und Herausgabe eines Organs. Alles dies ist im vollen Betrieb. 1. Die statutarische Beisterzahl 24 ist erfüllt und es werden nur noch Nachgiebigere beigezogen, um für die ersten Einrichtungen sachkundige Ratgeber zu haben und einzelne nicht allzu sehr zu belasten. 2. Der Vorstand ist gewählt und hat sein Amt factisch angetreten. 3. Wegen Anstellung eines wissenschaftlich gebildeten Secretärs, der zugleich die Redaction eines Correspondenzblattes übernehmen soll, steht der Vorstand in Unterhandlung. 4. Als Bibliotheksverweser ist Antiquar Seitzinger, als Custos der Kunst- und Alterthumssammlung Kupferstecher Petersen, als Assistent F. Gräbner, als Zeichner Willibald Maurer, sämmtlich aus Nürnberg, nebst dem nötigen Unterpersonal bereits im Dienst. 5. Die Actiengesellschaft zählt zwanzig Mitglieder und wird nach Eintreffen der königlichen Bestätigung sofort ihre Wirksamkeit fortsetzen. 6. Nach eingetroffener Bestätigung werden die gegeneten Anträge an den deutschen Bund und die Staatsregierungen um Unterstützung gestellt und von allen wissenschaftlichen Vereinen sowie von distinguirten Privaten Beiträge für das Museum erbeten werden. 7. Das Organ des Museums wird mit Eintritt des Jahres 1853 monatlich erscheinen. 8. Das Arbeitsbureau des Museums befindet sich in einem altertümlich-vertäfelten Salon des Hauses des Kupferstechers Petersen, wo auch der Secretär seine Wohnung hat. 9. In diesem Hause sind auch das Archiv, die Handschriften, die Incunabeln, alten Drucke und Prachtwerke, die Kupferstich-, Handzeichnungs- und Miniaturensammlungen, sowie der historischen Bilder, Prospecte, Porträte, Münzen, Medaillen und Siegel, dann der kleineren Sculpturen in Elfenbein, Holz, Metall ꝛc. 10. Der größere Theil der Bibliothek befindet sich vorläufig noch im Hause des Frei-

herrn v. Auffeß, wird aber im Mai in das Haus des Kupferstechers Petersen transferirt, um mit dem schon dort befindlichen Theil vereinigt zu werden. Das Haus, eines der zierlichsten und allerstimlichsten der Stadt, liegt auf dem Panierenberg in der Nähe der Kaiserstallung; die Burg steht ganz frei und bietet eine treffliche Aussicht auf die Stadt. 11. Die Gemäldesammlung, größere Sculpturen, Geräte, Gefäße, Waffen ꝛc. befinden sich in einem großen Stadtthurm am Thiergärnerthor, an den sich ein Gang anschließt, wo sich Gypsabgüsse von architektonischen Verzierungen befinden.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

⁂ Eine bekannte hübsche Pariser Schauspielerin erbat sich kürzlich von ihrem Director auf einige Wochen Urlaub zu einer nothwendigen Reise. Sie war Waise und hatte unter den Papieren, der einzigen Erbschaft von ihrer Mutter, eine sichere Spur von ihrem Vater zu finden geglaubt, den sie nun aufsuchen wollte. Jene Spur leitete sie nach Belgien. Sie kam in Brüssel an, erkundigte sich und erfuhr, daß der Mann, den sie suchte, ein reicher Hagestolz sei. Die Wohnung desselben war bald auskunftschaftet; Fräulein X. begab sich dahin und stand einem Mann von 40 bis 45 Jahren gegenüber, der noch ganz gut aussah. Die Stimme der Natur aber sprach sofort bei seinem Anblick in der Künstlerin, denn sie umschlang ihn alsbald und bedeckte ihn mit Küssen. Der Belgier ließ sie gewähren und wartete geduldig, bis der erste Sturm der Leidenschaft sich beruhigt hatte. Mein Vater! Endlich hab' ich dich gefunden! sprach sie dann und der Belgier fiel aus allen Himmeln. — Sie irren sich, sagte er endlich, ich habe kein Kind. — Lieber Vater, lies nur diese Briefe, entgegnete das Mädchen und hielt ihm die Briefe hin. Sie waren nicht von ihm, sondern von einem Namensvetter, der vor mehren Jahren in Armut gestorben. Das wirkte wie ein Donnerschlag auf die Künstlerin, die weinend in ihrer Schönheit vor dem Mann stand, in dem eine andere „Stimme der Natur" zu sprechen begann und der nach einiger Zeit erklärte: Ihr Unglück, mein Fräulein, rührt mich tief, aber ich will Ihnen einen Beweis davon geben, daß ich nicht Ihr Vater bin, indem ich mich erbiete, sie zur Frau zu nehmen. — Die Künstlerin, die einen Vater gesucht hatte, fand mit vielleicht noch größerer Freude einen Mann. Die Traumung erfolgte in den letzten Tagen und die seltsame Geschichte macht, was man sich leicht denken kann, nicht geringes Aufsehen.

⁂ Der Augsburger allgemeinen Zeitung wird aus Nizza unterm 18. October geschrieben: Seit einigen Tagen setzt ein junger Engländer die deutschen Abonnenten des Leseabinets Visconti auf eine unerhörte Geduldsprobe. Derselbe wartet regelmäßig auf die gewöhnlich um ein Uhr Nachmittags hier anlangende allgemeine Zeitung und liest sie alsdann unter Zuhülfenahme des englisch-deutschen Pocket Dictionary vier bis fünf Stunden. Kommt man zu ihm und sagt das gebräuchliche Monsieur, après-vous, so antwortet er, ohne aufzusehen, mit einem phlegmatischen Yes oder Ja, und ohne sich um die Wartenden zu kümmern, liest, sucht und studirt er eifrig fort, als ob er sich zum Correspondenten Ihres Blattes bilden wollte.

⁂ Die Menagerie in Schönbrunn wird in kürzester Frist durch vorzügliche Exemplare seltener Thiere vermehrt werden. So sind bereits in Begleitung einiger Araber zwei Giraffen von besonderer Größe daselbst angelangt, und es befinden sich dermalen in dieser Menagerie vier Giraffen, was nicht so bald irgendwo vorkommen dürfte. Nächstens langt ein großes Löwenpaar und ein Nashorn aus dem Innern von Afrika an.

Frankfurt, den 4. November.

Notizen.

Den Freunden der bildenden Künste wird die Nachricht von besonderem Interesse sein, daß der hiesige Kunsthändler, Herr G. L. Kohlbacher, das berühmte Bild des französischen Malers Courbet: „die Steinklopfer" für einige Zeit im zweiten Stock des Casinogebäudes am Roßmarkt ausstellen lassen wird. Dieses Bild, etwa 11 Fuß Höhe auf 12 Fuß Breite, soll in künstlerischer Beziehung dem „Arbeiterbegräbniß", welches vor einigen Monaten während seiner hiesigen Ausstellung so großes Aufsehen erregte, weit vorzuziehen sein. Neben den „Steinklopfern" kommen noch zwei andre Bilder desselben Meisters, nämlich eine Landschaft und ein Porträt zur Ausstellung. Letztere nimmt morgen Samstag ihren Anfang.

— Gleichwie in früheren Jahren wird der Pianist Herr Eduard Rosenhain auch im eben beginnenden Winter eine Reihe musikalischer Abendunterhaltungen veranstalten. Die erste derselben, welche für morgen Abend im Saale Mozart anberaumt ist, gewinnt ein besonderes Interesse durch die Mitwirkung des Herrn Jacob Rosenhain aus Paris, der seinen kurzen Aufenthalt in hiesiger Stadt nur verlängert hat, um in dem ersten diesjährigen Concert seines Bruders wieder einmal, denn er thut es jetzt nur noch selten, öffentlich sein meisterhaftes Spiel hören zu lassen. Auch ein von Jacob Rosenhain componirtes Trio, noch Manuscript, kommt an diesem Abend zur Aufführung; ferner ein Duo für zwei Klaviere von W. A. Mozart und ein Quintett von Ferdinand Ries. Herr Caspari, von der hiesigen Oper, wird den Concertgeber durch den Vortrag einiger Gesangsnummern unterstützen.

— Das bereits angekündigte zweite Concert der Frau Charlotte Dreyfus auf dem Orgelmelodion bereitet sich vor. Fräulein Sabine Adler und die Herren Luh, Siedentopf und Wolff haben ihre freundliche Mitwirkung in demselben zugesagt.

— Herr Myr aus Frankreich, der sich durch die drollige Art der Verwendung seiner großen Bauchrednergabe in seinem Vaterland den Namen l'homme à la poupée erworben und auch hier in Frankfurt durch seine Vorstellungen in öffentlichen Sälen, Schulen, Privatgesellschaften und Familien insbesondere bei der Jugendwelt schon der berühmte Puppenmann geworden ist, wird morgen Samstag Abend im Saale der Harmonie eine seiner lustigen Unterhaltungen geben und rechnet dabei auf zahlreichen großen und kleinen Besuch.

Frankfurter Stadttheater.

☞ Freitag, den 5. November, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, den 6. November. (Zum erstenmal) Das Lügen, Lustspiel in vier Acten von Benedix.

Sonntag, den 7. November. (Zweite Gastdarstellung des Herrn Reichel, vom Theater zu Prag.) Wilhelm Tell, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Rossini. Arnold: Herr Reichel.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№. 266. Samstag, **6. November 1852.**

Ein seltsames Bett.

Erzählung nach den Household Words von Ch. Dickens.

(Schluß.)

Wir wünschen den Engländer zu sehen, welcher hier im Hause schläft, sagte jener. — Er ist bereits vor mehren Stunden fortgegangen, versetzte der Aufwärter. — Das ist nicht der Fall, lautete die Antwort. — Sein Freund hat das Haus verlassen; er muß noch hier sein. Zeigt uns sein Schlafzimmer! — Ich schwöre Ihnen, Herr Unterpräfect, er ist nicht hier! Er... — Ich schwöre Ihnen, mein Herr Kellner, er ist allerdings hier, rief der Unterpräfect. Er schlief hier... er sand Euer Bett nicht besonders bequem, — er beklagte sich bei mir darüber, er ist dort unter meinen Leuten und ich bin hier, um mich nach einem Floh in seiner Bettstelle umzuschauen. Picard! fuhr er, zu einem seiner Begleiter gewendet fort, indem er auf den Kellner deutete, nimm den Mann beim Kragen und binde ihm die Hände auf den Rücken. Wir, meine Herren, wollen uns jetzt den ersten Stock ansehen.

Alle Einwohner des Hauses wurden festgenommen, der „alte Soldat" zuerst. Dann zeigte ich dem Unterpräfecten das Bett, worin ich geschlafen hatte, und darauf gingen wir in das darüberliegende Zimmer. Der Unterpräfect blickte ringsumher, gebot jedermann stille zu sein, stampfte zweimal auf den Boden, nahm ein Licht und betrachtete den Fleck, auf den er gestampft hatte, mit großer Aufmerksamkeit. Dann befahl er die Dielen auf dieser Stelle behutsam aufzuheben. In wenigen Augenblicken war es geschehen. Lichter wurden herbeigebracht und wir erblickten einen hohlen, von Balken gestützten Raum zwischen dem Boden dieses und der Decke des darunter liegenden Zimmers. Durch diese Höhlung lief in senkrechter Linie eine Art von eiserner Röhre, welche stark groß war und in welcher die Schraube steckte, die mit dem Bettthimmel im untern Zimmer in Verbindung stand. Frisch geölte Schraubenverlängerungsstücke, mit Filz bekleidete Schraubenarme, kurz all' die obern Theile einer großen Presse, die mit höllischem Scharfsinn construirt und mit den untern Theilen in Verbindung gebracht waren, kamen zum Vorschein und wurden auf dem Boden ausgebreitet. Alles war so eingerichtet, daß die furchtbare Maschinerie auseinander genommen und in einen kleinen Raum zusammengedrängt werden konnte.

Nach einigen vergeblichen Versuchen glückte es dem Unterpräfecten, die Maschine zusammenzufügen; er befahl seinen Leuten dieselbe in Bewegung zu setzen und begab sich mit mir in das untere Zimmer. Der erstickende Bettthimmel wurde herabgeschraubt, doch geschah es nicht so geräuschlos, wie ich ihn hatte herabschrauben sehen. Als ich dies dem Unterpräfecten bemerkte, gab er mir folgende Antwort, die, so einfach sie auch war, eine schreckliche Bedeutung hatte. Meine Leute schrauben den Bettbimmel zum erstenmal herunter; die Leute, deren Geld Sie gewonnen haben, hatten eine bessere Uebung in der Sache!

Alle Bewohner des Hauses wurden auf der Stelle ins Gefängniß abgeführt; wir gingen von dannen und ließen nur zwei Polizeidiener zur Bewachung des Gebäudes zurück. Nachdem der Unterpräfect in seinem Bureau meine Aussage zu Protocoll genommen hatte, begleitete er mich nach meinem Gasthause, um meinen Paß in Empfang zu nehmen.— Glauben Sie, daß wirklich Menschen in jenem Bett erstickt worden sind, so wie man mich zu ersticken versuchte? fragte ich jenen, indem ich ihm meinen Paß einhändigte. — Dutzende von Ertrunkenen habe ich in der Morgue * ausgestellt gesehen, erwiderte der Unterpräfect, in deren Briefstasche sich Briefe vorfanden, welche besagten, daß die Schreiber derselben sich in die Seine gestürzt, weil sie alles im Spiel verloren. Weiß ich, wie viele von jenen Menschen in dasselbe Spielhaus gegangen sind, welches Sie besucht haben? wie viele gleich Ihnen gewonnen, gleich Ihnen dasselbe Bett eingenommen haben, darin erstickt und dann mit einem von den Mördern geschriebenen und in ihre Briefstasche gelegten Brief heimlich in den Fluß geworfen wurden? Niemand vermag zu sagen, wie viele jenen furchtbaren Tod erlitten haben, dem Sie glücklicherweise entgangen sind. Die Bewohner des Spielhauses wußten ihre Mordbettstelle vor uns, vor der Polizei geheim zu halten! Die Todten plauderten nichts aus. Gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen, Herr Faulkner! Um neun Uhr erwarte ich Sie wieder auf meinem Bureau, bis dahin leben Sie wol!

Der übrige Theil meiner Geschichte ist bald erzählt. Ich ward verhört und wieder verhört, das Spielhaus von oben bis unten auf das genauste durchsucht und jeder der Gefangenen einzeln vernommen, von denen zwei der weniger Schuldigen alles offen gestanden. Ich entdeckte, daß der „alte Soldat" der Herr des Spielhauses war; die Justiz entdeckte, daß er vor Jahren als ein Taugenichts von der Armee fortgejagt worden war, daß er sich alle Arten von Verbrechen seitdem hatte zu Schulden kommen lassen, daß er den Diebeshehler gemacht und daß er, der Croupier, ein dritter Bewohner des Hauses und die Frau, die mir den Kaffee bereitet, gemeinschaftlich die Höllenmaschine in Bewegung gesetzt hatten. Da man Gründe hatte, daran zu zweifeln, daß die untergeordneten Bewohner des Hauses, in das Geheimniß der Bettstelle eingeweiht gewesen, so behandelte man sie einfach als Diebe und Vagabunden. Der alte Soldat und seine beiden Hauptbehelfershelfer wurden auf die Galeeren geschickt; die Frau, welche meinen Kaffee vergiftet, mußte für einige Jahre ins Gefängniß wandern, die regelmäßigen Besucher des Spielhauses wurden als verdächtige Personen unter polizei-

* Die Morgue, ein Gebäude am Marché-neuf, unweit des pont St. Michel, wo die in der Seine oder sonst wo Verunglückten, die unbekannt sind, ausgestellt werden. Anm. d. Uebers.

liche Aufsicht gestellt — und ich ward eine ganze Woche hindurch (eine bedeutend lange Zeit) der Hauptlöwe in der Pariser Gesellschaft. Mein Abenteuer ward von drei berühmten Schauspielschreibern dramatisirt, gelangte aber nicht zur Aufführung, da die Censur nicht dulden wollte, daß eine getreue Copie der Mordmaschine auf der Bühne producirt werde.

Indessen hatte mein Abenteuer zwei gute Resultate, welche jede Censur billigen mußte. Erstens trug dasselbe zur Rechtfertigung der Regierung bei, welche fest entschlossen war, alle Spielhäuser sofort zu unterdrücken, und zweitens heilte es mich für immer von der Angewohnheit, Rouge et Noir als ein Vergnügen zu betrachten. So oft ich einen grünen Tisch mit Karten und Geldhaufen erblicke, meine ich auch einen düstern Betthimmel im Schweigen der Nacht herabsteigen zu sehen, um mich zu ersticken.

Als Herr Faulkner die letzten Worte gesprochen hatte, fuhr er plötzlich erschrocken empor und nahm eine steife, würdige Haltung an. Hilf Himmel! während ich Ihnen erzählt habe, was mich eigentlich an der Stiege interessirt, welche Sie mir verehrt, habe ich ganz und gar vergessen, daß ich hierher gekommen bin, um Ihnen für mein Porträt zu sitzen! rief er mit einem komischen Blick des Erstaunens und Verdrusses. Eine ganze Stunde oder länger muß ich das schlechteste Modell gewesen sein, nach welchem Sie je gemalt haben! — Im Gegentheil, ich habe niemals ein besseres gefunden, erwiderte ich. Nach dem Ausdruck in Ihren Gesichtszügen habe ich gemalt; während Sie mir Ihre Geschichte erzählt, haben Sie unbewußt den natürlichen Ausdruck angenommen, den ich bisher vergebens suchte.

Italienische Reisebilder.

Mitgetheilt von **e.

2. Verona.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Poesie dieser herrlichen Natur in die nüchterne Prosa einer Reisebeschreibung zu übertragen und in diesem Chaos von fröhlichen Erlebnissen und berauschenden Genüssen einen Ruhepunkt zu finden. Denn wie die Welle die Welle, so verdrängt auf dieser interessanten Reise ein Eindruck den andern. In spätern Briefen werde ich Ihnen daher über meine Kreuz- und Querzüge in den reichen Ebenen der Lombardei, in den Villen am Comersee und in den Kirchen und Bibliotheken von Mailand ausführlichen Bericht erstatten und mich für heute auf einige Bemerkungen über meinen Aufenthalt in Verona beschränken.

Jede Stadt besitzt gewisse Sehenswürdigkeiten, welche ein gewissenhafter Reisender ohne Verzug in Augenschein nehmen muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, von seinen Nachbarn im Postwagen oder an der Wirtstafel mit höhnischen Blicken angesehen zu werden. Zu diesen Merkwürdigkeiten gehört in Mailand die marmorne Herrlichkeit des Doms, in Venedig die Marcuskirche mit ihren wunderlichen Kuppeln und der Dogenpalast mit seinen Bleidächern, seinen Titians und Tintorettos und seiner Seufzerbrücke, in Rom der Papst und in Verona das Grabmal des Romeo und der Julietta. Aber dieses berühmte Denkmal der Liebe und der Dichtung ist ein großartiger Puff. Mein Reisegefährte, ein junger Advocat aus Pavia, weigerte sich auch mich zu demselben zu begleiten; er behauptete, Julia sei todt und die schwarzen Augen der häßlichsten lebendigen Grisette seien ihm lieber als alle Monteecchi ed i Cappelletti und als die ganze Shakespeare'sche Romantik. So irrte ich denn allein in den Straßen Verona's umher, bis ich nach langem Suchen an eine kleine Sackgasse gelangte, in deren rechtem Winkel sich eine große hölzerne Thür befindet. Subito, Signore, trächte ein häßliches altes Weib, nachdem ich meinen Arm eine Viertelstunde lang an einer metallnen Klingel ermüdet hatte. Durch einen verwilderten, mit Gras und Disteln bewachsenen Garten, welcher Eigentum der Commune ist, traten wir endlich in einen kleinen Hofraum. In der Mitte desselben steht in wehmüthiger Einsamkeit eine breite steinerne Badewanne. Hic Rhodus, hic salta! „Ecco la tomba di Giulietta, Signore", sagte die Alte in gleichgültigem Cicerotone. Diese Badewanne soll das Grab der berühmten Liebenden vorstellen! Welch bittere Enttäuschung! Keine Trauerweiden, keine Cypressen, keine sentimentalen Inschriften und keine Stammbuchverse und kein Marmor, der doch hier so billig ist. Aber die Fantasie des Menschen vermag auch die prosaischsten Gegenstände zu beherrschen und zu vergeistigen. Die alte Pförtnerin des Grabes erzählte mir, daß schon viele junge Damen in romantischer Ueberschwänglichkeit ihre süßesten Küsse an dieses Grab oder besser an dies verwetterte Waschbecken verschwendet hätten, und daß die blonde Signora Inglese sich vor einigen Tagen noch der Länge nach und dazu mit seidenen Kleidern in dasselbe gelegt habe. Des goûts et des couleurs on ne discute point.

Verona ist unstreitig eine der interessantesten Städte Italiens. Sie ist älter als das Christentum und durch ihre tragischen Geschicke in der Geschichte berühmt. Auf diesem classischen Boden, dessen schon Livius gedenkt, hausten im Mittelalter die Guelfen und Ghibellinen in blutiger Zwietracht; hier wütete mit Feuer und Schwert der wilde und habgierige Ezzelino da Romano und nach ihm die gewaltige Familie della Scala, deren Nachkommen durch ihre furchtbaren Laster und Gewaltthätigkeiten den Ruhm und Glanz ihrer Ahnherren verdunkelt haben. Die Grabmäler dieser kleinen Tyrannen, Scaligeri genannt, stehen noch heute, von eisernen Gittern eingeschlossen, auf dem alten Friedhof Santa Maria Antica, in der Nähe der Piazza dei Signori. Sie sind von weißem Marmor, aber von wunderlicher Bauart, einer Mischung von romanischem und gothischem Styl. Nach der Vertreibung dieser Scaligeri wurde Verona, durch innere Zwistigkeiten geschwächt und verraten durch Mißgunst, kleinliche Eifersucht, eine leichte Beute der weltklugen Aristokratie von Venedig. Unter dem Scepter der Lagunenstadt verblieb sie bis zu den Tagen der ersten französischen Revolution, bis zur Errichtung der cisalpinischen Republik. Durch den Wiener Congreß wurde sie dem lombardisch-venetianischen Königreich einverleibt und erfreut sich seit dieser Zeit eines blühenden Wohlstandes und fortschreitender Verbesserung. Es wogt jetzt viel munteres Leben durch diese alte Stadt; vier Brücken über die raschströmende Etsch verbinden ihre Straßen und die geschäftige Menge vor den eleganten Kaufläden und Kaffeehäusern zeugt von regere und zufriedener Thätigkeit. Aber der Stolz der Veroneser und das vornehmste Ziel der neugierigen Reiselust ist die große Arena, der Prachtbau aus der Römerzeit. Der gelehrten Zunft der Philologen in Bologna oder in Bonn am Rhein will ich die Entscheidung anheimstellen, ob dieses Amphitheater dem Jahr 81 oder dem Jahr 97 nach Christi Geburt seinen Ursprung verdankt. Gewiß ist, daß schon Kaiser Trajanus im Anfang des zweiten Jahrhunderts, seiner Gemahlin, einer schönen Veroneserin zu Ehren, prächtige Kampfspiele hier veranstalten ließ. Der Anblick dieses herrlichen Bauwerks ist im höchsten Maße überraschend. Die marmornen Sitze und Stufen sind sämmtlich wol erhalten, und der Umfang der Arena, welche 50,000 Zuschauerplätze enthält, ist ungleich größer als der der beiden Amphitheater im südlichen Frankreich, in Nismes und Arles. Zu bedauern ist nur, daß die Industrie, welche das Schöne dem Nützlichen zu opfern pflegt, auch in diesen ehrwür-

digen Räumen ihre Altäre errichtet hat. Eine schmutzige Bretterbude erhebt sich in der Mitte des gigantischen Baues; Kunstreiter und Possenreißer machen hier jeden Abend ihre Sprünge und platten Späße, und der schönste Theil dieser Arcaden wird des Tags über von Schreinern, Drechslern, Schmieden und andern lärmenden Zunftgenossen als Werkstatt benutzt. Die braven Bürger von Verona halten sich an das berühmte Wort Ludwigs XI. von Frankreich: Où est le proût, là est la gloire, und ziehen wie von dem Grab der Juliette, so auch von diesem Denkmal ihrer Vergangenheit in gemüthlicher Ruhe den größtmöglichsten Vortheil. Die Arena liegt auf der dritten Piazza Brà, welche nach der schon erwähnten Piazza dei Signori, die schönste der Stadt ist. Die letztere ist ganz mit steinernen Quadern belegt und rings von großen Palästen eingeschlossen, unter welchen der Palazzo del Consiglio und der Justizpalast den ersten Rang einnehmen. Das bunteste Menschengewühl drängt sich aber auf der altertümlichen Piazza Erbe, welche ihren Namen von den Frucht- und Gemüsehändlerinnen führt, deren mit Blumen und Früchten gefüllten Körbe von dem Reichthum der italienischen Natur ein duftendes und schmackhaftes Zeugniß ablegen. Ich wollte eben nach meinem Gasthof zurückkehren, als sich mir ein Bettler mit den feierlichen Worten in den Weg stellte: Signore, È bello di portare del pane a coloro che sono tapini e miseri! (Es ist schön, mein Herr, die Armen und Elenden mit Brod zu versorgen). Der Redner war ein wohlbeleibter, rotwangiger Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, von stattlichem Körperbau und edler Gesichtsbildung. Die Spuren des Lasters und des bösen Gewissens waren freilich in seinen Zügen zu lesen, und aus seinen tiefschwarzen Augen leuchtete ein unheimliches Feuer. Ich hatte ihn schon eine Stunde früher bemerkt, wie er mit den dicken Marktweibern lachte und schäkerte und für seine Complimente bald einen Pfirsich, bald eine Weintraube zum Gegengeschenk erhielt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit steckte er diese Gaben der Eitelkeit in seinen Mund oder auch in seine Taschen, welche letztere weniger Löcher zu haben schienen als seine Beinkleider. Ich gab ihm eine halbe Lira und frug ihn, wie es komme, daß ein so rüstiger Mann und wie es scheine ein Mann von Bildung sich auf eine so erbärmliche Weise ernähre. Ein mephistophelisches Lächeln zuckte über die Lippe des italienischen Bettlers. Sie sind noch sehr jung, Signore, sagte er, und haben sich noch nicht von den Vorurtheilen ihrer Schulmeister frei gemacht. Auch ich habe einst schöne Kleider getragen und mit meiner Lorgnette und einem Spazierstöckchen coquettirt. Allein besteht das Glück des Menschen in solchem Tand? Lohnt es der Mühe sich abzuquälen, um unsere Eitelkeit zu hätscheln und unsere sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen? Auch ich hätte eine glänzende Carrierere machen können. Ich bin der Sohn eines reichen Notajo, der ein prächtiges Bureau am Marcusplatz in Venedig besaß. Ma corpo del diabolo! Ich glaube an eine göttliche Bestimmung. Ich bin zum flotten Müßiggang geboren. Der Mensch vermag ebenso wenig seine Natur zu verändern, als der Vogel seinen Gesang oder diese Blume ihre Farbe. Und ist der Bettlerstand, welcher sich an das Herz edler Menschen wendet, nicht ebenso würdig als der eines Advocaten, der durch Sophismen reich wird? — Und so ging es fort in unermüdlichem Wortschwall. Mit solch' grazioser Beredtsamkeit hatte ich noch niemals lügen und bramarbasiren hören. Ich wollte mich entfernen, aber der würdige Mensch wollte mich nicht fortlassen. Er zerrte an meinem Rock und verlangte noch eine Lira, wie er sagte für seine verlorne Zeit.

„Bettler, Weiber, Schulden, auch kein Alter wird sie los."

Der Gedankengang des Bettlers war ein wahrer St. Veitstanz der Begriffe von Tugend, Ehrliebe und Rechtlichkeit. Seine Philosophie bestand theils in communistischen Flosken, welche an die Lectüre Proudhons und des ikarischen Cabet erinnerten, theils in cynischen Redensarten, welche den verwildertsten Schülern des Diogenes Ehre gemacht haben würden. Der ganze Mensch war eine ins Italienische übersetzte Ausgabe des „Neveu de Rameau" von Diderot. Der arme Bettler! Er ist ein trauriger Typus unserer kranken Zeit, ein Beweis, zu welch unsäglichem Elend eine Philosophie führen muß, welche die Arbeit als eine Last ansieht, und die Grundbedingungen des gesellschaftlichen Glücks in Frage stellt.

(Werd fortgesetzt.)

Das germanische Museum zu Nürnberg.

(Fortsetzung.)

Das freiherrlich v. Aufseßische deutsche Museum, welches vorläufig für die ersten zehn Jahre den Kern des germanischen Museums bildet, ist ein für sich abgeschlossenes Ganze, versehen mit kritischen Katalogen, ausführlichen Sach-, Orts- und Namensverzeichnissen 2c. Obgleich das Museum aus drei Haupttheilen (Archiv, Bibliothek und Kunst- und Alterthumssammlung) besteht, so sind diese doch in den verschiedenartigsten Registern so vereinigt, daß sie nur ein Ganzes bilden und sich gegenseitig ergänzen. Das Archiv ist noch der schwächste Theil, und zwar deshalb, weil es nicht in der Macht steht, Originalurkunden sich zu verschaffen, die im Handel nur selten und zufällig vorkommen. So sind etwas über zwölfhundert Originalurkunden und gegen zweihundert Acten, dagegen über sechstausend Urkundenabschriften 2c. vorhanden, wozu noch die gedruckten der Bibliothek kommen, auf welcher sich außerdem noch eine Sammlung von Rechtsedductionen mit einer bedeutenden Zahl von Urkunden befindet. Originalbriefe berühmter Männer und mehre mit Malereien und trefflichen Siegeln versehene Urkunden haben nebenbei Kunstwert. Zu bemerken ist, daß dem germanischen Museum ein ganzes adeliges Archiv als Geschenk zugefagt ist, was demnächst in Empfang genommen werden kann.

Die Bibliothek besteht aus nahe an 10,000 Bänden, darunter 356 Handschriften und 1076 illustrirte Werke. Unter den Handschriften befinden sich 61 mit Malereien, mehre von bedeutenden alten Meistern, z. B. ein großes Werk von N. Burgkmaier, von P. Lautensack, so wie mehre, welche besondere historische und literarische Wichtigkeit haben, wie z. B. mehre vollständige und fragmentarische Heldengedichte aus dem dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert, insbesondere ein Unicum: „König Goldemar" von Albrecht v. Kemeraten. Bei der Bibliothek befindet sich auch eine nicht unbeträchtliche Sammlung von sogenannten Einblättern des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, fliegende Blätter, Patente, Gedichte, Schützenbriefe 2c., eine Landkartensammlung, Sammlung alter Schrift- und Druckproben, Papiermuster. Auch sind 72 zum Theil handschriftliche ältere Musikwerke vom dreizehnten bis siebzehnten Jahrhundert in der Bibliothek. Ueber die Liederanhänge besteht ein Partiturkatalog, darunter mehr als 600 weltliche und Volkslieder in alphabetischer Ordnung. Die Kunst- und Alterthumssammlung wird durch die illustrirten Werke der Bibliothek und theilweise durch das Archiv ergänzt. Beide bilden eine gemeinschaftliche Haupttabtheilung des Museums mit Unterabtheilungen. Diese bestehen in folgenden: I. Bauweisen: 1. kirchliches: Sammlung von Abbildungen alter Kirchen- und Klostergebäude (unterstützt durch illustrirte Werke der Bibliothek), Originalbaurisse vom vierzehnten und folgenden Jahrhunderten; 2. weltliches: Sammlung von Abbildungen alter Schlösser, Häuser, Thore, Thürme, Städte und Dörfer (unterstützt durch illu-

strirte Werke der Bibliothek); darunter mehre höchst seltene Werke des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. II. Bildnerei: 1. Gypsabgüsse von Stein- und Holzornamenten alter Kirchen und weltlicher Gebäude, dann Zeichnungen (unterstützt durch illustrirte Werke der Bibliothek); 2. Grabmonumente in Abbildungen; eine Sammlung von an zweihundert zum Theil vortrefflichen großen Originalzeichnungen (unterstützt durch illustrirte Werke). 3. Statuen, Haut- und Basreliefs und gravirte Arbeiten in Stein, Thon, Metall (auch Silber), Elfenbein, Perlmutter, Holz, Leder, Papiermasse, zum Theil als selbständige Kunstwerke, zum Theil an Gegenständen des kirchlichen oder häuslichen Gebrauchs angewendet. Darunter Dinge von hohem Kunst- und antiquarischem Wert. (Alles unterstützt sowol durch eine Sammlung von Zeichnungen als auch durch illustrirte Werke.) III. Malerei und Zeichnung: 1. Originalgemälde auf Holz und Leinwand vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert aus fast allen deutschen, einige aus den ältesten oberitalischen Schulen, im Ganzen etliche und vierzig (unterstützt durch eine Sammlung von Copien altdeutscher Gemälde und illustrirte Werke). 2. Miniaturmalereien und Handzeichnungen vom zehnten bis sechzehnten Jahrhundert, gegen zweihundert an der Zahl, zum Theil von höchster Vollendung (reich unterstützt durch Handschriften der Bibliothek, welche außer den oben bezeichneten 61 Originalhandschriften noch über 40 copirte Werke aus der Münchener, Stuttgarter und andern Bibliotheken mit Federzeichnungen und Malereien zählt). 3. Kupferstiche und Holzschnitte, Niellos und geschrotene Blätter von ihren ersten Anfängen bis ins siebenzehnte Jahrhundert (reich unterstützt durch illustrirte Werke). Es sind hier alle Schulen und mit wenig Ausnahmen alle deutschen Meister zum Theil in ausgezeichneten Abdrücken vertreten, darunter manche Unica. Neben den Mappen für Kunstgeschichte besteht eine Sammlung von nahe an viertausend Blätteen und Rollen mit historischen Darstellungen, Porträten und dergleichen (aufs reichste unterstützt durch illustrirte Werke und fliegende Blätter). 4. Glasmalereien vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert (unterstützt durch Copien und illustrirte Werke, worunter große Prachtwerke über Glasmalerei). Außerdem befinden sich auf Gegenständen zum kirchlichen und häuslichen Gebrauch noch mannigfache Malereien in Wasser- und Oelfarben, Emaillen und auf Gläsern eingebrannt ꝛc. IV. Stickerei und Weberei vom vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert in Gold, Silber, Seide, Wolle und Leinen. Theile von Meßgewändern, Teppiche mit höchst interessanten Darstellungen, Handtücher, Tischtücher (unterstützt durch Copien und illustrirte Werke, darunter das große Prachtwerk Jubinals).

(Schluß folgt.)

Tabletten.

⁂ Der in neueren Zeiten so oft besprochene Goldreichtum Catisoeniens und Australiens erinnert lebhaft an jene sehr beträchtlichen Mengen gediegenen Goldes, welche ehemals neben gewöhnlichem Waschgold sowol in Amerika, zumal im südlichen, als auch selbst in Europa von Zeit zu Zeit gefunden wurden. So sammelten zum Beispiel einzelne Arbeiter auf einer Hochebene ohnweit Pampelona im ehemaligen Königreich Neugranada, an einem Tage 57 Unzen, 4 Quentchen und 42 Gran Gold; nach damaligem Wertsatz von 1000 Pesos oder 225 Pfund Sterling. Ein Gouverneur von Santa Fe brachte, nach Spanien zurückkehrend, ein Stück gediegenes Gold, über 23 Mark oder 189 Unzen schwer, das auf nahe 3210 Pesos oder etwas über 740 Pfund Sterling geschätzt wurde. Zu Cinequilla in der Provinz Sonora wurden auf einer 14 Meilen Umfang habenden Erdfläche, in einer Tiefe von 16 Zoll Goldkörner von so beträchtlicher Größe gefunden, daß einige derselben 9 Mark wogen; wenige Arbeiter sammelten in sehr kurzer Zeit 1000 Mark Gold in Körnern (im Wert von nahe 139,348 Pesos oder nahe 31,220 Pfund Sterling). Sachverständige, erwägend daß die Arbeiter sich selbst nicht die zum Auswaschen der die Einzelkörner begleitenden Erde erforderliche Zeit nahmen, berechneten die Gesammtmenge der von den Arbeitern möglicher Weise zu Tage zu fördernden Goldmenge dem Wert nach auf eine Million Pesos oder 225,000 Pfund Sterling. In der Grube Decorata in Cinalod fanden sie ein Stück Gold (22 Karat fein) im Betrag von 16 Mark, 4 Unzen und 4 Ochavas. Es wurde sonst im königlichen Mineraliencabinet zu Madrid aufbewahrt; ob noch, ist mir nicht bekannt. — Im Ettrick Forestdistrict von Lead Hills fand man vor mehren Jahren zwischen den Kieseln der Brüche und dem Erdreich so viel kleinkörniges Gold, daß den Registern zufolge von diesem Gold während eines Jahres in der schottischen Münze 48,000 Pfund Sterling geprägt wurden. Je höher hinauf in dem Land die Körner lagerten, um so rauher und größer waren sie; je weiter herunter, um so mehr zerstreut und um so kleiner (um so mehr durch Abreiben verkleinert) fanden sie sich. Ungewöhnlich groß zeigten sich die irländischen Waschgoldkörner, und in erdgeschichtlicher Hinsicht überraschend jene versteinerten, nämlich mit Kieselmasse überzogenen Goldmünzen, welche nach Kastners Meteorologie I, 90 im Jahr 1782 bei Steckelsum im Münster'schen gefunden wurden.

Herbstgedanken.

Wenn des Herbstes Leichenstille
Sich zur Erde niedersenkt,
Und die feuchte Nebelhülle
In den trüben Lüften hängt,

Wenn das Mutterherz, das liebe,
Der Natur zur Ruh' sich legt,
Und des künft'gen Lenzes Triebe
In der Grabesstille hegt:

O da will es mich bedünken
Als ob du, mein müdes Herz,
Auch so müßtest niedersinken
Zu der Ruhe erdenwärts.

Laß den Trieb nur in dir keimen,
Der jetzt eingeschlummert ist,
Bis dein Lenz aus dunklen Träumen
Neu erblüt zur rechten Frist.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 6. November. Uriel Acosta, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von C. Gutzkow.

Sonntag, den 7. November. (Zweite Gastdarstellung des Herrn Reichel, vom Theater zu Prag.) Wilhelm Tell, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Rossini. Arnold: Herr Reichel.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 267. Montag, 8. November **1852.**

Schillers Leichenbestattung.

Viel hört man jetzt im Wechselgürteln fragen:
Wie Schillers ird'sche Hülle, als der Tod
Ihn heimgeführt, zu Grabe ward getragen.
Was soll nun Streit? Ein ew'ges Morgenrot
Umleuchtet ihn in jenen seel'gen Höhen,
Wo, um das Haupt der Weihe Strahlenband,
Der Vorwelt edle Sänger Hand in Hand
In goldnen Lorbeerhainen sich ergehen.

Einst mußt' auch er mit seinem Schicksal ringen
Und schroff war ihm die kurze Lebensbahn,
Des Dankes Zoll dem Sänger darzubringen,
Kam keinem seiner Zeitgenossen an.
Und als der Stunden letzte ihm geschlagen,
Sein Geist sich aus der ird'schen Hülle rang,
Da ward er still und ohne Feierklang
Von Handwerksleuten in die Gruft getragen.

So hat bis jetzt erhalten sich die Kunde;
Doch glauben will die junge Nachwelt nicht,
Was einst geschehn und was von Mund zu Munde
Geschwätzig fort die laute Sage spricht.
Gewiß, es ist nur eine eitle Mähre,
Er, Deutschlands Stolz, bekränzt mit Ruhmeslaub,
Er sollte so wie der geringste Staub
Gewandert sein an Charons morsche Fähre?

Nein, nimmermehr! Er, den man unterm Moose
Hervorgesucht nach manchem langen Jahr,
Als in der Erde mütterlichem Schooße
Sein Leib schon längst zu Staub verfallen war,
Und ihm in einer Fürstenkatakombe
Für ew'ge Zeit die Ruhestätte gab:
Wie hätt' es ihm, als man ihn trug zu Grab,
Gefehlt an einem würd'gen Leichenpompe! —

Dies ist der Streit um seine Leichenfeier,
Nun, da wer weiß welch niedriges Gebein
Statt seines mag im nächtlichen Gemäuer
Der Fürstengruft bestattet worden sein;
Nun, da wer weiß welch eines Dümmlings Schädel
Für den des großen Schiller gilt, * nun soll
Kund werden euch, wie ihm der Ehre Zoll
Entrichtet ward, erhaben, groß und edel,

Nur einmal war ein Schiller zu bestatten,
Und wie es dem Gewaltigen gebührt,
So haben aus dem Reich verklärter Schatten
Der Vorwelt große Meister es vollführt.
Erfahren sollt ihr, was da längst geschehen,
Vergangner Tage Nacht sei euch enthüllt,
Und wie ein Bild aus Nebelschichten quillt
Durch mag'sche Kunst, so sollt ihr alles sehen.

Es war ein nächtlich wundersames Wallen,
Der Mai verströmte seinen Blütenduft,
Und fern und leise hörte man verhallen
Die Klagen Philomelens in der Luft;
Der Himmel stand in goldnem Sterngepränge,
Sanft war die Flur von Mondenschein erhellt,
Durchs Blütenmeer der lichtumschlossnen Welt
Vernahm man himmlisch wunderbare Klänge.

Und jene, die für Handwerksleute galten,
Die ohne Prunk und ohne Feierklang,
Als ob sie hin mit dem Geringsten wallten,
Geleitet ihn auf seinem letzten Gang:
Sie waren nicht, wofür man sie gehalten,
Das Auge, von des Lebens Prosa nur
Umstort, erkannte nicht auf ihrer Spur
Des Leichenzugs elysische Gestalten.

Hoch stand der Katafalk auf einem Wagen,
Bewegt von silberfarbnem Sechsgespann,
Und von des Purpurs dunklem Sammt getragen
Der Lorbeerkranz, den Schiller sich gewann.
Voran dem Feierzuge schritt Homer
Und Latiums Virgil zu seiner Linken,
In ihren Händen sah man hell und hehr
Die goldbezognen ep'schen Harfen blinken.

Zu beiden Seiten wandelten die Geister
Des Sophokles und des Euripides,
Der trag'sche Aeschylos und ernst der Meister
Des heitern Lustspiels, Aristophanes.
Und hinter ihnen reihten sich in Fugen
Shakespeare der Englische, und Calderon
Der Spanier, und Racine, Frankreichs Sohn,
Die alle goldne Saitenspiele trugen.

Und weiter noch ersah das Auge Dante,
Petrarca, Tasso, Camoens, Ariost,
Viel andre Sänger, hohe, ruhmgenannte,
Hell glänzend wie der Morgenstern im Ost.

---

* Nach den historischen Ueberlieferungen ist doch wol anzunehmen, daß diese Besorgniß des Dichters ungegründet sei. D. Red.

Sie alle schritten langsam, Paar um Paar
Durchs mondverhellte mitternächtige Grauen,
Doch was man auch für Sänger mochte schauen,
Nicht einen deutschen nahm das Auge wahr.

Als sie dem Grab die Hülle übergeben
Und fernher sich das Morgenrot erhob,
Da sah man sie empor zum Lichte schweben,
Indeß die Erde Dämmerungsschein umwob.
Bald schwanden sie dahin im Sternenreigen,
In ihrer Mitte Schillers großer Geist,
Und was er schuf, was Mit- und Nachwelt preist
Uns ist sein Lied und er dem Himmel eigen.

So laßt denn jetzt das fruchtlos nicht'ge Streiten
Um das, was die Vergangenheit umgraut,
Ihr säumtet nicht ihm Ehre zu bereiten
Und habt ein Denkmal seinem Ruhm erbaut:
Mehr als dem Dichter seine Zeitgenossen,
Seid denen, die mit Liedern euch erfreu'n,
Dann habt ihr nicht Versäumtes zu bereu'n,
Wenn einst ihr ird'sches Dasein hingeflossen.

C. Merck.

Das germanische Museum zu Nürnberg.

(Schluß.)

V. Münz- und Medaillensammlung, bestehend aus über eintausend Stück Mittelaltersmünzen und gegen 500 Medaillen der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (reich unterstützt durch die Münzabbildungen). VI. Siegelsammlung von mehr als 500 meist Originalsiegeln vom neunten bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, größtentheils Majestäts-, Städte- und Klostersiegel (reich unterstützt durch das Archiv). VII. Sammlung derjenigen Wappen, welche vor Erscheinen des Fürst'schen Wappenwerks (1605) aufzufinden sind, theils in Sculpturen, Malereien, Handzeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten (unterstützt durch die Siegel- und Münzsammlungen und illustrirten Werke, worin Wappen-, Turnier- und Stammbücher aus dem fünfzehnten Jahrhundert eine Hauptquelle bilden). VIII. Geräte und Instrumente: 1. Kirchliches: Altäre, Crucifixe von hohem Alter, Kelche, Kannen, Monstranzen, Rauchfässer, Leuchter, Lampen, Reliquien, Rosenkränze, Pilger- und Bußwerkzeuge, Amulette ꝛc. 2. Kriegs- und Jagdgeräte: Theile von Pferd- und Menschenrüstungen (doch nur ein vollständiger Harnisch), Sättel, Sporen, Schilde, Waffen der verschiedensten Gattung, Hüfthörner, Waidmesser. 3. Strafinstrumente, worunter besonders bemerkbar ein Richtschwert von 1497 von trefflicher Arbeit. 4. Hausgeräte fast aller Art, worunter Zimmer- und Kücheneinrichtungen, Trink- und Speisegeschirr, die verschiedenartigsten Truhen und kleine kunstvolle Kästchen vom vierzehnten und sechzehnten Jahrhundert, treffliche Schlosser- und Schreinerwerkzeuge, Spiele mit geschnittenen Brettsteinen aus dem sechzehnten Jahrhundert, alte Leinen und Tischteppiche. 5. Musikalische Instrumente der verschiedensten Art, worunter sich namentlich ein Doppelklavier von 1580, gefertigt von dem niederländischen Martin van der Biest, auszeichnet. 6. Mathematische und andere Instrumente verschiedener Art. IX. Kleidungs- und Schmucksachen, worunter bemerkenswert: Gürtel, Schnabelschuhe aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, eine Ringsammlung, Schmuck- und Ordenszeichen, Kämme, Spitzen. Diese Sammlung von Originalgeräten, Waffen und Kleidungsstücken ist durch eine Copiensammlung in Mappen und Büchern reichlich unterstützt, wodurch fast jede Specialität nachgewiesen werden kann. So weit von der dem germanischen Museum vorläufig einverleibten freiherrlich v. Aufseßschen Sammlung, welche für einen mäßigen, unparteiisch hergestellten Tarwert nach zehn Jahren dem Museum erworben werden kann, wenn bis dahin die Mittel vorhanden sind. Es soll unterdessen ein möglichst zusammengedrängter Katalog mit eingedruckten Holzschnitten von den interessantesten Gegenständen der Sammlung bekannt gemacht werden.

Außer der Aufseß'schen vorläufigen Dotation sind dem Museum auch von mehren andern Seiten Stiftungen gemacht und viele zugesagt worden an Münzen, Medaillen, Kupferstichen, Urkunden, Musikalien des sechzehnten Jahrhunderts, Gypsabgüssen, Abbildungen von Baudenkmalen. Sobald die allerhöchste Bestätigung eingetroffen sein wird, soll in öffentlichen Blättern jeder Freund des Vaterlandes aufgefordert werden, Beiträge zu den Sammlungen des Museums zu geben. Gar viele besitzen vereinzelte Stücke, die für das Museum von Wert sein können, und geben sie wol gerne ab. Hat einmal das Museum Geldmittel zum kaufen, so wird es jedem Deutschen zur moralischen Pflicht machen, passende Gegenstände anzubieten, bevor sie an Händler gegeben werden. Die besten Sachen wanderten bisher ins Ausland, und vieles wurde und wird noch verwüstet, namentlich alte Urkunden und Pergamenthandschriften, welche zur Goldschlägerei massenhaft verwendet werden, da nur älteres Pergament dazu taugt. Auch sollen alle Besitzer von Handzeichnungen alter Bauwerke und Denkmäler, Grabsteine ꝛc. aufgefordert werden, solche dem Museum wo nicht ganz zu überlassen, doch zum Copiren mitzutheilen. Auf diese Weise kann ohne große Kosten schon eine bedeutende Sammlung geschaffen werden, die nirgends in der Art existirt und eine große Vorarbeit für die Zukunft sein dürfte. Das Museum hat vorzüglich deshalb einen eigenen Zeichner angestellt, um sogleich alle Mittheilungen von außen copiren lassen zu können.

Nachstehend haben wir noch die Namen derjenigen Männer anzuführen, die sich in der Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsforscher zu Dresden am 17. August auf ein Jahr zu einem Ausschuß der Beisitzer des germanischen Museums vereinigt haben, welcher sowol den Rat als die Controle des Vorstandes bildet und mit demselben alle Jahr am Sitz des Museums zur Besprechung der Geschäfts- und literarischen Angelegenheiten, zur Erledigung des Rechnungswesens und Inspicirung der Sammlung und Repertorien zusammentritt. Es sind die Herren: Lepsius, geheimer Regierungsrat in Naumburg; Wiggert, Professor und Gymnasialdirector in Magdeburg; Ledebur, Hauptmann außer Dienst und Director der Kunstkammer in Berlin; J. M. Lappenberg, Archivarius in Hamburg; Dr. F. Lisch, Archivar in Schwerin; H. F. Maßmann, Dr. und Professor in Berlin; Dr. J. M. Kratz aus Hildesheim; Dr. H. W. Schulz, Regierungsrat aus Dresden; v. Olfers, geheimer Rat in Berlin; Dr. Förster in München; Erdstein, königlicher Staatsarchivar in Dresden; Baur, geheimer Archivar in Darmstadt; Joseph Arneth, kaiserlich königlicher Regierungsrat und Director in Wien; G. F. Waagen, Professor und Director der Bildergallerie zu Berlin; Dr. J. H. v. Hefner, Professor in München; v. Quast, königlicher Baurat in Berlin; Dr. Hugo v. Ritgen, Professor der Architektur in Gießen; Dr. F. G. Gersdorf, Hofrat und Oberbibliothekar zu Leipzig; Dr v. Langenn in Dresden; J. D. F. Sotzmann, geheimer Oberfinanzrat außer Dienst in Berlin; Voßberg, geheimer Registrator in Berlin; Dr. Emil F. Rößler in Göttingen; Dr. Gustav Klemm, Hofrat und Oberbibliothekar in Dresden; H. Ph. Carpe,

Particulier in Dresden; C. F. Becker, Organist und Lehrer an dem Conservatorium der Musik in Leipzig; R. Weigel, Buch- und Kunsthändler in Leipzig; K. Wilhelmi von Sindheim; Dr. G. Landau, Archivar zu Kassel; Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart; Professor Dr. Franz Pfeiffer, Bibliothekar in Stuttgart; C. Becker, königlich preußischer Steuerrevisionsassistor in Würzburg; Dr. Berg, Rector der Gewerbsschule in Fürth.

Die goldne Bulle in Frankfurt a. M.

Mitgetheilt von ψ.

Um den beständigen Zwistigkeiten der Fürsten und besonders der sieben Kurfürsten des römischen (deutschen) Reichs, die bei den jedesmaligen Wahlen des römischen Königs oder Kaisers in hellen Flammen ausbrachen, für die Zukunft vorzubeugen, hatte Kaiser Karl IV. im Jahr 1356 (im zehnten Jahre seiner Regierung) mit Genehmigung der Stände des Reichs das berühmte Reichsgrundgesetz unter der Bezeichnung „goldene Bulle“ und zwar den ersten Theil in seinem Hoflager zu Nürnberg am 9. Januar und den letzten (vierundzwanzigstes bis dreißigstes Kapittel) in Metz am 25. December erlassen. Diese Urkunde enthält die Grundgesetze des römischen Reichs, gibt Vorschriften über die Gerechtsame des Kaisers, die Rechte und Pflichten der Kurfürsten, deren Rangordnung und ordnet bis in die Einzelheiten an, wie und auf welche Art es für die Zukunft mit der Wahl eines römischen Königs oder Kaisers gehalten werden solle. Frankfurt am Main wurde als Wahlstadt des Reichs bestätigt.

Das Original dieser goldenen Bulle, deren Vorschriften bis zur Auflösung des deutschen Reichs (1806) im wesentlichen gehandhabt worden, befindet sich im Stadtarchiv des hiesigen Römers. Sie besteht aus dreiundvierzig Quartblättern, die mit vierundzwanzig gelben und schwarzen Fäden zusammengeheftet und in Pergament eingebunden sind; mit alter Mönchsschrift und vielen Abbreviaturen ist die in lateinischer Sprache verfaßte Urkunde geschrieben. Die am Buch hängende Siegelkapsel ist rund und von gediegenem Gold. Auf der einen Seite befindet sich das Bildniß Kaisers Karl IV. im Kaiserornat, sitzend, mit der Krone auf dem Haupt, den Scepter in der Rechten, den Reichsapfel mit dem Kreuze in der Linken haltend. Zur Rechten des Kaisers, in einem kleinen Schildchen, steht ein einfacher Adler, zur Linken der böhmische Löwe mit doppeltem Schweife. Um des Kaisers Bildniß auf dem Rand stehen die Worte:

Karolus quartus divina favente clementia romanorum imperator semper augustus et boemie rex.

Auf der andern Seite des Siegels sieht man eine Burg mit drei Thürmen, in deren Mitte sich eine offene Pforte mit der Inschrift

A V R
E A R
O M A.

(aurea Roma) befindet.

Um den Rand herum stehen die Worte:

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi.
(Das Haupt der Welt, Rom, hält die Zügel des Erdkreises).

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Einer der interessantesten Vorgänge in der Kunstwelt ist der offene Bruch, welcher zwischen zwei Koryphäen der neuen deutschen Kunst, Julius Schnorr und Kaulbach, erklärt ist. Der erste hat einen umfassenden Artikel über die Kaulbach'schen Freskomalereien an der neuen Pinakothek in München, in denen die Entwicklung der deutschen Kunst seit ihrem Wiedererwachen in Rom bis zu ihrer Hauptentfaltung unter König Ludwig dargestellt sein soll, in der allgemeinen Zeitung veröffentlicht, worin er „auf den Grund der Erfahrungen, die er als Augenzeuge gemacht“, gegen diese Darstellungen „protestirt“ und sie in den meisten Theilen wie im ganzen „für unwahr und für eben so beleidigend für einzelne wie für die Mitbürger dieser einzelnen und für das ganze Volk, welchem sie und ihre Werke angehören,“ erklärt. Er beschuldigt Kaulbach, in seinen Bildern, in denen dieser allerdings seiner mephistophelischen Laune etwas stark die Zügel schießen ließ, den mühevollen Kampf, welcher dem Sieg der neuen Kunst, „deren Erbe Kaulbach sei,“ vorangegangen, gewissermaßen als einen „von lustigen, muthwilligen Gesellen zu ihrer Belustigung ausgeführten Fastnachtsstreich“ dargestellt zu haben. Zu Dresden stelle man Cornelius als Repräsentanten der neuern Kunst unter einer würdigen, ernsten Gestalt auf die emporragendste Stelle des neuen Museums; Kaulbach stelle ihn dar „unter einer wenig würdigen Gestalt und begriffen im Kampf mit einer sächerlichen Fratze“. Gerügt wird namentlich auch die Weise, mit der Overbeck von Kaulbach nicht zur Darstellung gebracht, sondern persiflirt worden, obschon ein „höherer Wille“ hier wie anderwärts der Künstlerlaune des Künstlers die Flügel beschnitten habe, sonst würde noch Aergeres zum Vorschein gekommen sein. Julius Schnorr hebt noch weiter hervor, daß auf dem Bild, wo König Ludwig die Bestellungen an die Künstler austheilt, Herr v. Gärtner, der Architekt der Ludwigskirche und anderer bemerkenswerten Gebäude, dargestellt ist, wie er, vor lauter Begierde seinen Auftrag zu empfangen, in die Kniee sinkt, und Heinrich Heß, wie er sich ebenfalls in ängstlicher Spannung drängt, um auf dem Zettel die gedruckte Aufgabe zu finden. Auf einem andern Bild erblickt man den Confectmeister des Königs, Hilario Bolgiano, der diesmal nicht Zuckerwaaren, sondern als königlicher Bote eine große Anzahl Orden, lauter Michaelskreuze, darbringe — kurz, Kaulbach habe jene Meister der Kunst „theils als sächerliche Personen, theils als Heuchler und Habsüchtige“ geschildert. Die materische Behandlung, die Schönheit vieler Gestalten, die richtige und sprechende Charakterisirung der meisten Porträtfiguren und Porträtköpfe werden übrigens gerühmt; dann aber dem Urteil der Nachwelt anheimgegeben, „diese Männer von den unreinen Elementen, die ihnen hier angehängt seien, zu befreien.“ Jedenfalls wird diese Kunstcontroverse mit diesem merkwürdigen Angriff Schnorrs nicht abgethan sein.

Mehre baierische Blätter bringen schon die Nachricht, daß die Kaulbach'schen Frescobilder an der neuen Pinakothek in München, die ihrer burlecken Darstellungen wegen hier und da Anstoß gefunden haben (sie sollen ursprünglich für die „Fliegenden Blätter“ bestimmt gewesen, auf Anraten von Freunden Kaulbachs aber an ihrem jetzigen Ort angebracht worden sein), übertüncht werden sollen.

Von Eduard Devrient ist das „Käthchen von Heilbronn“ von Kleist für die Bühne eingerichtet und den Bühnenvorständen als Manuscript zugesandt worden. Der Bearbeiter spricht sich selbst folgendermaßen darüber aus: „Der allgemein verbreiteten Bearbeitung von Franz v. Holbein, vom Jahr 1812, ha-

den wir es zu danken, daß das Gedicht auf der Bühne Fuß gefaßt hat, was dem Original — trotz vereinzelter glücklicher Versuche — nicht hat gelingen wollen. Aber das poetische Verständniß ist seitdem im Publikum gewachsen, Kleist ist ein Liebling der Nation geworden und lange schon wird eine neue Bearbeitung des Käthchens allgemein gefordert, welche das Original in seiner Kraft und Lieblichkeit und in der Eigentümlichkeit seines Geistes wiederherstelle, soweit es die unerbittliche Realität der theatralischen Darstellung irgend zuläßt. Ich habe diese Bearbeitung versucht; die Rechtfertigung meines Verfahrens dabei muß die Arbeit selbst übernehmen. Nur bei einem Punkt, der Enthüllung nämlich von Käthchens Herkunft, muß ich in Erinnerung bringen, daß es ein Wink Ludwig Tiecks (in seinen dramaturgischen Blättern) ist, den ich dazu benutzt habe; ich fand, daß der heikliche Punkt nicht nur dadurch aufs beste gelöst, sondern dem Stück dadurch ein neues Interesse zugeführt würde. Daß die treuere Wiederherstellung des Originals der Aufführung große Wirkungen darbietet, welche das Theaterpublikum dis dahin noch gar nicht kennt, daß daher bei einigermaßen sorgfältiger Darstellung und Scenirung das Stück eine ganz neue Anziehungskraft auszuüben verspricht, wird schon dem ersten Ueberblick nicht entgehen." — Die Bearbeitung selbst ist vortrefflich; ein Vergleich mit dem Original sowie mit Holbeins roher Arbeit ist Schauspielern wie dramatischen Darstellern dringend zu empfehlen. Devrient verspricht in solcher zeitgemäßen Bearbeitung älterer Stücke fortzufahren. Keiner in Deutschland hat dazu so wie er das Zeug; möge ihm nur nicht der Schlendrian unserer Bühnen die Lust rauben, dergleichen Arbeiten ferner zu unternehmen, bei denen er außerdem seine Uneigennützigkeit und Liberalität erweist.

Jenny Lind-Goldschmidt beabsichtigt, sich in Dresden niederzulassen, und das unter dem Namen „Elysium" bekannte, schön gelegene Landhaus in der Nähe der Stadt käuflich an sich zu bringen. Indessen soll die Sängerin ihrer Kunst durchaus nicht entsagt haben. Jenny Lind wird während des Winters in Wien, Berlin und Hamburg Concerte geben.

Eine neue Oper von Gade, der Text von August Schrader, nach dessen Roman „die Braut von Louisiana", wird in diesem Winter auf mehren deutschen Bühnen zur Aufführung kommen. Sie ist auch ins Dänische übersetzt und wird bereits in Kopenhagen einstudirt.

Tabletten.

*** Zu St. Louis in den vereinigten Staaten ist ein Haarschneidesalon gebaut, dessen Länge 160 Fuß, Breite 72 Fuß beträgt. An den Seitenwänden herum sind Bäder in kleineren Gemächern angelegt. Der Fußboden ist von weißem Marmor mit marmornen Fontänen und Blumenständen. Die Täfelung und der Anstrich des Holzwerks ist weiß mit Gold. Die Thüren der Bäder sind mit Spiegelglas bekleidet, die Wannen mit Silber plattirt und in Marmor eingelassen. Sie haben heißes und kaltes Wasser und eine starke Douche für jeden Theil des Körpers. Die Barbierstühle sind von geschnitztem Mahagoni und die Divans mit rotem Sammet bekleidet. Ueber dem Salon ist ein Billardzimmer mit zwölf Billards, unter demselben ist eine Trinkhalle. Der Bau kostet 40,000 Dollare, die Möblirung eben so viel. Der Preis für Barbieren und Frisiren beträgt nach unserm Geld 4½ Silbergroschen, für Haarschneiden 4½ Silbergroschen, und für ein Bad 10½ Silbergroschen. Vor achtzehn Jahren war diese Stadt nichts als ein Haufen Blockhäuser und Wigwame, jetzt enthält sie 100,000 Einwohner, welche in einem palastähnlichen Salon ihr Haar schneiden lassen.

*** In einem am 17. Oct. zu Barcelona stattgefundenen Stiergefecht ist wiederum ein Torreador das Opfer seiner Kühnheit geworden. Es war der Matador Jimenes, genannt Gallo Grandino, der zweite Degen Spaniens, den der wütende Stier mit den Hörnern faßte und ihn gewiß wie im Triumf mehremal im Circus herumtrug. Ein Banderillero wagte es endlich, sich dem wütenden Thier so zu nahen, daß er ihm mit einer Pistole das Herz durchschoß. Der Matador war zwar noch am Leben, man zweifelt aber an seinem Aufkommen, da ein Horn tief in die rechten Weichen eingedrungen war. Jimenes ist der zehnte Torreador, der seit Ostern das Opfer des Stierkampfes in Spanien geworden, und doch greift die Leidenschaft für diese Spiele immer mehr um sich. Fast jede Stadt des Landes hat heute ihre Arena. Vor zwanzig Jahren gab es nur fünf solcher Theater im ganzen Lande. Das Unglück Jimenes war ein kleiner Kiesel, über den er strauchelte, als er mit dem linken Fuß die Wendung machte, um dem Stier den Todesstoß zu versetzen.

*** Viel Rührendes hat ein Bericht über die Tänzerin Cerrito; es heißt darin eigentümlicherweise: Die Cerrito hatte, als sie wegen ihrer Trennung von St. Léon mit gebrochenem Herzen Paris verließ, um nach Spanien zu gehen, ein Gelübde gethan, wenn sie je wieder nach Paris zurückkommen und dort engagirt werden sollte, der heiligen Jungfrau von Loretto einen silbernen Kelch zu weihen. Dies Gelübde hat sie jetzt, wo sie wieder in Paris, in dem ihr liebgewordenen Ort, engagirt ist, erfüllt und vor einigen Tagen durch den Intendanten der schönen Künste, Herrn Romieu, dem Pfarrer der Kirche Unserer lieben Frau von Loretto den Kelch zugesandt.

*** Ein Schulmeister bei Metz hatte seinen Zöglingen als eine Schularbeit einen Brief an Ludwig Napoleon zu schreiben aufgegeben. Der eine schrieb dies, der andere das. Ein zwölfjähriger Knabe schrieb dem Prinzen, daß er eifrigst wünsche, etwas tüchtiges zu lernen, daß er aber in Folge der Armut seiner Eltern seinen sehnlichsten Wunsch nicht erfüllen könne und deshalb zu der Menschenfreundlichkeit Seiner kaiserlichen Hoheit seine Zuflucht nehme. Nachdem die Briefe in der Schule vorgelesen und corrigirt waren, kam dieser Knabe auf die Idee, sein Schreiben in den Briefkasten zu werfen. Er sagte niemanden etwas davon und schon nach einigen Tagen kam eine Antwort an, die hoffen läßt, daß der kleine Bittsteller sein Gesuch gewährt sehen wird.

*** Ein in Sydney erscheinendes Blatt gibt folgendes seltsame Verzeichniß einer Anzahl von Schäfern in einem Bezirk der Umgegend: Ein Apotheker, ein Advocatenschreiber, drei Matrosen, ein Commis eines Banthauses, ein Schneider, ein Jude, ein portugiesischer Matrose, ein Cingalese, ein Kellner, der Sohn eines Gentleman, ein ruinirter Kaufmann, ein ehemaliger Lieutnant im Dienste der ostindischen Compagnie, ein Zigeuner, ein schwarzer Fiedler und ein Tanzmeister. Am besten machten sich in ihrem neuen Beruf der Sohn des Gentleman, der Jude und der Kellner.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 8. November. (Zum erstenmal) Das Lügen, Lustspiel in vier Acten von Benedix.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 268. Dienstag. 9. November **1852.**

Die unbekannte Primadonna.

Noch eine Erzählung im Waggon.

Nicht immer sind die Erzählungen der Eisenbahnreisenden so gefühlvoller Art, wie sie in einem Coupé zu sein pflegen, in welchem nicht geraucht wird. Wenn nur Herren beisammen sitzen, die während einer längeren Tour exprobten, was sie sich an pikanten und zuweilen frivolen Mittheilungen einander bieten dürfen, wenn auf der Station ein hastiges Mittagsbrod mit einigen Gläsern südlichen Weines genommen wurde, die Cigarren aus allen Oeffnungen des menschlichen Kopfes ihren Dampf zu strömen scheinen und bei grauem Wetter ein Weg sich hindehnt, so fandig, öde und unerquicklich, wie etwa zwischen Treptin und Berlin, dann wird der nüchternste Mensch aufgekratzelt, mit Hülfe des Geistes und der Fantasie der materiellen Unbehaglichkeit entgegen zu wirken. Dann setzt sich ein blinder Passagier mit in den Waggon, ein Herrscher unermeßlicher Reiche, der Erfindungsgeist. Seltsam aber, daß er, obgleich sein Wappen allem aufgeprägt ist, was er zum Vorschein bringt, dennoch lieber incognito reist und für nichts anderes angesehen werden will als für die ganz gemeine Wahrheit.

Man sprach vom Theater, von der italienischen Oper, von berühmten Sängerinnen, von solchen, die für schön galten, weil sie ausgezeichnet waren, und von andern, die für ausgezeichnet galten, blos weil sie schön waren. Unter den Reisenden gab es alle und junge, es kamen daher Urteile über die längst vergangene Saison bis zur gegenwärtigen Johanna Wagner herab aufs Tapet. Ein Herr mit dichtem Schnurrbart, der das Aussehen eines gewesenen Militärs hatte und sehr verständige Kunstansichten entwickelte, sagte zuletzt: Ich habe in Neapel eine Sängerin gehört, die, wenn sie mehr als zweimal aufgetreten wäre, größere Triumfe erreicht hätte als die Malibran. Es sind nun dreißig Jahre her. Als sie zum erstenmal auf der Bühne erschien, gefiel die leidenschaftliche Wahrheit ihres Spieles und ihre unvergleichliche Stimme. Kunst und Vortrag aber, wie mir nie vollendeteres vorgekommen, wirkten auf das gleichgültige Publikum, das nicht auf die Sängerin vorbereitet war, — eigentlich hatte die Stagione noch gar nicht begonnen — fremdartig. Das zweitemal machte sie vollständig Fiasco und mit Recht. Sie geberdete sich diesmal auf der Bühne ganz confus und trat nicht mehr auf. Mich aber begeisterte sie selbst an diesem Abend außerordentlich und ich erkannte wol, daß hier nicht Mangel an Talent, sondern äußere Umstände im Spiele waren. So forschte ich denn weiter nach ihr und erfuhr eine curiose Geschichte.

Als man diese wissen wollte, sagte der Sprechende: Meine Herren, ich bin kein Erzähler und hier bedürfte es einer kunstgemäßen Ordnung. Ich kann Ihnen nur stückweise berichten und als leitenden Faden nur den Zufall nehmen, wie er mich selbst bei meinen Erkundigungen leitete. — Er erzählte dann, und konnten wir ihm genau nachschreiben, so würden wir zwar etwas von der Lebendigkeit seiner mündlichen Darstellung damit gewinnen, zugleich aber viel unnötiges an seine Person geknüpftes Beiwerk ins Schleppetau nehmen müssen. Wir begnügen uns mit einer wahrheitsgetreuen aber gedrängten Mittheilung.

Als die Sängerin nach dem halben Erfolg des ersten Abends in ihre Wohnung kam, die im elegantesten und belebtesten Stadttheil lag, fand sie das Zimmer mit dem Balcon festlich beleuchtet, Kränze und Blumen überall geschmackvoll aufgesteckt und ein Tischchen für zwei Personen zum Abendessen gedeckt. Obgleich sie erst ganz kurze Zeit in Neapel war, ohne ihr bekannte Protection, ohne Verehrer und Andere, zeigte sie doch über diese unerwartete Ausschmückung keine Ueberraschung, sondern nur herzliche Freude; sie wußte, wer sie ihr bereitet hatte und wer sich damit ankündigte. Catina, wie sie hieß, war im Kloster erzogen worden, welches junge Mädchen, obgleich sonst nur aus höheren Ständen, gastlich aufnahm, bis sie entweder in die Welt traten oder sich dem Ordensbund der frommen Schwestern anreihten. Bei ihrer Erziehung war hauptsächlich auf die Gesangsbildung Rücksicht genommen worden, sowol wegen ihrer ausgesprochenen Begabung dafür, als nach dem Wunsch ihres Vaters, der glänzend für sie sorgte und auch das Kloster oft reich bedachte. Dessen Standes er sei, das wußte niemand, auch Catina nicht; man hielt sie für die natürliche Tochter eines vornehmen Mannes. Plötzlich hörten seine Besuche auf und auch die Gelder flossen nicht mehr, die er für ihre Lehrer und ihre sonstigen Bedürfnisse anzuweisen pflegte. Die ehrwürdige Aebtissin war genötigt, ihr die Wahl zu stellen, entweder schutzlos in die Welt zu gehen, in der schwankenden Hoffnung, ihren Vater wieder zu finden, oder, wenn sie innern Drang und Beruf dazu fühle, eine Probezeit als Novize zu bestehen und Nonne zu werden. Catina war schon zu dem letztern Schritte geneigt, als ein unerwartetes Ereignis eintrat.

Ein vornehm gekleideter Herr ließ die Aebtissin an das Sprechgitter bescheiden und sprach eine volle Stunde mit ihr sehr angelegentlich. Hierauf wurde Catina herbeigerufen und die Oberin selbst ertheilte ihr den Rat, der Welt nicht abzuschwören, das Kloster zu verlassen und sich unter einem Schutz, der über sie wachen werde, dem vollen Leben anzuvertrauen. Catina schwankte noch, da erhob der Fremde selbst seine Stimme und mit dem würdevollsten Ernst, ohne auf weltliche Genüsse hinzudeuten, sagte er ihr, daß dem Rat der ehrwürdigen Frau zu folgen eine Pflicht sei, welche sie später erst ganz begreifen werde, die zu erfüllen aber eine unerläßliche Notwendigkeit erscheine.

Wissen Sie etwas von meinem Vater, kommen Sie in seinem Namen, ist er damit einverstanden? fragte Catina. — Der Zustimmung Ihres Vaters kann ich Sie versichern, erwiderte der Fremde, sonst aber weiß ich über ihn keine Auskunft zu geben. — Catina, die, seit der Unbekannte sprach und seine Blicke so

warm auf ihr ruhten, zu fühlen glaubte, daß ihre geheimsten Seelenwünsche mit dem angeratenen Schritte vollkommen übereinstimmten, erklärte sich fügen zu wollen und befand sich einige Tage später, von einer Dienerin begleitet, in einem bequemen Reisewagen auf dem Wege nach Neapel. Sie stieg in der für sie schon bereiteten Wohnung ab, in der wir sie zu Beginn dieser Erzählung erblickten. Der Unbekannte fand sich sogleich bei ihr ein, nannte sich Giovanni und machte ihr mit wenigen Worten begreiflich, daß sie nun vom Kloster ebenso wenig als von ihrem Vater ferner Schutz und Stütze zu erwarten habe und gänzlich auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesen sei. Für den dramatischen Gesang hinreichend ausgebildet, werde sie nach einigen Studien und Proben die Bühne betreten können.

Von diesem Augenblick an ebneten sich vor ihr wie durch Zaubergewalt alle jene Wege, welche für Anfänger so schwierig zu betreten sind. Der Impresario stand ihr wie ein Freund zur Seite und engagirte sie nach den ersten Spiel- und Gesangsproben mit glänzendem Contract. Sie selbst gab sich mit leidenschaftlichem Ernst ihrem neuen Berufe hin und es schien als ob ihr die Kunst der notwendige Ausdruck für eine Fülle von Empfindungen sei, die seit kurzem in ihr angeregt wurden. Sie war noch ganz unbekannt in Neapel; in den Stunden, wo sie müde und einer Freude bedürftig in ihrer schönen kleinen Wohnung saß, hätte sie sich sehr verlassen fühlen müssen, wenn Giovanni nicht eben diese Zeit zu seinen Besuchen gewählt hätte. Er sprach dann von der Welt, die sie nicht kannte, von dem Ruhm, der ihrer warte, von dem Glück, das sie noch genießen werde. Sie lauschte wie ein Kind auf Märchen und so sehr diese Vorstellungen von Glanz und Genuß sie süß zu berauschen geeignet waren, vermißte sie doch etwas daran, eine Rolle, die Giovanni sich selbst in diesen Traumgebilden hätte zutheilen müssen. Als sie sich darüber klar wurde und es auch ihrem Beschüßer deutlich machen konnte, gewann der Verkehr mit ihm die Färbung der innigsten Liebe. Auf dem Balcon von Catina's Wohnung standen allabendlich zwei Glückliche.

Der Tag ihres Auftretens kam heran, der nicht ganz entschiedene Erfolg betrübte sie nicht, sie war zu unbefangen und zu unbekannt mit der Welt, um von kleinlicher Ehrsucht berührt zu werden. Ihrer Kunst, das fühlte sie, hatte sie genug gethan, die Bestätigung dessen wollte sie nur von Giovanni hören und wir wissen nun, daß er es ist, dem sie in dem geschmückten Zimmer entgegenharrt. Schon hörte sie kommen, die Thüre flog auf — aber mit einem Schrei außerordentlicher Ueberraschung trat Catina zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich seit 1815.

Mitgetheilt von Dr. J. M.

Der berühmte Verbannte von St. Helena sagte: Den verheerenden Feuerschlund der Staatsumwälzungen habe ich geschlossen; durch die Zertrümmerung meines Thrones wurde er wieder geöffnet. — Die spätesten Ereignisse beweisen, daß der gefallene Held mit dem Auge eines Sehers in die Zukunft blickte.

Ludwig XVIII., in der Schule des Unglücks ergraut und durch die Waffen des Auslandes auf den Thron seiner Väter erhoben, verlieh als weiser Fürst einen Freiheitsbrief, um das zerrissene Band zwischen dem alten Herrscherstamm und dem Volk wieder anzuknüpfen. Nicht so Karl X. Kaum schloß Ludwig XVIII. die Augen, so traf dessen Nachfolger Anstalten, wodurch er sich die Herzen seines Volks entfremdete, und als er endlich den Freiheitsbrief antastete, verschlang der wieder geöffnete Feuerschlund den Thron.

Ludwig Philipp von Orleans ergriff die Zügel des Staates, und von den Vertretern des Volkes unterstützt, welche sich den Uebergriffen widersetzt hatten, verlieh er seiner Thronbesteigung einen matten Anstrich von Gesetzlichkeit. Europa begrüßte diesen Thronwechsel, ohne aus seiner friedlichen Stellung zu treten. Eine einzige Großmacht blieb kalt und zurückhaltend. Der Scharfblick des großen Herrschers sah in nebelgrauer Ferne neue Stürme heranziehen, und er traute dem neugebauten Thron keine lange Dauer zu. Jedoch des Königs Weisheit und friedliche Gesinnungen verhießen dem französischen Volk ruhigere Tage und alles berechtigte zu glauben, daß der verwüstende Feuertrichter auf lange Zeit verschlossen bleiben werde. Es ist aber leichter sich auf den Thron zu schwingen, als sich auf demselben zu behaupten. Die Presse, welche ihm die Gunst des Volkes erworben und den Weg zum Thron geebnet hatte, kehrte bald ihre Waffen gegen ihn. Der Parteigeist erwachte stärker als je und griff von allen Seiten wetteifernd die neue Regierung auf der Rednerbühne und in den Tagesblättern an. Der frühzeitige und traurige Tod des Herzogs von Orleans beugte sehr den alternden König. Die Vermählung seines seiner Söhne mit der damaligen vermuthlichen Thronerbin von Spanien entfremdete England. Der König hätte jedoch mit mehr Festigkeit den Sturm des Aufruhrs beschwören können. Jede Regierung, welche sich mit der Empörung in Unterhandlung einläßt, ist verloren. Der Uebermuth der Meuterer wuchs, als die bewaffnete Macht, mehr als hinreichend der Ungesetzlichkeit mit Erfolg entgegenzutreten, in dem entscheidenden Augenblick durch die ungetheilte Güte oder Schwäche des greisen Königs sich zur Unthätigkeit gezwungen sah. Während Bestürzung und Rathlosigkeit am Hof herrschten, tauchte die Republik auf und die königliche Familie floh nach verschiedenen Richtungen.

Seit sechzig Jahren und noch länger suchen viele politische Schwärmer Frankreichs in verlockender Sprache Europa zu republikanisiren, während alle Versuche, republikanische Institutionen in ihre eigene Staatsverwaltung einzuführen, ein frühzeitiges Grab fanden und immer finden werden. Rein republikanische Institutionen gedeihen nur bei ausschließlich ackerbautreibenden Völkern. Industrie und Handel führen bald zur undemeidlichen aristokratischen Herrschaft. Ohne eine gänzliche Umgestaltung unserer Sitten, Gewohnheiten, Bedürfnisse und vielleicht des Glaubens, ist es fast unmöglich alte Monarchien in Freistaaten umzumodeln. Tarquinius Entthronung und die Vertreibung der Stuarts sind offenbare Belege zu dieser historischen Ansicht. Rom, arm und kriegerisch, hob die Königswürde auf und schritt zur Weltherrschaft. England, reich und blühend, breitete sich nach Cromwells Tod die königliche Familie wieder einzusetzen. Jacob II. und Karl X. starben in der Verbannung, weil beide ihre Zeit nicht verstanden.

Die provisorische Regierung leistete dem gesammten Europa wesentliche Dienste, indem sie das stürmische Meer des Aufruhrs in sein altes Bett zurückdrängte. Cavaignac, ihr Nachfolger, unterdrückte mit kräftiger Hand alle Versuche der auftauchenden Gesetzlosigkeit. Die Erinnerung an die glorreichen Tage des Kaiserreichs übt auf die Herzen der Franzosen eine Zauberkraft aus, welche keiner der bourbonischen Zwerge zu schwächen vermochte. Die alten Krieger des großen Kaisers, auf dem weiten Boden Frankreichs zerstreut, nährten durch die fast sabelhaft klingende Erzählung ihrer Waffenthaten diese Verliebe für die kaiserliche Familie. Der Name Ludwig Napoleon, welcher im ganzen Land mit überwiegender Mehrheit aus der Wahlurne sprang, das natürliche Ergebniß dieser tiefwurzelnden Anhänglichkeit, und mit Unrecht schreiben diesen Widersacher diese

fast einmüthige Kundgebung der Bestechung oder sonstigen gesetzwidrigen Schleichwegen zu.

Durch eine Kammer, welche in ihrer Mitte alle Elemente der Zwietracht und des Bürgerkriegs enthielt, in der Verwaltung des Staates gehemmt und gelähmt, blieb dem Präsidenten kein anderer Ausweg übrig, als entweder abzudanken, oder nach dem Beispiel seines großen Oheims das Land durch einen Staatsstreich aus dem fehlerhaften Kreis zu ziehen, in welchen der Parteigeist es gestürzt hatte. Handel, Gewerbfleiß und Ackerbau fordern zu ihrem Aufblühen Bürgschaften, welche ein Wahlreich nie bieten kann. Jeder Wechsel des Staatsoberhauptes stellt alle materiellen Interessen in Frage und öffnet ein unermeßliches Feld dem Ehrgeiz, den Ränken und der Bestechung. Wenn die Kräfte der Thronbewerber sich das Gleichgewicht halten, ist das unglückliche Land allen Schrecknissen des Bürgerkriegs ausgesetzt. Zum Heil der Völker ist diese Regierungsform überall in unserm alten Europa verschwunden. Polen mußte mit dem Verlust seiner politischen Selbstständigkeit die Kurzsichtigkeit seines Adels bezahlen, welcher nicht Selbstverleugnung genug besaß, das stürmische Wahlreich bei Zeiten in eine erbliche Monarchie zu verwandeln.

Die merkwürdige Antwort, welche Ludwig Napoleon dem Vorsitzenden der Handelskammer von Bordeaux gab, ist höchst beruhigend für Frankreich und Europa. Der Erbe des großen Kaisers, von der hohen Sendung durchdrungen, welche die Vorsehung ihm übertragen hat, legte bei dieser Gelegenheit auf eine bestimmte und concise Weise sein politisches Glaubensbekenntniß ab. Wenn die Umstände, oft stärker als des Menschen Wille, ihn nicht später zwingen, davon abzuweichen, so können wir die Wiederherstellung des Kaiserreichs als die Morgenröte einer friedlichen Zukunft begrüßen.

Als einst Poseidon und Pallas um die Ehre stritten, der aufblühenden Stadt Athen ihren Namen zu geben, sprach der Vater der Götter: Wer von euch beiden das schaffet, was den Sterblichen am meisten frommt, soll der jungen Pflanzstätte seinen Namen verleihen. — Da schwang der gewaltige Meergott seinen furchtbaren Dreizack, und ein sich bäumendes, kriegschnaubendes Roß entsprang dem Schooße der gespaltenen Erde. Bescheiden und züchtig, wie es unsterblichen Göttinnen geziemt, trat Zeus sittsame Tochter vor den versammelten Olymp, und pflanzte den Oelbaum. Es jubelten laut die olympischen Götter, und begrüßten einmüthig Pallas Athene als Siegerinn des Wettkampfes.

Der herrliche tiefe Sinn dieser schönen Mythe aus Hellas grauer Sagenzeit schwebte gewiß dem Neffen des kriegerischen Kaisers vor Augen, als er mit kräftiger Betonung sprach: L'empire c'est la paix.

Wir dürfen ihm daher, im Geiste seiner eigenen Worte zurufen:

Aux lauriers immortels du Grand Napoléon
Ajoute l'olivier pour embellir ce nom:
Les peuples à l'envi béniront Ta mémoire,
Si Tu fais pour la paix, ce qu' Il fit pour la gloire.

Neueste Franklin-Expedition.

Nach englischen Blättern.

Das auf Unkosten der Lady Franklin zur Aufsuchung ihres Gatten ausgerüstete Schiff „Prinz Albert“ ist am 7. October von den arktischen Meeren nach Aberdeen zurückgekehrt. Leider ist auch dieses Unternehmen fruchtlos geblieben; der „Prinz Albert“ bringt ebenso wenig wie seine Vorgänger die mindeste Nachricht von den verschollenen Seefahrern. Der „Prinz Albert“ verließ Aberdeen am 22. Mai 1851 unter der Leitung des Herrn William Kennedy, begleitet von einem Franzosen namens Bellot. Ihre Absicht war, die Spuren Franklins südwestlich vom Kap Walker zu verfolgen, in der Annahme, daß er einen Durchgang in dieser Gegend verfucht habe. Am 22. Juni traf man zuerst auf Eis und erreichte am 24. August die Pondsbai, wo man vier Eingeborene fand, die aber nichts von Sir John Franklin gehört hatten. Die Reisenden setzten alsdann ihren Weg nach dem Lancaster-Sund fort, wo sie mit starken Windstößen aus Osten zu kämpfen hatten, und als sie am 4. September zur Barrowstraße gelangten, versperrte das Eis ihnen die Durchfahrt, worauf sie in Port-Leopold Schutz suchten. Hier landete Kennedy in einem Boot mit sechs Seeleuten, um hier und da Nachforschungen anzustellen; plötzlich thürmte sich jedoch eine große Eisschranke zwischen dem Schiff und dem Lande auf, und da das Wetter noch immer stürmisch war und eine starke Strömung sich bemerkbar machte, so wurde das Schiff die Prinz-Regenten-Einfahrt hinauf bis nach der Batty-Bai getrieben, während Kennedy und seine Begleiter verlassen am Lande zurückblieben. Da es nicht möglich war, in Port-Leopold hineinzukommen, so suchte der Capitän Lead Fury-Point zu erreichen, was ihm jedoch nicht gelang. Er ankerte daher in der Batty-Bai und am 17. October ging Bellot mit vier Matrosen nach Port-Leopold ab, wo sie Herrn Kennedy in großer Besorgniß über das Schicksal seiner Gefährten antrafen, obgleich er selbst keine weiteren Beschwerden erduldet hatte, da er das Glück gehabt, die von Sir John Roß zurückgelassenen Lebensmittel aufzufinden. Nachdem er mit Bellot nach der Batty-Bai zurückgekehrt war, brachte man das Schiff für den Winter unter Dach und traf Anstalten zu den Excursionen, die man unternehmen wollte, während es im Eise gefesselt lag. Am 24. Februar dieses Jahres machte sich eine Schlittenpartie von vierzehn Mann auf den Weg, hielt kurze Zeit bei Fury-Point an, überschritt dann die Melville-Bai und gelangte westlich bis zur Brentford-Bai, wo sie einen etwa zwei englische Meilen breiten Kanal entdeckte, der nach Westen führt und eine Bucht an der Küste von Nord-Somerset ausmündet. Die Herren Kennedy und Bellot erforschten diesen Kanal theils zu Fuß, theils zu Schlitten, bis 72 Grad nördlicher Breite und 100 Grad westlicher Länge, durchstreiften Nord-Somerset und kehrten um Port-Leopold nach dem Winterlager zurück, wo sie am 30. Mai eintrafen. Diese höchst mühsame und anstrengende Reise wurde noch durch das trübe, stürmische Wetter erschwert. Die Entfernung in grader Richtung von dem Schiff bis zu jenem Kanal mag 600 Meilen betragen, aber es wurde eine Strecke von wenigstens 1200 Meilen untersucht, indem man auch bis Kap Walker vordrang. Kein Zeichen ward jedoch gefunden, welches zu dem Schlusse berechtigt hätte, daß Franklin sich in diesen Regionen aufgehalten. Während der Abwesenheit Kennedy's ging Dr. Bowie mit einem Commando von vier Mann über die Crefwell-Bai nach dem Wasser an der Westseite von Nord-Somerset, ohne glücklicher zu sein als seine Gefährten. Um diese Zeit fing der Skorbut an, sich unter der Mannschaft zu zeigen, und die Kränklichkeit dauerte bis zum Juli fort, wo es Herrn Kennedy gelang, sich von Port-Leopold antiskorbutische Medicamente und Lebensmittel zu verschaffen, welche die günstigste Wirkung auf den Gesundheitszustand ausübten. Am 6. August konnte man endlich die Batty-Bai verlassen und gen Norden steuern, um wo möglich nach der Griffiths-Insel zu kommen. Am 18. August erreichte man die Beechey-Insel und traf dort den „North-Star“, welcher Munddorrat für den Gebrauch der Franklin-Expedition am Bord hatte. Da Kennedy von diesem er-

fuhr, daß die anderen Schiffe den Wellington-Kanal hinaufgesegelt waren, so hielt er es für unnütz, weiter nördlich vorzudringen, und beschloß nach Hause zu kehren. Als er die Beechey-Insel verließ, war der Wellington-Kanal, so weit man ihn mit Hülfe des Fernrohrs erblicken konnte, eisfrei und Kennedy sowie die Offiziere des „North-Star" sind der Meinung, daß bei der ungewöhnlichen Offenheit des Meeres in dieser Jahreszeit das Untersuchungsgeschwader eine vorgerücktere Stellung werde einnehmen können als in irgend einer der früheren Expeditionen. Kapitän Penny, der sich gegenwärtig zu Aberdeen befindet und dem man den Zustand jenes Kanals beschrieb, hat seine feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß wenn die Dampfboote mit Energie vorgeschoben würden, sie nach der Behringsstraße gelangen könnten. Wenn der „Prinz Albert" auch nichts anderes erreicht hat, so wird doch durch die von ihm bewerkstelligte Erforschung der Prinz-Regenten-Einfahrt und Nord-Somersets klarer als je darauf hingewiesen, daß der Wellington-Kanal der einzig mögliche Weg ist, auf dem man Franklin und seine Genossen zu suchen hat.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Neuerdings hat man erfahren, wie das große Interesse entstanden ist, welches der König Ludwig für das antike Hellenentum nahm und das nicht blos in seinen Gedichten den lebendigen Ausdruck fand, sondern auch für die Wiederherstellung der griechischen Freiheit von historischer Bedeutung wurde. Es schreibt sich diese Liebe für das Griechentum aus des Königs Jünglingszeit her; sie entstand durch den Einfluß des berühmten Humanisten und Dichters Friedrich Jakobs, der 1806 dem König, damals Kronprinzen, Vorträge über die Hellenen, besonders über die Cultur und Kunstgeschichte derselben hielt, die, von der glühendsten Begeisterung eingegeben, den regen Geist des Zuhörers fesselten. Diese Vorlesungen sollten erst nach des Verfassers Tod herausgegeben werden und sind kürzlich, unter Wüstemanns Aufsicht gedruckt, in Berlin bei N. Friedländer und Sohn erschienen. Sie machen in gebildeten Kreisen, besonders in der Damenwelt, außerordentliches Aufsehen und scheinen alle belletristischen Werke des Verfassers, die bekanntlich vortreffliche Muster der Darstellung sind, an Lebhaftigkeit des Colorits und geistiger Skizzirung zu übertreffen.

Der „Tannhäuser" von Richard Wagner scheint in diesem Winter über viele Theater gehen zu wollen. In Dresden ist er neu einstudirt und vor einem bis auf den letzten Platz gefüllten Hause mit solchem Erfolg aufgeführt worden, daß die Intendanz des dortigen Hoftheaters beschlossen hat, auch den „Lohengrin" dieses Componisten in nächster Zeit in Scene setzen zu lassen. Auch in Breslau hat der „Tannhäuser" die glänzendste Aufnahme gefunden. In Köln und in München ist in Gesellschaftsconcerten die Ouverture zu dieser Oper mit Erfolg aufgeführt worden. — Im Hoftheater zu München wird im Laufe des November der „König Oedipus" von Sophokles zur Darstellung kommen. Die Musik zu den Chören ist aus Auftrag Sr. Majestät des Königs Max von Baiern von Franz Lachner neu componirt worden.

Die unter dem Schriftstellernamen Talvj bekannte Dame, Mistress Robinson, Verfasserin mehrer gelehrten Schriften, ist kürzlich auf dem Washington nach Amerika, ihrer zweiten Heimat zurückgekehrt, nachdem sie sich über ein Jahr in Europa zum Besuch aufgehalten. Vor ihrer Abreise hat sie noch einen anziehenden Roman: „Die Auswanderer" erscheinen lassen, der sich durch treue und unparteiische Schilderung der amerikanischen sozialen Zustände, der Sclavenverhältnisse, die gegenwärtig durch „Onkel Tomé Hütte" neues Interesse gewonnen ꝛc., auszeichnet. Mistress Robinson hielt sich abwechselnd in Dresden, Berlin und Weimar auf.

Tabletten.

*** Das Porträtiren der Heimatlosen im Zuchthause zu Bern, so erzählt ein dortiges Blatt, gibt Anlaß zu interessanten Scenen. Das neue Proeßmittel scheint den Zöglingen besser zu gefallen als Verhöre ꝛc. Die Repräsentanten der ältern Generation unterziehen sich der Operation nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl. Der alte Ungar Humbolczy, eine wahre Heldengestalt mit wallendem Silberhaar, könnte aber auch einem Maler würdige Motive liefern. Die barmlosen Vogelfänger und Korbflicker betrachten die Sache meist als einen Jux. Ein altes Weib setzte sich mit Zittern und Zagen vor das schwarze Rohr und ließ sich den Kopf festschrauben. Als der Photographirt seine Secunden zu zählen begann, ward sie leichenblaß und einer Ohnmacht nahe. Nach beendigter Operation athmete sie tief auf und gestand unter lautem Heulen, sie habe geglaubt, man wolle sie mit der Kanone todtschießen. Einer der Sitzenden weigerte sich beharrlich die charakteristische Tabaksdose in der Hand zu halten; dies führte zu der Entdeckung, daß derselbe den Namen „Schnupftabaksnase" führe, was die Herstellung einer während vielen Jahren unter verschiedenen falschen Namen verborgenen Persönlichkeit möglich machte.

*** Manche parfümirte Dame würde sich wundern, wenn sie wüßte, woher der Inhalt ihrer Riechfläschchen kommt. Ein Bericht der Sachverständigen über die Londoner Ausstellung hat darüber merkwürdige Aufschlüsse gegeben. Fuselöl, sagt Dr. Playfair, dient zur Fabrikation von Cognac und Whiskey. Mit Schwefelsäure und essigsaurem Kali destillirt, gibt es Birnenöl; mit Schwefelsäure und doppelchromsaurem Kali, Apfelöl. Ananasöl, das vielfach zur Fabrikation des Ananasgeist dient, wird gewonnen aus einer Mischung von faulem Käse und Zucker; das künstliche Mandelöl, von Conditoren und Seifenfabrikanten vielfach gebraucht, aus Salpetersäure und Steinkohlentheer. Manche schöne Stien tribt sich mit Kau do mille fleurs, ohne zu wissen, daß der Hauptbestandtheil desselben aus der Jauche der Kuhställe gewonnen wird. — Wir haben uns deswegen nicht über Betrug zu beklagen, sondern über die Entwickelung der Chemie zu freuen. Diese künstlichen Fabrikate enthalten ganz dieselben Stoffe, die man früher aus den Früchten und Blumen zog. Aus der Zersetzung der letzteren hat man die Zusammensetzung der ersteren gelernt.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 9. November. Eurzanthe, große romantische Oper in drei Abtheilungen von Helmine Chezy. Musik von C. M. v. Weber.

Mittwoch, den 10. November. Minna von Barnhelm, Lustspiel in fünf Aufzügen von Lessing.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 270. Donnerstag, 11. November 1852.

Die unbekannte Primadonna.

Nach einer Erzählung im Waggon.

(Schluß.)

Mehre Wochen verstrichen, ehe Catina wieder die Bühne betrat, so sehr hatten die Ereignisse dieses Abends sie ergriffen. Als sie in der Garderobe sich für ihre Rolle ankleidete, erzählte ihr die Dienerin, eine Gesellschaft von Engländern habe ihr hundert Ducaten geboten, wenn sie ihre Herrin veranlassen könne, die Fenster ihrer Wohnung für das morgige Schauspiel jener Gesellschaft abzutreten. Welches Schauspiel? fragte Catina verwundert. — Wie, Sie wissen nicht, Signora, rief das Mädchen lebhaft, wovon ganz Neapel spricht? Morgen wird auf unserm Platze Battista hingerichtet, der zweite von den berühmten Banditen. Seinen Bruder traf's schon vor zwei Jahren. Wir werden Mühe haben, nach Hause zu kommen; das Volk wird schon bei Nacht den Platz besetzen. Es war aber auch ein Wunder, daß man sie bekommen hat; dem jetzigen Oberst der Sbirren ist es gelungen; keiner hat's früher gewagt.

Catina empfand bei diesen Worten ein Frösteln schauerlicher Ahnung. Sollte dies das furchtbare Ereignis sein, worauf sie von Giovanni vorbereitet worden? Sie mußte auf die Bühne hinaus; während sie sang und spielte, waren ihre Gedanken bei dem eben Vernommenen, so daß sich in ihr ein angsterweckender Verdacht immer mehr zur Gewißheit verdichtete. Dadurch gelangen ihr einige Momente bewegter Leidenschaft, die ihre Rolle bot, außerordentlich, während sie mit dem größern Theil ihrer Aufgabe, der mehr Ruhe erheischte, bei dem ohnehin zerstreuten Publikum Mißfallen erregte. Sie machte Fiasco.

Es kümmerte sie wenig; ihr ganzes Seelenleben war von bald noch unerklärlichen Befürchtungen befangen. Sie schauderte, als sich ihr Wagen langsam durch dichte Menschenmassen Bahn machen mußte, und hielt die Hände vor das Gesicht, als sollte sie jeden Augenblick etwas entsetzliches zu sehen bekommen. Kaum in ihre Wohnung gelangt, ließ sie alle Fenster dicht verschließen und gab Befehle, ihr es gleich zu melden, wenn man Giovanni kommen höre. Giovanni kam nicht.

Sie ließ sich mechanisch zu Bette bringen. Zuweilen glaubte sie in ihrer gesteigerten Aufregung, das Summen der Menschenmassen auf dem Platze dringe bis zu ihr. Sie überzeugte sich, daß es Täuschung sei, bis sie immer lauter und stärker fast ununterbrochenes Hämmern und Klopfen vernahm. Man bereitete das Schaffot. Ihr war zu Mut, als müsse sie es besteigen; sie vergrub zitternd ihr Haupt in die Kissen.

Fahle Dämmerung erhellte das Gemach; Lärm und Geräusch auf dem Platze wurden immer vernehmbarer. Der Laut taktmäßigen Schreitens, das Trotten der Hufe verriet, daß sich Truppen zu Fuß und zu Pferd aufstellten. Plötzlich dumpf und aus der Ferne, dann näherrückend scholl Trommelwirbel; er verstummte mit einemmal, es schien todtenstill auf dem Platze zu sein. Catina lauschte jetzt angestrengt, ohne etwas zu vernehmen.

Da sagte sich Catina mit plötzlichem Besinnen, daß sie sich gelobt habe, einem entsetzlichen Augenblick fest ins Auge zu sehen, damit er den Schleier reiße von allen Rätseln ihres Lebens. Sie erhob sich rasch und mutig von ihrem Lager, warf ihr Morgengewand um und trat an das verschlossene Fenster. Murmelndes Geräusch drang in diesem Augenblick vom Platze herauf zu ihr. Sie riß eilig den Fensterflügel auf — und taumelte zurück. Dann warf sie von neuem einen Blick hinab und stürzte mit einem Schrei ohnmächtig zusammen. Sie hatte das blutige Haupt ihres Oheims gesehen, vom Rumpfe getrennt, in der Faust des Henkers.

*

Ob es eine lange Krankheit, ob es eine kurze Ohnmacht war, aus welcher sie wieder zu sich kam, sie wußte es nicht. Die Dienerin saß an ihrem Lager und begrüßte freudig ihr Wiedererwachen. Das erste, was Catina verlangte, war eine genaue Mittheilung der Umstände, welche Battista zu einem so schrecklichen Ende geführt hatten. Das Mädchen erzählte, was jedermann bekannt war. Zwei Brüder hatten sich als Anführer einer Räuberbande furchtbar gemacht und bei ihren Streichen eine List und Verwegenheit gezeigt, welche einerseits der Schrecken der Reisenden und der Landstädte war, anderseits allen Anstrengungen der Sicherheitsbehörden Hohn sprach. Dem Oberst der Sbirren war es gelungen, den einen vor längerer Zeit in einem persönlichen Kampf mit ihm zu überwinden und verwundet nach Neapel zu bringen, wo er nach gehöriger Heilung den Tod auf dem Schaffot starb. Ihm folgte in der nämlichen Todesart jetzt sein Bruder Battista, welcher durch denselben Oberst in der Stadt selbst ausgekundschaftet und verhaftet wurde. Der Oberst, ein junger Edelmann aus gutem Hause, wurde belohnt und befördert, da in dem letzteren Fall seine kluge Wachsamkeit ebenso groß war als im ersten seine Tapferkeit.

Catina konnte nun nicht mehr zweifeln, wer und was ihr Vater gewesen, und die fromme Seele des jungen im Kloster erzogenen Geschöpfes versank in trostlosen Schmerz. Sie fragte endlich nach Giovanni; es hieß, er sei eben hier gewesen und werde wiederkommen. Auch er war ein Rätsel, das gelöst werden mußte, und sie zitterte, daß auch hier die Entdeckung schrecklich sein werde. Im Nachsinnen darüber stand plötzlich jener Auftritt vor ihrem Geist, als sich Giovanni und der Oheim in ihrer Wohnung gegenüberstanden. Sie dachte an das brennende Tuch, das ein Signal für die Häscher gewesen sein mußte, und bebte vor dem Verdacht, der in ihr auftauchte.

Kennst du Namen und Stand von Giovanni, meinem Freund und Beschützer? fragte sie ihre Dienerin. — Wie sollte ich? erwiderte diese, er heißt immer nur Giovanni. Doch glaube ich wol ihn einmal in Uniform, die er hier niemals trägt, reiten gesehen zu haben.

Giovanni trat ein. Catina erhob sich lebhaft und schrie ihm mit dem Ausdruck der Verzweiflung entgegen: Du bist der Oberst der Sbirren, du hast meinen Vater und meinen Oheim getödtet! — Giovanni hieß die Dienerin sich entfernen und als er mit Catina allein war, leugnete er nicht mehr, was sie erraten hatte.

Ich habe deinen Vater in ehrlichem Kampf überwunden, in den Gebirgsschluchten Calabriens, als die Kugeln verschossen waren, Degen gegen Degen und Messer gegen Messer. Er ehrte mich darum und in der Nacht vor seinem Ende ließ er mich zu sich rufen und vertraute mir dein Schicksal. Du solltest das Kloster verlassen, durch dein Talent die Welt genießen lernen und glücklich sein. Ich versprach mich deiner anzunehmen; ich wußte noch nicht, daß mit diesem Versprechen meine innigste Liebe zusammenstimmen werde. Well es der Wunsch eines Sterbenden und Bereuenden war, entließ dich die ehrwürdige Aebtissin. Verdienter traf meinen Oheim sein Loos, — genug davon! Jetzt gehörst du niemand mehr an als mir.

Catina weinte. Ich zürne dir nicht, sagte sie, du hast in deinem Beruf gehandelt. Der meine aber ist, eine Hand nicht mehr zu berühren, die von solchem Blut gefärbt ist, und fürder mein Leben lang für die Seelen der Sünder zu beten, die meine Nächsten waren. Lebe wol!

Und Catina wurde bald darauf in dem Kloster, in welchem sie erzogen worden, als Nonne eingekleidet.

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Skizzen aus meinem Tagebuch.)

Mitgetheilt von Dr. Rudolph Mettler.

St. Cloud, den 24. April 1852.

Ein Blick aus meinem Fenster. — Abendpromenade nach der Laterne. Rückblick auf die Entstehung und Geschichte von St. Cloud.

(Fortsetzung.)

Der Ruf der Heiligkeit zog viele Besucher und manche Ansiedler hierher und die kriegerischen Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts schufen alsbald aus Saint-Cloud eine befestigte Burg, ein Bollwerk gegen die Engländer und alle von dieser Seite auf Paris andrängenden Räuberhorden und Kriegerbanden. Aber erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts begann man, statt der alten baufälligen Holzbrücke eine massive Steinbrücke zur Verbindung der Seineufer aufzuführen, wobei sich jedoch, wie alte Chroniken erzählen, erst der Teufel ins Spiel mischen mußte, da sie gar nicht fertig werden wollte. Bei uns pflegt im Gegentheil eine Sache nicht fertig werden zu wollen, wenn sich der Böse dabei betheiligt. Kurzum, Herr Satan erschien dem schon verzweifelnden Baumeister in eigener Person, versprach ihm hülfreiche Hand und schnelle Vollendung des lang begonnenen Werkes und verlangte als Lohn beschiedenerweise nur die Seele des ersten Wesens, welches die Brücke passiren würde. Handelseinig ging man frisch wieder an die Arbeit; bald stand die Brücke fertig und vollendet da, und Herr Satan lauerte nun gierig auf die ihm versprochene Seele. Aber St. Clodoaldus wachte über seiner Stadt, denn siehe da, das erste die Brücke passirende Wesen war eine — Katze. * Ob der Teufel diese geholt, verschweigt die Geschichte; vertilgt hat er aber das Katzengeschlecht keinesfalls, denn nirgends findet man dasselbe mehr gehegt und gepflegt als in Paris und seiner Umgebung.

Während des sechzehnten Jahrhunderts wurde Saint-Cloud auch mehrmals von Protestanten und Katholiken, Royalisten und Anhängern der Ligue belagert und eingenommen, und lange trieb hier das Schiff des Glaubens, gesteuert von Fanatismus, auf dem stark angeschwollenen Strom von Blut, das man im Namen des Glaubens so reichlich vergossen, umher hin und her. Der Dolch des fanatischen Mönchs Jacques Clement entrieß dem Hause Valois die Krone, indem er hier das Herz Heinrichs III. meuchelmörderisch durchbohrte. Wenn man dem Historiker Anquetil Glauben schenken kann, so hat die rachsüchtige Herzogin von Montpensier noch mit Liebesbezeugungen den Fanatismus des jungen Mönchs geschürt und diesen zum Mord des Monarchen verleitet.

Hundert Jahre später erwarb Ludwig XIV. mit Hülfe des schlauen Mazarin auf dem Gebiet von Saint-Cloud eine ansehnliche Herrschaft für seinen Bruder, den Herzog von Orleans. Der König, oder der Cardinal vielmehr, hatte schon längst ein Auge auf das hiesige Schloß geworfen, das, einst im Besitz der Katharina von Medicis, jetzt Eigentum des Finanzcontroleurs Hervard war. Dieser Beamte hatte, ohne recht sein zu wollen, auf das luxuriöste sein Schloß mit allem erdenklichen Glanz ausgestattet, derheimlichte aber gegen jedermann die enorme Summe Geld, welche er daran verschwendet, denn es lag ihm alles daran, in seiner Stellung als Finanzbeamter nicht vom Cardinal beargwohnt zu werden. Aber vergeblliche Vorsicht! Die italienische Eminenz war zu schlau und wußte aus jedem Umstand Vortheil zu ziehen. Eines Tages begab sich daher Mazarin unter dem Vorwand, die vielgepriesene Schönheit und Pracht des Hervard'schen Eldorado selbst bewundern zu wollen, nach Saint-Cloud und ergoß sich in Lobeserhebungen über den ausgewählt seinen Geschmack, der den Eigentümer beim Schaffen dieser bezaubernden Herrlichkeiten geleitet. Dieses Grundstück, sagte der geschmeidige Prälat, muß wie es jetzt ist, über eine Million Thaler gekostet haben. — Ah, Monseigneur! schrie der Finanzcontroleur voller Schreck, da bin ich nicht reich genug, um über solche Summen verfügen zu können. — Wieviel haben Sie denn ausgegeben? Ich wette, doch mindestens 200,000 Thaler! — Weit entfernt! Monseigneur. — Nun denn doch sicher 100,000. — Eure Eminenz haben richtig gerathen. — Das ist mir lieb, sehr lieb, Herr Controleur; denn ich wollte nicht, daß Sie oder Seine Majestät bei dem abzuschließenden Handel zu Schaden kämen. — Ich begreife Eure Eminenz nicht? — So erfahren Sie, daß der König Ihr Schloß für den Herzog von Orleans zu kaufen wünscht. — Aber, Eminenz... — Gut, gut! Die Sache ist abgemacht!

Tags darauf erschien ein königlicher Notar vor Hervard mit einer Kaufacte und der arme Finanzcontroleur, in seinem eigenen Netz gefangen, mußte dem König Ludwig XIV. für 100,000 Thaler sein Eigentum abtreten, das ihm über eine halbe Million gekostet. Der Cardinal rühmte sich seiner List bei der Königin Anna von Oesterreich; die Wittwe Ludwigs XIII. zürnte ihm aber deshalb und tadelte geradezu diese Verfahren. Was wollen Sie, Madame? entgegnete ihr Mazarin; konnte ich nicht diesen Finanzcontroleur hängen und seine Güter confisciren lassen, wenn ich hätte mit Brutalität zu Werk gehen wollen? Ich liebe das aber nicht und ziehe es vor, alle Geschäfte mit Höflichkeit zu betreiben. Das ist mein einziger Fehler, den Sie mir hierbei vorwerfen können.

Nachdem die Krone genannte Acquisition gemacht und dem Schlosse Hervards noch die Besitzungen Gondy, Fouquet und Monnerot beigefügt hatte, schufen die Architekten Manfare,

* Die Sage erzählt etwas ganz ähnliches von dem Bau der Frankfurt mit Sachsenhausen verbindenden Mainbrücke. Nur war hier das erste Wesen nicht eine Katze, sondern ein von dem schlauen Baumeister über die Brücke gescheuchter Hahn, der dem Satan verfiel, aber heute noch im goldnen Bild mitten auf der Brücke prangt. D. Red.

Lepautre und Girard vereint aus genannten vier Gebäuden einen stattlichen Palast für den Aufenthalt des Herzogs von Orleans, wie wir ihn noch jetzt, nach mehr oder weniger von Zeit zu Zeit vorgenommenen Veränderungen, in seinen Grundformen vor uns sehen.

Hier in den anmutigsten Umgebungen, wie sie ein Lenôtre mit Hülfe der Natur zu schaffen gewohnt war, entbrannte das junge Herz des „großen Königs“ in seiner ersten, reinsten Liebe für Luise v. Lavallière, damaliges Ehrenfräulein der Henriette von England, des Herzogs von Orleans erster Gemalin. Ebenso sollen die Bosquetts von Saint-Cloud Zeugen gewesen sein von der Zärtlichkeit und den Liebesständeleien zwischen der Herzogin und dem jungen Grafen von Guiche. Könnten die Bäume reden, so würden sie uns aber auch mit Trauer erzählen, wie bald und unvermutet Henriette, diese junge, liebenswürdige Herzogin, deren bezaubernde Schönheit und Anmut Walter Scott so trefflich geschildert, den schauervollsten Tod erleiden mußte. Sie starb plötzlich und vergiftet, nachdem sie unvorsichtig aus einer Gießkanne Wasser getrunken, um die man den Marquis von Effiat, einen der Ebelleute des Herzogs, hatte herumschleichen sehen.

(Schluß folgt.)

Hans Freiherr v. Gagern.

(Fortsetzung.)

Ehe Gagern zur Universität abging, ward er noch für einige Zeit Zögling von Pfeffels Erziehungsinstitut zu Colmar, wo er oft des blinden Dichters Fabeln aufschrieb. Der Umgang mit Jünglingen aller Nationen vermittelte eine vielseitige Bildung und seine große Kenntniß der neueren Sprachen. Lerse offenbart ihm hier die Höhen und Tiefen einer genialen Persönlichkeit. Lavater ertheilt in dem Institut zuweilen Religionsunterricht und stürmt in den Jünglingen das innerste Leben auf. „Junker Hans“ geht 1782 auf die Universität zu Leipzig, den Sitz der eleganten Wissenschaft. Der dem Kinde schon befreundete Jollikofer ordnet die Studien des nun sechzehnjährigen Jünglings. Er hört bei Platner Philosophie, ist viel bei ihm im Hause und gewinnt die „Philosophie des gesunden Menschenverstandes“ lieb, welche ihm einer weltmännischen Thätigkeit vorzüglich zu entsprechen scheint. Doch wird er durch seinen Sinn für Kunst oft tiefer geführt, wie wir aus manchem Kapitel seiner Werke über die Sittengeschichte erkennen. Bei Seger, Biener, Wenck setzt er seine übrigen Studien fort.

Von hier geht er auf anderthalb Jahre nach Göttingen, „der hohen Schule der Geschichte und des deutschen Staatsrechts“. Er vernachlässigt auch hier nicht seine klassischen und philosophischen Studien. Middleton's Leben des Cicero macht einen tiefen Eindruck auf ihn. Es regreift ihn in dieser Zeit ein Hang zur Einsamkeit; er liest Richardson, Fielding, studirt den Hume, Montaigne, Montesquieu, Herder, und betreundet sich näher mit Meiners, dessen culturgeschichtliche Ueberschriften ihn anziehen. Lichtenberg regt ihn vielfach an. Dabei hört er eifrig bei Bütter, Böhmer, besonders bei Spittler, und dringt so zu lebensvollen Anschauungen des verschiedenen deutschen Reichsgebäudes durch, dessen genügende Kenntniß schon zu Anfang dieses Jahrhunderts unter unseren Diplomaten nicht gar häufig war.

In dieser Zeit entwickelte sich auch sein hoher Sinn für Freundschaft und Liebe. In dem erst 1822 herausgegebenen, aber viel früher aufgezeichneten Buch von der Freundschaft heißt es: „Hohe Freundschaft harmonirt nicht mehr mit unsern Sitten. Darin ist der große Unterschied zwischen den Sitten der Alten und den unsrigen, daß dort legislatorische Klugheit und die Schule der gebildeten Menschen und Staatsmänner weit mehr auf das Leben einwirkte. Erziehung war Staatsgeschäft. Die Jugend war unter ihrem scharfen Blick. Mir empfinden nur allzu sehr, daß alles dem Zufall, dem Schulstaub und gedungenen Pädagogen heimgestellt ist, welche die immer um sich greifende Wucherblume des Egoismus nicht zu tilgen wissen. In den Geist des Ritterwesens war die Freundschaft eng verflochten durch die Waffenbrüderschaft.“

Seine antik strafte Natur, welche mit moderner Empfindungsweise in Widerspruch tritt, spricht sich in folgendem aus: „Unsere heutigen Sittenlehrer, wenn sie sich zur Freundschaft verirren, steigern noch und fliegen höher, eben weil sie in unbekannten Regionen sind. Es soll das Wolgefallen zweier Seelen, es soll die Bewunderung der Vortrefflichkeit und der Vollkommenheit sein! Vollkommenheit war für keinen, Vortrefflichkeit für wenige, und Freundschaft für viele bestimmt.“ In einem spätern Nachtrag durfte er sagen: „Alles, was ich vorsage, haben die Begebenheiten unserer Zeit vollkommen bestätigt: Blücher-Nostitz. Unsere Zugend. Landwehr.“

Gagern hat früh unglücklich geliebt; aber wie er im Buch der Liebe sagt: „den Charakter hat es gehoben,“ und im ersten Band der Resultate der Sittengeschichte: „Mit zwanzig Jahren ward ich ein Einsiedler. Statt in Wien oder Berlin der Lust, dem Emporkommen, dem Erwerb nachzustreben, suchte ich den Wald, irrte auf helvetischen Alpen oder schwärmte umher auf den Seen des wilden Landes! Dort habe ich über den Wert der Menschen und der Dinge nachgedacht; dort verbrauste die Leidenschaft, und das empörte Gemüt wurde besänftigt und ruhiger.“ So ward der von der Natur körperlich und geistig reich ausgestattete junge Mann durch einen großen Schmerz geläutert und auf den Ernst des Lebens gerichtet.

Er war nun reif, sich einen umfassenden Beruf zu widmen, und wurde zunächst Beisitzer der Regierung in Zweibrücken, an dessen Hof sein Vater Oberstkhofmeister war. In seinen Denkwürdigkeiten gibt er uns eine scharfe Kritik des dortigen Hoflebens und der wichtigsten Personen daselbst, interessant wegen ihrer Stellung zum baierischen Erbfolgestreit. Bedeutend sind besonders der Graf v. Montgelas und Ch. F. Pfeffel von Versailles, welcher ihm später in Paris mit manchem guten Rat bristehen sollte. Von Versailles und Potsdam kommt Geld für die üppige Hofhaltung; aber Gagerns Bleiben war hier nicht. Er trat in nassauische Staatsdienste. Zu seiner Vorbereitung geht er nach Wien, um die Verhandlungen des Reichshofrats und der Reichskanzlei kennen zu lernen. Er ist häufig bei Kaunitz und sieht Josef II. mehrmal bei der Gräfin v. Bergen. Hier in Wien bestärkte der reichsunmittelbare Ritter sich in seiner nachhaltigen Liebe für die alte deutsche Reichsverfassung, welche er später nicht umgestürzt, sondern nur verbessert wünschte, und in seiner Liebe zum Erzhaus, in welcher er mit den nassauischen Fürsten übereinstimmte. Mit großen staatsmännischen Ansichten kehrte er an den Rhein zurück im Jahr 1787 und ward bald, in seinem einundzwanzigsten Jahr, Regierungspräsident zu Nassau-Weilburg. In den romantischen Thälern, welche diese Stadt umgeben, fällt der junge Regierungspräsident, wie er später selbst erzählte, oft auf die Knie und dankt Gott, daß die Welt so schön, daß er so glücklich ist. Er verbesserte den Zustand des Landes in vieler Hinsicht, steht sich aber durch die französischen Einfälle gar bald in seinem Wirken gehemmt.

Im Jahr 1793 schreibt er an die gefangene Königin von Frankreich einen ritterlichen Brief, worin er sich ihr zum Ver-

theidige: anbietet. Er trägt sich mit Planen, die deutsche Fürstin zu befreien, schreibt das Schriftchen: „Ein deutscher Edelmann an seine Landsleute", hätte gern jetzt schon den deutschen Landsturm organisirt. In Folge solcher Bestrebungen hatte er mancherlei Verfolgungen von den Franzosen zu bestehen. Ein Lieblingsgedanke von ihm war, an der Verföhnung und innigeren Verbindung Oesterreichs und Preußens zu arbeiten. Doch sollte noch viel deutsches Blut durch deutsche Hand vergossen fließen, ehe dieselbe durch höhere Fügung zu Stande kam. Nach dem Lüneviller Frieden geht er als naffauischer Gesandte nach Paris, und durch seine „plastische Hand" ward, nach dem Ausdruck seines Freundes Stein, das schöne Herzogtum Nassau in seiner jetzigen Gestalt zusammengesetzt, indem er bei Tallerrand in hohen Gunsten stand und in den verschiedenen Geschäftsregionen kein diplomatisches Mittel verfäumte, um zu seinen Zwecken zu gelangen, wenn es auch große Summen kostete. Doch unterzog sich Hans v. Gagern niemals der „Strafe des Hundertagens", welcher in jener verhängnißvollen Zeit mancher andere in dem Tallerand'schen Hause verfiel. Er spielte nämlich nie mit dem Schoodhund des Hauses, wozu sich mancher Vertreter mächtigerer Staaten herbeiließ als derjenige war, welchen er repräsentirte. Ueber diese Periode seines Lebens enthält der erste Band seines „Antheils an der Politik" viel interessantes, welches wir aber hier übergehen, da grade dieses Werk unter allen seinen Schriften am meisten gelesen worden ist.

Mit möglichstem Anstand (?) trat sein Haus durch ihn dem unvermeidlich gewordenen rheinischen Bunde bei und erwies als Präsident der Fürstendank vielen deutschen Fürsten wichtige Gefälligkeiten. An manchem deutschen Hof steht daher Gagerns Name aus jener Zeit noch in dankbarem Andenken. Auch mit dem Trierer Rock hat er schon damals viel zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

⁂ Professor Reigebaur gibt in dem Magazin für die Literatur des Auslandes über die Entstehung des ungeheuren Reichthums der berühmten Familie Demidoff folgende Aufschlüsse: Die Errichtung eines neuen Heeres nach der Abschaffung der aufrührerischen Garden, der Strelizen, durch Peter den Großen nahm die damals schon bekannte Waffenfabrik in Tula sehr in Anspruch. Ein Büchsenmacher daselbst, namens Demid Antufieff, ward dadurch, daß er eine von dem damaligen berühmtesten Büchsenmacher Deutschlands gefertigte Pistole, die ihm zur Wiederherstellung anvertraut worden war, täuschend nachgeahmt, in Rußland bekannt, da diese kostbare Waffe dem Zweckangler Schaftroff gehörte. Peter der Große bestellte bei demselben Werkmeister dreihundert Hellebarden, die so gut ausfielen, daß er ihm einen großen Wald bei Tula zur Verkohlung anwies. Die Schwedenkriege erforderten viele Waffen und Eisenmunition; bei Lieferung derselben bewies sich unser Demid so thätig, daß ihm Peter der Große die im Ural belegenen kaiserlichen Eisenwerke von Nisny Tagilsk für das zu liefernde Eisen abtrat. Hierdurch ward das kolossale Vermögen der Demidoff gegründet. Jener Waffenschmied richtete die Eisenwerke am Ural besser ein, leistete alle Lieferungen für den Türken- und Schwedenkrieg sehr pünktlich, während sein Sohn Akimf Demidovitsch in der Nachbarschaft jener sibirischen Eisenwerke Kupfererze fand. Peter der Große war über die Ausdehnung dieser Bergwerksanlagen so erfreut, daß er diesem betriebsamen Industriellen den Adelsbrief mit dem Zusatz ertheilte, daß seine Nachkommen das Recht hätten, von jedem Civil- und Militäramt befreit zu sein, um sich ganz dem Aufsinden neuer Erzlager zu widmen. Was der Vater gegründet hatte, verstand der ebenso intelligente Sohn fortzusetzen und zu erweitern. Ein Enkel dieses Akimf, nämens Nikolaus, war russischer General geworden; er heiratete eine Stroganoff, welche Familie durch ihren bedeutenden Handel mit Sibirien schon im sechzehnten Jahrhundert so mächtig war, daß ihr Sölöner Jermak Sibirien eroberte, wodurch dieses ungeheure Land an die moskauischen Czaare kam. Als Napoleon in sein Vaterland einfiel, errichtete er auf seine Kosten zwei Regimenter und führte sie, obwol damals schon außer Dienst, nach Borodino und bis über die Weichsel in Verfolgung der Franzosen. Sein ältester Sohn, Paul, starb jung, sein zweiter Sohn Anatol Demidoff, in der École polytechnique in Paris erzogen, ist jetzt Haupt der Familie. Anatol Demidoff ward 1841 toscanischer Fürst und wohnt seitdem gewöhnlich in Florenz in seiner herrlichen Villa San Donato, wo er die Tochter des ehemaligen Königs Jerome von Westphalen heiratete, die Prinzessin Mathilde von Montfort, durch deren Mutter, königliche Prinzessin von Württemberg, Fürst Demidoff in die Verwandtschaft mit den meisten Souveränen Europa's kam.

⁂ Bekanntlich soll der neue englische Krystallpalast neben seinen andern Herrlichkeiten auch eine Sammlung der vorzüglichsten Kunstwerke aller Zeiten und Länder enthalten, zu welchem Zweck zwei Mitglieder der Unternehmung auf Reisen geschickt sind, um überall Gypsabgüsse aufzukaufen oder die besten Statuen formen zu lassen. Vor kurzem befanden sich die Herren, nachdem sie bereits Neapel besucht hatten, auch in Rom, und ihre Anwesenheit hat gewaltiges Leben unter die dortigen Gypsgießer gebracht, mit denen Contracte im Belauf von vielen Tausenden von Scudi abgeschlossen sind. Alles muß bis Ende dieses Jahres geliefert werden. Das Kolossale des Unternehmens beweist unter anderm der Umstand, daß man sich in Rom nicht mit den Schätzen der Museen begnügt, sondern selbst die Reiterstatue Marc Aurels, ja, den katexanenischen Obelisken will in Gyps gießen lassen. Die Gerüste allein, welche die letzte Operation erfordert, würden tausende kosten. Die römische Regierung macht dem Vernehmen nach Schwierigkeiten, die man allenfalls bei der Reiterstatue, nicht aber bei dem Obelisken begreift; denn ist John Bull thöricht genug, sein gutes Geld hinzugeben, um das Gypsmodell eines Monumentes sich zu verschaffen, das sich keineswegs durch Schönheit oder Kunstwert auszeichnet und durch das Formen durchaus nicht leiden kann, so sollte man ihn gewähren lassen und den arbeitenden Klassen den Verdienst gönnen. Für die mittelalterliche Section werden ganze Stücke der schönsten Kreuzgänge gegossen und mit einer Nachahmung ihrer Mosaiken geziert.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 11. November. (Schillers Geburtstag.) Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Friedrich v. Schiller.

Freitag, den 12. November. Aurelia, die Prinzessin von Burgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Hermannstadt", bearbeitet von Carl Gollmick. Musik von Kreutzer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 271. Freitag. 12. November **1852.**

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Nicolaus.*

2. Die Schwestern von Kronthal.

In irgend einem Winkel des Herzens ist man immer nur erst zwanzig Jahre alt
A. Dumas.

In der That! mag sich das Herz mit den Jahren unter den rauhen, erkältenden Berührungen der Außenwelt mit einer Eisrinde umgeben, mag das warme, pulsirende Leben darin erstarren: ein Stückchen Jugend bleibt immer zurück, welches sich frisch erhält und unter dem milden Hauche eines belebenden Sonnenstrals einmal wieder die Eisdecke durchbricht. Das Herz gleicht so einem Faß voll Wein, das man dem Winterfrost aussetzt. Ein Theil wird ausfrieren, im Innern aber ist ein Rest edlen Rebensaftes übrig, welcher der strengsten Kälte widersteht und nur um so kräftiger und feuriger wird.

Nun denn, dieser Winkel des Herzens mag es rechtfertigen, wenn ich noch von einem Jugendleben und seinen Bildern spreche, da ich doch das zwanzigste Jahr lange überschritten habe. Ja, ja, ich bin im Buch des Lebens da angelangt, wo die Bilder zu lustiger Kurzweil auf die Neige gehen und einem in der Regel ein nicht sehr erbaulicher Text gelesen wird. Ich habe leider schon die Jahre erreicht, mit denen, wie die Gräfin Hahn-Hahn, da sie sich noch mit solchen weltlichen Dingen befaßte, irgendwo behauptete: jeder Mann entweder eine Brille oder eine Perrücke trägt.

Nun, wenn man einmal dieser Alternative nicht entgehen kann, — gottlob! daß die jugendliche Mondscheinschwärmerein mein Haupt verschont und auf dem Scheitel keinen Widerschein gefunden haben, — daß die Welt noch ein gutes Haar an mir lassen muß. Vielleicht lag es auch mit an der Zeit, daß mein Herz seine Schwingen wieder regte und einen spähen Flug versuchte in das Reich der Träume, jener Zeit, zu der sich in der civilisirten Welt alles regte und über seine Grenzen schweifte, selbst die Hofräte und Professoren nicht ausgenommen. Das Wunder, wenn ich damals zu jugendlichen Aufwallungen mich hinreißen ließ, wo doch ganz andere, gesetzte Leute grabezu kindisch wurden.

Es war im Jahr des Heils oder wenn man will des Unheils 1848. Das klingt fürwahr recht vielversprechend und lockend für den Anfang; es war das eine verhängnißvolle, ereignißreiche Zeit, auf der sich manches erzählen läßt. Aber nein, ich will ehrlich sein. Wer politische Reminiscenzen erwartet, der nehme Flügel der Morgenröte und weiche von hinnen! Das was folgt, ist so weit entfernt von aller Politik und noch weiter, als die äußerste Rechte in ihren Tendenzen von der äußersten Linken. Ebenso wenig werden die ihre Rechnung finden, die sich etwa auf eine „Ritter-, Räuber- und Geistergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge und der heiligen Vehme" verspitzen sollten, verleitet durch den mittelalterlich klingenden Titel, der an die Historien à la Ida v. Toggenburg, Anna v. Greifenstein ꝛc. erinnern mag.

Die Geschichte ist höchst einfach oder eigentlich gar keine Geschichte. Es paßirt darin, so zu sagen, gar nichts; es wird keine Ehe, kein Schwur, kein Herz gebrochen, niemand entführt, keine Heidenthat vollführt, nicht ein Tropfen Blut vergossen, ja nicht einmal ein lumpiges Duell ausgefochten. Das Jahr 1848 hat übrigens gar nicht viel damit zu thun, nur so viel, daß das Ganze in einem andern Jahr wahrscheinlich nicht angefangen hätte; denn ich glaube, es wäre mir sonst wol schwerlich in den Sinn gekommen, im Monat April mit einigen Bekannten einen Ausflug nach dem Taunus zu unternehmen. Wer in jenen Tagen in Frankfurt gelebt hat, wird zur Genüge erfahren haben, welch ein unleidlicher Aufenthalt daselbst war. Man brauchte eben kein Wassermann zu sein, um „Gestalten" zu sehen, mit denen man nicht gerne eine Luft athmen mochte. Eine Revolution, die begeisterte, freiheitglühende Erhebung einer gesammten Nation mag in ihrem ersten Ausbruch, wie der Aufruhr der Natur in Ungewittern, etwas großartiges, imposantes haben; die Einwirkung aber, die eine solche Katastrophe sodann auf die weitere Umgebung hat, ist in der Regel nichts weniger als angenehm und interessant zu nennen. Wenn ein tüchtiges Wetter ausgetobt hat, wird es ringsum stürmisch, rauh und kalt, eine verspreugte Wolke gießt ihre Wassermassen aus, es bleiben Pfützen und Koth zurück, aus dem Erdboden kriecht allerlei garstiges Gewürm, das im Schlamm sich in seinem Elemente fühlt und seines Daseins freut.

So war es in Folge der französischen Revolution zu Anfang des Jahres 1848 in den deutschen Städten, so in Frankfurt. In Paris hatte es gewittert, wir hatten die Nachwehen. Um diesem unheimlichen Treiben auf einige Stunden zu entfliehen und in ländlichem Stillleben neu aufzuathmen, beschlossen wir in die Berge zu gehen. Nur deswegen. Die Natur im Gebirg hatte ja noch wenig Reize entfaltet und die Reise selbst bis an den Fuß des Gebirges war eben auch nicht sonderlich einladend.

Von Frankfurt nach Höchst gelangte man mit der Eisenbahn. Aber dann? — die Zweigbahn nach Soden war im April noch nicht zum Leben erwacht und hatte den Auferstehungsmorgen deutscher Freiheit verschlafen. Diese Bahn soll, wie man sagt, das wunderliche Resultat liefern, daß sie sich am besten rentirt, wenn sie während des Winters ihre Fahrten eingestellt hat. Es ist daher ebenso begreiflich, als im Interesse der Actionäre gerechtfertigt, daß die Eröffnung des Betriebs alljährlich so lange

* Man wolle das erste dieser Bilder in Nummer 51 und folgende laufend n Jahr, ganz vergessen. D. Red.

als möglich hinausgeschoben wird. „Das Geschäft bringt's einmal mit sich.“

Die Entfernung von Höchst nach Sodern ist nicht bedeutend, der Weg auf der Chaussee aber unintereſſant, darum gaben wir immer noch lieber dem Omnibus den Vorzug vor einer Fußwanderung. O grausame Ironie, angeſichts der nebenhinkaufenden Eiſenbahnſchienen in einem vorſündflutlichen Kaſten zu kauern, mit der Langſamkeit einer Schnecke dahingeſchleppt zu werden, die Hitze eines Backofens und die Stöße einer Prügelmaſchine ertragen zu müſſen! Mute mal doch jemanden zu, heutzutage, wo jedes Kind mit Hülfe aller möglichen Arten von chemiſchen Feuerzeugen in den Stand geſetzt iſt, dem ſeligen Prometheus ins Handwerk zu pfuſchen, noch mit Stahl und Stein, mit Zunder und Schwefelfaden puſtend und huſtend ein Flämmchen anzufachen! Glücklicherweiſe winkten uns die blauen Höhen des Taunus mit ihren anmutigen Gründen und verbießen uns reiche Entſchädigung für alle Drangſale der Reiſe.

(Fortſetzung folgt.)

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Skizzen aus meinem Tagebuch.)
Mitgetheilt von Dr. Rudolph Mettler.

St. Cloud, den 24. April 1852.

Ein Blick aus meinem Fenſter. — Abendpromenade nach der Laterne. Rückblick auf die Entſtehung und Geſchichte von St. Cloud.

(Schluß.)

Man lieſt hierüber in den Memoiren des ſiebzehnten Jahrhunderts: „Den Tag nach dieſem traurigen Ereigniß ließ der König einen Arzt namens Morel, der den Körper der Verſtorbenen hatte unterſuchen müſſen, zu ſich kommen und ſprach: Sehen Sie mich an und zählen Sie auf Erhaltung Ihres Lebens, wenn Sie offen und wahr berichten. — Sire, ich werde die genauſte Wahrheit ſagen. — Gut, erinnern Sie ſich dieſes Verſprechens; halten Sie es nicht, ſo iſt's um Ihren Kopf geſchehen. — Sire, da Sie mir Ihr Wort gegeben, wäre ich ein Unſinniger, wenn ich lügen wollte. — Wolan, ſo antworten Sie jetzt: Iſt Madame an Gift geſtorben? — Ja, Sire. — Wer hat Sie vergiftet? — Der Marquis v. Effiat und ich. — Der König ſchauderte Wer hat Ihnen dieſen ſchauderhaften Auftrag ertheilt und von wem erhielten Sie das Gift? — Der Chevalier v. Lorraine gab Urſache und Veranlaſſung zu dieſem Attentat. Er hat uns aus Rom die Kräuter geſandt, aus denen ich das Gift bereitet, welches der Marquis v. Effiat dann in das Getränk Ihrer königlichen Hoheit gewoſſen. — Mein Bruder, fuhr der König mit faſt erloſchener Stimme fort, mein Bruder war von dem Complott unterrichtet? — Nein, Sire. — Verhätigen Sie dies durch einen Eid? fragte Ludwig XIV. mit etwas freierer Stimme. — Ich ſchwöre es vor Gott, den ich beleidigt habe: der Herr Herzog kannten durchaus nicht das Geheimniß; wir konnten nicht auf ihn zählen, er würde uns vernichtet haben. — Ach, ich athme wieder! Gut, dies iſt alles, was ich wiſſen wollte. Gehen Sie, Unglücklicher, laſſe Ihnen das Leben, aber fliehen Sie augenblicklich mein Königreich! — Der Marquis von Effiat war bereits auf der Flucht und niemand dachte an ſeine Verfolgung. Der Tod von Madame war ſchon nach weniger als einem Monat von Monſieur ſowie vom König faſt vergeſſen. Das iſt der Lauf der Dinge.“

Zwei Jahre nach dem Tod dieſer erſten Herzogin von Orleans ging das Gerücht, daß ihr Geiſt in demſelben Bosquet bei Nacht ſpuke, wo ihr Körper bei Lebzeiten ſo manche Freude genoſſen. Ein Schloßkakai wollte beim Waſſerholen aus einem in der Nähe befindlichen Brunnen den Geiſt im Bosquet geſehen haben und gab drehlab vor lauter Schrecken daß ſeinen eigenen Geiſt auf. Die ganze Bevölkerung des Schloſſes war in höchſter Aufregung, viele zitterten vor Angſt. Nicht eine von den dienſthuenden Damen der zweiten Herzogin von Orleans wagte mehr allein in ihrem Zimmer zu ſchlafen, und man wird es mir zweifelsohne glauben, wenn ich behaupte, daß ſich genug Weſen von fleiſch und Blut erboten, den furchtſamen Schönen Schutz und Beiſtand gegen die etwaigen Beſuche der geiſterhaften Erſcheinung zu leiſten. Uebrigens ſah man ſelbſt mehre Edelleute nicht anders den Park bei Nacht durchſchreiten, als laut ſingend und pfeifend, wie Kinder, die ſich fürchten, wol zu thun pflegen, um Herz und Mut zu faſſen. Endlich erklärte die Herzogin, von der man ſagte, daß ſie keinen Teufel fürchte, mit einemmal der Geſchichte ein Ende machen und ſich ſelbſt zu der Stunde an Ort und Stelle begeben zu wollen, wo der Geiſt im Park erſcheine. Und in der That führte ſie dieſen Entſchluß eines Abends aus, begleitet von einem mutigen Capitän der Garde. Der Geiſt ließ auch nicht lange auf ſich warten, ſondern erſchien faſt zu derſelben Zeit, wo die Herzogin und ihr Begleiter in das Bosquet traten. Der Offizier ſtürzte auf das Geſpenſt los und beſchwor es, Geiſt oder Teufel, ihm Rede und Antwort zu ſtehen. Der vermeintliche Geiſt ſuchte zu entwiſchen, unſer Krieger hielt ihn aber mit kräftigem Arm zurück und erklärte, dieſem fleiſchenen Geſpenſt alle Knochen zerbrechen zu wollen, wenn es nicht ſprechen würde. Der Geiſt enthüllte ſich und zeigte die Geſtalt einer alten, lange Zeit von den Hofleuten verſpotteten, mißhandelten Frau, die ſich vorgeblich auf dieſe Art am beſten an den unverſchämten Junkern und Lakaien rächen zu können geglaubt hatte. Mein lieber Capitän, ſagte die Herzogin, erlaſſen wir die Strafe dieſer ſonderbaren Nemeſis; ich heiße es einen ganz gerechten Krieg führen, wenn die Bosheit der Kleinen gegen die Nichtswürdigkeit der Großen angukämpfen ſucht. Merken wir uns dies! Und darauf gab die Hoheit noch einige Louisd'or der Frau, die ſie in ihrem biedern Billigkeitsgefühl die Nemeſis von Saint-Cloud nannte.

Den ärgſten Skandal erduldete Saint-Cloud unter der Regentſchaft Philipps von Orleans. Es war damals der Schauplatz von Scenen, die der Weltgeſchichte, der Geſchichte des Hofes mindeſtens ewig Schande machen werden und deren Schilderungen wir franzöſiſchen Federn überlaſſen wollen.

Im Jahr 1784 trat der Herzog von Orleans das Schloß von Saint-Cloud der Königin Marie Antoinette ab, und die Chronique scandaleuse weiß auch genug eben nicht erbauliche Geſchichtchen zu erzählen, die ſich dort am Hofe der Tochter Maria Thereſia's zugetragen haben ſollen. Ich kann jedoch nicht umhin zu glauben, daß der Haß und die Leidenſchaften nur Verleumdungen und Unwahrheiten den Memoiren- und Hiſtorienſchreibern in die Feder dictirten. Friede der Aſche und Ehre dem Angedenken dieſer unglücklichen Königin, der beklagenswerten Gemalin eines guten, den Märtyrertod geſtorbenen Königs!

In der neueſten Geſchichte Frankreichs erlangte Saint-Cloud wieder eine Berühmtheit durch Napoleon, welcher hier ſeine Sommerreſidenz aufſchlug, nachdem er am achtzehnten Brumaire das Directorium geſtürzt und den in der Orangerie des Schloſſes verſammelten Rat der fünfhundert mit Bajonneten auseinandergetrieben hatte. Während einer Reihe von zehn Jahren ſpielte nun der Hof von Saint-Cloud eine ähnliche Rolle wie einſt der Hof von Verſailles; mindeſtens wußte ſich das Cabinet von Saint-Cloud bei allen europäiſchen Höfen und diplomatiſchen Büreaus die nötige Anerkennung und Geltung zu verſchaffen.

Da blies aber plötzlich ein contrairer Wind, trieb die Cohorten des Nordens heran und was der Sturm noch an dem Lorbeerkranz des Kaisers nicht zerblättert hatte, zerrissen die Söhne Germaniens mit Hülfe der Engländer und Russen. Das von Napoleon so herrlich eingerichtete Schloß von Saint-Cloud wurde das Hauptquartier Blüchers und nach Auslagen von Franzosen schreute sich dieser rauhe Krieger nicht, gestiefelt und gespornt die kaiserlichen Betten zu benutzen und das Boudoir der Kaiserin diente der Meute seiner Hunde zum Lieblingsaufenthalt. Nun, vielleicht gedachte Blücher sich zu revanchiren für die Art, in welcher Napoleon den Schlössern von Berlin und Schönbrunn mitgespielt. Unter der Regierung von Karl X. verschwanden zwar die Spuren, die Blüchers Sporen und Hunde hinterlassen, und Ludwig Philipp verstand es, auch dieses Schloß wie alle andere um Paris auf passendste und geschmackvollste wiederherzustellen, aber die traurige Berühmtheit, welche die daselbst von Karl X. erlassenen verhängnißvollen Julior-donnanzen hervorgerufen, wird schwerlich wol sobald verwischt werden können.

Gegenwärtig, wo eine doppelte Eisenbahnlinie in zehn bis fünfzehn Minuten uns von Paris nach Saint-Cloud führt, ist dieses durch die Natur, Kunst und Geschichte so poetisch-interessante Schloß gewissermaßen nur ein Anhängsel der Tuilerien und des Luxembourg und der Park eine Verlängerung der elysäischen Felder. Jeder Sonnenstral lockt eine Menge waldeslustiger Menschen, eine große Anzahl glänzender Equipagen hierher und die Hälfte der Sommerbevölkerung von Saint-Clord besteht sicherlich aus Pariser Wintermüden.

(Wird fortgesetzt.)

Hans Freiherr v. Gagern.

(Fortsetzung.)

Er begleitet Napoleon nach Polen und sucht zur Versöhnung der Polen mit Deutschland beizutragen. Damals hatte er über die polnische Theilung schon dieselben Ansichten, welche er 1820 in seiner Kritik des Völkerrechts drucken ließ: „Das ist der Alp, der unsere Geschichte, unsere Politik, das achtzehnte Jahrhundert, den Begriff der Nationalität, unsere Sittlichkeit, unsern Friedenszustand, unsere Zukunft, das ganze Völkerrecht drückt! Die Büchse der Pandora, aus welcher die Uebel ohne Zahl ausgegossen worden sind, nur ohne die Hoffnung."

Napoleons Politik unterzieht er ebendaselbst einer strengen Beurteilung. Als durch die unaufhörlichen Begehren desselben es immer unmöglicher ward, am Rhein eine segensreiche Thätigkeit als Staatslenker zu üben, nahm Gagern seine Entlassung von allen seinen Aemtern und ging nach München, wo er von Zweibrücken her Verbindungen hatte, und von da nach Wien. Mit dem Erzherzog Johann und mit Hormayr betheiligte er sich 1812 an dem Plan, Tyrol zum Aufstand zu bringen. Einen Stutzen hatte er sich bereits gekauft, mußte aber nach Entdeckung dieses Entwurfs die kaiserlichen Staaten verlassen. Er ging in das russisch-preußische Hauptquartier in Schlesien, nach England und Schweden, und kehrte nach der Schlacht bei Leipzig in das deutsche Vaterland zurück. Er wird nassau-oranischer Minister in Dillenburg und organisirt daselbst eilig ein Regiment, welches tapfer ficht in der Schlacht bei Waterloo, in der auch einige seiner Söhne mitkämpfen. Im Jahr 1815 tritt er in niederländische Dienste.

Seine Wirksamkeit auf dem Wiener Congreß und bei dem zweiten Pariser Friedensschluß ist bekannt. Er befand sich unter den Diplomaten, die am entschiedensten auf Herausgabe des Elsasses und der nach Paris geführten Kunstschätze drangen.* Die Bundesacte trägt Spuren seiner Einwirkung. Bei der Gestaltung des Königreichs der Niederlande ist er natürlich der Hauptbetheiligte und der am meisten Beschäftigte. Neben seiner Treue gegen das oranische Haus ist sein Hauptgesichtspunkt, Deutschland hier ein mächtiges Bollwerk zu errichten. Was später von Holland etwa gegen Belgien, vorzüglich aber gegen Deutschland gefehlt worden, darf ihm natürlich nicht zur Last gelegt werden. In der Kritik des Völkerrechts und in den beiden Bänden des zweiten „Pariser Friedens" hat er Rechenschaft über seine damalige Thätigkeit abgelegt. Einmal sehen wir ihn in Rom, von Consalvi und dem Papste hochgeehrt, in Betrachtungen über die religiöse Aufgabe unseres Weltheils versunken und Stoff zu seiner deutschen Nationalgeschichte sammelnd.

Von 1816 bis 1818 war er niederländischer Gesandter am Bundestag und hatte als solcher wesentlichen Einfluß auf die weitere Ausbildung unserer Bundesverfassung. Als nach den Karlsbader Beschlüssen den seinigen entgegengesetzte politische Ansichten herrschend wurden, kehrte er in das Privatleben zurück. Auf seinen beiden Gütern, dem nassauischen Hornau und dem hessen-darmstädischen Monsheim, lebte er nach Römerart der Landwirtschaft und dem Studium der Geschichte. Seine früher schon begonnene, von nun an aber mit großem Eifer erweiterte literarische, besonders publicistische Thätigkeit wollen wir später im Zusammenhang betrachten, und zunächst sein äußeres Leben bis zu seinem Schluß kurz überblicken.

Im Jahr 1820 ward er von einem hessischen Wahlbezirk zum Abgeordneten in die zweite Kammer gewählt, 1829 von dem Großherzog zum lebenslänglichen Mitglied der ersten Kammer ernannt. Er hatte ein großes Verdienst um das hessische Verfassungswerk, brachte auf alle Landtage, denen er beiwohnte, Geist, Leben, vaterländischen Sinn, höhere Gesichtspunkte. Seine trefflichen Reden über den Zollverein, die Auswanderung, die Judenemancipation und so manches andere sind noch in aller Andenken. Daneben arbeitete er als Privatmann für das neu erstandene Griechenland und die Organisation der Auswanderung. Beim Ausbruch der belgischen Revolution reiste er bis Aachen, mußte aber bald erkennen, daß er für die von ihm brabsichtigte Versöhnung nichts wirken könne. Die wichtigeren europäischen Fragen suchte er durch seine Behandlung auf dem darmstädtischen Landtage zu „nationalisiren". Es ist ihm Bedürfniß, sich mit allen Ereignissen auseinanderzusetzen, alles nach vernünftigen, großen Zielen hinzulenken. Bald sehen wir ihn auf dem Johannisberg bei Metternich die orientalische Frage in ihrer Gesammtheit behandeln, bald mit dem König Otto auf Schloß Schaumburg die Geschicke Griechenlands beraten. Er betheiligt sich an allen großen Festen und Zusammenkünften der Nation; sei es das Jubiläum zu Göttingen, oder die Germanistenversammlung zu Frankfurt — überall zeigt er ein Herz für die Gegenwart und sein Volk.

So trifft ihn das Jahr 1848, welches den Namen seiner Familie für jene Zeit zum volkstümlichsten in Deutschland machen sollte. In seinem trefflichen Sohne Friedrich, welcher sich kurz vorher große Verdienste um die Reorganisation des niederländischen Heeres in Ostindien erworben, muß er der großen Bewegung seines Vaterlandes ein frühes, schmähliches dahin gerafftes Opfer bringen; aber selbst dieser große Verlust beugt ihn nicht darnieder und in einer ernsten, zukunftgläubigen Ansprache versetzt er sich an den versammelten deutschen Reichstag, in dem sein Sohn Heinrich mit hohem und festem Sinn Haltung und Würde zu entwickeln sucht. Wir gehen auf die Empfindungen

* Der Vorrang gebührt darin Wilhelm v. Humboldt und v. d. Knesebeck.

des väterlichen Herzens in diesen reich bewegten Tagen nicht näher ein, da sie jedem offenen Sinn nahe genug liegen.

Die Vereitelung der überschwänglichen Hoffnungen dieser Zeit konnte den viel gepriesten Kaatsmännischen Geist nicht zur Verzweiflung an seinem Volke bringen. Tief ergriff ihn bald darauf der Tod seiner edlen Gattin, welche bis ins hohe Greisenalter die Spuren ihrer ausgezeichneten jugendlichen Schönheit bewahrt hatte, und mit welcher er die goldene Hochzeit mit frischem Herzen hatte feiern dürfen. Außer den beiden schon erwähnten Söhnen besaß er noch drei andere, ebenfalls tüchtig und hoffnungsvoll, von denen zwei in nassauischen Staatsdiensten sind und der dritte früher im kaiserlichen Dienste stand, den er aber wegen nicht ganz fester Gesundheit verließ. Seine Tochter ist an den Oberst v. Breidbach-Bürresheim zu Heddernheim bei Frankfurt verheirathet, welcher sich in dem schleswig-holsteinischen Heer als gewandten und kühnen Reiterführer erwies. Hornau war natürlich häufige Vereinigungspunkt der zahlreichen Familie, der Kinder und Kindeskinder, welche theils der protestantischen, theils der katholischen Kirche angehören, wie denn auch Gegerns Ehe selbst eine gemischte war, indem seine Gattin zur katholischen Confession zählte. Die ächte und rechte Toleranz, welche man dem deutschen Volk so fehnlich wünschen muß, fand sich in diesem ausgedehnten Familienkreis an allen Zeiten in hohem Grad.

In seinen letzten Lebenstagen sah der edle Freiherr die deutsche Bundesverfassung, die er zum Theil auch als sein Werk betrachten durfte, als den Anknüpfungs- und Ausgangspunkt weiterer Verfassungsentwicklungen durch den kaiserlichen Bundespräsidenten hingestellt. Wie unter anderm aus einem Brief an den Verfasser dieser Zeilen kurz vor seinem Tod hervorgeht, gehörte er sich noch mit jugendfrischem Herzen der Bestrebungen für ein gesammtes, großes, einiges Deutschland.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Im Januar nächsten Jahres erscheint hier in Frankfurt im Verlag von J. D. Sauerländer ein Band „Charakterbilder" von Beda Weber. Der Inhalt dieses Bandes führt auf: Mosler in Meran. Der Sonderling von der Etsch. Michael Zeichter. Friedrich Johann Heinrich Schlosser. Der Tod eines Landgeistlichen. Der Maler Koch in Rom. Drei Briefe aus Italien im Jahr 1847. Der erste Eindruck in der Paulskirche. Arabesken um die deutsche Centralgewalt. Ein Frankfurter Brief. Die Mainfahrt. Parlament in Hochstein. Robert Blums Todtenfeier. Die Fahnenweihe in Trydten. Mein Christtraum zu Frankfurt 1848. Mein Glaubensbekenntniß in der deutschen Nationalversammlung.

Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" werden wahrscheinlich die Novelle bringen, welche die Preisrichter des „Illustrirten Familienbuch" von sämmtlichen eingesandten für die beste erklärten und letzterm wegen einiger Anstände, die sich doch wol würden haben beseitigen lassen, nicht krönten. Die Verfasserin dieser demnach eigentlichen Preisnovelle: „das Pfarrhaus von Rathangen" ist Frau Julie Pfannenschmidt in Züllichau, von der unter dem Namen Julie Burow bereits zwei Romane: „Frauenlooß" und „auf dem Leben eines Glücklichen" in Königsberg bei Samter erschienen sind.

Tabletten.

***. Abd-el-Kader hatte bei seinem Besuch in der Magdalenenkirche die Adresse des Monseigneur Dupuch, ehemaligen Bischofs von Algier, erfragt, der einst zur Auswechselung arabischer und französischer Gefangenen beigetragen und sich damit die Zuneigung des Emirs erworben hatte. Dupuch wollte dem Emir zuvorkommen und ließ sich bei ihm anmelden. Abd-el-Kader, obschon beim Frühstück, ließ dem Bischof sofort zu sich bitten. Beide schlossen sich in die Arme, bis zu Thränen gerührt. Der Emir konnte kein Wort sagen und mußte mit einer Handbewegung den Bischof und die ihn begleiteten Geistlichen zum Niedersitzen und Theilnehmen an seinem Frühstück, Kaffee und feine Kuchen, einladen. Endlich redete der Bischof ihn an: Schon lange wünschte ich dich zu sehen und mich deiner Freiheit mit dir zu freuen; ich habe viel gebetet, daß sie dir zurückgegeben würde, und ich segne die Hand, die deine Gefangenschaft aufgehoben hat. — Abd-el-Kader entgegnete: Du bist der erste Franzose, der mich verstand, der einzige, der mich immer verstanden hat. Dein Gebet ist zu Gott emporgestiegen; Gott ist es, der den Geist des großen Prinzen, der mich besucht und frei gemacht, erleuchtet und sein Herz gerührt hat. — Wol eine Viertelstunde lang, die der Besuch dauerte, hielt Abd-el-Kader die Hand des Bischofs fest in der seinigen und äußerte öfters den Wunsch, ihn bald wiederzusehen. — Wenn du in Amboise zurück sein wirst, sagte Dupuch, werde ich um Erlaubniß bitten, einige Tage mit dir zuzubringen. — Ja, versetzte Abd-el-Kader, aber deusche auch hier mich wieder. Ich werde dich nie genug sehen. — Beim Abschied schlossen sich beide nochmals in die Arme. Abd-el-Kader spricht nur einige Worte französisch; seine Unterredungen führt er mittels eines Dolmetschers. Er lebt sehr mäßig; er ißt kein Fleisch, sondern meist nur Reis als Suppe oder Kuchen bereitet, Gemüse und Obst; er genießt oft kleine Milchbrödchen. Gewöhnlich nimmt er seine Mahlzeiten ganz allein. Seine beiden Gefährten rauchen, er aber nicht, weil seine religiöse Würde es ihm verbietet. Er schläft in einem französisch eingerichteten Bett, einer seiner Gefährten neben ihm in einem nach orientalischer Weise auf dem Boden hingebreiteten Bett. Seine Haltung ist fortwährend ernst, feierlich, fast melancholisch, wobei er aber jedem, der ihm naht, höflichst entgegenkommt. Die äußeren Wunderdinge, die Paris seinen Blicken zeigt, scheinen ihn im ganzen kalt zu lassen. Er bricht sehr oft in seinem Zimmer, das Gesicht zu Boden geworfen und mit lauter Stimme.

***. Die Lootsen auf den Mississippi-Dampfbooten nehmen keine Neger zu Heizern, einfach darum, weil wenn der Kessel springt — und das passirt oft genug — nicht blos der Neger, sondern auch das schwere Geld, das er gefostet, drauf geht. Ein Irländer oder sonst ein Weißer ist billiger. Man gibt ihm einen Dollar täglich, und fliegt er in die Luft, so verliert man nur den Tagelohn.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 12. November. Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wall bei Hermannstadt", bearbeitet von Carl Gollnick. Musik von Krenzer.

Samstag, den 13. November. (Zum erstenmal wiederholt): Das Lügen, Lustspiel in vier Acten von Benedix. — Vorher geht: (Zum erstenmal) Schwarzer Peter, Schwank in einem Act von Gerner.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 272. Samstag, 13. November 1852.

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Nikenka.

Die Schwestern von Kronthal.

(Fortsetzung.)

Endlich waren wir erlöst und athmeten wieder in freier Luft. In Soden war es still und öde. Die Hauptstraße lag in ihrer ganzen Länge und Breite leer vor uns, die Fensterläden an den Häusern waren geschlossen, der Bazar hatte seine Schätze noch nicht entfaltet, auf dem Kurplatze am Brunnen tummelte sich statt der fremden Badegäste ein Rudel eingeborner Bauernbuben. Wer sollte auch in Soden sein? Nur die besitzenden Klassen haben Zeit und Geld, um in die Bäder zu reisen. Wer aber etwas zu verlieren hatte, der wagte es damals nicht, sich von seinem Eigenthum zu entfernen. Denn jeden Augenblick konnte die gefürchtete „Theilung" vor sich gehen und man hatte ja in Schillers Gedicht „die Theilung der Erde" gelesen, daß bei einer solchen Gelegenheit der Abwesende immer zu kurz kommt.

Unausgesetzten von prickelnden Erfrischungen und pikanten Abenteuern hatten wir die Anlagen durchmessen und stiegen die Höhe hinan, über die der Fußpfad nach Kronthal führt. Nirgends ein menschlicher Laut, — unversöhnliche Waldeinsamkeit, ungestörte Naturandacht überall.

So kamen wir nach Kronthal. Das hat lange genug gedauert. Daran ist nur der langsame Omnibus schuld. Warum fährt die Eisenbahn nach Soden erst im Sommer! Da wir endlich in Kronthal sind, so werden nun wol auch die Schwestern erscheinen. Sehen wir uns einmal nach ihnen um! Ich glaube mich zu erinnern, daß ein paar Menschen vereinzelt an den Tischen vor dem Kurhause saßen; aber eben der Umstand, daß mir keine bestimmte Erinnerung, kein deutliches Bild geblieben ist, bürgt mir dafür, daß es keine Personen waren, die das Auge, geschweige das Herz hätten fesseln können.

Seltsamer Widerspruch! Ich ging ins Gebirg, um dem Getümmel der Stadt zu entfliehen, um ländliche Stille zu suchen, und nun, da mir die Natur in ihrer reinen Ursprünglichkeit, in ihrer unentweihten Ruhe entgegentrat, vermißte ich die Menschen. Ja, es gibt eine Zeit, wo man die Einsamkeit aufsucht, wo man sich fern der Menschennähe am wohlsten fühlt. Es ist die Zeit, wo wir eine Fülle von Empfindungen, von Träumen und Gestalten im Herzen tragen, mit denen wir die Welt bevölkern und die Einsamkeit beleben, wo wir von einem Bild begleitet werden, das uns alle andern Wesen vergessen läßt, wo die Sänger des Waldes, das Rauschen des Windes, das Murmeln der Quelle, das Flüstern der Bäume als Vertraute zu uns reden; wo das Reh, das aus dem Dickicht lauscht, uns mit dem Auge der Geliebten anschaut, wo wir in dem hämmernden Pochen des Spechtes das Echo unseres unruhvollen Herzschlags hören. Aber diese Zeit lag hinter mir; ich trug nicht mehr jene schöpferische Kraft in mir, um die Einsamkeit zu beleben. Die Natur allein genügte mir nicht mehr, ich vermißte die Staffage in der Landschaft.

Die Musik übt auf mich den gewaltigsten Zauber, wenn ich den Tönen lauschend, in das Anschauen schöner Mädchenaugen mich versenke. Für die Schöpfungen der Malerei habe ich das tiefste Verständniß, wenn ich sie in Gegenwart eines in meinem Herzen lebenden weiblichen Wesens betrachte. Im Gotteстempel selbst kommt eine schöne Weise und Andacht über mich, wenn ich mein Gebet mit dem einer frommen Jungfrau vereinige. So auch genieße ich die Reize und Wunder der Natur in erhöhtem Maße, wenn meine Gefühle durch die Nähe einer anmuthigen, jugendlichen Gestalt belebt und gehoben werden. Es ist mir dann, als ob dem Auge dieses Wesens ein sonniger Strahl entquelle, der, prächtiger als die Leuchte des Himmels, die Landschaft mit magischem Schimmer vergolde und in nie gesehenem Glanz verklärе.

Der Nachmittag war unterdessen vorgeschritten und für uns die Zeit zum Aufbruch gekommen. Ich fühlte mich durch die Genüsse dieses Ausflugs wenig befriedigt und schleuderte schweigend und verstimmt neben meinen Begleitern durch die Anlagen vor dem Kurhause. Ich hatte mich nicht darum gekümmert, von was sich meine Gefährten unterhalten hatten, bis ich plötzlich die Worte vernahm: Ja, die eine ist nicht übel. — Was für eine? wollte ich eben fragen, aber eine gleichzeitige Wendung meiner Blicke nach der Seite ersparte mir die Frage. Wenige Schritte von uns entdeckte ich mehre weibliche Gestalten, fünf oder sechs, was liegt daran. Ein erwachsenes Mädchen, die eine Art Aufsicht und Leitung zu führen schien, eine jüngste von etwa — Doch lassen wir die Zahl der Jahre! Das Bild einer erblühenden Rosenknospe, die übrigen im Kindesalter. Nicht übel! nannte jener die eine. Kein Zweifel, er meinte die Rosenknospe. Nicht übel! Welch abscheuliche Redeweise! Ich dachte ganz anders von ihr.

Meine Begleiter eilten von dannen und wir waren bald am Fuß der Höhe angelangt, wo der Fußpfad nach Soden sich rechts von der Fahrstraße abzweigt. Hegte sich ein gemeinsamer Wunsch in uns, die Mädchen noch einmal zu sehen, oder was war es sonst? Wir standen ohne irgend eine Verabredung sammt und sonders still und warteten. Da kamen sie und schlugen den Fußpfad ein.

Ja, sie war reizend, diese Rosenknospe. Das Bild einer Rose war indeß kaum ausdrucksvoll und charakteristisch genug für diese erotische Erscheinung mit dem glänzendschwarzen Haar, mit den kühngeschwungenen Brauen und den langen, dunklen Wimpern über dem mächtig feuchtraden Auge, mit diesem Colorit der Wangen, so warm, so sammetartig, gleich einer an glühender Sonne gereiften Südfrucht. Und würde ich noch so

viele Einzelheiten mit hundert Worten schildern, es gäbe noch kein vollkommenes Bild. Es lag in diesem Antlitz ein Etwas, von dem ich nicht weiß, wie ich's bezeichnen soll. Wer leiht mir den rechten Ausdruck dafür? Die Gräfin Hahn-Hahn spricht von einer „fascinirenden“ Schönheit, die moderaen Kunstkritiken sagen von einer Kunstschöpfung: „sie packt“, der Italiener kennt eine „bellezza folgorante“. Ja, dieses Etwas in ihrem Antlitz bezaubernde, packende, blendende, überwältigende war wahrhaft dämonisch.

Zu dieser dunklen Schönheit harmonirte ein feuerfarbener Shawl, der sich in lichten Falten um die Schultern schlang. In ihrer Haltung und ganz besonders in ihrem Gang hatte sie etwas Bestimmtes, Determinirtes, Energisches, Selbstbewußtes, das man nur selten bei Frauen, noch seltner bei Mädchen findet. Sage man, was man will; in dem Gang drückt sich mehr Charakter und geistiges Wesen aus als auf der Stirn, in den Augen, um die Mundwinkel und wo sonst die Phrenologen und Physiognomiker die Spuren des inneren Menschen verfolgen.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Freiherr v. Gagern.

(Fortsetzung.)

Mit seinem handelnden Leben ist nun vielfach verschlungen seine schriftstellerische Thätigkeit. Beide greifen durch ein langes Leben innig in einander über, wie ja denn ohnehin das zur rechten Zeit gesprochene einschlägige, männliche Wort auch eine That ist. Wir haben was man vorzugsweise das handelnde Leben nennt, von seiner literarischen Thätigkeit nur der leichtern Uebersicht wegen geschieden, besonders um Werke, zu denen er in weit auseinanderliegenden Jahren oder sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat, auf einen Blick zu überschauen. Häufig suchte er durch Flugschriften und publicistische Abhandlungen in den Lauf der Ereignisse einzugreifen, so unter andern durch sein griechisches Manifest 1822, von welchem der Minister Stein sagte: daß es im Geist der alten, gelehrten, gründlichen Diplomatiker geschrieben sei. Seine Broschüren über die Kölner Wirren, sowie die religiösen Bestrebungen unserer Zeit enthalten eine Fülle hoher und edler Anschauungen. Rechenschaft über seine ganze staatsmännische Thätigkeit legte er in den sechs Bänden seines „Antheils an der Politik“ ab. Er sagt in Beziehung auf dieses Buch in seiner Kritik des Völkerrechts im Kapitel von dem überhandnehmenden Geist der Unwahrheit: „Es ist noch etwas, was die Unwahrheit zwar nicht selbst ist, aber sie befördert und gebiert: die Verheimlichung, die Verhüllung vor den Augen der Nation, das Entziehen des Wissens und Mitwissens. Die Völkerrechtslehrer einstimmig, grade wie die Sittenlehrer, verlangen auch von den Nationen, sich selbst zu kennen; ihre Zustände, ihre Bedürfnisse, den wahren Hergang, den Zusammenhang der Dinge zu überschauen und zu würdigen, die Zukunft darnach einzurichten! Wer der Nation diese Mittel vorenthält, handelt gewissermaßen völkerrechtswidrig, kränkt, stört und beleidigt. Man verdammt die Nation zur Quasiblindheit und verleitet sie zu falschen Conclusionen. Diese Ueberzeugungen haben mir bei meinem „Antheil an der Politik“ vorgeschwebt, insbesondere bei den berühmten Stein'schen Briefen.“

Er klagt darauf mit Recht über unsere Armuth an einheimischen Denkwürdigkeiten, wenn wir uns mit den Franzosen und Engländern vergleichen. Die Stein'schen Briefe erregten allerdings bei ihrer Herausgabe zu Berlin und anderwärts unangenehme Gefühle. Es ist interessen anzunehmen, daß man sich mit der Erkrankung des Nationalcharakters an solche gesunde Kost gewöhnen wird.

Es ist interessant, diese beiden Männer einander gegenüber zu sehen, welche Dronsen mit Luther und Melanchthon vergleicht. Gagern selbst hat in der Einleitung zu den Briefen mit großem Freimut Stein und sich selber charakterisirt in politischer sowie religiöser Hinsicht. So wie mit Stein stand Gagern bekanntlich auch mit Talleyrand in naher Verbindung, dessen diplomatisches Genie er in seinem „zweiten Pariser Frieden“ mit großer Umsicht und, man kann sagen, mit Anerkenntniß und Bewunderung entwickelt, wodurch er sich aber bei manchen alles Wälsche hassenden Patrioten einen schlechten Dank verdient hat. Ueber seine politische Thätigkeit hat Gagern ferner im praktischen Theil der Kritik des Völkerrechts an mehren Stellen in anglehender Weise berichtet, so besonders über seine Bemühungen für Organisation der Auswanderung und die Förderung der Zwecke des Königreichs Griechenland, worauf wir später zurückkommen.

Ins Privatleben zurückgetreht, gab er von 1822 bis 1827 seinen „Einsiedler“ heraus, oder „Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik“. In die wichtigsten Gegenstände der Zeit hat er damit eingreifen, die Urteile läutern und berichtigen wollen. Es ist ihm nach seinem Geständniß damit am wenigsten gelungen, weil man an solche Lesung schon mit abgeschiedener Rechnung komme. Er klagt im Vorwort, daß der Hang zu speculativer Wissenschaft sich auf dem leeren Raum der Politik bemeistert habe, und daß statt der breiten Erfahrung leere Abstraction selbst der Staaten Formen, Gesetze und den Geist der Gesetze in enge Fugen gezwängt, in dunkle Begriffe, in conventionelle Worte gebillt. Sein Zweck war, die Leidenschaften zu beschwören, den Zustand der Dinge ruhig und richtig abzuwägen, Ueber die besseren Seiten herauszuheben, unsere Nation in erster Reihe zu besanyten. Versöhnung der Stände, der Racen, der Religionen, der Völker selbst will er anstreben. Dabei hat er den Herder'schen Ausdruck zu seinem Trost immer im Ange: „Und doch, warum erfuhren eben die friedliebendsten, die billigsten Gemüter, Erasmus, Grotius, Comenius, Leibniz, so manchen üblen Dank ihrer Zeitgenossen? Die Ursache ist leicht zu finden: weil sie parteilos und jene mit Vorurteilen befangene streitende Parteien waren. Diesen gaben Unwissenheit, Eigennutz, blindes Herkommen, getränkter Stolz und zehn andere Furien das Streitgewehr oder den Dolch der Verleumdung in die Hände; jene kämpften friedlich hinter dem Schild der Wahrheit und Güte.“

Der Einsiedler ist reich an gediegenen, originellen Aufsätzen, unter denen sich besonders die Ansprache an die deutsche Jugend, die heilige Allianz, seine spanischen Schlösser, die Moldau und Wallachei, sowie der Papst und die Cardinäle auszeichnen. Daneben stehen treffliche Charakteristiken bedeutender Zeitgenossen, in denen uns mit wenigen Zügen ein lebendiges Bild der ihm meist befreundeten Männer gegeben wird. Die „vaterländischen Briefe“, welche besonders in den ersten dreißiger Jahren in der allgemeinen Zeitung erschienen, setzten die hohe, milde Beurteilung menschlicher Dinge fort, welche er im Einsiedler angeschlagen hat, und verdienten gesammelt und besonders herausgegeben zu werden.

Ueber seine Zeit hinaus zur Anschauung der gesammten Entwicklung seines Volkes schritt Gagern in seiner Nationalgeschichte der Deutschen, deren erster Band schon 1812 erschien. Aus starken Gründen damals augenblicklich von den Geschäften und dem Welttreiben zurückgezogen, und doch an anhaltende starke Arbeit gewöhnt, fiel er auf die Idee, die damals noch so sehr vernachlässigte Geschichte der Deutschen in ihren frühesten Epochen, ihre Tugenden, ihren Heldensinn, ihre Freiheitsliebe, ihren Föderalismus mit sammt den Fehlern zu schildern. Er machte

Anspruch auf Kraft und Eleganz des Styls, auf Wahrheit und Treue der Darstellung. Goethe äußerte von dem ersten Theil dieser Nationalgeschichte: „Der Mann wollte noch etwas anderes als ein Buch schreiben", und Gagern setzte hinzu: „Allerdings, es war in jener Zeit das Manifest für Freiheit und Unabhängigkeit, sowie der zweite das Manifest für Stärke und Beharrlichkeit sein soll, und der dritte für Gesetz und Ordnung." Den zweiten Band schrieb er in den zwanziger Jahren, als er zum zweitenmal von den Geschäften zurückgetreten war, während auch Stein seine Monumenta der deutschen Geschichte vorbereitete. Gagern sagt darüber: „Viele hochberühmte oder verdiente und edle Zeitgenossen, die zugleich mit mir gewirkt hatten, theilten diese Zurückgezogenheit mit mir. Und auch sie zog vorzugsweise die Geschichte in ihren so verschiedenen Zweigen mächtig an. Unsere Seelen, durch die stürmische Zeit daran gewöhnt, suchten irgendeine große Beschäftigung, oder eine Beschäftigung mit dem Großen, und fanden sie nur so. Das Ungefällige oder Herbe der Gegenwart suchten wir vor unsern eignen Augen damit zu verhüllen."

Der Minister Stein lobte an diesem Buch die großen staatsmännischen Gesichtspunkte. Er schrieb darüber: „Der Geist ist vaterländisch, edel, die Behandlung grandios, die Ereignisse und Menschen in größeren Massen nach großen Ansichten, sowie sie der Staatsmann, der an Welthändeln Theil nahm, zu fassen pflegt, zusammengestellt." Der dritte Band ist schon längst gedruckt, aber noch nicht ausgegeben. Dass ganze Werk wollte der edle Greis den vaterländischen Gymnasien und den deutschen höheren Schulen in Nordamerika zum Geschenk geben.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Lesebande.

III.

Leid und Liebe. Zwei Novellen von Schwester Barbara. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung. 1852.

Roman und Novelle sind in einer Krisis begriffen, die unter Umständen sehr lange dauern kann, aber vermuthlich schneller durchgemacht sein wird als die des deutschen Dramas. Wie nun bei der Krisis in einer Krankheit jede neue Erscheinung von dem Arzt mit besonderer Aufmerksamkeit geprüft werden muß, um ihre Bedeutung für die Genesung oder Auflösung des Körpers vollständig zu erforschen, so muß uns auch auf dem Gebiet der Literatur des Romans und der Novelle jede neue Erscheinung schon als solche anziehen. Kommt nun wie hier der Reiz der Pseudonymität oder Anonymität hinzu — und der Recensent weiß in diesem Fall ja nicht, ob die Dame mit vorgezogenem Schleier eine Prinzessin ist — ist Erfindung, Behandlung, Styl, kurz was in der Novelle in den Vordergrund treten muß, glücklich, dann darf es nicht überraschen, wenn die Kritik sich freut und einer solchen Gabe sich sogleich anerkennend zuwendet. Die Verfasserin der beiden vorliegenden Erzählungen ist eine junge Dame aus den höheren Kreisen, die schon in einigen Zeitschriften, ohne ihren Namen zu nennen, gelungene Arbeiten mitgetheilt, und alle, die für rein sittliche, natürlich poetische Gaben der Muse Sinn haben, werden ihr für ihre „Gabriele" und „Valerie" Dank wissen. Wie stimmeweit sind diese rein und mit sicherer Hand gezeichnete Frauen verschieden von Gutzkows „Melanie Schlurk" oder „Helene" (in den „Rittern vom Geiste"); aber edle weibliche Herzen, die das Leben in seinen Verschlingungen und besonders auch die Verhältnisse kennen, die in höheren Ständen oft die schönsten Herzen mitten in ihrer Blütezeit knicken, werden sich vielleicht noch mehr von solch einfachen Naturen angezogen fühlen. Wir müssen uns leider versagen, den Inhalt der beiden Erzählungen hier mitzutheilen und zu beleuchten, weil es nur Aufgabe unseres Blattes ist, sie in den Kreisen der gebildeten Konversation einzuführen, und wir nicht den Genuß manches Lesers durch unsere Bemerkungen stören möchten. Wir empfehlen sie aus voller Ueberzeugung; die Verfasserin aber fordern wir auf, uns mit neuen Arbeiten zu beschenken; zumal glauben wir sie geschickt, einen größeren Roman, der die Stellung der Frauen in unsern höhern Ständen zur Hauptaufgabe setzt, zu dichten, und fordern sie um so mehr hierzu auf, als wir mit vielen Partien neuer beliebter Romane grade in diesem Punkt nicht zufrieden sind und manches, was sonst reißend gelesen wurde, zum Beispiel aus den Romanen der Hahn-Hahn, entschieden verwerfen und für erbärmlich erklären müssen. A. R.

Die neugriechische Helene, oder: der grüne Kranz auf Hohenschwangau. Ein Roman nach historischen Anklagen von Wilhelmine Hoffmann, geborne Blumenhagen. Zwei Theile. Hamburg, Niestler und Melle.

Die Verfasserin, bekannt durch gelungene Schilderungen, hat auch mit diesem neuen Roman einen sehr glücklichen Wurf gethan: sie hat es verstanden, uns auch aus dem Jammer der Gegenwart in eine kräftigere, gesundere Zeit zu führen. Wie schon aus dem Titel hervorleuchtet, spielt der Roman in der Zeit des wiedererwachenden Griechenlands. Maurokordato und Marko Bozaris, besonders letzterer sind trefflich geschildert, ebenso die deutschen Grafen v. Hohenschwangau. Die Verfasserin hat es verstanden, die griechischen Helden und Kämpfer für ihre Freiheit in ihrer ganzen Größe hinzustellen. Bozaris, der ect die Freiheit, dann die Fürstentochter als Braut heimführen will, ist wol das gelungenste Bild; ihm zur Seite steht würdig der deutsche Graf Mar, im ewigen Kampf mit sich, seinem Streben und seinen aristokratischen Ansichten. Selbst seine Liebesabenteuer sind ein treues Abbild des nur dem Augenblick angehörenden Edelmannes; er behandelt alles mehr als augenblickliches Amüsement, statt mit dem Ernst, wie es Bozaris und seine Freunde thun. Bei den Frauencharakteren stehen die deutschen und englischen den griechischen und französischen gegenüber, die ersten edel und rein, die übrigen sinnlich, leichtsinnig und zu jeder Sünde fähig, um ihre Wünsche zu erreichen. So mordet die Fürstin Helena mit ihrer Amme Fides die englische Lady und versucht mehrfache, aber mißglückende Vergiftungen. Die Darstellung des Ganzen ist, wenn man über die ersten Seiten hinaus ist, eine sehr spannende. Die Verfasserin beherrscht ihr Thema.

Bisitenbuch eines deutschen Arztes in London. Herausgegeben von Amely Bölte. Zwei Theile. Berlin, Duncker und Humblot.

Eine eigentümliche lesenswerte Erscheinung. Memoiren von wirklichen englischen Aerzten haben in der neuesten Zeit in London Glück gemacht, weil sie Details über manche politische, literarische oder künstlerische Notabilitäten, und nebenbei allerhand ärztliche Winke und Belehrungen enthielten. In diese Kategorie dürfte indeß das vorliegende Werk nicht gehören, dessen ganzer Tendenz man es sehr bald ansehen dürfte, daß die Herausgeberin und die Verfasserin eine und dieselbe Person sind. Die Sentimentalität, welche sich darin ausspricht, dürfte einem deutschen Arzte schlecht anstehen, von einem englischen nicht zu reden, denen gewöhnlich am Honorar mehr liegt, als an dem Kranken. Daß der Verfasser oder die Verfasserin mit England

und dessen Gebräuchen wol bekannt ist, sieht man aus dem Werke, das auch für die Erzählungs- und Darstellungsgabe des Verfassers oder der Verfasserin zeugt und deswegen eine angenehme Lectüre gewährt.

Onkel Toms Hütte, oder Sclavenleben in den Sclavenstaaten von Amerika. Aus dem Englischen der Harriet Beecher Stowe.

„Uncle Tom's Cabin, or negre life in the Slave states of America", so lautet der Titel im englischen Original des Romans der Frau Harriet Beecher Stowe, der in Amerika so ungeheures Aufsehen gemacht hat und in England binnen wenigen Wochen in hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt worden ist. In Berlin und Hamburg sind bereits deutsche Uebersetzungen desselben erschienen und von J. J. Weber ist soeben auch eine illustrirte Ausgabe angekündigt worden. Das Buch ist politisch-geistlicher Tendenz. Die ungeheuere Sensation, welche diese Schilderung der Greuel des Sclaventums in den freien vereinigten Staaten machen mußte, ist erklärlich und entschuldigt den Mangel an Zusammenhang, indem es fast mehr aneinander gelegte als ineinander verflochtene Scenen bietet. In Deutschland bedurfte es nicht so vieler Uebersetzungen und kann uns als Lehre nur die bringen, daß Freiheit und Christentum von Uncle Sam noch nicht wahrhaft erkannt sind. Früher oder später muß die Aufhebung der Sclaverei eintreten und die Farbigen gleichstellen, so weit dieses unsere bürgerliche Gesellschaft gestattet; der ganze Zustand Nordamerika's wird sich dadurch verändern. Die erwähnte Schrift trägt vielleicht auch dazu bei, und wir können sie in jedes Haus empfehlen, da sie in ächt christlichem Geist geschrieben ist. Evangeline und ihren Tod kann man ein wirklich christliches Idyll nennen. Die Verfasserin, Frau Beecher Stowe, hat den ganzen Honorarbetrag ihres Werkes der Propaganda zur Abschaffung des Sclavenhandels in den vereinigten Staaten bestimmt und derselben schon 100,000 Franken überwiesen.

Tabletten.

*** Im Verlag von A. Duncker zu Berlin ist ein Werk erschienen, das den Titel führt: „Spanien und seine fortschreitende Entwickelung". Der Verfasser ist der zeitige königlich preußische Generalconsul für Spanien und Portugal, Herr v. Minutoli. In statistischer und ethnographischer Beziehung ist bislang noch kein vollständigeres und gewissenhafter bearbeitetes Werk über Spanien erschienen. Alles ist auf das genaueste und bis in das kleinste Detail darin aufgeführt. Meines Wissens gibt es kein Buch, das eine deutlichere Darstellung des spanischen Staatshaushaltes, des Unterrichtswesens und der Justizpflege enthält. Berichterstatter hat das Werk mit großer Aufmerksamkeit und mit vielem Interesse gelesen und glaubt durch seinen langjährigen Aufenthalt in Spanien zu dem obigen Urteil um so mehr berechtigt zu sein, als er sich selbst mit spanischer Statistik beschäftigt und in dieser Beziehung noch immer in engerem Verkehr mit dem Lande steht. L—g.

*** Bahnhöfe aus Glas und Eisen für die Rio-Janeiro-Eisenbahn zu Brasilien werden gegenwärtig in Birmingham gebaut, die im Januar nächsten Jahres am Ort ihrer Bestimmung aufgestellt sein müssen.

Eitles Mühen.

Wenn ich in der Abendstunde
Sehnsuchtsvoll der Muse harre,
Kräuseln sich aus meinem Munde
Blaue Wölkchen der Cigarre.

Ringlein bilden sich und Kronen
Mannigfaltig in dem Dampf;
In dem hellsten Glanz zu thronen
Drängen alle sich zum Kampf.

Und die Kerze zieht die Streiter
Rasch zum Kerne ihres Lichts:
Kränze, Ringlein und so weiter
Sind zerronnen bald in Nichts.

Ob ich neue Formen hauche,
Bleibt ihr Loos sich dennoch gleich:
Alles wird zu eitlem Rauche
Sei das Bild auch noch so reich. —

Doch der Lichtkreis wird zur Leuchte,
Die die Hand des Ew'gen hält,
Wölkchen, die ein Hauch verscheuchte,
Werden Leben, werden Welt,

Werden Bürger-, Fürstenkronen,
Lorbeerkränze, Stab und Ring,
Werden Schwerter und Kanonen,
Kampf und Müh — um eitel Ding —

Und ihr Thoren kämpft noch immer,
Drängt und verfolget euch
Um den ird'schen Glanz und Schimmer,
Wo im Licht doch alles gleich!

W. Ewald.

Samstag, den 13. November, abends 7 Uhr. Feste Quartettunterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Stedentopf im holländischen Hof.

Programm.

1. Quartett aus Es-dur von Mozart.
2. Quartett aus F-moll von Beethoven.
3. Quintett aus A-dur für zwei Violinen, zwei Bratschen und Cello von Mendelssohn (unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Alois Baldeneder).

Abonnementskarten zu 4 fl., sowie einzelne Karten zu 1 fl. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Herrn Andrè und abends an der Kasse zu haben.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 13. November. (Zum erstenmal wiederholt): Das Lügen, Lustspiel in vier Acten von Benedix. — Vorher geht: (Zum erstenmal) Schwarzer Peter, Schwank in einem Act von Görner.

Sonntag, den 14. November (Gastdarstellung des Herrn Reichel.) Der Prophet, große Oper in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer. Johann: Herr Reichel.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 273. Montag, 15. November **1852.**

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Nicicula.

Die Schwestern von Kronthal.

(Fortsetzung.)

Da macht man viel Wesens davon, daß Beaumarchais einst aus einem auf den Pariser Boulevards gefundenen weißen Atlasschuh den Wuchs, das Alter, die Schönheit der Dame, die ihn getragen, ja sogar den Umstand erraten haben soll, daß sie Gattin, aber kinderlos sei. Das alles sind Aeußerlichkeiten. Ganz andere, tiefer liegende Dinge: Temperament, Charakter, Fähigkeiten des Geistes, Eigenschaften des Gemüthes lassen sich aus dem Gang, ja am Ende selbst aus dem unter den Tritten im Erdboden zurückbleibenden Abdruck eines Schuhes erforschen. Unter den jüngeren Mädchen gab sich die eine offenbar als eine Schwester jener „fascinirenden" Erscheinung zu erkennen. Sie hatte in allem das Gepräge der älteren, nur war ihr Haar noch dunkler, von der Schwärze des Rabenfittigs mit stahlblauem Schimmer, das Auge noch größer, tiefer, unergründlicher, ja düsterer, unheimlicher möcht' ich sagen, ein Ausdruck, der mit dem jugendlichen Alter einen um so seltsameren, interessanteren Contrast bildete. Gluh die ältere einer Tochter Andalusiens, so erinnerte die jüngere an die glühende Sonne Afrika's. Habt ihr je eine edle Creolin gesehen? Wenn nicht, so vergegenwärtigt euch das, was die neueren französischen Romanschriftsteller von dem unwiderstehlichen, umstrickenden und berückenden Zauber ihrer Schönheit gesagt.

Die Mädchen hatten mittlerweile die Höhe erreicht und sollten nun bald unsern Blicken entschwinden. Sie merkten es wol, daß unsere Augen ihnen folgten. Sie wandten sich zuweilen zurück, die Kleinen in arglosester Unbefangenheit nickten uns zu und wollten sich todt lachen über dies Abenteuer. Noch ein Rückblick — ich sah den Strahl ihrer Augen blitzen; ich dachte, es sei der letzte; ehe ich wußte, wie mir geschah, hatte ich die Fingerspitzen zu den Lippen erhoben und den Lüften eine Kußhand für sie zum Scheidegruß übergeben. War mir so etwas je vorgekommen! Wahrhaftig! ich erschrack fast vor mir selbst in diesem Augenblick.

Der Weg nach unserm Ziele führte die Landstraße entlang, aber seltsamerweise hatten wir plötzlich den Fußpfad über die Höhe eingeschlagen. Geschah es vielleicht nur darum, weil wir von oben den Sonnenuntergang bewundern, Schloß Kronberg und die Ruine Falkenstein im Abendgold glühen sehen wollten? Ich glaube kaum. Uns leuchtete ein anderer Stern. Gewiß, ich fühlte eine Art Scheu, ihr wieder unter die Augen zu treten; aber doch hätte ich gegen die Wahl dieses Pfades um die Welt keine Einsprache erheben mögen.

Bald waren wir wieder in ihrer Nähe und ich glaube, wir gingen stark damit um, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Einstweilen wählte sich jeder die, an die er sich zunächst anschließen wollte. Der eine sagte: ich gehe mit der Aelteften; ein zweiter erkor sich die „Rosenknospe" — im Stillen that ich's auch; um aber meine Gefühle nicht zu verraten, nannte ich die von den Jüngeren, die ihre Schwester sein mußte.

Während dessen waren wir wieder an den Scheidepunkt gekommen. Da wo der Fußpfad nach Soden abermals die Straße verläßt und in den Laubwald einmündet, sahen wir die Gestalten zwischen den Bäumen verschwinden. Wir selbst schritten links ab fürbaß gen Sossenheim. Dieser Ortsname erinnerte meine Begleiter an Seefenheim, wo Friederike, Goethe's Liebste, gewohnt; ich selber dachte daran, daß mich bereits ein weiter Raum von dem Gegenstand meiner Träume schied.

Es war natürlich fest bei mir beschlossen, in den nächsten Tagen nach Soden zu gehen und dort nach der schönen Unbekannten zu forschen. Aber ich hatte wenig Hoffnung auf glücklichen Erfolg. Die Saison daselbst war da, wie wir gesehen hatten, noch nicht eröffnet und von Fremden keine Spur. Wie aber waren die Mädchen so plötzlich in Kronthal erschienen? Das fragte ich den, der die eine „nicht übel" gefunden hatte. Sie waren, wie ich hörte, einige Zeit vor unserem Aufbruch festwärts vom Spaziergang aus den Bergen gekommen. Darum waren sie meinen Blicken entgangen.

Den ganzen Weg konnte ich die Erscheinung nicht vergessen und der Gedanke an sie half mir glücklich und unbemerkt über die sumpfigen Wiesen bei Rödelheim und durch den Nebel, der um uns wogte.

Zwei Tage darauf war ich in Soden. Alle Straßen und Gassen durchwanderte ich, jedes Fenster musterte ich, den Kurplatz und die gesammten Anlagen durchsuchte ich — alles vergebens. Ich kehrte heim, wie ich gekommen, nur noch tiefer in Gedanken an sie versenkt, lebhafter von ihr träumend, heißer von Verlangen erfüllt, sie wiederzusehen. Ich begriff es selbst nicht, was mich so mächtig, so unwiderstehlich hinzog zu einem Wesen, das ich nur einen flüchtigen Moment gesehen hatte. So manche liebliche, anmutige Gestalt war mir vorher da und dort entgegengetreten, die ich mit Wohlgefallen angeschaut, die mein Herz schneller hatte schlagen lassen, aber der Eindruck war momentan, war vorübergehend. Und nun? Unabweislich schwebte ihr Bild vor meinen Augen, immer und immer drängte es sich in all mein Denken und Fühlen. Wollte ich mich dagegen mit dem Panzer des Vergessens, der Unempfindlichkeit wappnen und alle Zugänge meines Herzens verschließen: der Blick dieser gewaltigen Augen spürte aller Schutzwehr und bohrte sich förmlich in meine Seele.

Ja, ja, die Gräfin Hahn-Hahn hat Recht, wenn sie solche Wesen fascinirend nennt. Es ist ein Zauber dabei. Und dieser Zauber war auf den Bergen um so gefährlicher. Es ist ein wundersames Ding mit den Bergen. Das Herz ist da anders, als zwischen den engen Straßenmauern einer Stadt, in den vier

Wänden einer Stube. Da droben in luftiger Höhe wagt sich manches Gefühl hervor und drängt sich auf die Lippen, das sonst tief verschlossen im Innersten der Seele geruht.

Daß Jahre lang für dich mein Herz geschlagen:
Du faßt es nicht und hast es nie gewußt.
Verschlossen war mein Leid in tiefster Brust,
Ich konnte sterben, doch kein Wörtchen wagen.

Hier auf den Bergen, die zum Himmel ragen,
Regt sich in mir ein niegefühlter Mut;
Was als Geheimniß stets in mir geruht,
Könnt' ich vertrauend aller Welt nun sagen.

Wärst du mir nah, frei ohne Furcht und Zagen
Würd' hier ich meine Liebe dir gestehn,
Die kühn und mutig in die Augen sehn
Und dich, was ich zu hoffen habe, fragen.

Es war auf dem großen Winterberge in der sächsischen Schweiz, wo ich einstmals diese Verse schrieb. So war es auch nur der Bergeszauber, der mir die Vermessenheit verlieh, der „Rosenknospe" eine Kußhand nachzusenden.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Freiherr v. Gagern.

(Fortsetzung.)

Der Mann, welcher sich zwischen Frankreich und Deutschland in wichtigen Geschäften hin und her bewegte und jeden Augenblick seiner Muße zu ernsten Studien benützte, machte sich auf diese Weise geschickt ein Werk zu schreiben, wie es uns in den „Resultaten der Sittengeschichte" vorliegt. Fast ein halbes Jahrhundert hat er dafür gesammelt und daran gearbeitet; denn bereits 1808 erschien der erste Band und in den letzten Jahren arbeitete er an dem siebenten, welcher mit dem sechsten Band unter dem besondern Titel: „Civilisation" erscheinen sollte. Man könnte das Ganze aber auch eine Geschichte der Menschheit nennen; denn die Entwicklung unserer ganzen Gattung, nach allen Seiten hin, hat er darin ins Auge gefaßt. Früh auf dem Welttheater in so merkwürdiger Epoche, wolunterrichtet, Freund der Geschichte, des Staatsrechts und jener Sittengeschichte, die in Annalen, Biographien und Reisebeschreibungen enthalten ist, gewöhnte er sich früh, zu notiren, zu ordnen, unter Gesichtspunkte zu bringen, Folgerungen zu ziehen. Sehr bald sah er ein Ganzes des menschlichen Seins. Weltweisheit, Religion, Tugend, der Aufenthalt, die Arbeit, die Wissenschaften sind ihm die wesentlichsten Rubriken, die diesen Zirkel, diesen esprit des mœurs vervollständigen sollen. Die vier ersten Bände, enthaltend die Pflanzen, die Aristokratie, die Demokratie, und diese drei Elemente zusammenfassend in der „Politie" sind viel gelesen und neu aufgelegt worden. In zweiter Auflage hat besonders die Demokratie gewonnen. Mit größter Vorliebe ist von dem stolzen Reichsfreiherrn natürlich die Aristokratie behandelt. Während seine Freude an seiner alten Reichsritterschaft in den letzten Jahrzehnten mannigfache Rasirhaltung erlitt, ist man in neuerer Zeit für das Selbstgefühl eines jeden Standes empfänglicher geworden.

Diese vier Bände seiner „Resultate der Sittengeschichte" enthalten eine Fülle staatsmännischer Weisheit. Das Kapitel über Föderativstaaten in der Politie ist jedem deutschen Staatsmann vorzüglich anzuempfehlen. Weniger bekannt als diese ersten Bände ist der fünfte, welcher die Kapitel von der Freundschaft und Liebe enthält; bei ihnen dürfen wir daher etwas länger verweilen. Seine Ansichten über die Freundschaft haben wir schon früher betrachtet; wir wollen aber auch hören, wie er über die Liebe denkt und fühlt. Es hat dies einen doppelten Reiz für uns, da er sich, wie schon erwähnt, eines ehelichen Glückes erfreute, wie es wenig Sterblichen zu Theil wird. Fast ein Jahrzehnt vor seinem Tode feierte er seine goldene Hochzeit, von Söhnen, auf welche das Vaterland stolz ist, und blühenden Enkeln umgeben. Seine Gattin war bei diesem Fest das Bild einer schönen Matrone, mit einem frischen jungfräulichen Herzen, gleich ihrem Gatten an allem Großen und Schönen des Vaterlandes den lebhaftesten Antheil nehmend. Es waren zwei gesunde Seelen, die sich in treuer Liebe zusammengefunden, ein tröstendes Vorbild in unserer mannigfach zerrissenen Zeit. Der Gatte schrieb in früher Zeit, fast vor zwei Menschenaltern: „Daß die Fortdauer ein Traum, Unsterblichkeit ein Fantom, die Brut und Frucht der Eitelkeit, und der Faden hier schon ausgesponnen sei, das wäre glaubhafter ohne Freundschaft und Liebe, ohne die heiligen und unzerstörbaren Bande der Familie. Es ist ganz und gar nicht wahr, im Buch der Natur nicht so geschrieben, daß der Kirchhof der Liebe am Tempel des Hymen liege — der Garten vielmehr. Vorher war es höchstens ein unordentliches wildes Grün, jedem Ungefähr noch ausgesetzt — oder die Blüte; hüte dich nur, daß der Sturm der Leidenschaft, der falsche Mehlthau, der fade Honigthau, der Wurm des Neides — so mancher andere sie nicht zernage! Die Wonne in derselben Kammer zu schlafen, verbunden mit dem Gefühl der Behaglichkeit, unter demselben Obdach zu wohnen, gefreiget durch das Bewußtsein das Obdach zu schirmen; und das Verheißen und der feste Vorsatz, dies Verhältniß nicht mutwillig zu stören — das ist vielmehr der wahre Vertrag unter den Menschen, der höchsten Veredlung fähig — das Drama, der Kern, die reifende und ernährende Frucht. Alles übrige sind bloße Präliminarien, oft große tragische Dichtung, mit der Wirklichkeit verwebt; vom ersten leisen Seufzer und Erröten, vom ersten Erbeben und dem sanften Druck der Hand, vom Zauber des Tanzes, vom begeisternden Moment des Wiedersehens — von so einfachen, alltäglichen, aber fürwahr bessern Dingen — bis zum ritterlichen Abenteuer, bis zum Tode der mit Hindernissen kämpfenden Leidenschaft, bis zu jener ungemessenen Schwungkraft der menschlichen Seele! Jener Ausdruck großer Leidenschaft, der uns so fesselt, die Szene mag in Abällards Zelle, in der Julie Capulet Todtengruft, in Dante's Vorgemach der Hölle selbst, auf den Festen von Meilerie oder in der düstern Stube des schönen Lahnthals sein, wo der junge Jerusalem zu Werthers Leiden den blutigen Stoff gab!"

An einer andern Stelle heißt es: „Eben das ist, es was die Liebe erfordert, erzeugt und befestigt, Hülfe, das rechte Ebenmaß des Beistandes auf der Wanderschaft des Lebens. Es ist der menschlichen Gesellschaft und des Daseins höchste Harmonie, vervollständigt durch der Kinder gute Zucht. Nicht Schönheit nur vermag das, denn die ist vergänglich und der Laune der Beurtheilung unterworfen; nicht Vortrefflichkeit, denn die ist Phänomen; und der Liebe herrliche Empfindungen wollte die Natur allen gönnen, die sie nicht verschmähten. Nicht Giften und Schmachten, auch nicht fade Höflichkeit und Schmeichelei. Anderes ist nur ein gleicher Tausch, für keinen Theil Beweis, am Ende sind sie quitt. Liebe muß eine Schuld sein, die nie abgetragen und immer groß geglaubt wird." Shakespeare sagt: Es ist Bettelei in der Liebe, der man nachrechten kann."

(Fortsetzung folgt.)

Vierzehnter Jahresbericht
des Verwaltungsausschusses der Mozartstiftung
an den Liederkranz dahier
über Bestand und Fortgang der Mozartstiftung in dem Geschäftsjahr 1850 auf 1851.

Mit dem 30. September 1852 ist das vierzehnte Geschäftsjahr der Mozartstiftung abgelaufen. Der durch die Statuten ihm auferlegten Pflicht genügend, beehrt sich daher der Verwaltungsausschuß seinen Rechenschaftsbericht über dasselbe dem Liederkranz vorzulegen, wie folgt.

Am Schlusse des dreizehnten Verwaltungsjahres waren die Capitalkräfte der Mozartstiftung auf die Summe von fl. 22,482 14 kr. angewachsen. Es kamen hierzu während des letzten Rechnungsjahres fl. 414. 4 kr. als Ertrag des von dem Liederkranz, in Erfüllung statutarisch übernommener Verpflichtung, am 25. November 1851 gegebenen Concertes, sowie fl. 27. 27 kr. an Geschenken und Gottespfennigen, zum größeren Theil von Mitgliedern des Liederkranzes, und endlich fl. 872. 29 kr. an Zinseurrübrigungen und Courddifferenz auf verzinsliche Obligationen. Nach Abzug der Unkosten im Betrag von fl. 3. 47 kr. hat somit bei Ablauf des vierzehnten Geschäftsjahres das Capitalvermögen eine Höhe von fl. 23,792. 27 kr. erreicht, demnach im gedachten Jahre eine Vermehrung von fl. 1310. 13 kr. erfahren.

Außer oberwähnten Geschenken, für welche wir den Gebern unseren Dank hiermit aussprechen, hat sich die Stiftung einer Zuwendung von außen abermals nicht zu erfreuen gehabt, vielmehr aus der Unterstützung des Liederkranzes und ihren eigenen Mitteln den im Vergleich zu andern Jahren bedeutenden Vermögenszuwachs geschöpft. Letzterer wurde aber hauptsächlich ermöglicht durch die stattgehabte Erhebung des Stipendiums; wie denn unter den nämlichen Umständen während des Geschäftsjahres 1845 auf 1846 fast die gleiche, noch etwas höhere Capitalvermehrung erzielt worden ist.

Als eine in obigen Zahlen nicht mitbegriffene Unterstützung haben wir noch die unentgeltliche Aufnahme unserer Veröffentlichungen in die Frankfurter Postzeitung und das Frankfurter Journal zu erwähnen, wofür wir den Redactionen dieser Blätter unsern lebhaften Dank hiermit zu erkennen geben.

Indem wir die über Gesammteinnahme und Ausgabe der letzterschlossenen vierzehnten Rechnungsjahres von uns aufgestellte Bilanz als Anlage gegenwärtigen Berichtes dem Liederkranz überreichen, ersuchen wir diesen, nach Vorschrift des §. 24. der Statuten die Revision der Rechnungsbücher anordnen und nach deren Erledigung die Bilanz veröffentlichen zu wollen.

Zu Anfang des letzten Geschäftsjahres sind die damals erledigten zwei Stellen des Verwaltungsausschusses durch Neuwahl der Herren

Dr. jur. August Clar und
Friedrich Schneider

wieder besetzt, und sodann von dem Verwaltungsausschuß Herr **Dr. jur. Clar** zum Secretär ernannt worden. Dermalen haben statutengemäß aus der Verwaltung zu scheiden die Herren

Johann Friedrich Quilling und
Dr. jur. Martin.

Eine dritte Stelle ist erledigt durch den raschen, in erschütternder Weise erfolgten Tod des für jeden, der ihn kannte, für jeden, der den fernhaften Charakter desselben in seiner Totalität aufzufassen vermochte, unvergeßlichen Friedrich Schneider. Seine Genossen im Liederkranz haben bei unzähligen Anlässen Gelegenheit gehabt zu beobachten, mit welch aufopfernder Thätigkeit er sich den Interessen dieser Gesellschaft widmete. Dieselbe stets wache, energische Hingebung hat er auch dem Wol der Mozartstiftung, deren Gründung mit sein Werk ist, von Anbeginn dargebracht. Für seine Verdienste um die Mozartstiftung rufen wir ihm aus innerstem Herzen unsern Dank hiermit nach. Rastlos in vielbewegtem Leben, hat er nun im Tode Ruhe gefunden. Friede seiner Asche!

Den Liederkranz ersuchen wir, die demnach erforderliche dreifache Neuwahl vorzunehmen und das Ergebniß derselben dem Verwaltungsausschuß mitzutheilen. Wir bemerken hierzu, daß das an die Stelle des verewigten Friedrich Schneider zu wählende Verwaltungsmitglied, als dessen Ersatzmann, nur auf die Dauer von zwei Jahren zu ernennen ist.

In unserem vorjährigen Bericht hatten wir darauf aufmerksam gemacht, daß das von dem Liederkranz statutengemäß alljährlich zum Besten der Mozartstiftung zu gebende Concert noch für das vorletzte und für das letzte Geschäftsjahr im Rückstand sei. Da während des nun abgelaufenen vierzehnten Geschäftsjahres nur eine Aufführung zum Vortheil der Mozartstiftung zu Stande gekommen ist, so besanden wir uns am Schluß gedachten Jahres ganz in demselben Fall. Mittlerweile ist nun am 3. dieses Monats ein weiteres Concert für die Mozartstiftung gegeben worden, dessen Ertrag jedoch auf die Rechnungen des neuen Geschäftsjahres in Einnahme zu bringen ist. Wenn daher der Liederkranz im Laufe dieses neuen Geschäftsjahres noch ein weiteres Concert veranstalten würde, so wäre alsdann jener alte, aus den Jahren 1848 und 1849 herrührende Rückstand endlich beseitigt. Hierauf nach allen Kräften hinwirken zu wollen, stellen wir an diese Gesellschaft unsere dringende Bitte. Denn wer weiß, ob nicht die nahe Zukunft in ihrem Schooße Zeiten birgt, welche die Kunst in gleicher Weise, wie es die Jahre 1848 und 1849 gethan haben, schonungslos zurückdrängen und die Entwickelung der Mozartstiftung hemmen werden!

Das ohnehin langsame Vorschreiten der Letzteren auf ihr Ziel, Gründung eines Conservatoriums, hat in dem Verwaltungsausschusse schon mehrfache Erwägungen hervorgerufen über die Mittel, den Kräften der Stiftung eine raschere Entfaltung zu verschaffen. Wir behalten uns vor, sobald wir in dieser Beziehung zu einem Resultat gelangt sein werden, dem Liederkranz besondere Vorlage hierüber zu machen.

Von den bei dem Verwaltungsausschuß im Ganzen eingelaufenen 24 Anmeldungen zur Bewerbung um das erledigte Stipendium sind nach den vorgelegten Zeugnissen 11 als zulässig erkannt, die übrigen theils wegen zu weit vorgerückten Alters der Bewerber nicht angenommen, theils von diesen selbst zurückgezogen oder nicht weiter verfolgt worden. Begreiflicher Weise hat die im Vergleich zu den früheren Begebungsfällen verdoppelte Anzahl der Anmeldungen auch eine im Verhältniß umfangreichere Correspondenz zur Folge gehabt. Nach Erledigung alles Erforderlichen befinden sich aber nunmehr die Prüfungsarbeiten sämmtlicher Bewerber in den Händen des Verwaltungsausschusses; die Prüfungsrichter sind ernannt, und jeder derselben hat mit freundlicher Bereitwilligkeit erklärt, dem Prüfungsgeschäft sich unterziehen zu wollen. Die Absendung der Arbeiten an diese Männer wird sofort erfolgen.

Nach den früheren Erfahrungen dürfen wir nunmehr hoffen, binnen kurzer Zeit dem Liederkranz den neu ernannten Stipendiaten namhaft machen zu können. Im allgemeinen bemerken wir, daß auch unter den diesmaligen Bewerbern nach den vorliegenden Zeugnissen derselben wiederum ausgezeichnete Fähigkeiten enthalten sind, daß mithin gegründete Hoffnung vorhanden ist, abermals für die Stiftung einen Stipendiaten zu erhalten, welcher wie seine Vorgänger ihr zur Ehre gereichen werde.

Frankfurt

So wollen und dürfen wir denn mit froher Zuversicht dem Ergebniß der Prüfung entgegen schauen und die Stiftung aufs Neue, wenn auch in bescheidenem Kreise, ihre Wirksamkeit wieder entfalten sehen. Wir wollen nicht Glanz, wir wollen nicht Ruhm, der Sache gilt unser Streben; der Anerkennung, des Dankes der Edlen können wir, während wir rüstig und unbeirrt an dem begonnenen Werke fortarbeiten, gewiß sein. Und in der That, wo wir uns während des verflossenen Jahres in Angelegenheiten unserer Stiftung hinwendeten, überall — bei einer ansehnlichen Zahl achtbarer, zum Theil selbst in weiteren Kreisen rühmlich anerkannter Meister im Fache der Tonkunst — überall kam uns dieselbe freundliche Bereitwilligkeit zur Mitwirkung für unsere Zwecke entgegen; manches Wort der Anerkennung ward uns gezollt. Darin liegt eine Bürgerschaft dafür, daß der nationale Charakter der Mozartstiftung, obwol wir schon lange her von außen keine Geldunterstützung mehr erhalten haben, doch auch außerhalb unserer Stadt zur verdienten Geltung gelangt sei. Bauen wir unterdessen auf den guten Stern unserer Anstalt. Warum sollte er uns nicht endlich einen großmüthigen Helfer zuführen, der, begeistert für die Tonkunst als Element der Bildung und Veredlung der Menschheit, ihr das zu werden trachtet, was Männer wie ein Städel, ein Senkenberg anderen Zweigen der Kunst und des Wissens in unserer Vaterstadt geworden sind? Schauen wir also mit trostreichem Blick in die Zukunft. Möge sie der Mozartstiftung nur Gutes bringen! Möge sie bald die jetzt noch zarte Knospe dieser Anstalt zu reicher Blüte entfalten!

Frankfurt a. M., den 5. November 1852.

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit zeichnet
der Verwaltungsausschuß der Mozartstiftung
und in dessen Namen:
gez. Dr. Martin, Präsident.
gez. Dr. Glar, Secretär.

Briefe.

88.

B **Kronberg** im Taunus, 12. November.
Ein Nordlicht.

Erstern Abend beobachtete man um halb acht Uhr am Nordwesthimmel hinter zerrissenen grauen Wolken den Beginn eines Nordlichtes mit blaßweißlichem Schimmer. Während fünf Minuten rötete es sich allmälig, ward dann plötzlich feuerrot sichtbar am Nordwesthimmel in der Gegend des Sternes Arktur im Durchmesser von etwa vier Graden. Nach einigen Minuten änderte sich die Farbe wieder in ein mattes Weiß, aus einem grauen Wolkensaum strahlend, der sich im Norden bildete, wobei sehr schnell die Gegend des Zenith sternhell erschien. Gegen halb neun Uhr erlosch dessen letzter Schimmer in der Nordostgegend, wo er anfing, und bald bedeckten graue Wolken das ganze Firmament.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Das von der Redaction des illustrirten Familienbuchs kürzlich angezeigte Ergebniß ihrer Preisausschreibung können wir heute durch die Mittheilung vervollständigen, daß die Herausgeber jener Monatsschrift, die Direction des österreichischen Lloyd in Triest, den Verfassern der drei im Protocoll der Preisrichter Bauernfeld, Halm und Seidl ausgezeichneten Novellen auch ihrerseits dadurch ihre Anerkennung kundgegeben hat, daß sie jeder derselben nachträglich einen freiwilligen Preis außer dem üblichen Honorar verliehen hat. Es sind nämlich die Novellen: „ein Pfarrhaus in Nothangen" von Julie Burow — Frau Julie Pfannenschmidt, geborne Burow, in Züllichau, mit einem Preis von fünfzehn Ducaten; — „ein Lebensstück" von Edmund Höfer in Greifswalde und „die Blinden" von Paul Heyse in Berlin, jede mit einem Preis von zehn Ducaten ausgezeichnet worden. Dieselben werden sämmtlich in den nächsten Heften des illustrirten Familienbuchs enthalten sein.

Frankfurt, den 13. November.

Die im Casino ausgestellten Bilder von Courbet.

Wie es bei Kunstwerken von einiger Bedeutung mehr oder minder immer der Fall zu sein pflegt, so setzen auch die gegenwärtig ausgestellten Bilder von Courbet Künstler und Kunstliebhaber in Bewegung. Alle nehmen je nach Geschmack und Geistesrichtung Partei und kaum ist es möglich, der Controverse sich zu entziehen. Ohne auf eine Kritik der Courbet'schen Bilder einzugehen, ist der Zweck dieser Notiz, auch die Einsernerstehenden auf die Erzeugnisse einer Kunstrichtung aufmerksam zu machen, deren Tendenzen die Künstlerschaft unserer Zeit kaum mehr zu beseitigen schien. Courbet muß das große Verdienst zuerkannt werden, sich von dem Schlendrian der Convention frei gehalten zu haben und ohne Aengeln nach rechts und links, ja mit einer Art von Fanatismus auf den Zielpunkt losgehend, welchen manches große Talent, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus Dünkel zu seinem Schaden aus den Augen verloren hat; wir meinen die ungeschminkte Darstellung der Natur. Diese ungeschminkte, man möchte sagen achtungsvolle Darstellung der Natur und das Maß der Kraft, mit der Courbet den innern Gehalt derselben empfindet, kommen namentlich in dem Landschaftsbild am wohlthuendsten zur Erscheinung, und gern vermissen wir eine gewisse Fingerfertigkeit, hinter die sich der Mangel an innerem Verständniß so oft versteckt.

Nicht so ungetrübt bleibt uns der Genuß der erwähnten Eigenthümlichkeit Courbets in dem Bild „die Steinklopfer"; hier möchte man lieber nicht annehmen, daß etwas anderes beabsichtigt sei als eben die treue Darstellung irgend eines beliebigen Momente aus der Natur, in welchem Sinne immerhin dekorirende, wenn auch in einseitiger Weise errichtet ist — wenn nur die Sache nicht etwas anderes prätendirte, was nicht klar zu Tage kommt, und an dessen wesentlichem Inhalt man zu zweifeln berechtigt ist. — Wenn trotzdem manche Kunstjünger aus diesem Bild mehr herauszempfinden wollen, als darin enthalten sein kann, wenn sie bei den Arbeiten eines Künstlers, der nach allen Seiten hin noch in der Periode des Ringens steht, angesichts der Meisterwerke aus den Blütenzeiten der Kunst sogar mit „Vollendung" und ähnlichen großen Worten um sich werfen — so muß ihnen verziehen werden, denn sie wissen nicht, was sie thun. — Ohne also den Wert der Courbet'schen Bestrebungen und Leistungen zu überschätzen, dürfen wir aussprechen, daß es jedem Denkenden von Interesse sein wird, sich mit den Erzeugnissen einer Richtung bekannt zu machen, die mindestens das Verdienst haben, im Namen der Natur gegen den Mißbrauch theres Adjektives zu den secundären Zwecken der sogenannten Tendenz- und Dogmenmalerei laut zu protestiren. Und doch ist Courbet selbst von dem Vorwurf des Tendenzmalens nicht freizusprechen. Aber so mächtig wirkt das ächt Künstlerische in ihm, daß die Tendenz, wo sie etwa vorhanden, kaum zur Erscheinung kommt.

Das dritte Bild ist die Porträtfigur eines „liegenden Buchhändlers".

* *
*

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 274. Dienstag, 16. November **1852.**

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Nieland.

Die Schwestern von Kronthal.

(Fortsetzung.)

Eines Abends kurz darauf saß ich inmitten einer lebhaften Gesellschaft, die eben in vollem Eifer das Wol des deutschen Vaterlandes berief und beim Klang der Gläser die Freiheit leben ließ. Sie schwärmten für die Freiheit! Ich aber dachte still an die Fesseln, in denen mein Herz gefangen war, und als ich das Glas zum Mund führte, brachte ich es ihr, der holden Unbekannten vom Gebirge.

Ein junger Mann versuchte es, die Unterhaltung von den öffentlichen Gegenständen auf das Privatleben überzuleiten, und sprach von irgend einer Herzensgeschichte. Ein finsterblickender Nachbar schnitt ihm alsbald das Wort ab, indem er anhub: es wäre ein Verrat am Vaterland, jetzt an das Herz zu denken, von der Liebe und solchen Bagatellen zu reden, in diesem Augenblick, wo es gilt, die heiligsten Rechte mit Wort und That zu wahren ꝛc. Man kennt ja zur Genüge diese Standreden mit der unvermeidlichen Garnitur von „Gesinnungstüchtigkeit, politischer Tragweite, unveräußerlichen Menschenrechten, Rechnung tragen, von breitester Grundlage, Errungenschaften der Neuzeit“ ꝛc.

Bei mir war leider das richtige Verständniß für diesen Ernst der Zeit noch nicht zum Durchbruch gekommen. Ich lächelte still in mich hinein. Es schwebte mir ein Bild vor, wie ein paar Kinder auf den Trümmern des eingeäscherten Vaterhauses sitzen und unbesangen, ahnungslos, glücklich, mit Blumen spielen. Diesen Kindern gleich kam ich mir vor, der ich am Rande eines kochenden Vulkans den Träumen des Herzens nachhing, mitten in dem lodernden Aufruhr der Völker, bei den brausenden Klängen der Marseillaise ein Lied der Minne dichtete.

Ich hatte sie wieder gesehen. Es war in der Mittagsstunde, wo ich gewöhnlich vor die Thore eile, um allein mit meinen Gedanken, meinen Plänen und Entwürfen durch die Anlagen zu schlendern. Das ist für mich die genußreichste Stunde des Tages. Da sind die Alleen und Gänge nicht überfüllt, nur wenige Personen wandern vorüber und darunter ist wol eine und die andere Erscheinung, der ich gerne die Störung verzeihe, die sie mit ihren Augen in dem geordneten Gehege meiner Gedanken anrichtet.

Zu dieser Stunde haben die Berufspflichten keinen Theil an mir, die Geschäftssachen keine Macht über mich; da gehöre ich mir selbst, gehöre meinem Herzen an, ich bin ein unabhängiger, uranfänglicher Mensch. Es schlägt da für mich die Mitternachtsstunde der Geister, die alle Bande sprengt und den abgeschiedenen Wesen die Freiheit gibt, aus ihren öden Gräbern, aus den Klüften und Gewässern zu steigen und zu wandern auf dem Schauplatz ihrer Vergangenheit.

Zu dieser Stunde sah ich sie wieder, umgeben von mehren Begleiterinnen.

Bemerkte sie denn den freudigen Schreck, hörte sie wol das laute Pochen meines Herzens, das stürmische Schlagen meiner Pulse? Ahnte sie, was mich erfüllte bei ihrem Anblick? erinnerte sie sich überhaupt an die Begegnung in Kronthal? Etwas mußte es sein, ich las es in ihren Blicken. Sie wollte also hier in der Stadt, — ich werde sie wiedersehen.

Diese Hoffnung ging bald in Erfüllung. Als ich kurz darauf eine Académie musicale im Saal des Weidenbusches besuchte und die anwesende, nicht eben zahlreiche Zuhörerschaft überflog, da bog sich drüben ein Lockenkopf aus der Reihe und es durfte nur eines Blickes, um sie zu erkennen.

Was fragte ich nun danach, wer sonst da war und wer fehlte? Darum blickte sie denn zuweilen herüber? was flüsterte sie denn mit ihrer Nachbarin, daß auch diese ihre Augen derselben Richtung folgen ließ?

Selbst das gehaltvollste, gediegenste Concert ermüdet zuletzt und läßt den Wunsch nach Schluß entstehen; mir aber endete das Programm diesmal zu schnell. Ich war vielleicht wie die andern müde geworden, den Tönen zu lauschen; ich wurde aber nicht müde, die dunkle Schönheit von Kronthal anzuschauen. Unten am Ausgang trennte sie sich von ihrer Freundin mit einem Kuß; sie stand einen Moment allein und blickte spähend um sich, wahrscheinlich nach jemand, der sie abholen sollte, und als niemand da war, enteilte sie und verschwand im Dunkel der Nacht. Ein anderer hätte in meiner Lage ihr ohne Zweifel seine Begleitung, seinen Schutz angeboten und sie hätte diesen Cavalierdienst vielleicht angenommen. O ja, ich selber dachte daran und würde es auch gethan haben, aber ich war in diesem Augenblick ja nicht recht ich selbst, ich war unter dem Einfluß jenes jugendlichen Herzenswinkels wieder zwanzig Jahre alt und noch jünger und fühlte die Blödigkeit und Schüchternheit aus der Zeit der ersten Tanzstunde.

Später sah ich sie noch öfter im Theater und vor den Thoren. Die beiden Schwestern befanden sich, wie ich ausgekundschaftet hatte, in einem Erziehungsinstitut, dessen Elevinnen täglich einen Spaziergang durch die Anlagen vor den Thoren machten. Sie wandelten paarweise oder auch zu dreien; an der Spitze erschien regelmäßig die jüngere Schwester mit ihren großen durchdringenden Augen, gleich einer wachsamen Hebelle, gleich dem Führer eines Zuges von Wandervögeln in den Lüften. Da war es denn gar wundersam, wie sie im Vorübergehen drohend und strenge mich anblickte, als wollte sie mir wehren, mich ihrer Schwester zu nahen. Dieser Ausdruck der Augen war wahrhaft gebieterisch, so daß er selbst denen auffiel, die mich zuweilen begleiteten und von einer weiteren Beziehung keine Ahnung hatten. Aber mochten diese Augen drohen und mich

strafen, sie schreckten mich nicht, im Gegentheil, sie fesselten, sie zogen mich an und ich fühlte einen eigenthümlichen Reiz, ihnen wieder zu begegnen. Ich glaube, das ganze Pensionat wußte zuletzt um meine Huldigung, wenigstens die Freundinnen meiner Huldin. Sah ich es nicht, wie sie schon von weitem lächelten und flüsterten, wie sie ihr ein Zeichen gaben und wie sie selbst dann eine ganz ernsthafte und unbefangene Miene annahm, als hätte sie nichts gesehen, noch gehört, wie sie es aber nicht hindern konnte, daß sich ihre Wangen dunkler färbten und zum Verräter ihrer Gedanken wurden!

Verräter ihrer Gedanken! Wußte ich denn, was die Freundinnen geflüstert hatte? was sie selbst dachte? O ich verlange keine glühende Liebe, keine selbstvergessene Leidenschaft, nur einen freundlichen Blick, ein wohlwollendes Lächeln; nicht das Weib war es, dem ich huldigte, das kindliche Herz nur, die Jungfräulichkeit ihres Wesens.

In jungen Jahren, wenn das Herz anfängt, sich in unbestimmter Sehnsucht zu rühren, huldigt man weiblichen Wesen von reiferem Alter, Frauen mit üppigen Formen, die der jugendlichen Schüchternheit ermuthigend entgegenkommen und durch die Vertraulichkeit ihres Benehmens lodernde Feuerbrände in das entzündliche Herz werfen. Wer erinnert sich nicht aus seinem Jugendleben einer Situation nach dem bekannten Bild: „Si la jeunesse savait“? — Goethe sagt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Das gilt zuweilen auch umgekehrt. Später aber, wenn man das Leben und die Frauen kennen gelernt hat, wenn man älter geworden ist an Jahren und im Herzen, dann kehrt man gern zur Jugend zurück und flüchtet aus den dunklen Abgründen, aus dem unheimlichen Labyrinth stürmischer Leidenschaften, verwickelter Intriguen zu dem ruhigen, friedlichen Asyl eines unentweihten, lauteren Herzens. So ist es auch jetzt für mich ein wonniger Gedanke, in einem solchen Herzen ein Plätzchen zu haben, darin die Leidenschaft die Aktäe noch nicht zertrümmert, der Mehlthau des Zweifels, das Gift erlittener Täuschungen die Blüten nicht vernichtet haben.

Ein weibliches Herz! ich kenne nichts, was wunderbarer, geheimnißreicher, unergründlicher und darum interessanter wäre. Am wundersamsten aber ist es, wenn es, verschlossen wie eine Rosenknospe, noch in unbewußter, ahnungsloser Ruhe schlummert und gleich der Knospe unter dem Strahl der Sonne von einer Gefühlsregung berührt, sich plötzlich erschließt mit all seinen Geheimnissen, seinen Zaubern und Schönheiten, in all seinen Tiefen und Erhabenheiten. Das ist wie ein Sonnenaufgang über einer Alpenlandschaft, die aus Nacht und Dämmerung emporsteigt, von rosigem Licht übergossen in ihrer farbigen, schimmernden, klangreichen Pracht, in ihrer unendlichen, wechselvollen Gestaltung — es ist die Schöpfung einer Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Im Dom zu Speyer.

Mitgetheilt von b*.

Ich erinnere mich, die Leser des Konversationsblattes im vorigen Herbst auf das Jahr 1854 als das der Vollendung der Malereien im Dom zu Speyer verwiesen zu haben. Mit Vergnügen berichtige ich das heute, denn ein Blick über diese Räume läßt mit Sicherheit erkennen, daß das Riesenwerk der künstlerischen Ausschmückung schon im Laufe des nächsten Jahres beendet werden wird. Es ist im Laufe des verflossenen Sommers in der That unglaubliches geleistet worden. Die Künstler hatten sich zur Aufgabe gesetzt, das Langhaus mit seinen drei Schiffen innerhalb vier Jahren auszumalen, sind aber bereits mit solcher Energie ans Werk gegangen, daß sie ein volles Jahr eingebracht haben. Schwarzmann ist mit dem decorativen Theil so weit vorgeschritten, daß er künftigen Sommer zu guter Zeit fertig sein kann, und Schraudolph hat nicht nur, wie im vorigen Jahr, sechs, sondern zehn der vierundzwanzig Compositionen vollendet, die das hohe Mittelschiff zu schmücken bestimmt sind. Es bleiben ihm also nur noch acht Gemälde zu vollenden, die auf den beiderseitigen Wandflächen zunächst der Hauptpforte ihre Stelle zu finden bestimmt sind. Es sind dies vor allen die typischen Darstellungen, denen alttestamentliche Vorbilder und Weissagungen zu Grund liegen und die den ganzen Cyklus beginnen, nämlich „die erste Verheißung des Erlösers“, „Noahs Dankopfer“, „Abrahams Vision“, „der brennende Dornbusch“, „Davids Vision“, „die Weissagung des Jesaias“, welche den Uebergang auf „die Geburt Maria's“ vermittelt. Sodann ist auch noch „Maria's Vermählung mit Joseph“ auszuführen. Fertig sind im Langhaus bis jetzt folgende sechzehn Bilder: „Mariä Opferung oder Darstellung im Tempel“, „Mariä Verkündigung oder der englische Gruß“, „Mariä Heimsuchung“ oder Besuch bei Elisabeth, „Christi Geburt“, die „Anbetung der Weisen aus Morgenland“, „Simeons Weissagung“, „Jesu Beschneidung“, „die Flucht nach Aegypten“, der „zwölfjährige Jesus“, „Jesus im elterlichen Hause“, „Josefs Tod“, „die Hochzeit zu Cana“, „Jesus als Lehrer“ nach Lucas 8, 20., „die Kreuzigung“ oder das stabat mater, „der auferstandene Heiland vor seiner Mutter“ und „die Sendung des heiligen Geistes“. Die Reihe der Bilder beginnt vom Eingang aus links auf der nördlichen Wand und setzt sich kreuzend fort, so daß das nächstfolgende immer auf der gegenüberliegenden Wand zu finden ist.

Billig unterlasse ich es, bei Mittheilung dieser Notizen auf eine Beschreibung oder gar beurteilende Schilderung der einzelnen Gemälde einzugehen. Vielleicht wird in späterer Zeit dazu Rat, wenn das ganze Werk vollendet dasteht. Aus werden sich dann geübtere Augen und Hände finden, die es versstehen, dem Publikum, dem Künstler und der Kunst in aller Weise gerecht zu werden. Ich kann auch hier nur wiederholen, daß die neuhinzugekommenen Bilder den schon vorhandenen Schatz aufs herrlichste vermehrt haben. Jeder wird das zugeben müssen, wenn er auch von ganz anderen religiösen Grundanschauungen ausgeht als der geniale Künstler und die Kirche, in deren Sinn er diese Werke gedacht und geschaffen hat.

Da nun die Schiffe zu mehr als zwei Drittheilen fertig sind, so ist zum Theil, vorerst im südlichen Mittelschiff, mit Wegräumung der Gerüste begonnen worden. Bald wird auch das Königschor und die Hälfte des Mittelschiffes frei werden und der Aushülfsaltar, der jetzt im Stiftschor steht, wird im ersteren seine vorläufige Stelle finden und der Gottesdienst in diesem Theil der Kirche abgehalten werden, damit man im hohen Chor unter der Kuppel an die Erbauung eines dem Ganzen entsprechenden Hochaltars gehen kann, der sich auch wieder als ein höchst geschmackvolles Kunstwerk darstellen wird.

Noch muß ich der alten Reliefbilder gedenken, die man bei der Restauration des Domes im Anfang der zwanziger Jahre aus dem ganz zerfallenen Kreuzgang an der Südseite des Gebäudes genommen und in die Wände der Seitenschiffe eingesetzt hatte. Sie mußten notwendig ihre bisherigen Stellen wieder verlassen und sind einstweilen in die geräumige unterirdische Kirche oder Krypta unterhalb der Chöre gewandert und zwei bischöfliche Grabmale an zwei Pfeilern der Halle sind ihnen dahin gefolgt. Man wird sie um so sorgfältiger zu bewahren suchen, da einige sehr interessante und wertvolle Stücke sich darunter befinden. Ich erinnere unter andern nur an den englischen

Gruß, der sicherlich von einer tüchtigen Meisterhand stammt. Ob die in den südlichen Winkel zwischen Langhaus und Querschiff eingebaute, von außen ganz unscheinbare aber im Innern architektonisch schöne Taufkapelle ihre entsprechende Herstellung und Ausschmückung auch finden werde, wie sie die nordwärts angefügte durch Heinrichs IV. berühmte Afrakapelle theilweise schon gefunden hat, weiß ich zur Zeit noch nicht, es steht aber zu hoffen, daß auch dieser Theil des Ganzen nicht werde vergessen werden, ja, wenn wir etwas sanguinisch werden mögen, sehen wir selbst die Vorderseite des Domes umgewandelt und wie in alter Zeit mit zwei Thürmen geziert. Doch liegt das noch im Schooße der Götter.

Hans Freiherr v. Gagern.

(Fortsetzung.)

Eine mittelbare Verherrlichung des Familienlebens ist ferner die schöne Rede über das Klosterwesen. So spricht ein Diplomat und Staatsmann über die Ehe, nach germanischer Ansicht die Grundlage des ganzen Staatsgebäudes, und beschämt durch Tiefe der Ideen und Feuer der Sprache manchen Dichter, von der Reise der Weltanschauung nicht zu reden.

An diese Betrachtung über die Liebe schließen sich nun in der „Civilisation“ die Kapitel über die „Wohnung, Arbeit und Eigentum oder die Familie“ an. Der Verfasser fand sich aber bald durch die abgesonderte Behandlung dieser drei Gegenstände gehindert, da sie beständig in einander übergriffen. Er zog es also vor, sie zu vereinigen, auch geschichtlich zu verweben und sie unter der Rubrik der Civilisation, wohin sie alsobald führen, zusammenzufassen.

Das Werk ist nicht die Arbeit und die Frucht der neuesten Zeit, sondern Gagern hat sein ganzes Leben daran gesammelt. Es blieb für ihn durch und durch wahr: haec studia adolescentiam alunt. Manche neue Forschung ist daher weniger berücksichtigt. Die hohe Betrachtungsweise menschlicher Angelegenheiten, wodurch sich der Verfasser auszeichnet, bleibt uns indessen die Hauptsache. Die classische Literatur und Geschichte ist ihm die erste Quelle; daneben legt er einen großen Wert auf „die den Alten fast unbekannten, aber seinen Zwecken ungemein förderlichen Reisebeschreibungen“. Er macht der Gegenwart den Vorwurf, daß sie das Classische, in modernen Singsang verstrickt, zu sehr vernachlässige. Durch häufigen Gebrauch und zweckmäßige Anführungen aus den antiken Schriftstellern will er den Reichtum, die Unerschöpflichkeit jener Quellen bethätigen. Er verschmäht es, anderer Gedanken und Ausdrücke blos in seine Worte umzuwandeln, sondern läßt lieber jedem das Seinige. Er will — wir schließen uns möglichst den Worten des Werkes an, welches seinen Schwanengesang bildete, nachdem er die achtzig Jahre überschritten — die Cultur, die Fortschritte unserer Gattung in den wesentlichsten Dingen, Künsten und Erfindungen schildern, die innersten Elemente, die Urquellen aufsuchen, eben weil sie unbemerkter, unbekannter und vernachlässigter sind. Besonders gern wendet er sich an die alten Dichter, daneben an die Männer, welche die gesammte Geschichte der Menschheit geschrieben haben. Seinen berühmten Vorgängern bezahlt er gern und gestiftentlich Tribut, so an Iselin, welcher von der Gegenwart zu wenig berücksichtigt werde, an Ignaz Schmid, Meyern, Hegewisch, Johannes v. Müller, Herten, Schlosser, Wachsmuth. Bei Herder ruft er aus: „Geliebte junge Landsleute, laßt ihn nicht verdrängen, greift nach ihm, denn was hätte ihn, eben jene Ideen, seiner Werke bessern Theil, seitdem ersetzt? Auch er reicht den starken fortgesponnenen Faden, so gedrungen, so geistreich, so originell, so freiheitliebend und voll Wissens. Und wenn auch bisweilen der hohe Priester hervorschaut, auch das ist seine Zierde. Im Grunde war er nur angesehener Priester unter den Christen, aber er war hoher Priester der Natur, der Humanität und der Geschichte. Ohne die Schwächen Voltaire's zu verkennen, nimmt er ihn gegen die übermäßigen, Mode gewordenen Angriffe in Schutz. Für Männer, die denken, die denkend sich unterhalten, vorwärts gehen wollen, ist ein heller, gewandter, großer Kopf — der die menschlichen Dinge in erweiterten Dimensionen überschaut — immerdar ein guter Gewährsmann. Friedrichs des Großen günstiges Urteil, bei allen seinen zornigen Anwandlungen, bei allen gerechten Anklagen seiner Charakterfehler, sollte uns weit mehr bestimmen als die enge Kritik unserer Gelehrten. Der essai sur les moeurs et l'esprit des nations hat nicht nur seiner Zeit vortheilhaft gewirkt, war im ersten Rang derer, welche die Bahn brachen, sondern er behält bleibenden Wert. Er schärft das Urteil, erweitert den Ideenkreis, bekämpft Vorurteile und sündigt nicht gegen Sittlichkeit und Wohlwollen, denen er vielmehr das Wort spricht.“

Gutzot, welchen er als Staatsmann und mit Goethe als Schriftsteller sehr hoch stellt, Chateaubriand, mit welchem man den edlen Freiherrn schon selbst verglichen hat, Montesquieu, dessen esprit des lois er unter allen neuern Werken die Palme reichen möchte, da es das erste sei an Größe des Gegenstandes, an Umfassung, an Würdigkeit des Ausdrucks, an edlen Zwecken, endlich auch Gibbon und Vico werden mit großen, gewiß meist treffenden Zügen charakterisiert. Mit diesen Männern will er wetteifern „in der Allgemeinheit der Behandlung, in der richtigen Schätzung der verschiedenen Lebensweisen — in der Wahl der Dinge, worauf es ankommt; in der ächten Schilderung des Heidentums und insbesondere der Eleusinien; in der wirklichen Würdigung des Christentums; in der billigen Beurteilung der Völkerwanderung, des Lehnwesens, der Reformation; endlich in den erwogenen und gemäßigten, friedestiftenden Ausdrücken über unsere Zeit und ihre Zustände.“

Er hat die Ueberzeugung, daß nichts so bildet und unterrichtet als solche Ueberblicke, solche scharfe Umrisse der Weltgeschichte, der Sitten, der Triebfedern. Mit dem Staat hat er in seiner Sittengeschichte begonnen, aber die Familie wird überall vorausgesetzt, wird zuerst begründet, sie ist die Grundlage. „Ohne diese Erweiterung bleibt das Individuum, der Mann in seiner Stärke und Wirksamkeit, ja Humanität, nur ein magerer Begriff. Mit Wohnung und Aufenthalt sind die großen Fragen von Arbeit, Erwerb und Eigentum, von Reinlichkeit und Behagen (comfort), von Erziehung und Fortpflanzung, von Freiheit und Sittlichkeit, nicht nur eng verknüpft, sondern in gewissen Beziehungen davon abhängig. Es ist die Vermälung mit der Erde.“

Wir können dem geistvollen, vielerfahrenen Verfasser nicht in seine interessanten Betrachtungen über die Bekleidung, die Wohnung, die Paradiese, unsere ersten Wohnplätze, die Nahrungsmittel der Menschen und die davon abhängende Lebensweise folgen, sondern nur bemerken, daß er dabei eine große Belesenheit an Tag legt, besonders in römischen, französischen und englischen Schriftstellern. Mit einer außerordentlichen Lebendigkeit und Frische führt er als Landwirt und die Bedeutung der verschiedenen Pflanzen und Thiere für das Menschenleben vor Augen, sowie als staatsmännischer Geist die Eigentümlichkeiten der Entwicklungsstufen der Menschheit in Fischerei und Jagd, Viehzucht und Ackerbau.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton
für Litteratur und Kunst.

In Kopenhagen ist eine neue romantische Oper, „Flucht und Gefahr“ von Henrik Rung mit so großem Beifall aufgeführt worden, daß sie schon über zwanzig Wiederholungen erlebt hat. Der Componist ist Singmeister am königlichen Theater daselbst, und genießt schon längere Zeit große Achtung in seinem Vaterland wegen seiner Romanzen und Gesänge. Die Oper ist mit der deutschen Bearbeitung von Edmund Lobedanz dem königlichen Theater in Berlin vorgelegt worden. Schon früher gab man daselbst von ihm die Musik zu Henrik Hertz's „Svend Dürins Haus“. Bei Breitkopf und Härtel in Leipzig wird nächstens ein Heft seiner Romanzen mit deutschem Text erscheinen.

Die Johann Sebastian Bach-Gesellschaft in Leipzig liefert den zweiten Band der Werke von J. S. Bach, zwölf bisher ungedruckte Kirchencantaten enthaltend, noch in diesem Jahr ihren Mitgliedern.

Die baierische Ruhmeshalle, eine der erhabensten plastischen Zierden Münchens, soll im nächsten Jahr gänzlich vollendet werden. Ueber zweihundert dahin gehörige Marmorbüsten berühmter Baiern sind im Auftrag König Ludwigs bereits durch Münchener Künstler vollendet und zur Zeit noch in der königlichen Pinakothek aufbewahrt, bis ihre Aufstellung im nächsten Jahr an dem Ort ihrer Bestimmung erfolgen kann.

Adolf Glasbrenner hat sich von jeder publicistischen Thätigkeit zurückgezogen und arbeitet an einem größeren humoristischen Werk, „Komische tausend und eine Nacht“ betitelt.

Herr v. Putlitz, der bekannte Lustspieldichter, hat sich mit der Gräfin Elisabeth Königsmark verlobt.

Tabletten.

*** Im London ist mit der letzten westindischen Post der Abgesandte einer wenig gekannten Republik eingetroffen. Etwa vor sechzig Jahren fand am Bord des englischen Schiffes „Bounty“ eine berühmt gewordene Meuterei Statt, die von Lord Byron in einem seiner schönsten beschreibenden Gedichte, „das Eiland“, besungen wurde. Die Meuterer, acht bis zehn Personen an der Zahl, ließen sich auf der 4½ Miles messenden Insel Pitcairn, im Südseearchipel, nieder und gründeten mit Hülfe dreier otaheitischen Frauen eine eigene Staatsgemeinde, die jetzt an zweihundert Seelen zählt und den Lehren ihres Stifters, des Meuterers Adams, treu geblieben ist. Sie wählen sich jährlich einen Präsidenten, der aber wenig zu thun hat. Sie bearbeiten den Boden gemeinsam und kennen weder ein Privateigentum noch ein Strafgesetz. Alle tragen Waffen und könnten die Insel, die ohne Piloten unzugänglich ist, gegen etwa tausend Soldaten wirksam vertheidigen. Sie leben meist von Pflanzenkost und Fischen; Fleisch essen sie kaum einmal die Woche. Es fehlt ihnen durchaus nicht an Mitteln, sich Luxusgegenstände zu verschaffen, da sie öfters von amerikanischen Schiffen besucht werden und auch manchem schiffbrüchigen englischen Kauffahrer wichtige Dienste geleistet haben. Aber sie nehmen kein Geschenk an außer Tabak, den sie sowol kauen als rauchen, aber selber nicht bauen wollen, um ihr Boden nicht zu schwächen. Sie trinken nichts als Wasser, besitzen aber einen Wein- und Branntweinkeller, dessen Inhalt als Arznei gebraucht wird. Ihre Nationalbibliothek besteht aus einigen Bibeln und andern religiösen Schriften, und der erwähnte Gesandte berichtet, daß sie nicht nur rein englisch sprechen, sondern auch dem protestantischen Glauben Englands fest anhängen. Schiffbrüchige werden auf Pitcairn gastlich gepflegt, aber nicht länger geduldet, als bis ein Fahrzeug am Horizont erscheint, welches sie an Bord nehmen kann. Der Gesandte von Pitcairn ist von ungefähr sechzig Jahren und wurde vor fünfundzwanzig Jahren nach der Insel verschlagen, wo er der einzige Fremde ist, dem die Bewohner den dauernden Aufenthalt gestatteten. Er lebt dort als Arzt und Religionslehrer und wird als Mitglied der kleinen souveränen Familie von Pitcairn betrachtet. Er hat die Absicht, mit der englischen Regierung um die Erwerbung von Norfolk Island zu unterhandeln, da Pitcairn bald übervölkert sein wird. Mit andern Worten, die Regierung soll der Colonie die Insel Norfolk unter gewissen Bedingungen schenken. Zugleich bitten die Einwohner der paradiesischen Insel um geistliche Unterstützung. (Missionäre?)

*** Auch in Göppingen in Württemberg hat man wie im Taunus am Abend des 11. November ein schönes Nordlicht beobachtet, und von dieser Zeit an traten Störungen auf den Linien Stuttgart-Bruchsal und Stuttgart-Ulm ähnlich denen am 18. October ein. Bis 8 Uhr 30 Minuten konnte noch mit Mühe mit Ulm und Bruchsal telegraphirt werden; von da an aber bis 9 Uhr wurde die Einwirkung der atmosphärischen Elektricität so stark, daß vollständige Unterbrechung eintrat. Um 9 Uhr konnte wieder mit allen Stationen telegraphirt werden. Noch am folgenden Morgen bemerkte man eine ziemlich starke Kraft auf den beiden Hauptlinien.

*** Saphir hat vor einigen Tagen ein Rencontre mit der Wiener Polizei gehabt. Der beliebte Humorist fuhr nämlich von seinem Landhause in Baden zur Stadt und da an den Barrieren von Wien bekanntlich sehr strenge Steuercontrole ist, kommt ein Steuerbeamter, der den Literaten nicht persönlich kennt, an den Wagen und fragt: Haben Sie Zollbares? — Wie können Sie so einfältig fragen! entgegnete der Humorist, Baares hat der Wiener schon lange nicht mehr! — Der Beamte nahm den Witz übel und arretirte den Boshaften.

Frankfurt, den 15. November.

Leibring †.

Leibring, einst ein ausgezeichnetes Mitglied unseres Schauspiels und seit längerer Zeit pensionirt, als Mensch geliebt und geachtet, ist in verflossener Nacht an einer durch die Wassersucht eingetretenen Entkräftung, 76 Jahre alt, gestorben. Sein Begräbniß wird die Theilnahme seiner frühern Collegen und der Mitglieder des Theaters überhaupt, sowie seiner Freunde und Verehrer, in würdigster Weise bekunden. D.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 16. November. Don Carlos, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Schiller.

Mittwoch, den 17. November. (Gastdarstellung der Fräulein Rotter, vom Hoftheater zu Darmstadt, und des Herrn Reichel.) Die Hugenotten, große Oper in fünf Abtheilungen. Musik von Meyerbeer. Urban: Fräulein Rotter. Raoul: Herr Reichel.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 275. Mittwoch, **17. November 1852.**

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Rielenka.

Die Schwestern von Kronthal.

(Fortsetzung.)

Die beiden Schwestern zu sehen war mir am Ende ein wahrhaftes Bedürfniß geworden, und es fehlte mir etwas, wenn ich ihren Anblick drei Tage lang entbehrt hatte. Es gab Zeiten, wo ich Tag für Tag eine Gemäldegallerie besuchte, um nur ein Bild anzuschauen, das irgend eine Saite in meiner Seele harmonisch erklingen ließ; wo ich allabendlich an einem Punkt weilte, um meinen Blick in die Ferne und meine Gedanken in die Vergangenheit schweifen zu lassen. Wie ein anderer körperliche Bewegung in freier Luft zu seinem Wohlbefinden nöthig hat, so bedarf ich der Emotion des Gemüts, der Fantasie. Ich weiß nicht, ob es Menschen gibt, die sich auf Gottes Welt nur für das interessiren, was den Gaumen und die Geldgier kitzelt, was den Magen und die Kasse füllt, niemals für eine Idee, für einen Traum, für eine Illusion. Ich lasse dem praktischen, materiellen Leben sein Recht widerfahren und verlange nicht, daß jemand von Sonnenschein, Aetherblau und Blumenduft existiren soll, aber doch und vielleicht grade darum, weil ich das Leben in seiner Wirklichkeit zur Genüge kenne, wenn ich einmal glücklich sein will, so finde ich das Glück nur in einem Traum, in einer Illusion.

Glück! Was ist Glück? Das wahre Glück ist nirgends als in der Sehnsucht, in dem Ringen nach dem Fernliegenden, Unerreichten. Es gibt kein Glück des dauernden Besitzes.

> Wo fänd' das Glück auf Erden wol noch Raum
> Inmitten aller Mühen, aller Sorgen,
> Wär's nicht in irgend einem schönen Traum
> Vor unsrer rohen Wirklichkeit geboren?

So erschient jedem das Glück in anderer Gestalt. Und wie erschien es mir?

Fern vom Geräusch der Stadt zeigt sich meinem Auge die Lichtung eines Parkes, ringsum durch eine üppige Laubwand geschlossen; im Hintergrund eine Villa mit florentinischer Façade, vor dem Portal eine grünumrankte Veranda, zu beiden Seiten eine Terrasse, die Pfeiler der Balustrade mit Blumenvasen geschmückt. Vor dieser Terrasse, durch eine breite Doppeltreppe verbunden, breitet sich einer jener frischen, hellgrünen Rasenplätze aus, für die nur ein Engländer den abscheulichen Namen Bowlinggreen erfinden konnte; mitten ein Marmorbassin mit springender Fontäne, in dessen Wasserstrahlen glitzernde Metallkugeln spielen. Auf diesem Rasenteppich wildert ein Mädchen umher, das etwa zwölf oder vierzehn Jahre zählt, mit einem Gespielen in Gestalt eines großen Neufundländer Hundes. Die natürlich gelockten Haare des Mädchens sind fesselles den Lüften preisgegeben, von der Taille flattern zwei lichtblaue Bandschleifen, die sich auf dem luftigen, weißen Gewand anmuthig abzeichnen. Die Wangen glühn, die Augen blitzen in jugendlicher Lust, doch sieht man ihnen an, daß sie auch recht ernst und tiefsinnig blicken können. Nun denn, mit diesem Kind herumzuwildern, seine unschuldigen Liebkosungen mit dem Hund zu theilen, Hand in Hand durch den Park zu schlendern, ihm Führer, ihm Lehrer zu sein und von ihm selbst zur Jugend zurückgeführt zu werden, zu harmloser, unverkümmerter, fröhlicher Lebenslust — das war damals mein Traum des Glücks.

Vielleicht hatte ich es auch vordem einmal genossen, dieses Glück, wie denn überhaupt meine schönsten, süßesten Träume der Vergangenheit angehören, selten nur in die Zukunft schweifen. Das war ein getraumtes Glück und ich konnte mich bescheiden, wenn mir dies nicht zu Theil wurde. Aber auch das Glück, sie zu sehen, sollte mir geraubt werden. —

Am 18. April 1849 erschienen mir die Schwestern zum letztenmal. Es war mir bei dieser Begegnung, als habe mich die ältere einen Moment länger angeschaut, als haben ihre Begleiterinnen bedeutsamere Blicke gewechselt. Der Himmel weiß, was ich mir darob für kuriose Gedanken machte, uno nun war es doch nur darum, weil sie wußten, was ich noch nicht ahnte, ich würde fortan vergeblich nach ihnen ausschauen, fruchtlos nach ihren Spuren forschen. —

Die Zöglinge des Pensionats wandelten nach wie vor durch die Promenaden vor den Thoren, aber die Schwestern von Kronthal sah ich nimmer. Die Mädchen lächelten, wenn ich spähenden Blicks die Reihen durchflog, und ein und das andere theilnehmende Herz mochte sich wol auch meiner stummen Resignation erbarmen.

Ich dachte anfangs, ja, so selbstsüchtig war ich, ich hoffte beinahe, sie seien krank und würden endlich frisch und blühend wiedererscheinen. Aber der Monnemond war vorübergegangen, der Sommer kam, ohne mir sie selbst oder eine Kunde von ihnen zu bringen. Ich besuchte alle Vergnügungsorte der Umgegend, die benachbarten Landsitze und Badeorte, nirgends eine Spur. Ich gab endlich die Hoffnung auf, sie wiederzusehen; aber nun sie mir für immer verschwunden waren, wollte ich wenigstens wissen, wo sie weilten, wollte ich einen Ort haben, wohin ich meine Gedanken schweifen ließ, einen Namen, an den sich meine Erinnerung klammern konnte. So lange ich sie selbst sah, kümmerte mich das alles nicht, ja diese Ungewißheit war mir lieb. Nun aber war es anders. In tausend und eine Nacht, oder sonsten wo in der orientalischen Märchenwelt gibt es eine Geschichte, wie ein Bettler nachts im Schlaf aus seiner Hütte in einen Königspalast getragen, dort im goldstrotzenden, lichtflunkelnden Saal geweckt und glänzend bewirtet, darauf wieder eingeschläfert und nach seiner Hütte ärmlichem Lager zurückgebracht wird. Wie er des morgens erwacht, entsinnt er sich

des prächtigen Saales, der köstlichen Genüsse, in denen er geschwelgt, es erscheint ihm alles wie ein schöner Traum, mit dem das Geschick zuweilen den Armen äfft. Doch nein, vor seinen Augen funkelt ja der Goldreif, mit dem man im Palast seine Hand geschmückt, und ist ihm Bürge, daß es nicht ein lerrer Traum gewesen. An diese Geschichte dachte ich. Wie in dem Märchen der Ring, sollte mir der Name ein Anhaltspunkt sein, daß die Erscheinungen von Kronthal nicht Traumgestalten, lustige Fantasiegebilde waren.

Aber wie dies erreichen? Ich geriet auf die wunderlichsten Pläne. Endlich hatte ich eine Idee, die mir ausführbar erschien. Ich wollte an die Vorsteherin des Pensionats schreiben und sie aus irgend einem plausiblen Grunde um Auskunft über die Schwestern ersuchen, natürlich anonymer Weise, so zwar, daß die Antwort poste restante unter einer bestimmten Chiffre an mich gelangen sollte. Gedacht, gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Freiherr v. Gagern.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die ältesten Culturländer, Indien, Aegypten, Babylon, Palästina, Persien werden charakterisirt. Bei Griechenland und seinen Mysterien verweilt er länger. Den Eleusinien ist eine lange Abhandlung gewidmet, in welcher er den Ansichten Lobecks und Ottfried Müllers entgegentritt und sich den Ideen Creuzers nähert. Er sieht in den Eleusinien vor allem eine Verherrlichung des Ackerbaus und seiner gesammten Folgen für Civilisation. Die Bedeutung der Blumen für das Menschenleben wird dabei sinnig entwickelt. Aus dem Ackerbau sehen wir als nothwendige Folge das Städteleben hervorgehen. Obgleich ein großer Freund des Landlebens, weiß der Verfasser, frei von aller falschen Sentimentalität, die Bedeutung der großen Städte wol zu würdigen: „Fürwahr nur unter diesen Bedingungen erweitert sich die menschliche Gattung in allen Richtungen. Nur unter dieser Bedingung gedeihen Künste und Wissenschaften; nur auf diesem Wege wird die nöthige Muße gewonnen, nur durch Reibungen entfaltet sich Uebersicht, Weltweisheit, menschliche Hoheit."

Aber auch das städtische Verderbniß bleibt nicht unberücksichtigt. Es wird an Syrakus, Capua, Rom und Athen nachgewiesen. Er betrachtet die verderblichen Folgen des Reichtums in der Romanie, die Frevel der Kaiserzeit. Ueber das nun rettend eintretende Christentum hegt er sehr kühne rationalistische Ansichten, aber geistvoll und doch warm religiös. In früher Jugend hatte er schon ein Schriftchen über das Christentum veröffentlicht, im hohen Greisenalter kehrt er zu diesem seinem Lieblingsgegenstand zurück. Er findet es bei einer früheren Gelegenheit sonderbar, aber wahr, daß die besseren Schriften über Religion, religiöse Ideen und Gefühle neuerlich nicht von Priestern, sondern von Staatsmännern, von Rednern wie Necker, Chateaubriand, Benjamin Constant rc. ausgegangen seien. Hier sowie in seinen Schriften über die Kölner Wirren, die Judenemancipation und die Deutschkatholiken, findet man eine Fülle tiefgreifender Gedanken. Eine Umwandlung der Welt zum Bessern findet Gagern durch das Christentum allein noch nicht herbeigeführt. Dazu bedurfte es noch des germanischen Princips, welches der Verfasser im letzten Abschnitt der Civilisation sowie früher in seiner Nationalgeschichte lebenskräftig entwickelt.

Wie über die unermüdliche, unmittelbar praktische Wirksamkeit unseres Freiherrn müssen wir auch über seine umfassende literarische Thätigkeit erstaunen. Es bleibt uns nun noch übrig, sein Leben nach den in demselben hervortretenden Hauptrichtungen, den Hauptideen, welche sein praktisches und literarisches Leben gleichmäßig durchdringen und verknüpfen, noch einmal kurz zu überschauen. Das äußere praktische Wirken, das Eingreifen mit dem beredten Wort und die philosophische Beschauung menschlicher Dinge gingen stets bei ihm Hand in Hand. Nichts menschliches blieb ihm fremd.

Ein geistvoller deutscher Publicist hat zur Napoleonischen Zeit gesagt: es werde erst dann im Vaterland gut werden, wenn jeder Staatsbürger glaube, daß er an der politischen Vorsehung theilnehme. Diese Ueberzeugung scheint unser Freiherr getheilt zu haben. In allen Geschicken des Vaterlandes suchte er mit Rat und That zu helfen. In einer doppelten Richtung aber war er vorzüglich thätig, in Amt und Schrift, nämlich für die Ausbildung unseres Bundeswesens und die Organisation und zweckmäßige Leitung der Auswanderung. In beider Hinsicht steht er unter den Vordermännern. Beides ist schon früher anderwärts weiter von uns entwickelt worden, und wir wiederholen uns hier kurz, weil die Vorbildner ächt föderalistischen Sinnes nicht gar zu häufig unter uns gewesen, und doch nichts wichtiger ist für unsere Nationalwolfahrt.

Unter allen Staatsmännern Deutschlands zeichnete er sich also durch seinen hohen föderalistischen Sinn und durch seine unermüdliche Thätigkeit für den Bund aus. Er hat praktisch und theoretisch, als Staatsmann und Publicist, unermüdlich für denselben gewirkt. Früh beschäftigte er sich mit großer Liebe mit der deutschen Reichsverfassung, diesem complicirten Bundesstaat. Durch Montesquieu, durch Friedrichs des Großen Fürstenbund, durch Johannes v. Müllers Schweizergeschichte, vorzüglich aber durch die Gründung des nordamerikanischen Bundesstaats waren in der Zeit seiner Jugend viele föderalistische Ideen im Umlauf. Er richtete damals seinen Blick besonders gern nach Nordamerika. Durch den Rheinbund lernte er auch den Mißbrauch des Föderalismus kennen. In seiner deutschen Geschichte berücksichtigt er mehr als andere Historiker das Bundeswesen unserer Vorfahren. Selbst ohne Amt steht er mit den Ersten der Nation in Briefwechsel über die künftige Gestaltung Deutschlands. Mit dem Grafen Münster ist er am entschiedensten für eine Conföderation. Bekannt ist, wie er auf dem Wiener Congreß an der Spitze der kleineren Staaten gegen anderweitige, besonders dualistische Pläne die jetzige Form unseres Bundes herbeiführen half. Obgleich er denselben fester zu knüpfen gewünscht hätte, den Namen „Reich" gern erhalten, die vollziehende Gewalt stärker verlangt und den kaiserlichen Namen ihr beilegen wollte, obgleich er die Reichsgerichte vermißt sowie die rechte Organisation der Executive, und ihm die Bundesacte zu sehr auf einen Staatenbund hinweist statt auf einen Bundesstaat, so ist er doch schließlich der Ansicht, daß man unter den obwaltenden Umständen nicht mehr habe erreichen können, und daß die Bundesacte gut genug sei, wenn man sie nur wahrhaft verstehen und halten wolle. Wie er selber sie verstand, ihr praktische Uebung und Zusammenhang geben wollte, zeigte er zur Freude der Nation, als er in Frankfurt mit tagen half.* Er suchte Seele in das Bundeswesen zu bringen, sowol durch seine Vorträge am Bundestag selbst als durch gleichzeitig veröffentlichte Schriften. In seiner „Politie" entwickelte er die früher bestandenen Bundessysteme, in dem Schriftchen „über Deutschlands Zustand und Bundesverfassung" wies er auf die Bedürfnisse unseres Vaterlandes hin und gab den Staatsmännern viele goldene Regeln. Der Bundestag erschien ihm als „der Focus, als der große heimische Herd, wo sich alle guten Gesinnungen entwickeln würden, wo sie sollten concentrirt, erwärmt, geläutert, gestählt, verbreitet werden."

* Darin stand ihm am ersten Wangenheim zur Seite.

An allem was kräftiges und förderliches in den ersten Jahren zu Frankfurt beschlossen wurde, über Competenz, Austrag und Gericht, die auswärtigen Verhältnisse, das Kriegs- und Vertheidigungswesen und anderes, hatte er starken Antheil. Bald aber wurden Staatsmänner von dem „Kaliber“, wie er sie zu Bundestagsgesandten forderte, nicht mehr gewünscht, und der edle Freiherr wandte sich in die Einsamkeit zum Landbau und zum Studium der Geschichte. In seinem „Einsiedler“, seinem „Antheil an der Politik“ im dritten Band, in den „Vaterländischen Briefen“, in seinen Reden in der Darmstädter Kammer, in seinen Privatbriefen an leitende Staatsmänner wie Plessen und Metternich, suchte er unermüdlich den wahren föderalistischen Sinn zu entwickeln.

Auch in den schwersten Zeiten verlor er den Mut nicht; er behielt das wirkliche und praktische im Auge. Er hat die rechte Liebe für das ganze große Vaterland sowie die sinnige Theilnahme für den kleinsten Gau. Er weiß sich in eine jede Besonderheit behaglich einzuleben und zugleich entschieden und kühn für die Gesammtheit aufzutreten. Vorzüglich besitzt er aber die in einem Bundeswesen so unumgänglichen Eigenschaften der Verebsamkeit, des tiefen Gerechtigkeitssinns, und jener hohen Milde, liebevollen Duldung und Widmung, welche weit entfernt ist von Schwäche. Man hat ihm vorgeworfen, daß er den nationalen Charakter des Bundesstaats in einer Nationalrepräsentation neben der föderalen Staatenvertretung verkannt habe. Die Erfahrung der letzten Jahre hat leider seine Ansicht gerechtfertigt. Wenn — wie wir hoffen — eine Nationalvertretung allmälig aus einem aber erst zu erstrebenden volkswirtschaftlichen Bundesrat erwächst, so darf man diese neue Anschauung der Dinge noch nicht von dem Staatsmann des ersten Viertels dieses Jahrhunderts verlangen. Was föderalistischen Geist anlangt, hat man Gagern nebst Münster mit Hamilton und Washington, mit Aratus und Philopömen, den Lieblingen Plutarchs, „den letzten Griechen“ verglichen, unter deren Tugenden Wahrheit und Besonnenheit oben anstehen.

Neben der Ausbildung unseres Bundes widmete er seine Hauptthätigkeit der zweckmäßigern Leitung unserer Auswanderung. Schon auf den Artikel der Bundesacte, der wenigstens im Innern freie Bewegung zusagt und garantirt, nahm er entschiedenen Einfluß; am Bundestag vertrat er die Berechtigung der Auswanderung, worüber der dritte Theil des „Antheils an der Politik“ und eine besondere Schrift nähere Auskunft geben. Er stemmte sich den „Vorurtheilen der Regierungen“ entgegen, beschickte den Präsidenten zu Washington persönlich durch einen Verwandten, gab die Antwort der Behörde kund, und that alles, was von ihm abhing, um Ordnung in diese Angelegenheit zu bringen. Sein ausgedehntes Studium der Reisebeschreibungen, seine Bekanntschaft mit den Sitten der Völker kam ihm bei diesem Gegenstand trefflich zu statten. Er zuerst brachte dem Vaterland die Idee zum Bewußtsein, daß man die Auswanderung vernünftig einrichten, daß man sie organisiren müsse. „Seine Kritik des Völkerrechts“ handelt mit Vorliebe, mit großem weltphilosophischen Blick, mit ächt staatsmännischem Geist, wahrem Patriotismus und ächter Humanität über diese Frage. Im letzten und großartigsten Abschnitt dieses Buchs bringt er die deutsche Auswanderung mit der orientalischen Frage in Verbindung. Der Lauf der Donau gibt nach ihm dem deutschen Volk einen entschiedenen Anlaß und Grund, in die Geschicke des Orients einzugreifen. Als er mit Stein, Capo d'Istria und Eynard dem neu erkannten Griechenland seine Theilnahme zuwandte, kam die Idee des Fürstentums nach deutscher Art, begleitet von deutscher Einwanderung, ähnlich der nordamerikanischen, von ihm. Schon im Jahr 1812 wies er, als er in Wien den ersten Theil seiner deutschen Geschichte schrieb, in demselben auf die Wichtigkeit Ungarns und der untern Donauländer für Deutschland hin. Im „Einsiedler“ kam Gagern ausführlich auf die Moldau und Walachei zu sprechen und schlug bei ihrer neuen Constituirung deutsche Prinzen mit deutscher Einwanderung vor. Diese östliche Richtung trat in der letzten Zeit immer entschiedener in ihm hervor, sowie der deutsche Sinn auf seinen Kosmopolitismus verzichtete und nationale Gesichtspunkte gewann. Niemand kannte besser die Schwierigkeiten, welche einer wahrhaft nationalen Politik Deutschlands nach dieser Richtung hin im Wege standen; unermüdlich arbeitete er indessen als Landstand, Publicist und Freund einflußreicher Männer an einer glücklichen Lösung dieser Frage und ein Flugblatt durfte ihm unter anderm zurufen:

Mit den treuen Vaterbildern spähst du durch der Erde Räume,
Wo der Schöpfung reichster Segen deinem Volk entgegen schlume.
Vor des Volkes edeln Ständen, bei der Fürsten goldnem Mahle,
Fliegt du mit erfahrnem Munde, blitzend mit der Augen Strale,
Für die Brüder, die verlassen nach der dunklen Ferne ziehen,
Deren sternenlose Wimpel über weite Meere fliehen,
Fliehest, daß sie nicht verachtet, ohne Schutz die Welt durchirren,
Daß dem freien Sohn von Deutschland nicht der Schwarzen Ketten klirren.
Wann einst Balkan und Missouri deutschen Geistes Leuchten brennen,
Werden dich die fernen Enkel ihren Vater Gagern nennen.

So hielt der vielerfahrene Staatsmann mit dem warmen Jünglingsherzen von den Höhen des Taunus herab seinen hellen, liebevollen Blick auf sein Volk und die Menschheit gerichtet. In seinen Mirabellen- und Kastanienhainen, unter sorglich gepflegten Blumen, von einer großen, ihn liebevoll verehrenden Familie umgeben, war er uns das Bild „eines um seine Gattung besorgten Weltweisen“. Er ist, wie er ihn am Schluß seiner „Politik“ fordert, „der wahre Staatsmann, welcher die Vergangenheit kennt, die Gegenwart behandelt, die Zukunft bereitet. Der Erde höherer Flor, der Menschheit ehrenvolle Entwicklung ist sein Visir.“

Er war in unserer Zeit, welche an eigentümlichen Charakteren immer ärmer wird, eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, mit antikem Selbstgefühl, ein Feind der Lüge und Heuchelei, ein ganzer Reichsritter, ein Hutten, welcher das Blücher'sche „Vorwärts“ in allen Lebensgebieten zur europäischen Losung, zum Feldruf der ganzen Menschheit machen möchte, aber nicht sprungweise, sondern in ruhiger, organischer Entwicklung mit Berücksichtigung aller historischen Rechte. Sein Name ist mit den größten Fragen unserer innern und äußern Politik verflochten. Möge sein edler Sinn uns bei keinem Unternehmen fehlen!

Goethe's Faust,

Prachtausgabe, illustrirt von Seitberg, Stuttgart bei Cotta.

Goethe's Faust hat bereits zu einer Reihe einzelner Illustrationen von den bedeutendsten Künstlern Deutschlands Veranlassung gegeben, welche mehr oder weniger die Begebenheiten des großen Drama's anschaulich gemacht haben: zum erstenmal hat es indeß die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart versucht, eine illustrirte Gesammtausgabe des unsterblichen Dichterwerks zu veranstalten. Die Schwierigkeit des Unternehmens hatte bis jetzt die Ausführung des Plans verhindert, bis sich endlich in der Person des Herrn Seitberg ein Künstler fand, welcher zu gleicher Zeit den Mut und das Talent besaß, das Unternehmen würdig auszuführen.

Es liegen die beiden ersten Hefte der neuen Ausgabe des Faust in klein Folio vor, bei denen der Text auf das splen-

bideste in gespaltenen Columnen gedruckt ist und die Illustrationen theils in Stahlstich, theils in Holzschnitt, im nämlichen Format wie der Text beigefügt sind. An beiden wird der große Fortschritt, welchen die deutsche Kunst in der neueren und neuesten Zeit gemacht hat, ersichtlich. Die Stiche sind nach Seibertz geistreichen Zeichnungen von Schleich vortrefflich gestochen, die Holzschnitte von Allgaier und Siegle in Stuttgart geschnitten. Der Zueignung folgt ein Blatt, auf welchem Goethe in der Mitte sitzend und am Faust schreibend dargestellt ist; sein linker Fuß ruht auf seinen früheren Werken, dem „Götz", dem „Egmont" und dem „Tasso", zu seiner Rechten sieht man den Künstler beschäftigt, Goethe's Porträt zu entwerfen; um den Dichter her sind die Personen des Faust, höher hinauf, in den Wolken, Genien und Nymfen gruppirt. Dem Vorspiel ist ein Holzschnitt vorgesetzt und Goethe in der Mitte, der Schauspieldirector, die lustige Person, zu seinen Seiten gestellt und vortrefflich charakterisirt. Dem Prolog geht ein trefflicher Stich von Schleich voran, ebenso geistvoll in der Anordnung wie gelungen in der Ausführung. Der „Herr" thront in der Mitte, von seinen himmlischen Heerschaaren umgeben, neben ihm steht Mephistopheles, sich demütig verbeugend, und in einem Rundtheil unterhalb der Gruppe sitzt Faust, über seinen Büchern sinnend, den Cul de lampe füllt die Figur des Mephistopheles aus, der, in seinen Mantel gehüllt, dem Gelingen seines Vorhabens entgegensieht. — Das erste Blatt des Textes zeigt Faust, wie er durch das Zeichen des Makrokosmus in dem vor ihm aufgeschlagenen Buch den Geist beschwört. Fausts Erschrecken ist vortrefflich wiedergegeben, meisterhaft gestochen aber der in den Wolken erscheinende Geist. Der Augenblick des Trunkes ist im Holzschnitt kräftig behandelt und sehr malerisch die Darstellung des Spazierganges mit den Gruppen der wandelnden Bürger und Mädchen in der Art, wie die Engländer in ihren Werken dergleichen Züge als Randverzierungen anwenden.

Ausgezeichnet ist das nächste Blatt: Faust und Wagner im Freien, wie der erstere die Worte ausspricht: „Ja wäre nur ein Zaubermantel mein und trüg' er mich in ferne Länder!" Demzufolge sieht man in der Landschaft in der Ferne Mainz und die Berge im Hintergrund; neben dem entzückten Faust steht Wagner mit seinem gutmütigen Gesicht, wie er, das Buch unter dem Arm, der Geberde des Meisters mit den Augen folgt. Auch den verhängnißvollen Pudel sieht man im Vordergrund vorübereilen. — Das Meisterstück des Künstlers ist indeß der Moment, wo Faust, von den Zauberchören in Schlaf gesungen und gespielt, in seinem Lehnstuhl ruht. Von dem Reichtum der Idee, welcher sich in diesem Blatt entfaltet, kann man sich nur dann einen Begriff machen, wenn man das Blatt selbst sieht. Der Theil der Gruppe, welcher Faust unmittelbar umgibt, ist ganz ausgeführt, der oben in den Lüften schwebende mit der Nadel angedeutet, um die Worte des Dichters: „Schwindet ihr dunklen Wölbungen droben ꝛc." bildlich zu erläutern.

Die Darstellungen für den ersten Theil bestehen, das Titelblatt nicht gerechnet, aus 13 Hauptblättern (Stahlstich) und 17 in den Text des Gedichtes gedruckten Holzschnitten, außerdem aus 50 bis 60 Anfangs- und Schlußvignetten. Im Herbst 1853 sollen sämmtliche acht Lieferungen des ersten Theils vollendet sein. Jede Lieferung kostet zwei Gulden.

Tabletten.

*** Eine bereits zu europäischem Ruf gelangte Localität in München wird binnen kurzem als solche zu existiren aufgehört haben. Die Künstlerkneipe „zum Stubenvoll" wird nämlich von der Gesellschaft verlassen werden. Das treffliche Getäfel mit all den Wappenschildern und dem altdeutschen Schnitzwerk, alles schon so „eingekneipt", daß man glauben sollte, es sei wirklich ein Ueberkommniß aus den Zeiten der Dürer, Behaim, Peter Vischer ꝛc. wird auseinandergerissen, das Niet- und Nagelfeste daran bleibt dem jetzigen Besitzer der Wirtschaft, das andere wird, wenn möglich, dazu verwendet, um sich anderwärts wieder „altdeutsch" einzuheimsen. Von der ganzen Künstlerschaft werden bereits Einleitungen zu einem großen Künstlerfest im kommenden Carneval getroffen.

Frankfurt, den 16. November.

Ellafon's Jahresconcert.

Nächsten Montag, den 22. November wird Herr Ellafon im großen Saal des Weidenbusches sein Jahresconcert geben. Das bereits vorliegende Programm zählt wiederum interessante und selten zur Aufführung kommende Nummern auf, darunter von Mozart: zwei hier noch nicht gehörte „Divertissemens" für zwei Oboen, zwei Horn und zwei Fagotte; ein „Nocturne" für viermal zwei Violinen, Viola, Baß und zwei Horn; eine Bravourarie aus Mozarts nachgelassener Oper „lo sposo deluso" (Manuscript), gesungen von Fräulein Jenny Hoffmann. Ferner von Beethoven: „schottische Lieder", von Herrn Caspari vorgetragen, die Violine- und Cellobegleitung von den Herren Ellafon und Sterentopf gespielt. Von Mendelssohn kommt das in seiner blühendsten Zeit geschriebene Streichoctett zur Aufführung. Außerdem werden die Herren Schoch, Lutz und Rosenhain das schöne Tripelconcert für drei Klaviere von J. L. Bach, und die Herren Wolff, Mohr, Waldhauser und Ellafon ein Quadrupelconcert für vier Violinen von Maurer, endlich der Concertgeber selbst eine von ihm componirte Fantasie für die Violine vortragen. Die hier genannten Nummern und die Namen der in diesem Concert auftretenden Kräfte werden demselben das besondere Interesse der Musikfreunde zuwenden und den Erfolg des Abends sichern. Z

Concert des Cäcilienvereins.

Donnerstag, den 18. November
im Locale des Vereins (Loge Soleates, Döngesgasse).

1. Kyrie für vierstimmigen Chor und Solostimmen von Robert Franz.
2. „Komm, Jesu, komm!" Motette für Doppelchor von J. S. Bach.
3. Concert für zwei Claviere und Orchester (C-dur) von J. S. Bach.
4. Motette für weibliche Stimmen (Es-dur) von F. Mendelssohn-Bartholdy.
5. „Gott mein Heil", geistlicher Gesang für Chor von M. Hauptmann.
6. Te Deum laudamus (componirt zur Feier des Utrechter Friedens) von Händel.

Anfang 7 Uhr. — Billette à 1 fl. 30 kr. bei Herrn C. A. André, (Haus Mozart).

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 18. November: Iphigenie auf Tauris, Schauspiel in fünf Abtheilungen von Goethe.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 276. Donnerstag, 18. November **1852.**

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Nielente.

Die Schwestern von Kronthal.

(Fortsetzung.)

Da es in den Augen der Vorsteherinnen des Instituts jedenfalls unverfänglicher und weniger bedenklich erschien, nach einem Kind als nach einem mehr erwachsenen Mädchen zu fragen, so bezeichnete ich in dem Brief wohlweislich die jüngere Schwester als den Gegenstand meiner Anfrage und schilderte ihr Aeußeres, um sie der Vorsteherin kenntlich zu machen, etwa in folgender Weise:

„Sie trug das schwarze, füllereiche Haar in Locken à l'enfant; ihre dunklen, großen Augen waren voll sinniger Tiefe, mit ernstem, fast drohendem Blick; auf den vollen Lippen lag der Ausdruck einer für das jugendliche Alter ungewöhnlichen Willenskraft; das Anklik war von südlicher Färbung, die Haltung selbstbewußt, das ganze Wesen imponirend und von einer das kindliche Alter überragenden geistigen Reife."

Der Brief war couvertirt, mit einem Petschaft ohne verrätherische Chiffre verschlossen, die Adresse wie auch der Inhalt mit versteltter, einem weiblichen Duetus ähnlichen Hand geschrieben, und es handelte sich nur noch darum, die Sendung an ihre Bestimmung zu befördern.

Unfrankirt in einen Briefkasten geworfen, wäre die Epistel am Ende nicht angenommen worden; dieselbe persönlich am Postschalter aufgeben oder einen Dritten damit beauftragen, mochte ich auch nicht, wollte ich anders mein Incognito sicher bewahren. Ja, hätte ich jemanden gefunden, der nicht lesen konnte! Aber leider ist das bei den jetzigen Fortschritten der Civilisation äußerst schwierig. Man sieht hieraus, daß auch die besten, segensreichsten Institutionen unter Umständen ihre Nachtheile haben können. So trug ich denn den Brief mit mir herum, um jede Gelegenheit zu seiner Beförderung, die sich mir darbieten würde, benutzen zu können.

Diese Gelegenheit fand sich nicht und alle meine mühsamen Vorbereitungen waren vergeblich. Allvater Goethe hat mich endlich aus dieser Not erlöst. Neben den vielen unsterblichen Verdiensten, die er sich um die Menschheit erworben, habe ich seinen Manen noch einen besondern Dank zu stiften. Das aber bezgab sich folgendermaßen.

Am 28. August 1849 feierte man in allen civilisirten Orten Deutschlands, daher auch in Frankfurt das hundertjährige Geburtsfest des Dichterkönigs und am Vorabend dieses Tages gab man auf dem Stadttheater zum erstenmal das seitdem zu Grabe getragene Schauspiel von Gutzkow: „Der Königsleutnant". Ich besuche gerne solche erste Vorstellungen, nicht etwa, weil ich immer etwas Gutes erwarte, au contraire, sondern weil die Schauspieler ihre Rollen sicherer, wärmer, hingebender und weniger handwerksmäßig spielen als bei Wiederholungen, und dann, weil auch andere Leute gern Neuigkeiten sehen und die Beobachtung des Zuschauerraums im Theater mindestens ebenso viel Interesse für mich hat als die Bühne selbst.

An jenem Abend nun hatte sich das Haus ziemlich gefüllt; zumeist aber war das Alter vertreten und in den distinguirten Parterrelogen zumal, da wo sonst die jugendlichen reizenden Gestalten, dem von der Bühne abgestoßenen Auge eine willkommene Erquickung bieten, kauerten jetzt alte, verwitterte Matronen, die beinahe mit dem jungen Goethe weiland als Kinder gespielt haben konnten. Ich suchte vergebens rundum nach einem Ruhepunkt meiner Blicke und dachte mit Schrecken der verschiedenen Acte nebst Zwischenpausen, die ich zu überstehen haben würde. Da haftete mein umherirrendes Auge plötzlich in der ersten Logenreihe nahe der Bühne; — war es Täuschung oder Wahrheit, was ich zu sehen glaubte? O Gutzkow! ich wünsche dir nicht, daß es bei der Darstellung deiner dramatischen Werke mehr solcher Zuschauer gebe, wie ich in diesem Augenblick einer war. Du würdest unsonst deine Geisterschäge hingeben. Die Sehlinie meiner Augen bildete mit der Richtung der Bühne genau einen rechten Winkel von 90 Grad. Ja es waren ihre Züge, ihre Augen mit den scharfgewölbten Bogen, wie sie in meiner Erinnerung lebten — und doch, doch gab es etwas, was mich zweifeln ließ. War es denn so lange her, daß ich sie zuletzt gesehen? Regte sich denn in meinem Herzen keine Stimme, die mir sagte: Sie ist es! O ja, mein Herz sprach laut genug. Aber konnte sie denn seitdem so gereift sein, konnte sich die Rosenknospe so schnell zur vollen Centifolie erschlossen haben? rief die Resterion dazwischen. War das jenes kindliche Wesen von damals, dem ich auf der Höhe von Kronthal eine Kußhand zugeworfen? Indem ich mir diesen Moment vergegenwärtigte und die Erscheinung mit gegenüber anschaute, sprach der Zweifel lauter als die Stimme des Herzens und ich konnte mich unmöglich darein finden, in dieser selbstbewußten, imponirenden Gestalt die ältere Schwester von Kronthal wiederzuerkennen. Und wo war die jüngere Schwester? Am Schluß der Vorstellung war ich immer noch nicht überzeugt; etwas mehr als anfange, aber noch blieb ein malitiöser Zweifel in meinem glaubenstreuen Herzen.

Am Ausgang des Theaters wollte ich die Existenz dieses Zweifels vernichten und mir Gewißheit schaffen. Aber im Gedränge hatte ich ihre Spur verloren, die Menge zerstreute sich, das Haus war leer, hinter mir schloß sich die Thüre.

Welch eine Tantalusqual, so nahe dem Licht der Erkenntniß wieder in die Nacht des Zweifels zurückgeworfen zu werden! Doch ich hoffte. Am Fest des nächsten Morgens wird sie noch in Frankfurt sein und in diesem Fall werde ich sie wiedersehen.

Früh um neun Uhr trat ich meine Wanderung an. Am vergangenen Abend schien es mir ein Leichtes, die schöne Unbe-

kannte von Kronthal wiederzufinden, — wie ich aber jetzt die tausende von Menschen sah, die durch die Straßen wogten, Kopf an Kopf an den Fenstern und auf den Balkonen sich drängten, da wollte ich fast verzagen. Ich folgte den Straßen in der Richtung, von wo der Festzug kommen sollte; hier hatte wol jeder ein Plätzchen gesucht und namentlich Fremde, die zu diesem Zweck eigens aus der Ferne erschienen waren. Ich sah viele hübsche, jugendliche Gesichter, zumal orientalische Schönheiten, aber nirgends eine Spur dessen, was ich suchte. Eben war ich wieder auf dem Roßmarkt angelangt, als von ferne die Zeil herauf Musik erklang und die Menschenmenge sich in Bewegung setzte. Da füllten sich auch die Fenster ringsum auf dem Platz und ich erblickte im Casino . . . O, nun schwankte ich nicht mehr in Ungewißheit. Ja sie war es, freilich nicht mehr das kindliche Wesen von damals — eine üppig blühende Jungfrau.

Als der Zug vorüber war, trat sie aus dem Hause und entschwand meinen Blicken im Gedränge. Aber der Zufall war mir günstig. Kurz darauf sah ich sie wieder an einem Fenster im Gasthof zum Schwan.

Tags darauf stand ich in der Mittagsstunde an der „Lügenecke". Das ist die Ecke gegenüber der Hauptwache, also genannt wegen der Placate, die in den Jahren der Bewegung zur Zeit des ungarischen Aufstandes und der badischen Insurrection den Neugierigen tagtäglich wunderbare Historien verkündeten. Dort war immer mein Lieblingsplatz, nicht der Placate halber, sondern wegen des lebendigen Treibens, das dort reichen Stoff zu Beobachtungen bietet. Es ist da der trefflichste Standpunkt für den Flaneur. Wenn du jemanden suchst und weißt nicht, wo ihn finden, so stelle dich dort auf die Lauer! Es gibt wol keinen Menschen in der Stadt, es sei denn ein Kranker, den sein Leiden an das Bett, oder etwa ein Lastträger, den sein Beruf an den Mainquai fesselt, und für diesen wirst du dich hoffentlich nicht interessiren, der nicht täglich wenigstens einmal diese Ecke passirte. Ich suchte die Schöne von Kronthal, darum stand ich an der Lügenecke. Ich harrte nicht vergebens. Sie kam in Begleitung einer Freundin aus der Pension und eines kleinen Knaben, der wol ihr Bruder sein mochte. Die Begleiterin erkannte in mir sofort den wieder, der einst den Spuren ihrer Freundin gefolgt war, und flüsterte dieser ihre Wahrnehmung zu. Die schöne Unbekannte verriet in ihren Mienen einige Befangenheit, die Begleiterin lächelte, das kleine Brüderchen schaute mich forschend und unwillig an. Ist denn diese Schwester eine Heilige oder fürs Kloster bestimmt, daß man sie nicht ansehen darf, daß auch dieser Knabe, wie einst die Schwester, mit gebieterischem Blick mir zu wehren scheint, mein Auge zu ihr zu erheben? Ja, dieser Blick des Knaben rief mir mit einemmal das Bild der jüngeren Schwester vor die Seele und ich dachte in diesem Moment mehr an die Abwesende als an die prächtige Gestalt vor mir.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Skizzen aus meinem Tagebuch.)

Mitgetheilt von Dr. Rudolph Meitler.

St. Cloud, den 25 April 1852.

Sonntagsphysiognomie. — Die große Allee im Park. — Geistige und körperliche Nahrung der Franzosen. — Ländliches Tanzvergnügen.

Es ist Sonntag; sagte mir es nicht der Kalender, so würden mir es schon die geputzten Leute mit ihren fröhlichen Gesichtern, der sauber gefegte Marktplatz, das lebendige Wogen und Treiben auf der Brücke, das Drängen nach dem Park hin, und ganz gewiß das alte Hinkebein, der beschildete Platzcommissionär am Thore des Parks verkünden, der heute eine reine Blouse und wie es scheint ein paar nagelneue Holzschuhe angezogen hat. In Paris habe ich es selten gewußt, daß wir einen Sonntag hatten; da ist kein Unterschied an den Leuten und auf den Straßen wahrzunehmen. Ewig geschäftig, rastlos thätig arbeitet man da Sonntags wie Wochentags und geht Wochentags eben so reichlich, ja oft reichlicher nach den Kirchen als Sonntags. Die Läden bieten am Tag des Herrn von früh bis spät wie an jedem andern Tage alles feil, was Herz und Mund und Geist und Körper wünschen. Und die Straßen sind an jedem Werkeltag dort eben so sauber und rein wie sie nur Sonntags anderwärts sein können. Die Straßenbevölkerung, die sich drängenden, kreuzenden Massen zeigen Sonntags keinen Unterschied in ihrem Aeußern; der eine Theil geht ebenso geputzt und ebenso gedanken- und geschäftslos, der andere ebenso schmutzig oder gar zerlumpt, voller Gedanken und Geschäfte hin und her, wie an jedem andern Tag der Woche. Am auffallendsten war mir das Treiben in der Charwoche, der stillen Woche, wie wir sie in manchen Gegenden Deutschlands wol zu nennen pflegen, welche aber in Paris, nach dem was ich gesehen, mit Fug und Recht die tolle Woche heißen sollte.

Nein, da lobe ich mir Saint-Cloud, es feiert die Sonn- und Festtage mit Herz und Mund, es zeigt von oben bis unten, im Innern und Aeußern einen ächten sonntäglichen Anstrich. Boulogne, Sèvres, Ville d'Avray, Garches und Rueil, alle senden ihren Theil zur Feier des Sonntags nach der alten Clodoaldusstadt; und die Pariser, denen es um ächte Sonntagsfeier zu thun, verschmähen es auch nicht, ihre Excursionen durch das Boulogner Hölzchen nach dem hiesigen Park zu richten.

Achtung, Alter! da kommt schon ein Verdienst für dich — ein Cabriolet fährt vor, öffne hurtig die Thür! — Ja wol, scheint er mir zuzurufen, mit dem Hurtig ist's vorbei, seit ich Waterloo gesehen! — Er weiß sich aber zu helfen, macht die offengebliebene Kutschenthür zu und hält hoffnungsvoll dem behäbig aussehenden Passagier seine Mütze entgegen. Er rüsstirt — ein, zwei Geldstücke, ob Sous oder Doppelsous, das kann ich trotz dem Fernrohr nicht erkennen; der Alte hat sie aber dem Anschein nach mit innerer Selbstzufriedenheit unter seine Blouse geschoben. Schon wieder rollt es über die Brücke, zwei Chaisen kommen an, der Alte kann unmöglich beide zugleich bedienen und anzapfen; er ist uneinig, in der ersten sitzt ein altes Mütterchen, in der zweiten befinden sich drei stattlich aufgeputzte Herren mit glänzenden, vielversprechenden Hüten. Diese wird er wählen — richtig! Dachte ich's doch, daß dieser alte Invalide sich auch vom Schein noch blenden lassen würde. Wie das Wetter springen links und rechts die Herrchen über den Kutschenschlag, das Hinkebein ihnen nach, so gut er kann, mit Hut und Kopf telegraphirend. Umsonst, man beachtet ihn nicht; er wendet sich nach der Matrone, sie ist bereits in das Parkthor hineingewackelt. Der alte Graubart schüttelte den Kopf und würde wahrscheinlich manche heilsame Reflexion gemacht haben, wenn die beständig heranrollenden Wagen nicht seine ganzen Gedanken in Anspruch genommen hätten. Ein wahrer Knäuel von Menschen und Karossen drängt sich auf der Brücke; ein jeder sucht Schutz gegen den erstickenden Staub der Landstraße und die schon stechende Sonne unter dem Laub der nahen Buchen und Linden. Mir wird es auch zu heiß in meinem Observatorium, ich folge der Menge.

Wollen Sie sich wiegen, mein Herr? — Lassen Sie doch Madame wiegen, mein gutes Kind! — Kommen Sie, mein Herr, sehen Sie zu, wie schwer Sie sind. So rufen verschie-

dene weibliche Stimmen uns gleich beim Eintritt in den Park entgegen und deuten auf die „Balaner“, einen zum Wiegen aufgestellten Stuhl, deren es hier in der sogenannten großen Allee genug zur Auswahl gibt. Und wer da nicht hören kann, der sehe! Da steht auf der ersten derartigen Maschine unter der Firma „zur Familienmutter“ ganz deutlich angeschrieben: Lasst uns sehen, wie viel wir vor und nach dem Mittagessen wiegen! Gewiß ein einer Familienmutter würdiger Gedanke; sie kann hierdurch am schnellsten wol ermitteln, wie die verabreichte Nahrung anschlägt oder ins Gewicht fällt. Man scheint übrigens wenig Lust zu verspüren, das Gewicht seines „Ichs“ zu ergründen; ob die Leute sich ihres Gehaltes bewußt sind? Ob sie nur zu gut einsehen, daß sie entweder zu leicht für ihr Alter oder zu schwerfällig für ihre Jugend, an Sitten und Gedanken sind? Die den Wagestühlen gegenüber befindlichen Buden haben beste mehr Zuspruch. Die Jugend und die Damenwelt namentlich drängen sich hier zu dem „Blasir“ und andern verführerischen Backwerken, zu Spielbällen, Reifen und sonstigen eittötdenden Spielzeugen.

Die sogenannte große Allee, meist aus hundertjährigen Bäumen bestehend, führt durch den ganzen Park an der Seine entlang bis zum freundlichen, eine Viertelstunde entfernten Sèvres. Ich ging wol dreimal auf und ab unter der hin- und herströmenden Menge und konnte auch hier nicht genug die Ordnung und Ruhe bewundern, die bei allen größeren und kleineren Versammlungen der an und für sich so lebhaften Franzosen stets vorherrscht. Kein Stoßen und Drücken, kein Jauchzen und Lärmen, wie es in Deutschland stattfindet, wenn sich nur eine Handvoll Menschen mehr als gewöhnlich auf den Straßen, Spaziergängen und Vergnügungsörtern ansammelt. Der Franzose ist immer höflich und geschmeidig und wenn er noch so große Eile hat, oder seine Schaulust und Neugierde ihn noch so gewaltig treibt, er tritt doch selten aus den Schranken des Anstandes und wird am allerwenigsten roh gegen das weibliche Geschlecht auffallen. Man fühlt daher an allen Orten, wo sich große Menschenmassen vereinigen, ein behagliches Gefühl, eine gewisse Ruhe, wobei man alles besser genießt als bei derartigen Versammlungen in Deutschland. Die vornehmsten Damen mit den reichsten Toiletten können daher auch ungenirt unter den Blousenmännern wandeln — das Gefühl für Schicklichkeit und Ordnung ist dem geringsten Franzosen angeboren. Man gehe nach dem Louvre, dem Luxembourg, dem Jardin des plantes, dem Tuilerien-garten, der öffentlichen Bibliothek, dem Münzpalast, dem Palais de Justice, den Kunstausstellungen und anderen ähnlichen Anstalten und Orten, wo jedermann ohne Unterschied von Rang und Stand freien Zutritt genießt, und man wird meine Aussage bestätigt finden: überall die schönste Ordnung, Ruhe und Bescheidenheit im Auftreten.

Die Uhr zeigte die vierte Stunde Nachmittags, als ich vor dem Kaffeehause des Parket Platz nahm. Die gemütlich hunderte von Erfrischungslustigen bei einem Glas Absinth und einer Zeitung die gewünschte Stärkung für den Körper und den Geist hier saufen und jederzeit an jedem ähnlichen Orte billig finden können! Eine vortreffliche Einrichtung der französischen Kaffeehäuser, daß man die meisten in- und viele ausländische Zeitungen in mehren Exemplaren daselbst zu beliebiger Benutzung vorfindet. Wie ärmlich sind wir Deutschen dagegen mit derartiger Unterhaltung an solchen Orten bedacht. Nun, dafür haben wir in unsern Kaffee-, Wein- und Bierhäusern desto mehr Unterhaltung mit dem Mund und durch die Ohren. Zeitungen sind daselbst fast überflüssig; denn erstens kann man sie vor allem Lärm nicht mit Ruhe und Bewußtsein lesen; und zweitens finden sich gleichviel zu viele der ungebetenen Interpreten, Kritiker und Bessermacher, Leute, welche die geistige Speise mit unglaublicher Schnelligkeit verdauen und eben so schnell jedem, mag er es hören wollen oder nicht, die exacteste Analyse aller in Hast verschlungenen Stoffe mittheilen, oder, wenn sie selbige gar nicht verdauen können, im Mixtum schlecht vorbereiteter Raisonnements von sich geben.

(Fortsetzung folgt.)

Auferstehen.

Wandl' ich durch die Buchengänge,
Die der Herbststurm mächtig rüttelt,
Fällt aus dichtem Laubgehänge
Manches Reis, herabgeschüttelt,

Denk' ich, wie so manches Leben,
Erst erblüht im Frühlingsfächeln,
Faßt des Herbstes frostig' Beben
Und es sinkt mit trübem Lächeln;

So auf Nimmerwiedersehen,
Ob auch neu der Wald sich kleide,
Ob auch Blatt und Blüt' und Beeren
Prangen als sein Festgeschmeide;

Möcht' ich mit den Zweigen trauern,
Ob des Daseins Untergehen,
Sagte nicht ein ahnend Schauern:
Mensch, du wirst einst auferstehen!

W. Ewald.

Tabletten.

*** Man hat wieder in der Nähe von Vittoria, in den Ruinen der ehemaligen carlistischen Bergfeste Gebara, große Schätze gefunden. Sie bestehen aus zusammengeschlagenen goldenen und silbernen Kirchengefäßen. Alle tragen das Wappen der ehemaligen reichen Benedictinerabtei San Domingo de la Calzada und befanden sich vor der französischen Invasion in der Schatzkammer dieses Klosters. Der Wert des Fundes wird auf 500,000 Piaster angegeben. Bei diesen Schätzen lagen gleichzeitig sechs Gewehre und die Skelette von sechs Menschen. Wie bekannt, nahmen die Franzosen nach der Schlacht von Vittoria ihren Rückzug über Gebara und die Räuber, die aller Wahrscheinlichkeit nach Soldaten waren, flüchteten sich in die Ruinen der ehemaligen Maurenfeste, die nachher von den Carlisten wieder hergestellt wurde. Alte Leute aus dem am Fuße der Feste liegenden Dorfe Ojacta wollen sich noch erinnern, daß mehre schwer beladene französische Soldaten nach der Schlacht von Vittoria den Berg erstiegen haben und von den Bauern verfolgt in den Ruinen verschwunden seien. Die Verfolger wären nun der Meinung gewesen, die Soldaten hielten sich in einem der unterirdischen Gänge, deren es zwei auf dem Berge gibt, verborgen. Sie hätten nun beide mit Reisig und dürrem Holz verstopft, dies angezündet und als es so recht am Brennen gewesen sei, noch große Steinmassen davor aufgethürmt. Die

von den Carlisten hergestellte Feste Cebara wurde nach dem Vertrag von Bergara auf Befehl Espartero's geschleift. Jetzt wird sie von der Gemeinde Ozaeta ganz abgetragen und die Steine zum Neubau einer Kirche benutzt. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf die verstopften Oeffnungen der unterirdischen Gänge, die außerhalb der eigentlichen Festungsmauer liegen und fand den Schatz, worunter auch ein Diamant von großem Wert sich befindet.

*** Der Guaco ist in Amerika ein unübertreffliches und untrügliches Mittel zur Zähmung der giftigsten Schlangen, und das beste Antidot gegen den Biß derselben. Man reibt die Blätter zwischen zwei Steinen, infundirt sie mit Wasser und trinkt zwei kleine Theelöffel voll. Das Extract wird außerdem durch Einschnitte an Händen und Füßen und durch Punctirung der Brust inoculirt. Der Erfolg war, wie der Berichterstatter im Ausland 1852 Nr. 14 erzählt, merkwürdig. Nicht nur, daß die Korallen- und Caseabelschlange (die giftigste) sich ohne Zorn und fast schmeichelnd um den ängstlichen Experimentator legte und alles mit sich geschehen ließ, sondern als sie gereizt, einen Biß in den linken Arm that, blieb dieser auch ohne alle weitere Folgen, was um so auffallender war, als vorher ein der Vorsicht halber herbeigelassener und gebissener Schäferhund nach fünf Minuten convulsivisch starb. Schon Kauen der Blätter erwies sich später als Präservativ. Man glaubt, daß die Gewohnheit des Schlangen fressenden Gavilen — eine Geierart — vorher Guacoblätter zu sich zu nehmen, auf dieses Mittel geführt habe.

*** Die Magdeburger Polizei verhaftete vor kurzem während der Theatervorstellung eine Dame, in welcher sie eine aus süddeutschen Bädern her bekannte Abenteurerin vermutete. Jetzt hat sich bei näherer Untersuchung herausgestellt, daß die verhaftete Dame mit jener Abenteurerin durchaus nicht identisch sei, und da ihre Legitimationspapiere in vollkommenster Ordnung waren, so ist sofort ihre Entlassung aus der Haft erfolgt. Voll Abenteuerlichkeiten ist freilich das frühere Leben dieser Dame gewesen, wie aus sicheren Ermittelungen hervorgeht. Sie hat nämlich mehre Jahre in männlicher Kleidung als Husar in Algerien gedient, ist dort bedeutend verwundet worden, so daß sie ihre Entlassung nehmen mußte, und hat sich dann nach Paris begeben, wo sie bis zu ihrer Ankunft in Magdeburg gewohnt hat. Den Schmuck, den sie trägt, und der so auffallend war, daß ihre Verhaftung zum Theil dadurch mit motivirt wurde, will sie einem afrikanischen Offiziere, den sie im Kampfe tödtete, abgenommen haben. Sie trägt ihn jetzt als eine Art Trophäe und erregt nicht wenig Aufsehen dadurch.

*** Der Monat November ist besonders reich an historischen Erinnerungstagen: Am 2. November starb der Theolog Bengel; am 4. der Dichter Gustav Schwab; am 5. der grönländische Apostel Hans Egede; am 6. fiel der Schwedenkönig Gustav Adolf und starb der General Graf von Brandenburg; am 7. der General v. Seydlitz; am 10. wurde geboren Martin Luther, Friedrich Schiller und der General v. Scharnhorst; auf den 13. fällt der Geburtstag Ihrer Majestät der Königin Elisabeth von Preußen; an demselben Tage starb Jakob Böhme; am 14. verschieden die Philosophen Leibnitz und Hegel; am 15. wurde Lavater geboren und Schwanthaler starb; an demselben Tage starb auch Kepler; am 16. starb König Friedrich Wilhelm II. von Preußen; am 17. wurde Michael Sailer geboren und der Ritter Gluck starb; am 18. starben Markgraf Albrecht der Bär und König Ernst August von Hannover; am 19. wurde Thorwaldsen geboren; am 21. Schleiermacher; am 22. Andreas Hofer; am 24. starb Johann Kner; am 26. der Staatskanzler Fürst v. Hardenberg, der Marschall Soult, Duc de Dalmatie; am 29. die Kaiserin Maria Theresia.

*** Die ungewöhnliche Milde der Witterung hat in dieser späten Herbstzeit bei uns Erscheinungen hervorgerufen, die wol zu den seltensten gehören. Bei einer Wärme von durchschnittlich 15 bis 18 Graden in den Mittagsstunden, sehen wir überall Feldblumen, blühenden Reps und selbst blühende Bohnen von Insekten umschwärmt; wir finden Maikäfer und Schmetterlinge! Von diesen letzteren sahen wir gestern sogar ein sehr schönes Exemplar des sogenannten Pfauenauges. Einige Weinbergbesitzer haben bei dieser abnormen Witterung ausnahmsweise ihre Trauben hängen lassen und erzielen dadurch ein vorzügliches Produkt.

*** Das Athenaeum erzählt: Thomas Hood, welchem ein Grabdenkmal gesetzt werden soll, hat vor seinem Tode eine Skizze seines Grabsteins, wie er ihn wünschte, und seine eigne Grabschrift entworfen. Die Zeichnung ist noch vorhanden. Sie stellt einen jungen Mann vor, der nachdenkend, mit dem Kopfe auf die Hand gestützt, im Grase liegt. Darüber die Worte: „Er sang das Lied vom Hemde."

*** König Ludwig hat dem Schlachtenmaler Adam in München den Auftrag gegeben, die Erstürmung der Düppeler Schanzen zu malen.

Programm des Museums.

Freitag, den 19. November.

Erste Abtheilung.

1. Pastoralsinfonie von L. v. Beethoven.
2. Recitativ und Arie für Sopran, aus den „Jahreszeiten" von J. Haydn, gesungen von Fräulein Jenny Hoffmann.
3. Introduction und Rondo für die Violine, componirt und vorgetragen von Herrn Heinrich Wolff.

Zweite Abtheilung.

4. Lieder mit Pianofortebegleitung von Robert Franz und Franz Schubert, gesungen von Fräulein Jenny Hoffmann.
5. Variationen für die Violine, componirt und vorgetragen von Herrn Heinrich Wolf.
6. Ouvertüre zu den „Abencerragen" von Cherubini.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Herrn André (Haus Mozart) zu haben.

Der Vorstand.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 18. November: Iphigenie auf Tauris, Schauspiel in fünf Abtheilungen von Goethe.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 277. Freitag, 19. November **1852.**

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Rietenia.

Die Schwestern von Kronthal.

(Fortsetzung.)

Wie ich so in Gedanken versunken stand, trat ein Bekannter zu mir mit den Worten: Haben Sie das reizende Mädchen gesehen, das eben an Ihnen vorüberging? — Welche meinen Sie? — Die dort im weißen Kleid? — O ja, sie hat ein interessantes Gesicht; es scheint eine Fremde zu sein. — So halb und halb. Früher war sie hier im Institut. Wie heißt sie doch gleich? *** oder so ähnlich.

Daß sie reizend ist, früher im Pensionat bei *** war, das wußte ich so gut wie er, wenn ich mir's auch nicht merken ließ; aber der Name, der Name, das war etwas neues. Freilich war es bis jetzt der Name noch nicht, nur so „etwas ähnliches". Nun weiß man aber, wie es damit geht. Es wollte einer den Namen des Priesters nennen, der den Mordversuch auf Spaniens Königin machte, und sagte er heiße Tybbet, Buktolin oder so ähnlich, wie ein Kleiderstoff. Butskin und Merino! Keine üble Aehnlichkeit!

So schlimm war es nun eben diesmal nicht. Die mir genannte Namensähnlichkeit hatte viel wahrscheinliches und mit Hülfe des Fremdenanzeigers hoffte ich einen genügenden Anhaltspunkt darin zu finden. Und so war es. In dem Anzeiger vom * August stand unter den Fremden, welche am Tage vorher angekommen waren: Weißer Schwan: Herr *** mit Familie aus L—.

Wenige Tage darauf hatten sie Frankfurt wieder verlassen. Ein ganzes Jahr saß war seitdem wieder entschwunden, ohne daß ich von den Schwestern von Kronthal eine Spur entdeckt, eine Silbe gehört hatte. Was hatte ich denn für einen Grund zu vermuten, daß sie je sobald wieder nach Frankfurt kommen würden? Keinen. Und doch sagte mir eine dunkle Ahnung, daß sie wieder erscheinen würden, früher oder später.

Es war im Juli 1850. Zu dieser Jahreszeit erfreut sich das Theater in der Regel keines besondern Besuchs. Die Direction muß daher alle möglichen Mittel und Zugkräfte anwenden, um das Publikum zu bewegen, sich statt des Sonnenscheins an einem Sommerabend mit dem Lampenlicht zu begnügen. In Ermangelung einer Künstlergröße hatte man es mit einem Zwerg versucht und den Admiral Tom Pouce zu mehren Vorstellungen im Theater gewonnen. Die Speculation war nicht übel. Der kleine Admiral zog ebenso, wie der größte Mime. Für mich hatte Tom Pouce ein ähnliches Verdienst wie im vergangenen Jahre Goethe. Ich verdanke beiden das Wiedersehen einer Schwester von Kronthal. Diesmal war es die jüngere.

Als ich am Vorabend des Goethefestes die ältere in die Loge des Theaters treten sah, konnte ich ungewiß sein, ob sie es auch wirklich sei, aber diesmal genügte ein Blick. Das waren noch immer die großen, dunklen Augen mit der dämonischen Allgewalt, mit dem Blick einer zürnenden Gottheit. Ich habe noch keine zweite Erscheinung gesehen, diesem reizenden Kinde vergleichbar. Ich konnte kein Auge abwenden von ihr und wurde nicht müde, sie anzuschauen.

Zum Glück saß eine gefeierte Frankfurter Schönheit neben ihr, die als Ziel meiner Blicke gelten konnte und für den eigentlichen Gegenstand meiner Huldigung als spanische Wand dienen mochte. Als der Admiral Tom Pouce wie ein gepuzter Affe in den Logenreihen herumgetragen wurde, sprach sie mit ihm und reichte ihm die Hand, wahrhaftig ich war förmlich eifersüchtig auf den Unhold in diesem Moment. Plötzlich entdeckte sie in der Loge gegenüber eine junge Freundin; ein sonniges Lächeln erhellte ihr ernstes Antlitz, ihre Augen sprachen einen freudigen Gruß und die Lippen hauchten einen Kuß durch den Lufttraum.

Dieser Ausdruck in ihrem Antlitz, dieser verständnißinnige Blick, diese beredte Sprache des stummen Mundes, man mußte das sehen, um den zauberischen Reiz zu begreifen, der sich darin kundgab. Beschrieben und mit dürren, matten Worten geschildert mag dieser Kuß par distance vielleicht komisch und unschön erscheinen; ich gestehe selbst, daß ich ihn nicht von vielen sehen möchte, aber vereint mit solcher Anmut und hinreißenden Grazie war's ein Bild zum Entzücken.

Lieblich und holdselig ist wol immer ein jugendliches Angesicht, von rosigem Lächeln verklärt, aber unendlich schöner und ganz unwiderstehlich ist's, wenn Züge voll tiefen Ernstes sich einmal plötzlich aufhellen, wenn flammende Glut über Stirn und Wangen fliegt und ein freudig blühender Strahl aus dunklem Auge zuckt. Viel kostbarer und werthvoller als des Lenzes stets lachender Sonnenschein ist ein seltener Lichtblick aus düsterem Wolkengrau des Winterhimmels. So war ihr Lächeln. Ein wunderliches Wesen der Mensch! Zuweilen in lebensmüden, blasirten Momenten hat man auf Gottes weiter Welt keinen einzigen Wunsch, in dessen Erfüllung man augenblicklich volle Befriedigung fände, und ein andermal fühlt man sich beglückt, beseligt durch das Lächeln eines Kindes. So ist das Herz eben mit seinen unergründlichen Mysterien, seinen unerforschlichen Räthseln, seinem wunderbaren Mechanismus. Die ganze Welt in ihrer großartigen Herrlichkeit ist ein Werk Gottes, das kleine Menschenherz aber ist sein Meisterwerk.

Sie war den Jahren nach noch ein Kind, aber wenn ich in die Zukunft blicke, seh' ich in ihr eine Erscheinung, die mit unbezwinglicher, dämonischer Gewalt das Herz eines Mannes zu bestricken vermag. In solchen Augenblicken überkam mich ein seltsamer Gedanke. Wenn ich einen Feind hätte, den ich haßte, so recht aus tiefster Seele, mit afrikanischer Glut und korsischem

Nachdem das, was ich sah, mich noch mehr neugierig gemacht hatte, gewahrte: ein solches Wesen möchte ich als Rachengel wählen. Ausgestattet mit dieses Zauberes Allgewalt sollte es den Mann meines Hasses umstricken und fesseln mit unlöslichen Banden, ihm glühende Wünsche im Herzen entflammen, verzehrend Feuer in seine Adern gießen, um ihn dann kalt von sich zu stoßen, erbarmungslos seiner Seufzer zu spotten, ihn unerhört schmachten und verschmachten zu lassen in tausendfacher Todesqual. O solch eine Rache trifft viel tiefer und grausamer als ein Dolchstoß oder eine schnell tödende Kugel.

Wenn ich an ein solches zaubermächtiges Wesen denke, wird mir beinahe selbst bang um meine Ruhe. Aber gottlob! die Mütter und Traubasen sorgen mit ihrer Hausbackenheit dafür, daß diese weiblichen Vampyre und Rachengel nicht überhand nehmen, daß die Reime und Anlagen dazu zeitig erstickt werden und nicht zum Bewußtsein kommen. Nicht die Schönheit ist es allein oder die Tugend des Weibes, die fesselt und reizt und überwältigt — viel mächtiger wirkt — doch das hiehe Geheimnisse verraten und den Frauen neue Waffen gegen die arme, ohnehin widerstandslose Männerwelt in die Hand geben! —

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Skizzen aus meinem Tagebuch.)

Mitgetheilt von Dr. Rudolph Mettler.

St. Cloud, den 25. April 1852.

Sonntagsphysiognomie. — Die große Allee im Park. — Geistige und körperliche Nahrung der Franzosen. — Ländliches Tanzvergnügen.

(Fortsetzung.)

Der Franzose liest aus Neigung, um sich zu unterrichten, um sich zu amüsiren, vom Minister herab bis zu dem Droschkenkutscher; und er thut dies, wie alle Dinge die er thut, mit Eifer und instinktartigem Drang, mit Geist und Herz. Der Deutsche liest aus Interesse, aus Speculation, weil es die Bildung erfordert und weil er sich manchmal gegen seine weniger lesenden Freunde wichtig machen will. Er liest oft um lesend zu hören oder zu sehen, was um ihn herum vorgeht; er liest aber auch noch öfters, um nicht selbst sehen zu wollen, was in seiner nächsten Nähe sich zuträgt. Nur ein Theil liest mit anhaltendem Eifer, mit Wollust und Vergnügen — die Abonnenten der Bethbibliotheken, die Verehrerinnen von Paul de Kock und ähnlichen Autoren.

So heißhungrig und gierig der Franzose über die geistige Nahrung herfällt, so enthaltsam und mäßig ist er in gastronomischen Genüssen. Wie gesagt, ein Glas Absinth um diese Zeit, eine Tasse Kaffee zu einer andern Stunde oder ein Glas Bier, das sind seine Consumtionsartikel außer dem Diner. Einer großen Anzahl Deutschen würde dies nicht behagen, zumal man unsere Weinstuben und Bierhäuser in Paris gänzlich vermißt. — Der Pariser hält nur eine ordentliche Mahlzeit, sein Diner, und da macht er seinen Kau- und Verdauungswerkzeugen keine Schande. Suppen, Salat und Brod sind seine bevorzugten Nahrungsmittel, und diese Artikel verlügt er in unglaublicher Menge, selbst wenn die duftendsten Ragouts und andere würzige Fleischspeisen vor ihm stehen.

Der Restaurateur im Park, Herr Legriel, ist in Paris und vielen Fremden wol bekannt. Er verliefert mit den besten seiner Collegen in Paris. Dieselben reinlich gedeckten Tischchen mit schönem Porzellan und Silbergeschirr prangend, die nämliche prompte Bedienung durch flinke Kellner, wie in Paris, würden schon manchen Bewohner der Hauptstadt bestimmen, sein Mittagsmahl hier einzunehmen, wenn nicht ohnedies es noch einmal so gut unter freiem Himmel schmeckte, im Schatten der Bäume, wo nur gefiederte Musikanten die Tafelmusik executiren. Und ist nicht der Geruch aller Saucen und Gewürze, deren man sich in der französischen Küche so häufig bedient, in freier Luft appetiterregend und angiehend? Aus allen diesen Gründen erfreut sich Legriel trotz seiner theuerern Preise namentlich an Sonn- und Festtagen eines solchen Zuspruchs, daß man bei hunderten von Couverts nach leeren Plätzen suchen muß.

Zum Beschluß des Sonntagsvergnügens im Park ertönte gegen 7 Uhr im Garten des oben erwähnten Kaffeehauses Tanzmusik. Ich hatte in diesem Jahr schon Bällen genug beigewohnt und auch öffentliche Tanzvergnügen im Saal Valentino und Prado wol mit angesehen, aber noch keinen Bal champêtre. Wie sind freilich auch erst im April, wo nur die Franzosen in ihrer Tanzwut und bei ihrem begünstigteren Klima an einen Tanz im Freien abends, ja ich könnte sagen nachts, denken können. Der Garten war mit mehren Ballons illuminirt, und da er terrassenförmig angelegt, machte dies einen guten Eindruck. Mitten im Garten ist ein bedeckter Tanzplatz, in dessen Bereich man nur gegen Erlegung einiger Sous zugelassen wird. Vor demselben tanzen diejenigen, denen auch dieser billige Tribut noch zu viel ist, und ich habe hier mehr Tänzer als dort erblickt. Schlechtes Geschäft für den Wirt, zumal die Franzosen auch bei dieser Gelegenheit fast gar nichts, höchstens ein Glas Zuckerwasser zu sich nehmen. — Der Tanz war wütend, so zu sagen, und ich kann nun begreifen, daß es hinreichend warm zum Tanzen ist, wenn auch das Thermometer nur + 5° bis 6 Grad Reaumur zeigt. Die fliegen die Arme und Beine, welche Sprünge und Schwenkungen! Mit welcher herausfordernden Kühnheit eilt die Dame im Contredanse auf ihren Herrn zu, wie hoch springt dieser vor Freude und stampft im Triumf, wirft sich auf die Knie und dreht sich wieder schwindelerregend im Kreise herum! Aber alles, wenn auch nicht ohne Anstand, doch gewiß ohne Pas und Figuren zu verletzen und eine gewisse Grazie nicht verleugnend. — Aehnliche vielsagende Tänzer, wo jeder Blick und jedes Glied am Körper mit zu sprechen, mit zu rasen scheint, habe ich nur von Matrosen in Hamburg aufführen sehen; doch fehlte diesen die wolgefällige Rundung der Bewegungen, die leichte, angeborne Grazie der Franzosen.

St. Cloud, den 1. Mai 1852.

Feier des 1. Mai. — Sèvres. — Ludwig Philipp. — Bellevue.

Rauschende Militärmusik im Park und auf den Straßen verkündet mit dem erwachtrn Tag das Fest der erwachten Natur. Ja, die Natur hat heute einen Feiertag, den schönsten im ganzen Jahr! Vor fünfzehn Jahren, als ich zum erstenmal in dieser Gegend weilte, feierte man unter Ludwig Philipps Regierung auch den ersten Mai in Paris, in allen hohen und höchsten Cirkeln, durch Feten aller Art. Das hat zwar jetzt natürlich aufgehört, denn es war ein politisches Fest, was die Menschen schaffen, ändern und absehen. Der erste Mai, wie ihn die Natur und das Herz in allen Ländern feiert, ist unabsehbar! Ich bilde mir ein, die Luft duftet mir selbst frischer, wonniger am heutigen Tage. Die gefiederten Sänger ließen ihre unübertrefflichen Stimmen, ihre unvergleichlich süßen Melodien schon die ganze Nacht durch tönen zur Verherrlichung des bevorstehenden Festes. Ich habe darüber ganz vergessen, daß Walpurgis diesem Tag vorangegangen, mit seinen Hexen und bösen Geistern. Ich wollte der Blocksberg hielte dieses Gesindel

einmal gänzlich fest und sperrte ihnen somit ferner ihre Vergnügungstritte und Umtriebe. Ich habe mich den ganzen Tag im Wald und Feld ergangen. Die hiesigen Gehölze sind ein romantisch anziehender Magnet für mich. So gern träume ich in ihnen von den alten, leider längstvergangenen Zeiten der ritterlichen, kunstsinnigen Höfe, deren Helden fast alle Winkel hier herum in den heterogensten Leidenschaften durchkreuzt haben. Diese Erscheinungen der Vergangenheit, die mein Geist hervorgerufen, sind aber auch mein einziger Begleiter, die einzigen Wesen, die ich auf der Irrfahrt durch die Wälder von Garches und La Celle getroffen.

Der nicht vermutete Endpunkt meiner Reise war Sèvres, welches ich sonst in zehn Minuten von Saint-Cloud aus erreichte. Ich hatte in Gedanken auf dem Rückweg von Garches mich zu weit rechts gewendet, war nach der Ville d'Avray geraten und ging von da durch den Park nach Sèvres hinab. Dies freundlich gelegene Städtchen verdankt sein Bestehen und seinen großen Ruf hauptsächlich der bewundernswürdigen Porzellanfabrik, die, schon im achtzehnten Jahrhundert unter den Auspicien von Lauraguais gegründet, heutzutag mit allen ähnlichen Instituten Europa's wetteifert, ja dieselben vielfach übertrifft. Dem geschickten Chemiker A. Brogniart ist es gelungen, durch seine Experimente dem Stoff, der hier verarbeitet wird, die feinste Durchsichtigkeit zu verleihen und die Kunst der Farbenfixirung in der Art zu vollenden, daß man aufs bestimmteste im voraus schon die Nüancirung der Farben berechnet, die man durch das Brennen in den Oefen erzielen will.

(Schluß folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Das höhere Drama auf dem hiesigen Repertorium. Die darstellenden Kräfte des Schauspiels. Urteile, An- und Aussichten.

Das Repertorium des hiesigen Schauspiels scheint seit einigen Wochen in einer ebenso vollständigen wie gedeihlichen Umwandlung begriffen zu sein. Man hat sich allen Ernstes dem höheren Drama zugewendet und damit endlich einen Weg eingeschlagen, welcher von diesen Blättern jahrelang empfohlen worden ist als der allein zum Ziel allseitiger Befriedigung hinführende. Was werden nun die unverbesserlichen Eiferer gegen diesen Weg, was werden die guten Herren Recensenten, die statt mit der Feder mit dem Kochlöffel über das Theater schreiben — was werden sie zu dieser Umkehr sagen? Unserthalben sagen sie, was sie wollen, wenn nur das Schauspiel den jetzt betretenen Weg unbeirrt weiter geht, einen Weg, der unserer Bühne, das ist uns Glaube und Ueberzeugung, die herrlichsten Aussichten eröffnet.

In den letzten sechs Wochen hat man hier aufgeführt: von Lessing zweimal den Nathan und zweimal Minna von Barnhelm; von Goethe ist Iphigenie auf Tauris für heute angesetzt; von Schiller haben wir gesehen die Räuber, Wallensteins Lager und den Don Carlos; ferner den Uriel Acosta von Gutzkow, ein deutsches Dichterleben von Mosenthal. Von Neuigkeiten wurden unter andern geboten „das Lügen" von Benedix, „schwarzer Peter" von Görner und in neuer Einstudirung die alten, aber auch, wie sich erwiesen hat, veralteten „Drillinge". Wir zweifeln, ob sich das gleichzeitige Repertorium einer andern deutschen Bühne in Wahl und Zahl mit diesem wird vergleichen lassen.

Hinsichtlich der Darstellung fällt einigermaßen auf, daß die von jeher auf dem Repertorium gewesenen classischen Stücke hinter den neu einstudirten ziemlich weit zurückbleiben: dort ein gewisser, zuweilen höchst unerquicklich hervortretender Schlendrian, schwerfälliges Fortbewegen, lückenhaftes Ineinandergreifen, Mangel an Idealität und Aufschwung; hier dagegen künstlerisches Auffassen und Zusammenspiel voll Ernst, Würde und Begeisterung, welche alsbald auf die Zuschauer im Saale ausströmen und das Mühen der Darsteller lohnen, den Erfolg des Abends sichern. So litt die vorgestrige Aufführung des „Don Carlos", obgleich zur größeren Würde und Wirkung der Tragödie manches verbessert war, doch in einigen Theilen noch an den Gebrechen ihres auf dem hiesigen Repertorium erreichten Alters. So gereichen aber auch Fleiß, Ernst und Verständniß, mit welchen der Nathan und Minna von Barnhelm im allgemeinen zur Darstellung gebracht werden, der ganzen Schauspielergesellschaft zur Ehre. Ganz so urteilt auch das Publikum selbst. Denn daß beim „Don Carlos" das Haus mäßiger besetzt war, zeugt nicht etwa für einen dem classischen Schauspiel abgewendeten Geschmack, sondern ist vielmehr ein der hergebrachten Darstellungsweise dieses Trauerspiels ausgestelltes Armutszeugniß; an Lessings vier Abenden hatte sich eine um so größere Zuschauergemeinde eingefunden; man erwartete viel und fand noch mehr. Nicht als ob die Kritik unbedingt alles anerkennen dürfte, was ihr im „Nathan" und in „Minna von Barnhelm" vorgeführt wurde; manche bessere Absicht blieb von der schwächeren Kraft unerreicht; manches war ganz ungenügend; aber wir sind der Meinung, daß dem Schauspiel die Lust an dem neubetretenen Weg nicht durch Ausstellungen und Mäkeleien vergällt werden solle, deren Anlässe fortgesetzte Uebung im ernsteren Drama leichter und rascher beseitigen wird als ein jetzt angebrachter Verweis der Kritik. Unsere Schauspielergesellschaft ist aus so trefflichen Kräften zusammengesetzt, daß es von jedem Urteilsfähigen nur zu beklagen, von der Bühnenleitung aber nicht zu verantworten wäre, sollten diese Kräfte an der steilen Straße der Kunst immer nur Steine klopfen, anstatt, wozu sie von Haus aus berufen sind, Tempel und Schlösser zu bauen. Berlin, Wien und andre Hoftheater haben bis in die neueste Zeit von hier aus ihre ersten Fächer besetzt oder zu besetzen versucht, und die Gäste, die ihnen die hiesige Bühne zugesandt, sind zumeist an Siegen und neuen Ehren reich hierher zurückgekehrt. Aber man hatte bisher zu wenig gethan, diese Kräfte auf dem ihnen von der Natur angewiesenen Feld zu üben und zu erproben, und die ganze Größe mancher Gaben, die ganze Tragweite mancher hiesigen Kraft haben wir oft nicht aus eigner Anschauung kennen gelernt, höchstens bei Gastspielen in der Ferne davon gehört oder gelesen. Dem kleinern Lustspiel und dem Konversationsstück war auf Kosten des höheren Dramas und unserer Darsteller ein viel zu breiter Raum gelassen; daß man dies endlich eingesehen zu haben und ändern zu wollen scheint, verdient Anerkennung, Ermutigung.

Um nur einiger Beispiele zu gedenken, so finden Laube's Herzog Karl, der Wachtmeister Werner in „Minna von Barnhelm", der Nathan und andere Rollen in Herrn Reger einen so vollendeten Darsteller, daß zu erwarten steht, es werden bei vermehrter Uebung auch sein Herzog Alba, sein König Philipp und ähnliche große Charaktere dem Urbild des Dichters und der Geschichte näher kommen, als dies nach unserer Ansicht heute noch der Fall ist. In den beiden Spaniern vermissen wir bis jetzt den scharfen Grundzug ihrer selbst, ihrer Nation und ihrer Zeit, der allein ihr Denken und Handeln im rechten Licht erscheinen läßt. — Für Herrn Schneider darf uns das neue Repertorium mit den besten Hoffnungen erfüllen. Seine schönen Mittel und sein ausgiebiges Talent hat er seit seinen Hamburger Tagen auf dem Soccus vergeudet. Ursprünglich von seinem Talent auf das höhere Drama angewiesen, hat er sich den be-

rauschenden Beifall, der ihm im Lustspiel und Konversationsstück zuströmte, genügen lassen, blieb sich selber im Lichte stehen und bewegte sich deshalb bisher weniger frei und sicher auf dem Kothurn. Er wird sich erinnern, daß diese Blätter dies schon damals angedeutet haben, als er von Hamburg hierher zurückkehrte. Bei öfterer Beschäftigung im ernsteren Fach wird er dort bald wieder heimisch sein und durchweg Tüchtiges leisten; nur muß zunächst einmal die aus dem Lustspiel herübergebrachte Manierirtheit beseitigt werden; der Redevortrag hat sich von einer gewissen Monotonie frei zu machen und mehr zum unmittelbaren, warmen Ausdruck der Empfindung zu erheben. Sein Major v. Tellheim ist noch keineswegs die volle und runde Nachbildung des von Lessing so meisterhaft geschaffenen Charakters: Herr Schneider läßt zu viel Sentimentalität und modernen Weltschmerz vorwiegen. Seinen Uriel Acosta zu sehen waren wir verhindert, doch erinnern wir uns gelesen zu haben, daß er diese Rolle schon auf der Hofbühne in Berlin mit Glück gespielt hat. Seinen Marquis Posa fürchteten wir an dem vorherrschend rhetorischen Gepräge dieser Partie scheitern zu sehen; der Darsteller hat aber diese Klippe sorgfältig vermieden und manche Momente der Rolle so schön zur Anschauung gebracht, daß auch hier bei vermehrter Uebung Erfolge zu erwarten stehen, wie sie Herr Schneider zahlreich im Lustspiel und Konversationsstück errungen hat. — Den Herrn Friedrich Devrient begünstigen Persönlichkeit und herrliche Anlagen, ein würdiger Erbe und Träger seines in der Geschichte des deutschen Theaters durch Ludwig, Eduard, Emil und insbesondere durch seine Mutter, die große Schröder-Devrient so berühmt gewordenen Namens zu werden. Nur „Maß in der Bewegung, Ruhe in der Leidenschaft!“ rufen wir dem Feuergeist des jungen Darstellers zu und wünschen, daß ihm die Frische und Wärme des Herzens, die jugendliche Begeisterung, die schöpferische Lust, die sich in seinen Leistungen oft bis zur Ueberschwänglichkeit, aber immer wirkungsreich offenbaren, erhalten bleiben mögen, bis er der große Mime geworden ist, welchen sich die Zukunft in ihm vorbehalten zu haben scheint. Vorzugsweise an würdigen Stoffen, an Charakteren von dichterischer Prägе möge er seine Bildnergabe klären und stärken und nur ausnahmsweise einen Berliner in „Versprechen hinterm Herd“ oder einen Drillings-Ferdinand spielen, damit er den Künstler in sich nicht durch den Virtuosen zu Grunde richte. — Wir haben außer den Genannten in erster Reihe hier noch die Herren Meck und Haake, beide in strengerer Schule, als die heutige ist, zu Künstlern erzogen, der erste hier nicht nur, sondern durch ganz Deutschland längst als solcher anerkannt, der zweite seine ihm in vorgerückten Jahren noch treu gebliebene ächte Begeisterung für die dramatische Kunst, seinen Reichtum an Theorie und Erfahrung und seine umfassende Bildung gelegentlich in praktischer Uebung mit entschiedenem Glück verwertend. Wir haben ferner unsere große Lindner noch und besitzen in Fräulein Janauschek eine Darstellerin, deren künstlerische Individualität mit vorwiegend elegischem Gepräge und durchweg ideeller Auffassung nur in dem höheren Drama in ihrem ganzen Umfang sich geltend machen kann. Ihre Eboli ist eine sehr schöne Leistung und fand auch vorgestern wieder den gerechtesten Beifall; dagegen scheint uns ihre Minna von Barnhelm nicht nach der Absicht des Dichters aufgefaßt; sie ist insbesondre in der letzten Hälfte des Stückes um vieles zu ernst und zu weich. Minna ist lebendig, geistvoll, und weiß sich auch stark genug, den Major von seinen fixen Ideen zu heilen: sonst würde sie die Probe nicht wagen; dies muß von der Darstellerin klar und bestimmt zur Anschauung gebracht werden. Ungleich glücklicher hatte Fräulein Höfer das Kammermädchen Franziska gegriffen, so daß das Stück vorzugsweise von ihr, von Herrn Meck als Just und von Herrn Reger als Wachtmeister getragen wurde.

Rechnet man zu den bisher aufgezählten noch eine entsprechende Anzahl verwendbarer Kräfte in zweiter und dritter Reihe, so ist wol zur Genüge die Hoffnung begründet, daß unser Schauspiel schon nach wenigen Monaten eines der vorzüglichsten in Deutschland sein kann, wenn die ganze und große Summe seiner schönen Mittel in einem vorzugsweise das höhere Drama anbauenden Repertorium zu geeigneter Verwendung und damit zu voller Geltung kommt. Haben wir doch unter andern auch die Erfahrung gemacht, daß Mosenthals „Bürger und Molly“ sich auf keiner andern Bühne so erhalten hat wie auf der hiesigen, und zwar kraft der trefflichen Darstellung, welche dieses Stück hier findet. Auf einigen Theatern ist dasselbe sogleich durchgefallen, auf andern mußte der Buchonkel gestrichen werden. Bei uns wird dieses Drama seit nun zwei Jahren öfter und stets mit Erfolg wiederholt und grade der Buchonkel des Herrn Meck offenbart sich als eine der wirksamsten Partien. Indessen hat uns die jüngste Wiederholung des Stückes die Frage nahe gelegt, ob nicht die Herren Grahn und Haw ihre Rollen gegenseitig tauschen sollten. Löhly's jedem Gebildeten gegenwärtige Persönlichkeit würde in Herrn Haw ein ähnlicheres Abbild und der wilde, burschikose Fritz Hahn in Herrn Grahn einen geeigneteren Repräsentanten finden, als umgekehrt der Fall ist.

So lange unserer Bühne ein freilich nicht leicht aufzufindender Helden- und Charakterdarsteller abgeht, wie sie ihn in Breuer verloren hat, wird manches schöne Drama einstweilen noch liegen bleiben müssen. Trotzdem wird das Repertorium, so hoffen wir, auf dem neu betretenen Weg nicht stehen bleiben, sondern auch den Shakespeare, Calderon, Moreto, Kleist, den alten Schröder, ja auch Iffland nicht vergessen wollen; es finden sich bei allen der mit den dermaligen Kräften gut aufzuführenden Stücke genug vor; heute sei namentlich auch an Eduard Devrients neue Bearbeitung des „Käthchen von Heilbronn“ erinnert.

Ueber einige Novitäten und die Oper ausführlicher im nächsten Bericht. E. S.

Tabletten.

*** Bei Lambach in Oberösterreich hat kürzlich ein Fischer im Flußbett der Traun einen versteinerten Zahn eines urweltlichen, elephantenartigen Pflanzenfressers aufgefunden. Diese Reliquie aus der Jugendzeit unserer Erde ist auffallend gut erhalten, mißt 1′ 14″ 9‴ in der Länge, 4″ in der Dicke, und die sich verschmälernde Kaufläche 2″ 3‴ in der Breite und wiegt 7 Pfund 12 Loth. Der Umstand, daß der Fischer beim Losbrechen bedeutenden Widerstand zu überwinden hatte, rechtfertigt die Hoffnung, daß vielleicht noch Theile, wenigstens des Schädels, dort vergraben liegen könnten.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 20. November. (Zum erstenmal) Wetter Raoul, Lustspiel in vier Acten von Goier.

Sonntag, den 21. November. Euryanthe, große romantische Oper in drei Abtheilungen von Helmine Chezy. Musik von C. M. v. Weber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 278. Samstag, 20. November **1852.**

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Mielenka.

Die Schwestern von Kronthal.

(Fortsetzung.)

Als ich Anna wiedersah — möge sie so heißen, da Anna mein Lieblingsname ist — fand ich sie ernster als je, ganz vertieft und in sich gekehrt: sie schaute nicht rechts noch links; nichts fesselte ihre Aufmerksamkeit, mitten in dem lebendigen, geräuschvollen Treiben der Straßen war sie allein für sich, allein mit ihren Gedanken. An was denkt sie denn, von was träumt sie denn immer? — Nur wenn sie ein junges Mädchen grüßt, eine Freundin aus dem Pensionat, da gleitet jener unbeschreiblich reizende Lichtblick über ihr Antlitz. Hängt sie denn so ganz an diesen Erinnerungen ihrer Kindheit, daß die Gegenwart ihr nichts zu bieten vermag! Und wo war der strenge, zürnende Blick, der mich sonst aus ihrem Auge traf? Wenn ich ihr auch kein Lächeln abgewinnen konnte, es war doch ein Blick, mir eigens und allein gedoten, ihr Auge in all seiner dunklen Pracht mir zugewandt. Aber nein, ich hoffte vergebend. Achtlos ging sie vorüber; sie sah mich nicht, sie kannte mich nicht mehr, — in ihrem Auge nicht eine Spur des Erinnerns. Ja ja, so ist es mit dem weiblichen Herzen! Wenn es noch kindlich ist und einfach und natürlich, dann existiren Personen und Gegenstände für dasselbe nur, so lange diese nah und gegenwärtig weilen; es gleicht dem Wasserspiegel, der alles an ihm Vorüberziehende in sich aufnimmt und widerstrahlt, ohne ein Bild festhalten zu können. Und später — was ist da ein weibliches Herz? Einer jener Verirrspiegel, aus welchem dem Hineinschauenden eine Menge Zerrbilder, nur nie sein eigned Bild entgegentritt, — eine Folterkammer für jeden, der sich vertrauend und arglos ihm nähert, mit all den raffinirten Martern und namenlosen Qualen der Segle, wie sie in finsterer Vorzeit die „peinliche Frage" dem Körper bereitet. Und gäbe es denn keine Ausnahmen, sind alle Frauenherzen solche Folterkammern? O ja, wol gibt es Ausnahmen, aber diese sind noch weit schrecklicher als jene Marterhöhlen; es sind Küchen, Speisekammern, Waschböden, Kleiderschränke. Mögen jene Schmerzen bereiten, so erzeugen diese die Qual tödtlicher Langeweile. O lieber gefoltert werden als auf dem Siechbett des Ennui zu vergehen!

Und das Ende? — Für diejenigen, die mit meiner Erzählung nur dann zufrieden sind, wenn „sie sich kriegen", und wenn im letzten Kapitel jene halbkreisförmige, paarweise Hand in Hand verschlungene Gruppe in der Schlußscene eines Lustspiels erscheint, um dem Publikum ihre Abschiedsreverenz zu machen, für diese könnte ich weiter berichten, wie sich durch irgend einen Zufall — dieser Zufall könnte etwa ein bei plötzlichem Platzregen dargereichter Regenschirm sein — eine Annäherung entspinnen, wie meine still Huldigung nicht unbemerkt geblieben und wir das Herz der einen Schwester gewonnen und wie sie mein geworden.

„Der Platzregen als Exekprocurator", Lustspiel von Herrn v. Kotzebue, behandelt ja ein ähnliches Sujet und ich kenne einen gewissen jemand, der, so oft sich nur ein drohendes Wölkchen am Himmel zeigt, noch heutzutage mit seinem Parapluie auf solche Speculation ausgeht.

Endlich könnte ich damit schließen, daß das geliebte Weib mir naht, ihren Arm mir um den Nacken schlingt und mich am Weiterschreiben hindert, wie Mädchenbriefe enden, „weil das Licht bis aufs letzte Stümpfchen herabgebrannt ist, weil die Mutter auf der Treppe ruft, weil die Post gleich abgeht."

Aber nein, ich will ehrlich sein am Ende wie am Anfang, die Geschichte hat keinen Schluß und das ist vielleicht das beste an ihr. Schillers „Geisterseher" war — übrigens sans comparaison — für mich stets dadurch am interessantesten, daß die Erzählung mitten in den Ereignissen ohne Lösung und Aufklärung abbricht, und ich verwünschte daher aus Herzensgrund die Moreller, die Follens und andere, die durch ihre Fortsetzungen und Enthüllungen der Welt einen Gefallen zu thun glaubten.

Mit der Procuratorschaft des Regenschirms war es also nichts. Aber diese eben erzählte Geschichte hätte beinahe selbst die dem Regenschirm zugedachte Rolle übernommen.

Hast du, lieber Leser, mich früher auf einem Ausflug in den Taunus begleitet, so verlasse jetzt noch einmal mit mir die Straßen Frankfurts und folge mir wieder in eine schöne Gebirgslandschaft.

Eine fröhliche Gesellschaft, wie sie sich in solcher Umgebung leicht zusammenfindet, hatte an einem heitern Sommermorgen eine hohe Kuppe des Gebirgs erstiegen und lagerte sich in dunter Reihe auf dem weichen Moosboden des Plateau, um zu ruhen und die prächtige Aussicht zu genießen. Die Fernröhren gingen alsbald von Hand zu Hand und mit deren Hülfe wurden die verschiedenen Berggipfel, Städte, Schlösser, Thurmspitzen rc. aufgesucht, deren Entdeckung am Horizont in nebelhafter Ferne selbst für das bestbewaffnete Auge noch ein gutes Theil gläubiger Fantasie erforderte. Ich habe nie begriffen, wie man sich, umgeben von einem reichen, farbenprächtigen Landschaftsgemälde, für solche schwarze, schattengleiche Punkte interessiren mag. Ich überließ daher die Gesellschaft ihren Entdeckungsreisen am Horizont und wandte mich seitab, um ein buschiges Ruheplätzchen zu suchen.

Auf dem bröckelnden Gemäuer einer von steiler Felsklippe in das Thal hinaustragenden Burgruine zu sitzen und träumend niederzuschauen in den waldigen Grund, hinaus in die verschwimmende Ferne — am Himmel ziehen leichte Wolken hin und werfen flüchtige Schatten auf die sonnige Halde; hoch im Aether kreist ein Geier; in den aus Felsritzen und geborstenen Mauern emporgeschossenen Sträuchern zwitschert ein Waldvöglein, um den hohen Stengel der Königskerze summen Bienen und Käfer, von unten herauf rauscht der Waldbach, drüben im

Bocksbeutel steht ein Hügel, der blühende Quendel duftet und das Harz der Fichte: es ist etwas unbeschreiblich Süßes, Traumseliges um das Empfinden eines solchen Augenblicks, und wer da nicht anfängt von etwas anderm zu träumen als von dem nächsten Wirtshaus, nun der muß eben — einen guten Magen haben. (Schluß folgt.)

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Skizzen aus meinem Tagebuch.)
Mitgetheilt von Dr. Rudolph Meitler.

St. Cloud, den 1. Mai 1852.

Feier des 1. Mai. — Sèvres. — Ludwig Philipp. — Bellevue.

(Schluß.)

Ludwig Philipp hat auch um dieses Etablissement unsterbliche Verdienste sich erworben; darum trinkt man auch seinen Wein in Sèvres mit Behagen, denn in dem Restaurant au berceau, wo ich mein Diner zu mir nahm, steht deutlich auf der Weinkarte zu lesen, daß hier verzeichnete Weine sämmtlich aus den Kellern Ludwig Philipps stammen und in stattgehabter Auction vom Wirt acquirirt worden sind. Armer König! Ich habe das erste Glas auf dein glorreiches Angedenken, das letzte auf das Wol deiner edlen Familie ausgeleert!

Der Abend war ebenso maiisstisch wie der Tag, und ich nahm mir daher vor, nach dem nahgelegenen Bellevue zu wandern. Die Brücke von Sèvres brauchte ich nicht zu passiren; aber ihrer gedenken muß ich doch, da sie manche historische Erinnerung aufzuweisen. Wie in Saint-Cloud, bestand auch die hiesige Brücke früher nur aus Holz und existirte noch zur Zeit Marie Antoinette's, die, wie man sagt, hauptsächlich den Verfall derselben soll herbeigeführt haben. Denn wöchentlich dreimal fuhr sie mit ihrem gepuderten Gefolge im Carriere von Paris zur Oper, daß das Pflaster brannte und die Brücke wackelte. Der Dampfwagen hat das Fuhrwerk Ihrer Majestät nur fünf Minuten in der Schnelligkeit überflügeln können, da Marie Antoinette genannte Tour in fünfunddreißig Minuten immer zurückgelegt.

Die jetzige Brücke wurde 1812 von Napoleon zu bauen begonnen und war kaum beendigt, als 1815 die französischen Generale einen Bogen in die Luft sprengten, um den heranziehenden Alliirten den Einzug nach Paris noch streitig zu machen. Trotz tapferen Widerstandes mußten sie sich aber doch ergeben, denn die preußisch-englischen Kanonen wußten auf den Höhen von Bellevue sich Bahn zu brechen.

Bellevue ist bald erreicht und welche bezaubernde Aussicht gewährt uns die Platform, wo ehemals das Schloß gestanden! Es war im Jahr 1749 und auch im Monat Mai, daß Frau von Pompadour, die ihren Lieblingsaufenthalt im benachbarten Meudon genommen, ihre Schritte hierher lenkte und auf einem Rasenthron Platz nahm, den die erfinderische Schmeichelsucht des Herrn v. Isle ihr errichtet. Meine Herren, sprach sie mit Lebreiz lächelnd zu ihren Fantasiemitstern, welche wundervolle Aussicht haben Sie mir da entdeckt! Wie überraschend-feenhaft ist dieser Blick über die romantisch-zauberhafte Stadt Paris mit ihrer Umgebung. Hier muß ich ein Schloß haben, und zwar schon nächstes Jahr; in den ersten schönen Tagen will ich Ludwig XV., den Vielgeliebten hier empfangen, in meinem kleinen Palast „zur schönen Aussicht" gastlich beherbergen. Man hatte gut dagegen Vorstellungen zu erheben, den Einwurf von vielen schwer zu beseitigenden Hindernissen zu machen und die nicht unbedeutenden Opfer zu erwähnen, die ein solches Unternehmen forderten — die Marquise-Königin bestand auf dem Einfall ihrer momentanen Laune, und das projectirte Schloß erhob sich so schnell, wie es erdacht worden.

Die nach Paris gerichtete Façade war prächtig mit Marmorstatuen geschmückt, jedes Fenster mit Basreliefs von Caustou geziert. Die Plafonds eines Vanloo und Boucher hatten kunstvoll die Gemächer mit den reizendsten Blumen, anmuthigen Nymfen und verführerischsten Liebesgöttern versorgt. Ein kleines Theater fehlte nicht, und auch Alleen von Linden und Ulmen, Orangenhaine, Springbrunnen, Irrgänge, Grotten, Rasenteppiche und Felspartien waren nicht vergessen. Und um alle Wünsche der Favoritin zu befriedigen, hatte Meister Pigalle zwei Statuen schaffen müssen, die Marquise von Pompadour und Ludwig XV. vorstellend.

So geschah es denn, daß binnen Jahresfrist das Schloß, wie ich es eben beschrieben, mit Hülfe Gottes und des Königs Gelde vollendet wurde. „Den 24. December 1750, sagt der Verfasser der „Chroniques de l'Oeil de Boeuf", schlief der König zum erstenmal im Schloß zu Bellevue; die Marquise, die Armida dieses Zauberschlosses, brachte selbige Nacht auch dort zu, aber man weiß nicht genau anzugeben, warum der Monarch und die Favoritin grade die einander entgegengesetzten Flügel eingenommen. Der Graf von Maurepas schrieb bei dieser Gelegenheit ein Gedicht, das nur den kleinen Fehler hatte, einer Medisance zu gleichen."

Der wenig ehrenhaften und noch weniger tugendhaften Scenen, die sich unter der Regierung Ludwigs XV. hier ereigneten, wollen wir nicht gedenken, wol aber zweier Männer uns erinnern, die unter Marie Antoinette bei einem lyrischen Fest zu Bellevue die Hauptrollen spielten. Der eine begann seine Laufbahn in Reichthum schwelgend und endete dieselbe als armer, durch Verschwendungen, Ausschweifungen und übertriebene Galanterie vernichteter Narr; der andere war arm und wurde reich durch Ausdauer, Fleiß und Einfluß. Der erste prahlte mit seinem Titel als großer Herr, der zweite rühmte sich gegen jedermann seiner Eigenschaft als Handwerker. Der Hofmann hatte das Wappen des ältesten und mächtigsten Adels von Frankreich aufzuweisen, der Mann des Volks jedoch hatt Wappenschild nur sein Genie. Unter den Händen des Strohmannes vom Versailler Hof verblich und verlosch der Glanz eines berühmten Geschlechts, während um die Stirn des Bewohners einer Pariser Werkstätte der Lorbeer des Verdienstes zu grünen begann. Der eine endlich starb 1793 auf dem Schaffot, verurtheilt durch die zornige Nation, verachtet und verleugnet von dem Adel; der andere hauchte seine Seele unter dem Himmel des Familienglückes aus, umgeben von seinen Freunden, Arbeitsgesellen und Verehrern, gekrönt durch die Industrie, decorirt von königlicher Hand und besungen durch Dichters Mund. Der erstere nannte sich Armand v. Gontaut-Biron, Herzog von Lauzun, der letztere hieß ganz einfach Sebastian Erard. Durch die Verwendung des Herzogs von Lauzun erlönte das erste Pianoforte Sebastian Erards zum erstenmal im Schloß zu Bellevue; die Musik, die Schönheit, die Mode, die Poesie und Liebe, alle diese Herrscherinnen jener Zeit umglänzten die Stirn eines einfachen Arbeiters durch die Reflexe ihrer funkelnden Kronen.

Dieses erste Pianoforte, sagt Erard, vom Herzog v. Lauzun bestellt und für die Frau v. Villeroy bestimmt, war mit Hülfe des Bildhauers Houdon und der Maler Boucher, Greuze und Vanloo aufs prachtvollste verziert, und um den Triumf des Künstlers und seines Meisterwerks zu vervollständigen, ließ Lauzun das Instrument von seinem Günstling, dem berühmten Musiker und Tonsezer Pieting, dem Schüler des Ritters v. Gluck, spielen und einweihen. Alle Berühmtheiten des Hofes und der Stadt Paris klatschten Beifall; das Pianoforte tönte auf eine

magiſche Weiſe unter den Fingern Piccini's, welcher mit ſchmelzenden Tönen die liebliche, melodiſche Stimme der Frau v. Polignac begleitete. Auch unter der Hand des fabelhaften Grafen von St. Germain ertönte es, welcher ein intereſſantes Muſikſtück darauf ſpielte und als man nach dem Namen des Componiſten fragte, nur zur Antwort gab: Ich kann ihn in der That nicht nennen; ich entſinne mich nur, dieſen Militärmarſch am Tage des Einzugs von Alexander dem Großen in Babylon ſpielen gehört zu haben. — Kurzum, Grands Pianoforte hatte das Glück, des Königs Bewunderung und der Königin Neid auf ſich zu ziehen, denn Marie Antoinette hatte nur ihr Wiener Inſtrument bisher geliebt und für unübertrefflich gehalten.

Ach, dieſe reizende Reſidenz der Frau von Pompadour, dieſe prachtvollen Alleen, zauberiſchen Gärten mit ihren Grotten, Bosketten, Statuen und Springbrunnen ſind ſammt dem Geiſt und der Galanterie des achtzehnten Jahrhunderts verſchwunden! Nichts mehr heutzutag davon übrig, als die ſeenhafte Ausſicht, das einzige poetiſche von Bellevue, was die Proſa der Revolution nicht vernichten konnte. (Wird fortgeſetzt.)

Briefe.

89.

*) Aus Thüringen, im November.

Der Erfurter Martinstag: zwei Altäre und ein Cultus.

Die religiöſe Zwietracht will ihre Fackeln wieder anzünden und wo das deutſche Leben und die deutſche Entwicklung ſich noch die Einigkeit erhalten hatten, oft als den ſchönen Gewinn langer Mühen und tiefer Sorgen, da droht die Zerſtörung. Wie erquickend leuchtet in ſolch einer Zeit ein Bild hinein, ein kleines, beſcheidenes Sonnenbild, aus dem noch der volle Frieden und die ſchönſte Eintracht hervorglänzt! In der alten Stadt Erfurt war es am 10. November. Der Abend kam, jener Novemberabend, der vor langen Jahren einmal auf Mutterwehen herabblickte, welche zugleich Wehen der Weltgeſchichte waren, der Geburtsabend Luthers. Noch zeigt man hier die alte Auguſtinerzelle, in der er gebetet, ſich gegeißelt und gefaſtet hat. Mit dem Beginnen der Dunkelheit erſchallte an dieſem Abend von der Platzform des Domes ein ernſter Geſang. Langgezogene Klänge alter Kirchenmuſiken. Und über die Straßen wogte eine jubelnde Kinderſchaar, Laternen auf Stöcken tragend, Lieder ſingend. Sie feiern ein Feſt, das Feſt des heiligen Martin. Wer iſt aber dieſer Martin? fragſt du das eine Kind hier, das auf das bunte Papier ſeines tranſparenten Lämpchens einen Heiligen in altertümlicher Tracht gemalt hat. Es iſt der heilige Martin von Tours, antwortet es, der Schutzheilige von Erfurt; es iſt der alte hohe Herr, deſſen Gedächtniß noch heut im deutſchen Reich nicht ſterben will, dem ſie den Rhein hinab an dieſem Tage die Martinsfeuer auf den Bergen anzünden und den die derbere Sitte mit Martinshörnern und Martinsvögeln feiert. Aber das andere Kind dicht daneben trägt auf ſeiner Laterne einen Mann in ſchwarzem Chorrock, der die Bibel in den Händen hält. Wer iſt er? Martin Luther. Und das katholiſche und das Proteſtantenkind wandeln durch die Straßen dahin und feiern den Martinstag, und kommen ſie an den Abendtiſch heim, da finden ſie das Martinsgebäck und ſchmauſend und naſchend prägen ſie eine Jugenderinnerung ein, die Erinnerung an eine ſchöne Einigkeit zwiſchen Brüdern. Wolle Gott, daß ſie ſie in ihr Mannesalter mit hinüber retten!

Rom.

Von Adolf Doerr.

V.

O Forum, Aſche alter Römerherrlichkeit,
Stäubt noch in deinem Sand, aus großen Zeiten
Der Republik, Mannſinn vor ihrer Tugend!
Du faſteſt, wie Duhrliers ſich befreiten
Zuerſt, als Vaterländer am Altare
Des Vaterlands die Söhne opfernd weihten.
Du ſahſt Virginius das Volk zur Wahre
Der Tochter rufen, der er Tod gegeben,
Damit er ihr des Lebens Schmach erſpare.
Du ſahſt die Rednerbühne ſich erheben
Hier überm drohenden Abgrund, den geſchloſſen
Der Opfer greiſtes, ein Bürgerleben!
O Curtius, nie hat ein Grab genoſſen
Ein Monument wie deins, kein Opfer gleichet
Dem deinen, das der Götter Zorn beſchloſſen.
Weil Götterzorn ſelbſt ſolchem Herzen weichet,
Das in des Abgrunds Tiefen ſich gerieben,
O Ritter, den kein andrer mehr erreichet.
Das Erſte iſt's, das Vaterland zu lieben!
O Florenz, o Athen, ihr ſeid gefallen,
Vom Kampfe der Parteien aufgerieben.
Allein in Rom ſtand Einer über Allen:
Das Vaterland, das innern Streit verſöhnte:
Und darum iſt die Welt ihm zugefallen!
Dann erſt fiel Rom, als Weltherrſchaft es krönte.

VI.

O daß etwas von jenem Bürgerſinne
Uns würde, welcher dich, o Rom, erhoben
Auf deines Glücks weltüberſchau'nde Zinne!
Wo ſteh'n wir jetzt, die einſt ſo hoch wir oben
Geſtanden? Hat die Krone der Cäſaren
Nicht lange deutſcher Kaiſer Stirn umwoben?
O deutſche Majeſtät, hinabgefahren
Zur Grube, ſo vergeſſen und verſchollen,
Daß Märchen kein Gedächtniß nur bewahren!
Nichts können wir als ſtreiten nur und grollen,
Rohr ſind wir, ſchwankend in Europa's Mitten,
Da ſeine Mittler ſein wir machtvoll ſollen.
Doch einzler Ehrgeiz hat nur ſtets geſtritten
Für ſich, anſtatt zu ſchau'n aufs große Ganze,
Gewinnt der Theil, deß Ganzes hat gelitten?
Mag modern Kaiſerthum und Reichesglanze;
Es lebt das Vaterland! Schließt euch ans theure,
Das harret zu erſteh'n im alten Glanze!
Glaube ihr, die hehre Mutter freue eure
Zwietracht, die euch verwirrt nur und verunſichert?
Daß Vaterlandsliebe euch befeure!
Sie iſt es, die empor die Völker richtet.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

* In das Wirrsal der deutschen Gegenwart fiel diesmal der 11. November recht wie ein Tag des Trostes und der Hoffnung: Schillers Geburtsfest ist in vielen Städten mit besonderer Theilnahme begangen worden. Das Hoftheater in Hannover gab dem Tag zu Ehren des Dichters „Braut von Messina“, im Theater zu Leipzig wurde ein von Mündnitz gedichteter Prolog gesprochen und Schillers Bearbeitung der „Phädra“ aufgeführt. In Frankfurt war „Don Carlos“ angesetzt, mußte aber in Folge eines eingetretenen Krankheitsfalles in den Nachmittagsstunden abgesagt werden. In München wurde zur Feier des Tages im Hoftheater zum erstenmal Schillers „Turandot“ gegeben, und zwar mit märchenhafter Pracht. Die Darstellung des „wunderſamen Märchens des Stolzes und der Liebe“ soll eine treffliche gewesen sein und der gesammte prunkvolle Hofstaat des „himmlischen Kaiserreichs“ in Kostüm, Maske und Bewegung ein bis ins kleinste archäologisch interessantes Bild dargeboten haben. Ganz besonders kunstreich und effectvoll waren die von den Hoftheatermalern Quaglio Vater und Sohn gemalten Decorationen der beiden ersten Acte: Vorstadt von Peking mit der Aussicht auf die Stadt und den Porzellanthurm, und der große Drachensaal im kaiserlichen Palaste zu Peking mit dem Altar des Fohi. Was am meisten zum Gelingen des Ganzen beitrug, war die zur Handlung gehörige Musik, welche stellenweise melodramatisch gehalten war, in der Ouvertüre und den Zwischenacten durchaus originell und charakteristisch und dabei nicht minder schön sich erwies, und vom Kapellmeister Vincenz Lachner zu Mannheim componirt ist. — In Gohlis erfolgte am Vormittag des 11. Novembers die feierliche Betränzung der Gedenktafel am Schillerhause, Verwechrung der Schillerbibliothek für Schule und Gemeinde und die herkömmliche Preisvertheilung von Büchern an zwanzig Schulkinder daselbst. Hieran schloß sich abends eine Festfeier in Leipzig; musikalische und declamatorische Vorträge gruppirten sich um die beiden Mittelpunkte des Festprogramms, die Reden G. Kühne's und M. Heydrichs, deren ersterer über Schiller als Profet, der andere über den Einfluß der dramatischen Kunst auf Bildung des Charakters der Nation sprach. An die Feier schloß sich in hergebrachter Weise die Festtafel, die von geselliger Heiterkeit, zum großen Theil ein Erfolg der zahlreichen und anregenden Toaste, belebt wurde.

Gustav Freitag, der Verfasser der Schauspiele „die Valentine“ und „Graf Waldemar“, hat kürzlich eine kleine Posse, „eine arme Schneiderseele“ und ein vieractiges Lustspiel „die Journalisten“ verfaßt und an die deutschen Bühnen verschickt.

Professor Dr. Emanuel Geibel in München beginnt mit dem 23. November seine Vorlesungen über „Poetik“; außerdem gedenkt derselbe praktische Uebungen in der Metrik mit seinen Zuhörern anzustellen.

Eine unserer besten deutschen Schriftstellerinnen, die unter dem Namen Therese bekannte Frau v. Lützow, früher Frau v. Bacharacht, ist auf Java am 16. September gestorben. Das Tagebuch ihrer Reisen im östlichen Theile Java's ist abgefaßt, mit ihrer Reise durch Mittelsava sollte es abgeschlossen werden und mit der December-Ueberlandpost wollte sie mit ihrem Gemal nach Deutschland zurückkehren.

Dem Comité in Jena zur Errichtung eines Denkmals für Johann Friedrich den Großmütigen ist eine große Unterstützung in Aussicht gestellt, indem von dem Könige von Preußen das Versprechen gegeben ist, für die Lieferung des zu der Statue erforderlichen Erzes Sorge zu tragen. Gleichzeitig hat sich der Bildhauer Rauch in Berlin bereit erklärt, die Ausführung der kolossalen Statue zu übernehmen.

Im „Théatre français“ zu Paris ist eine Schwester der Rachel, Dlle. Sara Felix, aufgetreten und hat rasch nach einander in vier bedeutenden Rollen Erfolg gehabt. Der Recensent Hippolyte Rolle äußert über dieselbe, sie besitze brennende Luſt, zu reüssiren, und die ausdauernde Arbeit habe ihren angeborenen Beruf entwickelt.“ Eduard Thierry widmet ihr sogar fünf Spalten seines Feuilletons. Wir nüchternen Deutschen wollen hoffen, daß die Schwester der Dlle. Rachel mehr Talent besitze als der Bruder, welcher im verwichenen Sommer auf deutschen Bühnen zwar auch einen brennenden Durst, zu gefallen, entwickelte doch sehr wenig stichhaltige Ansprüche auf wirkliche Kunstleistungen.

Tabletten.

*** Man nimmt an der Telegraphenleitung eine Erscheinung wahr, die zu allerlei irrigen Ansichten führt: das „Singen“ der Telegraphen. Man hört nämlich, vorzüglich deutlich in der Nähe der Telegraphenstangen, oft und zu allen Tages- und Nachtzeiten ein Tönen, gleich dem Brummen einer Orgelpfeife, der auf den Stangen ruhenden Isolatoren und Drähte und viele Personen meinen, dies sei die Folge des Telegraphirens. Diese Erscheinung wird nun in der neuen Züricher Zeitung, „in der Hoffnung, besser Unterrichtete darüber zu vernehmen“, in folgenden Worten zu erklären versucht: Es ist bekannt, daß die Nadeltelegraphen, welche gegenwärtig besonders in England in Anwendung sind, oft nicht benutzt werden können, weil elektrische und magnetische Einflüsse die Nadel sehr schnell und abwechselnd ablenken; diese Einflüsse, welche magnetische Stürme genannt werden, bewirken die obigen tönenden Erscheinungen an unsern Telegraphen. Wenn auch diese Stürme auf die Nadel dieselbe Wirkung äußern wie der galvanische Strom, so ist letzterer doch nicht geeignet, eine Erschütterung (Vibration) der Isolatoren hervorzubringen, weil er seine Richtung nicht schnell genug ändert, was bei ersterem der Fall ist.

*** Die älteste Tochter des Fürsten Piccolomini, Donna Maria Piecolomini, und Nichte des in Rom lebenden Cardinals gleichen Namens, ist seit mehren Tagen aller Protestationen ungeachtet im Theater Argentina zu Rom und in den Opern „Pallinto“ und „Don Buccefalo“ unter großem Beifall des Publikums als Primadonna aufgetreten. Cardinal Piccolimini war bei der ersten Kunde davon entrüstet, vermochte indessen selbst durch ein ernstes Zwiegespräch mit der Nichte nicht, sie von der einmal betretenen Laufbahn wieder abzuwenden. Einige Tage später indessen erschien sein Bruder, der Fürst, bei ihm mit der Erklärung der Tochter, sie wolle von der Bühne zurücktreten, falls sich der Oheim verpflichte, ihre Mitgift um 12,000 Scudi zu vermehren. Diese Zumutung aber wies Seine Eminenz zurück und so singt seine achtzehnjährige Nichte Don a Maria nach wie vor.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 20. November. Das Lügen, Lustspiel in vier Acten von Benedix. — Vorher geht: Die Verstreuten, Lustspiel in einem Act von Kotzebue.

Sonntag, den 21. November. Euryanthe, große romantische Oper in drei Abtheilungen von Helmine Chezy. Musik von C. M. v. Weber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 279. Montag, 22. November 1852.

Bilder aus einem Jugendleben.

Mitgetheilt von Mieroslo.

Die Schwestern von Kronthal.

(Schluß.)

Wenn ich auf einem Bergesgipfel oder auf dem Kranze eines hohen Thurmes stehe, tauchen aus meiner Erinnerung immer die Bilder und Gestalten auf, die mir lieb geworden, die mein Herz, meine Fantasie erfüllten. Dieser Zug ist wol vielen gemeinsam; woher kämen denn sonst die tausend Verse, Grüße, Ansprachen, die man an solchen Punkten den Fremdenbüchern, den Mauern, Baumrinden und Felswänden eingezeichnet findet? Diesen Bildern und Gestalten schlossen sich auch die Schwestern von Kronthal an und in einem Anflug romantischer Träumerei schrieb ich folgende Verse in mein Taschenbuch:

Ein weiter Raum liegt zwischen uns gebreitet
Und lang ist's, daß mein Auge dich nicht sah;
Doch immer blickst du meinem Herzen nah,
Allüberall hat mich dein Bild begleitet.

Schritt ich, vom Morgensonnenschein umgeben,
Dahin auf grüner, blumenreicher Flur:
Der junge Tag, die lachende Natur —
Sie zeigten mir dein blühend frisches Leben.

Wenn scheu ein Reh nach mir im Dickicht lauschte,
Meint' ich dein schönes, dunkles Aug' zu schau'n,
Und Grüße wollt' für dich ich anvertrau'n
Dem Waldbach, der an meiner Seite rauschte.

Stand ich auf eines Ritterschlosses Zinnen,
Als Edelfräulein träumt' ich dich hinein;
Dein Knappe wollt' ich treu ergeben sein,
In still verschwieg'ner Demut um dich minnen.

Ist frohen Muts ein Wandrer mir begegnet,
Dacht' ich, ihm winkt daheim der Liebe Glück.
Ja bäte mir nur einen Gruß dein Blick,
Dann wäre mir die Heimkehr auch gesegnet.

So aber ist's ein traurig Wiedersehen.
Die holden Träume schwinden schnell dahin.
Denn ach, wenn ich dir wieder nahe bin, —
Dann fühl' ich recht, wie ferne wir uns stehen.

Wie man wol zu thun pflegt, wenn man Verse macht, las ich die Strophen halblaut vor mich hin. „O die Hartherzige!“ rief es plötzlich hinter mir, und mich umwendend erblickte ich drei junge Mädchen meiner Reisegesellschaft, die mich offenbar schon einige Zeit in meinem träumerischen Gebaren beobachtet hatten.

Ich wollte böse sein ob ihres indiscreten Lauschens — aber nein, vor diesen anmutigen Arm in Arm verschlungenen Gestalten, die unter den breitränderigen Strohhüten hervor mit den schelmischen Augen mich anlächelten, schwand der Groll, glätteten sich die Falten auf der Stirne, — ich konnte mit dem besten Willen keine strenge Miene zu Stande bringen. Ich hatte auch gar keine Zeit dazu bei all den Fragen, mit denen sie mich überschütteten. Wer ist denn die gefeierte Schöne? warum ist sie so unerbittlich, Ihnen nicht einen freundlichen Blick zum Willkomm zu schenken? weshalb steht sie Ihnen so ferne? — wodurch wurden Sie ihr entfremdet? — Entfremdet! Ei, ich habe ihr nie nahe gestanden, habe nie ein Wort mit ihr gesprochen; betrachten Sie das Ganze als einen Traum! — Das sind Ausflüchte. O erzählen Sie, bitte, bitte! — Wie hätte ich da wol widerstehen können! Im Zimmer vielleicht, ja — aber hier auf dem Berge! Nicht umsonst führte der Versucher den Heiland auf die Zinne des Tempels. Ja wahrlich, ich muß mich vor allen Höhepunkten hüten. Ich erlag der Versuchung und erzählte von den Schwestern von Kronthal.

Ich war am Ende. — Nun, welcher der beiden Schwestern gelten denn die Verse, der älteren oder der jüngeren? — Oder am Ende beiden und der Dichter selbst weiß nicht recht, welcher! — Ja, wahrhaftig, so ist's; ich bin mir darüber nie recht klar geworden.

Die Mädchen blickten mich verwundert an. Seit den Tagen, wo wir uns im Gebirge getroffen, hatten sie in mir nichts weniger als einen Schwärmer gesehen; sie hielten mich im Gegentheil für einen kaltherzigen, skeptischen Spötter, und was den Cultus des Herzens anbelangt, für einen ausgemachten Atheisten. Nun aber hatten sie eine ganz andere Meinung von mir gewonnen, und die Eine zumal, von romantischerem Naturell, schaute mich von da gar seltsam mit ihren funkelnden Augen an. Als wir die Höhe verließen, fand ich mich, ich weiß selbst nicht wie, an ihrer Seite, und da der Pfad steil abwärts ging, lieh ich ihr meinen Arm zur Stütze. Ich führte sie sicher über den steinigen, abschüssigen, von Bergwassern zerrissenen Abhang und ich glaube fast, sie könnte sich nach diesem Versuch entschließen, sich meiner Führung durchs Leben anzuvertrauen. Gott steh' mir bei! wo bin ich hingeraten? Noch ein Schritt und es war um mich geschehen.

Wenn man aber einmal vom Heiraten spricht, dann ist es die höchste Zeit, mit dem Jugendleben vollends abzuschließen.

Die Familie Bonaparte.

Das Senatskonsult vom 7. Novembre theilt laut des Senators Troplong Bericht die Famille Napoleons 1. in die eigentliche kaiserliche Familie, bestehend aus den eventuell zur Erbschaft berufenen Personen und ihren Descendenten beiderlei Geschlechts; 2. die übrigen Mitglieder der Familie Bonaparte.

I. Die kaiserliche Familie.

Da Josef, der älteste Bruder Napoleons, keine Söhne hinterlassen hat, so beschränkt sich das Adoptionsrecht Ludwig Napoleons kraft des 3. Artikels des Senatsconsults auf die Söhne und Enkel Lucian und Jerome Bonaparte's. Die ersten Ehen beider waren nicht von Napoleon autorisirt und die Kinder aus denselben können daher nicht adoptirt werden, noch gehören sie überhaupt zur kaiserlichen Familie. Es sind dies Charlotte Bonaparte, Tochter Lucians, Mittwe des italienischen Fürsten Gabrielli, von dem sie einen Sohn und drei Töchter hat; und der Sohn und die Enkel Jerome Bonaparte's aus der Ehe mit Miss Patterson in Baltimore.

Adoptirt können werden:

A. Die Söhne aus der zweiten Ehe Lucians, nämlich: 1. Karl Lucian Bonaparte, Prinz von Canino, Expräsident der römischen Constituante, 49 Jahre alt; 2. Ludwig Lucian Bonaparte, 39 Jahre alt; 3. Peter Bonaparte 37 Jahre alt; 4. Anton Bonaparte, 36 Jahre alt.

B. Der Sohn aus der zweiten Ehe Jerome's mit der Prinzessin Katharine von Württemberg, Napoleon Josef Bonaparte, 30 Jahre alt.

Die Söhne Karl Lucian Bonaparte's, Fürsten von Canino sind: Josef Lucian Bonaparte, Fürst von Musignano, 28 Jahr alt; Lucian Ludwig Bonaparte, 24 Jahre alt; Napoleon Jacob Bonaparte, 13 Jahre alt.

Außer diesen eventuell zur Thronfolge berufenen neun Prinzen und ihren Söhnen, wenn sie deren erhalten, zählt die neue kaiserliche Familie noch folgende Personen: die Prinzessin Zenaide Charlotte Bonaparte, älteste Tochter Josefs (Bruders Napoleons), vermält mit dem Fürsten von Canino; — die vier Töchter Lucians, nämlich: 1. die Prinzessin Lätitia Bonaparte, vermält mit Thomas Wyse, Mitglied des englischen Parlaments; 2. die Prinzessin Alexandrine Bonaparte, vermält mit dem Grafen Vincent Valentini; 3. die Prinzessin Constanze Bonaparte, Nonne zum heiligen Herzen in Rom; 4. die Prinzessin Johanne Bonaparte, vermält mit dem Marquis Honorati; — die Prinzessin Mathilde Bonaparte, Tochter Jerome's, vermält mit dem Fürsten Anatol Demidoff; — endlich fünf Töchter des Fürsten von Canino (s. w. u.), zusammen mit dem Marschall Prinzen Jerome, Erkönig von Westfalen und Expräsident des Senats, 21 Mitglieder der neuen kaiserlichen Familie, deren Lage durch ein Senatsconsult geregelt werden soll und unter denen die Unverheiratheten sich nicht ohne Autorisation Ludwig Napoleons vermälen dürfen.

II. Die übrigen Mitglieder der Familie Bonaparte.

Die Prinzessin Napoleone Baciochi, Tochter der Prinzessin Elise (Schwester des Kaisers Napoleon), vermält mit dem Grafen Camerata. — Die Kinder und Enkel der Königin Karoline (Schwester des Kaisers Napoleon), vermält mit Murat. Diese bilden laut dem Troplong'schen Bericht über das Senatsconsult vom 7. November die Civilfamilie; ihre Titel und Stellung regelt der künftige Kaiser durch Statute.

Die vollständige Liste der Familie Bonaparte, von dem Vater des Kaisers an, ist nach dem Almanach de Napoléon folgende:

Karl Marie Bonaparte, geboren 29. März 1746, deputirt von dem corsischen Adel an den König. Er heiratete Lätitia v. Ramolino und starb 1785 in Montpellier.

Seine acht Kinder:

1. Josef Napoleon Bonaparte, geboren zu Corte, 7. Januar 1768, König von Neapel 30. März 1806 bis 1808; König von Spanien 6. Juni 1808 bis 1813; Graf v. Survilliers. Er heiratete am 1. August 1794 Marie Julie Clary, Schwester der Königin von Schweden (Bernadotte's Gemalin), und starb am 7. April 1845.

2. Napoleon Bonaparte, geboren zu Ajaccio 15. August 1769, Kaiser der Franzosen 18. März 1804, gesalbt und gekrönt 2. December desselben Jahres, König von Italien 26. März 1805, Protector des Rheinbundes, Mediator des Schweizerbundes. Er heiratete 1. am 8. März 1769 Marie Rose Josefine Tascher de la Pagerie, geboren in Martinique 24. Juni 1763, Mittwe Alexanders Vicomte v. Beauharnais, geschieden seit 1810, gestorben in Malmaison 29. Mai 1814; 2. am 2. April 1810 Marie Luise, Erzherzogin von Oesterreich, geboren am 12. December 1791, durch den Pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 zur Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla erklärt, gestorben im December 1847. Kaiser Napoleon starb auf St. Helena am 5. Mai 1821.

3. Lucian Bonaparte, geboren zu Ajaccio 1775, Fürst von Canino am 18. August 1814. Er heiratete 1. 1795 Christine Boyer, gestorben 1801; 2. 1802 Alexandrine Laurenzie v. Bleschamp, geboren in Calais 1778. Er starb in Viterbo am 23. Juni 1840.

4. Marie Anne Elise Bonaparte, geboren zu Ajaccio am 3. Januar 1777, Prinzessin von Lucca und Piombino, Großherzogin von Toscana, vermält am 5. März 1797 mit dem Fürsten Felix Baciochi, gestorben im August 1820.

5. Ludwig Bonaparte, geboren zu Ajaccio 2. September 1778, König von Holland 24. Mai 1805 bis 2. Juli 1810, Graf von St. Leu. Er heiratete 3. Januar 1802 die Prinzessin Hortense Eugenie von Beauharnais, geboren 10. April 1793, Tochter der Kaiserin Josefine aus ihrer ersten Ehe mit dem Vicomte von Beauharnais, Schwester des Prinzen Eugen v. Beauharnais, gestorben 3. October 1837. Ludwig Bonaparte starb 25. Juli 1846.

6. Marie Pauline Bonaparte, von dem Kaiser, ihrem Bruder, als Prinzessin und Herzogin v. Guastalla anerkannt am 30. März 1806; vermält 1. mit dem General Leclerc, 2. am 6. November 1803 mit dem Fürsten Camill Borghese. Sie starb kinderlos.

7. Maria Annuneiata Karolina Bonaparte, geboren zu Ajaccio 25. März 1780, vermält 20. Januar 1800 mit Joachim Murat, König von Neapel, Großadmiral von Frankreich. Sie starb zu Florenz unter dem Namen einer Gräfin von Lipona am 18. Mai 1839.

8. Jerome (Hieronymus) Bonaparte, geboren zu Ajaccio 15. December 1784, König von Westfalen vom 1. December 1807 bis 2. October 1813; Fürst von Monfort. Er heiratete in zweiter Ehe am 12. August 1805 Friederike Katharine Sofie Dorothee, Kronprinzessin von Württemberg, geboren 21. Februar 1783, gestorben 28. November 1836.

Kinder Josef Bonaparte's. 1. Zenaide Charlotte Julie Bonaparte, geborn zu Paris 8. Juli 1804, vermält mit dem Fürsten von Canino. 2. Charlotte, vermält mit Napoleon Ludwig Bonaparte, zweitem Sohn des Königs Ludwig, Wittwe seit 1831, starb 1839.

Sohn Napoleons: Napoleon Franz Karl Josef Bonaparte, geboren zu Paris 20. März 1811, König von Rom, Herzog von Reichstadt, gestorben zu Wien 22. Juli 1832.

Kinder Lucian Bonaparte's: 1. Charlotte Bonaparte, geboren 1796, vermählt mit dem Fürsten Gabrielli, von dem sie einen Sohn und drei Töchter hat; 2. Christine Egypia Bonaparte, geboren 1798, vermählt 1824 mit Lord Dudley Stuart, gestorben 1847. Ihr Sohn Franz Dudley Stuart ist Offizier in Indien. 3. Karl Lucian Julius Laurentius Bonaparte, geboren zu Paris 24. Mai 1803, Fürst von Canino und Musignano, correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, St. Petersburg, Berlin, Brüssel, London, Haag, Verfasser der Fauna italiana, Stifter der Naturforscherversammlungen Italiens (die Kinder s. w. u.); 4. Lätitia Bonaparte, geboren 1. December 1804 zu Mailand, vermählt mit Thomas Wyse; 5. Ludwig Lucian Bonaparte, geboren 13. Januar 1813; 6. Peter Napoleon Bonaparte, geboren 12. September 1815, Bataillonschef in der Fremdenlegion in Algerien, 1848 in Corsica zum Volksrepräsentanten gewählt. 7. Anton Bonaparte, geboren in Tusculum 31. October 1816; 8. Alexandrine Marie Bonaparte, geboren zu Rom 1818, vermählt mit dem Grafen Vincent Valentini; 9. Constanze Bonaparte, geboren zu Bologna 1823, Nonne in Rom; 10. Paul Bonaparte, gestorben in Griechenland; 11. Johanne Bonaparte, vermählt mit dem Marquis Honorati.

Kinder der Elise Bonaparte: 1. Napoleone Elise Bacciochi, geboren 3. Juli 1806, vermählt mit dem Grafen Camerata; 2. Friedrich Bacciochi, starb zu Rom.

Kinder Louis Bonaparte's: 1. Napoleon Karl Bonaparte, Kronprinz von Holland, starb im Haag 5. März 1807; 2. Napoleon Ludwig Bonaparte, Großherzog von Cleve und Berg, vermählt mit Charlotte, Tochter Joseph's, starb zu Forli 17. März 1831; 3. Karl Ludwig Napoleon Bonaparte, geboren in Paris 20. April 1808, der jetzige Präsident der französischen Republik.

Kinder der Karoline Bonaparte: 1. Napoleon Achill Karl Ludwig Murat, Kronprinz von Neapel, geboren 21. Juni 1801, gestorben den 15. April 1847; 2. Lätitia Josefe Murat, geboren 25. April 1802, vermählt mit dem Grafen Peppli in Bologna; 3. Lucian Karl Josef Franz Napoleon Murat, geboren 16. März 1803; 4. Luise Julie Karoline Murat, geboren 22. März 1804, vermählt mit dem Grafen Rasponi in Ravenna.

Kinder Jerome Bonaparte's. 1. Jerome Napoleon Bonaparte, Prinz von Montfort, geboren zu Triest 24. August 1814, Oberst des 8. Linienregiments des Königs von Württemberg, sein Oheim starb 1847; 2. Mathilde Lätitie Wilhelmine Bonaparte, Prinzessin von Montfort, geboren zu Triest 27. Mai 1820, vermählt 1841 mit dem Fürsten A. Demidoff von San Donato. 3. Napoleon Josef Karl Paul Bonaparte, Prinz von Montfort, geboren zu Triest 9. September 1822, ehemals Capitän im 8. württembergischen Linienregiment.

*

Kinder Karl Lucians, Fürsten von Canino: 1. Josef Lucian Karl Napoleon Bonaparte, Prinz von Musignano, geboren zu Philadelphia 13. Februar 1724; 2. Lucian Ludwig Josef Napoleon Bonaparte, geboren zu Rom 15. November 1828; 3. Julie Charlotte Zenaide Pauline Lätitia Desirée Bartolomäa Bonaparte, geboren zu Rom 6. Juni 1830; 4. Charlotte Honorine Josefine Bonaparte, geboren zu Rom 4. März 1832; 5. Marie Desirée Josefine Philomene Bonaparte, geboren zu Rom 18. März 1835; 6. Auguste Amalie Maximiliane Jacqueline Bonaparte, geboren zu Rom 5 Februar 1839; 7. Mathilde Aloise Bonaparte, geboren zu Rom 26. November 1840; 8. Albertina Marie Theresia Bonaparte, geboren zu Florenz 12. März 1842, gestorben 2. Juni 1842; 9. Karl Albert Bonaparte, geboren 13. März 1843.

Kinder des Prinzen Eugen von Beauharnais und der Prinzessin Auguste Amalie von Baiern: 1. Maximilian Joseph Eugen August Napoleon von Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, vermählt am 14. Juli 1847 mit Marie Nikolajewna, Tochter des Kaisers von Rußland, gestorben 1. November 1852; 2. Josefine Maximiliane Eugenie, vermählt 19. Juni 1823 mit Josef Franz Oskar, König von Schweden; 3. Auguste, vermählt 22. Mai 1826 mit Friedrich Fürsten von Hohenzollern-Hechingen; 4. Amalie, vermählt 2. August 1829 mit Don Pedro, Kaiser von Brasilien; 5. August, vermählt 26. Januar 1835 mit Donna Maria II., Königin von Portugal, starb in demselben Jahr; 5. Theodelinde Luise Eugenie Napoleone, vermählt 8. Februar 1841 mit Wilhelm Grafen von Württemberg.

Aus Frankfurts Vergangenheit.

Mitgetheilt von *.

Der Handwerksgesellenaufstand in Frankfurt am Main im November 1779.

Unter den öfteren in Frankfurt entstandenen Aufständen der Handwerksgesellen, die aber jedesmal durch die Bürgerschaft mit Mut und Umsicht rasch unterdrückt wurden, war keiner in seinem Umfang größer und bei seinem Beginn drohender, als der Tumult im November des Jahres 1779. Bei einer schwachen Garnison, die kaum hinreichte, die Festungswerke und Stadtthore nothdürftig zu besetzen, und bei der Unwahrscheinlichkeit einer Hülfe aus benachbarten Städten, war die Erhaltung der Ordnung einzig und allein der Bürgerschaft anheimgegeben. In der Stunde der Gefahr dachte der Bürger nur an das Wol seiner geliebten Vaterstadt. Familie und Geschäft verlassend stand der Frankfurter dem Rat kräftig zur Seite. Bei solchem Geist, bei der Einigkeit, die unter allen Bürgern der Stadt herrschte, konnte es denn auch nicht schwer sein, jede Störung der Ordnung durch unruhige Köpfe ein baldiges Ende zu machen.

Im November 1779 hatten die Scheinermeister bestimmt, daß die Schreinergesellen statt wie bisher von fünf Uhr morgens bis sieben Uhr abends, künftig von sechs bis acht Uhr arbeiten sollten. Die Gesellen, mit dieser Bestimmung unzufrieden, verließen auf Verabredung die Arbeit, hielten Versammlungen in verschiedenen Wirthshäusern und zogen vereint mit Genossen anderer Gewerke johend und schreiend durch die Straßen der Stadt. Diesem Unfug ein Ende zu machen, ließ der Rat einen großen Theil dieser unruhigen Köpfe aufgreifen und, wie sich gehörte, hinter Schloß und Riegel bringen. Nun war aber erst Oel in die Flammen gegossen! Der größte Theil der Handwerksgesellen, namentlich die Gesellen der Schmiede, Schlosser und Schuhmacher verließen ihre Meister, erklärten sich für die Schreiner, rissen unter Mißhandlungen den zur Ruhe auffordernden Stadtcommandanten, Obresten v. Klettenberg, vom Pferd und würden denselben getödtet haben, wenn ihn nicht die schnell herbeieilenden Metzger aus der Gewalt dieser Wütenden befreit hätten. Der Haufen der Meuterer, der zu mehren tausenden angewachsen war, zog mit wildem Gebrüll auf den Römerberg und forderte von dem auf dem Römer versammelten Rat die augenblickliche Freilassung der gefangenen Schreinergesellen. Auf die erfolgte Weigerung wurden alle Zugänge zu dem Römer besetzt und der Rat förmlich gefangen gehalten. Nun wurde durch die Stadt Allarm geschlagen; bewaffnet eilten die Bürger an ihre Sammelplätze in den vierzehn Stadtquartieren; ihre Capitäne an der Spitze marschirten sie im Sturmschritt von allen Seiten nach dem Römerberg, sprengten den Haufen

der Tumultuanten auseinander und befreiten den Rat. Die Ruhestörer wurden in Haft genommen und die Rädelsführer sogleich aus der Stadt gebracht. Am folgenden Tage wurden die Schreinergesellen paarweise auf den Römer gebracht und gefragt, ob sie ruhig bei ihren Meistern in Arbeit treten wollten. Wer sich weigerte, wurde der Stadt verwiesen. Die übrigen Handwerksgesellen waren, da die Bürgerschaft noch längere Zeit in starken Patrouillen bei Tag und Nacht die Straßen durchzog und mit Energie den leisesten Versuch zur Widerspänstigkeit unterdrückte, schnell zum Gehorsam und ihren Meistern zurückgekehrt. Nach gestilltem Aufruhr ritt der jüngere Bürgermeister in Begleitung zweier Ordonnanzen an alle Wachtposten der Quartiere und überbrachte den Bürgern den Dank des Rats für die so rasch und willig geleisteten Dienste, was die Bürger so sehr erfreute, daß sie ihrerseits durch eine an den Bürgermeister abgesendete Deputation für diese huldreiche Dankzagung wegen ihrer schuldigen Pflichterfüllung sich bedanken ließen. Mag nun auch mancher über letzteres lächeln, so zeigt doch dieser Umstand, welches glückliche Verhältnis damals zwischen Bürgerschaft und Rat bestand. Es möchte nicht überflüssig sein, den jetzigen Zustand mit dem damaligen zu vergleichen, und jedenfalls dürfte die Einigkeit der Bürger ein Muster für gegenwärtige Zeiten sein.

Tabletten.

⁂ Unter dem Stephansplatz in Wien ziehen sich unterirdische Gänge, Gewölbe über Gewölbe hin, wo die irdischen Reste der Verstorbenen mehrer Jahrhunderte ruhen. Gemeint ist keineswegs die alte Herzogsgruft, oder die Gruft, in welcher die Domgeistlichkeit beigesetzt ist, sondern die allgemeinen Grüfte, welche nicht blos den Raum unter der St. Stephanskirche einnehmen. Es sind lange Gänge, in denen die Luft gesund und trocken ist. Mächtige Pfeiler stützen die Gewölbe; von Pfeiler zu Pfeiler wurden die Särge über einander geschichtet, dann der mit ihnen gefüllte Raum durch eine Ziegelwand geschlossen. Es erfolgte unter Kaiser Josef II. das Verbot des Beisetzens der Leichen in den Grüften der Kirchen wie überhaupt innerhalb der Ortschaften. Im Anfang des zweiten Jahrzehents dieses Jahrhunderts bot sich eine Veranlassung, daß eine Commission (die Acten müssen sich noch im erzbischöflichen Consistorialarchiv befinden) in diese seit Jahrzehnten nicht betretenen Räume niederstieg. Man fand die Ziegelwand bei mehren Pfeilern eingeschlagen, Särge herausgehoben und zerschlagen und ihre stillen Bewohner auf dem Boden liegen. Es waren keine Skelette, sondern lederartig eingetrocknete Leichen, Mumien, wenn man so will und nicht berücksichtigt, daß die Mumien in viele, viele Ellen ägyptischer Leinwand eingeschlagen und daß aromatische Stoffe beigegeben waren. Man vermutete damals, daß, nachdem das Beisetzen von Leichen in den St. Stephansgrüften aufhörte, die Todtengräber den Frevel begingen, in der schwerlich getäuschten Hoffnung, in dem einen oder andern Sarg Gegenstände von Wert, ein Ringelchen oder dergleichen zu finden.

⁂ Den Havannacigarren scheint eine gefährliche Concurrenz zu drohen, wenn die soeben aus Petersburg verlautende Nachricht wahr ist, daß dort gegenwärtig Cigarren aus grünen Theeblättern fabricirt und bereits in höheren Kreisen stark geraucht werden. Man will den Theecigarren sogar vor den Rauchstengeln aus Tabaksblättern einen entschiedenen Vorzug einräumen, weil sie weniger narkotisch wirken und viel angenehmer duften. So gibt es denn in unserer Zeit keinen Waarenartikel mehr, auf dessen dauernden Wert man mit Sicherheit rechnen könnte, seitdem die californischen Ansiedler das Wort Robert des Teufels factisch bestätigt haben: Gold ist nur Chimäre.

⁂ Der Aetna ist weit höher als der Vesuv. Der erste furchtbare Ausbruch des Vesuvs, wobei Herculanum und Pompeji, das eine durch einen feurigen Lavastrom, das andere durch einen Aschenregen verschüttet wurde, fand 79 nach Christi statt; unter den vielen folgenden Ausbrüchen von 1631, 1701, 1779, 1794, 1822, 1839, 1850 ꝛc. war der von 1631 der bedeutendste, denn viele Ortschaften nebst 4000 Menschen gingen zu Grunde. Von den bis jetzt stattgefundenen 80 Eruptionen des Aetna war die von 1696 die verheerendste.

⁂ Sollen Dichter heiraten? — Ein französischer Journalist sagt in einem Aufsatze, in welchem häufig von Lafontaine und dessen ehelichem Verhältnis die Rede ist: „Uebrigens sollten Dichter nicht heiraten; sie sind selten glücklich im ehelichen Leben; die Wirklichkeit tödtet sie, die Obliegenheiten, die tagtäglich wiederkehrenden Pflichten drücken sie nieder. Und beglücken sie wol durch ihre Liebe? Ihre Freuden so wie ihre Leiden sind oft nichts als Vorwand. Sie glauben zu lieben und sie lieben doch nicht; sie glauben zu leiden und sie leiden nicht: sie träumen. Sie sind geboren große Männer zu sein, nicht — Ehemänner wie die andern."

Frankfurt, den 20. November.

Eine Jubelfeier.

In diesen Tagen sind es fünfzig Jahre her, daß Fräulein Lindner zum erstenmal die hiesige Bühne betreten hat!

Ein halbes Jahrhundert und doch noch solche Jugendkraft, Schöpferlust, in Fesseln schlagender Zauber mimischer Kunst! Die fünfzig Jahre sind gewesen wie ein Tag.

Und doch nicht wie ein Tag. Denn das Menschenalter, welches die ersten Kränze um die Stirne dieser Meisterin wob, schlummert längst in kühler Erde und auf das Grab des bestenfalls ihrer Recensenten haben schon zwanzig Herbste die welken Blätter geschüttelt. Ein zweites Menschenalter fügt heute bewundernd zu ihren Füßen.

Der Name der Lindner ist bereits in der Geschichte des Theatres eingezeichnet, aber uns gehört noch sie selber und die goldne Jubelfeier ihrer Vermählung mit dem Genius der dramatischen Kunst zwar, wie sich von selbst versteht, die hiesige Bühne in geeigneter Weise begehen. Es ist von einer Benefizvorstellung die Rede. Müssen wir nun auch der besseren Einsicht der Direction die Festsetzung des Programms und die Anordnungen für den Festabend überlassen, so sei uns doch erlaubt, in Form eines Wunsches den gewiß von Vielen gebilligten Vorschlag hier niederzulegen: Fräulein Lindner wolle dem sie feiernden Publikum an dem Benefizabend noch einmal jene „Margarete" in den zwei letzten Acten von Iffands „Hagestolzen" vorführen, welche als eine ihrer Meisterschöpfungen in der ersten Zeit ihres künstlerischen Wirkens dereinst so sehr bewundert wurde und als ein Grundstein ihres nachmaligen Ruhmes zu betrachten ist. Wie stellen unsre Bitte an die verehrte Jubilarin selbst, in der Ueberzeugung, daß im willfahrenden Fall die Direction ihrerseits bereitwilligst entgegenkommen werde!

E. S.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 22. November. Eine Posse als Medicin, Posse mit Gesang in drei Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 280. Dienstag, **23. November 1852.**

Herr Svartingen.

Schwedisches Volkslied, übertragen von Eduard Ziehen.

Aufstand an einem Sonntagmorgen
Svartingen zu früher Stund',
„Wüßt' ich, daß ich den Schweden erlage,
Gott gäbe, ich sänk' in den Grund!"
Von Dänemark weiten aus die Ritter,
Es wimmelt so viele um sie, *

Das war der junge Herr Svartingen,
Er scherzet zum König hinein:
„Ge rüstet mich gegen die Schweden zu ziehen,
Wenn ihr mir wollt Hülfe verleih'n."

„Gelüstet dich's mit den Schweden zu streiten,
So kleid' dich in Eisen und Stahl,
Die Schweden die fürchten dich gar wenig,
Sie halten dir Stand zumal."

Der König gab ihm der Krieger viele,
Die Besten im dänischen Land,
So reitet er fort von des Königs Hofe
Und zieht zum Schwedenland.

Es war am Abend zu später Stunde,
Da kamen die Schweden daher;
So reitet er hin zu Malabergs Haine
Und lagert sich dort mit dem Heer.

Es war sehr früh am Sonntagmorgen,
Das Meitenglöcklein klang,
Da ließ der Herr Svartingen führen
Seine Fahnen das Feld entlang.

Sie ritten rings um Malabergs Mauern,
Um Malabergs Högelland,
Es stürmen drauf los die starken Krieger,
Denen nimmer ein Schloß widerstand.

Sie ritten rings um Malabergs Mauern,
Um Malabergs Thürme breit,
Da flogen so dicht der Schweden Pfeile,
Als worfelt' ein Bauer Getreid'.

Sie ritten rings um Malabergs Mauern,
Um Malabergs Wiesen grün,
Da flogen so dicht der Schweden Pfeile
Wie saufenden Regens Sprüh'n.

Das war der junge Herr Svartingen,
Er steckt in die Scheide sein Schwert:
„Hört's nimmer geglaubt, daß mir von den Schweden
Ein solcher Empfang beschert!" —

Es stehen draußen die dänischen Frauen
Ihre Herren erwartend am Meer —
Heim kommen die Rosse mit blutigen Mähnen,
Die Sättel sind alle leer.

Es stehen draußen die dänischen Frauen
Ihre Krieger erwartend am Meer —
Die Wellen die führen Schild' und Speere
Und zerrissene Fahnen daher.

Es stehen draußen die dänischen Frauen
Ihre Schiffe erwartend am Meer —
Die Wellen treiben Segel und Planken
Und zerbrochne Maste daher. —

Als sie hinaus gen Malaberg ritten,
Zwölftausend zählte man da;
Doch als sie wieder in's Land einzogen,
Nur fünfundvierzig man sah.

Es springt auf sein Roß der Herr Svartingen,
Er reitet in einem Stück
In wilder Hast wol fünfzehn Meilen
Und schaute nicht einmal zurück.

Daheim da sitzen die Wittwen und Waisen
Weinend um Brod so sehr.
Es wohnt ein Kriegsherr im Himmel
Ueber alle mächtig und hehr,
Er schirmet die, so auf ihn bauen,
Ihm geben allein die Ehr'.

* Diese beiden Zeilen, der Kehrreim genannt, bilden den Schluß jeder Strofe. A. d. U.

Aus England.

Mitgetheilt von L. S.

I.

Die Reise von Hamburg nach Hull. — Reise über Calais und Ostende. — Screws.

Willst du billig nach London reisen, wähle den Weg über Hamburg; willst du schnell reisen, gehe über Calais; ich aber rate dir, ein bischen Seekrankheit nicht zu fürchten und in Hamburg eins der Postschiffe zu wählen, die am Dienstag oder Freitag von dort abgehen. Man zahlt gewöhnlich zwei Pfund Sterling für die Ueberfahrt, oft aber nur ein und ein halbes Pfund, je nachdem man zu handeln und zu dingen versteht, und je nachdem die verschiedenen Gesellschaften grade geneigt sind, sich gegenseitig zu bekämpfen. Freilich ist die Belästigung etwas theurer, aber man kann es sich auch billiger einrichten. Man braucht sich nur etwas kalte Küche und einige Flaschen Wein mitzunehmen, so daß man nur Thee und Kaffee zu bezahlen hat. Beim Mittagessen aber läßt sich nicht sparen; man muß es bezahlen, man mag es genommen haben oder nicht, und selbst wenn man während des ganzen Tages seekrank zu Bette gelegen hätte.

Wir waren vierzehn Passagiere, und nicht ein einziger hatte gegessen — aber alle bezahlt. Das machte vierzehn halbe Kronen, oder ein Pfund und sieben Schillinge Sterling, die dem Steward „für Nichtessen“ zu gute kamen. Den Spaß machten wir ihm aber nur einmal.

Uebrigens ist ein kurzer Aufenthalt in Hamburg ganz angenehm, und die Seereise in jedem Fall viel bequemer als die Reise zu Land. Die Fälle, in denen man länger als 48 Stunden zur See bleibt, oder in denen ein leichter Wind die Unregelmäßigkeit in den Bewegungen des Schiffes so sehr erhöht, daß ein Binnenländer einen Sturm und wer weiß was befürchtet, diese Fälle sind selten. Freilich ist die See auch nicht immer spiegelglatt, doch darf man in den Sommermonaten meistens eine ruhige Fahrt erwarten; ein Sturm ist jedenfalls eine größere Seltenheit, und von Unglücksfällen habe ich seit vielen Jahren nichts gehört.

Wer aber wird ein leichtes Unwohlsein fürchten, von dem man im voraus mit Bestimmtheit weiß, daß es ohne nachtheilige Folgen vorübergeht. Man legt sich ruhig zu Bett und wartet besseres Wetter ab, das gewöhnlich nicht lange auf sich warten läßt. Wir hatten am ersten Tag unserer Fahrt ein ziemlich bewegtes Meer, und am zweiten war das Wasser so ruhig, so spiegelglatt, daß wir auch nicht die leiseste Bewegung spürten. Und bei solchem Wetter ist es eine wahrhafte Freude, auf dem Verdeck zu sein; man lernt das Leben auf der See wenigstens etwas kennen, und solche Erinnerungen sind für Binnenländer ebenso sehr zu schätzen als die Erinnerung an London und seine Bevölkerung.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die See, dieses große Wunder der Schöpfung, nicht geringere Aufmerksamkeit verdient als alle Wunder, die von Menschenhänden erschaffen. Auch fehlt es auf dem Meere nicht an Zerstreuung; bald lugt man nach einem fernen Schiff hinaus, bald beobachtet man die Thiere, welche in diesen Regionen leben, und selten ist es, daß man nicht unter der Reisegesellschaft Leute findet, mit denen man sich gern unterhält. Ein ganz besonderer Vorzug der Seereise besteht aber darin, daß man zu jeder Zeit für seine Toilette Sorge tragen kann. Das wird derjenige am besten zu schätzen wissen, der die Reise über Calais und Köln einmal gemacht hat, auf welcher man Tag und Nacht in engen Eisenbahnwagen eingeschlossen ist und nirgends Zeit und Gelegenheit findet, seine Wäsche zu wechseln, oder überhaupt die geringste Sorge für seine Toilette zu tragen.

Freilich ist die Tour über Calais oder Ostende selbst für Norddeutsche um wenigstens einen halben Tag kürzer, aber sie ist auch in den meisten Fällen sehr anstrengend und ermüdend. In jedem Fall ist der Weg über Calais dem über Ostende vorzuziehen, denn obgleich man bei ungünstigem Wetter auch mitunter drei bis vier Stunden von Dover nach Calais auf der See bleibt, so steigt man doch direct aufs Schiff und ebenso wieder ans Land, während man in Ostende sehr oft der Unannehmlichkeit ausgesetzt ist, in einem kleinen Boot weit ins Meer hinaus ans Dampfschiff zu fahren, was des abends elf Uhr oft sehr beschwerlich ist. Beide Wege aber sind für besonders für den sehr unangenehm, der viel Reisegepäck bei sich hat. Es ist schon Glück genug, wenn in dem Drängen und Treiben in Dover nichts verloren geht, denn bekanntlich hasten die englischen Eisenbahnen für nichts und geben nicht einmal einen Schein über das Gepäck. Außerdem aber wiederholen sich die Mühseligkeiten des Oeffnens und Durchsuchens bei jeder Grenze und den Paß muß man stets in Bereitschaft halten. Sollte ich noch einmal über Calais oder Ostende reisen, würde ich jedenfalls mein Gepäck dem Spediteur übergeben und grade nur so viel bei mir behalten, als ich notwendig brauche und immer an meiner Seite behalten kann.

Das überhaupt muß auf englischen Eisenbahnen als Regel gelten, denn ihre Verwaltungen sorgen nicht für das Gepäck und übernehmen auch keine Verantwortlichkeit dafür, wie sie denn überhaupt auf die Wünsche des Publikums und die Pflichten gegen dasselbe wenig Rücksicht nehmen, desto mehr aber auf ihre Einnahmen. Das darf uns nicht befremden. Der englische Egoismus zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Von den englischen Eisenbahnen spreche ich ein andermal ausführlicher.

Du weißt, mein Freund, ich ging über Hull. Ich habe es vielfach bereut, nicht nur weil der Umweg über Hull nach London in jeder Beziehung unangenehm und zeitraubend ist, sondern auch weil die nach Hull fahrenden Schiffe meistens Schraubendampfschiffe — screw steamer — sind, in denen die Bewegung viel lästiger und beschwerlicher ist als in den gewöhnlichen Räderdampfschiffen (paddle).

Als diese sogenannten Schraubendampfschiffe vor einigen Jahren erfunden wurden und das erste derselben den stolzen Namen „Archimedes“ erhielt, da glaubte man wieder einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan zu haben, und schon zwei Jahre später baute niemand mehr ein Schraubendampfschiff. Weil es etwas neues war, mußte es vorzüglich sein, als man die Täuschung einsah, schwieg man; das ist das Beste, das man thun konnte. Jetzt fahren diese Schiffe billiger als andere, Beweis genug, daß man sie zu schätzen weiß. Meistens werden sie zum Transport von Auswanderern benutzt! Die armen Leute aber sind so froh, ihr Vaterland zu verlassen, daß sie sich gern auf einem screw tagelang durchschütteln lassen. Was thut der Mensch nicht alles, wenn er hofft reich zu werden oder doch seine Lage zu verbessern! Wie viele Hoffnungen gewährt ein Land, das man nicht kennt — aber auch wie viele Hoffnungen gehen nicht in Erfüllung!

Ein screw ist ein räthselhaftes Wesen; man sieht die Schraube nicht, macht sich deshalb eine wunderbare Vorstellung. Diese Schraube ist eine Art Windmühlenflügel aus Eisen, dessen Flügel wol vier Fuß lang und oben drei Fuß breit sind; sie stehen in schiefer Stellung zu einander und werden durch eine Walze in Bewegung gesetzt, welche sich von der Maschine bis zum Steuerruder unter dem Schiff fortzieht. Dadurch erhält

namentlich dieser Theil des Schiffes selbst bei ganz ruhigem Wasser eine höchst unangenehme Bewegung; außerdem gehen sie nicht so schnell wie die Räderdampfschiffe, welche der Engländer ganz kurz mit dem Namen paddle bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der deutschen Künstlervereine.

Mitgetheilt von D. Mosler.

Das Vereinswesen im allgemeinen, das Streben, durch die Idee der Association weitergreifendere Wirkungen hervorzubringen, als sie den Kräften des vereinzelten Menschen möglich wären, ist in unserer Zeit zu einer außerordentlichen Ausdehnung und Bedeutung gelangt. Politische, religiöse, wissenschaftliche, künstlerische, mercantilische und gesellige Zwecke werden auf diesem Weg verfolgt und unter den verschiedenen charakteristischen Erscheinungen möchten in dieser Beziehung wol die Vereine der bildenden Künstler, wie sie zum Beispiel in München, Düsseldorf, Frankfurt und andern Orten ins Leben getreten sind, eine besondere Beachtung verdienen. Es liegt diesen Vereinigungen ein aus der innersten Natur des Künstlertums hervorgehender Zweck zu Grund, der weiter geht, als auf eine bloße gesellige Erholung im Kreis der Bekannten und Standesgenossen. Das Bedürfniß, die Ideen über die Kunst, ihre geistigen und praktischen Beziehungen, ihre Stellung zum Leben und zur Gegenwart, gegenseitig auszutauschen, neue Gesichtspunkte zu gewinnen, die Anschauungen zu läutern, zu vermehren und zu erheben, ist es, was diese Vereine ins Leben gerufen hat. Ob dieser tiefer liegende Grund jedem einzelnen zum klaren, vollen Lebensbewußtsein gekommen, ist eine Frage, deren Bejahung ich bezweifeln möchte, weil in der Regel ein größerer Künstlerverein aus Persönlichkeiten zusammengesetzt ist, die an Alter, Erfahrung, Geistesrichtung ꝛc. allzu verschieden sind, und sich deshalb innerhalb des größeren Kreises wieder kleinere Kreise bilden, die das gemeinschaftliche Band nur als eine Gelegenheit des Zusammenkommens überhaupt betrachten.

Die eigentliche Frucht dieser Association kommt somit nicht zur Reife, wenn sich nicht besondere Gelegenheiten und Anregungen ergeben, zuweilen über das lebhaft gesellige Element sich zu erheben und die hohe Bedeutung eines solchen Vereins von wirklichen Künstlern von der ernsten Seite zu erfassen, sich klar zu machen, was ein solcher Verein kann und was er soll. Es herrscht die allgemeine Klage, daß bei der überaus großen Masse künstlerischer Erzeugnisse dennoch dieselben zur Förderung der wahren Kunst, zu ihrer innern Hebung und Durchdringung aller Lebensverhältnisse so äußerst wenig geeignet seien. Betrachten wir unsere Ausstellungen, so werden wir gestehen müssen, daß die Schöpfungen eines König Ludwig, eines Grafen von Fürstenberg und anderer kunstliebenden Privaten, auf die bei weitem große Masse unserer modernen Kunstwerke wenig Einfluß geübt haben. Diese betrübende Erscheinung kommt daher, weil der Künstler in der Regel viel zu sehr einzelner Maler, Bildhauer oder Architekt ist und die Kunst viel zu wenig als ein Ganzes im großen Zusammenhang erfaßt, als eine notwendige Erscheinung bei einer Nation, die Ansprüche macht, auf einer höhern Stufe der Civilisation zu stehen; mit einem Wort, weil die einzelnen Künste, ihres gemeinsamen Bandes beraubt, zum Luxusartikel geworden sind.

Die historischen und ethischen Gründe zu entwickeln, aus denen der innige Zusammenhang der verschiedenen Kunstzweige, wie er im Altertum und Mittelalter bestand, sich löste, würde hier zu weit führen. Die altgriechischen Tempelreste, die Kunstwerke Pompeji's geben Zeugniß von diesem Hervorwachsen der Kunst aus der Nation. Und unsere gothischen Dome mit ihren Säulen, Spitzbogen und schlanken Thürmen bieten zugleich die herrlichsten Sculpturen und prächtigsten Glasmalereien dar, sowie das Wohnhaus des wolhabenden Bürgers und des vornehmen Patriciers in Banart und innerer Ausstaktung den Stempel eines nationalen Kunstgeistes bis ins kleinste Detail hinein trug. Die bewegende Idee der Zeit war selbst in dem unbedeutendsten Geräte sichtbar.

Betrachten wir jenes das Handwerk, dessen Verband mit der Kunst zum Nachtheil dieser und zu seinem eigenen gelöst erscheint. Man hat diese Thatsache mit der ganzen Tragweite ihrer Consequenzen erst wieder in neuerer Zeit ins Auge gefaßt und es hat sich in München ein Verein gebildet, dessen Tendenz es ist, das Handwerk mit einem künstlerischen Geist zu durchdringen und so die Vermittlung zwischen der Kunst und dem Leben wieder anzubahnen. Sich anschließend an dieses löbliche Streben, sollte es Sache der Künstlervereine sein, in allem ihrem Thun und Treiben immer den Gedanken durchblicken zu lassen, daß der Künstler sei ein Verfechter der Schönheit, daß er die hohe Aufgabe habe, eine bedeutungsvolle Stelle im Bildungsproceß der ganzen Menschheit einzunehmen, daß er der Vermittler sein soll zwischen dem Geiste und der rohen Materie, durch das Mittel der vollendeten Form.

Die Künstlervereine sollen es lebendig zum Bewußtsein des Einzelnen führen, daß diese Aufgabe nicht völlig erfüllt werden kann, so lange die Verbindung zwischen Kunst und Leben nicht wiederhergestellt ist. Der Einzelne soll begreifen, daß namentlich in unserer Zeit jeder Künstler die Verpflichtung hat, sich der Lösung dieses Problems nach besten Kräften zu unterziehen, weil unsere Zeit eine Periode des Uebergangs ist, wo die alten Traditionen theilweise verschwunden sind und es auf die energische Haltung der Künstlerschaft insgesammt ankommen wird, ob der Schönheitssinn immer mehr verstachen und endlich ganz untergehen oder einen neuen Aufschwung nehmen soll.

Auf das Verständniß der Zeit kommt in dieser Beziehung alles an, und wir haben Meister des ersten Ranges, die durch eine irrthümliche Auffassung ihrer Zeit und ihrer Stellung zu derselben, unbeschadet ihrer eigen Größe und Trefflichkeit den verderblichsten Irrthümern ihrer Nachfolger Thür und Thor geöffnet haben. Ich nenne drei Namen vom höchsten Klang: Rafael, Michel Angelo, Dürer. Rafaels Urteil über die gothische Baukunst, seine Vorliebe für den aus einer Verschmelzung der verschiedensten antiken und modernen Elemente hervorgegangenen Renaissancestyl, seine Hinneigung in der letzten Zeit seines Wirkens zu einer weniger strengen Auffassungsweise sind bekannt. Ebenso bekannt ist, welchen Weg Michel Angelo namentlich in seinen Bauwerken verfolgt und wohin er geführt.

Wenn ich dem harten Urteil Goethe's über Dürer auch nicht zustimmen kann, der dessen Fantasie, eine form- und bodenlose nennt, so ist doch die Weise bemerkenswert, mit der Dürer „den alten Römer Vitruvius“ angehenden Architekten gleichsam als das Noaplusultra der Bauwissenschaft empfiehlt, nicht bedenkend, daß das Mittelalter bereits bei einem ganz andern Stadium angelangt ist.

(Schluß folgt.)

Briefe.

90.

)*(**Leipzig**, im November.

Ein neues Werk von Puttrich.

Unser berühmter Mitbürger, der mittelalterliche Archäologe Ritter Puttrich, arbeitet jetzt nach Vollendung seiner großartigen „sächsischen Baudenkmale“ an einem Prachtwerk über die Doppelkapelle in Eger, deren Zeichnungen bereits fertig sind. Zugleich beabsichtigt derselbe, die kaiserliche Kapelle der Burg Karlstein aufzunehmen und auf eine dieser Perle der altdeutschen Kunst würdige Weise herauszugeben. Andre ebenso wenig bekannte als für die Kunstgeschichte wichtige österreichische Bauwerke dürften nachfolgen. Zu diesem Behuf hat Puttrich in diesem Herbst Oesterreich besucht und sowol von dem Kaiser in einer Privataudienz die gnädigsten Zusicherungen erhalten, als auch bei den Ministern v. Bach, v. Baumgartner und Graf v. Thun die humanste und seinen Bestrebungen günstige Aufnahme gefunden. Ebenso hat der Herr Fürstbischof von Salzburg den Reisenden auf das wohlwollendste aufgenommen. Es ist sehr erfreulich, daß sich diese hohen Personen für die altdeutsche Kunst interessiren. Dann dürfen wir nicht zweifeln, daß die von der Dresdner Augustiversammlung unter Vorsitz unsers Prinzen Johann an die deutschen Regierungen gerichtete Bitte: besondere Conservatoren mit der Erhaltung der mittelalterlichen Geschichts- und Kunstdenkmale zu beauftragen, die an jedem Ort befindlichen Gegenstände aufzeichnen zu lassen und dafür zu sorgen, daß in den technischen und geistlichen Bildungsanstalten einige Anleitung zur Kenntniß der mittelalterlichen Kunst gegeben werde — ein günstiges Resultat haben werde. Der Klerus, welcher sich früher durch umfassende Kunstkenntniß auszeichnete, wie die Namen Mabillon, Montfaucon, Ciampini, Fontana und andere große Benedictiner beweisen, hat in der letzten Zeit wenig Interesse an den Tag gelegt, was nur daran liegt, daß es in den geistlichen Anstalten an dem nöthigen Unterricht fehlte. Auch mangelte ein tüchtiges Lehrbuch, was jetzt nach dem Erscheinen von Puttrichs systematischer Darstellung nicht mehr der Fall ist.

Tabletten.

*** Herr v. Trémont, von dessen großem Vermächtnisse für arme Künstler in Paris wir bereits berichteten, ließ sich vor vielen vielen Jahren durch ein paar Damen verleiten, sie zu der berühmten Kartenschlägerin Lenormand zu begleiten, und sollte sich da auch die Karte schlagen lassen. Er sträubte sich lange, indem er seine Ungläubigkeit vorschützte, endlich ließ er sich aber bestimmen, das Orakel für einen Freund zu befragen, an den er denke. Die Lenormand weissagte, wenn diesem Freund nichts außerordentliches widerfahre, werde er arm und unglücklich sterben. Sobald Trémont nach Hause kam, setzte er dem Freund in seinem bereits gemachten Testament eine Summe von 6000 Franken Rente aus. Er hat dieses Vermächtniß aber wieder gestrichen, denn dem Freund widerfuhr etwas außerordentliches: er wurde zum reichen Mann durch sein Genie, durch seine dreißig Kunstwerke, unter denen wir nur „Fra Diavolo“ und „die Stumme“ nennen; denn der Freund Trémonts war Auber, der in jener Zeit noch über die Wahl einer Laufbahn schwankte und an seinem Künstlerberuf zweifelte.

*** Leipzig vor siebenzig Jahren. Zu Ende des Jahres 1782 befand sich Goethe zum erstenmal wieder seit 1769 auf mehre Tage in Leipzig und er schreibt von da an die Frau v. Stein: Ich habe hier recht schöne Data zu meinem Wilhelm (Meister) gesammelt und verschiedene Lücken, die mir fehlten, ergänzt. Ich möchte mich ein Vierteljahr hier aufhalten können, denn es steckt unglaublich viel hier beisammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer gibt einen allgemeinen Ton an und jeder productet sein kleines Original, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig. Reichtum, Wissenschaft, Talente, Besitztümer aller Art, geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wol genießen und nutzen kann. Er muß sich nur im allgemeinen halten und keinen Antheil an ihren Leidenschaften, Händeln, Vorliebe oder Abscheu nehmen.

*** In Sigmaringen ist die höchst merkwürdige Entdeckung eines Leichenfeldes gemacht worden. In einem Garten auf einem kleinen Hügel fand man 36 Gräber in einer Tiefe von 2½ bis 3 Fuß; einige waren in Felsen eingehauen, andere mit Steinen umgeben, alle aber mit solchen bedeckt. Die Skelette waren meist gut erhalten, sie lagen in der Richtung gegen Sonnenaufgang; mehre fand man auf einer Brandstätte oder auf einer Schichte von Eichenkohlen, die sich aber nie über das Grab ausdehnte und nirgends an den Gebeinen Spuren von Brandmalen erkennen ließen. Männliche Skelette waren es 25, weibliche 6, Kinder 5; letztere wol nicht unter 10 Jahren. Der Knochenbau läßt auf sehr starke, große, meistens junge Leute schließen. Besonders interessant waren die Schädel, die zwei verschiedenen Racen anzugehören scheinen. Als Beigabe fand man von Eisen: einschneidige kurze Schwerter, Lanzen, Pfeile, Messer, Sporen, Schildknöpfe, Schnallen ꝛc. Schmuckgegenstände von Bronce: Ohren- und Armringe ꝛc. Ferner Halsschnüre von Thon- und Glasperlen. Die Gürtelbeschläge und Schnallen waren in Touchirarbeit aufs zierlichste mit Silber eingelegt.

*** Ein großartiger Uhrendiebstahl scheint in England oder der Schweiz begangen worden zu sein. Aus Stettin wurde nämlich von der Polizei die Anzeige gemacht, daß dort eine auffallend große Anzahl neuer goldener Uhren im Verkehr wahrgenommen würden, und zwar unter Umständen, welche auf eine unredliche Erwerbung derselben schließen lassen und zu der Annahme führen müssen, daß irgendwo ein Uhrenlager bestohlen worden. In Folge dessen sind überall, namentlich auch in Berlin, Ermittlungen angestellt worden; gleichwol will sich nirgends eine Thatsache auffinden lassen, welche auf einen im Inlande begangenen Diebstahl führe. Man vermutet deßhalb, daß ein solcher in der Schweiz oder in England ausgeführt ist, und daß die gestohlenen Gegenstände nach Preußen, mit Umgehung der Steuergesetze, eingebracht sind.

*** Die „Feuergarben und Spieße“ des Nordlichts vom 4. November hat die Odenwälder einmal wieder in Kriegsfantasien versetzt, zumal auch der Zauberritter des Schnellarts, der alte Odenwaldgeist, während der stürmischen Tage zu Anfang Octobers wieder ausgezogen sein — soll.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 23. November. (Zum erstenmal) Vetter Raoul, Lustspiel in vier Acten von Soiter.

Mittwoch, den 24. November. (Neu einstudirt) Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Adam.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 281. Mittwoch, **21. November 1852.**

Auf der Waterloobrücke in London.

Ein Nachtstück; nach den Englischen.

Mitternacht! Der eherne Klang der großen Glocke der St. Paulskirche hallte mächtig dröhnend durch die Luft und die Glockenspiele von hundert Thürmen wiederholten: Mitternacht! Die tiefe feierliche Stille, welche während eines kurzen Zeitraums innerhalb der vierundzwanzig Stunden über der Riesenstadt ruht, breitete sich allgemach über das dunkle Häusermeer aus. Das Geräusch und das Getümmel der ersten Stunden der Nacht erstarb mehr und mehr, das Gerassel der Wagen durch die öden Straßen traf das Ohr nicht mehr wie ein Tropfen der gewaltigen Tonflut, welche während des Tages rastlos durch die Lüfte braust, sondern wie ein einzelner, abgerissener, halbverwehter Schall. Hier und da eilten kleine Gruppen verspäteter Herumstreifer mit schnellen Schritten ihrer Wohnung zu, fröhlich über das Theater oder die glänzende Gesellschaft redend, welche sie so eben verlassen.

Es war eine kalte, feuchte, trostlose Nacht. Ein klagender Ostwind wehte durch die Straßen und führte schwere, graue Nebelmassen von den Sümpfen Essex mit sich, welche sich ringsum auf das nasse, schlüpfrige Pflaster herabsenkten. Die Lampen schienen trüb und traurig und waren mit einem rotgelben Nebelring umgeben, der Himmel droben war schwarz und regtos. Dann und wann fiel ein feiner Sprühregen, kein ordentlicher kräftiger Regen, sondern ein erstarrender und durchdringender Staubregen, den manchmal ein heulender Windstoß fortwirbelte und gegen die heimat- und obdachlosen Wesen trieb, welche von Frost durchbebt in den Winkeln zwischen den Häusern kauerten und betend das Ende der langen schaurigen Nacht herbeisehnten.

Auf dem Strom wars zehnfach unheimlicher als in den Gassen. Der Nebel jagte in langen seltsamen Gebilden über die Fluten dahin, und der Wind brulle schrecklich gegen die Masten und Taue der Schiffe und trieb das schwarze, schlammige Wasser mit einem eintönigen schaurigen Geräusch gegen die Brückenpfeiler und seichten Landungsplätze. Nirgends war eine Spur von Leben zu bemerken. Trüb und dunkel floß die Flut dahin und rauschte und brauste gegen die vor Anker liegenden Boote und durch das üppig wuchernde Gras am schlammigen Ufer. Schaute man so hinab auf die schwarze Stromesfläche, so war's, als ob lebende Menschen mit schwimmenden Leichenhaufen in der kalten Flut rängen, um den rettenden Strand zu erreichen.

In Venedig gibt es eine Brücke, welche die Seufzerbrücke heißt. Maler haben sie auf die Leinwand gezaubert, Dichter haben von ihr gesungen, Romanschriftsteller haben schreckliche Erzählungen von der Hoffnungslosigkeit derer ersonnen, welche hinübergeschritten, und es gibt kaum ein funges, träumendes, enthusiastisches, zartes Herz in England, welches jene Sagen voll Weh und Thränen, die den alten Bau umwehen, in edlem menschlichen Mitgefühl nicht nachgedichtet hätte. Indem wir so in fremden Landen umherschweifen und nach Gegenständen suchen, die unser Herz bewegen und ergreifen, folgen wir nur unserer angeborenen thörichten Vorliebe für das Fremde. Warum kann nicht Poesie, Romantik ebenso gut am Strand der Themse und auf der Waterloobrücke als auf dem Ponte Rialto und der Seufzerbrücke wohnen? Verwögen menschliche Leiden, Erzählungen von gebrochenen Herzen und vernichteten Hoffnungen, von tiefem Weh und endloser Qual einem Bau von todtem Kalk und Stein die Macht zu verleihen, Gefühl, Schrecken und Trauer zu erregen, so ist die Waterloobrücke daran ebenso reich als die Seufzerbrücke und und der stolze Strom Englands ein ebenso romantischer Gegenstand als irgend ein schlammiger Kanal Venedigs. — —

Mitternacht! Eine Frauengestalt schreitet über das Pflaster der Waterloobrücke. Sie ist jung, sie war einst schön und hold. Und schön ist sie noch. Kein Gram, kein Ausbruch wilder Leidenschaft vermag die edle Form dieser Züge zu zerstören, die stolze, hohe Stirn und das reizende Oval der Wangen. Aber die Leidenschaft, die Leidenschaft des Wahnsinns und der Verzweiflung hat das Angesicht wild verzerrt. Das Auge starrt irr in die Nacht hinein, die Zähne pressen sich knirschend zusammen, die Hand hält convulsivisch die langen ausgelösten Locken umspalt, welche die bleichen Wangen umflattern.

Sie schreitet mechanisch vorwärts. Plötzlich aber scheint der Paroxysmus zu verschwinden und ein tiefes Herzweh sie zu überkommen. Sie lehnt sich an das Geländer, preßt die Stirn gegen den feuchten kalten Granit und streckt die Arme vor sich hin, gleich als ob sie sich nach der Umarmung des kalten Nachtwindes sehne. Sie trägt ein leichtes dünnes Gewand. Ein Blumenkranz umgibt ihre Stirn, ein entsetzlicher Hohn gegen die bleichen verstörten Züge, die darunter hervorschauen. Das Tuch, welches sie um ihre Schultern geworfen, hat der Wind fortgerissen, aber sie kümmert sich nicht darum.

Mitternacht! Der Sturm trägt den Schall der Glocke laut und mahnend herüber. Sie fährt auf, springt auf den Sitz in einer der Vertiefungen der Brücke, trocknet den kalten Schweiß hastig von der Stirn und schaut ruhig und lange hinab auf den Strom in der Tiefe. Wie dunkel, wie schrecklich dunkel und schwarz! Ein rauschender, klagender Ton weht aus der strudelnden Flut empor. Der Gedanke, bis dahin halb verwirrt und verstört, gewinnt wieder die Oberhand in ihrer Seele. Sie preßt die Stirn in die Hände und denkt — denkt ruhig, ganz ruhig.

„Ich erinnere mich, daß ich einst Selbstmord für etwas beinahe unmögliches hielt; ich konnte es nicht begreifen, wie Menschen freiwillig eine fröhliche, schöne, glückliche Welt zu verlassen und sich in Dunkel und Vernichtung zu stürzen vermochten. O, sprach ich bei mir selbst, das sind arme, wahnsinnige Geschöpfe, welche

das thun; nur ein Wahnsinniger ist eines solchen Entschlusses fähig! Und wenn ich den schwarzen Strom erblickte, und hörte, daß sich dieser und jener hineingestürzt, wandte ich mich schaudernd ab und dankte Gott, daß ich meinen gesunden Verstand habe. Ich habe jetzt meinen gesunden Verstand wie ehdt, aber ich denke nicht mehr wie damals. Hunderte haben sich selbst den Tod gegeben, in einem Augenblick ist alles vorüber; was liegt daran, ob die Zahl derselben sich um eine vermehrt? Wozu sollte ich leben? Ich habe nichts mehr zu hoffen, niemand wird mich betrauern, niemand wird sich darum kümmern, ob ich morgen durch die kalten, eisernen Massen gehe oder den dunkelfluthigen Strom blaßbreibe.' Ja, ich will es thun; meine Seele ist bereit! Gott, vergib mir . . Mutter, ich komme zu Dir!" — Sie richtete sich empor, um hinabzuspringen; in demselben Augenblick aber ließ sich ein Geräusch von Stimmen und Fußtritten vernehmen. Laß sie vorübergehen, laß sie vorübergehen, sprach sie leise bei sich und von der Balustrade springend, verbarg sie sich in einem Winkel der Vertiefung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus England.

Mitgetheilt von L. S.

(Fortsetzung.)

Emigranten — Juden. — Hull. — Die Docks. — Neue Docks. — Eisenbahnverschreiung. — Reise nach London.

Ich sagte es schon oben, die screws müssen billiger fahren als andere Schiffe, sonst bekommen sie gar keine Passagiere. Darum sind sie auch meistens mit Auswanderern besetzt. Die in Hamburg und Bremen bestehenden Auswandererversorgungen müssen natürlich die billigsten Gelegenheiten aufsuchen, denn Auswanderer reisen sehr billig.

Man hat gegen dergleichen Geschäfte viel geschrieben und oft vor ihnen gewarnt. Ich weiß nicht, inwiefern dieselben dazu Veranlassung gegeben, und habe überhaupt wenig Urteil darüber. So viel ich aber auf meiner Fahrt nach Hull Gelegenheit hatte zu bemerken, werden die Leute mit großer Aufmerksamkeit behandelt, was auch schon daraus hervorgeht, daß jede Gesellschaft von einem Führer begleitet ist, der bis zur Einschiffung in Liverpool bei ihnen bleibt. Und die Mitglieder solcher Gesellschaften sind in fast allen Fällen so unerfahrene Leute, daß sie in keinem Fall so billig reisen würden, wenn sie selbst für alles Sorge tragen sollten.

Es gewährte mir ein besonderes Vergnügen, mich mit diesen Leuten zu unterhalten und mir von ihnen ihre Erlebnisse erzählen zu lassen, wozu sie fast immer nur gar zu gern bereit sind. Die Gesellschaft bestand aus mehr als vierzig Personen jeden Alters, auch ganz kleine Kinder waren dabei und einige junge Ehepaare, die erst vor ihrer Abreise sich verheiratet hatten. Es waren Juden, die aus Rußland flüchteten, um in Amerika ein neues Vaterland zu suchen. Meistens waren sie Handwerker und nicht mittellos. Aber alle waren mit der ihnen zugewandten Fürsorge und mit den Bedingungen, unter denen sie reisten, sehr zufrieden und einige sogar, die weniger Mittel zur Reise hatten, waren von dem Hamburger Hause — ich glaube, sie nannten den Namen desselben Hirschmann — zu einer auffallend geringen Vergütung der Gesellschaft beigefügt worden. Es machte mir das um so mehr Freude, als ich gegen dergleichen Geschäfte früher sehr eingenommen war.

Am zweiten Tag unserer Reise, nachdem wir bereits 48 Stunden zur See waren, legten wir im Angesicht Hulls vor Anker und erst am andern Morgen konnten wir, nach einer sehr langsamen Fahrt durch die Docks, ans Land gehen.

Zuvörderst wurden wir nach dem Custom house geführt, wo man sich begnügt, den Gentleman, das heißt denjenigen, der einen anständigen Rock trägt zu fragen, ob er steuerbare Sachen in seinen Taschen habe, während der ärmere befühlt und untersucht wird, als ob er ein Spitzbube wäre! Das erste Bild englischen Freihandels, der Custom house Officer, verbaut sich sehr höflich aber sehr bestimmt von jedem einen Schilling, obgleich überall angeschlagen steht, daß er nichts nehmen darf — das aber ist ächt englisch! Nehmen ist stets erlaubt.

Die Docks in Hull sind merkwürdig; freilich die einzige Merkwürdigkeit dieser Stadt. Sie reichen so weit die Stadt reicht, so daß sie ganz von diesen sicheren Häfen eingeschlossen ist; in diesem Umstand ist der Wohlstand der Stadt begründet. Alles ist von den Docks begrenzt und alles steht von ihnen.

Ich kenne in Deutschland keine Hafenstadt, die solche Docks aufzuweisen hätte, auch sind sie wol in keiner deutschen Seestadt eine Notwendigkeit. Die Docks in Hull sind eigentlich große Kanäle, welche durch Schleusen miteinander und mit dem nahen Meere in Verbindung stehen, in welcher die Schiffe bei jeder Witterung sicher Anker werfen können. Sie sind Eigentum einer Gesellschaft, welche vom Parlament die Erlaubnis zum Bau derselben erhielt und sich den den Schiffen gewährten Schutz theuer bezahlen läßt.

In England wird fast alles, das viel Geld kostet und viel Geld einbringt, von Gesellschaften ins Leben gerufen. Ist aber irgend etwas geschaffen, das sich als nützlich und verdienstlich, das heißt nichts anderes als geldeinbringend bewährt, so wird die Concurrenz nicht ausbleiben. Dieser fortwährende Kampf, dieses Reiben gegeneinander weckt allerdings den praktischen Verstand und stählt die Kräfte, dennoch aber werden Deutsche sich nicht mit der Art und Weise, wie ein solcher Kampf „um Geldgewinn" in England geführt wird, einverstanden erklären können, denn der Engländer zeigt es offen und spricht es deutlich aus: Ich will meinen Nebenbuhler erdrücken, es koste was es wolle. — Sein Streben ist ebenso sehr ein Streben nach Geld, als ein Streben, den Gegner zu besiegen und aus dem Feld zu schlagen. Jeder Tag liefert Beispiele für die Wahrheit meiner Behauptung.

In Hull hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche in einem Städtchen, das dem Meere näher liegt, fast dicht am Ausfluß der Humber neue Docks bauet, die schöner und größer als die in Hull werden sollen. Letztere haben namentlich den Fehler, daß die Eingangsschleusen zu eng sind; der neue Bau wird natürlich die Fehler des alten vermeiden und den Schiffen eine geringere Abgabe auferlegen, denn damit beginnt der Engländer zunächst, wenn er einen Gegner besiegen will.

Wenn ich in einem Jahre höre, daß die Abgaben in beiden Docks aus Rivalität sehr niedrig gesetzt sind, wird es mich gar nicht wundern. Die Gesellschaft, welche das größte Capital hat, den Kampf am längsten aushalten zu können, trägt natürlich den Sieg davon.

In Hull sah ich es zuerst, daß man sein Leben und seine Gesundheit auf den Eisenbahnen derselben kann und zwar in dem Maße, je nachdem man in der ersten, zweiten oder dritten Klasse fährt. Man zahlt einen Penny und dafür erhält man, wenn man den Hals oder auch nur ein Bein in Folge eines Eisenbahnunglücks bricht, hundert bis dreihundert Pfund Sterling. Ich glaube nicht, daß in irgend einem andern Land eine solche Einrichtung besteht; auch ist sie nirgends so notwendig wie in England, denn hier fährt man wirklich ohne Rücksicht auf das Leben und die Gesundheit der Passagiere, mit einer Schnelligkeit, die alle Erwartung übertrifft, in jedem Fall noch

einmal so schnell als in Deutschland, also zehn bis elf deutsche Meilen in einer Stunde. Die Regierung bekümmert sich darum nicht. Es steht jedem frei, sein Leben und seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Bleiben doch immer noch genug übrig, die Abgaben zu zahlen!

Es ist bekannt, daß auf englischen Eisenbahnen die meisten Unglücksfälle sich ereignen, daß hier die Passagiergüter sehr oft gestohlen, sehr oft in andere Gegenden geschickt werden, so daß die Eigenthümer oft wochenlang warten müssen, ehe sie sie wieder erhalten; und es wäre der Regierung ein leichtes, hierin Wandel zu schaffen und andere, bessere Einrichtungen anzuordnen; aber sie thut nichts, wie denn überhaupt die englische Regierung nur das thut, was in ihrem Interesse liegt.

Geschieht doch einmal etwas „fürs Volk", so hat das Haus of Commons seiner selbst willen den Wünschen des Volks Rechnung tragen und nachgeben müssen. Das englische Volk wird, wie wir täglich sehen, nur dann berücksichtigt, wenn das von ihm gewählte house of Commons sich überzeugt, daß es endlich etwas thun muß, um das Vertrauen der Wähler nicht ganz zu verlieren.

In Betreff der Eisenbahnen hat das Parlament zu Gunsten des Volkes die Verfügung getroffen, daß jede Eisenbahndirection einen Zug veranstalte, der nicht mehr als einen Penny die Meile kostet. In England ist das billig, und in Deutschland kostet es doch weniger, denn die dritte Klasse bezahlt drittehalb Silbergroschen für die deutsche Meile, also drei Pence, während in England der billige Zug vier bis fünf Pence die deutsche Meile bezahlt wird.

Und um dem Volk solchen Preis zu gewähren, bedurfte es erst einer Parlamentsverhandlung, ebenso wie es deren bedurfte, die Omnibus größer zu machen, damit die Leute nicht länger den Häringen gleich zusammengepackt werden.

In keinem Lande aber versteht man es so gut, ein Gesetz unerfüllt zu lassen, grade indem man es erfüllt, als in England. So geht es auch hier. Es liegt der Eisenbahndirection natürlich nichts daran, billige Preise zu haben, und sind sie dazu gezwungen, so wissen sie es so einzurichten, daß wenige davon Nutzen ziehen können. Darum auch gehen diese sogenannten Parlamentszüge zu einer Zeit ab, die niemand recht paßt; diese Züge schließen sich keinem andern an, gehen langsam, halten sich unterwegs auf — und befriedigen also niemand. Mußte doch das Parlament sogar die Beschaffenheit der Wagen genau vorschreiben, damit sie nicht gar zu schlecht eingerichtet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der deutschen Künstlervereine.

Mitgetheilt von D. Mosler.

(Schluß.)

Die Künstlervereine scheinen mir vorzüglich der Ort sein, die Frage anzuregen, durch welche Mittel bewirkt werden könne, daß die Kunst außere inmitten aller Lebensverhältnisse eine sistirte Function zu bilden. Vor allem müßte zur Sprache gebracht werden, in welcher Weise eine Reorganisation derjenigen Institute durchzuführen sei, die sich Kunstvereine nennen, in der Regel aber nichts wie Bildermärkte und Lotterieanstalten sind. Eine rühmliche Ausnahme macht hier der „rheinisch-westfälische Kunstverein", der einen bedeutenden Theil seiner jährlichen Einkünfte statutenmäßig für monumentale, öffentliche Werke verwendet und seit längern Jahren bereits eine Reihe namhafter Schöpfungen hervorgerufen hat.

Ferner würde zu berathen sein, ob die Kunstakademieen so sind, wie sie sein sollten und könnten, ob mit den dort aufgebotenen Mitteln verhältnißmäßige Resultate erzielt werden oder nicht. Besonders möchten die Baukakademieen von dem alten Schlendrian zu befreien sein, wonach die Zöglinge ein Examen in den griechischen und römischen Säulenordnungen zu bestehen haben, aber von der historischen Entwicklung der Baukunst, insbesondere unserer eigentlich nationalen und den Bedürfnissen unserer Zeit und unserm Klima entsprechenden, gewöhnlich sehr wenig wissen.

Wenn es irgend eine Autorität gibt, befugt, die Erörterung dieser Fragen in die Hand zu nehmen, so sind es die Künstlervereine, und wenn sich alle derartige Vereine Deutschlands zum gemeinsamen Wirken mittreinander in Verbindung setzten, wer möchte die segensreichen Früchte berechnen?

Von Erfolg würde es außerdem sein, wenn die Künstlervereine sich verbänden zur Geltendmachung der Principien wahrer Schönheit bei solchen Personen, die durch Rang, Stellung, Einfluß, materielle Mittel ꝛc. vorzugsweise befähigt wären, praktische Anwendung davon zu machen.

Die Benutzung der Presse könnte noch in ungleich weiterm Maße in Anspruch genommen werden, als es bis dahin geschehen; jeder Befähigte sollte es sich zur Pflicht machen, durch That und Wort in möglichst weiten Kreisen zu wirken, und so auch besonders die Kunstkritik aus den Händen unwissender Schwätzer zu nehmen, die ihren Mangel an Kunstbildung so gern durch einen Wortschwall theils hochtrabender, theils mysteriöser Redewendungen zu verbergen trachten.

Das Studium der Kunstgeschichte müßte seinen allzu antiquarischen Charakter verlieren und auf diese Weise eine weitere Verbreitung finden. Auch hier könnten die Künstlervereine wirken; es könnten zeitweise derartige Themata zur Besprechung oder zum Vortrage gelangen. Fähige Köpfe würden sich schon finden, wenn ihnen directe Veranlassung geboten würde.

Sodann müßten die Kunsthistoriker aufgefordert werden, die Kunstgeschichte praktischer und für den weniger Gelehrten und den Nichtkünstler zugänglicher zu behandeln.

Die gesammten deutschen Künstlervereine hätten ferner gemeinsame Schritte zu beraten, wie das Handwerk gehoben und veredelt werden könne. Es würden nicht allein die gewöhnlichen Gerätschaften, Gefäße, Mobilien, Ornamente ꝛc., sondern auch die Tracht in diesen Bereich gezogen werden, und das Studium der alten Kostüme eine würdigere Nutzanwendung sür unsere Zeit finden müssen, als es in den Händen unserer jetzigen Handwerks, das hier ganz allein den Ton angibt, möglich ist.

Es wäre wahrlich eine erhabene Aufgabe für die Künstlervereine, wenn sie auf diese Weise gemeinsam ans Werk gingen, die allgemeine Zerfahrenheit und Zersplitterung der edelsten Kräfte zu beseitigen. Die üppige Schmarotzerpflanze, die in dieser Zerfahrenheit ihren fruchtbaren Boden findet und die Blüten der ächten Kunst überwuchert, das sogenannte Virtuosentum, würde eine bescheidenere Stelle angewiesen bekommen. Denn die Thatsache, daß die größten Dichter und Tonkünstler ein kümmerliches Auskommen hatten, während man ihre Darsteller auf der Bühne und die ihre Werke vortragenden Musiker und Sänger mit Gold und Lorbern überschüttete, hat auch ihre Analogie im Bereich der bildenden Künste.

Wenn die Künstler insgesammt, durchdrungen von der Bedeutung ihrer Stellung, mit frischen vereinten Kräften zugriffen, so könnte die Kunst wieder eine wahrhafte werden, eine Kunst, die zum Herzen des Menschen greift, in seiner Gemütswelt den Ton anschlägt und von da aus dem Geiste der gesammten Außenwelt eine große — eine schöne Form gibt. Sie würde wieder werden, was sie war — die Gesetzgeberin aller unserer äußern Umgebungen.

Man sage mir nicht, das übersteigt unsere Kräfte, oder die Zeiten sind noch zu ungünstig. Wir können, wenn wir wollen. Warten wir nicht, bis eine jüngere Generation an unsere Stelle tritt und uns zeigt, was wir hätten thun sollen! Darum: „Viribus unitis“!

Tabletten.

*** Es ist für die geistige Entwicklung der amerikanischen Bevölkerung ein sehr beschämendes Zeugniß, daß die Secten der Spiritualisten oder Geisterseher sich täglich vermehren, selbst unter den besseren Klassen der Gesellschaft Proselyten werden, mit ihrem Wahnsinn auf offnem Markt auftreten und mit demselben eigene Journale füllen. Vor einigen Wochen hielten sie ihr längst angekündigtes Meeting in Worcester, und die Scenen, die dabei auftauchten, wären selbst für ein Irrenhaus noch zu barock gewesen. Zuerst wurde ein Mr. Davis der Versammlung vorgestellt als ein Mann, den der „Geist“ zu wiederholtenmalen mit einem Besuch beehrt hatte, und der einen getreuen Bericht über sein Zwiegespräch mit dem „Geist“ abzustatten bereit sei. Der Fall war selbst für diese Versammlung, die doch ohnedies aus lauter Geisterschern bestand, abnorm, denn Mr. Davis erzählte, er sei wie keiner vor ihm so glücklich gewesen, einen ganzen Geistercongreß gesehen zu haben. Sein Privatengel habe ihm nämlich ein aus Hagelschlossen bestehendes, in den Lüften schwebendes Kreuz und außer diesem ganze Massen angesammelter elektrischer Elemente, Meteorsteine und dergleichen gezeigt, mit der Bemerkung, daß man noch sehr unklare Begriffe von den Gesetzen der Schwerkraft habe. Sein Engel zeigte ihm diese vergeistigte Materie, um ihm darzuthun, daß geistige Körper (?), d. h. spiritualisirte Materie (?) in der Luftregion wandeln und ruhen können, ohne gegen die Gesetze der Schwerkraft im geringsten zu verstoßen. Das Resultat dieser merkwürdigen Offenbarung war das alte oft dagewesene. Der „Geist“ sagte ihm nämlich, daß der Untergang der Erde vor der Thüre sei, er möge sich aufraffen und seine Brüder zur Reue auffordern. Viel anderer Unsinn dieser Art wurde producirt; während dessen sah man einzelne Männer und Frauen, „die eben mit ihrem Geist im Widerspruch waren“, sich wie Rasende geberden, sich im Kreisel drehen und die furchtbarsten Grimassen schneiden. Der Präsident scheint noch der vernünftigste gewesen zu sein, denn er bat zu wiederholtenmalen, dem tollen Treiben Einhalt zu thun. Vergebens. Die Geister geberdeten sich darum nur noch wütender. Die Sitzung schloß, wie sie angefangen hatte. Die Majorität der Geister scheint sich für den Weltuntergang ausgesprochen zu haben. Doch kam es zu keiner entscheidenden Abstimmung und wurde die nächste Versammlung auf den December angesagt.

*** Horace Vernet, dessen lebensfrischer Pinsel in den gewaltigsten Compositionen den Ruhm der französischen Waffen feierte, er, der Maler ihrer Triumfe, hat sich freiwillig aus Frankreich verbannt und ist einstweilen nach Algerien gegangen. Es ist außer Zweifel, daß er dem neuen Kaiser fern sein wollte. Als Herzog von Orleans gab Ludwig Philipp dem großen Talent des ächt französischen Malers die ersten Aufträge, die Vernets Künstlerruf begründeten. Horace Vernet war des Herzogs und des spätern Königs Freund und wurde, ein zweiter Rubens, von diesem auch zu politischen Sendungen gebraucht, zur größten Zufriedenheit seines königlichen Gönners. Vernet rechnete als königliche Anerkennung auf die Pairswürde. Als er sich in seiner Erwartung getäuscht sah, brach er mit seinem Gönner und vollendete sogar zwei von demselben bestellte Gemälde nicht. Der Sturm des Jahres 1848 kam. Vernet malte den Präsidenten Ludwig Napoleon, begleitet von den Generalen Changarnier und Perrot. Nach dem 2. December forderte der Dictator den Maler auf, das Bild zu verändern, statt Changarnier den General St. Arnaud, und statt Perrot den General Magnan auf demselben anzubringen. Der Künstler schlug es mit den Worten ab: „Monseigneur! man vertilgt die Geschichte nicht.“ Vernet wurde mißliebig und sagte seinem Vaterland Ade. Wie es heißt, wird Vernet nach Rußland gehen, da der Kaiser Nikolaus längst den Künstler an seinen Hof zu fesseln wünschte. Es ist dies aber zur Zeit nur noch Gerücht.

*** Der unlängst in Frankfurt verstorbene Schauspieler Leisring war zu Schillers Zeit Mitglied des Weimarschen Theaters. In Wallensteins Lager spielte er den ersten Holkischen Jäger und ihm — er war ein sehr großer Mann — soll Schiller die Worte der Marketenderin angepaßt haben:

. . . . Und Er ist wol gar, Mußje,
Der lange Peter aus Itzehs? —

*** Ein Londoner Blatt, die Daily News, stellt unter der Ueberschrift „Wellingtoniana“ eine Reihe Aussprüche des verstorbenen Hertogs neben einander, unter denen wir folgenden hervorheben: „Die niedrigste Handlung, deren sich überhaupt ein Mensch schuldig machen kann, ist die, einen anonymen Brief zu schreiben.“ —

Frankfurt, den 22. November.

Berichtigung.

Die in der vorgestrigen Nummer enthaltene Notiz über die bevorstehende Jubelfeier der Fräulein Lindner beeilen wir uns, nachstehend zu berichtigen und zu ergänzen. Die gefeierte Künstlerin ist um das Jahr 1797 geboren und betrat im Jahr 1802, angeblich am 13. December, als fünf- bis sechsjähriges Kind in einer Kinderrolle zum erstenmal das Theater. Der hiesigen Bühne gehört Fräulein Lindner seit dem Jahr 1816 an; sie wurde damals zugleich mit ihrer Mutter engagirt. Daß die Jubelfeier im Stadttheater begangen werden wird, bestätigt sich. Der vorgestrigen Notiz wird man verzeihen, daß sie geirrt hat; gefehlt hat sie nicht.

Concertanzeige.

Morgen Donnerstag, den 25. November wird Herr Joseph Posch, Mitglied des hiesigen Opernorchesters, im Saale des Hotel de Hollande unter gefälliger Leitung des Herrn Dr. Aloys Schmitt ein großes Vocal- und Instrumentalconcert geben. Tüchtige Kräfte unterstützen den wackern Künstler, dessen Unternehmen den besten Erfolg verdient. — Eintrittskarten sind bei Herrn C. A. Andre zu fl. 1. 30 kr. und abends an der Kasse zu fl. 1. 45 kr. zu haben.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 24. November. (Neu einstudirt) Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Adam.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 282. Donnerstag, **25. November 1852.**

Auf der Waterloobrücke in London.

Ein Nachtstück; nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Ein Mann und eine Frau gingen vorüber. Sie waren beide jung und glücklich. Die letztere war in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllt und fest von dem Arm ihres Begleiters umschlossen. Er neigte sich im Sprechen zu ihr hernieder und sie wandte ihr Angesicht zu ihm empor — o, so hoffnungsvoll, so voll von Liebe und Vertrauen! Der Schein der Lampe machte beide für einige Augenblicke sichtbar. Die Unglückliche hörte die Worte derselben nicht, aber sie wußte, sie fühlte, was sie gesprochen hatten. Der vertrauensvolle Ausblick des Mädchens sagte mehr, als Worte hätten sagen können. Sie redeten von der glänzenden Zukunft, die wie ein morgenschöner, sonnenhelles Land vor ihnen lag — von heiliger innigster Liebe — von ihren Herzen, jung und rein und schwellend von Hoffnung und namenloser Seligkeit.

Es war nur die Erscheinung weniger Secunden — sie kam und war verschwunden — — aber diejenige, welche Zeuge derselben war, wand sich vor Qual bei dem flüchtigen Anblick; eine halbzerrissene Saite ihrer Brust war berührt. Sie beugte sich zur Erde in ihrem tiefen Weh und stieß mit gebrochener Stimme hervor: O Gott! so war es einst auch mit uns! So sprach ich einst auch zu ihm — so lauschte er auf meine Worte ... und jetzt .. Ihre Hände, welche sie so fest verschlungen hatte, daß die Nägel fast in das Fleisch eindrangen, tödten sich, und sie sank wie fühllos auf der Steinbank zusammen. Der Körper fühlte und empfand nichts, aber der Geist blieb nach wie vor thätig; er schwebte hinweg von dem unglücklichen Strom; aus der grauenvollen Nacht eilte er zu vergangenen schönen Tagen zurück.

Das Mädchen sah sich im Geist in einem waldumhegten Landhause — an einem friedlichen, glücklichen Orte, fern vom Gewühle großer Städte und umgeben von allen ländlichen Reizen. Hohe, schlanke Bäume überwölbten das Dach des Häuschens und die weißleuchtenden Mauern umschlangen die Zweige blühender Fruchtbäume und die Reben des Weinstocks, dessen flüsternde Ranken neugierig in das offne Fenster schauten. Sie kannte das Haus und den blühenden Garten — es war die Heimat. Sie war wieder dort — eine schwere Last, ein ihr dunkel erinnerlicher Gram war von ihrem Herzen gewichen — sie fühlte sich wieder glücklich, daß sie sich fast darob verwunderte. Aus allem und jedem ringsumher trank ihre Seele süßen Frieden, aus einer Quelle aber unermeßliche Seligkeit. Wer wandelte an ihrer Seite? Wer flüsterte ihr so sanft und lieblich ins Ohr? Wessen Hand umfaßte die ihrige so zärtlich? Das Zwiegespräch ward von langen Pausen unterbrochen, in denen sie heiße Küsse mit dem Geliebten tauschte. Stunden schwanden so in raschem Fluge dahin, die ihr so kurz däuchten wie Minuten. — Der Abend senkte sich mälig herab — eine graue Dämmerung hüllte alles ringsumher ein. Die Vögel verstummten in den Wipfeln und eine hehre Sommerabendstille breitete sich über die Landschaft; die Liebenden wagten kaum das heilige Schweigen zu unterbrechen. — Sage noch einmal, daß du mich liebst, sprach er endlich. — Und weißt du es noch nicht? — Es ist so süß, diese Worte aus deinem Mund zu vernehmen. — Ich liebe dich!

Ein langes Schweigen folgte; dann begann das Flüstern von neuem. Ich kann es nicht ertragen, dich zu verlassen — mich nur einen Tag von dir zu trennen, Geliebte; aber meine Familie, mein Vater vor allen würde jetzt nichts von meiner Heirat wissen wollen. — Deine Familie, dein Vater! antwortete sie erschrocken. Wissen die nicht, wie wir uns gefunden haben, wie wir uns lieben? — Es würde Wahnsinn gewesen sein, wenn ich unser Geheimnis verraten hätte; man würde mich augenblicklich aus deinen Armen gerissen haben. O, du kennst meinen Vater nicht! — Was sollen wir denn beginnen? Ach, daran hab' ich nie gedacht, mein thörichtes Herz legte nie den geringsten Zweifel. Ich weiß nicht, was ich denken, was ich sagen soll! Meine Mutter .... — Weiß sie unser Geheimnis? unterbrach jener sie schnell. — Ich habe keine Geheimnisse vor meiner Mutter. Aber warum schaust du plötzlich so finster vor dich hin? Fürwahr du mir, daß ich unsre Liebe verrate? Sollte ich es der Mutter verhehlen, daß ich nur an dich und nur an dich denke? — Nein, mein, Theurer, gewiß nicht; aber .... — Du bist verwirrt; o, sage mir alles! Was quält dich? Hab' ich kein Recht, es zu wissen? — Ja, Geliebte, du hast ein Recht auf mein Vertrauen, ich will dir die Wahrheit gestehen. Ich liebe dich, liebe dich so glühend, wie jemals ein Mann sein Weib geliebt hat. Aber so wie ich gestellt bin, darf ich keinem menschlichen Wesen außer dir etwas davon sagen; für dich aber wage ich alles, jede Hoffnung, jede Aussicht auf Glück und Rang. Komm Geliebte, fliehe mit mir, alles ist zur Flucht bereit! Sind wir erst in London, so können wir allen Verfolgungen Trotz bieten, und in derselben Stunde, wo wir dort anlangen, soll uns der Segen des Priesters auf ewig vereinen. — Sie lauschte bräudet und erstarrt. — Du gibst mir keine Antwort, kein Zeichen der Hoffnung? Ist es möglich, Geliebte, du setzest Mißtrauen in mich! — Nein, nein — kein Mißtrauen — gewiß nicht! — Nun, weshalb willst du denn nicht mit mir flehen? Du hast gesagt, geschworen, daß du mich liebtest, mich anbetetest; beweise es jetzt. Zeige mir, was du für denjenigen thun kannst, der dein Herz gewonnen hat. — Aber, ach! meine alte Mutter zu verlassen, die nur in mir, nur für mich lebt! Ich kann es nicht, wahrlich, ich kann es nicht! — So nehme ich in deinem Herzen also nur die zweite Stelle ein, so verschmähst du also Herz und Hand, die ich dir zu Füßen lege? fragte er mit vorwurfsvollem Ton. — Um Gott! sprich nicht

solche grausame Worte ... ich ... ach! was soll ich thun? was soll ich sagen? — Wähle zwischen Liebe und mißverstandener Pflicht. Ich kann dein Herz mit niemand theilen; es muß mein sein, ganz mein. — Das ist grausam ... grausam! — Es ist liebevolle Grausamkeit, Theure. Sind wir vermählt, so soll deine Mutter alles erfahren. Die Angst zweier Tage wird durch ein Leben voll Glück und Seligkeit vergolten. Komm, entfliehe! mit mir ... ich sehe, ich fühle, daß du nicht länger zu widerstreben vermagst. — O, ich verfündige mich gewiß; mein Herz sagt es mir, und Gott möge mir verzeihen ... aber dir, dir kann ich nicht widerstehen. Ich folge dir, Geliebter, bis ans Ende der Welt!

Es trat eine lange Pause ein und sie weinte still an der Brust des Geliebten. Dieser flüsterte mit sanfter Stimme: Mein einziges theures Mädchen!

(Schluß folgt.)

Für die Leseabende.

IV.

Album deutscher Schriftsteller. Mit Originalbeiträgen von Apel, Bechstein, Georgi, Julius Hammer ꝛc. ꝛc. Zum Besten Notleidender im sächsischen Erzgebirge herausgegeben von Wilhelm Scherffig. Zwickau, Gebrüder Thost.

* Des guten Zweckes wegen, dem es dient, wie um des Wertes willen, den es einschließt, müssen wir heute diesem Buch den Vortritt gönnen. Nicht nur, daß es für Leseabende eine reiche Ausbeute gewährt; durch Inhalt und Ausstattung eignet sich dies Album auch trefflich zu einer Festgabe, und wer es schenkt, schenkt doppelt: dem Freund oder der Freundin ein schönes Andenken, den Armen im Erzgebirg eine milde Gabe. Drum ist auch wol auf die weiteste Verbreitung desselben zu hoffen. Viele Dichter klangvollen Namens haben Originalarbeiten beigesteuert, damit die Muse mit Erfolg von Thür zu Thür gehen könne, Lieder, Märchen und Erzählungen gegen Almosen für Notleidende einzutauschen. Wir nennen von den vielen nur Apel, Ludwig Bechstein, Julius Hammer, Karl v. Holtei, Moritz Horn, Gottfried Keller, Wolfgang Müller, Gustav Pfarrius, Elise Polko, Josef Rank, Schloenbach, J. G. Seidl, Joh. Nep. Vogl, Frodor Wehl. Zwischen einer Fülle von gut ausgewählten Gedichten lyrischer, epischer und dramatischer Gattung, unter denen hervorzuheben ist die Märchendichtung „Belladonna“ von Moritz Horn, die Ballade „Recht der ersten Nacht“ von Wolfgang Müller, und das zur Secularfeier Goethe's im Jahr 1849 geschriebene Festspiel „der Triumf der Künste“ von Frodor Wehl, sind auch fünf bis sechs Dichtungen in Prosa eingeschoben: Novellen, Märchen und Fantasiestücke. Die Perle dieser Beiträge ist „die Dorfgroßmutter“ von Moritz Horn, eine Herzensgeschichte, schön erfunden, tief gefühlt und gut erzählt. Dieser Novelle kommt im Wert am nächsten Josef Ranks Zeitbild: „ein letztes Hoffen“; wem, wie uns, nicht der Stoff, dem wird doch die Behandlung des beliebten Novellisten zusagen. Elise Polko schildert in dem Märchen „vom armen Baume“, wie ein auf der Halde gewachsener Stachelforber, in einen Park verpflanzt, am Heimweh stirbt: die Wahrheit der Empfindung und das Talent der Darstellung verdienen Anerkennung. Das von Florus erzählte Studentenabenteuer „der Fund in der Höhle“ klingt etwas schauerlich und soll doch eine wahre Geschichte sein, die sich im sächsischen Voigtland zugetragen habe. Wenn sie abends beim Lampenlicht in nahe zusammengerückter Gesellschaft gelesen werden, findet man auch an solchen Erzählungen ein gewisses Behagen. Die großen Schwächen von August Wildenhahns Skizze „Dorothea“ vermögen dem Wert des Albums in nichts zu schaden.

Eppelein von Gailingen und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen. Erzählt von Franz Trautmann. Mit acht Illustrationen von Reutenthaler. Frankfurt, J. D. Sauerländer's Verlag. 1852.

* Ein recht anschauliches Bild, wie es im vierzehnten Jahrhundert mit Kaiser und Reich beschaffen war, von kundiger Hand in festen Zügen klar gezeichnet und in seiner ganzen Ausführung wie ein guter alter Holzschnitt anmutend: körnig und gedrungen die Sprache, lebendig und unaufhaltsam mit sich fortziehend die Handlung, in mannigfachem Wechsel der historischen Hintergrund und die sich davor bewegenden Gruppen. Man hat das Buch dem Don Quixote der Spanier und dem Gil Blas der Franzosen vergleichen wollen. Mit Recht wol in so fern, als die Wirkung auf die Masse der Leser eine ähnliche sein wird; aber auch mit Unrecht in sofern, als der „Eppelein“ einer ganz anderen Literaturgattung angehört. Cervantes und Le Sage lassen komische Romanhelden auftreten; dagegen führt der Verfasser des vorliegenden Buches eine historische Persönlichkeit als feinen Helden ein und zeigt in dessen Thaten, Fahrten und Ende auf dem Hochgericht ein ganzes Jahrhundert deutscher Zeit und Not im unverfälschten, unentstellten Spiegelbild. Müßte einmal verglichen werden, so fänden wir Goethe's Götz von Berlichingen diesem „Eppelein“ noch um vieles näher verwandt als jene Ausländer. — Wie dem auch sei, Trautmanns Erzählung vereinigt nach unserm Dafürhalten so sehr die Vorzüge der alten „in diesem Jahr“ gedruckten Volksbücher in sich, daß es am Ende nicht einmal schwer gewesen wäre, es in die Reihe der erwiesenen und vielfach belobten und gesammelten Schriften genannter Gattung als einen antiquarischen Fund einzuschwärzen, ohne von den in solchen Fällen minder Kundigen als ein heutiges Product erkannt zu werden. Sprechweise, sprunghaftes Erzählen und der derbe Humor jener Volksbücher, der sogar mit der Not und dem Tod seinen Scherz treibt, sind sehr gut nachgeahmt; der „Eppelein“ selbst ist ein meisterhaft ausgeführter Charakter und die Nürnberger werden sich eben nicht daß erbauen, wenn sie ihre Großväter, die auch „keinen hingen, sie hatten ihn denn zuvor“, in diesem Buch wie in einem Spiegel sehen. — Die Leser aber bekommen einmal einen klaren Begriff von den unter Ludwig dem Baier, Karl IV., Wenzel ꝛc. ausgefochtenen heißen Kämpfen zwischen der schmachvoll herabgekommenen Ritterschaft und den Städtebünden in Franken und Schwaben, von den furchtbaren Judenverfolgungen, den Umzügen der Geißelbrüder ꝛc. — Aus diesen Gründen wird ein mit der vorliegenden Erzählung ausgefüllter Leseabend nirgends gereuen.

Tagebuch aus Languedoc und Provence von Moritz Hartmann. Erster Band. Darmstadt, Karl Wilhelm Leske. 1853.

* Seitdem der Dichter von „Kelch und Schwert“ das Brod in der Verbannung ißt, frischt er in jedem Jahr sein Andenken im Vaterland durch ein neues Buch auf. Das vorliegende ist einem der interessantesten. Zunächst überzeugt es Hartmanns Freunde und diejenigen, welche seinem Schicksal ihre besondere Theilnahme zuwenden, daß er in der engsten Bedeutung des Wortes herrlich und in Freuden lebt. Auf dem Schlosse Latour de Farges in Languedoc bei einem Freunde wohnt er und ihm „bleibt kein andrer Wunsch, als daß es allen Flüchtlingen so ergehe, daß alle ihr Vaterland in dem einen, großen und untheilbaren der

Künste und der Liebe wiederfinden und auf ihrer Flucht so hold ausruhen mögen“ wie er. Auf dem Schlosse versließt ihm die Zeit mit Kunstgenüssen, Weinlesen, ökonomischen Studien und Naturbetrachtungen; von dort aus hat er im Sommer vorigen Jahres das schöne Languedoc und die seligen Provencerthale bereist und ihm vorliegenden ersten Band einen Theil seines auf dieser Reise geführten Tagebuchs der Oeffentlichkeit übergeben. Man wird's dem Dichter gönnen, daß diese Blätter keine Briefe aus Tomi zu werden brauchten: es sind vielmehr die anziehendsten landschaftlichen und historischen Bilder daraus geworden, zwischen welchen sich ästhetische Skizzen, Genrestücken, humoristische Abschweifungen und dergleichen arabeskenartig hinschlingen. „Jedes Land wird mir erst dann lebendig, wenn ich es mit mit gewissen Helden seiner Geschichte bevölkere, und ich bereise es, wie man einen Roman liest, immer in Begleitung des „leidenden“ Helden, indem ich Alles oder das Meiste, das ich sehe und erlebe, auf ihn beziehe.“ Eben dieses Princip verschafft dem Buch sein Interesse, macht es so anziehend, zumal Hartmann einen leichten, schönen Styl schreibt und gut zu schildern versteht. Besonders diejenigen, welche seine im „deutschen Museum“ abgedruckt gewesenen Skizzen gelesen haben, werden mit Verlangen nach dem vorliegenden Tagebuch greifen. — Obgleich ihm die Fremde so gute Aufnahme bereitet hat, bleibt das deutsche Vaterland seinem Herzen unvergessen; er gedenkt desselben mit Wärme und hält es in Ehren. Wir sehen es an der Theilnahme, mit welcher er zu dem hessischen Landmädchen auf dem Markt zu Baucaire tritt, und überzeugen uns, wenn er erzählt, wie er zu Marseille, auf dem Balcon des chinesischen Hauses am Meere sitzend, aus träumerischer Betrachtung aufgeschreckt ward. „Zwei blonde, deutsche, sehr liebenswürdige Jünglinge, wahrscheinlich Handlungsbeflissene, störten mich auf höchst unangenehme Weise aus der Gutmüthigkeit dieses gedankenlosen Zustandes. Sie sprachen ein schändliches Französisch und doch, wenn man ihnen gedroht hätte, das Fort St. Jean an ihren Hals zu hängen und sie ins Meer zu versenken, wo es am tiefsten ist, es wäre kein deutscher Laut aus den Kerlen herauszubringen gewesen! Ich zahlte meinen Kaffee, murmelte einige ächt deutsche Flüche und ging voll unpatriotischer Gedanken heimwärts.“ — Dieser erste Band wird alle Leserinnen und Leser auf den übrigen Theil des Tagebuchs gespannt machen.

Napoleon und Graf v. Kervorgan. Nach dem Französischen. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1852.

‡ In einem dünnen Heftchen auf wenigen Seiten ein paar Züge aus dem Leben eines Edelmannes in der Vendée, seiner Frau und seiner vier Söhne; Thun und Leid einer Familie, welche bewundernd der Kaiser im Augenblick, als er sich in Fontainebleau zur Abreise nach Elba anschickte, in die Worte ausbrach: „Was sind das für Menschen!“ — Ob das heutige Geschlecht Frankreichs, diese aus der Restauration hervorgegangene mobilium turba Quiritium solcht Gefäße der Charakterfestigkeit, der Gesinnungstreue und des Heroismus noch aufzuweisen hat, wagen wir nicht zu beantworten. Wir nehmen sich die Vaterlandsbeglücker aus Doctrin und Manifestschreiber par distance neben diesen Patrioten so kümmerlich aus! Der Vater und zwei der Söhne .... Doch wir wollten ja nichts von dieser Geschichte verraten, wir wollten das Heft nur zur Lectüre empfehlen. C. S.

(Wird fortgesetzt.)

Aus England.

Mitgetheilt von L. S.

(Schluß.)

Von Hull nach London. — Englische Gesellschaft.

Von Hull nach London fährt man am bequemsten zu Schiff. Das dauert freilich einen ganzen Tag, aber man hat dadurch Gelegenheit, einen Blick auf einen Theil der englischen Küste zu werfen, und das ist schon einige Stunden wert. Die Fahrt dauert einen Tag und eine Nacht; gewöhnlich fährt man auch später ab und kommt später an als versprochen ist, aber wer die See liebt, wird diese Hindernisse nicht scheuen.

Abends fünf Uhr — statt zwei Uhr, wahrscheinlich der Flut wegen, fuhren wir ab. Das Wetter war anfangs günstig und wenngleich es gegen Abend und am andern Tag kalt und unfreundlich ward und dir See ziemlich bewegt war, verließ ich doch selten das Deck. Man muß nur scharf und fest auftreten, so überwindet man schon das unangenehme Gefühl, welches durch die Schwankungen des Schiffes entsteht.

Ich war der einzige Deutsche unter mehr als hundert Engländern am Bord. Das hatte ich nicht erwartet und nun that es mir fast leid, diesen Weg gewählt zu haben. Die Engländer sind sehr zurückhaltend, das wußte ich, und so konnte ich in den Fall kommen, vierundzwanzig Stunden lang kein Wort zu sprechen. Es ward aber viel besser, als ich erwartet hatte. Schon in der ersten Viertelstunde schlossen sich mir zwei Herren und eine Dame an, mit denen ich die Zeit recht angenehm verplauderte. Bekanntlich ist der Engländer für alles eingenommen, was englisch ist, oder zu England gehört. Was ihm zugehört, das achtet er hoch. So ist es im allgemeinen wie im einzelnen, im großen wie im kleinen. Was wir bei Seite legen, weil es veraltet, ist dem Engländer noch wert, weil es seinen Besitz erweitert. Der Deutsche achtet weniger, was er hat, weil er stets der Meinung ist, daß der Engländer besseres besitzt. Der Engländer im Gegentheil glaubt, daß nur er das beste habe, und in diesem Glauben ist er glücklich und stolz. Erkundigt sich der Engländer nach den Sitten fremder Länder, so erwartet er mit Bestimmtheit, Gelegenheit zu finden, seine Sitten und Gewohnheiten zu loben und hervorzuheben. Er lobt auch das, was nicht zu loben ist.

Nur Irland kann er nicht loben. Irland ist der faule Fleck des Staates; in den meisten Fällen aber sollen die armen Irländer allein die Schuld tragen. Wir sprachen lange und vieles über dieses unglückliche Land. Ich konnte von der Behauptung nicht abgehen, daß England an Irland viel verschuldet; ich sprach es ganz offen aus, daß es wie eine Stiefmutter gegen dieses sein Kind gehandelt und nun nicht erstaunt sein dürfe, wenn das Kind schlecht erzogen sei, und nahm die armen Irländer so kräftig gegen England in Schutz, daß ich mit meiner Meinung durchdrang. Die Engländer wissen recht gut, daß sie an Irland nicht recht gehandelt, doch dem Fremden gegenüber mögen sie es nicht gern eingestehen.

Aber von Religion darf man mit dem Engländer nicht sprechen. Er ist für alles, was diesen Gegenstand betrifft, in so hohem Grad eingenommen, daß er sich daran nichts tadeln läßt. Ich führte Fälle an, welche die englischen Geistlichen grade nicht ins beste Licht stellten; ich sprach von den verschiedenen Differenten, von dem Mangel einer Einheit in religiöser Beziehung in diesem Lande, das sonst in allen Punkten so einig ist; ich machte auf den unreinen Ursprung der englischen Kirche aufmerksam, auf den geringen Fortschritt, der sich in derselben kundgibt; ich war absichtlich bemüht, alle Schwächen und Mängel der

englischen Kirchenverfassung hervorzusuchen, und das Suchen ist wahrlich nicht schwer — aber der Engländer hat immer Gründe der Entschuldigung oder Entwendungen bereit, und will durchaus nicht glauben, daß seine Religion auch ihre Flecken hat. Der Glaube macht selig. Das englische Volk ist wirklich fromm, besonders kirchenfromm, aus Ueberzeugung, aus Gewohnheit, aus Langeweile und aus Politik. Nur die unteren Stände, die Armen, sind davon ausgeschlossen; statt in die Kirche gehen sie in das public house. Was der Schöpfer dem Menschen göttliches gegeben, trägt er hier zu Grabe. Bei solcher Religion ist auch die Toleranz eine Seltenheit; Höflichkeit und Politik sind indeß in den meisten Fällen Ursache, ebenso wenig zu fragen, zu welcher politischen Partei als zu welcher chapel jemand gehört.

Besonders sind die englischen Damen gern Tugendheldinnen. Man sollte glauben, daß sie ebenso denken und fühlen, wie es ihnen oft in süßlicher Sprache von der Kanzel herab dreimal des Sonntags vorgelesen wird. Als ich einst einer Dame gegenüber die Behauptung aufstellte, daß man auch ohne Prediger recht fromm sein könne und daß ein Gang in der freien Natur und eine ernste Betrachtung oft wol ebenso gut sei wie eine Predigt, antwortete sie mir halb im Ernst, halb im Scherz: Was würde Mama sagen, wenn sie wüßte, daß ich solche Moral mit anhöre! — Und die Dame war alt genug, um von der Moral der Frau Mama emancipirt zu sein. Aber so ist's. Ein gutes Theil Frommtheit ist in England notwendig. Man würde sich vor den andern schämen, nicht fromm zu sein. Sonderbar, wo diese Notwendigkeit aufhört, da scheidet sich die gebildete oder gebildet scheinwollende Klasse von den unteren Schichten.

(Schluß folgt.)

Briefe.

91.

*** **Berlin**, den 22. November.

Die religiöse Richtung. Graf Arnim-Blumberg. Proceß der russischen Gesandtschaft. Keine Bälle mehr.

Ich sammle heute einige Notizen zur Charakteristik unserer höheren Gesellschaft. Die religiöse Richtung tritt stark hervor. General v. Gerlach, Graf Arnim-Blumberg sind ihre Spitzen. Sie stehen schon darum in engster Beziehung zum König. Der Name des letztern ist in jüngster Zeit bei Gelegenheit seiner Mission nach Florenz viel genannt. Der Bruder des „gebornen Pairs von Preußen", des Boizenburger Grafen, hat nichts von einer Cavalierphysiognomie, er ist ein stiller, einfacher Mann, dessen großes Hotel in der Wilhelmstraße wenig durch Gesellschaften, nie durch Bälle gelöst wird. Allen Männern religiöser Thätigkeit steht es indessen gastlich offen. Professoren der Theologie, Missionäre, Reiseprediger machen hier gern gesehene Besuche. Der Graf ist ein Mann des Ernstes und der Consequenz. Sie erinnern sich, daß vor einem Jahr in der Kreuzzeitung ein Artikel zu lesen war, in welchem ein am Sonntag Vormittag von der russischen Gesandtschaft arrangirter Ball Stoff zu strengen Mahnungen und Urteilen gab. Dieser Artikel war vom Grafen. Der russische Gesandte beschwerte sich damals bei Herrn v. Manteuffel über diese Veröffentlichung, welche von der Mißachtung vor seiner durch das Völkerrecht geheiligten Person dictirt wäre. Doch beruhigte er sich, nachdem die Kreuzzeitung eine sehr würdige Erklärung gegeben hatte. Jetzt soll die Staatsanwaltschaft aus freien Stücken in dieser Sache noch nachträglich Anklage gegen die Kreuzzeitung erhoben haben. So erzählte man gestern Abend. Graf Arnim hat nicht fern von Berlin weite Besitzungen, über vierzig Dörfer, wie der Grafenkalender nachweist, und er ist ein besorgter Schützer und Pfleger seiner Untergebenen. Vor kurzem trat er bei festlicher Gelegenheit, wo seit Alters die Landleute gewohnt waren zu tanzen, unter seine versammelten Tagelöhner und Arbeiter und setzte ihnen auseinander, er habe jetzt seine Sünde erkannt, die darin liege, daß er ihnen bis heute das Tanzen erlaubt habe. Sein Haus habe er von diesem Uebel gereinigt; es sei seine Pflicht, hier dasselbe zu thun. Zum Ersatz bot er ihnen ein festliches Mahl, bei dem er mitten unter ihnen saß mit seiner Familie und seinen Geistlichen. An die Stelle des sonst üblichen Brannteweins war Wein getreten. Das sind Zeichen eines trefflichen Herzens aber zugleich einer Rigorosität, welche mehr schaden wird als nützen. Ueber die hiesige große Welt gewinnt dieser feste und unbedenkliche Mann immer mehr Einfluß und schon ist es ihm gelungen, aus ihr einen Kreis auszuscheiden, der auf seine Bahn hindrängt. Die zurückbleibende größere Zahl vermag aber dennoch nicht ihren Gesellschaften den alten Glanz zu retten. Die Lust zum Glänzen scheint verloren; seiner der Minister, mit Ausnahme des Herrn v. d. Heydt, macht ein wirklich großes Haus oder, wie die Franzosen sagen, einen „europäischen Salon". Die Vergnügungen des hohen Lifs gehen in den politischen, socialen, religiösen Debatten unter. Wo man früher vom Theater sprach, spricht man heute von gemeinnützigen Baugesellschaften, vertheidigt oder bekrittelt man das Recht des Protestantismus, ereifert man sich über den ständischen Staat. Berlin ist keine Hauptstadt wie andere. Die Provinzen sind selbständig und bleiben auch im Winter zu Hause.

Tabletten.

*** Noch eine Anekdote von Schneitzhöffer, dem seltsamen Manne. Der berühmte Sakoski, welcher für den Kaiser Napoleon die Stiefeln arbeitete und ein reicher Mann war, hatte einst Schneitzhöffer mit Entzücken auf dem Piano spielen hören. Um sich diesen Genuß noch einmal zu verschaffen, lud er den Künstler zum Essen ein, und nach Tische ersuchte er ihn, etwas zu spielen. Schneitzhöffer that es. Am nächsten Sonntag lud der Künstler den Stiefelfabrikanten ein und nach Tische stellte er demselben ein Paar alte Stiefeln hin. Was soll ich damit? fragte Sakoski. — Nun, antwortete Schneitzhöffer gemüthlich, am vorigen Sonntag ersuchten Sie mich, nach Tisch Musik zu machen; heute ersuche ich Sie, mir die Stiefeln auszubessern. Jeder nach seinem Metier. — Seitdem brauchen die Musiker in Paris, wenn sie Musik machen sollen, den Kunstausdruck: Faire des bottes.

Frankfurter Stadttheater.

☞ Donnerstag, den 25. und Freitag, den 26. November, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, den 27. November. **Oberon, König der Elfen**, romantische Feenoper in drei Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 283. Freitag, 26. November **1852.**

Auf der Waterloobrücke in London.

Ein Nachtstück; nach dem Englischen.

(Schluß.)

Die ganze Scene ging in ein verworrenes Traumbild über. Der Geist beschwor tausend fantastische, wesenlose Gestalten herauf, zwischen denen er zitternd umherirrte. Allgemach breitete sich ein schwaches Licht über die düstre Scene und das Mädchen sah sich im Geist in einem kleinen ärmlichen Zimmer mit räucherigen, staubigen Wänden, in dem eine dumpfe schwüle Luft wehte. Der Ort bildete einen grellen Gegensatz zu der schönen duftdurchwallten Heimat. Sie saß am Fenster. Ihre Augen waren rot vom Weinen, vor Thränen vermochte sie kaum die Gegenstände ringsumher zu erkennen. Sie war sehr bleich; ihre Finger spielten mechanisch mit den langen dunklen Locken, die wirr über die Schultern herabwallten. Auf ihrem Schoos lag eine angefangene Stickerei, ihr Auge aber starrte regungslos durch die dunklen, halbzerbrochenen Fensterscheiben auf die riesigen schwarzbraunen Mauern von Backsteinen, auf die Labyrinthe von seltsam gestalteten Dächern und Schornsteinen, die bis in die fernste Ferne hinein aus dem Nebel und Dampf emportauchten. In den nächsten Höfen spielten Haufen von Kindern, welchen dann und wann einige Weiber, die müßig in den Fenstern gegenüber lagen, mit kreischender Stimme rohe Scheltworte zuriefen. Aus den gelben Rauchfängen wirbelten unaufhörlich schwarze Rauchwolken empor, die langsam an den Mauern und Dächern dahinwallten. Auf einem kleinen balconartigen Raum zwischen zwei Dächern saß ein Mann in Hemdärmeln, der in großer Behaglichkeit seine Pfeife rauchte, eine Zeitung las und dann und wann einen Zug aus dem vor ihm stehenden Porterglase that. Eine eiserne Ofenröhre strömte Massen von Rauch unmittelbar neben ihm aus — nichtsdestoweniger nannte es das Sitzen an diesem traurigen Orte: „die frische Luft genießen". Nicht weit davon hing eine Waschfrau nasse Wäsche auf ein halboffenliches Stacket und schrie von Zeit zu Zeit einige Worte ihrem Nachbar zu, der im Hofe einen Theekessel aus einer Wasserkufe füllte. Es war eine ächte Londoner Dachscene in einem ärmlichen Stadtviertel.

Das Mädchen starrte lange darauf hin, gleich als ob sie all die widrigen Gegenstände nicht sehen wolle. Da schallten Schritte auf der Treppe; sie faltete die Hände und sprang auf. Die Thür öffnete sich. Er trat herein und warf sich mürrisch auf einen Stuhl, ohne sie anzuschauen. Furchtsam näherte sie sich ihm und sagte: Geliebter! — Nun, was hast du wieder zu fordern? Du verlangst jedesmal etwas, wenn ich komme. — Sie rang ihre Hände und bedeckte dann das Antlitz mit der kleinen Schürze, die sie trug. Es folgte ein langes Schweigen . . . o, wie war das so himmelweit verschieden von dem Schweigen in dem blütenreichen, duftdurchwehten Garten ihrer Heimat! — Ich will irgend ein Arrangement treffen, sagte er endlich. Sie schaute erwartungsvoll empor und rief: O thu' es, thu' es, Geliebter! Sprich wieder mit mir, schaue mich wieder an so wie einst; ich will alles, alles vergessen, was vergangen ist, will es dir nimmer, nimmer vorwerfen, wenn du mich zum Altare führst! — Dich zum Altar führen! wiederholte er mechanisch. — Du sagtest damals, wenn wir nach London kämen sollte des Priesters Hand uns für immer vereinen, fuhr sie fort, indem sie versuchte, durch Thränen zu lächeln. Wir langten hier an, aber du schobst unsre Verbindung auf. Ich war sehr unglücklich, sagte es dir aber nicht; ich vertraute dir. Darf ich dir nicht noch vertrauen? Und zagend legte sie die Hand auf seine Schulter. Er wandte sich kurz ab und stieß die Hand zurück.

Ein abermaliges Schweigen folgte.

Ich verließ die Heimat, meine Mutter, meine Freundinnen, alles, alles um deinetwegen, sprach sie endlich mit gebrochner Stimme. Gott weiß, wie ich dich liebte, wie ich dir vertraute! Ich lebte in deinem Blick, im Ton deiner Stimme, ich hätte die ganze Welt für dich dahingegeben. Ach, hast du mich getäuscht? Sprich, sprich — es würde mich wahnsinnig machen! Sie umklammerte krampfhaft seine Hand und sank auf die Kniee vor ihm nieder: Um Gottes Barmherzigkeit willen, halte dein Versprechen, deinen Schwur; führe mich zum Altar! — Damit man mich der Bigamie wegen deportire!! — Besinnungslos stürzte sie zu Boden. — —

Die Wanderungen ihres Geistes waren vorüber; ein dumpfes Gefühl regte sich wieder in den erstarrten Gliedern und es däuchte ihr, als berühre etwas ihre Schulter. — Was fehlt dir, Mädchen? sprach eine rauhe, aber nicht unfreundliche Stimme. — Ihre Augen öffneten sich halb und ihre Lippen bewegten sich, aber nichts als ein dumpfer Klageton entquoll denselben. — Was fehlt dir? Sprich! — Bigamie... Bigamie! Stieß sie kaum vernehmlich hervor. — Ach, laß das trunkne Weib! rief eine andre Stimme, sie wird sich dort schon nüchtern schlafen; für die brauchst du nichts zu fürchten! — Ja, ich glaube, sie ist betrunken, sagte die erste Stimme. — Komm, komm, wir haben uns verspätet, laß uns eilen! Und beide schritten rasch von dannen.

Betrunken! murmelte sie vor sich hin; besser jetzt betrunken als nüchtern sein! Sie richtete sich halb empor, bewegte die Arme convulsivisch hin und her und brach in ein wildes Gelächter aus, während ihr Auge vom irren Feuer des Wahnsinns glühte. Dann sank sie wieder wie leblos zurück. Nach einigen Minuten aber fuhr sie abermals empor, preßte die Hände gegen die Stirn und schaute ruhig und bei voller Besinnung mit irrem Blick umher.

Der Wind trieb noch den Regen sausend vor sich hin. Der Strom rauschte und plätscherte drunten nach wie vor mit schauerigem Klageton. Die Finsternis war noch dichter als zuvor. Sie erhob sich und stellte sich auf den steinernen Sitz; die starre

Verzweiflung in ihren Zügen, welche der matte Schein der benachbarten Laterne beleuchtete, war schrecklich anzuschauen. Ich habe einen furchtbaren Traum gehabt, sprach sie mit dumpfer Stimme, aber nun gehe ich dahin, wo es keine Träume gibt! Sie schaute lange und aufmerksam in den finstern Schlund hinab. Hoffnungslos, verstoßen und verachtet geh' ich ... Plötzlich erhob sie die Arme zum Himmel. Die Züge ihres Angesichts verwandelten sich, ihr Auge glühte und regungslos starrte sie in die schwarze Leere. Mutter! Mutter! ich sehe dich ... ich sehe dich. Stille!... warte nur einen Augenblick und ich werde bei dir sein... ein Geist wie du selbst.

Ein Sprung — ein Rauschen des seidenen Gewandes — und dann ein plötzliches Brausen drunten im Strom.

Ein Weib hat sich ins Wasser gestürzt! rief es durch die Nacht. Ein Vorübergehender war ihr in demselben Augenblick, als sie den Sprung that, nahe genug gekommen, um noch die Umrisse ihrer verschwindenden Gestalt zu gewahren. Rauhe Stimmen beantworteten den Ruf, Boote stießen vom Ufer, Zugnetze wurden ausgeworfen und Lichter beglänzten die dunklen rauschenden Fluten des Stromes.

Es hilft nichts, sagte ein Kahnführer; der Fluß schießt wie ein Mühlstrom dahin; sie ist gewiß schon bei der London-Brücke. Und damit kehrte er nach dem Wirtshaus zurück, von dem man ihn herbeigeholt hatte.

Am folgenden Tag ward in der Zeitung angekündigt, daß der Leichnam eines feingekleideten Mädchens im Strom aufgefangen worden sei. Mehre Tage blieb derselbe im Leichenhause einer der am Strom liegenden Kirchen, aber niemand machte Ansprüche daran. Dann ward eine Leichenschau gehalten, des Coroners * Ausspruch lautete: „im Strom verunglückt", und am nächsten Tag bestattete man die entseelte Hülle auf dem Friedhof einer der kleinen Kirchen am Ufer der Themse.

Aus England.

Mitgetheilt von L. S.

(Schluß.)

Mittagessen. — Ankunft in London. — Diebe.

Bei Tisch ist aber von dieser Frommheit nichts zu merken; man betet weder vor noch nach dem Essen. In Gasthöfen, auf Schiffen, wie überhaupt bei öffentlichen Mahlzeiten wird übrigens schnell gegessen. Leider hält man sogar in besseren, wenn auch nicht in den besten Kreisen, aber selbst in der ersten Kajüte eines Dampfschiffes die Servietten für ein unnützes und entbehrliches Ding. Wir Deutsche denken darüber anders und entbehren sie ungern, wie wir überhaupt uns nicht leicht an englische Einrichtungen gewöhnen. Ich spreche nicht davon, daß man in England nur Fleisch und in Wasser gekochte Gemüse ißt und damit schon am frühen Morgen beginnt — das Klima mag dergleichen Einrichtungen nothwendig machen, aber die gemüthliche Stille bei Tisch und die Eile, mit der man das Nöthige zu sich nimmt, machen auf uns Deutsche einen unangenehmen Eindruck. Freilich, was der Engländer thut, das thut er ganz; sitzt er bei Tisch, so will er eben nur essen und sonst nichts.

Wir kamen des Abends acht Uhr bei der Londoner Brücke (London bridge), der ersten der über die Themse führenden Brücken an. Es war an einem Sonntag und deshalb wol fehlte es an Leuten, die Sachen ans Land zu bringen, so daß wir das Schiff nicht gleich verlassen konnten.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne eines eigenthümlichen Umstandes zu erwähnen. Man wird darüber lächeln, aber es geht auch wol andern so. Ich ward, als ich eben das Schiff verlassen wollte, aufgehalten, um mein Billet vorzuzeigen, und während dieser Zeit war der Träger mit meinen Effecten vorangegangen. Als ich ans Land kam, fand ich ihn nicht gleich wieder. Es gibt dicht an dieser Brücke so viele Landungsplätze (piers), daß der Fremde, der nicht Bescheid weiß, schwerlich gleich den richtigen Weg finden wird. Und in diesem Augenblick gab ich meine Sachen schon verloren. Ich hatte so viel von den englischen Dieben gehört, daß ich glaubte, gleich am ersten Anfang thatsächlich von deren Kunst überzeugt zu werden. So geht's, wenn man den Ammenmärchen zu viel glaubt. Als ich den richtigen Weg gefunden hatte, fand ich auch meine Sachen, welche der Träger indeß in ein Cab gelegt hatte. Freilich wird in London viel gestohlen und diese Kunst hat vielleicht in keiner Stadt einen so hohen Grad von Ausbildung erreicht, als hier, aber doch thut man Unrecht, gar zu ängstlich und mißtrauisch zu sein.

Ich bin lange in London gewesen, oft im dichtesten Gedränge, und niemals ist mir das geringste gestohlen worden. Es war besonders meine Absicht, die Verhältnisse der unteren Stände kennen zu lernen, und ich habe mich zu diesem Zweck sehr oft in recht schlechter Gesellschaft befunden, aber niemals hatte ich Grund, mich zu ängstigen. Freilich sind viele andere weniger glücklich gewesen; dieser hat seine Uhr eingebüßt, jener sein Taschenbuch ꝛc. Mit etwas Vorsicht kann man aber diesem Uebel entgehen. Namentlich hüte dich im Gedränge vor Leuten, die anscheinend ohne Schuld, aber so heftig auf deine Füße treten, daß du vor Schmerz jede Aufmerksamkeit vergißt; im Omnibus hüte dich vor Leuten, die gar zu höflich deine Bekanntschaft suchen; hier sind namentlich die Damen die Opfer der Taschendiebe, und leider muß ich noch hinzufügen, hüte dich vor den Kindern, die dir ihre Waaren gar zu dringend anpreisen und dich mit ihren Anerbietungen fortwährend verfolgen. Ich will damit aber keineswegs gesagt haben, daß alle Kinder Diebe sind. Aber es soll wahr sein, daß Kinder förmlich zu Taschendieben ausgebildet werden, indem sie lernen müssen, aus einem mit Glöckchen besetzten Rock, der frei in einem Zimmer hängt, ein Taschentuch so leise herauszuziehen, daß keins der Glöckchen sich bewegt. Ich kann freilich die Wahrheit nicht verbürgen, denn es gelang mir nicht, eine solche Hochschule kennen zu lernen.

Daß aber in London die Taschendiebe sehr gefürchtet sind, geht schon aus der Veränderung hervor, welche mit einigen Omnibus vorgenommen sind. Man hat sie nämlich zellenförmig eingerichtet, so daß eine Person mit der andern gar nicht in Berührung kommt. Doch hat diese Einrichtung wenig Anklang gefunden, trotzdem die Engländer das Abschließungssystem sehr lieben, denn man sieht nur wenige dieser Omnibus. Das beste ist immer, acht auf sich zu geben. Dann hat man nichts zu fürchten.

Ich fuhr nach dem Hotel Fernandez, welches in der Nähe der Londoner Brücke liegt (2, Devonshire Square, Bishopsgate Street) und mir empfohlen war. Dort traf ich mit all den Fremden zusammen, welche durch Vermittlung der deutsch-englischen Gesellschaft die Reise machten und ich nenne dieses Hotel absichtlich, weil der Deutsche sich hier behaglich fühlt und zu billigen Preisen sehr gute Aufnahme findet. Es thut einem besonders in London wol, deutsche Gemüthlichkeit und Herzlichkeit anzutreffen. (Wird fortgesetzt.)

* Der Coroner ist ein öffentlicher Beamter, welchem die Untersuchung aller unnatürlichen Todesfälle obliegt. Anm. d. Uebers.

Der heilige Baum von Guernica.

Aus der Kölnischen Zeitung.

Man setzt den Basken das Messer an die Kehle und will ihnen die Freiheiten nehmen, nach welchen sie sich so lange selbst regierten. Eine der wichtigsten dieser Freiheiten, worauf gegenwärtig das Madrider Cabinet ganz besonders rittelt, ist die Befreiung jedes Basken vom Militärdienst. Die Provinzen aber sind nicht gesonnen, diese Schmälerung ihrer Vorrechte so ruhig hinzunehmen. Die größte Aufregung belebt dieserhalb die baskischen Völker in Biscaya, Alava und Guipuzcoa. Ueberall werden Versammlungen gehalten, in welchen die durch Patriotismus erhitzten Gemüter geschworen haben, für ihre Fueros zu leben und zu sterben. Ungeschmälert wollen wir das Vermächtniß unserer Voreltern den Nachkommen hinterlassen und die Aufrechthaltung des Vertrags von Bergara mit unserem Blut besiegeln, sagte neulich der Alcade von Gloria zu der um den Baum von Guernica versammelten Menschenmenge, und Amen! riefen gegen 60,000 Kehlen. — Da wir aber die baskischen Fueros im ganzen als bekannt voraussetzen dürfen, so wollen wir dem Leser den in den Zeitungen so oft besprochenen heiligen Baum von Guernica schildern und die historische Bedeutung desselben mit ein paar Worten auseinandersetzen.

Zu Anfang des ersten Jahrhunderts gerieth Biscaya unter die Herrschaft des Königs von Navarra. Um diese Zeit erscheint auch der erste Graf von Biscaya, Inigo Lopez, der die Macht seines Hauses auf die außerordentlichen Dienste, die er dem König im Krieg gegen die Mauren geleistet hatte, gründete.

Die Biscayer wirkten also zur Bekämpfung des Halbmondes mit und die Privilegien, die sie deshalb erhielten, sind Früchte ihrer Anstrengungen. Im zwölften Jahrhundert wurde die Grafschaft Biscaya ein Lehn des Königs von Leon. Im Jahr 1250 empörten sich die Biscayer gegen ihren Grafen Diego Lopez, weil dieser ihre Fueros nicht beachtete. Sie versammelten sich, 20,000 an der Zahl, zu Guernica und wanderten bis nach Lequetio aus, wo sie von der Gemalin des Diego Lopez eingeholt wurden, die ihnen im Namen ihres Mannes die strengste Beobachtung ihrer Fueros versprach. Als Diego Lopez später wiederum sein Versprechen brach, wurde er in der Stadt Bilbao belagert. Nach dreimonatlicher Einsperrung leistete er von neuem den Eid, die Fueros heilig zu halten. Diese Eidesleistung geschah nahe bei Guernika im Freien, unter einem vor einer kleinen Kapelle stehenden Baum.

Dies ist die Entstehung der Geschichte des Baumes von Guernica, den alle Familienhäupter, die bei dieser Eidesleistung zugegen waren, ihrem Wappen beifügten, weshalb auch noch heutzutage in fast jedem Familienwappen Biscaya's der Baum von Guernica eine Rolle spielt.

Seit jener Zeit treten alljährlich die Väter der Provinz unter dem Baum von Guernica zusammen, um über des Wol des Vaterlandes zu Rate zu sitzen. Auch dürfen die einzelnen Zusammenkünfte unter diesem Baume nicht vergessen bleiben, die an sich ebenso berühmt sind wie der Schwur der drei Schweizer am Rütli. Unter diesem Baum wurden im Jahr 1793 die Decrete unterzeichnet, die alle Basken gegen die Franzosen unter die Waffen rief. Hier wurde auch die Constitution gekürzt, und in seinem Schatten schwur auch Don Carlos im Sommer 1834 die Heilighaltung der Fueros.

Der Baum selbst ist eine stämmige Linde mit einer herrlichen Krone. Der jetzige Baum ist 180 Jahre alt und der dritte, der seit der ersten Versammlung gepflanzt worden ist. Der zweite Baum soll, wie die Chronik erzählt, gegen 500 Jahre alt geworden sein. Unter dem Baum selbst steht ein steinerner Tisch mit Bank, und rund herum liegen vierzehn Steine, die einer gleichen Anzahl Alcaden während der Beratungen als Sitze dienen; auf der Bank hinter dem Tisch nimmt der Generalbequemte Platz. Unmittelbar hinter dem Baum steht die dem heiligen Ignaz von Loyola, dem Schutzpatron der Basken, geweihte Kapelle, in welcher gleichzeitig das Hauptarchiv von Alava, Biscaya und Guipuzcoa sich befindet. Das Ganze liegt auf einem ungefähr zehn Morgen großen, schön gehaltenen Rasenplatz, den fünf Reihen der herrlichsten Kastanienbäume umgeben.

Der Entschluß, der in der jüngsten Beratung gegen die beabsichtigte Militärausbehnung dort gefaßt wurde, war der, alle jungen Leute zu verheirathen. Dies geschieht nun auch; denn nach dem noch immer bestehenden Gesetz sind verheirathete Personen vom Militärdienst befreit. Knaben von zwölf Jahren sieht man mit Mädchen von gleichem Alter zur Kirche wandern, um sich ihnen anzutrauen. Der Pfarrer von Elgueta segnete am 26. October nicht weniger als vierzehn solcher Kinderehen ein. Die jungen Leute kehren zwar aus der Kirche vereint unter die elterliche Zuchtruthe zurück, wo sie so lange verbleiben, bis der Anstand das Zusammenleben gestattet. Der Ausbehnung geschieht aber Abbruch dadurch; denn die jungen Leute sind vor Gott und den Menschen auf ewig mit einander verbunden.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Die weimarischen Herrschaften haben ihren Aufenthalt in Rom bis in den November hinein verlängert. Für Deutschland erhält derselbe dadurch ein größeres Interesse, daß sie ihn benutzt haben, das in öffentlichen Blättern öfter besprochene kolossale Goethemonument unsers Steinhäuser für Weimar anzukaufen, wo es in der Vorhalle des neuen Museums den passendsten Platz finden wird. Bekanntlich ist Bettina's Idee, wie sie das Titelkupfer zu den Briefen eines Kindes darstellt, in diesem Werk mit Ueberwindung der größten technischen Schwierigkeiten in höchst vollendeter Weise durchgeführt. Goethe erscheint als der Dichterkönig, thronend wie der olympische Zeus, mit nacktem Oberkörper, in der gesenkten Rechten den Lorbeerkranz, in der Linken die Leier, deren Saiten die Psyche rührt. Das Antlitz, erhaben, sinnend, voll mildester Ruhe und Heiterkeit, zeigt bei voller Aehnlichkeit den idealen Typus, der allein solcher Auffassung gesiemt. Die Durchführung ist der Art, daß selbst diejenigen, welche etwa mit letzterer nicht übereinstimmen, nicht umhin können, ein wahres Meisterwerk der Marmorarbeit in ihr anzuerkennen. Man zweifelt nicht, daß dieses Denkmal dem Künstler, der es in schlimmen Jahren mit seltener Aufopferung und Hingebung durchführte, ohne bei seinem großen Unternehmen äußere Unterstützung zu finden, den Platz unter Deutschlands Bildnern sichern wird, der ihm gebührt.

Unter dem Titel: „The Rose, Thistle and Shamrock“* ꝛc., ist soeben von Eduard Hallberger in Stuttgart in prachtvollster Miniaturausgabe Ferdinand Freiligraths Anthologie der englischen Lyriker versendet worden. Auf 648 Seiten bietet das Buch eine reiche, treffliche Auswahl der Gedichte der englischen Lyriker, wie es sich von Freiligrath nicht anders erwarten ließ, und Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

In Haynichen, dem Geburtsorte Gellerts, hat sich ein Comite gebildet, das zu Beiträgen für ein Denkmal des „ver-

* „Rose, Distel und Klee“, die Stambilder für England, Schottland und Irland.

dienstvollen und allverehrten" Fabeldichters in seiner Vaterstadt auffordert. Unter den Gründen führt das Comité an, daß Friedrich der Große ihn für „den vernünftigsten aller deutschen Gelehrten" (le plus raisonnable de tous les savans allemands) erklärt habe. Bekanntlich war Friedrich der Große kein großer Kenner der deutschen Literatur. Die Gellertstube in Hayniches ist seit 1833 von neuem zerstört worden.

Tabletten.

*** Karl Gutzkow hat in der vorletzten Nummer seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd" folgenden Toast zum Schillertage (11. November) ausgebracht, der in den weitesten Kreisen interessiren wird: Es lebe ein Mann, den ich mit Namen nicht zu nennen weiß! Es lebe ein Unbekannter, ein rätselhafter Namenloser, von dem ich, um ihn kenntlich zu machen, nichts zu sagen vermag, als daß er irgendwo an einem bestimmten Ort, bei einem bestimmten Anlaß erschien, in einem Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, einer Huldigung der Liebe und des Schmerzes anwohnte und dann spurlos verschwand. Als sie Friedrich Schiller in die Gruft senkten — die näheren Umstände seiner Bestattung sind Gegenstand einer ganzen Literatur geworden — folgte dem Sarg in nächtlicher Weile nur eine geringe Zahl von Leidtragenden. Man hat ihre Namen verzeichnet. Es sind schlichte Bürger und mittlere Beamte Weimars gewesen, die Schillern einst das letzte Geleit gaben, und so hoch hat sich seit fünfzig Jahren der Schmerz um die geringen Ehren, die man damals dem großen Todten widmete, gesteigert, daß deren Namen wie in Erz verzeichnet stehen gleich alten Griechen oder Römern, die bei einer Waffenthat sich opferten. Zu dem Leichengefolge, dessen kleine Zahl man entschuldigt, wenn man den zu wenig hervorgehobenen Umstand bedenkt, daß in Weimar damals ein pestartiges Sterben herrschte, und von Berlikes bis in die Lage der Cholera kennt man die Gemütswirkung der Epidemien, gesellte sich, als der Zug auf dem Platz bei der Stiftskirche einhog, ein Unbekannter; folgte dem Sarg tiefverhüllt und verschwand nach der feierlichen Beisetzung. Sonst schloß sich niemand an. Alles schlief, als die Fackel dem Zug voranleuchtete. Kein Sängerchor, keine Marschälle mit Trauerstäben, kein Zudrang des Volks; zwanzig Männer, deren Namen man kennt — und ein einziger Unbekannter! Ist schlug schon deutschen Herzen in bebender Ahnungswonne die Brust bei dem Gedanken: Das war Goethe! Die Sänger des kurzen Augusteischen Zeitalters unserer Literatur gaben und selbst das Recht, mit einer andern Hoffnung die Ahnung zu wagen: Das war Karl August! Bande des Bluts, vermutet man jetzt, waren es, die den unbekannten Leidträger an den dahingeschiedenen Unsterblichen fesselten, und man nannte Karl v. Holzogen. Laßt uns sagen: Es war der Genius des deutschen Volks, der in irdischer Gestalt dem Lieblinge der Nation die letzte Ehre erwies für uns alle! der verhüllte Träger einer Jahrhundertspflicht! der stumme Vollstrecker einer Volkshuldigung! der Unbekannte von der Stiftskirche!

*** Bei den Nachgrabungen zu Fécamp hat Abbé Cochet gallisch-römische Begräbnißstätten entdeckt, die sich auf dem Abhang eines Thales befinden von Havre nach Dieppe, wo im Mittelalter der vieux archonsois gelegen war. Im Jahr 1848 kam man bei Anlage eines Weges auf die Spur des Platzes. Er ist kaum dreißig Metres lang und zwölf Metres breit. Es befinden sich hier 97 verschiedene Gräber, die bei ihrer Eröffnung 267 Urnen von Erde und Glas mit der Asche der Todten enthielten. Erwähnungswert ist, daß die Gräber durch förmliche Mauern getrennt waren; die meisten Urnen waren von grauer Erde und haben die Form eines gewöhnlichen irdenen Topfs; die sehr reichen Gräber enthielten fünf, sechs bis acht Gefäße; Krüge, Schüsseln, Becher, Gläser, Teller, Tassen befinden sich darunter. Mehre der Schüsseln sind aus roter, der sogenannten Samoserde. Im Gefäß findet sich der Name des Verfertigers. Die Glasgefäße sind sehr merkwürdig; größtentheils bestehen sie aus weißem Krystall, andere haben eine grünliche Farbe, nur ein einziges ist gut erhalten. Am bemerkenswertesten ist ein Becher von farbigem, hellblauem Glas und eine große sechswinkelige Urne, die sehr dick ist. Das Skelett eines sechsjährigen Kindes fand man vergraben in sitzender Stellung. Kinderleichen unter sieben Jahren wurden nach römischer Sitte nicht verbrannt. Die Gräber scheinen dem zweiten und dritten Jahrhundert nach Christo anzugehören.

*** Frau Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Uncle Toms cabin", stammt von einer presbyterianischen Predigerfamilie, die mit dem noch lebenden Vater aus zwölf Mitgliedern besteht, lauter praktische Leute, von denen sieben Schriftsteller sind. Harriet Becher wurde im Jahr 1812 in Litchfield geboren. Als die Familie von dort nach Boston zog, erhielt Harriet hier ihre Ausbildung zur Lehrerin und Erzieherin. Noch sehr jung schon unterstützte sie ihre Schwester Katharina in der Leitung einer Mädchenschule, die letztere errichtet hatte. Als der Vater nach Cincinnati zog, errichteten die Schwestern hier eine ähnliche Anstalt, und Harriet unterrichtete an derselben bis zu ihrer Verheiratung mit Calvin E. Stowe, Professor der biblischen Literatur am Lanesseminar, dessen Director ihr Vater war. In ihren Mußestunden schrieb sie Erzählungen für die Magazine und Journale, die unter dem Titel „die Maiblume" (The May-Flower) gesammelt sind.

Freitag, den 26. November, abends 7 Uhr. **Zweite Quartettunterhaltung** der Herren Hetmrich Wolff, Walthauser, Posch und Siebentopf im Holländischen Hof.

Programm.

1. Quartett aus D-dur von Haydn.
2. Quartett aus F-moll von Heinrich Wolff.
3. Quintett aus C-dur für zwei Violinen, Bratsche und zwei Cell von Onslow (unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Bieler jun.).

Abonnementskarten zu 4 fl., sowie einzelne Karten zu 1 fl. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Herrn André und abends an der Kasse zu haben.

Frankfurter Stadttheater.

☞ Freitag, den 26. November, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, den 27. November. Die Fruchthändlerin, Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel: „Das Testament". Nach dem Französischen des Michel Masson, Verfasser von „Marie Anne"; frei bearbeitet von Julius Meixner.

Sonntag, den 28. November. (Gastdarstellungen des Herrn Reichel und der Fräulein Rotter vom Hoftheater zu Darmstadt.) Die Hugenotten, große Oper in fünf Abtheilungen, aus dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer. Raoul: Herr Reichel. Urban: Fräulein Rotter.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№. 284. Samstag, 27. November **1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung. *

Unter den Unglücklichen beklagt man die am wenigsten, die es durch ihre Schuld geworden sind; sie sind aber am meisten zu beklagen. Der Trost eines guten Gewissens fehlt ihnen. Ew. Kleist.

1.

Der Deutsche ist gastfreier gegen Fremde als irgend eine andere Nation. —

J. Kant.

In einer finstern, regnerischen Herbstnacht schritt ein Mann durch die öden Gassen der Stadt F—. Wir können jetzt, wie es unsere Pflicht wäre, den Anzug desselben nicht genau beschreiben, weil die Wolken den Mond ganz bedeckten und keine einzige Laterne die Straße erleuchtet. Auch von seiner Stimme läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß er bisweilen einige Worte wie: „hol' mich —," oder „verfluchtes Wetter!" in gutem Deutsch vor sich hinmurmelte, während er verzweiflungsvoll an dem düstern Gebäuden hinaufschaute. Dieser Umstand nebst seinen deutschen Empfindungswörtern bringt uns auf die gerechte Vermutung, daß er ein Fremder sei — wir befinden uns im römischen Gebiet — und sich ein Quartier für die Nacht suche. Natürlich wußte er sich in den Gassen und Winkeln der wälschen Stadt nicht zu recht zu finden; welche Freude ergriff ihn daher, als er vom ersten Stockwerk eines großen schönen Hauses herab eine liebliche deutsche Stimme vernahm! In Italien sind die Deutschen, wenn sie auch nicht im mindesten mit einander bekannt sind, schon durch ihr Idiom Brüder. Daher nahm der Fremde nicht den geringsten Anstand an das Thor zu klopfen. Von einem Diener erfuhr er, daß wirklich eine deutsche Familie das Haus bewohne, und seine Bitte um ein Nachtlager für einen irrenden Stammverwandten wurde nicht abgeschlagen. Er wollte die gastfreundliche Familie in so später Stunde nicht mehr beunruhigen und wurde daher schnell in ein Gemach des zweiten Stockwerks geführt, das ihm der Diener als sein Schlafzimmer bezeichnete.

Nachdem unser Mann allein war, warf er den Reisemantel ab, und wir können uns ihn jetzt beim Lichte nach Muße betrachten und so das Versäumte nachholen. Es war eine hohe, schlanke Gestalt von ächt deutschem Charakter; blonde, lockige Haare, eine hohe freie Stirne, prächtige Adlernase, ein wohlproportionirter Mund mit schneeweißen Zähnen nebst einem kleinen anständigen Schnurbart gaben dem Mann einen edlen Anstrich, der durch eine gewählte Kleidung und einen tiefsinnigen, fast melancholischen Ernst, welcher über sein Gesicht gebreitet war, nicht gemindert wurde. Das Zimmer, in welches der Zufall unsern Freund geführt hatte, machte dem deutschen Geschmack volle Ehre; obgleich sehr einfach eingerichtet, war es doch ungemein freundlich. Wir wollen jedoch den armen Deutschen verlassen; es ist schon sehr spät und man sieht es ihm an, er sehnt sich nach Ruhe. Bald werden wir die neue Bekanntschaft wieder fortsetzen.

2.

Und jetzt muß ich hinüberschielen
Nach meiner hübschen Nachbarin.
Uhland.

Es ist früh am Morgen. In einem Zimmer des Hauses, das wir erst kennen gelernt haben, sitzen zwei weibliche Wesen am Nähtischchen. Das eine ist eine ältliche Frau mit gutmüthigem Gesicht, welches aber Krankheit oder Kummer vor der Zeit gefurcht zu haben scheint. Neben dieser Frau sitzt, mit Stickerei beschäftigt, ein junges Mädchen, eine so schöne, liebliche Gestalt, daß wir vergebens all unsere Fertigkeit aufbieten würden, sie zu malen. Auch dieses allerliebste Gesicht überschattete ein stiller Kummer, der jedoch seinen Reiz nur erhöhen konnte.

Imelda, sagte die alte Frau, weißt du, daß heute der zwanzigste October ist? — Das Mädchen sah erschrocken auf und erwiderte mit leiser Stimme: Der Todestag meines Onkels. — Lange Pause. Endlich hob die Alte wieder an: An diesem Tage ist der Vater schlimmer als sonst. — Er denkt wol an den furchtbaren Tod seines Bruders; achtzehn Jahre können dieses schreckliche, räthselhafte Ereigniß nicht aus dem Gedächtniß wischen. — Auch aus dem meinen nicht, Kind, sagte die alte Frau, und eine leichte Blässe überzog ihr Gesicht. — Wieder herrschte lautlose Stille und nur die Uhr pickte vernehmlich von der Wand herüber.

Jetzt wurde der Fremde angemeldet, der die Nacht im Hause zugebracht hatte. Nachdem die ersten Höflichkeiten gewechselt waren, setzte man sich und unser Bekannter schien keine Lust zu haben, das Gespräch so bald abzubrechen. Ob Imelda dabei im Spiel war, lassen wir dahingestellt. Der junge Mann besprach sich angelegentlich mit der Frau des Hauses, indem er nur bisweilen ein Wort an das junge Mädchen richtete, was dasselbe veranlaßte über und über roth zu werden und den Fußteppich zu mustern. — Ihr Geschäft, sagte die alte Frau, ist gewiß nicht so dringend, daß sie uns nicht einige Tage schenken könnten. Wir sehen so selten Landsleute und werden Sie daher nicht bald entwichen lassen. — Es wäre wirklich sehr undankbar von mir, erwiderte der junge Mann mit einem Seitenblick auf Imelda, die wieder anfing die Blumen auf dem Teppich zu betrachten, wenn ich eine solche Bitte abschlagen würde, die mir viel grö-

* Aus dem in Innsbruck erscheinenden „Rhönir".

ßere Annehmlichkeit ertheilen wird, als ich im Stande sein werde, Ihnen zurückzugeben; das Vergnügen ist daher vollkommen auf meiner Seite.

So war denn das Einverständniß gemacht und Imelda gab ihre Stimme dazu durch einen neuen Blick auf den Boden. Bald wurde man zutraulicher und so erfuhren die Damen von dem Fremden, daß er Wilhelm Stocker heiße und als Geschäftsführer eines ansehnlichen Leipziger Handlungshauses auf einer Reise nach Neapel begriffen sei. Er mußte viel von Deutschland erzählen und wußte die Damen mit seinen eigenen Abenteuern zu unterhalten, die er mit gemüthlicher Umständlichkeit aufzählte.

Artigkeit erforderte gleiches Zutrauen von der andern Seite. Die Hausfrau aber mußte ihre ganze Gewandtheit aufbieten, um die Verlegenheit zu verbergen, die ihre Worte hemmte. So erfuhr Wilhelm nicht viel mehr, als daß ihr Gemal vor vielen Jahren Deutschland verlassen und sich in F— bleibend niedergelassen habe. Daß die Familie sehr wohlhabend war und auf ziemlich großem Fuß lebe, konnte der Gast auf den ersten Blick erkennen. — Mit solchen Gedanken beschäftigte sich aber Wilhelm in dieser Stunde gewiß nicht.

In diesem Augenblick meldete man, daß Don Rio Silvio aufzuwarten wünsche. Beide Frauen erschracken sichtlich. Nach einigen Augenblicken jedoch sagte die Altere: Führt ihn unverzüglich zu meinem Gemal.

(Fortsetzung folgt.)

Charlotte v. Kalb

und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. *

Der Kreis der bedeutenden und einwirkenden Persönlichkeiten, welche um Goethe und Schiller sich in Weimar zusammengefunden hatten, wird und immer vollständiger im einzelnen bekannt. Das vorliegende Büchlein führt uns in die nähere Bekanntschaft der vielgenannten Freundin Schillers ein. Man ist versucht, sie mit Goethe's Freundin, der durch die Briefe Goethe's an sie in so hellem Lichte vor uns stehenden Frau v. Stein zu vergleichen; es finden sich Aehnlichkeiten zwischen beiden in dem Reiz des Umgangs, in dem tiefen Interesse an der neuerwachenden deutschen Poesie, in der Freundschaft für deren beide vorleuchtende Träger. Wenn aber die Klarheit des Geistes, die besonnene Ruhe des Gemüthes bei Goethe's Freundin vorzugsweise hervortritt, so ist es ein tiefinniger sentimentaler Zug, welcher Frau v. Kalb charakterisirt, und eine entschieden christliche, auf die heilige Schrift gegründete Religiosität.

In der Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts erzogen, von früh an in verwickelten Verhältnissen sich bewegend, findet sie sich bald auf sich selbst gewiesen; sie tröstet sich für die Wirksamkeit und den Glanz nach außen durch ein sorgliches Hegen und Pflegen der Gefühle; ihr Sinn ist auf die Anerkennung, auf die Bewunderung des Höchsten gerichtet. Die Gefühlsrichtung der Zeit hat sich in ihr in eigentümlicher Weise entwickelt.

Sie hatte in ihrem Alter, bereits erblindet, Denkwürdigkeiten ihres Lebens geschrieben, welche ihre Tochter Baronesse Edda v. Kalb, Hofdame der Prinzessin Wilhelm von Preußen, als Manuscript für die Freunde der Verewigten drucken ließ. Aus diesen Denkwürdigkeiten hat Professor Köpke das vorliegende Büchlein gearbeitet. Was aus dem Manuscript selbst mitgetheilt ist, trägt den Stempel jener Ueberschwänglichkeit in Gefühl und Ausdruck, die wir in so vielen Mittheilungen jener Zeit wiederfinden; uns ist besonders die Erinnerung an Mayerns Dya-Nasore dabei gekommen.

Eine Ehe, in welcher beide Ehegatten zu verschiedener Natur, Richtung und Erfahrung waren — der Gatte hatte den amerikanischen Freiheitskrieg mit den französischen Truppen mitgemacht — trug nicht dazu bei, ihre Richtung aufs Innere zu ändern; da führte ihr das Schicksal Schillern in den Weg (es war im Mai oder Juni 1784), als den ersten höheren Menschen, der ihr entgegentrat; Schiller lernte in ihr die erste Frau von höherer Bildung, adeliger Sitte und einem idealen Streben kennen. Eine leidenschaftliche reine Freundschaft verband beide bis an des Dichters Tod. Nach dem ersten Zusammentreffen mit ihr schreibt er an Frau v. Wolzogen: „Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist, und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen.“ Frau v. Kalb selbst schreibt über diese erste Zusammenkunft: „— — kam Schiller selbst. In der Blüte des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Mut, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung begeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, dagegen mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, lökte der Gedanke den folgenden Gedanken ohne Wahl und Nachsinnen. Wol die Rede eines Sehers! Im Lauf des Gespräche rasche Heftigkeit, wechselnd mit sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt.“

1787 ging sie nach Weimar und hier setzte sich das traulichste Verhältnis mit Schiller fort: „Seine freie Zeit brachte Schiller in der Gesellschaft der Frau v. Kalb zu; mit ihr ging er spazieren, sie schaffte ihm einen Bedienten, half für seine häusliche Einrichtung mit weiblich zarter Geschäftigkeit Sorge tragen und machte ihn mit Personen und Zuständen und mit den Formen sich in beide zu schicken bekannt. Beide machten aus ihrem Freundschaftsverhältnis, von welchem schon früher in Weimar manches gesprochen zu sein schien, kein Geheimnis, und die Gesellschaft hatte auch Rücksaltung genug, dem Austausch ihrer Geister sich nicht störend aufzudringen. Charlotte gewann eine Seelenheiterkeit, die bis zum Mutwillen ging, und ihre Lebhaftigkeit ergriff auch den Dichter, der sich von neuem unter den Strahlen seines Geistes warm werden und zu frischem Frühlingsleben erwachen fühlte. Leicht und bequem fand er sich, von ihr ermuntert und ermutigt, in das ihm fremde Gebiet der höfischen Form; die sittliche Natur aber, die ihn trug und hob, gab ihm bald die Zuversicht und das Vertrauen, nicht anders sich zeigen zu dürfen, als er wirklich war, und wo er anzustoßen schien, half sie mit sicherem Gefühl für das Schickliche nach. Vor allem aber dankte er ihr, daß Herder sich freundlich für ihn erklärte und ihm gewonnen wurde.“

1788 trat sie Goethe näher. Zwei Briefe von ihm an Frau v. Kalb, beide undatirt; der erste wahrscheinlich am Tag nach einer Vorlesung der Iphigenie mit vertheilten Rollen, lautet so: „Von Ihrem herzlichen Antheil an der gestrigen Aufführung war ich überzeugt, und ich freute mich, Sie gegenwärtig zu wissen. Warum kann man doch nicht öfter solche ernsthafte Versuche machen? Und wie weit würde man durch Wiederholung, Uebung, Urteil und Empfindung geleitet werden! Wie gern trüge ich manchmal etwas von meinen früheren Werken vor, gern etwas von dem, was mich gegenwärtig beschäftigt, denn was bildet schneller, was muntert reiner und lebhafter auf, als freundliche Theilnahme, und daß es nicht geschah, nicht geschieht — sollte die Ursache blos in einer trüben Vorstellungsart über gewisse Verhältnisse liegen? Ich darf nicht umwenden, denn sonst

* Aus der allgemeinen Zeitung; des unter obigem Titel erschienenen Buches von Dr. Ernst Köpke ist im Konversationsblatt bereits Erwähnung geschehen.

sagte ich vielleicht, was besser in der Feder bleibt. Leben Sie recht wol und haben Sie tausend Dank für Ihr freundliches Wort. G.“

Der zweite Brief, vermutlich vor seiner Abreise zum Feldzug in der Champagne. „Leben Sie recht wol, theure Frau, und gedenken Sie mein, wenn die große Anzahl Ihrer Freunde sich in Ihrer Erinnerung versammelt, im guten. Es freut mich sehr, daß wir diesmal in wenigen Stunden uns näher gekommen sind; doch hätte es noch besser werden müssen, hielten Lässigkeit, Unglaube und Zerstreuung nicht Menschen, die einander angehören sollten, selbst in der Nähe auseinander.“

Von 1790 bis 1800 wechselte Frau v. Kalbs Aufenthalt; nach dem Tod ihres Gatten 1804 ging sie nach Berlin, wo sie mit Fichte und Wilhelm v. Humboldt viel verkehrte, 1828 erblindete und 1843 im 85sten Jahre starb.

Aus Frankfurts Vergangenheit.

Mitgetheilt von ψ.

II.

Geschichte der Juden in Frankfurt am Main.

Ueber die ersten Niederlassungen der Juden in Frankfurt fehlen alle sicheren Nachrichten, und erst um das Jahr 1150 beginnen bestimmtere Mittheilungen. Damals wohnte in Frankfurt eine nicht unbedeutende Judengemeinde, deren Glieder als „Knechte der kaiserlichen Kammer“ dem Kaiser eine hohe Steuer, den „goldnen Pfennig“, zahlen mußten, dafür aber des kaiserlichen Schutzes genossen. Eigene Judenvögte waren über sie gesetzt, um sie zu schützen, die Steuern einzutreiben und ihre Streitigkeiten zu schlichten, während dem Rat keinerlei Recht über sie zustand. Ihre Wohnungen befanden sich im ältesten Theil der Stadt, von der Brücke bis zur Saalgasse und in der Nähe des Doms; ihr Friedhof war an der Stelle der jetzigen Mehlwage und ihre Synagoge lag an dem Ufer des Mains. * Schon damals wurde vielfach über die Juden, besonders wegen ihres Wuchers geklagt, obgleich nach der Versicherung des heiligen Bernhard die Christen damaliger Zeit noch mehr wucherten als die Juden. Die unter der christlichen Bevölkerung bis zum tödtlichsten Haß angewachsene Mißstimmung gelangte im Jahr 1240 zum furchtbaren Ausbruch. Als nämlich der Sohn einer Frankfurter Judenfamilie durch seine Verwandten vom beabsichtigten Uebergang zum Christentum mit Gewalt zurückgehalten worden war, überfiel das durch diesen Vorfall erbitterte fanatische Volk mit bewaffneter Hand die Juden, welche, ihren Untergang vor Augen sehend, sich mit dem Mut der Verzweiflung vertheidigten und zuletzt, als jede Hoffnung zur Rettung verschwunden war, ihre Häuser, um in den Flammen zu sterben, anzündeten. Der Brand verbreitete sich bis in die Wohnungen der Christen und legte beinahe die Hälfte der Stadt in Asche. Die hierdurch in die äußerste Wut versetzten Bürger erschlugen alle Juden, welche dem flammentod entgangen waren, und nur wenige, worunter der Rabbiner, retteten durch Annahme der Taufe ihr Leben. Mit Recht fürchtete die Stadt die schwere Strafe des Kaisers wegen dieses Frevels und der Ermordung seiner ihm übermäßige Steuern zahlenden Kammerknechte und erst nach mehrjährigem bedrohlichem Schweigen bewilligte Konrad IV. im Jahr 1246 der bangen Bürgerschaft Verzeihung der „begangenen Nachlässigkeit“.

Einige Jahre später wohnten die Juden wieder in ihrem erwähnten Quartier, von dem Rat gegen jede Verfolgung kräftigst beschützt, obwol auch damals wieder allseitig über den Wucher derselben geklagt wurde und der Rat schon im Jahr 1255 dirsem Treiben durch Androhung schwerer Geldstrafen entgegen zu treten veranlaßt war. Als gegen das Jahr 1290 wütende Pöbelschaaren unter dem Schwärmer „Rindfleisch“, die Juden am Rhein und Main mit grenzenloser Wut verfolgten und die Unglücklichen in den benachbarten Städten Mainz, Worms und Speyer schaarenweise hingemordet wurden, trat der Rat diesen wütenden Pöbelhaufen mit Festigkeit entgegen und rettete die hiesigen Juden vor drohendem Verderben. Ja, sogar gegen das Reichsoberhaupt wurde dieser Schutz gehandhabt, als der Schultheiß sich der Absicht des Kaisers Adolf von Nassau, die hiesigen Juden zur Zahlung von 20,000 Mark Silber zu zwingen, kräftig und mit Erfolg widersetzte.

Das Jahr 1349, furchtbar für ganz Deutschland, war besonders für die Juden Frankfurts gräßlich. Eine furchtbare Seuche, der schwarze Tod, die ein Drittheil der Bewohner großer Länderstrecken dahinraffte, hatte den Aberglauben des unwissenden Volkes bis zum wildesten Fanatismus erhitzt. Die furchtbare Secte der Geißler durchzog in ungeheueren, lawinenartig wachsenden Haufen den Süden Deutschlands mit Fahnen, Kerzen, roten Kreuzen auf den Hüten, unter dem dumpfen Gesang düsterer Bußlieder, um durch schreckliche Selbstgeißelung die Sünden zu büßen und die Pest abzuwenden. Da es namentlich zu ihren Bußübungen gehörte, die Juden aller Orten zu verfolgen, so wußten sie durch Verbreitung des überall geglaubten Märchens, daß die Pest durch die von den Juden verübten Brunnenvergiftungen stets neue Nahrung erhalte, den fanatischen Pöbel zu blutigen Judenverfolgungen aufzureizen. Ein Haufe dieser wilden Schwärmer war nach Frankfurt gekommen und hatte mit Hülfe des Pöbels die Juden überfallen. Vergebens suchte der Rat die Unglücklichen zu schützen, vergebens kämpften die Bürger gegen die blutgierigen Rotten: die Uebermacht war zu groß und als ein plötzlich ausgebrochener Brand, welcher Juden- und Christenwohnungen verzehrte, den Juden zur Last gelegt wurde, wandte sich die Wut der Bürger gegen die Unglücklichen, welche bis auf wenige Entflohene unbarmherzig niedergemetzelt wurden.

Noch in demselben Jahr 1349 verpfändete Kaiser Karl IV. die Ueberreste der Juden an den Rat um die Summe von 15,000 Pfund Heller (60,808 Gulden) und trat wiederholt seine Ansprüche an die Juden im Jahr 1372 um 6000 kleine Goldgulden förmlich ab. Auch die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz, welche derselbe in Folge kaiserlicher Veräußerungen auf einen Theil der hiesigen Juden hatte, kaufte einige Jahre später der Rat für 9000 Pfund Heller mit Bewilligung des Kaisers an sich und war nun im Besitz sämmtlicher Juden.

Zwar waren die Juden nach dem Unfall vom Jahr 1349 wieder in kleiner Zahl zurückgekehrt, allein in Folge von mancherlei harten Bedrängnissen und fortgesetzten Verfolgungen waren sie immer weniger geworden. Die Juden sollten beständig zahlen und wurden, wenn sie dies nicht thaten, ihres Vermögens oder ihres Lebens beraubt. Eine beispiellose Verordnung des Kaisers Wenzel auf dem Reichstag zu Nürnberg im Jahr 1390, nach deren Inhalt „die Fürsten, Herren, Ritter, Knechte und sonst männiglich von den Judenschulden los und ledig sein sollen“, hatte den Gedrückten einen harten Stoß versetzt. So waren die Juden im Jahr 1417 nur zwei, im Jahr 1429 sechs Familien und im Jahr 1495 hundertundvier Köpfe stark.

---

* Ein nächst dem Metzgerthor stehendes, an das hintere Leinwandshaus stoßendes, unten zu Ställen benutztes, oben aber bewohntes altes Gebäude heißt noch bis auf den heutigen Tag „die Judenschule“.

D. Red.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte die Geistlichkeit mehrfach ihren Unwillen darüber ausgesprochen, daß die Juden in der Nähe der Hauptkirche wohnten und die Anweisung eines andern Wohnplatzes für dieselben verlangt. Vergebens hatten die Juden um Unterlassung dieser Maßregel unter der Erklärung, sich allen Einschränkungen unterwerfen zu wollen, gefleht; vergebens hatte sich der Rat seiner Juden kräftigst angenommen; die Gegner der Juden siegten, als Papst Pius (Aeneas Sylvius) dem Rat die Versetzung der Juden befahl. Im Jahr 1458 wurde denselben ihr jetziges Quartier, damals ein wüster, weit von der Stadt entfernter Platz, zum Wohnsitz angewiesen, und im Jahr 1462 nach schnell beendigtem Bau ihrer Gasse (Neu-Aegypten genannt) bezogen. Die Gasse war eng (sechs Fuß schmäler als jetzt) durch Mauern und an den beiden Zugängen durch Thore verwahrt, eine Einrichtung zur persönlichen Sicherheit ihrer Bewohner, welche in einer Bittschrift an den Rat unter anderem erklären: Das Volk sei ihnen zuwider, und sei zu befürchten, daß Böswichte sie heraußen und ermorden und an ihre Häuser Feuer anlegen möchten, ohne daß jemand in ihrer Nähe wäre, der ihnen zu Hülfe kommen könne. Sämmtliche Häuser wurden auf Kosten der Stadt erbaut

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** Am 30. October wurde in Newyork die erste Säule zu dem dort zu erbauenden Kristallpalast in passender Feierlichkeit, an welcher die Behörden der Stadt und viele tausend Zuschauer theilnahmen, errichtet. Gouverneur Hunt, in dessen Gefolge der Mayor und der gesammte Gemeinderat, hielt die Festrede. In höchstens drei Monaten wird der Bau vollendet sein und die Ausstellung selbst ein würdiges Seitenstück der Londoner bilden; denn aus den industriellsten Ländern Europa's sind schon eine Menge Anmeldungen eingetroffen. Belgien wird sich besonders an dieser zweiten Weltausstellung betheiligen.

*** Auch eine Proclamation! Die bekannte Luftschifferin Poitevin hatte auf Sonntag den 21. November in Orleans eine Luftfahrt angekündigt. Sie findet sich nun veranlaßt, die Einwohnerschaft in folgender Proclamation davon zu unterrichten, daß dieses Spektakel nicht stattfinden kann. „Der bevorstehende Sonntag ist ein Tag, den man feiern muß, weil er dem wichtigen, das Kaiserreich entschiedenden Votum gewidmet ist. Man darf nichts unternehmen, was die Wähler von der Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Vaterland abhalten könnte. In Zukunft aber wird es keine Hindernisse mehr geben: Gas, Röhren, Luftballon, alles ist bereit, alles ist günstig, selbst die Behörden — und die Luftfahrt wird nächsten Sonntag den 28. November bei gutem oder schlechtem Wetter jedenfalls stattfinden. Ich schwöre es, auf meine Ehre, als Luftschifferin ohne Furcht und Tadel. Ich habe ꝛc. Eugenie Poitevin."

*** Schneidhöffer, von dem wir schon einige Anekdoten erzählten, gehörte zu denen, welche das Arbeiten für das langweiligste auf Erden halten und jederzeit nach Freuden und Vergnügungen suchen. Seine größte Lust waren die tollsten Streiche, und so hat er denn auch ein „Schiltwagagin" hinterlassen. Er kannte nämlich nichts unterhaltenderes, als in der Nacht mit Freunden die Aushängeschilder ꝛc. von Verkaufslocalen zu entwenden. Man fand in seiner Wohnung über hundert Barbierbecken, ebenso viele Zuckerhüte von Holz, zweihundert hölzerne Würste, dann Fische von Blech, Schinken von Holz und andere dergleichen Dinge, die er auf seinen nächtlichen Raubzügen zusammengebracht. Eine andere Leidenschaft von ihm war die Liebe zu seinem alten Hund, um dessentwillen er sich beinahe von seiner Frau hätte scheiden lassen. Sie gab dem Hund im Aerger einmal einen Fußtritt. Sofort griff Schneidhöffer mit Thränen in den Augen nach seinem Hute, rief den Hund und sagte: Komm, fort aus einem Hause, wo man uns mißhandelt! Er ging. Unterwegs begegnete er Panseron, dem er sein Unglück erzählte und bei dem er sich einquartierte. Erst nach neun Tagen gelang es den vereinten Bemühungen seiner Freunde, ihn zur Rückkehr in sein Haus zu bewegen. Zu seinem Geburtstag schenkte ihm Panseron einmal eine Bußemandel, in der sich einige Haare von dem Lieblingshund befanden, und Schneidhöffer's Freude war grenzenlos. Fünfzehn Jahre trug er täglich diese Nadel. Der gefeierte Hund war übrigens musikalisch; sein Herr hatte ihn dazu gebracht, deutlich das A anzugeben, und bei guter Laune gab er mit dem Hund Concerte. Dieser wurde auf einen Tisch gestellt und begann mit seinem A. Schneidhöffer, ausgezeichneter Flötenvirtuos, stellte sich neben ihn, und so führten sie Duette auf, welche die Zuhörer zu dem tollsten Lachen zwangen.

Wort und Sinn.

Wenn deinem Ohr, das gerne lauscht,
Ein Lied so neu, so voll erklingt,
Als ach, ob auch der holde Schall
In deines Herzens Tiefe dringt.

Trifft er die Saite, die verwandt
Ihm ruht hier an verschwiegnem Ort,
Dann lebt in süßer Melodie
Der holde Klang so fort und fort.

Und forschest du mit tiefem Sinn
Nach deiner Rührung ächtem Grund —
Oft hat vielleicht ein einfach Wort
Den Schatz dir eines Lebens kund.

Das Wort nicht, klang' es noch so schön,
Das Wort nicht macht die Poesie;
Der Tulpe Glanz und Farbenpracht
Ersetzt der Rose Duft uns nie.

Sterlet.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 27. November. Die Fruchthändlerin, Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel: „Das Testament". Nach dem Französischen des Michel Masson, Verfasser von „Marie Anne"; frei bearbeitet von Julius Meißner.

Sonntag, den 28. November. (Gastdarstellungen des Herrn Reichel und der Fräulein Rotter vom Hoftheater zu Darmstadt.) Die Hugenotten, große Oper in fünf Abtheilungen, aus dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer. Raoul: Herr Reichel. Urban: Fräulein Rotter.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 285. Montag, **29. November 1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

3.

Was erblick', o Himmel, ich?
Calderon.

Wir führen unsern Leser in einen andern Theil des Hauses. Es ist ein ziemlich geräumiges, prachtvoll möblirtes Zimmer, von welchem eine halbgeöffnete Thür in ein anstoßendes Cabinet führt. Auffallend ist die unverhältnißmäßige Anzahl Fenster, die, weit geöffnet, eine blendende Helle in das Gemach werfen, welche von den weißglänzenden Tapeten und den weißgepolsterten Möbeln reflectirt, fast unerträglich wird.

Mitten in diesem Zimmer saß oder lag vielmehr auf einem weichen Fauteuil hingeworfen eine Gestalt, die kaum menschlich genannt zu werden verdient. Kaum unterscheidbar von den weißen Kissen erhob sich aus demselben ein ebenfalls weißer Mantel, der eine Stange oder so etwas zu bedecken schien. Betrachtete man aber das Wesen näher, so sah man, daß es ein altes Männchen war, ein Skelett mit schrecklich eingefallenen Wangen und unzähligen Furchen über das bleiche Gesicht. Alles schien todt an dem Menschen, bis auf die Augen, die mit wahnsinnigem Feuer unstät umherblickten. — Die Thüre öffnete sich leise und Don Rio Silvio stand vor dem Fauteuil. Das Männchen in demselben that einen Schrei und sein Auge malte ein fürchterliches Entsetzen.

Der Angekommene mochte wol fünfzig Jahre zählen, welche sein elegantre Anzug nebst der affectirten Haltung nicht verdecken konnte. Sein Gesicht läßt sich nicht wol beschreiben; es war heillaufig das, was wir ein Judasgesicht nennen. Don Silvio schien sich vorerst am Entsetzen des Mannes im Fauteuil zu weiden; nach einiger Zeit erhob er ein markdurchdringendes Gelächter und sagte: Wie, verehrtester Herr Baron, Sie sind erstaunt mich hier zu sehen? — Ich glaubte, antwortete der Baron mit bebender Stimme, du habest meinen Befehlen Folge geleistet und seist nach Spanien abgereist... — Meine Erbschaft dort anzutreten und mich als Grand von Spanien in den Cirkeln von Madrid zu begraben? — Du hast es selbst so gewollt. — Das ist richtig; aber ich habe noch etwas vergessen, etwas von der größten Wichtigkeit. Darum habe ich wieder rechtsum gemacht, lieber Josef. — Willst du noch mehr Geld? sagte der Baron und forschte mit wildem Blick in dem kalten Gesicht Don Silvio's; ich bin dem Ruin nahe. Als ich hie vor einem Monate die letzten sechzigtausend Lire gab, schworst du mir, mich mit deinen Forderungen und deiner Gegenwart zu verschonen. Jetzt kann ich nichts mehr für dich thun... — Nein, lieber Baron, erwiderte Don Silvio mit höhnischer Rührung, das hieße die Indiscretion zu weit getrieben; ich bin jetzt reich genug, auch würde sich so etwas für einen Grand nicht mehr schicken. Aber siehst du, in Madrid ist ein Junggeselle, mag er noch so hochgestellt und reich sein, eigentlich doch immer ein armer Mensch; es muß eine schöne Donna sein große Hauswesen leiten, die haben Besuche empfangen, sonst ist's nichts. — Der Baron richtete mit Mühe sein Haupt empor; seine Lippe zitterte convulsivisch, als er sagte: Du wirst Donnen genug finden in Madrid, Pedro. — Nun, Josef, ich habe schon gewählt, ein Mädchen, so schön wie ein Engel, so zart wie eine Turteltaube. Mit einem Wort, Herr Baron, ich komme als Brautwerber auf eigene Faust.

Josef wollte den Mund öffnen, doch das Haupt sank ihm kraftlos auf die Brust und er fiel in die Kissen zurück. Ein leises Röcheln verkündete, daß noch Leben in ihm war. Pedro beobachtete mit unbeweglicher Miene die Entwickelung des Paroxysmus. Nach einiger Zeit erhob der Greis wiederum das Haupt. Sein Blick hatte die frühere Glut verloren; er starrte glanzlos vor sich hin.

Josef, fuhr jener fort, ich muß sie haben. Sie wird sich sträuben, ich weiß es. In der Stadt läßt sich also nichts machen. Du bist daher morgen mit deiner Familie auf dem Schlosse. Daselbst werde ich sie abholen. Folge meinem Wink, sonst bist du nicht lange mehr Baron. Mit diesen Worten entfernte sich Don Silvio aus dem Gemach. Der Baron schloß die Augen und bewegte fieberhaft seine Hand auf dem Fauteuil hin und her.

4.

Stöhnend ruft er: „Tochter! Tochter!"
Daß es donnernd widerhallet.
C. Eschwart: Die Waldkapelle.

Castel bianco liegt etwa eine Stunde von der Stadt auf der Höhe einer steilen Felsenwand, welche sich hart am Ufer eines reißenden Baches erhebt. Das Schloß scheint aus dem grauen Altertum entstanden und der Umstand, daß seine Wände weiß übertüncht sind, kann das Düstere des Gebäudes nur erhöhen; es ist ein erstarkener Körper in einem weißen Leichentuch. Hinter dem Schlosse breitet sich ein dichter Wald über wirrklüftige Gründe, über dessen Wipfeln ein massiver schwarzer Thurm sein eisengedecktes Haupt erhebt. Warum ihm der deutsche Baron seine verwitterte Farbe nicht auch genommen, ist nicht bekannt; überhaupt durfte niemand in seiner Gegenwart von dem Thurm reden. Auch besuchte er äußerst selten diesen Anflug, wahrscheinlich weil ihn beständige Kränklichkeit sein lichtes Gemach nicht verlassen ließ. Sehr überraschend war es daher für die Baronin und ihre Tochter, als er ihnen, obgleich an diesem Tag leidender als je, ankündete, man solle alles in Bereitschaft setzen, morgen früh auf das Schloß zu ziehen. Die beiden Frauen

mußten es wol für eine Laune des kränklichen Mannes halten und befolgten ungesäumt seine Befehle. Wilhelm wurde eingeladen, an der Partie theilzunehmen; er konnte der schönen Imelda, die ihm die Bitte vortrug, nichts abschlagen.

Am nächsten Tag um sieben Uhr rasselte der schwerfällige Reisewagen vor das Thor und im nächsten Augenblick rollte er über das schlechte Pflaster der Gasse. Wilhelm war schon mit dem Hausmeister vorausgeritten, um alles auf dem Schlosse auf die Ankunft der Herrschaft vorzubereiten.

Auf dem Schlosse angekommen, wurde der Baron, auf die Arme seiner Gemalin und Tochter gestützt, auf ein Zimmer geführt, das genau dieselbe Einrichtung besaß, wie er sie in der Stadt gewohnt war. Hier benachrichtigte ihn die Mutter von der neuen Bekanntschaft, über welche er sichtlich erfreut war, da sie ihm einige Abwechslung in seinem einförmigen Leben versprach. Wilhelm wurde vorgestellt. Der Baron erhob sein erloschenes Auge zu ihm; ein scharfer Beobachter hätte wahrgenommen, wie ihn eine plötzliche Bewegung durchzuckte, die aber schnell der frühern Apathie Platz machte. So saß er unbeweglich da, mit geschlossenen Augen, ein lebendiges Bild des Todes. Niemand wußte, welche Gedanken sein Herz durchwühlten. Wilhelm betrachtete schaudernd den armen Mann; er konnte sich die Beklemmung nicht erklären, die seiner Brust den Athem zu rauben drohte. Plötzlich fuhr der Greis aus seiner Lethargie und schrie mit heiserer Stimme: Mein Kind! mein Kind!... wo ist Imelda?... ich will sie sehen ... mein Kind will ich sehen ...! — Wilhelm war froh, Gelegenheit bekommen zu haben, sich aus dem Zimmer zu entfernen. Mit den Worten: Ich will Ihnen Ihre Tochter bringen, begab er sich eiligen Schrittes aus dem Gemach.

Der Greis schloß wieder die Augen, aber seine Brust arbeitete heftig, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne und verlor sich wieder in den Furchen. Kaum bemerklich entwanden sich seinen Lippen einige Worte: Fort ... in die Stadt ... meine Tochter ... er soll mich verraten ... fort ... fort. — — Niemand jedoch hörte ihn. Er war allein.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Devrient's erstes Debüt
als artistischer Director der Hofbühne in Karlsruhe.

*** Karlsruhe, 23. November.

Unsere Hofbühne hat am gestrigen Abend mit der Aufführung des Molière'schen „Tartüffe" einen der glänzendsten Triumfe gefeiert, welchen die Schauspielkunst zu erringen im Stande ist. Es war diese Vorstellung von dem artistischen Chef unseres Hoftheaters, Herrn Eduard Devrient, auserwählt worden, um mit ihr dem Publikum das erste sichtbare Zeichen seiner Amtsthätigkeit, die sich seither nur auf administrative Reorganisation und technische Vorbereitungen beschränken konnte, zu geben und zu zeigen, was sich selbst unter ungünstigen äußeren Verhältnissen, wie sie die Räumlichkeit des hiesigen Stadttheaters mit sich bringt, und ohne irgend welchen scenischen oder decorativen Aufwand einzig und allein durch die imponirende Macht der Kunst leisten läßt. Insofern war die Aufführung des „Tartüffe" ein Ereignis, welchem mit der größten Spannung entgegengesehen wurde und das schon seit längerer Zeit den Gegenstand der Besprechung in den sich für das Theater interessirenden Kreisen bildete. Sie ist jetzt vorüber und wie Sie aus dem Beginn meines Schreibens ersehen haben, so gut ausgefallen, daß selbst die höchsten Erwartungen übertroffen wurden.

Worin aber liegt die Ursache dieses so seltenen und hier so ungewöhnlichen Erfolges einer Vorstellung, die an sich weder an äußeren Effecten noch an besonderen Eigenthümlichkeiten reich ist, ihre Vorzüge vielmehr ausschließlich in ihrer Einfachheit hat? Lediglich in dem Gang der Vorstellung selbst, in dem trefflichen Zusammenspiel, in der meisterhaften Einheit und Abrundung, in dem lebensvollen Erfassen und der belebten Reproduction des Dichterwerks: sämmtlich Eigenthümlichkeiten, welche Eduard Devrient verdienstvolle Leitung hervorgerufen hat. Wer in früherer und noch in der letzten Zeit die hiesige Darstellungsweise beobachtete, dem wird die Centrifugalkraft, welche einer jeden Aufführung als charakteristisches Merkmal aufgedruckt war, sicher nicht entgangen sein, ebenso wenig entgangen sein, wie die geringe Zusammenstimmung der mitspielenden Persönlichkeiten und die Sonderbarkeit, in der Besetzung meist einen Fehlgriff zu thun. Beides war gestern wie vor einem Zauberhauch hinweggeschwunden; das ging zusammen wie ein Räderwerk, bildete ein Ganze, wie sich nur der kunstverständige Theaterfreund das Ideal eines Ensemble denken kann, und von den Mitwirkenden paßte ein jedes für seine Rolle, deckte überall die schauspielerische Individualität den darzustellenden Charakter auf das vollständigste.

Rühmte dies daher, daß der Director mit kundiger Umsicht sich die besten Kräfte aus dem Personal herausgesucht hatte, das bei so mancher Lücke, die in demselben noch zu ergänzen ist, namentlich bei dem Mangel eines ersten Liebhabers, doch grade für jenes Molière'sche Lustspiel die geeignetsten Persönlichkeiten besitzt, so war jenes die Folge einer musterhaften und für hier ganz neuen Einstudirungsweise. Einer Vorlesung des Stückes durch Eduard Devrient selbst folgte nach der Pause einer Woche die Leseprobe seitens der Mitspielenden — natürlich in einer ganz anderen Manier, als man sonst dieses technische Wort bei den Bühnen zu commentiren pflegt — und nach abermals einer Woche begannen die Theaterproben, deren drei und zwar von langer Dauer dazu bestimmt wurden, bis die Vorstellung sich als gangbar erweisen könnte. So viel Mühe und Eifer blieb aber nicht vergebens, vielmehr krönte sie der schönste, rühmlichste Erfolg, ein Erfolg so bedeutender Art, daß nicht allein das Publikum, welches in großer Anzahl der Vorstellung beiwohnte, wie elektrisirt das Haus verließ und seither beständig sich von der trefflichen Aufführung unterhält, sondern daß bereits einer Wiederholung des Stückes, die am nächsten Sonntag stattfinden soll, mit größtem Interesse entgegengesehen wird. Was das aber in unserer Zeit, wo sonst ganz außergewöhnliche Reizmittel dazu gehören, um die blasirte Genossenschaft der Theaterbesucher aus ihrer Indifferenz und Apathie zu reißen, sagen will, wird jeder ermessen, der sich einer längeren Beobachtung unserer Bühnenverhältnisse befliessen hat. Insofern müssen wir den gestrigen Abend als von der größten Bedeutung bezeichnen, da er uns überzeugt hat, daß doch auch noch die Qualität einer dramatischen Production im Stand ist, ein Publikum dergestalt zu befriedigen, daß es die Quantität darüber vergißt. Um das Gelingen der Darstellung selbst haben sich alle Mitwirkende, jeder nach seiner Weise, besonders aber durch das Eingehen in die Herstellung der Ensembles die anerkennenswertesten Verdienste erworben. Herr Haase, unser geistvoller Charakterkünstler, spielte den Tartüffe mit Feinheit und jener scharfen Pointirung, welche seinen Leistungen ein so charakteristisches, interessantes Gepräge verleiht, und Fräulein Ernst die „Dorine" mit unbeschreiblicher Frische und Anmut, mit der liebenswürdigsten Schalkhaftigkeit und der wirksamsten Nüancirung. Den Repräsentanten der Hauptrollen, von denen Frau Thöne als Elmire und Herr Mayerhofer als Orgon ebenfalls mit Auszeichnung zu nennen sind, reihten sich die andern Mitspielenden würdig an. Es war an diesem Abend nicht mehr der betrübende Unterschied von

„großen“ und „kleinen“ Rollen wahrzunehmen, der sonst die Vorstellungen zu stören pflegte. Ein jeder suchte das, was er darzustellen hatte, so zu repräsentiren, daß man ihm ansah, er habe nicht die Wegenzahl seiner Rolle, sondern die Production eines Charakters im Auge. So hat denn der gestrige Abend schon durch diese eine, so wunderbar rasche Metamorphose bewiesen, wie Recht wir hatten, als wir in der Berufung Eduard Devrients nach Karlsruhe den Anfang einer neuen Aera profezeiten. Mag diese auch zunächst nur für uns sichtbar sein, so wird sie doch in ihren weiteren Folgen ganz gewiß in größeren Dimensionen als den localen sich bemerkbar machen.

Dr. W. K.

Aus Frankfurts Vergangenheit.

Mitgetheilt von ψ.

Geschichte der Juden in Frankfurt am Main.

(Fortsetzung.)

Seit dem Jahre 1349 stand dem Rat das Recht der Aufnahme und Besteuerung der hiesigen Juden und die Jurisdiction über dieselben unumschränkt zu, was die Veranlassung zu vielfachen Ratsbeschlüssen in Betreff der Juden gab. Diese verschiedenen Verordnungen wurden anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts gesammelt, um das Jahr 1480 in ein Buch gebracht und „Judenstättigkeit“ genannt. Unter Stättigkeit verstand man die Bedingungen, unter welchen die Juden den Schutz des Rats erhielten.

Die Judengemeinde, welche bis dahin schwach an Zahl gewesen war, nahm bedeutend zu, als sich in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts die von Nürnberg in Folge eines Volksauflaufs vertriebenen Juden in Frankfurt niederließen. Es dürfte dieser Zuzug vermuten lassen, daß der Zustand der Juden in Frankfurt, wenn auch bei dem Geist der damaligen Zeit höchst traurig, doch im Vergleich mit der Lage ihrer Glaubensgenossen im übrigen Deutschland immer noch nicht der schlimmste war. Sie hatten manche Vergünstigungen im Handel erlangt und durften, während den Christen alles verzinsliche Geldausleihen bei hoher Strafe gänzlich verboten war, nach einer Ratsverordnung vom Jahre 1477 wöchentlich einen halben Heller vom Gulden, nach einer Bulle des Papstes Innocenz vom Jahre 1491 das doppelte, also $2\frac{1}{2}$ Procent als Zins nehmen. Die lästige Beschränkung waren die vorgeschriebenen Abzeichen an der Kleidung: vom Jahr 1452 an mußten die Juden in Folge eines Beschlusses der Mainzer Provinzialsynode und eines mit unerbittlicher Strenge gehandhabten Ratsschlusses auf der Brust, und zwar auf den Oberkleidern, breite, gelbe Ringe von Seide, die Weiber blaue Streifen auf den Schleiern tragen. Erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hörte diese besondere Kleidertracht auf.

Obwol die Juden blutige Verfolgungen nicht mehr zu befürchten hatten, da die Aufmerksamkeit der Christen durch die in Folge der Reformation unter ihnen selbst entstandenen Religionsstreitigkeiten von ihnen abgelenkt, auch der Geist des Volkes heller geworden war, so waren sie doch noch im ganzen Lauf des sechzehnten Jahrhunderts durch harte Gesetze den strengsten Beschränkungen und unerträglichsten Erniedrigungen unterworfen. Und doch war die Judengemeinde, welche um das Jahr 1540 kaum 600 Köpfe betrug, im Jahr 1612 auf 3000 Individuen, ohne Beisaßjuden, angewachsen.

Zu Anfang des genannten Jahres hatten sich in Folge langjähriger Mißstimmung der Bürgerschaft gegen den Rat die unverkennbarsten Zeichen des herannahenden Sturmes von Tag zu Tag gehäuft. Als den mancherlei Beschwerden nicht abgeholfen wurde, wendeten sich die Bürger im Jahr 1612 an den zur Krönung hier anwesenden Kaiser Matthias und das kurfürstliche Collegium. Die Beschwerden waren über die von Seiten des Rats unterlassene Publication der Stadtprivilegien, über Verschleuderung der öffentlichen Gelder, hauptsächlich aber über die vom Rat zugelassene unmäßige Vermehrung der Juden, deren Menge und Wucher die Bürger erdrücke. Zwar erklärt der Rat in seinem Gegenbericht, daß diese Bürger ihre durch liederliche Wirtschaft entstandenes Unglück dem Judenwucher zuschrieben, der doch nicht geduldet würde, berufschlagt aber doch über Abschaffung der Juden. Da aber eine gänzliche Abschaffung nicht thunlich war, so beschloß er eine Verminderung derselben. Ehe jedoch die Beratungen zu Ende geführt waren, rotteten sich am 22. August 1614 an 4000 Handwerksgesellen, verstärkt durch Pöbelhaufen, zusammen, und zogen, durch die aufreizenden Reden unruhiger Menschen in Wut gesetzt, mit Steinen und Waffen aller Art gegen die Judengasse, deren Thore verbarrikadirt waren. Der Sturm wurde mehrmals durch die sich vertheidigenden Juden abgeschlagen, bis die Zimmerleute die Thore einschlugen oder mit Balken einrannten. Der wütende Haufe strömte nun in die Gasse und die Plünderung begann. Wer sich widersetzte wurde verwundet oder getödtet. Ein Theil der Bürgerschaft, welcher den Juden zu Hülfe kam und einen erbitterten Kampf mit den Aufrührern führte, mußte der Uebermacht weichen und erst am folgenden Morgen gelang es den Bürgern, die Judengasse zu umstellen, den Plünderern einen Theil der Beute zu entreißen und die Juden gegen fernere Gefahr zu schützen. 1400 Juden, welche sich auf den Kirchhof geflüchtet hatten, ließ der Rat zu ihrer eigenen Sicherheit aus der Stadt bringen. Als die Leiter des Aufstandes gegen den Rat, nachdem sie in die Reichsacht gefallen waren, am 28. Februar 1616 auf dem Roßmarkt hingerichtet worden waren, wurden die Juden, nachdem ihnen vor dem Thor die neue „Stättigkeit“ vorgelesen worden war, wieder feierlichst in ihre Gasse eingeführt.

Diese neue Stättigkeit war durch die zur Unterfuchung des Aufstandes dahier niedergesetzte kaiserliche Commission aufgestellt und von dem Kaiser am dritten Januar 1617 bestätigt worden. Obwol nicht ganz so schroff, wie die Vorschriften der alten Stättigkeit, waren doch diejenigen des neuen Gesetzes zum größeren Theil noch äußerst hart. Den Juden war die Ausübung jedes Geschäftes außer dem Handel untersagt, und auch dieser war durch die unzähligen lästigen Beschränkungen für die meisten eine Sache der Unmöglichkeit; Erniedrigungen aller Art kamen vor. Außer den erwähnten Abzeichen auf den Kleidern durften sie nur schwarze oder graue Hüte, nicht die damals üblichen Barette tragen. An Sonn- und Feiertagen sowie zur Nachtzeit mußten sie in ihrer Gasse bleiben. Den Römer durften sie nur in Abwesenheit des Rats und dann nur durch einen hinteren Eingang betreten; das Umhergehen auf öffentlichen Plätzen sowie das Zusammensein von mehr als zwei Personen auf der Straße war streng verboten; in der Stadt durften sie nicht feil halten. Die Gemeinde hatte als geistliche Vorsteher die Rabbiner, welchen auch die Schlichtung nicht bedeutender Streithändel zustand; die weltlichen Vorsteher waren die aus ihrer Mitte auf drei Jahre erwählten zwölf Bau- oder Kassenmeister, deren Amt es war, die Gemeinde bei dem Rat zu vertreten, ihre Gelder zu verwalten und die Aufsicht über die Gasse, Häuser und Brunnen zu führen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Im Verlag von L. Bayß in Darmstadt ist ein „Panorama deutscher Lyriker der Neuzeit“ in einer Auswahl ihrer vollendetsten Dichtungen nebst kurzen biographischen Notizen erschienen, ein elegantes Büchlein, welches sich sowol durch die gute Wahl als durch die geschmackvolle Ausstattung und den billigen Preis empfiehlt. Aus achtundreißig Dichtern, alphabetisch gereiht, sind da interessante Blüten zusammengestellt, die ein anziehendes poetisches Album, so recht zur Weihnachtsgabe für Damen geeignet, bilden und die zugleich zu weiterer Kenntnißnahme von den Gesammtleistungen dieses oder jenes Poeten anregen. Das Inhaltsverzeichniß führt folgende Namen auf: E. M. Arndt, K. Beck, Böttger, Chamisso, Dingelstedt, Dräxler-Manfred, Droste-Hülshof, Ebert, Eichendorff, Freiligrath, Geibel, A. Grün, Hartmann, Heine, Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, J. Kerner, Kinkel, Kopisch, Lenau, A. Meißner, Mörike, Mosen, Wilhelm Müller, Wolfgang Müller, Platen, Prutz, Redwitz, Reinick, Rückert, Sallet, Schefer, Schwab, Seidl, Strachwitz, Uhland, J. N. Vogl, Zedlitz. Das Büchlein, in Form der beliebten Miniaturausgaben, ist wert, Salon und Büchersammlung zu schmücken. x.

Unter dem Titel „Die Muse; Blätter für ernste und heitere Unterhaltung“ wird Dräxler-Manfred von Neujahr anfangend in Darmstadt ein Unterhaltungsblatt herausgeben, dessen Zweck sein soll, den Einzelnen sowie den Familienkreisen eine Lectüre der Erholung, Erheiterung und Anregung darzubieten, welche nirgendwie auf dem Gebiet der Politik verweilen, nicht über und in den Tag hinein räsonniren, sondern sich harmlos mit der Zeit beschäftigen und interessante Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart vorführen will. „Die Muse“ will einen geneigten Leserkreis um sich versammeln, dem eine wechselnde geistige Unterhaltung genügt und der in dieser die Wirren des Tages und den Streit der Meinungen vergessen will. Diese Absicht zu erreichen soll Anstand, Mannigfaltigkeit und Wahrheit das stete Streberziel des Herausgebers sein; er möchte sein Blatt von allen Ständen, vom ernsten Geschäftsmann wie von der lebensfrohen Jungfrau, er möchte es nicht blos heute und morgen, sondern auch noch weiterhin gelesen sehen und möchte, wenn er ein Urteil abgibt, sich der Uebereinstimmung der Gebildeten erfreuen. Er verspricht nicht Großes, wiewol nichts leichter ist, als in einem Programm den Mund recht voll zu nehmen; aber was sein Talent und Fleiß, was die Unterstützung begabter Mitarbeiter, auf welche er hoffen zu dürfen glaubt, was eine fünfundzwanzigjährige Thätigkeit und Erfahrung auf dem Gebiete deutscher Literatur vermag, wird er und seine „Muse“ zu bethätigen redlich bemüht sein. Es wird sein Bestreben sein, in dem Blatt nirgend jenen aberwitzigen, absprechenden und verletzenden Ton einreißen zu lassen, welcher so manche Producte der Neuzeit durchweht, sondern durch Einfachheit, Würde und sollten Takt die Sympathien seiner Leser zu gewinnen, denen er sich, wie vielleicht in früheren Wirkungskreisen, als Schriftsteller und als Mensch zu empfehlen wünscht. Es ist ein kleiner neuer Herd, den er sich bauen will: möchten sich Theilnehmende finden, die das Werk fördern helfen, — dem Bauenden kann es für solchen Zweck nicht an Eifer und gutem Willen fehlen! Den Inhalt des Blattes werden bilden: 1. Erzählendes in allen Formen, Novellen, Geschichten und Charakterschilderungen, Lebensbilder, humoristische Skizzen; Gedichte in guter Auswahl; 2. Chronik der Vergangenheit und Gegenwart, mit besonderer Rücksicht auf Leben, Wissen und Kunst, Denkwürdigkeiten aus der Heimat; Gemeinnütziges, insowest es sich zur Darstellung in einem Unterhaltungsblatt eignet; Auszüge aus neuen, interessanten Werken; 3. Feuilleton für Literatur und Kunst, in welchem neue beachtungswerte Erscheinungen im Gebiet der schönwissenschaftlichen Literatur aufgezeichnet und die gelstigen Producte der näheren Heimat, mit Einschluß der aus verwandten wissenschaftlichen Sphären, besprochen und jeweilig Andeutungen über Neues aus dem Bereich der Tonkunst und Malerei gegeben werden sollen. „Die Muse“ erscheint vorläufig zweimal wöchentlich in je einem halben Bogen groß Octav auf gutem Papier mit neuen Schriften. Der halbjährige Pränumerationspreis für Darmstadt sowie für das ganze fürstlich Taxis'sche Postgebiet ist auf fl. 2. 24 kr. festgesetzt.

Am 23. November hat Emanuel Geibel an der Hochschule zu München seine Vorlesungen über Poetik begonnen. Eine äußerst zahlreiche Zuhörerschaft hatte sich im Hörsaal eingefunden und Katheder und Pult waren von Freundeshänden mit Blumengewinden und einem von Rosen durchwirkten Lorbeerkranz geschmückt. Geibel dankte mit hörbarer Beklommenheit für den freundlichen Empfang und sprach dann mit Bescheidenheit über die wissenschaftlichen Leistungen, die seine Zuhörer von ihm, dessen Lebenskraft bei aller Theilnahme an den Forschungen und Ergebnissen der Wissenschaft doch hauptsächlich dem künstlerischen Schaffen geweiht war, zu erwarten hätten, und begann hierauf in allgemeinen Zügen eine Auseinandersetzung der Aufgabe, die er sich in den Vorlesungen über Poetik gestellt. Geibels erstes öffentliches Auftreten hat allgemein günstig gewirkt.

Tabletten.

*** Schiller, der bekanntlich häufig der Dichter der Jugend genannt wird, war kein Freund des Lieblingsvergnügens der Jugend, des Tanzes, denn in einem seiner Liebesbriefe, die in dem literarischen Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen veröffentlicht sind, spricht er sich im Sommer 1788 folgendermaßen aus: „So sehr ich das Vergnügen meiner Freunde liebe, so wünsche ich Sie so selten als möglich auf Bällen. Ich weiß nicht warum, aber ich habe aus reiner Erfahrung, daß ein Vergnügen, welches das Blut so unordentlich erhitzt und das die besseren Menschen den armseligen so nahe bringt und mit ihnen vermischt, die feineren Gefühle und die edleren Genüsse des Geistes gern auf eine Zeitlang hinwegschwemmt. Ich kann mich einer geheimen Furcht nicht erwehren, wenn ich das, was mir lieb ist, durch eine Reihe fliegen sehe, die mir nicht lieb ist. Wenn ich es könnte, ich würde so ungerecht sein, Sie allen andern zu mißgönnen; es ist etwas schönes, sich das, was einem lieb ist, als sein Eigentum zu denken.“

*** In einem Brief von Cordova in Spanien wird gemeldet, daß man am rechten Ufer des Guadalquivir eine beträchtliche Menge Perlenausterschalen entdeckt und in einigen derselben bis zwölf große Perlen gefunden hat. Es ist in Folge dieser Entdeckung eine Gesellschaft zusammengetreten, welche den Fluß in seiner ganzen Ausdehnung untersuchen lassen will.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 29. November. (Zum erstenmal) „Mir fällt nichts ein!“ Originallustspiel mit Gesang in drei Acten von Kaiser. Musik von Eberl.

Dienstag, den 30. November. (Neu einstudirt) Die Montecchi und Capuletti, Oper in vier Abtheilungen. Musik von Bellini.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 286. Dienstag, **30. November 1832.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

3.

Wol dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich weiche Seele!
Schiller.

Wir müssen den Leser um Verzeihung bitten, daß wir ihn von dem natürlichen Gange der Erzählung abführen und ihn mit einer Person bekannt machen, die eine wichtige Rolle in dieser Geschichte spielen wird.

Der Schauplatz ist ein kleines ärmliches Gemach, aus dessen einzigem, eng vergittertem Fenster man die Wipfel riesiger Bäume erblickt, deren Blätter mit unzähligen Tropfen perlenden Thaues bedeckt sind. Dies ist die einzige Aussicht, welche das unwirtliche Gemach bietet. In einer Ecke des Zimmers war ein kleiner Kamin angebracht, auf dem ein spärliches Feuer loderte. Daneben ein alter Großvaterstuhl, der einem ziemlich abschreckenden Weib zum Ruhesitz diente. Ihr graues Haupt deckte eine dunkelfarbige Haube, unter deren mächtigen Spitzen ein paar Augen hervorblitzten, die viel Geist verrieten, aber zugleich eine gewisse Gutmüthigkeit nicht verbergen konnten. Ihr übriger Anzug war sehr einfach, aber reinlich.

Nachdem die Alte einige Zeit, die Hände im Schoos, ruhig da gesessen, erhob sie ihre Augen zur Waisdube, die ihr gegenüber stand. Der Zeiger wies auf neun Uhr. „Jetzt muß sie kommen, sagte sie, und in diesem Augenblick öffnete sich leise die einzige Thüre des Zimmers, die sich sogleich wieder hinter einem schönen Mädchen schloß, welches bleich und zitternd mitten im Gemach stehen blieb und seine thränenden Augen scheu zu Boden senkte. Die Alte stand auf und sagte mit tröstender Miene: Sei ruhig, mein Kind, weine nicht; es wird dir nichts geschehen. — Das Mädchen begann nur noch heftiger zu weinen und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Die Trösterin eilte zu Hülfe und besprigte ihre Stirne mit kaltem Wasser. Dann fuhr sie fort: Deine Thränen sind verzeihlich, du wurdest gewaltsam entführt; aber ich meine nur dein Bestes. Vertraue mir und thue alles, was ich dir rate, es wird nur dein Nutzen sein; aber forsche nicht nach, denn was du erfahren könntest, würde dir den Tod bringen. Du wirst einige Zeit bei mir bleiben müssen, bis ich dich wieder freilassen kann; aber einst wirst du es mir danken, daß ich dich unter meinen Schutz genommen habe. — Um Gotteswillen, gute Frau, schluchzte das Mädchen, sagt mir wenigstens, warum der wilde Mann mich aus dem Park entführte. — Ich habe dir schon gesagt, mein Kind, daß ich dir davon nichts mittheilen kann; doch wiederholt versichere ich, daß dir kein Leid widerfahren wird, so lange du unter meinem Schutz stehst. Ich schwöre dir bei dem Gott, der in unser Aller Herzen liest, daß du nur hier bist, um einer furchtbaren Gefahr zu entgehen.

Die ernsten und doch sanften Worte der Alten milderten einigermaßen den Schrecken des armen Mädchens, das mit einem zutraulicheren, bittenden Blicke erwiderte: Gute Mutter, ich vertraue der Gnade des Himmels und deinem Schwur, daß du einem armen Mädchen nichts zu Leide thun wirst. — So sprichst du recht, liebes Kind; vertraue mir immer. Ich werde es auch deinen Vater wissen lassen, daß du unter meinem Schutz stehst. Er kennt mich und wird es mir danken. Bei diesen Worten glänzte eine Thräne in ihrem Auge, sie lehnte sinnend ihr Haupt auf die weiße Hand und in ihrem Geist schienen alte, süße Erinnerungen aufzutauchen. — Und er wurde ein Mörder ... murmelte sie, wie im Traum vor sich hin, während eine plötzliche Blässe das falbe Gesicht überzog. Dann, mit der Hand über die Augen fahrend, drückte sie die Gedanken zurück und hob im früheren Ton an: Mach' dir nichts aus meinem Kopfhängen, Imelda; ich habe viel, viel erfahren und oft trüben mir die Gedanken daran die Augen. Aber du brauchst eine Stärkung, mein Kind; der plötzliche Schrecken hat dir die Kraft geraubt.

Mit geschäftiger Eile bereitete nun die Alte ein einfaches Mahl. Einige Holzspäne belebten wieder das erlöschende Feuer und bald dampfte eine geräumige Schüssel auf dem eichenen Tisch. Das Mütterchen trocknete sich mit der reinlichen Schürze den Schweiß von der Stirne und ermunterte Imelda, indem sie selbst einen kühnen Angriff auf die leckren Speisen machte. Die schöne Imelda hatte jetzt wirklich all ihre Furcht abgelegt; sie lächelte munter und folgte, ihre gegenwärtvolle Lage gänzlich vergessend, dem Beispiel der Alten.

Wer wollte es auch dem unschuldigen Kinde übel nehmen und nicht vielmehr seine glückliche Anlagenheit, sich mit italienischer Laune in jede noch so mißliche Lage zu schicken, bewundern? — Das weibliche Herz, zumal wenn es in einem jungen, von den Leiden und Tücken der Welt noch unentweihten Busen schlägt, ist nicht so verzagt, als man glauben möchte. Wie haben Beispiele genug, daß das schöne Geschlecht bei Widerwärtigkeiten unvorhergesehener Zufälle den anmaßenden Mann in der Starkmüthigkeit oft weit hinter sich läßt.

6.

Ich schaute', in meiner jungen Brust,
Nach weggenommener Hülle,
Zu finden ungeahnter Lust
Solch eine tiefe Fülle.

Ein solches Meer, solch einen Schacht
Von Regungen und Trieben,
Solch eine Himmelsübermacht
Zu fühlen und zu lieben.

Rückert: Liebesfrühling.

Bei Baron Walter war die Trübsal in ihrer schrecklichsten Gestalt eingekehrt. Wir wollen jetzt nicht den Schmerz von

Vater und Mutter über den Verlust des geliebten Kindes schildern, sondern sagen nur, daß sie nach einigen Tagen vergeblichen Suchens in die Stadt zurückkehrten, woselbst sie sich ganz zurückzogen und selten Besuche empfingen. Nur der spanische Grand kam beinahe täglich und hielt mit dem Baron lange geheime Besprechungen, deren Inhalt für beide nicht sehr angenehm sein mußte, da Don Silvio jedesmal mit ziemlich finsterer Miene fortging und der Baron darauf stets heftigere Anfälle seiner Krankheit erlitt.

Einmal ließ sich der Marquis (Don Silvio schrieb sich seit einiger Zeit mit vielen Eitelkeit auch Marquis von Roullandon) gegen seine Gewohnheit ausdrücklich bei der Baronin melden. Es war an einem Vormittag, als Wilhelm, der die Familie in ihrem Schmerz jetzt nicht verlassen wollte, grade bei der Dame saß und mit ihr zuflose Pläne zur Auffindung des verschwundenen Mädchens machte. Er sah sehr angegriffen aus, man erkannte auf den ersten Blick, daß das Unglück auf ihn nicht blos den Eindruck des Mitleidens, sondern vielmehr eigenen Schmerzes gemacht hatte. Zudem entfiel ihm hier und da ein bedeutungsvolles Wort, so daß der Scharfsinn der Baronin bald herausbrachte, welche Gefühle der deutsche Handlungsreisende gegen ihre Tochter hege. Sie konnte aber deshalb keine Abneigung gegen ihn fassen, zumal sie jetzt über den Besitz eines aufrichtigen Freundes und treuen Beschützers um so erfreuter sein mußte, als sie sich von ihrem schwachen und kranken Gemal wenig Hülfe versprechen konnte.

Dies war die Lage, als Don Silvio gemeldet ward. Die Baronin konnte ihre Ueberraschung und ihren Unwillen nicht verbergen, eben so wenig Wilhelm, der, seit er den Marquis zum erstenmal gesehen, eine unwillkürliche Abneigung gegen den vornehmen Spanier gefaßt hatte. Ein gewisser Instinct, wenn man sich so ausdrücken darf, sagte ihm, daß er von diesem Menschen sich nichts gutes erwarten könne. Uebrigens mochte ihm auch etwas von den Gerüchten zu Ohren gekommen sein, die allerdings nicht günstig für den Marquis, in den höhern Cirkeln der Stadt umherschlichen.

Man hatte jedoch keinen Vorwand, den Spanier abzuweisen, und so ward sein Besuch angenommen. Er trat mit dem feinsten Anstand ein und begehrte suchten Wilhelm und die Baronin in seinen kalten Mienen und grünlichgrauen Augen die Ursache des Besuches zu lesen.

Man setzte sich und Don Silvio begann nach einer kurzen Pause, in welcher er mit seinen weißen Handschuhen spielte, in der That aber seine Gedanken sammelte: Sie verzeihen, gnädige Frau, daß ich es wage, die Einsamkeit Ihres Schmerzes zu stören und Ihnen meine aufrichtigste Theilnahme auszusprechen, wobei ich jedoch nicht umhin kann, die Hoffnung auszudrücken, daß die eifrigen Nachsuchungen Ihrer Freunde vom besten Erfolg sein werden; ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß ich alles aufbieten werde, um Ihnen bei Ihren Nachforschungen behülflich zu sein. — Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet für Ihre Zusicherung, erwiderte die Baronin, und hoffe mit von Ihrer Hülfe größeren Erfolg, als ich bis jetzt mit meinen schwachen Kräften erreicht habe. — Haben Sie bis jetzt wirklich noch keine Spur von dem Mädchen erhalten? fuhr Don Silvio fort, indem er einen durchdringenden Blick auf die Baronin warf. — Sie schien einen Augenblick verlegen, sagte aber schnell mit fester Stimme: Dieser Herr, mein bester Freund, hat seine Bemühungen mit den meinen vereinigt; es ist uns aber, wie gesagt, leider noch nicht gelungen, auch nur den unscheinbarsten Faden aufzufinden, an dem wir unsere Nachsuchungen fortleiten könnten. — Die gnädige Frau spricht die vollkommenste Wahrheit, bestätigte Wilhelm.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Frankfurts Vergangenheit.

Mitgetheilt von ψ.

Geschichte der Juden in Frankfurt am Main.

(Schluß.)

Ungeachtet der drückenden Lage, in welcher sich die Juden befanden, vermehrte sich die Zahl derselben in dieser Zeit in unbegreiflicher Weise und im Jahr 1711 war dieselbe auf 14,100 Köpfe gestiegen; im Jahr 1773 befanden sich nach der Erklärung des Raths an den Reichshofrat 15,000 in der Stadt.

In der so übermäßig mit Bewohnern angefüllten Gasse brach am 14. Januar 1711 in der Behausung des Rabbinerz Feuer aus, welches bei heftigem Wind in vierundzwanzig Stunden das ganze Judenquartier mit 500 Gebäuden in Asche legte. Die Bewohner mußten Obdach bei den Christen aufsuchen, die bei der allgemeinen Annahme, daß das Feuer durch Juden veranlaßt worden, und bei der Besürchtung, dieselben möchten die Behausung ihrer Wirte anzünden, ihrem Haß bei jeder Gelegenheit freien Lauf gestatteten. Die Bürger hatten vielfach die Drohung ausgesprochen, daß sie, wenn ein Feuer bei einem Christen ausbreche, die im Hause wohnenden Juden todtschlagen und ins Feuer werfen würden. Kaiser Josef I. erließ deshalb einen Schutzbrief an den Rat, worin derselbe für die den Juden durch die Bewohner zugefügten Mißhandlungen und Schaden bei schwerer Ahndung verantwortlich gemacht wurde. Bereits im Jahr 1713 war der größere Theil der Gasse wieder aufgebaut; da aber die Juden bei dieser Gelegenheit versuchten, ihr Quartier durch Bebauung dieser aufgekauften Grundstücke auszudehnen, entstand zwischen denselben und dem Rat ein langwieriger Rechtsstreit, welcher durch eine kaiserliche Resolution dahin beendigt wurde, daß man für diesen Fall die Juden von den Vorschriften der Stättigkeit dispensirte. Von da an bis zu Ende des Jahrhunderts fanden unaufgesetzt Processe zwischen Magistrat und Judenschaft statt, wobei sich denn der erstere über die Anmaßung der Juden und diese sich über die Bedrückungen des Magistrats beschwerten.

Im Jahr 1774 am 29. Mai verheerte eine Feuersbrunst einen bedeutenden Theil der Judengasse; den Bewohnern wurde erlaubt, bis zur Herstellung der abgebrannten Gebäude einstweilen bei Christen sich einzumieten. Da aber mehrfacher Verordnung ungeachtet der Aufbau der Häuser verzögert und in weite Ferne gezogen wurde, so wurde bei der hierdurch in der Bürgerschaft entstandenen Aufregung den Betreffenden am 13. Februar 1767 strengstens befohlen, sich bis Ende des Mai's wieder in die Judengasse zurückzubegeben.

In Folge der Besichtigung der Stadt durch den französischen General Kleber in der Nacht des 13. Juni 1796 brannten von der Judengasse 140 Häuser ab, an deren Stelle die neue Judengasse erbaut wurde. Der Schaden ward über eine Million Gulden gerechnet.

Bis zu den Zeiten der Regierung des Fürsten Primas blieb der traurige Zustand der Juden stets derselbe. Ihr Nahrungserwerb beschränkte sich auf Geldgeschäfte, kleinen Handel und Schacher; sie durften keine Läden haben, und nur noch in der Fahrgasse konnten sie theils auf der Straße, theils im ersten und zweiten Stock der Häuser ihren Waarenhandel betreiben; der Schulunterricht war schlecht, weshalb die wohlhabenderen israelitischen Familien ihre Kinder in die Schulen der Lutheraner schickten. Die Kleiderabzeichen waren zwar erlassen, dagegen mußten die Juden, um als solche kenntbar zu sein, Mäntel und Bärte tragen und durften weder Waffen noch Stöcke bei sich sehen lassen.

In den ersten Regierungsjahren des Fürsten Primas war die jährlich durch den Ratsschreiber in der Synagoge verlesene Stättigkeit noch gültiges Gesetz. Als aber der Großherzog bei seinen beständigen peinlichen Geldverlegenheiten der Hülfe dringend bedurfte, schloß er am 16. December 1811 mit den Juden wegen ihrer Abgaben an die Stadtgemeinde, ohne Mitwirkung derselben, eigenmächtig einen Ablösungsvertrag und ertheilte ihnen einige Tage später, am 28. December 1811, sammt und sonders das Bürgerrecht und eine völlige Gleichstellung mit der christlichen Bevölkerung der Stadt.

Aber schon nach wenigen Jahren verloren die Juden diese kaum erworbenen Rechte. Denn als die Stadt durch die verbündeten Fürsten ihrer früheren Selbständigkeit und Verfassung zurückgegeben worden war, wurden sämmtliche unter der fürstlichen Regierung erlassenen Verfügungen und Verordnungen bis auf einige wenige für ungültig erklärt. Die Juden traten in ihre früheren Verhältnisse unter einigen zeitgemäßen Modificationen zurück und die am 18. October 1816 angenommene Constitutionsergänzungsacte erklärte im Artikel 8: daß durch eine von Senat und Bürgerausschuß zusammenzusetzende Commission ein dem Zeitgeist und der Billigkeit entsprechendes Regulativ der bürgerlichen Rechte der hiesigen Einwohner jüdischer Confession unverzüglich entworfen werden sollte.

Im Sommer des folgenden Jahres 1817 war die letzte Verfolgung der Juden. In den meisten größeren und kleineren Städten Deutschlands hatte sich in den unteren Schichten der Bevölkerung der Judenhaß in groben Excessen gegen die jüdischen Bewohner kundgegeben. Auch hier wurde das Judenquartier durch aufgeregte Pöbelhaufen überfallen und mehre Häuser derselben theilweise zerstört; durch das kräftige Auftreten der bewaffneten Bürgerschaft wurde jedoch den Unordnungen gesteuert und weiteres Unglück verhindert.

Nachdem die Judengemeinde ihre Beschwerden gegen den Senat wegen Entziehung ihrer wolerworbenen Rechte der Bundesversammlung überreicht hatte, endete der mehrjährige Streit nach vielfachem Schriftenwechsel mit dem vom Senat am 2. September 1824 publicirten Gesetz, nach dessen Inhalt alle hier seßhaften Juden als israelitische Bürger mit wenigen Modificationen in allen privatbürgerlichen Beziehungen mit den Bürgern hiesiger Stadt gleich behandelt werden sollen. Diese Modificationen sind hauptsächlich die Beschränkung der jüdischen Ehe auf fünfzehn im Jahr, das Verbot, mehr als ein Haus oder einen Garten besitzen zu dürfen, und das Verbot des Handels mit Brennholz, Frucht, Fourage und Mehl. Aber auch diese Modificationen wurden vom Jahr 1824 bis 1848 nach und nach durch Gesetze aufgehoben, so daß im Anfang des letztgenannten Jahres in der That vollkommene Gleichstellung in privatbürgerlicher Hinsicht herrschte. Am 20. Februar 1849 erfolgte auch die politische Gleichstellung, welches Gesetz jedoch kürzlich außer Wirksamkeit gesetzt wurde.

Nach der letzten statistischen Aufstellung befinden sich im hiesigen Bürgerverband 3237 Juden, 1759 männlich und 1478 weiblich.

Briefe.

92.

m **Weimar**, im November.

Hector Berlioz und eine Festwoche.

Es war vor nun beinahe zehn Jahren, als der Franzose Hector Berlioz eine musikalische Reise durch Deutschland machte; er beschrieb sie damals in geistvollen und gemütsinnigen Briefen im Journal des Débats, die wol manchem noch in der Erinnerung haften werden. Auch der „Dichterstadt", wie er Weimar nannte, war ein Theil jener Reise gewidmet. Hier hatte er Freude genossen und verbreitet, hier hatte er alte Freunde (darunter den würdigen Chelard) wiedergefunden und neue sich erworben, die seinen Wert kannten, noch ehe sie seine Person kannten, unter den letzteren voraus den Componisten und Theoretiker Lobe, jetzt Professor in Leipzig, den Berlioz mit der schönen Bezeichnung: „le type du véritable musicien allemand" ehrte. Lobe war der ersten einer gewesen, die zu jener Zeit, noch ehe Berlioz Deutschland gesehen, den Mut gehabt, öffentlich für ihn in die Schranken zu treten und den Landsleuten des Künstlers wie dem musikalischen Deutschland seine Bedeutung laut zu verkünden, namentlich in einem geistreichen, treffenden Artikel über die Ouvertüre zu den „Vehmrichtern", dieses außerordentliche Werk. Seinen damaligen Aufenthalt in Weimar beschrieb Berlioz im dritten Reisebrief, gerichtet an Franz Liszt, der zu jener Zeit uns noch nicht angehörte. Der Componist Hector Berlioz blieb hier ein lieber Bekannter, wie es der Mensch Berlioz geblieben. In den letzten Jahren führte Liszt ein großes simsonisches Tonwerk, vor nicht langer Zeit die Oper „Benvenuto Cellini" seines französischen Freundes vor. Ueber letztere Tondichtung habe ich in diesen Blättern gesprochen.

Wir sahen jetzt Berlioz von neuem in unserer Mitte; es war seine zweite musikalische Reise nach Deutschland, die aber nur Weimar galt. Dieser zweite, den Zeitraum einer Woche umschließende Aufenthalt gehört zu den freudigsten Ereignissen in unserm musikalischen Leben, wol auch im Leben des Künstlers. Franz Liszt hatte sich jetzt zum theilnehmenden, mithandelnden, ja zum vorzugsweise handelnden Zeugen gemacht; ihm verdanken wir diese zweite Einkehr des Gastes. Berlioz hat die Achtung und Verehrung vor seinem gewaltigen Künstlergeist zu dem Höhepunkt gehoben, der ihm gebürt, und der Liebe zu dem liebenswürdigen, edlen Menschen neue, dauernde Nahrung gegeben. Eine zweimalige Aufführung von „Benvenuto Cellini" und ein großes Concert unter eigener Leitung des Meisters bildeten den künstlerischen Kernpunkt der ihm gewidmeten Woche. Jenes dramatische Werk, dessen Wert schon die früheren Aufführungen gezeigt, trat, auch diesmal unter Lisźts Direction, in seiner ganzen Eigentümlichkeit, in seinen mannigfachen hohen Schönheiten jetzt doppelt nahe an uns heran, wo alle Kräfte sich anspannten, seinen Inhalt erschöpfend wiederzugeben. So fand es denn, bei einer in jeder Hinsicht ausgezeichneten Darstellung, in welcher namentlich auch die überaus große Aufgabe der Hauptrolle durch unsern Heldentenor Beck mit künstlerischer Erfassung und mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Stimmmittel trefflich gelöst ward, den durchgreifendsten Beifall, der sich zu wiederholtem Hervorruf des Componisten und zuletzt auch Lisźts steigerte. Das große Concert leitete Berlioz selbst mit einer mustergültigen Sicherheit, Feinheit, Beherrschung und Begeisterung, die alle Ausführende, insonderheit den ganzen Orchesterkörper, beseelend durchströmte. Noch nie haben wir ein gediegeneres, feurigeres, besonneneres und überhaupt charakter- und lebensvolleres Zusammenwirken gehört, als an jenem denkwürdigen Kunstabend, noch nie sind wir Zeuge einer begeistertern und woloerdientern Aufnahme des vollendet Gegebenen gewesen. — Der Abend — einem edlen Zweck, dem Wittwenpensionsfonds der Kapellglieder, gewidmet — war mit zwei Compositionen von Berlioz ausgefüllt, zweien seiner schönsten: der dramatischen Vocal- und Instrumentalsinfonie „Romeo und Julia" und den beiden ersten Abtheilungen seiner Legende: „Fausts Höllenfahrt". Die Bedeutung des Künstlers als Instrumentalcomponist ist vielleicht jetzt erst, nach diesen Gaben, im vollen Umfang ermessen, begriffen und gewürdigt worden. Wir müssen uns an dieser Stelle auf diese flüchtigen Andeutungen beschränken.

Von außen her waren Freunde und Verehrer des Künstlers gekommen, darunter Lobe und Brendel von Leipzig, Griepenkerl von Braunschweig. Der letzte Tag des Aufenthalts von Berlioz in Weimar, der 22. November, war durch ein von Liszt veranstaltetes Festmahl bezeichnet, ein würdiger Schluß zu Ehren des Gastes. Ein zwischen Blumen prangendes schönes Porträtmedaillon des Gefeierten, aus der kunstreichen Hand des hiesigen Bildhauers Hoyer, die Ueberreichung eines silbernen Taktirstabs von Seiten der Kapelle und eine Reihe zum Theil kreuziger, sinniger Trinksprüche bildeten die äußeren Kundgebungen der Stimmungen und Gefühle, welche der Freudentag erzeugte. Unter jenen Toasten ist der von Liszt auf Berlioz und derjenige von Griepenkerl auf Liszt hervorzuheben. Aus den beziehenden, geistvollen Worten Griepenkerls können wir uns nicht versagen, nachstehende hier mitzutheilen. „Es hat uns, die Fremden, mit Bewunderung erfüllt, wie hier in Weimar unter der Munificenz einer hochsinnigen fürstlichen Familie alle die Worte Schillers zu ihrem Wahlspruch gemacht haben: Lebet im Ganzen; immer strebt zum Ganzen! — Diese Solidarität, womit hier in Weimar gehandelt worden, Einer für Alle und Alle für Einen, scheint uns im gegenwärtigen Augenblick ohne Beispiel zu sein, — kurz die Fremden haben den geistigen Eindruck empfangen, daß sie in Weimar sind, unter Ihnen, Weimaraner. Es ist kein Sprung im zweideutigen Sinn, es ist ein Sprung mitten in die Sache hinein, wenn die Fremden in der hervorragenden Persönlichkeit eines Franz Liszt das Centrum dieses schönen Kreises erblicken; und Sie, Weimaraner, verschmähen es, die allzählige Geschichte von dem Gelten des Prosten in seinem Vaterland unter sich zu spielen. Mit seltener Hingabe an die Sache sehen wir Franz Liszt seit Jahren wirken, und das ist der Adel seines Strebens: Wo die Welt geliebt,

das Strafende zu schwören

Und das Erhabne in den Staub zu ziehn, —

da dachte er, wie der Dichter spricht:

Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

„Und Franz Liszt hat ihn gefunden, diesen edlen Sinn in Weimar. Mit derselben Ausdauer, mit derselben liebenswürdigen Hartnäckigkeit, demselben magnetischen Eigensinn trat er für einen zweiten Verkannten in die Schranken, für Hector Berlioz, einen Künstler, an dem „mehr gesündigt worden, als er sündigte". Franz Liszt hat den vor neun Jahren zu Leipzig gegen Berlioz erhobenen Schrei: „Steiniget ihn! steiniget ihn!" zu Schanden gemacht. Von dieser Berlioz-Woche zu Weimar wird das Urteil datiren, daß Hector Berlioz der größte Instrumentalcomponist der Gegenwart ist, der Bruder Beethovens,* gesendet in einem Augenblick, wo ein neues Gesicht an dem Janushopf der Zeit springt und das alte über Gräbern die Augen schließt."

Von höchster Stelle wurde Berlioz mit dem Ritterkreuz des Falkenordens verdienterweise geschmückt und geehrt. Er hat uns jetzt verlassen, aber sein Andenken dauernd neu gegründet.

* Solche Uebrschwenglichkeiten zu vertreten, wird man füglich dem Aesthetiker Griepenkerl überlassen müssen.

D. Red.

Tabletten.

*** In verwichener Woche wurden wieder zwei Planeten entdeckt. Den einen entdeckte ein deutscher Hysterienmaler, Hermann Goldschmidt, von Frankfurt am Main, der seit achtzehn Jahren in Paris wohnt, am 15. November mit einem gewöhnlichen Fernrohr und nannte denselben auf Vorschlag Arago's: Eutetia. Er steht im Bilde des Widders und gehört zur achten bis neunten Größe. Der bekannte Astronom Hind, der schon sechs Planeten entdeckte, fand am 16. November den siebenten, der vom angeführten ganz verschieden ist und noch keinen Namen hat. Es gibt demnach jetzt schon zweiundzwanzig Planeten.

*** Unter dem Namen Riesenkartoffel erhielt Daguerreotypist Beckmann in Leipzig im Jahr 1848 aus Amerika eine Kartoffel, welche sich durch manche Vorzüge vor allen bei uns bekannten Sorten auszeichnet. Sie stammt aus dem Staat Wisconsin im Nordamerika und hat sich bis jetzt, obgleich man sie absichtlich zwischen kranke Kartoffeln pflanzte, kerngesund erhalten. Die Frucht ist etwas größer als unsere gewöhnliche Kartoffel, länglich rund, mit roter Schaale, inwendig gelb wie Eidotter, mehlreich und von vorzüglichem Geschmack, so daß sie für Brennereien und für Wirthschaften gleich vortheilhaft zu verbrauchen ist und deshalb wol die Beachtung der Oekonomen verdient. Das Kraut erreicht die enorme Höhe von 12 bis 14 Fuß (im Acker die Hälfte), weshalb diese Kartoffel, da sie gegenwärtig noch zu den Seltenheiten gehört, auch als Schatten bringende Gartenpflanze verwandt werden kann. Blüten findet man sehr wenige am Kraut und nur vereinzelt, jedoch bringen sie keine Samenknollen. Jede Frucht kann, wie die gewöhnliche Kartoffel, in so viele kleine Stücke geschnitten werden, als Augen daran sind, so daß man mit einem Pfund ungefähr 30 Quadratfuß bestecken kann. Bei der Aussaat thut man wol, dieselben dicht zu stecken und später zu versetzen; in sandigem, wenig gedüngten oder ausgemergelten Boden gedeiht sie am besten, so daß man sie auf ungedüngtes Stoppelfeld setzen könnte. Herr Beckmann hat bis jetzt von der einzigen Kartoffel, welche ihm zu Theil wurde, etwa drei Centner geerntet und verkauft das Pfund zu 25 Neugroschen.

*** Während London für 2 Millionen Einwohner nur 23 Theater besitzt, zählt Paris für 1 Million 26, die zusammen für 84,000 Besucher Raum haben. Dazu kommen aber noch hundertsechshundfünfzig öffentliche Vergnügungsörter, in denen man Gesang oder dramatische Unterhaltung oder Tanz findet, und welche im Durchschnitt von 24,000 Personen täglich besucht werden. Auch leben in Paris acht- bis neunhundert Schriftsteller und Componisten, die ein Werk oder mehre zur Aufführung gebracht haben.

*** Bei Garrard, Panton Street, Haymarket in London, sind die Orden, Marschallsstäbe und andere derartige Auszeichnungen des Herzogs von Wellington ausgestellt. Unter denselben, die äußerst kostbar sind, befindet sich auch das blaue Band (cordon bleu) des französischen Heiligengeistordens mit dem Kreuz in Diamanten, das auf 30,000 Pfund, ungefähr 205,000 Thaler, geschätzt wird.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 30. November. (Zum erstenmal) „Mir fällt nichts ein!" Originallustspiel mit Gesang in drei Acten von Kaiser. Musik von Eberl.

Mittwoch, den 1. December. (Neu einstudirt) Die Montecchi und Capuletti, Oper in vier Abtheilungen. Musik von Bellini.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 287. Mittwoch, 1. Dezember **1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Der Marquis maß ihn mit einem Blicke, der Geringschätzung ausdrücken sollte, jedoch an der festen Miene des Deutschen erfolglos abprallte. Der ehrenwerte Spanier war sichtlich verstimmt und schwieg. Wilhelm nahm das Wort wieder auf: Vielleicht könnten Sie uns, Herr Marquis, in dieser verwickelten Angelegenheit auf einen sicheren Boden leiten. Von Ihrem bekannten Scharfsinn läßt sich nichts anders hoffen. — Im Gegentheil, mein Herr, erwiderte Don Silvio scharf, ich erwartete sicher von Ihnen und der Frau Baronin einige Andeutungen, an die ich meine eigenen Nachforschungen knüpfen wollte. — In diesem Fall haben Sie bereits alles erfahren, was wir Ihnen zu geben haben. — Der edle Marquis konnte seinen Ingrimm nicht mehr verbergen. Mit bebender Stimme sagte er: Wie, mein Herr, so begegnen Sie meinen Anerbietungen, Ihnen bei den Nachforschungen hülfreiche Hand zu leisten? — Wir werden nicht so undankbar sein, sprach die Baronin dazwischen, Ihre gerechten Anerbietungen zurückzuweisen. Sie legte auf das Wort „gerecht“ einen Nachdruck, den der scharfsinnige Spanier nicht mißverstehen konnte. Er gab sich jedoch den Anschein, die Anspielung überhört zu haben, und antwortete mit unbefangener Miene: Es freut mich, gnädige Frau, daß Sie meinen Versprechungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und keine andere Absicht darin vermuten, als die, Ihnen hülfreich an die Hand zu gehen.

Jeder Theil fühlte jetzt das Peinliche, ein Gespräch fortzusetzen, das keinem die Hoffnung zur Erreichung der angestrebten Erklärungen gewährte. So griff denn Don Rio Silvio nach Hut und Stock und empfahl sich. Während er sich entfernte, kniff er sich heimlich in die Lippen und murmelte: Verwünscht, auch da geht es nicht. Josef sagt, er wisse nichts von seiner Tochter, sein Teufel von Weib sagt dasselbe und ich bin mystificirt. Sollte etwa der Schurke, der bei ihr ist, im Spiel sein?... Der muß fort. Auf jeden Fall habe ich heute nichts ausgerforscht.

Nachdem der Marquis sich entfernt hatte, sagte die Baronin mit bekümmerter Miene: Mein lieber Wilhelm, mir graut vor dem Menschen, ich weiß nicht warum; seine täglichen Besuche bei meinem Mann erschrecken mich. Ohne eine Absicht ist er auch gewiß nicht zu mir gekommen... ich weiß nicht welche. Wenn er Absichten auf Imelda... — Wenn er sie lieben sollte, schrie Wilhelm in schreckhafter Aufregung, wenn er sie lieben sollte, so stoße ich ihm diesen Dolch durchs Herz. Damit zog er einen scharf geschliffenen Dolch aus dem Busen und schwenkte ihn durch die Luft.

Eine plötzliche Erschöpfung folgte auf die heftige Extase; er ließ den Dolch zu Boden fallen und sank in einen Lehnstuhl. Die Baronin hob das gefährliche Instrument auf. Auf seinem elfenbeinernen Griff war der Name Imelda eingravirt. Damit war das Geständniß gethan. Wilhelm sank auf ein Knie vor der Baronin und erhob bittend seine Augen. Der Blick sprach beredter als viele Worte. Die Baronin breitete leguend ihre Hand über sein gebeugtes Haupt und sprach: Wenn je meine arme Tochter wieder gefunden wird und der Vater seinen Segen nicht verweigert, so ist sie dein, Wilhelm. Wenn anders, setzte sie nach einer Pause lächelnd hinzu, wenn anders von Seite des Mädchens selbst kein Hinderniß unserm Plan entgegentritt...

Das Roth, das Wilhelms Wange färbte, und der fröhliche Glanz seines Auges gaben zur Genüge zu erkennen, daß er sich in Betreff dieser letzten Bedingung nicht viel ängstliche Gedanken mache.

7.

Ich will das Paradies vollkommen machen:
Zum völ'gen Paradies gehört die Schlange.
Oehlenschläger: Correggio.

Der Marquis v. Roudlandon hatte nicht blos ein einziges Quartier in der Stadt B—. Er besaß deren mehre in jedem Stadttheil, die ihm je nach Erforderniß seiner mannigfaltigen Pläne zum zeitweiligen Aufenthalt dienten. Davon wußte aber niemand außer uns und Don Silvio selbst. So schlug er denn jetzt, nachdem er noch das Haus des deutschen Barons mit einer kräftigen Verwünschung drehet hatte, den Weg in ein anscheinbares Seitengäßchen ein, bei dessen Anblick jedem andern als dem Marquis übel zu Mut geworden wäre. Die Häuser hatten eine äußerst lumpige Gestalt, mit welcher die verdächtigen Physiognomien der wenigen Menschen, die man erblickte, keineswegs contrastirten. Die gesagt, der hochsinnige Grand schien jedoch mit diesen Kleinigkeiten vollkommen vertraut und setzte, den Kopf ein wenig in seiner schwarzen Mantille verkleidt, gleichgültig seinen Weg fort. Da hatte er das Glück oder Unglück, daß ihm ein Mensch begegnete, den er zu kennen glaubte. In der Hand dieses Mannes, eines ächt italienischen Burschen von wildem, kühnem Aussehen, glänzte etwas Weißes, das so wie ein gefaltetes Billet schienen mochte. Dies nebst dem hastigen Gang des Briefträgers gab dem Marquis den besten Anlaß, nach seiner Gewohnheit halblaut in das seidene Unterfutter seiner Mantille hineinzureden: Den verdammten Spitzbuben kenne ich; die alte Hexe schickt mir ihn auf allen meinen Wegen entgegen, um meine Pläne zu durchkreuzen. Weiß der Teufel, was sie jetzt wieder im Schilde führt; gewiß nichts gutes. Wir wollen doch 'mal sehen, was in dem Billet steht, vielleicht ist es mir von Nutzen.

Nachdem dieser löbliche Vorsatz gemacht war, stand der edle Marquis grade vor dem Italiener. Mit einem raschen Griff

hielt er demselben ein niedliches Stilet vors Gesicht und sagte mit gedämpfter Stimme: Bursche, gib schnell das Billet, oder du bist des Todes. — So ist's nicht gemeint, erwiderte der Angefallene, ohne eine Miene zu verziehen. Mit Blitzesschnelle hatte auch er seinerseits den Dolch hervorgezogen. Ein kurzer Kampf entspann sich und endete damit, daß der Briefträger zu Boden sank. Ein Blutstrom färbte das Billet, das er mit der letzten Kraft ans Herz preßte. Der Marquis entwand ihm das Papier aus der schlaffen Hand mit geringer Mühe und ging weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Einige vorübergehende Männer, deren Aussehen nicht sehr einnehmend war, hoben den Verwundeten auf und trugen ihn in die nächste Taverne. Den Spanier zu verfolgen kam niemanden in den Sinn. Dieser hielt bald vor einem Hause, welches das beste in der Gasse zu sein schien. Auf ein leises Pochen öffnete sich die Thüre. Ein Diener geleitete den Herrn auf sein Zimmer. — In einer Viertelstunde soll Bartolo zu mir kommen, sagte Don Silvio und winkte dem Diener abzutreten. Darauf warf er sich in einen bequemen Lehnstuhl und zog das bluttriefende Billet aus der Tasche. Wir wollen 'mal sehen, ob's uns was angeht, murmelte er und erbrach das Siegel. Die Züge waren unverkennbar von weiblicher Hand, Aufschrift und Unterschrift jedoch fehlten; der Inhalt der Zeilen war folgender: „Eure Tochter ist in Sicherheit. Zu wissen, wo sie ist, würde Euch keinen Nutzen, wol aber Schaden bringen. Sobald es sich mit ihrem Heil vereinbaren läßt, wird sie ungefährdet wieder zurückkommen."

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Skizzen aus meinem Tagebuch.)

Mitgetheilt von Dr. Rudolph Mettler.

III.

St. Cloud, den 2. Mai 1852.

Marktfest in Versailles. — Die Gemächer und Gallerien des Schlosses. Rückweg über Ville d'Avray.

Das heutige Marktfest in Versailles hatte eine Menge Menschen angelockt, aus Paris und allen Eisenbahnstationen des rechten und linken Seineufers. Die Witterung war erwünscht; ich gesellte mich daher zu der oft begangenen Pilgerfahrt und legte für 16 Sous binnen einer kleinen halben Stunde im schönen Wagen erster Klasse die Strecke von St. Cloud nach Versailles zurück. Wie billig und bequem, wie schnell und pünktlich fährt man auf französischen Eisenbahnen im Vergleich mit mehren belgischen und deutschen Schienenwegen.

Der Markttrödel konnte mich nicht befriedigen: man sieht dergleichen Scenen hinreichend in den elyseeischen Feldern und an andern öffentlichen Plätzen von Paris. Spiel ist die Hauptsache dabei — Spiele jeder Art. Hier zeigt ein Bild, größer als die ganze Bretterbude, über der es schwebt, was verschiedene mehr oder weniger berühmte Athleten dem Publikum vorzuspielen gedenken; dort sieht man Kriegsscenen, worin natürlich der Franzose Sieger spielt, und zwar mit verhältnißmäßig kleiner Mannschaft gegen eine große Feindesmenge. Man zeigt allerlei Spiele, Taschenspielerkunststücke auf und außer der Bühne; und wer nicht Spiele sehen mag, der treibt sie selbst, sollte er auch nur für wenige Sous einige trockene Macaronen zu gewinnen suchen. Ich habe nirgends mit solcher Lust und Leidenschaft Jung und Alt, hohe und niedere Klassen spielen sehen wie in Frankreich. Man spielt mit Worten und spielt mit der Liebe, ohne grade immer Wort- und Liebesspiele zu Tage zu fördern. Man spielt um Glück und Ruhe, um Reichtum und um Ehre, um Scepter und Krone — unermüdlich, ohne Reue, ohne Besserung. Selbst im Schloß zu Versailles und dessen berühmten Gemäldegallerien, welche die Geschichte Frankreichs darstellen, ist und wird Spiel getrieben. Man sieht hier augenscheinlich, daß in allen Zeitaltern Franzosenruhm die größte Rolle spielt und Frankreich stets ein großes Spiel gewagt. Doch wie man Frankreich sehr oft mitgespielt, ist selbstverständlich hier verschwiegen.

Mit dem größten Interesse habe ich stets die großartigen Werke berühmter Maler in den Gallerien, wo die Großthaten Frankreichs von Clovis Regierung bis zum Sturz Ludwigs XVI. dargestellt sind, und in den Sälen ersten Stocks, welche die Revolution von 1789, die Schlachten der Republik und Siege des kühnen Eroberers der Reihenfolge nach zeigen bis zum Regierungsantritt Ludwig Philipps, beschauet und bewundert, so ganz geistig darin gelebt habe ich aber nie. Ewig indeß wird es ein unschätzbares Verdienst Ludwig Philipps sein, die Geschichte seines Landes hier in verständlichen, der großen Menge zu Herzen sprechenden Bildern, allen Franzosen zur Belehrung und Beispielnehmung vorgeführt zu haben. Mich sprachen jedoch die Porträte in der Attika mehr an; diese Zusammenstellung aller großen Geister und Berühmtheiten jeglicher Zeiten und Länder fesselten mich stets aufs neue. So auch die Zimmer Ludwigs XIV. Sie repräsentiren mit ihren einzelnen Reliquien, Gemälden und Figuren die ganze Geschichte eines großen Königs, eines großen Zeitalters. Ganz natürlich umschweben uns die Geister jener Zeit, man lebt wieder mit und unter ihnen, wenn man die Räume des Schlosses durchwandelt, sich im Garten Lenotre's ergeht und endlich Ruhe sucht im englischen Park des kleinen Trianon. — Das durch ein rundes Fenster, ein sogenanntes Ochsenauge erhellte Vorzimmer Ludwigs XIV., das oft erwähnte **Oeil-de Boeuf**, daneben die große Spiegelgallerie, die „**Salle des Gardes**", „**Salle du Roi**", „**Salle de la Reine**", „**Salle de la Paix**", „**Salle de la Guerre**" und „**Salle du Trône**", kurz alle diese Gemächer, für die Bequemlichkeit, den Glanz und das Vergnügen jenes prachtliebenden Monarchen geschaffen, erzählen uns beredt und nunmehr unparteiisch von ihren damaligen Bewohnern, von Genie, Macht, Ruhm und Tugend. — Da discutiren in der großen Spiegelgallerie die Herzogin von Burgund, die Prinzessin von Soubise, der Herzog von Berry, Henriette von England, Vendome, Beaufort und der große Condé lebhaft über die jüngsten Ereignisse: über die Belagerungen von Dôle, Lille und Luxemburg, über die Einnahme von Namur, Tournay, Valenciennes und den Rheinübergang. Alle Figuren französischer Kriegshelden und Sieger jener Zeit taugen der Reihe nach vor uns auf: der Marschall Crèqui, Turenne, Catinat, Tourville, Luxemburg, Villars, Graf d'Estrées und Jean Bart; und um die Stufen des Throns schaaren sich die Fürsten der Wissenschaft, die Halbgötter der Kunst: Bossuet, Fléchier und Bourdalone, deren mächtige Beredsamkeit so oft die Großen der Erde niederdonnerte; Fenelon, der Lehrmeister der Könige; Lafontaine, Labruyère, Molière und Larochefoucault, die gefürchteten, unbarmherzigen Sittenrichter mit ihrer, alle Leidenschaften, Laster, Mißbräuche und Sittenlosigkeiten geißelnden Satire; die unsterblichen Dichter Corneille und Racine; die gelehrten Cassini, Descartes, Pascal und Condillac; die Künstler Lesueur, Lebrun, Coustou, Puget und Girardon. — Im Schlafgemach Ludwigs XIV., wo seit des großen Königs Tode niemand mehr geschlafen, erinnert uns noch manches an die Launen und Neigungen des alten Ludwig. Die strenge Frau von Maintenon, die einst verführerische Wittwe des krüppeligen Satirikers Scarron, hat alle Verräter der Leidenschaften des jungen Ludwigs ohne Gnade vertilgen lassen. Die Grazien und

Amouretten mußten sich verschleiern oder verschwinden; Betpulte, Familienporträte und Gemälde aus der biblischen Geschichte vertreten jetzt ihre Stellen. Sonderbare Contraste im Leben dieses geistreichen, schönsinnigen Königs, um so auffallender dem jetzigen Beschauer dargestellt, da einige Reliquien, unpassenderweise hier placirt, noch lebhaft an die Sitten des galanten und liebenden Ludwig erinnern. Dieses rote Sammtkissen zum Beispiel, auf dem Tisch links vom Kamin, ist das nämliche noch, auf welches man einst jeder Abend einen grünseidenen Beutel mit Hemd und Taschentuch niederlegte. Wollte der König nun der Königin einen Besuch abstatten, was freilich nicht häufig geschehen sein soll, so mußte der erste Kammerdiener diesen seidenen Sack der ersten Kammerfrau einhändigen, und Tags darauf kehrte der Beutel geleert an seinen Platz zurück.

Eine weit decentere Methode soll der weniger decente Ludwig XV. angewendet haben, indem er bei ähnlichen Intentionen nur eine Stecknadel auf ein bestimmtes Nadelkissen zu befestigen pflegte. Im Fall des Einverständnisses steckte dann die Königin ebenfalls eine Nadel daneben. Bekanntlich hörte jedoch dieses Telegraphiren unter der Maitressenwirtschaft des „Vielgeliebten" bald auf; wenigstens hat Maria Lescinzka nie mehr ihre Nadel hinzugefügt, wenn Ludwig der XV. noch manchmal, verborgen vor den Augen seiner Favoritinnen, das angeführte Signal zu geben versucht hatte. Die Monarchie litt aber glücklicherweise nicht darunter, da bereits sechs legitime Sprößlinge vorhanden waren.

Mit dem Schlag vier Uhr werden die Gallerien und Säle geräumt; wer noch nicht genug gesehen, muß wiederkommen, was jede Woche viermal geschehen kann. Ich habe wol zwanzigmal schon dieses denkwürdige Schloß durchirrt und Geschichte darin gesehen oder geträumt; aber so oft es mir vergönnt ist, werde ich mit gleichem Eifer dahin eilen und stets neue Eindrücke davon tragen. (Fortsetzung folgt.)

Barth und Overweg in Afrika.

Nach der Times aus der Kölnischen Zeitung.

Es ist beinahe drei Jahre her, seit die Entdeckungsexpedition England verließ. Sie stand unter Leitung James Richardsons, welcher von der englischen Regierung beauftragt war, Handelsverträge mit den Häuptlingen der zwischen Tripoli und dem Tschad-See liegenden Länder abzuschließen. Im ersten Jahr (1850) durchkreuzten die Reisenden glücklich auf einem nach Westen sich hinziehenden Umweg die Sahara in ihrer ganzen Breite und lernten auf diese Weise einen großen Theil Nordafrika's kennen, welchen bis dahin noch kein europäischer Fuß betreten hatte. Namentlich war die Reise von Ghat nach Kano sehr interessant. In Air oder Asben, einem der mächtigsten Königreiche Nordafrika's, mit der Hauptstadt Agadez, hielten sie sich lange auf. Im zweiten Jahr durchstreiften sie in verschiedenen Richtungen einen großen Theil Sudans und trennten sich zu diesem Zweck bei ihrer Ankunft an der Nordgrenze des Landes, indem jeder einen anderen Weg verfolgte. Der Verabredung gemäß wollten sie in Kuka, der Hauptstadt Bornu's, wieder zusammentreffen. Barth und Overweg erreichten diesen Ort glücklich; Richardson aber, dessen schwacher Körper die Anstrengungen der Reise nicht zu ertragen vermochte, starb unterwegs. Dieses traurige Ereigniß war für seine beiden Gefährten ein harter Schlag. Zu den vielen anderen Mühseligkeiten, die sie bereits erduldet hatten, kam noch der Umstand, daß ihre Mittel sehr zusammengeschmolzen waren, indem man sie in der Wüste beraubt hatte. Sie ließen sich jedoch durch nichts abschrecken, und legten in kurzer Zeit zwei sehr interessante Reisen zurück, indem Barth etwa siebenzig deutsche Meilen südwärts bis nach Yola, der Hauptstadt des Königreichs Adamana, vordrang und Overweg den Tschad-See beschiffte, in einem Boote, welches in Stücke zerlegt auf Kameelrücken mühsam durch die Wüste geschafft worden war. Im September 1851 traten unsere kühnen Landsleute zusammen die Reise nach Borgu an, einem Gebirgslande nordöstlich vom Tschad-See, ungefähr auf halbem Wege zwischen diesem und Aegypten liegend. Seitdem bis ganz vor kurzem war nicht die geringste Kunde über das Schicksal der Reisenden nach Europa gedrungen und man gab sich der Befürchtung hin, es möge ihnen ein Unglück zugestoßen sein. Glücklicherweise hat sich diese Annahme als irrig bewiesen, und aus den eben eingetroffenen Mittheilungen erfahren wir, daß die Reisenden allen Gefahren glücklich entgangen waren, der besten Gesundheit und des besten Mutes genossen und auf ihren Entdeckungsfahrten große Fortschritte gemacht hatten. Gegen Ende des Jahres 1851 hatten der Scheikh von Bornu und seine Bundesgenossen ein Heer entsandt, um einen Einfall in die östlich vom Tschad-See gelegenen Länder zu machen. Diesen Truppen schlossen sich die Reisenden an, um unter dem Schutz derselben jene Gegenden bis nach Borgu und Wadai hin zu durchstreifen. Nicht weit vom Tschad-See jedoch stieß das Heer auf den Feind, wurde geschlagen und mußte so rasch fliehen, daß Barth und Overweg nur mit Not ihr Leben und ihre wissenschaftlichen Instrumente retteten. Nach Kuka zurückgekehrt, schlossen sie sich einer zweiten, von dem Vezier von Bornu selbst geführten kriegerischen Expedition an, welche gegen den Sultan von Mandara, einem schon durch Major Denham bekannten Lande, gerichtet war und einen glücklichen Erfolg hatte, indem der Feind sich zurückzog und es zu keiner regelmäßigen Schlacht kam. Das Heer drang bis zum Serbenel vor, einem sehr beträchtlichen Fluß, der sich in den Shary ergießt, und kehrte dann nach einer Abwesenheit von zwei Monaten (December 1851 und Januar 1852) mit einer Beute von fünftausend Sclaven und zehntausend Stück Vieh zurück. Das Heer des Vezirs von Bornu bestand aus ungefähr zehntausend Reitern und eben so viel Fußvolk, und hatte eine Unzahl von Kameelen und andern Lastthieren im Gefolge. Die Gegenden, welche es auf seinem Zug berührte, werden als höchst fruchtbar geschildert. Zwischen Ende März und Ende Mai machte Overweg eine Reise von Kuka nach Südwesten hin und näherte sich Yacoba, der großen Stadt der Fellatahs, bis auf dreißig deutsche Meilen, während Barth in südöstlicher Richtung nach dem Königreich Baghirmi wanderte. Von da war er am 15. August (dieses Datum trägt der letzte Brief Overwegs) noch nicht nach Kuka zurückgekehrt. Nach seiner Rückkunft wollten die beiden Reisenden zusammen südwärts ziehen und bis zum indischen Ocean, dem Ziel ihrer großen Reise, vordringen. Drei bis vier Jahre mögen darüber wol noch hingehen. Eine wichtige Entdeckung Barths dürfen wir nicht unerwähnt lassen. In den bei Cap Formosa in den Meerbusen von Guinea mündenden Kawara oder Quorra (bekannter unter dem Namen Niger) ergießt sich, von Osten kommend, der mächtige Strom Tschadda. Die Annahme, daß derselbe sich aufwärts bis in das Herz von Afrika erstrecke, ist jetzt so gut wie zur Gewißheit erhoben. Barth ist nämlich auf der Reise nach dem schönen und fruchtbaren mittelafrikanischen Königreich Adamana über einen breiten, zehn Fuß tiefen Fluß, Benue genannt, gekommen und hat in Erfahrung gebracht, daß dieser ein und derselbe Strom mit dem Tschadda ist. Nach den Briefen Barths zu schließen, ist es sehr wahrscheinlich, daß der Tschadda von der Natur dazu ausersehen ist, dereinst den Hauptweg zu bilden, auf welchem europäische Gesittung und europäischer Handel von Westen her in das In-

nere Afrika's dringen werden. Auch zur Unterdrückung des Sclavenhandels würde die Ausdehnung europäischen Einflusses auf die Gegenden, aus welchen derselbe seine Hauptnahrung zieht, viel beitragen. Der Scheikh von Bornu hat den beiden Reisenden gegenüber widerholt den Wunsch ausgedrückt, ein engeres Freundschaftsbündniß mit England zu schließen, um einen friedlichen und geordneten Handelsverkehr herzustellen und dem Sclavenhandel ein Ende zu machen. Daß es ihm damit Ernst ist, scheint nach dem von ihm bisher den Engländern gegenüber beobachteten Benehmen kaum zweifelhaft.

Musik.

Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend von Karl Enslin, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Franz Abt. Offenbach a. M. bei Johann André.

Unter obigem Titel ist von dem allbekannten und beliebten Liedercomponisten kürzlich eine Sammlung Gesangstücke erschienen, auf welche wir Musikfreunde um so mehr aufmerksam machen zu müssen glauben, da die Zahl der für die Jugend berechneten, wirklich wertvollen Lieder nicht sehr groß ist. Als einen besonders glücklichen Griff müssen wir es bezeichnen, daß der Componist den „Lebensfrühling" von Karl Enslin zu seinem Vorwurf gewählt hat, indem der poetische Wert dieser Gedichtesammlung für die Jugend bereits volle Anerkennung gefunden. Die Melodien sind ungemein sangbar und gefällig, und die Pianofortebegleitung ist bei aller Originalität und Selbständigkeit dennoch leicht ausführbar. Da das Werk von der Verlagshandlung sehr elegant ausgestattet ist, so dürfte dasselbe als ein passendes Weihnachtsgeschenk zu empfehlen sein. ***n.

Dichterreise.

Hast du dir zu einer Reise
Wolgezäumet Pegasus,
Höre erst noch eine Lehre,
Die ich dir ertheilen muß.

Eh' du hebst den Fuß zum Bügel,
Mache erst den Weg dir klar,
Denn des Zieles zu verfehlen
Läufst du wahrlich sonst Gefahr.

Pegasus hat seine Tücken;
Jedes Blümchen, das ihm lacht,
Möcht der Schalk auch gerne pflücken,
Darum sei des Wegs bedacht.

Führt dich deine Bahn vorüber
An des süßen Liebchens Thür, —
Hier ein wenig zu verweilen
Kann wol niemand wehren dir.

Aber dann auch rüstig weiter
Nach dem Ziel! vergiß es nie:
Pegasus, fürwahr, ist edel,
Aber dennoch nur ein Vieh.

Stertlel.

Tabletten.

*** Aus Triest schreibt man der Breslauer Zeitung: Zu den Seltsamkeiten unserer Stadt gehört die Erscheinung des berühmten Maestro Rossini, der sich hier angekauft hat und ein Vermögen von ein paar Millionen Lire besitzt. Rossini ist ein wütender Jünger der Fischerei, und täglich kann man ihn sehen, wie er auf seiner recht elegant und bequem eingerichteten Gondel auf die hohe See hinausfährt, um dort den flinken Bewohnern des Meeres mit Netz und Angel nachzustellen; noch weit komischer aber ist es, den wolbeleibten Componisten mit der weißen Schürze um den Leib am Fischmarkt den Verkäufer spielen zu sehen; denn Rossini hat ein vollkommen commercielles Blut in den Adern, und wie er einst in Paris seine Melodien um schweres Geld verkaufte, so verkauft er gegenwärtig in Triest frische Sfoglien und schmackhafte Brianzini.

*** Trotz aller Leiden und Drangsale, — erzählt die Weserzeitung, — behalten doch die Schleswig-Holsteiner ihren guten Humor. So erzählt man sich, daß kürzlich drei Schulamtscandidaten sich auf eine vom Geheimerat v. Scheel in Pinneberg erlassene Aufforderung zur Bewerbung um eine erledigte Dorfschullehrerstelle bei demselben eingefunden hätten. Nachdem Herr v. Scheel den ersten nach Namen, Alter, Wohnort ꝛc. gefragt, beschließt er sein Examen mit der Frage: Haben Sie in der Insurgentenarmee gedient? — Ja! — Doch nur gezwungen? — Nein! freiwillig. — Der Geheimerat entläßt hierauf den Bewerber mit Zeichen des Mißfallens. Der Zweite beantwortet die Frage: Haben Sie in der Insurgentenarmee gedient? ebenfalls mit Ja! — Freiwillig? — Nein, ich wurde zum Kriegsdienst ausgehoben. — Dann haben Sie wol ungern gegen Seine Majestät den König gefochten? — Nein, ich diente gern. — Er wird natürlich auf dieselbe Weise entlassen. Der Dritte beantwortet die gleiche Frage mit Nein, worüber Herr v. Scheel sehr erfreut ist. Im weiteren Verlauf der Unterhaltung erkundigt sich Herr v. Scheel theilnehmend, wo er die Kriegszeit zugebracht und womit er sich damals beschäftigt habe? Darauf erhält er zur Antwort: Ich war leider zu krank und schwächlich, um den Krieg mitzumachen. — Sie hätten also entgegengesetzten Falls in der Insurgentenarmee gedient? — Allerdings.

Frankfurt, den 1. December.

In der zweiten musikalischen Soiree,

welche Herr Eduard Rosenhain morgen Donnerstag, den 2. December in dem Saale des Herrn C. A. André, Haus Mozart, geben wird, kommen ein Trio von Schubert und ein Quintett von Ries zur Aufführung. Fräulein Jenny Hoffmann wird einige Lieder von Schubert und Robert Franz vortragen.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 1. December. (Neu einstudirt) Die Montecchi und Capuletti, Oper in vier Abtheilungen. Musik von Bellini.

Donnerstag, den 2. December. Damenkrieg, Lustspiel in drei Acten. — Vorher: Ein Arzt, Lustspiel in einem Act.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 288. Donnerstag, 2. December 1852.

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Spanier das Billet durchflogen, legte er seine Stirn in möglichst ernsthafte Falten und versank in tiefes Nachdenken. Ja, ja, dachte er halblaut nach einigen Minuten, ich kann ihm keine andere Deutung geben. Es ist Josefs Tochter. Die alte Hexe hat meine Absicht aufgespürt und mir die Beute vor der Nase weggeschnappt. Aber wir wollen sehen, wer klüger ist, du oder ich. Im Thurm auf Castel bianco ist ihr Nest, da hat sie natürlich auch ihr Schutzkind versteckt. Den Thurm kenn' ich in- und auswendig seit alten Zeiten; sie kann mir nicht entkommen. — Doch erfahren darf die Megäre nicht, daß ich sie überlistet habe, sonst sucht sie mir wieder einen andern Schlupfwinkel und den aufzufinden, dürfte mir das Glück nicht mehr so günstig sein. Der Bursche, ihr sauberer Postillon, darf ihr nichts sagen.

In diesem Augenblicke war die Viertelstunde um und Bartolo stand an der Schwelle. Es war ein stämmiger Kerl, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er den Teufel nicht fürchte. — Immer näher, lieber Junge, rief Don Silvio, als er ihn erblickte, ich habe dir einen würdigen Auftrag zu geben. Ich gab heute einem braven Burschen ein gutes Frühstück... — Ich weiß schon, warf Bartolo mit verschmitztem Lächeln ein. — Davon bin ich überzeugt. Wenn du aber glaubst, du müßtest ihm noch den Rest geben, so bist du auf dem Holzweg. Ich mag das überflüssige Blutvergießen nicht leiden; wenn der Mensch in ein ordentliches Gewahrsam kommt, kann er mir nichts mehr schaden. Dies besorge du also und stelle ihm ein paar tüchtige Wächter. An Kost und Wein laßt es dem armen Burschen nicht fehlen, nur seht, daß er festgehalten werde; es wäre mir ein verdammter Spaß, wenn er ausflöge. Die Wächter bürgen mir mit ihrem Kopf. — Ich verstehe Euer Gnaden, antwortete der Bandit und drehte seine Mütze in der Hand herum. — Ich verstehe auch, du Spitzbube, lachte der Marquis und warf ihm ein Goldstück in die Mütze. — Bartolo verbeugte sich ehrerbietig und wandte sich schmunzelnd nach der Thüre.

8.

Aermer bin ich nun als arm,
Ueberreich an Qual und Harm!

Zedlitz: Verlust und Ersatz.

Wenn das Herz von Leid oder Freude überfüllt ist, so sehnt es sich nach einer einsamen Stunde, um in ruhiger Stille das Gleichgewicht der überwogenden Gefühle wieder herzustellen. Da gewinnt es wieder Ruhe und Heiterkeit, wie der Himmel nach dem Toben eines Sturmes. So fühlte Wilhelm nach jener Scene mit der Baronin den Drang nach der Einsamkeit seines Zimmers. Welche Gedanken mochten sein Herz bewegen, als er hastig in seinem Gemach auf und nieder schritt! Gewiß ist, daß der Gedanke an seine Geliebte vorherrschend war, denn ein- über das anderemal rief er den Namen Imelda aus. Konnten aber seine Gefühle vollkommen freudig sein? War denn Imelda sein? Wußte er, welche Leiden vielleicht in diesem Augenblicke das arme Kind duldete? Diese Fragen, welche der junge Deutsche an sich richtete, waren schwer genug, um das stürmische Pochen seines Herzens nieder zu drücken. Nach einiger Zeit jedoch wurde er ruhiger, der Geist gewann die Oberhand über das Herz und schaute klar, wie in einem Spiegel, die Lage, in welcher er stand; er sah, daß es nur galt, das Mädchen wieder zu finden, um die höchste Stufe des Glückes zu erklimmen. So nahm er wieder die Pläne der Reihe nach durch, die er hundertmal schon ausgesponnen und wie ein unnützes Gewebe wieder zerrissen hatte. Am Ende blieb ihm nichts anders mehr übrig, als auf Geratewol auszugehen und sich dem Zufall anzuvertrauen; die letzte Hoffnung klammert sich auch an einen Grashalm. Die Einsamkeit, nach der er sich erst gesehnt, wurde ihm jetzt zuwider, er wollte sich fortstürzen, wenn er auch nicht wußte wohin. Das Mädchen muß ich finden und koste es mich tausendmal das Leben, sagte er zu sich, indem er hastig die Treppen hinabsprang und auf die Straße hinauseilte, ohne daheim etwas von seinem Vorhaben laut werden zu lassen. Der Zufall mußte es äußerst schmeichelhaft finden, daß der schöne Jüngling sich in seine Arme geworfen hatte; denn er führte ihn in jene unheimliche Gasse, wo, wie wir wissen, doch am ehesten etwas zu erfragen war, freilich nicht ohne große Gefahr. Doch was lag dem ritterlichen Liebhaber an der Gefahr, von der er nicht einmal eine Ahnung hatte?

Der Handlungsreisende bog also in jenes Gäßchen ein, welches früher der hochmütige Grand durchwandelt hatte. Beide dachten, während sie dahinschritten, an denselben Gegenstand, doch mit welch' verschiedenen Gefühlen! Aus einer erbärmlich aussehenden Boutique heraus tönte unserm Freund ein furchtbarer Lärm von Stimmen und Waffengeklirr entgegen, welcher notwendig seine Aufmerksamkeit auf sich zog und ihn veranlaßte, da er ein mutiger Geselle war, theils aus Neugierde, theils um vielleicht einer leidenden Partei Hülfe zu bringen, in die Schenke zu treten. Hülfe wäre wol nötig gewesen, allein jetzt kam sie zu spät. Denn im Augenblick, als der junge Mann hereintrat, schleppten ein paar riesige Burschen einen blutenden Körper, in dem der Lebensfunke erloschen schien, zur entgegengesetzten Thüre, die in das Innere des Hauses führen mußte, hinaus. Wilhelm schien den in der Stube zurückgebliebenen Gästen eine höchst unwillkommene Erscheinung zu sein; er konnte sich von ihren Mienen, die finster und drohend auf ihn gerichtet waren, nichts gutes versprechen; allein der Schritt war einmal gethan und er

konnte nicht mehr zurückweichen, ohne Verdacht zu erwecken oder im leichtesten Falle tüchtig ausgelacht zu werden. Beides sagte dem tapfern Sinn des Deutschen wenig zu und so warf er sich, mit bewunderungswürdiger Kunst ein gleichgültiges Gesicht erheuchelnd, auf einen Stuhl, dem das vierte Bein fehlte, und forderte mit lauter Stimme Wein.

Indessen steckten seine sauberen Gastgenossen, vier oder fünf an der Zahl, ihre Köpfe zusammen und begannen ein leises Geflüster, das, nach ihren heftigen Geberden zu urteilen, sehr wichtig sein mußte. Zugleich musterten die Männer eifrig ihren neuen Ankömmling, der mit nichts angelegentlicher beschäftigt schien, als die Flasche, die vor ihm auf dem wackelnden Tische stand, möglichst bald ihres geistigen Inhalts zu berauben. Endlich hatten die Herren auf dem andern Tische ihre leise Beratung geendet. Einer von ihnen erhob sich sachte, ging auf Wilhelm zu und sagte mit pfiffiger Miene: Herr, Ihr habt da einen Paletot von ausgezeichnetem Schnitt, auch die Weste verrät einen soliden Geschmack. Und doch kommt Ihr in diese elende Schenke, die nur unsersgleichen zum Belustigungsorte dienen kann. — Ha, Signor, antwortete Wilhelm, nach meiner Meinung habt Ihr Euch um meine Angelegenheiten ebenso wenig zu bekümmern, als ich mich um Eure. So nebenhin kann ich Euch wol sagen, daß der verfluchte Krawall, den ihr so eben angestellt, mich neugierig gemacht hat, hereinzutreten. — Ah, lachte der Mann, dann müßt Ihr ein Fremder sein, daß Euch so gewöhnliche Sachen neugierig machen. Doch um wieder auf unser altes Thema zurückzukommen, außer dem herrlichen Paletot und der feinen Weste habt Ihr auch noch eine prächtige Halskrause, die unsereinem das Herz im Leibe hüpfen macht. Und da können wir nicht umhin, Euch in gebürender Höflichkeit zu bitten, uns armen Leuten auch einmal eine große Gefälligkeit zu erweisen, das heißt, uns benannte Dinge nebst einigen Kleinigkeiten, die Ihr etwa mit Euch führt, zukommen zu lassen, wofür wir Euch billig versprechen, Eure Zeche, mag sie noch so groß sein, freizuhalten. — Bartolo, rief in diesem Augenblick einer von den Kerlen am Tische herüber, mach' nicht so viele Umstände mit dem Herrn. Er soll uns in Güte alles geben, was er bei sich hat; dies dürfte für ihn der beste Weg sein, mit heiler Haut davon zu kommen. — Widerstand war vergeblich und Hülfe in einer wälschen Stadt nicht zu erwarten. Daher machte Wilhelm, obwol im Herzen entrüstet, gute Miene zum bösen Spiel und sagte, einen wolgespickten Beutel auf den Tisch werfend, der unter der ungewohnten Last erzitterte: Hier habt Ihr hundert Zechinen und darüber. Gebt Euch damit zufrieden und laßt mich in Ruhe!

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Skizzen aus meinem Tagebuch.)

Mitgetheilt von Dr. Rudolph Mettler.

St. Cloud, den 2. Mai 1852.

Marktfest in Versailles. — Die Gemächer und Gallerien des Schlosses. Rückweg über Ville d'Avray.

(Fortsetzung.)

Der Andrang auf den Bahnhöfen war unglaublich — ich zog es daher vor, meinen Weg nach St. Cloud zu Fuß zurückzulegen, und rate jedem, der Zeit und Lust dazu hat, ein Gleiches zu thun, da diese Tour eine der interessantesten, belehrendsten hiesiger Gegend ist. Der „Boulevard der Königin" führt auf die richtige Steaße, die sich durch das romantische Gehölz der „sausses reposes" über Ville d'Avray bis zum Park von St. Cloud erstreckt. — Ville d'Avray ist das Pariser Eldorado, das irdische Paradies vor den Thoren der Weltstadt, das Liebesthal der galanten Welt. Halb im bergigten Gehölz, halb zwischen den Wiesen und Gärten des Thales liegend, bietet es die abwechselndsten Naturschönheiten, die mannigfaltigsten Genüsse. Je öfter man hier weilt, je besser man es kennt, je mehr lernt man dieses Städtchen liebgewinnen. Es genügt im Frühling wie im Sommer, im Herbst und Winter allen Anforderungen der Naturschwärmer, Verliebten, der Ruhe und Einsamkeit Suchenden — der lebenden und abgelebten Welt. Ich habe viele großartige Gegenden der Schweiz, in Tirol, im Norden und Süden von Deutschland gesehen und bewundert; keine Lage und kein Ort hat mich aber stets so fesseln können, hat mir so wolthätig Geist und Gemüt erfrischt als Ville d'Avray mit seinen Umgebungen. Die Könige Frankreichs haben fast alle schönen Naturplätze in der Nähe ihrer Hauptstadt zu würdigen gewußt — sonderbarerweise scheint kein einziger das liebliche Thal von Ville d'Avray so bevorzugt zu haben, wie es vor allen ähnlichen Gegenden von der Natur bevorzugt worden und jetzt noch von der Pariser Bourgeoisie bevorzugt wird. Der Hof Ludwigs XIV. kannte es wol, einzelne Herren desselben hatten auch ihr Wolgefallen daran sammt ihren Mätressen; der große Ludwig aber liebte nicht den Schatten der waldigen, geheimnißvollen Einsamkeit, die hier herrscht — er gefiel sich nur in der großen, geräuschvollen Welt, in deren Glanz und Widerschein er am liebsten seine Eigenschaften und Leidenschaften zu entfalten pflegte, gleich einem Pfau, der nur in stralender Sonne behaglich das Rad schlägt. Geschichtliche Denkwürdigkeiten hat Ville d'Avray daher gar nicht aufzuweisen, ich müßte mich höchstens als früherer Preuße daran erinnern, daß Preußen hierselbst im Jahr 1815 zwei seiner schönsten Regimenter eingebüßt. Von statistischem Interesse ist es aber, daß in die Register der hiesigen Municipalität jährlich sehr viele Geburten und sehr wenige Ehen eingetragen werden. Der zwei Stunden lange Weg von Versailles nach Ville d'Avray ist mir immer sehr kurz vorgekommen, und ich war auch heute eher wieder im Park von St. Cloud angelangt, als ich vermutet. Ich genoß noch eine prachtvolle Aussicht von der „Laterne" aus über die durch die Abendsonne vergoldete Hauptstadt, die von Dampfböten und andern Fahrzeugen belebte Seine, das immer grüner werdende Boulogner Hölzchen und alle die einzelnen bezaubernden Punkte dieser bezauberten Gegend.

IV.

St. Cloud, den 4. Mai 1852.

Das Gehölz von Boulogne. — Passy. Vorkehrungen zum Feuerwerk. — Das Marsfeld. — Die Gemäldeausstellung im Palais national.

Die Luft war ungewöhnlich rauh; ich entschloß mich daher, meine gewohnten Waldpromenaden heute mit einem Spaziergang nach Paris zu vertauschen, und wählte den interessanten Weg, welcher durch das Gehölz von Boulogne über Passy führt und auf welchem man bequem in zwei Stunden nicht grade bis in die Mitte, aber doch bis in das Herz von Paris — die elyseeischen Felder — gelangen kann.

Das berühmte Boulogner Wäldchen ist seit langer Zeit die Schaubühne, auf welcher sich tagtäglich hunderte von Dramen und Komödien entwickeln und manche Tragödie zu Ende gespielt wird. Es ist für das gefallsüchtige, Luft und Schatten liebende, nach Zerstreuung laufende und Ruhe suchende Publikum vom lieben Gott so recht geschaffen. Vergleiche mit den Wäldern von St. Germain, Fontainebleau und gar mit unsern

deutschen Eichen-, Buchen- und Fichtenwaldungen kann es natürlich nicht aushalten, zumal es seit 1815 von den Verbündeten ziemlich gelichtet worden. Neuester Zeit ist auch durch die Festungswerke ein Theil davon genommen; aber es bleibt noch groß genug und völlig entsprechend für die aufgezählten Neigungen und Leidenschaften seiner Besucher. Am zahlreichsten wallfahrtet man in der Charwoche, an den Tagen des sogenannten „Longchamps", zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß und zu Esel hierher. Die glänzendsten Toiletten und Equipagen, die schönsten und kokettesten Frauen, die berühmtesten literarischen, artistischen und diplomatischen Notabilitäten, sowie die schaulustigste, ausgelassenste Volksmenge trifft man sicher dann hier an. — In früheren Jahren war auch Ranelagh, dicht vor dem Thor von Passy, ein sehr anziehender Vergnügungsort des Boulogner Hölzchens für die tanzlustige und intriguirende Grisetten- und Lorettenwelt. Seit Aonieres aber en vogue gekommen, gerät das kleine, düster, ja fast schmutzig aussehende Ranelagh sehr in Verfall. Und man hat Grund, dasselbe zu umgehen, denn noch heute, an einem Tag des Marktfestes von Passy, wo noch die meiste Gesellschaft hier zu treffen, habe ich mich selbst überzeugt, wie wenig aufmerksam, wie wenig reell und gut man seine Gäste bedient. Ich spülte den Staub, in dem man sitzen mußte, sammt meinem Verdruß über schlechte, in Paris gar nicht gewohnte Bedienung hinunter, und flüchtete mich in die sauberen Straßen von Passy.

Passy ist ein herrlich gelegenes Städtchen; hoch an der Seine und dicht am Gehölz erbaut, gewährt es einen schönen Blick über die Hauptstadt und stets gesunde Luft. Es wird daher seit vielen Jahren, namentlich von Künstlern und Gelehrten zum Sommeraufenthalt gewählt. Brazier, Beranger, Jules Janin, Lepeintre und viele andere derartige Talente bildeten sich und wirkten für die ganze Welt innerhalb der freundlichen Mauern von Passy. Heute war es hier auffallend belebt, nicht allein wegen des Marktes, sondern hauptsächlich weil man die großartigsten Zurüstungen zu dem großen Feste machte, welches der 10. Mai uns bringen soll. Alle auf der Anhöhe oder dem Abhang gelegenen Häuser, Höfe und Gärten mit der Aussicht nach dem unten liegenden Marsfeld wurden zu Schauplätzen für das neugierige, gutzahlende Publikum hergerichtet. Speculanten hatten für diesen Zweck einzelne Gewese zu hohen Summen gemietet und ließen daselbst bequeme Sitze mit schattenden Leinwanddächern aufführen. Und weiter nach Paris zu, dicht an der Barriere, auf dem sogenannten Trocadero, erhoben sich schon hölzerne Triumfbogen und andere zu einem versprochenen Feuerwerk gehörige Vorkehrungen. Auch rings auf dem Marsfeld zimmerte man lustig an Tribünen und in der Mitte des kolossalen Platzes an einem gigantischen Altar.

Unter eigentümlichen Gedanken überschritt ich die Brücke von Jena und einen Theil des Marsfeldes. Namentlich erinnerte ich mich lebhaft der Festlichkeiten, die vor fünfzehn Jahren an derselben Stelle zur Vermälungsfeier des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg stattgefunden und deren eifrigster Zuschauer auch ich gewesen. Leider lief das damals dem Volk en miniature vorgeführte Schauspiel der Erstürmung von Antwerpens Citadelle nicht zum Glück aller Schaulustigen ab, indem bekanntlich viele Menschen im Gedränge das Leben einbüßten und mehr oder weniger arg verwundet wurden. Man deutete diesen Umstand als schlechtes Omen für die deutsche Prinzessin und führte beispielsweise an, daß bei einer Festlichkeit zur Verherrlichung der Vermälung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette ebenfalls viele Menschen umgekommen wären, deutsche Prinzessinnen von jeher Unglück über Frankreichs Länder gebracht hätten ꝛc. Trauriger Aberglaube! Trauriger National- und Religionshaß!

In Paris eilte ich direct nach der Gemäldeausstellung, welche seit circa drei Wochen im Palais national eröffnet worden. Es war mir aber unmöglich, eine gründliche Musterung der Kunstwerke vorzunehmen, da der Andrang des Publikums sehr groß und das Local sehr klein war. So viel sah ich jedoch, daß die früheren Ausstellungen reicher an wertvollen Gemälden und besser geordnet waren. Das „Journal pour rire", ein Pariser Witzblatt, hatte sich schon über diese Exposition hergemacht und eine Reihe colorirter Karrikaturen auf die durch Mittelmäßigkeit sowol als durch Vorzüglichkeit hervorstechenden Gemälde geliefert, und ich muß gestehen: mich haben diese Zerrbilder höchlichst amüsirt, da sie mit einer den Franzosen eigentümlichen Leichtigkeit ausgeführt, in treffenden Umrissen alle Mängel und Lächerlichkeiten den Laien klar vor Augen stellen und somit einerseits das Mittelmäßige ebenso schnell in jedermanns Augen richten und vernichten, als sie anderseits dazu beitragen, das Vorzügliche einer genauen Prüfung zu unterwerfen und diesem gewissermaßen nur die dem Laien auf den ersten Blick leicht entgehenden Schlagschatten verleihen, deren Wahrnehmung aber die Lichtseiten erst gehörig hervortreten läßt.

(Wird fortgesetzt.)

Eine Schutzrede für Kaulbach gegen Schnorr.

Ein Ungenannter hat die vielbesprochenen Kaulbach'schen Fresken an der neuen Pinakothek in München in der allgemeinen Zeitung gegen die in derselben Zeitung veröffentlichten und auch in diesen Blättern erwähnten Angriffe Julius Schnorrs (von Carolsfeld) in Schutz genommen. Der Angriff Schnorrs war jedenfalls sehr geschickt geleitet, die Vertheidigung ist es weniger; sie parirt wol diesen oder jenen Hieb glücklich ab, aber mancher bleibt dafür auch sitzen. Der Secundant Kaulbachs muß dem Angreifenden von vornherein zu viel einräumen. Es ist vielleicht richtig, daß, wie der Vertheidiger bemerkt, Schnorr übertrieben und die humoristisch-sarkastische Freskendichtung Kaulbachs nicht mit der Unbefangenheit angesehen habe, deren nur ein Nichtmitbetroffener fähig sein kann; Schnorr war selbst zu persönlich dabei interessirt, um sich ganz in die kecke Humoristik Kaulbachs zurechtzufinden. Aber jedenfalls würde sich diese Humoristik besser für ein Album, für eine Skizze, die man am besten unter vier Augen genießt, als für ein monumentales Werk geeignet haben, das den Augen der Welt und der Kritik von Jahrhunderten (insofern diese Fresken dem keineswegs sehr hesperischen Münchner Klima so lange Widerstand leisten sollten) ausgesetzt ist. Der Secundant Kaulbachs sagt unter anderem: „Der innere Charakter der neuen Pinakothek so wie die architektonische Anordnung ihrer Außenseite ist darauf berechnet, mit den darauf anzubringenden Bildern und Entwürfen von Kaulbach ein harmonisch zusammenwirkendes Ganze von heiterem Charakter zu bilden", und er glaubt im Gegensatz zu Schnorrs Unglücksprophezeihung und Protestation im Namen aller Unparteiischen verkünden zu können: „Sind erst die Brettermäntel vor allen diesen Bildern gefallen, und stehen sie alle in ihrer heitern Anmut und künstlerischen Vollendung, die Schnorr selbst fast überall zugibt, vor den Beschauern, dann werden alle, welche sie zu Gesicht bekommen, ihre innige Lust daran haben und sich freuen, daß König Ludwig sie all' dem Schönen und Großen, was er in München ins Leben rief, beigefügt hat. Die schöpferische Fantasie des Künstlers darin wird dem Beschauer erscheinen wie ein tropischer Urwald, dessen üppigem Boden Palmen, Sykomoren und andere herrliche Bäume entsteigen, umrankt von den

lachendsten und mutwilligsten Schlingpflanzen. Wer läßt sich dabei durch einige Stechfliegen, die herumschwirren, irre machen in seinem Genusse?“ Uebertreibung lag namentlich in dem Ausspruch Schnorrs, daß diese Fresken nicht nur für eingelne, sondern auch für die Mitbürger dieser eingelnen und das gesammte deutsche Volk beleidigend seien. Hierauf entgegnet Kaulbachs „Schutzmann“ sehr richtig mit folgenden Worten, die, weil sie aus München, dem Centralpunkt deutscher Kunst sich vernehmen lassen, doppelte Beachtung verdienen: „Ach, unsere Nation in ihrer Gesammtzahl ist zu indifferent gegen die Kunst, als daß sie sich durch Kaulbachs harmlose Bildergeschichte deutscher Kunstentwicklung und Emancipation von dem Zopf nur im mindesten sollte verletzt fühlen. Nimmt doch in München unter 100,000 Einwohnern nur ein kleines Häufseln in der Schnorr'schen Weise von ihnen Notiz, wie viel weniger das ganze Volk!... Die Kunst ist nicht aus des Volkes Schoos geboren, nicht an seiner Brust gesäugt und in seinen Armen groß gezogen worden; ja das Volk betrachtet die Kunst als ein fremdes, als ein adoptirtes Kind, das durch die Liebe seiner Adoptivväter, der Großen und Reichen, nach der Meinung des Volkes zu sehr gehätschelt, dessen Neid und Mißgunst, ja Haß erregt. Man würde dieses bald sehen, wäre die Gewalt in den Händen, wo sie jetzt ruht, erfahrt. Man würde sehen, daß es nicht blos die Heloten, die Proletarier, die Plebs sind, welche die Kunst hassen und Mandatengelüste hegen. — Gott bewahre und davor! Noch einmal: das deutsche Volk der Jetztzeit hat keinen Antheil an dem Glanz der Kunstblüte unseres Jahrhunderts und hat sich von ihrem Lichte nicht erleuchten lassen; im Gegentheil, es ist in seiner Totalität kalt dagegen, trotz aller Kunstwerke und Kunstvereine, es haßet sie sogar nur ungern, weil es sich durch deren nach seiner Ansicht zu kostbaren Pflege verkürzt sieht. — Dixi! Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“

Briefe.

93.

II **München**, 29. November.

„König Oedipus“ von Sophokles auf der Hofbühne.

Zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs wurde „König Oedipus“ von Sophokles zum erstenmal im Hoftheater gegeben, und zwar mit Musik von unserm Kapellmeister Franz Lachner, die, wie die Tragödie überhaupt, sehr ansprach. Das überaus zahlreiche Publikum folgte der Vorstellung, obwol dieselbe drei Stunden dauerte, mit dem größten Interesse. „König Oedipus“ ist bisher noch auf keiner deutschen Bühne gegeben worden. Unsere Theaterintendanz wird uns demnächst auch den „Oedipus auf Kolonos“ vorführen, so daß dann, da „Antigone“ schon früher gegeben wurde, alle drei Sophokleischen Tragödien, die das furchtbare Schicksal des Königshauses von Theben zum Vorwurf haben, hier zur Aufführung gelangt sein werden. Unsere königliche Majestäten wurden beim Eintritt in das festlich beleuchtete Hoftheater mit herzlichen Zurufen von allen Seiten des Hauses begrüßt.

Tabletten.

*** Hamburg hat zur Mitte des nächsten Monats einen Mormonenzug von mehren hundert Köpfen, Männern, Frauen und Kindern, zu erwarten. Diese Mormonen kommen aus dem Norden, namentlich aus Dänemark, in welchem Lande sie nicht länger als bis Ende dieses Jahres geduldet sein würden. Ihr Weg geht über Hamburg via Liverpool nach Neuorleans; von dort begeben sie sich direct nach dem Mormonenstaat am Salzsee (Jowa). Dorthin werden ähnliche Züge der in Europa zur Mormonengesellschaft Bekehrten sich ebenfalls wenden, und zwar mit directer Unterstützung aus dem Mormonenstaat. Die Gesellschaft bleibt ungefähr zwei Tage in Hamburg; es werden auf der ganzen Reise besondere Dampf- und Segelschiffe für sie gecharteret und auch Extrazüge sollen, ohne Kostenscheu, für die Mormonen gefordert werden.

*** Auf dem Markt zu Salzburg werden jetzt wolriechende Veilchen und reife Erdbeeren feilgeboten; am Fuße des Gaisberges in Salzburg steht ein Kirschenbaum in der Blüte, und am Unterberg, in einer Höhe von 5000 Fuß, fand vor einigen Tagen ein Bergsteiger die Alpenrosenstöcke ganz frisch und mit Knospen besetzt.

Programm des Musenms.

Freitag, den 3. December.

Erste Abtheilung.

1. Simfonie in A-moll (Nr. 3) von Felix Mendelssohn-Bartholdy.
2. Arie für Sopran von W. A. Mozart, gesungen von Frau Behrend-Brandt.
3. Septett in Es-dur (Op. 20) für Violine, Viola, Violoncell, Contrabaß, Clarinette, Fagott und Horn von L. v. Beethoven, vorgetragen von den Herren Ellafon, Posch, Sedlenopf, Sachar, Mehner, Lindner und Grimm.

Zweite Abtheilung.

4. Zweistimmige Lieder für Sopran und Alt von Pentenrieder:
   a. „Früh morgens“, Gedicht von Geibel;
   b. „Am Bodensee“, von Platen;
   gesungen von Frau Behrend-Brandt und Fräulein Merle.
5. Ouverture zum „Beherrscher der Geister“ von C. M. v. Weber.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Herrn André (Haus Mozart) zu haben. **Der Vorstand.**

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 2. December. **Damenkrieg**, Lustspiel in drei Acten. — Vorher: **Ein Arzt**, Lustspiel in einem Act.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 289. Freitag, **3. December 1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Dem italienischen Banditen ist eine Art von Ritterlichkeit und Urbanität angeboren, die er selten verleugnet. So erwiderte denn auch Bartolo, einen beschwichtigenden Blick auf seine Genossen werfend, die in Gedanken schon die Goldsüchse zu zählen schienen: Sie sind sehr gütig, Signor, wir armen Leute danken Ihnen für Ihre Barmherzigkeit. Doch möchte ich mir noch von Ihnen ein kleines Andenken erbitten, das mich stets an unsere angenehme Bekanntschaft erinnern soll. Ihre Halskrause fällt mir besonders in die Augen; da sie gewiß von nicht hohem Wert ist, möchte ich Sie höflichst darum ersuchen. — Um den Schwätzer los zu werden, riß Wilhelm die Krause vom Hals und überreichte sie Bartolo, der sie mit vielen Verbeugungen in Empfang nahm. Plötzlich erblaßte der Jüngling; zu spät bereute er, dem Verlangen des Räubers willfahren und ihm nicht lieber einen Ring oder anderes Geschmeide, das er an sich trug, gegeben zu haben Das scharfe Auge des Italieners hatte schon ein kleines goldenes Medaillon am Halse des Deutschen bemerkt, und er riß es mit einem unvorgesehenen Griff von der seidenen Schnur, an welcher es hing. — Gewiß das Porträt einer theuren Person, Signor? fragte er, das Bild betrachtend, welches einen ausgezeichnet schönen ältlichen Kopf vorstellte. — Gib mir das Bild, Schurke! es kann dir nichts daran liegen und nur für mich hat es unendlichen Wert. — Davon kann keine Rede sein, mein Herr, ich bin gesonnen das Medaillon zu behalten. — Und ich bin gesonnen dir eine gute Kugel auf den Kopf zu brennen. Damit riß der Jüngling unversehens ein kleines Terzerol aus der Tasche. Allein er hatte es mit einem Mann vom Handwerk zu thun. Ehe er den Finger an den Hahn bringen konnte, lag die Pistole unschädlich auf dem Boden; Wilhelm war wehrlos und der Barmherzigkeit von Banditen anheimgegeben, von denen einen er grade hatte erschießen wollen. — Allein Bartolo schob das Gemälde in eine ungeheuere Tasche, die wunderbar an seiner Kleidung angebracht war und zur Aufbewahrung von derlei Dingen gemacht schien, und sagte mit einer wolwollenden Gönnermiene: Gehen Sie nun nach Hause, Signor, man könnte Sie vermissen; es ist schon Mittag. Vergessen Sie nicht, mich der Frau Baronin höflichst zu empfehlen. — Hätte Wilhelm auf die Rede Bartolo's geachtet, so wäre ohne Zweifel der Kampf von neuem angegangen. Allein er saß mit trauriger Miene da und hatte den Kopf auf die Hand gestützt; mochte der Verlust der hundert Zechinen oder der Halskrause oder vielleicht des Medaillons die Ursache sein — er sagte es nicht. Plötzlich erhob er sich und schaute Bartolo an mit einem Blick, der Wut und Verzweiflung ausdrückte. Dann verließ er die Schenkstube.

Bartolo blickte ihm nach und murmelte: Bei dem Gelde blieb er ganz gleichgültig und das Medaillon brachte ihn zur Verzweiflung. Das wird dem Herrn Marquis angenehm sein und mir ein gutes Pfund eintragen. Dann wandte er sich rasch gegen seine Genossen, deren Anzahl sich grade um zwei vermehrt hatte: Ha, Michel und Giovanni, habt ihr ihn ordentlich untergebracht? Ihr wißt, daß euer Kopf auf dem Spiel steht und daß der Marquis nicht viel Spaß macht. — Seid unbesorgt, Bartolo, antwortete Michel, der sitzt fest ... zwanzig Fuß unter der Erde in einem Loch ohne Fenster, wo er sich nicht umkehren kann. — Ein Mann bleibt aber immer im Keller vor der Eingangsthüre in die Höhle stehen. Du, Michel, sollst der erste sein, laß aber den Branntwein hier. — Michel that noch einen kräftigen Schluck und verließ durch die Hinterthüre die Stube.

9.

Zweifelst du an meiner Unterwerfung unter die Befehle dieser gebietenden Frau — —?

Steffens: Malkolm.

Don Silvio war eben mit seinem reichlichen Mittagessen beschäftigt, das er mit einigen lustigen Genossen theilte, als Bartolo an der Schwelle erschien. Jetzt will ich nichts wissen von Geschäftssachen, schrie ihm der Marquis entgegen, komm' in einer Stunde wieder. — Ha, Silvio, sagte einer von der Gesellschaft, das müssen wichtige Geschäfte sein, daß sie im Stande sind, dich von der vorgehabten Reise abzuhalten? — Ich mache mir so meine Gedanken darüber, sprach ein anderer mit affectirt ernsthafter Stimme; wißt Ihr, daß er alle Tage bei Baron Walters zu finden ist... Dem seine Tochter auf so rätselhafte Weise entschwunden ist? fragte ein anderer. — Derselbe, bestätigte ersterer. Der edle Marquis scheint sich die Auffindung der schönen Imelda sehr am Herzen liegen zu lassen. — Dummes Geschwätz, warf Don Silvio ein, was kümmere ich mich um die Tochter eines armen Barons, der nächstens Bankerott machen wird. — Ja, man raunt sich so etwas in die Ohren. Der Baron hat aber auch in früheren Jahren unsinnig gelebt. Und doch sah ich ihn nie recht vergnügt, es muß ihm etwas auf dem Herzen lasten ... — Laßt den armen Teufel in Ruhe, rief Don Silvio, dem bei dieser Wendung des Gespräches unbehaglich zu werden schien. Und wirklich verbreitete sich dieses Gefühl über die andern, so daß die Unterhaltung zu stocken anfing. Man erhob sich daher bald von der Tafel, und der Marquis blieb allein im Saal zurück. Er kreuzte die Arme über der Brust, machte ein finsteres Gesicht und versank wieder in lautes Nachdenken: Ich weiß nicht, was das ist, man zieht sich immer mehr von mir zurück, obgleich ich den besten Tisch in der Stadt führe: hätte ich nur einmal das Mädel, so wollte ich mich aus dem Staube machen. Aber lange soll's nicht mehr dauern. Damit zog er

heftig an der Klingelschnur, und im nächsten Augenblick stand der treue Bartolo vor ihm. Nun, ist alles besorgt? Hat der Bursche Quartier? — Ein fürstliches, Euer Gnaden, zwanzig Schuh unter der Erde. — Gut. Ich habe die auch aufgegeben, den jungen Deutschen zu beobachten. — Hab' Euren Befehl treulich befolgt, sagte Bartolo mit vielversprechender Miene. — Nun, was hast du ausgekundschaftet? wo ist er her? und warum bleibt er im Hause des Barons? — Davon hab' ich freilich noch nichts erforscht; aber etwas hab' ich ihm abgenommen, das er mit seinem Leben zu vertheidigen gewillt schien. Es ist ein kleines Porträt; wenn es Euer Gnaden vielleicht von Nutzen ist, so nehmt es. Damit zog Bartolo aus seiner unergründlichen Tasche das Medaillon hervor und überreichte es seinem Herrn. Dieser nahm es gleichgiltig in die Hand; doch kaum hatte er seinen Blick darauf geworfen, als er plötzlich erbleichte und erschreckt einen Schritt zurücktrat. Das Bild entglitt seiner Hand und fiel mit einem schrillen Klang zu Boden. Der Ton weckte Don Silvio aus seiner Erstarrung. Er sammelte sich und sagte mit erheuchelter Festigkeit: Ich habe meinen Krampfanfall gehabt; jetzt ist alles wieder gut, du magst gehen, Bartolo. Sei aber bereit, wenn ich die Glocke ziehe. — Bartolo hütete sich wol, Mißtrauen gegen die Worte des Herrn zu zeigen, und entfernte sich mit einem: Wol, Euer Gnaden.

(Fortsetzung folgt.)

Sophie La Roche.

Biographische Skizze von J. W. Appell.

Zu Offenbach am Main befindet sich in der freundlichen „Domstraße" ein Haus — es ist das dritte auf der linken Seite, wenn man von Frankfurt kommt — an dem wol die meisten vorübergehen, ohne nur zu ahnen, daß sich die Erinnerung an eine denkwürdige Persönlichkeit an dasselbe knüpft. In diesem Hause wohnte aber einst eine Frau, die zu den ausgezeichnetsten deutschen Frauen ihrer Zeit gezählt werden darf: Sophie La Roche, die Jugendgeliebte Wielands, die Großmutter von Bettina und Clemens Brentano, die Verfasserin des „Fräuleins von Sternheim" und einer langen Reihe von Frauengeschichten. Ihr Name ist noch heute jedem Gebildeten bekannt, wäre es auch nur durch ihr Verhältniß zu dem Dichter des Oberon, mit dem sie bis zu ihrem späten Tode in engem Verkehr blieb, wie die durch Franz Horn veröffentlichten Briefe bezeugen.* Nicht minder wird sie aber auch durch ihre eigene Schriftstellerei für immer ihre Stelle in unseren literarischen Annalen behaupten. Sie ist die ächte und wahrhafte Ahnfrau unserer weiblichen Erzählungsliteratur, jener von Frauen zusammengeklöppelten und in den Frauengemächern sich abspinnenden, redseligen uud blassen Romane. Sie war eigentlich die erste Frau in Deutschland, welche überhaupt Romane schrieb, da von den Versuchen der Pegnitzschäferinnen Prasch und Stockfleth aus dem siebzehnten Jahrhundert billig abgesehen werden muß, und als eine Art literarischer Großhofmeisterin hat sie viele Jahre hindurch mit ihren Schriften in gewisser Hinsicht den Ton in unserer weiblichen Welt angegeben. — In dem bezeichneten Hause nun hat diese deutsche Beaufort oder Genlis den größten Theil ihrer Bücher geschrieben; hier verlebte sie ihre letzten Jahrzehnte, nach einem Lebenslauf in auf- und absteigender Linie, über welchen uns eine nähere Mittheilung gestattet sein möge.

Sophie La Roche hatte in dem ehemaligen schwäbischen Reichsstädtchen Kaufbeuren am 6. December 1731 das Licht erblickt. Ihr Vater, Gutermann, Edler von Gutershofen, war ein gelehrter, durch größere Reisen sehr gebildeter Arzt, und übersiedelte später nach Augsburg als Stadtphysikus und Decan der dortigen medicinischen Facultät. Er erzog die kleine Maria Sophie, sein erstes Kind, dem jedoch noch elf Töchter und ein Sohn folgten, in absonderlicher Weise und mit literarischer Tendenz. Als Kind von zwei Jahren wurde sie oftmals von ihm in seine Bücherstube getragen, damit sie sich an den goldverzierten Rücken und verschnörkelten Titelblättern ergötze und so die Bücher frühzeitig liebgewinne. Mit drei Jahren konnte die Kleine schon vollkommen lesen; im fünften Jahr hatte sie die Bibel ganz durchlesen. Ebenso erhielt sie sehr frühen Unterricht im Französischen, in der Geschichte, im Zeichnen, Malen, Sticken, Tanzen und in der Musik, während sie, um diese Muster-erziehung zu vollenden, von der Mutter zugleich in den häuslichen Geschäften angeleitet ward. Der Vater hatte an bestimmten Tagen einen wissenschaftlichen Cirkel, wozu manchmal Bücher aus seiner Bibliothek herbeigeholt werden mußten. Als Sophie zwölf Jahre zählte, ernannte er sie scherzweise zu seinem Bibliothekar, und sie stand diesem Posten mit Ehren vor. Oft, in schönen Nächten führte er die Tochter auch auf den hohen Altan des Hauses, zeigte ihr die leuchtenden Sternbilder und lehrte sie das allgemeine der Sternkunde kennen.*

Sophie hatte das siebzehnte Jahr erreicht und war reizend aufgeblüt, da warb, durch die Eltern begünstigt, der Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, Bianconi aus Bologna, späterhin kursächsischer Resident zu Rom, um ihr Herz und ihre Hand. Dieser, damals in einem Alter von zweiunddreißig Jahren, fand Gefallen an Sophiens Bildungsstreben und ihrem Hang nach Kenntnissen, die zu jener Zeit bei einer schwäbischen Jungfrau allerdings wol eine Seltenheit sein mochten. Er ließ es sich selbst noch angelegen sein, zu der höheren Ausbildung seiner Erkornen beizutragen, und wollte „eine andere Laura Bassi" aus ihr machen. Durch ihn wurde sie mit den italienischen Dichtern vertraut, mit dem römischen und hellenischen Altertum; er brachte ihr einen Singmeister zur Ausbildung ihrer schönen Stimme und unterrichtete sie sogar auch in der Mathematik. Sophie aber zeigte sich als eine so treffliche Schülerin, daß er mit Entzücken ihre Fortschritte sah. — Als sie im achtzehnten Jahr stand, verlor sie ihre Mutter und die Verbindung mit Bianconi wurde nun noch um ein Jahr hinausgeschoben. Gutermann reiste mit demselben selbst nach Italien, um die Familie persönlich kennen zu lernen, welcher seine Tochter bald angehören sollte. Nach seiner Zurückkunft wurde bereits der Ehevertrag aufgesetzt, als Bräutigam und Schwiegervater eines Artikels wegen in Streit geriethen. Bianconi verlangte nämlich, daß alle Sprößlinge der Ehe katholisch würden, der alte Gutermann steifte sich darauf, daß die Töchter in dem lutherischen Glauben der Mutter erzogen werden sollten. Keiner wollte nachgeben und endlich kehrten beide sich in bitterem Zorn für immer den Rücken. Der Italiener suchte jetzt die Geliebte zu einer heimlichen Verbindung zu bewegen; diesen Schritt glaubte er der Welt gegen-

---

* Wielands Briefe an Sophie La Roche. Herausgegeben von Franz Horn. Berlin, 1820. Uebrigens hat es auch eine französische Schriftstellerin dieses Namens gegeben, Claire Regine Lenoir de la Roche, geboren 1762, gestorben zu Aulnay 1821. Sie hat indessen nur zwei vergessene und wenig bedeutende Schriften unter fremdem Namen hinterlassen und machte sich mehr durch religiöse Ueberspanntheit bemerklich.

* Die Umrisse ihrer Jugendgeschichte hat Sophie selbst in ihren „Briefen über Mannheim" und in der Einleitung zu „Melusinens Sommerabenden" gegeben. Außerdem haben Buri im „Neuen teutschen Merkur" von 1808 und K. A. Böttiger (ebend., Jahrgang 1807) Mittheilungen über sie veröffentlicht. Vergl. auch das Morgenblatt von 1808 Nr. 149 und 314, und den neuen „rheinischen Antiquarius", Bd. 2. S. 89 bis 107.

über durch mehr als dreißig Briefe, in denen ihre Hand ihm angelobt war, rechtfertigen zu können. Allein vergeblich bestürmte er sie mit seinen Bitten. Sophie wollte das Vaterhaus nicht ohne den väterlichen Segen verlassen. Bianconi reiste ab und am andern Tag mußte die verlassene Braut alle von ihm empfangenen Briefe, Verse, Arien, sammt ihren ausgearbeiteten mathematischen Uebungen in des Vaters Cabinet bringen, alles ohne Ausnahme vor seinen Augen zerreißen und in einem Windofen verbrennen; dann mußte sie des Verlobten Bildniß mit der Scheere in kleine Stücke zerschneiden und zuletzt wurde noch der in Brillanten gefaßte Ring mit seinem Namenszug durch zwei Eisen gewaltsam zerbrochen, daß die Brillanten auf dem Boden hinrollten. Im Innersten verwundet durch diesen rauhen Griff, womit man das Andenken des Mannes aus ihrem Herzen reißen wollte, mit dem sie sich schon ganz verbunden fühlte, sprach Sophie noch in dem Zimmer ihres Vaters zu sich selbst: „Ich bin von dem Mann losgerissen, von dem ich das Beste, was ich weiß, gelehrt wurde; ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht mehr für ihn leben. Er wird keine Frucht von seiner verehrungsvollen, delicaten Bemühung, seiner künftigen Gattin Kenntnisse und Ausbildung der Talente zu geben, genießen. Nun so soll auch niemand mehr jemals meine Stimme, mein Klavierspiel, die italienische Sprache, die mathematischen Anfangsgründe, oder irgend etwas, so er mich lehrte, von mir hören oder nur in mir vermuten.“ Und dieses Gelübde hat sie streng und buchstäblich ihr ganzes Leben hindurch gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Neue lyrische Gedichte.

Wol läßt ein Damm sich ziehen einem Bache,
Doch bald der Hast entwindend seine Glieder
Stürzt auf die durst'ge Flur er voller nieder,
Daß sie im frischen Grün frohlock' und lache.
So, deutsches Volk, stürzt auch mit lautem Krache
Auf dich der jüngst gehemmte Strom der Lieder;
Frohlock' und lache, denn es kehren wieder
Die Musen und die Musenalmanache.
Wol suchte deinen Theetisch umzustürzen
Das freche Volk in Heckerhut und Blousen
Und deine beste Kost dir zu verkürzen.
Vergebens! Wie das Kind zum Mutterbusen
So kehrst auch du zu deines Daseins Würzen,
Den Musenalmanachen und den Musen.

Der Ernst dieses spaßhaften Sonetts von Nikolaus Delius liegt in seiner tieferen traurigen Wahrheit, die hier nicht weiter berührt werden soll; aber der Humor von der Sache ist das Gewimmel am Fuß und an den Abhängen des deutschen Parnasses, daß er just aussieht wie ein ungeheurer Ameisenhaufen. Wie die Bauern nach Amerika auswandern, sich dort den wilden Boden zu größerem Dank zu erziehen, als ihnen diesseits des Meeres der zahme eingetragen hat, so gleicht es einer Flucht aus der getheilten und zerrissenen deutschen Erde den Musenberg hinan, denn hunderte und tausende unsrer heutigen Jünglinge, die hier unten zu kurz gekommen sind, glauben, die Entdeckung Schillers, daß dem Poeten allezeit der Himmel offen stehe, sei insbesondere für sie gemacht. Deshalb kriecht, keucht, klimmt, rennt und stürmt es in Massen hinauf und läßt auf die im düstern Thal Gebliebenen fortwährend einen Wolkenbruch von Liedern und Liederchen, Gereimsel und Geschreibsel niederstürzen, daß Gefahr ist, alles Volk werde in dieser Liedersündflut am Ende noch umkommen. Das rechte Wort, diesen Huckepack den Berg hinauf zu bannen, ist verloren gegangen, und die Kritik hat es längst aufgegeben, gegen die Reimwasserfluten Dämme zu bauen und Abzugskanäle zu graben: es war ein eitles Mühen. Auch wir wollen deshalb den Huckepack hinaufkeuchen und die Wasser herunterlaufen lassen, in der Hoffnung freilich, daß im rechten Augenblick der Meister kommen und durch das rechte Wort den ganzen Spuk in sein Nichts zurückbannen werde. Aber auch um so mehr ehren und in unser Gedächtniß und Herz einzeichnen müssen wir die Namen derjenigen Dichter, welche der Musen keusche Bilder im bergenden Arme tragend ihres Berufes bewußt und sicheren Schrittes dem Gipfel des Parnasses zuschreiten.

Um ohne Bild zu reden, so wollen wir aus der Masse neuer Sammlungen lyrischer Gedichte das Bessere und Beste ausscheiden und mit einigen Worten den Lesern dieser Blätter empfehlen.

* * *

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Dritter Jahrgang. Mit den Bildnissen von Robert Reinick und Friedrich Hebbel und einer Musikbeilage von Ferdinand Hiller. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 1853.

Zu den Gegenständen der Eifersucht zwischen dem Nord und dem Süden von Deutschland scheint seit einigen Jahren auch die lyrische Dichtkunst zählen zu sollen, denn jeder von beiden beruft seit 1850 die besten Lyriker der Gegenwart und läßt hegemonieluftig, der eine in Preußen, der andre in Baiern, einen deutschen Musenalmanach erscheinen. Sieht man die gleichen Jahrgänge aus Berlin und Nürnberg neben einander liegen, so sollte man meinen, die Zeiten feindlicher Dichterschulen, die Tage der Bodmer und Breitinger oder auch des Göttinger Hainbundes seien wiedergekehrt. Aber nichts von alledem. Der traurige Dualis des deutschen Musenalmanachs hat gar keinen Sinn; von besonderer Richtung, von ausschließender Schule ist so wenig die Rede, daß sogar manche Dichter, und darunter gute Namen, fast unbegreiflicher Weise in beide Almanache zu gleicher Zeit Liederspenden beigetragen haben. Der erste Jahrgang eines solchen Duals läßt sich noch erklären und entschuldigen, aber schon den zweiten hätte man vermeiden können, hätte ihn zur Ehre des Titels eines deutschen Musenalmanachs vermeiden müssen, zumal es gewiß nicht geschadet haben würde, wenn nach Ausscheidung alles Mittelmäßigen die besten Partien beider Sammlungen in einen einzigen Almanach verschmolzen worden wären. Doch dies nur nebenbei. —

In der sogenannten Miniaturausgaben beliebter Form und glänzend schöner Ausstattung liegt der neue Jahrgang des von Christian Schad veranstalteten Musenalmanachs vor. Aus einer sorgfältigen Durchsicht desselben haben wir uns überzeugt, daß dieses Buch in jeder Beziehung ist, was es seinem Titel nach sein will. Ein Musenalmanach ist kein Hofkalender und so wird es wol auch keinen diplomatischen Notenwechsel mit Deutschlands Nachbarstaaten veranlassen, daß die Poesie die Territorialbestimmungen der Verträge von 1815 nicht respectirt, sondern kurzer Hand die Schweiz, das Elsaß, Livland ꝛc. dem deutschen Reiche zurückerobert hat, um Ernte zu halten und Beute zu machen, „so weit die deutsche Zunge klingt“; ja daß sie sogar nach Dänemark und der Bukowina die Hand ausstreckt, dort in dem Dänen Andersen, hier in dem Deutschen Ludwig Adolf Staufe einen ihrer Vasallen erblickend. — Nach Staaten, Provinzen und Gauen eingetheilt, haben zweiundsiebenzig deutsche Dichter, voran die ersten und besten Lyriker der Gegenwart, zu dem vorliegenden Musenalmanach beigesteuert, darunter drei Frauen: Luise v. Ploennies, Ida v. Düringsfeld und Luise Otto. Oscar v.

Redwitz fehlt in dem Reigen; ob aus Zufall oder aus Absicht ist uns unbekannt; aber das wissen wir, daß nicht alle Leser sein Ausbleiben bedauern werden. Von den besten der jüngeren Talente hätten sich wenigstens Otto Roquette und Paul Heyse noch einfinden sollen; solche Platt- und Abgeschmacktheiten würden sie gewiß nicht geliefert haben wie beispielsweise Ludwig Mihl, der sich mit folgenden Worten an den Rhein sehnt:

Ich träume mich immer bei dir, o Rhein,
In dem, was ich denke und dichte',
Mit dem Herzen allein darf ich bei dir sein,
Mit den Füßen darf ich es nicht.

Mit den Füßen!! — Und dann die widerwärtige Koketterie mit politischem Märtyrertum, wenn er stolpernden Fußes weiter singt:

Ich darf es nicht aus Liebe zu dir,
Warum wollt' ich dich frei und groß? —
Sie sprachen darob das Urteil mir,
Verbannung, bittres Loos ꝛc.

Man sieht, der Herausgeber hätte doch hier und da etwas strenger sein dürfen, obgleich die Auswahl sonst große Anerkennung verdient.

Zu den wertvollsten Gaben des neuen Musenalmanachs gehören nachgelassene und bisher ungedruckte Gedichte von Friedrich Hölderlin und Robert Reinick, unter denen des letzteren auch ein „Schwanenlied", welches wirklich des Dichters Schwanengesang geworden ist. Diese Beiträge eröffnen die Sammlung. Dann treten die beiden Böhmen Moritz Hartmann und Alfred Meißner auf und ihnen folgt Andersen mit einem Märchen: „der alte Leichenstein", der einzige in Prosa geschriebene Beitrag. Hierauf Emanuel Geibel mit einem Fragment „der Rhein" und einigen kleineren Gedichten, und Friedrich Hebbel mit einer Sammlung von Epigrammen, denen manchmal freilich die Poesie, seltener aber auch die Schärfe und Spitze bestritten werden kann. Ihnen folgen Friedrich Bodenstedt, Adolf Stahr, Hoffmann v. Fallersleben — aber die Zahl der Dichter und die Fülle des Stoffes ist zu groß, als daß hier eine vollständige Aufzählung Raum finden könnte. Deshalb nur noch einige kurze Notizen.

Mit besonderer Wärme gedenken des Vaterlandes und seiner Zukunft in ihren Liedern Adolf Böttger, August Schnezler, Johannes Minckwitz (ein deutscher Horaz), Julius Sturm, Karl Mayer, Alexander Kaufmann ꝛc. Als die schönsten erotischen Gesänge gelten uns Rudolf Gottschall's „Liebesreminiszenzen" und Ludwig Bechstein's „Liebesfrühlingstraum". Gustav Pfarrius hat sich wieder mit Waldbieren und Heinrich Pröhle mit Wanderlieder eingefunden, unter letzteren ganz vortrefflich das „Wer kommt mit?" — Der Ida von Düringsfeld Uebertragung des italienischen Volksliedes „Dormi, che vuoi di più?" bleibt hinter Goethe's Lied „O dib vom weichen Pfühle ꝛc." weit zurück; dagegen erinnert an diesen Altmeister Adolf Böttger's treffliche Humoreske „Besuch". Auch an schönen Balladen ist der neue Musenalmanach nicht arm; wir nennen nur Wolfgang Müllers „Bischof von Utrecht" und von Ignaz Hub die Geschichte „vom großen Faß zu Salmannsweiler" ꝛc.

Hebbels und des verstorbenen Reinick Bildnisse in Stahl sind dem neuen Jahrgang beigegeben und erhöhen seinen Wert als Festgabe, die überall willkommen sein wird, aber nächst den Freunden der vaterländischen Literatur zumeist den gebildeten deutschen Frauen und Jungfrauen.

E. S.

(Wird fortgesetzt.)

Briefe.

94.

△ **Hanau**, Ende November.

Wetterauische Gesellschaft für die Naturwissenschaften.

Die wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturwissenschaft, deren Sitz sich hier befindet, wurde bald nach ihrer Stiftung von dem Großherzog von Frankfurt mit einem namhaften jährlichen Zuschuß unterstützt, der, wenn auch sehr ermäßigt, nach der Restauration des Fürstenhauses von der Landesregierung fortgeleistet wird. Die betreffende Kassenbehörde hat jetzt den Gesellschaftsvorstand benachrichtigt, daß die verwilligte Summe nicht mehr gezahlt werde. Dem Vernehmen nach wird auch das Local, welches für die reichen Sammlungen, die Bibliothek ꝛc. in dem Gymnasiumsgebäude eingegeben war, demnächst geräumt werden müssen. Im Interesse der Wissenschaft und insbesondere der Naturkunde für unsere Gegend hoffen wir, daß die Gesellschaft ihr erhalten werden möge. Ihre zahlreichen Mitglieder und Freunde bürgen am sichersten für den Fortbestand.

Tabletten.

*** Wenn heutzutag ein Schriftsteller die Bogen seiner unsterblichen Werke beim Käsekrämer findet, er wird niemand sagen, daß das aus seiner Feder rührt, worin der Käse aus dem Laden wandert, aber nur wenige werden wissen, daß das nicht immer und überall so war. In einem Werk des Directors F. Noback in Leipzig, betitelt: Ein Wort über kaufmännische Literatur", kommt folgende Stelle vor: „Die reichen Käsehändler von Lucarbo hielten viele Schreiber in ihren Diensten, um die besten Autoren des classischen Zeitalters zu copiren, womit sie ihre Ausfuhrwaaren umwickelten, damit in den Häfen des Orients und Nordens, wo irgend dieselbe verkäuflich, die Milch der florentinischen Kühe und die der florentinischen Musen zugleich Ansehen gewinnen möchten. Noch heute wird in der berühmten Bodleian Library zu Oxford ein Dante aufbewahrt, genau vom ersten Manuscriptlert, welcher behufsam verwendet worden ist, eine Sendung Käse einzuhüllen, in der Zeit, als die Bardi in England Kaufleute waren. Es war seit lange als „Lucardian Dante" bekannt, und die Verwalter der großen Bibliothek hielten stets daneben zwei Mausefallen aufgestellt, da der käsefuchtige Classiker großer Verfolgung durch jene Gutschmecker ausgesetzt war, so daß derselbe endlich in England das Mausefallenbuch (book of the mousetrap) genannt wurde.

*** Vor einiger Zeit ist in Büren bei der Anlage einer Straße in geringer Entfernung vom Thor ein Skelett gesunden worden, das noch vollständig in einen eisernen Harnisch gehüllt war. Die Form der Rüstung führt bis ins elfte Jahrhundert zurück.

Frankfurter Stadttheater.

☞ Freitag, den 3. December, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, den 4. December. (Gastdarstellung des Herrn Reichel.) Wilhelm Tell, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Rossini. Arnold: Herr Reichel.

Sonntag, den 5. December. (Neu einstudirt) Die Jungfrau von Orleans, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Schiller.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 290. Samstag, **4. December 1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Als der Marquis wieder allein war, fuhr er sich mit den Händen in den Bart und geberdete sich überhaupt ganz so, als wenn er im Begriff wäre zu verzweifeln. Allein der erste Sturm war bald vorüber und machte dem ruhigeren Nachdenken Platz, dem Roudlandon an eine Fensterecke gelehnt wol über eine Stunde nachhing. Gegen seine Gewohnheit blieb er dabei stumm wie ein Fisch, und nur der häufig wechselnde Ausdruck in seinen Gesichtszügen malte die verschiedenen Gefühle, die seine Seele bewegten. Erst nachdem seine streitenden Gedanken zur Einigung gekommen zu sein schienen, hob er wieder halblaut zu sprechen an: Wol gegründet war der Abscheu, den ich vor dem Fremden bei seinem ersten Anblick gefaßt hatte; seine Larve mahnte mich immer an eine schreckliche That — und nun gar das Porträt, das er am Halse trug, mußte mich zum Wahnsinn bringen. Gewiß, er ist sein Sohn, den wir längst bei dem Vater glauben. Allein nun liegt mir das Benehmen der alten Hexe klar vor den Augen; sie hat uns hintergangen und die Brut am Leben gelassen, um das Heft gegen uns in Händen zu haben. Ha, sehr gut ausgedacht! Aber nun ich alles weiß, wird es mir nicht mehr schwer werden, den letzten Verdacht auf die Seite zu schaffen. Hm, wenn der Baron wüßte, wen er in seinem Hause hegt ... — soll ich ihm einen Wink geben? Erst nach einigen Minuten fuhr der Marquis in seinem Selbstgespräche fort: Fast möchte ich glauben, der Bursche weiß um die ganze Geschichte, weil er aus der Stadt nicht fort will. Aber warum zögert er denn so lange? Will er sich mehr Beweise schaffen, um mich mit einem Schlage zu tödten? Mein Leben steht auf dem Spiele, und es ist ein gefährliches Spiel ..., er oder ich muß fallen ... — Fallen muß du, sagte plötzlich eine Stimme, die vom Himmel zu kommen schien. Erschreckt wendete sich der Marquis um. Vor ihm stand ein altes Weib, das drohend seine Hand gegen ihn ausstreckte. Von Silvio rührte sich nicht von der Stelle. Das einzige Mittel deiner Rettung ist, fuhr das Weib fort, daß du unverzüglich Italien verläßt. Nur um meiner Schützlinge willen habe ich deines Lebens geschont. Jetzt werde ich dich nicht mehr schonen. — Ha, versetzte de Roudlandon, der sich wieder etwas gesammelt hatte, mit spöttischer Miene: Ich bin wirklich erfreut, Margareta, dich nach so langer Zeit wieder einmal zu sehen, zumal diese Freude mir so plötzlich und überraschend kommt. Doch, fuhr er etwas ernsthafter fort, als er bemerkte, daß der Blick der Alten noch drohender wurde, was führt dich hierher, mein Kind? — Die Sorge für die Wolfahrt derer, die du zu vernichten strebst. Ich bin nicht gesonnen, mit dir viele Worte zu machen, Petro. Verlässt du nicht augenblicklich die Stadt, so magst du es dir zuschreiben, wenn du nächster Tage am Galgen baumelst. — Es war längst schon meine Absicht nach Madrid zu gehen und ich hatte mich wirklich schon auf den Weg begeben, als ich mich der reizenden Imelda erinnerte, in die ich mich früher einmal, glaube ich, verliebt hatte. Der Baron konnte sie mir natürlich nicht abschlagen; wol aber hat er sie mir heimlich entrückt, weshalb ich mich bemühe ... — Du hast dich um nichts zu bemühen, als uns schnellstens von deiner Gegenwart zu befreien. Mit diesen Worten wandte sich Margareta, ohne den Marquis eines weiteren Blickes zu würdigen. — Morgen bin ich nicht mehr hier, rief ihr Don Silvio nach, als sie schon die Schwelle überschritten hatte. — Der Teufel überschüttet mich heute mit Abenteuern, sagte Don Silvio zu sich selbst, als er wieder allein war. Doch was ist nun zu thun? Weiß Margareta, daß ich ihre Geheimnisse ein wenig gelüftet habe? Wie leicht ist das möglich! Die alte Spürnase kommt hinter den feinsten Schlich. Doch kann ich gehen ohne Imelda, ohne ein Unterpfand der Ergebenheit des Barons? — Habe ich die Tochter, so kann ich ihn auch aus der Ferne leiten wie ich will, denn er liebt sie mehr als sein armseliges Ich. Die Schätze, die er noch im Thurm versteckt hat, von denen er aber nichts wissen will, sind mein, wenn ich das Mädchen habe. — Zu dem Gelde komme ich nicht ... das ist zu wol bewahrt, aber das Kind werde ich doch in meine Gewalt bringen können? In dieser Nacht jedoch muß der Plan ausgeführt werden — und er versank wieder in tiefes Brüten. Nach wenigen Minuten zeigte ein triumfirendes Lächeln, das die dürren Lippen des Marquis umspielte, daß es seinem Geiste geglückt war, einen sichern Plan ausfindig zu machen. Er sprang auf und zog an der Klingel.

Bartolo, sagte er zu dem eintretenden Diener, halte auf der Anhöhe nördlich von Castel bianco, da, wo sich die Straßen von Bologna und Modena kreuzen, zwischen ein und zwei Uhr nachts einen leichten Wagen mit frischen Pferden bereit, den du mit dem Nöthigsten zu einer weiteren Reise bepackt. Hörst du das Losungswort „Madrid“, so öffnest du schnell den Wagenschlag; sind zwei Personen eingestiegen, so fährst du im schärfsten Trabe auf der Straße nach Modena fort. Hast du mich verstanden? — Wol, Euer Gnaden, Sie werden mit mir zufrieden sein.— Darauf nahm der Marquis Hut und Stock und sagte noch im Weggehen: Nach acht Uhr abends darfst du dich in der Stadt nirgends mehr öffentlich sehen lassen. Er ging, kam aber im nächsten Augenblick wieder zurück und sagte: Ha, Bartolo, wie geht es unserem Gefangenen? — Ganz gut, Euer Gnaden, seine Wunde ist beinahe heil. — Schön. Jetzt gehst du augenblicklich zu ihm und benachrichtigst ihn, daß er nächster Tage frei sein wird. Mittlerweile möchte er mir als Zeichen unserer Aussöhnung einen Ring oder ein Amulet oder etwas dergleichen durch dich übersenden. Ich lasse ihn recht sehr darum bitten, weil mir seine Freundschaft sehr am Herzen liege. Du verstehst mich, Bartolo? — Vollkommen, Euer Gnaden,

versetzte der Diener, obgleich man die Ueberraschung in seinen Gesichtszügen lesen konnte. Ich werde in einer Viertelstunde zurück sein.

Während Bartolo sorteilte, schritt der Marquis hastig im Zimmer auf und ab. Aber seine Gedanken waren diesmal nicht mehr ängstlicher Natur. Er rieb sich beständig die Hände und brach ein über das anderemal in ein unmäßiges Gelächter aus. So verging die Viertelstunde und der Abgesandte erschien pünktlich, seinem Herrn einen dünnen messingenen Ring überreichend, indem er sagte: Nun, die Freundschaft scheint von seiner Seite nicht sehr groß zu sein. Aber, setzte er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu, Ihre Bitte konnte er natürlich nicht abschlagen. — Der Marquis nahm sichtlich erfreut den Ring und sagte auf die Thüre zuschreitend: Säume dich nicht, meine Befehle pünktlich zu befolgen.

Nachdem Bartolo hinter seinem Herrn die Klinke zugedrückt hatte, änderte sich plötzlich seine Miene, welche durch eine Reihe mannigfaltiger Phasen hindurch sich allmälig zu einem Ausdruck wehmütiger Empfindungen gestaltete. Ach, sagte er zu sich, indem sich seine schwarzen Augen scheu zu Boden senkten, als fürchteten sie selbst den Anblick des Lichtes, ach, Bartolo, wie weit ist's mit dir gekommen! Wie froh und glücklich, wie unendlich glücklich waren die Tage deiner Kindheit! Als du an der Seite deines Vaters, deiner Mutter zur Kirche gingst, da konntest du noch so innig zum Vater im Himmel beten; aber du mußtest nie recht gebetet haben, nicht aus dem Grunde deines Herzens — sonst hätte dich Gott nicht so verlassen. Als du dann deinen Vater und die gute Mutter durch deine schlechte Aufführung in die Grube gebracht, da bist du noch nicht umgekehrt auf den Weg des Guten. Zuletzt kam dieser Marquis, den Gott verdammen möge, und gebrauchte dich als das schändliche Werkzeug seiner ebenso schändlichen Pläne ... und dir, Bartolo, war es nicht zu schlecht, um ein paar lumpiger Ducaten willen deine Ehre zu verkaufen! — Und nun hab ich noch den Spion gemacht und den armen Jungen, der mir nie was zu Leid gethan, seines Geldes und eines Bildes beraubt, was vielleicht unabsehbare Folgen hat, nach dem, was ich heute gesehen. Und dann dem armen Burschen, der mit mir aufgewachsen und mich immer lieb gehabt hat, hab ich den Finger gebrochen, um dem Marquis weiß Gott was für eine Absicht ausführen zu helfen. Das hat mir das Herz gebrochen, wie er mich so ernsthaft und doch so lieb ansah und mir nicht fluchte. Aber ich fürchtete mich vor dem Zorn des Herrn und brachte ihm den Ring. Doch warte, jetzt soll es anders werden. Ich will heute noch hinauffahren — gewiß kann ich ein Unheil verhüten. Nach diesem Vorsatz fühlte sich das Herz des Dieners erleichtert. Sein gebräuntes Gesicht gewann einen freudigeren Ausdruck und er schickte sich an, da der Tag sich schon zum Ende neigte, die Befehle des Marquis, freilich in einer Weise, die jener nicht gemeint hatte, zu vollziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Sophie La Roche.

Biographische Skizze von J. W. Appell.

(Fortsetzung.)

Sie lebte nun in Zurückgezogenheit und drohte anfänglich in ein Kloster gehen zu wollen; dann suchte sie in dem Umgang mit Büchern allein Trost und Beschwichtigung. Noch im Sommer dieses Jahres schickte indessen der alte Gutermann Sophie mit zwei ihrer Schwestern und ihrem einzigen Bruder nach Biberach zu ihrem Großvater, der dort das Amt eines Senators und Hospitalmeisters bekleidete, und als dieser bald nach ihrer Ankunft starb, zog Sophie in das Haus des Predigers Wieland, dessen Gattin Geschwisterkind mit ihrem Vater war.

Ein neuer Stern ging hier ihrem Leben auf. Der siebzehnjährige Wieland kehrte damals von Erfurt heim und bald knüpfte sich ein Band zwischen den jungen Seelen, die sich in ihren Neigungen begegneten. Welche Epoche diese Liebe in dem Leben Wielands bildete, ist bekannt; noch als dreiundsiebenzigjähriger Greis hat er selbst es in seiner enthusiastischen Weise ausgesprochen, indem er an Sophie schrieb: „Nichts ist wol gewisser, als daß ich, wofern uns das Schicksal nicht im Jahr 1750 zusammengebracht hätte, kein Dichter geworden wäre." Sophie soll aber auch bezaubernd und, wie Wieland gleichfalls in seinen alten Tagen noch bekannte, unwiderstehlich schön gewesen sein. Bodmer nannte sie in seiner verzückten Sprache „blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich", und ein in Kupfer gestochenes Porträt aus ihrem Matronenalter läßt allerdings noch eine frühere ungewöhnliche Schönheit durchschimmern. Sie hatte einen kleinen feingebildeten Kopf und schmelzende Augen; ein eigner Zug von sanfter Grazie, obgleich etwas affectirt, umspielte ihren Mund. Ihre Gestalt war zart und leicht aufgeschossen und bewahrte bis in ihre höheren Jahre eine seltene Eleganz, die überhaupt all ihr Thun und Wesen auszeichnete.

Sehr natürlich war es, daß die zwei Jahre ältere Sophie eine gewisse Oberhoheit erhielt über den Cousin, den übersinnlich-sinnlichen Jugendschwärmer, in dessen leicht erreglichem Innern es sich noch dunkel drängte und dem sowol in den Mauern der Lehranstalt Kloster-Bergen, unter dem pietistischen Abte Steinmetz, wie in Erfurt die Welt noch ziemlich verschleiert geblieben war. Was hat nicht im allgemeinen ein Mädchen von neunzehn Sommern vor einem siebzehnjährigen Jünglinge voraus! Während Wieland der Geliebten zwar manche Kenntnisse mittheilte, imponirte sie ihm daher doch immer und übte einen überwiegenden Einfluß. Er fühlte sein ganzes Wesen durch sie gehoben und veredelt, so daß er behauptete, er sei plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden.

An einem Sonntag hörte er eine Predigt seines Vaters über den Text: Gott ist die Liebe. Er sagte sich im Stillen, daß er über das Thema besser und beredter habe sprechen können; als der Gottesdienst zu Ende war, machte er einen Versuch. Es war ein schöner Sommertag und er wandelte, die lieblich zarte Gestalt an seinem Arme, durch die ländlichen, sabbathlich stillen Fluren um Biberach. Da redete er, wie er selbst erzählt, „von der Bestimmung der Geister und Menschen, von der Würde der menschlichen Seele. Nie bin ich beredter gewesen als damals. Ich vergaß nicht, in die himmlische Liebe einen großen Theil des Glücks der Geister zu setzen. Diese Unterredung rührte die Liebenswürdige so sehr, daß sie einige vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Mienen waren Zärtlichkeit und Seele. Damals versprach sie mir ihre Empfindungen zu schreiben." Sophie antwortete ihm „auf eine Weise, die ihrer graden und edlen Seele würdig war. Mein Charakter gefiel ihr, ehe sie mich gesehen hatte. Sie fand ihn mit dem ihrigen übereinstimmend. Ein Liebhaber, der sie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas neues und das, was sie immer gewünscht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig; ich sagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich, ihre Seele zu unterhalten und zu verschönern, und ließ ihr merken, daß dies der edelste Beweis meiner Liebe sei. Sie beweinte öfters heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe: meine Mutter war zuweilen ein Zeuge davon. Sie las ein Manuscript von mir durch, welches den Versuch

einer Tugendlehre enthielt; diese Schrift machte sie mir sehr gewogen. Mein Ernst und die Abneigung gegen die Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um so mehr, je neuer ihr ein solcher Charakter an einem Jüngling war."

Vier Sommermonate schwanden dem schwärmerischen Liebespaare, das sich solcher Weise in eine lichte, blaue Seraphsphäre hineinträumte, unter Wielands väterlichem Dach. Sophie kehrte hierauf nach Augsburg zurück und Wieland zog im November auf die Hochschule zu Tübingen. Ihr Bild begleitete ihn, und als sein Vater in einem Briefe einige Zweifel an der Beständigkeit seiner Liebe aussprach, scheint ihn dies nicht wenig gekränkt zu haben. Tausend Leben, schrieb er zurück, wären nicht zu viel, sie für die Geliebte hinzuopfern. Die ganze Welt sei ihm ein Nichts gegen seine englische und mehr als englische Sophie. Und sollte er ihrer beraubt werden, so schwöre er aufs heiligste, daß er sein Unglück nicht überleben wolle. Mit ihr selbst blieb er in ununterbrochenem Briefwechsel; namentlich beeiferte er sich vom Februar bis zum April 1751, ein Minnediener eigener Art, sein „System" für sie aufs Papier zu bringen. So entstand in edlem Jugendschwindel und in jugendlicher Selbstzuversicht das platonisirende Lehrgedicht „die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", sein erstes Werk, das der bekannte Professor G. Fr. Meier in Halle *, dem es ohne Namensnennung zugesandt ward, und der einen Adligen im Schwabenland für den Verfasser hielt, sofort drucken ließ, mit einer anpreisenden Vorrede. Bevor Wieland im Herbst 1752 zu seinem literarischen Patriarchen Bodmer nach Zürich ging, sah er die Geliebte nochmals am 11. October in dem Elternhause, wo er sie seit dem Ende des Juni sehnlich erwartet hatte. Drei Jahre hindurch dauerte dies Verhältniß; daß die beiden dereinst zusammen vor den Altar treten sollten, wurde als bestimmt angesehen, wenn diese Verbindung auch noch in der Ferne stand, bis Wieland in den sicheren Hafen eines nährenden Amtes eingelaufen sein würde, ein Ziel, welches er bisher allerdings zum Mißvergnügen seines Vaters ziemlich aus dem Auge verloren hatte. Sophie wurde in Biberach als eine Angehörige der Familie Wieland behandelt. Indeß soll auch Wielands Mutter damals den späteren Bruch mit veranlaßt haben. In Biberach empfing nämlich unsere Freundin den Besuch eines Verwandten, der in Zürich mit Wieland verkehrt hatte. „Viel erzählte der Vetter — wir führen hier die Worte des bewanderten neuen rheinischen Antiquarius (von Stramberg) an — Sophien von dem Glück, welches ihrem Bräutigam in Bodmers Hause beschieden, und öfter wiederholte er seine Besuche, stets willkommen der Jungfrau, die gern von dem fernen Geliebten erzählen hörte. Anders die künftige Schwiegermutter, die von lieblosen Anmerkungen zu Vorwürfen überging, bis Sophie, beleidigt in ihrem Bewußtsein, abermals Biberach verließ, um nach Augsburg in das väterliche Haus zurückzukehren. Da hatte sich aber gleichfalls manches verändert, seitdem Herr Gutermann die zweite Frau genommen. Er, der niemals viel von seiner Tochter Heiratsproject gehalten, zeigte sich demselben jetzt zumal abgeneigt. Mit Kindern beschwert, wünschte er wenigstens die älteste Tochter sobald wie möglich an den Mann zu bringen, und dazu zeigte sich mit dem Candidaten Wieland wenig Aussicht. Grade machte ein solider Freiersmann seine Bewerbungen geltend, und scheint die Stiefmutter denselben allen Vorschub gethan zu haben." Vom September 1753 an harrte Wieland vergebens auf Sophiens Briefe; im December erhielt er ein Schreiben, worin sie ihrer Liebe absagte und die Anzeige ihrer neuen Verbindung beifügte, mit dem Zusatze, daß er selbst das Band zerrissen habe. Zu Anfang des Jahres 1754 war Sophie Frau La Roche.

(Fortsetzung folgt.)

* Freilich hat er sich fast hauptsächlich im Gedächtniß eines weiteren Kreises durch die öfters angeführten Verse erhalten, womit Lessing seine übrigens verdienstliche Beurteilung und Vertheidigung von Klopstocks Messiade (1749) bespöttelte:

Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet.

Tabletten.

*** Die Cotta'sche Buchhandlung beabsichtigt eine außerordentlich wolfeile Ausgabe der in ihrem Verlag erschienenen deutschen Classiker: Goethe, Schiller, Klopstock, Lessing, Wieland, Platen, Thümmel, Pyrker und Lenau, zu veranstalten und zwar in wöchentlichen Lieferungen von zehn Bogen zu nur zwölf Kreuzer. Es soll damit den fortwährend unter allen Formen und Gestalten als Anthologien auftretenden Nachdrücken gründlich entgegengetreten werden.

*** Ueber ein Erdbeben in Steiermark am 16. v. M. enthält die Grazer Zeitung folgenden Bericht aus Trifail: Am 16. November abends um 6 Uhr 10 Minuten bei heftigem Südwind war ein heftiger Erdstoß, der von Südosten nach Südwesten sich zu bewegen schien. Nach Mitternacht des 17. November um 2 Uhr wiederholte sich das Erdbeben, jedoch mit einem etwa zwei Secunden währenden Rüttler. Morgens war heftiges Donnerwetter, worauf ein wolkenbruchähnlicher Regenguß erfolgte, sich aber in Kürze wieder verlor und der Himmel sich wieder aufheiterte. Nachmittags um 3 Uhr 3 Minuten, ich war eben im obern Stockwerk des Trifailer Stationsgebäudes, bei umzogenem Himmel und heftigem Südwind war ein kurzer, aber starker Donner zu hören, ein paar Secunden darauf erfolgte der erste Erdstoß, nach ein paar Secunden der zweite fiel intensiver, und wieder nach einem kurzen Absatz der dritte. Fortwährend war es zu hören wie das Rollen des Donners, die Fenster klirrten schauerlich, die Gläser am Kasten schlugen aneinander, es war, als schaukelte das ganze Gebäude. Alles flüchtete ins Freie und draußen bot sich uns erst das Schauerliche dar. Am rechten Ufer der Save, grade ober dem hübschen Wasserfall, den man vom Trifailer Stationshof sieht, krachten auf schreckliche Weise die senkrecht emporstrebenden Felsmassen, gewaltige Stücke rollten in die Save, so daß das Wasser viele Klafter hoch emporstaubte. Als eben der Postzug in den Quadranten zum Stationshof fuhr, krachte es nochmals auf gräßliche Weise, als ob die Felsen von oben bis unten bersten wollten. Alles stand bleich da in Todesangst, denn man meinte, jetzt werden gewaltige Massen von der Höhe sich trennen, in die Save stürzend den Fluß verdämmen und die Bahnzüge hemmen. Der Train bewegte sich sachte vorwärts, es rollte auf das letzte Gekrach zwar kein Felsstück herab, doch mögen die riesigen Steinwände gewaltige Risse bekommen haben, die bei nächster Erschütterung herabstürzen dürften. Während des Zuges fielen dreimal, jedoch nur kleine Stücke, an die Waggons. In Sagor bekam das schöne Stationsgebäude in allen Theilen Risse, das Gleiche geschah im Pfarrhof und vom Plafond löste sich der Kalk und fiel wie Schneeflocken nieder. Die Richtung dieser drei Stöße schien gleichfalls von Nordosten nach Nordwesten gewesen zu sein. Das Barometer wurde nicht beobachtet.

*** Während der Anwesenheit des Said Pascha, Onkels des Vicekönigs von Aegypten, in Paris, frug derselbe die Prinzessin Mathilde im Pavillon von Breteuil, ob dieselbe reite. Lächelnd gab sie zur Antwort, daß sie dazu keinen Mut besitze und noch nie ein Pferd bestiegen habe; sie könne sich höchstens entschließen, einmal einen Esel zu besteigen, was sie übrigens auch noch nicht versucht habe. Vor zwei Tagen langte ein Aegypter mit einem

Esel vor dem Hotel der Peinzessin an. Dieser Esel ist ein Geschenk von Said Pascha, er ist schneeweiß und von bewundernsweeter Race. Außerdem war er in orientalischer Weise ungemein reich geschirrt, und die Prinzessin hat daeüber eine solche Freude empfunden, daß sie sich das reizende Thier in ihren Salon bringen ließ, der, wie manche versichern, noch nie von einem Esel betreten wurde, obwol sie als Freundin von naturhistorischen Merkwürdigkeiten bekannt ist.

*** Der Ausbruch des Aetna dauert ununterbrochen fort, wenn auch in weit geringerem Maß aus den ersten Kratern. Dagegen ist in kleiner Entfernung eine neue Oeffnung entstanden, welche ebenfalls unter vielem Getöse Steine, Asche und Sand nebst einer Menge Lava auswirft. Letztere ergießt sich jedoch über einen Boden, der des Anbaues ganz unfähig ist, weshalb der Schaden nicht viel bedeutet.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 4. December. (Gastdarstellung des Herrn Reichel.) Wilhelm Tell, große Oper in vier Abtheilungen. Musik von Rossini. Arnold: Herr Reichel.

Sonntag, den 5. December. (Neu einstudirt) Die Jungfrau von Orleans, Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Schiller.

Vierzehnte Bilanz der Mozartstiftung am 30. September 1852.

H.B. Fol.		fl.	kr.	H.B. Fol.		fl.	kr.	fl.	kr.
27	**Hypotheken-Conto:**			30	**Capital-Conto:**				
	für ein Insatzcapital und einen Insatzcapitalantheil	13300	—		Betrag des Capitalfonds am Schluß des dreizehnten Verwaltungsjahres . .	22482	14		
29	**Obligationen-Conto:**				Ertrag des am 25. Novembee v. J. von dem Liederkranz statutengemäß gegebenen Concertes	414	4		
	vorräthige 3½pCt. Frankfurter Stadtobligationen vom Jahr 1839 fl. 9750 à 100 pCt.	9750	—		Geschenke und Gottespfennige von den Herren Horter und J. J. van Essen .	2	—		
					Am. Ellissen	1	45		
					Dr. Martin und Holzwart .	2	—		
					Friedr. Beyer	2	42		
					G. Reichardt und J. Vincent	3	—		
					Ingenieur Meggenhofen . .	8	—		
					W. Ruoff	4	—		
					Anton Bayrhoffer	4	—		
31	**Interessen-Conto:**				Coursdifferenz auf vorräthige 3½pCt. Frankfurter Stadtobligationen . .	40	—		
	bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinsen	243	31		Eingegangene und laufende Zinsen . .	832	29		
						23796	14		
32	**Musikalien-Conto:**				Hiervon ab				
	Saldo von einer angekauften Sammlung classischer Werke	116	3	24	**Unkosten-Conto:**				
					Unkosten im Laufe dieses Verwaltungsjahres	3	47		
33	**Cassa-Conto:**							23792	27
	baar in Cassa	382	53						
		23792	27					23792	27

Frankfurt a. M., den 30. September 1852.

Der Verwaltungsausschuß der Mozartstiftung.

Dr. Martin, Präsident. Dr. A. Giar, Secretär. J. F. Quilling, Cassier. P. Finck, Buchführer.
W. Backes. Dr. A. Jost.

Vorstehende Bilanz mit den Büchern der Mozartstiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die aufgeführten:

a. einen Insatzcapitalantheil von neuntausend Gulden,
b. ein Insatzcapital von viertausend dreihundert Gulden,
c. achtunddreißig hiesige 3½pCt. Stadtobligationen im Nominalwert von neuntausend siebenhundert fünfzig Gulden,
d. den Cassabestand von dreihundert zweiundachtzig Gulden und dreiundfünfzig Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit

Frankfurt a. M., den 28. November 1852.

Die von der Gesellschaft des **Liederkranzes** aus ihrer Mitte zu Revisoren erwählten Mitglieder
Ludwig Pfeiff. Jacob Falta. Karl Max Meyer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 291. Montag, 6. December **1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

10.

Geliebt hab' ich und geliebt, ich bin
Nichtliebend mehr.
Ich zieh' mich in mein Inneres still zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich mich und mein vergang'nes Glück,
Du meine Welt!

Chamisso: Frauen-Liebe und Leben.

Der Marquis schlug den Weg zum Hotel Baron Walters ein. Wir nehmen uns die Freiheit, ihm ein wenig vorauszueilen und nachzusehen, wie es daselbst steht.

Es läßt sich davon nicht viel merkwürdiges berichten. Der Herr Baron befand sich noch immer in dem Zustand, den wir früher zu schildern versucht haben; und hatte dieser sich auch ein wenig geändert, so war die Aenderung eben nur nach der schlimmen Seite hin geschehen. Der belebende Geist schwebte ihm schon auf den weißen Lippen und einen großen Theil des Tages hindurch war seine Seele vom Wahnsinn umnachtet, der nur bisweilen einigen lichten Augenblicken Raum gönnte. Seine Gattin litt unendlich bei dem Zustand des Unglücklichen. Sie fühlte es, daß nicht körperliches Leiden allein ihn niederdrückte, sondern in viel höherem Grad ein schwerer Seelenkummer, welchen ihm zu entlocken ihr noch nie gelungen war. Soviel jedoch hatte sich ihr scharfer Sinn aus zeitweilig entfallenen Worten combinirt, als hinreichend war, um sie mit den schrecklichsten Gedanken zu quälen. Ein neues Centnergewicht kam zu der schweren Last, die das Herz der armen Frau zu erdrücken drohte, als ihr das Liebste, was sie auf Erden besaß, ihr einziges Kind, auf so räthselhafte Weise entrissen wurde. Wir wissen, ein wohlthätiges Billet sollte ihr Beruhigung bringen, allein der, welcher damit abgeschickt war, schmachtete im dunklen Kerker. Mochte nun das Weib im schwarzen Thurm nichts davon erfahren haben, oder waren andere Hindernisse dazwischen getreten — die Baronin erhielt keine Nachricht.

Wilhelm war erst um die Mittagszeit in das Haus zurückgekehrt. Er war verstört, schien aber keine Ursache seines Fortgehens und seiner üblen Laune angeben zu wollen, sondern begab sich bald nach Tische auf sein Zimmer.

Begleiten wir den armen Jungen dahin. Uns ist die Ursache seines Kummers wenigstens theilweise bekannt und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn er sich in einen Sessel wirft, die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Arme lehnt und bitterlich zu weinen anhebt. Nicht der Verlust der hundert Zechinen oder der schönen Halskrause veranlaßte diesen, wie man sagt, unwürdigen Ausbruch des männlichen Schmerzes — nein, an diesen Verlust dachte er nicht mehr. War er nicht ausgegangen, das Mädchen zu suchen, das er liebte? und was war der Erfolg davon? Er wurde beraubt, und zwar eines Dinges, das ihm unendlich theurer zu sein schien. Mußte dieser unvorhergesehene Zufall sein Herz nicht noch mehr erschüttern? Nach einiger Zeit jedoch fingen seine Thränen an zu versiegen. Er erhob sich und trat ans Fenster. Die Aussicht war nicht geeignet ihn heiterer zu stimmen. Keine Wolke bedeckte den Himmel, welcher jedoch das Blau des Sommers nicht mehr hatte. Die Sonne schwamm in einem blassen Dunstkreise und schaute matt herab auf die freundlumlerte Landschaft, als bedürfte sie sich um den Schmuck, der erst noch Berg und Thal geziert hatte. Selbst die Häuser scheuten einen ernsten düstern Gesichtscharakter angenommen zu haben; sie erhoben sich über die wimmelnde Volksmenge wie riesige Geistergestalten, die dem bunten Treiben der Menschen zürnten. So schaute Wilhelm eine Weile hinaus und sein schönes Antlitz überzog ein dunkler Schatten trostloser Melancholie. Wie doch alles so öde ist um mich her, seufzte er. Es erinnert mich an den Winter, der die erstarrte Erde mit seinem Leichentuche bedeckt — an das Grab, das das erstarrte Menschenherz unter seiner Hülle begräbt. — Und ist es denn gar so schauerlich zu denken, daß dem Herzen, welches lange schon Stürme hin und her gerissen, endlich einmal der Winter kommt, der seine Qualen stillt und seine Schläge zur Ruhe bringt? Müßte ich mich nicht vielmehr freuen auf diesen Winter? — Oder, was hätte ich noch zu hoffen? — Das Mädchen, das mein Herz so ganz erfüllte, ist verschwunden, und das Herz ist leer, leer von Liebe. — Und nicht einmal an die heimgegangenen Lieben ist es mir erlaubt in süßer Erinnerung zu schwelgen! — nein, ich habe keinen Vater, habe nie seinen Namen aussprechen, nie sein mildes Auge gesehen. Und er muß doch so gut gewesen sein, sein Bild hat es mir gesagt — und dieses ist auch verloren; ich kann mich nicht mehr an seinen Zügen laben, nicht mehr es mit meinen Thränen benetzen. Ha, fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort, da verlohnt es sich wol der Mühe zu leben? eine Qual mit herumzuschleppen, ohne Hoffnung je davon befreit zu werden, als im Grab?

Noch lange vielleicht wäre der junge Deutsche, in solche Gedanken versunken, am Fenster gestanden, hätte sich nicht plötzlich ein Thürflügel geöffnet. Wilhelm schaute sich rasch um, aufgebracht über die unwillkommene Störung. Es war sein ihm von der Baronin angewiesener Diener, der mit ceremoniöser Stimme hereinrief: Seine Gnaden, Don Rio Silvio, Marquis v. Roulandon. — Wilhelm starrte den Diener verdutzt an, als dieser, nicht verstanden zu sein glaubend, die Anmeldung mit noch feierlicherer Stimme wiederholte. — Er ist willkommen, versetzte der Jüngling nach augenblicklichem Besinnen.

11.

Wenn nur das fehlt, so kann leicht geholfen werden. Gehe mit mir und du sollst Wunderdinge sehen, und es soll dich nicht gereuen.

Zingerle: Kinder- und Hausmärchen.

Der Marquis trat ein, nicht mehr mit der spöttischen, hochmütigen Miene, die Wilhelm an ihm gewohnt war, sondern mit dem theilnahmvollsten, zutraulichsten Gesicht von der Welt. Der Leser wird aber nicht verkennen, daß es nur eine künstlich gewebte Decke war, die ein Herz, angefüllt bis zum Zerplatzen vom Wuste der Bosheit und Niederträchtigkeit, mühsam überdeckte. Wilhelm war überrascht über diese Veränderung, aber das Mißtrauen, das er beständig gegen den Menschen hegte, hatte ihn noch keineswegs verlassen. Don Silvio, der in seinem Innern las, suchte daher vor allem die ihm ungünstige Stimmung aus der Seele des Deutschen zu verbannen. Mein Freund, begann er mit ernsthafter und doch einschmeichelnder Stimme, ich lese Ihnen den Kummer und die Angst, von der Sie niedergedrückt werden, im Gesicht, ich schätze es mir daher als das größte Glück derjenige zu sein, der Ihre Züge wieder aufzuheitern im Stande ist. — Wie, Sie, versetzte der Jüngling mit freudestralendem Auge, Sie wüßten ... — Daß das Mädchen gefunden ist, fiel ihm der Marquis lächelnd in die Rede. Ich habe Ihnen Ihren mißtrauischen Ton gegen mich vergeben, da ich Ihre Gereiztheit mit Ihrer Liebe entschuldigen konnte und mit der Größe des Verlustes, den Sie erlitten... Doch, fuhr er in munterem Tone fort, vergessen wir das ... wir haben über wichtigere Dinge zu sprechen. — Nun, und diese wären? fragte Wilhelm gespannt. — Es ist meinen angestrengten Nachforschungen jetzt gelungen, den Aufenthaltsort des lieben Kindes zu entdecken. Damit ist viel gewonnen, allein nicht alles, mein Freund. Sie sitzt in den Klauen eines Teufels, der sie nicht so leicht loslassen wird. Daher bin ich gekommen mit Ihnen den Plan abzureden, das Mädchen auf kluge Weise aus dem Gefängniß zu befreien. — Aus dem Gefängniß, Herr Marquis? Ich will Ihnen alles erzählen, lieber Freund, was ich von der Sache weiß oder vermute. Hören Sie. Sie erinnern sich wol eines alten schwarzen Thurmes zum Schlosse Castel bianco gehörig, er muß Ihnen aufgefallen sein, als Sie mit der Familie des Barons daselbst waren. — O ja, bestätigte Wilhelm, ich erinnere mich seiner wol. Imelda machte mich sogleich auf ihn aufmerksam und erzählte mir manche Spukgeschichte davon.

(Fortsetzung folgt.)

Sophie La Roche.

Biographische Skizze von J. W. Appell.

(Fortsetzung.)

Es war eine bloße Verstandesehe, die sie geschlossen. Allein Sophie wußte bei allen ihren Sentiments den Anforderungen des praktischen Weltverstandes gebürende Rechnung zu tragen. So ungleich sich auch die beiden Gatten in vieler Hinsicht zeigten und obwol La Roche, ein Welt- und Geschäftsmann und munterer Kopf, abgesagter Feind aller Schwärmerei war, lebten sie doch ganz glücklich. Georg Michael Frank de la Roche war damals kurmainzischer Hofrat. Als ein verwaister fünfjähriger Knabe hatte er in dem kurmainzischen Minister Grafen Friedrich von Stadion einen väterlichen Beschützer gefunden und war später dessen rechte Hand geworden, so daß er, nach Goethe's Erzählung, dem Grafen selbst die Liebesbriefe schmiedete. Eigentlich hieß er Frank, von Lichtenfels; diesen ehrlichen deutschen Namen hatte sein Gönner jedoch nach der damaligen Modesucht französisch aufgestutzt. Als im Jahr 1762 der alte Graf, der Geschäfte und des Hoflebens müde, seine Aemter in Mainz niederlegte und sich auf seine schöne Besitzung Warthausen unweit Biberach zurückzog, folgte ihm La Roche dorthin. Er führte die Oberverwaltung über die ausgedehnten Stadion'schen Herrschaften in Schwaben und Böhmen.

In diesem anmutigen Aufenthalt versäumte die junge Hofrätin über ihren häuslichen Pflichten die Bücher nicht und ihr geistiger Kreis erweiterte sich hier namentlich immer mehr. Sie wurde mit dem Englischen vertraut, für welches sie in ihrer Sternheim eine so große Eingenommenheit verrät, machte sich die reichausgestattete Schloßbibliothek zu Nutz und sah an der gräflichen Tafel manche interessante Menschen. Dabei lag ihr ob, den zweiundsiebenzigjährigen alten Herrn bei der Mahlzeit oder auf seinen Spaziergängen zu unterhalten.

Hier sehen sich auch Wieland und Sophie nach einer Trennung von zehn Jahren zum erstenmal wieder. Bei dem Empfang jenes Absagebriefes hatte Wieland in der ersten schmerzlichen Erregung Sophiens Bild herabgerissen und zu Boden geschleudert, doch schon am folgenden Tage ersetzte er das zerschmetterte Glas durch ein neues und, wie bei solchen leicht aufwallenden, reizbaren Naturen sich die fliegende Hitze bald verkühlt, gewann er nach kurzer Zeit wieder Fassung. Er sandte der Geliebten seinen Glückwunsch zu ihrer Verbindung; nicht denken könne er, daß das zarte Seelenband, das sie bisher umschlungen, durch ihre Vermälung aufgelöst würde.

„Erlauben Sie mir, schrieb er in einem Brief vom 12. December 1753, erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal im Angesicht Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden, und wir meinten damals, daß das so viel sei als ewig. Sollte diese Zusage ungültig sein? Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Neigung unsrer Seelen, die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, hinwegnehmen? Nein, das halte ich für unmöglich! Sie müßten aufhören, die unschuldige, großmütige, scharfsinnige und erhabene Sophie zu sein, oder ich müßte mich in das Gegentheil von dem verwandeln, wofür Sie mich einst hielten. Wenigstens kann bei mir diese ewige Freundschaft, die ich Ihnen so oft gelobt, dadurch nicht zeitlich werden, daß Sie mit einem braven Manne verheiratet sind. Was hat Ihre Vermälung wider unsere Freundschaft, daß die eine die andere aufheben sollte? Lassen Sie uns also denen, die sich, in ihrer niedrigen Art zu denken, einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nimmer sehen werden, mit dem Herzen durch unsere gemeinschaftliche Liebe zur Tugend und durch redliche Wünsche für unser beider Wol vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, wo Ihre Seele sich selber und mich wieder erkennen und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtigerweise ausgewichen! — Seien Sie immer so glücklich als Sie ohne Zweifel jetzt sind, und wenn es zur Zufriedenheit Ihres Herzens gehört, so möge Ihr Gewissen Sie immer bei dem Gedanken lassen, daß ich zuerst das Band gebrochen, das uns einst verbunden." Später, im März 1754, richtete er an den Mann, der ihm die Geliebte entrissen, einen sehr verbindlichen Brief; auch versicherte er Sophien, daß er noch eben dieselbe Sophie in ihr sehe, die er bewundernd geliebt. „Seien Sie versichert, daß ich Ihre zärtliche, erhabene Seele ewig lieben werde. Erinnern Sie sich auch, ich bitte Sie, daß ich den Besitz Ihres Herzens — nicht Ihrer Person — und seine Sympathien mit dem meinigen für meine

süßeste Glückseligkeit hielt, — und urteilen Sie nun, ob ich ohne Wehmut daran denken kann, daß diese Sympathie nur ein Traum meiner Liebe gewesen. Ich habe noch Ihr Porträt, ein wertes Hülfsmittel meiner Einbildungskraft, um meinem Herzen in Erneuerung Ihres geliebten Bildes beizustehen. Da ich aber jetzt kein vorzügliches Recht vor Ihren übrigen Freunden daran habe, so erwarte ich von Ihnen und von Herrn La Roche, wie Sie darüber disponiren wollen. Gefällt es Ihnen, es mir zu lassen, so werde ich es als ein ganz neues Geschenk mit Erkenntlichkeit annehmen."

Noch öfters bricht in seinen damaligen Briefen das Gefühl für Sophie hervor, die nicht aufhören soll, der Gegenstand seiner platonischen Neigung, die Dame seines Herzens und seiner Gedanken zu sein. Dann war ihr Bild in den Hintergrund gedrängt worden durch Verhältnisse mit andern Freundinnen. Zuerst hatte sich eine platonische Freundschaft mit einer vierundvierzigjährigen Wittwe, einer Madame G. in Zürich entsponnen, die noch zu rechter Zeit abgebrochen ward. Besonders hatte ihn aber in der folgenden Zeit, vom vierten Jahr nach Sophiens Vermälung an, die bekannte philosophische Julie Bondeli in Bern ganz eingenommen. Mit dieser außerordentlichen Dame und Freundin Rousseau's, die jedoch nach allen Zeugnissen und nach ihrem Bildniß in Lavaters Physiognomik durchaus unschön war, hatte er sich gleichfalls zu verbinden gedacht, und wie mit Sophien blieb er auch mit ihr, nachdem sie auseinander gekommen, lebenslang in einem Freundschaftsverkehr.

Sobald aber Wieland jetzt die Jugendgeliebte wieder erblickte, fühlte er sich wieder zu ihr hingezogen und alle anderen weiblichen Wesen traten neben ihr in den Schatten, jene Julie Bondeli nicht ausgenommen. Er spricht ihr von seinen Empfindungen in einem leicht und galant scherzenden Ton, durch welchen jedoch das Gefühl hervorquckt, gleich einer verhaltenen Flamme, der man spielend ein wenig Luft gönnt: „Wissen Sie denn wol, meine liebe alte Bekannte, daß Sie sehr wol daran thun, ein wenig Freundschaft für mich zu haben? Ein wenig Freundschaft? — Injusti Dei! Was ist ein wenig Freundschaft in Vergleichung mit all den Gefühlen, die ich verschließe in my silent heart! Grausame! Sie fühlen nicht, wie viele Reparations Sie mir schuldig sind! Sie, die Sie das Publikum und die Nachwelt aller der schönen Verse beraubt haben, die ich gemacht haben würde, wenn Sie fortgefahren hätten, die Rolle meiner Muse zu spielen; — Sie, die wahre und einzige Ursache aller der Treulosigkeiten, die ich an so vielen liebenswürdigen Weibern begangen habe; denn Sie haben mir das Recht, Sie zu lieben, genommen, ohne mir die Fähigkeit zu geben, etwas anderes zu lieben als Sie. Um mich zu zerstreuen, sage ich maschinenmäßig einem artigen Mädchen oder Weibe allerlei vor, was ich nur für Sie fühle; die armen Schäfchen glauben mir aufs Wort. Aus Erkenntlichkeit fühlen sie die schönsten Dinge von der Welt. Ich langweile mich. Man merkt, daß der Herr nichts fühlt, und beklagt sich bitterlich. Man halte sich an Sie! Abrenuncio! Ich wasche meine Hände. Ich bin nur gemacht, Sie zu lieben, den Gestirnen, Ihnen selbst und allen Abbe's in der Welt zum Trotz! Nicht als ob ich irgend eine Rückkehr von Ihrer Seite verlangte; die verdiene ich auch nicht. Ich liebe Sie, weil der Schicksalsschluß meines Horoskops mich dazu verurteilt. Ich bin rasend über eine Treue, die ich mitten unter meinen Treulosigkeiten Ihnen bewahren muß. Nicht an mich also muß man sich halten, wenn — um doch endlich ein vernünftiges Wort zu sagen — ein Blick von Sophien hinreicht, um alle übrigen Weiber aus meinem Herzen zu vertreiben."

(Fortsetzung folgt.)

Wer kommt mit?

Wanderlied von Heinrich Pröhle. *

Es geht ein Geist an allen Orten
Umher im deutschen Vaterland;
An jedes Haus, an alle Pforten
Hört man ihn klopfen mit der Hand.
Wollt ihr ihn sehn? es ist ein Bauer,
Ein mißvergnügter Ackersmann;
Fürwahr das Leben ward ihm sauer!
Jetzt will er fort. — Er spricht euch an:
„Wer kommt mit?"

Auf seinem Haupt die Pudelmütze!
Um seinen Leib den Zwilchrock!
Im Vaterland die letzte Stütze
Ist ihm der mächt'ge Knotenstock.
Hier übern Wald rümpft er die Nase,
Dort über Wiesen, Feld und Rain;
Er tadelt oft den Thau am Grase,
Und Regen oft am Sonnenschein.
„Wer kommt mit?"

— Der Jäger sitzt bei seinem Weibe
Im einsam stillen Försterhaus,
Blickt durch die runde Fensterscheibe
Verdrießlich in den Wald hinaus.
Weit liegt der braune „Waldmannssegen",
Denn immer lichter wird der Hain;
Die Axt schallt in gemeß'nen Schlägen,
Da tönt von draußen es herein:
„Wer kommt mit?"

Der Meßner selbst in der Kapelle,
Er faltet still das Meßgewand
Und legt das Glöcklein, silberhelle,
Nachdenklich auf des Altars Rand.
Weit, weit hin wandern die Gedanken
Vom Gotteshause übers Meer,
Denn durch die grünen Eichenranken
Zum Altar tönt es leise her:
„Wer kommt mit?"

So geht der Geist an allen Orten
Umher im deutschen Vaterland;
An jedes Haus, an alle Pforten
Hört man ihn klopfen mit der Hand;
Der Bauerngeist, der nicht die Scheuern
Mit goldnem Korne füllen kann, —
Er zahlte lange seine Steuern,
Jetzt will er fort, er spricht euch an:
„Wer kommt mit?"

Zur fernen Nordsee, wo die Wogen
Ernst rauschen Deutschlands Abschiedsgruß,
So lamen sie vordeigezogen
Dicht an des Harzgebirges Fuß.

* Aus dem in der vorletzten Nummer des Konversationsblattes besprochenen „deutschen Musenalmanach", herausgegeben von Christian Schad. D. Red.

Im langen Zug als Führer schreiten
Den Bauer sah ich mit dem Stab,
Und wie er ging, nach allen Seiten
Fragt er die Reihen auf und ab:

„Wer kommt mit?"

Ich sah ihn schreiten mit den andern!
Ein Reisen war's mit Weib und Kind:
Fürwahr, das wird ein ernstes Wandern,
Wenn in die Segel bläst der Wind!
Kennt nur der Dichter noch das stille,
Das Wandern durch das Waldrevier,
Dann durch des Kornfelds Aehrenfülle,
Das Reisen bis vor Liebchens Thür?

„Wer kommt mit?"

So kehrt' ich heim zu meiner Zelle,
Doch als nun kamen Nacht und Traum,
Da träumt' ich selber von der Welle,
Die fügt des Freiheitlandes Saum.
Und leise durch die grünen Reben
Zur Dichterzeit' im Mondenschein
Sah ich ein Bauerhaupt sich heben;
Zu mir auch tönt es da herein:

„Wer kommt mit?"

Briefe.

95.

b* Aus der Pfalz, 3. December.

Der Klopfgeist.

Der Advent ist wieder da, und wer wüßte nicht, daß dies die Zeit ist, in welcher die Geister umgehen? Bei uns wenigstens fängt es wieder zu spuken an. Der mehrfach besprochene Bergzabner Klopfgeist hat noch keine Ruhe, er wird vielmehr von neuem die Köpfe und die Zungen beschäftigen. Der Verfasser jener kleinen Broschüre, von der ich Ihnen früher geschrieben habe, kündigt nämlich eine neue unter dem Titel „Erscheinungen des thierischen Magnetismus" an. Eine fortgesetzte Darstellung der Thatsachen, welche sich seit dem 1. Januar 1852 in der Wohnung des Schneidermeisters Peter Sänger zu Bergzabern mit dessen eilfjähriger Tochter ereignet haben. Herausgegeben von F. A. Bland." Vorläufig erfahren wir aus dieser Subscriptionsanzeige, daß man sich von Seiten der Eltern und Freunde jenes Kindes nicht bei dem beruhigte, was die heimischen Aerzte hinsichtlich seines alleinigen Nervenleidens erforscht und verordnet hatten, sondern daß man sich in diesem Herbst nach Paris gewandt und die junge Philippine Sänger in sympathetischen Rapport mit einer hellsehenden Dame gebracht hat. Buchdrucker Bland, der Herausgeber beider Schriftchen, will dabei persönlich die Erscheinungen und Wirkungen des thierischen Magnetismus beobachtet und die merkwürdigsten Resultate über den Zustand des fraglichen Mädchens erlangt haben, deren Veröffentlichung die Vorwürfe der Uebertreibung, welche seiner ersten Broschüre gemacht worden, gänzlich abwenden sollen. Er verspricht die evidentesten durch viele Zeugen und Gelehrte erhärteten Beweise für die Wahrheit seiner Mittheilungen. Natürlich ist das gläubige wie das ungläubige Publikum gespannt auf das Schriftchen. Ich gedenke Ihnen in einem späteren Briefe um so mehr darüber zu berichten, als die Sache selbst bereits im weitesten Kreise zur öffentlichen Besprechung und Erörterung Anlaß gegeben hat.

Tabletten.

*** Ueber die Goldvermehrung und deren Einfluß auf die Waarenpreise hat Leon Faucher der französischen Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift überreicht, welche aus der Geschichte nachweist, daß Gold weit früher als Silber ausgebeutet worden war. Gold fand sich in Asien, Griechenland, später auch in Gallien und Spanien gediegen, auf dem Alluvialboden der Flüsse und Ströme, oder überhaupt auf der Oberfläche der Erde, während man des Silbers wegen in die Eingeweide der Berge dringen mußte und die Ausbeutung deßelben nur mittelst Maschinen und mit Hülfe der Chemie bewirken konnte. Daher kam es auch, daß Silber bei verschiedenen Völkern einen größern Werth hatte als Gold, und zwar fünfzehn- oder sechzehnhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung im Verhältnisse von 6 und 8 zu 1 und zu Xenophons Zeiten, also etwa 350 Jahre vor Christi Geburt, von 10 zu 1. In Folge der Eroberungskriege, durch welche viel Silber in Umlauf kam, traten bedeutende Werthschwankungen ein. Das Verhältniß änderte sich dann gänzlich. Gold bekam einen größeren Werth als Silber. Zur Zeit des jüngeren Theodosius (412 nach Christi Geburt) war das Verhältniß wie 18 zu 1; später wurde Silber wieder seltener, aber dessenungeachtet verhielt sich sein Werth zum Gold, das durch die Ausbeutung der Minen von Peru und Mexiko einen bedeutenden Zufluß bekam, bis Ende des verflossenen Jahres wie 1 zu 14 oder 15. Der Verfasser schlägt die Goldproduction für 1852 folgendermaßen an: In Californien-Wäschereien für 300,000,000 Franken, in Australien-Wäschereien für 160,000,000 Franken, im Ural und Altai für 90,000,000 Franken, in allen anderen Ländern für 50,000,000 Franken. Zusammen für 600,000,000 Franken.

*** Der neuerwählte Präsident der Vereinigten Staaten „General" Pierce ist nicht etwa Soldat, sondern Advocat. In der Milliz bekleidet er Generalsrang, und wohl weil die Amerikaner außerordentlich titelstolz sind, so nennen sie sich nach den Chargen, welche sie in der Milliz bekleiden. Darum hört und liest man alle Augenblick von einem General, einem Obersten, Major u. s. w. Pierce bekleidet seine Advocatur, die ihm eine bedeutende Summe jährlich einbringen soll, in Concord (New-Hampshire), und als die Nachricht von seiner Erwählung im Ort ankam, war er der einzige, der ganz ruhig blieb. Er legte sich gleich darauf zu Bett. Vielleicht huldigt er der Lebensregel Goethe's, der irgendwo einmal sagt: „Ich lege mich stets zeitig zu Bett, wenn mir's unheimlich in der Welt werden will." Die Frau Pierce's ist so schwächlich, daß sie die Wirtschaft nicht führen kann, weßhalb der „General" mit seiner ganzen Familie sich bei einer andern in Wohnung und Kost begeben hat.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 6. Decemver. (Benefizvorstellung für Fräulein Höfer.) Zum erstenmal: Unter der Erde, oder: „Freiheit und Arbeit", Originalcharakterbild mit Gesang in drei Acten von Elmar. Musik von Suppé. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 292. Dienstag, **7. December 1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Die Lippe Don Silvio's umzog ein kaum bemerkbares Lächeln, das aber im Augenblick verschwand. Er fuhr fort: In einem Zimmer dieses Thurmes hat seit jenem Tage das arme Mädchen seinen unfreiwilligen Aufenthalt. — Ha, ich werde es ihrem Vater gleich melden, daß er... — Thun Sie das nicht, lieber Freund, unterbrach ihn der Marquis, wenn Sie je das Kind wieder lebend sehen wollen; die Sache ist schwieriger, als Sie glauben mögen. Sie müssen zuerst die Ursache ihrer Inhaftirung wissen. Ich glaube, es verhält sich so. In diesem Thurm wohnt seit etwa zwanzig Jahren ein altes, unheimliches Weib, gegen welches Baron Walter, seit er aus Deutschland hieher gekommen ist — ungefähr um dieselbe Zeit, als das Weib ihren Aufenthaltsort im Thurm genommen hat — gewisse Verbindlichkeiten zu haben scheint, die ziemlich unangenehmer Art sein müssen, von deren Beschaffenheit aber niemand die geringste Kunde hat. Nur das weiß man, daß ein Bursche, der in ihren Diensten steht, häufig mit Briefen zum Baron kommt, deren Inhalt ihn stets in die größte Aufregung bringt. Man war ich grade einmal beim Baron auf Besuch, als der Bursche wieder einen Brief brachte. Da nahm ich mir, um etwas von dem Geheimniß zu erlauschen, die Freiheit, ihm, während er las, ein wenig über die Schulter zu sehen und konnte in der Eile die wenigen Worte lesen: Wenn Sie selbst auf das Schloß kommen wollen, so können wir ungestört über die Sache sprechen. Mehr war ich nicht im Stande zu erhaschen, denn er nahm den Brief und verbrannte ihn. Doch einige Tage darauf, wie Sie wissen, reiste er ab und nahm, wahrscheinlich um Aufsehen zu vermeiden, Frau und Tochter mit sich. Ehe er jedoch auf dem Schlosse mit der Frau eine Unterredung hatte halten können, war das Mädchen verschwunden. Es ist also unzweifelhaft, daß sie ihn nur hinauf lockte, um das Mädchen leichter in ihre Gewalt zu bekommen. — In diesem Falle, sagte Wilhelm nachdenklich, wissen wir aber noch nicht, was sie zu diesem unerhörten Gewaltstreiche bewegen konnte. — Ha, versetzte Don Silvio nachdrücklich, man munkelt, als sei dieses Weib eines jener fürchterlichen Geschöpfe, die junge Mädchen an sich locken, um sie dem Verderben, der Schande... —

Wilhelm erblaßte. Er sprang auf und ergriff krampfhaft die Hand des Marquis: Mein Gott, eilen wir! Jeder Augenblick Zögerung ist schrecklich. — Beruhigen Sie sich, lieber Freund, versetzte Don Silvio. Sie wagt es nicht, ehe die erste Aufregung über das Verschwinden des Mädchens vorüber ist, zu ihrem schändlichen Vorhaben zu schreiten. — Aber was wird sie mittlerweile in der Gewalt dieses Weibes leiden? — Auch darüber können wir unbesorgt sein. Sie wird das Kind mit aller Sorgfalt pflegen, damit sein schönes Antlitz nicht leidet. — Ihre Trostgründe sind unerschöpflich, sagte Wilhelm etwas beruhigter. Allein dennoch dürfen wir nicht zaudern. — Gewiß nicht. Bis morgen früh, wenn mein Plan nicht mißlingt, was ich keinen Grund habe zu vermuten, ist Amelia befreit. — Sprechen Sie, sprechen Sie, mein lieber Freund. — Ehevor ich Ihnen meinen Plan entwickle, muß ich Ihnen einige Erklärungen geben, die zum Verständniß derselben nöthig sind. Wissen Sie also, daß mir dieses alte Ungeheuer seit langer Zeit spinnefeind ist, weil ich ihren höllischen Absichten oft schon mit Erfolg entgegengearbeitet habe: manches arme Mädchen verdankt mir seine Rettung aus ihren Händen, indem ich sie schon oft in ihrem Neste überfallen und ihr die Beute wieder entrissen habe. — Aber wie? sie ihm Wilhelm in die Rede, gezieme dieser Act der Gerechtigkeit nicht eher den Gesetzen des Landes? — Ha, lachte der Marquis, wenn die armen Geschöpfe nur das Gesetz zu ihrem Schützer gehabt hätten, so gingen sie summthin zu Grunde. Hier muß ein starker Arm und ein gutes Schwert helfen, sonst hilft niemand. Auch fallen solche Ungerechtigkeiten in Menge vor, so daß sich das Gesetz gar nicht mehr darum bekümmert, wenn es auch kräftig genug wäre. — Doch ich will weiter fortfahren. Sie können glauben, daß ihre Feindschaft gegen mich mit einer ziemlichen Dosis Furcht gepaart ist, so daß ihr schon mein Name einen gehörigen Respect einjagt. Daraus können Sie Nutzen ziehen. In der That, ich würde selbst gern die Ausführung übernehmen; allein wenn Sie mein Haus sähen, so würden Sie eine seltsame Unordnung darin wahrnehmen; damit ich es Ihnen sage: alles wird zu einer Reise gerüstet und im Verlauf von zwei Stunden bin ich auf dem Weg nach Madrid — wäre es auch schon jetzt, wenn ich es hätte über das Herz bringen können, Sie ohne Trost zu verlassen. Was meine unverzügliche Abreise nothwendig macht, ist, daß nach dem erst erfolgten Tode meines Vaters in Madrid Streitgkeiten über mein Erbe entstanden sind, die mich, wie mir heute mein verzagter Anwalt geschrieben, zum Bettler machen würden, wenn ich nicht persönlich unverweilt vor den Gerichten auftrete. So muß ich denn, wol oder übel, um neun Uhr abreisen. Hören Sie also zuvor noch meinen Plan zu Ende, denn wir haben wahrlich wenig Zeit mehr vor uns. Die Alte darf nicht wissen, daß ich abgereist bin, vielmehr muß man sie glauben machen, daß ich mit meinen Leuten um den Thurm herumlauere und ihr das Mädchen zu entreißen gedenke. Sie gehen also um halb elf von hier fort, so sind Sie auf jeden Fall bis halb eins vor dem Thurm. Auf ein viermaliges Klopfen werden Sie eingelassen werden; dann sagen Sie der Alten in hastigem Tone, Sie hätten aus sicherer Hand erfahren, daß der Marquis von Roulandon mit einigen Männern im Walde versteckt liege, um in den Thurm zu brechen und ihr das Mädchen zu entreißen. Sie wären also gekommen, um ihm seinen Plan zu vereiteln und

das Kind in Sicherheit zu bringen, die es im Thurm nicht finden würde. Sie solle Ihnen darum das Mädchen unverzüglich übergeben, wogegen Sie ihr versprechen, es in Ihr Absteigequartier in der Stadt auf dem römischen Platze — merken Sie sich den Platz wol — abzuliefern. Sie wird Ihnen das Mädchen übergeben; in geringer Entfernung werden Sie dann einen Wagen erblicken, in welchen Sie mit Imelda getrost einsteigen. Der Kutscher ist ein bewährter Mann und von der Sache, in so weit es notwendig war, verständigt. Er wird Sie an einen Ort bringen, wo Sie ganz sicher sein dürfen und das Mädchen, sobald der Tag anbricht, in die Arme ihrer Eltern bringen können.

Der Marquis schwieg und warf einen forschenden Blick auf sein Opfer. Wilhelm saß nachdenkend da, aber kein Zeichen von Argwohn lag auf seinem Gesicht; sein unbefangener Sinn war vollkommen gefangen. Ich bin Ihnen zu unendlichem Dank verpflichtet, mein Freund, sagte er endlich. Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen je mißtrauisch oder unfreundlich begegnet bin; Sie haben Böses mit Gutem vergolten. — Ich habe Ihnen schon anfangs gesagt, daß davon keine Rede sein soll. Sagen Sie mir lieber, ob ihnen der Plan gefällt. — Vollkommen, mein Herr, er macht Ihrem Scharfsinn alle Ehre. Ein ungewöhnlicher Zufall müßte es sein, der ihn mißlingen machen könnte. Aber wird mir die Alte glauben, was ich sage? Wird sie nicht vielmehr eine List darin argwöhnen, die Sie angezettelt, um das Mädchen aus ihren Händen zu befreien? — Ihre Einwendung, versetzte der Marquis, ist von wichtigem Belange; allein ich wäre ein schlechter Planmacher, wenn ich auf diesen Fall nicht gedacht hätte. Hier haben Sie einen kostbaren Ring, der all ihr Mißtrauen zum Schweigen bringen wird. Sie dürfen nur sagen, derjenige, von dem Sie diesen Ring erhalten — das heißt, nicht von mir, — habe Sie zu diesem Schritte bewogen. Das wird genügen. — Ich bewundere Ihren Scharfsinn, lieber Marquis, und danke Ihnen tausendmal für Ihre Güte. — So leben Sie denn wol, lieber Freund, sagte der Marquis aufstehend. Vielleicht sehe ich Sie bald wieder, und zwar an der Seite der befreiten Schönen. Mittlerweile wünsche ich Ihnen tausend Glück zu Ihrem nächtlichen Vorhaben. Damit drückte er den Abschiedskuß auf Wilhelms Lippen, der an Herzlichkeit wol vielen derartigen Ceremonien gleich kam.

(Fortsetzung folgt.)

Sophie La Roche.

Biographische Skizze von J. W. Appell.

(Fortsetzung.)

Doch war es, die Wahrheit zu sagen, nicht die Geliebte allein gewesen, was ihn von dem kaum eine Stunde entfernten Biberach nach Warthausen hinüberführte, sondern nebenbei auch der Wunsch, in dem Grafen Stadion einen einflußreichen Gönner zu gewinnen. In diesem eleganten Kreise wehte ihn, wie Goethe in seiner Gedächtnißrede sagt, zuerst die Welt- und Hofluft an; hier wurde bekanntlich sein Wesen vollends umgestimmt und der letzte Anstoß gegeben zu seinem gänzlichen Abfall von der Zürcher Genossenschaft und den seraphischen Dichtern. Auch La Roche trug zu dieser Umwandlung, die den Verfasser des geprüften Abraham, der Empfindungen eines Christen ꝛc. dem Publikum plötzlich auf sehr weltlich glattem Pfade zeigte, das Seine bei.*

Wieland war mit ihm in ein sehr freundschaftliches Verhältniß gekommen. Er ist in seinen Briefen für ihn alles Lobes voll; nirgend scheint sich ein bitteres Gefühl gegen diesen beglückten Nebenbuhler in ihm zu regen. Ueberhaupt ist er entzückt von dem Aufenthalt in Warthausen, das er allen bezaubernden Schlössern Arioſto's und Taſſo's vorziehen will.

Im Spätjahr 1768 starb Graf Stadion. La Roche trat darauf im Jahr 1771 als wirklicher Geheimerat in kurtrierische Dienste und schlug nun seinen Herd in Thal-Ehrenbreitstein auf. Kaum hatte man sich dort niedergelassen, als Wieland, bereits seit dem Sommer 1769 Professor primarius der Philoſophie in Erfurt, zum Besuche kam und sich auch die beiden Jakobi's einfanden, die jenen hier zuerst persönlich kennen lernten. Von Friedrich Heinrich Jakobi ist uns ein anschaulicher Bericht über diese abermalige Begegnung Wielands mit Sophien hinterblieben.

Sie hörten einen Wagen rollen und sahen zum Fenster hinaus — Wieland war es selbst. La Roche lief die Treppe hinunter, Jakobi ihm nach; sie empfingen den Freund unter der Hausthüre. Während sie ihn bewillkommnen, kam die Frau La Roche die Treppe herab. Wieland hatte eben mit einer gewissen Hast sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie, — Jakobi sieht ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, statt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und drückte sich, um sein Gesicht darein zu verbergen. „Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig — Wieland! — Wieland — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland! — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken."

Zehn Jahre verlebte Sophie mit ihrem Gemal an dem herrlichen Rheinufer. Ihr Hauswesen schildert uns Goethe, der im Sommer 1772 bei ihr verweilte, im dreizehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit". Hier wurden jene literarisch-empfindsamen Congresse gehalten, bei welchen Sophie als schönsteilige Ceremonienmeisterin ihr sanftes Scepter führte, und wo Leuchtenberg, den Goethe als Vater Brey konterfeit hat und der damals einen geheimen Orden der Empfindsamkeit stiften wollte, seine briefgefüllten Schatullen öffnete. Von hier wurde ihr Name auch bald weit umhergetragen, indem sie durch ihre „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" an der Hand ihres Freundes Wieland in die literarische Welt eintrat. Dieser in Briefen geschriebene zweibändige Roman erschien, von Wieland herausgegeben und mit einem Begleitungsschreiben versehen, noch im Jahr 1771.

Das Fräulein von Sternheim ruht nun beständ und vergessen in der Rumpelkammer unserer Literatur, gleich der von Memel nach Sachsen reisenden Sophie und der Miß Fanny Wilkes, gleich der schwedischen Gräfin von G. und so mancher jüngeren Mitschwester. Nur aus literargeschichtlichem Interesse wird es vielleicht noch hervorgesucht. Allein zu damaliger Zeit fand dieser Erstling Sophiens, der auch ihr Hauptbuch geblieben ist, den größten Anklang und erhielt sich lange in der Gunst eines gewissen Leserkreises. Er war auf jedem weiblichen Arbeitstisch zu finden, erlebte neue Auflagen oder Nachdrücke, wurde

* Es ist hier nicht der Ort, auf Wielands interessante Geistesentwicklung einzugehen. Wir wollen aber doch nicht versehlen, bei dieser Gelegenheit besonders an die treffende Charakteristik Wielands von Prutz in dessen 1841 erschienener Schrift „der Göttinger Dichterbund" (Seite 314 bis 321) zu erinnern.

ins Französische (von Madame de la Fite 1773), Englische und Holländische übersetzt. Unter den Zeitgenossen spricht sich selbst der geniale Lenz ganz erhitzt darüber aus, und auch Herder schreibt in beinahe ähnlichem Tone von demselben.*

(Fortsetzung folgt.)

Der Grimselhospiz.

Wandert man von Bern der Aar entgegen durch die immer großartiger sich gestaltende Gegend, über Thun, den gleichnamigen See, das reizende Interlaken, den Brienzersee und durch das untere wie obere Haslethal, so gelangt man nach dem in einem öden, vereinsamten Bergkessel gelegenen Grimselspital. Das der Landschaft Oberhasle gehörige Gasthaus dieses Namens war auf einem steinernen Unterbau von Holz aufgeführt, ziemlich geräumig, und einem angelehnenen, wohlbandenen Manne, Namens Zybach, in mehrjährige Pacht gegeben, welche indeß mit diesem Jahre ihr Ende erreichte. Wohlbandende Reisende bezahlten die Bewirtung wie in einem gewöhnlichen guten Gasthause, ärmern dagegen war einfache Nahrung und Herberge unentgeltlich geschenkt. Um die hierzu erforderlichen Auslagen bestreiten zu können, war dem Spitalmeister Zybach gestattet, im Winter freiwillige Beiträge einzusammeln, die, dem Vernehmen nach, besonders in Bern, Basel, Genf, Zürich und andern Orten der Schweiz sehr reichhaltig ausfielen.

Das 5880 Fuß über der Meeresfläche gelegene Grimselspital ist auf der Südost- und Nordwestseite von hohen, steilen Felsen umschlossen, welche einerseit von dem 10,370 Fuß hohen Gerstenhorn hinweg, über den mehr als 8600 Fuß hohen Nägelisgrat zum eigentlichen Grimsel- oder Hausdedpaß sich hinabsenken, um jenseit desselben zu dem ausschließlichen Siedelhorn (8630 Fuß) sich wieder zu erheben, und immer höher ansteigend endlich bis zu den mehr als 13,000 Fuß hohen Finsteraarhorn zu gelangen, anderseit aber den östlichen Vorsprüngen des 10,400 Fuß hohen Strahlerges angehören. Gegen Nord senkt sich in wilden Schluchten das Oberhaslethal der Aar nach hinab. In westlicher Richtung erreicht man in drei Stunden den vielbesuchten Unteraargletscher, der vom Finsteraarhorn und den Schreckhörnern herabtragt.

Der alleinige Gegenstand, welcher die Einförmigkeit der nächsten Umgebung des Grimselspitals einigermaßen unterbricht, ist der nordöstlich von diesem Gasthaus gelegene kleine See. Eigentlich sind es zwei trübe Wasserbehälter, von denen der kleinste, dem Hospiz zunächst befindliche, kaum zehn Minuten im Umfang hat, während der andere fast doppelt so groß ist. Ihr Abfluß, der Seebach, eilt unter dem Gasthaus hinweg der Aar zu. Mehr als die Hälfte des Jahres sind diese Teiche, welche das Wasser der nahen schmelzenden Schneefelder füllt, mit einer Eisrinde bedeckt. Nur an einem schönen Sommertag, wenn sich die schmalen Streifen vereinzelter Bergweiden mit bunten Blumen schmücken, wenn das hier und da an Felsen mühsam sich festklammernde Gestrüpp sein salbes Grün entfaltet, wenn die höher gelegene Alp von dem Geläute der weidenden Heerde ertönt, wenn hin und wider der langgehaltene Ton des Alphorns erschallt und Karawanen von Reisenden auf- und niederziehen, gewinnt auch diese starre Natur heiteres Leben, ja selbst einen Anstrich von Lieblichkeit. Bald aber schwindet die freundliche Erscheinung und ein kaltes, einförmiges Walten tritt wieder dem einsamen Wanderer von allen Seiten entgegen.

Von dem Grimselspital bis zu dem höchsten Punkt des Uebergangs der Geimsel hat man noch eine Stunde zurückzulegen. Vorher schon, nämlich sobald man auf dem schräg ansteigenden Pfade den obersten Rand der Felsen erreicht hat, welche fast senkrecht den Bergkessel, worin jenes liegt, ummauern, erreicht man die Grenzscheide zwischen den Kantonen Bern und Wallis. Der ganze über dreiviertel Stunden breite Rücken des Berges gehört zu dem Zehnten Gombs des letztern. Der Uebergangspunkt ist 6570 Fuß über dem Meer, oder 690 Fuß über dem Hospiz. Man übersteigt ihn, um nach den Dörfern Oberwald und Obergesteln, den höchstgelegenen (4380 Fuß überm Meer) des obern Rhone- oder Münsterthals zu gelangen. Zum Rhonegletscher und dem Furkapaß führt ein viel kürzerer Pfad, der von ersterem Weg noch vor dem Kreuz auf der Grimselhöhe links abgeht, an dem Hauseck- oder todten (stillen) See (6610 Fuß) vorüber, wonach man an der steil abfallenden Maien- (Blumen-)wang oder Maienwand (wegen der vielen an ihr wachsenden Alpenrosen also genannt) in zwei Stunden den schönen Gletscher erreicht.

Das Grimselspital war früher ein klösterliches Hospiz, wie die auf dem großen Bernhard und dem Gotthard. Mönche hatten sich auch hier niedergelassen, um den verirrten Reisenden ihre Hülfe zu leihen und sie zu beherbergen. Aus Erkenntlichkeit für ihre Dahingebung waren sie ermächtigt, eine jährliche Collecte in mehren Kantonen der Schweiz zu machen. Als sie zur Zeit der Reformation das Hospiz verließen, wurden sie durch einen Pachter ersetzt, welcher, wie schon gesagt, neben dem Rechte des Einsammelns freiwilliger Beiträge die Verpflichtung hebielt, die armen Reisenden zu beherbergen. Das Recht, den Pachter zu ernennen, gebürte den Gemeinden von Hasle, unter der Aufsicht der bernischen Regierung. Ehedem waren es meist nur die Landleute oder einige über den Griesgletscher aus Italien kommende arme Reisende, welche den Grimselspaß überschritten; aber in unsern Tagen, wo zahlreiche Reisende auch diese Höhe besuchen, ist die Grimsel eine sehr besuchte Station geworden, und nur noch die wohlbandenen Leute des Thales können auf die Ehren Anspruch machen, hier Pachter oder Gasthalter zu sein.

Das Grimselspital war seit langem im Aeußern nicht erneuert worden und hatte deßhalb ein verwildertes, baufälliges Ansehen.

---

* In einem kleinen Litteraturdrama, „Pandaemonium germanicum“ betitelt, das sich im dritten Band der von Tieck herausgegebenen Schriften des unglücklichen Lenz findet. Dasselbe gibt uns in wenigen mit der Kohle unrichtigen Zügen ein interessantes Bild der Sturm- und Drangzeit. Die Lavaterische kommt darin folgendermaßen vor: „Eine Dame, die, um nicht gesehen zu werden, hinter Wielands Rücken gezeichnet hatte, unaufmerksam auf alles was vorging, gibt ihm das Bild zum Sehen. Er zuckt die Achseln, lächelt bis an die Ohren hinauf, reicht aber doch das Bild großmütig herum. (Gesteht sich auf das Begleitungsschreiben, womit Wieland die „Geschichte der Fräulein v. Sternheim“ hinaussandte; der Roman wird darin grade nicht allzu hoch gestellt.) Jedermann macht ihm Complimente darüber, er bedankt sich höchstens, stellt das Bild wie halb zerstreut in die Tasche und fängt ein ander Stück zu spielen an. Die Dame erröthet.“ Dann in der vierten Scene: „Goethe zieht Wielands das Bild aus der Tasche, das er verstohlen von der Dame eingesteckt. Goethe: Seht dieses Bild an — und hier ist die Hand, die es zeichnete. — Eine Prüde (weht sich mit dem Fächer): O das wäre sie nimmer im Stande gewesen allein zu machen. — Eine Kokette: Wenn man ein so großes Genie zum Beistand hat, wird es nicht schwer, einen Roman zu schreiben. — Goethe: Ernsthaft zu sagt, Wieland? verstummt da nicht? kannst du ein Lob ruhig anhören, das so viele Schande über dich zusammenhäuft? — Wieland: Ich muß! ihr meinen Namen selbst, sonst hätte sie keine Gnade bei den Kunstrichtern gefunden. — Goethe: Du warst der Kunstrichter; du glaubtest, sie würde deiner Damae Schaden thun? Wie, daß du nicht deine Leier in den Winkel wirfst, bemüdig vor ihr blutkletzt und gestandst, du seist ein Pfuscher? Das allein hätte die Gnade beim Publikum erworben. (Steht das Bild auf eine Höhe, alle Männer fallen auf ihr Antlitz.) Seht Plato's Tugend in menschlicher Gestalt! Sternheim! Wenn du einen Werther hättest, lanfend Leben müßten ihm nicht zu kostbar sein!“ Herders Aeußerung findet sich in einem Brief an Merk aus Bückeburg vom Juli 1771.

Man hatte Mühe zu begreifen, wie so viele Reisende zu gleicher Zeit darin ein genügendes Unterkommen finden konnten. Denn es geschah oft, daß fünfzig bis sechzig Passagiere darin übernachteten. Aber kaum war man eingetreten, als man über die im Innern herrschende Bequemlichkeit und Reinlichkeit erstaunte. Man kam in einen großen, freilich sehr niedrigen Saal, dessen hölzerner Fußboden unter den Schritten dröhnte. Im Hintergrund loderte Feuer in einem großen Kamin. Dahin führte man die Reisenden, um sich zu wärmen oder die Füße zu trocknen. Im ganzen Saal war kein Luxusmöbel. Die Wände waren getäfelt. Das Kamin hatte keinen Spiegel. Die Fenster waren niedrig und ohne Vorhänge; demungeachtet fühlte man sich ganz behaglich, denn alles war in vollkommenem Einklang mit dem Charakter des Ortes. Man möchte sagen, daß in dieser Einfachheit eine Bürgschaft lag, welche der verdächtige und kleinliche Luxus der modern aufgeputzten Gasthäuser von Grindelwald und Meyringen nicht bietet. Das Abendessen vereinigte alle Reisenden um eine große Tafel, welche reichlich mit einfachen Speisen versehen war.

Der obere Stock war in eine Menge kleiner Zimmer eingetheilt, Zellen, welche durch hölzerne Scheidewände von einander getrennt waren, und in denen mit genauer Not Platz für zwei Betten, zwei Stühle und einen Tisch war. Es geschah oft, daß man seine Zelle mit einem Reisenden theilen mußte, den man nicht kannte. Aber inmitten der gasthlichen Luft, welche da oben weht, ist der Mißstand nicht groß, es sei denn, man hätte das Unglück, irgend einen enthusiastischen Reisenden zum Gefährten zu bekommen, der den Müden mit Aufrufungen und begeisterter Prosa oder Poesie quält.

(Schluß folgt.)

Frankfurt, den 6. December.

Im Namen der öffentlichen Meinung!

Die gestrige Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“ im Stadttheater ist durch einen Auftritt empörender Natur entwürdigt worden. Dem gebildeten und rechtlich denkenden Theil des Publikums auf der einen und der Bestimmung der Bühne auf der andern Seite ist es die gesammte hiesige Presse schuldig, über ein solches Skandal laut ihre Mißbilligung auszusprechen.

Ob und welche Differenzen zwischen der Direction eines Theaters und dessen Mitgliedern obwalten, und wer in jedem einzelnen Fall Recht hat und wer Unrecht, wird das Publikum wenig kümmern, so lange solche rein innere, ihmliche Angelegenheiten nicht störend in den regelmäßigen Gang der Vorstellungen eingreifen, nicht den Wert der Leistungen beeinträchtigen. Nun hat aber Herr Friedrich Devrient im Gefolge einer zwischen ihm und der Direction entstandenen Differenz am vorigen Donnerstag die Vorstellung unmöglich gemacht, indem er, einen an sich schon unerlaubten Act der Selbsthülfe versuchend, sich weigerte, die Bühne zu betreten und die durch die Polizei bewirkte Nöthigung zur Erfüllung seiner Pflicht keinen andern Erfolg hatte, als daß Herr Devrient in Folge der Aufregung unmittelbar vor Beginn der Vorstellung erkrankte: das bereits versammelte Publikum wurde vom Regisseur nach Hause geschickt. Ob Herr Devrient in seiner Differenz mit der Direction Recht hat, kann das Publikum nicht kümmern; auch dem letzteren, dem Publikum gegenüber hat er, wie alle seine Berufsgenossen und wie überhaupt jeder, der eine öffentliche Stellung bekleidet, schwere Verpflichtungen, und um seines etwaigen Rechtes willen hat er sich am Donnerstag in unverantwortlicher Weise gegen diese vergangen.

Sollte er dies später gesühnt haben, so würde auch gegen einen Versuch der Rechtfertigung vor der Oeffentlichkeit nichts einzuwenden gewesen sein, zumal ein Bühnenpublikum solche Versündigungen gegen seine heilige Person, wie sie am Donnerstag Herr Devrient sich zu schulden kommen ließ, schwer zu verzeihen, und eine Hintansetzung seiner größeren Rechts hinter das viel kleinere eines Einzelnen oft empfindlich zu strafen pflegt. — Aber das am Sonntag von Herrn Devrient mit seiner Namensunterschrift durch die Stadt verbreitete Druckblatt ist nicht etwa eine Rechtfertigung, sondern eine des würdigen Ernstes entbehrende, mit wirksamen Stichwörtern und Wendungen ausgestattete Appellation an die leicht bestimmbare und empfängliche Masse, die jede Auflehnung gegen Gesetz und Autorität mit ihrem Applaus zu belohnen pflegt, zumal wenn diese im Gewand des Märtyrertums vor ihr erscheint.

Daß das Druckblatt am Abend seine Wirkung nicht verfehlen werde, ließ sich voraussehen: ein stürmischer Applaus von der Gallerie herab (ob er auch von dem Parterre getheilt wurde, konnten wir von unserm Platz aus nicht sehen) begrüßte Herrn Devrient, als er nach dem Beginn des zweiten Acts als „Lionel“ aus den Kulissen trat: der Empfangene verbeugte sich dankend. So weit war der Verlauf der Dinge noch allen Seiten noch einigermaßen erklärlich und entschuldbar.

Für das aber, was weiter geschah, wird kein Gebildeter, kein rechtlich Denkender Worte genug der Unwillens und der Mißbilligung finden: die Achtung vor dem Publikum, die unantastbare Bestimmung der Bühne, die Weihe des darzustellenden Dramas, die Würde der von ihm repräsentirten Rolle, die Heiligkeit der Kunst in nicht zu verantwortender Weise unter die Füße tretend, schritt Herr Devrient, den Fortgang des Stückes unterbrechend, mitten aus der Scene heraus vor die Rampe und unterhielt diejenigen, die es etwa hören wollten, in den ungelegensten Ausdrücken über seine Differenz mit der Direction, das Einschreiten der Polizei ꝛc. — Lionel, im Helmschmuck und stahlblauen Panzer, von der Königin Isabeau, Talbot und andern Größen der Geschichte umgeben, vertheidigt im britischen Heerlager den Herrn Friedrich Devrient gegen Frankfurter Direction und Polizei: es war ein widerwärtiges Bild, von welchem die Genien der Poesie und der dramatischen Kunst errötend sich abwendeten, um einen Namen zu betrauern, der mit diesen Darsteller geboren wurde, um erst noch von ihm verdient zu werden. — Theils Applaus, theils Zischen folgten diesem Auftritt. Von den bedenklichen Folgen, die dieses Skandal noch hätte haben können, schweigen wir; wollen auch unberührt lassen, ob es edel oder mindestens rechtlich sei, da als Ankläger aufzutreten, wo der Angeklagte, schon im voraus blind verurteilt, nicht einmal das Wort hat. Sollte Herr Devrient in seiner Differenz mit der Direction wirklich Recht haben — die Sache liegt schon seit Donnerstag der Behörde zur Entscheidung vor — so hat er es gestern Abend verwirkt, denn er hat sich in der öffentlichen Meinung gerichtet.

Der letzteren wenden wir diesen ihren Ausdruck schuldig. So ungern wir in solchen öffentlichen Angelegenheiten die Feder ergreifen, in diesem Fall war sie uns vom Ernst des Rechtes und von der Würde der Kunst aufgenötigt.

Dr. Eduard Sattler.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 7. December. (Gastdarstellung der Fräulein Sidonia Turba, vom königlichen Hoftheater zu Hannover.) Czaar und Zimmermann, komische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Lortzing. Marie: Fräulein Turba.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 293. Mittwoch, 8. December **1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

12.

Ihm war kein Wald zu dicht, ihn schreckte
Kein Dunkel einer finstern Nacht.
Weppen: Der Diktator.

Der edle Marquis wandte mit freundlicher Miene seine Schritte in die oft benannte Gasse zurück, kam aber nicht ganz bis zu seinem Hause, sondern trat plötzlich, vom Wege ablenkend, durch eine sehr niedrige Thüre, vor welcher er sein hochsinniges Haupt beugen mußte, in die Schenke ein, in der wir auch schon einmal ein Abenteuer mit angesehen haben. Die Dunkelheit war während seiner Unterhaltung mit dem Handlungsreisenden ziemlich vorgeschritten; daher drannte auf einem der Tische, dem einzigen, welchen einige Gäste umlagerten, eine trübe Talglampe, welche ihren fahlen unsichern Schein auf die bärtigen Trotzgesichter einiger Männer warf, die mit lebhafter Gesticulation sich wechselseitig unterhielten. Der tiefe Schatten, welcher auf die Thüre fiel, verbarg anfangs ihren Augen den neuen Ankömmling und sie setzten ruhig ihr Gespräch fort. Als aber dieser näher trat und sich an dem nämlichen Tisch auf einen Stuhl niederließ, sprangen sie hastig auf und griffen voll Ehrfurcht an ihre Mützen. — Setzt euch, Burschen, sagte Don Sisolo mit herablassender Stimme, setzt euch und laßt eure Humpen noch einmal füllen, denn es gibt heute Nacht noch was zu thun. — Die Bravos nahmen eilig wieder ihre Plätze ein und folgten nicht ungern der Aufforderung des Marquis. — Wer hat jetzt die Wache im Keller? fragte dieser nach einer Pause. — Bartolo, erwiderte einer der Männer, die Thonpfeife auf einen Augenblick aus dem Munde nehmend. Giovann' wird ihn nach einer Stunde ablösen. — Don Sisolo sah nach seiner Uhr; es war fünf Minuten über neun. Es ist besser zu früh als zu spät, murmelte er vor sich hin und setzte dann mit lauter Stimme hinzu: Du, Giovann, hast also die Wache; ihr übrigen vier geht mit mir. Es setze jeder, daß seine Waffen gut bestellt sind. Damit erhob er sich und die vier Bezeichneten folgten seinem Beispiele.

Giovann blieb allein zurück und erstickte seinen Verdruß, das Abenteuer nicht mitmachen zu können, durch ein paar Gläser Branntwein, so daß er bald alles vergaß und in einen tiefen Schlaf fiel. Wir lassen ihn daher im Frieden ruhen und führen den Leser nach einem Ort, der mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Drunten im Keller saß, seiner Fesseln ledig, der arme Gefangene bei Bartolo, seinem strengen Wächter; sie schienen in ein angelegentliches Gespräch vertieft, das schon vor einer guten Weile seinen Anfang genommen haben mußte. Bartolo sagte nach einer eingetretenen Pause: Du weißt nun den Anschlag des guten Marquis, so weit ich ihn selbst aus seinen Befehlen entziffern konnte, denn seinen ganzen Plan hat er mir nie mitgetheilt, was mich schon oft geärgert hat. Jetzt ist also nur noch die einfache Frage zu erörtern, was ist zu thun? — Ich meine so, antwortete der Gefangene. Ohne Zweifel hat er die Absicht, sobald er mit dem Mädchen sicher im Wagen sitzt, unverzüglich nach Spanien abzureisen, und auf dich verläßt er sich als einen erprobten Mann. Daran muß man ihn hindern. Das Beste wäre wol, ich ginge schnell nach dem Thurm und benachrichtigte Margareta von dem Vorhaben des Marquis; allein damit ist große Gefahr verbunden, er könnte mich leicht unterwegs auffangen und dann wäre der ganze Plan vereitelt. Er würde dir mißtrauen und andere Mittel und Wege ausfindig machen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Ich glaube daher, wir sollen ihn gewähren lassen, bis er im Wagen ist; er wird dem Mädchen nichts zu Leide thun, bis er vollkommen in Sicherheit zu sein meint. Du fährst mit dem Wagen in der von ihm bezeichneten Richtung fort, als kämest du ganz seinen Befehlen nach. Du kannst aber unvermerkt einen andern Weg einschlagen, bis du vor dem Hause außer der Stadt, wo meine Eltern wohnen, hältst. Die Nacht ist finster und du kannst ihn leicht hintergehn. Das Haus kennt er nicht und meint sich weit weg von der Stadt auf dem Wege nach Modena. Daselbst werde ich dich erwarten; wir sperren dann den Herrn in ein Zimmer, bis weitere Hülfe kommt, und das Mädchen ist gerettet. Was sagst du dazu? — Ich glaube, du hast Recht, antwortete der Gefangenwärter. Aber meine Zeit ist jetzt vorüber; den Giovann, den die Wache trifft, würde es auffallen, wenn ich zu lange hier bliebe. Du mußt dich also jetzt ganz sachte davonschleichen. Damit standen sie auf, verschlossen die eiserne Thüre zum Loche, in dem der Gefangene gesessen hatte, und stiegen die steile Treppe hinauf. Die Hausthüre war nicht geschlossen. Der Gefangene schritt also in die finstere Nacht hinaus, ohne daß ihm ein feindliches Auge begegnete. Nachdem die Schritte desselben in der Ferne verhallt waren, trat Bartolo in die Stube und bemerkte mit sichtlicher Zufriedenheit, wie Giovann schon seit geraumer Zeit eingeschlummert zu sein schien. Der Gefangenwärter nahm jedoch eine ernste Miene an und rief, den Schlafenden kräftig am Arme schüttelnd: He, Kamerad, aufgewacht! die Wache trifft dich. — Giovann fuhr in die Höhe und glotzte ihn mit schlaftrunkenen Augen an. Allein an solche Störungen gewohnt, gewann er bald die gehörige Fassung und erwiderte, indem er sich zum Gehen anschickte: Wann werde ich abgelöst, Bartolo? — Morgen früh. Gib Acht, daß du nicht wieder einschläfst; gehe die ganze Zeit hindurch vor der eisernen Thüre auf und nieder; allein störe den armen Burschen nicht, denn ein guter Schlaf ist ihm notwendiger als dein Geplauder. — Ich mag auch nicht plaudern mit ihm, versetzte Giovann. So-

dann nahm er eine Pistole, die neben ihm an der Wand hing und ging murrend in den Keller. — Bartolo schaute ihm lachend nach. Das müßte possierlich sein zu sehen, sagte er zu sich, wie der brave Junge vor der eisernen Thüre auf und ab schreitet und das leere Nest hütet. Doch Bartolo, du hast noch wichtigere Dinge zu thun und es geht schon stark auf zehn Uhr. Damit verließ er die Stube, rüstete den Wagen im Hofe und fuhr mit demselben hinter den Häusern hinauf, bis er auf den breiten Weg nach Castel bianco kam.

Die Nacht war pechfinster, was ihm zwar keineswegs unerwünscht sein konnte, da sie seinen Plan begünstigte, aber ihn wenigstens zwang, langsam seines Weges zu ziehen. Es war daher Mitternacht schon vorüber, als der Wagen auf dem bestimmten Platze ankam. Bartolo sprang auf den Boden und schlich sich gegen den Thurm hin, aus welchem ein matter Lichtschimmer hervordrang. Mit Hülfe desselben entdeckte sein scharfes Auge einige dunkle Gestalten, die sich knapp an der Mauer des Gebäudes hin gegen die hintere Seite desselben zogen. Ha, murmelte Bartolo, er ist schon da. Mich wunderts, wie er hineinkommen wird. Aber ich muß zurück auf meinen Platz, damit er nicht Unrat merkt. Was mag er mit dem Losungsworte wollen? Wird er mich damit zu Hülfe rufen, wenn die Sache schief gehen sollte? Dies wäre mir nicht lieb.

Bei den Pferden angelangt, lehnte er sich an den Wagentritt und lauschte gespannt auf jeden Laut, der sein Ohr erreichen möchte. Allein alles war still. Nicht der leiseste Windhauch bewegte den Wipfel der Bäume, kein Nachtvogel störte mit seinem Geschrei den ersten Schlummer der Natur, die noch nicht erstarrt war durch den tödtenden Frost des Winters.

(Fortsetzung folgt.)

Sophie La Roche.

Biographische Skizze von J. W. Appell.

(Fortsetzung.)

Nicht mit Unrecht hat man den Roman, dessen männliche Hauptfiguren Engländer sind und dessen zweiter Theil ganz nach England und Schottland verlegt ist, als eine Nachahmung von Richardsons Clarissa bezeichnet. Eine überschwängliche und hochgetriebene Tugendheldin gleich jener, der einst so viele Thränen flossen, kann das Fräulein Sophie von Sternheim die Familienähnlichkeit nicht verleugnen. Die Verfasserin läßt das „gefühlvolle Herz" des Fräuleins in die abenteuerlichsten Bedrängnisse geraten und durch die schwersten Prüfungen heimgesucht werden; sie läßt sie alles verlieren, ihre Glücksgüter, ihre gesellschaftliche Stellung, ihren guten Ruf und ihre Freiheit, um zu zeigen, „daß, wenn das Schicksal uns auch alles nähme, was mit dem Gepräge des Glücks, der Vorzüge und des Vergnügens bezeichnet ist, wir in einem mit nützlicher Kenntnis angebauten Geiste, in tugendhaften Grundsätzen des Herzens und in wohlvollender Nächstenliebe die größten Hülfsquellen finden würden." Diesem moralischen Zweck entspricht denn auch, daß von Werken der christlichen Liebe, von der Anlegung von Gesinde- und Armenhäusern, so viel die Rede ist. Der böse Held Lord Derby, ein Weiberverführer und interessanter Bösewicht, neben dem sich der gute Held Lord Seymour wie ein Telgmännchen mit Wachholderaugen ausnimmt, erinnert gleichfalls stark an den Lovelace. Er scheint nicht ohne jenes leise Wolgefallen gezeichnet, welches das schöne Geschlecht nicht zu selten an solchen Don Juansnaturen findet, ist aber doch zu sehr ins Grobe gearbeitet, um mehr zu sein als eben ein Romandösewicht. Uebrigens ist unleugbar, daß eine gewisse Wärme das Ganze durchströmt. Deshalb erscheint die didaktische Schwärmerei nicht unliebenswürdig, und wenn in den späteren Büchern Sophiens das gesunde Gefühl oft angewidert wird durch die Schönthuerei und das tugendgeschminkte, süßgezierte Wesen, das im Grund nur auf die äußere Repräsentation hinausgeht, so ist dies hier noch weniger der Fall. Einzelne Partien können noch heute fesseln. Besonders wird das schlüpfrige Treiben an dem kleinen Hofe theilweise gut und mit einer anerkennenswerten sittlichen Tendenz geschildert; man sieht, die Verfasserin hat dergleichen in der Nähe beobachtet. * Treffend sagt Goethe, von dem der Roman in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 besprochen wurde, Sophie habe den Plan des Buches wie ein Gerüste zu ihren Sentiments betrachtet, indem er zugleich zu verstehen gibt, wie die Fugen des Gerüstes nur grob in einander gepaßt seien. —

Mit diesem Roman war Sophie ins literarische Fahrwasser gekommen. Das nächste Werk, welches sie demselben folgen ließ, waren „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St.", die auch nächst der Sternheim am bekanntesten geworden sind. Hier wendet sie sich fast ausschließlich an ihre „jungen Freundinnen", auf die sie bildend einwirken will und denen sie das Weib, wie es sein soll, beständig im Spiegel vorhält. Es werden den Mädchen darin praktische, gute Lehren ertheilt, wie sie sich ihren künftigen Ehemännern gegenüber zu benehmen haben; es wird ihnen unter anderem gleich im siebenten Briefe gesagt, sie sollten auch vorzüglich auf die Erhaltung ihrer Schönheit bedacht sein, denn „die Natur hat den Reizen, die sie ihnen geschenkt, eine auf die Herzen der Männer ewig wirkende Kraft gegeben. Feine Ausmahl im Putz und der äußerste Grad von Reinlichkeit sind die materiellen Stützen der häuslichen Liebe." Im weiteren Verlaufe gewinnt das Buch etwas mehr Interesse, und es muß allerdings auch zugestanden werden, daß wir gelungenen und wirklich ansprechenden Zügen begegnen; diese vermögen jedoch keineswegs auszusöhnen mit der Leerheit des Uebrigen und mit dem wässrigen sentimentalen Dunste, der sich allenthalben verbreitet. Schwerlich wird deshalb auch jemand dem Literarhistoriker Hillebrand beipflichten können, der im zweiten Band seiner Literaturgeschichte meint, Rosaliens Briefe hätten noch immer ihr Interesse.

Der erste Theil dieses dickleibigen Frauenzimmerbriefwechsels, dessen Titelblatt ein Tempelchen mit der Aufschrift: Templum virtutis als Vignette ziert, wurde im Jahr 1779 in den Druck gegeben, nachdem bereits verschiedene Briefe in Jakobi's Iris mitgetheilt waren; der vierte und letzte Theil erschien dagegen erst 1791. Während dieser Zeit hatte Sophiens Schicksal sich gewendet. La Roche, der bis zum geheimen Staatsrat und Regierungskanzler gestiegen und ein viebermögender Mann in den kurtrier'schen Landen geworden war, fiel plötzlich im Jahr 1780 in Ungnade und erhielt seine Entlassung. Seine kurz vorher veröffentlichten freisinnigen „Briefe über das Mönchswesen" hatten einer Partei, die mit ihm auch die beiden Minister des Kurstaates von Hornstein und von Hohenfeld zu Fall brachte, willkommene Gelegenheit geboten, ihm eine Grube zu graben. Der verabschiedete Kanzler zog nun zuerst nach Speier, dann nach dem damals noch halbländlichen Offenbach. Ein Ruhegehalt und die Einkünfte der Zollschreiberei zu Boppard, die ihm geblieben waren, sicherten ihm ein standesmäßiges Auskommen, „und scheint ihm sogar einige Hoffnung der Wiederaufnahme in den activen Staatsdienst gelenchtet zu haben, wenigstens wird er, nachdem er die ersten zwei Jahre in dem Staatskalender

* Wieland meinte schon in der Vorrede, der Roman könne auch als „eine in Handlung gesetzte Satire über das Hofleben und die große Welt" angesehen werden.

nicht genannt werden durfte, von 1783 an wiederum als geheimer Staatsrat in den Verzeichnissen des Dienstpersonals aufgeführt.“ * Er starb jedoch im Jahr 1789 zu Offenbach, und zwei Jahre darauf folgte ihm sein jüngerer Sohn Franz in das Grab. Im November 1793 endlich wurde auch Sophiens älteste Tochter in ihrem siebenunddreißigsten Jahre hinweggerissen, die liebliche Maximiliane Euphrosyne, Bettinens Mutter, zu der Goethe in seiner Frankfurter Gemeszeit eine Herzensneigung getragen, welche mit den letzten Anstoß zum Werther gab. Sie war seit 1774 dem reichen Frankfurter Kauf- und Handelsherrn Peter Anton Brentano, „Mittibre“, vermält, eine Ehe, die ihr schönes Leben in seiner Blüte geknickt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grimselhospiz.

(Schluß.)

Unter dem frühern Verwalter, einem schlichten Biedermann, namens Leuthold, kam das Grimselhospital sehr in Aufnahme. Ihm ersetzte der letzte Wächter Zybach, den ein französischer Tourist folgendermaßen schildert: „Es ist ein gemütlicher, wol beleibter Papa, in einem halbwollenen gelben Frad, Vater einer zahlreichen und hübschen Familie, welcher unter einem sehr schlichten Aeußern einen geschickten und beobachtenden Geist birgt. Er hat begriffen, daß er nur dabei zu gewinnen hat, wenn er seinen örtlichen Charakter bewahrt. Auch findet man wenig Reisende, welche nicht über Papa Zybach entzückt wären. Wie kann man einem so guten Menschen übel wollen!....“

Und doch lasten schreckliche Beschuldigungen auf diesem so „gutmütigen“ Mann. In der Nacht vom 6. zum 7. November d. J. wurde das Grimselhospiz durch die Flammen verzehrt. Es war im Gasthaus nur ein Knecht, und, wie man sagte, ein Bauer aus dem Kanton Schwyz. Zybach war am Abend des 6. in Meyringen in einem Wirtshause gewesen und hatte lebhafte Besorgnis geäußert, indem er behauptete, daß er am Himmel in der Richtung der Grimsel einen starken roten Schein gesehen hätte. Am 7. gegen Mittag erfuhr man in Meyringen, daß das Grimselspital in der vorhergegangenen Nacht abgebrannt sei. Der Unterstatthalter begab sich mit Zybach, dessen persönlicher Freund er war, sofort nach der 6½ Stunden von Meyringen entfernten Brandstätte. Bei ihrer Ankunft daselbst fanden sie die Bewohner von Guttannen, des dem Hospiz zunächst, 3¼ Stunden tiefer gelegenen Dorfes, beschäftigt den Schutt wegzuräumen, um den Leichnam des Schwyzer Bauern zu suchen, welcher bei der Feuersbrunst umgekommen sein sollte. Wie erstaunten sie, als sie in einem Mistshaufen Kisten mit Flaschen voll Wein und Liqueuren entdeckten! Indem sie ihre Nachsuchungen fortsetzten, fanden sie in einer benachbarten Scheune 70 gut eingepackte Matratzen, hierauf andere Kisten vom Getäfel des abgebrannten Hauses, und sogar die Fenster desselben, welche versteckt worden waren.

Alle diese Entdeckungen waren schon gemacht, als Zybach in Begleitung des Unterstatthalters ankam, über sein Unglück und seine Verluste jammerud. Beim Anblick dieser Ueberzeugungsstücke wendete sich der Unterstatthalter gegen Zybach und sagte zu ihm: „Du bist ein unglücklicher, ein verlorener Mann!“ Zybach sprang in den Grimselsee, aber man kam noch rechtzeitig, um ihn lebendig herauszuziehen. Er ward gebunden nach Meyringen geführt, wo er nun mit seinem Sohne und drei seiner Knechte im Gefängnis sitzt.

Der Beweggrund, welcher Zybach veranlaßt hat, das Hospiz in Brand zu stecken, war, wie man sagt, die Hoffnung auf den Gewinn des hohen Betrages der Versicherung seines Mobiliars. Er rettete dieses sowie alle seine Effecten, und hoffte anderseit einen hohen Preis dafür zu empfangen. Er hatte, um das Feuer anzulegen, die Nacht vom 6. zum 7. November gewählt, weil der Südwind den ganzen Tag über geweht. Dieser Wind bringt gewöhnlich starken Schneefall, in dessen Folge die Grimsel unzugänglich wird. Das Wetter hat aber die Berechnungen Zybachs getäuscht.

Seitdem die Thatsachen unwiderleglich die Schuld des Grimselwirtes dargethan haben, erhebt sich Verdacht aller Art gegen diesen Mann, der vor kurzem noch einen so großen Einfluß in seiner Heimat genoß und dessen leutselige Gutmütigkeit das Vertrauen der Reisenden gewann. Unheilvolle Gerüchte sind im Umlauf, Gerüchte der Art, daß alle diejenigen, welche eine Nacht im Grimselhospiz zugebracht, sich Glück wünschen dürfen, lebendig oder doch sonst ungeschädigt dasselbe verlassen zu haben.

Im Kanton Bern vermutet man, daß Zybach, dessen Sohn und Knechte vielleicht eine Bande von Räubern und Mördern bildeten, welche die Reisenden plünderten und mordeten, wenn sie es thun konnten ohne Aegwohn zu erregen. Man bringt in Erinnerung, daß vor zwei Jahren drei französische Reisende im Berner Oberland verschwunden sind, ohne daß man seitdem die geringste Spur von ihnen zu finden vermochte. Zybach, schon damals vor Gericht verhört, sagte aus, daß diese Reisenden wirklich im Grimselhospiz übernachtet, daß sie sich am Morgen gegen die Kurka gewendet, und daß er seitdem nichts mehr von ihnen gehört noch gesehen habe.

Ferner erinnert man, daß vor einigen Jahren drei Reisende, wovon einer, der Dr. Wohlfahrt aus Frankfurt a. M., nachdem sie über die Grimsel gegangen waren, in Obergesteln übernachtet und auf dem Griesgletscher plötzlich verschwunden sein sollten. Man fügt sogar hinzu, daß, seitdem Zybach überführt ist, sein Gasthaus in Brand gesteckt zu haben, der Gerichtsbehörde Enthüllungen in Betreff des Verschwindens dieser Reisenden zugekommen seien. Noch führt man eine and re Thatsache an, welche beweisen würde, daß schon früher die Rechtschaffenheit Zybachs argen Beschuldigungen ausgesetzt war. Vor mehren Jahren brachte ein dänischer Prinz die Nacht im Grimselhospiz zu. Am folgenden Abend in Meyringen angekommen, vermißte er eine sehr kostbare Diamantnadel. Er war überzeugt, daß er sie im Grimselspital gelassen hatte, und schickte einen Boten, um sie zurückzufordern. Man gab ihm zur Antwort, daß man nichts gefunden hätte. Aber einige Zeit nachher sah man in der Kirche die Tochter Zybachs diese Vorstecknadel tragen. Dies erregte Aufsehen und Zybach sah sich genötigt, das Kleinod seinem rechtmäßigen Eigentümer zurückzuschicken.

Zybach hat ein beträchtliches Vermögen, welchem die öffentliche Meinung heute einen verbrecherischen Ursprung zuschreibt. Sie hält ihn für fähig, eine Menge verborgener Missethaten verübt zu haben; sie sammelt und commentirt zahlreiche Umstände, welche sie als Anklagen gegen ihn geltend macht.

Seitdem Zybach sich im Gefängnis befindet, hat er mehrmals sich zu entleiben versucht. Er wird durch das Schwurgericht des Berner Oberlands abgeurteilt werden. Sein Proeß wird einen großen Widerhall haben, denn Zybach ist allen Schweizerreisenden bekannt, die er durch sein geschmeidiges und originelles Benehmen für sich eingenommen hatte.

* Siehe „Neuer rheinischen Antiquarius“ II, S. 104. Die Geschäftstüchtigkeit, welche La Roche von Wieland und Goethe nachgerühmt wird, will der Antiquarius nicht zugeben. Er erzählt uns auch, es Recht habe im Jahr 1772 den Landtag, als dieser einige Beschwerdepunkten wegen der Schleifung der Feste Koblenz äußerte, die denkwürdige Antwort erteilt: „Kriege sind fortan unmöglich, dergleichen werden wir nunmehr mit unsern Federn führen.“ (!)

In Bezug auf den Brand des Grimselhospizes wird noch folgender gravirender Umstand nachberichtet: Unmittelbar nach dem Brand schickte die Behörde den Gemeindepräsidenten Fahner mit mehren Männern aus Guttannen auf die Grimsel, um dem Schutt zu untersuchen und die Brandstätte zu bewachen. Als diese Leute während der Nacht in einem Stall neben der Scheune schliefen, wo Zybach die meisten Mobilien rc. versteckt hatte, wird Fahner durch ein Geräusch geweckt. Er geht vor die Thür und findet da den Knecht Zybachs, welcher sagte, er komme, um den Männern folgende Mittheilung zu machen: Zybachs Sohn, der Wirt an der Handeck, habe ihm den Auftrag gegeben, die Scheune, in welcher sich nachher Pulver vorfand, in Brand zu stecken und ihm dafür eine bedeutende Belohnung versprochen. Er habe aber als ehrlicher Mann diese Zumuthung mit Entrüstung von der Hand gewiesen und komme die Männer zu warnen. Diese Thatsache ist amtlich constatirt.

* * *

⊙ Bern, den 5. December.

Der Brand des Grimselspitals und die mit demselben zusammenhängenden Umstände sind ein Unglück für die Landschaft Oberhasle, nicht blos weil sie durch das Ereigniß selbst in bedeutenden Schaden gekommen ist, als vielmehr deswegen, weil man befürchtet, es möchten sich durch den Verdacht, der sich an die Person Zybachs gekünpft hat, die Reisenden abhalten lassen, jene Gegenden zu besuchen. Das Verschwinden des Dr. Wohlfahrt aus Frankfurt und der beiden Brüder Leonard aus Paris ist in mehren vielgelesenen Blättern des Auslandes in einer Weise erwähnt worden, daß man leicht die Frage herausliest: ist Zybach vielleicht eines Mordes fähig gewesen? Im Hinblick auf die Bedeutung, welche dieses traurige Ereigniß für das ganze Oberland hat, veröffentlichen drei Großräte des Haslethals eine Erklärung, die im Wesentlichen folgendes besagt: „Gleich nach dem Ereigniß veranstaltete die Landschaft eine Versammlung, von welcher ein Ausschuß gewählt und mit dem Wiederaufbau des Spitals beauftragt wurde. Der Paß wird jedenfalls künftigen Sommer wieder mit Gebäulichkeiten und Einrichtungen versehen sein, welche dem Bedürfniß und der Bequemlichkeit der Reisenden entsprechen. Eine zweckmäßigere Construction, namentlich eine Erweiterung des Gebäudes ist beschlossen. Das neue Hospiz wird sofort einem ehrbaren, alles Vertrauen verdienenden Manne übergeben werden, welcher auch der Besorgung und Bedienung desselben gewachsen ist. Es liegt in dem Wunsch der ganzen Thalschaft, daß alle den Behörden zur Kenntniß kommenden Spuren anderweitiger Thaten genau verfolgt und alles ans Licht gezogen werde, was von einiger Erheblichkeit ist. Die Unterzeichneten zweifeln nicht, der thätige, einsichtsvolle Richter, dem die Führung der Untersuchung obliegt, habe schon das Erforderliche gethan und werde ferner im gleichen Sinn handeln. Gegen Zybach, aus dem, was bereits vorliegt, auch auf weiteres, wie etwa Mord, schließen zu wollen, erscheint den Unterzeichnern, soweit man die Persönlichkeit desselben genauer kennt, vorerst unthunlich.“

Tabletten.

*** Vor einigen Tagen wurde in Paris ein junger Mann, Julien D., angehalten, weil er ein falsches Geldstück ausgegeben hatte. Es gelang ihm zum Glück seine Unschuld darzuthun, bei dem Verhör kam aber seine seltsame Geschichte zu Tage. Im Jahr 1845 hütete der junge, elternlose Julien in der Bretagne die Kühe. Ein Gelehrter, welcher jene Gegend durchwanderte, traf den Knaben, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und staunte über den Scharfsinn und die Bestimmtheit seiner Antworten. Er war ein Rechengenie und löste die schwierigsten Aufgaben augenblicklich im Kopfe. Der Gelehrte nahm den Knaben mit sich und sorgte für seine Bedürfnisse, machte aber damit zugleich ein gutes Geschäft, weil der Knabe ihm bei seinen Arbeiten sehr wirksam unterstützte. Leider starb der Weltweise plötzlich und der arme junge Mann stand hülflos in der großen Stadt. Um nicht zu verhungern, mußte er Handlangerdienste bei Maurern verrichten. Vor kurzem nun bei der Ausbesserung eines großen Wasserwerks entstand ein Streit unter den Ingenieuren über die Wassermenge, welche die Maschine werde liefern können. Der Maurermeister, der dabei stand, hörte eine Zeitlang zu, dann trat er zu einem der gelehrten Herren und sagte: „Zerbrechen Sie sich die Köpfe nicht; ich habe da einen Handlanger, welcher Ihnen in einer Minute das Resultat sagen wird, das Sie suchen.“ Julien D. wurde gerufen und löste wirklich augenblicklich die so schwierige Aufgabe. Die Ingenieure staunten nicht blos, sie machten einstimmig einen Bericht an die städtische Behörde und empfahlen ihr den jungen Mann auf das wärmste und dringendste. Nach wenigen Tagen war dem Armen wirklich aus städtischen Mitteln ein jährliches Stipendium von 1200 Franken ausgesetzt. Mit diesen Mitteln studirt er nun — er konnte bisher nicht einmal lesen — und die wunderbaren Fortschritte, die er macht, lassen das größte von ihm erwarten.

*** Der verstorbene Herzog v. Wellington verstand es, bei Gelegenheit sehr lakonisch zu sein. Ein Offizier, dessen Regiment in Westafrika stationirt war, hatte einst einen halbjährigen Urlaub in England verbracht und suchte bei Wellington um Verlängerung desselben nach. Der Herzog schrieb auf das Gesuch die kurze Antwort: „Sail or sell“. (Segeln Sie ab oder verkaufen Sie. In England werden nämlich die Offizierspatente gekauft.)

Frankfurt, den 8. December.

Die Gebrüder Müller.

Auf ihrer Kunstreise durch Deutschland sind, zuletzt aus Holland über Düsseldorf und Köln kommend, die Gebrüder Müller aus Braunschweig hier eingetroffen, jenes welt- und weltberühmte Quartett, welches nach den Zeugnissen aller großen und strengen Kenner Unvergleichliches leistet und deshalb unerreicht dasteht. Vier Brüder, die zugleich große Musiker sind und schon dreißig Jahre lang Streichquartette spielen. Im Saale des Hofes von Holland werden sie morgen Donnerstag, den 9. December, ihr erstes Concert geben.

Programm.

1. Quartett von Haydn in D-dur.
2. Quartett von Mozart in G-dur.
3. Quartett von Beethoven in E-moll.

Billette zum Subscriptionspreis à 1 fl. 45 kr. sind bei Herrn André (Haus Mozart) zu haben. An der Kasse kostet das Billet 2 fl. 24 kr.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 8. December. (Zum erstenmal wiederholt) „Mir fällt nichts ein!“ Originallustspiel mit Gesang in drei Acten von Kaiser. Musik von Ebert.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 294. Donnerstag, 9. December **1852.**

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

13.

Rein! ich habe
Verdient zu sterben, und ich will's.
Schiller: Don Carlos.

Nicht lange lauschten Don Silvio und seine Diener, als der Ton von Hufschlägen ihr Ohr erreichte, welche vom Fuß des Berges heraufzukommen schienen und von Minute zu Minute deutlicher wurden. Bald erblickte der Marquis, welcher, um besser zu sehen und zu hören, ein wenig vorgetreten war, beim blassen Schein des Lichtes im Thurm einen Reiter, der grade auf die Thüre des Thurmes zueilte und sich dann rasch vom Pferde warf, welche Operation eher dem Fall eines gefüllten Sackes als dem Herabsteigen eines Menschen ähnelte. Verdammt, sagte Don Silvio zu sich, das ist nicht Wilhelm. Er würde nicht zu Pferde kommen und so plump von demselben zu Boden fallen. Ha, jetzt weiß ich es: es ist Josef, der wahrscheinlich Geld zu holen kommt — wie er es nur im Stande ist! Doch Not gibt Kraft. Aber das trifft sich übel — grade in dieser Nacht. Wenn die Alte nur nichts von seinem Kommen merkt, sonst wird uns der ganze Plan zu Wasser.

Während dieses Selbstgesprächs hat sich der Angekommene vom Boden erhoben und öffnete mit einem Schlüssel geräuschlos die Thüre. Nachdem er dieselbe wieder geschlossen, stieg er eine steile Wendeltreppe hinauf. Sein Schritt, obwol er leise aufzutreten versuchte, war wankend und unsicher, doch gewiß nicht aus Unbekanntschaft mit der Beschaffenheit des Ortes, die ihm trotz der gänzlichen Finsternis ziemlich geläufig zu sein schien. Nicht lange dauerte es, so kam er an einer Thüre vorbei, durch deren häufige Fugen ein schwacher Lichtschimmer hervordrang mit dem gedämpften Laut einer Stimme, die er zu kennen schien; denn er hielt plötzlich an und lauschte mit gespanntem Ohre. Sie ist es, murmelte er; den Trost habe ich noch vor meinem Tod, daß mein Kind lebt; Margareta wird sich ihrer annehmen, wenn ich nicht mehr bin. Mein Kind, mein Kind, lebe wol! Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, während er, sich mit beiden Händen an das morsche Lehnseil hängend, weiter stieg. Ganz oben, wo die Treppe aufhörte, war eine niedrige Thüre, die der Baron mit einem Schlüssel öffnete. Sie schloß sich knarrend, nachdem er eingetreten war. Bald erleuchtete eine kleine Lampe das Gemach. Es war ganz rund gebaut, kein einziges Fenster durchbrach die schwarze, verwitterte Mauer, die nackt und ohne die geringste Verzierung sich zu einer vollkommenen Halbkugel wölbte. Auf dem Boden umher lagen dicht übereinander kleine Säcke mit Häufchen verschiedener Münzen untermischt, die den Schein des Lichtes in tausend Spiegelungen zurückwarfen. Der Baron schaute sich um und ein seltsames Lächeln verzerrte sein bleiches, verstörtes Gesicht. Um dieser Dinge willen, sagte er mit leiser Stimme, dieser elenden Dinge, bin ich ein Verbrecher geworden. Ha, ich kann es nicht länger mehr ertragen, diese Hölle, die in meiner Brust brennt — seit zwanzig Jahren brennt. Vielleicht ist Gott mit darum gnädig, schloß er mit schwächerer Stimme. Ein kleines Viereck auf dem Boden war unbedeckt von den Geldsäcken. Auf dieses stellte sich der Baron. Mit einem leichten Druck des Fußes gegen die Wand hin glitt die Diele an der einen Seite hinab und ein kalter Luftstrom vermischt mit dem dumpfen Rauschen einer stürzenden Wassermasse drang aus der Tiefe. Im nächsten Augenblick schnappte die Fallthüre wieder zurück. Das Gemach war leer. Ein Schrei und schnell darauf ein dumpfes Getöse, wie wenn ein Körper in das Wasser fällt, verkündeten das Schicksal des Selbstmörders.

14.

Weine nicht!
Es ist geschehn — Mein Herz erfüllte seine Pflicht.
Cronegk: Codrus.

Geh' zu Bette, liebes Kind, und fürchte dich nicht; ich vertraue auf Gott, daß ihm kein Leid geschehen ist. So sagte die alte Margareta zu Imelda, mit welcher sie an dem Kamin saß, den wir schon einmal gesehen haben. Die alte Frau suchte vergeblich den Ausdruck von Kummer und Besorgnis aus ihrem Gesicht zu verbannen, der sich selbst ihrer jungen Gesellschafterin mittheilte. Ich will so lange bei dir bleiben, Mutter, erwiderte das Mädchen, bis er kommt. Er hat vielleicht, nachdem er den Brief abgegeben, noch etwas zu thun gehabt, was ihn bis in die Nacht hinhält.

Margareta schüttelte den Kopf und schwieg. In diesem Augenblick vernahm man ein leises aber hastiges Pochen an der Pforte. Beide fuhren von ihren Sitzen empor und die Alte sagte, indem sie nach der Lampe griff: Das ist seltsam; Antonio klopft nie, wenn er kommt. Es muß etwas anderes sein. Bleib indessen ruhig, Mädchen; ich will nachsehen, was es gibt. Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre und stieg rasch zur Hausflur hinunter. Das Pochen wiederholte sich. — Was wollt Ihr? fragte Margareta mit fester Stimme. — Oeffnet schnell, gute Frau, wenn Euch Euer Leben lieb ist, erwiderte kaum hörbar die Stimme von außen. — Ha, murmelte die Alte mit überraschter Miene, während sie das Schloß öffnete, es ist Wilhelm, ich täusche mich nicht. Was mag er wollen? Hat er alles entdeckt? — Sie hatte indeß keine Zeit zu weiterem Nachdenken; denn Wilhelm stürzte, sobald er merkte, daß der Eingang geöffnet war, ohne Umstände herein und sagte: Wenn Ihr Euch das Mädchen, welches bei Euch ist, nicht von einer Person, die Ihr fürchtet, entreißen lassen wollt, so vertraut es meinem Schutz. Es steht ein Wagen bereit, der es in Sicherheit bringen

wird. — Nicht so hastig, junger Herr! versetzte die Alte. Sagt mir erst, von wem die Gefahr droht und warum Ihr Euch zum Beschützer des Mädchens macht. — Ha, liebe Frau, das ist bald gesagt, der Marquis von Roudlandon steht auf der Lauer und eine verläßliche Person hat mich mit dem Auftrag, den ich Euch mitgetheilt, hierher gesandt. Dies zu meiner Rechtfertigung. Damit zog er einen messingenen Ring aus der Tasche und übergab ihn der Alten. Margareta betrachtete ihn beim Schein der Lampe und sagte nach einigen Augenblicken: Kommt mit mir, Herr, es ist keine Zeit zu verlieren!

Wilhelm folgte seiner Führerin die Treppe hinauf und trat in das Gemach. Das erste, was seinem forschenden Auge begegnete, war die Gestalt der schönen Imelda, die in der größten Aufregung am Fenster stand. Sobald sie seiner ansichtig wurde, überzog ihr Gesicht eine plötzliche Blässe, die jedoch augenblicklich dem glühendsten Rot Platz machte. Sie stützte sich an die Lehne des Sessels und war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Der Jüngling schritt eilig auf sie zu, umfaßte sie mit seinen Armen und flüsterte ihr ins Ohr: Ich bin zu Ihrer Rettung gekommen. Dann schnell zu der Alten gewandt, die hinter ihm stand, sagte er: Zweifelt Ihr noch? Laßt uns augenblicklich gehen. — Halt, Herr, versetzte Margareta, die Hand nach Wilhelm ausstreckend, noch eine Frage. Wann habt Ihr das letztemal mit dem Marquis v. Roudlandon, wie Ihr ihn heißt, gesprochen? — Wilhelm stockte und war um eine schnelle Antwort verlegen. Ich glaube, fuhr die Alte fort, einen forschenden Blick auf den Jüngling heftend, ich glaube, es ist nicht viele Stunden her. Ha, ich sehe jetzt klar. Ihr selbst sollt ihm unbewußt einen schurkischen Plan ausführen helfen, um dann vernichtet zu werden! Hört, junger Mann, und trauet den Worten derjenigen, die Euch einst auf ihren Armen gewiegt: Ihr seid schändlich betrogen und hintergangen worden. Sie versank in ein tiefes Brüten, während Wilhelm und Imelda, die Hände in einander geschlungen, sie anstarrten. — Kommt mit mir, sagte sie endlich mit bewegter Stimme. Du, Imelda, bleibst indessen hier, diese Dinge sind nicht für dein Ohr. Mit diesen Worten schritt sie der Thüre zu und winkte Wilhelm ihr zu folgen. Dieser, wie gezwungen durch eine höhere, unsichtbare Hand, betäubt durch das, was er gehört, halb widerstrebend, halb mit Willen, warf einen Blick auf das zitternde Mädchen, der tröstend hätte sein sollen, im Gegentheil aber ihr nur noch mehr Furcht einflößte, und folgte der Alten, die schon einige Stufen höher gestiegen war und auf ihn wartete. Sie schritten schweigend hinauf, bis sie die Thüre erreicht hatten, an welcher die Treppe endete. Da versuchte die Alte mit einem schweren Schlüssel zu öffnen, sie vermochte es nicht. Sie drückte an der Schnalle und die Thüre öffnete sich. Auf dem Tisch im Gemach stand eine brennende Lampe. Margareta schaute sich erstaunt um, und sah nichts als die Geldsäcke und die glitzernden Münzen. Plötzlich sank ihr die Hand kraftlos an der Seite hinab, ein fieberischer Schauer durchzitterte ihre Glieder. Wilhelm stand hinter ihr und glaubte zu träumen. (Schluß folgt.)

Sophie La Roche.

Biographische Skizze von J. W. Appell.

(Fortsetzung.)

So war der Kreis von Sophiens Angehörigen immer enger geworden und sie führte fortan ein zurückgezogenes stilles Leben in ihrer „Grillenhütte" zu Offenbach. Den größten Theil ihrer Stunden verbrachte sie an ihrem Schreibtische, der in einem Zimmer auf der hinteren Seite des Hauses aufgepflanzt stand, wo sie den Blick ins Grüne, auf ihren sorglich gepflegten Garten und den anstoßenden großen Nachbargarten hatte. Hier saß sie, das feine Gesicht von einer Spitzenhaube beschattet, aus der sich die spärlichen silbergrauen Löckchen hervordrängten. Seit La Roche's und ihres Sohnes Tod war sie beständig in Trauer gekleidet, und es ist ein so recht charakteristischer Zug, daß sie seitdem sogar nie andere als schwarze Stecknadeln gebrauchte, die kleinen Beilagen ihrer zahlreichen Briefe und freundschaftlichen Billets immer mit schwarzen Nadeln anheftete oder mit schwarzen Bändchen zusammenband. In ihrem ganzen Hause waltete ein still sauberer Geist und wie ihre Enkelin erzählt, war selbst das aufgeschichtete Brennholz am Gartenspalier unter ihrer Aufsicht der Schönheitslehre; sie hatte ihre Freude daran, wenn im Herbst die roten Blätter der wilden Rebe es mit Purpur zudeckten oder im Frühling die Akazien ihre Blütenblättchen darauf herabregneten, im Winter aber, bevor Thauwetter eintrat, ließ sie es immer so abnehmen, daß die Schneedecke so weit wie möglich unverletzt blieb. Uebrigens erhielt sie auch häufige Besuche; Goethe und Herder sprachen hier bei ihr ein, und oft sollen Reisende Umwege von mehren Meilen gemacht haben, um die „teutsche Aspasia", wie Buri sie nennt, zu sehen.

Die eintretenden großen Weltereignisse brachten die von ihrer gesellschaftlichen Höhe herabgekommene Frau selbst in kümmerliche Verhältnisse. Sie verlor durch den Einfall der Franzosen den größten Theil ihrer Einkünfte. Diesen Schicksalsschlägen setzte sie jedoch stets jene ruhige Sicherheit entgegen, welche edlere Frauen in Zeiten der Trübsal oft wahrhaft bewundernswert erscheinen läßt. Es ist überhaupt nur eine Stimme darüber, daß Sophie in allen Lebensbeziehungen einen würdigen Charakter behauptete, mochte auch ein gewisses absichtliches Wesen sowie die Sucht, durch ihre Sentiments und durch Esprit zu glänzen, die sie stets sorgfältige geistige Toilette machen ließ, störend bei ihr hervortreten. „Wenige Züge, — sagt der mehrerwähnte rheinische Antiquarius, — aus den Zeiten ihrer Glanzperiode in Ehrenbreitstein aufbewahrt, indem sie ihr einen Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten, bedeutender wie einer Frau anständig, beilegen, geben doch zugleich Zeugniß, daß sie diesen Einfluß nur zum Guten, auf die verbindlichste und ehrenhafteste Weise übte, in scharf markirtem Gegensatze zu dem Treiben einiger andern gebietenden Frauen desselben Hofes." In ihrer schriftstellerischen Thätigkeit suchte Sophie einen Ersatz für die eingebüßten Vorrechte im Weltleben. Von 1780 an hat sie einen Schwall von Büchern zu Tage gefördert, und in letzterer Zeit, als sie ihre Jahresgelder und die Einkünfte der Zollschreiberei zu Boppard verlor, mag sie auch auf den literarischen Erwerb mit hingewiesen worden sein. Nicht weniger als sechsundzwanzig selbständige größere und kleinere Werke hat sie im Ganzen geschrieben: Romane, moralische Erzählungen, Reisetagebücher aus der Schweiz, aus Frankreich, Holland und England. Wir wollen davon nur erwähnen ihre moralischen Erzählungen (2. Bd. 1782—1784. 3. Aufl. 1827), Pomona, Journal für Deutschlands Töchter (1784), Briefe an Lina, ein Buch für Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen (3. Thl. 1785. 4. Aufl. 1807), Geschichte von Miß Lony oder der schöne Bund (1789), Briefe über Mannheim (1791), Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise, meinem verwundeten Herzen zur Linderung, vielleicht auch mancher trauernden Seele zum Troste geschrieben (1793), Mein Schreibtisch (2. Bd. 1799). —

Außer ihrem Verhältniß zu Wieland knüpfen sich an unsere Freundin noch interessante Beziehungen zu den Brentano's. „Seltsam — bemerkt Josef von Eichendorf * — während die

* In seiner kürzlich erschienenen Schrift „der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnisse zum Christentum" (S. 441.)

La Roche die geistige Ahnfrau jener süßlichen Frauengeschichten geworden, ist sie wie zur Buße zugleich die leibliche Großmutter eines völlig andern genialen Geschlechts, und nimmt sich dabei wie eine Henne aus, die unverhofft Schwäne ausgebrütet hat, und nun verwundert und ängstlich das ihr ganz fremde Element umkreist, auf welchem diese sich wiegen und zu Hause sind."

Hier in Offenbach war es, wo Bettina aus den Kinderschuhen ins „Blütenalter der Empfindung" hinübergaukelte. Nachdem man sie aus dem Nonnenkloster zu Fritzlar entlassen hatte, wo sie nach dem frühen Tod ihrer Mutter erzogen worden, lebte sie hier mit ihren Schwestern Lolo und Meline unter der alten Dame Aufsicht.* In dem Briefwechsel des Kindes mit Goethe, sowie in den Briefen an den Bruder Clemens finden wir eine Menge Stellen, die sich auf den Aufenthalt in Offenbach beziehen. Mit ihrer prächtigen Darstellungsgabe und jener wunderbar poetischen Auffassung des Kleinsten schildert sie uns ihr Leben in dem „kleinen Stadtparadiese" mit seinen reinlichen Straßen und ringsum blühenden Gärten. Namentlich möchten wir hier an die duftige Geschichte ihrer drei ersten Küsse in dem Tagebuch (dem dritten Bande des Briefwechsels) erinnern. Das dort so anmutig erzählte Abenteuer mit dem Franzosen, den Bettina, während das Städtchen beschossen wird und die Kaiserlichen die Franzosen hinauswerfen, vor der Verfolgung eines grimmigen Rotmantels rettet, rief uns immer lebhaft ins Gedächtniß zurück, was alte Leute in Offenbach noch von jenen Kriegsbegebenheiten berichteten. (Schluß folgt.)

Das Blumenmädchen von Florenz.

Von Adolf Doerr.

Blumenmädchen, holde
Blume von Florenze,
Seinem ew'gen Lenze
Blumengöttin du!

Mit dem großen, schwanken
Sommerhut, darunter
Wie ein schöner, bunter
Schmetterling sie schwebt:

Sehet Platz und Straße
Flüchtig sie durcheilend,
Blumen rings vertheilend
Aus des Körbchens Schatz.

„Buon di signor mio!"
Eh' ihr euch's versehen,
Seht ihr vor euch stehen
Auch die Blumensee.

Wie im Putz sie pranget,
Schwarze Locken dunkeln,
Sonn'ge Augen funkeln
Scherz und Liebesglut.

Und sie überreichet
Mit beringtem kleinen
Händchen lächelnd einen
Strauß und ist entschwebt.

In das Café tritt sie,
Blumen hat für jeden
Sie und holde Reden
Führt mit Freunden sie.

Selbst dem Kreise naht sie,
Wo die Waffe blitzet,
Der Tedesco sitzet
Stolz im Kriegerschmuck.

Doch hier siegt er nimmer,
Nur das Körbchen ohne
Blumen wird zum Lohne
Jedem Freiersmann.

Denn im schönen Städtchen,
Das vom Berge droben
Von Oliv' umwoben
Und von Reben blickt:

Dort, wo sie geboren,
Hat sie schon gefunden
Den, der ihr verbunden
Einst wird am Altar —

Wenn die Sonne tiefer
Strahlt in Mittagsstunden,
Da ist sie entschwunden
Auch von Straß' und Platz.

Doch wollt ihr sie finden?
Seht ihr bergempor nicht,
Zwischen Blütenflor dicht
Rankend um den Pfad,

Wandeln jenes schmucke
Paar zum heim'schen Städtchen?
Pietro führt sein Mädchen,
Der entgegenkam.

Rosig wie der Abend
Lächelt Thereſine
Mit holdsel'ger Miene
Dem Verlobten zu.

Fiesole ist erreichet,
Als die Sonne sinket,
Ueberm Städtchen blinket
Hell der Liebe Stern.

---

* Ihr Vater starb 1797 in seinem 63sten Jahre, nachdem er sich 1795 zum drittenmal vermält hatte. Bettina selbst wird unterm 12. April 1785 unter den Getauften in den „Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten" aufgeführt.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Redarez, der sich früher schon durch eine gelungene Uebersetzung des Anakreon den Freunden der griechischen Literatur bekannt gemacht, hat soeben wiederum in der eben erschienenen Schrift eine Frucht seiner belletristischen Studien in die Oeffentlichkeit geschickt. Unter dem Titel: **Les Poésies des Sapho de Lesbos, par Mr. Redarez-Saint-Remy, membre de la legion d'honneur. (Paris, librairie de L. Hachette et Comp. 1852)** hat er eine kleine, aus verschiedenen Fragmenten sorgfältig zusammengestellte Sammlung von neun in dieser Form bis jetzt, wie er in der Vorrede selbst sagt, noch unedirten Oden der Sappho an die Musen veranstaltet und dabei nicht nur das große Verdienst, diese bisher incohärent, in verschiedenen Sammlungen zerstreut gewesenen Fragmente zu einem harmonischen Ganzen umgeschmolzen zu haben, sondern er hat auch dem griechischen Originaltext eine meisterhaft gelungene und vieles Dichtertalent bekundende französische Uebersetzung hinzugefügt. — Wie sich von selbst versteht, sucht Redarez in seinem Vorwort die bekannten Verleumdungen, die den unsterblichen Ruhm jener Meisterin der lyrischen Dichtkunst zu schmälern bemüht sind, dadurch zu widerlegen, daß er diese Schmähungen auf eine später aus Erebos, ebenfalls auf der Insel Lesbos, gebürtige Sappho bezogen wissen will; eine Annahme, welche bereits durch Welckers verdienstvolle Schrift: „Sappho von einem herrschenden Vorurteile befreit" (Göttingen 1816), die jedoch Herrn Redarez nicht bekannt zu sein schien, in der gelehrten Welt festen Boden gewonnen. — Wenn wir diese verdvolle und gelungene Arbeit hiermit den Freunden der griechischen Lyrik empfehlen, hoffen wir denselben einen Dienst zu erweisen, für den sie uns gewiß dankbar sein werden, und haben wir nur noch hier den Wunsch auszusprechen, daß Redarez, der ein Mann von vielem Talent und von umfassendem Wissen in der griechischen Literatur zu sein scheint, und recht bald mit seiner Uebersetzung des Pindar, des ersten griechischen Lyrikers, mit der er bereits mehre Jahre beschäftigt ist, beschenke.

Dr. Pr.

Tabletten.

*** Unser Planetensystem ist durch die jüngsten Entdeckungen auf dreißig Nummern gebracht, von denen 22 zu den sogenannten Asteroiden gehören, deren Bahn zwischen Mars und Jupiter fällt. Zur Zeit des Copernikus (1473 bis 1543), welcher zuerst die Bewegung der Planeten um die Sonne zur Geltung brachte, kannte man bekanntlich erst sechs Planeten (Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn). Erst am 13. Mai 1781 entdeckte Herschel (der Vater) den siebenten, den er Uranus nannte. Am 1. Januar 1801 entdeckte Piazzi die Ceres, den ersten der Asteroiden oder Planetoiden, wie man die kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter zu bezeichnen pflegt. Im Jahr 1807 entdeckte Olbers den vierten, die Vesta. Fast vierzig Jahre vergingen, bis Galle in Verbindung mit Leverrier den Neptun entdeckte. Jetzt erfolgte in rascher Aufeinanderfolge die Entdeckung der achtzehn neuen Asteroiden: Asträa 1845 und Hebe 1847 durch Henke, Iris und Flora 1847, Victoria 1850 und Irene 1851 durch Hind, Metis 1848 durch Graham, Hygiea 1849, Parthenope und Egeria 1850, so wie Eunomia 1851 und Psyche 1852 durch Gasparis, Thetis 1852 durch Luther, Massilia durch Chacornac 1852; ferner drei noch nicht benannte in demselben Jahr durch Hind, und die Lutetia gleichfalls im November 1852 durch Goldschmidt. Im Jahr 1852 sind bis zum 1. December bereits sieben Asteroiden entdeckt worden.

*** Die englische Regierung will noch nachträglich jedem Aussteller auf der Londoner Industrieausstellung des Jahres 1851 drei Erinnerungszeichen zugehen lassen, nämlich eine Denkmünze aus Bronze, ein allegorisches Bild und ein Buch. Auf der Vorderseite der Medaille soll sich das Brustbild des Prinzen Albert als Präsidenten der Ausstellung, und auf der Rückseite die Erdkugel mit den Emblemen des Friedens befinden.

*** Zwei junge kurhessische Steuerpraktikanten waren zu einem Ball in Landau eingeladen und machten sich zu Fuß von Arolsen aus, wo sie bei der Grundsteuerclassifizirung verwendet waren, dorthin auf den Weg. Im Thal von Leiringhausen jedoch kam ihnen die Ueberzeugung, daß sie in Folge der schlechten und holperigen Kunststraße sehr ermüdet zum Ball kommen würden. Darob erhoben sie ein gewaltiges Lamento. Während dessen rollte eine leichte, von zwei kräftigen Pferden gezogene Chaise den Berg herunter. Der Insassende, ein hübscher junger Mann, mit tüchtigem Bisselrock und weißem Filzhut bekleidet, saß auf dem Kutscherbock und lenkte seine Rosse, daß es eine Freude war. Dort kommt ein reisender Kaufmann gefahren; der nimmt uns wol auf, rief Herr T., indem er dem Wagen einige Schritte entgegenging. He, Sie, wollen Sie wol einmal ein wenig halten? Der Wagen hielt. Fahren Sie nach Landau? — Ja wol! — Sie hätten wol die Güte, uns einstyen zu lassen; wir wollen auch nach Landau und zwar zum Ball und müssen fürchten allzu ermüdet dort anzukommen, wenn wir den Weg zu Fuß zurücklegen. — Gern, meine Herren, steigen Sie ein! Und fort rollte der Wagen, nachdem er die glücklichen Steuerleute in sich aufgenommen hatte, welche sich ganz behaglich im Fond zurücksetzen und die Zierlichkeit und Eleganz der kleinen Chaise bewunderten. Wer sind Sie denn, meine Herren? frug nach einer Weile der vermeintliche Kaufmann. Die Reisenden gaben die gewünschte Auskunft: aber die Fahrt ging so außerordentlich schnell von statten, der Kaufmann hatte zu sehr auf seine Rosse zu achten und die Steuerleute waren so gänzlich von einem Gefühl wonniger Behaglichkeit durchdrungen, daß eine lebhafte Unterhaltung nicht weiter in Gang kam. Im Nu war man in Landau angelangt, der Wagen hielt vor dem Schloß. Galonirte Bedienten flogen ehrfurchtsvoll herbei, um denselben in Empfang zu nehmen. Hier ist das Ziel meiner Reise, sagte der Kaufmann, indem er leicht auf den Boden sprang und die Insassen des Wagens freundlich grüßte. Diese wollten ihrem Dank für die gehabte Gefälligkeit gebührend abstatten, allein der Reisende unterbrach sie mit den Worten: Hat nichts zu sagen, meine Herren, es hat mich gefreut Ihnen gefällig sein zu können. Adieu! — Und fort war er. Der vermeintliche Kaufmann war der junge Fürst Georg Victor von Waldeck.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 9. December. (Letzte Gastdarstellung des Herrn Reichel.) Lucia von Lammermoor, große Oper in drei Abtheilungen von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. Edgar: Herr Reichel.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 295. Freitag, 10. December 1852.

Der schwarze Thurm.

Eine Erzählung.

(Schluß.)

Er hat sich selbst gerichtet, unterbrach Margareta nach einigen Augenblicken mit düsterer Stimme das Schweigen, und sich plötzlich gegen ihren Begleiter umwendend, fuhr sie in lebhafterem Ton fort: Ihr erstaunt ob der Schätze, die Ihr da aufgehäuft sehet. Sie gehören Euch. Und jehnmal größer würde ihr Betrag sein, wenn nicht ... Sie sprach nicht weiter, sondern zog ein goldenes Medaillon aus ihrem Busen hervor und überreichte es Wilhelm: Kennt Ihr dieses Bild? — Die Züge des Jünglings belebten sich plötzlich, er nahm das Bild und bedeckte es mit seinen Küssen. Mein Vater! rief er dazwischen, es ist das Bild meines Vaters ... sie haben es mir geraubt ... — Und ich habe es wieder gefunden ... auf dem Zimmer des Marquis von Roudlandon. — Der Jüngling schaute auf. Seine Augen drückten aus, was er sagen wollte. — Ihr seid erstaunt, fuhr die Alte fort, über das, was Ihr gehört habt. Ich will Euch eine Geschichte erzählen. In einer der schönsten Gegenden Deutschlands lebte einmal auf seine Güter zurückgezogen ein Graf. Er war Wittwer, besaß ein ungeheures Vermögen und ein einziges Söhnchen, das er unendlich mehr liebte als jenes. Er stand in den besten Jahren, war jedoch sehr zur Melancholie geneigt und lebte ganz einsam. Ein einziger Diener und eine junge Frau, die dem Kind als Wärterin bestellt war, bewohnten mit ihm das Schloß. Der Graf liebte es, bisweilen in den weitläufigen Forsten, die zu seinem Gebiet gehörten, zu jagen. Bei einer solchen Gelegenheit brachte er einmal einen jungen Mann mit nach Hause, der sich in dem Wald verirrt hatte. Dieser, ein gewandter und einschmeichelnder Spanier, wußte sich bald dem Grafen unentbehrlich zu machen, so daß Woche um Woche verging, ohne daß er das Schloß verließ. Jener schenkte ihm sein volles Vertrauen und überließ ihm die ganze Leitung seiner Geschäfte. Beinahe ein halbes Jahr war so vergangen, als der Spanier mit Hülfe des Dieners, der in das Geheimniß gezogen werden mußte, den Grafen ermordete. Beide flohen, ehe die Gerechtigkeit ihnen Einhalt thun konnte, mit allen Schätzen aus dem Lande. Bald war die Sache vergessen. Nur eine Person dachte noch daran und schwor die Mörder aufzusuchen ... es war die Wärterin des Knaben. Sie brachte denselben bei einer braven Familie unter und begab sich auf den Weg. Es dauerte nicht lange, so hatte sie die Mörder aufgefunden. Der Diener hatte einen andern Namen angenommen, sich zufällig auf seiner Flucht in Deutschland verheirathet, seine Frau hatte ihm grade ein Mädchen geboren, als die Wärterin ihn entdeckte. Sie dauerte die schuldlose Mutter und Tochter und sie vergaß ihren Schwur, ließ sich jedoch in demselben Hause nieder, in welchem die geraubten Schätze niedergelegt waren. In dem nämlichen Hause war irgendwo eine Fallthüre angebracht, die einen Abgrund verbarg, durch dessen Tiefe ein Kanal in den nächsten Fluß ging. In diesen Abgrund stürzte der Diener des Grafen seinen Bruder, der einigen Verdacht hatte laut werden lassen. Die Wärterin, von deren Nähe der Mörder nichts wußte, zögerte noch und vergaß ihren Schwur. Auch der Spanier befand sich in dieser Stadt und zwang seinen Mitschuldigen, nachdem er den ihn treffenden Theil der Schätze durchgebracht, ihm durch mannigfaltige Androhungen ein Bedeutendes von seinem eigenen Antheil zu übergeben. Als die Tochter des Dieners herangewachsen war, forderte sie der Spanier zur Gemahlin. Der Vater konnte sie ihm nicht abschlagen, obgleich das Mädchen immer die größte Abneigung gegen den Menschen gezeigt hatte. Da wurde verabredet, er solle das Mädchen gewaltsam mit sich fortführen, und, damit dies leichter geschehe, mußte der Vater die Stadt verlassen und auf sein Schloß reisen. Die Wärterin, welche die Sache erfahren hatte, kam ihnen jedoch zuvor und brachte das Kind in Sicherheit. Mittlerweile hatte sich zufällig ein junger Mann bei der Familie des Dieners eingeführt, welchen der Spanier bald als den Sohn des ermordeten Grafen erkannte. Er wollte auch diesen auf die Seite schaffen und erwarb sich, um sicherer zu gehen, seine Freundschaft. Aber auch die Wärterin hatte ihren Schützling erkannt und gedenkt nur, nachdem sie zwanzig Jahre gezögert, ihren Schwur zu erfüllen, obgleich sie es nur halb kann, da einer der Mörder sich selbst gerichtet hat. Mit diesen Worten schritt Margareta auf das Viereck zu und streckte die Hand nach der entgegenstehenden Mauer. Während die Diele zurückwich, zeigte sie mit dem Finger in den Abgrund und sagte: Hier ist Baron Walter seinem Bruder gefolgt.

Wilhelm starrte der Erzählerin mit unstätem Blicke in das Gesicht. Sein Antlitz war bleich geworden wie der Tod. Dann verhüllte er seine Augen mit der Hand und lehnte sich halb ohnmächtig an die Mauer. Werden Sie Imelda noch lieben, Herr Graf? fragte plötzlich Margareta. — Wilhelm fuhr zusammen. Doch auf einmal zog er die Hand von den Augen. Ein milder Schein überstralte sein Gesicht, als er antwortete: Ich werde sie dennoch lieben.

15.

Weich also dem Geschick, dem du nicht kannst entrinnen!
Apreuhoff: Aurelius.

Im fernsten Osten verloren sich unvermerkt die dunkeln Schattirungen der Nacht und machten den ersten Vorposten der Morgenröte Platz. Don Silvio war seines Harrens grabezu überdrüssig, da er vor mehr als drei Stunden nach einander den Baron Walter und Wilhelm hatte eintreten sehen, niemanden aber wieder herauskommen. Daß der Plan mißlungen war, wußte er jetzt; dazu kam noch die Furcht, es möchten Dinge

zur Sprache gekommen sein, die ihm den Kopf kosten könnten. Bei Erwägung all dieser Umstände mußte es der Nobelmann als das geratenste finden, auch ohne das Mädchen die Flucht zu ergreifen. Der Wagen stand bereit; in drei Tagen konnte er in Genua sein, von wo aus er leicht sein Vaterland erreichte. Ueberdies war die Finsterniß noch so groß, daß man nicht auf hundertfünfzig Schritte etwas hätte unterscheiden können. Während diese Gedanken seinen Geist bewegten, ging er langsamen Schrittes auf den Wagen zu.

Als Bartolo, der mit unbeschreiblicher Geduld die ganze Zeit seinen Platz am Schlage nicht verlassen hatte, die Tritte in seiner Nähe hörte, rief er mit deutlicher aber gedämpfter Stimme: Das Losungswort oder ich schieße. Zur nähern Beglaubigung seiner Aussage knackte zugleich der Hahn einer Pistole sein bedeutungsvolles „Ja." — „Madrid", erwiderte Don Silvio mit leiser Stimme und setzte schnell hinzu: Bartolo, ich bin allein; der Plan ist mir mißglückt und verdrießlich darüber bin ich hierher gegangen, ohne meinen Leuten etwas zu sagen. Mach' also, daß wir fortkommen, ehe sie mich entdecken. — Der Diener sprang schweigend auf den Bock und im nächsten Augenblick rollte das Fuhrwerk auf der Straße nach Modena fort.

Es mochte nahe an fünf Uhr sein, als plötzlich der Wagen vor einem Hause anfuhr, welches eine Herberge zu sein schien. Jetzt hoffe ich, bin ich aus dem Bereiche aller Verfolgungen, sagte der Marquis zu sich, indem er mit höchsteigener Hand den Wagenschlag öffnete. Sehr unangenehm überrascht war er jedoch, als ihm einige Männer aus dem Wagen halfen, die er im ersten Augenblick nicht einmal zu kennen schien. Allein Bartolo, der hinter ihnen stand, dies bemerkend, nickte gemütlich mit dem Kopf und sagte: Sbirri, gestrenger Herr, Sbirri... — Der Marquis machte ein verzweifeltes Gesicht, was ihm aber nichts nützte, denn man brachte ihn wieder in den Wagen, kehrte denselben um und fuhr im Galopp in die Stadt zurück. Bartolo und sein ehemaliger Gefangener, der die Sache arrangirt hatte, schlossen die Escorte.

16.

Du Wütrich teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier.
Das Ach und Weh der Creatur,
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.
Bürger: Der wilde Jäger.

Es war ein trauriger Wintermorgen, als ein zweirädriger Karren, begleitet von einer ungeheuern Volksmasse, langsam auf der gefrorenen Straße hinzog. Ein Reisewagen, der durch das Gedränge nicht fortkommen konnte, mußte anhalten, bis der Zug vorüber sein würde. In demselben saßen drei Frauen, zwei ältere und eine noch sehr junge, in Begleitung eines jungen schönen Mannes. Sie schienen sehr bewegt und wandten schaudernd ihr Gesicht ab. Auf dem Karren saß neben einem Diener der Kirche ein Mensch, dessen bleiches, zerrissenes Gesicht mit den wild umherrollenden Augen das Entsetzen der Menge erregte. Als er an dem Wagen vorbei kam und sein Auge in das Innere desselben fiel, that er einen lauten Schrei und sank dann erschöpft auf die hölzerne Lehne des Fuhrwerkes zurück. Sobald der traurige Zug vorüber war, setzte sich der Wagen in Bewegung, und ein Mann, welcher auf dem Bocke saß, lehnte sich zurück und sagte mit halblauter Stimme: So wahr ich Bartolo heiße, Herr Graf, er hat uns erkannt. Möge ihm Gott gnädig sein auf seinem letzten Wege!

Sophie La Roche.

Biographische Skizze von J. W. Appell.

(Schluß.)

Dieser Offenbacher Aufenthalt mußte dem Elfenkinde natürlich besser gefallen, als das Leben in der reichsbürgerlichen und kaufmännischen Vaterstadt, in dem Handlungshause in der großen Sandgasse. Bettina sehnte sich dort auch gar bald nach den Straßen zurück, „die so sauber morgens in der Frühsonne dalagen", nach dem stillen Gärtchen, wo sie im Grase liegend den Klängen der in dem angrenzenden Garten musicirenden Kapelle des Herrn Bernard — eines kunstsinnigen reichen Fabrikanten — lauschte und die ersten poetischen Ahnungen in ihr aufdämmerten, nach der lieben Domstraße, wo sie den Gassenbuben ihre Zeichnungen zum Fenster hinaushielt und sich von ihnen bewundern ließ. Wie sich übrigens denken läßt, wurden die Ueberschwänglichkeiten und genialen Ausbrüche des Kindes keineswegs gern gesehen von der Großmutter. Bettina, die dem englischen Lordssohn beim Fürsten Primas das Bein mit ihrem Strumpfband an den Tisch festband und Herdern blitzgeschwind eine Ohrfeige gab, als er, ins großmütterliche Haus eintretend, sie ohne weiters küßte, war freilich kein Mädchen nach den moralisch blassen und wolanständigen Mustern in den Romanen der guten Dame. Sie hätte auch in Pensionsanstalten und weiblichen Stiftern nicht als Vorbild aufgeführt werden können, und so wurden ihr die Schwestern meist vorgezogen.

Zu dem kleinen Haushalt gehörte ferner Bettinens Tante Luise, verwittwete Höfrätin Möhn. Sie war die jüngere Schwester und soll noch schöner gewesen sein als Maximiliane. In dem Tagebuch und in den Briefen an Clemens erscheint sie öfters als eine etwas lästige Hofmeisterin der drei jungen Springinsfelde. Besonders tritt sie bei der hübschen Geschichte mit dem Offenbacher Judenmädchen Veilchen störend dazwischen. (Siehe „Clemens Brentano's Frühlingskranz" S. 12 ff.) Ihr war in der Ehe ein noch härteres Loos geworden, denn der Frau Brentano. Als sie sich im Jahr 1779 vermälte, hatte die Frau Rat Goethe in einem Briefe gezürnt, daß unsere Sophie, die doch eine Frau von Verstand und Ansehen sei, es recht darauf anfange, ihre Töchter unglücklich zu machen und, daß sie nun ihre zweite Tochter trotz ihrer Sternheim und ihrer Frauenzimmerbriefe einem Manne geben wollte, der „aussieht wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus, so dumm wie ein Heupferd ist und zu allem Unglück ein wirklich kurtrierscher Hofrat." * So schreibt auch Clemens Brentano an Bettina, Luisens Gemal sei ein „grobes Ungeheuer" gewesen. Er trieb sich in einem Pfuhle der Gemeinheit herum, von morgens bis abends lag er mit Postillionen und dergleichen Leuten in der Schenke, und verpraßte, ohne der Frau je zu gedenken, ein Vermögen von vielen Tausenden. Nach dem Tode ihres Ehetyrannen lebte Luise, vor welcher jedermann in Koblenz die größte Achtung hegte, bei ihrer Mutter in Offenbach; ihr trauriges Schicksal ließ jedoch einen Stachel in ihrem Herzen zurück. Später soll sie ihren Wittwenschleier abgelegt und einen russischen General geheiratet haben. —

Noch einmal besuchte Sophie im Sommer 1799 gelegentlich einer Reise nach Schönebeck, dem Aufenthalt ihres Sohnes Karl, den Oberon-Dichter in seinem Osmanstedt und verlebte einige glückliche Tage an dem Musenhof zu Weimar. Diesen Besuch, wovon auch K. A. Böttiger in seinen Aufzeichnungen

* Vergl. „Dorows Reminiscenzen" S. 132 ff. Die Frau Rat mochte unsre Sophie überhaupt wenig leiden. Freilich war auch zwischen ihrem tapfern, hell ins Leben hinausblickenden Wesen und der sentimentalen, feinen La Roche ein großer Abstand. „Sie sind so total entgegengesetzt, äußerte Nikolovius, daß man eine für die Satire der andern halten könnte."

spricht,* hat sie in einem besonderen, 451 S. starken Buch beschrieben: Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahr 1799 (auch unter dem Titel: Reise von Offenbach nach Weimar und Schönebeck, 1800). Es ist eine Art Tagebuch, worin sie das Publikum von allen ihren gelegentlichen Empfindungen, Begegnungen und Bekanntschaften feierlich unterhält, auch manches aus ihrer Lectüre ausbreitet, was von ihrer nicht geringen Belesenheit zeugt. Es beginnt mit der Erzählung, daß das verflossene Jahr mit einer strengen Kälte geendigt habe, und daß sie im Januar ihr ganzes Gärtchen mit dem ausgetretnen Mainwasser überschwemmt gesehen. Und sie hörte ihren Gärtner sagen: Alle Bäume sind hin sind erfroren! Da bricht sie denn gleich in die Worte aus: „Also auch diese von La Roche gepflanzten Bäume, wie alles, was der beste Mann und Vater für seine Familie that — auch diese verloren! hin, wie Er — Franz — und Maximiliane!“ In solchem Tone geht es fort, und überall weiß sie zu empfindsamen und moralisirenden Bemerkungen eine Gelegenheit zu finden. Einer Magd im Ablerwirthshause zu Berka, welcher sie ein kleines Halstuch und etwas Geld für ihre Mutter geschenkt hatte, sagt sie z. B, als das „gefühlvolle, unbefangene Geschöpf“ ihr dankbar gerührt um den Hals fällt: „Gutes, liebes Mädchen! Du mußt ja den Männern so nicht danken, wenn sie dir was schenken.“ Und als später in Weimar der „schön blühende“ Erbprinz sie mit höflicher Sorgfalt durch enggewundene Gänge des Parks leitet, verfehlt sie nicht den Wunsch zu äußern, „daß der Schutzgeist von Deutschland ihn durch die oft verwickelten, oft mit täuschenden Blumengebüschen besetzten Wege der großen Hofwelt immer auf die Stelle der Wahrheit, des Ruhms und der Fürstentugend führen möge“.

Den 15. Juli, nach einer Trennung von beinahe dreißig Jahren, sieht sie den „guten würdigen Freund ihrer Jugend“ wieder. „Ich umarmte ihn, seine unschätzbare Gattin und vier seiner sechs Töchter — und Er lernte einer meiner sechs Enkelinnen kennen ** — ich war in seinem Hause! was war seit 1750, da wir uns zum erstenmal sahen, in uns, in unserm Schicksal, und auch bei unsern Freunden vorgegangen — wie weit waren wir von unserm ersten Wollen und Denken in einem großen Kreis umhergeführt, bis wir als gute Freunde und Verwandte uns 1799 wieder fanden. — — Ich schlief spät ein, denn meine Seele war zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wielands ungekünsteltes aber seelenvolles Klavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle in sanften Einklang bringt. Vor 49 Jahren belauschte ich ihn das erstemal bei der Ausschift nach dem weiten, einsamen St. Martinskirchhof in Biberach.“

Bis zum 12. August weilte sie in dem Osmantinum ihres alten Freundes, aus dessen patriarchalischem Leben sie manche kleine Züge mittheilt. Von den Weimarern mit aller Auszeichnung behandelt, brachte sie schöne Stunden in dem Ilmathen selbst, in Goethe's Hause und auf dem Landsitz der Herzogin Amalie in Tiefurth zu. Herder ward ihr von der Herzogin Luise, die sie schon in Darmstadt gekannt hatte, vorgestellt; sie kam mit dem gesammten weimarischen Damentrang, mit dem Hoffräulein v. Göchhausen, Frau v. Stein, die sie eine „edle, ernste Grazie“ nennt, Fräulein v. Imhof (Amalie v. Heivig), Karoline v. Wolzogen, Sophie Mereau, der spätteren Gattin ihres Enkels Clemens, und Karoline Herder zusammen. Ebenso mit dem damals anwesenden und auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes stehenden Jean Paul, mit Böttiger, Bertuch, Johannes Falk, und Rat Krause malte ihr Bildniß, das Wieland und Vater Gleim gewünscht hatten. Von ihrem Sohn, dem preußischen Bergrat Karl v. La Roche wurde sie dann aus dem „Wohnsitz der Freundschaft“ nach Schönebeck abgeholt. Nachdem sie sich hier einige Zeit aufgehalten, auf der Rückreise noch in Leipzig die schmeichelhaften Huldigungen verschiedener Freundinnen ihrer Schriften entgegengenommen und Wieland nochmals besucht hatte, kehrte sie anfangs October nach dem „angenehmen“ Offenbach zurück.

Nach dem Eintritt ihrer Enkelinnen in die Welt mag es ziemlich still in dem Hause der alten Dame geworden sein. Sie empfing zwar stets noch Besuche, wie sie neben ihrer Schriftstellerei einen regen brieflichen Verkehr forterhielt, mit Wieland, mit der verwittweten Fürstin von Neuwied, die ihr manche wolthuende Beweise ihrer Freundschaft gab, und Anderen. Sonst scheint sich aber ihr persönlicher Umgang in dem Orte selbst fast gänzlich auf Wilhelm Buri beschränkt zu haben, mit dem sie während der schönen Jahreszeit fast jeden Abend in dem Gärtchen auf und nieder wandelte. Dieser Buri, im Jahr 1758 zu Offenbach geboren und als landgräflich hessen-homburgischer Regierungsdirector 1820 zu Homburg v. d. Höhe gestorben, kann denen nicht unbekannt sein, welche näher mit der Literatur jener Zeit vertraut sind. Seine „Gedichte“ (1792), „Harfenklänge einer religiösen Muse“ (1814 und 17) hatten ihm einst einen Namen verschafft, und in älteren Blumenlesen begegnet man ihm öfters. Er hat auch Sophiens Andenken in Gedichten gefeiert und in dem „neuen teutschen Merkur“ von 1808 enthusiastische Mittheilungen über seine Freundin gegeben. Uebrigens ließ Sophie nach der erwähnten Reise noch eine Anzahl von Bänden erscheinen. So die Erzählung „Schönes Bild der Resignation“ (2 Thle. 1801), „Fanny und Julie, oder die Freundinnen“ (2 Thle. 1804), „Liebeshütten“ (2 Thle. 1804), „Herbsttage“ (1805). Ihr letztes Werk waren aber „Melusinens Sommerabende“ (1806), und diese wurden wieder von Wieland herausgegeben und bevorwortet, wie fünfunddreißig Jahre vorher ihr erster Versuch. Die Einleitung zu diesem Buch hatte sie mit den Worten geschlossen: „Man sagt, ich würde den allgemeinen Frieden noch sehen, Gott wolle es bald!“ Sie sollte jedoch in den ewigen Frieden eingehen, ohne die Erfüllung dieses frommen Wunsches zu sehen. Am 26. Januar 1807 schrieb sie noch an ihren Wieland, nicht ahnend, daß es ihr letzter Brief war. Zu Anfang des Februar wurde sie plötzlich von einer Krankheit befallen und am 18. Februar entschlief sie in ihrem 76sten Jahre. Eine Meerlestunde von Offenbach, hart an dem Main, liegt das kleine Dörfchen Bürgel; hier ist Sophie auf dem ländlichen Gottesacker neben ihrem Gemal und ihrem Sohn Franz, die als Angehörige der römischen Kirche ihre Ruhestätte in Bürgel fanden, nahe bei der alten Kirchenmauer begraben.

* Literarische Zustände und Zeitgenossen, herausgegeben von seinem Sohne, II Bd. Berzl. auch Goethe's Tag- und Jahreshefte. (Bd. 21. S. 52 der sämmtlichen Werke in 30 Bdn.)

** Sophie Brentano, welche die Großmutter begleitet hatte und Wielands Liebling wurde. Sie starb im Herbst 1800 in Wielands Hause in ihrem 24sten Jahre und schläft ihm zur Seite in dem Garten zu Osmanstedt, wo die Inschrift auf dem Grabmal:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

auch ihr gilt.

Weihnachtsgaben.

Andreas Hofer und seine Kampfgenossen oder die Geschichte Tirols im Jahr 1809. Nebst einem Rückblick auf die ältere Geschichte und einer gedrängten Schilderung von Land und Volk. Nach älteren und neueren Quellen für die reifere Jugend bearbeitet von Carl Weitzinger. Mit acht colorirten Stahlstichen. Leipzig, B. G. Teubner. 1853.

* „In den Alpenthälern Tirols geht seit länger als vierzig Jahren ein Name von Mund zu Mund, dessen Klang alle Hoch-

gefühle in den Herzen des Volkes erweckt. Durch ihn wird die Erinnerung an eine große, ernste Zeit lebendig erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht unsterblich fortgepflanzt. Der Vater erzählt dem Sohne und Enkel, was er in jenen Tagen entweder selbst erfahren oder was er aus dem Munde der Streiter, welche an diesen Kämpfen Theil nahmen, gehört hat, und das Auge der Knaben, der Jünglinge erglänzt in freudigem Muth oder fließt in Thränen über bei dem traurigen Ausgange jener heldenmüthigen Anstrengungen. Frauen und Mädchen horchen schweigend und sinnend, wenn in den langen Winterabenden die Arbeit durch solche Gespräche verkürzt wird, und die geschäftige Hand sinkt herab, während die Brust in ängstlichen Schauern erbebt bei der Erinnerung an Thaten und Leiden, denen auch ihr Geschlecht nicht fremd blieb. Draußen heult der eisige Wintersturm und der Schnee schlägt wider die Fenster, aber innen erglühen die Herzen und die Wangen röten sich und die Blicke werden zu Blitzen. — Allein nicht blos auf den engen Umkreis des eignen Landes beschränkt sich die Theilnahme an jene denkwürdige Ereignisse; in allen deutschen Gauen ist sie rege geblieben. Mannesmut und Kampfeslust, wenn es eine vaterländische Sache gilt, werden in deutschen Herzen nie auserben. Wo immer edles Blut für solche Zwecke floß, dahin richtet sich freudig der Blick des heranwachsenden Geschlechts und Thatendurst schwellt die jugendlichen Seelen u." — In diesen das vorliegende Buch einleitenden Worten liegt eine bessere Empfehlung desselben als wir sie ihm in so wenigen Zeilen schreiben können: sie sind ein gültiges Zeugniß für Zweck und Absicht desselben, und eine genügende Probe für die schöne Sprache, das warme Gefühl, die tüchtige Gesinnung, und das ausgiebige Talent der Schilderung; lauter Eigenschaften, welche nicht immer in solchem Maß eine auf Unterhaltung und Belehrung, auf geistige wie sittliche Veredlung der reiferen Jugend berechnete Schrift auszeichnen. Wie oben in der Einleitung der Verfasser den erzählenden Vater seine Zuhörer in Spannung versetzen und gefangen nehmen läßt, so wird er auf seine jungen Leser eine gleiche wohlthuende Wirkung erzielen. Wegen seines schönen Strebens nach einem schönen Ziele verdient das Buch die wärmste Empfehlung. Acht colorirte Stahlstiche: Hofer und Speckbacher, den Sandhof im Passeierthal, Innsbruck, das Stammschloß Tirol, die Festung Kufstein, die Schlacht am Berg Isel ꝛc. im Bilde darstellend, werden in den Augen der Jugend den Wert dieser Weihnachtsgabe nur erhöhen.

Kinderblüten. Poetische Plauderein einer Mutter mit ihrem Töchterlein. Frei aus dem Französischen von E****. Berlin, Mittler 1852.

* Eine kleine Sammlung von Gedichten, die das zarte, innige Gemütsleben, die stete psychische Wechselbeziehung zwischen Mutter und Kind zum Gegenstand haben. Es sind bunte Bilder, kleine Ereignisse aus dem kindlichen Leben und die ersten Schritte kindlicher Entwicklung darstellend, doch nicht unmittelbar als Eindrücke des Kindes, sondern in dem Focus mütterlicher Theilnahme zu Ideen und reflectirender Betrachtung vereinigt. Das französische Original trägt die Ueberschrift: Enfantines, poésies à ma fille, und hat eine Madame Anais Segalas zur Verfasserin. Eine Vergleichung desselben mit der vorliegenden deutschen Bearbeitung überzeugt, daß die Verdienste der Bearbeiterin sehr anerkennenswert sind, indem diese vor jenem, dessen Einführung in die deutsche Literatur ohnedem Dank verdient, mancherlei Vorzüge hat. Dagegen theilt die Bearbeitung auch die Unvollkommenheiten, die in der Conception des Originals liegen. Das Buch ist eigentlich kein Buch für Kinder; dazu sind die Gedanken nicht einfach genug und die Huldigungen für die Kinderwelt zu sehr in den Vordergrund tretend. Auch ist es kein Buch für Erwachsene im allgemeinen, indem die selbstgefällige Breite mütterlicher Begeisterung oft in Monotonie und Wiederholung ausartet. Vielleicht aber, daß es grade durch diese Eigentümlichkeit weiche weibliche Seelen besonders anspricht. Die Bearbeiterin hat durch eine reiche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und der Wortwahl manche Monotonien gemildert und die Verweichlichung des Originals an vielen Stellen beseitigt.

Die ersten Gedichte machen im allgemeinen keinen so günstigen Eindruck wie die folgenden; berücksichtigt man aber ihre Stellung im Buche als Schilderung der ersten kindlichen Entwickelung, so wird man den fibelverkähnlichen Ausdruck in denselben eher gerechtfertigt finden. Die späteren Gedichte werden immer gedankenreicher und vollendeter in der Form. So ist am Schluß des Gedichtes „der Kinder Gebet", das Gebet der Waise recht ansprechend in seiner Stillen, hingebenden Resignation; „die Großmama" ist gelungen, ebenso das kleine Reise-Epos „Marienchens Wanderschaft". Eine der schönsten dieser Kinderblüten aber ist „das Irrlicht und das Sommerfädchen", ein Lied voll Sinnigkeit. So sei denn auch die so beschedem auftretende Sammlung als eine Festgabe insbesondere für junge Mütter empfohlen.

(Wird morgen fortgesetzt.)

Tabletten.

*** In Konstantinopel starb kürzlich die zweite Frau des Großherrn im Palast von Beylerbey. Wenn eine dieser Frauen krank wird, entfernt man sie gewöhnlich aus dem Harem und verpflegt sie in irgend einem andern der kaiserlichen Paläste. Denn die Krankheit, an der diese Frauen häufig leiden — seit einigen Jahren sind schon mehre daran gestorben — wird hier, wie auch von vielen in Deutschland, für ansteckend gehalten und ist sehr gefürchtet; es ist die tuberculöse Lungenschwindsucht. Sie ist hier eine Folge des Haremlebens, des Mangels an Bewegung und freiem Luftgenuß. Aus demselben Grund entwickelt sie sich auch so häufig in den Gefängnissen. Und der Harem, was ist er denn am Ende anders, als ein goldener Kerker? Arme Frauen! Keine deutsche Mäscherin sollte eine türkische Sultanin um ihr glänzendes Loos beneiden. Der Koran erlaubt dem Sultan nur sieben rechtmäßige Frauen. Er hat aber außer diesen sieben Frauen noch sieben Geliebte (Mahfuka), dann sieben Odaliken und so weiter und so weiter. In den Platz der zweiten Frau, die nun gestorben ist, rückt jetzt die dritte ein, in den der dritten die vierte, und so fort durch alle Rangklassen durch, so daß die erste Mahfuka nun die siebente Frau wird, die erste Odaliske die letzte Mahfuka ꝛc. So macht der Tod eigentlich nie Lücken in diesen Reihen; sie füllen sich sogleich wieder aus.

Frankfurter Stadttheater.

Freitag, den 10. December. (Gastdarstellung der Fräulein Sidonia Turba, vom königlichen Hoftheater zu Hannover.) Rutterfegen, oder „die neue Frauchen", Schauspiel mit Gesang in fünf Abtheilungen von Wilhelm Friedrich. Musik von H. Schäffer. Chonchen: Fräulein Turba.

Samstag, den 11. December. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in drei Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Montag, den 13. December. (Zum fünfzigjährigen Künstlerjubiläum der Fräulein Lindner und zum Benefize für dieselbe.) Die beiden letzten Acte von: Die Hagestolzen von Ivland. — Hierauf: Hermann und Dorothea, Drama in vier Acten von Töpfer.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 296. Samstag, 11. December **1852.**

Victor Amadeus II.

Mitgetheilt von E. D.

Wiewol Frankreich den savoyischen Herzog im Jahr 1699 wegen seines Besitzes der Insel Cypern mit dem Titel „königliche Hoheit" belegt hatte, so hielt er die Schuld der Dankbarkeit doch nicht für so groß, um nicht bei der ersten Gelegenheit den französischen Einfluß von sich abzuschütteln. Der Pariser Hof betrachtete Savoyen als sein Lehen und Victor war diese Abhängigkeit sehr drückend. Der spanische Erbfolgekrieg gab ihm einen erwünschten Anlaß, sich Oesterreich anzuschließen, und der staatskluge Herzog durfte diesen Schritt nicht bereuen, denn der Utrechter Friede (1713) verschaffte ihm nicht nur den Königstitel, sondern auch die Zusicherung der Erbfolge in Spanien, sobald der bourbonische Zweig ausgestorben sein würde. Außerdem erlangte er Sicilien und andere Gebietserweiterungen. Sicilien überließ er 1720 an Oesterreich und erhielt dafür die Insel Sardinien, die dem Königreiche seinen Namen gab.

Noch waren nicht siebzehn Jahre seit jenem letzten Vorfalle verflossen, als er beschloß, seiner Königswürde zu entsagen und die Krone in die Hände seines damals dreißigjährigen Sohnes Karl Emanuel niederzulegen. Dieser Entschluß erregte viel Aufsehen und man suchte die Veranlassung dazu zu ergründen. Die Meinungen darüber waren sehr getheilt. Diejenigen, welche einfach sein vorgerücktes Alter (er stand im 65. Lebensjahre) angaben, hatten für ihre Behauptung den wenigsten Grund, und die späteren Vorgänge machen sie um so nichtiger, ja sie bekunden offenbar, daß das Regieren keine Last für ihn gewesen war, und daß seine Neigung dazu bis zu seinem Tode gleich groß blieb. Am wahrscheinlichsten ist es, daß ihn politische Rücksichten dazu bewogen; so klug und schlau er sich auch stets während seines ganzen vergangenen Lebens bezeigt hatte, so sollte er sich doch zuletzt in seinen Berechnungen getäuscht finden.

Der österreichische Kaiser hatte beschlossen, den Durchmarsch von sechstausend Spaniern unter Don Carlos nach Italien zu hindern, und schickte eine bedeutende Armee in die Provinzen Parma und Ferrara. Der Großherzog von Florenz schloß sich ihm an und ein Gleiches schien der König von Sardinien zu beabsichtigen. Der Gouverneur von Mailand schlug ihm daher vor, ihm und seinen Erben das Gouvernement von Mailand abzutreten und außerdem zur Unterhaltung seiner Truppen 300,000 Species zu verwilligen, wenn er ihn mit 8000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie unterstützen würde. Ohne Bedenken ging Victor auf dieses Anerbieten ein und er erhielt das Geld, jedoch unter der Bedingung, es zurückzuzahlen, sobald seine Truppen nicht in Anspruch genommen würden. Kaum war dieser Tractat (im Juni 1730) zu Mailand durch die mailändischen und savoyischen Minister abgeschlossen worden, als insgeheim der spanische Gesandte in Turin anlangte und mit dem König eine Audienz hatte, in welcher er ihm, wenn er die Kaiserlichen aus Italien verjagen helfen würde, die Stadt Novara mit der ganzen Gegend jenseits des Tessin anbot. Das spanische Anerbieten erschien dem auf seinen Vortheil bedachten Victor ungleich lockender und er nahm dieses ebenfalls an. Dieses zwiefache Abkommen konnte, so sehr sich Victor auch bemüte, den kaiserlichen Ministern nicht lange verborgen bleiben, und der sardinische König geriet in eine äußerst üble Stellung. Er entschuldigte sich, als er darüber zur Rede gesetzt wurde, nach besten Kräften, leugnete aber alles. Die größte Besorgniß überfiel ihn jedoch, als zwischen Oesterreich und Spanien ein Vergleich zu Stande gebracht werden sollte; er sah voraus, daß ihn beide Höfe zur strengen Rechenschaft ziehen würden. Um sich also noch mit Ehren aus dem verwickelten Handel zu ziehen, blieb ihm kaum ein anderer Ausweg, als zu Gunsten seines Sohnes von der Regierung zurückzutreten. Allerdings kam noch eine weitere Rücksicht hinzu, die ihn an diesem Vorhaben bestärken mochte, allein es läßt sich nicht denken, daß sie bei einem Mann wie Victor das größere Gewicht in die Wagschale warf. So sehr er auch seine Leidenschaften seinem Verstande und seiner Politik unterzuordnen wußte, so übte doch die Liebe eine unleugbare Herrschaft über ihn aus. Er war ihr Sclave von seiner Jugend bis zu seinem Tode. Im dreißigsten Jahre hatte er sich in eine der Hofdamen seiner Mutter, eine Französin, Fräulein v. Cumiane, verliebt. Der Hof war zu jener Zeit ziemlich galant, die Hofdamen sämmtlich ausgesuchte Schönheiten und Victor Amadeus damals mehr ein Verehrer dieser als der Staatsgeschäfte. Fräulein v. Cumiane begünstigte seine Leidenschaft und ihre Zärtlichkeiten blieben nicht ohne Folgen. Auf Veranlassung seiner Mutter wurde sie, bevor die Sache ruchbar geworden, an den Grafen v. St. Sebastian verheiratet. Die neue Gräfin wurde nun zur Ehrendame und das Liebesverhältniß zwischen ihr und Victor Amadeus währte noch eine Zeitlang fort. Seine Unbeständigkeit, die ihn an neuen Bekanntschaften mehr Gefallen finden ließ, entfernte ihn endlich von ihr, aber obgleich seine Liebe erkaltet war, erhielt sie doch fortwährend Beweise seiner Freundschaft. Im Jahr 1723 starb ihr Gemal und seine frühere Zuneigung zu ihr erwachte von neuem, denn sie hatte von ihrer Schönheit nichts verloren. Er sorgte für ihre Kinder und räumte ihr, da inzwischen seine Mutter und (1728) seine Gemalin * verstorben waren, eine Wohnung in seinem Palaste ein, die so mit seinen Gemächern in Verbindung stand, daß ihr Verkehr ohne alles Aufsehen fortgesetzt werden konnte. Nun wurde sie zur geheimen Staatsdame der Prinzessin von Piemont ernannt.

Victor Amadeus hatte der Gräfin versprochen, sie zu heiraten; dieses Versprechen hatte sie ihm abgelockt, um den ihrer Familie

* Anna Maria, eine Tochter Philipps, Herzogs von Orleans, und Schwester des Regenten von Frankreich.

angethanen Schimpf auszugleichen, und sie drängte ihn fortwährend es zu erstellen. Der König zögerte lange. Ihr Wunsch, die Königskrone auf ihrem Haupte zu tragen, war so groß, daß sie sich an seinen Beichtvater P. Andronigila und an den Turiner Pfarrer Dr. Boggio, seinen Gewissenrat, wendete und ihnen einflehnliche Versprechungen machte, wenn sie ihren Einfluß aufbieten würden, ihr dazu behülflich zu sein. Diese vereinigten Kräfte brachten den König in der That dahin, die Heirat festzusetzen. Ob nun die Bedenklichkeit einer ungleichen Heirat, ob die Uebelstände seiner Lage zwischen Oesterreich und Spanien ihn mehr dazu bewogen, seine Krone niederzulegen, darüber zu entscheiden wollen wir dem Urteile der Leser überlassen; genug, er gab seinen Entschluß zu erkennen, und wie sehr ihm auch sein Sohn selbst davon abriet, wie sehr seine Umgebung und hauptsächlich die Gräfin von St. Sebastian in ihn drangen, von seinem Vorhaben abzustehen, beharrte er doch fest auf seinem Willen. Natürlich berührte das Vorhaben des Königs die ehrsüchtige Gräfin am empfindlichsten, und wenn sie sich auch endlich darüber beruhigt stellte, so bot sie doch alle ihre Schlauheit auf, den Schlag, der ihre Eitelkeit treffen sollte, zu verhindern. Jedes Mittel blieb fruchtlos, und sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben, keine Königskrone auf ihrem Haupte zu tragen. Das nahe bevorstehende fünfzigjährige Regierungsjubiläum wurde zur öffentlichen Abdankung festgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Skizzen aus meinem Tagebuch.)

Mitgeteilt von Dr. Rudolph Mettler.

V.

St. Cloud, den 7. Mai 1852.

Sauberkeit französischer Gärten. — Notre-Dame des flammes. — Unglück im Jahr 1842. — Meudon.

Die wonnige Witterung veranlaßte mich zu einem Spaziergang über Sevres und Bellevue nach Meudon. Was ist die Promenade im Boulogner Hölzchen, im Tuileriengarten und in den elysäischen Feldern gegen diesen anmutigen, unter dem Laubdach hundertjähriger Kastanien, zwischen den reizendsten saubern Gärten, langen majestätischen Ulmen- und Lindenalleen sich eine Stunde lang hinziehenden Weg. Ueberall Großartigkeit in Kunst und Natur, verbunden mit ausgewählstem Geschmack; stets abwechselnde Unterhaltung, gewährt durch verschiedenartige, meist überraschende Aussichten.

Die Dörfer Bellevue und Meudon liegen im eigentlichen Sinn des Wortes in Gärten, in freundlichen, saubern Gärten. Nirgends in andern mir bekannten Ländern Europa's habe ich solch eine Sauberkeit und geschmackvolle Ordnung in den Gärten vorherrschen sehen, wie man sie in hiesiger Gegend bei jedem Schritt zu finden gewohnt ist. Kein Unkraut, keine niedergeschlagenen oder plump an knüppelartige Stöcke befestigte Pflanzen, keine lang und spillerig gen Himmel strebende Bäume; überall die wolgefälligsten Formen, der kunstvollste und doch nicht unnatürliche Schnitt der Bäume. Jetzt zur Blütezeit zeigt sich am deutlichsten der Vortheil, den diese französische Behandlungsweise für die Ernte verspricht — in allen Gärten und Lusthainen eine nie gesehene Blütenfülle! Und wie rein, wie ordentlich stehen auch die Gemüsefelder, die Weinberge, ja selbst Kartoffeläcker aus. Ich wünschte, manche unsrer namhaften Kunstgärtner und Landwirte nähmen hier ein Exempel und sendeten junge Leute einige Zeit in die Lehre nach Frankreich. Arbeiten thun die Franzosen freilich mehr, als unsre junge Gärtnerbursche gewohnt sind; ich habe selbst Beweise davon gesehen und manche hierauf bezügliche Schilderungen aus glaubwürdiger Quelle vernommen. Die einzigsten Orte Deutschlands, wo man noch am meisten auf saubre Gärten hält, sind Berlin und Hamburg; die öffentlichen Anlagen und Spaziergänge können aber doch nicht in Bezug auf Ordnung und Reinlichkeit mit den noch dazu meist großartigeren französischen Anlagen verglichen werden.

Von Bellevue aus macht ich einen kleinen Abstecher nach der Kapelle „Notre-Dame des flammes", welche zum Andenken an das vom 8. Mai 1842 hier stattgehabte Eisenbahnunglück, dicht vor der Station Bellevue, errichtet worden ist. Es ist ein im gothischen Styl erbautes Monument mit Thürmchen auf den Ecken und einer Figur der Flammen-Madonna auf der mittleren Spitze. Sein Anblick erregte in mir aber weniger das Andenken an das hier vorgefallene schauderhafte Unglück als die Erinnerung an das Jahr 1842 überhaupt: ein Jahr, welches vielen Menschen Trauer gebracht und auf das Geschick der Völker auch nicht einflußlos geblieben. Ich erinnerte mich lebhaft des kolossalen, am 5. Mai zu Hamburg ausgebrochenen und zur Stunde, wo das Unglück am 8. Mai hierselbst passirte, noch wütend um sich greifenden Brandes, dessen Zeuge ich nicht nur gewesen, sondern dessen verheerende Macht ich auch theilweise gefühlt. — Ich gedachte des 13. Juni, wo eine edle Seele, der hoffnungsvolle Erbe des Thrones der Franzosen, zu früh für alle, die ihn liebten, zu früh vielleicht für Frankreichs Wol von hinnen scheiden mußte. — Und welche Verheerungen größerer oder kleinerer Art erstreckten sich über den ganzen Erdball im genannten Jahr, durch Feuer und Trockenheit hervorgerufen! Gewiß, alle Klassen der Gesellschaft dürften 1842 sobald noch nicht vergessen. Doch wenn auch vielfach dieses Jahr verwünscht geworden, so gibt es sicher einen Theil der Menschheit, der es preist und lange preisen wird: — die Weinhändler und Weintrinker. — Eine herrliche Baumstraße führt von Bellevue nach der Terrasse des Schlosses zu Meudon. Hoch auf dem Bergrücken stehend erfreut man sich hier einer entzückenden Aussicht. Linker Hand Paris nebst einem Theil der durch grüne Gefilde sich schlängelnden Seine mit der Brücke bei Auteuil und der zum Marsfeld führenden Brücke von Jena; dicht vor uns ein schönes Thal mit dem freundlichen Dorf Meudon, welches ewig unvergeßlich sein wird wegen seines weltbekannten Pfarrers, des Philosophen Rabelais.

Die Geschichte von Schloß Meudon ist weniger von allgemeinem Interesse und beginnt eigentlich erst zur Zeit der liebenswürdigen und sehr verliebten Herzogin von Estampes, der Nichte des Prälaten Sanguin, Bischofs von Orleans und damaligen Cardinals von Meudon. Oft lag der galante König Franz I. der schönen Herzogin zu Füßen, Liebesglut ihr schwörend und in Begeisterung Liebeslieder dichtend; und war die Majestät nicht zum Besuch hier, so verstand es St. Eminenz, mit dem Cardinalmantel den Königspurpur zu verbrängen oder in seinem eignen Revier verirrtes Königswild zu jagen. Im Jahr 1552 überließ genannte Herzogin dem Cardinal von Lorraine die Herrschaft Meudon, und dieser errichtete hier auf prosanem Boden ein Kapuzinerkloster. Von Lorraine ging Meudon an den Finanzmann Servien und von diesem auf den Minister Louvois über. Alle drei Herren drückten dem Schloß gewissermaßen den Stempel ihres Charakters auf. Der Cardinal von Lorraine gab dem Gebäude die äußere, würdige Form und decorirte es im Innern mit Gemälden aus christlicher Schule. Servien errichtete die Terrasse, Pavillons, Säulen und vergoldete Pforten, und achtete dabei so wenig das Geld, daß bald die Kleinigkeit von zehn Millionen verbaut war. Der Staatsmann Louvois, ein Mann von Ruf und Reichtum, ein Mann von Welt und ziemlich convoquen Sitten, schuf sein Arbeitszimmer in ein Boudoir um:

Spiegel an den Wänden, Spiegel an der Decke, Spiegel auf dem Fußboden, weshalb ein Hofmann dies Gemach sehr passend „Montretout" benannte. Der Herr Minister muß sehr neugierig gewesen sein, die vornehmen Damen, die er vielfach in diesem Zimmer zu empfangen pflegte, gleich von allen Seiten kennen zu lernen. — Mit Lenotre's Hülfe schuf Louvois auch die prachtvollen Park- und Gartenanlagen, errichtete gute Straßen und pflanzte herrliche Alleen.

Die Wittwe des Ministers trat nach dem Wunsche Ludwigs XIV. die Herrschaft Meudon an den Dauphin ab und erhielt dafür dessen bisherigen Besitz, das Schloß von Choisy-le-Roi. Der Dauphin hatte jetzt nichts eiligeres zu thun, als ein neues Schloß zur Seite des oben erwähnten Gebäudes aufzuführen, welches jedoch nach Ludwigs XIV. Aeußerung eher der Wohnung eines Rentiers als dem Palais eines Prinzen ähnlich sah. Und der König hatte nicht Unrecht. Ueberhaupt besaß der Dauphin nichts, was an die imponirende Majestät seines Vaters hätte erinnern können. Nicht einmal seine Favoritin, Mademoiselle Choin, hat Vergleiche mit einer Maintenon oder Montespan aushalten können, wenn man der Beschreibung Saint-Simon's Glauben schenken darf. — Meudon hat zwei Dauphins sterben sehen. Chronikenschreiber berichten hierüber folgendes: Der Sohn Ludwigs XIV. endete in Meudon 1711 auf eine elende Art sein Leben. Er ging nämlich eines Tages nach Tisch in den Park, um zu jagen, trat in eine Bauernhütte, um ein Glas Wasser zu trinken, und bemerkte erst beim Fortgehen ein krank daniederliegendes Mädchen. Auf seine Erkundigung vernimmt er aus dem Mund der Mutter, daß das Kind von den Blattern befallen sei und diese Krankheit im gegenwärtigen Jahr sehr gefährlich sein solle. Der Prinz verläßt eiligst die Hütte, erreicht außer Athem sein Gefolge und hört nicht auf, von dem kranken Kind zu erzählen, und immer zu wiederholen: man sagt, daß die Blattern dieses Jahr gefährlich seien! Bei der Rückkehr legte sich der Dauphin, um nie wieder aufzustehen. Und kaum hatte er den letzten Athemzug gethan, als der ganze Hofstaat, Offiziere und Dienerschaft über Hals und Kopf davon liefen. Der königliche Leichnam wurde, ohne einbalsamirt zu sein, in einen Sarg gepackt und dieser in einer rot ausgeschlagenen, aber zu solchem Zweck viel zu kleinen Kutsche transportirt, so daß ein Theil des Sarges überstehen mußte. Und sollte man es glauben, die Herzoge von Berry und Burgund, Söhne des Verstorbenen, folgten nicht einmal der Leiche ihres Vaters! — Der zweite in Meudon verstorbene Dauphin war der älteste Sohn Ludwig XVI. Er verschied 1789 an einer auszehrenden Krankheit; seinem Leichnam wurden aber, trotzdem daß die Revolution schon ausgebrochen, alle einem Fürsten gebürende Ehren erwiesen. Auch die Assemblée nationale schickte ihre Abgeordneten, und als diese Deputirten in die Todtenkapelle eintraten, rief der Oberceremonienmeister, zu dem todten Dauphin sich wendend, mit lauter Stimme: „Monseigneur, hier sind die Abgesandten der Nationalversammlung, um die respectvollsten Ehrenbezeugungen Eurer königlichen Hoheit darzubringen." Die Geschichte sagt aber nicht, ob der selige Dauphin erwiderte: „Meine Herren, ich danke Ihnen!"

Im Jahr 1793 umgab man das alte Schloß mit Wällen und Gräben; Anschläge verboten den Vorübergehenden und Neugierigen, sich zu nähern und die gezogenen Grenzen zu überschreiten. Es galt, ein Nationalgeheimniß zu bewahren und unbemerkt vor der Welt, mit Hülfe eines Carnot, Monge, Chaptal, Aubry, Fourcroy und Berthollet Waffen und Kriegsmaschinen zu construiren zum Gebrauch gegen das ganze Europa. Es geschah hier nämlich, im alten Schloß zu Meudon, daß die Wissenschaft sich unterfing, Jourdan mit ihren Waffen Beistand zu leisten, und durch Absendung eines Aerostaten in der That die Schlacht von Fleurus gewinnen half.

Das alte Schloß verschwand in den ersten Jahren des Kaiserreichs; das neue, vom Kaiser reparirte und verschönerte Palais diente der Kaiserin während aller Feldzüge Napoleons zum Aufenthalt. — Nicht zu vergessen ist, daß auch Don Petro hier verweilte und alles in der Nähe des französischen Hofes vorbereitete, um seiner Tochter Donna Maria den durch Don Miguel usurpirten Thron zu sichern. — Gegenwärtig hat Meudon viel von allem Glanz und Reichtum eingebüßt, den es den Menschen einst verdankte; aber noch nichts hat es von jener Pracht verloren, mit der es Gott so reichlich ausgestattet.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt, den 10. December.

Die Gebrüder Müller aus Braunschweig haben gestern Abend im Saal des holländischen Hofes ihre erste Quartettunterhaltung gegeben. Sie ist glänzend ausgefallen. Die hiesigen Notabilitäten der Musik, ausübenden Künstler und Dilettanten bildeten einen wesentlichen Bestandtheil des gewählten Auditoriums, welches von den Quartettausführungen zu stürmischen Beifallsäußerungen hingerissen wurde. Hector Berlioz spricht sich in seiner „musikalischen Wanderung durch Deutschland" (1844) über diese vier Künstler, die er in Braunschweig kennen lernte, folgendermaßen aus: „Ich hatte in Braunschweig keinerlei Bekanntschaft, die Stimmung der Künstler über mich, und der Geschmack des Publikums waren mir durchaus fremd. Aber der Gedanke allein, daß an der Spitze der Kapelle die Gebrüder Müller standen, hätte, abgesehen von Meyerbeer's ermutigendem Ausspruch, hingereicht, um mir volles Vertrauen zum Versuch einzuflößen. Ich hatte sie bei ihrer letzten Anwesenheit in Paris gehört, und die Ausführung der beiden Beethoven'schen Quartette durch diese vier Virtuosen erschien mir als eine der bewunderungswürdigsten Merkwürdigkeiten der neueren Kunst. Und in der That, die Familie Müller stellt das Ideal des Beethoven'schen Quartetts dar, wie die Familie Bohrer das Ideal des Trios. Noch nie und nirgend in der Welt sind Vollendung des Zusammenspiels, Einheit des Gefühls, Tiefe des Ausdrucks, Reinheit des Stils, Größe, Kraft, Schwung und Leidenschaft angetroffen worden wie hier. Ein solcher Vortrag der Werke des erhabenen Meisters gibt uns, glaube ich, das genaueste Bild der Gefühlswelt Beethovens, zur Zeit, da er sie entwarf. Das Echo ist's der schaffenden Begeisterung, der Widerschlag des Genies."

Quartett-Matinée

der Gebrüder Müller aus Braunschweig.

Sonntag, den 12. December morgens 11 Uhr,

im Saale des holländischen Hofes.

Programm.

1. Quartett von Haydn in C-dur (Gott erhalte Franz den Kaiser).
2. Quartett von Beethoven in B-dur (Nr. 6).
3. Quartett von Franz Schubert in D-moll.

Billette à 1 fl. 45 kr. sind bei Herrn André (Haus Mozart) und im holländischen Hof zu haben. Kassapreis 2 fl. 24 kr.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 11. December. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in drei Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Montag, den 13. December. (Zum fünfzigjährigen Künstlerjubiläum der Fräulein Lindner und zum Benefize für dieselbe.) Die beiden letzten Acte von: Die Hagestolzen von Isfland. — Hierauf: Hermann und Dorothea, Drama in vier Acten von Töpfer.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Frankfurt, den 10. December.

Herr Friedrich Devrient hat in einem in der heutigen Nummer des Intelligenzblattes als Inserat erschienenen Artikel sein am Sonntag in der Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“ begangenes Unrecht vollständig anerkannt. Er hat mit dieser Anerkennung zugleich eine Sammlung von Invectiven, Unwahrheiten und Verdächtigungen gegen mich verbunden, die ihm von verschiedenen Seiten zugetragen worden sind. Ich theile zur besseren Beurtheilung seiner Autoren den Artikel vollständig mit. Er lautet:

An Herrn Dr. *Eduard Sattler!*

Es geüßtet mich, ein Wort mit diesem Geist zu sprechen.

Es scheint einmal mein Stern oder Unstern zu seyn, neben meiner öffentlichen Stellung als Schauspieler, auch in der Presse vor das Publikum hintreten zu müssen. Ich gestehe, ich thue das mit einem gewissen Bangen, denn das Schreiben ist mein Handwerk nicht; aber seinem Schicksal kann Niemand entgehen, sey es d'rum, alea jacta est.

Als ich am jüngsten Sonntag in der „Jungfrau von Orleans“ mich von einer momentanen Aufwallung hinreißen ließ, der gütigen Nachsicht gegenüber, welche das anwesende Publikum meiner an jenem Tage erschienenen Erklärung zu schenken schien, einige Worte des Dankes zu sprechen, war ich, ich gestehe es ehrlich, im Unrecht. Ich hatte meine Ansichten in meiner Erklärung ausgesprochen, jene Worte waren jedenfalls überflüssig. Doch wer ist immer Herr seiner Gefühle! Die Folgen dieser Rede zeigten sich sehr bald in einem neuen Polizeiprozeß; man scheint die Improvisationen Seitens der Polizeibehörde eben nicht zu lieben. Sey es d'rum, das Gesetz mag mich strafen, wenn ich Strafe verdiente, und mit den Gesetzen mag ich nicht scherzen.

Ganz anders verhält es sich Herrn Dr. Eduard Sattler, drittem Redacteur der Postzeitung sammt Conversationsblatt, gegenüber, einem Ehrenmanne von bewährter Gesinnung, der unter allen Verhältnissen der Zeit der Redaction der Postzeitung treu geblieben ist, eine Treue und Unfehlbarkeit, die die vollste Anerkennung verdient, der dieses Blatt demokratisch redigirte, als es zum Schrecken seiner Gönner einmal sehr kurze Zeit diese Färbung hatte, der constitutionell wurde, als man später constitutionellen Liberalismus von ihm verlangte, und der nun, der ihm gegebenen Parole seines Lohnherrn getreu, das Blatt im reinsten Schwarz-Gelb redigirt, wie er es einst auf kurze Flitterwochen demokratisch gehalten hat. Es ist dieß eine sehr ehrenwerthe Consequenz, eine Kraft der Gesinnung, die hohe Anerkennung verdient, und die auf den Charakter dieses Herrn Eduard ein glänzendes Licht wirft. — Doch ich habe es hier nicht mit Herrn Sattler dem politischen Schriftsteller zu thun, sondern mit Herrn Sattler dem Theaterrecensenten. Auch in diesem Fache steht dieser ehrenwerthe Deutsche gleich groß da, wie als politischer Schriftsteller. Es sind noch kaum einige Monate her, als Herr Dr. S. in einem begeisterten Artikel das klassische Repertoir pries, das unter Herrn Mühling's Aegide jede Prosa vom Theater fern hielte, und in voriger Woche greift er die abgegangene Direction an, weil sie kein klassisches Drama gegeben habe, und preist die gegenwärtige wegen ihres gewählten Repertoirs. Man sieht daraus, daß Herr S. dieselbe Consequenz im kritischen Fache bewahrt, die ihn als politischen Schriftsteller auszeichnen. Es ist ein Ehrenmann in der vollsten Bedeutung des Wortes. Man kann aber ein Ehrenmann, und doch ein schlechter Kritiker seyn. Herr S. glänzt außerdem noch durch die erhabene Gespreitheit, mit der er über Alles hinwegsieht, was nicht im Kreise seiner Freunde ist, und zu seinen innigsten Freunden gehört bekanntlich die hiesige Theater-Direction. Die Freundschaft ist eine edle Tugend, und ich nehme es daher einem so ehrenwerthen Manne, wie Herr S. ist, nicht übel, wenn er dieselbe im vollsten Maße übt, wenn er die Direction, wo er es vermag und wo er es nicht vermag, vertheidigt, wenn er auf Parole und Befehl für seine Freunde durchs Feuer geht und wässerige Abhandlungen für sie schreibt, die an Fadheit und Geschmacklosigkeit dem reinsten Krystall-Wasser nichts nachgeben. — Habe ich nun diese edlen Eigenschaften des Herrn S. aus vollem Herzen anerkannt, so muß ich es doch innigst beklagen, daß derselbe in No. 292 des von ihm redigirten Frankfurter Conversationsblattes im Namen der öffentlichen Meinung aufzutreten wagt, während er hätte sagen sollen, daß er im Namen des Conclaves spräche, das aus den treuesten Familienglidern der Direction zusammengesetzt war, und unter seinem geistreichen Präsidium geleitet wurde. Das Publikum mag daher ermessen, ob es Herrn S. ziemt, über mich im Namen der öffentlichen Meinung den Stab zu brechen, während er im Interesse der Direction und als beobachtender Freund derselben, wie er selbst sagt, in einer Freilage des Theaters saß, ob es ihm überhaupt ziemt gegen das Publikum auf der Gallerie, das so gut als das Publikum auf dem Parterre das Recht hat für sein Geld seine Meinung zu äußern, „für eine leichtbestimmbare und empfängliche Masse“ zu erklären, „die jede Auflehnung gegen Gesetz und Autorität mit ihrem Applaus zu belohnen pflegt“, darüber mag das Publikum urtheilen. Ein Mann, wie Herr S., der im Jahre 1848 der Volkssouveränität in der Postzeitung, während ihrer rothen Jugendtage, so sehr das Wort reden half, sollte doch den Gögen, dem er geschmeichelt, jetzt nicht so verächtlich von sich stoßen. Wer ist überhaupt Herr S., daß er es wagt im Tone eines Cato zu sprechen und an die Genien der Poesie und Kunst zu appelliren, die sich ihm bis jetzt noch nicht gnädig bewiesen haben? Glaubt Herr S. vielleicht, er sey ein großes Talent, weil er seine werthlosen Producte ohne h in die Welt setzt und weil er erwöhntem Consonanten am Schlusse der Sylben und Wörter den Tod geschworen? Kommt sein kritischer Muth etwa daher, weil er Muth ohne h schreibt? Es ist hier der Platz nicht, über den Beruf dieses Kritikers als solchen überhaupt zu reden, aber seine Anmaßung würde sich verlieren, wenn er Kunde hätte von den Anecdoten, die über ihn courirten, und wüßte, daß es stadtbekannt ist, daß man sich seine kritische Gunst dadurch erwerben kann, daß man ihm vorlügt, er sey der einzige geistreiche Kritiker in Frankfurt, ein Experiment, das einigemale mit vielem Erfolg bei ihm versucht seyn soll. Daß Herr S. der Intimus der Direction, ihr Freund, ihr Rathgeber, ihr Vertrauter, ihr Gesährte im häuslichen Kreise und am Theetisch ist, das ist stadtkundig, ein edler Zug im Character dieses Herrn Eduard, und wird von selbigem geschworen? nicht geleugnet werden. Dieß jedoch gibt einen Maßstab für das Pasquill, das Herr S. im Namen der „öffentlichen Meinung“ gegen mich hinausgeschleudert, von dem „Ernste des Rechtes“ und der „Würde der Kunst“, auf die er sich beruft, die Kunst nämlich, für seine Freunde in langen Tyraden in die Schranken zu treten und das Publikum zu verdächtigen, weil es seine Meinung laut und offen geäußert. Herr S., den ich zwar für kein großes kritisches Genie halte, obgleich er gegen mich für die „Frankfurter Direction und Polizei“ ins Zeug zieht, wird einsehen, daß ich nur die Wahrheit über ihn gesagt, daß, wenn ich auch den Namen Devrient nach seiner Ansicht noch nicht verdient habe, ich doch wenigstens so viel Devrient'sches Blut in mir trage, um seine Incompetenz zu durchschauen.

Friedrich Devrient.

Ruhigen Bewußtseind darf ich es dem gesunden Urteil des Publikume überlassen, solche Unbill zu richten, die Herr Devrient in leidenschaftlicher Verbindung mit seinem Namen vertreten zu können meint.

Dr. Eduard Sattler.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 297. Montag, 13. December **1852.**

Victor Amadeus II.

Mitgetheilt von E. D.

(Fortsetzung.)

Am 3. December 1730 versammelten sich der Turiner Erzbischof, die Großen, Würdenträger und Stände des Reiches im großen Saale des Schlosses zu Rivoli. Der König erschien ohne jedes Zeichen seiner Würde, neben ihm der Prinz von Piemont. Der erstere erklärte den Anwesenden seine Absicht, den Thron seinem Sohne zu überlassen, entband sie von dem ihm geleisteten Eide der Treue und erwartete sie, seinem Sohne dieselbe Ergebenheit zu bewahren, die sie ihm bewiesen hatten. Die Entsagungsacte wurde hierauf abgefaßt, mit lauter Stimme vom Staatssecretäre Marquis del Borgo verlesen und unterzeichnet, und Karl Emanuel als König ausgerufen. Sobald diese Ceremonien vorüber waren, schilderte er mit großer Beredsamkeit die Mühseligkeiten seiner fünfzigjährigen Regierung und erklärte, daß er sich deßhalb dazu entschlossen habe, seines Thrones zu entsagen, um sich bei seinem hohen Alter auf sein nahes Ende vorzubereiten. Alles war zu Thränen gerührt, nur der König blieb standhaft. Nachdem die Anwesenden ihrem neuen Oberherrn den Handkuß gegeben hatten, redete Victor seinen Sohn nochmals an, entfernte sich sodann durch eine Seitenthür und führte die Gräfin von St. Sebastian in den Saal. Er stellte sie der Versammlung, insbesondere aber der Königin, als seine Gemalin vor, und empfahl sie ihr, im Falle er vor ihr sein Leben beschließen würde. Die Gräfin beugte sich auf ihr Knie zur Erde, die Königin hob sie auf und küßte sie und der neue König that dasselbe.

Noch am nämlichen Tage brach er nach der von ihm als Aufenthaltsort erwählten Hauptstadt Savoyens, Chambery, auf. Ueber die Zeit seines Verweilens mit der Gräfin sind die Angaben verschieden. Eine gleichzeitige Handschrift* gibt sie als vier Wochen vor der Abdankung geschehen an, während ein Schriftsteller derselben Periode** sie erst nach derselben vor sich gehen läßt. Der Verfasser der angeführten Handschrift fügt hinzu, er habe ihr für 150,000 Thaler Güter gekauft und nach seinem Ableben eine Rente von 20,000 Lire ausbedungen. Der zweite Berichterstatter erwähnt nur eines Geschenkes von 100,000 Thalern, wovon sie für ihre Kinder das Marquisat Spigno kaufte und sich den Titel einer Marchese von Spigno beilegte. Der König selbst führte von seiner Abdankung an den Namen eines Grafen von Turin. *** Die sich selbst ertheilte ein jährliches Einkommen von 150,000 Lire, nahm aber außerdem für vier Millionen an Juwelen mit. Sein Hofhalt wurde seiner einfachen Lebensweise gemäß eingerichtet; seine ganze Bedienung bestand nur in einem Kammerdiener, vier Bedienten und zwei Köchen. Die Einwohner von Chambery waren über dieses Ereigniß sehr erfreut und der Magistrat empfing ihn bei seinem Einzuge sehr feierlich.

Der Verdruß der Marchese, in ihren Erwartungen, Königin zu werden, sich getäuscht zu sehen, war zu groß, um nicht nachhaltig zu sein. Sie konnte sich niemals beruhigen und überhäufte ihren Gemal unaufhörlich mit Vorwürfen, und kaum war ein Monat verflossen, als sie ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt sah, denn die That begann ihn zu gereuen. Er war der Einsamkeit, nach der er sich vorher so sehr zu sehnen versichert hatte, müde; sein Geist war trotz seines Alters seiner Spannkraft noch nicht beraubt und er wünschte fortan Einfluß auf die Staatsgeschäfte auszuüben. Der junge König behandelte ihn zwar mit aller Achtung und Ehrerbietung, hörte auf seine Rathschläge, befolgte sie aber nur, wenn er es für angemessen hielt. Unter anderem rief ihm der alte König, die Ländereien der Ebelleute vermessen zu lassen und die Auflagen nach dem eigentlichen Werth der Güter zu erheben. Dieser Entwurf verhieß allerdings eine Vermehrung der Staatseinkünfte, würde aber von den Ebelleuten sehr übel aufgenommen worden sein. Karl hielt es daher nicht für räthlich im Sinne seines Vaters zu handeln. Victor war darüber erzürnt und heftige Briefe wurden gewechselt. So entstanden die ersten Anlässe zur gegenseitigen Unzufriedenheit.

Bald nachher glaubte der Graf an dem prächtigen, aber alten und etwas baufälligen Schlosse zu Chambery Reparaturen vornehmen lassen zu müssen. Dieses Vorhaben kam seiner Gemalin sehr erwünscht. Sie stellte ihm vor, wie unnütz es sei, für das alte Gebäude Geld wegzuwerfen, in Piemont gebe es viele und schönere Paläste, er dürfe sich ja dort nur einen auswählen; überdies sei die Luft in Savoyen für ihn nicht zuträglich und ein Wechsel des Aufenthaltes um so notwendiger. Durch solche Vorstellungen suchte sie ihrem Gemal Chambery verhaßt zu machen und seiner Reue über den gethanen Schritt neue Nahrung zu geben. Es waren dies alles unötige Bemühungen; er selbst sehnte sich schon lange wieder an seinen Hof zu Turin zurück, und wenn er dies der Gräfin auch nicht offenbart hatte, so unterhielt er doch fortwährend mit mehren mißvergnügten Piemontesen einen lebhaften geheimen Briefwechsel, der eine Verschwörung herbeiführte, die den Zweck verfolgte, dem Vater die Zügel der Regierung wieder in die Hände zu legen.

Nun eröffnete er seiner Gemalin auf ihr unaufgefordertes Drängen, daß die Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Spanien die Ursache seiner Abdankung gewesen seien, und daß diese Feindseligkeiten entweder im offenen Kriege zum Ausbruche kommen oder durch einen Frieden beigelegt werden müßten, bevor er etwas entscheidendes unter-

---

* Curiositäten IX. S. 94.

** Kriegs- und Regierungsgeschichte Karl Emanuels.

*** Auch hier weicht die mehrerwähnte Handschrift ab, indem sie den alten König Marchese del Trote nennt.

nehmen könne. Die hochmüthige Gräfin versprach zwar sich zu gedulden, trieb aber ohne Aufhören ihren Gemal an, dem Turiner Hofe Befehle zugehen zu lassen, und in der That bezeigte man ihm stets dieselbe Achtung, als sei er noch immer ihr rechtmäßiger Souverän.

Im August des Jahres 1731 wurde inzwischen zu Wien ein Vergleich abgeschlossen, nach welchem der Kaiser in die Einführung von sechstausend Spaniern nach Italien willigte. Dies war der zur Ausführung des Planes geeignetste Zeitpunkt und alle Anstalten wurden eifriger betrieben. Jedoch waren die Nachforschungen, die der alte Graf unterdessen angestellt hatte, nicht sehr erfreulicher Art, denn Karl hatte sich bei seinem Volk sehr beliebt zu machen verstanden. Dies schreckte den alten Fürsten aber nicht ab; er verließ sich gänzlich auf das Militär, bei dem er in hoher Achtung stand, und zweifelte an einem günstigen Erfolge um so weniger, da fast alle Offiziere von ihm ernannt und befördert worden waren. Zu diesem Zwecke schrieb er an den Feldmarschall von Rehbinder. Dieser war ein Livländer von Geburt und früher in kurpfälzischen Diensten. Der alte König hatte ihn zu seinem nunmehrigen Range erhoben, und er rechnete um so mehr auf seine Unterstützung, da er den Oberbefehl über sämmtliche Truppen führte. Rehbinder benahm ihm in seiner Antwort jede Hoffnung, und doch ließ sich Victor dadurch noch nicht abschrecken, denn er schrieb widerholt an Rehbinder so wie an mehre andere Generale, nur waren seine Briefe diesmal gebieterischer abgefaßt, verlangten ihre Unterwerfung und drohten mit Strafen, wenn sie sich weigern sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Saint-Cloud.

(Stizzen aus meinem Tagebuch.)

Mitgetheilt von Dr. Rudolph Mentler.

(Fortsetzung.)

VI.

St. Cloud, den 9. Mai 1852.

Die großen Wasserwerke in Versailles.

Zur Vorfeier des morgenden Festes war für heute das Springen der großen Versailler Wasserkünste angekündigt. Tagelang im voraus liest man schon an allen nach den Bahnhöfen des linken und rechten Seineufers fahrenden Omnibus, sowie zwischen den Affichen der Straßenecken mit riesengroßen Buchstaben die Bekanntmachung dieses die ganze Bevölkerung von Paris in Bewegung setzenden Ereignisses. In früherer Zeit hatte das Publikum nur zweimal im Sommer die Freude, dieses Schauspiel anzusehen; jetzt aber kann man öfters ein solches Vergnügen genießen, da die Directionen der Versailler Eisenbahnen einen beträchtlichen Theil der Kosten, welche das jedesmalige Spiel der Wasserkünste und die darauf stets folgenden nothwendigen Reparaturen erheischen — man sagt 20 bis 25,000 Franken — zu bestreiten übernommen haben.

Trotzdem war heute wieder ein unglaublicher Andrang von Schaulustigen; ein langer Zug folgte dem andern auf den Schienen, um alle Reisenden zu befördern. Man schätzte die Zahl der heute durch die Dampfwagen allein nach Versailles gebrachten Menschen auf 80,000; der Gewinn der Eisenbahngesellschaften bei dieser Wasserspeculation ist also leicht zu berechnen, zumal nicht zu vergessen ist, daß bei solchen Festtagen die Preise der Fahrbillete noch um ein beträchtliches erhöht werden. Außerdem hatten Omnibus und zweiräderige Fuhrwerke, sogenannte „Kukuks“, auch einen großen Theil Zuschauer transportirt; und noch eine größere Menge Bewohner der Umgegend hatten bei der außerordentlich günstigen Witterung, wie ich, zu Fuß Versailles erreicht.

Schloß und Park sahen sich demnach von einem aus allen Ständen zusammengesetzten Publikum in eigentlichem Sinn des Wortes übersüllt. In den Gallerien war es zum Ersticken heiß, und die vielen schattigen Plätze des Gartens wurden doch zu schnell vergriffen. Man sah daher selbst in brennender Sonne auf dem Tapis-Vert, einem großen Rasenplatz zwischen dem Latona- und Apollo-Bassin, die verschiedenartigsten Gruppen in nicht immer malerischen Stellungen und oft grotesken Aufzügen dicht neben einander gelagert. Ich bezweifele, daß das Gras in vierzehn Tagen wieder gewachsen sein wird, wo die vergnügten Pariser gelegen.

Was mag der Tapis-Vert gedacht haben, wenn er Vergleiche mit den Hoffesten Ludwigs XIV. angestellt und der Zeit sich erinnert hat, wo Louise von Lavallière, die wahre Königin der Feste von 1664, berauscht durch die Liebe des allverehrten Ludwig, scherzend und überglücklich sich hier herumtummelte, die Augen verbunden mit des Königs Zaschentuch und „Blindekuh“ spielend, trotz der profetischen Einflüsterungen Bossuets, der da wahnend zu ihr sagte: „Mademoiselle, wenn man jung, schwach und schön ist, darf man sich nie auf den Teppich eines großen Hofes wagen, weder mit verbundenen Augen noch mit einer Leidenschaft im Herzen.“ — Das Blindekuhspiel führte Louise von Lavallière ins Kloster der Karmeliterinnen — die Spiele, welche jetzt der Tapis-Vert auf sich erleiden muß, führen ihr zum Abgrund des Lasters als zum Pfad der Reue und Besserung.

Die Glocke hatte bereits vier Uhr geschlagen, als endlich ein allgemeines Hurrah verkündete, daß die Wasserwerke ihr Spiel begonnen. Ich folgte den Bewegungen der Menge und sah den Sonnengott mit seinen, starke Wasserstralen aus den Nüstern sprühenden Rossen, umgeben von einem Gefolge von Tritonen, Delphinen und Seeungeheuern, welche alle in schönster Harmonie das Feuer des Sonnenwagens durch ausspeiende Wassermassen zu erdämpfen strebten. Zu gleicher Zeit fesselte das dem Schlosse näher liegende Bassin de Latone, welches Wasserwerk die Franzosen allgemein nun „die Froschkönigin“ nennen, die Blicke des Publikums. Latona, mit ihren beiden Kindern Apollo und Diana, ist in dem Moment dargestellt, wo sie den Schutz Jupiters gegen die lycischen Bauern erfleht, und man sieht diese letztern, theilweise schon in Frösche und Schildkröten verwandelt, von allen Seiten nach der Gruppe gefällig sich kreuzende Wasserstralen emporspeien. — Zu beiden Seiten dieser den Tapis-Vert begrenzenden Bassins spielten die großartigsten Gruppen, wie hinter Hand vom „Apollowagen“, auf der Südseite: die Colonnade, eine prachtvolle Rotunde, zwischen deren 32 mit Bogen verbundenen Säulen Wasserbassins angebracht sind, aus denen krisallhelle Wassersäulen emporschießen. Ferner der Ballsaal oder le Bosquet de la Cascade, ein runder, mit Felsen von Muschelwerk eingefaßter Platz, auf welchem bereinst bei Fackelschein und über die Muscheln herabströmenden Wasserfällen der Hof seine Orgieen feierte; das Bacchusbassin oder Bassin de l'Automne, das Saturnbassin oder Bassin de l'hiver, beide mit großen Wasserstrahlen. Und rechter Hand vom grünen Teppich, auf der Nordseite: der Riese Encelados unter Felsblöcken zappelnd und eine kolossale Wassersäule über 60 Fuß hoch in die Lüfte spriend; dann der Obelisk oder das Bassin des Cent-Fuyaux, eine aus hundert Röhren emporsteigende mächtige Wassergarbe; die Ceresfontäne oder Bassin de l'été; die Fontaine de Flore oder du printemps; und endlich das Bosquet des bains d'Apollon, ein eingeschlossener Lusthain mit einem über künstliche Felsen herabrauschenden Wasserfall,

unter welchem in schönen Marmorgruppen Apollo von den Nymphen der Thetis bedient und dessen Sonnenrosse von Tritonen getränkt werden.

Die vielen andern kleinen Wasserwerke zu betrachten nahm sich heute niemand Zeit; alles strömte aber jetzt nach dem berühmten Neptunbassin, welches immer zum Beschluß des Festes zuletzt angelassen wird und auf jedermann den großartigsten Eindruck hinterlassen muß. Man gelangt zu selbigem durch die sogenannte Allée d'eau, zwei Reihen von Kindergruppen, die in weißen Marmortabellen stehen und rote Marmorbecken tragen, aus welchen fortwährend Wasser hervorsprudelt. Zu Ende der Wasseralleé, dicht vor dem Neptunbassin ist die Drachenfontäne mit einem an jedwedem Fuß hohen Strual. Dieses Wasserwerk war bereits im Gange, als ich angelangt; aber der Gott Neptun und Amphitrite segelten noch ungestört auf dem spiegelglatten Wasserbecken in ihrer großen Wassermuschel einher, umgeben von Seeungeheuern und Liebesgöttern. Wie durch den Zauberstab berührt begannen aber plötzlich alle Figuren Wasserfluten auszuströmen und hohe Wassersäulen stiegen ringsherum aus dem riesenhaften Bassin empor; selbst die dasselbe umgebenden Vasen sprudelten über, um auch ihren Tribut dem Gott des Meeres darzubringen. Herrlich beleuchtete die Abendsonne diese malerisch-grottesk Gruppe und hundertlausend Menschen umdrängten dieses großartige Schauspiel.

Ich wartete das oft gesehene Ende dieser Scene nicht ab, theils um den besten Eindruck wieder mit mir wegzutragen, theils um dem Gewirre zu entgehen, was selbstverständlich nach dem Schluß entstehen mußte.

Ich weiß nicht, soll man mehr die Großartigkeit und Kunst dieser Werke bewundern, oder den Geist des schöpferischen Jahrhunderts preisen? Nicht selten erzählen uns derartige Denkmäler wahrer und entsprechender die Annalen der Zeit, in welcher sie entstanden, als alle Traditionen und Schriften es vermögen.

Die Gegenwart liefert unbestritten auch sehr große Werke, führt fast unmöglich scheinende Unternehmungen aus — man baut aber in unserm Jahrhundert mehr aus Industrie, möge man Eisenbahnen, Glaspaläste, Land- und Wasserstraßen, sowie Maschinen jeder Art herstellen — Materialismus ist nur die Triebfeder hierbei. Aus reiner Kunstliebe, aus Wolgefallen am Schönen, am Großartigen, baut nur noch — Ludwig von Baiern.

(Wird fortgesetzt.)

Briefe.

96.

b° Aus der Pfalz, im December.

Die Wohnung der Sophie La Roche in Speyer.

„Zu Offenbach am Main befindet sich in der freundlichen Domstraße ein Haus, an dem wol die meisten vorübergehen, ohne nur zu ahnen, daß sich die Erinnerung an eine denkwürdige Persönlichkeit an dasselbe knüpft." So beginnt die in diesen Blättern mitgetheilte interessante biographische Skizze „Sophie La Roche" von Appell. Wie hat dieser Eingang alsbald ein ähnliches Haus in der freundlichen Domstraße zu Speyer vor das Auge gestellt, an dem auch die meisten vorübergehen, ohne zu wissen, daß dieselbe edle Frau es jahrelang bewohnte. Sie gestatten mir wol einige Worte über jenes Haus und den Aufenthalt Sophiens in demselben, die sich der mitgetheilten biographischen Skizze anschließen mögen.

Wer die Dom- oder jetzt Maximiliansstraße in Speyer hinaufgeht, dem Dom zu, sieht zur Linken einen kleinen freien Platz, der zwischen zwei Häusern die Aussicht auf die verschnörkelte Façade der evangelischen Dreieinigkeitskirche offen läßt. Das eine dieser beiden Häuser, die den kleinen Platz begrenzen, und zwar das nach dem Dom zu, ist Sophiens ehemalige Wohnung, jetzt die des Domdechants. Vor der französischen Revolution gehörte es dem Domherrn Baron v. Hohenfeld, und bei diesem wohnte der entlassene kurtrierische Kanzler La Roche während seines Aufenthalts in Speyer, und zwar von 1781 an. In diesem Hause schrieb Sophie unter anderm ihre seiner Zeit vielgelesene Monatsschrift „Pomona für Teutschlands Töchter (1783)." Die lieb ihr der dortige Aufenthalt geworden, geht aus einer Beschreibung ihres Zimmers hervor, die sie auf den Wunsch ihrer Leserinnen lieferte, und welche wir im dritten Hefte jener Monatsschrift abgedruckt finden. Dieses Zimmer liegt in der obern Etage auf der Rückseite des Hauses und seine beiden Fenster gewährten zunächst die Aussicht auf die evangelische Kirche und den sie umgebenden Hof, den damals herrliche alte Linden beschatteten, die seit geraumer Zeit durch Roßkastanien ersetzt sind. Daneben waren es die Ruinen des ehemaligen kaiserlichen Kammergerichtsgebäudes, die sie überschauen konnte, und zwischendurch war dem Blick einiger Raum gelassen, um ins freie Feld zu schweifen, und „Felder, Wiesen, auf denen Kühe weiden, den Theil eines an den Rhein grenzenden Waldes und einen Bauerhof zu erblicken, bei dem sie mit dem Fernglas alle Feldarbeit beobachten konnte." Hier lebte die liebenswürdige Frau im Herbst ihrer Tage, wie sie selbst sagt, ein gemüthliches Stillleben, beschäftigt mit ihrem kleinen Hauswesen, mit ihrer Schriftstellerei und ihrer ausgebreiteten Correspondenz. An einem dieser Fenster dichtete sie das Liedchen:

> Ach von meiner trauten Linde,
> Die mit kühlen Schatten gab,
> Rissen mir die losen Winde
> Ach! so manches Blatt herab ꝛc.

Ihre süßeste Freude waren damals ihre beiden aufblühenden jüngeren Söhne, „die sie unaussprechlich liebte". Es fehlte aber auch hier nicht an kleinen Widerwärtigkeiten. Ich will unter diesen nur die hervorheben, über welche sie am Schlusse des sechsten Heftes der „Pomona" mit den Worten klagt: „Wenn der grausame Nachdrucker von Pomona die Gewalt hat, mir eine Anzahl meiner edeln, menschenfreundlichen Subscribenten zu nehmen, so wird der Kummer über diesen Verlust meine Arbeit unterbrechen. Denn wie soll ich heiter bleiben können?" — Eine besondere Freude bereitete ihr aber auch während ihres Aufenthaltes in Speyer der damalige wolweise Rat der freien Reichsstadt, der die Ehre wol zu würdigen wußte, die gefeiertste Schriftstellerin jener Zeit in seinen Mauern zu besitzen.

Bezüglich des v. Hohenfeld'schen so wie des jenseit des Platzes gelegenen Hauses bestand nämlich die Beschränkung, daß kein Fenster auf diesen kleinen Platz herausgehen durfte. Lediglich aus Achtung für Frau v. La Roche gestattete der Rat, daß an dieser Seite des Hauses ein Fenster angebracht werde. Dieses Fenster war noch bis vor einigen Jahren das einzige an dieser Giebelseite der Domdechanei, die hier mit ihren unebenen Außenseite einem kolossalen Felsblocke nicht unähnlich sah. Jetzt ist auch das andere geworden, die Unebenheiten sind ausgeglichen und diese Giebelseite hat der Fenster mehre erhalten.

Ich will schließlich nicht vergessen zu erwähnen, daß Sophie vorzugsweise den ganz einsamen Spaziergang auf dem Efeldamm an der Nordseite der Stadt liebte, denselben, den auch Kleist häufig aufsuchte, während er als Werbeoffizier längere Zeit in Speyer lag. Sophie hätte dem Dichter des Frühlings dort gern ein Denkmal errichtet, wo er seine Bilder sammelte, „wäre sie reich gewesen".

97.

△ Hanau, 10. December.

Der Oratorienverein.

Vorgestern gab der hiesige Oratorienverein eines seiner Wintercoucerte und brachte den „Josua“ von Händel in trefflicher Vorführung sowol in den Chören wie in den Soli. Herr Rühl von Frankfurt, der Stifter und Leiter des Vereins, verpflichtet sich durch denselben unsere Stadt, die seine Vaterstadt ist, zum lebhaftesten Dank. Die Mitglieder des Vereins blieben nebst den Freunden desselben nach der Aufführung in heiterer Geselligkeit zusammen und feierten ihren Dirigenten durch ein passendes Geschenk, welches ihm als äußeres Zeichen der Anerkennung und Verehrung überreicht wurde. Die sicherste und lohnendste Bestätigung wird Herr Rühl für seine vielfachen Bemühungen in dem Blühen und Gedeihen des Vereins finden.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

Ein in seiner Art neues Unternehmen ist kürzlich in Wien ins Leben getreten, nämlich eine Opernschule. Zweck derselben ist, jungen Leuten, die sich dem Opernfache widmen wollen, die für diesen Beruf erforderliche praktische Ausbildung zu geben. Von den Schülern werden theils einzelne Scenen, theils ganze Opern einstudirt und ausgeführt. Director der Schule ist ein Gesanglehrer S. Jacobi. — Flotow befindet sich in Wien, um seine Oper „Indra“, Text von Puttlitz, in Scene zu sehen. — Der Bassist Staudigl hat aufs neue mit dem Hofopernthealer in Wien contrahirt und zwar gegen einen Gehalt von tausend Gulden monatlich. — Im Hofburgtheater wurde am 29. November Bauernfelds „Krisen“, Charaktergemälde in vier Aufzügen, zum erstenmal und mit entschiedenem Erfolg gegeben. — In Braunschweig wird die Oper „Otto, der Schütz“ von Elise Schmezer einstudirt. — Der Herzog von Gotha arbeitet an einer neuen Oper, welche noch in diesem Jahr vollendet sein soll. — Der „Proset“ von Meyerbeer, welcher lange nicht die russische Censur passiren konnte, ist dieser Tage zum erstenmal in Riga aufgeführt worden.

Gustav Freytag hat eine kleine Posse: „eine arme Schneiderseele“, und ein vieractiges Lustspiel: „die Journalisten“, an die deutschen Bühnen verschickt.

Die Dichterin von Weberd „Eurpanthe“, Helmine v. Chezy, lebt jetzt in der Nähe von Vevey in der Schweiz und ist der Erblindung nahe.

Der spanische dramatische Schriftsteller Don Manuel Tamayo y Baus hat Schillers „Kabale und Liebe“ ins Spanische übersetzt, aber sich dabei so viele Abänderungen erlaubt, daß er sich berechtigt hielt, seine Arbeit als ein Originalwerk herauszugeben, was er auch in einer langen Vorrede zu rechtfertigen sucht. Das Drama wurde unter dem Titel „Angela“ mit außerordentlichem Beifall auf dem Teatro de Bariedades aufgeführt.

Der Maler Louis Gallait ist von seiner Reise durch Deutschland nach Brüssel heimgekehrt, wo er den Winter bleiben wird, um für seine Vaterstadt Tournay ein großes Gemälde: „die Pest von Tournay“, zu vollenden.

Tabletten.

***. Ein Genfer Blatt berichtet von einer Murmelthierjagd in Chamounix, welche für die Jäger, Carrier Vater und Sohn, von schrecklichen Folgen war. Sie hatten gegenüber dem Montanvert eine Grube gefunden, in welchem sich ihre Beute befinden mußte, und schickten sich an, der Höhle nachzugraben. Als dann der Vater hineinschlüpfen wollte, löste sich plötzlich oben das Gerölle und bedeckte den Körper desselben, der halb in der Höhle, halb noch im Freien lag. Als der Sohn ihm zu Hülfe kommen und ihn von den Steinen befreien wollte, erfolgte ein zweiter, heftigerer Sturz, warf den Sohn auf den Vater hin und bedeckte ihn mit noch schwereren Steinblöcken, so daß sich keiner mehr rühren konnte. Etwa zweiundzwanzig Stunden lagen sie so da, bis die besorgten Thalbewohner sie endlich fanden. Was fanden sie aber? Der Sohn war todt und hatte die längste Zeit als Leichnam auf dem Körper des Vaters gelegen; dieser aber war zwar noch bei Bewußtsein, jedoch von dem Sturz, von Hunger und Seelenqual dermaßen zugerichtet, daß auch er in der folgenden Nacht den Geist aufgab.

***. An demselben Tage, an welchem Kurfürst Moritz die Ehrenberger Klause erstürmte, (19. Mai 1552) zog über den Thüringerwald ein entsetzliches Gewitter auf, das dem Bericht eines Augenzeugen zufolge „einen Strich gewaltiger Kieselsteine mitführte, die sich in der Luft mit solchem Krachen, daß es nicht auszureden, zerstießen und zerschlagen und keiner fast ganz auf die Erde kommen. Was treffen war, das mußte zu Boden gehen. Da sahe man Zweige und Aeste, so von Bäumen geschlagen, in der Luft herumbflegen, was an Ziegeldächern im Strich troffen war, in der Stadt Schleußingen und sonst, ward alles zerschmettert; Vieh, Kühe, Schafe wurden eines Theils übels zerschlagen.“ Der Aberglaube wollte in dem Zusammentreffen dieser Ereignisse etwas wunderbares finden. Dieser „Schleusinger Steinregen“ findet sich auch an andern Orten bestätigt und es werden verschiedene Einzelheiten angeführt. Den Fürst Georg Ernst von Henneberg und seine Schwester Katharina von Schwarzburg-Rudolstadt traf der Steinregen zwischen Schleusingen und der Gladhütte mitten im Felde, so daß sie schwer mit dem Leben davon kamen. Eines der Pferde fiel noch am selben Abend. Den Fürsten selbst hatte der Schreck so krank gemacht, daß er bald nachher starb. Der Thüringer Chronist Spangenberg befand sich eben mit einem Freunde in einem bedeckten Wagen in der Nähe der Stadt. Der Steinregen ging fast vor den Reisenden nieder. Spangenberg blieb unverletzt, aber seinen Freund trafen zwei Steine am Schenkel, die „ungeachtet er hohe Stiefeln angehabt blaue Flecke“ zurückließen. Einige von ihnen mitgenommene Luftsteine wurden lange Zeit in Gisleben, woselbst der letztere Lehrer war, zur allgemeinen Verwunderung gezeigt.

54.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 13. December. (Zum fünfzigjährigen Künstlerjubiläum der Fräulein Lindner und zum Benefize für dieselbe.) Die beiden letzten Acte von: Die Hagestolzen von Ifland. — Hierauf: Hermann und Dorothea, Drama in vier Acten von Töpfer.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 298. Dienstag, **14. December 1852.**

Victor Amadeus II.

Mitgetheilt von E. D.

(Fortsetzung.)

Alle diese Briefe wurden dem König Karl eingehändigt. Dieser beachtete sie nur wenig. Um seinen Vater jedoch zu befänftigen, veranstaltete er eine Zusammenkunft mit ihm in Evian. Der Graf war rauh und mürrisch, Karl unterwürfig wie ein gehorsamer Sohn; es konnte jedoch nicht fehlen, daß trotz aller Mäßigung des jungen Königs die Unterredung auf beiden Seiten sehr heftig wurde und sie sich erbittert von einander trennten. Von Evian begaben sich beide nach Chambery. Von Seiten Karls geschah es, um mit der Gemalin seines Vaters eine Zusammenkunft zu haben, bei welcher er die Marchese ermahnte, den Grafen zu beruhigen und zu vermögen, sich nicht in die Regierungsangelegenheiten zu mischen. Er soll sogar seinem Vater die Oberherrschaft über eine Provinz abzutreten versprochen und ihr sowol wie ihrem Sohne erster Ehe und ihrem Bruder große Vortheile zugesichert haben. Die Gräfin willigte mit anscheinender Bereitwilligkeit in alles, ohne indeß die Absicht zu haben, ihre Zusage zu erfüllen. Ihr Ehrgeiz und die unverminderte Hoffnung, Königin zu werden, ließen sie nicht einen Augenblick daran denken. Auf das fortwährende Klagen über die ungesunde Luft in Chambery ward dem alten König die Erlaubniß ertheilt, nach Rivoli zu kommen und das Jagdschloß zu bewohnen. Rivoli ist in ziemlicher Nähe von Turin. Doch auch hier, behauptete er, sei ihm die Luft unerträglich, und er begehrte, daß ihm das Schloß Montcaglieri zum Wohnsitz angewiesen werde.

Montcaglieri liegt nur eine Stunde von Turin an einer Anhöhe dicht am Po, und wurde von der Mutter Victors als Lustschloß erbaut. Die Gebäude sind weitläufig, ins Gevierte gebaut und an jeder Seite mit einem Thurme versehen. Bei der stattgehabten Zusammenkunft hatte der Graf seinem königlichen Sohne unter anderem angeraten, die Salzwerke zu Monterra zu besuchen, und der König befolgte den Rat. Es war aber nur ein Vorwand gewesen, um ihn von Turin zu entfernen, denn kaum hatte er seine Hauptstadt verlassen, als der Graf eiligst nach Montcaglieri aufbrach. Kaum war Karl zurückgekehrt, als er einen Brief seines Vaters und zugleich die Nachricht empfing, daß derselbe bereits in Montcagliere angelangt sei.* Der König ließ es geschehen, denn da die Pläne seines Vaters, sich der Regierung abermals zu bemächtigen, offen zu Tage lagen, fand er die größere Nähe zu seiner Ueberwachung geeigneter. Die Königin besuchte ihren Schwiegervater während der Abwesenheit ihres Gemals; der Erzbischof von Turin und die Minister begleiteten sie, um die Ankömmlinge zu begrüßen und ihnen Glück zu wünschen. Man begegnete ihnen mit solcher Ehrerbietung, als ob der Graf und seine Gemalin Regenten gewesen wären. Die Marchese zeigte sich darüber ungemein erfreut und theilt sich im Innern überzeugt, bald am Ziele ihrer Wünsche, auf dem sardinischen Throne zu sein. Der alte König versäumte keine Zeit, er fonderte fortwährend die Gesinnungen der Turiner, er pflog häufige und lange Unterredungen mit den Staatsministern und den Commandanten der Stadt und der Festung. Seine Hoffnungen stützten sich hauptsächlich auf den Adel. Alle Anstrengungen aber verhießen seinen Aussichten nur geringen Erfolg; nur einen gelang es ihm für sich zu gewinnen. Dies war der Oberjägermeister Marquis von Rivaroles, dem er das Versprechen abdockte, ihn mit zwölftausend bewaffneten Bürgern und Landleuten zu unterstützen. Sich der Turiner Citadelle zu bemächtigen, war das Hauptstreben des Grafen von Turin und dahin suchte er mit aller Kraft zu wirken. Der König war eben wieder abwesend. Da die Zurüstungen des Vaters aber nicht so geheim betrieben werden konnten, daß der Hof nicht Nachricht davon erhalten hätte, sandte die Königin Eilboten über Eilboten an ihren Gemal, um seine Rückkehr zu beschleunigen. Da der alte König seine beabsichtigten Gewaltmaßregeln wegen zu geringer Hülfsmittel vereitelt zu sehen fürchtete, nahm er seine Zuflucht zur List.

Eines Tages ließ Victor den Commandanten der Citadelle Baron de St. Remy zum Mittagessen nach Montcaglieri einladen. Dieser nahm die Einladung an und erschien. Gegen Abend schlug der greise Fürst eine Spazierfahrt vor, und beide setzten sich in den Wagen. Der Kutscher erhielt die Weisung nach seinem Belieben zu fahren und der Wagen wendete sich Turin zu. Unfern der Citadelle klagte Victor über heftiges Leibweh. Der Baron de St. Remy befahl zurückzufahren, aber der König widersetzte sich. Je näher sie der Citadelle kamen, je heftiger wurden auch die Schmerzen des Grafen. Er bat drehalb den Baron, ihn durch die Porta del Socorta in die Citadelle bringen zu lassen. Der Baron entschuldigte sich, daß ihm dies nicht gestattet sei, als indeß der König auf seinem Verlangen beharrte, begab sich St. Remy allein und zu Fuß nach der Stadt mit der Versicherung den Schlüssel zu holen. Unterdessen wartete der König in einem nahen Wachthause. Der Baron beeilte sich, den Hof von dem beabsichtigten Unternehmen in Kenntniß zu setzen, sendete aber gleichzeitig einen Offizier mit der Meldung an den harrenden Grafen, daß er unvermutet krank geworden sei und der Marquis d'Air jetzt das Commando über die Festung führe. Ergrimmt, daß ihm seine List nicht gelungen war, kehrte er nach Montcaglieri zurück.

Am nämlichen Tage war der junge König wieder in Turin angekommen, seine Reise war in solcher Eile bewerkstelligt worden, daß unterwegs sieben Pferde stürzten. Der Baron de St. Remy theilte ihm sofort alle Vorgänge mit. Victor, der nichts von seines Sohnes Rückkehr wußte, sandte am Abend des fol-

* v. Pöllnitz Briefe, 1. Bd.

genden Tages (den 28. December 1731) eine Aufforderung an den Staatssecretär Marquis del Borgo, ohne Säumen nach Montcaglieri zu kommen. Del Borgo hatte häufig schon Unterredungen mit dem alten König gehabt und er machte sich auf den Weg zu ihm. Nach der Majestät zogen sich beide zu einer Privatconferenz zurück und Victor forderte in einer langen mit Schmeicheleien für den Minister untermischten Rede, bei welcher er jedoch nicht unterlassen konnte, in ziemlich gebieterischem Tone zu sprechen, binnen zwölf Stunden die Resignationsurkunde zurück, um am folgenden Tage wieder im Besitz seiner Würde zu sein. Ueber diese Forderung war der Marquis so bestürzt und überrascht, daß er eine Zeitlang unfähig war zu antworten. Er fürchtete des alten Königs heftige und zur Gewaltthätigkeit geneigte Gemüthsart, die keinen Widerspruch ertragen konnte; gleichwol durfte er nicht einwilligen, ohne zum Verräter an seinem Landesherrn zu werden. Er legte sich daher auf Entschuldigungen, gab ihm zu bedenken, daß diese Acte im Archiv aufbewahrt werde, zu dem nur der König den Schlüssel besitze, und daß er Karl Emanuel als seinem jetzigen König Treue geschworen habe. Der alte Fürst unterbrach ihn heftig mit den Worten, daß er nur ihn als rechtmäßigen Souverän zu betrachten habe, und überhäufte ihn mit Schimpfreden und Drohungen, die, da der Graf sehr leicht zornig ward, sogar zu Rippenstößen und Schlägen ausarteten. Um nur aus seiner übeln Situation zu kommen, versprach er die Entsagungsacte, ohne vorher jemand etwas mitzutheilen, am andern Morgen in seine Hände zu liefern. Der König ward durch diese Zusage besänftigt und nachdem er ihn noch mehrmals dringend zum Worthalten aufgefordert hatte, entließ er den gemüthbandelten Gast.

(Fortsetzung folgt.)

Neue lyrische Gedichte.

Gedichte von Alexander Kaufmann. Düsseldorf, Verlag von Arny u. Comp. 1852.

Was Landschaft und Geschichte angeht, liegt an den Ufern des Rheines der classische Grund und Boden der deutschen Poesie. Es wäre thöricht, noch ein Wort darüber zu verlieren. Wenn nur auch die Poeten so reichlich an demselben wüchsen, wie Berg und Thal, Dorf und Stadt poetisch genannt werden! Aber das kann man grade nicht behaupten. Seit jener Zeit, wo sich die gesangfustige Jugend unsres heimatlichen Stromes um die Fahnen des weiland rheinischen Jahrbuchs sammelte, ist eigentlich keine bedeutendere Erscheinung in unserer Provinz zum Vorschein gekommen. Alle Rheinländer, die sich in den letzten Jahrzehnten einen literarischen Namen gemacht haben, standen damals schon zu dem Häuflein der Getreuen. Auch haben sie beinahe alle dem Publikum ihre Gedichte in Sammlungen vorgelegt. Als der letzte Nachzügler dieses Kreises muß Alexander Kaufmann genannt werden, der zwar einer der jüngsten Mitarbeiter jenes leider untergegangenen Almanachs, aber darum nicht der unbedeutendste ist. Im Gegentheil er verdient durch sein Buch einen der ersten Plätze in der jungen deutschen Lyrik. Den Prosit gilt nicht viel in seinem Vaterland, wie das Sprüchwort sagt. Wir wollen diesen Spruch aber nicht aufkommen lassen und möchten deshalb mit aller Herzlichkeit auf diesen lebensvollen Landsmann aufmerksam machen, der uns eben ein Bändchen voll köstlicher Lieder und trefflicher Balladen spendet.

Kaufmann ist seit längeren Jahren ein beliebter und gernegesehener Stammgast in Musenalmanachen und verwandten Erscheinungen auf dem Gebiete der poetischen Literatur. Was er noch geliefert hat, das trägt stets den Stempel innerer Notwendigkeit an der Stirne. Er ist nie Poet ex officio, sondern stets aus ursprünglichem Drange. Keins seiner Gedichte ist gemacht, sie sind alle geboren, wie der Quell, der aus dem Boden sprudelt, wie das Lied, das der Vogel singt, wie das Licht, das die Sonne spendet. Stets flossen wir in ihnen auf die Offenbarungen einer reinen und ungetrübten Dichternatur; darum steht ihm der Gesang auch nicht immer zu Gebot, denn daß er selten nach Tönen sucht, das sehen wir am besten an dem ziemlich kleinen Bändchen. Wenn aber die Gelegenheit, die nach Goethe alle ächte Poesie an das Licht fördert, ihren Einfluß übt, wenn der „rechte Augenblick" kommt, dann fließt ihm auch das Lied ungesucht und ungequält von selbst. Wie alle Dichter dieser Art, so erinnert er dann in seinen Gesängen am meisten an das Volkslied, dessen Untypen auch Goethe, Heine und Uhland so tief und bedeutungsvoll erkannt und erfaßt haben.

Von rein lyrischen Gesängen bringt das Buch nur etwa vierzig Stück. Ihr Inhalt ist wie überall in guten Liedern: Frühling, Liebe, Wein, Wanderschaft. Dabei haben sie fast immer unsern grüngoldenen Rhein zum Hintergrund. Der Dichter verleugnet nirgendwo die schöne Heimat, in welcher wol überhaupt die besten deutschen Lieder ihren Ursprung gefunden haben. Darum ist denn auch ein schönes, inniges Fühlen in die Natur hinein stets vorhanden. Die frohen und heitern Stimmungen, die über Berg und Thal, Strom und Au, Stadt und Dorf, Ruine und Kloster wehen, sind fein und scharf gefaßt und wol in den kürzesten Andeutungen treffend wiedergegeben. Die Liebeslieder klingen bald frisch bald traurig, meistens aber mit einer Beimischung melancholischer Resignation. Dagegen herrscht, wo es Wein und Wanderung gilt, stets ein kecker und lustiger Humor, der uns in die behaglichsten und freudigsten Stimmungen versetzt. Ueberhaupt aber geben alle Lieder uns stets die Gewißheit, daß der Poet viel getrümmt und gehämmert hat, eh' ihm aus Luft und Busch und Au diese eigentümlichen Empfindungen mit diesem eigentümlichen Ausdruck angeflogen sind.

Eine gleiche Originalität herrscht in den meisten Balladen, die fast immer, mögen ihre Stoffe nun erfunden oder aus alten Quellen geschöpft sein, durch irgend eine pikante Wendung auffallen. Mitunter ist ihm die ernste Darstellung trefflich gelungen, vorzugsweise aber fesselt uns das komische und humoristische Element in denselben. Auf diesem Gebiet, sowie eigentlich in seiner ganzen Erscheinung hat er eine große Verwandtschaft mit dem liebenswürdigen Dichter E. Mörike, der zur Schande unsrer Gegenwart noch bei weitem nicht genug anerkannt ist, während er doch andre Erfolge verdient wie Geibel und Redwitz. Kaufmann sollte überhaupt darauf bedacht sein, diese Seite seines Talentes zu entwickeln. Er wäre ganz gemacht, uns ein tüchtiges komisches Epos zu liefern.

Neben diesem Lob wollen wir aber auch die Schattenseiten nicht vergessen. Oft gelangt der Dichter mit seinem Lied und mit seiner Ballade nicht zum völligen Abschluß. So sehr wir wieder die hübsche Form und den lieblichen Klang des Verses zu loben haben, so fehlt uns doch nicht selten im ganzen die Composition und Ausführung der einen oder andern Linie und diese oder jene Farbe. Es ist ganz lobenswert, wenn der Dichter sich das Volkslied zum Muster nimmt, besonders was Stimmung und Ton angeht, aber die Totalität eines Gedichtes verlangen wir stets künstlerisch fertig und in sich geschlossen. Mag der Dilettantismus noch so reizende Dinge an das Tageslicht fördern, wir wollen, wo es die Kunst angeht, consequente Vollkommenheit. Da ist es mit den süßen Träumen und duftigen Klängen nicht genug. Je mehr aber Kaufmann den Hang dazu

hat, desto mehr müssen wir die Forderung an ihn stellen, daß er sich nicht gehen lasse.

Das Büchlein ist als Miniaturausgabe recht hübsch ausgestattet. Die unbedeutenden Lithographieen, die besonders in der Ausführung leichtsinnig sind, hätten wir dem Verleger gern erlassen, zumal da sie die Gedichte unsinnig verthuern. Dem Publikum würde es ohne Zweifel angenehm sein, auch eine Ausgabe ohne Bilder zu einem geringern Preis vorliegen zu haben.

Die Kaschmirshawls als Luxusgegenstand.

Aus „Balmathande" von Erich v. Schönberg. *

Die Kaschmirshawls sind wie bekannt Gegenstand des Luxus, und dies mehr nicht in Europa als in Asien, in Indien selbst. Der Luxus besteht aber nicht allein darin, einen schönen Shawl zu besitzen, sondern wie dies füglich bei allen Gebrauchsgegenständen und ganz besonders bei allen denen, die man an der Person selbst verwendet, auch darin, denselben neu zu besitzen, und nächstdem bei sehr reichen Leuten in einem öftern Wechsel derselben. In den europäischen Kleidungen wird man wol ganz dieselbe Reihenfolge wahrnehmen können; ein seidenes Kleid verliert an Wert, wenn es aus der ersten Hand in die zweite übergegangen ist, ein Shawl in Indien in gleicher Weise. Europäische Fabrikate sind meist durchgängig so vergänglicher Natur, daß eine selbst kurze Gebrauchszeit an denselben leicht zu erkennen, was bei den Shawls nicht der Fall ist, die durch einige Jahre mehr oder weniger n ihrem äußern Aussehen nicht nur nicht verlieren, sondern im Gegentheil an äußerm Ansehen, Glanz und Geschmeidigkeit gewinnen. Dieser Umstand bringt nun aber mancherlei Variationen in dem Preis, dem eingebildeten Wert und dem Gebrauch derselben hervor. Natürlich ist ein neuer Shawl der theuerste und wird wolfeiler, je nach dem Gebrauch im Preise geringer. Ich sagte bereits, daß die Kaschmirshawls durch den Gebrauch bis zu gewissen Grenzen an äußerm Ansehen gewännen; es ist somit die Schönheit des Ansehens ein Maßstab für den Preis des Shawls und als erste feststehende Regel ist zu setzen, daß der Preis des Shawls sich bedeutend verringert, sobald er gewaschen ist, und zwar sinkt sein Preis mit diesem Umstand wesentlich. Wir sehen somit von den reichen Leuten in Indien die Shawls ungewaschen gekauft und getragen; der ungewaschene Shawl trägt sich aber weniger angenehm, ist weniger geschmeidig und weich als der gewaschene, und so sehen wir denn hieraus wiederum als Folge hervorgehen, daß solche, die nicht darauf Wert zu legen brauchen, daß man sehe und wisse, daß sie einen neuen Shawl tragen, die Shawls waschen lassen, ehe sie dieselben in Gebrauch nehmen. Dies geschieht z. B. bei dem Maharadja des Penjabs und andern hohen Häuptern mit den Shawls, die sie selbst in Gebrauch nehmen, was, nebenbei gesagt, nicht immer die schönsten sind u. s. w. Dabei bleibt aber der ungleich größere Theil ihrer Shawls, nämlich die nicht für ihren eigenen täglichen Gebrauch bestimmt sind, ungewaschen. Eine nächst folgende Klasse, die ungewaschene Shawls trägt, macht es sich zur Regel, dieselben weich und geschmeidig zu tragen, indem nämlich die Shawls auch ungewaschen mit der Zeit jene Geschmeidigkeit und Weiche annehmen, die sie durch das Waschen sofort erlangen. Von diesen werden die Shawls, wenn dieselben nicht vorher in andere Hände und so nach Besinden in den Handel übergingen, erst dann dem Wäscher übergeben, wenn sie beschmutzt und überhaupt unreinlich geworden sind, wie denn mit der Zeit die Shawls nach Besinden öfters in die Hand des Wäschers wandern, womit ihr Wert dann mehr und mehr herabgeht. Die Farben der Shawls sind übrigens so vorzüglich, daß man an dem Glanze derselben meist weniger ihr Alter und dergleichen beurteilen kann, und dient in dem Falle ihr Muster als Erkennungszeichen, denn wenn im Ganzen die Kaschmirshawls sich durch Jahrhunderte gleich geblieben sind, so ist eine geringe Abweichung in der Mode gleichwol immer vorhanden, und diese dient dann, um ihr Alter am richtigsten für den Kenner zu bestimmen. Ich sage, daß ein gewisser Luxus mit den Kaschmirshawls im Orient getrieben wird, dies sagt mit andern Worten, daß man die Shawls, die man hat, ablegt und neue anschafft. Diese abgelegten Shawls werden je nach Besinden verkauft oder verschenkt und aus zweiter Hand verkauft, kurz, finden zeitiger oder später ihren Weg in den Handel; eine sehr große Zahl der aus dem Penjab ausgeführten Shawls gehört zu dieser Klasse und muß natürlich mit dem Waschen, was bei den, so zu sagen, neuen Shawls als einziger annährender Maßstab der Neuheit dienen kann, der Wert verringert werden. Nach Europa werden im allgemeinen Handel nur gewaschene Shawls ausgeführt und somit manches unter diesen mit Leichtigkeit untergebracht, was in Indien keinen so guten Markt finden würde.

* Leipzig, bei Brockhaus.

Feuilleton

für Literatur und Kunst.

In dem von Schnorr von Carolsfeld gegen W. Kaulbachs Gemälde an der neuen Pinakothek in München erhobenen Streit nimmt jetzt auch der Kunstkritiker Ernst Förster Partei gegen den letztern. Er erkennt die hohe Begabung Kaulbachs mit begeistertem Lob an. Daran aber knüpft er die Rüge, daß der Schöpfer so vieler. mit Recht gepriesenen Werke grade da, wo er den Trost der eignen Jugend, den Inhalt seines Lebens, die Quelle seines Glücks feiern sollte — seinem Genius den Rücken kehrt, und statt Verehrung, Freude und Dank auszusprechen und vielleicht auch feurige Kohlen zu sammeln auf manchem Haupt, statt aus dem Erlebten und Gehörten die mannigfachen poetischen Motive und erfolgreichen Ereignisse zum bedeutsamen und erfreuenden Bild zu vereinen, es vorgezogen habe, Nebensächliches in den Vorgrund zu stellen und nach allen Seiten schlechtverhüllte Kränkungen auszutheilen. „Darum sind diese Gemälde an der neuen Pinakothek großentheils nicht allein wegen ihrer falschen Auffassung und ihrer unbrechtigten satirischen Form, sondern wegen ihres gar zu schwachen, dürftigen Gehalts eine Verirrung des Genius Kaulbachs. Seine innigsten und treuesten Freunde können sie nicht anders nennen und die Geschichte wird seinen mildern Namen dafür finden."

Am 5. December wurde in München Emanuel Geibel ein Festmahl veranstaltet. Einem Bericht der neuen Münchener Zeitung darüber entnehmen wir folgendes: Der Speisesaal war festlich geschmückt und im Hintergrund prangte, von den Statuetten der hervorragendsten Dichtergenies aller Nationen umgeben, inmitte von frischem Grün die Büste des Königs. Dem Dichter zu beiden Seiten saßen die beiden Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und der Künste, die Herren Geheimerat v. Thiersch und Director v. Kaulbach. Dem König galt der erste von Herrn Dr. E. Förster, gleich allen darauffolgenden im dichterischen Gewand ausgebracht, Toast, der mit Jubelruf aufgenommen wurde. Herr Professor Dr. v. Kobell brachte den Trinkspruch auf den nun unserm Vaterland gewonnenen Dichter

aus, worauf dieser mit einem Toaste auf die Pflege der Dichtkunst an der Isar antwortete. Es wurden noch Toaste ausgebracht und gleich den vorangegangenen mit Beifall erwidert: von Herrn Maler Teichlein auf den König Ludwig, den Schöpfer einer neuen Kunstaera für Baiern nicht blos, sondern für ganz Deutschland; auf Deutschland von Herrn Professor Dr. Fr. Beck; auf Baiern von Herrn Rector Dr. Beilhack; auf Herrn Geibels Gattin von Herrn Ministerialrat Dr. v. Darenberger, dieser erwidert von dem gefeierten Dichter mit einem Toast auf die Frauen und Jungfrauen Münchens und noch viele andere.

Donna Gertrudis de Avellaneda, die spanische Georges Sand, theilt augenblicklich mit Hartzenbusch, Rubi und Breton de los Herreros die Triumfe der spanischen Bühnendichter. Hartzenbusch wurde neulich in Madrid während der Aufführung seines letzten Drama's „La ley de raza“ (das Gesetz der Race) im Triumf aus seinem Hause gezogen, um auf der Bühne des Theaters del Principe gekrönt und mit Blumen überschüttet zu werden. Gleiches widerfuhr ebendaselbst auch der Avellaneda am Abend des 20. October für ihr neuestes Lustspiel „La hija de las flores“ (die Tochter der Blumen). Es ist ein kühnes Product, sagen die spanischen Blätter, das nur die glühende Fantasie einer Frau zu schaffen vermag. Die Hauptrolle darin spielt ein junges Mädchen mit Namen Flora, einzige Tochter eines herrschaftlichen Gärtners, in der Nähe von Valencia, die auster ihrem Vater und dem Schloßkaplan kein anderes männliches Wesen je gesehen. Von ihrer zarten Kindheit an von Blumen umgeben, hält sie sich auch für eine Blume und diese für ihre Schwestern. Das Lustspiel machte im Theater del Principe 22 Abende hinter einander volle Häuser und trug seiner Verfasserin bereits gegen 6000 Piaster Tantieme ein. — Donna Gertrudis oder la Avellaneda, wie sie gewöhnlich genannt wird, ist eine der geistreichsten, wenn nicht die geistreichste der gegenwärtigen Spanierinnen. Sie ist die Wittwe eines ehemaligen Gouverneurs von Madrid und daher eine spanische „Excellenz“. Sie steht den Fünfzigen näher als den Vierzigen, soll aber noch immer eine schöne Frau sein. Wie Georges Sand hat auch sie sich über vieles hinweggesetzt. Sie trägt gern Männerkleider, besucht die Cafés und die Dichtervereine, dampft dort gleich den männlichen Gästen eine ächte Havannah, trinkt ein Gläschen Cognac nach dem Kaffee und unterscheidet sich in ihren Reden und Geberden in nichts von den Männern. In Madrid wird sie von ihren nähern Bekannten auch nicht anders genannt als la Poeta statt Poetisa. Sie beschützt und unterstützt junge Talente nach Kräften und hält, weil sie reich ist, offenes Haus für die Söhne der Musen, die ihr zu jeder Tagezeit immer willkommen sind. Will aber ein Herzog oder Graf bei ihr eingeführt sein, so beobachtet sie die größte Etikette.

Tabletten.

*** Im ungarischen Feldzuge (1695) verlor das Pferd des Prinzen von Sachsen August zwei Hufeisen. Er forderte den Schmied eines kleinen Orts auf es zu beschlagen. Dieser brachte die Hufeisen, der Prinz nahm sie ihm ab, zerbrach sie ohne alle Anstrengung und warf sie verächtlich mit den Worten zu Boden: Was für elendes Eisen habt ihr doch hier zu Lande. Der Meister und der Knecht machten große Augen, schlugen andere Eisen auf und empfingen dafür zwei Speciesthaler. Der Prinz hatte sich wieder aufgesetzt und wollte eben davonjagen, als ihn der Schmiedeknecht bat, ein Weilchen zu warten, damit er erst die Thaler probieren könne. Neugierig hält August an. Was für elendes Silber ist zu diesem Gelde! rief der Knecht eben so verächtlich, indem er jeden Species in vier Stücke zerbrach. Der erstaunte Fürst gab die doppelte Summe und nahm den Knecht in seine Dienste. Er behielt ihn indeß nicht lange, denn er fiel noch im nämlichen Feldzuge unter den Säbeln der Türken. 54.

*** Seit dem Jahr 1620 sind nicht weniger als 9,500,000 Irländer aus England, Irland und Canada nach den vereinigten Staaten ausgewandert. Von 1806 bis 1851 haben an 4,500,000 Irländer ihre Heimat verlassen, während die Zahl der irischen Auswanderer in dem Zeitraum von 1841 bis 1851 sich auf 1,500,000 belief. Im Jahr 1851 betrug die Zahl der irischen Auswanderer 257,372; auserdem bestand von 14,435 Emigranten, die in dem genannten Jahr sich von Clyde aus nach Amerika einschifften, mehr als ein Drittel aus Irländern. In London leben mehr Irländer als in Dublin, in Manchester und Salford mehr als in Cork, in Glasgow ebenso viele Irländer oder Abkömmlinge von Irländern als in Belfast. Die Zahl der in Irland geborenen Irländer, welche ihren Wohnsitz in Glasgow haben, übertrifft die der in Belfast gebornen Irländer, welche in der letztgenannten Stadt leben. Die katholische Bevölkerung Irlands verhält sich der Zahl nach zu der protestantischen ungefähr wie 5 zu 3.

*** Die sterblichen Ueberreste der Gräfin Lovelace, der Tochter Lord Byrons, wurden am 4. Dec. in der Dorfkirche von Hucknall Torkard bei Nottingham in derselben Gruft beigesetzt, in der die Gebeine des berühmten Dichters ruhen. Ein zahlreiches Trauergefolge aus London hatte sich schon am Freitag morgens in Nottingham eingefunden und schloß sich den Leidtragenden aus der nahen Newstead Abbay an. Der Examiner widmet der Verstorbenen einen kurzen aber begeisterungsvollen Nachruf, „Lady Lovelace hatte mit ihrem unsterblichen Vater ein poetisches Temperament und einen heroischen Charakter gemein. Ihr Genie, denn Genie besaß sie, war nicht poetischer, sondern metaphysischer und mathematischer Art; ihr origineller Geist beschäftigte sich vorwährend mit wissenschaftlichen Arbeiten. Mit einem männlichen Verstand vereinigte sie die zarteste Weiblichkeit, und unter ihrem mannigfachen Talenten war das musikalische besonders ausgebildet. Der oberflächliche Beobachter hätte nie geahnt, welche Geisteskraft und welches Wissen unter der Grazie ihrer zarten Erscheinung verborgen war. Sie mied alles Frivole und Gemeinplätzliche und suchte mit Eifer den Umgang alter in Kunst, Literatur und Wissenschaft hervorragenden Geister. Aus diesen Kreisen, welche sie lange betrauern werden, riß der Tod sie in der Blüte ihrer Jahre nach einem langen schmerzlichen Leiden, welches sie mit dem ihrer schönen Natur eigenen philosophischen Heroismus trug.“

*** Von Friedrich Gerstäcker erwartet man in fünf Bänden seine Weltreise; jeder Band wird einen Welttheil umfassen. Deutsch bei Cotta, englisch bei Colburne.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 14. December. (Gastdarstellung der Fräulein Sidonia Turba, vom königlichen Hoftheater zu Hannover.) Der Maurer und der Schlosser, Oper in drei Acten. Musik von Auber. Henriette: Fräulein Turba.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 299. Mittwoch, 15. December **1832.**

Victor Amadeus II.

Mitgetheilt von E. D.

(Fortsetzung.)

Kaum war del Borgo aus seinem Gesichtskreise, als Victor von einer heftigen Unruhe befallen wurde. Er schien die Blöße, die er sich soeben gegeben, zu bereuen. Er schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, denn jetzt kam ihm alles verdächtig vor. Die Marquise versuchte ihn zu besänftigen, aber um seine Heftigkeit nicht noch mehr zu reizen, sah sie sich gezwungen, zu schweigen. Er war so aufgeregt, daß er sich nicht zu Bett legte. Nach Mitternacht fuhr er plötzlich von seinem Stuhle auf und rief: Es ist geschehen — ich habe meine Wahl getroffen. Laßt augenblicklich ein Pferd satteln. Ohne ein Wort zu erwidern, gehorchte die Marquise. Er nahm seinen Kammerdiener zum Begleiter und ritt nach dem Thore der Citadelle, wo er Einlaß begehrte.

Der wachthabende Offizier erkannte den König an der Stimme, that jedoch, als wisse er nicht, wer der Einlaßfordernde sei. In aller Eile ließ er dem Baron de St. Remy die Nachricht überbringen, daß König Victor am Thore sei und Zulaß verlange. Der Baron eilte, obschon er der Botschaft keinen Glauben schenkte, an das Thor und fragte nach seinen Befehlen. „Mein Besuch gilt Euch, ich will in die Citadelle." — Der Commandant bat um Entschuldigung, daß er nicht öffnen dürfe, versicherte aber, wenn Se. Majestät etwas zu befehlen hätten, es in aller Ehrfurcht schriftlich oder mündlich entgegen nehmen zu wollen. Victor sah sich abermals in seinen Erwartungen getäuscht. Im höchsten Grade erzürnt und aufgeregt begab er sich auf den Heimweg. Er hatte gehofft, daß die von ihm selbst ernannten Offiziere ihm ohne die vorherige Genehmigung des Commandanten die Citadelle öffnen und sich ihm anschließen würden.

Sobald der Marquis del Borgo wieder in Turin angekommen war, eilte er an den Hof und verlangte den König zu sprechen. Es war in der Nacht und der König schon zur Ruhe. Der Marquis beharrte auf seinem Verlangen und eine Kammerfrau meldete der Königin das unerwartete Erscheinen del Borgo's, der dem Anschein nach eine wichtige Botschaft vorzubringen habe. Der König stand sofort auf und begab sich in sein Cabinet, wo ihn der Marquis bereits erwartete und von dem Vorfalle in Kenntniß setzte. Obwol Karl nicht sehr dadurch beunruhigt wurde, glaubte er doch keine Zeit verlieren zu dürfen, und beorderte sofort sämmtliche Staatsminister, den Erzbischof von Turin und die vornehmsten Generale an den Hof. Sobald alle versammelt waren, erzählte er ihnen das Geschehene, erklärte sich bereit, die Krone wieder in die Hände seines Vaters zu legen, wünschte indeß zuvor ihre Meinung darüber zu vernehmen. Der Erzbischof nahm es auf sich zu antworten. Er erklärte, daß niemand Ursache habe, sich über die Regierung Ihrer Majestät zu beklagen, und daß, da Victor selbst freiwillig sich der Thronwürde begeben, nur die Herrschsucht der Marquise von Spigno die Ursache dieser Intriguen sein könne; es sei sonach nach Ehre und Gewissen des Königs Pflicht, nicht zurückzutreten, damit nicht die Unterthanen dem Hochmut und Geiz dieses Weibes zum Raube würden.

Eben als man sich über die Mittel berief, die bevorstehenden Besorgnisse zu beseitigen, überbrachte ein Offizier der Citadelle einen Brief des Barons von St. Remy, welcher des Königs mitternächtlichen Besuch meldete. Diese unerwartete Nachricht verursachte große Aufregung. Es wurde unter solchen Umständen nöthig, schnelle Mittel anzuwenden, bevor der alte König eine fremde Macht zu Hülfe zu rufen vermochte. Diese Befürchtung war in der That nicht ohne Grund. Der französische Hof war nicht abgeneigt, sich in diese Zerwürfnisse zu mischen und Victor eine zahlreiche Armee zur Unterstützung zu senden. Ebenso erweckten die spanischen Kriegsrüstungen dem Turiner Hofe nicht geringe Besorgniß, da man schon davon flüsterte, daß Sardinien ein Besuch zugedacht sei. In dieser zwiefachen Bedrängniß wendete sich Karl an den österreichischen Kaiser, und fand denselben so geneigt, daß bald ein Corps kaiserlicher Truppen an der piemontesischen Grenze erschien. Der einzige Ausweg zur schnellen Abhülfe war die Gefangennehmung Victors. Der König widersetzte sich lange hartnäckig einem solchen Verfahren. Der Staatsrat bedrängte ihn mit Vorstellungen über die Notwendigkeit desselben, bis er, obwol mit so zitternder Hand, daß der Staatssecretär ihm die Feder führen mußte, den Befehl unterzeichnete. Der Generallieutnant Graf von Perouse wurde beauftragt, die Verhaftung zu vollstrecken. Zwanzig Offiziere voll Mut und Entschlossenheit wurden ihm beigegeben und eine Abtheilung Dragoner, und eine Anzahl anderer Truppen, die in aller Eile aus den umliegenden Ortschaften gezogen wurden, im ganzen dreitausend Mann, begleiteten sie. Ohne etwas von dem Vorhaben zu erfahren, brachen sie am Morgen zwischen zwei und drei Uhr nach Montcaglieri auf und besetzten, dort angekommen, in aller Stille jeden Zugang. Der Graf von Perouse nebst dem Oberstlieutnant Ritter von Solare und dem Träger des Verhaftsbefehls, dem Marquis von Ormea,* begaben sich,

* Hier weichen die Angaben der Berichterstatter jener Periode sehr von einander ab. Nur zwei von denselben, die uns dabei zur Grundlage dienen, gehen auf die Einzelnheiten der Gefangennehmung ein. Wir wollen weder den einen noch den andern der Unwahrheit beschuldigen, glauben aber, daß es für den Leser am geeignetsten sein dürfte, auf der andern Angabe, wie sie in den Anecdotes de l'Abdication du Roi de Sardaigne V. Armadée II., par le Marquis de F. (Graf 1734) enthalten ist, hier einen Platz zu gönnen und es ihm zu überlassen, welcher von den beiden Erzählungen er den meisten Glauben schenken will. „Die zwanzig Offiziere drangen unter der Anführung des Barons de Blone mit bloßen Degen in die Gemächer, zündeten Wachskerzen an und erschienen im Schlafgemach des Fürsten. Dieser, der erst in Schlaf gesunken war, erwachte von dem Lärmen, blieb aber liegen. Der Baron

gefolgt von einem Detachement Grenadiere, über die große Treppe nach den Zimmern des Grafen. Das Zimmer war von innen verschlossen. Perouse ließ dieses wie auch die übrigen mit Gewalt öffnen, bemächtigte sich des wachthabenden Kammerdieners, der im Vorzimmer schlief, und gelangte endlich in das Schlafgemach, wo sich Victor mit der Marchese befand. Die Dame, die vom Lärm zuerst erwachte, hatte kaum so viel Zeit, ein Kleid überzuwerfen und nach der Thür zu eilen. Als sie die blitzenden Waffen der Soldaten erblickte, rief sie wehklagend: O, Eure Majestät, wir sind verraten! — Zwei Offiziere ergriffen sie sogleich, führten sie in ein Seitengemach, ließen sie sich ankleiden und transportirten sie nach der piemontesischen Festung Cere. *

Indessen war weder der Lärmen noch das Geschrei der Marchese im Stande gewesen, den Grafen, der sehr fest schlief, zu erwecken. Solare demächtigte sich seines Degens, während Perouse an das Bett trat und die Vorhänge öffnete. Erschreckt fuhr Victor in die Höhe. Der Graf von Perouse theilte ihm die Botschaft mit, daß er vom König Befehl erhalten habe, ihn zu verhaften. Wer ist König? unterbrach ihn der Fürst. Ich bin Euer König und Herr, und Ihr habt keinen andern dafür zu erkennen. — Victor war ungemein erzürnt, drohte und wollte nicht aufstehen, ja als der Ritter von Solare dem Bett zu nahe kam, erhielt er einen so heftigen Tritt auf den Leib, daß er zurücktaumelte und beinahe gefallen wäre. Victor weigerte sich immer noch harnäckig aufzustehen, aber er mußte der Gewalt weichen. Mehre Offiziere hoben ihn aus dem Bett und kleideten ihn an. Er wünschte, sagte der greise Fürst, nur zwei Stunden wieder auf dem Thron zu sein, damit er die Böswichte, die seinen Sohn verführt haben, aufknüpfen lassen könne. Hierbei nannte er die Vornehmsten des Hofes.

(Fortsetzung folgt.)

Sie taugte nicht!

Aus den „Historien" von Andersen. **

Der Bürgermeister stand am offenen Fenster: er war in seinem Hemd mit Handmanschetten, mit Zuchnadel in dem Busenstreifen und außerordentlich glatt rasirt, selbstgeiger Arbeit; und doch hatte er sich einen kleinen Schnitt beigebracht, aber auf demselben klebte ein Stückchen Zeitung. Höre 'mal, du Kleiner! rief er. — Und der Kleine war kein anderer als der Sohn der armen Waschfrau, der grade am Hause vorüberging und ehrfurchtsvoll seine Mütze zog; der Schirm derselben war mitten durchgebrochen, sie war dazu eingerichtet, zusammengerollt und in die Tasche gesteckt zu werden. In seinen ärmlichen, aber reinen und außerordentlich gut geflickten Kleidern, mit schweren Holzschuhen an den Füßen, stand der Knabe da, ehrfurchtsvoll, als stände er dem König selbst gegenüber. Du bist ein guter Junge, sagte der Bürgermeister, du bist ein höflicher Knabe. Deine Mutter spült wol Wäsche unten am Flusse; dort mußt du das gewiß hinbringen, was du in der Tasche hast. Das ist ein garstig Ding mit deiner Mutter! Wie viel hat du drinnen? — Ein halbes Nößel sagte der Knabe erschrocken, mit halblauter Stimme. — Und heute Morgen bekam sie gerade ebenso viel, fuhr der Mann fort. — Nein, es war gestern! antwortete der Knabe. — Zwei halbe machen ein ganzes! — Sie taugt nicht! Es ist traurig mit der Art Leute! — Sage deiner Mutter, sie sollte sich schämen! und werde du nur nie ein Trunkenbold; aber das wirst du schon werden! Armes Kind! geh' nur! — Und der Knabe ging weiter; die Mütze behielt er in der Hand, und der Wind spielte in seinen gelben Haaren, daß die langen Büschel in die Höhe standen. Er lenkte um die Straßenecke in die kleine Gasse ein, die auf den Fluß führt, wo die Mutter im Wasser stand an der Waschbank und mit dem Schlägel die schwere Wäsche schlug. Das Wasser strömte stark, denn die Schleusen der Mühle waren aufgezogen, das Bettlacken trieb mit dem Strom und war im Begriff, die Bank umzureißen. Die Waschfrau mußte sich dagegen stämmen. — Bald wäre ich davon gesegelt! sagte sie; es ist gut, daß du kommst, denn ich habe es nötig, den Kräften ein wenig zu Hülfe zu kommen! Es ist kalt hier im Wasser; sechs Stunden stehe ich schon hier. Hast du etwas für mich? — Der Knabe zog die Flasche hervor und die Mutter setzte sie an den Mund und trank einen Schluck. — Ach, wie das wol thut! wie das wärmt! Das ist ebenso gut wie warmes Essen, und nicht so theuer! Trinke, mein Junge! Du siehst so blaß aus, es friert dich in den dünnen Kleidern! Es ist ja auch Herbst. Hu! Wie ist das Wasser kalt! Wenn ich nur nicht krank werde! Doch das werde ich nicht! Gib mir noch einen Schluck und trinke auch du, aber nur einen kleinen Tropfen, du darfst dich nicht daran gewöhnen, mein armes, gutes Kind! — Und sie ging um die Brücke herum, auf welcher der Knabe stand, und trat ans Land; das Wasser troff von der Strohmatte, die sie um den Leib gebunden, und von ihrem Rock. Ich arbeite und quäle mich, daß das Blut mir saft aus den Nägeln springt! aber ich thu' es gern, wenn ich dich nur ehrlich und rechtschaffen durchbringe, mein lieber Junge!

In diesem Augenblicke trat eine etwas ältere Frau heran, eine ärmliche Erscheinung, lahm auf dem einen Bein und mit einer gar großen falschen Locke, über dem einen blinden Auge herabhangend; das Auge sollte von der Locke bedeckt sein, aber sie machte den Fehler nur hervorstechender. Es war eine Freundin der Waschfrau, „die lahme Marthe mit der Locke" nannten sie die Nachbarn. — Du Arme, wie du arbeitest und in dem kalten Wasser stehst! Du hast wahrhaftig nötig, daß du dich ein wenig erwärmst, und doch schreien die bösen Zungen über die paar Tropfen, die du trinkst! — Und nun wähnte es nur wenige Augenblicke, so war die ganze Rede des Bürgermeisters der Waschfrau hinterbracht; denn Marthe hatte alles gehört, und es hatte sie geärgert, daß er in solcher Weise zu dem Kinde von dessen eigener Mutter und von den paar Tropfen sprach, die sie

---

* de Blone kniete am Bette nieder, eröffnete ihm seinen Befehl und ersuchte ihn, ihm ohne Zeitverlust zu folgen. Der König schien darüber bestürzt und rief im ersten Eifer: „Wartet bis es Tag ist, die Nachtluft ist mir schädlich." Der Baron de Blone bestand auf seinem Verlangen und schlug vor, daß man den Prinzen mit sammt seinem Bett nach dem bereitstehenden Wagen bringen solle. Als Victor sah, daß ihm sein Ansinnen blieb, stand er auf, legte einige Kleider an, ließ sich sodann in Betten einwickeln und forttragen. Man beobachtete dabei sorgfältig alle seine Bewegungen, denn es war bekannt, daß er in seinem Zimmer kurze Terzerole und Dolche verborgen hielt."

** Auch hier ist eine Abweichung. Die obenangeführte Quelle erzählt die Verhaftung der Marchese von Spigno folgendermaßen: „Kaum war Victor aus dem Schloß Montcaglieri gebracht, als der Baron von Montier mit einigen Soldaten in das Schlafgemach der Marchese ging, sie eilig aufstehen und sich ankleiden ließ. Er klopfte ihr dabei auf die Achsel, und sagte: „Madame, auf des Königs Befehl kündige ich Euch hiermit Eure Verhaftung an, und fordere Euch auf, mir sogleich zu folgen." Sie bat sich die Erlaubniß aus, ihren Gemal, den König, noch einmal zu sehen und zu sprechen. Sie wurde ihr verweigert. Der Baron ergriff sie sogar ziemlich derb am Arme und führte sie aus dem Zimmer, ohne ihr zu gestatten, außer ihrer Kleidung das geringste mit sich zu nehmen. Am Thor erwartete sie eine Postchaise, in welcher sie der Baron de Montier nach Sestre an der piemontesischen Grenze brachte. Unterdessen durchsuchte der Marquis d'Ormea das ganze Schloß und führte alle, mit Ausnahme des Baron von Fontrune, den Arzt Grossi und einen savoyischen Almosinier, nach der Turiner Citadelle.

*** Verlag von Lorkl in Leipzig.

zu sich nahm, und zwar weil es an diesem Tage geschehe, an welchem der Bürgermeister selbst einen großen Mittagsschmaus gab mit Wein flaschenweise! Feine Weine und starke Weine! Ein wenig über den Durst vieler Leute! aber das nennt man nicht trinken! Die taugen, aber du taugst nicht! — Ah so, er hat mit dir geredet, Kind? sagte die Waschfrau, und ihre Lippen bewegten sich zitternd: du hast eine Mutter, die nicht taugt! Vielleicht hat er recht! Aber dem Kinde sollte er es nicht sagen! Doch von dem Hause aus ist vieles über mich gekommen! — Ihr habt ja dort gebient, als noch die Eltern des Bürgermeisters am Leben waren und das Haus bewohnten; das sind viele Jahre her! Seitdem sind viele Scheffel Salz gegessen worden, und man kann schon Durst haben! und Marthe lächelte. Der Bürgermeister hat heute großen Mittag, den Gästen hätte es abgesagt werden sollen, aber es wurde zu spät, und das Essen war denn auch schon fertig. Ich habe es von dem Hausknecht. Vor einer Weile ist ein Brief gekommen, daß der jüngere Bruder in Kopenhagen gestorben ist! — Gestorben! rief die Waschfrau und wurde leichenblaß. — Ei doch! sagte Marthe. Nehmt Ihr Euch das so sehr zu Herzen? Nun, Ihr kanntet ihn von der Zeit her, als Ihr dort im Hause dientet. — Ist er todt? Er war so ein lieber, herzensguter Mann! Der Herr bekommt nicht viele seines Gleichen! Und die Thränen rollten ihr über die Wangen herab. O, mein Gott, es tanzt alles um mich herum — das ist, weil ich die Flasche leerte — das habe ich nicht vertragen können — ich fühle mich ganz unwohl! — und sie lehnte sich an die Planke. — Herr Gott! Ihr seid ganz krank, sagte die andere Frau. Seht zu, daß das wieder vorüber geht! — Nein, Ihr seid in der That ernstlich krank! Es wird am besten sein, daß ich Euch nach Hause bringe! — Aber die Wäsche dort! — Ich werde mich schon der Wäsche annehmen! ... Kommt, reicht mir Euren Arm! Der Junge kann hier bleiben und auspassen, ich werde dann wiederkommen und den Rest waschen, das ist ja nur eine Kleinigkeit! Und die Füße schwankten unter der Waschfrau. — Ich habe zu lange in dem kalten Wasser gestanden; seit heute Morgen habe ich weder Essen noch Trinken gesehen! Das Fieber steckt mir im Körper. O, Herr Jesus, hilf mir, daß ich nach Hause komme! — Mein armes Kind! — sie weinte. Auch der Knabe weinte, und bald saß er allein am Flusse bei der nassen Wäsche. Die zwei Frauen schritten nur langsam weiter, die Waschfrau schleppend, schwankend, durch das Gäßchen um die Ecke in die Straße, an dem Hause des Bürgermeisters vorüber, und grade vor demselben sank sie auf das Straßenpflaster nieder. Es sammelten sich mehre Leute; die lahme Marthe lief ins Haus nach Hülfe. Der Bürgermeister und seine Gäste traten an die Fenster. — Das ist die Waschfrau! sagte er, die hat ein wenig über den Durst getrunken; sie taugt nicht! Schade um den hübschen Knaben, den sie hat! Ich mag in der That den Jungen gern. Die Mutter taugt nicht! — Und die Waschfrau erholte sich wieder, und man führte sie in ihre armselige Wohnung, woselbst sie zu Bett gebracht wurde. Die gute Marthe kochte eine Schale warmes Bier mit Butter und Zucker; dies Medicin, glaubte sie, sei die beste, und darauf begab sie sich nach dem Fluß, spülte gar schlecht, aber meinte es gut, zog eigentlich nur die nasse Wäsche aus Land und legte sie in einen Kord.

(Schluß folgt.)

Jerome Napoleon.

Aus dem Roman: „König Jerome und sein Capri", von E. M. Oettinger.

König Jerome, ein neuer Johann ohne Land, floh nach der Hauptstadt seines kaiserlichen Bruders (26. October 1813); nach dem Pariser Frieden (30. Mai 1814) behielt er den Titel eines französischen Prinzen und sein ziemlich bedeutendes Privatvermögen. Bald darauf verließ er Frankreich. Seine Gemalin wurde auf der Reise in der Nähe von Fontainebleau durch einen räuberischen Ueberfall ihres ehemaligen Stallmeisters, Marquis v. Maubreuil, aller ihrer Diamanten und übrigen Kostbarkeiten beraubt. 1815 eilte Jerome, nachdem er sich abwechselnd in Lausanne, Gratz und Triest aufgehalten, und nachdem der Kaiser von Elba zurückgekehrt war, nach Paris, wurde Pair von Frankreich und führte in der Schlacht bei Belle-Alliance (18. Juni 1815) eine Division mit mehr Tapferkeit, als der Kaiser ihm zugetraut hatte. Jerome erhielt am rechten Arm eine Wunde. Dies war die erste und — letzte. Fünf Tage nach der zweiten Abdankung Napoleons (22. Juni 1815) verließ Jerome sein vielgeliebtes Paris und lebte als Graf von Montfort unter dem Schutz seines Schwiegervaters zu Etwangen in Württemberg. Nach dem plötzlich erfolgten Tod König Friedrichs (30. October 1816) begab sich der Graf von Montfort mit seiner Gemalin nach Oesterreich. Hier kaufte er die Herrschaften Wald bei St. Pölten, Krainburg und Schönau bei Wien. 1822 befand sich der Exkönig von Westfalen in so peinlicher Geldverlegenheit, daß seine Gemalin Katharina sich mit einem Bittgesuch an den Kaiser von Rußland wendete. Der ritterliche Alexander machte ihr ein Geschenk von 150,000 Gulden C. M. und verlieh ihr außerdem ein Jahrgehalt von 25,000 Papierrubin. Katharina von Württemberg (geboren am 21. Februar 1782) starb in einem Alter von 52 Jahren, im 28sten ihrer später ziemlich glücklichen Ehe, am 28. October 1835 zu Lausanne. Ihre Leiche ward in Gegenwart ihres Gemals in Ludwigsburg (bei Stuttgart) beigesetzt. Außer ihrer Tochter Mathilde (der geschiedenen Gemalin des russischen Grafen Anatole Demidoff) hatte sie ihrem Gatten noch zwei Söhne geschenkt, Hieronymus und Napoleon. Dreizehn Jahre nach Katharinens Tod, bald nach der Februarrevolution erhielten durch Decret der provisorischen Regierung vom 11. October 1848 sämmtliche Napoleoniden (von der Dynastie Bourbon und Orleans durch die Decrete vom 12. Januar 1816 und 10. April 1832 aus Frankreich verbannt) die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Am 10. December 1848 wurde der Neffe König Jerome's, Ludwig Napoleon Bonaparte, der Sohn der ehemaligen Königin Hortense von Holland, zum Präsidenten der Republik ernannt. Der Neffe erhob seinen Onkel am 23. December 1848 als Divisionsgeneral zum Gouverneur der Invaliden und am 1. Januar 1850 zum Marschall von Frankreich. Nach dem Gelingen des Staatsstreichs vom 2. December 1851 wurde der Marschall Jerome Bonaparte zum Präsidenten des neuernannten Senats gemacht. Als solcher eröffnete er am 30. März 1852 die Sitzungen dieses Senats mit einer Rede, in welcher er den Sieg seines Neffen dem Zauber, der dem Namen Napoleon innewohne, zuschrieb, und sich, den jüngsten und letzten Bruder des unsterblichen Kaisers, als den „vermittelnden Ring" bezeichnete, „der von der Vorsehung auserkoren sei, die glorreiche Vergangenheit mit der nicht minder ruhmwürdigen Gegenwart Frankreichs zu verbinden." Jerome hat seine vier Brüder, seine drei Schwestern und außerdem sämmtliche Personen seines früheren Hofstaates überlebt. Der Kaiser starb am 5. Mai 1821, 52 Jahre alt, auf St. Helena. Ihm folgte Lucian Bonaparte,

Prinz von Canino, der am 28. Juni 1840, im 68sten Jahre zu Viterbo starb. Am 28. Juli 1844 starb Josef, Graf v. Survilliers, 77 Jahre alt, auf seinem Landgut bei Florenz. Ihm folgte Ludwig, Graf von St. Leu, der Vater des Prinz-Präsidenten der Republik, der am 25. Juli 1846 im 67sten Jahre zu Livorno starb. Von den drei Schwestern Jerome's starb Elise Fürstin Bacciochi als Gräfin von Compignano am 5. August 1820 zu Bologna; Marie Pauline Fürstin Borghese am 9. Juni 1825 zu Rom, und Karoline Annociade, die Gemalin Joachim Murat's, als Gräfin von Lipano im Jahr 1838 zu Florenz. Von Jerome's sieben Geschwistern starben drei am Magenkrebs, Napoleon, Lucian und Karoline; Jerome, an der Grenze der Siebziger, denkt jetzt häufiger als je an die glücklichen Zeiten von 1808 bis 1812 zurück, wo er König von Westfalen war. Sein Capri (Wilhelmshöhe bei Kassel) kann er nicht vergessen.

Das Künstlerjubiläum der Fräulein Lindner

im Stadttheater, am 13. December.

(Frankfurt.)

Du aber, Krone dieses Hauses,
Mit deinem schönen, reichen Walten,
Dem klaren Geist, der warmen Seele,
Du bleibst uns lange noch erhalten!

Es war eine schöne und seltene Feier, die gestern Abend im Schauspielhaus begangen wurde. In heller Beleuchtung strahlte der Saal und alle Räume waren von Zuschauern überfüllt, die Zeugen und Theilnehmer an den Huldigungen sein wollten, welche man einer großen Meisterin der Kunst, einem seltenen Liebling des Publikums bereitete. Sogar der Orchesterraum war für Zuschauerplätze in Anspruch genommen; aber das Haus erwies sich dennoch zu klein für die Menge derer, welche in Fräulein Karoline Lindner eine der größten deutschen Schauspielerinnen ehren und bewundern, und viele mußten auf den Genuß verzichten, dem Feste beizuwohnen.

Seitdem Fräulein Lindner vor nun fünfzig Jahren als ein Kind, welches kaum ebenso viele Monden zählte, zum erstenmal die Bühne betrat, haben dramatische Literatur und Kunst in Deutschland ein ebenso wechselvolles wie bedeutsames Stück ihrer Geschichte durchgelebt. Aber wie mannigfach die Richtungen waren, welche in diese Zeit fallen, wie großartig die einen und wie ehrenvoll wenn auch nicht erfolgreich die andern Bestrebungen, ein deutsches Nationaltheater zu schaffen, wie es Goethe, Schiller und Immermann sich dachten und anbauten, wie anerkennenswert alle Ratschläge und neuere Versuche, wenigstens der Zukunft zu schaffen, was die Gegenwart noch vermißt, weil es die Vergangenheit vergebens erstrebt hat, — so vermochten weder Wort noch That dem Verfall der deutschen Bühne, wie wir ihn heute noch erblicken, Einhalt zu thun. Ob den vier süddeutschen Hoftheatern ihr ernstes Wollen gelingen und ob dann ihr Beispiel regenerirend und reformirend auf die gesammte deutsche Bühne zurückwirken wird, darüber kann erst die Zukunft entscheiden. Einstweilen wird bei der Mehrzahl der Wunsch größer sein als die Hoffnung auf solches Besserwerden.

Die Reformation des deutschen Theaters wird allerdings mit abhängig sein von befruchtender Erkräftigung und neuen Richtungen der dramatischen Literatur und von einer gründlichen Veredlung des allgemeinen Geschmacks; aber ganz gewiß nicht weniger, was auch die heutigen Darsteller dagegen sagen mögen, von einem Aufgeben der jetzt üblichen Art des, wie si es selber nennen, „Komödienspielens" und der Rückkehr zu jenem einfachen, schlichten, natur- und lebenswahren Darstellen, welches die alte Schauspielerschule auszeichnet. Unsere Lindner zählt noch zu den Repräsentanten dieser Schule; durch alle Wechsel der Zeiten und Verhältnisse hindurch ist sie ihr treu und darum auch so groß geblieben bis auf den heutigen Tag. Daß die moderne Art der darstellenden Kunst ihren Trägern bis in späte Tage so treu und ausgiebig bleiben werde, darf man nach allen bisher gemachten Erfahrungen bezweifeln. Aber auch noch in einem andern Sinn nennt Frankfurt mit Freude und Stolz Fräulein Lindner die Seinige: sie ist auch dieser Stadt und ihrer Bühne treu geblieben seit nahezu siebenunddreißig Jahren. Was die jubelfeiernde Künstlerin selbst, als sie gestern bei ihrem ersten Auftreten stürmisch empfangen wurde, mit Worten des Dankes über dieses Verhältniß zum Publikum sprach, war liebenswerte Bescheidenheit. Ihre Margarete in Iffland's „Hagestolzen" ließ vollständig die lange Zeit vergessen, welche zwischen heute und jenen Tagen liegt, da sie mit dieser Rolle einen der Grundsteine ihres gegenwärtigen Ruhmes legte: frisch, jung, naiv, schelmisch, mit einzelnen Momenten von hinreißender Wirkung; Beifall und Hervorrufe wurden stürmisch gespendet, Blumensträuße und Kränze fielen auf die Bühne nieder. Wenn man nach dieser Margarete die Lindner eine deutsche Mars genannt hat, so war man im Recht. Uebrigens hat sich das Stück mit seiner Sentimentalität überlebt: dieses Gefühl vermochte aller Fleiß der Darsteller, welche neben der Jubilarin wirkten, nicht zu überwinden. — Den „Hagestolzen" folgte Töpfers „Herrmann und Dorothea", in welchem Drama Fräulein Lindner die Frau des alten Feldern mit längst anerkannter Meisterschaft spielt. Welcher Unterschied zwischen dieser alten, geschäftigen, klugen, sorgensvohen Hausfrau und jenem jungen, einfältigen Bauernkind: daran erweist sich so recht die Kunstgröße der Lindner. Neben ihr glänzte, sie redlich unterstützend, Herr Meck in der Rolle des alten Feldern und wurde nach dem zweiten Act mit der Jubilarin gerufen. Aber auch die übrigen Mitwirkenden, Herr Schneider und Fräulein Janauschek voran, trugen zum schönen Gelingen des Abends bei. Der langen Reihe von Huldigungen, die das Publikum der Zubelfeiernden spendete, schloß sich nach der Vorstellung eine von den Mitgliedern der Bühne schön veranstaltete Feier an. Sie stellten sich im weiten Halbkreis, die beiden Directoren an der Spitze, hinter der Jubilarin auf, die Damen zu ihrer linken, die Herren zu ihrer rechten Seite. Die Herren Reger und Schneider traten dann zu ihr heran und richteten, der eine im Namen des Trauerspiels, der andere im Namen des Lustspiels poetische Ansprachen an die Jubilarin; ihnen folgte zuletzt Fräulein Janauschek und drückte den von Herrn Hassel auf einem roten Sammtkissen bereit gehaltenen silbernen Vorbeerkranz, welchen die Mitglieder der Bühne der Jubilarin gestiftet, dieser mit feiernden Worten auf die Stirne. Mächtig ergriffen von solchen Huldigungen und Beweisen der Liebe und Verehrung war Fräulein Lindner auf den Stuhl niedergesunken. Schon vorher hatte sie tiefe Rührung dem Publikum gegenüber nicht mehr Worte finden lassen. — Unter rauschendem Beifall fiel der Vorhang und schloß den unvergeßlichen Abend. E. S.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 15. December. (Gastdarstellung des Herrn Reichel.) Martha, oder: „Der Markt zu Richmond", Oper in vier Abtheilungen von W. Friedrich. Musik von Flotow. Lyonel: Herr Reichel.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 300. Donnerstag, **16. December 1852.**

Victor Amadeus II.

Mitgetheilt von E. D.

(Fortsetzung.)

Während des Aufenthaltes zeigte er sich fortwährend haßsüchtig, rauh und heftig; als er aber, von den Offizieren unterrichtet, durch das Vorzimmer schritt und dieses sowie alle übrigen Räume mit Militär stark besetzt sah, schien er bestürzt zu werden. Das Militär selbst hatte diesen Ausgang nicht erwartet und begann darüber zu murren, daß es zur Verhaftung seines frühern Oberherrn verwendet werden sollte.

Dem Grafen Verrue entgingen diese mißdeutenden Zeichen nicht, und weil er besorgte, daß die Anhänglichkeit an den alten Fürsten wie der Unwille über seine Gefangennehmung, deren Ursache und Nothwendigkeit ihnen allerdings vollkommen unbekannt war, das Unternehmen scheitern machen könnten, trat er entschlossen vor und gebot bei Lebensstrafe auf Befehl des Königs Ruhe und Gehorsam. Des alten Fürsten Lieblingsstreppen, die Dragoner, erwarteten ihn im Hofe; ihre Gegenwart schien ihn fast zu erpressen und er wollte sie anreden, allein man hinderte ihn daran und forderte ihn auf, in die Kutsche zu steigen. Der Graf von Verrüle und der Ritter Solare wollten neben ihm Platz nehmen; er widersetzte sich dem energisch mit Händen und Füßen und nöthigte sie so nebenher zu reiten.

Bevor die Cavalkade ihren Marsch antrat, verlangte er seine Gemalin, seine Päpiere und seine Tabaksdose, man bewilligte ihm nur die letztere. Die Reise ging unter starker Fackelbeleuchtung nach Rivoli. Das Lustschloß Rivoli ist nur drei Stunden von Turin entfernt und einer der schönsten Aufenthaltsorte, die man sich wünschen kann. Es liegt auf einer ziemlichen Anhöhe und eine herrliche schnurgrade mit Bäumen besetzte Straße führt hinauf. Die Aussicht aus den Fenstern des Schlosses ist entzückend. Man überblickt eine Menge von Weinbergen und Landhäusern, zwischen welchen sich die Flüsse Po, Dora Riveira und Stura hinschlängeln; Turin und seine Citadelle breiten sich in der Ebene aus; das hochgelegene Kapuzinerkloster, die Stadt Rivoli und die auf einem hohen Berge sich erhebende Kirche Superga, die ihre Entstehung einem Gelübde Victors bei der Belagerung von Turin verdankt, entzücken das Auge des Beschauers. Das Ganze wird theils von den hohen Schneegebirgen der Alpen, theils von in blauen Duft gehüllten Weinbergen begrenzt. Soviel von dem Orte, an welchem Victor nun als Gefangener leben sollte.

Der Prinz hielt noch immer nicht die Sache für sehr ernstlich; er verlangte nach Savoyen zurückzukehren; es wurde ihm abgeschlagen. Das Schloß wurde scharf mit Wachen besetzt, die nur diejenigen einlassen durften, welche die eigenhändige Erlaubniß Karls vorzeigten. Weder Feder, Tinte, noch Papier gestattete man dem Gefangenen. Am nächsten Tag verwahrte man die Fenster mit eisernen Gittern und doppelten Fensterrahmen. Als Victor den damit beschäftigten Arbeiter fragte, was er machen wolle, antwortete dieser: Ich will Ihnen Doppelfenster machen, damit Sie diesen Winter von der Kälte verschont bleiben. — Ei, du Flegel! erwiderte der Fürst, denkst du, daß ich den ganzen Winter hier zubringen soll? So hoffte Victor immer noch auf einen günstigeren Ausgang; diese Hoffnung mußte ihm aber schwinden, als er die Zurüstungen sah, denn in der That wurde das Schloß zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft eingerichtet und die Zugänge mit Pallisaden verwahrt. Uebrigens erwies man dem Gefangenen alle Ehrerbietung, ja die Ritter von Solare und zwei Capitäne, denen die Ueberwachung anvertraut war, spielten häufig mit ihm Billard.

Von seinen Untergebenen wurden nur wenige bestraft. Die beiden Astrologen Victors, ohne deren Rat der alte König selten ein Unternehmen begann, wurden nach der Citadelle gebracht. Mehre von den anfangs Eingezogenen setzte man später wieder in Freiheit. Der Präsident des Rats zu Chambery, Graf von St. George, der Schwager der Marchese von Spigno, von dem man nicht mit Unrecht glaubte, daß er ein Theilnehmer gewesen sei, mußte ebenfalls in die Turiner Festung wandern. Der Graf von Luminane, Bruder der Marchese, erhielt wegen seines aufrichtigen Bekenntnisses Verzeihung. Der Sohn der Marchese, der als Fähndrich bei der Leibwache diente, zog sich, obwol er ohne alle Schuld war, besorgt vom Hofe zurück, erschien indeß, nachdem man ihm versichert hatte, daß man die Schuld seiner Mutter ihn nicht entgelten lassen werde, wieder.

Nachdem die Sache so weit gediehen war, hielt man es für angemessen, die europäischen Höfe von diesen Vorfällen in Kenntniß zu setzen. Es wurde demnach ein Manifest abgefaßt und an alle auswärtigen Höfe geschickt, in welchem man ihnen anzeigte, daß die letzte Krankheit des Königs eine so große Abnahme des Verstandes und der Geistesfähigkeiten bewirkt, daß das Staatswol eine solche Maßregel erfordert habe. Ueberdies habe der Hochmut und die Herrschsucht der Marchese v. Spigno dem Lande großen Schaden zuzufügen gedroht, und es sei vor allem nöthig gewesen, sich ihrer Person zu versichern.

Der König von Frankreich machte zwar Miene, sich des alten Königs anzunehmen; zweitausend Mann marschirten an die Grenzen der Dauphine, um erforderlichen Falls in Savoyen einzufallen; das Bündniß, das Karl mit dem Kaiser von Oesterreich gegen Frankreichs Angriffe schloß, mochte indeß diesem nicht gleichgiltig sein, denn die Expedition unterblieb.

Das Schicksal hatte Victor nicht lange für die Gefangenschaft aufbewahrt. Seine Gesundheit begann zu schwanken und er glaubte die Annäherung seines Endes zu fühlen. Er söhnte sich daher mit seinem Sohn aus * und setzte ein Testament auf, in welchem er ihn aufforderte, mit Frankreich und Spanien in

* Büchercabinet Th. 29. S. 1486.

Freundschaft zu leben, die Zwistigkeiten mit dem Papst beizulegen, das Ansehen seiner Souveränetät zu bewahren und den Rat seiner Minister nicht unbeachtet zu lassen.

Der alte König starb am 31. October des Jahres 1732 im siebenundsechzigsten Jahre seines Lebens. Es wird behauptet, daß er bereits am 16. d. M. mit Tod abgegangen sei, man habe dies aber besonderer Ursachen willen bis zum 31. geheim gehalten. Welcher Art die Krankheit war, die seinen Tod herbeiführte, ob sie auf natürliche Weise entstand, ob sie eine gewaltsame war, ist bis heutigen Tages unergründet geblieben.

Die Marchese bezeigte sich während ihrer Gefangenschaft äußerst niedergeschlagen und nahm außer Suppe, die sie sich selbst bereitete, nur wenig Nahrung zu sich. Nach dem Ableben ihres Gemals brachte man sie nach einem Nonnenkloster zu Fignarolo, wo sie ihre Tage beschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Sie taugte nicht!

Aus den „Historien" von Andersen.

(Schluß.)

Gegen Abend saß die Marthe in dem ärmlichen Stübchen bei der Waschfrau. Einige geröstete Kartoffeln und ein schönes fettes Stück Schinken hatte die Köchin des Bürgermeisters ihr für die Kranke gegeben; daran thaten Marthe und der Knabe sich gütlich; die Kranke erfreute sich an dem Geruch; derselbe sei sehr nahrhaft, meinte sie. Und der Knabe wurde zu Bett gebracht, in dasselbe, in welchem die Mutter lag; aber er hatte seinen Platz quer zu ihren Füßen und deckte sich mit einer alten Fußdecke zu, die von blauen und roten Streifen zusammengenäht war. Und mit der Waschfrau ging es ein wenig besser; das warme Bier hatte sie gestärkt und der Geruch des feinen Essens ihr wol gethan. Habe Dank, du gute Seele! sagte sie zu Marthe. Ich will dir auch alles erzählen, wenn der Knabe schläft! Ich glaube, er thut es schon. Wie süß und fromm er aussieht, so wie er dort mit geschlossenen Augen liegt! Er weiß nicht, wie es um seine Mutter steht; Gott gebe, daß er es nie erfahre! — Ich diente bei dem Kammerrat, bei den Eltern des Bürgermeisters; es traf sich nun so, daß der jüngste der Söhne, der Student, nach Hause kam; damals war ich jung, ein wildes Mädchen, aber ehrbar, das darf ich im Angesichte Gottes sagen! — sagte die Waschfrau — der Student war lustig und guter Dinge, so lieb und brav! Jeder Blutstropfen in ihm war gut und rechtschaffen; ein besserer Mensch ist nicht auf Erden gewesen. Er war Sohn im Hause, ich nur Magd, aber wir liebten uns, in Zucht und Ehren; ein Kuß ist keine Sünde, wenn man sich recht liebt. Und er sagte es seiner Mutter; sie war ihm als der liebe Herrgott hier auf Erden! Und sie war so klug, so liebevoll! — Er reiste ab, und seinen goldenen Ring steckte er mir an den Finger; und als er wol aus dem Hause war, rief meine Herrin mich vor sich. Ernst und doch so milde trat sie mir gegenüber und sprach, als wäre es Gott selbst, welcher redete; sie machte mir den Abstand klar zwischen ihm und mir, im Geist und in der Wahrheit. Jetzt sieht er darauf, wie gut du aussiehst, aber das Aussehen wird vergehen! Du bist nicht erzogen wie er, ihr reicht nicht an einander im Reiche des Geistes, und darin liegt das Unglück. Ich achte den Armen — sagte sie, — bei Gott dürfte er einen höheren Platz als mancher Reiche einnehmen; aber hier auf Erden muß man sich hüten, in ein falsches Geleis zu geraten, wenn man vorwärts fährt, sonst schlägt der Wagen um, und ihr beiden werdet umschlagen! Ich weiß, daß ein braver Mann, ein Handwerker, um dich angehalten hat, ich meine Erich, den Handschuhmacher; er ist Wittwer, hat keine Kinder, steht sich gut; überlege dir das! Jedes Wort, das sie sagte, schnitt wie Messer in mein Herz, aber die Frau hatte recht! und das lastete schwer auf mir! — Ich küßte ihre Hand und weinte bittere Thränen, und weinte noch mehr, als ich in meine Kammer kam und mich auf mein Bett warf. Es war eine schwere Nacht, die jetzt folgte; Gott weiß es, was ich litt und stritt. Sonntags darauf ging ich zum Tische des Herrn, damit mir Licht werde. Es war wie eine Schickung; indem ich aus der Kirche trat, kam mir Erich entgegen. Und nun blieb kein Zweifel mehr in meiner Seele; wir paßten für einander im Stande und in Verhältnissen, ja er war sogar ein wolhabender Mann; und ich trat denn auch auf ihn zu, nahm seine Hand und sagte: Ist dein Sinn noch zu mir? — Ja, ewig und immer! sagte er. — Willst du ein Mädchen nehmen, das dich achtet und ehrt, aber nicht liebt — doch das kann wol kommen! — Das wird kommen! sagte er, und darauf gaben wir einander die Hand. Ich ging nach Hause zu meiner Herrin: den goldenen Ring, den mir der Sohn gegeben, trug ich an meinem Herzen, ich konnte ihn nicht am Tage, nur jeden Abend an den Finger stecken, wenn ich mich niederlegte. Ich küßte den Ring, daß mir die Lippen bluteten, und darauf gab ich ihn meiner Herrin und sagte ihr, daß das Aufgebot für mich und den Handschuhmacher künftige Woche erfolgen werde. Alsdann umarmte meine Herrin mich und küßte mich — sie sagte nicht, daß ich nichts tauge; allein damals war ich vielleicht auch besser, obwol ich noch nicht so von der Not dieser Welt heimgesucht worden war. Und so war die Hochzeit zur Lichtmesse; und im ersten Jahr ging es gut: wir hatten einen Gesellen und einen Lehrburschen, und du, Marthe, dientest bei uns. — O, Ihr waret eine liebe, gute Hausmutter! sagte Marthe, nie vergesse ich es, wie gütig Ihr und Euer Mann waret! — Ja, das waren die guten Jahre damals, als du bei uns warst! Kinder hatten wir noch nicht. — Den Studenten sah ich nie! — Doch! ich sah ihn, aber er sah mich nicht. Er war hier zur Beerdigung seiner Mutter. Ich sah ihn am Grabe stehen, er war leichenblaß und sehr betrübt, aber das war um die Mutter; später als der Vater starb, war er in fremden Landen und kam nicht wieder hierher. Er heiratete nie, das weiß ich; — er wurde Advocat, glaube ich! — mich hatte er vergessen, und wenn er mich auch gesehen, er hätte mich doch gewiß nicht wieder erkannt, so garstig ich aussehe. Und das ist ja auch sehr gut! Und sie sprach von den schweren Tagen der Prüfung und erzählte, wie das Unglück gleichsam auf sie hereinstürzte. Sie besaßen fünfhundert Thaler, und weil grade in der Straße ein Haus für zweihundert zu kaufen war und es sich lohnen würde, es abzutragen und ein neues zu bauen, so wurde es gekauft. Der Maurer und Zimmermeister machten den Ueberschlag, und der neue Bau sollte zehnhundert und zwanzig kosten. Credit hatte Erich, das Geld lieh er sich in der Hauptstadt, aber — der Schiffer, der es bringen sollte, scheiterte und das Geld mit ihm. Um diese Zeit brachte ich meinen lieben süßen Knaben, der dort schläft, zur Welt. Mein Mann fiel in eine schwere, langwierige Krankheit, drei Vierteljahre mußte ich ihn anziehen. Es ging ganz mit uns zurück, wir liehen und liehen. Alles, was wir hatten, ging darauf, und der Vater starb uns! Ich habe gearbeitet, gestritten und gestrebt, des Kindes wegen: Treppen gescheuert, Linnen gewaschen, grobes und feines, aber ich soll es nicht besser haben, es ist so Gottes Wille! Doch er wird mich schon zu sich nehmen, und auch den Knaben nicht verlassen! Und sie schlief ein.

Gegen Morgen fühlte sie sich gestärkt und kräftig genug, wie sie glaubte, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Sie war grade aufs neue in das kalte Wasser hinausgetreten, da ergriff sie ein

Zittern, eine Ohnmacht; krampfhaft griff sie mit der Hand in die Luft, that einen Schritt und fiel um. Der Kopf lag auf dem trocknen Lande, aber die Füße im Fluß; ihre hölzerne Schuhe, die sie anbehalten hatte — in jedem war ein Strohwisch — trieben mit dem Strome; so fand Marthe sie, als sie ihr den Kaffee bringen wollte.

Vom Bürgermeister war unterdessen ein Bote zu ihr ins Haus abgesendet worden, sie möge sogleich zu ihm kommen, er habe ihr etwas zu sagen. Es war zu spät! Ein Barbier wurde geholt, um einen Aderlaß vorzunehmen; die Waschfrau war todt. — Sie hat sich todt getrunken! sagte der Bürgermeister.

In dem Brief, der die Nachricht vom Tode des Bruders brachte, war der Inhalt des Testaments angegeben, und demnach seien sechshundert Thaler der Handschuhmacherwittwe vermacht, die einst seinen Eltern gedient habe. Nach bestem Ermessen sollte das Geld in größeren oder kleineren Theilen ihr oder ihrem Kinde verabreicht werden. — Da ist so ein Milchmasch zwischen meinem Bruder und ihr gewesen, sagte der Bürgermeister. Es ist gut, daß sie weg ist; der Knabe bekommt jetzt das Ganze, und ich werde ihn bei braven Leuten unterbringen; es kann ein tüchtiger Handwerker aus ihm werden! — Und in diese Worte legte der liebe Gott seinen Segen. Und der Bürgermeister ließ den Knaben kommen, versprach sich seiner annehmen zu wollen, und fügte noch hinzu, wie gut es sei, daß seine Mutter gestorben, — sie taugte nicht!

Auf den Kirchhof trug man sie, auf den Kirchhof der Armen. Marthe streute Sand auf das Grab und pflanzte einen kleinen Rosenstrauch darauf; der Knabe stand neben ihr. Meine süße Mutter! sagte er, und seine Thränen flossen. Ist es denn wahr: — taugte sie nicht? — Ja, sie taugte! sagte die alte Magd und blickte zum Himmel. Ich weiß es seit vielen Jahren und seit der letzten Nacht. Ich sage dir, sie taugte, und Gott im Himmel sagt es auch, laß' die Welt nur sagen: Sie taugte nicht!

Aus Frankfurts Vergangenheit.

Mitgetheilt von *p.*

III.

Eintheilung der Stadt und Bürgerbewaffnung.

Bis zum Jahr 1614 hatte die Stadt keine andere Eintheilung als in die Altstadt, die Neustadt und Sachsenhausen, von denen wieder die Altstadt in Ober- und Niederstadt, die Neustadt aber in die östliche und westliche zerfiel. Die Altstadt, welche noch im Jahr 1445 durch Mauern, feste Thürme und Graben von dem übrigen Theile der Stadt getrennt war, erstreckte sich vom Dominikanerkloster bis in die Gegend des jetzigen Untermainquais und vom Main bis zur Liebfrauenkirche. Der von der Neuen Kräme an mainabwärts liegende Theil hieß die Niederstadt; der mainaufwärts liegende Theil die Oberstadt. Die Neustadt dehnte sich von der Allerheiligengasse bis zum Roßmarkt aus und wurde von der Schlimmauer in die westliche und östliche geschieden. Noch im Jahr 1577 lag der größte Theil der Neustadt öde und erst einige Jahre später wurde die dem Kirchhof gegenüberliegende Seite der Schäfergasse und die nördliche Seite der Zeil angebaut.

In den früheren Zeiten bis gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war die bewaffnete Bürgerschaft nach diesen Stadttheilen eingetheilt. Der ältere Bürgermeister commandirte in der Oberstadt, der jüngere in der Niederstadt, während die Neustadt unter einzelnen Hauptleuten stand. In Sachsenhausen befehligte der Oberstrichter und die gesammte Reiterei wurde von dem Stadtschultheißen geführt. Gegen das Jahr 1520 wurde eine andere Eintheilung in Fähnlein und Rotten unter kriegsgeübten und besoldeten Hauptleuten eingeführt, welche Eintheilung jedoch dann nicht mehr genügte, als es den Bürgern erlaubt war, sich nach Belieben einer Rotte ohne Rücksicht auf den Stadtbezirk anschließen zu dürfen. Als man das gänzlich ungeeignete dieser Eintheilung besonders während der Fettmilch'schen Unruhen (1612 bis 1616) wahrnahm, wurde die Stadt durch Rathsbeschluß vom 25. October 1614 in sechzehn Quartiere eingetheilt. Die waffenfähige Mannschaft eines jeden Quartiers bildete eine Compagnie unter Führung eines Capitäns, Leutnants und Fähndrichs, jede Compagnie war wieder in Rotten — die männlichen Bewohner von zehn Häusern bildeten eine Rotte — unter Rottmeistern getheilt. — Später wurde die Stadt in zwölf und Sachsenhausen in zwei Quartiere (Ober- und Unter-Reuser) eingetheilt. Die einzelnen Häuser wurden nach dem auf ihrer Vorderseite gemalten Schild, oft die seltsamsten Dinge vorstellend, benannt, eine Einrichtung, welche geeignet war, die größten Verwirrungen herbeizuführen. Erst im Jahr 1759 bei Gelegenheit der französischen Einquartierung wurde die Bezeichnung der Quartiere nach Buchstaben und der einzelnen Häuser nach Zahlen eingeführt. Als sich diese Bezeichnung für die Dauer als ungenügend erwies und namentlich durch die rasche Vergrößerung der Stadt in grenzenlose Verwirrung gerathen war, wurde vor einigen Jahren eine neue und einfache Numerirung der Häuser vorgenommen.

Die Bürgerbewaffnung von vierzehn Compagnien, aus welchen eine Compagnie bürgerlicher Konstabler gezogen worden, und welche im Jahr 1692 mit drei Schwadronen Cavallerie vermehrt worden war, bestand bis zur Zeit der fürstlichen Regierung (1806 bis 1813), unter welcher eine Nationalgarde organisirt wurde. Nach Auflösung derselben wurde im Jahr 1814 ein Landsturm gebildet, der im Jahr 1817 in eine Landwehr von vier Regimentern Infanterie, einer Escadron Reiterei und einer Batterie, und im Jahr 1822 in die gesetzlich noch bestehende Stadtwehr umgebildet wurde.

Da schmälen sie das Leben aus!

Von Otto Roquette. *

Da schmälen sie das Leben aus,
Da schmähen sie die Welt;
Das ist ein Jammer und ein Graus,
Wenn Zwei sich so gesellt:
„Das Herz ist todt, das Herz ist todt,
Das Leben ist voll Gram und Noth!“
Ich aber sind' das Leben schön,
So recht von Herzen schön!

Es fällt wol in die Rosenpracht
Ein Schauer schwer und kalt,
Doch ob es weitert über Nacht,
So kommt der Morgen bald.
Dann glänzt in Tropfen ohne Zahl
Des Segens lichter Freudenstrahl;
Die Welt, sie wird nur doppelt schön,
So recht von Herzen schön!

* Aus dem soeben im J. G. Cotta'schen Verlag erschienenen „Liederbuch“ von Otto Roquette.

Es blüt noch Jugend auf der Welt,
Und Fröhling auf der Erd',
Und wem die Jugend nicht gefällt,
Ist nicht des Fröhlings wert.
Drum wer das Leben kann verschrein,
Der muß ein Pfaff und Träumer sein.
Ich aber find' das Leben schön,
So recht von Herzen schön!

Tabletten.

*** Wer jemals in Dippoldiswalde gewesen ist, hat auch sicherlich von dem Tartarengrab dort gehört. Mustapha Sukkiewicz, aus der Tartarei gebürtig, diente im siebenjährigen Kriege als Premierleutnant unter den österreichischen Ulanen. Seine in allen Schlachten bewiesene Tapferkeit hatte ihm die Achtung und Zuneigung aller, die ihn kannten, erworben. In einem Gefecht mit den Preußen bei Reichsthal traf ihn eine feindliche Kugel. Der Schwerverwundete erholte sich wieder etwas, starb aber einige Zeit darauf bei Dippoldiswalde an den Folgen seiner Wunde. Seine Freunde erkauften an der Straße nach Dresden einen Begräbnißplatz, beerdigten ihn nach der Sitte seines Landes und errichteten ihm ein Monument; eine Pyramide, deren Gipfel ein Turban krönte. Das Landvolk, in der Meinung, daß Schätze darunter verborgen seien, unterwühlte den Boden und ehe noch sechzehn Jahre vergangen waren, brach der Bau während eines heftigen Sturmes zusammen. Dasselbe Regiment, welches ihm in seinem letzten Kampf gegenüber gestanden und aus dessen Reihen er den Tod empfangen, ehrte die Tapferkeit des Feindes dadurch, daß es unter sich die Kosten zu einem neuen Denkmal zusammenbrachte. Ein befiederter Helm, umgeben von den Insignien des Kriegs auf einem einfachen Sandsteinquader ziert jetzt den Hügel und die Inschrift erzählt dem Besucher, wie der Feind dem Heldenmut des Gegners Gerechtigkeit widerfahren ließ. 54.

*** Eine Goldfischerei-Expedition ist am 4. November von Boston nach der Nordküste Südamerikas abgegangen. Eine Gesellschaft von Abenteurern außerordentlich unternehmender Art geht dorthin in der Absicht, aus dem Wrack des spanischen Schiffs „San Pietro", welches vor mehr als einem Jahrhundert vor Venezuela verunglückte, Silberschätze zu fischen, und ist mit der dazu erforderlichen Maschinerie reichlich versehen. Dieses von der spanischen Regierung abgesandte Schiff soll 9 Millionen Piaster zur Auszahlung der Löhnung der Truppen in den damaligen spanischen Besitzungen der neuen Welt an Bord gehabt haben. Vor zwei Jahren entdeckten einige der erwähnten Abenteurer das Wrack und waren so glücklich, mit Hülfe eines kleinen Apparats sich 25,000 Dollare heraufzuholen. Auch räumten sie das Wrack auf und erwarten daher, daß diesmal die Operationen leichter gehen werden. Der Schooner Lamartine hat zu diesem Zweck eine Dampfmaschine und eine Tauchermaschine mitgenommen, nebst unterseeischer Rüstung und allem andern Apparat, der zu diesem Ausfischen der Tiefe für erforderlich gehalten wird.

*** In der schwedischen gräflich Königsmark'schen Familie war es besonders Graf Otto Wilhelm, der sich als ein Haupthelöwe in der großen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts in verschiedenen Ländern einen Namen machte. Sechsundzwanzig Jahre alt trat er 1667 als Gesandter vor Ludwig XIV. auf. Als ihm bei der Anrede, die er an den vornehm-grandiätischen König in schwedischer Sprache hielt, sein Gedächtniß verlagte, hatte er die Geistesgegenwart, ohne zu stocken, das schwedische Vaterunser und mehre andere Gebete herzusagen und sich dabei einmal über das andere zu verbeugen. Da kein Mensch am französischen Hofe Schwedisch verstand, merkte niemand den wunderlichen Redetausch, und nur das Gefolge des Gesandten hatte die größte Mühe, das Lachen zu unterdrücken.

Quartett-Soirée

der Gebrüder Müller aus Braunschweig.

Donnerstag, den 16. December abends 7 Uhr,
im Saale des holländischen Hofes.

Programm.

1. Quartett von Haydn in G-dur.
2. Quartett von Beethoven in D-dur.
3. Quartett von Franz Schubert in G-dur. (Soeben aus dessen Nachlaß erschienen.)

Billette à 1 ßl. 45 kr. sind bei Herrn Andrè (Haus Mozart) und im holländischen Hof zu haben. Kassapreis 2 ßl. 24 kr.

☞ Ohne Karte kann niemand der Eintritt in den Saal gestattet werden.

Programm des Museums.

Freitag, den 17. December.
(Geburtstag von L. v. Beethoven.)

1. Prolog, gesprochen von Herrn Dr. Stark.
2. Sinfonia eroica von L. v. Beethoven.
3. Concert für Pianoforte, Violine und Violoncell, mit Begleitung des Orchesters, von L. v. Beethoven, vorgetragen von den Herren Henkel, Mohr und Stedentopf.
4. „An die ferne Geliebte", ein Liederkreis von L. v. Beethoven, gesungen von Herrn Caspari.
5. Festouverture, Op. 124, von L. v. Beethoven.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 ßl. 45 kr. sind bei Herrn Andrè (Haus Mozart) zu haben.

Der Vorstand.

Frankfurter Stadttheater.

Donnerstag, den 16. December. (Gastdarstellung der Fräulein Sidonia Turba, vom königlichen Hoftheater zu Hannover.) 's Lorle, oder: „Ein Berliner im Schwarzwalde", Schwank mit Gesang in einem Act von Wages. Lorle: Fräulein Turba. — Vorher geht: Das Lügen, Lustspiel in vier Acten von Benedix.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 301. Freitag, 17. December 1852.

Victor Amadeus II.

Mitgetheilt von E. D.

(Fortsetzung.)

Was die Persönlichkeit Victor Amadeus II. betraf, so war er schlank und wolgewachsen, sein Gesicht nicht unschön und selbst in seinen letzten Lebensjahren zeigte sich derselbe lebhafte, thatenlustige Feuergeist seiner Jugend. Sein Benehmen gegen alle, die mit ihm verkehrten, war, außer wenn er in Zorn gerieth, leutselig und einnehmend. Er war ebenso tapfer, wie schlau und verständig und legte seine Rüstung nur selten ab. Gewissenhaftigkeit gehörte nicht zu seinen Tugenden; Versprechungen hielt er nur, so lange er dabei für sich Vortheil sah. Eine der übeln Eigenschaften, deren man ihn beschuldigte, war der Geiz, und die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen manche Anekdote, von denen wir einige hier aufnehmen wollen.

Eines Tages unterhielt er sich mit dem Posten der Wache von den Schlachten und Belagerungen, denen derselbe beigewohnt. Der König grüßte ihn zum Abschied und ging weiter; der Soldat erwiderte den Gruß und schritt auf seinem Posten wie vorher auf und ab. Kaum hatte sich der König einige Schritte entfernt, als er sich umwendete und fragte: Nun, Ihr erbittet Euch nichts von mir? — Was sollte ich erbitten, entgegnete der Soldat kalt; Ihr gebt ja niemand etwas. — Lächelnd begab sich der König hinweg und schickte der Schildwache zehn Louisd'or. Am folgenden Tage ging er absichtlich an derselben Schildwache vorüber, die ihm weiter nichts sagte, als: Ich danke Ihrer Majestät für das Geschenk, heute aber verlange ich nichts.

Der König besaß eine Tabelle, auf welcher die jährlichen Staatsausgaben so verzeichnet waren, daß er sie schnell überblicken konnte. Jede außerordentliche Ausgabe, mochte sie übrigens noch so geringfügig sein, wurde besonders notirt und der Betrag der Differenz in ein besonderes Buch eingetragen. Seine Sparsamkeit erstreckte sich sogar auf die unbedeutendsten Gegenstände. Den Preis des Holzes, der Lichter und aller übrigen Haushedürfnisse hatte er so gut im Kopfe, daß es schwer gewesen sein würde, ihn darin zu hintergehen. Die Kleidungsstücke für sich und seine Familie handelte er selbst ein, den Lohn der Arbeitsleute bedang er aufs genauste und berechnete ihnen, wie viel ihnen dabei noch als Gewinnst bleibe. Einst veranstaltete er eine Versammlung sämmtlicher Müller des Landes und trieb selbst den Pacht der Mühlen um dreimalhunderttausend Lire höher als bisher. Wenn er des Marktages ausging, befragte er die Landleute nach dem Preis der Rebhühner, Hasen ꝛc., damit er in seiner Haushaltung nicht übertheuert werde. Seine Gesandten fühlten seine Sparsamkeit ebenfalls; so erhielt der im Haag täglich nicht mehr als einen Louisd'or, wofür er allerdings kein großes Haus zu führen vermochte. Jedoch finden sich auch Beispiele von Großmut und Freigebigkeit. In dem von einer Gesellschaft von Kaufleuten errichteten Theater bedang er sich für die Dauer des Carnevals eine kleine Loge aus; er besuchte sie nur selten, ließ aber dessenungeachtet; als die Zeit abgelaufen war, dafür 30,000 Lire auszahlen.

Zur Zeit als sein ältester Sohn noch lebte, fuhren die beiden Prinzen eines Tages spazieren. Das Sechsgespann wurde scheu und ging durch, grade dem Po zu. Die Jünglinge schienen unrettbar verloren. Der Baron von Valaise, der sie als Stallmeister begleitete, sah kein anderes Mittel, als mit seinem Rosse den flüchtigen Kutschpferden entgegen zu sprengen. Die aufopfernde That zog ihm außer mehren schweren Wunden einen doppelten Beinbruch zu. Die Prinzen waren gerettet, allein der Baron mußte sich einer langwierigen, schmerzhaften Kur unterwerfen. Valaise genas endlich, ohne für seine Aufopferung eine Anerkennung erhalten zu haben. Man beschuldigte den König der Undankbarkeit, Valaise murrte nicht. Eine geraume Zeit später fiel der Kammer ein herrliches Leben im Wert von achtzigbis hunderttausend Lire zu. Victor ließ es aufs beste möbliren und den Herrn von Valaise durch den Prinzen von Piemont als Grundherrn darauf einführen. Den Astrologen schenkte er vielen Glauben, und diejenigen, die er in seinem Dienst hatte, erhielten sehr anständige Besoldungen. Wenn er auch zum Aberglauben geneigt war, so verlachte er doch Herrereien und Beschwörungen, wie sich dies einstmals zeigte, als einer seiner Feinde ihn dadurch ums Leben zu bringen gedachte, daß er eine Wachsfigur fertigte, die ihn darstellen sollte, und dieselbe mit Nadeln durchstach. Als die Sache an den Tag gekommen und der Uebelthäter zur Rechenschaft gezogen worden war, lachte Victor darüber und sagte stets, er habe sich nie wolser befunden, als eben zu der Zeit, wo man ihn mit magischen Künsten in das Reich der Todten zu schicken gedachte. Der König weigerte sich lange, den Schuldigen bestrafen zu lassen; als man ihm aber des Beispiels wegen die Notwendigkeit davon vorstellte, ließ er es geschehen.

Eine in seinem Leben nicht ganz unwichtige Begebenheit war sein Verhältniß zu der Gräfin von Verua. Der Graf von Verua, August Manfred Jeroine Ignaz de Sraglia, hatte eine Tochter des Herzogs von Luynes Karl Albert zur Gattin. Er hatte eine Anstellung am sardinischen Hofe und seine Gemalin auf seinem Schlosse zurückgelassen. Bei seinen Zusammenkünften mit Victor fand er kein Aufhören im Rühmen der Schönheit seiner Gemalin, so daß der König neugierig wurde und den Grafen veranlaßte, sie an den Hof kommen zu lassen. Sie erschien und wurde bei Victors Gemalin so beliebt, daß sie diese stets um sich behielt. Die Gräfin war in der That schön, aber auch äußerst gefallsüchtig und zärtlicher Natur. Es währte nicht lange, so besaß sie einen eigenen Hofstaat, einen Marechal du logis, eine Garde und für ihren Gebrauch sogar einen Theil

der Kronjuwelen, denn der König beehrte sie mit seiner Gunst. So vergingen drei Jahre und die Königin ahnete noch immer nicht, daß zwischen ihrem Gemal und ihrer Freundin ein geheimes Verständniß stattfinde, denn noch hatte niemand große Neigung bezeigt, durch Verrat sich des Königs Ungnade zuzuziehen. Die Gräfin hatte den Marquis von Suse geboren und die Taufe wurde auf dem Schloße Valentin sehr feierlich begangen; hier erst regte sich der Verdacht der Königin, und der Verdacht war so stark, daß sie sich im höchsten Unwillen von der Tafel erhob und entfernte. Des Königs Argwohn der Verräterei fiel auf drei Damen, und ehe sie es noch vermuteten, erhielten sie die gemeßene Weisung, den Hof zu verlassen; ein Oberst, der wol sein Schuldbewußtsein fühlen mochte, floh unter der Verkleidung eines Koches aufs eiligste nach Oesterreich und nahm dort Dienste. Später wurde er zurückberufen.

(Schluß folgt.)

Aus Froschdorf.

Aus der deutschen allgemeinen Zeitung.

Während von Frankreich aus der Kaiserjubel die Welt durchschallt, ist es vielleicht Ihren Lesern nicht uninteressant, einen kurzen Ausflug nach dem stillen Froschdorf zu machen, wo der Repräsentant des alten Frankreichs Hof hält, von wo aus das historische Recht gegen die historische That Protest erhoben. Ein Spaziergang hierher ist meines Erachtens gewiß ebenso lehrreich wie eine Reise zu den Feierlichkeiten in Paris. Froschdorf liegt etwa sieben Meilen von Wien, eine Stunde von Wiener-Neustadt, hart an der Grenze Ungarns. Von letzter Stadt führt ein ziemlich schlechter Fahrweg an das Ufer der Leitha, welche aber hier noch nicht die Grenze gegen Ungarn bildet. Jenseits des Flusses, der durch sein breit ausgewaschenes, ungeregeltes Bett der Gegend ein ziemlich wüstes Ansehen gibt, liegt das ganz unbedeutende Dorf, eigentlich nur aus einer Gasse dürftiger Häuser bestehend. Am obern Ende quer über die Straße ist jenes herrschaftliche Wirthshaus, dessen Pachter bekanntlich im Jahr 1849 bei dem erköniglichen Gutsherrn in Ungnade fiel, weil er die damalige freisinnige Wiener „Presse" hielt. Eine Strecke außerhalb des Dorfs, gegen die Höhen hin, liegt das Schloß des alllegitimen Prätendenten von Frankreich. Es ist ein unansehnliches, völlig schmuckloses, ja sogar vernachlässigtes Gebäude, in dem bekannten unglücklichen Styl, der die mittelalterliche Burgform nachahmen, aber die soliden Mittel nicht anwenden will, welche jenen Machtbauten die imponirende Gestalt gegeben. Fast möchte man in dieser Aeußerlichkeit des Hauses ein Symbol des Strebens der Bewohner erkennen. Auch die innere Einrichtung des Schlosses ist höchst einfach und erreicht bei weitem nicht die Eleganz und den Comfort, die man sonst auf gewöhnlichen Adelsitzen in Oesterreich findet. Es scheint, daß diese Einschränkung und Entsagung absichtlich sei; man hat bei Besichtigung dieser Gemächer das Gefühl, als ob man bei jedem Schritt die Erklärung des Hausherrn vernehme, es sei nur ein zeitweiliges Absteigequartier. Die Fälle, wo Huldigungsbesuche aus Frankreich ankommen, ausgenommen, herrscht auf Froschdorf eine Stille, die der Residenz „Heinrichs V." in der That den Charakter eines Trauerhauses gibt. Das Außenleben beschränkt sich auf Jagden und Spaziergänge in dem schönen Park, der sich an die Waldberge schließt, welche hier die Grenze zwischen Oesterreich und Ungarn bilden. Im Hause nimmt fleißige Lectüre alles dessen, was in und über Frankreich erscheint, eindringend ernste, fast bureaukratisch geregelte Beratung über alle großen Fragen der Politik und eifrige Religionsübung die Zeit ein. Die Schloßkapelle ist der beliebteste Ort am „Hofe zu Froschdorf", und auch in den Gemächern sieht man überall die Zeichen, daß vorzüglich die Religion es ist, worin diese unglückliche Familie Trost und Stärkung sucht. Mit der Nachbarschaft beteiligt durchaus kein Verkehr. Nur die Personen des niedern Gefolgs werden zuweilen in Neustadt gesehen; für sie sind auch im dortigen Theater Logen abonnirt. Selbst ein gewöhnlicher Gutsbesitzer würde in der Gegend eine bedeutendere Rolle spielen als der legitime Prätendent der Krone Frankreichs. Ob diese fast scheue Zurückgezogenheit im persönlichen Charakter oder in der Trauer des Gemüts begründet, oder ob sie politische Berechnung sei, kann zweifelhaft sein, gewiß aber ist es, daß diese Lebensweise den Zwecken dieser Familie nicht förderlich ist. Die Franzosen würden gewiß lebhafter an Heinrich V. denken, wenn er mehr von sich reden machte. Sein Leben und Streben müßte imponirender sein, wenn er den Franzosen imponiren wollte, und ihnen muß derjenige imponiren, der sie gewinnen und beherrschen will. Ich äußerte dies in freundlicher Zwiesprache mit einem Froschdorfer Hofherrn, der infolge der jüngsten Ereignisse sehr aufgeregt und daher gesprächiger war, als es sonst der Fall ist. Er sprach mit Begeisterung von dem „edlen" Protestе Heinrichs V. Ich gab die edle Gesinnung dieses Manifestes gern zu, wies aber mit Rücksicht auf die menschliche Natur überhaupt und die französische insbesondere nach, daß mit dergleichen edler Schwärmerei in der Welt, zumal in der politischen, nicht viel reelles zu gewinnen sei. Dies brachte den Legitimisten in glühenden Eifer. „Das ist unser, das ist Europa's Unglück", rief er aus, „daß man die Erhabenheit der Anschauung unsers Königs nicht begreift. Ei freilich, wenn nach dem Sturze Ludwig Philipps Heinrich von Bourbon der Republik seine Dienste angeboten hätte, als Candidat der constituirenden Versammlung und dann der Präsidentschaft um die Gunst der Massen gebuhlt hätte ꝛc., das würdet ihr praktischpolitisch gefunden haben! Aber nie, nie! Heinrich V. wird lieber auf den Thron seiner Väter verzichten, als sich derart an der Majestät des Königtums versündigen. Ludwig Napoleon hatte nichts zu verlieren, deshalb hat er alles gewagt. Wir aber würden durch ein ähnliches Wagniß jedenfalls unser höchstes Gut verlieren, nämlich die geheiligte Würde unsers Princips. Ludwig Napoleon lebt nur für seinen persönlichen Ehrgeiz und Vortheil; Heinrichs V. Leben aber ist lediglich dem göttlichen Rechte des monarchischen Princips gewidmet. Freilich wird dieses göttliche Recht durch alles, was Menschen wie Ludwig Philipp und Ludwig Napoleon thun, nicht so tief verletzt, wie durch die Schwäche der Großmächte, welche sich bemühen, die Revolution zu bezwingen und doch zugleich jede revolutionäre Regierung Frankreichs anerkennen." „Und dennoch", flüsterte mir der Froschdorfer Hofpolitiker Abschied nehmend ins Ohr, „steht unsere Sache jetzt besser als je!" — Man kann die Consequenz und die Ritterlichkeit dieser Ansichten anerkennen, muß aber bemerken, daß solche Consequenz leicht ad absurdum führen kann. Wenn der Graf v. Chambord wirklich diese Gesinnung und dabei doch Hoffnung hegt, so scheint er in der Welt und in seinem Vaterlande fremd zu sein, so kennt er, obwol ein begeisterter Franzose, die Franzosen nicht. Das Princip des göttlichen Monarchenrechtes aber hat nie Wunder gewirkt und wirkt um so weniger heutzutage solche. Es verlangt von seinen Gläubigen weit mehr als blos fatalistisch unthätigen Glauben. Der Glaube ohne die Werke ist todt!

Die Gebrüder Müller aus Braunschweig
und ihr Quartettspiel.
(Frankfurt.)

Diese Quartettspieler haben nach achtzehnjähriger Abwesenheit unter dem Jubel aller Künstler und Kunstfreunde, denen es um die Würde und Reinheit der Musik zu thun ist, ihren Einzug hier gehalten. Obgleich nicht mehr jung an Jahren — Concertmeister Karl Müller (erster Violinist) ist 1797, Sinfoniedirector Gustav Müller (Bratschist) ist 1800, Kammermusikus Theodor Müller (Cellist) ist 1803 und Kapellmeister Georg Müller (zweiter Violinist) ist 1809 geboren, — sind diese Künstlerbrüder, die im Umgang eine seltene Bescheidenheit, Gemüthlichkeit und Liebenswürdigkeit entfalten, doch jung an Herz, frisch an Geist, feurig an Seele geblieben und stehen unbedingt als die größten Quartettspieler der Gegenwart da. In der Vergangenheit, wo die mit fremden Personen immer wieder sich recrutirenden Gebrüder Hermann und noch mehr die Gebrüder Bohrer Aufsehen erregt, sind sie nicht erreicht worden, und auch in der Zukunft dürfte die Natur nicht so leicht ein gleiches physisch-psychologisches Wunder thun, wie wir es an unsern Gästen anstaunen.

Bereits in drei öffentlichen Quartettunterhaltungen und zwar am 9., 12. und 16. d. M., haben die berühmten Künstler als wahrhaft würdige und berufene Priester der Musik so zu sagen vor andachtsvollen Zuhörern feierlichen Kunstgottesdienst gehalten.

Das Warum und Wie der unerhörten Wirkungen jenes Quartettspiels läßt sich nur bis zu einer gewissen Grenze erklären; denn jede Erklärung erheischt Denken und das Denken geschieht durch den Verstand; aber „was die Musik uns will verkünden, verkündet sie durch das Gefühl," sagt Oehlenschläger, und der große Denker Hegel — die Philosophen sind freilich selten erträgliche Musiker gewesen — spricht gradezu: „Ich kann mir bei der Musik nichts denken." — Dennoch sei wenigstens ein kurzer Versuch gewagt, die Ursachen zu ermitteln und aufzustellen, durch welche das Quartettspiel der Gebrüder Müller so über allen Ausdruck große und herrliche Wirkungen hervorbringt.

Sagen wir zuerst einige Worte über die Gattung der Musik, welcher sich jene Brüder gewidmet: das Streichquartett. Es gehört zur Kammermusik und ist die natürlichste und edelste Art der Instrumentalmusik (nach Oulibichess), der auf seinen einfachsten Ausdruck zurückgeführte und auf das unumgänglich Nothwendigste — denn mit weniger als vier Stimmen kann man (ohne Arpeggien und Doppelgriffe) den Accord nicht mehr ausfüllen — beschränkte musikalische Gedanke. Es gleicht in seiner Ausführung am meisten einer Unterhaltung. Das Quartett ist ebensowol der Probirstein der Kenntnisse eines Componisten, als die Lieblingsmusik der Kenner und das Schreckbild des schönen Geschlechts. Doch nein, letzteres beides war nur richtig bis zu dem Erscheinen der Gebrüder Müller, durch deren Vorführungsweise letztere Eigenschaften des Quartetts verschwunden sind, das durch sie auch jede Dame, jeden Nichtkenner für sich eingenommen hat. Was müssen das für Künstler sein, welche durch ihr Spiel sogar die Definition des Wortes Quartett theilweise unwahr gemacht haben! — Das sind zunächst einmal vier Söhne des 1818 verstorbenen herzoglich braunschweigischen Hofmusikus und Componisten Heinrich Friedrich Müller, von diesem auf das sorgfältigste, aber auch strengste für die Musik erzogen. Zwar liegt es nahe, daß vier Meister auf Saiteninstrumenten, zumal Brüder und alle an einem Ort lebend und wirkend, zum Quartettspiel sich vereinigen und großes darin leisten. Die Umstände jedoch, welche so außerordentliche Vollendung des Zusammenspiels erzeugten, waren auch außerordentlich. Der wegen seiner Willkürlichkeiten sehr gefürchtete Herzog Karl erließ damals u. a. auch den sonderbaren Befehl an die Musiker der Hofkapelle — die Gebrüder Müller sind noch darin angestellt —: niemand solle, bei schwerer Strafe, sein Talent in Concert und Gesellschaft geltend machen. Die Gebrüder Müller entschlossen sich daher ihren Abschied zu nehmen, wollten sich jedoch nicht trennen. Vier Künstler, zumal mit Familie, finden aber nicht so leicht ein gemeinsames sicheres Unterkommen; daher dachten sie auf ein Mittel, ihre Existenz zu sichern. Dies Mittel war das Quartettspiel, zu dessen Vervollkommnung sie jeden Vormittag mehre Stunden zusammenkamen. Der schon durch seine Kunstreisen in Deutschland als junger ausgezeichneter Virtuose berühmte Karl Müller übernahm dabei die erste Violine. Der jüngeren Brüder rastloses Streben, jenem gleich zu kommen an Meisterschaft, rief den edelsten Wettstreit hervor. Bald übten sie, niemand könne es ihnen gleich thun, und forderten ihren Abschied. Doch noch vor ihrer Entlassung (September 1830) wurde Herzog Karl durch die Revolution gestürzt und das neue Gouvernement beeilte sich, so seltene Talente ferner zu fesseln. Dennoch setzten diese die neue Kunstbildung eifrig fort und machten zuerst eine glänzend erfolgreiche Kunstreise nach Hamburg, 1832 aber nach Berlin, wo sie das berühmte Möser'sche Quartett vollständig besiegten und von da weiter das ganze musikalische Europa eroberten.

In Westehendem finden sich bereits mehre Ursachen der fast fabelhaften Wirkung ihrer Leistungen indirect dargelegt, psychologische, moralische und künstlerische. An einem Orte, unter ähnlichen Umständen und mit fast gleichen Anlagen (namentlich betreffs der Musik) geboren, auch an Alter nicht zu verschiedene Kinder eines vorzüglich musikalischen Vaters, physisch, moralisch und geistig nach gleichen Maximen gleich sorgfältigst erzogen, in einer Künstlerschule nach einer Methode trefflichst ausgebildet, in gleicher Weise, mit gleichem Kunstgefühl, mit gleicher Kunstanschauung, -Erkenntniß, -Richtung und -Begeisterung, öffentlich an einer Kunstanstalt wirkend und privatim mit gleichem Eifer und Erfolg weiterstrebend, in einträchtigster Brüderlichkeit, bei schönster und innigster Geistes- und Herzensharmonie, im Anschauen und Genießen des glücklichsten Zusammenlebens ihrer Familien täglich mit einander verkehrend und dadurch gegenseitig sich zum wirklichen und unentbehrlichen Bedürfniß geworden, — so läßt sich von diesen merkwürdigen Künstlern in jedem Betracht sagen: diese Vier sind Eins, sind schon als Menschen ein förmliches Quartett und deshalb auch als Künstler, und zwar in einem Grade, wie es bei vier andern Künstlern, und wenn man sie aus der ganzen Welt zusammensuchte, nie so übereinstimmend möglich ist. Sie sind schon physisch so eins, wie es künstlerisch bei den vier Stimmen eines guten Musikquartetts (diesen an sich ebenfalls selbständigen und doch harmonirenden Kindern auch nur eines Vaters, des Componisten) der Fall ist.

Und nun denke man sich diese vier unzertrennlichen Künstlerbrüder, für deren Virtuosität keine technische Schwierigkeit mehr existirt, die seit länger als einem Vierteljahrhundert das Quartettspiel zu ihrem Beruf gemacht, die alles, was es großes und herrliches von Quartettcompositionen gibt, kennen und können, die durch Erfahrung und Studium eine so seltene Künstlerreife erlangt, durch Uebung kühne Sicherheit, durch Gewohnheit unerschütterliche Ruhe auch beim öffentlichen Auftreten gewonnen haben, die sich untereinander nicht blos auf Blick oder Wink, nein, auf etwas sicreres: auf ihr untrügliches, weil gleichartiges und gleichgebildetes Gefühl verstehen, — diese Männer denke man sich mit den vorzüglichsten und in ihrer Person gleichsam individualisirten Instrumenten versehen, im stillen aber klaren Bewußtsein ihrer gigantischen Künstlerkraft, in seliger Er-

innerung an ihre unzähligen, von den glänzendsten und wärmsten Huldigungen begleiteten Siege, im erhebenden, die Brust schwellenden Gefühle ihres hohen, edlen und schönen Zweckes: tausenden ungeahnten Kunstgenuß, unbekannte Erkenntniß und wahre Belehrung durch ihr Meisterspiel zu bringen; — und doch denke man sie sich wieder in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit, in welcher sie nichts sein wollen als treue, begeisterte Diener und Dolmetscher der Tonkunst, — so, grade so stelle man sie sich vor, und man wird und glauben, daß sie durch den wunderbaren Kunstgesang, den sie ihren Geigen entlocken, Wunder zu wirken vermögen, daß bei ihrer fein durchdachten und durchfühlten Auffassung, bei ihrem makellosen, dem Willen des Componisten und dem Geiste der Composition vollkommen entsprechenden, in allen Beziehungen meisterhaft vollendeten, im Betreff aller Nüancirungen reizend schönen Vortrage, bei dem wir nicht wissen, ob wir dem erschütternden Forte oder dem gehauchten Piano, dem prachtvoll dahinstürmenden Presto, oder dem still sich fortwindenden Largo, dem heranbrausenden Crescendo-Steingende oder dem erfterbenden Diminuendo-Rinbrande, dem ausgelassen jubelnden Scherzo oder dem schmelzend klagenden Adagio die Palme reichen sollen, — so, man wird uns glauben, daß bei solcher Auffassung, bei solchem Vortrage nicht allein der Gattungscharakter des Quartetts, sondern auch der Inhalt desselben mit sonnenheller Klarheit, ergreifender Wahrheit und bezaubernder Schönheit im Ohr und Seele des Hörers geführt wird. Wir möchten sagen: die Gebrüder Müller nehmen die vier Stimmen des Quartetts in sich auf und legen dieses selbst als herrlich vereinigtes Ganzes so wahr, wie der Componist ihnen es gab, nur nicht mit schwarzen todten Zeichen, sondern mit bunten lebhaften Tonfarben gradezu in die Seele hinein, wo es vor dem geistigen Auge zu einem deutlichen Bilde sich gestaltet, das auch den Laien, wenngleich er dessen Gestalten oder Gegenstände nicht erkennt, schon wegen der herrlichen Umrisse und erstaunlichen Farbenpracht entzückt. Dadurch, daß sie mit feinstem Eingehen auf die Intentionen des Componisten, mit klarster Erkenntniß dessen, was er in dem Tonstück ausgedrückt, dieses vortragen — und vortragen heißt bei den Brüdern Müller ungefähr: neugeschaffen wiedergeben —, werden gleichsam Herz und Geist des Componisten zum Herzen und Geiste des Hörers geführt, letzteren in Tönen mittheilend, was sie, die ersteren, gefühlt, gedacht. Diese Mittheilung geschieht durch die hohe Kunst unserer Heroen in so klarer und herrlicher Sprache, daß sie alle Zuhörer im edelsten Sinne des Wortes hinreißt, in wonnige Zauberbande schlägt und gefangen fortführt in des Componisten Welt, in die ätherische Welt seiner Ideale. — Was wir sonst noch erklärenderes sagen könnten über die Wirkungen des Quartettspiels der Gebrüder Müller, erschöpft, gegenüber ihren unbeschreiblichen Leistungen, in denen die höchste Virtuosität durch die reinste Poesie geweiht und verklärt ist, uns selbst zu prosaisch, um es auszusprechen. Daher nur noch ein andeutendes Wort über das Originelle ihres Spiels, das Neue ihres Vortrags.

Einer ihrer Hauptvorzüge besteht in dem strengen Unterordnen jedes Mitspielenden unter das zu Spielende. Hier will keiner mehr dominiren und glänzen, als es sein Part vorschreibt und erlaubt. Hier will man kein Beethovenisches Feuer aus einem lieblichen Havdnschen Quartett schlagen, nicht mit Schubertsk blendendem Glanze den einfach-großen Mozart vergolden. Hier ist alles an seinem Platze; hier hört man auch einmal eine der ersten Violine und dem Violoncell ebenbürtig behandelte zweite Violine und Viola. — Das wird so ziemlich die ganze Originalität sein. Aber was alles liegt darin! — Neues bieten diese Musiker hauptsächlich in nie dagewesener Behandlung des Rhythmus, d. h. in der nur ihrem Spiel eigenen successiven und mannigfachen, aber immer begründeten Bewegung und in ebenso wahrer und reizender, wie neuer Accentuirung. Dieser Rhythmus und diese Accentuirung sind so unbeschreiblich wie unnachahmlich.

Das etwa wären, mit schwachen Strichen gezeichnet, die Gebrüder Müller und ihr Spiel. — Möge ein gutes Geschick noch lange über diesen Künstlern walten, damit sie zur Wonne ihrer Zuhörer und zum Vortheil der Kunst und ihrer Jünger die ihnen anvertraute herrliche Sendung ganz vollbringen können!

J. R. H. Friebel.

Tabletten.

*** Auf der Strecke von Karlsburg bis M. Vasarhely und von Medjasch bis Thorda wurde vor einiger Zeit nachmittags eine auffallende Lichterscheinung beobachtet, die sich gegen die Erdoberfläche bewegte. Der Kächter von Fekete war eben in einem Kahn mit Fischen beschäftigt, als er plötzlich oder seinem Kopfe einen feurigen Körper sah, der dreißig Schritte entfernt von ihm ins Wasser fiel, so daß dasselbe über Mannshöhe emporspritzte. Dergleichen Meteorsteine sind in der dortigen Gegend sehr viele gefallen, die Bauern haben bis jetzt dreißig derselben eingesammelt und den nächsten Geistlichen und Gutsbesitzern übergeben. Die Steine sind im Gewicht von ein halb bis zehn Pfund, und das eigentümliche derselben ist, daß sie ganz schwarz sind und weiße Flecken haben; an diesen Flecken geben sie am Stahl Feuerfunken von sich.

*** In einem Magazin der Rue Vivienne in Paris ist ein Sonnenschirm ausgestellt, der einst der Frau von Pompadour gehörte. Dieser Schirm ist reich gestickt und mit den kostbarsten Spitzen verschen. Noch jetzt hat er einen Wert von 10,000 Franken. Wie es heißt, soll er von einer reichen Engländerin angekauft worden sein, die ihn nächsten Sommer tragen will. — Wie weit jetzt in Paris der Schwindel getrieben wird, nicht allein an der Börse, sondern auch in der Handelswelt, beweist die Abreise von zwölf jungen Mädchen nach Konstantinopel. Vier große Pariser Modegeschäfte haben sich nämlich vereinigt, obige Damen equipirt, reichlich mit Geld versehen und sie unter dem Oberbefehl eines herabgekommenen Lions nach Konstantinopel gesandt, um dort zu Gunsten der französischen Moden Propaganda zu machen.

*** Die Baronin Vecsey hat kürzlich dem Pester Nationalmuseum die Harfe der unglücklichen Königin Frankreichs, Marie Antoinette, zum Geschenk gemacht. Das Instrument wurde bei Veräußerung des Ameublements der entthronten Königin vom Grafpater der Baronin, Sir Thomas Prescotte, angekauft und von dieser Zeit blieb es fortwährend im Besitz dieser Familie.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 18. December. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in drei Abtheilungen. Nach dem Französischen von Castelli. Musik von Weigl.

Sonntag, den 19. December. Den Wünschen des verehrten Publikums zu entsprechen, wird eine letzte Wiederholung von den zwei letzten Acten des lustspiels „Die Hagestolzen" stattfinden. — Dann: Hermann und Dorothea, Drama in vier Acten von Töpfer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 302. Samstag, 18. December **1852.**

Victor Amadeus II.

Mitgetheilt von E. D.

(Schluß.)

Der Graf von Verua, der unglückliche Gemal einer treulosen Gattin, wurde endlich auch über die Vertrauenlichkeiten des Königs, mit der sie einander begegneten, belehrt, und da er klug genug war, nur sich selbst die Schuld davon zuzuschreiben, hielt er es für das Beste, Sardinien zu verlassen, wiewol er dadurch eine jährliche Einnahme von 20,000 Lire verlor. Er begab sich in französische Kriegsdienste und stieg darin bis zum Range eines Feldmarschalls und Generalcommissärs der Cavallerie. Im flandrischen Kriege fand er auf dem Schlachtfelde seinen Tod.* Von jetzt an war die Gräfin die öffentlich erklärte Maitresse des Königs und seine Gemalin mußte sich den bittersten Kränkungen unterwerfen. So verlangte er eines Tages bei Tafel seiner Gemalin ein Diamantbouquet, welches sie auf der Brust trug und das ihr als ein Erbstück ihres Vaters des Herzogs von Orleans sehr wert war, ab, um es der Gräfin zu überreichen, da diese es bewundert hatte.

Wie wir bereits gesagt haben, war die Gräfin der Liebe sehr leicht zugänglich und für Zärtlichkeiten äußerst empfänglich; es fanden sich daher außer dem König noch andere Liebhaber ein, die sie nicht zurückwies. Victor wußte dies, allein da er selbst gern kleinen Zerstreuungen mit andern Damen nachging, so ließ er es schweigend geschehen und das gute Vernehmen der beiden wurde nur wenig gestört und dauerte mehre Jahre fort. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß er zuweilen mit seinen Nebenbuhlern in zu große Nähe kam und sich durch den Augenschein von der Untreue seiner Maitresse überzeugte, und doch gab er seinen Unwillen durch nichts anderes als Kaltsinn zu erkennen. Der König trat eines Abends unvermutet in das Zimmer der Gräfin, als sie sich eben mit einem englischen Lord zu Tische niedersetzen wollte. Kaltblütig ergriff Victor zwei Leuchter, bedeutete dem erschrockenen Engländer schweigend sich zu entfernen, begleitete ihn bis zur Treppe und sagte sodann: er könne sich zwar rühmen, daß ihm der Herzog von Savoyen an die Treppe geleuchtet habe, er wolle ihm aber wolmeinend raten, nicht wieder zu kommen. Ein anderer Engländer — denn Engländer waren es, die sie am meisten bevorzugte, — retirirte sich bei des Herzogs Ankunft unter das Bett und war gezwungen, die ganze Nacht in seiner unangenehmen Lage zu verharren. In der Oper betrachtete bei einer der Vorstellungen ein Engländer die Begleiterin des Königs fortwährend durch sein Augenglas; Victor erschien dies sehr lästig, und um eine gelinde Rache an ihm zu nehmen ließ er ihn zwei Tage lang unaufhörlich von zwei Männern verfolgen, die ihn durch große Augengläser anstarrten. Der Engländer hielt es für das geratenste, nach dieser Zeit Turin lebewol zu sagen.

Die Gräfin befürchtete nicht mit Unrecht, daß ihre oder des Königs Untreue oder auch andere ungünstige Ereignisse sie der Zuneigung desselben berauben könnten und daß ihr sodann möglicherweise die etwas unangenehme Aussicht auf ein abgeschiedenes Leben zwischen Klostermauern bevorstehe. Einem solchen Unfalle aus dem Wege zu gehen, sann sie frühzeitig auf Mittel. Sie verabredete sich daher mit ihrem in Frankreich lebenden Bruder und dieser langte auch bald nachher verkleidet und unter fremdem Namen in Turin an. Sie hatte sich nicht getäuscht, der Herzog überraschte sie abermals bei einer sehr vertraulichen Zusammenkunft mit dem Marquis von Montbrun. Das Verhältniß bestand bereits seit sehr langer Zeit und um es zu zerstören war Montbrun vom Herzog zum Oberst ernannt und in eine entfernte Garnison geschickt worden. Trotzdem hatten sie noch häufige Zusammenkünfte. Sobald sich Victor aufs neue davon überzeugt hatte, bezeigte er zwar seinen großen Unwillen, vernachlässigte indeß die Gräfin gänzlich und erwählte eine andere Geliebte.

Im Jahr 1707 begab sich der Herzog der Kriegsverfassungen wegen nach Chambery. Diese Zeit benutzte die Gräfin zu ihrem Vorhaben, das in nichts geringerem als einer heimlichen Flucht bestand. Jeden Nachmittag begab sie sich mit einer Gesellschaftsdame und einigen Cavalieren nach einem nahen Gehölz, ließ sich dort vorlesen und ging sodann allein spazieren, da, wie sie sagte, einsame Betrachtungen ihr viel Vergnügen gewährten. Niemand dachte etwas arges und ihre Begleiter gewöhnten sich daran und benutzten ihre oft anderthalb Stunden lange Abwesenheit zu allerhand Spielen. Unterdessen packte sie alle ihre Kostbarkeiten und Juwelen in ihrer Wohnung ein, ließ unter dem Vorwande der Restauration ihre schönen Gemälde abnehmen und verbarg alles dies bei ihrem Bruder.

An dem zur Flucht angesetzten Tage fuhr sie wie gewöhnlich nach dem Wäldchen, las und ging spazieren. Der Bruder stand schon mit Wagen und Pferden bereit und eiligst fuhren sie der französischen Grenze zu. Nach anderthalben Stunden begannen ihre Begleiter die Gräfin zu suchen, denn sie blieb ungewöhnlich lange. Anfangs hielt man es für Scherz, bis man einen Unglücksfall befürchtete. Alles Suchen war vergebens, und da man bei der Rückkehr nach der Stadt ihre Gemächer durchsuchte und alles vollkommen ausgeräumt fand, erriet man bald die Wahrheit und sendete einen Eilboten zum Herzog nach Chambery. Dieser kehrte in größter Schnelle nach Turin zurück, fand aber nichts als einen Brief, worin sie sich gegen ihn entschuldigte. So sehr der Herzog anfangs erzürnt war, so beruhigte er sich doch bald über ihren Verlust sowol wie über den der Schätze, die sie ihm entwendet hatte. Einen Theil der Juwelen erhielt er

* Von seinen beiden Söhnen, die ihrem Vater folgten, brach der älteste das Genick, der zweite fiel im Krieg.

später zurück. Ihr späteres Verhältniß zu einander scheint keineswegs feindselig gewesen zu sein, da sie ihn im Jahr 1717 von dem Vorhaben der Alliirten, ihm Sicilien zu entreißen, früh genug benachrichtigte, um es zu vereiteln. Die Gräfin hatte die Geheimnisse der Unterhandlung durch den Herzog von Bourbon erfahren, dem sie vom Herzog-Regenten mitgetheilt worden waren.

Die Gräfin begab sich nach ihrer Flucht eine Zeitlang in die Abtei Aur Bois bei Paris, ging sodann nach der Hauptstadt und lebte dort kostbar aber eingezogen. Im geheimen verheiratete sie sich mit einem gewissen Port und setzte bis zum Ende ihr stilles Leben fort. Sie starb den 18. November (oder December) 1736 in ihrem sechsundsechzigsten Lebensjahr zu Paris. Das Vermögen, welches sie hinterließ, war sehr bedeutend, und ihr Palast in der Vorstadt St. Germain an Reichhaltigkeit und Kostbarkeit der Gemälde und Mobilien einer der vorzüglichsten. In ihrem Testament bedachte sie die Armen sehr reichlich; die Prinzessin von Carignan erhielt als Vermächtniß hundert Stück Actien der indischen Compagnie, von denen damals jede 2190 Lire werth war. Ihr Bruder, der Prinz von Grünberg, und ihre Nichte, die Herzogin von Duras, theilten sich in den nicht unbeträchtlichen Ueberrest.

Der Arzt.

Fragment aus einer größeren Schrift „Andeutungen zu einer künftigen Psychologie des Arztes" von Dr. med. A. Clemens.

Est aliquid in medico quod nec dici nec describi potest.

Celsus.

— Der denkende Heilkundige sucht stets von den Erscheinungen, die sich seinen Sinnen darbieten, die letzte unsichtbare Ursache auf, um eben diese Erscheinungen daraus herzuleiten; strebt, soweit es in seinen Kräften steht, diese Zeichen miteinander in Vergleichung und Uebereinstimmung zu bringen, um endlich einen wo möglich sichern Schluß daraus zu ziehen, der ihn in seiner Handlungsweise zu leiten, zu bestimmen vermag. Auf diese seine Verfahrungsart habe ich schon früher in der Vorrede zu meiner Schrift „Goethe als Naturforscher" aufmerksam gemacht. Der Arzt ist nun einmal mit seinen Sinnen an die sichtbare Natur gewiesen. Frei soll er in sich aufnehmen, was diese ihm darbietet. Aber aus den einzelnen Erscheinungen muß sich ihm das dem körperlichen Auge unsichtbare Ganze zu einem geistigen Bilde zusammenfügen. So ist seine ganze Handlungsweise aus Analyse und Synthese zusammengesetzt. Wer möchte bestreiten, daß es hierzu einer schöpferischen Fantasie bedürfe. Ohne diese gibt es keinen Arzt, wie keinen Dichter. Die Griechen, welche in dem Gott der Musen zugleich den der Heilkunde verehrten, sprachen durch diese sinnige Mythe eine ebenso tiefe, als heitere Wahrheit aus. Man kann behaupten, daß der Arzt wie der Dichter nur geboren wird. Der sogenannte praktische Blick ist nichts anders, als die Divinationsgabe des Dichters, das instinktartige Versenken in fremde Wirklichkeit. Klingt gleich des geistreichen Koreff Ausspruch etwas paradox, wenn er bei Varnhagen von Ense sagt, mit der Medicin müsse die Poesie Hand in Hand gehen und ein Sonett wäre wie ein Recept nur der verschiedene Ausfluß einer und derselben Göttlichkeit; so wird doch bei den denkendsten Aerzten, wenn sie gleich selbst keine Dichter sind, unverkennbar eine vorwaltende Liebe zur Poesie, bei vielen eine ausgesprochene Anlage, bei manchen ein wahre poetische Begeisterung gefunden. Wenn das zum Dichter stempelt, daß er frei aussprechen soll, was im Kopf und Herzen des Menschen unbewußt schlummert, so frage ich, wer wol tiefer in das Innere der menschlichen Natur zu blicken vermag, als eben der Arzt. Ihm erschließt sich das tragische Schicksal von Individuen, sowie dem Geschichtsforscher das von Nationen. Sein durchdringender Blick senkt sich in die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens, in die verschlungensten Labyrinthe der menschlichen Seele, ohne deshalb von dem Adel des eigenen Selbst, noch, wiewol von den Menschen getäuscht, den Glauben an die Menschheit einzubüßen. Welch eine edle, selbständige, ja beinahe rührend kindliche Rolle spielt nicht der berühmte Arzt Quesnay an dem üppigen Hofe des fünfzehnten Ludwigs und der Pompadour. Inmitten der verschiedenartigsten sich durchkreuzenden Intriguen, deren Fäden er alle kennt, da sein ehrenwerter Charakter ihm das Zutrauen aller sichert, bewegt er sich auf dem schlüpfrigen Parkett des Hofes mit eben so großer Klugheit als unbestechlicher Rechtlichkeit, erhält sich unter so verführerischen Umgebungen die Reinheit seines Herzens, wie den Edelmut seiner Gesinnungen, und hängt unbeirrt von allem Glanz und Schimmer seinen philanthropischen Forschungen und Systemen nach, den Menschen auf die Mutter Erde als Quelle aller Reichtümer aufmerksam zu machen. Van Helmont lehnt zweimal den Ruf ab, als Leibarzt an den Hof des Kaisers zu kommen. Nach seiner Meinung könne ein rechtschaffener Weiser kein Höfling sein. Es zieme einem solchen nicht, den Fürsten zu folgen und zu schmeicheln, da er nichts bedürfe und alles zu gering achte, was Fürsten geben könnten. Wie sehr das Studium der Arzneikunde selbst, die philosophische und naturwissenschaftliche Vorbereitung zu ihrer Ausübung, besonders aber diese selbst den Charakter veredelt und stärkt, zeigt nach Stieglitz am deutlichsten die Stellung der jüngeren Aerzte unserer Zeit zu dem schmeichelnden Phantome der Homöopathie, die bekanntlich so sehr der Geister- und Geschmacksrichtung der blinden Menge zusagt, und nicht einmal in diesen Tagen der vorwaltenden Genußsucht und der überwiegenden materiellen Interessen von denselben der Jünger viele an sich zu locken vermochte. Wer da weiß, wie so viele junge Aerzte trotz des eifrigsten Bestrebens mit Sorgen kämpfen und kaum das nothwendige Auskommen finden, wird es wahrhaft zu erkennen, zu würdigen wissen, daß sie fest an Wahrheit, Forschung und Wissenschaft halten, lieber entbehren und verkannt bleiben, als dem Götzen des Tages huldigen und durch Aufstecken der homöopathischen Fahne vornehme und reiche Prasser zu ihren Clienten machen wollen.

Der Arzt, der zu den Mächtigen der Erde in dem Gefühle seines hohen Berufs ebenso frei und ungezwungen, wie zu dem ärmsten Tagelöhner tritt, erkennt und durchdringt die eigentlichen und wahren Motive von Handlungen und Begebenheiten, die oft in den Gang der Weltgeschichte eingreifen, von den Minderbegabten ganz verkannt, von Scharferblickenden zum Theil nur geahnt werden. Eine Weltgeschichte vom medicinischen Gesichtspunkt aus zu schreiben, dürfte der anziehenden Thatsachen viele in ihrem wahren Lichte erscheinen lassen. Wol müßte die Untersuchung, welchen Einfluß eine gestörte Verdauung, ein verdorbener Magen, ein körperlicher Schmerz, ein Blutverlust, eine geistige Verstimmung auf den Gang der Weltgeschichte gehabt, ein unterrichtendes, ja in vieler Hinsicht ein merkwürdiges Werk werden. Markus Herz, der geistvolle Berliner Arzt, rief einst, mehr als gewöhnlich von seiner habituellen Migräne geplagt, unmutvoll aus: „Wie mag es einem Feldherrn zu Mute sein, der am Tage einer entscheidenden Schlacht von einem solchen Kopfschmerz heimgesucht wird, und welchen Einfluß mag ein solcher auf seine Dispositionen haben!" — Dem Arzt besonders erschließt sich das große Geheimniß der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib. Schiller, wie bekannt früher zum ärztlichen Stand bestimmt, be-

hielt immer eine große Vorliebe für die Medicin. Ein geschärfter Blick in die menschliche Natur, ein feineres Auffassen aller individuellen Zustände blieb dem Dichter immer als bleibender Gewinn des früheren Studiums. Keiner kennt wie der Arzt die Abhängigkeit des Gottgeborenen von dem irdischen Gefährten und die Rückwirkung des Göttlichen in uns auf den materiellen Träger des Geistigen. Keiner vermag wie er, die Macht und Wahrheit der Leidenschaften zu ergründen, die oft unter einer täuschend ruhigen Hülle schlummern, lange gebändigt in der Tiefe wühlen und verborgen am Marke des Lebens zehren, bis sie endlich mit vernichtender Gewalt an das Licht des Tages hervorbrechen. Wenn der Uneingeweihte, blos an der Oberfläche sich Haltende, überrascht und bestürzt fragt: Woher? — hat er schon längst die geheimnißvollen Wege erkannt, auf welchen die verborgene Flamme sich den Weg nach außen bahnte. Er allein erfaßt den ganzen Menschen, in den Philosophie, Rechtskunde und Moral sich nur theilen, und darum stehen ihm auch die reichsten Materialien zum Studium der Menschenkunde zu Gebote. Nur er begreift, daß, was im Roman als unglaublich erscheint, nicht unglaublich. Er allein weiß, daß Begebenheiten, Verhältnisse und Lagen als neu angestaunt werden, die im Laufe der Zeiten wie in der Tiefe der Menschenbrust schon längst da gewesen. Keiner kennt wie er die wechselvolle Fülle des Lebens, und keiner vermag wie er die Wahrheit jenes Ausspruches von Goethe zu unterschreiben:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's eben packt, da ist's interessant!

Weihnachtsgaben.

Kaspars lustige Streiche. Eine Kindercomödie. Frankfurt a. M., literarische Anstalt.

* Dieselbe Verlagshandlung, aus welcher der weltberühmt gewordene „Struwwelpeter“ und der gute „König Nußknacker“ hervorgegangen sind, wollte sich's nicht nehmen lassen, auch zu dem bevorstehenden Christfest die Kinderwelt mit einer neuen Gabe zu erfreuen. Sie hat zu diesem Zweck in dem nämlichen Format und in ähnlicher Ausstattung wie obengenannte Bilderbücher die vorliegende Kindercomödie erscheinen lassen. Wird nun auch schwerlich jemand behaupten, der „lustige Kaspar“ werde so weltberühmt werden wie der erste, noch könne er für so gut gelten, wie der zweite seiner Vorgänger, so bleibt doch der gute Wille zu loben, der etwas Neues bietet, vielleicht ohne recht zu wissen, daß er damit einem ganz andern Kreis von Kindern, einem schon reiferen Jugendalter, als für welche „Struwwelpeter“ und „Nußknacker“ berechnet sind, sehr willkommen sein wird. Wo Kleinleute an den Weihnachtstisch treten, welche am Puppentheater ihre Freude haben, da ist auch dieser „lustige Kaspar“ und der Prinz „Duslebimbam“, dem er als Figaro dient, ganz an seinem Platze und wird für die kleine Welt und ihre Bühne ein Zugstück werden.

Das todte Fischlein. Ein Märchen für die lieben Kinder, erzählt von Martin Claudius. Berlin, Wohlgemuth.

* Ein kleines Büchlein, sauber cartonnirt und mit Holzschnitten versehen, welches nur zwölf Kreuzer kostet, also auch von ganz unbemittelten Eltern gekauft werden und deßhalb die weiteste Verbreitung finden kann, die es verdient. „Quäle nie ein Thier zum Scherz!“ ist die Moral der anmuthigen Erzählung, zunächst freilich nur auf das nutz- und zwecklose Angeln der Knaben angewendet.

Agathos. Sonntagserzählungen von Samuel Wilberforce D. D., Lord-Bischof von Oxford. Aus dem Englischen. Berlin, Wohlgemuth.

* Zehn Allegorieen und Erzählungen, die der englische Verfasser seinen Kindern wirklich an einer Reihe von Sonntagsabenden erzählt hat, von dem ernsten Verlangen geleitet, den jungen Gemüthern schon frühe die Ehrfurcht vor der Bedeutung des siebenten oder Ruhetags einzupflanzen. Wilberforce wünscht den Erzählungen überall den nachhaltigen Eindruck, den sie in seiner Familie gemacht haben; sie sind für Kinder von fünf bis zu neun Jahren mit gewöhnlicher Fassungsgabe berechnet. Die Allegorien sind leicht verständlich. Indessen dürfte manchen Eltern Standpunkt und Tendenz des Verfassers doch etwas zu einseitig und exclusiv, und die jeder Erzählung angefügte Katechisirung der Kinder insofern ungeeignet erschinen, als die jungen Gemüter weniger durch moralische Dialoge, als durch gute Beispiele zu sittlicher Veredlung hingeleitet werden.

Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend von Karl Enslin. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Brandstetter.

* Auch an dieses treffliche Kinderbuch sei zu den bevorstehenden Weihnachten wieder erinnert. Seinem Erscheinen haben die gediegensten pädagogischen und belletristischen Zeitschriften die besten Empfehlungsbriefe nachgeschickt und schon im vorigen Jahr wurde es auch vom Konversationsblatt als eine Festgabe bezeichnet, die sich durch Gestalt und Gehalt ganz besonders auszeichnet. Seitdem hat sich noch ein Gewährsmann über diesen „Lebensfrühling“ ausgesprochen, dessen Stimme für viele gelten wird: *Jeremias Gotthelf*. „Was ich las“, sagt er, „gefiel mir sehr, obgleich es wirklich schwer ist, zu beurtheilen, was das uns fremd gewordene kindliche Gemüt ansprechen muß, was nicht. Kindisches und gemacht Kindliches stieß mir nicht auf; überall ist sinniger Inhalt in passender und hübscher Form, sowol Geschmack bildend, als Gedanken weckend und das Gemüt nährend. Es muß eine sehr willkommene Gabe sowol für Eltern als für Lehrer sein und wird sicherlich der Kinderwelt Segen bringen.“

Das vierte Gebot oder die ungleichen Brüder. Unterhaltende und belehrende Jugend- und Volksschrift von Gustav Nierig. Dritte Auflage. Leipzig, Im. Tr. Möller.

* Eine vortreffliche Erzählung, ein Werks, „daß du deinen Vater und deine Mutter ehren sollst, auf daß es dir wolgehe auf Erden.“ Gustav Nierig ist ein bewährter Volks- und Jugendschriftsteller und die vorliegende Erzählung gehört zu den besten seiner Arbeiten. Dies ist eine bereits allgemein gewordene Ansicht. Von den vielen Blättern, welche das Buch schon bei seinem ersten Erscheinen mit großer Anerkennung begrüßt haben, beim hier nur die allgemeine Schulzeitung, der Modenspiegel, das Literaturblatt zu den Rosen, die Blätter für Literatur und Kunst, der Gesellschafter, das Athenäum, die neue Bürger- und Bauernzeitung ꝛc. genannt. Eltern und Erzieher, welche ihren Lieblingen ein Weihnachtsgeschenk durch ein hübsches Buch machen wollen, können für diesen Zweck nicht leicht eine bessere Wahl treffen, als „das vierte Gebot“ von Nierig. Des bewährten Verfassers Schilderungen sind hier der unterstten und ärmsten Volksklasse entlehnt und reihen sich in natürlicher Folge und naiver, wahrhafter Zeichnung so wol aneinander, daß auch ein Leser von reiferem

Alter der Fantasie des Verfassers gern folgt. Weder zu starke Idealstrirung noch krankhafte Sentimentalität, wie man sie in dergleichen Schriften so oft findet. Die Erzählung spannt das Interesse von Seite zu Seite und ist ganz geeignet, das heilige Gebot, die Eltern zu ehren, den kindlichen Gemüthern tief und nachhaltig einzuprägen. Dazu ist das Buch, obgleich schön ausgestattet, überaus billig.

Lebensbilder aus der Heimat und Fremde. Zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt. Von W. O. v. Horn, Ig. A. Winter und andern. Mit Stahlstich. Leipzig, Jm. Tr. Wöller.

*** In dem nämlichen Verlag wie das zuletzt empfohlene Buch erschienen und ein recht passendes Seitenstück zu demselben; auch ebenso billig. Die Herausgeber W. O. v. Horn und Oberlehrer Winter bürgen für den unterhaltenden, Geist und Herz veredelnden Inhalt des Buches. Außer ihnen haben noch Jm. Tr. Wöller und Fr. Schwed Beiträge geliefert. Es sind im Ganzen neun Erzählungen; die beiden ersten: „der zerrissene Stiefel" und „Gott führt die Seinen wunderbar" versuchen aus der kurzen Lebensgeschichte von Persönlichkeiten den Satz in den Gemütern zu befestigen, „daß es keinen Zufall gebe", daß vielmehr alles, was man Zufall nenne, göttliche Fügung sei. Die folgenden Erzählungen schärfen die Lehren ein: Gottvertrauen läßt nicht sinken; — Wol dem, der in der Jugend entbehren lernt; — Wer Freude hat am Processiren, wird statt gewinnen, stets verlieren; — Gutes bleibt nicht unbelohnt; — und andere. Mehr zur Empfehlung auch dieses Buches zu sagen wird nicht nötig sein. E. S.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Das prachtvolle Glasfenster, welches der König nach dem Entwurf Peters v. Cornelius in Berlin für die Domkirche in Aachen ausführen läßt, steht bis auf weniges, was noch der Ausführung bedarf, nunmehr vollendet da. Die Zeichnung nach dem Cornelius'schen Entwurf ist meisterhaft von dem Künstler Teschner ausgeführt; aber ebenso vortreffliches hat die Glasmalereianstalt unter Leitung ihres kunstsinnigen Directors, Majors v. Falkenstein, geleistet.

Professor Drake in Berlin ist gegenwärtig mit der Arbeit eines Reliefs beschäftigt, das Brustbild des im vorigen Jahr zu Dresden verstorbenen Malers und Dichters Robert Reinick vorstellend. Den vielen Freunden des Verewigten dürfte es angenehm sein, die Arbeit so geschickter Hand anvertraut zu sehen. Das Bild wird den Grabhügel des Verstorbenen schmücken, doch auch für eine Anzahl von Abdrücken gesorgt werden.

Professor Kiß in Berlin arbeitet gegenwärtig an einer Gruppe, welche den Kampf des Erzengels Michael mit dem Drachen darstellt. Es liegt im Sinn des Künstlers, in dieser Form einer tieferen Idee den Ausdruck zu verleihen, indem zuerst der weltgeschichtliche Sieg des Christentums über das Heidentum, dann in weiterer Auffassung die Ueberwindung des bösen Princips durch das gute in symbolischen Gestalten wiedergegeben werden soll. Der aufgefaßte Moment ist der: der Engel ist im Begriff, den aufzüngelnden Drachen niederzustoßen, während die Hufe des Rosses, von dem er getragen wird, bereits den Leib desselben berühren.

In Paris ist die Theatersaison in vollem Flor. Der neue Kaiser protegirt die Oper. In der italienischen Oper regiert noch die Cruvelli, das deutsche Fräulein Grübel aus Bielefeld; sie erhält für jeden Abend 1500 Franken und singt zweimal die Woche.

Das Gerücht, daß Baron v. Gall die Intendanz des Hoftheaters zu Stuttgart niederlegen und Feodor Löwe dieselbe übernehmen werde, erweist sich als ungegründet.

Die neue Oper von Ambroise Thomas: „der Traum einer Sommernacht", ist in München mit Erfolg gegeben worden. — „Onkel Tams Hütte" ist bereits von einem Wiener Schriftsteller als Effectstück für das Theater bearbeitet worden. — Auf den Repertoiren unserer Theater herrschen gegenwärtig die letzten Lustspiele von Benedix, außerdem Prinz Lieschen, Posse von Herdrich; „das Nähtäthchen", von Apel, und von Dramen im großen Styl die „Makkabäer", von Otto Ludwig. Die drei ersten Dichter sind Sachsen, der letzte lebt wenigstens gegenwärtig in Dresden.

Tabletten.

*** Aus München, vom 11. December, bringt die Augsburger Abendzeitung folgende Nachricht: Auf allerhöchsten Befehl wurde dieser Tage auf der hiesigen Sternwarte angefragt, wie sich die Witterungsverhältnisse in diesem Winter voraussichtlich gestalten werden, und hierauf erfolgte die überraschende Antwort: daß wir einen sehr strengen Winter bekommen werden.

*** Graf Schaffgotsch hat die Koppenkapelle auf der Schneekoppe, welche jahrelang als Gasthaus benutzt wurde, restauriren und wieder in ein Gotteshaus umgestalten lassen. Die Schneekoppe wurde in diesem Jahr von nahe fünftausend Menschen erstiegen.

Letzte Quartett-Soirée
der Gebrüder Müller aus Braunschweig.

Dienstag, den 21. December abends 7 Uhr,
im Saale des holländischen Hofes.

Programm.

1. Quartett von Mozart in C-dur.
2. Quartett von Mendelssohn-Bartholdy in Es-dur.
3. Quartett von Franz Schubert in G-dur. (Auf Verlangen.)
4. Variationen über „Gott erhalte Franz den Kaiser" von Haydn. (Auf Verlangen.)

Billette à 1 fl. 45 kr. sind bei Herrn André (Haus Mozart) und im holländischen Hof zu haben. Kassapreis 2 fl. 24 kr.

☞ Ohne Karte kann niemand der Eintritt in den Saal gestattet werden.

Frankfurter Stadttheater.

Samstag, den 18. December. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in drei Abtheilungen. Nach dem Französischen von Castelli. Musik von Weigl.

Sonntag, den 19. December. Den Wünschen des verehrten Publikums zu entsprechen, wird eine letzte Wiederholung von den zwei letzten Acten des Lustspiels „Die Hagestolzen" stattfinden. — Dazu: Hermann und Dorothea, Drama in vier Acten von Töpfer.

Anfang um 6 Uhr.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 307. Freitag, **24. December 1852.**

Ein Weihnachtsbaum.

Von Laurian Moris.*

Der Weihnachtsabend war gekommen
Und überall in jedem Raum
Sah man der Lichter Kranz erglommen
Am reichgeschmückten Festesbaum.

Das war ein Freuen und Beglücken
Der lieben kleinen Unschuldswelt!
„Nicht satt sich sehn, nicht g'nug sich pflücken"
Schien alles so für sie bestellt.

Und Jung und Alt saß froh beisammen,
Erfreuend in erfreutem Sinn;
Des Jubels Klang, der Lichter Flammen
Drang durch die öden Straßen hin.

Nur eine Mutter unter Thränen
Sah wandeln man die Straß' entlang —
Sie fand kein Trösten für ihr Sehnen —
Daheim ward's ihr zu eng, zu bang.

Sie irrte unter Gram und Schmerzen,
Nicht achtend Wetter und nicht Wind,
Und dachte in dem treuen Herzen
An ihr geliebtes todtes Kind.

Und wo aus einem hellen Zimmer
Der Kinder Jauchzen sie vernahm,
Da stand sie lauschend still — und immer
Vermehrte sich der Armen Gram.

Sie hatte ja zum heil'gen Feste
Schon längst gewählt den schlanksten Baum!
Und reich ihn ausgeschmückt aufs beste
In ihrem zarten Mutterraum!

Sie wollte sich am Kleinen laben:
Wie er mit seiner schnellen Hand
Des heil'gen Kindes liebe Gaben
Mit sel'gem Auge sich erfand!

Sie wollte, selbst, in seinem Lächeln
Vergessen mancher harten Not —
Jedoch, da kam mit kaltem Lächeln
Ein Engel — und ihr Kind war todt.

Nun ist der hohe Tag gekommen!
Und überall in jedem Raum
Sieht man der Lichter Glanz erglommen —
Doch traurig steht ihr Weihnachtsbaum.

Sie rennt wol durch die öden Gassen —
Sie flieht den Schmerz — und sucht ihn auf!
Sie kann sich in dem Leid nicht fassen —
Und läßt den Thränen freien Lauf.

Doch da durchzuckt des Herzens Jammer
Ein Trost, wie bleicher Blitz die Nacht!
Und bald aus ihrer dunkeln Kammer
Hat sie den Weihnachtsbaum gebracht.

„Zu meinem Kind, zu seinem Grabe!
Dort will ich beten, will ich flehn;
Im Tode selbst soll ihm die Gabe
Der treuen Mutter nicht entgehn!"

Und durch der Gräber schnee'ge Matten
Schleicht treu Sinnes sie alsbald,
Und macht an eines Kreuzes Schatten
Mit ihrem grünen Aste Halt.

Sie pflanzt ihn auf des Hügels Spanne,
Betebt mit Licht der Kerzen Herr,
Daß leuchtend strahl die kleine Tanne,
Ein Meteor im Todtenmeer.

Der Blick verklärt sich in dem Schimmer,
Der aus dem dunkeln Schooße bricht;
Sie klaget nicht, sie weinet nimmer,
Der Wahn umfängt der Seele Licht.

Sie hält mit ihren kalten Armen
Umfaßt des Kreuzes elf'ges Mal,
Und glaubt den Todten zu erwarmen
Durch ihres eignen Lebens Stral.

Sie fühlet nicht des Schnees Flocken,
Die löschen ihrer Lichter Pracht;
Sie höret nicht die Weihnachtsglocken,
Die fernher klingen durch die Nacht;

Sie kennt es nicht, des Winters Beben,
Das durch die kahlen Bäume haurt;
In ihrem Arm hält sie das Leben,
Wenn auch das eigne Blut erstarrt. —

Und als des Tages erste Funken
Erblühten aus dem Morgenrot,
Da lag sie auf das Grab gesunken
Bei ihrem Kinde — und war todt! —

---

* Aus den eben erschienenen „Stunden am Meere" von Laurian Moris. Verlag von Fr. Bartholomäus in Erfurt.

Alte Modebilder.

Die Weltgeschichte wiederholt sich nicht und der neue Geist jeder Zeit sucht auch neue Formen der Erscheinung. Viel anders ist es jedoch an der Oberfläche der Dinge, wo die Menschen nicht die von unsichtbarer Macht bestimmten, sondern die bestimmenden sind. Hier sucht der beschränkte Erfindungsgeist des einzelnen neue Gestaltungen zusammenzusetzen, und gelingt ihm nicht zu entdecken, was noch nicht dagewesen wäre, so begnügt man sich mit dem, was wenigstens lange nicht mehr dagewesen. Willkommene Veranlassung dazu ist ihm die scheinbare Wiederholung der Geschichte, und taucht eine Zeit auf, welche einer abgelaufenen, wenn auch nur in Namen und Aeußerlichkeiten ähnelt, so ist auch der Modegeist rasch zur Hand, ihr die längst schon abgelegten Trachten, Formen, Sitten wieder umzuhängen. In Frankreich ist das Kaiserreich von neuem erstanden und so rücken denn auch die Moden der ersten Kaiserzeit wieder heran. Manchem unserer Leser dürfte es willkommen sein, wenn wir auf Grundlage einer Stelle im rheinischen Antiquarius die alten Moden sowol betrachten als Betrachtungen daran knüpfen.

England zertrümmerte zuerst durch seine nach dem Continent gelangenden Moden den ersten ursprünglichen Roccocostyl, denn seitdem ist derselbe bereits wieder Mode gewesen und abermals verschwunden. Setzen wir uns aus zerstreuten Schilderungen eine Figur unmittelbar nach der Roccocozeit, also noch mit Spuren von ihr zusammen, so finden wir zwar noch eine Weste von ansehnlicher Länge mit in die Augen stechender Stickerei, hingegen ist dieselbe Zierde auf Tuch bereits vollkommen beseitigt. Den Chapeau-bas trägt nur mehr ein hinter der Zeit Zurückgebliebener, Degen, Federhut und rote Absätze, feierliche Gelegenheiten ausgenommen, niemand mehr. Der Haarbeutel unterliegt dem Zopf; Puder, noch unentbehrlich, wird wenigstens nicht mehr in vielerlei Farben angewendet. Die notwendigste Zierde sind zwei Uhren oder doch Uhrketten, bei welchen sich neben dem Gold die feine englische Stahlarbeit geltend macht. Neue Moden sind die Pikesche und statt des Roquelaure der Mantel. Dabei herrscht die seltsame Ansicht, daß Mantel und Stock oder Regenschirm unverträgliche Gegensätze seien, und wer mit Mantel und Stock zugleich auf der Straße erschienen wäre, hätte alle Achtung eingebüßt. Stiefel werden nur zu Pferd und auf Reisen geduldet und darum ist der Gebrauch der Sänften auch für Herren noch ein allgemeiner. Das unerläßlichste Kleidungsstück eines Deutschen jener Zeit war die kurze Hose. Der Antiquarius meint, daß der Spottname „Schwab", den andere Nationalitäten dem Deutschen gaben, eigentlich nur den Mann mit der kurzen Hose bedeute. Einem also herausstaffirten Herrn müssen wir noch ein Kleidungsstück geben, das ihm damals gebürte, das sich aber seitdem die Frauen ausschließlich vindicirten: den Muff.

Die Frauenmoden machten noch einen Unterschied zwischen Vermälten und Unvermälten; jene trugen Baguinen, Nebelkappen, Backenhauben oder Kommodchen und lange zitzene Mäntel, während bei diesen kurze Mäntel die Sitte des Dreoollirens begünstigten. Dafür hatte man die mancherlei Surrogate der Corpulenz, die man Pochen nannte, abgelegt; die Schnürbrust behauptete sich freilich stets unangefochten. Damenarbeiten bestanden nicht in dem unvernünftigen Sticken, sondern in Charpiezupfen, wenn auch nicht, um sie in Spitäler zu liefern; man zerzupfte alte seidene Kleider, um den Stoff für aus Baumwolle und Seide gemischte Strümpfe zu gewinnen, eine eigentümliche Liebhaberei der Zeit. Außerdem flocht man Ringe aus Pferdehaaren, beschäftigte sich mit dem Weben von Kitschen und Körbchen aus gefärbtem Papier oder mit dem Ausschneiden von Landschaften. Es wäre nur zu pressen, wenn die Mode, die zu so vielen Thorheiten umkehrt, diese gefälligen Arbeiten an der Stelle unserer geistlähmenden und gugenschädlichen seinen Handarbeiten wieder in Flor brächte. Der Kopfputz glich noch immer einem architektonischen Kunstwerk, zu dessen Gipfel zu gelangen Treppen notwendig gewesen wären; allmälig zeigten sich Frisuren ohne Aufsatz, aber mit einem hohen Toupet. Ein Begleiter, den der Spott heutzutage zum wesentlichen Bestandtheil einer Unvermälten von bereits mehr als fünfzig Lenzen zählt, durfte damals keiner Dame fehlen: der Mopd, das Bologneser- oder Löwenhündchen. Nebst der Uhr war auch der Spazierstock das unerläßliche Attribut einer Damentoilette. Heute ist Ombrelle, Sonnenschirm ꝛc. an die Stelle getreten, aber niemand zweifelt, daß das schöne Geschlecht mit dem Zeichen der Herrschaft nicht auch das Wesen derselben geopfert habe.

So war es in Deutschland etwa um das Jahr 1790 beschaffen. Die ersten großen Veränderungen der Mode, welche Frankreich seitdem der Welt dictirt hat, brachten die Emigranten nach Deutschland. Sie eroberten zugleich den Stiefeln ein allgemeines Heimatrecht, dann den langen Hosen; ferner kamen mit ihnen die gewirkten Pantalons, die zugleich Strümpfe waren, und die knappen Pantalons. Die letztern mögen die Verzweiflung manches Modemannes gewesen sein und zu seinen kleinen Leiden des menschlichen Lebens gehört haben. Denn sie anzulegen, erforderte ein eigenes Studium, nebenbei eine starke Arbeit und zu alledem noch Engelsgeduld. Der Graf v. Artois hatte sie in Aufnahme gebracht; wenn er ein Paar anzog, stellte er sich auf einen hohen Tisch, die beiden Beine des Pantalons wurden ihm vorgehalten und er sprang nun mit den eigenen Beinen hinein, um sie sich rasch nach dem Gesetz der Schwerkraft anzupassen.

Nebenbei liefen die Moden der Revolution über den Rhein; sie bestanden zuerst in Kappen, wie Marat eine trug, dann in blauen Leibröcken, eine Farbe, die in solcher Verwendung bisher in Städten nicht gesehen worden war. Um 1796 gewann die eigentliche Jakobinertracht Eingang (habit carré), später der wachstaffene Ueberzug für den runden Hut, 1800 eine thurmhohe Ulanenmütze. Diesen verschiedenen Kopfbedeckungen konnte der Zopf nicht mehr Stand halten so wenig wie der Haarpuder. Die sogenannten Suwarowstiefel wurden über die Hose getragen.

Man kann sich wol vorstellen, daß bei der ganzen Sichtbarkeit der Stiefel die Wichse eine noch wichtigere Rolle gespielt haben muß, als ihr die modernen englischen Stiefelwichsfabrikanten zuzutheilen wissen, die man jetzt so häufig in Deutschland mit einer Miene herumreisen sieht, die glänzend ist wie ihre Wichse. Jene arme Zeit mußte sich mit einer Composition von Kienruß und Eier begnügen, die obendrein nicht in Fabriken fertig im Hause bereitet wurde. Da nun die Frauen ihre Geringschätzung gegen Toilettenartikel an jenen zumeist bewiesen, die nicht ihnen, sondern dem starken Geschlecht dienen, so benützten sparsame Hausfrauen zur Bereitung der Wichse nur verdorbene Eier. Es knüpfte sich dadurch an diesen Artikel ein keineswegs angenehmer Duft, aber so stark ist die Gewalt der Mode, daß man sich auch in den besten Gesellschaften darüber hinwegsetzte, den Genuß des Auges am schwarzen Glanz mit der Beleidigung der Nase zu erkaufen. Das komische dabei ist, daß die Frauen, nicht zufrieden damit, einen Luxus des andern Geschlechtes in so üblen Geruch gebracht zu haben, noch ihre Schooshündchen als Verfolger dagegen aufsendeten, denn diese fanden stets einen besondern Geschmack daran, die Wichse abzulecken.

Es kam der Sturz der Republik und mit ihm der des habit carré. Der erste Consul bezeigte ein faible für das habit français, das den Schnitt unseres modernen Fracks wesentlich bestimmte. Hingegen konnten sich die zwerghafte Weste und die riesenhaft bis über die Brust reichende Hose, welche den seit 1800 allgemein gewordenen Hosenträger nothwendig machte, nicht lange behaupten. Im Beginn des Kaiserreichs erschienen als neue Mode die seidenen Beinkleider, Die Tracht eines Muscadin oder Dandy's der Kaiserzeit bestand in folgendem: schwarze seidene Hosen mit weißen Strümpfen, goldene Schuhschnallen, Claquehut, sehr hohe Cravate mit steifer Einlage. Daß dieser Glanz nicht mehr der ächte und unverfälschte des frühern Königtums war, dafür könnte man den damals in Aufnahme gekommenen Gebrauch der Chemisetten als symbolisch erachten; breiten sie sich doch als schützender Schleier über „heimliche Armseligkeit". Die Haarform à la Brutus mußte in ihrer kurzgeschnittenen Struppigkeit, die sie seit Untergang von Zopf und Puder hatte, der geglätteten, den Frauen entlehnten Form à la Titus weichen.

Wir müssen aber auch auf den Wechsel der Frauentrachten bis zum Ausgang des Kaisertums einen Blick werfen. Napoleons Geschmack bewirkte, daß die durch die Moden der Republik oft verletzte äußerliche Decenz ihre Genugthuung erhielt, ohne dies durch directe Verbote zu fördern; hier half nur die Sucht der Modewelt, dem Beispiel des Hofes zu folgen. Am längsten erhielten sich noch die von der berühmten Taillen eingeführten Schnürschuhe nach Art der Sandalen des Alterthums. Hingegen wurde die barbarische Perücke, der schon so vieler weiblicher Haarschmuck zum Opfer gefallen war, in merkwürdiger Art gestürzt, nämlich nicht, wie man denken sollte, durch ein schönes natürliches Haar, das eine vernünftige Frau den Mut gehabt hätte öffentlich zu zeigen, sondern durch die unerreichbare Vollkommenheit, mit der eine einzige Perücke sich zu ihrem äußersten Extrem erhoben hatte. Diese außerordentliche Perücke war ein Geschenk des ersten Consuls für die Königin von Spanien. Sie bestand aus so künstlich und fein gesponnenen Goldfäden, daß sie ganz so anzufühlen waren, wie wirkliche blonde Locken, welche nur die Poesie für goldene erklärt. Man konnte sich solche Perücken nicht mehr verschaffen und mochte keine andern tragen; so wurden sie gänzlich abgelegt, um der erstaunten Welt lauter kurzgeschorne Frauenhäupter zu zeigen. Es galt nun, diesen Anblick durch eine neue Mode der wenigstens durch einen neuen Namen reizend zu machen, und es entstand der Tituskopf. Er dauerte bis 1809, vielleicht grade so lang als es bedurfte, daß die Haare der Frauen kunstgerecht, das heißt dem Coiffeur in die Hände wachsen konnten. Bevor sie dazu lang genug waren, behalf man sich, um eine Abwechslung zu haben, mit dem Netz, wie es die spanischen Bäuerinnen tragen, was sich zierlich genug ausgenommen haben mag, um eine Wiederholung dieser Mode der Kaiserzeit wünschen zu lassen.

Die Kaiserin Josefine war die Schöpferin und Beherrscherin der Moden ihrer Zeit. Von ihr gingen zuerst die Kleider mit den langen Schleifen aus, schierer noch die Tuniques, die Nachahmung antiker Gewänder, wofür sie die Vorliebe mit der Revolutionszeit gemein hatte und deshalb auch — bald aufgeben mußte. Sie hat aber anderseits den Frauentoiletten Bereicherungen zugeführt, die ihnen niemals verloren gehen werden. Sie erkannte die erste die Poesie jenes Zauberdinges, dessen Name seitdem schon so große Macht über weibliche Gemüter hat, daß er die zürnenden besänftigt, die liebenden beglückt: sie errang den morgenländischen Geweben, den Kaschmirshawls ihren hohen Rang, und veranlaßte die inländischen Nachdichtungen derselben. Sie war es auch, die zuerst den Wert der englischen Mousseline gehörig schätzte und sie verbreitete. Die Revolution hatte durch strenge Verbote das Tragen von Perlen und Edelsteinen beinahe vergessen gemacht, so daß man selbst in den spätern Jahren des Kaisertums sich noch mit Perlen begnügte, aus Rosenblättern gesormt. Die Kaiserin beschenkte ihre Zeit auch mit dem wieder auflebenden Geschmack an edlem Schmuck.

So viel von der Kaiserzeit Frankreichs. Mit dem Ausgang derselben schien eine Zeitlang die europäische Modeherrschaft auf England und Rußland übertragen. Von England lernte man die knappen und kurzen Beinkleider unbequem finden, ja in gewisser Beziehung all zu verrätterisch, wenn der rückwärtige Theil des Beines, der bis zum Knöchel läuft, durchaus nicht jene Fülle und Rundung zeigen wollte, welche ihm die plastische Kunst zu verleihen pflegt. Rußland lehrte den Stiefel unter der Hose tragen und wenn dadurch diese in eine ihr schädliche Berührung mit dem Straßenkoth kommt, vor dem jener sie schützen soll, so wird dafür der Stiefel um so salonfähiger, je weniger man von ihm sieht. Von den Veränderungen in den Damentoiletten nach 1815 wollen wir nur verraten, daß die kurzen Leiber plötzlich in das entgegengesetzte Extrem, in übermäßig lange Taillen umschlugen, bis auch hier das gehörige Maß gefunden war.

Die Feuerfühlerin.

Nach dem Morgenblatt.

Bisher wußte man nur von Wasserfühlern (Rhabdomanten), Sternfühlern und solchen eigenthümlich begabten Menschen, welche Todesfälle in irgend einer Gestalt vorhersehen. In dem Morgenblatt berichtet jemand von Feuerfühlern, Feuerahnern in folgenden Worten: Es ist mir nur eine einzige Person bekannt, die sich dieser wunderlichen Begabung nicht blos rühmt, die sie auch wirklich in einem so merkwürdigen Grade besitzt, daß sie in Folge derselben schon höchst unangenehme Verwicklungen zu überstehen gehabt hat. Man könnte allerdings veranlaßt werden, die ganze Sache für Täuschung, vielleicht sogar für böswillige Täuschung zu erklären, spräche nicht eine sehr große Menge von Beispielen für das Unbestreitbare ihrer Angaben. Gesetzt aber auch, es liese Täuschung mitunter, so ließe sich doch nicht behaupten, daß diese Täuschung eine abschließliche sei.

Die erwähnte Person ist eine hoch bejahrte, aber immer noch sehr rüstige Frau, die sich ihr Brod als Wöttin verdient. Ihr Aeußeres ist ernst, fast streng, ihr Sprache salbungsvoll. Auch liebt sie es, in die gewöhnlichsten Erzählungen eine Menge Sprüche der heiligen Schrift einzuflechten, wie sie denn überhaupt voll von dem Worte Gottes ist. Dies empfiehlt grade nicht, auch spricht es weder für Offenheit noch Gradheit des Charakters. Indeß kann ihr niemand mit Grund etwas schlechtes oder unredliches nachsagen. Diese sonderbare Frau nun behauptet, das Feuer, mag es nahe oder fern auflodern, ein paar Tage, wenigstens aber einen Tag vorher zu fühlen, zu hören, zu sehen.

Zu einer Zeit, wo theils in dem Wohnort dieser Frau, theils in der Umgegend sehr häufig Feuersbrünste entstanden, die höchst wahrscheinlich von Frevlerhand herrührten, glaubte sich die Behörde berechtigt, die unselige Prophetin einzuziehen, denn es ward weit und breit ruchbar, daß die allbekannte Botenfrau aus *** jeden Brand vorausgesagt, ja bei einzelnen sogar die Häuser bezeichnet hatte, die demnächst von den Flammen verzehrt werden würden. Was lag näher als die Vermutung, daß die schwatzhafte Alte wol selbst bei diesen Unglücksfällen betheiligt sein möge, daß sie wenigstens Kunde davon haben müsse? Man

sperrte sie also ein und verhörte, verhörte sie wiederholt und scharf und noch heute kann man ihre zu den Acten gegebenen Aussagen lesen. Das Gericht sah sich genöthigt, die Alte nach einiger Zeit wieder zu entlassen, denn die sonderbare Person erklärte unumwunden, daß man sie einsperren und in Ketten und Banden legen könne, wie man wolle, die Gabe des Feuerschürens würde man ihr damit ebenso wenig rauben, als es verhindern können, daß heute da, morgen dort, jetzt nahe, dann wieder in weiter Ferne der Widerschein eines Brandes den Himmel röthe. Es kam sogar mehr als einmal vor, daß die Feuerschürerin ihrem Verhörrichter erzählte, es werde nun da oder dort brennen, denn sie sehe soeben die Feuerwolke, höre das Rauschen des Feuerwindes. Man achtete darauf, ließ die bezeichnete Gegend bewachen, um versichert zu sein, daß kein Böswicht Ursache einer Feuersbrunst werden könne: allein es half nichts, die Flammen brachen doch aus und verzehrten die bezeichneten Gebäude. — Es ist eine Thatsache, daß die genannte Person im Jahr 1842 den großen Hamburger Brand drei Tage vor seinem Ausbruch vorausagte, obwol sie kaum wissen mochte, daß es ein Hamburg gab, noch weniger, wo es lag. Die Feuerwolke allein, die nur ihr Auge sah, zeigte ihr an, daß in weiter, weiter Ferne eine ganze Stadt in Flammen stehen müsse. Aehnliches sagte sie voraus bei andern großen Bränden, die fünfzig und mehr Meilen von ihrem Wohnort entstanden. In der Nähe, das heißt in einem Umkreise von mehren Meilen, behauptete sie jedes Feuer, mag es noch so klein sein, voraus zu wissen, zu „fühlen", wie sie sagt, und zwar ist es ganz gleich, ob die betreffende Feuersbrunst böswilliger Brandlegung, bloßer Unvorsichtigkeit oder einem Naturereignisse, wie dem Zünden eines Blitz ihre Entstehung verdankt.

Als ein gewöhnliches Zeichen eines nahe bevorstehenden Feuers nennt die eigenthümliche Seherin das Aufleuchten einer Wolke, der „Feuerwolke", wie sie spricht. Meistentheils zeigt sich das Phänomen ihrem Auge gegen Abend, gleichviel ob der Himmel klar oder bewölkt ist. Sie beschreibt sie als ein brandrot gefärbtes Wolkengebilde, das entweder über dem Gebäude, welches den Flammen verfallen soll, unmittelbar sichtbar wird, oder sich gegen dasselbe hinzieht. Entsteht das Feuer in größerer Entfernung, so zeigt die Feuerwolke nur die Richtung an, wo der Brand aufleuchten wird. Ungewöhnlicher ist die zweite Form der Erscheinung, welche der Seherin sagt, daß eine Feuersbrunst bevorstehe. Dies ist der „Feuerwind". Hört die Seherin diesen Wind, so zeigt sich die beschriebene Wolke nicht. Der Feuerwind springt auf bei tiefer Windstille, am Tage wie bei Nacht, und ist der begabten Person ebenfosol hörbar wie sichtbar. Derselbe entsteht in dem Wipfel irgend eines der Seherin sichtbaren Baumes, schüttelt und rüttelt dessen Aeste wild durch einander, unterscheidet sich aber von jedem andern Winde dadurch, daß sein Rauschen genau dem Knistern, Knattern und pfeilsenden Sausen verzehrender Flammen gleicht. Der Feuerwind zeigt der Seherin auch nur den baldigen Ausbruch einer Feuersbrunst an, nicht deren Richtung oder den Ort, wo sie zu gewärtigen ist.

Etwas weiteres war dies jetzt von der seltsamen Frau nicht zu erfahren. Obige Mittheilungen habe ich zum Theil aus ihrem eignen Munde. Sie brüstet sich nicht damit, sondern sucht sich vielmehr durch die Aeußerung zu entschuldigen: „Ich kann nichts dafür. Wenn's irgendwo brennen soll, seh' oder hör' ich's eben, und dann läßt's mir keine Ruhe, ich muß den Leuten sagen, daß es wieder einmal brennen wird."

Briefe.

101.

△ **Hanau**, 17. December.

Die wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde ist in Folge ihres Ansuchens um Fortbewilligung des Zuschusses aus Staatsmitteln, welcher ihr durch Finanzministerialbeschluß entzogen wurde, von der hiesigen Regierung aufgefordert worden, nähere Angaben über ihre Thätigkeit und Wirksamkeit, über den Bestand ihrer Sammlungen und über ihre Mitglieder zu machen, — ohne Zweifel zu dem Zweck, um, gestützt auf diese statistischen Daten, jenes Ansuchen befürworten zu können. Danach ist ein günstiger Erfolg sicher zu hoffen und um so mehr zu wünschen, als die naturwissenschaftlichen Gesellschaften in Kassel und Marburg die ihnen aus der Staatskasse bewilligten Zuschüsse nach wie vor beziehen.

Tabletten.

*** Man erfährt jetzt durch einen Franzosen namens Haldat, daß die berühmte Jungfrau von Orleans nicht Jeanne d'Arc, sondern vielmehr Jeanne Darc geheißen hat. Dieser Haldat ist der Abstammling eines Bruders der Heldin. Er lebt in Nancy und hat soeben eine gelehrte Broschüre veröffentlicht, betitelt: „Examen critique de l'histoire de Jeanne Darc," worin er sowol seine Abstammung nachweist, als auch jenen längst verjährten Irrtum berichtigt. Der Name d'Arc würde jedenfalls auf ein adeliges Geschlecht hindeuten; nun ist aber doch bekannt, daß die Jungfrau von Orleans die Tochter eines schlichten Bauers im Dorf Domremy in der Champagne war und eine Zeitlang als Aufwärterin in einer Schenke diente. Die fragliche falsche Schreibweise läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß ein früherer Biograph Johanna's, um sie — die allgemein gefeierte Heroine Frankreichs — auch hinsichtlich ihrer Geburt hoch zu stellen, den Namen Darc in d'Arc verwandelt hat. Als schlagenden Beweis für seine Behauptung führt Haldat das Patent an, durch welches Karl VII. von Frankreich Johanna's Familie in den Adelstand erhob; denn in diesem Document ist der Name deutlich „Darc" geschrieben.

*** Ein seltsamer Brauch in England, das sogenannte „Sündenessen", besteht in der vermeintlichen Uebertragung der Sünden eines eben Verstorbenen auf einen Menschen von verruchtem Charakter, der ein auf die Brust des Leichnams gelegtes Stück Brod verzehrt, wodurch er nach dem Volksglauben den Todten von der Verantwortlichkeit seiner Sünden entlastet und dieselben auf sich nimmt. Er erhält für diesen Dienst eine halbe Krone und wird dann unter Verwünschungen aus dem Hause gejagt.

Frankfurter Stadttheater.

Sonntag, den 26 December. (Gastvorstellung der Fräulein Turba.) (Zum erstenmal) Das Räthsel chen, Schauspiel in drei Acten von Apel. — Hierauf: (Zum erstenmal) Guten Morgen, Herr Fischer, Vaudeville-Burleske in einem Act von Friedrich. Musik von Stiegmann. Gäste: Fräulein Turba.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 308. Sonntag, 26. December **1852.**

Sylvesterabend.

Aus dem Russischen von W. Dahl.

Gruscha scheint etwas vorzuhaben, sagte eines von drei Mädchen, welche am Sylvesterabend, auch der reiche Abend genannt, auf der Straße zusammenkamen. Der starke Frost pfiff ordentlich durch ihre Schuhe, Strümpfe und Zitzröckchen, es half nichts, daß sie sich bis zur Nase und den Ohren in die kurzen Schubeiken hüllten, welche hinten in der Taille in hübschen Falten genäht und mit Brocatbändern besetzt waren. — Sie hat immer etwas besonderes vor, sagte das Bein unter sich zusammenziehend eine andere, welche von allen die kleinste, aber auch die muthwilligste war und ein für Liebe sehr empfängliches Herz hatte, wie Kenner an der Lebhaftigkeit und dem Schmelz ihrer Sprache und noch mehr an ihren blitzschnellen suchenden Blicken bemerkten. — Was, fuhr sie fort, will sie nicht mit uns die Zukunft befragen? — Wie es scheint, will sie nicht, antwortete, unter dem Pelzchen in die Fäustchen blasend und bald das eine bald das andere Bein unter die Röckchen ziehend, die dritte, welche von höherem Wuchs und weißer Gesichtsfarbe war, — sie sprach von Kopfweh; vielleicht komme ich ... vielleicht auch nicht, sagte sie, wartet aber nicht! — Oi, Gruscha, Gruscha, sagte wieder die mit den Blitzaugen, du hast immer deine Launen! Nun, Gott mit ihr! werden auch ohne sie fröhlich sein, und morgen sagen wir's den Burschen, die necken sie dann! In die Häuser, Täubchen, lebt wol, draußen kann man vor Kälte nicht stehen; der Frost greift tüchtig um den Leib! Versammelt euch ja! — Und alle drei liefen auf einander.

Unterdessen waren in einem geräumigen und reinlichen Hause des großen Dorfes die drei Töchter der Familie mit den Vorbereitungen zum Empfang der Gäste und zum Hexen beschäftigt. Die Mädchen fingen an sich zu versammeln. Erst wendeten sie sich mit den üblichen Grüßen und Wünschen zu den Alten, dann mit Küchern und Gefüßter zu den Töchtern, welche seidene Sarafane mit gefalteten langen Aermeln angethan und die glattgekämmten Köpfe mit Perlenschnüren und die Flechten mit Bändern geschmückt hatten. Darauf erschienen allmälig die jungen Burschen, welche höflich bescheiden und ehrbar eintraten und nach jeder Verbeugung vor den Heiligenbildern, Hauswirten und Gästen mit der linken Hand sich die Haare von der Stirne strichen. Nur am schelmischen Lächeln des einen oder des andern konnte man merken, daß er hier in der Zahl der Mädchen diejenige gefunden, welche zu finden er gehofft, und als man sich zum Hexen um den aufgeräumten Tisch setzte, sagte unsere Bekannte mit den Blitzaugen, ihrer höher gewachsenen Freundin zublinzelnd und sich zu einem jungen Burschen wendend: Was siehst du dich, Liebster, um? Gruscha ist nicht hier. Und dies war der erste Scherz, welcher den Uebergang von der Ehrbarkeit zur Heiterkeit machte.

Man sammelte Ringe, Fingerhüte, Ohrringe ein. Einer tödte vom Gürtel einen Schlüssel und gab ihn hin, ein anderer Spaßmacher gab einen Kamm — dies alles wurde mit Stücken Brodes in eine Schale gelegt, mit einem Halstuch bedeckt, und nachdem man ganz ehrbar ein Lied dem Salz und Brod gesungen, griff jeder unter das Halstuch und nahm was ihm in die Hand kam aus der Schüssel, und daraus deutete man die Zukunft, meistens mit Anspielungen auf die Gegenwart; dann sang man dem letzten „Mein theurer Gast," ein Hochzeitslied, und nahm das Goldversteckten vor; nach dem Goldversteckten fing wieder das Hexen verschiedener Art an, indem ein jeder nach seiner Art wahrsagte, wie er es grade verstand. Es wurden die Hühner von ihren Stiegen herantergenommen, die Pferde über die Drehsel geführt, die Hunde zum Bellen herausgelockt, der Schuhe über die Pforte geworfen, man zählte die Aeste im Holzhalgen, horchte am Kreuzweg, und goß zuletzt Wachs und Zinn.

Dies alles wurde eins nach dem andern vorgenommen, die laute Heiterkeit ließ kein anderes Gefühl noch irgend eine Erinnerung aufkommen, und während des ganzen Abends und der Nacht bekümmerte sich niemand um Gruscha, welche, wie wir wissen, für krank und zu Hause geblieben galt.

Gruscha war aber in dieser Zeit gar nicht zu Hause; sie hatte hier gesagt, sie gehe zur Sylvesterabendgesellschaft. Sie hatte nicht gänzlich gelogen, indem sie etwas ähnliches vorzunehmen gedachte, als was dort vorgenommen wurde — mit dem Unterschied, daß sie allein war. Sie hatte niemanden aufgefordert mitzugehen, und niemanden gesagt, was sie vorhabe. Gruscha, nachdem sie alle Furcht verscheucht, hatte sich entschlossen, endlich ihre Zukunft zu erfahren, es möge kosten was es wolle. Sie legte, als wenn sie in die Gesellschaft ihrer Freundinnen gehe, einen schmucken, seidenen Sarafan mit Aermeln von Nesseltuch an, kämmte sich das Haar glatt, schmückte es mit der Perlenschnur, warf um die Schultern ihre Schubeika und auf den Kopf ein Tüchelchen; nachdem sie die Hausthur verlassen, bog sie eiligst links ab, das heißt nicht zur Pforte, sondern zum Platz hinter dem Hofe. Nachdem sie, stets an der Wand sich haltend, bei Kuh- und Pferdestall vorübergekommen war, lief sie über einen kleinen Zwischenraum und ging zur Badestube, welche ganz im Hintergrund stand, wo schon das Hanffeld anfing.

Kaum athmend legte sie die Thür des Vorbaues hinter sich zu und trat in die Badestube. Ein Schauer überlief sie — herumtastend ging sie noch einmal zur äußern Thür, an der sie den Riegel vorschob, trat wieder in die Badestube, untersuchte, ob das Lustloch gut verschlossen sei, schlug Feuer und zündete einen Span an. Als die Badestube auf diese Weise erhellt war, konnte man in dem einen Winkel vor einer Bank einen kleinen Tisch bemerken, der zwei Bestecke trug, jedes aus einem weißen, blau verzierten Teller, einem Messer, einem hölzernen Löffel und einem Handtuch bestehend; vor dem Couvert stand Brod, Salz, ein Spiegel zum Zusammenlegen und zwei Lichter in groben höl-

zernen Leuchtern. Gruscha bekreuzigte sich furchtsam, zündete beide Lichter an, steckte sie zu beiden Seiten des Spiegels, griff nach dem auf der Bank liegenden Sack und legte ihn vorsichtig näher zum Tisch. Der Laut, der bei dieser Gelegenheit hörbar wurde, ließ erraten, daß in dem Sack ein Hahn verborgen. Sie setzte sich zum Tisch, exzitierte unwillkürlich, als sie sich im Spiegel erblickte, legte die Hände auf die Brust, seufzte schwer aber leise, und nachdem sie entschlossen nach dem Messer gegriffen, beschrieb sie mit der Spitze desselben gekommen Kreis um sich, dreimal die Worte wiederholend: „Mein Zukünftiger, komme und iß mit mir zu Abend.“ Das erstemal sprach sie dieselben fast lispelnd aus und fuhr beim Laut ihrer eigenen Stimme zusammen; dann aber faßte sie sich und sprach das drittemal die Wünschformel laut und sicher aus, indem sie nur noch die Augen niederschlug. Alles war still, das Mädchen saß einsam und schweigend vor ihrem Teller, blickte in den Spiegel und erhielt mit sichtbarer Anstrengung ihr Köpfchen in dieser Lage.

(Schluß folgt.)

Handschrift und Charakter.

Aus den Memoiren des Dr. Bienkinsop.

Es ist unleugbar, daß die Bewegungen des Geistes eines Mannes mehr oder weniger in jeder Handlung desselben hervortreten: warum sollte dies nicht auch in seiner Handschrift der Fall sein? — wie charakteristisch ist z. B. die Unterschrift der Königin Elisabet, stattlich, groß und königlich: befehlshaberisch und gebietend, aber durch kleine, gewöhnliche Schnörkel verunziert; es ist eine Zusammensetzung von Härte, Gewalt und Eitelkeit. Ihre Hand veränderte sich bedeutend zu verschiedenen Zeiten je nach ihren Handlungen: bald war sie deutlich, kräftig und ruhig, bald äußerst prunkhaft und kindisch. Von der ersten Art und Weise kann man ein Beispiel an dem Schreiben an den Herzog von Somerset sehen, ehe sie zum Thron gelangte, und das unter den Lansdowne'schen Handschriften, im britischen Museum, aufbewahrt wird; von der letztern an dem Schreiben an Jacob V. von Schottland, als sie bereits Königin war. Diese letztere Schrift nennt sie selbst, sehr richtig, ihre „Krikelhand“. Sie geht ganz von ihrer gewöhnlichen Handschrift ab, und es scheint fast, als ob die Königin Jacob einen Beweis geben wollte, daß sie ein schwaches Weib sei.

Heinrich VII. Hand ist kalt und förmlich. Es ist in ihr ein Versuch, stattlich zu schreiben, aber die kindischen Schnörkel zeugen von Schwäche. Die Hand Heinrich VIII. ist kräftig und eigensinnig, gedrängt und ohne allen Prunk. Gewöhnlich unterzeichnete er Henry R. T. (Henry Tudor) zu mehrer Deutlichkeit, ohne die Wiederholung zu scheuen. Die Hand Richard III. sieht aus wie ein Cavallerieangriff, links und rechts einhauend, und gelegentlich mit einem Lanzenstoß durch die Zeilen. Sie ist kräftig und scharf, furchtlos, denn nicht eine einzige Zeile wankt. Anna Boleyn schrieb eine feste, gemessene Hand, aber ohne Kraft und Zierlichkeit; die Schrift der Katharina Parr ist pedantisch, mit vieler kalter, beharrlicher Kraft. Die Königin Maria von Schottland (Stuart) schreibt einfach und zierlich, und sehr deutlich. Die Hand Eduard VI. ist mühselig, wie es auch die frühere Hand Jacob I. war: sie wurde indeß freier und vornehmer, nachdem er nach England gekommen war; die ganze Unentschlossenheit des Charakters zeigt sich jedoch in den vielen Radirungen und Einschaltungen, namentlich in dem schändlichen Brief an den Herzog von Buckingham vom Jahr 1623, welcher mehr dem Schreiben eines Liebhabers an seine Geliebte gleicht, als dem Brief eines Mannes, eines Vornehmen und eines Königs. In diesem Briefe bittet er den Herzog for godis sake (um Gotteswillen), ihm nicht ein Wort wieder zu schreiben und keinen Menschen diesen Brief sehen zu lassen. Und jetzt kann ihn jedermann in den Lansdowne'schen Handschriften, im brittischen Museum, lesen!

Karl I. schrieb wie ein vornehmer Mann, und sein Sohn, Karl II., wie ein Lebemann, was er auch war. Die Handschrift des letztern ist ein vollkommenes Muster von Leichtigkeit, mit bedeutender Zierlichkeit verbunden, während der Gegenstand, wobei er sein ganzes königliches Ansehen aufzubieten droht, mit der Hoffnung auf Rache in einer andern Welt, in der Art einer Hofdame, ein sonderbares Bild des Mannes gibt. Jacob II. Hand ist kalt und vornehm, und eine zu gute Hand für einen solchen halsstarrigen Frömmler! — Als Proben einer unerbittlichen und unbarmherzigen Härte können einige Handschriften von John Knox (dem Reformator) betrachtet werden: da indeß nicht alle seine Briefe diesen Charakter tragen, so lagen wahrscheinlich die harten Elemente seines Charakters mehr darin, daß sie angenommen, als daß sie ihm natürlich waren. Sir Christopher Hatton's* Handschrift gleicht den Touren in einer „Courante“ und die langen Züge seiner großen J haben ganz besonders noch einen gewandte Hülfe, welche sich für den „tanzenden“ Kanzler sehr gut passen. In Cromwells Hand liegt eine große, ruhige Festigkeit und kein Zug des Zauderns wird in seiner Unterschrift unter dem Todesurteil seines Königs (Karl I.) sichtbar. Die Königin Anna schreibt eine Hausfrauen- und alltägliche Hand; die Handschrift Georg I. ist männlich und fest, obgleich etwas roh. Ein Schreiben Buckinghams an seinen theuren „Papa und Gewatter“ Jacob I. und unterzeichnet „Ihr geborsamster Sclave und Hund“ liefert einen schlagenden Beweis von dem Charakter des Mannes. Die Handschrift ist nachlässig und flüchtig, wie der Mann selbst. In Prinz Ruperts Handschrift ist eine gewisse Zierlichkeit, aber bei weitem nicht der Ernst seines Gegners Fairfax. Blackstone schreibt eine sehr deutliche, kleine, bestimmte Hand; Lord Mansfields Hand ist klar, fest und ausgeschrieben. Lord Thurlow schreibt, unerwartet, eine schwache, unbestimmte Hand, die ganz mit dem rauhen Charakter und dem physischen Mute des Schreibers in Widerspruch steht. Sir William Jones** Hand ist ausgearbeitet und klar; Marlborough schreibt leicht, bestimmt und vornehm, wie es einem Mann von unwiderstehlichem Betragen und gänzlicher Unempfindlichkeit gegen physische und moralische Gefahren ziemt.

Der Hauptcharakter in der Handschrift unseres großen neueren Feldherrn*** ist Festigkeit und geschäftsmännische Einfachheit. Es findet sich keine einzige gezwungene und unnütze Zeile in seinem ganzen Briefwechsel, und der Verfasser hatte Gelegenheit, mehre hundert seiner Briefe über die vertraulichsten Gegenstände einzusehen. Sie bilden einen eigentümlichen Gegensatz gegen den kurzen, stereotypischen Styl seiner Gnaden, wie man ihn so häufig in den Zeitungen liest, während er hier ausführlich und mit der größten Kleinlichkeit in Details eingeht, von denen man denken sollte, daß ein so beschäftigter Mann sie entweder gänzlich unbeachtet gelassen, oder dem Gutdünken anderer überlassen haben würde. Der Ort und die Stelle, wo eine Ehrenwache aufziehen soll, ist bis auf den Fuß genau bestimmt, und selbst der Platz einer Zeugrolle oder eines Silberbestecks ist nicht unter der Aufmerksamkeit des edlen Herzogs. Ein Schreiben bezieht sich auf die berechnete Entfernung, in welcher die Pferde der Königin nicht mehr scheu werden können, ein anderes bezieht sich auf die Ver-

* Des Kanzlers unter der Regierung der Königin Elisabet.

** Des berühmten Orientalisten.

*** Des Herzogs v. Wellington.

sorgung irgend eines Unterbeamten, wobei die genaue Kenntniß von dessen Wegen, Geschmack und wahrscheinlichen Vorliebe für dies und jenes einige sehr beluſtigende Exſolven n dem Briefwechſel bilden. Es gibt gewiß wenig große Leute (public characters), von denen das Volk einen falſcheren Begriff hat. Die weit hinausſehende Herzensgüte, die ſorgfältige Berückſichtigung anderer, und die unbeſchränkte, nie bekannt gewordene Wohlthätigkeit des Mannes beweiſen, daß der Beiname des „eiſernen Herzogs“, wie ſehr er auch in Rückſicht auf ſein unbeugſames Pflichtgefühl paßte, doch in Bezug auf ſeinen übrigen Charakter vollkommen unrecht angebracht war.

Napoleons Handſchrift zeugt ganz von ſeinem Charakter: ſchnell, ungeſtüm, unbedenklich. Die innere geiſtige Kraft eilte der mechaniſchen Leiſtung voraus: die ermüdete Hand wird über den natürlichen Schritt hinaus geſpornt und zu einem flüchtigen angreifenden Gekritzel über alle hergebrachte und anerkannte Schicklichkeit hinaus. Lord Byrons Hand hat daſſelben Charakter und auch Lord Brougham Hand verrät beſonders und mehr als irgend eine andere mit bekannte, eine unbewingliche Raſtloſigkeit und kopfüberſtürzende Eile. Für gewöhnliche ſterbliche Augen hat die Handſchrift des edlen und gelehrten Lord das Anſehen eines Labyrinths von Hieroglyphen, und man weiß, daß es in der ganzen Buchdruckerei des Herrn Clowes nur einen einzigen Setzer gibt, der dieſe Schrift bewältigen kann, und auch dieſer ſoll zuweilen in Verzweiflung ſein.

Unſere (die engliſche) königliche Familie ſchreibt im ganzen gute Hände. Georgs III. Hand hat nichts charakteriſtiſches, doch möchten wir aus der Handſchrift auf mehr Einſicht ſchließen, als ſie unglücklicherweiſe dem Monarchen beſchieden war. Die Hand Georg IV. hat etwas beſtehendes mit einer gewiſſen ſelbſtvertrauenden Leichtigkeit, wie ſie dem „erſten vornehmen Mann in Europa“ zukam. Wilhelm IV. ſchrieb einfach und deutlich, und unſere allergnädigſte Königin theilt ihre Beſetze in einer ungemein angenehmen, leichten, fließenden Handſchrift mit, in welcher Angemeſſenheit, Liebenswürdigkeit, Feinheit und Geiſt die hervorſtechendſten Züge ſind.

Ein ſpeculirender Engel.

Aus Jerome's „Courrier de Paris“ in der Independance belge.

Anglo-Morbus, das iſt der richtige Name für die Krankheit, die in Paris jetzt ärger als in den tollſten Zeiten Law's und der Miſſiſippier überall und bei jedermann graſſirt. Was ſage ich — jeder Mann! Auch die Frauen ſind angeſteckt, das ſchöne Geſchlecht, das wahrlich nicht ſchöner davon wird. Ich habe einen Freund, einen Mann von Herz und Geiſt, der eine lebhafte Neigung für eine junge Dame im Hauptquartier der Börſe, der Chauffee d'Antin, gefaßt hatte. Er dachte ſtark an eine Heirat, auch war er keineswegs ein unwillkommener Freier. Die Sache war im beſten Gange. Unſer Freund machte regelmäßig ſeinen Abendbeſuch und ein Strauß koſtbarer Blumen, darin eine Anweiſung auf die ſchönſte Theaterloge zart verſteckt, fehlte nie. Die junge Dame war blond und weiß, die wahre, weibliche Schönheit, groß und ſchlank, ſie ſpielte und matte allerliebſt, hatte ſogar mit Glück die Profile ihrer Freundinnen in Rosawachs nachgebildet: ſie war gebildet ohne Blauſtrumpf, witzig ohne boshaft zu ſein — kurz der Inbegriff aller weiblichen Liebenswürdigkeit. Unſer Freund war eben im Begriff um die Hand der Tochter bei dem Vater anzuhalten, da .... entdeckt er eine neue Fähigkeit an ihr, die ihn alle ihre andern, und ihre Reize dazu, völlig vergeſſen macht. Der Vater war ein reicher Induſtrieller. Er machte auch Börſengeſchäfte, allein er ſchien dazu grade nicht viel Anlage zu haben. Und doch ſpeculirte er vortrefflich. Alſo hatte er einen klugen Ratgeber. Wer war der? Wer lieh ihm dieſen ſichern Tact, dieſen Börſeninſtinkt, mit deſſen Hülfe er die ſchönſten Differenzen, Arbitragen und nicht weniger Reports einſtrich? . . . Niemand anders als — ſeine eigene Tochter! Mademoiſelle Adeline? Ja! die junge, weiße und blonde Schönheit durchmuſterte alle Tage eifrig mit ihren blauen circaſiſchen Augen die Börſenquotirungen. Wenn ſie des Morgens in ihrem reizenden Peignoir von ſeidengeſtickterem Foulard, das Haar auf den zarten Nacken herabwallend, an dem Schreibtiſch von Roſenholz in ihrem Schlafzimmer ſaß und auf ein zartes Belin einige Zeilen hinwarf, ſo dachte man vielleicht, es ſei ein Stelldichein zum Thee oder ein Opernbilletkaufen oder an eine Freundin. Weit gefehlt! Das Wahrſcheinliche iſt oft nicht das Wahre. An ihren Wechſelagenten war der Brief adreſſirt, und was enthielt er? Ihre Kauf- und Verkaufordres! — Welche Robe hatte Prinzeſſin M. auf dem geſtrigen Ball im Elyſee? fragt ein elegantes Weltkind beim Aufſtehen. — Wieviel haben die Grand Combes, die Maberly, die Vieille-Montagne-Actien geſtern Abend bei Tortoni gemacht? ruft Adeline, als ſie das Auge unter ihren Vorhängen von geſticktem Tüll noch kaum geöffnet hat. — Die Entdeckung ſo eminenter Finanzqualifikationen bei ſeiner Zukünftigen war für unſern Liebhaber, was für die Flamme der Waſſereimer. Als er erfahren, daß die 300,000 Franken Mitgift das durch Prämien und Reports multiplicirte Product des Drittheils dieſer Summe war, die ihr der Vater um die Zeit des 2. Decembercoups zur Dispoſition und Speculation geſtellt hatte, — adieu Pinſel, Pallette, Muſik, Esprit und die ganze Schönheit. Die Reaction war lebhaft, plötzlich. Am andern Abend in der Oper kam ſie zum Ausbruch. Unſer Freund hatte wie gewöhnlich beim Nachmittagsbeſuch ſeinen Strauß mit dem Theaterbilletchen abgeliefert. Am Abend fand er ſeine Angebetete in der Oper. Man gab Roſſini's „Moſes“. Adeline war zerſtreut. Die Bourbons vermochten nicht, ſie ihren Träumereien zu entreißen. Bei dem ſchönen Gebet der Hebräer ſchien ſie vollends in ſich zu verſinken. Ihre Haltung, ſonſt ſo ſtolz und aufrecht, war gebeugt, die Arme waren niedergeſunken, das Bouquet der Hand entfallen, das ſchöne Haupt auf die Bruſt gelehnt . . . Frommes, kunſtbegeiſtertes Mädchen! dachte unſer Freund und ſchien ſich wegen ſeiner jüngſten Finanzbeobachtungen ordentlich anzuklagen; auf den Flügeln des Geſangs iſt ihre Seele zu den Chören ſeliger Schweſtern emporgeſtiegen! . . . Die Wogen der Breghiera ſchwellen an, Orcheſter und Chor vereinigen ſich endlich zu dem mächtigſten Forte. Da plötzlich richtet ſich die junge Dame wieder auf und wie aus dem Schlaf geſchüttelt ruft ſie dem Vater fragend zu: „Wieviel haben heute die Monzaïas in der Couliſſe gemacht? Papa antwortete. Aber mein Freund ſtahl ſich mit dem Eimer Waſſer über den Kopf davon. Und er iſt nicht wiedergekommen. Tags darauf nahm er einen Paß nach Neapel.

Briefe.

102.

△ Düſſeldorf, im December.

Auszeichnungen. Aus der Kunſtausſtellung.

Zwei unſerer künſtleriſchen Notabilitäten ſind in dieſen Tagen durch ehrenvolle Anerkennungen von Seiten auswärtiger wiſſenſchaftlicher Inſtitute ausgezeichnet worden. Die königliche Aka-

demie der Künste zu Amsterdam hat den hiesigen Maler J. P. Hasenclever zu ihrem Mitglied ernannt, und die Akademie der Tonkunst zu Wien, sowie das Musical Institut of London haben unserm städtischen Musikdirector, dem genialen Dr. Robert Schumann die Diplome als Ehrenmitglied gedachter Institute übersandt. * — Auf unserer permanenten Kunstausstellung war dieser Tage nach langer Unterbrechung wieder einmal ein Gemälde des berühmten holländischen Landschaftsmalers Koekkak ausgestellt. Er bezeichnet das Bild sehr genau als das „Innere eines Waldes bei gewöhnlicher Tagesbeleuchtung" und es liegt in diesem detaillirten Titel eine Charakteristik des Künstlers, der eben nur die Natur, aber diese dann bis in die kleinsten Einzelheiten darstellt. Mit der ihm allein eigen Ausdauer zeichnet und malt er Blatt und Rinde, Gräser und Kräuter, Steine und Moose mikroskopisch genau; jede Kleinigkeit ist ein kleines Wunder treuester Nachahmung der Natur. Sein Realismus abstrahirt von poetischen Stimmungen und glänzenden Effecten; vielleicht ängstlicher, als eben nöthig wäre, vermeidet er alles Ungewöhnliche, aber man sieht seiner Malerei auch niemals die Künstlichkeit an, mit welcher sie ausgeführt ist. Das Bild ist ein Phänomen und findet als solches das allgemeinste Interesse. Dasselbe ist gegenwärtig in Köln ausgestellt. — Von Scheuren liefert dieselbe Ausstellung eine schöne Aquarellzeichnung, die sowol in Bezug auf die malerische Wirkung als auch hinsichtlich der Composition zu den schönsten Werken des genialen Meisters gehört. Ueberall, wo seiner Fantasie ein freier Flug gestattet ist, findet Scheuren sein Feld; sein eigentliches Element ist aber das fantastische Märchen, das unbegrenzte Gebiet der romantischen Poesie. Diesem Genre gehört die ausgestellte Zeichnung an. Es ist ein gemaltes Märchen, eine Composition nach dem im verflossenen Sommer hier bei W. Kaulen erschienenen und jetzt in zweiter Auflage wieder verlegten kleinen lyrischen Epos „Schwanwitt" von Mathilde Ramen. Das Gedicht schildert die Unterwelt im Meere, das Reich der Niren und Meerjungfrauen und die Liebe Schwanwitts zu einem schönen Ritter. Wort nun die höchst anmuthig beschriebene Liebesepisode dem Künstler einen Stoff zu einer abgerundeten Darstellung, so hatte er in dem Schauplatz der Dichtung die prachtvollste Scenerie, die der Künstler denn auch in seiner genialen Weise zu benutzen verstand.

Tabletten.

*** „Es wird die ergehen wie den Schwaben bei Lucka" war früher ein sehr gebräuchliches Sprüchwort, welches sich selbst bis auf unsere Zeiten erhalten hat, wiewol sein Ursprung in einer Katastrophe zu suchen ist, die vor beinahe fünf und einem halben Jahrhundert stattfand. Ein gewaltiges Heer Kaiser Alberts, unter dem Befehl des Grafen Philipp von Nassau, hatte zu Lucka sein Lager aufgeschlagen und beabsichtigte die Markgrafen Friedrich und Dietzmann in Leipzig einzuschließen (1307). Schon hatten sie Rötha und Lobstädt eingenommen und überall aufs entsetzlichste gehaust, und es stand zu erwarten, daß es ihrer überlegenen Zahl gelingen werde, sich Leipzigs zu bemächtigen. Die beiden Markgrafen entschlossen sich trotz ihrer geringen Truppenmacht zu einem Hauptstreiche. Ehe der Zeitpunkt des Unternehmens heranrückte, wurde ein allgemeiner Bettag veranstaltet und alles Volk strömte in Massen nach den Gotteshäusern, um den Segen des Himmels und den Schutz der Heiligen zu erflehen. Der 31. Mai war der Tag des Aufbruchs. Mit dem Grauen des Morgens war alles bereit. Markgraf Friedrich ließ sich seinen Helm mit den zwei goldenen Löwen des Meißner- und des Osterlandes aufsetzen und sagte: „Heute binde mir an mein Meißn und Ostland oder künftig keines mehr." Hierauf befahl er ihre Sache Gott und ritt an der Spitze seiner Truppen mit gezogenem Schwert aus der Stadt. Der Abschied war ein schmerzlicher. Die Zurückbleibenden weinten und jammerten, denn sie glaubten ihre Angehörigen nie wieder zu erblicken. Die Krieger ließen den Mut nicht sinken; im Vertrauen auf ihre Tapferkeit zogen sie dem Feind entgegen. Sobald Markgraf Friedrich in die Nähe des feindlichen Lagers kam, theilte er seine Leute in solche Schlachtordnung, daß das thüringische und ostländische Fußvolk die Vorhut, die meißnische die Nachhut bildete; die meißnische und ostländische Reiterei formirte den rechten und linken Flügel, die braunschweigischen Reiter aber führten den Hinterhalt. Die Schwaben erhielten früh genug von dem Marsch ihrer Gegner Nachricht, aber sie schrieben geringschätzig über den Angriff, nannten die Andringenden „zusammengerafftes Bauernvolk" und stellten in der Zuversicht ihres Sieges sich langsam ihre Linien in Schlachtordnung auf. Ehe sie sich indeß trauen ließen, kamen Markgraf Friedrich mit seinen Ostländern und Dietzmann mit den Meißnern den säumigen Kaiserlichen auf den Hals, zwangen sie zu weichen und warfen nach einem fünfstündigen Kampfe Herren des Platzes. Die Markgrafschaften gaben keinen Pardon, sondern tödteten vielmehr ohne Gnade alle, welche in den Bereich ihrer Lanzen kamen. Nahe an viertausend Schwaben blieben auf dem Wahlplatz und von den übrigen war ein bedeutender Theil in so großer Furcht, daß sie, wie die Sage erzählt, ihre Pferde tödteten und sich in den ausgehöhlten Leibern derselben verbargen. Ein anderer Theil suchte in Häusern, ja sogar in Backöfen eine Zufluchtsstätte, und ein alte Frau soll fünf von ihnen an einem der letztern Orte mit dem Bratspieße getödtet haben. Die Ueberlage der Kaiserlichen war so schmachvoll und so groß, daß man seit jener Zeit von Leuten, die leichtsinnig ihr eignes Unglück herbeiführten, sagte: „Es wird ihnen ergehen wie den Schwaben bei Lucka."

54.

*** Eine öffentliche Bekanntmachung in den Gothaer Localblättern theilt mit, daß das seither in Marienthal, nahe bei dem meiningischen Badeorte Liebenstein, bestandene Fröbelsche Erziehungsinstitut von der Wittwe des Professors Fröbel aufgegeben worden sei. Jedoch wird ein ähnliches Institut von Middendorf, dem Freund Fröbels, in dem rudolstädtischen Orte Keilhau errichtet werden.

*** Das humoristische Blatt, welches Ernst Koskal von Neujahr an in Berlin herausgibt, wird jedesmal am blauen Montag erscheinen und den Titel: „Berliner Feuerspritze, Löschblatt für brennende Fragen", führen. Koskal war bekanntlich früher Redacteur des Feuilletons der constitutionellen Zeitung.

Frankfurter Stadttheater.

Sonntag, den 26. December. (Gastvorstellung der Fräulein Turba.) (Zum erstenmal) Das Nähtäschen, Schauspiel in drei Acten von Apel. — Hierauf: (Zum erstenmal) Guten Morgen, Herr Fischer, Vaudeville-Burleske in einem Act von Friedrich. Musik von Stiegmann. Gustav: Fräulein Turba.

* Außer Hasenclever sind auch die Düsseldorfer Maler O. Achenbach, v. Kalkreuth und Lindlar zu Mitgliedern der Akademie der schönen Künste in Amsterdam ernannt worden, — eine Anerkennung, die um so mehr zu bedeuten hat, da die Holländer sich bekanntlich auf Beurtheilung von Gemälden vortrefflich verstehen.. D. Red.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

No. 309. Montag, 27. December 1852.

Sylvesterabend.

Aus dem Russischen von W. Dahl.

(Schluß.)

Es verstrichen einige Minuten. Plötzlich schrack sie auf. Es wurde an die Thür geklopft. Ihr Athem wurde kürzer, Purpurröthe bedeckte Hals und Wangen; das Klopfen wurde stärker; beim Luftloch über ihr wurden Stimmen hörbar; der Wind erhob sich, Hunde bellten, es rüttelte jemand stark an der äußern Thür, ein unangenehmer Geruch, wie von gebrannten Leder, verbreitete sich in der Badstube ... Gruscha saß unbeweglich; in den Schläfen hämmerte das Blut, in der hoch wogenden Brust stockte der Athem.

Die äußere Thür der Badstube knarrte laut in ihren Angeln, wie gewöhnlich, wenn man sie beim Oeffnen nicht emporhob; darauf ward sie wieder zugeschlagen. Tritte wurden hörbar, die zweite Thüre rührte sich — Gruscha aber senkt ihre Blicke und sah sich nicht um .... es trat jemand ein paar Schritte vor und sprach mit schmeichelnder Stimme: Schönes Mädchen, blaues Täubchen, liebst du mich?

Erst jetzt, äußerlich fast erstarrend, ihr volles Bewußtsein aber behaltend, warf Gruscha einen Blick auf den Gast. Es war ein gewandter junger Bursche in einer blauen Sibirka *, die bis zu den Knien reichte, mit einem dunkelroten seidenen Gurt; die gestreiften breiten Hosen waren in die Stiefel eingesteckt, hinter dem Gurt steckten lederne Fausthandschuhe und in der Linken hielt er einen Hut, den eine glänzende Schnalle und Pfauenfedern schmückten. Seine Augen wollten freundlich auf dem Mädchen, während die Rechte den sprossenden Bart glättete.

Gruscha hefftete ihre großen Augen unverwandt auf ihn und ihre Brust wogte ängstlich; auf ihrem Gesicht las man Ueberraschung; sie schien nicht zu wissen, ob sie sich freuen oder weinen solle. Du gleichst dem Fedot, sagte sie mit weicher Stimme, — bist aber nicht Fedot? ... — Der Fedote gibt es nicht wenige auf der Welt, sagte der Jüngling, — ich stehe, wie ich hier bin, vor dir ... sieh mich an, mein Liebchen, mein Täubchen; sprich: liebst du mich? — Des Vaters Wille geschehe, sagte sie leise, ihm immer unverwandt in die Augen blickend, aber bleich wie ein Leintuch. — Was Vater! sagte jener; du bist meine Schöne, dein Gesicht ist schön, deine Flechte ist schwarz ... die Rosse stehen bereit ... fahren wir? — So raubt man bei uns nur Waisen, lispelte sie; um nicht die Kladka ** vor Vater und Mutter hinzulegen. — Was ist Kladka für dich? Was man verlangen wird, das werden wir hinlegen! meine Schwarzäugige, damit werden wir nicht anstehen! Niemand im Dorfe bei euch kann sich mit mir messen! — So geh denn mit Gott, fuhr sie fort: gibt es Korn, gibt es auch ein Maß dafür; schicke einen Freiwerber, Vater und Mutter werden bestimmen. — Mein Schwänchen du, rief der Jüngling aus, und naßte sich ihr — sie seufzte, erbebte heftig und bog sich hinweg; er selbst aber sprang zurück, nachdem er die Hand bis zum beschriebenen Kreise ausgestreckt hatte. Mein Schwänchen, fuhr er fort, die Hände ringend: habe Mitleid mit mir, tritt heraus und laß uns fahren! Es warten unser die raschen Pferde vor dem Schlitten, den ein Teppich schmückt! — Ich werde mich schämen müssen, erwiderte sie etwas ruhiger, die Freundinnen werden mich auslachen; hast du mir denn kein Geschenk gebracht? Ohne Geschenke von dem, den das Schicksal ihr zugedacht, nimmt das Mädchen ihn nicht zum Mann.— Sprich aus, mein Pfauenweibchen, was du wünschest, es ist alles bereit. — Einen Sarafan von Seidendamast, sagte sie leise und furchtsam, wenn es dir nicht leid thut, eine gleiche Schubeika auf Graufell, und, merk's dir, auf bläulichem, damit ich mich nicht zu schämen brauche, meine Augen zu zeigen, einen Kokoschnik *, unter dem ich meine Haarflechte verwahren könnte, nachdem ich meine Mädchenschönheit beweint, wenn ich dich nehme ... ein seidenes Tuch und nur fünf Reihen Perlen ...— Zagend hielt sie inne, Zunge und Lippe bewegten sich, der Athem aber stockte und die Stimme versagte; der Jüngling hatte unter der Diele, wie aus einem Kasten, alles was sie genannt, hervorgeholt, und es vor sie hingelegt. Sie erschrack, daß sie so rasch auf einander alles, was ihr einfiel, genannt, denn wenn sie den Erschienenen nicht bis zum zweiten Hahnenschrei aufhielt, konnte er sie entführen; ihn aufhalten konnte sie namentlich mit dem Abfragen von Geschenken; zweimal durfte aber eine und dieselbe Sache nicht genannt werden. Sie hatte nur diese Art des Zauberns und Hexens kennen lernen, den ihr Zugedachten sehen und den Ort wieder verlassen wollen. Wie aber jetzt sich losmachen? Der Jüngling wurde immer dreister und zudringlicher, hatte schon auf neues Verlangen der Gruscha einiges Geld, Schuhe, einen goldgewirkten Gürtel, Ohrringe, Ringe, Strümpfe ... hingelegt, mehr konnte sie in ihrer Angst nicht nennen; sie saß sich voll Schrecken um, gleichsam nach Errettung — und der Jüngling trat, bald kosend, bald drohend, immer näher, sagte vorwurfsvoll, er habe alles gethan, es sei für ihn Zeit zum fahren, er würde ohne sie nicht fahren, und streckte nach ihr die Hände aus ... Bisher hatte sie so viel Bewußtsein gehabt, im Zauberkreise zu bleiben; jetzt aber drehte sich alles um sie her im Kreise und sie verlor die Besinnung ... plötzlich erblickt sie neben sich den Sack, zieht ihn zu sich und drückt und zwickt den Hahn, um aus ihm den errettenden Ruf zu erpressen; doch der Hahn schweigt hartnäckig und läßt nur einmal einen unbedeutenden Laut hören, der mehr

* Art von Oberrock, von der Taille an in Falten.

** Kladka ist die bedingte Geldsumme, welche der Bräutigam der Braut zum Hochzeitsgeschenk gibt.

* Nationalkopfzug der russischen Frauen.

dem Schrei einer verfolgten Henne glich. Der Jüngling lachte wild auf, sein Gesicht veränderte sich, er wurde dreister und entschlossener in seinen Bewegungen, seine Worte wurden frech... Die arme Gruscha sah ihn an, erblickte eine schiefe, furchtbare Fratze und erschrack so sehr, daß sie aufschreiend sich zur Thüre warf und besinnungslos zu Boden stürzte.

Er sprang auf sie zu wie ein wildes Thier auf seine Beute, blies die Lichter aus, hob sie auf seine Arme, eilte mit ihr aus der Badestube, warf sich in den Schlitten — und die Pferde jagten mit ihnen über Hanf- und Kartoffelfelder, an den Tannen vorüber, aufs weite Feld hinaus. Was mit Gruscha geworden wäre, wohin sie gekommen wäre — weiß ich nicht; plötzlich krähte der Hahn gar laut, der unter der Decke mit ihnen im Schlitten saß. Als Gruscha in der Badestube von ihrem Platz aufgesprungen war, hatte sie bewußtlos den Sack mit dem Hahn aufgerafft und war mit ihm hingefallen, ihn krampfhaft in den Händen haltend; der Jüngling, als er Gruscha in den Schlitten hob, bemerkte nicht, daß er mit ihr auch einen andern, einen ungerufenen Gast, seinen Feind, der ihr Retter ward, hineinsetzte.

Mit dem Hahnenruf ward der Entführer einen Faden weit aus dem Schlitten geworfen; Roß und Schlitten schienen in die Erde gesunken — und Grabesstille war eingetreten. Gruscha, obgleich ohnmächtig, hatte alles, was um sie her vorging, gehört, süß tönte ihr das errettende Krähen des Hahnes. Lange noch vermochte sie nicht sich zu rühren; endlich kam sie zu sich, seufzte schwer und langsam einigemal, sah und tastete umher, und als sie sich von ihrer Rettung überzeugt, begann sie heftig zu schluchzen. Unterdessen wurde sie immer mehr vom Frost ergriffen, erhob sich und bemerkte, daß sie auf einem schwarzen Schaffell gesessen; die Oertlichkeit, in der sie sich befand, konnte sie aber nicht erkennen. Alles rings umher war öde, dunkel und wild, und dicht vor ihr ein tiefer Abgrund. Sie glaubte in der Schlucht wilde Stimmen und ein Pfeifen zu vernehmen, und von Zeit zu Zeit das Leuchten zweier feuriger Augen zu bemerken; rasch wendete sie sich ab, nahm ihren treuen Hahn, wickelte sich in die Schubekla und schlug davoneilend die dem Abgrund entgegengesetzte Richtung ein. Lange trte sie in der kalten und dunklen Nacht umher. Der Hahn, den sie nicht verließ, und an dem sie ihre Hände wärmte, krähte wieder: mit seinem feinen Gehör hatte er das entfernte Krähen seiner Kameraden vernommen, und Gruscha, aufmerksam geworden, vernahm es ebenfalls. Sie athmete freier, eilte in der Richtung des vernommenen Hahnenrufs weiter und gelangte bald zu ihrem Dorf. So viel sie nur konnte sich einhüllend, um nicht erkannt zu werden, ging sie eiligen Schrittes nach Hause, wo sie niemand suchte, da man sie in der Sylvesterabendgesellschaft glaubte. Leise trat sie in die Wohnung, warf sich vor den Heiligenbildern auf die Knie und betete leise, Thränen vergießend. Hier hob man sie des Morgens auf; sechs Wochen lang lag sie im Fieber.

Eine berühmte Sängerin des 18. Jahrhunderts.

Mitgetheilt von N—n.

Der Fürst Gabrielli erging sich eines Tages zu Rom in seinem Garten, als der von einer weiblichen Stimme mit großer Fertigkeit ausgeführte Gesang einer sehr schwierigen Arie Galuppi's sein Ohr berührte. Voll Verwunderung hierüber fragte der Fürst, welcher Zufall eine so gewandte Virtuosin in sein Haus geführt habe? Er vernahm, daß solches niemand anderes als Katharina, die Tochter seines Koches sei, welche zur Ausmunterung bei ihrer Arbeit jenes, am vorhergehenden Tag in dem Theater Argentina gehörte, Gesangstück wiederholt habe. „S'è così, il mio cioco deverrà presto un' asino d'oro." Wenn das ist, sagte derselbe, so wird mein Koch bald ein goldener Esel werden. Der Fürst spielte hiermit auf das Wort des lateinischen Schriftstellers Apulejus an, welches die Geschichte eines jungen Mannes enthält, der in einen Esel verwandelt, dann aber wieder Mensch wird, und das zur Bezeichnung seiner besondern Vortrefflichkeit in der italienischen Uebersetzung den Titel: „l'Asino d'oro" führt. — Er ließ Katharina vor sich kommen und dieselbe mehre Stücke singen, die sie ausgezeichnet wußte und die ihn in immer größeres Erstaunen versetzten.

Katharina, in November 1730 geboren, war damals erst vierzehn Jahre alt; sie faßte mit wunderbarer Schnelligkeit die schwierigsten Gesangstücke auf, und ihr Vater, der nicht die Mittel dazu besaß, sie in der Musik unterrichten zu lassen, hatte, um ihrer Neigung für den Gesang Genüge zu leisten, sich darauf beschränkt, dieselbe bisweilen in die Oper zu führen. Katharina war niedlich, von sehr lebhaftem Wesen, und obgleich sie auf dem rechten Auge ein wenig schielte, so schien doch dieser Fehler dem Ausdruck ihrer Gesichtszüge noch einen besonders anziehenden Reiz zu verleihen.

Der Fürst fand sich nun veranlaßt, für ihre Erziehung und Ausbildung zu sorgen, und ihr erster Gesanglehrer war Garcia, mit dem Beinamen lo Spagnoletto, der damals in Rom seinen Aufenthalt hatte; ihre weitere Vervollkommnung erfolgte durch Porpora, der wegen seiner Virtuosität in großem Rufe stand.

Der Fürst gab oft in seinem Hause Concerte, um seine Freunde dieses Wunderwesen hören zu lassen. Bald sprach man in der Stadt nir noch von der „cochetta di Gabrielli" — der kleinen Köchin oder der Tochter des Koches Gabrielli — und dieser letztere Name (Gabrielli) ist derselben geblieben, da man den ihres Vaters nicht erfahren hat.

In dem Jahr 1747 trat sie zum erstenmal in Lucca als Primavonna in der Oper „Sophonisbe" von Galupi auf und erntete rauschenden Beifall. Hier erhielt sie noch eine sehr gute Schule durch den ausgezeichneten Sopransänger Guadagni.

Nachdem dieselbe auf mehren Theatern Italiens gesungen hatte, begab sie sich in dem Jahr 1750 nach Neapel, wo sie zuerst in der Oper „Dido" von Metastasio sich hören ließ. Sie erregte hier durch die vortreffliche Arie „Son' regina e sono amante" eine solche Bewunderung, daß dadurch von ihr der große Ruf begründet wurde, dessen sie in der Folge stets genoß. Metastasio beeilte sich, dieselbe nach Wien kommen zu lassen, wo Franz I. sie zur Hofsängerin ernannte und nur dann die Oper besuchte, wenn sie auftrat. Hier gewann dieselbe viel durch die Unterweisung Metastasio's, der sie in der Declamation vervollkommnete. Es scheint selbst, daß er gegen die Reize dieser Sirene nicht ganz unempfindlich blieb; aber er war bald genöthigt, wegen ihrer unbeständigen Sinnesart sich auf bloße Freundschaft zu beschränken. Sie hatte stets eine Menge Verehrer, unter denen sehr hochstehende Personen sich befanden, die, um das Vergnügen zu haben, sie begrüßen zu können, sich dadurch nicht abschrecken ließen, daß sie lange in dem Vorzimmer derselben harren mußten, bis ihnen das Glück zu Theil wurde vorgelassen zu werden, wie solches lange Zeit hindurch die übliche Weise der berühmtesten italienischen Sängerinnen war. *

Der Gabrielli leichtsinniges Benehmen und der häufige Wechsel in ihren zärtlichen Neigungen brachte sie übrigens zu Wien

* So befanden sich in dem Vorzimmer der Banti (geboren 1757 zu Crema, gestorben 1806 zu Bologna) während ihres Aufenthalts in Neapel, oft drei oder vier große Herren, die darauf warteten, daß dieselbe sichtbar würde. Die Signora Banti sang während neun Jahren in London, und ihr seltenes Talent hat vorzugsweise dort sich im Andenken erhalten.

in die Gefahr das Leben zu verlieren. Der Gesandte Frankreichs machte ihr den Hof, während sie gleichzeitig die Huldigungen des portugiesischen Gesandten annahm, durch dessen Freigebigkeit sie zu einem großen Theil der Reichthümer gelangt war, die sie besaß; jeder von ihnen glaubte der allein begünstigte zu sein. Aber der französische Gesandte schöpfte endlich Argwohn hintergangen zu werden; er fand ein Mittel, sich an einem geheimen Ort in dem Hause seiner Geliebten zu verbergen, und es währte nicht lange, so sah er einen Nebenbuhler aus dem Zimmer der Gabrielli kommen. Vor Eifersucht sehner nicht mächtig stürzte er auf dieselbe zu und würde sie mit seinem Degen durchstochen haben, wenn nicht zufälligerweise der Schnürleib, welchen sie trug, dem Stoße Widerstand geleistet hätte, so daß sie nur eine leichte Verwundung davontrug. Als der Gesandte wieder zu sich gekommen war, warf er sich derselben zu Füßen und erflehte von ihr Verzeihung seiner im Uebermaß der Leidenschaftlichkeit verübten Handlung. Sie gewährte ihm solche unter der Bedingung, ihr seinen Degen zu überlassen. Die Absicht der Sängerin war, denselben als ein Siegeszeichen aufzubewahren und solchen mit der Inschrift versehen zu lassen: „Degen des Herrn..., welcher sich erdreistete an dem ... Tage ... mit solchem einen Anfall auf das Leben der Gabrielli zu machen.“ Es gelang dem Gesandten indessen, die Vermittlung Metastasio's in dieser Angelegenheit herbeizuführen, durch dessen Einfluß bei der Sängerin er den Degen zurückerhielt.

Nachdem die Gabrielli in Wien ungeheure Summen erworben hatte, ging sie in dem Jahr 1765 nach Palermo, wo ihr Talent dieselbe Begeisterung hervorrief, wie sonst überall, und wo sie ebenfalls ihren eigenfinnigen Charakter bekundete.

Der Vicekönig gab ein großes Gastmahl, zu welchem auch die Gabrielli eingeladen worden war. Sämmtliche übrige Gäste hatten sich versammelt, nur die Sängerin fehlte noch. Nachdem man ihrem Erschinen vergeblich entgegen gesehen hatte, wurde ein Kammerdiener des Vicekönigs zu derselben hingesandt, um ihr zu melden, daß man bereits längere Zeit auf sie warte. Der Kammerdiener fand die Sängerin im Bett, ganz ruhig lesend, und ungeachtet man sehr in sie drang, wollte sie sich doch nicht entschließen, das Zimmer zu verlassen, indem sie vorgab, sie befände sich nicht ganz wol. Des Abends im Theater sang sie ungemein nachlässig und nur mit halber Stimme. Der Vicekönig, welcher die erste Beleidigung überfah, wollte diese neue Grille nicht bulden; er ließ ihr drohen, sie in das Gefängniß bringen zu lassen, wenn sie fortfahre, nicht auf ihre gewöhnliche Art zu singen. — Er wird mich wol zum Schreien zwingen können, antwortete sie dem, der ihr solches meldete, aber niemals zum Singen. — Nach Beendigung der Oper wurde sie wirklich in gefängliche Haft gebracht, jedoch mit so schonender Rücksicht, wie man solche nur gegen eine Person vom höchsten Rang hätte nehmen können.

Während ihrer zwölf Tage dauernden Haft gab sie große Gastmahle, bezahlte die Schulden aller Gefangenen und theilte milde Gaben aus. Jeden Abend versammelte sie sämmtliche Gefangene um sich und sang ihnen mit der größten Anmut die schönsten Stücke vor. Die Zuhörer gerieten dadurch in solches Entzücken, daß mehre von ihnen, deren Schulden getilgt waren, das Gefängniß nicht verlassen wollten, so lange die Gabrielli sich darin befand, die solches durch ihre reichen Spenden, ihren Aufwand und Gesang, in einen bezaubernd schönen Aufenthalt umgewandelt hatte.

Der Vicekönig war gezwungen, dem Wunsch des Publikums nachzugeben, und als die Gabrielli das Gefängniß verließ, wurde sie an dem Ausgang von einer großen Menge Armer erwartet, die sie wie im Siegesaufzug nach ihrer Wohnung begleiteten.

(Schluß folgt.)

Mohamed's Geburtsfeier in Kairo.

Aus einem Tagebuche.

Die Hauptlehre des Koran: „Es gibt nur einen Gott und Mohamed ist sein Proset“, wird fünfmal am Tage durch den Muezdin von jedem Minaret der muselmännischen Stadt den Bekennern des Islam zugerufen, aufforderud zum Gebet. — Ist dies ein schöner Gebrauch, der selbst den Christen feierlich anregt, so gibt es andere, wahrhaft merkwürdig durch das an Rascrei grenzende Gepräge des Fanatismus, der in ihnen hervortritt. Zu diesen gehört eine Andachtsfeier, die wir vor einigen Tagen zu beobachten Gelegenheit hatten. Nicht weit von der Gebekieh auf einem Platz, der ehemals Monack genannt, erblickten wir zwei Reihen Zelte aufgeschlagen, Tag und Nacht mit Männern angefüllt, die, im Kreise stehend, in den wunderbarsten Bewegungen und Verrenkungen des Körpers laut beten, bald in singendem, bald in heulendem, meist in bellendem Ton, bis sie halbtodt hinstürzen vor Entkräftung. Diese Darstellung erinnert an den Gottesdienst der heulenden und drehenden Derwische, wird aber hier von Nichtgeistlichen ausgeführt — von solchen, in denen Gefühl es liegt, Gott und dem Proseten ihre Verehrung auf diese Weise auszudrücken, und besonders von denen, welche nicht die Ausflucht haben, nach Mekka zu pilgern. Sie treten durch diese Gebete, welche meist im Wiederholen derselben Worte bestehen, mit den Hadschis (Mekkapilgern), die vor kurzem zurückkehrten, gleichsam in Gemeinschaft und erstreben in dieser Weise eine Gemeinschaftlichkeit der Heiligkeit mit denselben. Erlahmt, geistig und körperlich, durch die fanatische Raserei, stärken sie sich dann durch Tschibuk und Kaffee, bis wieder das alte Lied beginnt. Wie verschieden doch die Anschauung der göttlichen Größe! wie verschieden Art und Weise, Dank, Bitten, Ehrfurcht dem höchsten Wesen zu weihen! Kann der Zuschauer anfangs sich des Lächelns nicht erwehren — er sagt sich zuletzt beschämt: Gott nimmt doch den guten Willen, ihm zu dienen, gnädig auf, dargebracht so oder anders. — Dies Fest endet mit einer seltsamen Ceremonie, die nur in Kairo noch in Ausführung kommt, da sie in den übrigen orientalischen Städten seit länger schon untersagt ward. Einem glücklichen Zufall verdanke ich es, sie hier erlebt zu haben, und noch dazu in so bequemer und angenehmer Weise.

In Gesellschaft des preußischen Generalconsuls und einiger Deutschen, die sich angeschlossen, wanderten wir nach dem genannten Platz in die Wohnung des Scheikh Bakri, wo wir im Hof eine harrende Menge, darunter viele Fremde, antrafen. Der Scheikh, ein alter Mann mit langem weißem Bart, ehrwürdig von Gestalt, empfing uns freundlich und lud uns sammt den übrigen Europäern gastfrei ins Zimmer ein, wo alle auf bequemen niedrigen Divans Platz nehmen mußten. Angehörige der verschiedensten Nationen, Engländer, Franzosen, Deutsche, Holländer ꝛc., ohne je zuvor sich gesehen zu haben, fanden sich hier urplötzlich, in eine Gesellschaft vereinigt, zu einem orientalischen Frühstück versammelt. Nach kurzem Harren beginnt das Vorspiel! Neugierige Blicke folgten den ungemein zahlreichen durch einander wogenden Dienern. Sie bringen zuerst einen kleinen niedrigen Holzschemel, mit Perlmutter ausgelegt, herein. Auf diesem gewahrt man ein großes rundes Metallbrett, welches nach und nach mit einem zwiefachen Kranz von tellerartigen Broden, Untertassen, mit süßen und sauer eingemachten Früchten gefüllt, belegt und besetzt ward. Einige hölzerne Löffel sind es, die den Fingern zu Hülfe kommen. Der halbe gekochte Hammel ward von einem Corsen, seit dreißig Jahren mit morgenländischer Sitte vertraut und den Vorsitz an der Tafel führend, mit kecker Hand auseinandergerissen. Ein großes Stück davon ward herumgegeben;

jeder Gast müht sich ab, ein kleines Theil davon loszumachen, versteht sich mit der rechten Hand, denn die linke dazu anzuwenden, wäre Beleidigung für den Gastgeber. Zum Glück saß ich nah unserm Vicewirt, so daß ich eben kein Bedenken trug, mit einigem wenigem Appetit von den verschiedenen Speisen zu kosten, die, von so vielen Händen berührt, die Runde um den Tisch machten; war ja doch vor Beginn des Mahles der Sclave mit dem silbernen Becken und dem schianten Wasserkrug zum Waschen der Hände erschienen und jedem der Gäste ein in Gold und Seide gesticktes Handtuch zu beliebigem Gebrauch dargereicht worden. Noch immer wechselten süße und saure Schüsseln, bis endlich Milchreis — Pillau — und Mehlmus — roter Pillau, und zuletzt ein parfümirtes Cherbet dies für uns seltene Frühstück beschloß.

(Schluß folgt.)

Tabletten.

*** Der badische Minister Edelsheim, ein Mann voller Eigendünkel und Eitelkeit, wurde von seinem Hofe als Gesandter nach Paris geschickt. Talleyrand trieb zum öftern seinen Scherz mit ihm. Edelsheim war entzückt, wenn ihn der große Staatsmann bei Seite nahm und im Flüsterton anscheinend vertrauliche Mittheilungen machte. So trafen sie einander einst bei der Assemblée eines Gesandten und der Fürst von Benevent erfaßte den Baron am Arme und zog ihn mit sich in eine Fenstervertiefung. Hier unterhielten sie sich wol eine Viertelstunde und. kehrten erst dann zur Gesellschaft zurück, gegen welche sich Edelsheim, erfreut durch die ihm widerfahrene Bevorzugung, gar gewaltig aufblähte. Da wollte, was Sie wollen, meine Herren, wendete sich Talleyrand mit einemmal zu den Anwesenden, Sie alle werden mit Ihrem vereinigten Verstande nicht erraten können, welches wichtige Thema den Gegenstand meines Gespräches mit dem Herrn Baron Edelsheim bildete. Ohne eine Antwort abzuwarten fuhr er fort: Da der Herr Baron bedeutende Reisen gemacht, so fragte ich ihn, welches von den Ländern, die er besucht, die schönsten und artigsten Frauen aufzuweisen habe. Seine Antwort war in der That so belehrend, daß ich nicht unterlassen kann, ihrem Werte durch Veröffentlichung die gebührende Gerechtigkeit zukommen zu lassen. Purpurrot und vor Scham und Verdruß bebend unterbrach ihn der Baron: Seine Excellenz scheinen heute guter Laune zu sein, denn das, worüber wir uns unterhielten, hatte durchaus nichts mit Frauen zu thun. — Aber auch nichts mit Männern, war des Fürsten kurze Antwort, der sich nun sogleich abwendete. 54.

*** Man nimmt gewöhnlich an, der Amerikaner Fulton habe zuerst den Dampf als bewegende Kraft bei Schiffen in Anwendung gebracht. Dem ist nicht so. Der Pariser Moniteur bringt einen ausführlichen Artikel, welcher den Beweis liefert, daß der Marquis Claude François Dorothée d'Albans de Jouffroy schon im Jahr 1776 die ersten Versuche, Schiffe mit Dampf zu treiben, auf dem Doubs gemacht hat. Dies hat Fulton selbst anerkannt und dem Marquis de Jouffroy die Erfindung zugeschrieben. Jouffroy machte im Jahr 1783 auf der Saone einen zweiten Versuch mit seinem Pyroscaphe, wie er sein Dampfschiff nannte, und fuhr stromaufwärts von Lyon nach der Insel Barbe. Die Erfindung war da; aber der Marquis de Jouffroy hatte die Mittel nicht, dieselbe im Großen auszuführen. Er wandte sich an die französische Akademie, um ein Privilegium von fünfzehn Jahren für seine Erfindung zu erhalten. Man hielt ihn hin, verlangte einen neuen Versuch, als die Revolution der ganzen Verhandlung ein Ende machte. Der Marquis de Jouffroy verschollt und trat erst im Jahr 1816 wieder auf, sand Freunde und Geld, erhielt ein Erfindungspatent und construirte, 65 Jahre alt, ein neues Dampfschiff: „Charles Philippe“, das aber auch seinen Zwecken nicht entsprach. Jetzt zog sich der Marquis gebrochenen Herzens ganz vom Schauplatz der Welt zurück und starb 1832. Erst im Jahr 1839 machte Arago auf Jouffroy's Erfindung aufmerksam und 1840 widmete Couchy, Mitglied des Instituts, dem eigentlichen Erfinder der Dampfschiffe, dem Marquis de Jouffroy, eine größere Abhandlung.

*** Die in Neuenburg unter conservativer Leitung erscheinende **Revue Suisse** erzählt folgendes aus dem Leben des neuen Kaisers der Franzosen, was beweist, daß derselbe gleich seinem Oheim an eine Vorherbestimmung glaubt und bis jetzt in diesem Punkt nicht irrte. „Nach dem Thuner Lager, berichtet der Augenzeuge, empfing Prinz Ludwig Bonaparte sein Brevet als Artilleriecapitän und speiste mit uns beim Schultheißen Tillier. Während wir beim Kaffee saßen blieben, zogen sich Schultheiß und Prinz in eine Fensternische zurück und unterhielten sich daselbst so laut, daß uns kein Wort entging. Ludwig Bonaparte sagte: Ludwig Philipp wird nicht lange bleiben; er unterhält eine Geldsackregierung, und für ein solches System haben die Franzosen zuviel Ehrbewußtsein. Die Bourbonen gehören der Vergangenheit und die Republik ist — (do la bone). Glauben Sie mir, die Zukunft gehört den Napoleoniten. Wenn meine Zeit kommt, und sie wird kommen, werde ich mich mit Vergnügen daran erinnern, aus Ihrer Hand dieses mich so sehr freuende Brevet empfangen zu haben. — Viele Jahre später wurde der Berner Erschultheiß vom Präsidenten der französischen Republik in Paris empfangen. Hier sagte ihm Ludwig Napoleon: Ich brauche vier Jahre, um die Factionen zu bändigen; nachher wird Frankreich wieder in Europa die ihm geziemende Sprache führen.“

*** In literarischen Kreisen in Paris circulirt folgende Anekdote, worin Alexander Dumas, der bekanntlich ganz verschuldet ist, die Hauptrolle spielt: Ein Huissier (einer der Leute, die mit dem Eintreiben der unbezahlten Wechsel beauftragt sind) stark vor einigen Tagen, und was selten ist, ohne einen Sou zu hinterlassen. Die Begräbnißkosten konnten von dem Nachlaß nicht einmal bestritten werden. Ein Freund des Verstorbenen, der unter dessen Papieren die Karte Dumas' fand, begab sich zu dem Romandichter, um denselben um eine Unterstützung anzugehen. Wie viel kostet das Begräbniß eines Huissiers? fragte Dumas. — Fünfzehn Franken, war die Antwort. — Hier sind dreihundert! Lassen Sie gleich zwanzig begraben.

*** Die Maskenbälle sind in London in vollstem Flor und die fashionable Welt amusirt sich auf denselben ächt englisch. So stürzte jüngst auf dem Balle Julien, als der Saal gedrängt voll und das Tanzgewoge im vollsten Zuge war, von der Galerie ein Frauenzimmer unter die Menge, die mit wildem Schreckgeschrei auseinander stob, so daß plötzlich Musik und Tanz aufhörte. Es zeigte sich jedoch bald, daß es blos auf einen Hoax wie die Engländer solche Späße nennen, abgesehen war; denn das Frauenzimmer war nur eine Puppe, aber so schwer, daß sie diejenigen, denen sie auf die Köpfe gefallen, hart verwundete.

Frankfurter Stadttheater.

Montag, den 27. December. (Gastdarstellung der Fräulein Sidonia Turba.) Die Hochzeit des Figaro, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Mozart. Cherubin: Fräulein Turba.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

№ 310. Dienstag, 28. December **1852.**

Alles am rechten Platz.

Von H. C. Andersen. *

Es ist länger denn hundert Jahre her!

Hinter dem Wald am großen Landsee lag das alte Herrenhaus; rings um dasselbe herum zogen sich tiefe Gräben, in welchen Schilf und Rohrbomben wuchsen. Dicht bei der Brücke am Einfahrtsthor stand ein alter Weidenbaum, der sich über das Schilf neigte.

Vom Hohlweg ertönten Hörnerklang und Pferdegetrappel; deshalb beeilte sich das kleine Mädchen, das die Gänse hütete, diese von der Brücke zurückzutreiben, bevor die ganze Jagdgesellschaft herangalopirt käme; dieselbe kam mit solcher Hast, daß das Mädchen, um nicht überritten zu werden, schnell auf einen der hohen Ecksteine an der Brücke sich stellen mußte. Halb noch ein Kind, war es zart und fein gebaut, hatte dabei einen gar lieben Ausdruck im Gesicht und zwei schöne, klare Augen; allein dafür hatte der gnädige Herr keinen Blick. Indem er an der kleinen Gänsehüterin vorüberjprengte, kehrte er die Peitsche in der Hand um und in roher Lustigkeit stieß er sie dermaßen mit dem Schaft derselben vor die Brust, daß sie rücklings in den Graben fiel.

„Alles am rechten Platz!“ rief er; in die Flöte mit dir! dabei lachte er laut auf, das sollte nun Witz heißen, und die andern stimmten mit ein; die ganze Gesellschaft schrie und lärmte und die Jagdhunde bellten.

Das arme Mädchen ergriff nun zwar im Fallen einen der herabhängenden Zweige des Weidenbaums, vermöge dessen sie sich über dem Sumpf erhielt, und sobald die Herrschaft und die Hunde durchs Schloßthor verschwanden, versuchte sie auch, sich ganz emporzuarbeiten; aber der Zweig zerbrach an der Krone und das Mädchen wäre rücklings in das Schilf gefallen, wenn nicht in demselben Augenblick eine kräftige Hand es von oben herab ergriffen hätte. Es war die Hand eines Landstreichers; dieser war in einiger Entfernung ein Zeuge des Geschehenen gewesen und eilte nun herbei, um Hülfe zu leisten.

„Alles am rechten Platz!“ sagte er, dem gnädigen Herrn nachäffend, und zog das kleine Mädchen aufs Trockene; den abgebrochenen Zweig wollte er an der Stelle wieder anfügen, von wo er abgebrochen war, aber „Alles am rechten Platz“ — das geht doch nicht immer, und deshalb steckte er den Zweig in die weiche Erde. Wachse und gedeihe, wenn du es vermagst, und treibe ihnen dort oben am Herrenhof eine tüchtige Rüthe! — sagte er, denn er gönnte dem gnädigen Herrn und dessen Sippschaft einen gehörigen Spießruthenmarsch. Und darauf begab er sich ins Schloß, doch nicht in den Ahnensaal, für diesen war er zu gering! — in die Gesindestube trat er ein, und die Knechte und Mägde beschauten seine Waare und handelten; oben von der herrschaftlichen Tafel schallte es schreiend und lärmend herab, es sollte singen heißen, und sie thaten ihr Bestes. Lautes Gelächter und Hundegebell drangen durch die offenen Fenster heraus; dort oben war Schmausen und Schwelgen; Wein und altes starkes Bier schäumten in den Gläsern und Krügen und die Leibhunde fraßen mit der Herrschaft; dann und wann wurde eine dieser Bestien von den Junkern geküßt, nachdem man ihr vorher mit dem Behänge die Schnauze abgewischt hatte. Den Hausirer ließ man herausholen, aber nur um Scherz mit ihm zu treiben. Der Wein war in die Köpfe gestiegen, der Verstand herausgeflogen. Sie gossen ihm Bier in einen Strumpf, daß er mittrinken könne, aber schnell! — das sollte nun ein Witz sein und gab Veranlassung zum Gelächter. Ganze Viehzitten, Bauern und Bauernhöfe wurden auf eine Karte gesetzt und verloren.

„Alles am rechten Platz!“ sagte der Hausirer, als er endlich wieder wohlbehalten aus Sodom und Gomorrha heraus war, wie er es nannte. Die offene Landstraße ist mein rechter Platz, dort oben war es mir gar nicht wol. Und das kleine Mädchen, das die Gänse hütete, nickte ihm freundlich zu, als er durchs Gehege schritt.

Und Tage und Wochen verstrichen, und es zeigte sich, daß der abgebrochene Weidenzweig, den der Hausirer am Schloßgraben in die Erde gesteckt, immer frisch und grün blieb, ja sogar frische Zweige trieb; das kleine Gänsemädchen sah, daß der Zweig Wurzel geschlagen haben müsse, und das erfreute dasselbe innig; der Baum, so meinte es, sei nun sein Baum.

Ja mit dem Baume ging es nun vorwärts, aber mit allem andern auf dem Hofe ging es durch Gelage und Spiel gar sehr rückwärts: sind diese doch zwei Rollen, auf denen niemand sicher steht.

Es waren keine sechs Jahre verstrichen, als der gnädige Herr, ein armer Mann am Bettelstabe, von Haus und Hof wanderte und der Herrensitz von einem reichen Krämer gekauft wurde; und dieser war grade derselbe, der dort zum Spott und Gelächter gedient hatte, dem man Bier in einen Strumpf eingeschenkt hatte; aber Ehrlichkeit und Betriebsamkeit geben guten Fahrwind, und jetzt war der Krämer Herr des Rittergutes. Von dieser Stunde an wurde aber kein Kartenspiel mehr dort geduldet: Es ist eine böse Lectüre, sagte er, als der Teufel zum erstenmal die Bibel sah, wollte er derselben ein Zerrbild gegenüberstellen, und er erfand das Kartenspiel!

Der neue Gutsbesitzer nahm sich ein Weib, und wen nahm er? — das kleine Gänsemädchen, das so gut und fromm geblieben und in den neuen Kleidern so fein und schön aussah, als sei es als eine vornehme Jungfrau geboren. Und wie geschah das alles? — Das ist eine zu lange Geschichte in unserer geschäftigen Zeit, aber es geschah in der That, und das wichtigste kommt erst noch.

* Aus dessen „Historien“; Leipzig, Lorck.

Herrlich und gut war es auf dem alten Hofe zu sein; die Mutter selbst stand der innern Haushaltung, der Vater der äußern vor; es war als ströme der Segen herbei! Wo Wolstand ist, kehrt Wolstand ein! Der alte Herrensitz ward abgeputzt und angestrichen, die Gräben wurden gereinigt und Fruchtbäume angepflanzt; alles war dort freundlich und gut und die Fußböden blank wie ein Spickbret. In den langen Winterabenden saß die Frau mit ihren Mägden am Spinnrad im großen Saale, jeden Sonntag wurde laut aus der Bibel vorgelesen, und zwar vom Justizrat selbst: dieser Titel war dem Krämer geworden, wenn auch erst in seinen alten Tagen. Die Kinder wuchsen auf — denn es kamen Kinder — und sie genossen alle des besten Unterrichts, aber sie hatten nicht alle gleich gute Köpfe, wie dies denn in allen Familien der Fall ist.

Unterdessen war der Weidenzweig an der Schloßbrücke zu einem ganz prächtigen Baum herangewachsen, der frei und ungestutzt da stand. Der ist unser Stammbaum! sprachen die alten Leute, und die Weide sollten sie achten und ehren, sagten sie den Kindern, auch denjenigen, die grade keine guten Köpfe hatten.

Und hundert Jahre waren verstrichen.

Es war in unserer Zeit; der See war in Moorland verwandelt und der alte Herrenhof gleichsam verschwunden, ein Dümpfel mit Wasser, an der Seite einige Mauerreste: das waren die Ueberbleibsel der tiefen Gräben, und hier stand noch ein prächtiger, alter Baum mit herabhängenden Zweigen, das war der Stammbaum; er stand hier und zeigte, wie schön eine Weide sein kann, wenn man sie sich selbst überläßt. Der Stamm war zwar mittendurch gespalten, von der Wurzel bis zur Krone, der Sturm hatte ihn ein wenig gebeugt, aber er stand immerhin da, und aus jeder Ritze und Spalte, in welche Wind und Wetter Erde getragen, schossen Grashalme und Blumen hervor; namentlich oben, woselbst die großen Zweige sich theilten, war gleichsam ein ganzer Garten mit Himbeeren und Wegebreit, ja selbst ein kleiner Vogelbeerstrauch hatte hier Wurzeln geschlagen und stand so schlank und fein mitten im alten Weidenbaum, der sich in dem dunkeln Wasser spiegelte, wenn der Wind manchmal die Meerlinsen in einen Winkel des Dümpfels trieb. — Ein Feldweg führte an dem Baume vorüber.

Hoch am Waldesthügel, mit herrlicher Aussicht, lag der neue Herrenhof, groß und prächtig, mit Glasscheiben, so klar, daß man glauben möchte, es seien gar keine da. Die große Treppe, die zum Eingang führte, sah aus, als sei sie eine Laube von Rosen und großblättrigen Gewächsen. Der Rasenplatz war so rein und grün, als wenn jeder Halm morgens und abends einzeln gesäubert würde. Im Saale drinnen hingen kostbare Gemälde, standen seidene und sammtene Stühle und Sophas, die fast auf ihren eigenen Beinen umhergehen konnten; Tische mit blanken, marmornen Platten und Bücher in Saffian und Goldschnitt... ja, hier wohnten freilich reiche Leute, vornehme Leute, hier wohnte der Baron und seine Familie.

(Schluß folgt.)

Eine berühmte Sängerin des 18. Jahrhunderts.

Mitgetheilt von R—n.

(Schluß.)

In dem Jahr 1787 begab sich die Sängerin an den Hof von Parma. Hier verliebte der Erbprinz Philipp sich zum Sterben in sie und sah ihr deshalb alle ihre Launen nach. Er quälte dieselbe dafür durch die heftigste Eifersucht, so daß er sie oftmals mehre Tage lang in eins seiner Zimmer einsperrte, zu welchem er den Schlüssel bei sich trug. Dadurch geriethen sie häufig mit einander in Zwist, wobei dann die Gabrielli kein Maß in ihren Ausdrücken hielt und soweit ging, ihn, da er buckelig war, „gobbo maledetto“ zu nennen.

Eines Abends kam derselben wieder die Laune an, nicht zu singen; damals war der Erbprinz eben wütend eifersüchtig auf einen in Parma verweilenden Lord, welcher der Sängerin sehr gewinnreiche Anerbietungen gemacht hatte. Jene Weigerung zum Vorwande nehmend, ließ der Erbprinz dieselbe des folgenden Tages in Haft bringen. Die Gabrielli war sehr erstaunt, hier ein sehr glänzend eingerichtetes Zimmer, die kostbarsten Möbel und eine zahlreiche Bedienung zu finden, die auf ihre Befehle harrte. Dies war eine besondere Aufmerksamkeit des Erbprinzen, welcher sehr bald erschien, um derselben incognito einen Besuch abzustatten; aber die Gabrielli fühlte sich zu sehr gekränkt und es kostete ihn viel Mühe, bis er sie bewegen konnte, das Gefängniß wieder zu verlassen. Um nicht weiter der lästigen Eifersucht des Erbprinzen ausgesetzt zu sein, reiste sie heimlich von Parma ab und begab sich in großer Eile nach Petersburg, wohin sie seit langer Zeit von Katharina II. eingeladen worden war. Die Kaiserin ließ dieselbe gleich nach ihrer Ankunft zu sich bescheiden, und als es sich darum handelte, den ihr zu gewährenden Gehalt zu bestimmen, verlangte sie jährlich zehntausend Silberrubel. So hoch besolde ich nicht meine Feldmarschälle, sagte die Kaiserin. Dann dürfen Eure Majestät ja nur Ihre Feldmarschälle singen lassen, entgegnete die Gabrielli. — Dieselbe blieb mehre Jahre hindurch in Petersburg, wo sie fortwährend bei der Kaiserin in sehr großer Gunst stand und mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde.

Sie kehrte endlich nach Italien zurück, beladen mit Diamanten und ihre Briefstasche mit Wechseln und Creditbriefen angefüllt, wodurch sie in den Stand gesetzt war, eine jährliche Rente von viertausend römischen Thalern zu beziehen. Dieselbe konnte nun auf das Theater verzichten, aber ihre Eitelkeit zog sie wieder dorthin. In dem Jahr 1777 sang dieselbe zu Venedig auf dem Theater San-Benedetto mit dem berühmten Pacchiarotti, der sich für verloren hielt, als er das erstemal mit ihr zusammen auftrat. Sie trug eine Bravourarie vor, welche ganz für seine Stimme sich eignete, und zeigte dabei eine so erstaunliche Geschmeidigkeit ihres Organs, daß Pacchiarotti sich hinter die Kulissen flüchtete, indem er ausrief: „Povero me! povero me! questa è un portento!“ — ach ich Armer! ich Armer! Sie ist ein Wunder! (Gleichwol hatte die Gabrielli damals fünfzig Jahre.) Nur mit Mühe ließ der Sänger sich bewegen, wieder vorzutreten; er sang nun eine zärtliche Arie, die er an die Gabrielli richtete, mit so tiefem Gefühl, daß sie sowie alle Zuschauer dadurch ganz bewegt wurden. Dem Talente derselben hielt in dem Jahr 1780 zu Mailand das der Marchesi ein wenig die Waage, welche die gleiche Gesangart hatte. Es bildeten sich damals, wie es in Italien gewöhnlich ist, zwei Parteien, welche in dem Theater um die Wette klatschten und zischten oder pfiffen, sodann aber in den Straßen und Kaffeehäusern sich mit einander herumschlugen.

Von diesem Zeitpunkt an zog die Gabrielli sich mit ihrer älteren Schwester Anna, welche als zweite Donna sie überall hindegleitet hatte, nach Rom zurück. Sie war nie zu bewegen gewesen, sich nach England zu begeben. Ich würde, sagte sie, auf dem Theater in London nicht singen können, oder doch außer Stande sein, es nach meinem Gefallen zu thun; der große Haufen würde mich auspfeifen oder mich umbringen. Ich mag lieber in völlig gesundem Zustande schlafen und wäre es auch im Gefängniß. Die Natur hatte der Gabrielli eine Stimme von einem ganz ungemeinen Umfang verliehen, die sie mit erstaunlich reißender Schnelligkeit zu gebrauchen verstand; sie glänzte

besonders in den scharfen Tönen. Ihre Gesangart konnte nur von einem sehr gewandten Violinspieler ausgeführt werden. Aus neuerer Zeit dürfte mit ihr einzig die Catalani zu vergleichen sein und diese seltene Sängerin übertraf die erstere vielleicht in dem Cantabile und in dem Ausdrucksvollen. Die Gabrielli war übrigens auch eine vortreffliche mimische Künstlerin. — Wenigen Frauen ist eine gleiche Auszeichnung wie ihr zu Theil geworden. Sie lebte und reiste mit großem Glanze, indem sie stets eine aus mehren Personen bestehende Dienerschaft im Gefolge hatte, und einen Courier, der ihr voranging. Ganz Italien widerhallte von ihrem Namen und die nachstehende Redeweise war sprichwörtlich geworden. Wenn jemand darauf ausging, besondere Pracht zur Schau zu stellen oder große Ansprüche geltend zu machen, so hörte man fragen: „Chi è? . . . la Gabrielli?“ Wer ist er denn — etwa die Gabrielli? . . . Bei ihrer Unbeständigkeit und ihrem launenhaften Wesen besaß die Gabrielli doch ein gutes Herz; in allen Städten, wo sie sich aufhielt, übte sie viele Wohlthaten aus und besonders die Armen verehrten sie als ihre Beschützerin. Sie vergaß nie ihre Eltern; vorzüglich nahm sie sich eines ihrer Brüder an und ließ demselben eine sorgfältige Erziehung geben, die er jedoch leider nicht zu benutzen verstand. Ihre Unterhaltung war angenehm und geistreich und es fehlte ihr nicht an witzigen Einfällen. In dem Zimmer wie auf dem Theater wollte sie für eine Fürstin gelten und richtete demgemäß ihr äußeres Benehmen ein. Sie haßte die Geizigen, bestrafte dieselben aber auf eine zarte Weise. Als ein vornehmer Herr aus Florenz der Sängerin seine Aufwartung machte, blieb eine seiner Manschetten an einer in dem Kleide derselben befindlichen Stecknadel hängen und zerriß. Die Florentiner gelten dafür, sehr genau zu sein, und den vornehmen Herrn schien dieser Vorfall sehr zu verdrießen. Die Gabrielli, welche dieses bemerkt hatte, übersandte ihm am folgenden Tage sechs Flaschen spanischen Wein, und an Stelle der Pfropfen enthielten solche die kostbarsten brabanter Spitzen.

Die Gabrielli führte in Rom ein ziemlich regelmäßiges Leben; sie gab oft Concerte, sang aber selten in denselben. Beide Geschlechter vom höchsten Adel machten ihr Besuche und bezeigten ihr die größte Achtung. Sie starb an einem vernachlässigten Schnupfen in dem Monat April des Jahres 1796.

Mohameds Geburtsfeier in Kairo.

Aus einem Tagebuche.

(Schluß.)

Schnell wurden die Ueberreste abgetragen, der Tisch verschwand und unser ehrwürdiger Gastgeber, der im andern Zimmer mit seinen Glaubensgenossen sich aufgehalten, erschien, um den ihm gebührenden Dank — die Hand aufs Herz — von uns entgegenzunehmen. Wir verabschiedeten uns noch überdies, indem wir ihm durch den höflichen Corsen einige wolgemeinte Phrasen des Dankes sagen ließen, und begaben uns sämmtlich wieder in den Raum des Hofes, wo sich Stühle zu unserer Bequemlichkeit vorfanden, hier ganz besondere Glücksgüter, da unsere Geduld vielfach in Anspruch genommen war, ebenso durch langes Warten wie durch die Anschauung der schrecklichen Märtyrerscenen, denen wir nicht mehr zu entrinnen vermochten. Das Volk weiß sich an solchem Tage zu einer fanatischen Ueberspanntheit in die Höhe zu schrauben, und was anfangs als Fantasie oder Vergnügen gilt, wird zuletzt zu religiöser Schwärmerei. So treten mehre nur halb bekleidete Gestalten auf, ihren Mut durch harte Proben zu bekunden. Hier schlingt einer sich große lebende Schlangen um Hals und Nacken und verzehrt unter den gräßlichsten Verzerrungen der Muskeln die Hälfte dieser wenig anziehenden Thiere. Dort schwingt ein anderer eine schwere eiserne Waffe, in Form eines kolossalen Nagels, bohrt sie mit scheinbarer Gewalt in den Winkel des Auges oder wirft sie vielmehr hinein, anscheinend all seine Kraft anwendend, um die zarten Gefäße, die Träger der Sehkraft, mit einemmal zu zerstören. Noch ein anderer findet Vergnügen daran, sich gleich einem Hasen zu spicken; er flicht sich lange Nadeln, Spicknadeln ähnlich, durch die Haut der Brust und Arme. Wie viel Antheil Geschicklichkeit, wie viel Betrug an diesen Spielen hatte, wußte niemand zu sagen; vergessen werde ich aber nicht sobald die verzerrten Gesichter und die Märtyrermienen dieser Leute, die sich erst wieder in die alten Falten hineinfanden, als die Umstehenden ihnen einen reichlichen Backschisch (Gabe) gespendet hatten.

Wie verschieden aber äußerten sich die Eindrücke dieser Scenen auf die Zuschauer! Ah! quel horreur! schrie einmal übers andere eine nervöse Französin, während ihr Landsmann sein Skizzenbuch zum Zeichnen zur Hand nahm, ihr zu beweisen, was männlicher Gleichmut vermöge. Ein dicker Engländer unter einem großen Pfianzerhute ließ sich die Waffen zeigen, um eine gründliche Untersuchung, vielleicht auch einen Versuch damit anzustellen. Die Damen des Hauses, dicht verschleiert am vergitterten Fenster, sahen herab auf dies Fest — es bot ihnen nichts neues. Viele interessante Physiognomien von allen Farben und Eigentümlichkeiten fanden sich hier im engen Raume zusammen, ein reiches Bild zum Studium für den Phrenologen, Maler und Physiologen. — Indeß die Zeit verging und die Hauptsache bereitete sich vor. Es bildete sich nach dem Haupteingang in dem Hof eine Hecke von Menschen. Die Mutigsten und für ihre Religion am meisten Begeisterten unter ihnen traten hervor, um sich, das Gesicht der Erde zugewendet, platt auf dieselbe hinzulegen. So entstand nach und nach eine Straße wie mit Menschen gepflastert. Andere waren nun beschäftigt, die Revue abzunehmen — die Leute recht sorgfältig zu ordnen, damit ein Kopf genau neben dem andern liege. Als dies vollbracht war, nahte der Moment der eigentlichen Festlichkeit, die Feier des Geburtstages Mahomeds oder, nach andern, seines Einzuges in Mekka. Gebete murmelnd harrten die Liegenden, die sie umgebende Menge hatte die Blicke dem noch geschlossenen Thore zugewandt. Es öffnete sich, um einen Priester zu Pferd einzulassen. Das Thier scheu erschrocken über den seltenen Teppich, den es betreten sollte. Der Iman, ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblickes, zögerte, es anzuspornen; endlich schritt es langsam, ja vorsichtig, als wollte es schonen, über die Märtyrer hinweg. Diese sprangen alsbald auf, einige wie wahnsinnig sich geberdend. War Verletzung die Veranlassung, was leicht denkbar, oder war es religiöse Exaltation? Sie verloren sich unter der Masse, die dem erschöpften Iman zuströmte, um ihn vom Pferde zu heben, denn hier war das Ziel seines langen Rittes durch die Stadt, wo er meist auf allen Plätzen und Hauptstraßen in gleicher Weise empfangen worden war. Scheikh Bakri und seine Glaubensgenossen begrüßten ihn ehrerbietig; er ward von der jubelnden Menge wie getragen. — Uns aber war nur ein flüchtiger Blick auf dieses Bild der aufgeregten Geister vergönnt, denn man riet uns, uns zurückzuziehen, um nicht Veranlassung zu irgend einer Demonstration zu geben, die sicherlich zu unserm Nachtheil ausgefallen wäre.

Feuilleton
für Literatur und Kunst.

Die Redaction des „Illustrirten Familienbuchs", herausgegeben vom „österreichischen Lloyd" in Triest, hat abermals eine Preisausschreibung erlassen; diesmal nicht im Interesse der belletristischen Literatur, sondern um auch in dem belehrenden Theil der genannten Zeitschrift ebenso ausgezeichnetes wie in dem unterhaltenden bringen zu können. Es ist außer dem üblichen Honorar von 40 fl. C.-M. per Druckbogen, ein erster Preis von fünfundzwanzig und ein zweiter Preis von fünfzehn Ducaten in Gold ausgesetzt worden für die zwei besten geschichtlichen oder historisch-biographischen Aufsätze, welche in gut lesbaren Reinschriften bis zum 31. März 1853 portofrei an die Hauptagentur des österreichischen Lloyd in Wien, hoher Markt Nr. 388, eingesandt werden, und zwar so, daß das Manuscript nur mit einem Motto bezeichnet, der Name des Verfassers aber in einem versiegelten, mit demselben Motto bezeichneten Briefe enthalten ist, wie solches bei Preisbewerbungen üblich ist. Der Umfang der einzureichenden Arbeiten darf höchstens anderthalb gewöhnliche Großoctavdruckbogen oder einen Großquartbogen der genannten Zeitschrift umfassen, und es werden im Hinblick auf den Leserkreis Schilderungen einzelner wichtiger Ereignisse, oder Charakteristiken und Parallelen, sowie Darstellungen interessanter Persönlichkeiten und Zustände am willkommensten sein, zumal derartige Stoffe dem Autor die beste Gelegenheit zur Entwickelung einer leicht faßlichen und dabei doch geistreichen und gediegenen Darstellung bieten. Ausgeschlossen sind: Bloße chronologische Aufzählungen, Mittheilungen von Urkunden, sowie Schriften über kirchliche und politische Streitfragen. Das Preisrichteramt haben die Herren Professor Albert Jäger, Theodor Georg von Karajan und Dr. Ferdinand Wolff, sämmtlich Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, übernommen. Ihre Entscheidung wird am 1. Juni 1853 durch die Zeitungen veröffentlicht werden. Sowol die beiden gekrönten als auch die sonst etwa zum Abdruck gegen das gewöhnliche Honorar geeignet erscheinenden Aufsätze bleiben zwei Jahre lang, also bis zum 1. Juli 1855, ausschließliches Eigentum des Illustrirten Familienbuches. Möchte sich diese Preisausschreibung, namentlich auch außerhalb Oesterreichs, einer zahlreichen Betheiligung zu erfreuen haben!

Tabletten.

*** Die berühmten siamesischen Zwillinge Eng und Chang leben gegenwärtig in Morent Alry, in der Grafschaft Surrey (vereinigte Staaten) mit ihren Frauen und Kindern. Eng hat sechs Kinder, Chang deren fünf, und alle sollen geistig gut begabt sein. Die beiden siamesischen Brüder sind sehr stark und thätig, und wehe dem, der sich erlauben sollte, sich etwas gegen sie herauszunehmen. Früher wohnten sie in der Grafschaft Wilkes, die sie aber in Folge heftiger Händel verlassen mußten, in welchen sie oft ihre Gegner mißhandelten. Wenn es zu Thätlichkeiten kommt, so sind sie natürlich immer zwei gegen einen, und die Hiebe fallen hagelsdick auf ihre Gegner. Wenn sie ihre Neger züchtigen, so ist die Strafe immer eine doppelte, weil nämlich jeder sich mit einer Peitsche bewaffnet. Uebrigens sind sie gute Christen und gehen fleißig in die Kirche. Mit der Politik beschäftigen sie sich ebenfalls stark und betheiligen sich bei jeder Wahl in der Grafschaft zweifach.

*** In den Memoiren W. Jerdans wird ein sonderbares Actenstück aus Byrons Leben mitgetheilt. Es ist ein Gesuch des Dichters an den Lordkämmerer um den erledigten Posten des Hofpoeten. Das Gesuch lautet: Mylord, da ich viele müßige Stunden habe und ein Adept im Versemachen bin, so würde es mir nicht unwillkommen sein, mich als Laureatus in Abfassung der zuständigen Oden zu versuchen, um der Langeweile los zu werden, die mich verzehrt. Ich geize dabei, Mylord, nicht nach dem Einkommen des Amtes. Der Wein ekelt mich, das Geld verabscheu' ich, das Lob ist mir widerlich, und die Welt ist mir ein großes langweiliges Rund von Apathie und Misanthropie. Nur um der Abwechslung willen übernehme ich die Aufgabe, und wo möglich, um die Einsamen zu unterhalten. Byron. Der Lordkämmerer mochte dieses Gesuch wol für eine Persiflage halten, denn Byron erhielt das Amt nicht, sondern Southey.

*** Nach Nachrichten aus Batavia vom 28. October war die kühne Reisende Ida Pfeiffer zwei Tage vorher von Sumatra wieder daselbst eingetroffen. Sie ist weit im Innern der Insel vorgedrungen, namentlich in dem Lande der Battas, einer verhältnißmäßig friedlichen, aber Menschenfleisch nicht ganz verschmähenden Völkerschaft. Einigemal befand sich Ida Pfeiffer diesen Leuten gegenüber in einer ziemlich kritischen Lage, und sah sich endlich zur Umkehr genötigt.

*** Die Damen, welche von dem Kaiser der Franzosen zu den Jagden in Compiegne eingeladen worden, haben dieser Einladung auch in jeder Beziehung Ehre machen wollen und ganze Kleidermagazine und Toiletteartikel — immer die Hauptsache — mit hinübergenommen. Man versichert, daß die Kleiderpracht an Ludwig's XV. Blütezeit erinnere. Das vom Kaiser selbst erfundene Jagdkleid der Damen, das sogar à la Napoléon III. heißt, besteht aus einem Amazonenleibchen, mit Gold besetzt, aus einem ebenfalls mit Goldstickereien und Posamenterie aus Gold in Form von Knöpfen verzierten Rocke, der auf beiden Seiten zur Hälfte seiner Länge offen ist, so daß man die mit Goldstreifen besetzten Hosen sieht, welche die Damen bei der Jagd tragen. Halbstiefel und Sporen fehlen nicht. Eine Art Herrenjacke, aber reich galonirt und in Gold gestickt, vollendet den Anzug der Amazonen.

*** Da durch den Tod der Balletmeisterin, Madame J. Weiß, das Chor der kleinen Tänzerinnen sich auflöst, so erhält jedes Mädchen laut Contract 800 fl. und eine ganze Ausstattung und werden dann in ihre Heimat (Hamburg, England, Amerika) zurückkehren. Der Gatte der Verstorbenen, der Komiker Weiß, wird sich auf einige Zeit von der Bühne zurückziehen.

Frankfurter Stadttheater.

Dienstag, den 28. December. (Gastdarstellung der vier Kinder des Herrn v. Kaler aus Stuttgart.) Die lebendig-todten Eheleute, oder: „Wie kommt man zu Geld?" Posse in einem Act von Scholz, ausgeführt von vier Kindern. — Hierauf: Zu Hause, Familienscene in einem Act von Bauernfeld. — Zum Schluß: Letzte Fensterln, Alpenscene von J. G. Seidl, mit Gesängen, ausgeführt von dem achtjährigen Karl v. Kaler und der dreizehnjährigen Linna v. Kaler. Musik von Lachner.

Mittwoch, den 29. December. (Zum Besten der Spendesection des allgemeinen Almosenkastens.) Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Herrmannstadt", bearbeitet von Karl Gollmick. Musik von Kreutzer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Postzeitung.

N°. 311. Mittwoch, 29. December **1852.**

Alles am rechten Platz.

Von H. C. Andersen.

(Schluß.)

Das eine entsprach dort dem andern. „Alles am rechten Platz!“ hieß es auch dort, und deshalb hingen alle die Gemälde, die einst zum Staat und zu Ehren auf dem alten Herrenhof gewesen, jetzt in dem Gange, der in die Gesindestube führte; altes Gerümpel war es, namentlich zwei alte Porträts, das eine ein Mann im rosenroten Rock mit Perücke, das andere eine Dame mit gepudertem frisirtem Haar und einer roten Rose in der Hand; beide aber ganz in derselben Weise von einem Kranz von Weidenzweigen umgeben. Diese beiden hatten gar viele Löcher, und zwar deshalb, weil die kleinen Barone immer die beiden alten Leute als Zielscheibe für ihre Armbrüste benutzten. Sie stellten den Justizrat und die Justizrätin vor, von welchen die ganze Familie abstammte. — Aber sie gehören nicht recht zu unserer Familie! sagte einer der kleinen Barone, er war Krämer und sie hütete die Gänse. Sie waren nicht wie Papa und Mama! — Die Bilder seien etwas alten Gerümpel, und „Alles am rechten Platz!“ sagte man, und deshalb kamen auch der Urgroßvater und die Urgroßmutter auf den Gang nach der Gesindestube.

Der Sohn des Ortspredigers war Hauslehrer auf dem Gut. Eines Tages ging er mit den kleinen Baronen und deren ältester Schwester, die kürzlich eingesegnet worden, spazieren, und zwar über den Feldweg, der an dem alten Weidenbaume vorbeiführte, und während sie alle dahinschritten, band sie einen Strauß von Feldblumen; „Alles am rechten Platz!“ und der Strauß war ein schönes Ganzes. Indessen hörte sie doch sehr wol alles, was gesprochen ward, und es erfreute sie gar sehr, den Predigersohn von den Naturkräften, von den großen Männern und Frauen der Geschichte erzählen zu hören; sie war eine gesunde, herrliche Natur, geadelt an Seele und Gedanken, und mit einem Herzen, das alles von Gott Geschaffene mit Liebe umfing.

Die Spaziergänger machten Halt an dem alten Weidenbaum; der jüngste der Barone wollte durchaus eine Flöte davon haben, eine solche hatte man ihm früher aus andern Weiden geschnitten, und der Predigersohn brach einen Zweig von ihm ab. — O, thun Sie es nicht! sagte die junge Baronesse; aber es war schon geschehen. Das ist ja unser alter, berühmter Baum! ich liebe ihn gar sehr! ja deshalb werde ich auch zu Hause ausgelacht, aber das thut nichts! Man erzählt eine Sage von diesem Baum —! Und nun erzählte sie das, was wir alle wissen vom Baum, von dem alten Herrenhof, von dem Hausfirer und dem Gänsemädchen, die an dem Baum sich zum erstenmal trafen und die Stammeltern der vornehmen Familie und der jungen Baronesse wurden. Sie wollten sich nicht adeln lassen, die alten guten Leute! sagte sie. Sie hatten das Sprüchwort: „Alles am rechten Platz!“ und das, meinten sie, sei nicht der Fall, wenn sie sich für Geld erheben ließen. Mein Großvater, der Baron wurde, war deren Sohn, er soll ein sehr gelehrter Mann, soll sehr angesehen und beliebt bei Prinzen und Prinzessinnen und bei allen Hoffesten zugegen gewesen sein. Ihn lieben die andern zu Hause am meisten, aber, ich weiß nicht, wir scheint es, als sei etwas an jenem alten Paar, das mein Herz zu ihnen zieht! Wie gemütlich, wie patriarchalisch muß es auf dem alten Hof gewesen sein, wofelbst die Hausmutter am Spinnrade mit ihren Mägden saß und der alte Herr laut aus der Bibel vorlas! — Das sind herrliche, vermünftige Leute gewesen! sagte der Predigersohn, und mit diesen Worten kam die Rede wie von selbst auf Adelige und Bürgerliche; es war fast, als gehöre der Predigersohn nicht dem Bürgerstand an, in solcher Weise sprach er über die Bedeutung, adelig zu sein. — Es ist ein Glück, zu einer Familie zu gehören, die sich ausgezeichnet hat, und dadurch gleichsam einen Sporn des Blutes zu besitzen, um vorwärts zu schreiten in allem, was tüchtig ist. Herrlich ist es, einen Familiennamen zu haben, der als Eintrittskarte in die höchsten Kreise gilt. Adel bedeutet edel, es ist die Goldmünze, die das Gepräge dessen erhalten hat, was sie selbst wert ist. Es ist der Ton der Zeit, und viele Poeten schlagen natürlicherweise diesen Ton an, daß alles, was adelig ist, auch schlecht und dumm, daß aber bei den Armen, je niedriger man steige, alles um so mehr glänze. Allein das ist nicht meine Ansicht, denn sie ist ganz falsch. In den höhern Ständen findet man viele ergreifend schöne Züge; meine Mutter hat mir einen solchen erzählt, und ich könnte mehre erzählen. Sie war auf Besuch in einem vornehmen Hause in der Stadt; meine Großmutter, glaube ich, hatte die gnädige Frau als Kind gestillt. Meine Mutter und der hochadelige Herr befanden sich allein im Zimmer; da sieht dieser, daß unten im Hofe eine alte Frau auf Krücken hereinkommt, jeden Sonntag kam sie und holte sich eine Gabe. Da ist die arme Alte, sagte der Herr, es wird ihr das Gehen so sauer — und ehe noch meine Mutter diese Worte verstand, war er durch die Thür verschwunden und die Treppe hinabgeeilegen, er, die siebzigjährige, alte Excellenz war selbst zu der armen Frau hinabgestiegen, um ihr den beschwerlichen Weg nach der Gabe, die sie zu holen kam, zu ersparen. Das ist zwar nur ein kleiner Zug, aber wie die Gabe der armen Wittwe der Bibel hat er einen Klang, der widerhallt in der Tiefe des Herzens in der menschlichen Natur; und darauf soll der Dichter zeigen und zielen; in der jetzigen Zeit grade soll er davon singen: es thut wol, es mildert und versöhnt! Aber wo ein Stückchen Mensch, weil er vom Blut ist und eine Stammtafel besitzt, wie die arabischen Pferde auf den Hinterbeinen steht und wiehert auf der Straße, und in der Stube sagt: Hier sind Leute von der Straße gewesen! wenn ein Bürgerlicher dort war, — da ist der Adel in der Verwesung begriffen, zur Maske geworden, und zwar der Art wie Thespis sie schuf, und man belustigt sich, wenn die Person der Satire anheimfällt! Das

war die Rede des Predigersohns; dieselbe war ein wenig lang, aber unterdessen war denn auch die Flöte geschnitten.

Auf dem Hofe war große Gesellschaft: viele Gäste aus der Umgegend und der Hauptstadt; viele Damen geschmackvoll und geschmacklos getleidet; der große Saal war ganz voll von Menschen. Die Prediger aus der Umgegend standen ehrerbietigst aneinandergerückt in einer Ecke; es sah aus, als sei hier ein Begräbniß, es war ein Freudenfest, nur daß die Freude noch nicht im Gange war.

Ein großes Concert sollte aufgeführt werden und deshalb hatte der kleine Baron auch seine Weidenflöte mit hineingebracht, aber er konnte keinen Ton hervorbringen und Papa auch nicht, und darum taugte die Flöte nichts. Es gab Musik und Gesang von der Art, welche diejenigen am meisten erfreut, die sie ausführen; sonst ganz allerliebst.

Sie sind auch Virtuos? sagte ein Cavalier, der Sohn seines Vaters; Sie blasen die Flöte, Sie verfertigen sie sogar selbst; das ist das Genie, das herrscht.... dem gebürt der Ehrenplatz! — Gott bewahre! ich schreite immer mit der Zeit fort, das muß man schon! — Nicht wahr, Sie werden uns alle durch das kleine Instrument entzücken? und mit diesen Worten reichte er dem Predigersohn die Flöte, die aus dem Weidenbaum da unten an dem Dümpsel zugeschnitten war, und verkündete laut, daß der Hauslehrer ein Solo auf der Flöte vortragen wolle. Man wollte ihn zum Besten haben, das war leicht einzusehen, und der Hauslehrer wollte darum auch nicht blasen, obgleich er es wol konnte; doch man drang in ihn, man beschwerte ihn, und endlich nahm er die Flöte und setzte sie an die Lippen. Das war eine wunderbare Flöte! Ein Ton, so anhaltend wie er von der Dampfsocomotive klingt, ja weit stärker ertönte und erscholl über Hof, Garten und Wald, meilenweit ins Land hinaus, und gleichzeitig mit dem Ton kam ein Sturmwind heran, der da brauste: „Alles am rechten Platz!“ — und dabei flog Papa, wie vom Winde getragen, aus dem Saal und graden Weges in die Behausung des Schäfers, und der Schäfer flog — nicht in den Saal, dorthin konnte er nicht kommen, nein, in das Zimmer der Dienerschaft, unter die seinen Bedienten hinauf, die dort in seidenen Strümpfen umherstolzirten; und die hochmütigen Diener waren wie von der Gicht gelähmt, daß eine solche Person es wagen dürfe, sich mit ihnen zu Tisch zu setzen.

Aber in der Halle flog die junge Baronesse an den Ehrenplatz der Tafel hinauf, dahin, wo sie würdig war zu sitzen, und der Predigersohn erhielt seinen Sitz neben ihr, und dort saßen sie beide, als sein sie ein Brautpaar. Ein alter Graf aus einer der ältesten Familien des Landes blieb unangetastet auf seinem Ehrenplatze; denn die Flöte war gerecht, und das muß man sein. Der witzige Cavalier, der, welcher Schuld an dem Flötenspiel und seiner Eltern Kind war, flog kopfüber in den Hühnerstall, aber nicht allein.

Eine ganze Meile ins Land hinaus erlönte die Flöte, und man vernahm große Ereignisse. Eine reiche Bankierfamilie, die mit Vieren dahinfuhr, wurde ganz aus dem Wagen geblasen und konnte nicht einmal hinten auf ihm Platz finden; zwei reiche Bauern, die in unserer Zeit über ihr eigenes Kornfeld emporgeschossen waren, wurden in den Graben geschleudert; es war eine gefährliche Flöte; glücklicherweise zersprang sie bei dem ersten Tone, und das war gut, denn deshalb geriet sie wieder in die Tasche: „Alles an seinem rechten Platz!“

Tags darauf sprach man kein Wort von diesem Ereigniß, — daher die Redensart: „Die Flöte einstecken!“ Alles war auch wieder in gewohnter Ordnung, nur daß die beiden alten Bilder, der Krämer und das Gänsemädchen, im Festsaale hingen; dort an die Wand waren sie hinaufgeblasen, und da einer der wirklichen Kunstkenner sagte, sie seien von Meisterhand gemalt, so blieben sie auch hängen und wurden restaurirt; habe man doch früher nicht gewußt, daß sie etwas wert seien, und wie hätte man das auch wissen können. Jetzt hingen sie an dem Ehrenplatz. „Alles am rechten Platz!“ und dahin wird es auch kommen! Die Ewigkeit ist lang, länger als diese Geschichte!

Geschichte Alfreds des Großen.

Von Dr. J. B. Weiß, Privatdocent der Geschichte an der Universität zu Freiburg im Breisgau. *

Zu den guten Geschichtsbüchern, welche in vieler Hinsicht empfohlen zu werden verdienen, gehört das vorliegende ohne allen Zweifel; denn der Gegenstand, den es behandelt, ist der allgemeinen Beachtung in hohem Grade würdig. Es ist nämlich ein Stück deutscher Geschichte, obschon es in England spielt. Angeln und Sachsen sind im Jahr 449 nach England ausgewandert, haben es großentheils für sich erobert und sodann deutsche Königreiche darin gegründet, und deutsches Element ist es noch, was vielleicht vorzugsweise die englische Geschichte und so interessant macht.

Ueber die Zeit, in der die Angelsachsen eine Rolle spielten, sind in neuerer Zeit eine Menge für die deutsche Geschichte wichtiger Urkunden und Werke erschienen. Der wichtigste Moment in der Geschichte der Angelsachsen ist in diesem Buch behandelt. Es ist darin sorgfältig und treu ein großer Mann beschrieben, eine jener hohen Naturen, die der Stolz unsers Geschlechts sind, die näher kennen zu lernen den Geist bildet und kräftigt und das Herz erhebt und veredelt.

Alfred der Große ist sicherlich eine der schönsten Gestalten in den Tafeln der Geschichte. Es haben darum verschiedene Geschichtschreiber auch bei uns an ihm ihre Kraft versucht: der gemütvolle Stolberg, nach ihm Lorentz, vor kurzem H. Pauli und jetzt der treffliche Dr. Weiß, der, was Fleiß und Gewissenhaftigkeit der Forschung, Reichtum des Inhalts, Kunst in der Anordnung und Verarbeitung des Stoffes und endlich Kraft und Lebendigkeit der pragmatisch-historischen Darstellung anbelangt, allen seinen Vorgängern die Palme entrissen zu haben scheint.

Alfred ist eine gewaltige Natur. Im zweiundzwanzigsten Lebensjahre an die Spitze eines von furchtbaren Feinden bedrohten Staates gestellt, hat er sein Land in sechsundfünfzig Feldschlachten gerettet; die langen Kriege hatten das Volk verwildert: Alfred gründet Schulen, schreibt Volksschriften, um Humanität und Religiosität zu fördern; endlich legt er auch als Gesetzgeber den Grund zur dauernden Blüte seines Staats.

Das Buch zerfällt darum naturgemäß in drei Abtheilungen: Alfred und die Normannen; Alfred als Schriftsteller; Alfred als Gesetzgeber. Die Nachrichten über Alfred sind leider nicht sehr reichlich. — Eine längere pragmatisch-historische Einleitung war notwendig, um den Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen und zur Anschauung und zum Genuß des historischen Bildes vorzubereiten. Diese Einleitung ist ganz besonders gelungen zu nennen. Der Verfasser weiß eine Masse Materials in wenige kernige Sätze zusammenzudrängen, das schwerste leicht und einfach zu sagen und dem Leser den ernstesten Stoff auf angenehme Weise mitzutheilen. Neue und wichtige Dinge werden uns vor das Auge gebracht. — Die erste Abtheilung „Alfred und die Normannen“ ist ein kräftiges Gemälde einer wilden Zeit, in der das Schwert den Mann zu nie endenden Kämpfen

* Schaffhausen, 1852.

fortriß. Dasselbe ist durchwebt von kritischen Untersuchungen, die ebenso von ernsten Studien wie von gesundem Urteil und Scharfsinn zeugen. Die Quelle, welche man bisher für die beste hielt, ist als gefälscht bezeichnet und nachgewiesen.

Alfred ist von den mythischen Lügen, die sein Bild umgaben und entstellten, befreit und in seiner wahren, rein menschlichen Größe dargestellt. In allen bisherigen Biographien Alfreds war es stehender Artikel, daß er sein ganzes Leben lang ein siecher, an Epilepsie leidender Mann gewesen. Diese Angabe ist als grundfalsch mit Recht dem Spott preisgegeben. Zugleich ist der historische Gesichtskreis des Verfassers weit umfassender als der aller bisherigen Biographen unseres Helden; ein Hauptverdienst seines Buches ist entschieden darin zu finden, daß er die Einwirkung der allgemeinen europäischen Verhältnisse auf England und umgekehrt den Einfluß Englands auf Europa sehr treffend nachgewiesen hat. Dieser Theil sowie überhaupt das ganze Buch ist nicht etwa nur die Frucht angestrengten Fleißes, sondern mit kritischem Scharfblick und politischem Verstand geschrieben. Ausführlicher als alle seine Vorgänger verbreitet sich der Verfasser über Alfreds literarische Thätigkeit, und welch schöne und interessante Mittheilungen sind hier zu finden! Die Literatur der Angelsachsen überhaupt ist gründlicher erforscht als je vorher, und zugleich in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. Was für schöne Denkmäler der Sprache hat die deutsche Nation nicht aus dem neunten und zehnten Jahrhundert in England aufzuweisen, demnach aus einer Zeit, aus welcher in eigentlichen Deutschland fast gar nichts übrig ist! Den dritten Theil betreffend, hätten wir, grade weil das Interesse für den edeln, menschenfreundlichen und geistreichen Helden so lobsat erregt worden ist, in manchem größere Ausführlichkeit gewünscht. Mit seiner Ansicht über den Ursprung des Geschwornengerichts wird der Verfasser auf vielsachen Widerspruch stoßen; dagegen stimmen wir freudig seiner begeisterten Charakteristik Alfreds bei. Das ganze Buch ist nicht nur sehr verständig, sondern auch mit Wärme geschrieben; des Verfassers Herz zeigt sich arin warm für die in jener Zeit allmälig siegreiche christliche Kirche, welche aber auch in idealer Größe erscheint; warm für der angelsächsischen Herrscher, der aber als Muster eines Regenten der begeisterten Anerkennung auch in hohem Maße wert ist Aber bei aller Wärme und Begeisterung für seinen Helden und die christliche Kirche hat der Verfasser dennoch seinen Blick he und sein Urteil kritisch klar erhalten und bewährt. Obschon die ganze Schrift mit Aufwand von großer Gelehrsamkeit verfaßt ist, so ist doch hinwiederum die Darstellung so lichtvoll un gefällig, daß Gebildete aller Stände mit Frucht dieses Buch nurchlesen können, welchem wir von Herzen die wolverdiente Anerkennung auch in weiteren Kreisen wünschen. Ein anerkannter Nann im historischen Fache und zugleich ein tüchtiger Kritiker ht bereits ein sehr günstiges Urteil über diese Schrift ausgesprochn *, wovon wir, als damit vollkommen einverstanden, zum Sluß unsers Berichtes eine Stelle hier anführen wollen, die f lautet:

„In diesem fleißig ausgearbeiteten Werk sagt der Verfaer nicht nur alles zusammen, was die Quellen in Bezug ai Alfred darbieten, sondern bringt auch einen höhern Geist in as Gemälde, indem er das wahrhaft Königliche in Alfred hervorhebt, wie er im höchsten Glück und tiefsten Unglück, im Verhältniß zum Volk und zu den Landesgesetzen, zur Kirche und Wissenschaft sich auf eine ebenso glänzende als eigentümlich Weise kundgab. Noch sind uns von Alfred selbst Betrachtungen über das königliche Amt erhalten.

„Das größte und gewiß verdienteste Lob, was der Verfasser seinem Helden spendet, bezieht sich auf die Achtung und Hebung des angelsächsischen Nationalcharakters. „Die Angelsachsen wären ausgestrichen gewesen aus der Liste der Völker. Alfred kam und verjagte die Feinde, er gab den Angelsachsen wieder Vertrauen zu sich selbst und hat sie politisch wie sprachlich geeint. Trümmer fand er überall, als er die Regierung antrat, und ein verzagtes, unwissendes Volk. Nach den dreißig Jahren seiner Regierung hinterläßt er England reich bebaut, bedeckt mit Städten und Festungen und darin ein Volk, in dem die Cultur lebt. — Auch vor dem gefstigen Tode war sein Volk gerettet. — Alfred hat damit gerettet, was den angelsächsischen Stamm heute noch auszeichnet unter den Völkern der Erde, jenen ruhigen, beharrlichen Sinn, der Freiheit mit Ordnung zu verbinden weiß, der Altes mit Treue bewahrt und doch dem Neuen hold ist, der das Princip der Stabilität festhält neben dem Grundsatze der Entwicklung, jene ernste praktische Richtung, welche zu großartiger Machtentwicklung geführt hat. Als am Unglückstage von Hastings die Blüte des Heerbanns todt auf der Wahlstatt lag, da kamen harte Drangsale über die Sachsen. Doch der nationale Geist ging nicht unter. Auf der Wiese zu Runnymead siegten die Angelsachsen; ihr Geist ist in der Magna Charta, ist in den englischen Verfassungskämpfen zur Entfaltung gekommen. Die Beimischung normännischen Blutes hat das sächsische Phlegma nur belüftet. Angelsachsen sind es, die unter dem Sternenbanner den größten Theil der andern Hemisphäre beherrschen und einen Staat gegründet haben mit Hülfsmitteln, mit einer Zukunft, wie noch kein Staat in der Weltgeschichte. Angelsachsen beherrschen Ostindien, unentnervt durch die fühlende Natur, die dort ihre Schätze üppig hinwirft; sie pochen an die Thore Japans und China's und werden den in Todesschlaf versunkenen Osten aufrütteln, mit neuem Lebensblut erfüllen und in den Kreis des abendländischen Lebens hineinziehen. — Das ist die welthistorische Bedeutung des Sachsenkönigs.“

„Der Verfasser fährt fort: „Er ist eine große und liebliche Erscheinung in der Geschichte. Was ihn so merkwürdig macht, ist das Harmonische seines Wesens. Bei großen Männern ist meist eine Kraft des Geistes hervorragend, und zwar auf Kosten der andern. Männer, bei denen alle Geisteskräfte stark und im innigen Einklange stehen, wie bei Alfred, sind selten. Geist und Gemüt, Verstand und Fantasie, theoretisches und praktisches Talent, alles ist bei ihm in gleicher Vollendung. Er ist der erste König und der erste Philosoph, der erste Dichter und Historiker seines Volkes. Er ist Theolog, als wäre er immer in der Schule gewesen, er ist ein weiser Gesetzgeber und Feldherr in sechsundfünfzig Feldschlachten. Er liebte die Kunst und wurde nie weichlich, er liebte den Krieg und hat doch nur sein Volk vertheidigt. Im Unglück war er ungebeugt und im Glück nie übermütig. Was all diese Eigenschaften erhöht, ist der Duft der Bescheidenheit, der über sie ausgegossen ist, und der edle Gebrauch, der er damit machte. Es haben Regenten größere Länder, aber nie besser regiert. Die wissenschaftlichen Leistungen Alfreds sind seine freie, reich mit eigenen Gedanken durchflochtene Uebertragung des Boethius, eine Bearbeitung der Weltgeschichte des Orosius, eine Sachsenchronik als Landes-, und eine Bearbeitung Beda's als Kirchengeschichte.“

„Im Anhang ein wertvolles Sendschreiben des Herrn Dr. Bock in Brüssel, betreffend eine dort befindliche sehr reichhaltige Handschrift des Boethius, in der sich mehre bisher noch unedirte Abhandlungen finden.“

---

* In W. Menzels Literaturblatt.

Am 24. December 1852.

Das ist ein seltner Weihnachtstag!
Die Sonne lacht aus milder Bläue,
Und auf den Wiesen, in dem Hag,
Da grünt und sproßt es schon aufs neue.

Es weht mich an wie Frühlingshauch,
Als wollt' es blühn in allen Landen,
Und auch das Veilchen unterm Strauch
Hat nicht der Lockung widerstanden.

O Wunder, kehrt sich um die Welt?
Wo bist du, Winter, denn geblieben?
Hat dich der Lenz, der starke Held,
Für immer aus dem Land getrieben?

Ich trau' dir nicht, du schlimmer Feind!
Du willst uns trügerisch berücken,
Und schlich — ob heut' die Sonne scheint —
Uns morgen schon die weißen Flocken!

Emil Grundmann.

Tabletten.

*** Am 21. December ist zu Koburg das jüngste Kind des dortigen Regierungspräsidenten Franke (früher Mitglied der schleswig-holsteinischen Landesregierung) getauft worden. Des regierenden Herzogs Hoheit und der Frau Herzogin von Augustenburg Durchlaucht hatten Pathenstelle zu übernehmen gerucht. Außer den höchsten Herrschaften standen bei dem Kinde noch Gevatter der preußische Geheimerat Herr v. Bethmann-Hollweg und der greise Dichter Ernst Moritz Arndt; der letztere allerdings nicht in Person, sondern vertreten durch den Hofrat Briegleb, Chargé d'affaires des Prinzen Albert.

*** Als der baierische Hausschatz im dreißigjährigen Kriege vor dem siegreichen Schwedenkönige von München über Mühldorf und Altötting nach Burghausen und Salzburg geflüchtet wurde, war bekanntlich ein großer Theil davon in den Fluten des Innstroms verunglückt. Erst vor einigen Jahren mahnte ein goldener Löffel, der von einem Fischer im Inn aufgefunden wurde, an das Vorhandensein des versunkenen Schatzes. In neuester Zeit wird nun demselben aufs ernsteste mittelst eigens dazu bestimmter optischer und anderer Instrumente nachgeforscht. Der König interessirt sich persönlich für diese Nachforschungen nach einem so beträchtlichen Theile des alten Hausschatzes der Wittelsbacher.

*** Der durch seine „Etudes sur Goethe" um die Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur in Frankreich verdiente Xaver Marmier verweilt seit einigen Tagen in Berlin und findet in literarischen Kreisen überall die günstigste Aufnahme.

*** In Bennekum in Holland starb dieser Tage eine aus Aachen gebürtige Frau, 107 Jahre alt. Sie hatte den größten Theil ihres Lebens mit Betteln zugebracht und seit fünfzig Jahren auf keinem Bett geschlafen. Seit ein paar Jahren hatte sie bei mitleidigen Leuten ein Asyl gefunden und war noch so rüstig, daß sie bis zu ihrem Ende jeden Tag eine Meile zu Fuß machte, um zur Kirche zu gehen.

*** Die große Seeschlange in der Themse! Diese Ueberschrift einer Notiz, die durch viele Londoner Blätter geht, hat im Londoner Lesepublikum gewaltigen Schrecken verbreitet; denn die Erscheinung des Seeungeheuers bedeutet jedesmal eine sehr schwere Zeitungsnot und tödtliche Langeweile. Die große Seeschlange ist bekanntlich eine Amerikanerin von Geburt und richtet ihre atlantischen Sommerfahrten so ein, daß sie Großbritannien stets während der todten Jahreszeit, wenn Sibthorpe schweigt und Punch nach Futter schreit, durch ihre Gastrollen zerstreuen kann. Am häufigsten pflegt sie an den Küsten des fabulirenden Irlands aufzutreten. Bis auf einige hundert Schritte vom Rathaus der City von London war sie vorher noch nie gedrungen. Glücklicherweise nun war die Erscheinung diesmal keine Zeitungsdivision, sondern ein leibhaftiges Unthier, welches den von der Ebbe zurückgelassenen Themseschlamm so furchtbar und lärmend aufwühlte, daß Schiffer und Fischer mit Stangen und Spießen dagegen zu Felde zogen. Es wurde nach kurzem Kampf erlegt und war ein dicker, 15 Fuß langer sogenannter Meeraal (conger eel). Seit vierzehn Jahren hat man keinen Aal von dieser Beleibtheit in der Themse gefangen.

*** Die österreichische Gesandtschaft, so erzählen die Londoner Blätter, erbiet vor kurzem von einer Wiener Damengesellschaft ein sehr schönes, diamantenbesetztes Armband zugeschickt, welches zum Geschenk für Mistreß Benfield, die Schenkwirtin in Bankside, bestimmt war, die dem General Haynau vor der Wut des Pöbels eine Zuflucht bot. Zu seinem Bedauern hörte aber die österreichische Minister, daß Mistreß Benfield verschwunden sei. Man glaubt, daß sie, nach dem Bankerott ihres Mannes, nach Australien auswanderte.

Concert des philharmonischen Vereins.

Donnerstag, den 30. December, abends 7 Uhr,
im Saale des Hof von Holland.
(Letztes Concert im Abonnement 1851/52.)

1. Simfonie in D-moll von G. Onslow.
2. Terzett für Frauenstimmen von L. Cherubini.
3. Concert in H-moll für Pianoforte und Orchester von J. N. Hummel; vorgetragen von Herrn A. Ehmant.
4. Sotomanett für Männerstimmen aus „Antigone" von Felix Mendelssohn-Bartholdy.
5. Quintett für Pianoforte, Viola, Violoncell, Flöte und Oboe von W. A. Mozart, vorgetragen von den Herren A. Ehmant, B. Mohr, Chr. Siedentopf, J. Meister und W. Reuther.
6. Jagdouverture in D-dur von Friedrich Schneider.

Eintrittskarten à 1 fl. 30 kr. sind bei Herrn André (Haus Mozart) zu haben.

Frankfurter Stadttheater.

Mittwoch, den 29. December. (Zum Besten der Spendsection des allgemeinen Almosenkastens.) Aurelia, die Prinzessin von Bulgarien, große romantische Oper in drei Abtheilungen, nach dem Schauspiel „der Wald bei Herrmannstadt", bearbeitet von Karl Gollmick. Musik von Kreutzer.

Druck von August Osterrieth.

B.092